

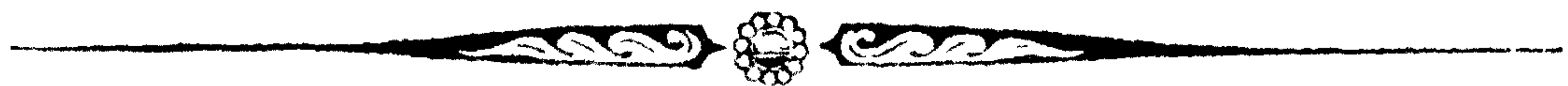
Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1845.



Göttingen,

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

öttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1845

by unknown author

Göttingen; 1845

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der erste Band

auf das Jahr 1845.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

EX
BIBLIOTHECA
REGIA ACAD.
GEORGIAE
AUG:

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

1. 2. Stück.

Den 2. Januar 1845.

P a r i s,

bei Gebrüder Firmin Didot 1844. BABPIOY
MYΘIAMBOI. Babrii fabulae iambicae
CXXIII iussu summi educationis publicae ad-
ministratores Abeli Villemain, viri excell.,
nunc primum editae. Joh. Fr. Boissonade,
litt. Gr. prof., recensuit, latine convertit, an-
notavit. XII und 269 Seiten in groß Octav.

E b e n d a s e l b s t,

bei Friedrich Klincksieck 1844. Viro venera-
bili, philologo primario, Friderico Jacobs,
annos octoginta cum omnium laude, eruditorum
admiratione feliciter transactos gratulatur Fri-
dericus Dübner, ph. Dr. Insunt animad-
versiones criticae de Babrii *μυθίαμι-
βοις*. 70 Seiten in groß Octav.

Ungefähr ein Jahr mag verstrichen sein, als die
Zeitungen von einer beträchtlichen Anzahl griechi-
scher Handschriften Kunde gaben, welche ein von
dem erleuchteten Minister des öffentlichen Unter-

richts in Frankreich, dem auch als Gelehrten rühmlichst bekannten A. Villemain, nach dem Orient gesandter Grieche, Minoides Minas, theils für die Pariser Bibliothek erworben, theils in Abschriften heim gebracht habe. Vor allen zog unter ihnen eine Sammlung der Aesopischen Fabeln des Babrios die Blicke der Freunde der griechischen Poesie auf sich. Denn die verhältnißmäßig dürftigen Ueberreste des Dichters, die außer einigen durch glücklichen Zufall geretteten vollständigen Fabeln meist aus Ausführungen einzelner Verse bei Suidas bestanden, hatten seit Jahrhunderten ein lebhaftes Verlangen nach dem Besitze der durch Einfalt der Erzählung und seltene Eleganz der Sprache hervor stehenden Fabeln in ursprünglicher Gestalt rege gemacht. Man weiß, wie Bentleys Beobachtung, daß die spätern prosaischen Erzähler der Aesopischen Fabeln, welche durch alle Zeiten hindurch ein zähes Leben unter immer neuen Formen bewahrt haben, ihre Abhängigkeit vom Babrios noch oft genug durch mehr oder weniger vernehmbare Anflänge choliambischen Mafes verrathen —, seit Tyrwhitts schöner Schrift über Babrios eine Reihe von Gelehrten veranlaßt hat, aus den Trümmern der Paraphrasen die alten Fugen heraus zu finden. Wie mißlich dies Unternehmen sein mußte trotz mancher gelungenen Griffes im Einzelnen, das lehrt jetzt vorliegende glücklich dem Untergange entrittene Sammlung echter Fabeln, die dem Inhalte nach größtentheils bekannt, in ihrer überraschend schönen metrischen Fassung größtentheils unbekannt waren. Man darf es dreist sagen, daß abgesehen vom Hymnus auf Demeter kaum seit Jahrhunderten ein schöneres Denkmahl der griechischen Poesie wieder aufgefunden ist und daß der hochherzige

Staatsmann wie der glückliche Finder und der gelehrte Herausgeber den gegündetsten Anspruch auf den Dank aller Gelehrten und Gebildeten sich erworben haben. Die dem würdigen Herausgeber schuldige Anerkennung kann dadurch keinen Abzug leiden, daß beim ersten Bestellen des Acker's sein Pflug nicht überall gleich tief in die Schollen gedrungen ist. Die Hauptsache ist, daß wir den Babrios selbst haben. Es wird an frischen Kräften nicht mangeln, das Schadhafte zu heilen und das Uebersehne zu ergänzen. Einen bedeutenden Anfang hat bereits unser Dübner in obiger Zuschrift an Fr. Jacobs gemacht, die so wohl durch die warme Liebe zu dem edeln Greise, wie durch gediegenen Inhalt sich auszeichnet und von Dübner's glücklichem critischen Scharfblick ein neues Zeugnis ablegt. Bescheiden nennt er seine eben so wie Boissonade's Ausgabe in Cile entworfene kleine Schrift ein *spicilegium post segetem*. Aber die aufgelesenen Lehren sind vollwichtig und auf ergiebigem Acker gesammelt.

Die Handschrift unserer Fabeln fand Minoides Minas im Kloster St. Laura auf dem Berge Athos an einem feuchten, den schleunigen Untergang drohenden Orte, aus welchem der glückliche Entdecker sie unter Schmutz und Unrath hervor zog. Der auf Pergament in Octav geschriebene Codex, der außer Babrios noch einige andere Schriften enthält und mehrere palimpseste Blätter erkennen ließ, gehört allem Anschein nach ins zehnte Jahrhundert, wie er denn z. B. noch *αι, ηι, ωι*, nicht *α, η, ω* schreibt und von gewöhnlichen Fehlern späterer griechischer codices wenig Spuren blicken läßt. Die Affabulationen sind sämtlich in Uncialen geschrieben, charakteristisch für den Geschmack der späteren Zeiten. Hin und wieder waren einzelne

Wörter des zu Anfang und Ende beschädigten codex nicht völlig sicher zu entziffern, weshalb es um so mehr zu bedauern ist, daß Minas sich mit einer Copie begnügen mußte, da die Mönche einen zu enormen Kaufpreis verlangten. Indes ist er schon wieder auf dem Wege nach dem Athos, um das wichtige *κειμήλιον πάση μηχανῇ, τουτέστι πάση τιμῇ*, an sich zu bringen.

Jetzt liegen uns 123 vollständige, nach der Buchstabenfolge der Anfangsworte geordnete Fabeln vor. Sie führen die Ueberschrift: *Βαλεβρίου μυθίαμβοι Αιώπειοι κατὰ στοιχείον. Στίχοι χωλιαμβικοί*. Die Sammlung zerfällt in zwei Schichten, deren andere mit dem Buchstaben *M* beginnt, aber mitten im *O* abreißt. Jede dieser Schichten hat ein besonderes Proömion. Der Dichter widmet diese Bearbeitung der Fabeln einem jungen Manne *Βράγγος*, den er Pr. 1, 2. *ὦ Βράγγε τέκνον*, 10. *Βράγγε*, 74, 15. *ὦ Βράγγε*, 18, 15. 72, 28. *ὦ παῖ* anredet und der diese Fabeln dem Gedächtnisse einprägen soll. Im zweiten Proömion, welches offenbar, wie vers. ult. zeigt, an denselben Branchos gerichtet ist, lautet die Ansprache: *ὦ παῖ βασιλέως Ἀλεξάνδρου*. Der Dichter sagt, er wolle die von den alten Assyriern erfundenen, vom Misopos zuerst den Hellenen, vom Kybissos den Sibyern erzählten Fabeln in neuer Weise der Dichtkunst erzählen, und setzt mit einem gewissen Selbstgefühl hinzu, in die von ihm geöffnete Thür seien dann auch Andere eingetreten, die in nicht gleich schlichter, sondern verkünstelter Manier *γρίφοις ὁμοίως ἐκφέρουσι ποιήσεις*. Er aber stelle in durchsichtiger Klarheit dar, ohne die Zähne seiner Tamben zu wehen.

Von vielen Fragen, die Babrios veranlaßt, drängt sich zunächst die auf: Von welchem frühern

Dichter hat Babrios den treffenden Gedanken entlehnt, die Aesopischen und Libyischen Fabeln gerade in Choliamben zu erzählen? Vom Kallimachos, ist die Antwort. Auffallend die, wie mir scheint, unleugbare Abhängigkeit des Babrios von seinem Alexandrinischen Vorbilde, in Form und Gedanken, bis in den einzelnen Wortgebrauch herab. Schade, daß wir über die Proömien hinaus dieses kaum in schwachen Zügen verfolgen können. Gehen wir die Proömien durch.

Das erste hebt mit einer kurzen Charakteristik der Hesiodischen Weltalter an, um die harmlose Glückseligkeit des goldenen zu schildern, als noch Thiere und Pflanzen mit den Menschen, Menschen mit den Göttern redeten: 6 sqq.

*Ἐπὶ τῆς δὲ χροσῆς καὶ τὰ λοιπὰ τῶν ζῶων
φωνὴν ἔναρθρον εἶχε καὶ λόγους ἦδει.*

ἀγοραὶ δὲ τούτων ἦσαν ἐν μέσαις ὕλαις.

ἐλάλει δὲ πέτρον καὶ τὰ φύλλα τῆς πεύκης,

*ἐλάλει δὲ πομπός *), Βράγχε, νῆτ' καὶ ναύτη,*

στρουθοὶ δὲ συνετὰ πρὸς γεωργὸν ὠμίλουν.

ἐφύετ' ἐκ γῆς πάντα μηδὲν αἰτούσης.

θνητῶν δ' ὑπῆρχε καὶ θεῶν ἔταιρειν.

Auf dieselbe Weise scheint mir Kallimachos sein den Choliamben fabelhaften Inhalts vorgesehtes

*) Der Codex, den ich nach Boissonade A nennen will, hat mit offenbarem Glossen: *ἐλάλει δὲ πόντιος ἰχθύς, Βράγχε*, woraus Boissonade, nach Verwerfung der Aushilfe *Καὶ πόντιος ἰχθύς, Βράγχε*, geschrieben hat: *ἐλάλει δὲ δελφίς*, ohne doch das Wort selbst verbürgen zu wollen. Ich glaube mit *πομπός* der Hand des Dichters näher gekommen zu sein. Der *πομπίλος*, der zu verstehen ist, der menschenfreundliche Geleiter der Schiffe und Schiffer, scheint mir vollkommen geeignet, sein Geschlecht zu vertreten. Als *πομπός* in *πόντιος* verschrieben war, wurde die Glosse *ἰχθύς* nöthig, die allmählich in den Text drang.

Proömion eröffnet zu haben. Man vergleiche den gleichen Gedanken fr. 87., offenbar im Eingange:

*Ἦν κείνος οὐνιαυτός, ὃ τὸ τε πτηγόν
καὶ τοὺν θαλάσση καὶ τὸ τετράπουν οὕτως
ἐφθέγγεθ', ὡς ὁ πηλὸς ὁ Προμηθεῆος*).*

Wie so ganz anders der Römer: Fictis jocari nos meminerit fabulis! Bestätigung dieses uranfänglichen Zustandes soll Branchos aus den Mythen des alten weisen Misopos erhalten, 14 sq., womit Prooem. 2, 4 zu verbinden ist:

*Πρῶτος δὲ, φασίιν, εἶπε παισὶν Ἑλλήνων
Αἴσωπος ὁ σοφός, εἶπε καὶ Αἰβυστινοῖς**)
λόγους Κύβισσος κτλ.*

Hiermit halte man die vom Apollonios lex. Hom.

*) Dieser kindliche Glaube spricht sich bedeutsam in der Formel aus: 'als noch die thiere sprachen', 'mit welcher wir', um J. Grimms Worte Reinhart p. V zu brauchen, 'das Dunkel einer geschwundenen Vorzeit bezeichnen.' Grimm führt als ältestes ihm bekanntes Beispiel aus Aimoin an 1, 10. eo in tempore, quo humanae copia eloquentiae cunctis inerat animantibus terrae.

**) So ist diese Stelle zu schreiben. A bietet: *λίβυς, τινὸς λόγου λιβύσης*, woraus Boissonade *Αιβυστινὸς λόγῳ Αιβύσης* nicht glücklich gemacht hat. Schon Dübner S. 62 hat das widerlegt. Was er selbst vorschlägt, *Αιβυστινὸς γόνῳ Αιβύσης* oder *γόνῳις gnatis Libysae pro juventuti Libycae* — wird er nicht ungerne aufgeben. Meine Emendation beruht auf Theo Progymn. I, 172 Walz. *Κυβισσὸς ἐκ Αιβύης μνημονεῖται ὑπὸ τινῶν ὡς μυθοποιός* und Diogenian. praefat. p. 180. ed. Gotting. *Αιβυκὸς αἶνος ἀπὸ τοῦ ἔθνους ἐρῆσθαι λέγεται, [ἦ] ἀπὸ Αιβυός τινος· οἱ δὲ Κύβισσαν (cod. Κύβισσαν) εὐρέτην γενέσθαι τοῦ εἶδους τούτου*, wo ich noch andere Nachweisungen gegeben und nach Grauert an Thales Pflegsohn *Κυβισσός* oder *Κυβισθός* erinnere habe, der in codd. auch *Κύβισθος, Κύβισσος, Κυβισσος, Κύβιστος* geschrieben wird, s. Steph. thes. IV, 2059. — Im vierten Verse stand *πᾶσιν εἶπε παισὶν*, wofür Boissonade *πάντων* vorschlug, ich *φασίιν* geschrieben habe.

s. v. *ἄειδε* erhaltenen Verse eines nicht genannten Dichters zusammen, in dem man bisher allgemein mit Tyrwhitt den Babrios erkennen wollte, ohne zu bedenken, daß dem Apollonios des Kallimachos Zeugnis weit näher lag und daß es überall gerathen ist, bei namenlosen Versen Kallimachischen Gepräges an keinen andern zu denken. Also Kallimachos, wenn ich recht sehe, sagte ganz ähnlich:

ταῦτα δ' Αἰσωπος
ὁ Σαρδιηνὸς εἶπεν, ὄντιν' οἱ Δελφοὶ
ἄδοντα μῦθον οὐ καλῶς ἐδέξαντο.

Hierzu geselle man einen gleichfalls namenlosen Vers bei Suid. s. v. *ἔωσεν*, der mit jenen Versen etwa durch den Gedanken verbunden war: denn fälschlich ihn der *ἱεροσυλία* beschuldigend

[οἱ Δελφοὶ]

ἔωσαν αὐτὸν (νηλεῶς) κατὰ κρημνοῦ *).

Beim Suidas steht hinter *κρημνοῦ* noch *μάλα*, worin ich nichts anderes als *ΚΑΛΛΙΜΑΧΟΣ* erkenne. *Οἱ Δελφοὶ* ist vom Suidas aus dem Zusammenhang zugesetzt. Mit der Bezeichnung des Aisopos als Gardianer stimmt sehr gut der vom Kallimachos auf den Emolos verlegte von den alten Lydern erzählte *αἶνος* von der Tanne und dem Lorbeer.

Zum Schlusse des ersten Proömions sagt Babrios, er wolle dem Branchos ein *μελισταγῆς κηρίον* vorsehen

πικρῶν ἰάμβων σκληρὰ κῶλα σὺν θλάσας, d. h. indem er die harten Glieder der Samba gebrochen, ihnen ihre Bitterkeit der Satire, wozu

*) Grauert de Aesopo p. 58 dachte an einen Komiker, Welcker 'Aesop eine Fabel' Rhein. Mus. 1839, S. 370 an eine Komödie oder Babrios. Bernhardt ad loc. deutet nur an, daß metrische Fassung durchschimmere.

Hipponax sie geschaffen, genommen habe (A hat *θηλάσαι*, wofür ich etwas Kühn *συνθλάσας* setze; Sic bey Dübner p. 63 *μαλθάξας*, Dübner *ἀφηδύνας*. Man könnte auch *θηλύνας* emendieren). Und in gleichem Sinne Prooem. 2, 13 sq.

Ἐγὼ δὲ λευκῇ μυθιάζομαι ῥήσει

καὶ τῶν ἰάμβων τοὺς ὀδόντας οὐ θήγω κτλ.
Sehen wir auf Babrios Muster, so überrascht derselbe Gedanke. Ich verknüpfe nämlich fr. 92 mit fr. 90 und gewinne somit folgenden Zusammenhang:

Ἀκούσαθ' Ἰππώνακτος· οὐ γὰρ ἄλλ' ἤκω
[*φέρων ἰάμβους*], *οὐ μάχην ἀείδοντας*

τὴν Βουπάλειον, [ἀλλ' ἐλευθέρῃ μουσῇ] κτλ.

Auch darin darf man an Kallimachos Einfluß denken, wenn Babrios Prooem. 2 ungeschickte Nachahmer abweist und seine freiere Art rechtfertigend preiset. Man erinnert sich der mehrfachen geharnischten Proömien des Kallimachos, namentlich des den *Αἴτια* vorgesezten, worin er, ähnlich wie Babrios, *μέγα ποφέουσιν ἀοιδίην* von sich ablehnt, s. Hecker commentatt. Callimach. p. 52. Endlich ist das Stimmen im Gebrauch des *ἀείδειν* und *εἰπεῖν* vom Aisopos bei Beiden nicht zu übersehen: Babr. 2, 16. *ἐκ δευτέρου σοι τίνδε βίβλον ἀείδω*, wie oben Callim. *Αἴσωπον ἔδοντα μῦθον κτλ.* Danach glaube ich auch, 2, 7 für das gezierte und meinem Gefühl widerstrebende: *ἐγὼ νέη μουσῇ δίδωμι* vermuthen zu dürfen *ἄδοιμι*. Dieser Optativ wäre wieder echt Kallimacheisch, vergl. Hecalae vers. ap. Hecker. p. 98.

Αἴθρην τὴν εὐτεκνον ἐν ἀγρομένοις ὑδέοιμι, mit Theocr. XVII, 7.

Dieses voraus geschickt, daß Babrios Kallimachos kannte und durch die einzelnen Versuche desselben,

Aesopische Fabeln in Choliamben zu erzählen — denn seine Choliamben behandelten auch andere Stoffe — auf den Gedanken kam, seine Fabeln in gleiche Form zu kleiden, wollen wir die Frage zu beantworten versuchen: Wann und wo lebte denn dieser Babrios?

Man weiß, daß die Gelehrten darüber sehr verschiedene Behauptungen aufgestellt haben. Die bisherigen Quellen boten ein dürftiges Material; scheint es doch fast, daß der fabelhafte Inhalt auch die Erfinder und Erzähler Aesopischer Fabeln überzogen habe, dergestalt, daß fast von keinem Fabulator sichere Personalialia vorhanden sind. Unsere Fabeln geben einige Winke mehr, die aber das über Babrios Person ausgebreitete Zwielficht nicht vollkommen aufhellen, vielmehr im Stande sind, das Räthselhafte des Mannes noch zu erhöhen. Einen historischen Zug aus dem Leben des Dichters gibt fab. 57, 12 sqq. an Hand, indem uns der Dichter merken läßt, daß er mit den Arabern in unangenehme Berührungen gekommen sei, deren Treulosigkeit er schilt:

*ἐντεῦθεν Ἄραβες εἰσιν, ὡς ἐπειράθην,
ψεῦσταί τε καὶ γόητες, ὧν ἐπὶ γλώσσης
οὐδὲν κἀθῆται ῥῆμα τῆς ἀληθείης.*

Boissonade stellt p. XI den Satz als sein Glaubensbekenntniß auf: Poetam, cui nomen Babrio, Valerio Babrio, natione et lingua latinum esse opinor. Nämlich Herder und vor ihm Canegieter ließen Βάβριος nicht als griechischen Namen gelten und letzterer hat aus Inschriften eine römische gens Babria nachgewiesen, s. Knoche Babr. p. 12 sq. Die Annahme, zu ihr gehöre unser Dichter, beruht auf einem Vorurtheil und auf einem trieglichen Scheine, in welchem befangen Kav. Berger auch den Vornamen Valerius zu

entdecken geglaubt hat. Unter den Papieren eines englischen Gelehrten in der bibl. Harleiana fand nämlich Musgrave die Copie einer Fabel (LVIII Boiss.), welche er Tyrwhitt mittheilte, der sie dissertat. de Babr. p. 69 zuerst edierte. Die Ueberschrift derselben lautet: *** Βαβρίου.

Βαλερίου χωριαμβικοί στίχοι ἐκ τῶν Αἰώπου μύθων. Vor Βαβρίου fand sich ein wahrscheinlich lateinisches Wort, das Musgrave nicht lesen konnte; Tyrwhitt muthmaßte, Βαβρίου sei als Correctur von Βαλερίου übergeschrieben; Herder ergriff den Βαλέριος und suchte in dem schwer zu lesenden Worte den 'wahrscheinlich lateinischen Vornamen', den dann Berger gefunden zu haben wähnte, indem er einen C. oder Luc. Babrius Valerius zusammen brachte. Man hätte sollen diesen Dingen nicht trauen. Setzt hat G. C. Lewis in seinem lesenswerthen Aufsätze On the fables of Babrius im Cambridger Philol. Mus. I, p. 292 die Mittheilung gemacht, es scheine Versus Βαβρίου heißen zu sollen. Offenbar: der verständige alte englische Gelehrte, der in seinem codex Βαλερίου fand, setzte der Abschrift das Richtige vor, Versus Βαβρίου, und ließ nun den Titel des Codex folgen. So verschwindet der Valerius und ich hoffe, auch der römische gentilis. Freilich könnte Einer dafür sich auf Βαλεβρίου im A berufen. Darin sehe ich aber weiter nichts, als ein Zeichen der Unbekanntschaft der Abschreiber mit dem seltenern, fast überall verschriebenen Namen Βάβριος; ihnen war Βαλέριος geläufiger, in welchen er im A überzugehen anfängt, in dem englischen Codex vollkommen übergegangen war.

Boissonade setzt ihn aber gar unter Severus Alexander. Er sagt zu Prooem. 1, 2. Quarenti quis sit ὁ βασιλεὺς Ἀλέξανδρος, remoto illo

Macedone rege, succurrit imperator Alexander Severus. Ipsi enim esse potuit filius nothus, qui vocatus fuerit Branchus, idque convenientissime, scilicet natus fors an in Syria, fors an matre Syra, certe Syro patre, qui ante imperium gesserat Solis sacerdotium (?), et filium, nomine tali dato, quasi tutelae Apollinis Branchii — was sollte er doch mit dem Milesischen Gotte zu schaffen gehabt haben? — commendare sibi videbatur. Und übereinstimmend p. XI. suam ipse indicavit aetatem libellum donans novum filio βασιλέως Ἀλεξάνδρου, regis, immo imperatoris (seit Dio, Aristides, Appian kommt βασιλεύς oft genug vom römischen Kaiser vor, s. Spanhem. de usu et praest. num. II, 397. Eckhel Doctr. Numm. VIII, 366. Ignarra Palaestr. Neap. 200. und W. Dindorf thes. Steph. s. v.) Alexandri. Ad hunc locum monui, sed dubitanter, posse Alex. Sev. intelligi. Atque quod fab. 57. narratur, in hominem non male cadit, qui cum Brancho Syriam habitaverit.

Ich will nicht bergen, daß ich an Severus Alexander von allen Alexandern zuletzt gedacht haben würde. Die historischen Schwächen, woran diese Annahme leidet, ferner die hohe Unwahrscheinlichkeit so reiner poetischer Productionen in jener Zeit ganz bei Seite schiebend will ich zwei Punkte ausheben, die jene Hypothese allein zu vernichten im Stande sind. Erstens führt der unter Septimius Severus schreibende Dositheos Magister mehrere Fabeln des Babrios an; sie müssen schon damahls allgemein bekannt gewesen sein. Zweitens scheint Avians Vorrede, falls er nicht träumerisch gefaselt haben soll, unumstößlich zu zeigen, daß Babrios älter als Phädrus

ist. Er sagt: Hujus materiae ducem nobis Aesopum noveris —: quas graecis (der von mir verglichene cod. Leidens. Scaligeri saec. IX hat grecis) iambis Babrius (brabrius cod.) repetens in duo volumina coartavit; Phaedrus (Phoedus cod.) etiam partem aliquam quinque in libellos resolvit.

Die Behauptung, Babrios sei kein griechischer Name, scheint mir zu viel zu sagen. Wo es Mannsnamen gibt wie *Bάβρης*, *Βαβρίας*, *Βαβρίων*, *Βάβρων*, *Βάβρυς*, ja gar *Βάβρυας*, Stifter von *Βαβρυάντιον* in Aeolis, da darf ein *Βάβριος* oder *Βαβρίας* nicht als Eindringling ausgewiesen werden. Doch sehr möglich, daß der ursprünglich orientalische Name hellenisiert worden ist. Hätten wir Poesien eines Sprößlings der römischen gens Babria vor uns — und einen solchen Mann sollte uns kein Historiker genannt haben? — ich denke, hin und wieder sollten doch wohl Spuren römischer Heimath, Spuren künstlich erlernter griechischer Sprache durchblicken. Die Sprache aber zeigt uns im Ganzen, trotz mancher Belege der spätern Zeit in Formen und Verbindungen, eine Klarheit, Frische und Gesundheit, daß, meinen bisherigen Beobachtungen zufolge, weder an einen Römer noch an die Zeit nach Phädrus gedacht werden kann. Wie sticht dagegen die unpoetische, glatte, aber lederne Erzählung des Phädrus ab! 'Ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Mostes', sagt Jakob Grimm so schön wie wahr. Und doch haben wir vom Babrios nur eine editio in usum Delphini; die größere Bearbeitung in zehn Büchern wird an poetischer Fülle und epischer, der Thierfabel ganz angemessener, Behaglichkeit und Breite weit höher gestanden haben. Jetzt ist manz

cher Zug lakonisch angedeutet und ein Trachten nach der Nüchternheit unverkennbar.

Hier will ich einen Punct kurz andeuten, welcher der Annahme eines höhern Alters sehr zu Statten zu kommen scheint. Je lebensfrischer der Ainos, desto mehr liebt er es, gleich dem Epos, seine Erzählung zu localisieren. Dadurch wird die poetische Anschaulichkeit und der Reiz der Erzählung gesteigert, indem mit treuherziger Schalkheit der Ton wahrhaftiger Geschichte angeschlagen wird. Den gewöhnlichen Aesopischen Fabeln geht, wie J. Grimm schon bemerkt, örtliche Anknüpfung fast durchweg ab, nur Fab. 155. Cor. erscheinen Füchse am Mäander bei Milet, 149. Schwalben in Thracien, aber das ist eben eine Fabel des Babrios. Der Affe am Vorgebirge Sunion F. 88 ist nach Grimms Urtheil doch schon anderer Art. In Phädrus geleckter, aber verflachter Erzählung sucht man vergebens nach solchen Zügen. Was dahin zu gehören scheint, ist doch, genauer betrachtet, ganz anderer Art. Bei denjenigen alten griechischen Dichtern, die den *αἶνος* lediglich als Beize ihrer Darstellung gelegentlich anwenden, wird man locale Beschränkung nicht zu fordern haben; 'das zur Moral vergorene Getränk' ist ihr Hauptzweck. Und doch scheint es, daß in älterer Zeit Localisation auch bei ihnen nicht ganz fehlte. Der alte Iambiker Simonides von Amorgos erzählte, scheint es, einen uns nicht sonsther bekannten *αἶνος*, s. fr. 8. Bergk. (9. Welcker.) aus Athen. VII, 299, C.

*Ἐρωδιὸς γὰρ ἔγγελλεν Μαϊανδρίην
τρίορχον εὐρών ἐσθιοντ' ἀφειλετο.*

Die *ἔγγελλος Μαϊανδρίην* und die Füchse am Mäander sind so gut Beispiele des *Ἀύδιος αἶνος*, wie Kallimachos Lorbeer und Lanne auf dem Imoios: fr. 91.

" *Αιουε δὲ τὸν αἶνον· ἔγ ποτε Τρωῶλω
 Δέφνην ἐλαίη νεῖκος οἱ πάλαι Αὐδοὶ
 λέγουσι θείσθαι.*

Vgl. die Bemerkungen post Eustath. prooem. Pindar. p. 57. Eng hängt die Lydische Localität mehrerer Fabeln mit dem Glauben an Ἴσιφος Lydische Heimath zusammen, wie denn Kallimachos ihn Sardinianer nennt. Auch Babrios Fabeln haben dieser wärmern, gemüthlichern Art sich noch nicht völlig entfremdet: die beiden Kampfshähne der Paraphrasen sind bei ihm noch Tanagräische; der mit dem Pfau streitende Kranich tritt noch als *Αἰβυσοα γέρανος* auf; der vom Demos der Hunde gegen die Wölfe gewählte Hundegeneral ist dort ein *κύων Ἕλλην*, hier merkwürdig genug — worauf weiter zu achten — ein *Ἀχαιός*: ferner dort die verschiedenen Hunde nur noch nach Farbe geschieden, hier Kretensische, Molossische, Akarnanische, Dolopische, Kyprische, Thrakische. Auch so individuelle Bezeichnungen wie 108, 25. *ισχὰς Καμειραῖη* (die Paraphrase *μικρὰ ἰσχὰς*) sind zu beachten. Daß Babrios noch öfter den Schauplatz der Handlung nach Libyen verlegt hat, dafür scheint zu bürgen, daß er Prooem. 2. neben Ἴσιφ nur gerade die Libyischen *μῦθοι* erwähnt. Schon Äschylos nennt die herrliche Fabel vom Adler, der vom Pfeil aus eigenen Schwingen getroffen wird, *μῦθον Αἰβυστικόν* und Aristoteles Rhet. II, 20. verbindet, wie Babrios, *οἱ Αἰσώπειοι καὶ Αἰβυζοί*. Unrichtig habe ich früher ad Eust. l. c. diese Klasse von *μῦθοι* mit dem *Κασιτικός* und *Κύπριος αἶνος* in Eins geworfen. Aus den Libyischen Mythen mag der Araber und das Kameel, auch wohl das Krokodil, ein fremder Beisatz der griechischen Thierfabel, stammen, immerhin mag Grauert Recht haben, daß Kyrene die Kunde derselben vermittelt

habe. Hingegen der *Κύπριος αἶνος* ist eine vereinzelt Kyprische Sage, die Timokreon in seine bittere Lyrik aufnahm; gerade darum, weil er sie localisirt hatte, sonderten Grammatiker und Rhetoren sie unter besonderem Namen aus, s. post Eust. p. 58. Gleichermassen beruht der *Καρικὸς αἶνος*, den Timokreon gleichfalls brauchte und Simonides in einem Epinikion berührte, auf einer Sage von einem Karischen Fischer und dem Polyphen; auch sie deutet wieder auf Vorliebe der Altern für Anschmiegen an einen Ort, wie denn ähnliche Ausdrücke, wie *λόγοι Φρύγιοι*, *Βαβυλώνιοι* und andere oft auf Localität der Handlung, s. Lobbeck Aglaoph. p. 369, hinweisen.

Babrius Fabeln scheinen mir auf die älteste Sammlung Äsopischer und Libyischer Fabeln zu weisen, die, wie ich aus manchen Anzeichen abnehme, in Athen entstanden war. Gar manche Winke mahnen noch an das Vaterland der ältesten Redaction. So gleich fr. 59. Knoch. die *Ἰμηττὴ μέλισσα, κηρίων μήτηρ*; der *Ἐρμῆς τετραγώνος ἐν ὁδῷ* weist auf Athen fab. 48; der *δῆμος*, der fab. 76, 5. dem Reitermann im Kriege den *μισθός* reicht, ist der Athenische; die frühere Bearbeitung von fab. 31. bei Suidas weist mit *οὐ σφᾶς ἐκόσμου καὶ διείλον εἰς φρήτρας* ebenfalls auf Athen. Mitunter mischen sich leise Andeutungen von Ironie gegen Athen ein: die Schwalbe 12, 21. *μετὰ τὰς Ἀθήνας ἄνδρα καὶ πόλιν φεύγω*; 15. der Böoter unterwegs mit dem Athener, dem der ehrliche Böoter unterliegt im Wortstreit: *στωρύλος γὰρ ἦν ὁήτωρ*; 72, 20. will Zeus die Dohle krönen, *εἰ μὴ χελιδῶν αὐτόν, ὡς Ἀθηναίην, ἤλεγξεν ἐλκύσασα τὸ πτερόν πρώτη. Ὁ δ' εἶπεν αὐτῇ. Μὴ με συκοφαντήσης.*

Diese flüchtig hingeworfenen Züge, die weiterer

Ausführung fähig sind, müssen uns, denke ich, abhalten, den Babrios vom griechischen oder hellenistischen Boden loszureißen und ihn dem Phädrus allzu nahe zu rücken. Quaedam eiusmodi sentiri magis quam demonstrari possunt.

Hören wir aber nun auch Dübners Vermuthungen. Über Babrios Zeitalter spricht er sich minder bestimmt aus, aber doch so, daß er in der sicher falschen Vorstellung, Babrios sei Römer, befangen ist. Hierdurch scheint mir seine Untersuchung einen unrichtigen Ausgangspunct genommen und zu Resultaten geführt zu haben, die wesentlicher Beschränkungen bedürftig sind. Dübner läßt sich p. 19 sqq. auf eine umsichtige und scharfe Prüfung der metrischen Gesetze der Babrianischen Choliamben ein und spricht sich im Allgemeinen dahin aus, es sei in allen unverdächtigen Stellen der Bau der Verse so vorzüglich, daß Babrios sich nach der Norm der weit strengern römischen Dichter gerichtet zu haben scheine. So bestätigt er Boissonades Annahme, daß Valer. Babrius Römer gewesen sei. Und zwar setzt er ihn nach Catull, da in den 120 Choliamben dieses Dichters sich der bei Babrios sehr übliche Anapäst in prima sede noch nicht, wohl aber bei Petronius, Persius, Martial finde. Allein diesen Anapästen, der sich allerdings in den spärlichen griechischen Choliamben nicht nachweisen läßt, mögen doch auch schon die *ἐπιδευόμενοι* der Choliambiker sich gestattet haben, wenigstens hat schon Hipponax den Daktylus im ersten mitunter und Phönix von Kolophon z. B. gleich im ersten Gedichte dreimal. — Da aber die Römer die ischiorrhogische Form streng meiden, so verlangt Dübner ein Gleiches vom Babrios.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

3. Stück.

Den 4. Januar 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Babrii fabulae iambicae ed. Boissonade etc. etc.

Er findet in den 1460 echten Versen, nach Ausscheidung der subiecticii, drei sichere Beispiele in vocabulis polysyllabis, 22, 9. 45, 3. 39, 4 *λευκανδιζούσαις* und *ειρηνένοι*. Die außer diesen Fällen begegnenden 26 Spondeen in quinto pede müßten bei der sichtlich vorgenommenen Interpolation Verdacht erregen. In den 102 Versen der sehr rein erhaltenen fab. 95 begegne nicht ein Fall. (Einer doch, v. 63, wovon nachher.) Ich bin im Ganzen einverstanden, daß Babrios *data opera atque omni modo spondeum istum vitavit*, aber, was Dübner zusetzt, *aemulus Latinorum* braucht er darum noch nicht zu sein. Ich erlaube mir die Sache umzukehren und sage so: da er trotz seiner Abneigung gegen diesen schleppenden Bau den Spondeus doch nicht überall vermieden hat, so hat er nicht nach römischer Art gebaut. Ich stoße mich darum weniger an vorkommenden, sonst nicht verdächtigen Beispielen, billige aber Dübners Verfah-

ren, wo ein leichtes Mittel zur Hand ist, sie zu beseitigen. So halte ich Prooem. 1, 15 an dem ganz echt klingenden *ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἡμῶν Αἰσώπου* fest und greife nicht mit Dübner bei 100, 4 *μεθεῖναι τὴν πίστιν* und 95, 16 *καὶ τι γρυῖσαι τολμήσης* zu der mißlichen Ausflucht: *αἰ* in *προσωδία* vocabb. *pro brevi est*. Da, einige Stellen schaffe ich gern fort, die Dübner zu dulden geneigt ist. Gleich Prooem. 1, 17 hat er selbst einen Spondeus hineincorrigiert; A hat: *ὦν νῦν ἕκαστον ἄν θείης ἐμῆι γνώμῃ*, woraus Boissonade mit unerträglichem *Asyndeton* und spondeus in pari *ὡς νῦν ἐκ. ἄν θείης ἐν τῇ μνήμῃ*, Dübner *ἵνα τιθῆς ἐν τῇ μνήμῃ* gemacht haben. Ich schreibe: *ὦν νῦν ἕκαστον ἵνα θείης ἐν τῇ μνήμῃ*, was um so leichter ist, da der Codex von Fehlern des Itacismus nicht frei ist. Ferner 97, 8 liegt es nahe, statt *μηδὲν, ἀλλ' ἢ δεσμιώτην* zu schreiben *ἀλλὰ δεσμιώτην*, wie z. B. Sophokles sagt *ἐκτείνειν οὔτις ἀλλ' ἐγώ*. Und 123, 1 schafft man *ὡὰ χροσαῖ τικτούσης* leicht durch Umstellung weg: "*Ορνιθος ἀγαθῆς χροσαῖ ὡὰ τικτούσης*."

Nun beachte man, daß selbst der geniale Meister der Choliambik, Hipponax, doch nur ausnahmsweise diesen schwerfälligen Bau anwendet: denn eine Reihe Verse sind eben zum Beleg von den Metrikern ämfig herausgelesen. Das Streben nach Vermeiden dieser Form hatte Babrios nicht nöthig von den Römern zu entlehnen: die Alexandriner haben ihn vielleicht nirgend gebraucht, wenn man von dem Epigramme des Theokritos auf Hipponax absieht, wo unter vier Versen zwei diese Form, offenbar aus absichtlicher Nachahmung des Meisters, haben. In den Vers des Apoll. Rhod. aus dem *Κάνωβος* bei Steph. Byz. s. v. *χώρα* hat erst Loup den Spondeus hinein emendiert. Bei Kallimachos ist kein einziges Bei-

spiel — denn in dem post Eust. p. 57. angeführten Verse aus dem αἶνος von der δάφνη und ἐλαίη zu fr. 93. Bentl. ist ebenfalls von Loup fälschlich geschrieben: ἐγὼ δὲ πάντων εἰμι φαύλη τῶν δένδρων; die Quellen, wie Trypho Walzii VIII, 760. Moschopul. p. 86 Titze, führen vielmehr auf: ἐγὼ δὲ πάντων εἰμι δένδρέων φαύλη womit zu vergleichen Babr. LXIV, 6 δένδρων τοσοῦτων ἐκπρεπσοιάτη πάντων — und somit glaube ich, daß er auch in diesem Punkte sich an Kallimachos Vorbild angeschlossen hat.

Endlich prüft Dübner die Stellen, wo anapaestus in sede pari erscheint. Nach den meist einleuchtenden Verbesserungen Dübners bleibt ein Rest von sieben Fällen, die er dem Kritiker anempfiehlt. Dübner glaubt, Babrios habe diese Freiheit — die Hipponax sich nahm — gemieden, wie die Lateiner. Vielmehr wiederum nach dem Muster der Alexandriner.

Es käme lediglich darauf an, einen βασιλεὺς Ἀλέξανδρος aufzufinden, der einen Sohn Branchos gehabt hätte, um Babrios Zeitalter fest zu stellen. Sicheres weiß ich nicht zu sagen, will aber eine Vermuthung nicht unterdrücken, der ich Wahrscheinlichkeit beilege. Verstehe ich recht, so war ein Alexandros von Syrien gemeint. Babrios schreibt Prooem. 2, 1 sqq. die Erfindung des αἶνος den alten Syrern (Assyriern) zu:

Μῦθος μὲν, ὃ καὶ βασιλέως Ἀλεξάνδρου
Σύρων παλαιῶν ἐστὶν εὖρεμι ἀνθρώπων,
οἳ πρὶν ποτ' ἦσαν ἐπὶ Νίνου τε καὶ Βήλου.
Πρῶτος δέ, φασὶν, εἶπε παισὶν Ἑλλήνων
Αἰσωπος ὁ σοφός.

Den Syrern hat meines Wissens sonst Niemand die Erfindung des αἶνος beigelegt: darin dürfte Babrios Patriotismus oder Assentation wahrzunehmen sein. Nun scheint er gar den Phryger oder

Syber *Μισοπος* — den man freilich auch in Babylon verkehren ließ — gleichfalls zu einem Syrer zu machen, hier, wie es fast scheint, und Prooem. 1, 15:

*Μάθοις δ' ἂν οὕτω ταῦτ' ἔχοντα καὶ γνοίης
ἐκ τοῦ σοφοῦ γέροντος ἡμῶν Αἰσώπου.*

Denn ich verstehe *ἡμῶν* wörtlich streng; anders Boissonade. Wäre dem so, so würde nur die Wahl sein zwischen Alexander I Balas und II Zebina, und Babrios fiele in die letzte Hälfte des zweiten Jahrhunderts vor unserer Zeitrechnung. Damit überbiete ich denn freilich noch Koraeß, der den Dichter lediglich der schönen Sprache wegen ein Jahrhundert vor Augustus ansetzte.

Auf den Dialect des Babrios haben die beiden Pariser Kritiker kein besonderes Augenmerk gerichtet. Niemand wird einen reinen Ionismus, wie beim Kallimachos, vom Babrios verlangen, obschon dieser noch bei allen *ἐπιδευτέροι* der Choliambiker als der Gattung von Anfang an eigen ziemlich rein erscheint. Babrios Dialect hat nur eine mäßige Färbung von Ionismus, so weit dieser dem Epos ebenfalls zusteht. Contractionen des *εο* in *εῦ* ζ. B. sind Babrios fremd; nirgend ein *ὄκου*, *ὦν* u. s. w. Aber expresse Atticismen hat er eben so wenig, außer etwa 79, 1 *κρέως*; 117, 1 *νεώς*, wo *νηός* angehe; 59, 2 *Ἀθηναῖ* hat Boissonade schon *Ἀθήνη* verbessert und 72, 21 ist *Ἀθηναίη* zu schreiben. Er hat *σο*, wo der neuere Atticismus *ρο*, so ζ. B. fünfmal *θαροσίων*, wonach 52, 1 *ἄρσενες*, 103, 11 und 105, 3 *πρόσσω* für *πόρρω* zu ändern ist. Merkliches Schwanken findet in *σο* und *ττ* Statt, so daß der Codex darin nicht entscheiden kann: die Analogie fordert durchgängig *σο*. Genaue Zählung ergibt 33 mal *σο*, wie *θάλασσα*, *κρείσων*, *γλώσσα* u. s. w.; da=

gegen $\tau\iota$ an 14 Stellen, deren 4 auf die verdächtigen Epimythien kommen. Während sonst $\epsilon\phi\upsilon\lambda\alpha\sigma\sigma\epsilon\nu$, steht 11, 11 $\phi\upsilon\lambda\alpha\tau\tau\omicron\iota\mu\eta\nu$; sonst $\pi\rho\acute{\alpha}\sigma\sigma\epsilon\iota\nu$, steht 40, 3 $\pi\rho\acute{\alpha}\tau\tau\omega$; 5, 12 und 33, 25 in Epimythien; sonst $\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\sigma\sigma\omega\nu$, steht 42, 7, 73, 3, 84, 8 (Epim.) $\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\tau\tau\omega\nu$. Überall $\eta\tau\alpha$ und $\eta\tau\alpha\sigma\theta\alpha\iota$ 5, 9, 31, 3, 33, 10, welches wie die vereinzeltten Fälle 45, 8 $\lambda\iota\mu\acute{\omega}\tau\tau\epsilon\iota\nu$, 62, 4 $\eta\tau\tau\omega\nu$, 64, 11 (Epim.) $\epsilon\lambda\alpha\tau\tau\acute{\omicron}\nu\omega\nu$, 72, 24 $\epsilon\sigma\pi\acute{\alpha}\rho\alpha\tau\tau\epsilon$ zu verändern sein wird. Babrius hat offene und contrahierte, poetische und gewöhnliche Formen nach dem Versbedürfnis, nur daß mitunter jene vorgezogen sind, wo diese ausgereicht haben würden und umgekehrt. So des Verses wegen 88, 10 $\sigma\eta\acute{\epsilon}\alpha\varsigma$, 90, 2 $\eta\mu\acute{\epsilon}\omega\nu$, 68, 5 $\chi\rho\upsilon\sigma\acute{\epsilon}\eta\nu$, wie Proocm. 1, 2 $\chi\rho\upsilon\sigma\epsilon\iota\eta\nu$. Dester Verdoppelung des σ , wie $\chi\rho\omega\acute{\iota}\sigma\sigma\eta\varsigma$, $\epsilon\acute{\iota}\rho\acute{\upsilon}\sigma\sigma\alpha\varsigma$, $\tau\acute{\omicron}\sigma\sigma\eta$, $\pi\omicron\sigma\sigma\iota\nu$; überwiegend $\pi\lambda\epsilon\acute{\iota}\omega\nu$, aber auch $\pi\lambda\acute{\epsilon}\omega\nu$, wie 48, 8; meist $\alpha\acute{\iota}\epsilon\acute{\iota}$ und $\alpha\acute{\iota}\epsilon\acute{\iota}\omicron\varsigma$, aber ohne Gleichmäßigkeit, z. B. 22, 13. So $\mu\omicron\upsilon\eta\nu\omicron\varsigma$, $\sigma\tau\epsilon\iota\nu\eta\varsigma$, $\xi\epsilon\acute{\iota}\nu\omega\nu$ neben $\mu\acute{\omicron}\nu\omicron\varsigma$, $\xi\acute{\epsilon}\nu\omicron\varsigma$, $\nu\acute{\omicron}\sigma\omicron\varsigma$ (vgl. fab. 103, 3 mit Suid. fr. 5. Knoche). Einmahl $\omicron\upsilon\lambda\omicron\varsigma$ 115, 10. Im genit. sec. meist $\omicron\upsilon$, einigemahl $\omicron\iota\omicron$, wie 68, 6 $\tau\acute{\omicron}\xi\omicron\iota\omicron$. Nirgend im dat. plur. prim. $\eta\varsigma$ oder $\eta\sigma\iota$, wohl aber $\omicron\iota\sigma\iota$ und $\alpha\iota\sigma\iota$, $\theta\epsilon\omicron\iota\sigma\iota$, $\pi\alpha\tau\eta\nu\omicron\iota\sigma\iota$, $\xi\acute{\epsilon}\nu\omicron\iota\sigma\iota$. Einmahl hat Boissonade ohne Grund gegen Λ $\pi\acute{\upsilon}\lambda\eta\varsigma$ $\acute{\omicron}\nu\epsilon\iota\rho\epsilon\acute{\iota}\eta\varsigma$ 30, 8 hergestellt. Auffallendes Schwanken in $\acute{\alpha}\nu$ und $\eta\nu$, so z. B. 47, 10—13 $\acute{\alpha}\nu$ $\mu\acute{\epsilon}\nu$ $\acute{\alpha}\lambda\lambda\eta\lambda\omicron\upsilon\varsigma$ — $\eta\nu$ δ' $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\varsigma$ $\acute{\alpha}\lambda\lambda\omicron\upsilon$ $\kappa\tau\lambda$. Natürlich ist an beiden Stellen eine Form gebraucht, $\eta\nu$. Wie dieses 6, 10 ($\epsilon\pi\eta\eta\nu$) 21, 8 und 95, 63 erhalten ist, so muß es an den übrigen Stellen $\acute{\alpha}\nu$ verdrängen, 6, 17, 7, 5, 41, 4, 48, 6, 53, 3, 71, 9, 95, 8, und 121, 4, wo $\acute{\epsilon}\acute{\alpha}\nu$ einsilbig steht, welches Babrius nur in dem Falle, daß der Vers zwei Sil-

ben forderte, gewählt hat, wie 84, 4. 5 οὐτ' εἰς ἀν μείνης οὐτ' ἦν ἀπέλθης.

Duldet der Vers die episch-ionische und die gewöhnliche Form, da wird überall auf jene zu rechnen sein. So glaube ich, daß durchweg η an die Stelle des α treten muß. Darin ist A sehr inconsistent. Er gibt 61, 5 ἀγρίην θήρα ν, und 6. θήροην; 83, 1 ἡμέραν, 2 ἡμέρη u. s. w. Die Ausgabe befolgt darin gleichfalls kein festes Princip: man sieht nur, daß Boissonade dem Ionismus geneigt ist, wo er bezeugt ist, wobei aber das doch gar zu ängstlich ist, daß er nur in den Wörtern ἦ herstellt gegen A, die zufällig an einer anderen Stelle rein überliefert sind, z. B. weil 120, 1 Α σκιῆ, soll 43, 3 σκιήν hergestellt werden, quod imprudens reliqui, ut nonnulla id genus alia. Einiges holen die Add. p. 257 und sonst nach. Ich bin überall für ἦ. Im längsten Gedichte, dem 95ten, welches vorzugsweise rein bewahrt ist, begegnen neben 23 ἦ nur 2 α: habe ich recht gezählt, so sind im ganzen Babrios circ. 160 Formen auf ἦ im A richtig erhalten, wogegen an 95—100 Stellen sich α eingenistet hat. Babrios Hand verrathen oft einzelne Andeutungen, z. B. daß 71, 2 richtig von Dübner in πρώρης verbesserte πρώτης, daß 120, 7 gerettete ἰήση — Babrios hat in sec. pers. med. et pass. immer ἦ — neben ἰατρός, ἰατροίειν; daß 107, 13 begehrende λάθρη neben λάθρα u. s. w. Daß auf den Abschreiber in diesem Punkte kein Verlaß, zeigt der Umstand, daß Suidas oft da den Ionismus bietet, wo er im A erloschen ist und umgekehrt. Man vergleiche folgende Fälle:

A:	Suidas:
7, 12 ὄνειρον	ὄνειραν
18, 1 Βορέα	Βορέη
26, 1 χώραν	χώρην

81,	2	πατρώα-παππώα	πατρώη-παππώη
	6	παλαμναίη	παλαμναία
82,	7	δορήν	δοράν
86,	2	πήρη	πήρα
92,	8	ώχριάσας	ώχρήσας
94,	6	σῶην	σῶαν
108,	24	Καμειραίης	Καμειρείας
122,	12	κνηκίαν	κνηκίαν

Bei diesen Andeutungen mag es sein Bewenden haben; im Einzelnen ist noch mancherlei der Art zu heben. Hat sich doch gar ein Dorismus dem Blicke des Herausgebers entzogen, 7X, 19 κίχλα. Doch kehren wir uns zu den Leistungen der beiden Gelehrten, über die wir berichten wollten.

Auf allgemeinere Erörterungen ist der verdienstvolle Herausgeber bei der Beschleunigung des Druckes nicht eingegangen. Er hat dem Texte eine elegante auch von Dübner nach Gebühr geschätzte lateinische Uebertragung gegenüber gestellt und ihm eine Reihe von gelehrten Anmerkungen untergelegt, die ganz in der bekannten Weise des würdigen Mannes gehalten sind. Die Nachweisung der Paraphrasen hätte man vollständiger und genauer gewünscht. Hingegen Dübner ist auf Principien ausgegangen.

Dübner will in den verschiedenen Umgestaltungen desselben Stoffes ein absichtliches Ringen des Dichters nach möglichster Einfachheit und Durchsichtigkeit wahrnehmen. Einzelne Beispiele der auf eine frühere Form fußenden Paraphrasen zeigen gegen die vorliegende Gestalt gehalten *meditationem ad meliora inventa usque nitentem*. Die Beweisführung ist nicht völlig überzeugend, da einmahl nicht immer sicher ist, ob die Paraphrasen auf Babrios zurück gehen, andererseits nicht immer größere Kürze Zeichen größerer Vollkommenheit ist. In Paraphrasen kommen hin und

wieder Reden zum Vorschein, die jetzt weggeschnitten sind; überhaupt ist jetzt manches Moment vom wortkargen Babrios angedeutet, wo epische Breite behagt hätte, man vergleiche fab. 42 mit 129 Cor. Unsere an Prinz Branchos gerichtete Sammlung ist offenbar gegen frühere Gestaltungen möglichst knapp zugerichtet, wie denn z. B. die *Αἰβύσσα γέρανος* p. 155 Knoche hier fab. 65 zu einer *τερονή γέρανος* erblaßt ist. Daneben kann recht wohl Dübners Behauptung bestehen, daß einzelne Züge in unserer späteren Bearbeitung glücklicher getroffen sind als in der von den Paraphrasten befolgten früheren.

Inzwischen hat Dübner selbst nachträglich p. 69 bereits seine Meinung, daß Babrios per meditationem artis zu einer reineren Form gediehen sei, modificiert. Avians Angabe, Babrius in duo volumina coartavit, deutet er evident richtig auf unsere Sammlung; er fügt hinzu: sed verbum coartavit conjunctum cum his primi prooemii: ὃν πῦν ἕκαστον κτλ. quaerendum est an non eo spectet, ut B. non tam ex artis norma quam puero prospiciens memoriter recitatur breviter et simpliciter adeo sit consecutus. Ohne Zweifel: nur scheint Dübner coartavit mißzuverstehen, welches doch nicht im Gegensatz zu einer frühern ausführlichern Behandlung des Babrios, sondern zu Phädrus fünf Büchern stehen sollte.

Jene frühere Annahme Dübners ist nicht ohne Einfluß auf seine weiteren Behauptungen geblieben, die nun in Folge der p. 69 ausgesprochenen Ueberzeugung der Berichtigung bedürfen. So hat er zuerst schlagend nachgewiesen p. 9 sq., daß unsere Sammlung selbst nicht alle Spuren einer früheren Fassung abgestreift hat, z. B. 12, 11—14 und 50, 15. 16 stehen verschiedene Verse gleichen

Inhalts neben einander, von denen der Dichter die gelungenste Fassung vorgezogen hatte. Ich stelle mir vor, daß manches der Art ursprünglich von Abschreibern, denen auch die frühere Bearbeitung vorlag, am Rande bemerkt war. Die Folgerung, Babrium versiculos quoque in omnes modos vertere solitum fuisse, usque dum placerent kann Dübner selbst nicht mehr halten wollen. Uebrigens ist auffallend, daß der Dichter die Fabel vom Hahnrei fab. 116 seinem Branchos nicht vorenthalten hat. Wären etwa auch ganze Fabeln aus der frühern Sammlung von Abschreibern zugesetzt?

Unsere Ausgabe hält Dübner für eine letzter Hand; die Paraphrasen scheinen nirgend auf reinere poetische Form zu weisen(?), Babrios habe später alle unnütze Zierrathen getilgt, wobei Dübner an die Prooem. 2 erwähnte frühere Sammlung erinnert. Die vom Suidas erhaltenen Verse stehen der neuern Sammlung meist an Vollendung nach(?); Suidas scheine die an Branchos gerichteten Proömien nicht gekannt zu haben und seine Anführungen beruhen auf der frühern Sammlung, wonach man die *δέκα βιβλία* des Suidas nicht mit den *duo volumina* des Avianus identificieren dürfe, wie außer Lewis p. 282 und Knoche p. 24 noch Boissonade versuchte, p. 211.

Bei dem Streben des Dichters nach Vollendung stellt Dübner strenge Anforderungen an unsere Sammlung. Offenbare naevi adeo foedi findet er, ut serio de iis quaestio habenda sit. Mit Hilfe der Paraphrasen zeigt er an Beispielen, daß Babrios Hand von Interpolatoren gefälscht sein muß, und darin muß ich Dübners bewährtem feinen Tacte und geläutertem Geschmacke vollkommen beipflichten, obschon im Einzelnen das Seil zu straff gespannt sein mag. Auch kleineren Interpolationen ist unser Text hin und wieder erlegen: z. B. 102, 3 *Πρός*

δ' ἄρα καὶ δίκαιος, wo ἄρα eingeschwärzt, als πρῶτος in πρὸς verschrieben war; 123, 4 haben engherzige Grammatiker sich nicht gescheut, dem Babrios ein λήψειν anzuhängen, indem sie das von Boissonade erkannte ursprüngliche λαβεῖν μέλλων nach Byzantinischer Beschränktheit nicht duldeten; Prooem. I, 10 habe ich in πόντιος ἰχθύς schon oben Interpolation erwähnt u. s. w. Sogar Verse de politica fabrica haben sich eingeschlichen, wie 82, 5 πρὸς μὺν ὁ πάντων βασιλεύων θηρίων.

Richtig hat ferner Dübner erinnert, daß manche überflüssige und oberflächliche Aftabulation nicht auf Babrios Rechnung zu setzen sei, der im Ganzen aus den Trauben der Erzählung den Saft zu pressen dem gesunden Sinne anheim gegeben habe. Die in schlechter Prosa angehängten Aftabulationen sind natürlich alle dem Dichter fremd: die metrischen darf man nicht alle verdächtigen, wie denn auch Boissonade in der kleineren Ausgabe, wie Dübner angibt, — sie ist mir noch nicht zugekommen — nur erklärt: Ne cuncta quidem epimythia metro ligata Babriana esse praestiterim. Dübner macht aufmerksam, daß, hätten die Paraphrasten bei Babrios schon die Ehrien gefunden, sie nicht neue gefertigt haben würden; so aber erscheinen dieselben Epimythien nur sehr selten in den Paraphrasen; Suidas führe kein Wort daraus an und den drei aus andern Quellen bekannten Fabeln 12, 84 und der bei Dositheos p. 37 gehen sie ab. Indes hat der späte Gnomolog Georgides gerade zu letzter Fabel ein Epimythion aufbewahrt, welches also nach Dositheos angehängt sein muß, s. Dübner p. 68. Als echt dagegen dürfen z. B. 50, 7. 8, 119. fr. 10, 3. 4 Knoche und andere gelten.

Nachfolgende kritische Bemerkungen über Einzelnes müssen sich an das halten, was mit wenig Worten sich erledigen läßt. Fab. 1, 2. 3. richtig A: ἦν

δὲ τῶν ζώων φυγῆς τε πάντων καὶ φόβου δρόμος πλήρης. Boissonades φυγή würde zwingen, ἦν einmahl als verb. subst., dann als copula zu fassen, was nicht angeht. Man denke ἔδραμε πάντα φεύγοντα καὶ πεφοβημένα. Vers 16 ist Dübners τιτρώσκων verfehlt und γιγνώσκω durchaus nöthig. — II, 1. Hinter dem ersten Verse scheint einer ausgefallen zu sein. Im zweiten liegt ἀνεζήτει näher, s. 23, 2. — III, 5 ist μακρόθεν λίθω πλήξας auffallend. Wahrscheinlich τύπας. — V, 4. Vielleicht οἴκου γωνίη καταιοχυνθείς. — II. A ἄλλου σε πλέον, Boiss. ἄλλου πλέον σε. Vielmehr ἄλλου σε πλεῖον. — VI, 8. Vielleicht ἐκύησεν μήτηρ, trotz des Spondeus. — VII, 7. Vielleicht μή μ' ἐνοχλήσης. — IX, 3 ist wohl wegen ἀμοχθῆτος für ἤξειν zu schreiben ἄξειν vgl. 10. εἰς χοροὺς αὐλεῖν. B. 13 ist τὸ κερτομεῖν zu vertheidigen. — XII, 7 leg. φιλιότη ζώων nach 103, 13. So auch Dobree Adverss. II, 559. 15. vielleicht ἐν μυχοῖς στίβη. — XV, 4 sq. ist zu lesen: μέχρις ἡρώων — μακρὴ μὲν ἄλλη ῥῆσις οὐδ' ἀναγκαιή —, τέλος δ' ὁ μὲν Θεβαῖος κτλ. Die Uebersetzung geht fehl. 'Im Verlauf verstieg man sich bis zu den Heroen und — denn die übrige Rede ist lang und nicht für die Sache selbst nöthig — endlich erklärte der Thebaner den Herakles für den größten der Menschen.' — XVI, 10. A ὅς γυναικὸς πιστεύω, Boiss. γυναικί. Vielleicht ὅς γυναικὸς ἤκουσα. — XVIII, 13. Καὶ καῦμα τὸν γεωργὸν εἶχεν ἐξαίφνης, αὐτὸς δὲ ῥίψας τὴν σιούρην ἐγμυνώθη. Ich vermuthete αὐτός, ganz von der Hitze ausgedörret, da jenes keinen Sinn gibt und Dübners Versuch p. 34 zu weit abliegt. — XXI, 5. Vielleicht πόλλ' ἄτ' ἦν ἀροτρεύσας. — XXII, 3 ist zu schreiben λευκὰς μελαιναῖς μυγάδας. — XXX, 9. εἶδε λέγοντα κτλ. A: vielleicht 'Καὶ δὴ', λέγοντα 'τάμα

νῦν ταλαντεύη.' Oder Ἴδοῦ, Ἡδη, λέγ. — XXXI, 14 vielleicht ἀκραῖα statt ἀχρεῖα. Dübner ἀκραίοις. — XXXII, 4 ist zu schreiben ἤσ τις οὐκ ἰδὼν ἦρα; Ἴδὼν δὲ κείνος κτλ. Man vergleiche Ὡς ἴδον ὡς ἐμάνην. — XXXIII, 12 hatte M. Haupt Rh. Mus. 1842, S. 465 richtig getroffen, bis auf σοφῶν, wofür A besser σοφόν. Vers 14 vielleicht τότ' ἄρτον. — XXXIV, 3 schreibe κρεῶν τραπέζας τ' εἶχε oder κρεῶν τε τρα. Im 7. Verse ist ἐν ὑγραῖς zu lesen. — XXXVII, 7 λεπτός τ' ἐών Dübner. Babrios hat sonst nirgend ἐών. Daher vielleicht τις ὢν. — XLI halte ich für vollständig. Die letzten Verse sind als Epimythion anzusehen und zu lesen:

Βλάψεις σεαυτὸν κούδεν ἄλλο ποιήσεις,
ἦν τὸν γε λίην ὑπερέχοντα μιμήση. —
XLII, 3 Ἐλθεῖν πρὸς αὐτὸν ἐπὶ τὸ δεῖπνον
ἠρώτα. Dübner bemerkt: 'mirum illud ἠρώτα
iterum habetur XCVII, 3 τὸν ταῦρον ἐλθεῖν ἐπὶ
τὸ δεῖπνον ἠρώτα.' In der neutestamentlichen
Sprache allgemeiner Gebrauch. Hermogenes bezeich-
net ἐρωτᾶν statt δεῖσθαι als Akyrologie und Apol-
lonios bemerkt Synt. 289, 20 Bekker. ἐρωτῶ σε
νῦν ἐν ἴσῳ τῷ παρακαλῶ. Die auf dem Grund-
begriffe von Jemand zu erlangen suchen
beruhenden Bedeutungen fragen und bitten flie-
ßen in ἐρωτᾶν so zusammen, wie in rogare und
petere. Doch mag beim Babrios der Gebrauch
auf seine Heimath zu schieben sein. — B. 8 viel-
leicht ὅς οὐδὲ ποιήν ὁδὸν ἀνέλκον γιγνώ-
σκω. — LXIII, 18 αὐτ' ἀπογνώσ. — LXV, 3
vielleicht ἀκρα γόνι λευκανθιζούσας, coll. in-
terpp. Theocr. 27, 43. Dübner ἀδοῆ. — XLV, 8
trotz Dübner τὰς δ' αὐτ' ἰδίας: A τὰς δὲ ἰδίας.
B. 12 ὁ δ' αἰπόλος γελάσας ἦλθεν εἰς οἴ-
κους, Αἰγῶν ἔρημος. Ich glaube αἰπόλος ἀγά-
λακτος ἦλθεν. Oder γελαστός? — L, 6 ὄμνυ'.

Β. 16 μου μνήσκου dient zu erwünschter Bestätigung des aus Anacreon eleg. fr. 94, (69) 4 unnothig verbannten μνήσκειαι. Vgl. das Aeolische μναίσκω für μιμνήσκω bei Ahrens dial. Dor. 512. — LI, 1 Ἐν τῷ ποτ' οἴκῳ — LII, 1 ἄρσενες ταῦροι wie ἡ θήλεα ἵππος bei Herodot, s. Lobbeck Path. 25. — LIII, 4 begegnet ein Spondeus in pari, der beiden Gelehrten entschlüpft ist: ἐγὼ σε, φησί, νῆ τὸν Πᾶνα ζωροήσω. Babrius schrieb νῆ μὰ Πᾶνα. — LV, 3 vielleicht δὴ τετέλεστο. — LIX, 7 ὡς πέφυκε πάντα ἐχθραίνειν. Β. 12 ist zu lesen ὡς ἂν βλέποιτο τὸν πέλας τί βουλεύοι. Dübners ἐς τὸν scheint nicht nöthig: βουλεύειν τί τινά ist wie δοᾶν, ποιεῖν κτλ. construiert. — LXIII, 8 οὔτ' ἂν παράσχοι Α, οὔπω Dübner. Sch ὦ τᾶν, παράσχοι. — LXVII, 2 ἀλκῆ μὲν ὀλίων, ὁ δ' ὄνος ἦν ποσὶ κρείσσων, nicht ἐν ποσὶ. — LXXI erinnert an Solons Distichon Plut. Sol. 3. Ἐξ ἀνέμων δὲ θάλασσα ταράσσεται· ἦν δέ τις αὐτὴν Μῆ κινῆ, πάντων ἐστὶ δικαιοσύνη. — LXXII, 1 vielleicht ἡ θεοῖσι πορφυρῆ κῆρυξ oder οὐρανίοισι π. κ. Vers 24 ist ἔρα zu schreiben, wie bei Archilochos τῷ δ' ἄρ' ἀλώπηξ κερδαλέη συνήντετο. Β. 26 γὰρ νηπίων ἔφεδρος ὀρνέων ἴρηξ. So Boissonade: Α ἔφηβος, d. h. δὲ φῆλος. Scholl. Arist. Pac. 1165 Φῆλος ὁ ἀπατεών. Μένανδρος Ἀλει· Δύ οἰκίας φηλῶν γερόντων, Mein. p. 15. oder Com. IV, 77. Heischius: Φῆλον· ἀπατηλόν, ληθαργόν, κακοῦργον, ἐπίβουλον. — LXXIII, 1. Vielleicht Ἰκινος ἀρχὴν ὄξην εἶχε κλαγγίν. Α ἄλλην, Dübner ἄλλοι. Der Paraphrast γύσις παρέσχε τὸ πρότερον. — LXXV, 4 ὁ δ' αὖτ' ἄτεχνος ἱητρός εἶπεν εἰςβαίων. — LXXVI, 9 κἀκείνος αὖ τὸν ἵππον. — LXXX, 4 μῆχι κὰν χορῶ καίζειν. — LXXXVIII, 2 ὁ τῷ χαραδριῷ πρὸς τὸν ὄρθρον ἀντάδων. Die Paraphrase τῷ χ. πρὸς τ. ὄ. ἀ. — Vers 8 καί

τις κορυδαλοῦ, 17 εἶπεν, κορυδαλός. — LXXXIX, 5 ὅς γ' ἐπ' ἔτος. — XCI, 4 ἐμβάς? — XCVIII, 9 κλαύση mit A. — CII, 7 τὰ ζῶα πᾶνθ' ὅπως δ' κτλ. — CVI, 7 κἀφίλει νόμω ξείνων, ἃ δὴ τιθεῖς ἅπασι δαῖτα θυμῆρη. B. 12. κρεῶν θ' ὁ σουσίτοισι διανέμων μοίρας. Dübner τε, A δέ. — CVII, 7 sqq.

Ἐλάφους πρέπει σοι καὶ κερασφόρους ταύρους
θρηῶντι νηδὺν σαοῖ τῆδε παιίνειν,
μυὸς δὲ δειπνον οὐδ' ἄκρων ἐπιψαῦσαι
χειλῶν θέμις σῶν.

θρηῶντι Dübner: χειλῶν ἀμέσων A, ἀμέμπτως Dübner. Ich θέμις σῶν. B. 10 vielleicht κἄπειτ' ἀγρευταῖς. — CVIII, 16 ἀλφίτων πλήρη A. Ob πλήρη? — CXVI, 10 ob μηδὲν κεχηνώς? Vgl. Sim. Amorg. 6, 109 sq. — CXIX, 7 Σκαιός τις εἶ καὶ φίλοισιν ἀγνώμων. Dübner καὶ τοῖς φίλοισιν. Vielmehr τις ἐσσι — CXXII, 7 εἰρούσας. B. 13 dele τ'. — CXXIII, 2 ὁ δεσπότης θησαυρὸν ᾗεθ' εὐρήσειν *).

Außer einem Facsimile des Codex, das man sehr vermisst, wäre ein index graecitatis erwünscht gewesen. Babrios hat manche seltene Wörter, ἀπαξ εἰρημένα, Lieblingswendungen. Neu oder sonst bemerkenswerth sind z. B. CXXIII, 6 ἀτευκτήσας, LXI, 3 σονηβόλησαν, CXV, 5 χέλμυνα (χέλμνα?), XXV, 7 οὐλαδισί, V, 10 καυχήμων, LXXVI, 10 ἵππευσις, LXXVII, 2 ἰχανῶσα, VIII, 1 ἀχθίσας, XVII, 3 ἀγκυλογλῶγιν, XXVII, 2 συναγγία, ἐπέχειν adverteu. s. w. Die hin und wieder begegnenden Spuren spätern Gebrauchs, wie πεποίθησις (epim.), εὐρεμα, ἀφείλω, ἐγενήθην, ἐκρύβοντο u. s. w. fordern

*) Eben theilt mir Dübner noch folgende nachträgliche Berichtigungen mit, die ich hersehe. XII, 4 τὸν Ἴνυλον ἀβρόν. — XXVIII, 4 ἄρι πρωῆς ὄρης. — XXXI, 24 ἠτέλεα. — LV, 4 ἡ γ' ὄνος. — LXXXV, 14 Ἀλλ' οἱ μὲν mit Suidas. — 115, 12. τίς ἦν πτερῶν χρεια.

eine sorgfältigere Prüfung, als man in ein Paar Wochen anstellen kann. Dem Dichter um darentwillen ein so hohes Zeitalter als ich oben vermuthet abzusprechen, glaube ich, werden wir schwerlich befugt sein. Es wird nicht an sehr verschiedenen Urtheilen über Babrios fehlen. Binnen kurzer Zeit dürfen wir in der Ausgabe von Bekker, Lachmann und Meineke reicher Belehrung entgegen sehen. Niemand wird sich mehr freuen als ich, treten an die Stelle meiner Hypothesen unzweifelhafte Resultate.

Leider darf man schwerlich die Hoffnung Boissonades theilen, daß über kurz oder lang noch andere Handschriften des Babrios zu Tage kommen werden. Der Herausgeber macht außer dem zu erwartenden A auf zwei andere aufmerksam. Der erste befand sich nach Romolini im Kloster Grotta Ferrata (praef. p. X steht fälschlich Ferrara) nahe bei Frascati. Ein dem XI. Jahrh. angehöriger Codex der Aesopischen Fabeln enthielt zum Schluß 30 Fabeln in Skazonten: τῶν Αἰώπιου μύθων ἱαμβοί. Ich erwähne, daß kürzlich N. Mai im Anhange zum Spicil. Rom. T. II. in einem Aufsatze de fragmentis historicis Tusculanis über denselben Codex nach Erwähnung der vielfachen Verluste der ehemals an alten griechischen Codd. reichen Bibliothek bemerkt: 'nec ille famigeratus Aesopi codex, quem rumor inter doctos diditus apud Cryptam Ferratam servari tradidit, nunc certe uspiam apparet: etsi ego suspicor plus fortasse in hac fama latere fabulae, quam fabularum in eo codice unquam extitisse.' Wohl möglich. Wäre er etwa unter den von Furia benutzten Vaticanischen Handschriften gewesen, die Furia leider nicht beschrieben hat, und stammten gerade aus ihm die Babrios Worte ziemlich treu bewahrenden Fabeln Furias? Nach Ro-

molinis Beschreibung bei Harleß Fabric. B. Gr. I, 635 müßte sich die Identität sicher feststellen lassen.

Die an einen zweiten von unserm Knust kurz vor seinem frühen Ende in Spanien aufgefundenen Codex geknüpften Erwartungen bin ich im Stande leider als ungegründet zu erweisen. Der Theil der Knustschen Papiere, der Auskunft hierüber gewährt, befindet sich im Besitze unsers Hrn Prof. Medepening, der sie mir freundlich mitgetheilt hat. Im codex Escorial. O, 87, chartac. 4. saec. XV. finden sich fol. 289—302, a. *Τετραστίχα Βαβρίου καὶ ἑλληνος* (sic). Drei von Knust excerpierete Fabeln sind die bekannten traurigen Tetra- sticha des Ignatios Magister p. 142. 118. 104 Coraes. Solcher enthält der Codex 82, worauf noch *Ἐσος γνῶμαι παραινετικάι* übersetzt von Max. Planudes folgen. Sene Ueberschrift zeigt nur, daß Ignatios Babrios Fabeln excerpierete und daß man sein schlechtes Nachwerk später kurzweg als *Babrios Fabeln* bezeichnete; durch Verschreibung ist dann hin und wieder ein *Γαβρίας* daraus geworden, den Bentley gelten ließ, Tyrwhitt hingegen richtig aus der Reihe der Fabulisten strich. Uebrigens lagen jene Tetra- stichen unter Babrios Namen neben den echten Mythiamben schon dem Ezekeß vor. Dieser führt XIII, 494 sqq. aus *Ἰσιποπος μῦθοι* und *Babrios στίχοι* die Fabel vom Löwen und der Maus an (82 Boisson.) und läßt den Löwen dem Fuchse antworten:

οὐ μὲν προὔμαι, τὴν δὲ ὄρμην ἐκτρέπω.
Das ist der Schluß des Tetra- stichons des Ignatios p. 141 Cor. Ezekeß selbst nach Crameris Anecd. Oxx. III, 375, 3 bemerkte am Rande: *Στίχος Βαβρίου τετραστίχος*. Den echten Babrios, dessen frühere Bearbeitung nach der Fabel fr. I. Boiss. zu urtheilen, ihm vorgelegen zu haben scheint, könnte er mit *Ἱππον* zusammen in einem volumen gehabt haben.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

4. Stück.

Den 6. Januar 1845.

D r f o r d.

E typographeo academico 1842. Eusebii Pamphili episcopi Caesariensis eclogae propheticae. E codice manuscripto bibliothecae Caesareae Vindobonensis nunc primum edidit Thomas Gaisford, S. T. P. aedis Christi decanus nec non linguae graecae professor regius. XI und 243 Seiten in groß Octav.

Der Wiener Codex, nach welchem Gaisford vorliegende Ausgabe besorgt hat, ist schon ausführlicher beschrieben von Lambecius in den commentariis de biblioth. Caesareae Vindob. Lib. I. p. 252 und Lib. III. p. 201. (2te Ausg.). Nach einer an dem zuerst angeführten Orte sich befindenden Notiz ist dasselbe Werk auch in einem Constantinopolitanischen Codex erhalten, mit dem der Wiener von Busbeck verglichen ist. Was nun diesen betrifft, so scheint es nach dem unserer Ausgabe vorgedruckten Facsimile, als dürfe er, obwohl er von Lambecius ein antiquissimus genannt wird, nicht über das vierzehnte Jahrhundert hinaus ge-

seht werden. Der Codex ist im Ganzen wohl erhalten, nur im Anfange und im dritten Buche (nach unserer Ausgabe von S. 118—127) hat er bedeutende Lacunen; die beiden ersten Seiten fehlen ganz. Dagegen scheint es uns, als enthalte er die Schrift des Eusebius nicht vollständig. Im zweiten Buche nämlich, in welchem die messianischen Psalmen und zwar in der Reihenfolge, in welcher sie in der heiligen Schrift aufgeführt sind, erklärt werden, springt die Auslegung von Psalm 22 sofort über zu Ps. 132. Vergl. S. 88. Es muß nun sogleich auffallen, daß Eusebius, welcher nach der Weise seiner Zeit so sehr geneigt ist, messianische Beziehungen im N. T. zu suchen, die dazwischen liegenden 110 Psalmen, von welchen er in der *Demonstratio evangelica* sehr viele auf Christum anwendet, in der vorliegenden Schrift ganz übergangen haben sollte. Unsere Vermuthung aber wird bestätigt, wenn wir den Inhalt des zweiten Buchs mit der ihm voraus geschickten Inhaltsangabe vergleichen. Diese zählt 45 Kapitel, während in dem Buche selber nur 16 oder, da Kap. 13 und 14 zweimahl in Rechnung gebracht sind, richtiger 18 abgehandelt werden. Der Inhalt der fünf letzten Kapitel (das fünfte vom Ende abgerechnet enthält die Auslegung von Psalm 132) stimmt nun sehr wohl mit der kurzen Angabe desselben in dem voraus geschickten Index. Dasselbe zeigt sich bei den 6 ersten Kapiteln, und, wenn wir, wie es nothwendig erscheint, annehmen, daß Kap. 7 in dem Inhaltsverzeichnisse übergangen sei, auch bei Kap. 8—13. Nach unserer Ansicht hat daher das zweite Buch 46 Kapitel enthalten, von denen 28 und zwar in der Mitte ausgefallen sind. Jedoch der Codex selbst ist, wie aus der ununterbrochenen Zählung der Pagina er-

hellt, vollständig erhalten. — Der Text des Codex ist an nicht wenigen Stellen verdorben. Diese hat der Herausgeber entweder ganz übergangen oder nur durch ein in Klammern hinzugefügtes ‘sic’ darauf aufmerksam gemacht, ohne eine Conjectur zu versuchen, selbst wenn sie nahe lag, wie z. B. S. 125 statt des ganz sinnlosen ‘οἱ καταγγυλανεῖ’ ‘οὔσα καταγγυλανεῖ.’ Auch zur Erklärung einzelner dunkeln Stellen hat er leider nichts gethan, sondern überhaupt sich die Sache recht leicht gemacht. Er selber sagt ‘in edendo hanc mihi legem praescripsi, ut lectionem apographi ubique presse sequeretur, nisi in interpunctione, et in spiritibus et accentibus, qui admodum negligenter positi sunt; neque aperta quaedam librarii vitia, cuius facile corrigenda, servanda duxi: quorum si pauca, eaque levissima, tacite sustulerim, in plerisque emendandis ita versatus sum, ut quae resecanda erant uncinis quadratis circumdarem, quae addenda vel mutanda lunulis. Sed neque interpretationem Latinam neque annotationis quid addidi: non enim volui nimiam operis moram injicere: in margine tamen (praeter numeros foliorum codicis ms. ad sinistram collocatos) Sacrae Scripturae paucorumque aliorum Scriptorum ab Eusebio citatorum loca apposui’

Daß die mitgetheilten eclogae propheticae, obwohl der Codex den Verfasser nicht nennt, dem Eusebius wirklich zuzuschreiben seien, ist durchaus nicht, wie wohl früher geschehen (vergl. die aus Lambecius angeführten Stellen) zu bezweifeln. Eusebius selber verspricht nicht nur in seiner *Demonstratio evangel.* (S. 53 und 443 ed. Colon. 1688) eine ausführliche Erklärung der messianischen Weissagungen, sondern er berichtet auch in seiner

Kirchengeschichte geradezu, daß er *ἐν οἰκείοις ὑπομνήμασι τὰς περὶ τοῦ σωτήρος ἡμῶν Ἰησ. Χρ. προφητικὰς ἐκλογὰς* verfaßt habe. Ferner im Vorworte zu den Eklogen sagt der Verfasser, er habe vor diesem Werke *χρονικοὺς κανόνας* und eine *ἐπιτομὴν παντοδαπῆς ἱστορίας Ἑλλήνων τε καὶ βαρβάρων* geschrieben. Dazu kommt noch folgendes äußere Argument. Die Eklogen bildeten nach S. 97 und 236 unserer Ausgabe vier Bücher eines größeren Werkes, mit dem Titel *ἡ καθόλου στοιχειώδους εἰσαγωγῆς*. Dieses Werk schreibt Econtius Byzantinus, welcher einige unbedeutende Fragmente aus demselben mitgetheilt hat, dem Eusebius Pamphili zu. S. Angeli Maji scriptorum veterum nova collectio. Tom. VII. p. 95 et 100 *). Sodann stimmt nicht nur die Auslegungsweise in den vorliegenden Eklogen mit der in der Demonstr. evang. des

*) Vergl. meine Dissertation de Eusebio Caes. relig. christ. defensore S. 1 ff. Es möge mir verstattet sein, mich bei dieser Gelegenheit gegen einen mir in Bezug auf jene Dissertation gemachten Vorwurf zu vertheidigen. D. Rudelbach findet in einer Anzeige derselben in der von ihm und D. Guerike heraus gegebenen Zeitschrift (Jahrgang 1844. H. 1. S. 160) neben vielem Anderen auch Folgendes zu erinnern: 'Ein merkwürdiges peccatum omissionis von einem, der gerade mit dem Gegenstande sich beschäftigt, ist dies, daß es dem Verf. (in Göttingen!) ganz entgangen ist, daß des Eusebius *ἐκλογαὶ προφητικαὶ* neuerdings von Th. Gaisford heraus gegeben sind.' Aber wie war es mir möglich, die erwähnte Ausgabe, von der ich die erste Kunde durch Bent's Monthly literary advertiser vom 10. Julius 1843 erhielt, zu benutzen, da der Druck meiner Dissertation bereits im Julius begonnen hatte? Daß mir übrigens die Herausgabe jener Schrift damals nicht ganz entgangen ist, davon würde D. Rudelbach sich überzeugt haben, wenn er bis S. 69 meiner Dissertation aufmerksam gelesen hätte!

Eusebius, sondern auch die Auslegung einzelner prophetischen Aussprüche genau zusammen. Man vergleiche nur beispielsweise die Erklärung von Dan. 9, 22 im 3. Buche der Eklogen im 46. Kapitel mit der in der Demonstr. evang. S. 389. Auch hat die Schreib- und Darstellungsweise in beiden Werken die größte Ähnlichkeit; in beiden zeigt sich dieselbe Nachlässigkeit in der Construction, dieselbe Schwerfälligkeit im Periodenbau.

In der Behandlung der einzelnen Weissagungen ist Eusebius, wie er selbst in der Einleitung S. 3 zuvor sagt, bald kürzer, indem er mit wenigen Worten den Erweis liefert, daß sie nur in Christo erfüllt seien, bald entwickelt er seine Meinung ausführlich. Seine Auslegung ist allegorisch = dogmatischer Natur, nicht selten setzt er mehrere Deutungen in einer und derselben Stelle als möglich neben einander, grammatische und historische Bemerkungen kommen nur vereinzelt vor. Zum Beweise der Messianität einzelner Stellen bedient er sich schon fast derselben Gründe, welche noch heut zu Tage aufgeführt werden. Er verweist theils auf das Zeugnis des N. T. theils auf verwandte alttestamentliche Stellen, er beruft sich im Allgemeinen auf die ältere jüdische Tradition, ohne jedoch einzelne Erklärungen aus derselben anzuführen; er weist nach einestheils, daß die Prophezeiungen auch in ihren individuellsten Zügen in der Geschichte Christi erfüllt seien, anderntheils daß in einzelnen Weissagungen das Subject so beschrieben werde, daß kein gewöhnlicher Mensch, sondern nur der in Christo Fleisch gewordene Logos als dasselbe gefaßt werden könne. Die Zahl der alttestamentlichen Stellen, in welchen Eusebius eine messianische Beziehung findet, würden, wenn wir mit Recht annehmen, daß im zweiten Buche 46 Kapi-

tel ausgefallen seien, sich auf 151 belaufen. Aus den Propheten Joel, Nahum, Habakuk und Haggai führt er keine Stelle an. — Interessant ist es uns gewesen, auch schon beim Eusebius den Ausspruch zu finden, daß einestheils die Wahrheit der prophetischen Verheißungen nicht erhärtet werden könne, wenn man nicht mit dem Glauben an Christum an sie herangehe, daß man jedoch anderntheils sich des Glaubens an Christum nicht recht versichern könne ohne die Annahme der Weissagungen. Vergl. S. 97.

So erfreulich auch die Herausgabe der Eklogen in literar = historischem Interesse und in Bezug auf die Geschichte der messianischen Auslegung ist, so wird doch für die Auslegung selber schwerlich viel daraus gewonnen werden. K. Haenell.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1843. Altnordisches Lesebuch. Aus der skandinavischen Poesie und Prosa bis zum XIV. Jahrhundert zusammengestellt und mit übersichtlicher Grammatik und einem Glossar versehen von Franz Ed. Christ. Dietrich. LVI u. 288 S. in Quart.

Bei der bedeutenden Wichtigkeit, welche das Studium des Altnordischen sowohl für die historische Erforschung der deutschen Sprache, als auch für die Kenntniß des germanischen Alterthums hat, und bei dem Interesse, welches die in dieser Sprache auf uns gekommenen zahlreichen poetischen und prosaischen Denkmähler schon an und für sich gewähren, fehlte es gleichwohl bis jetzt noch an einem Buche, welches dem Freunde dieser Studien den Anfang derselben auf eine zweckmäßige Art erleichterte. Da außerdem die Erzeugnisse der altnordischen Literatur

nicht einem Jeden zugänglich sind, und da man bei denselben sich von Hilfsmitteln, namentlich zweckmäßigen Wörterbüchern ganz verlassen sieht, so verdient die Bemühung des Verfs durch ein altnordisches Lesebuch dem Anfänger die Arbeit zu erleichtern um so mehr Anerkennung und Dank, weil sein Werk den nächsten und wichtigsten Anforderungen, welche an eine solche Chrestomathie gestellt werden müssen, vollkommen entspricht.

Die Sammlung enthält in passender Auswahl eine nicht unbedeutende Reihe chronologisch angeordneter Proben aus der skandinavischen Poesie und Prosa, namentlich aus den Gesängen der ältern Edda, den Dichtungen namhafter Skalden, den historischen, mythischen und poetischen Sagen, den Urkunden und Rechtsquellen. Sie besteht meistens aus einzelnen Stellen, enthält aber auch mehrere ganze Stücke. So finden wir z. B. aus der ältern Edda mehrere Gesänge, die Völuspá, Hýmiskviða, Þrymskviða, Brynhildarkviða I, Brynhildar helreið und Hávamál unverkürzt mitgetheilt; auch ist die Fridthiofs saga ganz aufgenommen.

Im Uebrigen ist bei der Auswahl der mitgetheilten Stücke nicht nur auf die Sprache, sondern auch auf den Inhalt Rücksicht genommen. Einige sind besonders wegen ihres abweichenden Dialectes aufgenommen; bei den meisten hat der Verf., wo es sich thun ließ, solche Partien ausgewählt, welche durch die Darstellung altnordischer Sitten und Zustände, namentlich auch des Glaubens und des Rechts der alten Skandinavier anziehend sind, so daß dieses Lesebuch zugleich eine Sammlung der in dieser Hinsicht vorzüglich belehrenden Stellen enthält. Gern hätten wir es gesehen, wenn von einigen Denkmählern etwas längere Proben gegeben wären; namentlich hätten auch noch mehrere

Sagen, welche der Verf. übergangen hat, in dem Buche Berücksichtigung finden können. Wir vermiffen insbefondere Proben aus der Kormakssaga, Vatnsdœlasaga, Eyrbyggiasaga, Sturlungasaga, Jomsvikingasaga.

Ein anderes Verdienst hat sich der Verf. dadurch erworben, daß er mehrere Fehler der alten Texte berichtigt, und die häufig abweichende Orthographie derselben nach bestimmten Principien — im Ganzen nach Grimms Grundsätzen — geregelt hat, was bei seinem Buche um so zweckmäßiger war, da die Beibehaltung der alten Schreibweise den Anfänger verwirrt und seine Arbeit erschwert haben würde. Wir können dieses Verfahren, da es hier nicht auf einen buchstäblichen Abdruck der alten Texte mit allen ihren Fehlern ankam, nur billigen, selbst wenn einige der von dem Verfasser befolgten Grundsätze noch Anfechtungen erleiden sollten. Eben so zweckmäßig war es dagegen einzelne urkundliche und dialectisch abweichende Stücke unverändert wieder zu geben.

Mit Hilfe der vorangeschickten Uebersicht über die Entwicklung der altnordischen Poesie und Prosa, ferner der kurzen Grammatik, welche die Laut- und Flexionslehre und einige Hauptpunkte der Wortbildung enthält, endlich des Wörterbuchs, welches nur häufiger Nachweisung der Belegstellen geben sollte, wird der Leser vollkommen in den Stand gesetzt sein sich dieser Chrestomathie mit Nutzen zu bedienen. Schade ist es, daß sich bei der Entfernung des Verfassers vom Druckorte in die altnordischen Texte mehrere störende Druckfehler eingeschlichen haben. W. M.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

5. 6. Stück.

Den 9. Januar 1845.

Parchim und Ludwigslust.

Verlag der Hinstorffschen Hofbuchhandlung 1844.
Theorie des Kultus der evangelischen
Kirche. Von Dr Lh. Kliefoth, Prediger zu
Ludwigslust in Mecklenburg=Schwerin. VIII und
256 Seiten in Octav.

Was Christus, Juden und Samaritern gegen-
über, von der Anbetung Gottes im Geiste und in
der Wahrheit zuvor verkündigt, wozu er auch selbst
seiner Gemeinde den Geist und die Wahrheit erwor-
ben und gegeben hat, das erfüllt und vollzieht
sich als Selbsterbauung der Gläubigen zum geist-
lichen Hause und heiligen Priestertum im Cultus
der Kirche überhaupt, insbesondere aber im Cultus
der evangelischen Kirche. Da beim Cultus alle
Glieder der Kirche theilhaftig sind, so fällt auch
die Schuld eines temporären Verfalles des Cul-
tus auf alle. Weil aber dabei einzelne Glieder
besonders theilhaftig, ja dafür beamtet sind, so tra-
gen diese auch einen besonderen Theil solcher Schuld,
und es geziemt sich, daß sie in Erkenntnis und

Bekennniß derselben, wie in Besserung des Schadens nicht die Letzten, sondern die Ersten sind. Wer könnte nun aber leugnen, was vor Augen ist? Die maßlose Willkür einer freigelassenen Subjectivität, nicht bloß auf Seiten rationalistischer, sondern auch auf Seiten schriftgläubiger Geistlichen, hat den Cultus der evangelischen Kirche auf eine Weise entleert und entstellt, daß es wohl an der Zeit ist, zur Ordnung zu rufen, und zwar zunächst die Diener der Kirche zur Kirchenordnung zu rufen. Fragt man aber, von wem und wie das geschehen solle, und mit nachhaltigem Erfolge geschehen könne, so wollen und können wir nicht wünschen, daß der Kirche vom Staate und durch Cultusedicte zum Recht gegen ihre Diener geholfen werde, sondern wir vertrauen Christo und der Kraft seines Wortes und Geistes. Hat er dadurch die Substanz der Kirchenlehre wieder zu gebührender Ehre und Achtung gebracht, so wird er auch dadurch die Kirchendiener zur Kirchenordnung rufen, und es ihnen zum Bewußtsein bringen, sowohl daß sie nicht Herren, sondern Diener des Cultus sind, als auch was sie als solche sind und thun, oder doch sein und thun sollen. Von dem, was wir in dieser Hinsicht vertrauensvoll hoffen, zeigen sich die erfreulichen Anfänge nicht nur hier und da in der Pastoralpraxis und Kirchenamtsführung, sondern auch in so manchen Erzeugnissen eines gerade auf diesen Punct gerichteten theologischen Fleißes. Unter letzteren ist das oben bezeichnete Werk des Herrn Predigers Dr Kliesoth mit besonderer Auszeichnung zu nennen. Wenn derselbe bereits durch seine Einleitung in die Dogmengeschichte und zwei Predigtsammlungen als begabter Theolog bekannt geworden ist, so gibt seine Theorie des Cultus ein nicht geringeres Zeugnis solcher Begabung.

Ueber die Entstehung und die Absicht der Herausgabe des Buches spricht sich der Hr Vf. im Vorworte so aus: 'Die folgenden Paragraphen sind entstanden, indem ich mir selbst klar zu machen suchte, was ich als Diener des Cultus bin und thue. Ich habe sie dem Druck übergeben, weil sie etwa, wenn auch nur im Wege des Widerspruchs, denen nützlich werden möchten, die nach derselben Klarheit streben.' Und wie das Buch bezeugt, daß der Verf. mit Erfolg für sich selbst gearbeitet hat, so wird es auch in weiteren Kreisen seinem Zwecke dienen, zumahl es ihm bei aller Manigfaltigkeit des Stoffes nicht an Klarheit, Ordnung und Sicherheit des Fortschrittes mangelt, der Inhalt jedes Paragraphen thesenartig concentrirt, auch für das Auge durch gesperrten Druck ausgezeichnet, insbesondere aber durch seine genetische Darstellungsmethode geeignet ist, den betreffenden Gegenstand, wenn auch allmählich, so doch allseitig zur Anschauung zu bringen.

Die Einleitung §. 1—9 beschäftigt sich zunächst mit der Stellung des Cultus in unserer Zeit, dem temporären Verfall, aber auch der bereits beginnenden Erhebung desselben, indem auf demselben Wege, den die Negation genommen, auch die Neubelebung in die Gemeine herab dringt, nämlich von der Kanzel herab. Indessen zielt das Streben, welches in unserer Zeit durch die Kirche geht, auf eine Reformation des Cultus. Der Vf. gesteht diesem Streben seine Berechtigung zu, restringirt aber die reformatorische Tendenz dahin, daß das Neue, welches wir im Cultus vor uns haben, nicht ohne lebendigen Zusammenhang mit dem Alten sein könne. Das Alte neu zu machen, bezeichnet er als die Mission unserer Zeit, auch was den Cultus betrifft, und sieht in dieser Mis-

sion ihre Größe, aber auch ihre Gefahren, weil über das Wie der Reformation kein Einverständnis sei, weil abgerissene Maximen umlaufen, welche sich der Schranken ihrer Geltung nicht mehr bewußt sind; weil dieser Dissensus dauernde Zerissenheiten zur Folge haben und uns zur Nachahmung des Fremden verleiten könnte. Um diese Gefahren abzuwenden erscheine eine geeignete Darstellung von dem Wesen des Cultus nothwendig. Hier frage es sich nun aber, wie eine solche entstehen und sein müsse. Wende man sich nach protestantischer Weise zur Schrift, so enthalte dieselbe zwar den Glaubens- und Lebensgrund alles christlichen Cultus, aber weder Cultusvorschriften, noch eine entwickelte Cultusform, noch endlich Aussprüche, welche direct als Grundsätze für eine Theorie des Cultus dienen könnten. Wir haben, bemerkt der Verf., am Cultus wie an der Kirchenverfassung Etwas, das der Erlöser seiner Kirche aus dem Geiste, den er ihr ließ, nach Zeit- und Ortsbedürfnis und Gelegenheit frei zu schaffen überließ. Und wer nach dem Grundsätze verfahren wollte: um zu bestimmen, was und wie heutiges Tages unser Cultus sein müsse, dürfe man nicht weiter gehen als der Buchstabe und der Vorgang des N. T. reiche — der würde bei Resultatenden müssen, gleich den Ansichten der mit der Geschichte zerfallenen Secten aller Zeiten. Eben so wenig aber auch, fährt der Verf. fort, läßt sich eine Theorie des Cultus a priori schaffen. Wenn irgendwo, so gilt beim Cultus der Satz, daß er nicht aus abstracten Principien und allgemeinen Ideen, sondern von innen heraus durch die reflexionslos wirkende Macht der Geschichte werde, und daß der menschliche Geist bei ihm mehr das Nachdenken als das Prämeditieren habe. Daher

denn auch zwischen jenem ungeschichtlichen Wege eines überprotestantischen Zurückdrängens auf die Schrift, und zwischen dem eben so ungeschichtlichen einer Pläne machenden Theorie ein anderer mehr geschichtlicher Weg zu suchen sei, um das Wesen des Cultus darzustellen. Wir lassen uns diesen Weg von dem Verf. zeigen. Er sagt: 'Wenn man sich ein Bild dessen entwerfen will, was der Cultus sein soll, so geht man unwillkürlich auf den bestehenden Cultus zurück und sucht sich aus den Umhüllungen des Geschichtlichen die reine Gestalt hervor zu bilden. Folgen wir diesem Winke! Das Lebensprincip, welches der Heiland in die Menschheit legte, hat wie eine Kirche so auch einen Cultus geschaffen. Nicht aus abstracten Theorien oder aus berechneter Absichtlichkeit, sondern aus dem unbewußt von innen heraus wirkenden und zur Selbstdarstellung strebenden Leben und Geiste Christi heraus ist der Cultus geworden, im Zusammenhange mit allen andern das Leben der Kirche erfüllenden einzelnen Dingen. Das letzte Glied in der geschichtlichen Entwicklung des Cultus ist der protestantische, für uns der deutsch-protestantische Cultus. Die Geschichte desselben ist uns bekannt; eben so die Geschichte der andern Elemente der Kirche, welche mit dem Cultus und seiner Geschichte in Wechselwirkung standen. Ja, wir selbst wurzeln mit unserem christlich kirchlichen Leben in diesem deutsch-protestantischen Cultus, oder kommen doch aus ihm her. Endlich, des Geistes, welcher diesen und jeden christlichen Cultus schafft und dann auch wieder deutet, hoffen auch wir theilhaftig zu sein. So muß es in heutiger Zeit möglich sein, was der ererbte Cultus ist, nicht bloß geschichtlich und nach seiner Aeußerlichkeit, sondern nach seinem Wesen zu erkennen,

die Lebensmächte, aus denen er erwuchs, die Gedanken, die er in seinen Formen verwirklicht, die Zwecke, die er in ihnen verfolgt hat, begreiflich zu erfassen.' Von einer solchen Darstellung hofft der Verf. eine wesentliche Hilfe für die Abwehr der Gefahren, worin sich unsere Zeit bei einer Reformation des Cultus befindet; indem eine solche vielleicht ungesucht den Beweis liefern würde, daß das Grundgewebe des bisherigen Cultus jedenfalls auch das des künftigen bleiben müsse, wenn der letztere überall ein christlicher und evangelischer bleiben sollte. In derselben müßten dann auch jene angeblichen Lücken, Mängel, Fehler u. s. w. zu Tage kommen als unentwickelte Partien oder ungehörige Anhängsel jener Grundgedanken; und jenen Axiomen würde so ihr Ort und die Grenze ihrer Wahrheit aufgewiesen. Das Bewußtsein über das Bestehende würde ferner ein Maßstab sein für die Beurtheilung, ob und wie weit Fremdländisches mit dem Unserigen verträglich sei oder nicht. Und indem solche Darstellung den Sinn unserer einzelnen Cultusinstitute aufzeigte, würde sie eine richtigere Schätzung derselben und so eine größere Einstimmigkeit über das Abzuthuende anbahnen. So weit mithin die Reformation des Cultus es mit dem Bestehenden und Alten zu thun hat, scheint die Nützlichkeit einer solchen Darstellung außer Zweifel. Weniger unmittelbar würde sie auf die Bildung des Neuen eingehen; denn auf das Verständnis des Bestehenden gerichtet, würde sie sich weniger mit Reformationsplänen und Besserungsvorschlägen befassen, die Bildung des Neuen dem Geiste Christi und der gestaltenden Macht der Kirche vertrauend. Aber jede richtige Erkenntnis des Alten trägt implicite Keime des Neuen in sich; und jede treffende Darstellung des Bestehenden hat

an sich divinatorische Elemente, oder — es bedarf des Neuen auch gar nicht.' — Nachdem der Vf. sich dergestalt mit großer Umsicht sowohl des Weges, als des auf diesem Wege erreichbaren Zweckes bewußt geworden und den Kreis der zu behandelnden Materien von anderen Gebieten gesondert hat, faßt er den für die Untersuchung zu nehmenden Gang ins Auge. Er sagt: 'Unser Cultus liegt zunächst vor uns als eine Vielheit einzelner Dinge: Gebet, Gesang, Predigt, Sacramente, Gebräuche u. s. w. Als das Gemeinsame in allen diesen Einzelheiten zeigt sich, daß sie sämtlich Thätigkeiten sind. Diese aber haben die Form gemeinsamer, übereinkünftlicher Sitte angenommen. Dies schon bezeugt, daß sie alle aus Einem Princip entsprangen. Ferner verfolgen dieselben nicht isoliert ihre Zwecke, sondern haben sich zu einer reich complicierten Einheit des Thuns, welches eben der Cultus ist, zusammen geschlossen. Dies schon bezeugt, daß sie alle auch nur Einem Zwecke dienen. Als das Eine Princip tritt das heraus, daß sie alle in der Gestalt und Bedeutung, wie sie in unserm Cultus erscheinen, nur von Christo her sind, sei es durch unmittelbare Einsetzung, sei es durch die Vermittelung des Geistes. Und fragen wir nach dem Einem Zwecke, dem sie alle dienen, so sehen wir, daß ihnen sämtlich die Absicht zum Grunde liegt, Christum und was sein ist zu lehren und zu lernen, mitzutheilen und zu empfangen.' — Indem nun der Verf. diesen empirischen Weg, der von dem Einzelnen, der Observation Vorliegenden, auf den Grund zurück geht, in den genetischen umkehrt, der dem Wege des Werdens nachgehend aus dem Grunde das Einzelne und Vorliegende entstehen läßt, bestimmt sich ihm der Gang der Untersuchung dahin: Zunächst ist zu

sehen, wie aus Christo dasjenige Thun seiner Gemeine entspringt, welches der Cultus heißt, um so den Begriff des Cultus zu gewinnen; dann ist zu fragen, wie und nach welchen Gesetzen dieses Thun sich zu einer bestimmten Manigfaltigkeit einzelner Thätigkeiten differentiiert; endlich sind die Grundgedanken und Grundfäden aufzusuchen, nach und an welchen diese verschiedenen Thätigkeiten sich zu dem organischen Ganzen, welches der Cultus ist, verbinden. So zerfällt die Untersuchung in die drei Abschnitte: I. der Begriff des Cultus. II. Die Gliederung des Cultus. III. Die Construction des Cultus.

Wir sind den leitenden Grundgedanken des Bfs gefolgt, und dürfen demnach in seiner Schrift mehr erwarten, als eine nur äußerliche Zusammenstellung der mancherlei Bestandtheile des evangelischen Cultus, aber auch weniger als der Titel verspricht. Eine abstracte Theorie des Cultus enthält das Buch nicht, und sein Titel rechtfertigt sich nur als die usuelle Bezeichnung der darin verhandelten Sachen; wie auch der Verf. selbst bemerkt. Indessen je weniger der Inhalt dem Wesen einer abstracten Theorie entspricht, desto allseitiger spricht sich darin das Wesen des evangelischen Cultus aus; wie die nachfolgende möglichst gedrängte Relation ergeben wird.

Im ersten Abschnitte §. 10 — 51 wird der Begriff des Cultus durch Darstellung seiner Genesis gewonnen, und weil das Entstehen des Cultus aus Christo vermittelt ist durch die Kirche, die sich zur Gemeine individualisiert und zusammenschließt, gezeigt, wie aus Christo die Kirche, aus der Kirche die Gemeine, aus der Gemeine der Cultus wird.

Nachdem durch die Sünde die Menschheit zur

Welt geworden, hat Gott, um sich der Welt zu nahen, seine Fülle in die menschliche Persönlichkeit Jesu gelegt, und was Alle verloren in Einem wiedergegeben. Diese Fülle Gottes hat Christus in seinem Leben bethätigt und dargestellt, und so auch für Andere gemacht. Jeder kann Christum und was sein ist, sich aneignen. Er geht in dem durch Schrift und Sacrament vor Erübung bewahrten Zeugnisse, welches seine Gläubigen von ihm ablegen, heute wie gestern persönlich durch die Welt, und wo er eine Seele findet, die ihren Mangel fühlt und in ihm den Helfer ahnt, wenn der Odem seines Geistes sie berührt — da legt er in solche Seele sich und was sein ist, seinen Geist. Die Summe aller derer aber, welche so von Christo seinen Geist empfangen haben, ist die Kirche. Und von dieser Seite ihrer Entstehung aus betrachtet, ist die Kirche rein das Werk Christi, durch seine Thätigkeit gesammelt und erworben. Aber weil jeder die Erlösung durch seine Selbstthätigkeit an sich verwirklichen soll, so ist die Kirche eben so wohl die Summe derer, welche mit der von Christo allein ihnen verliehenen Kraft an ihrer Reinigung und Heiligung selbstthätig arbeiten; unter welchen dann wiederum durch das verschiedene Maß des Heiligungskeifers und durch die angeborene oder angebildete Individualität die größten Unterschiede in qualitativer wie quantitativer Hinsicht hervortreten, wie denn auch alle noch die Sünde um sich und an sich haben. Jeder dieser Grundsätze drängt die Kirche darauf hin, ihn durch eigene Thätigkeit zu lösen. Und daß so die Glieder der Kirche jedes für sich in ihrem Leben Christum und seinen Geist darstellen, das ist der nächste Weg sowohl die in Christo objectiv gegebene Erlösung zu verwirklichen, als auch sich immer mehr in die

vollkommene Gestalt Christi hineinzubilden. Indem sie aber so Christum darstellen, zeugen sie von ihm, und indem sie sich selbst bilden, bilden sie Andere. Dieses Zeugen von Christo richtet sich entweder nach außen auf die Bekehrung der ungläubigen Welt, oder nach innen auf die gegenseitige Bildung und Erbauung, und scheidet sich demnach in die missionarische und in die erbauende Thätigkeit. Je mehr aber jede dieser Thätigkeiten eine bewußte und absichtlich gewollte wird, desto mehr wird sie aus einer Sache der einzelnen Gläubigen zum gemeinsamen Werke der Kirche, und die Thätigkeit, durch welche sie die bauende und missionarische zu einer gemeinsamen macht, und in geregelte Bahnen leitet, besteht darin, daß sie Alles, was sich auf der Seite des Wortes zur Glaubensformel abgeklärt hat, zu ihrem gemeinsamen Bekenntnis, und Alles, was auf Seite der That sich zur christlichen Sitte erhoben hat, zum Kirchengesetze macht, und darauf hält, daß alles gemeinsame Zeugen von Christo in diesen von innen heraus ihr erwachsenen Formen sich vollziehe. So hört die Kirche auf die atomistische Summe ihrer Glieder zu sein, und wird, über den Einzelnen sich erhebend, die objective geschichtliche Macht, welche ihre Erscheinung in den Symbolen, Kirchengesetzen, Kircheninstituten hat, und mit diesen ihre einzelnen Glieder beherrschend umschließt. Der Einzelne aber verhält sich zu der Kirche weniger so, daß er die Kirche macht und ausmacht, als so daß er von der Kirche gelehrt und gebildet wird. Gleichwohl hat die Kirche als Ganzes immer nur in ihren einzelnen Gliedern ihre Existenz; und wenn sie die Subjectivität derselben, statt sie zu bilden und ihre Leistungen sich anzueignen, mit hierarchischem Glaubens- und Gewissenszwange

erdrückte, so würde sie sich selbst die Wurzeln ihres Lebens abschneiden. Damit aber, daß die Kirche, um die Thätigkeit ihrer Glieder zu einer gemeinsamen zu machen, sich die Gestalt eines ethischen Organismus gibt, tritt sie in die Erscheinung, und damit unter die Gesetze historischer Entwicklung, und damit wieder unter die Bedingtheit durch Zeit und Raum. Sie wird eine zeitliche und räumliche, indem sie sich zur Gemeinde differenziert. Die Entwicklung der Kirche der Zeit nach zerlegt sich in eine Reihe von Perioden, unter denen jede eine besondere in sich geschlossene große Kirchengemeinschaft bildet; vollzieht sich aber nicht bloß in einem Nacheinander, sondern auch in einem Nebeneinander. Jede Kirchengemeinschaft kann und wird eine Mehrheit mehr oder weniger verschiedener Völker- und Ländergebiete umfassen, sich mithin dem Raume nach zu einer Mehrheit von Landeskirchen individualisieren. Die Landeskirche zergliedert sich dann wieder zu einer Vielheit von Gemeinden, und die Gemeinde gestaltet sich zur örtlich abgegrenzten Parochie. Wenn man nun auf diese Entstehung der Gemeinde zurück sieht, so muß man sagen: die Kirche individualisiert sich zur Gemeinde, und diese wird aus jener, so daß jede einzelne Gemeinde, die häretischen abgerechnet, nothwendig wie einer bestimmten Landeskirche, so auch einer bestimmten kirchlichen Periode und Kirchengemeinschaft angehören und deren Typus in Allem an sich tragen muß, was in ihrem Leben als historisch gebildete, festgewordene Form erscheint. Daneben hat die Gemeinde doch auch ihr selbständiges Leben; sie ist der Sitz alles unmittelbar kirchlichen Lebens, woraus dem Kirchenwesen ständig frische Lebenskräfte zufließen, durch welche die Kirche ihre einzelnen Gläubigen gebiert, erzieht,

bildet und zusammenhält, und ihnen ihren Typus ausdrückt. So ist die Gemeinde das Mittelglied zwischen der Kirche und ihren einzelnen Gliedern, und jede einzelne Gemeinde ein Abbild der Kirche, daher alle Prädicate, welche dieser gelten, auch auf jene sich anwenden lassen, und die ganze Thätigkeit der Kirche in die Gemeinde fällt. Die bauende Thätigkeit einer Gemeinde aber, so weit sie eine gemeinsame geworden, ist der Cultus. — Es erhellet, wie fruchtbar diese Deductionen sind, um den Begriff des Cultus rein zu gewinnen, und wie der Verf. sich durchaus im Recht befindet, wenn er — so bedenklich das auch für die Pastoralpraxis, besonders in unserer Zeit scheint — sowohl von dem Kreise des Cultus jegliches Thun, das mit dem Zwecke von Christo zeugt, die Ungläubigen zu bekehren, als auch von der Theilnahme am Cultus jeden noch Unbekehrten ausgeschlossen sieht. Denn der Cultus ist nicht missionarische, sondern bauende Thätigkeit. Eben so folgt, daß der Cultus für Keinen sein kann, der nicht nöthig hätte von Anderen gebauet zu werden, und wiederum, daß Keiner für den Cultus sein kann, der nicht Andere zu bauen vermöchte, weil alles Bauen der Gemeinde ein Wechselwirken ist. Gleich treffend vindiciert der Verf. dem Cultus das Moment der gemeinsamen Thätigkeit, indem nur da wo die Gemeinde gemeinsam handelt, Cultus ist, und wo Cultus ist, es auch immer die Gemeinde im Ganzen ist, welche handelt, daher denn auch jedes Thun des Einzelnen, sobald es im eigenen Namen geschieht, unter dem Cultus steht. Ferner ist der Cultus nicht bloß von, sondern eben so sehr auch an der Gemeinde geschaffte Thätigkeit, und jeder gegenstandlose Cultusact, wie die katholische Stillmesse, der Idee

eines Cultusactes nicht entsprechend. Indem endlich noch gezeigt wird, daß alles christliche Thun, das über den Kreis der Gemeinde hinaus geht, z. B. wenn eine Kirchengemeinschaft sich ihr Symbol, oder eine Landeskirche sich ihre Agende schafft — über dem Cultus stehe; und in welchem Falle Acte des Hausgottesdienstes, auch des Kirchenregimentes, Cultusacte werden: hat sich der Begriff des Cultus allseitig heraus gestellt in der Darstellung, wie die Kirche sich zur Gemeinde individualisiert und die Gemeinde sich im Cultus bethätigt.

Der zweite Abschnitt, §. 52 — 147 enthält die Gliederung des Cultus und handelt 1) von den im Cultus thätigen Personen — von den Colenten; 2) von den einfachen den Cultus constituierenden Thätigkeiten — von den Elementen des Cultus; 3) von der Bindung des Cultus an bestimmte Momente — von Zeit und Ort des Cultus.

Der Verf. stellt sich an den Anfang des christlichen Cultus und vergegenwärtigt die Urgestalt und unentwickelte Form desselben als gleiche Bethätigung Aller. Je mehr aber der Geist Christi den Kreis des menschlichen Lebens sich unterthan macht, um so mehr müssen sich die den Cultus bildenden Thätigkeiten vervielfältigen, und, weil nicht Alle Alles thun können, unter den Unterschied der besonderen natürlichen und Geistes Gaben fallen. So geschieht es, daß die Gemeinde mit denjenigen Cultusthätigkeiten, welche sie nicht selbst in allen ihren Gliedern auszuüben vermag, Einen oder Einige ihrer Glieder förmlich beauftragt, und so die ursprüngliche Einheit der Gemeinde in den Unterschied von Clerus und Laien,

geistliche und weltliche Personen, Priester und Volk, Gemeinde und Gemeinprediger, Kirche und Kirchdiener auseinander gefallen ist. Bei der sich hier darbietenden Möglichkeit eines zwiefachen Uebergriffes stellt der Verf. das Verhältniß zwischen Geistlichen und Gemeinen in seiner Reinheit so dar, daß die Kirche weder eine Aristokratie, noch eine Demokratie, sondern schlechthin eine Monarchie in dem Sinne sei, daß weder der Geistliche der Herr der Gemeinde, noch die Gemeinde des Geistlichen Herrin, sondern Christus der Herr beider sei, aber von dieser Herrschaft beide ihren Theil zu Lehen tragen. Wir verweisen hier nur auf die höchst geistreiche und gemüthvolle weitere Auseinandersetzung in den betreffenden Paragraphen, und wenden uns referierend zu den Elementen des Cultus. Der Cultus ist ein Thun; alles Thun aber ein Darstellen eines Inneren, oder daß man einem Inhalte, den man in der Seele trägt, die Form der Aeußerlichkeit gibt. Der im Cultus dargestellte Inhalt ist das Leben aus Christo. Gerade darin bewahrt der Cultus die Einheit des Principis, und muß aller historisch bedingten Modificationen ungeachtet sein allenthalben und allezeit Gleichbleibendes und neben seinem Zufälligen sein Nothwendiges haben; so auch in seinen Formen. Das ermittelt sich aus dem Wesen des menschlichen Geistes. Was ein Mensch innerlich hat und ist, kann er gestalten entweder als Gedanken oder als That. Alles derartige Gestalten ist entweder ein Denken oder ein Thun. So fallen alle den Cultus bildende Thätigkeiten entweder auf die Seite des Denkens oder des Thuns. Das Denken im Cultus bestimmt sich zum Reden, und das Thun zum Handeln. Demnach sind die

beiden ersten Elemente des Cultus die Predigt und die Cultushandlung, neben welchen — da das Symbol und die Kunst nur zum Erfas und zur Bervollkommnung dienen — dem Gebet die dritte Stelle einzuräumen ist. — Es folgt nun eine nähere Darlegung der einzelnen Cultuselemente; zuerst der Predigt. Dieser wird nach allen Seiten ihre Bestimmtheit dadurch gegeben, daß die christliche Wahrheit, wie sie in der Gemeinde Gestalt gewonnen, der Inhalt der Predigt, daß die Gemeinde selbst die predigende, daß sie selbst auch wieder die hörende ist, und daß sie so thut mit der bestimmten Absicht, sich in Christo zu fördern und zu bauen. Ueber Inhalt und Form der Predigt werden dann eben so treffende Erörterungen gegeben wie über den Prediger selbst als zeugenden Mund der Gemeinde, und was ihm als solchem eignet und gebühret, als: daß er in dem Bekenntnis der Kirche sein eigenes, und in dem Symbol der Gemeinde den Ausdruck seines Glaubens finde, daß er die speciellen Zustände seiner Gemeinde, ja ihrer einzelnen Glieder kenne, daß er historisch = theologische Bildung habe u. s. w. Da indessen Symbol, Gemeinde und Prediger menschliche, mithin fallibele Gefäße des Geistes sind, so bedarf die Gemeinde, damit sie ihr selbst darstellendes Wort zu einem reinen Zeugnisse von Christo mache, eines Correctivs, an dem sie sich selber und ihre Predigt messe. Das hat sie aber an der heil. Schrift, daher sie fordert, daß jede Predigt sich nicht nur aus einem Worte der heil. Schrift herleite, sondern auch jeden einzelnen ihrer Sätze ausweise an Gottes Wort. — Die Cultushandlung als zweites Element des Cultus hat ihre Bestimmtheit darin, daß Christus und sein Geist

der Grund und Inhalt derselben, daß die Gemeine, die sie übende, und auch wieder der Gegenstand, an welchem sie geübt wird, und daß der Zweck derselben das Erfüllen und Heiligen mit der Kraft des Herrn ist. Es ergibt sich, wie die Cultushandlung zwar in dem Kreise des unmittelbar christlichen, des gemeinsamen und die Forderung in Christo bezweckenden Thuns der Gemeine liege, wie sie aber aus diesem Einzelnes aussondere und als fixierte Gemeinehandlung in den Cultus aufnehmen müsse. Das geschieht, indem sie die verschiedenen Lebensverhältnisse und Thätigkeitsreihen auffaßt, in welche das Leben ihrer Glieder sich zerlegt, auf den Punkten, wo sie entstehen und sich bilden, die pflegende Macht der Gemeine concentrirt, und den Einzelnen, sobald er in solche Stunde tritt, in förmlichen Cultusacten der Gemeine gegenüber stellt zur Initiation und Benediction. In der geschichtlichen Entwicklung des Cultus hat die Zahl dieser Cultushandlungen etwas Schwankendes gehabt. Indessen ist die Gemeine in Fixierung derselben dahin gekommen, nur solche einzelne Verhältnisse aufzufassen und mit Acten der Benediction zu initiieren, welche theils in der Entwicklung des allgemein menschlichen Lebens liegen, theils auch Wendepuncte in dem Verhältnisse des Individuums zur Gemeine sind, als: Geburt, Austritt aus der Kindheit, Schließung der Ehe und Tod; woran sie daher als Cultushandlungen Taufe, Confirmation, Copulation und Begräbniß knüpft.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

7. Stück.

Den 11. Januar 1845.

Parchim und Ludwigslust.

Schluß der Anzeige: 'Theorie des Kultus der evangelischen Kirche. Von Dr Th. Kliefoth, Prediger zu Ludwigslust in Mecklenburg Schwerin.'

Weil nun in der Cultushandlung der Geist Christi, welcher in der Gemeinde ist, durch eine äußerlich hervor tretende Handlung, als durch ein Vehikel, in ihr einzelnes Glied übergeleitet werden soll, so sind alle Cultushandlungen symbolische Handlungen, in welchen um die Vieldeutigkeit aufzuheben, an das Zeichen und Symbol die Formel geknüpft wird, ein kurzes, das Zeichen begleitendes und die Bedeutung desselben benennendes, daher auch nicht zu variierendes Wort. Wenn schon nun die Kirche von früh an ihre Cultushandlungen der Subjectivität des Geistlichen entzogen und Zeichen wie Formel derselben liturgisch festgestellt hat, so bedarf sie doch auch für diese, wie für die Predigt, eines Correctivs. Dieses hat sie an den

Handlungen, welche von Christo selbst ausgegangen und mit der bestimmten Verheißung belegt sind, daß er, wo sie begangen werden, persönlich gegenwärtig und kräftig sein wolle, nämlich an den Sacramenten der Taufe und des Abendmahls. An diesen hat die Kirche zwei ungetrübte Zeugnisse durch die That, welche sie nur gebrauchen darf, sowohl um unmittelbar sich reine Cultushandlungen zu schaffen, als auch um ihren anderen Cultushandlungen die nothwendige ihrer Fallibilität entgegen wirkende Ergänzung zu geben. So erhält denn die Taufe neben der Bedeutung der Initiation und Reception noch die höhere eines Sacraments, und zu den genannten vier Cultushandlungen kommt noch als fünfte das Abendmahl hinzu. Zur Beachtung und Prüfung empfiehlt sich, was der Verf. gegen diejenige Ansicht vorbringt, nach welcher das Abendmahl der Gipfel des Cultus, und ohne dasselbe jeder Gottesdienst unvollständig sein soll. Es wird dem Abendmahl eine allerdings höhere Dignität vor allen von der Kirche ausgehenden Cultushandlungen vindicirt, dasselbe aber — und zwar den symbolischen Büchern und der Doctrin unserer Kirche gemäß — dem Worte Gottes und der Taufe coordinirt. — In höchst ansprechender Weise weist dann der Vf. für das Gebet, als drittes Cultuselement, den Ort im Cultus nach. Alles christliche Thun und Reden wird bezeichnet als ein nicht aus der eigenen Kraft des Menschen fließendes, sondern als ein von Gott durch Christum in ihm gewirktes. Wo mithin der Christ vor einer Aufgabe steht, sei es der That oder des Wortes, da muß er zunächst Gott durch Jesum suchen, auf daß Gottes Kraft in ihn komme und ihn ausrüste für sein Werk.

Und wenn ein christliches Werk vollbracht ist, so wird sich der Thäter aus der Spannung und Zerstreuung der That wieder in Gott sammeln und zusammen schließen. So liegt es in der Natur des christlichen Lebens jede That zu beginnen mit einem Gottes Gnade durch Jesum suchenden Bittgebet, und sie zu schließen mit einem Dankgebet. Ferner, wenn ein Verhältnis oder Ereignis in das Leben eines Christen hinein tritt, entsteht in ihm das Bedürfnis, dasselbe sofort unter die Macht des Geistes Christi zu stellen, und sich in der dadurch erworbenen Qualität in seines Gottes und Heilandes Hände zu befehlen. So tritt im Christenleben noch eine dritte Art des Gebetes auf — das anbefehlende Gebet. Daher wird auch im Cultus keine Predigt oder Handlung geschehen dürfen, ohne daß nicht ein Bittgebet sie einleitete, und ein Dankgebet sie schlosse. Auch das anbefehlende Gebet wird darin seinen Ort haben. Durch das Hinzutreten des Gebetes zu Predigt und Handlung kommt der Cultus erst vollständig zu seiner Idee, denn dadurch bethätigt die Gemeinde, daß sie ihr Thun im Cultus als ein von Gott und ihrem Heilande gegebenes weiß. Auf die weiteren Bemerkungen des Verfs über das Gebet, dessen Inhalt und Form, über das Gemeindegebet im Gemeindegesang, das Wechselgebet beim Altardienste, über kirchliche Poesie und Musik — sei hier nur empfehlend hingewiesen. Was sich endlich, um auch dieses Element des Cultus in Reinheit zu erhalten, der Gemeinde als nothwendiges Correctiv darbietet, ist das Gebet des Herrn, welches als reiner und vollständiger Typus des Gebetes zu dem Gebetstheile des Cultus sich so verhält, wie zu der Predigt die Schrift, und zu der Cultushandlung

das Sacrament. — Es handelt sich nächst den Cultuselementen nun um Zeit und Ort des Cultus. Ein geordnetes Zusammenwirken der Gemeine drängt auf ein persönliches Zusammentreten derselben hin, und weil Viele nicht zusammen kommen können ohne daß Stunde und Stelle dafür verabredet wäre, so entsteht mit der Entwicklung des Cultus zugleich die Fixierung der Zeit und des Ortes für den Cultus. Sofern die Cultushandlungen an die Lebensmomente des Einzelnen gebunden sind, lassen sie sich nicht an bestimmte Stunden binden; die Predigt dagegen, welche Allen immer gilt, muß an festbestimmten Tagen wiederkehren. Ein Aehnliches und aus demselben Grunde zeigt sich auch rücksichtlich des Ortes des Cultus. So entsteht, für die kirchlichen Handlungen theilweise und schwankend, für die Predigt aber unbedingt, die Forderung, daß die Gemeine aus ihren Stunden und Tagen einzelne Tage, und aus ihren Häusern ein Haus aussondere für die Ehre des Herrn.

Wenn nun Geistlicher und Gemeine in Einer Stunde und von Einem Raume umschlossen zu dem bezeichneten Thun versammelt sind, so fragt sich, wie sie zusammen wirken, wie Gebet, Predigt u. s. w. sich verbinden sollen, oder es fragt sich um die Ordnung des gemeinsamen Handelns. Diese Frage löset sich dadurch, daß sich zunächst die einzelnen Elemente des Cultus zu Cultusacten verbinden, die Cultusacte sich zu Cultuscyklen zusammen schließen, und endlich darnach, daß die einzelne Gemeine mit dem durch den Cultus in ihr entwickelten Leben sich zu einer Landeskirche erweitert. Demnach handelt der dritte Abschnitt §. 148 — 222, um die Construction des

Cultus darzustellen, 1) von den Cultusacten, 2) von den Cultuscyklen, und 3) von dem Cultus als Sache der Landeskirche. Was die Cultusacte betrifft, so werden Predigt und Cultushandlung immer in den Mittelpunkt derselben treten müssen, denn jeder Cultusact wird an einem Zeugniß durch das Wort oder durch die That sein Centrum haben, um welches die übrigen Begehungen sich vorbereitend und schließend herumlegen. Die ganze Zahl der Cultusacte aber wird sich scheiden in solche, die die Predigt und in solche, die eine Cultushandlung zum Mittelpunkt haben. Die Cultusacte erster Art sind die sonn- und festtäglichen Gottesdienste, die zweiter Art sind die kirchlichen Handlungen. Jeder Cultusact aber ist eingeschlossen von zwei Gebetsacten, und dadurch daß er sich mit Gebet eröffnet, dann seine That vollbringt und nach derselben sich wieder zum Gebet zusammenschließt, ist die Grundregel gegeben für die Ordnung des Zusammenwirkens der verschiedenen Colenten. Demnach zerfällt zuerst der Gottesdienst in den Gebetsact vor der Predigt, den Predigtact und den Gebetsact nach der Predigt. Von jedem dieser Acte wird nun im Einzelnen gehandelt, und gezeigt, wie die drei nothwendigen Stücke des Gebetsactes vor der Predigt sind: das Eingangslied, der Gruß und Gegengruß und das bittende Altargebet mit dem Amen der Gemeinde; die drei Stücke des Predigtactes aber: die Predigt nach ihren einzelnen Stücken und verbunden mit dem anbefehlenden Gebet, das Hauptlied vor und der Vers nach der Predigt; die des Gebetsactes nach der Predigt endlich: das dankende Altargebet nach der Predigt, der Segen und das Ausgangslied. In dieser Construction des Gottesdienstes zeigt

sich ein stufenweises Fortschreiten vom Allgemeinen zum immer Bestimmteren und Concreteren, und aus diesem ein eben so stufenweises Rückschreiten zum Allgemeinen. Gerade darin sieht der Verf. richtig die pädagogische Macht des Gottesdienstes, denn als Zeugnis durch Wort und Lehre genügt er dadurch der Regel alles Lehrens: an das Bekannte das noch Unbekannte, an das Alte das Neue, an das Allgemeine das Besondere anzuknüpfen, und dann wieder das neu Gegebene in das schon in der Seele Befindliche hinein zu arbeiten. Es soll indessen mit dieser gemeinsamen Ordnung des Gottesdienstes nur gezeigt werden, was im Gottesdienste nicht fehlen darf, und welches die Grundidee ist, nach welcher die Zusammenordnung des Einzelnen sich beschafft. — Als Cultusacte zweiter Art oder als kirchliche Handlungen werden dann bezeichnet: Taufe, Confirmation, Abendmahl, Copulation und Beerdigung, und als die allen gleichmäßig geltenden Bestimmungen angeführt: die Gegenwart eines dreifachen Personals, des Geistlichen, der Namens der Gemeinde die Handlung vollzieht, das oder die einzelnen Gemeindeglieder, an welchen sie vollzogen wird, und das Zeugenpersonal; der Ort, entweder das christliche Haus oder das Gotteshaus (oder der Kirchhof); die symbolische Handlung mit der sie exprimierenden Formel; das die Handlung eröffnende und schließende Gebet, und die Rede. Wie sich nun diese allgemeinen Bestimmungen modificieren, wird bei den einzelnen Handlungen nachgewiesen. Die Darstellung dieser kirchlichen Handlungen sei der aufmerksamen Beachtung und Prüfung aller derer besonders empfohlen, denen die Kirche solche Handlungen anvertraut. Im Blick auf so vielfache bewußte und unbewußte Un-

gebührlichkeit bei Vollziehung der actus ministeriales freuen wir uns dieser Zeugnis gebenden Ausführlichkeit, womit der Verf. die kirchlichen Handlungen beschreibt. — An die Betrachtung der Cultusacte reihet sich die der Cultuscyklen. Weil nämlich der Cultus niemahls in einem Acte abgethan sein kann, und die unterschiedenen Cultusacte sich auf einander beziehen und einander ergänzen, so setzen sich diese zu Reihen fort, und schließen sich wieder zu Cyklen zusammen. Die Gottesdienste suchen sich ihren Cyklus im Kirchenjahr, die kirchlichen Handlungen finden ihn an dem Menschenleben. Wie ansprechend der Verf. die Entstehung, Ausbildung und Dekonomie des Kirchenjahres darstellt, wird sich aus eigener Lectüre ergeben; es sei hier nur noch besonders auf §. 198 hingewiesen, der von den Perikopen handelt, die den Sinn des Kirchenjahres aussprechen und das Bewußtsein desselben lebendig erhalten. — Die letzte Aufgabe dieses Abschnitts ist, zu zeigen, wie der Cultus zur Sache der Landeskirche wird, oder wie er, zwar nicht seine Thätigkeiten, wohl aber seine Wirkungen und deshalb auch seine Beziehungen über die einzelne Gemeinde hinaus auf die Landeskirche erweitert. Es ist daher die Rede von dem Gemeindeverbande und von dem Kirchenregimente, jedoch nur in strenger Relation auf den Cultus. Indem der Verf. zur Darlegung des Gemeindeverbandes übergeht, bemerkt er, daß jede lebendige Gemeinde mit anderen, besonders innerhalb einer Landeskirche, in einem Austausch des Lebens begriffen ist; eben dadurch aber auch ein Uebertragen der Cultusformen von einer Gemeinde auf die andere Statt findet. Dies sei der Gang gewesen, auf welchem sich im sechszehnten Jahrhunderte die Formen des protestanti-

schen Cultus festgestellt; so sei das Locale zum Landesüblichen geworden und das Landesübliche in allgemeinen Gebrauch gekommen. Es sei dies sogar der Gang gewesen, wie die Neologie die alte protestantische Cultusform durchbrochen, beschnitten und neu gemodelt habe. Und es werde auch der Gang sein, in welchem sich auf den Schiffbruchstrümmern der Aufklärungssucht ein ganzer geschlossener Cultus mit einheitlichen Formen hervorbilden werde. Dieser Lebensaustausch zwischen den einzelnen Gemeinden ist gleich dem der Individuen innerhalb der Kirche. Indem so alle Gemeinden geben und empfangen, vervollständigen sie nicht nur alle das Ihrige und producieren die Gesamtsform des Cultus, sondern es geht auch bei diesem Prozesse das Individuelle, Locale und Subjective unter, und es hebt sich in diesem Gange die geschichtlich objective Gestalt des Cultus über die einzelnen Gemeinden empor. Dieser Grundtypus ist dann die Norm und in Beziehung auf den Cultus die objective historische Macht des Geistes Christi, welcher die einzelne Gemeinde sich beugt; wiewohl es wieder die Gemeinden sind, welche das christliche Leben in seinen Formen ausgestalten und diese Formen austauschen. Dieser Austausch wird nun aber auch ein Werk bewusster und absichtlicher Leitung werden müssen, um sowohl das in den einzelnen Gemeinden sich Hervorbildende, aber allen Nöthige zum Gemeingute aller, als auch das allenthalben in Uebung Stehende gleichförmig zu machen. Beides aber, das Allgemein = und das Gleichförmigmachen geschieht durch das Gesetz, und bildet mithin die eine Seite jener leitenden Thätigkeit, die Gesetzgebung, welcher sich dann als die andere Seite die Verwaltung gegenüberstellt, die theils das im Ge-

setz Geforderte selbst beschafft, theils Aufsicht übt, daß demselben nachgelebt werde. Dadurch nun, daß sich zum Zweck einer bewusst leitenden Thätigkeit ein aus Instituten und in diesen dienenden Beamten bestehender, und in geregelten Verhältnissen der Ueber- und Unterordnung in einander greifender Organismus bildet — wird die Landeskirche zu einem Gemeinerverbande; denn erst darin hat sie ihre Verfassung. Der Mittelpunkt in diesem Organismus ist das Kirchenregiment, in dem sich alle Fäden der leitenden, mithin auch der den Cultus leitenden Thätigkeit zusammenfassen. Das Kirchenregiment ist das Selbstbewußtsein der Landeskirche. Es concentrirt sich in ihm die Kräftigkeit und Klarheit des christlichen Lebens, zu welcher die Landeskirche in jedem gegebenen Moment sich erhoben. Was es aber als der Träger des christlichen Bewußtseins verfügt, das verfügt es im Namen Christi und an seiner Statt; es steht so der Landeskirche gegenüber, wie der Geistliche der Gemeinde, ist von Christi Gnaden der Kirche Bischof und fordert in Christi Namen den Gehorsam der Gemeinen, die in Christo sind. — Es werden nun in den folgenden §§ die Grenzen der Wirksamkeit des Kirchenregiments gezogen und gezeigt, wie während das Thun des Cultus in die einzelnen Gemeinen fällt, das Kirchenregiment dies Thun nur regelt durch seine Normen; dann die einzelnen Punkte gefunden, welche in den Wirkungskreis desselben gehören, als die Scheidung der Landeskirche in Parochieen, und der Gemeinde in den Gegensatz des Geistlichen zur Gemeinde; die Normgebung für die Ausübung des Cultus und die Aufsicht über den ökonomischen Theil des Kirchenlebens. Es sei hier nur auf den interessanten In-

halt der letzten §§ hingedeutet, als auf die Rechte der Gemeinde denen des Kirchenregiments gegenüber, z. B. wie eine Gemeinde nie schuldig sein kann, einen Geistlichen oder eine liturgische Anordnung anzunehmen, deren Unchristlichkeit sie erweisen kann; auf den Gegendruck gegen etwaige Beeinträchtigung durch das Kirchenregiment, der sich aus solchem Verhältnisse entwickeln muß; auf die formelle Feststellung der Gemeinerechte bei jeder einzelnen Function des Kirchenregiments; auf die Unzulänglichkeit aller dieser Formen, und wie, da die Gesundheit des gegenseitigen Verhältnisses die vollkommene Christlichkeit beider voraussetzt, diese Gesundheit nur ein idealer Zustand sein könne, die stattfindende Reibung aber auch ein Theil des Lebensaustausches in der Kirche sei.

Die Anzeige dieses trefflichen Buches schließen wir mit dem Wunsche, daß sie dazu dienen möge, ihm aufmerksame Leser, besonders unter den Geistlichen, den Dienern des Cultus, zuzuwenden.

S—a.

P o t s d a m ,

bei F. Riegel 1843. Lehrbuch der Geometrie für Gymnasien von C. Meyer, Professor am Königl. Gymnasium zu Potsdam. Erster Theil. Planimetrie. Zweiter Theil. Stereometrie. Dritte und zweite Auflage.

B r e m e n ,

bei A. D. Geisler 1844. Leitfaden der gesammten Elementargeometrie für höheren Schulunterricht bearbeitet von Dr A. Sonnenburg, ord.

Lehrer der Mathematik und Physik an der Hauptschule zu Bremen.

Bei Schriften wie die hier anzuzeigenden kann weniger von ihrem wissenschaftlichen als von ihrem practischen Werthe die Rede sein. Es handelt sich bei einem dem elementaren Unterrichte bestimmten Lehrbuche darum, in wie fern der Verfasser die Aufgabe gelöst habe, von dem Material der Wissenschaft dasjenige was der allgemeinen Geistesbildung förderlich und für spätere Anwendung geeignet ist, in einer solchen Reihenfolge zu entwickeln, daß Alles dem klaren Verständniß der Jugend völlig zugänglich werde. Diese Aufgabe ist aber offenbar keine rein didactische, sondern vielmehr eine pädagogische zu nennen, da ein Lehrbuch, das nicht etwa den schon gereiften Verstand Erwachsener, sondern den erst reifenden bei seinen Lesern voraus setzt, nicht allein überhaupt zu schwächerer Fassungskraft sich herablassen, sondern auch deren allmählichen Fortschritt nach verschiedenen Altersklassen berücksichtigen muß. Wer mit dem Unterrichte der Jugend jemahls sich anhaltend beschäftigte, wird die Schwierigkeit nicht verkennen, welche jene Rücksicht auf das verschiedenartige Bedürfnis der einzelnen Stufen dem Lehrer auferlegt, und in keinem Unterrichtszweige möchte diese Schwierigkeit wohl größer sein, als im mathematischen Elementarunterricht, in so fern gerade diese ersten Elemente dem Anfänger eben so dürftig und unfruchtbar als schwierig zu erscheinen pflegen.

Es ist namentlich das erste der beiden oben erwähnten Lehrbücher, worin wir jene Rücksicht auf eine allmähliche Steigerung der Anforderungen sehr zweckmäßig beobachtet finden, indem der erste

Theil desselben, welcher für die mittleren Klassen eines Gymnasiums bestimmt ist, in drei Curse zerfällt und dieser Anordnung zufolge den Stoff angemessen vertheilt. Der erste Cursus enthält nämlich außer den allgemeinen Vorbegriffen — die uns indessen in ihrer abstracten Fassung hier nicht am rechten Orte zu stehen scheinen — die Betrachtungen über die Lage gerader Linien gegen einander, die Eigenschaften des geradlinigen Dreiecks und die Congruenz der Dreiecke. Im zweiten folgt die Untersuchung über das Viereck, namentlich das Parallelogramm im Vergleich mit dem Dreieck, und die Lehre vom Kreise, in so fern dieselbe noch unabhängig von der Ähnlichkeit ist. Diese letztere bildet den Hauptgegenstand des dritten Cursus, welchem die nöthigen Betrachtungen der Proportionslehre in einem besondern Abschnitt vorangeschickt werden. Nur den letzten beiden Cursen hat der Verf. Aufgaben hinzugefügt, während ein Theil von diesen unzweifelhaft schon im ersten Cursus an ihrer Stelle gewesen sein würden, da ja die allgemeinsten Merkmale des Kreises mit vollem Rechte bereits ganz im Anfange (S. 6) zur Sprache gebracht sind. Sobald aber die Constructionen von Aufgaben sich irgend rechtfertigen lassen, soll man billig nicht säumen, die Anfänger zu denselben zu veranlassen, da der Natur der Sache und aller Erfahrung gemäß der mathematische Unterricht um so gedeiblicher wirkt, als er zur Selbstthätigkeit und Anwendung seiner Lehren treibt. Uebrigens besteht nach unserer Ansicht das Hauptverdienst dieses kleinen Lehrbuches der Planimetrie gerade in seinem ersten Cursus, der die Betrachtungen über gerade Linien, Winkel und Dreiecke in sehr gelungener Anordnung und

einer den ersten Anfängern recht faßlichen Darstellung darbietet. Einer ausdrücklichen Erwähnung verdient die geschickte Art und Weise, wie der Verf. der bekannten Schwierigkeit der Parallelen-
theorie dadurch auszuweichen versteht, daß er von dem Satze ausgeht, wonach eine gerade Linie jedes Dreieck in zwei Seiten und jeden Winkel mindestens in einem seiner Schenkel durchschneiden müsse, um allgemein zu beweisen, daß zwei Linien, einer dritten parallel, auch unter einander parallel sein müssen (der so viel wir uns entsinnen, zuerst von Segner und später von Hindenburg verfolgte Gedankengang). Auch die beiden folgenden Curse zeugen von des Verfs Tact in angemessener Auswahl und Darstellungsweise, ein Urtheil, das wir auch auf den zweiten Theil (die Stereometrie) ausdehnen dürfen, wenn wir einige minder wichtige Sätze über den schiefen Kegel ausschließen.

Das zweite der oben bemerkten geometrischen Lehrbücher unterscheidet sich von dem ersten nicht allein durch die Aufnahme der ebenen und sphärischen Trigonometrie, sondern überhaupt durch eine mehr arithmetische Betrachtungsweise und Anwendung der geometrischen Lehren. — Auch hier ist, wie dort, die entschiedene Trennung der sonst so confus durcheinander geworfenen Lehren von der Lage der Linien, den Eigenschaften des Dreieckes und der Congruenz der Dreiecke unbedingt zu loben; nur können wir uns von der Kraft des Beweises nicht überzeugen, wodurch der Verf. den Hauptsatz der Parallelen-
theorie (S. 15) zu begründen meint. Denn nach welchem vorangegangenen Satze müßte die innerhalb des Winkels CBM liegende Linie BF nothwendig die Linie CH schneiden? — Daß

der Lehre vom Dreieck (ganz gegen das Herkommen) eine Reihe von Elementarsätzen über den Kreis vorangeschickt werden, um die Vorstellung von der gegenseitigen Abhängigkeit der Winkel und Kreisbogen von vorn herein aufzuklären und zu befestigen, dünkt uns sehr zu billigen, so wie die ungesaunte Gemischung von Aufgaben, welche den Schüler veranlassen, sich zeitig im Gebrauche des Zirkels zu üben, indem er nach gegebenen Bedingungen Dreiecke construirt. In den Sätzen, welche mit dem pythagoreischen Theorem in Verbindung stehen, zeigen beide Lehrbücher große Uebereinstimmung und erleichtern die Ausdrucksweise zweckmäßig durch Begriff und Benennung der Projection, wovon in der Regel erst ungehörig spät gesprochen zu werden pflegt. Wenn aber beide, noch ehe von der Inhaltsbestimmung eines Rechtecks durch Multiplication seiner Seiten die Rede gewesen, diesen Inhalt durch das zwischen die Andeutung der Seiten gestellte Multiplicationszeichen angeben, so müssen wir uns gegen diese (freilich althergebrachte) Manier als eine völlig willkürliche auflehnen und vielmehr verlangen, daß man das Rechteck vorläufig mit allen seinen vier Endpunkten, oder etwa mit den beiden diametral gegenüberliegenden, angebe, ehe das Multiplicationszeichen gerechtfertigt erscheint. Oder soll es hier etwa kein Zeichen der Multiplication sein, und wie wird es in diesem Falle ausgesprochen? Man glaube nicht etwa, diese Einwürfe durch Berufung auf Gewohnheitsrechte abweisen zu können, denn Verjährung dürfen wir auf dem Boden der Wissenschaft nicht gelten lassen.

Ueber die in der Schrift des Hrn Dr Sonnenburg eingestreueten Aufgaben, denen wir im

Allgemeinen nur unsern Beifall schenken können, haben wir nur zu bemerken, daß unter den die Kreisconstructions betreffenden in Aufg. 5 (S. 78) ein Versehen vorgegangen und die 7te Aufgabe in ihrer dürftigen Fassung und ohne alles weitere Eingehen auf das schwierige Problem nur als eine müßige Zugabe zu betrachten ist, die hier lieber hätte wegbleiben sollen. Der der Planimetrie hinzugefügte *Anhang*, worin der Verfasser das Allgemeynste über die harmonische Theilung, die Chordalen, Polaren, Ähnlichkeitspuncte und Ähnlichkeitslinien der Kreise abhandelt, wird manchem Lehrer für vorgerückte Schüler der oberen Klassen willkommen sein, mit denen man auf die Elemente gern unter neuen und veränderten Gesichtspuncten zurück kommt.

Der ebenen Trigonometrie hat der Verf. wohl einen zu beträchtlichen Theil seines Lehrbuchs — 36 von 216 Seiten — gewidmet, da der Zweck des Unterrichts nicht erforderte, die Betrachtungen und Formelentwickelungen der Gonometrie so weit auszuspinnen, wie es hier geschehen ist. Wir finden diese Darstellung theils für den Anfänger zu ausgedehnt, z. B. durch das unnöthige Eingehen auf die Functionen von Winkeln, die ein Vielfaches von 180° übersteigen, sowie auf die veralteten Functionen der Sec. Cosec. des Sinus und Cosinus versus, welche man endlich aus unseren Lehrbüchern mit der bloßen Notiz von ihrer früheren Existenz verbannen sollte; endlich durch so manche Ausführungen, die man wohl billig dem Schüler als Übungsaufgaben zumuthen dürfte. Daß so gleich im Eingange die Winkelfunctionen einerseits arithmetisch, andererseits geometrisch erklärt werden, hat unserer Erfahrung gemäß, sein Be-

denkliches, da es Anfänger leicht verwirrt. Am gerathensten möchte es sein, Sinus und Cosinus als Factoren zu betrachten, womit die Hypotenuse eines rechtwinkligen Dreiecks multipliciert werden müsse, um die Werthe der Katheten als Projectionen zu geben, nicht aber sie selbst Projectionen zu nennen; die anderen Winkelfunctionen aber dürften nur als aus jenen abgeleitete Zahlenwerthe gelten und durch Linien gar nicht dargestellt werden.

Ueber den Abschnitt, welcher die Stereometrie enthält, bemerken wir nur, daß er sich auf das gewöhnliche Maß beschränkt, aber manche Betrachtungen, z. B. über die Linien und Winkel an den regulären Körpern durch Einmischung der Trigonometrie weiter ausführt, als man es sonst zu finden pflegt. Dieser Theil der Geometrie ist in allen unseren Lehrbüchern offenbar noch nicht behandelt, wie er sein sollte. Beachtungsworth sind die Schritte, welche K o p p e (in seinem Lehrbuche, Essen bei Bädcker, 1836) gethan, um die begründenden Sätze über Ebenen und körperliche Winkel zu vereinfachen und es wäre dringend zu wünschen, daß tüchtige Mathematiker ihre Aufmerksamkeit und Thätigkeit einmahl einer Reform dieser Grundlage der Stereometrie zuwenden möchten. — Schließlich noch die Bemerkung, daß die typographische Ausstattung beider hier angezeigten geometrischen Lehrbücher nichts zu wünschen läßt. U.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

8. Stück.

Den 13. Januar 1845.

T r i e r.

Druck und Verlag der Fr. Link'schen Buchhandlung 1844. Die politischen Parteien Griechenlands, ihre Stellung und Einwirkung auf die Angelegenheiten des Landes bis zu seinem Untergange durch die Makedonier, von F. F. Rosspatt, Oberlehrer am Gymnasium zu Münstereifel. VIII und 242 Seiten in Octav.

Herr Rosspatt, der sich bereits durch chronologische Beiträge zur griechischen Geschichte zwischen den Jahren 479 — 431 im Herbstprogramme seines Gymnasiums von 1841 als denkenden Kenner dieser Partie des classischen Alterthums gezeigt hat, erwirbt sich durch vorliegendes Buch ein wahres Verdienst um reisende Schüler und gebildete Laien, welche von der politischen Geschichte Griechenlands in seiner Höhezeit vielleicht nirgends ein so zusammenhängendes, anschauliches und dabei durchaus quellenmäßiges und objectiv gehaltenes Bild erhalten können, als es ihnen hier bei aller Ausführlichkeit doch auf verhältnißmäßig geringem Raum

geboten wird. Nur müssen wir wünschen, daß der gelehrte Philologe oder Historiker sich nicht durch den Titel verleiten lasse, eine monographische Erörterung über Ursprung, Gestaltenwechsel, Führer und sonstige Specialitäten der politischen Parteien in den einzelnen griechischen Städten zu erwarten, die so wenig im Plane des Verfs gelegen hat, daß er nicht einmahl in Athen die spätere Opposition der Geldoligarchie von der früheren Spaltung zwischen den Eupatridischen Geschlechtern und dem Demos unterscheidet, sondern nach einer kurzen Angabe des Bekanntesten über die letztern fortwährend schlechtthin von Optimaten spricht, ohne die heterogenen Elemente, die sich im Laufe der Zeit hinter diesem Aushängeschild verbergen, irgend näher zu charakterisieren. Vielmehr ist das ganze Buch wesentlich nur eine Darstellung der bekannten politischen Ereignisse in Griechenland mit der einzigen Modification, daß dieselben überall so viel als möglich auf den Gegensatz zwischen Aristokratie und Demokratie zurückgeführt und in dem Maße kürzer oder ausführlicher behandelt sind, als diese Parteien dabei mehr oder minder als Hebel angesehen werden konnten; und daß damit allerdings die Anforderungen einer tieferen wissenschaftlichen Begründung der Thatsachen und Charaktere noch keinesweges allseitig erfüllt sind, hat namentlich Büttner in der trefflichen Schrift über die Hetären dargethan, die dem Verf. leider eben so wenig als des Ref. Anzeige derselben in den Jahrb. für wissensch. Kritik 1842 zur Hand gewesen zu sein scheint. Er sagt zwar selbst S. 21 sehr wahr, daß es bei einiger Kenntniß des inneren Lebens und Treibens der Völker und Staaten sich sehr bald zeige, wie die Ereignisse nicht nach todten Regeln und Abstractionen aus einan-

der hervorgehen, sondern vielmehr durch die jedermahligen manigfaltigen Verhältnisse und durch das lebendige überwiegende Einwirken der hervorragendsten Persönlichkeiten bedingt werden; in seiner Charakteristik der Begebenheiten selbst aber herrscht nichts destoweniger die starre Abstraction, wie er es selbst nennt, jener formalen Kategorien viel zu einseitig durch, um dem tieferen Forscher das ganze reiche Wechselspiel anziehender und abstoßender Kräfte zu erklären, wobei politische Selbstsucht und Berechnungen auf der einen, nationale und patriotische Sympathien auf der anderen Seite mindestens eben so häufig mitwirkten, und selbst jene Kategorien oft nur zum augenblicklichen oder nothgedrungenen Mittel ihrer Zwecke machten. Wie hätte sonst Athen nach dem ausdrücklichen Zeugnisse von Xenophon Rep. Ath. III. II mitunter selbst τὸν βελτίστονον unterstützen, wie ein spartanischer König zum Sturze der athenischen Oligarchie mitwirken, wie Theben ohne die geringste Spur einer Staatsumwälzung oder Verfassungsänderung in seinem Innern, die von jedem wirklichen Parteisiege nach griechischen Begriffen unzertrennlich war, binnen wenigen Jahren seine Politik nach Außen so wesentlich umwandeln können, wie wir dieses nach dem Ende des peloponnesischen Krieges wahrnehmen? und wie wird man den Hermokopidenproceß mit seinem politischen Blindenspiele, wie das Benehmen eines Theramenes, Peisandros, ja selbst Kritias in frühern Jahren erklären können, wenn man überall nur Optimaten oder Demagogen erblickt, die sich höchstens zeitweilig verbinden, ohne zu erwägen, daß in Zeiten großer politischer Schwankungen derselbe Mann heute als Demagoge und morgen als Aristokrat figurieren kann? Ja auch abgesehen von politischen Wetterfahnen kann nichts

dürftiger, nichts verkehrter oder verderblicher, sei es zum Verständniß antiker Politik, sei es zur Würdigung politischer Charaktere der Gegenwart sein, als jede Verschiedenheit individueller Ansichten, Bestrebungen und Richtungen im öffentlichen Leben sofort als Parteisache zu betrachten und mit einem wohlfeilen Parteinamen zu belegen, wodurch der Einzelne in einem Ganzen aufgeht, über das er sich vielleicht gerade hat erheben wollen, und eine solidarische Verantwortlichkeit für Dinge überkommt, die seinem eigensten Wesen fremd waren: wie wenn Kimon als Aristokrat mit den Umwälzern der athenischen Demokratie, Perikles als Demokrat mit Kleon und Hyperbolos in eine Klasse geworfen wird, oder man aller Geschichte zum Troste fortwährend lesen muß, daß Aristides, dessen demokratischen Charakter schon die Mitwelt in dem Beinamen *δικαιος* anerkannte, und der der attischen Aristokratie noch das letzte Vorrecht, das ihr Solon gelassen hatte, den ausschließlichen Zutritt zum Archontate, entzog, bloß weil er der politische Gegner des Themistokles war, dessen Bestrebungen der späteren Demokratie zufällig mehr zu Gute kamen, noch unserem Verf. S. 16 'zwar nicht starrer Optimat, doch Freund des Althergebrachten, Bewährten, Geltenden, des Conservativen in unserem Sinne' heißt, 'welches immer auch der Sinn der Optimaten ist, wenn sie noch keine offene Reaction wagen können'! Wir wollen allerdings anerkennen, daß sich schon im Alterthume selbst hin und wieder solche Urtheile geltend machten, wie man es über Perikles sogar bei Plato, über Aristides bei Plutarch lesen kann, der überhaupt zu solchen abstracten Classificationen nur allzu geneigt ist und z. B. im Pelop. c. 5 auch den Thebaner Ismenias, den reichsten Mann seiner Zeit, bloß

weil er ein Gegner Lacedämons war, als Haupt einer φιλελεύθερος καὶ δημοτικὴ ἔταιρεία den ἀνδράσιν ὀλιγαρχικοῖς καὶ πλουσίοις entgegen setzt; hier bedurfte es aber eben der Kritik, die Hrn Kospatts Pragmatismus nicht immer wie er sollte geübt hat; und selbst hinsichtlich der Auslegung seiner Quellen hat er sich die Durchführung seines Systems mitunter etwas leicht gemacht, wie wenn er z. B. S. 41 bei der Bestrafung von Plataä durch die Thebaner sagt: 'wovon nur die Optimaten frei blieben', während τὰ σφέτερα φρονοῦντες bei Thuc. III. 68 nur eine thebanisch oder böotisch-nationalgesinnte Reaction bezeichnet, oder S. 197 zu Dropos von 'Unruhen zwischen den Optimaten und dem Demos' spricht, wovon in Diodors Worten XIV. 17: οἱ τὸν Ἄρωπὸν οἰκοῦντες πρὸς ἀλλήλοις στασιάσαντες ἐφυγάδευσαν τῶν πολιτῶν τινὰς κτλ. keine Silbe steht. Außerdem ist es nicht zu vermeiden, daß diese ununterschiedene Parteibezeichnung, wo nicht den Vf., doch seine Leser bisweilen ins Gedränge bringen muß, wie es denn gewiß für denjenigen, der Oligarchen und Optimaten bei Hrn Kospatz schlechthin als gleichbedeutend zu betrachten gelernt hat, nur höchst auffallend sein kann, unmittelbar nach dem Siege der Demokratie unter Thrasybul S. 134 'zwanzig Männer aus den Optimaten' mit fast unbeschränkter Vollmacht an die Spitze des Staates treten zu sehen! Der Vf. scheint dieses aus Scheibe (Die oligarchische Umwälzung zu Athen, Leipzig 1841. 8, S. 148) entnommen zu haben, mit dem er überhaupt jene einseitige Richtung wesentlich theilt, hat aber dabei gleich seinem Vorgänger ganz übersehen, daß ἀριστινδὴν ἐπιλεξάμενοι bei Pollux nicht auf den immer noch thätigen Einfluß einer oligarchischen Partei, sondern auf den Maßstab des persönlichen

Charakters, der Geburt und der socialen Stellung überhaupt geht, der gerade die Wiedergeburt des Demos und das Verschwinden aller Parteitrennung bezeichnet. Auch was Sparta betrifft, wird jeder, der mit der Sache nicht vertraut ist, nach des Verfs Darstellung annehmen, daß es eben so oligarchisch wie Athen demokratisch organisiert gewesen sei, weil seine Begünstigung der Olymaten stets mit dem Schutze, den die Demokratie bei Athen findet, parallel gesetzt wird; und wenn er dann erst S. 143 liest, wie dort aus dem allmählichen Sittenverderben eine drückende Oligarchie hervorging, wird er nicht wissen, wie er sich das frühere Verhältniß zu denken habe, während der Kenner der spartanischen Politik weiß, daß Sparta mit der Aristokratie nur das conservative oder nationale Princip, nicht die Verfassungsform theilte, und die Begünstigung der oligarchischen Formen nur ein ähnliches Mittel seiner Herrschsucht war, wie die Vereinzelung größerer landschaftlicher Verbindungen, die ja auch mit seinem eigenen Beispiele im schärfsten Kontraste stand, obgleich sie keinesweges ein so junges Moment seiner Politik war, wie Hr Rospatt S. 154 und 157 glaubt, sondern mit dem Schutze der Landaristokratie aufs Engste zusammenhing; vgl. Staatsalterth. §. 61. Not. 5. Doch wie gesagt, solche und ähnliche mehr antiquarische Erörterungen scheinen dem Plane des Verfs fern gelegen zu haben, der seiner Aufgabe nach ursprünglich auf ein Schulprogramm und in so fern auch nur auf das Bedürfnis der Schule berechnet war; halten wir diesen Standpunct fest, so werden wir uns auch nicht wundern, außer dem Buche von Scheibe und Sievers Geschichte Griechenlands vom Ende des peloponnesischen Krieges so wenige Einzelforschungen

der neueren Zeit benutzt zu sehn, und wer also nur nicht mehr in diesem Buche sucht, als es zu bieten beabsichtigt, wird das Gebotene in der klaren und fließenden Fassung, die es auszeichnet, gewiß mit Nutzen und Vergnügen lesen. K. Fr. H.

L o n d o n.

Printed for the Oriental Translation Fund of Great Britain and Ireland. Sold by W^m. H. Allen and Co. Leadenhall Street; B. Duprat, Paris: The history of Hydur Naik, otherwise styled Shums ul Moolk, Ameer ud dowla, Nawaub Hydur Ali Khan Bahadoor, Hydur Jung; Nawaub of the Karnatic Balaghaut: written by Meer Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from an original Persian manuscript in the library of her most gracious majesty by Colonel W. Miles of the Hon. Company's service. 1842. XXXII und 514 Seiten in Octav.

Der Verf. der in vorliegender englischer Uebersetzung bekannt gemachten persisch geschriebenen Geschichte Hyder Ali stand, wie er selbst berichtet, in dessen und seines Sohnes Tippoo Sahib Diensten (in des letzteren nur die ersten 5 Jahre seiner Regierung 1782 — 1787). Große Unparteilichkeit, welche schon an und für sich nicht in der Natur orientalischer Geschichtschreibung liegt, ist also von ihm am wenigsten zu erwarten. Doch ist die Geschichte Hyder Ali aus europäischen Werken hinlänglich bekannt und es wird wohl Niemanden einfallen, sie aus vorliegendem Werke kennen lernen zu wollen. Selbst was man Neues findet, ist nicht des Durchlesens werth. Nur unsere Neugierde, eine orientalische Auffassung der Art und Weise

zu sehen, wie Hyder Ali zu seiner Macht kam, gibt dem Buche ein Interesse. Nicht unwahrscheinlich ist übrigens, was S. 244 erzählt wird, der Verf. selbst aber nicht sicher weiß, nämlich, daß der Nizam, schon ehe er mit den Engländern vereinigt gegen Hyder Ali zog (1767), mit Letzterem gegen sie intriguiert und ihn zur gemeinschaftlichen Vertreibung derselben aufgefördert hatte.

Der Hr Uebersetzer hielt es für nöthig, die orientalischen Uebertreibungen, Aufgeblätheiten, Epitheta u. s. w. in seiner Uebersetzung zu mildern, oder ganz wegzulassen; besser noch hätte er gethan, wenn er sich auch die kleine Mühe gegeben hätte, die europäischen Jahreszahlen den Begebenheiten genau beizufügen. Der ganze erste englische Krieg mit Hyder Ali, welcher von 1767 bis 1769 dauerte, wird unter der stäten Ueberschrift 1771 erzählt. Auch konnte der Hr Uebersetzer wohl leicht erfahren, daß der englische Officier, welcher im Original هويت (Hewit) genannt wird, nicht Howard, wie er überträgt, sondern Wood ist.

Als eine Art Correctiv zu des Verfassers Charakterisierung Hyder Alis hat der Hr Uebersetzer eine andere, ebenfalls aus einem persischen Original, beigelegt, die uns diesen schlaunen und grausamen Tyrannen schon in einem richtigeren Lichte zeigt (S. 493 — 512).

Die beigegebene Karte zur Veranschaulichung des Terrains der Geschichte ist recht dankenswerth.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

9. 10. Stück.

Den 16. Januar 1845.

G ö t t i n g e n.

Ueber das medicinisch-klinische Institut in dem akademischen Hospitale zu Göttingen und die damit verbundene ambulatorische Klinik. Von J. W. H. Conradi.

Die erste Entstehung des hiesigen akademischen Hospitals und die frühere Geschichte desselben habe ich in dem bei der Säcularfeier unserer Universität geschriebenen Programme, das überhaupt die Geschichte des klinischen Unterrichts auf denselben zum Gegenstande hat, geschildert. Auch habe ich über den Fortgang, welchen das darin eingerichtete medicinisch-klinische Institut unter meiner Direction gehabt hat, bereits einige Mal in diesen Blättern Bericht erstattet. Da es nun an der Zeit ist, wieder darüber zu berichten, halte ich es jetzt für angemessen, das Verhältnis des Institutes überhaupt, wie es sich seit einer Reihe von Jahren während meiner Direction mehr gestaltet hat, wenigstens der Hauptsache nach darzustellen, wobei

ich freilich einige schon früher angeführte Punkte theils wieder kurz berühren, theils auch etwas genauer erörtern muß.

Das früher für medicinische und chirurgische Klinik zugleich, jetzt bloß für die unter meiner Direction stehende medicinische Klinik bestimmte akademische Hospital hat 32 Betten, ist aber geräumig genug, um, wenn es nöthig wäre, eine weit größere Zahl derselben aufzunehmen, und enthält auch außer geräumiger Wohnung für den Verwalter und den Assistenten selbst noch 5 Wohnzimmer, die von die Klinik benutzenden Studierenden gemiethet zu werden pflegen, was diesen wie dem Institute zu Statten kommt. Es ist indessen jene Zahl der Betten, besonders bei der hier Statt findenden Verbindung der Hospitalklinik mit einer ambulatorischen und der im Allgemeinen freien Auswahl der Kranken wohl für ein klinisches Institut hinreichend. Einer der berühmtesten Lehrer der Klinik und dem für seine Klinik die großen Krankenhäuser zu Pavia und Wien zu Gebot gestanden haben, S. P. Frank, sagt, wo er von der Einrichtung klinischer Institute handelt (System der medicinischen Polizei, Bd. 6. Theil II. S. 274): 'Die Anzahl der, in einer medicinischen Klinik, aufzustellenden Krankenbetten muß, damit es den Schülern nicht an Gelegenheit zu vielen wichtigen Erfahrungen, und dem Lehrer an der erforderlichen Zeit fehle, nicht unter, — und damit die Begriffe der Anfänger sich nicht verwirren, sondern mehr befestigen mögen, nicht über zwanzig sein und zwischen beiden Geschlechtern gleichmäßig getheilt werden.' Er setzte jedoch (S. 275) hinzu, daß es immer gut sei, wenn drei bis vier unbelegte Betten, außer den angegebenen, zur Aufnahme sich darbietender wichtigen oder seltenen

Krankheiten, in der Klinik in Bereitschaft gehalten würden. So sind dann auch selbst noch in der neueren Zeit unter der Direction von Valent. von Hildenbrand (Rat. medendi in Schola practica Vindobonensi, P. I. p. 4 — 5) und Franz von Hildenbrand (Annal. Schol. clinic. Ticinens. P. I. p. 48) in Wien 24 Betten, in Pavia nur 18 für das klinische Institut bestimmt, und nach den eigenen Berichten jener Directoren derselben in den einzelnen Jahren in dem zu Wien 217, 226, 269, in dem zu Pavia nur 200, 202 bis 220, in der Klinik im Charité = Krankenhause zu Berlin aber unter Bartels (nach dessen Berichten in Ruffs Magazin für die gesammte Heilkunde, Bd. 32 — 52) 196, 247, 246, 272, 289 Kranke aufgenommen worden. Es gewähren nun freilich große Städte den Vortheil, daß aus ihren großen Hospitälern für den klinischen Unterricht geeignete Kranke leichter ausgewählt, selbst mehrere klinische Institute damit versorgt, auch mit zu langwierigen Uebeln behaftete und für den klinischen Unterricht nicht mehr so passende Kranke leicht in einer anderen Abtheilung des Hospitals untergebracht werden können. In den Universitätsstädten von dem gewöhnlichen Umfange, die kein großes Hospital haben und deren Volksmenge auch dazu nicht hinreicht, ist die gehörige Besetzung auch nur eines für den klinischen Unterricht bestimmten Hospitals, besonders auch in Ansehung der für den klinischen Unterricht so wichtigen hitzigen Krankheiten, nicht so bequem und leicht, indem an hitzigen Krankheiten Leidende hier überhaupt nur aus der Stadt oder naheliegenden Orten erhalten werden können und auch viele derselben nicht gleich von ihrer Familie getrennt werden und in das Hospital gehen wollen. Es kann jedoch auch hier

wenigstens eine für ein Institut der Art hinreichende Zahl solcher Kranken erhalten werden, und es kommt außerdem auch dem hiesigen Institute zu Statten, daß dem Director im Allgemeinen die Freiheit der Auswahl der präsentierten Kranken gewährt ist, daß eine größere Zahl von Betten als in den angeführten klinischen Instituten von Pavia und Wien bereit ist, um noch manche gelegentlich sich darbietende wichtige Kranke, wie auch manche contractmäßig aufzunehmende oder länger zu behaltende unterbringen zu können, und besonders auch, daß mit der Hospitalklinik eine ambulatorische verbunden ist. Denn die überhaupt so wichtige ambulatorische Klinik wird hier mit Recht auch als eine Hauptquelle für die gehörige Besetzung des Hospitales angesehen, indem sie öfter Gelegenheit darbietet für dasselbe sich eignende wichtige Kranke auszuwählen, in ihr auch manche vorher in das Hospital aufgenommene Kranke, so wie der Aufenthalt in demselben für sie nicht mehr nöthig und es selbst besser ist, wenn sie ihre Beschäftigung fortsetzen und sich in der freien Luft bewegen, noch mit geringeren Kosten behandelt werden können, und überdem durch sie auch sonst manchen Mängeln, die bei bloßer Hospitalklinik in einer kleinen Stadt eher eintreten, abgeholfen wird. Es sind nun allein in meiner ambulatorischen Klinik jährlich 1200 — 1400, ja mehrmals 1600 — 1700 Kranke und darüber (wovon über zwei Drittel aus der Stadt, die anderen vom Lande waren) behandelt worden, und ich könnte in diese noch mehr aufnehmen, wenn es der Fonds erlaubte und nicht jene Zahl ohnehin für ein solches Institut und die dem Unterrichte zu widmende Zeit mehr als hinreichend wäre, so wie dann selbst in so manchen für sich bestehenden ambulatorischen

Kliniken, namentlich denen zu Berlin, Würzburg u. s. w. nicht so viel Kranke in einem Jahre behandelt worden sind, auch die zu große Zahl der Kranken der sorgfältigen Beobachtung und Behandlung der einzelnen Fälle bekanntlich eher hinderlich ist. Indem ich nun außer anderen Kranken aus der Stadt und vom Lande, welche geradezu dem Hospitale empfohlen wurden und sich zur Aufnahme in dasselbe eigneten, zugleich diese wichtige Quelle der ambulatorischen Klinik für das Hospital gehörig zu benutzen suchte, habe ich auch in dieses schon bald nach der Uebernehmung der Direction desselben jährlich 280 — 290, ja in zweien 306, im letzten 322 Kranke aufnehmen können, während früher nach Himly's eigenen Berichten im ersten und auch im zweiten Decennium halbjährig etwa 60 — 70, und auch später nur manchmal während des ganzen Jahres 180 oder 190, oder höchstens 197 — 198 Kranke und besonders auch weit weniger an hitzigen Krankheiten Leidende aufgenommen worden sind.

Es gibt freilich Manche, denen auch eine solche Zahl, wie sie von mir aufgenommen worden, als kleinlich erscheint, und manche junge Aerzte (obgleich es längst von so vielen großen Aerzten und auch in so vielen Methodologien ausgesprochen worden, daß es nicht gut sei, anfangs zu viele Kranke zu sehen, daß der Anfänger dadurch mehr verwirrt als belehrt wird u. s. w.) verlangen alsbald große Hospitäler und die größte Zahl von Kranken zu sehen. Von solchen sagte schon selbst einer der trefflichsten Lehrer der Wiener Schule, Maximil. Stoll (Commentar. ed. Eyerel, P. I. p. 33): *'Sunt, quibus animus juveniliter prurit, mox ubi theoreticas praeceptiones deseruerunt, aegros quam plurimos videndi. Nil reperiunt hi*

in pauculis illis aëgris, quos schola practica offert; nil visu contemplatuque dignum magnis hisce ingeniis suppeditat curta haec nostra suppellex et exiguus aegrorum numerus. At, dum spretis his nostris rivulis illa flumina adeunt, suam inde sitim expleturi, en, non relectos, ut sperabant, sed plane oppressos.' So sagt auch J. P. Frank (a. a. D. S. 252), daß gerade die größere Zahl der in ein Klinikum aufgenommenen Kranken den in demselben ausgesäeten Samen ersticke, und daß sich ein langsamer und dauerhafter Unterricht bei der umschriebenen Zeit mit einer großen Anzahl von zu behandelnden Kranken keinesweges vertrage. Die großen Hospitäler der größeren Hauptstädte können allerdings (abgesehen von den darin eigentlich für den klinischen Unterricht eingerichteten Instituten) auch durch Gewährung der größeren Uebersicht vieler Krankheiten, der gleichzeitigen Vergleichung derselben und der Beobachtung so mancher seltenerer Krankheiten nützlich werden. Um aber manche derselben nach ihrem ganzen Umfange gehörig benutzen zu können, müssen junge reisende Aerzte sich besonders oft den Zutritt zu den besonderen von den so genannten Primärärzten oder Unterärzten besorgten Abtheilungen derselben zu verschaffen suchen, worüber ihnen Clarus (tabellarische Uebersicht der zum wissenschaftlichen Studium der Heilkunde nöthigen Vorlesungen, S. 104 — 105) sehr gute Rathschläge gegeben hat, übrigens nach vorausgeschickter Bemerkung, daß zwar die größeren Hauptstädte mit Recht, wegen ihres Reichthumes an wissenschaftlichen Hilfsmitteln aller Art und als die Punkte, auf denen sich das Leben und die Eigenthümlichkeiten der Nationen am meisten zusammen drängen und am entschiedensten

darstellen, die erste Aufmerksamkeit verdienen, nur darüber die stilleren Heiligthümer der Wissenschaften, die Universitäten, nicht vernachlässigt oder nur im Durchfluge von einer Residenz zur andern eines kurzen Blickes gewürdigt werden müßten, und daß der künftige Praktiker am wenigsten glauben dürfe, daß es nur in größern Spitalern etwas für ihn zu lernen gebe und daß es hier damit gethan sei, berühmte Männer ein Paar Mahl operieren zu sehen, oder hinter ihnen her, im dicht gedrängten Hausen der Zuhörer, die Krankensäle zu durchheilen. Es hat indessen auch jene Benutzung mancherlei Schwierigkeiten, und setzt, da auch jene Spitalärzte gewöhnlich nicht zur Ertheilung des klinischen Unterrichtes bestimmt und verpflichtet, auch wohl nicht sämmtlich dazu geeignet sind, schon eine gehörige Ausbildung des jungen Arztes in einer guten Klinik voraus, indem, wie auch Frank (a. a. D. S. 232) bemerkt hat, die Anzahl der von jenen zu behandelnden Kranken so groß, und die zum Besuche derselben bestimmte Zeit so kurz ist, daß es Anfängern im Beobachten mit jenen gleiche Schritte zu halten und ihre Begriffe zu reihen unmöglich wird, und daß diejenigen, welche nicht schon von eigens dazu angestellten Lehrern, bei wenigeren, aber doch hinreichenden Kranken, eines langsameren Ganges geführt worden sind, durch eine bloße Spitalpraxis der Art nur zu rohen Empirikern gebildet werden können.

Was die Arten der aufgenommenen Kranken betrifft, so bemerke ich auch hier wieder, daß das akademische Hospital nicht wie ein gewöhnliches städtisches oder Landkrankenhaus*) bloß zur Unterstützung armer

*) Die städtischen und Landkrankenhäuser auf Universitäten sind, in wiefern sie auch für den klinischen Unterricht bestimmt worden, natürlich hiervon auszunehmen. Das

Kranken aus der Stadt und vom Lande, sondern vorzüglich auch für den klinischen Unterricht bestimmt ist, daß die Aufnahme der für die Klinik überhaupt passend scheinenden Kranken im Allgemeinen (mit Ausnahme derjenigen, für welche contractmäßig von einigen Gilden Beiträge an Geld geliefert werden) von mir abhängt und ich nur die Verpflichtung habe, besonders darauf zu sehen, daß das Hospital nicht durch übermäßige Anhäufung an zu langwierigen und unheilbaren Krankheiten Leidender in ein Siechenhaus verwandelt und dadurch sowohl der Aufnahme neuer Kranken, als dem für den klinischen Unterricht nöthigen Wechsel oder einer gewissen Manigfaltigkeit der Fälle ein

hiesige akademische Hospital nimmt übrigens auch, eben so wie das chirurgische, Kranke vom Lande wie aus der Stadt und selbst manche ausländische auf, und beide zusammen haben weit mehr Betten und Kranke, als die für Medicin und Chirurgie zugleich bestimmten Hospitäler mehrerer Universitäten, welche als Landesanstalten den Namen Landkrankenhaus führen, und haben auch vor diesen im Allgemeinen wenigstens den Vortheil der Freiheit der Auswahl unter den präsentierten Kranken. Dieser Vortheil ist aber um so wichtiger, als ohne ihn in einem Landkrankenhaus leicht eine zu große Anhäufung von an chronischen Krankheiten Leidenden erfolgt, von denen zwar allerdings sehr wichtige sich darbieten, aber auch nur zu viele Schwindsüchtige, hysterische, veraltete Gichtische, Kräpfiger, kommen können, so wie dann auch bisher schon die aus den näheren Theilen des Landes empfohlenen Kranken oft von dieser Art waren. Außerdem wird aber durch ein in einer kleinen Universitätsstadt errichtetes Landkrankenhaus, wenn es auch noch so groß, für Hunderte von Kranken und darüber, eingerichtet ist, doch dem oben angeführten Hauptbedürfnisse in Ansehung der Auswahl der für den klinischen Unterricht so wichtigen hitzigen Krankheiten nicht besser, als es nach dem Obigen hier geschieht, abgeholfen, da daran Leidende nicht leicht aus fernen Gegenden kommen oder transportiert werden können.

Hinderniß in den Weg gelegt werde. Eine einseitige oder übertriebene Auswahl gewisser Krankheitsfälle ist aber nie von mir vorgenommen, sondern es sind alle irgend wichtige und für die medicinische Hospitalklinik geeignete Kranke von denen, welche sich dazu präsentierten oder sonst dazu bestimmt waren, sofern es nur noch der Raum und andere Verhältnisse des Hospitals erlaubten, aufgenommen, und es ist auch manchen, deren Krankheit sich unheilbar zeigte, gerade wegen des von der Leichenöffnung zu erwartenden Interesses ein längerer Aufenthalt in demselben gestattet worden. So sehr es zu tadeln ist, wenn der Director eines Hospitales bloß leichte Fälle aufzunehmen sucht, um in seinen Listen weniger Gestorbene zu haben, so wenig würde es dagegen auch zu billigen sein, wenn man in ein für den klinischen Unterricht bestimmtes Hospital bloß schwer oder gar nicht zu heilende Kranke aufnehmen wollte, wodurch auch junge Aerzte, so sehr sie sonst auch die Mängel und Lücken unserer Kunst kennen lernen sollen, leicht abgeschreckt werden würden. Eben so soll man in der klinischen Schule nicht zu sehr nach seltenen Fällen haschen, sondern es sind in ihr gerade die am gewöhnlichsten vorkommenden einfacheren Krankheiten, welche am meisten die Hilfe des Arztes erfordern und zur Bildung junger Aerzte am lehrreichsten sind, vor anderen zu berücksichtigen.

So wie ich nun in Ansehung der einzelnen im Hospitale vorgekommenen Krankheiten in früheren Berichten angezeigt habe, daß außer vielen Fällen von Fiebern, besonders den mit gastrischer, katarthaler und rheumatischer Affection verbundenen, wie auch Nervenfiebern und Wechselfiebern, es vorzüglich Bräunen, Lungenentzündungen, Augen-

entzündungen, chronische Katarrhe und Rheumatismen, Rosen, Varioloiden und wahre Pocken, Masern, Nesselsucht, Flechten, Bluthusten, Blutbrechen, Mutterblutfluß und Amenorrhoe, Bauchflüsse, Lungenschwindsucht, Bleichsucht, Gelbsucht, Haut-, Brust- und Bauchwassersucht, Lustseuche, Lähmung, Magenkrampf und andere gewöhnlichere Krankheiten, daneben aber auch einzelne Fälle von der Entzündung der Schilddrüse, der Zungenentzündung, der Darmentzündung, Entzündung des Bauchfells, dem Gürtel, dem Feigmahle am Barte (Sycosis), dem Fischschuppenausschlage, der schwarzen Krankheit, dem Blutharnen, der Werlhoffschen Blutsfleckenkrankheit, dem Hygroma cysticum patellare, dem Weisthanze, dem Delirium potato-rum, selbst einer von Wasserscheu, mehrere von organischen Fehlern des Magens, der Speiseröhre u. s. w. waren, so begnüge ich mich über die in den drei letzten Jahren darin beobachteten und behandelten Kranken hier nur anzuführen, daß in dem ersten die Zahl derselben 276, in dem zweiten 294, in dem dritten 322 betragen, und daß eine gleiche Manigfaltigkeit der Fälle Statt gefunden hat, darunter auch wieder manche seltenere Fälle, namentlich von dem Feigmahle am Barte (Sycosis), der schwarzen Krankheit, dem Blutharnen, der Werlhoffschen Blutsfleckenkrankheit, dem Hygroma cysticum patellare, der Harnruhr, schwere Fälle von Lupus, auch mehrere vom Bandwurm, außerordentliche Geschwulst der Milz, organische Fehler des Magens u. s. w. vorgekommen sind. Daß in einzelnen Jahren bald mehr Fälle von der einen, bald mehr von einer anderen Art sich darbieten, manche ganz fehlen, hängt von der epidemischen Constitution wie auch von zufälligen Umständen ab, und kommt in großen Hospi-

tälern ebenfalls vor. So sagte Hildenbrand (Ratio medendi in schola practica Vindobonensi, P. II. p. 1), daß in dem Spätjahre 1807 bis 1808 zwar der Zahl nach mehr Kranke als in dem vorhergehenden Jahre behandelt worden (nämlich 226, während es im vorigen nur 217 waren), daß aber die Manigfaltigkeit der Krankheiten geringer gewesen, indem die Wechselfieber, besonders in den Sommermonaten, in der größten Häufigkeit erschienen wären, und es wegen des Aufhörens anderer epidemischer Krankheiten nicht leicht gewesen sei, viele zu klinischen Demonstrationen geeigneterer Kranke aus dem großen Krankenhause auszuwählen. Auch hat derselbe (init. inst. clin. §. 51) mit Recht bemerkt, daß es eine lächerliche Prätension sein würde, alle in der Natur vorkommenden Krankheiten während eines klinischen Cursums sehen zu wollen, und daß selbst Veterane unter den Aerzten mehrere Krankheiten während ihrer ganzen praktischen Laufbahn nicht gesehen hätten. Und so hat auch Bartsch (Rusts Magazin für die gesammte Heilk. B. 41. S. 327) dem Verzeichnisse der von ihm in dem im Charité-Krankenhause zu Berlin errichteten medicinischen Klinikum im Sommersemester 1832 behandelten 109 Fälle die Bemerkung beigefügt, daß sich Einiges vermissen lasse, woran man dort in anderen Zeiträumen reicher gewesen, z. B. die acuten Exantheme, daß aber dies durch eine Menge von wichtigen Fällen aus anderen Klassen, namentlich der Nervenkrankheiten (von denen jedoch überhaupt nur 15 aufgenommen wurden) auf sehr instructive Weise ersetzt worden sei. Auch hier war in den letzten Jahren, nachdem die in den vorhergehenden so häufigen Varioloiden und auch wahre Pocken nachgelassen hatten oder nur noch selten vorkamen,

auch nur hier und da Varicellen sich zeigten, keine Masern = Epidemie jetzt Statt fand, und der Scharlach ebenfalls nur in einzelnen Fällen bemerkt wurde, Mangel an bedeutenden hitzigen Exanthemen, während dagegen die gastrischen Fieber (von denen viele große Neigung zum Uebergang in den nervösen Zustand hatten und auch wirklich darin übergingen) vorherrschten (so daß von ihnen in den einzelnen Jahren zwischen 30 und 40 allein in dem Hospitale behandelt wurden), jedoch auch viele katarthalische und rheumatische Fieber, auch gar manche Fälle von Wechsel- fiebern, sowie von den oben schon genannten Entzündungen und anderen Krankheiten der verschiedensten Art aufgenommen und zum Unterrichte benutzt werden konnten. In Ansehung der Wechsel- fieber ist das Verhältniß (wie ich schon in meiner Abhandlung über die von Hippokrates geschilderten Fieber mit Rücksicht auf Vittrés Meinung von denselben, S. 24 — 25 bemerkt habe) jetzt ein anderes, als es noch zu Zimmermanns Zeit war. Dieser sagte nämlich in seinem Werke von der Erfahrung, Th. 2. B. 4. K. 5.: 'Die Wirkungen der Dünste stehender Wasser habe ich auf meinem eigenen Leibe zu der Zeit schon erfahren, da ich mir dieselben aus Büchern viel lieber bekannt gemacht hätte. Die beinahe so kleine und beinahe so sehr als der oft trockene Slyffus gepriesene Leine tritt in Göttingen zuweilen über ihre Ufer heraus, macht einen kleinen Theil dieser Stadt sumpfigt, und die Schanzgraben sind auch mehrentheils voll stehender Wasser. Ich wohnte nicht weit von diesem sumpfigten Quartier, und wie Hippokrates von dem Kranken Philiskus zu bemerken nicht unterließ, dichte an den Schanzen; auch ward ich vielfältig mit dem

Tertianfieber, sowohl als das ganze Haus des Herrn von Haller, bei dem ich wohnte, geplagt. Die von dem Maschgrunde und dem Schanzgraben entfernten Quartiere der Stadt blieben von diesen Fiebern gänzlich frei, die bei uns und in den nah gelegenen Häusern, nur mit dem Winter aufhörten. Seitdem die genannten Schanzgraben meistens ausgetrocknet, zur Erweiterung des botanischen Gartens und zu anderen Anlagen benutzt worden sind, haben jene Wechselfieber hier zu herrschen aufgehört, und außerdem, daß sie nur in manchen Jahren bei besonderer epidemischer Constitution sich zeigen, bekomme ich an Wechselfieber Leidende in das akademische Hospital gewöhnlich nur aus der Gegend von Seeburg und anderen benachbarten Orten, wo stehende Wasser sich befinden. — Daß mit Flechten oder anderen chronischen Ausschlägen und mit der Luftseuche Behaftete (wovon jährlich eine sehr bedeutende Anzahl in dem Institute behandelt wird), eben so wie an Pocken oder anderen hitzigen und ansteckenden Exanthemen Leidende, überhaupt Kranke, die von den gemeinschaftlichen Krankensälen ausgeschlossen werden müssen, aufgenommen werden können, dafür ist in dem hiesigen akademischen Hospitale sehr gut gesorgt, indem außer den zwei Sälen, wovon der eine für männliche, der andere für weibliche Kranke bestimmt ist und jeder 8 Betten enthält, noch 10 kleinere Zimmer (wovon mehrere 4, die anderen 2 — 3 Betten aufnehmen können) bereit sind, welche theils für von anderen zu trennende, theils auch für gewöhnliche Kranke, wenn in den Sälen kein Platz mehr für sie übrig ist, benutzt werden. Bei der Einschränkung des klinischen Institutes auf zwei große gemeinschaftliche Krankensäle, wie sie (was schon Frank in seinem

Systeme der medicinischen Polizei, B. 6. Th. II. S. 276 flg. für mangelhaft erklärt hat) auch in großen Krankenhäusern Statt fand und zum Theil noch Statt findet*), wurden die meisten von den gemeinschaftlichen Sälen auszuschließenden Kranken wenigstens dem klinischen Institute entzogen, oder es mußten die jungen Aerzte, um deren Krankheiten beobachten zu können, sich zu den besonderen Abtheilungen der Primärärzte u. s. w. Zutritt zu verschaffen oder noch besondere dafür eingerichtete Kliniken zu benutzen suchen. — Venerische und krähige Handwerksgefallen können auch nach dem schon von meinem Vorgänger mit mehreren Gilden gemachten Contracte die Ausnahme in das Hospital nicht fordern. Doch werden von mir Venerische weiblichen sowohl als männlichen Geschlechtes und darunter auch Handwerksgefallen jährlich in nicht unbedeutender Zahl gern aufgenommen, und auch Krähige mitunter, so weit es nöthig scheint, in dem Hospitale behandelt, sowie außerdem viele in der ambulatorischen Klinik vorkommen und diese zur Diagnose und Behandlung derselben

*) In dem berühmten klinischen Institute zu Pavia, wo ein Borsieri, Tissot, J. P. Frank lehrten, hatte jeder der zwei dafür bestimmten Säle, welcher mit 9 Betten versehen war, noch zur Zeit der Direction von Franz von Hildenbrand (wie derselbe in seinen *Annal. schol. clin. Ticinens.*, Pav. 1826. P. I. p. 48 berichtet) nur ein Nebenstübchen (*cellam exiguam*), damit im Nothfalle delirierende, unruhige, ekelhafte, ansteckende Kranke abgesondert werden konnten. — Nach dem Berichte von Bartels in *Rußs Magaz. f. d. ges. Heilk.* B. 32. S. 108 sind erst im Jahre 1828 neben den zwei Sälen, wovon der eine für männliche, der andere für weibliche Kranke bestimmt ist, noch 2 Zimmer hinzugekommen, welche seine Anstalt bis zu mehrerer Raumbewinnung noch dazu gemeinschaftlich mit der von Wolff dirigirten Klinik zu benutzen hatte.

sehr häufige Gelegenheit darbietet. Daß ich aber nicht verpflichtet bin, alle kränkigen Handwerksgesellen aufzunehmen, daß diese auch einem besonderen städtischen Locale zugewiesen werden können, kann ich nur als einen Vortheil für das Hospital ansehen, indem (wie ich aus früherer Erfahrung weiß) sonst leicht ein zu starkes Zuströmen derselben zum akademischen Hospitale erfolgt, ein bedeutender Theil desselben mit solchen Gesellen überfüllt werden, und, wo nicht unbeschränkter Raum Statt findet, der Aufnahme anderer und wichtigerer Kranken ein Hinderniß in den Weg gelegt werden kann. In manchen Instituten, wo Zwang der Aufnahme solcher, wie auch anderer weniger bedeutenden Kranken Statt findet, hängt die größere Zahl der jährlich behandelten Kranken zum Theil besonders auch von der übergroßen Menge Kränkiger ab. So waren ja auch nach Thomann's Bericht (*Annal. instituti medico-clinici Virceburgensis*, Vol. II—III) unter den sämtlichen 331 Kranken, welche im Jahre 1799 in seiner Klinik im Julius-Hospitale behandelt wurden, 58 Kränkige (meistens Gesellen und Dienstboten) und auch gar manche andere weniger bedeutende oder gefährliche Kranke, im Jahre 1800 aber unter 344 Kranken auch 49 Kränkige, wobei übrigens das Verhältniß der Gestorbenen zu den überhaupt Behandelten im ersten Jahre wie 1 zu 23, im letzten aber wie 1 zu 10 berechnet ist.

Das zuletzt Gesagte ist auch anzuwenden auf das in vielen summarischen und umständlicheren Berichten im Allgemeinen angegebene Verhältniß der Sterblichkeit in Hospitälern und anderen klinischen Instituten. Da dies Verhältniß nicht bloß von den Curmethoden der Aerzte, sowie von der Lage, Beschaffenheit und Verwaltung der Hospitäler, son-

dem vorzüglich auch von der Art der aufgenommenen Kranken, der Zeit der Krankheit und anderen besonderen, oft selbst zufälligen Umständen, z. B. schlimmen Epidemien in Kriegszeiten u. s. w. abhängt, so muß es nicht bloß in verschiedenen Instituten, sondern oft auch in demselben Institute verschieden sein. In manchen Hospitälern ist es selbst wie 1 zu 6 oder 7, oder 1 zu 4, in anderen aber wie 1 zu 10 oder 12 und darüber, in solchen aber, wo viele Krätzigke und andere an nicht leicht tödtlichen Krankheiten Leidende aufgenommen werden, wie auch in den ambulatorischen Kliniken natürlich weit geringer. Nach Hufelands Berichte (Journ. der prakt. Heilk. 1809. Dec. S. 24) starb in der Anstalt zur Verpflegung armer Kranken in Berlin von 18 einer, was er für ein äußerst geringes Verhältniß erklärte, da selbst in den besten Hospitälern das Verhältniß wie 1 zu 10, höchstens 12 sei, wobei jedoch, wie er selbst hinzufügt, nicht vergessen werden darf, daß bei solchen Hauskrankenanstalten mehr Krankheiten von geringerer Wichtigkeit vorkommen, als in Hospitälern. Himly (Götting. gel. Anzeigen 1810. B. 1. S. 542) aber hat ausdrücklich bemerkt, daß die Zahl der Augenkranken vorzüglich deshalb von ihm angegeben sei, weil auf ihrer Größe die so sehr geringe Summe der Sterbefälle zum Theil beruhe, indem in der hiesigen combinirten Anstalt (also der ambulatorischen Klinik und dem Hospitale zusammen) nicht einmahl von 18 einer gestorben sei.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

11. Stück.

Den 18. Januar 1845.

G ö t t i n g e n .

Schluß der Anzeige: 'Ueber das medicinisch-klinische Institut in dem akademischen Hospitale zu Göttingen und die damit verbundene ambulatorische Klinik. Von J. W. H. Conradi.'

In dem hiesigen akademischen Hospitale ist das Verhältnis der Gestorbenen in den letzten sieben Jahren während meiner Direction dreimahl wie 1 zu 13, zweimahl wie 1 zu 10, einmahl wie 1 zu 16 und einmahl selbst wie 1 zu 23; in meiner ambulatorischen Klinik aber mehrmahls wie 1 zu 24 — 26, und oft noch geringer gewesen, welches geringere Verhältnis ich nach dem Obigen natürlich weit entfernt gewesen bin zum Vortheile meiner Behandlung anführen zu wollen, sondern welches ebenfalls vorzüglich davon abhing, daß, wenn auch in der ambulatorischen Klinik viele höchst schlimme, mit bösarigen Fiebern, vernachlässigten Entzündungen, Atrophie, Lungenschwindsucht, Wassersucht, Eklampsie, organischen Feh-

lern u. j. w. behaftete Kranke, auch gar manche sieche und alte, am Marasmus senilis Leidende behandelt worden sind, doch darin auch die Zahl solcher Krankheiten sehr groß war, die eben so wenig wie die von Himly hervor gehobenen Augenkrankheiten tödtlich zu werden pflegen.

So wie hiernach eine allgemeine Angabe der Zahl der Gestorbenen, wie der Geheilten kein sicheres Resultat geben kann, so kann auch aus noch so genau angegebenen Zahlen der einzelnen Krankheiten und ihres Ausgangs allein nicht durchaus sicher auf den Erfolg eines Heilverfahrens geschlossen werden, da es hier nicht bloß auf quantitative Verhältnisse, die leichteren oder höheren Grade, sondern auch auf qualitative und auf Modificationen derselben durch die Verschiedenheit der Constitution, der günstigen oder ungünstigen Epidemie, und andere Umstände ankommt. Uebrigens habe ich hier nicht die Absicht auf die numerische Methode, wie Louis sie empfohlen hat, weiter einzugehen, gegen deren übertriebene, einseitige und auch leicht zu roher Empirie führende Anwendung ja auch selbst treffliche französische Aerzte, besonders Fuster (Gazette médic. 1832, 1836 und Des maladies de la France p. 54 sq.) und Risueno d'Amador (Mémoire sur le calcul des probabilités appliqué à la médecine), dann auch Double, Cruveilhier u. A. schon die gegründetsten Bemerkungen vorgebracht haben. Bei Fragen, wo es auf arithmetische Verhältnisse ankommt, mag man sich derselben bedienen (wie es auch längst von den Aerzten geschehen ist, in welcher Hinsicht ich nur den von Fuster in Bezug auf mancherlei hier in Betracht kommende Gegenstände genannten besonders Heusler, dessen Briefe über das Blatterbelzen,

Th. 1. S. 167 flg. und S. 187 flg. zumahl auch in Rückficht auf das dabei erforderliche umsichtige Urtheil, hier vorzüglich beachtet zu werden verdienen, beifügen will); aber sonst soll man nicht davon vorzüglich das Heil der Medicin erwarten oder sie als das wahre Orakel für Aerzte betrachten.

In Ansehung der summarischen Angabe der in dem Institute behandelten Krankheiten bemerke ich auch hier wieder, daß sie nur die Pflicht gegen das Institut mitzutheilen gebot, damit man wenigstens ersehen könne, welche Gelegenheit zur Beobachtung von Krankheiten den Studirenden durch dasselbe dargeboten wird. Auch *Himly*, wiewohl er (*Götting. gel. Anzeigen*, 1810, B. 1. S. 529 flg.) bei seiner Beschreibung des für das akademische Hospital erhaltenen neuen Locales und den hinzugefügten Bemerkungen über seine Klinik selbst geäußert hat, daß er noch nie summarische Nachrichten, weder von dieser, noch von zwei vorigen Kliniken, die er in Braunschweig und Jena dirigierte, mitgetheilt habe, weil er sie im Allgemeinen für nicht nöthig, für zu wenig sagend, und selbst für leicht nachtheilig halte, daß solche Listen das Wesentlichste, welchen Geist die Klinik bilde, nicht zeigten, daß die Wissenschaft dadurch gewöhnlich nichts, nicht einmahl bedeutend die medicinische Topographie gewinne, daß manche Hospitalärzte, damit in die Columne der Aufgenommenen und Geheilten eine recht große, in die der Gestorbenen eine recht kleine Zahl gedruckt werde, nach leichten Fällen sichten, gefährliche ganz abwiesen, oder sich doch noch bei Zeiten von ihnen wieder loszumachen suchten, daß mancher Arzt sicher dem schönen, einfachen, aber deshalb prunklosen Gange der Natur im Denken und Handeln

treuer geblieben wäre, wenn ihm der Gedanke an das Publiciren nicht vorgeschwebt und ihn zum Haschen nach Neuigkeiten, Mirakeln und Kunststücken verleitet hätte u. s. w. —, fand sich damals doch selbst veranlaßt, eine kleine Uebersicht von den letzten 3 Jahren zu geben. So wie ich aber die summarische Anzeige der in dem Institute behandelten Krankheiten nur zu dem angegebenen Zwecke mitgetheilt habe, so habe ich auch jetzt nicht die Absicht, ein umständliches *Tage-* oder *Jahrbuch* über das Institut mitzutheilen, und längst (ganz mit dem, was S. P. Frank in der Vorrede zu seinen *Interpretat. clin.* p. III—VII und in seinem *System der medicinischen Polizei*, B. 6. Th. II. S. 251 flg. über diesen Gegenstand geäußert hat, übereinstimmend) anderswo erklärt, daß ich überhaupt nicht gesonnen sei, je das Beispiel derjenigen zu befolgen, welche in ihren *Annalen* umständliche Krankheitsgeschichten über die gemeinsten Fälle mittheilen, die zwar in der Klinik für die Anfänger sehr nützlich, aber einer allgemeinen Mittheilung nicht würdig sind. Außerdem habe ich über die meisten Arten von Krankheiten, welche in dem Hospitale und der ambulatorischen Klinik behandelt worden sind, schon früher kurze Bemerkungen in diesen Blättern, so weit es der Raum derselben erlauben konnte, mitgetheilt, über einzelne mich auch in besonderen Abhandlungen weiter ausgelassen, was ich bei wichtigen Fällen auch künftig zu thun gedenke. Da übrigens nach der obigen summarischen Angabe schon die Zahl und Beschaffenheit der in das Hospital aufgenommenen wichtigen Krankheitsfälle selbst der aus den großen Hospitälern zu Wien, Berlin u. s. w. für einzelne klinische Institute ausgewählten keinesweges nach-

steht, hier aber noch durch die mit der Hospital-Klinik verbundene ambulatorische Klinik eine große Manigfaltigkeit hitziger und chronischer Krankheiten aus allen Klassen derselben hinzukommt und dadurch auch dem in den meisten Hospitälern Statt findenden Mangel an den so wichtigen Kinderkrankheiten abgeholfen wird, so erhellet es wohl, daß durch das Institut den Studierenden allerdings eine sehr reiche und vortreffliche Gelegenheit zur Beobachtung von Krankheiten dargeboten wird.

Ueber die G e s e z e , welche in den klinischen Instituten für die dieselben benutzenden Studierenden gegeben zu werden pflegen, und auch in dem meinigen bestehen, habe ich mich, wie über die Verhältnisse der Klinik überhaupt und der verschiedenen klinischen Institute, in meiner Einleitung in das Studium der Medicin §. 92 — 100 geäußert, worauf ich mich hier beziehe. Eben so kann ich über die von mir für die zweckmäßigste gehaltene Methode des Kranken = Examens und andere Gegenstände der theoretischen Anleitung zur Klinik mich auf mein Handbuch der allgemeinen Therapie, §. 16 flg. beziehen. Was aber noch die Methode des klinischen Unterrichtes betrifft, so bin ich auch jetzt noch der schon früher in diesen Blättern wie anderswo geäußerten Meinung, daß die längst von den trefflichsten deutschen Lehrern der Klinik befolgte und auch von mir durch vieljährige Erfahrung besonders erprobt gefundene vorzuziehen sei, wonach die Studierenden, welche schon in dem Studium der medicinischen Disciplinen die gehörigen Fortschritte gemacht, auch schon als Zuschauer oder Zuhörer (Auscultanten) den klinischen Unter-

richt benutzt haben, nun auch als Practicanten an den klinischen Geschäften selbst thätigen Antheil zu nehmen, die ihnen zugefallenen Kranken unter gehöriger Aufsicht und Leitung des Directors zu examinieren, die Diagnose, Prognose, die Indication überhaupt und die angezeigten Mittel insbesondere zu bestimmen, die Recepte zu verschreiben und die Krankengeschichten zu entwerfen haben. Eine andere Einrichtung der Klinik, wobei nur der Professor handelt oder den Assistenten die Recepte verschreiben läßt (welche bekanntlich nicht neu, sondern seit langer Zeit besonders in England und Frankreich gewöhnlich gewesen ist *), und auch von manchen Deutschen befolgt wird) mag für manche Zuhörer und Lehrer bequemer und anziehender sein **), und kann auch ihren Nutzen haben, ist

*) Umständlicher habe ich mich hierüber (Götting. gel. Anzeigen 1827. St. 76) in der Anzeige von James Clarks Observations on the system of teaching clinical Medicine in the University of Edinburgh geäußert, welcher als Schriftsteller und Arzt geschätzte Ausländer zwar früher die Edinburger Schule gegen Tommasini vertheidigt hatte, dann aber, nachdem er während seines Aufenthaltes in Deutschland die Klinik auf mehreren Universitäten und auch die meinige eine Zeitlang aufmerksam beobachtet hatte, die Vorzüge der deutschen Klinik öffentlich anerkannt und sie selbst den Professoren zu Edinburg zur Nachahmung empfohlen hat.

***) Schon als Otto Heurnius in dem im Jahre 1636 zu Leyden errichteten klinischen Institute (das bekanntlich zu den ältesten gehört) anfangs seinen Schülern die Kranken zur Untersuchung übergab, sie über ihre Meinung von der Krankheit, den Ursachen und Symptomen derselben, der Prognose und Behandlung befragte und zuletzt seine Meinung vortrug, soll, wie Ryper (Medicinam rite discendi et exercendi methodus. Lugd. Batav. 1643. 12. p. 256) erzählt, diese Methode den Meisten nicht gefallen und jener sich derselben hernach

aber auch nach meiner Ueberzeugung zur gehörigen Bildung junger Aerzte weit weniger geeignet als die erste. Denn das bei der ersten Statt findende Selbsthandeln unter gehöriger Aufsicht und Leitung kann doch wohl eher eine gewisse Fertigkeit in der Ausübung der Medicin, welche junge Aerzte, ehe sie zur selbständigen Praxis schreiten, sich erwerben sollen, verschaffen. Daß es ein gänzlichcs Berkennen der wahren Idee einer solchen Klinik war, wenn man sie, im Gegensatz von einer angeblich höheren und wissenschaftlichen, nur als Repetitorium und Examinatorium über die theoretischen Collegien, ein Hin- und Herexaminieren am Krankenbette und als Anleitung, Recepte zu schreiben, charakterisieren wollte, daß unsere Frank's, Berend's, Hufeland, Reil und andere treffliche deutsche Lehrer, welche diese Methode befolgten, sich keinesweges auf ein Hin- und Herexaminieren am Krankenbette beschränkt, vielmehr die Studierenden bei den verschiedenen klinischen Geschäften geleitet und wohl auch die Beförderung der Wissenschaft bezweckt und wissenschaftliche Bemerkungen mitgetheilt haben, ist von mir schon an einem anderen Orte (Ueber Schönleins klinische Vorträge, S. 6 — 7) bemerkt worden. Ein klinisches Collegium gehört wohl vorzüglich zu denen, worin es am rechten

klüglich enthalten haben. Zu jener Zeit konnte die dortige Neuheit und Ungewöhnlichkeit des klinischen Unterrichtes überhaupt wohl eher einigermaßen zur Entschuldigung dienen. Wiewohl aber auch heut zu Tage noch manchen Studierenden eine solche Methode als unbequem erscheint, so ist es doch um so erfreulicher, daß viele der besseren den großen Vortheil der Methode, wobei sie mehr zum Nachdenken erregt werden, mehr selbstthätig sein und sich die gehörige Uebung verschaffen können, wohl zu schätzen wissen.

Orte ist den Zuhörern öfter Fragen zur Beantwortung vorzulegen. Aber, wo dies auch geschieht, darf deshalb die gute klinische Methode nicht eine bloß erotematische oder dialogische oder insbesondere die eigentlich sokratische sein (welche in der neuesten Zeit wieder viel besprochene Methode überhaupt auch nach meiner Meinung für viele Collegien gar nicht paßt). Sondern es hat der Lehrer dabei überhaupt die Practicanten, so oft es nöthig ist, zu leiten, auf das Uebersehene aufmerksam zu machen, ihnen durch Rath und That, oder das eigene Beispiel des Handelns, das gehörige Verfahren zu zeigen, und auch, außerdem daß er mitunter zweckmäßige Fragen vorlegt (die keinesweges etwa bloß die Prüfung der Kenntnisse des Practicanten bezwecken, sondern besonders die Aufmerksamkeit der Zuhörer überhaupt auf manche Gegenstände und ihr Nachdenken über dieselben zu erregen und zur gehörigen Beurtheilung und Behandlung des Falles zu führen bestimmt sein sollen), oft eine weitere Demonstration des Falles zu geben, oft auch denselben mit andern zu vergleichen, verschiedene Ansichten über die Natur und Behandlung der Krankheit zu würdigen u. s. w., wobei dann natürlich auch die afroamatische Methode anzuwenden ist. Diese Verbindung der erotematischen Methode mit der afroamatischen, die Rücksicht auf die verschiedenen Fähigkeiten und Kenntnisse der jungen Aerzte und die gehörige Leitung und Zurechtweisung derselben, die augenblicklich auszusprechende Berichtigung oder Beurtheilung unrichtiger Antworten oder abweichender Ansichten ist freilich ein mühsameres und schwierigeres Geschäft, als wenn der Lehrer allein handelt und spricht, nicht mancherlei und auch wohl von seiner Ansicht abwei-

chende Antworten und Gegenfragen zu erwarten und zu berücksichtigen hat, aber doch allerdings ein weit besseres Mittel zur Bildung junger Aerzte. — Uebrigens ist insbesondere auch die in einer solchen Klinik Statt findende Uebung in der Abfassung der Recepte, sowie überhaupt die genauere Rücksicht auf *Materia medica* mit gehöriger Beziehung auf allgemeine Therapie, die feinere Unterscheidung der besonderen Eigenschaften und Wirkungen der Mittel, die zweckmäßige Auswahl und Verordnung derselben so höchst wichtig und gerade auch wegen ihrer bekannten Schwierigkeiten für den Anfänger noch später bei dem klinischen Unterrichte so nöthig, daß sich ihrer auch eine angeblich höhere und wissenschaftliche Klinik nicht zu schämen brauchte und sie für die meisten ihrer Teilnehmer recht wohl gebrauchen könnte. Da nun aber die klinischen Institute auf unseren Universitäten, und zwar sowohl den in den Hauptstädten als den in kleineren Städten befindlichen, überhaupt vorzüglich für angehende junge Aerzte bestimmt, von einer so genannten *Clinique de perfectionnement* (worüber schon *J. P. Frank* a. a. D. S. 247 flg. gegründete Bemerkungen mitgetheilt hat und die auch nach späteren Nachrichten in Paris ihrem Titel eben nicht entsprochen haben soll) wohl zu unterscheiden sind, so ist in denselben um so mehr auch in Bezug auf den zuletzt betrachteten Punct eine dem Hauptzwecke des Unterrichtes angehender Aerzte entsprechende Methode einzuschlagen.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1844. Beiträge zur Kritik der *Poetae Lyrici Graeci*

ed. Th. Bergk. Von F. W. Schneidewin. XXX und 130 Seiten in groß Octav.

Den Inhalt dieses Schriftchens gibt der Titel, die leidige Veranlassung dazu das Vorwort an. Einige Verbesserungen und Nachträge mögen hier Platz finden. Die S. 114, 40 bei Hipponax erwähnte Wiederholung des μή nach λίσσομαι erhält eine passende Parallele durch Babr. fab. 3, 6 *Μή, χίμαιρα συνδούλη, Πρὸς τοῦ σὲ Πανός, ὃς νάπας ἐποπτεύει, τῷ δεσπότῃ, χίμαιρα, μή με μηνύσης.* — Bei Timoth. 12, 2 forderte ich p. 130 *Κύπριδος*, ohne mich zu erinnern, daß bereits Meineke hist. crit. p. 293 so geschrieben hatte, freilich in der Voraussetzung, daß die Verse dem Komiker Timotheos angehörten, woran er indes Comm. III, 589 stark zweifelt. — Beim Lykophronides S. 130 hätte ich nicht *ἄθυρμα* muthmaßen, sondern bestimmt *μῦμα* billigen sollen.

Von einigen Bereicherungen der gesammelten Ueberreste der Lyriker, die seit der Herausgabe des Buches zugewachsen sind, will ich hier nur ein Paar Archilochea heraus heben. Zu den Worten des Aristophanes Kann. 704

*Εἰ δὲ τοῦτ' ὀγκωσόμεσθα κάποσεμννοῦμεθα
τὴν πόλιν, καὶ ταῦτ' ἔχοντες κυμά-
των ἐν ἀγκάλαις,*

*ὑπέρω χρόνῳ ποτ' αὖθις εὖ φρονεῖν οὐ
δόξομεν,*

bemerkten die gewöhnlichen Scholien, nach Didymos nehme Aristophanes auf einen Vers des Aeschylos Rücksicht; die scholl. Veneta hingegen bestreiten Didymos Annahme: *ἔστι δὲ ὄντως παρὰ Ἀρχιλόχῳ.*

*Ψυχὰς ἔχοντες κυμάτων ἐν ἀγκά-
λαις.*

Bei Archilochos scheint die übertragene Bedeutung,

die Aristophanes untergelegt hat, nicht Statt zu finden. Vielmehr redet er vom *θαλασσιῶς βίος* der Parier, die ihr Leben stäts in den Umarmungen der Wogen zubringen; *ἔχοντες* ist als *verbum nauticum* zu fassen und *ψυχὰς ἔχοντες* soll an *νῆας ἔχοντες* erinnern. Archilochos ging darauf aus, seine armseligen Mitbürger zu einer Auswanderung zu bewegen und höchst wahrscheinlich stammen jene Worte aus einem Gedichte, worin er den armen Fischern und Seefahrern ihr Elend ausmahlte. Der Vers könnte zu den Trimetern gehören; inzwischen drängt sich die Vermuthung auf, er möge unmittelbar mit fr. 45 zu verschmelzen sein:

Ἵλιπέρηνητες πολῖται, τὰμὰ δὴ συνίετε
 ῥήματα, ψυχὰς ἔχοντες κυμάτων ἐν
 ἀγκάλῃς.

Uebrigens beruht der Widerspruch gegen Didymos keinesweges etwa auf einer begangenen Verwechslung zwischen den Namen *Ἀρχιλόχος* und *Ἀισχύλος*, die allerdings sonst begegnet; vielmehr hatte Didymos Stellen des Aeschylos im Sinne, welche dieselbe Metapher enthielten, ohne sich doch der dem Aristophanes vorschwebenden Originalstelle des Archilochos zu entsinnen, der dem Aeschylos vorgegangen war. Genauere Commentatoren trugen jene nach. Didymos wird etwa an Choeph. 578 gedacht haben: *πόντια ἀγκάλαι κνωδάλων πλήθοισι*. So gewinnen wir ein interessantes neues Beispiel, wie Aeschylos Wendungen seiner geistesverwandten Vorgänger Archilochos und Aëkaios der Tragödie zu Gute kommen ließ. Auch der Komiker Nausikrates bei Athen. VII, 296, A. braucht in scherzhaftem Pathos die beliebt gewordene Phrase:

Δύο μὲν ἀπαλοὶ καὶ καλοὶ
 παῖδες θεοῦ τοῦ ναυτίλοισι πολ-
 λάκις

ἤδη φανέντος πελαγίοις ἐν ἀγ-
 κάλαις,

nach der Herstellung von Meineke Comm. IV, 575, der aber eben so, wie der Didotsche Herausgeber des Aeschylos, jenen Vers noch irrig für Aeschyleisch ausgibt.

Von einem Archilochos ist jedes Wort zu beachten. Denomaos bei Eusebios praep. evang. V, 227 A. eifert heftig gegen die dem Archilochos von Seiten des Drakels verheißenen hohen Ehren; wunderbarlich sei es, daß Apollon einen Archilochos hoch halte, ἄνδρα παντοίαις κατὰ γυναικῶν αἰσχρορῶρημοσύναις καὶ ἀρρήτολογίαις, ἃς οὐδ' ἀκούσαι τις σῶφρων ἀνὴρ ὑπομείνειεν, ἐν τοῖς οἰκείοις ποιήμασι κεχρημένον. Gleicherweise seien dem Euripides und Homer ähnliche Auszeichnungen ohne Verdienst widerfahren. Was sollen wir aber wohl thun, fragt Denomaos, um gleichfalls für ἀθάνατοι erklärt zu werden? ἢ δηλαδὴ τὰ Ἀρχιλόχου —, λοιδορῆσαι μὲν πικρῶς τὰς οὐκ ἐθελοῦσας ἡμῖν γαμειοθαι, ἄψασθαι δὲ καὶ τῶν κιναιδῶν — letzteres weist auf Züge Archilochischer Zambik, die in den Ueberresten erloschen sind. — Er bittet höhnisch dann den Apollon, doch Mittel an die Hand zu geben, wie man auch jetzt noch ein Archilochos oder Euripides werden möge: Οὐ γὰρ δὴ οὐκ εἰσὶ καὶ νῦν ἔτοιμοι κωμῶδεῖσθαι καὶ Σαβαῖοι καὶ Λυκάμβαι: einen Thyestes, Oedipus, Phineus würde auch jetzt noch nichts verwehren zum Gegenstande einer Tragödie zu machen.

Augenscheinlich weisen die angeblichen Σαβαῖοι

und *Ἀνκάμβαι* auf Archilochos, die tragischen Personen auf Euripides. Thöricht hat man einen Sabaeus in *comedia perstrictus* herausgedeutet. Aber auch von einem beim Archilochos verspotteten *Σαβαῖος* weiß man nichts und überhaupt ist *Σαβαῖος* kein Name, dessen man zu dem altionischen Tambiker sich versehen sollte. Drei Handschriften bei Gaisford bieten nicht richtiger *Σαζαῖοι*. Ich zweifle nicht, daß die von den Sabäern des glücklichen Arabiens träumenden Abschreiber den wahren Namen verdrängt haben. Denomaos meinte *Σαπαῖοι* und sein Fingerzeig weist auf das, was Pausanias VII, 10, 2 bezeugt: *Σαπαίων τούτων* — die Perseus von Makedonien bekriegt — *καὶ Ἀρχιλόχος ἐν ἰάμβῳ μνημῆην ἔσχε*. Man hat freilich gemuthmaßt, Pausanias habe auf die bekannten Verse von dem Schildwegwerfen im Kampfe mit den Saiern gedeutet, s. Liebel p. 153. ed. 2. und Bergk fr. 140. 'Nisi forte intellexit Saios fr. 5.', wobei denn einmahl dem Pausanias ein kaum verzeihlicher Gedächtnisfehler aufgebürdet und zweitens stillschweigend die Identität der Saiern und Sapäer vorausgesetzt wird. Das ist aber selbst nach Strabon nur zweifelhafte Vermuthung der Forscher: *εἴτε οἱ αὐτοὶ τοῖς Σαπαίοις ὄντες ἢ τοῖς Σιντίοις, εἴθ' ἕτεροι* Strabo X, 457. Dem sei aber wie ihm wolle, Denomaos Zeugnis mit dem des Pausanias verbunden lehrt, daß Archilochos während der Kämpfe der Thasier gegen die Thrakischen Völkerschaften um Abdera und auf den Inseln um Lemnos in einem Spottgedichte die Sapäer hart angegriffen, wahrscheinlich sie als *κιναιδοί* gebrandmarkt hatte. Sollte Jemand wegen der Zusammenstellung mit Eukambes an einen einzelnen Verfolgten denken, so erinnere ich,

daß Denomaos den Plural *Σαπαιοὶ καὶ Λυκάμ-
βαι* nur deshalb gewählt hat, weil er *Σαπαιοὶ*
sagen mußte. F. W. S.

P a r i s ,

bei Jules Renouard und Comp. 1844. Procès
de condamnation et de réhabilitation de Jeanne
d'Arc dite la Pucelle. Par Jules Quiche-
rat. Tom. II. 472 Seiten in Octav.

Dieser Theil *), welcher sich nur mit der Reha-
bilitation der Jungfrau von Orleans beschäftigt,
beginnt mit der von Carl VII. (d. d. Rouen,
15. Februar 1449 alten Stils) ertheilten Auf-
gabe an Wilhelm Bouillé, Doctor der Theologie
und zeitigen Rector der Universität zu Paris, alle
auf den Proceß Johanna's, in welchem eine Menge
grober Versehen und Verfälschungen untergelaufen
sein sollten, bezüglichen Actenstücke an den geheim-
men Rath des Königes zur Prüfung einzusenden.
Dieser Aufforderung reihen sich die Aussagen ver-
schiedener Zeugen an, die entweder dem Processe
der Jungfrau beiwohnten, oder in deren letzten
Lebenstagen um sie zu sein Gelegenheit hatten.
Es sind Predigerbrüder und Augustinermönche der
in Rouen gelegenen Klöster, Prälaten und Welt-
geistliche. Er sei, sagt ein Jacobinermönch, ge-
genwärtig gewesen, als man der dem weltlichen
Gerichte übergebenen Johanna im Gefängnisse den
nahen Tod verkündet habe. Da habe dieselbe
laut gejammert, daß sie dem geistlichen Arm ent-
zogen und ihren Todfeinden überliefert sei und
habe dem eintretenden Bischofe von Beauvais

*) Die Anzeige des ersten Theiles findet sich Jahrgang
1842 St. 134 dieser Blätter.

(Pierre Cauchon) zugerufen: 'Ich lade dich vor Gottes Gericht, denn um deinetwillen erdulde ich den Tod!' Es sei, erklärt ein Augustiner, die Jungfrau auf sein Zureden gern bereit gewesen, sich dem Concil in Basel zu unterwerfen, als ihm der genannte Bischof zugerufen: 'taisez-vous de par le dyable!' und zugleich verboten habe, Johanna's Erklärung zu Protocoll zu nehmen. Ueberdies habe letztere ihm gestanden — und dieselbe Aussage wird von verschiedenen Zeugen wiederholt — daß sie die männliche Kleidung nur deshalb wieder angelegt habe, um sich vor schamlosen Zudringlichkeiten der Engländer zu schützen. Alle an die Gefangene gerichtete Fragen seien so subtil gestellt gewesen, daß auch hochgelehrte Theologen sich aus ihnen schwerlich heraus gewickelt haben würden. Johanna, welcher er, als sie den Scheiterhaufen bestiegen, auf ihr Bitten ein aus der nahen Kirche herbei geholtes Kreuz habe vorhalten müssen, damit sie bis zur letzten Stunde Gott vor sich erblicke, habe mit so christlicher Ergebung den Tod gelitten, daß viele Zuschauer, und unter ihnen der Cardinal von England, sich der heißen Thränen nicht hätten erwehren können. Es habe sich der Bischof von Beauvais, lautet die Aussage der übrigen Mönche und Weltgeistlichen, nicht so wohl als Richter und Diener des Herrn, denn lediglich als eifriger Freund der Engländer gezeigt; überall sei die Form des Processes verletzt und jeder, der hierauf aufmerksam zu machen gewagt habe, durch die heftigsten Drohungen zurück geschreckt.

Nun folgt die *Consultatio domini Theodorici* (Theodorius de Veliis; nachmahls Bischof von Treviso, der warme Freund von Papst Pius II.), welche eine Erörterung der zwölf wichtigsten Artikel aus den Verhören der Pucelle enthält, wo-

durch letztere in allen Hauptpuncten als gereinigt hingestellt wird. Ähnlichen Inhaltes ist der Ausspruch des Paulus Pontanus (advocatus consistorialis), welcher mit der Erklärung schließt: 'Ex his etiam patet cuicumque legenti, quod articuli fuerunt minus fideliter ex processu elicit, imo mendose et corrupte depravati.' Hiernach beginnt der umständliche procès de réhabilitation.

Hav.

B e r l i n ,

bei Mittler 1843. Elisabeth Charlotte, Kurfürstin zu Brandenburg. 32 Seiten in Octav.

Vorstehende Biographie der ersten evangelisch-reformierten Kurfürstin von Brandenburg, Tochter Friedrichs IV. von der Pfalz, Gemahlin des Kurfürsten Georg Wilhelm, hat und erweckt außer dem Leben der edeln Frau selbst, das im schönsten und edelsten Glanze erscheint, noch ein eigenthümlich kirchliches Interesse. Der Vf. sieht in ihr den Anfang des Bewußtseins der Einheit der allgemeinen evangelischen Kirche in der Mark Brandenburg, und knüpft darum auch an die confessionelle Stellung des fürstlichen Hauses Betrachtungen über die Union. 'Ja, es zeigt sich auch, obgleich noch Wenigen verständlich, auf demselbigen Grund und Boden der Anfang zum Bau einer großen gemeinsamen Kirche, in welcher zeitweise alle Glieder der verschiedenen Kirchen zu gemeinschaftlicher Erbauung festlich sich versammeln' u. s. w. Wir freuen uns der Anschauung des Vfs für die Zukunft die evangelischen Kirchen, die auch wir gern als den Ausbau einer evangelisch-katholischen Kirche, im vollsten Gegensatz gegen alles 'römisch'-katholische, uns denken, vermögen aber doch nicht, dieses Bewußtsein so weit zurück zu datieren. Köllner.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

12. Stück.

Den 20. Januar 1845.

W i e n ,

bei Braumüller und Seidel 1842 — 1843. Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, von Entstehung der Gesellschaft bis zum Schlusse des dritten Gesellschaftsjahres. VIII und 512 Seiten mit 2 Steindrucktafeln. — Verhandlungen u. s. w. Zweiter Band. Gesellschaftsjahr IV (1841—1842). VI und 322 Seiten in groß Octav mit 3 Tabellen.

Die Geschichte der Entstehung dieser Gesellschaft, mit welcher der erste Band eröffnet wird, lehrt uns, daß der Hr Hofrath Dr Ritter von Wurer derjenige ist, der zur Bildung derselben aufforderte, daß dann die von mehreren Mitgliedern entworfenen Statute die Bewilligung Seiner Majestät des Kaisers erlangten und am 24. März 1838 die feierliche Eröffnung unter dem Präsidio des Dr Malfatti Statt fand. Aus den, S. 84 ff. mitgetheilten, im Jahre 1839 ergänzten Statuten erhellet das Folgende. Zweck

der Gesellschaft ist 'Beförderung der practischen Medicin, mit Benutzung der Hilswissenschaften, durch persönlichen und schriftlichen Verkehr, wechselseitige Mittheilung eigener und fremder Erfahrungen, dann Erweckung und Unterhaltung eines collegialen und freundschaftlichen Verhältnisses.'

Was nun diese Gesellschaft in den ersten 3 Jahren geleistet hat, davon gibt der erste Band der Verhandlungen Rechenschaft. Aus den Protocollen der einzelnen Sitzungen möchte Nachstehendes erwähnt zu werden verdienen: zwei Fälle von Herstellung durch febris nervosa versatilis schon agonisirender Kranken, vermittelt der 'flüchtig reizenden, erregenden und belebenden Heilmethode' (v. Wirer). Errettung eines durch langwierige Catalepsiß Scheintodten mit Hilfe progressiv immer stärkeren Fortepianospiels in einiger Entfernung (Derselbe). Höchste Contabescenz mit Decubitus, Lymphgeschwulst und totalem Blödsinne, als Folge der Wassercuren zu Gräfenberg und Laab, geheilt resp. gebessert durch zweckmäßige Behandlung (v. Wirer). Mania transitoria durch zu vieles Fruchtwasser, gehoben durch Sprengung der Eihäute (Helm). Das Anthrakokali von Mehreren gegen chronische Ausschläge gerühmt, von Bittner in mindestens 400 Fällen unwirksam gefunden. Manuelle Untersuchung der Schädel-Suturen, Behandlung des arthritischen 'Raphagra' und des Weichselzopfes mit Blutegeln und Brechweinstein salbe (v. Malfatti). Conservation der Leichen durch eine anfangs flüssige, später erstarrende Injectionsmasse, aus Kieselerde, Soda und Kali bestehend (Ries). Verhütung der Blatter-Pusteln im Auge und gefahrloses Abwelfen derselben im Gesichte durch Fomentationen mit Mercur. subli-

mat. corrosiv. 3 Gr. in 3 Unzen Wasser (Bittner).
 Reduction der Blatterkrankheit von 21 auf 8 Tage
 durch Abtragen der eben entwickelten Pusteln und
 Cauterisation derselben mit Höllenstein, nach Lö-
 wenhardt in Prenzlau, gerühmt von Moos, ana-
 log der gleichen Cur der Pusteln auf der Hornhaut,
 am Augenlidrande und bei zusammenfließenden im
 Gesichte, welche die lombardischen Aerzte schon
 längst anwenden (v. Wattmann). Der Typhus,
 vom anatomisch = pathologischen Standpunkte aus
 betrachtet, ist 'von einer eigenthümlichen Erkran-
 kung des Blutes (welcher Art?) bedingt, die sich,
 in Folge einer specifischen Beziehung, vornämlich
 auf den Schleimhäuten und im Lymphsysteme (bei
 uns auf der Krummdarmschleimhaut und den dazu
 gehörigen Gefrösdrüsen) localisiert, und auf secun-
 däre Weise die Vegetation in ihrer Gesamtheit,
 besonders aber in den Nervencentris das Leben
 speciell stört. Höher entwickelte Typhen wuchern
 in den Parenchymen der Organe. Der örtliche
 Typhusproceß, das Aftergebilde (in allen Typhen
 das nämliche) mag wohl für eine Entzündung an-
 zusehen sein, die jedoch von jener durch phlogisti-
 sche Blutkrasis bedingten wesentlich verschieden ist,
 vielmehr auf einer Blutentartung beruhet. Leiden
 des Nervensystems läßt sich nie anatomisch nach-
 weisen; dies und die ätiologischen, die Blutmi-
 schung vorzugsweise umändernden, Momente ge-
 statten die Annahme nicht, daß das Nervensystem
 der Sitz des Typhus sei, zu dem auch die febres
 nervosae der Alten gehören: die Krankheitserschei-
 nungen im Nervensysteme sind secundäre, Leiden
 des Blutes ist das primäre. Als Degeneration
 des Typhus stellen sich, bei comparativen Studien,
 dar der croupöse Proceß (vgl. Bd II. S. 33), die

acute Erweichung, die gangränöse Entzündung und die Pyogenese' (Rokitansky). S. 41: Ueber Rhodizonsäure und Venensäure (Heller). S. 42: Gangraena sicca und Abstoßung des Arms durch Phlebitis universalis (Hornung). Leberthran, nach Knolz, gegen Caries gerühmt, und Citronenscheiben als bestes Corrigenes gegen den schlechten Geschmack des Mittels (Haller). S. 44: Vergiftung eines Brunnens in Paris durch bei Regenwetter in dessen Nähe gelegtes Rattengift angenommen (Mandl), bekräftigt durch Erfahrungen über die Auflöslichkeit des Arsens in Wasser, sobald er lange Zeit in der Erde verweilt (v. Wirer). Vgl. Bd II, Abhandl. IV, 3. S. 45: Krokonsäure und Kleesäure im Farbestoffe der Galle, entstanden durch freiwillige Zerlegung der Rhodizonsäure des Blutes. Gallensteine bedingt durch Niederschlag der Cholesterine nebst Kalksalzen. Sapo medicinalis und Bicarbonas sodae mit Erfolg zur Auflösung angewandt (Heller). S. 46: menschliche Allantois eines 4 wöchentlichen Embryo in der Abbildung vorgezeigt (Verres). S. 47. 48: Gesichtsschmerz dreimal geheilt durch Brennen der Aeste des N. infraorbitalis (v. Carabelli), einmahl durch örtliche Schweiße, die vermittelst Bleiplättchen unterhalten wurden (Knaffl). S. 50. 51: Schuß Daguerrotype mit Drummondschem Lichte und Schuh-Plößschem Mikroskope (Schub). S. 53: Der männliche so genannte Hermaphrodit Gottlich kurz geschildert, auch abgebildet (Wittner). S. 55: Mittheilung der gedruckten 'Belehrung des Schullehrers Lalic gegen die Hundswuth (Rad. gentianae cruciatae). S. 56: Die Wiesenquelle zu Marienbad wird als specifisch gegen Leiden der Blasen-schleimhaut und die Verhärtung der Prostata dar-

gestellt (Frankl). ‘Inselförmige Rückbildung eines Gesichtskrebses, mit Ueberhäutung’, bewirkt durch strengste Diät, dann Calomel mit Salappa, Bäder mit Natrikali, zwei Fontanellen, locale Anwendung des Präcipitats, hierauf innerlich Hydrarg. jodinat. rubr. zu $\frac{1}{16}$ — $1\frac{3}{4}$ gr. Die Diathesis wird scrophulos = carcinomatos genannt (Zäger). S. 58: Gegen Typhus, eine Ausschlagskrankheit, deren Exanthem sich anomal äußert, wenn es sich auf innere Theile, Hirn, Lungen, Darm ablagert, (mit Hildenbrandt), wird Sodkali zu 10 — 20 Gr. täglich in schleimigem Absude sehr empfohlen; von 136 Patienten genesen 128 (Sauer). S. 59: Gegen hartnäckige Coralgie Brechweinsteinsalbe in geschürpft Wunden, Fontanellen von 1 — 24 Erbsen, innerlich Decoct. pampinor. vitis vinif. als Getränk (v. Söltényi). S. 62: ‘Encephalopathia saturnina’ (Beer). S. 63: Ueber Gehirnhypertrophie (Kolletschka).

Nachdem Ref. hiermit auf diejenigen, protocollarisch kurz abgefaßten, Gegenstände aufmerksam gemacht hat, welche ihm die interessantesten waren, hofft er den Leser in Stand gesetzt zu haben, die große Reichhaltigkeit der Verhandlungen zu würdigen, auch ihn der Mühe überhoben zu haben, diese Protocolle selbst durchzugehen. Was nun folgt, ist leicht zu finden, leicht zu benutzen. Es bedarf daher hier zum Theil nur der Angabe der Titel, um den Leser von dem zu unterrichten, was er in dem Buche studieren kann. Außerdem würde eine vollständige kritische Analyse dieser Miscellaneen für die gel. Anz., des knapp zugemessenen Raumes wegen, unstatthaft sein.

Die Eintheilung der nun folgenden Abhandlungen ist sehr zweckmäßig. I. Abhandlung

gen zur Physiologie. Ueber die Saftbewegung in den Pflanzenzellen vom Prof. Czermak. Ableitung derselben von äußeren Einflüssen, nämlich Verdunstung und Attraction der Zellen. II. Zur allgemeinen Heilkunde. 1) Vom Einflusse der vergleichenden Physiologie und Pathologie auf die Medicin vom Professor Töltenyi. Die Versuche Starcks, Jahns, Hoffmanns u. A., durch Vergleichung menschlicher Krankheiten mit den verschiedenen Thierleben eine 'Idealpathologie' zu begründen, als 'Traumbilder des Lebens' mit Recht scharf geißelnd, auch die Bestrebungen Anderer, den Menschen als 'successiv aus der gesammten Thierwelt entwickelt' darzustellen, mit Recht tadelnd, wenn man so weit ginge, sich eine Thierwandlung in allen Theilen zu denken. Wenn der Verf. aber im Allgemeinen auch das tadeln wollte, daß denkende Zootomen und Zoophysiologen es ersprießlich hielten, auf die wirklich bestehenden Aehnlichkeiten einzelner Theile verschiedener Organismen aufmerksam zu machen, und hierin eine Stufenleiter und successive Entwicklung nachwiesen, so müßte man annehmen, daß der Verf. es vorziehe, einen jeden einzelnen Thierkörper für sich zu betrachten, gar keine Analogien aufzustellen, kurz der vergleichenden Physiologie ihr Leben zu nehmen. Doch will Ref. glauben, daß dies der Verf. durch das von sich abwehren wollte, was er S. 147 sagt: 'Die comparative Physiologie lebt und wirkt im Reiche der Wirklichkeit; die vergleichende Pathologie im Reiche der Träume', ein Ausspruch, der ohne dies in directem Widerspruche mit der ganzen Tendenz des Aufsatzes stehen würde. — 2) Vom Einflusse der pathologischen Anatomie auf die Medicin, von Töl-

tenyi. — 3) Ueber das wissenschaftliche Princip der Naturlehre im Allgemeinen und ihrer einzelnen Zweige insbesondere, von Toltenyi. — 4) Resultate mikroskopisch = pathologischer Untersuchungen von Dr. Gruby. Diagnose von Schleim und Eiter durch die chemischen Reactionen des Schleimstoffes (des Behälters der Schleim- und Eiterkörperchen). — 5) Ueber Contagien, mit Bezug auf Bulards Theorie von der Pest = Infection, vom Prof. v. Berres. Mikroskopisch betrachtet, sind echte und unechte Blattern, die Pocken, (— die, man weiß nicht wie, als etwas Anderes betrachtet zu werden scheinen, als Blattern —) die Syphilis, Krätze, Flechte, der Krebs (— der aber nicht contagios ist —) und Scharlach, in ihrem Substrate nicht verschieden von einander und von anderen organischen Stoffen; denn die, trockene Schüppchen, Rauden und dgl. bildenden, thun dies durch Erzeugung eines Aggregats weißgraulichter, halb durchsichtiger Kügelchen, die Wasserbläschen bildenden durch Erzeugung eines Behälters, in dem eine homogene Flüssigkeit ist. Die letztere enthält aber, so wie sie milchig geworden, zarte kleinere Bläschen ($\frac{1}{100000}$ "), d. h. vollkommen abgeschlossene Häutchen, in deren Höhle ein zarter Dunst zu sein scheint. Die Zahl dieser festen Molekeln nimmt zu, die der Flüssigkeit ab, wenn die letztere eiterähnlich geworden ist; sie sind auch größer ($\frac{1}{100000}$ "), sie sind Eiterkugeln. Die freien, von einer secretierenden Fläche abgesonderten Ansteckungsstoffe verhalten sich, wie die Bläschen. Nicht von Verschiedenartigkeit der körperlichen Anordnung also rührt die Verschiedenartigkeit ihrer Aeußerungen her, sondern von ihrem specifischen Leben. Da das Contagium, auch wenn trocken, anstecken kann

und, wenn auch flüssig, doch durch die derbe Hornschicht, die Epidermis, hindurch dringen müßte, es außerdem nur einer unglaublich geringen Menge bedarf, so bewirkt nicht der Stoff des Contagium, sondern sein specifisches Leben die Ansteckung. Das Contagium wirkt belebend, wie der Samen. (Hiermit ist nun zwar eine, nicht neue, Deutung ausgesprochen, welche, weiter fortgesetzt, folgern müßte, daß im menschlichen, so inficirten, Körper eine Reproduction, eine neue Zeugung des Contagium vor sich gehe; allein wie es möglich, daß ein völlig fremder Stoff oder resp. dessen Kraft in einem Körper sich so fortpflanzen könne, wird auch durch solches Vergleichen mit der Wirkung des männlichen Samens nicht aufgeklärt. Denn der letztere findet einen ihm adäquaten Keim im Ovarium; daß dagegen ein venerischer und ein Scharlach- und ein Masern- und ein Krätz-Keim u. s. w. in einem jeden menschlichen Körper von Anfang an verborgen seien oder sich mit der Zeit ausbilden, das wird wohl jetzt Niemand mehr behaupten). Die Flüchtigkeit mancher Contagien parallelisirt Verf. mit der *aura seminalis* und nimmt an, daß bloß deren Kraft sich der Atmosphäre mittheile, welche den Kranken umgibt u. s. w. Aus dieser ganzen Darstellung geht als End-Resultat wohl das hervor (was Verf. aber nicht bespricht), daß das Wesen der Contagien nach wie vor ein sehr räthselhaftes ist.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. 14. Stück.

Den 23. Januar 1845.

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, von Entstehung der Gesellschaft bis zum Schlusse des dritten Gesellschaftsjahrs. — Verhandlungen u. s. w. Zweiter Band. Gesellschaftsjahr IV.'

6) Anregung zur Förderung der pathologischen Chemie, nebst Grundideen eines pathologisch = chemischen Systems vom Dr Florian Heller. Eine kurze Skizze von 9 S., in welcher die Entstehung 'der Abnormitäten im Organismus' hergeleitet wird aus folgenden 5 Haupt = Quellen: a) Aus zu hoher und häufiger Drydation gewisser Substanzen während der Respiration und Circulation: daher Entzündungen. b) Aus Reduction und unterdrückter Drydation: daher z. B. Chlorosis, Scorbut, Cholera. c) Aus vorherrschender Electropositivität d. i. Basität, Neigung basische und alkalisches Körper überschüssig zu bilden. d) Aus vorherrschender Electronegativität d. i. Acidität. Wann c und d, ist größtentheils noch zu ermitteln. e)

Aus abnormem Aggregatzustande gewisser Theile des Organismus, bedingt entweder durch vermehrte Wasserbildung und Wasserführung anderer Lösungsmittel, — daher z. B. Hydrops, Diabetes, Colliquationen, — oder durch verminderte Wasserbildung und anderer Lösungsmittel; daher z. B. Gallensteine, andere Niederschläge, Dichtigkeit des Blutes. — III. Zur Epidemiologie. 1) Uebersicht der Witterungs- und Krankheits-Constitution Wiens in den Jahren 1838 und 1839 vom Reg. K. Protomed. Knolz und Dr Beer. — 2) Die Krankheits-Constitution Wiens im J. 1840 von Dr v. Feuchtersleben. Hieraus erlaubt sich Ref. das Nachfolgende hervor zu heben. Im Ganzen war der Charakter 'gastrisch = adynamisch, im Januar als reiner Typhus, im Juni mit Tendenz zur Sepsis; bei den Todesfällen nach schon eingetretener Reconvalescenz wies die Section constant Perforation von Darmpartien nach. Wechselfieber zeigten sich, der Zahl nach, mit den Typhen fast im umgekehrten Verhältnisse, erschienen aber oft am Ende der letzteren, und erlitten überhaupt durch sie Modificationen.' (Wechselfieber sind nach Dr Seiler im Kreise Hörter an der Weser fast gänzlich verschwunden, seit daselbst jährlich Typhus-Epidemien vorkommen). 'Die Phlogosen participierten gleich mit dem Auftreten der Typhen an ihrem Charakter.' (Es waren die typhösen Entzündungen K. Himly's). 'Bei acuten Rheumatismen zeigte sich, wie bei Arthritis chronica, Kali hydriodinic. $\zeta\beta$ in Aq. dest. ζiv täglich noch am entschiedensten wirksam. Bei Wassersucht ward Entartung der Nieren nach Bright oft genug beobachtet und im Leben durch den Albumengehalt im Urine diagnosticiert.' Diese Schilderung ist in der That, wie der Verf. es wünscht, 'nicht ein

totdes Register, sondern ein sprechendes Gemählde' und zwar, wenn (wie Ref. nicht bezweifelt) völlig naturgetreu, ein schönes Gemählde. — 3) Ueber einige Mittel zur Beförderung des practischen Studiums epidemischer Krankheiten von Dr Beer. Zur Abfassung einer vergleichenden Geschichte der Epidemien und stäts erneuerter guter medicinischer Topographien wird aufgemuntert. — 4) Ueber die Bekämpfung der Pest von Hofr. von Wirer. Der bekannte Dr Bulard hatte, wie an vielen anderen Orten so auch in der Wiener Gesellschaft der Aerzte einen Sanitäts=Congress in Malta vorgeschlagen um dort an zum Tode Verurtheilten Versuche anzustellen, die Quarantaine=Maßregeln zu reformieren, (— für Reisende sollen 3—5 Tage hinreichend sein —) die Pest abzusperren und wo möglich zum Aussterben zu bringen. Die Gesellschaft hatte darauf beschlossen, dies in Erwägung zu ziehen. Diese Abhandlung ist nun ein Resultat des Beschlusses: sie soll eine Einleitung zu den folgenden sein. Der Verf. stimmt Bulard bei, der, wie schon Herodotos angedeutet, die vernachlässigte Bodencultur (dabei auch den Fatalismus des Islam) beschuldigt, welche Stagnation der Sümpfe und Verfaulen der unbeachtet liegen bleibenden vegetabilischen und animalischen Nester befördere. Die alten Aegypter wirkten diesem durch Regelung der Ueberschwemmungen, durch aromatische Feuer, durch Einbalsamieren oder doch sorgfältiges Begraben der Menschen = und Thierkörper, durch Diätetik und Reinlichkeit entgegen. v. Wirer hoffte, daß die Großmächte Europas in der günstigen politischen Zeitperiode (1839) Aerzte nach dem Orient schicken möchten, welche die Ursprungsstätten ausmitteln, die Bedingungen der Entstehung des Pest=Contagium erforschen, die geeigne-

ten Maßregeln zu ihrer Ausrottung angeben und auch die Ausführung derselben übernehmen sollen. — 5) Vortrag über die Pest vom Reg. R. Protomed. Knolz. In diesem, etwas weitläufigeren Aufsatze werden, nach den Erfahrungen der Pestärzte, ebenfalls obige Ursachen angenommen. Sie erzeugen zunächst bössartige Wechsel- und faulige typhöse Sumpffieber, im Nil-Delta eine unter dem Namen Dan el Maja bekannte Krankheit, die entweder mit Fieberwuth oder mit heftigem Kopfsweh befällt und bald sogleich, bald nach 1 bis 2 mahligem Paroxysmus tödtet. Nach kürzerer oder längerer Zeit macht das Fleckfieber seinen Uebergang in die vollkommene orientalische Drüsenpest, indem sich allmählich auch Karbunkeln und Pestbeulen einfinden. Allein auch ohne solche Prodromi und ohne Ansteckung kann die Pest aus dem epidemischen Grundleiden entspringen, welches auf Lebensschwäche, krankhafter Blutbereitung und venöser Zersetzung beruhet. Vielseitig wird dann zuerst unter den Aerzten über Existenz und Nichtexistenz der Pest gestritten, zumahl da mehrere Pestfälle ohne Karbunkeln oder Pestbeulen, und wiederum einfache Fleckfieber mit solchen erscheinen. Ist es aber nun zu den ersten Pestfällen in einer unreinen Hütte gekommen, so verbreitet die Pestansteckung die Seuche unaufhaltsam, während hier und da spontane Fälle hinzukommen. Dies vorausgeschickt, ergibt sich, sagt der Verf., gegen Bulards Ansicht (s. Bulards Vorschläge und Ansichten über die Natur u. s. w. der Pest. Wien 1839), daß die ganze Reproductionsphäre, besonders das Gangliensystem, Sitz der Krankheit, daß diese rein contagios ist, ausnahmsweise Ansteckungen durch die Atmosphäre nicht erwiesen sind, daß Bulard mit Unrecht alle bisherigen Heilmethoden

verwirft und seine untriebliche prophylaktische Heilmethode nur fünfmal erprobt hat, daß er ohne Grund die Luft als Desinfectionsmittel verwirft, daß er die ursprüngliche Entwicklungsstätte der Pest zu wenig beachtet hat und somit seine Abkürzung der Quarantaine, seine Vereinfachung der Desinfection noch vieler Versuche und Thatsachen bedarf. Was die in Malta anzustellenden Versuche betrifft, so wird mit Recht ihnen entgegen gesetzt, daß (wenn eine Regierung dergleichen wirklich gestatten wollte) solche künstliche Ansteckungen und an einem Orte, der obige klimatische Verhältnisse nicht darbietet, keine sicheren Resultate geben könnten. Die Gesellschaft sei vielmehr der Meinung, daß nur durch die von Wirersche Maßregel (vgl. 4) etwas Ersprießliches erreicht werden möchte. — 6) Schilderung der Abdominal-Typhus-Epidemie vom Jahre 1838 in Wien von Dr Dobler. — 7) Bemerkungen über die epidemische Constitution des Sommers 1838 von Dr Sterz. Rühmt wie der vorige Verf. den Alaun sehr: er gab ihn im 2ten Stadium nach dem 8ten Tage, wenn die eigentlichen nervösen Erscheinungen und die Diarrhöen begannen. — 8) Ueber die auf der zweiten Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses im Junius bis September 1836 beobachtete Abdominal-Typhus-Epidemie vom Primararzt Folwarczyn. Sowohl hier als auch anderswo (s. oben) kamen Krisen durch Decubitus, Parotitis, Furunkeln vor, fast immer erfolgte zuletzt Abschuppung. Das beliebte Mittel Schiffners Infus. ipecacuanhae, und ʒß Schwefel- oder Salzsäure in 2 Pfd Salep-Decoct als Getränk, waren die gewöhnlich im Stadium nervosum, nach Verschwinden des Stadium gastricum catarrhale, gereichten Mittel: roher Alaun zu ʒß — j in ʒvj Wasser, oder als Pulver

2 — 3 Gran alle Stunde, gewährte gegen die Diarrhöen auch hier fast allein Hilfe. — 9) Einige Beobachtungen über das epidemische Fieber des Jahres 1839 von Hofrath v. Wier. 'Ein erethisches Frieselfieber mit adynamisch = typhösen Erscheinungen.' — 10) Ueber den bestehenden Krankheitsgenius und dessen Begriffsbestimmung von Dr Sterz (1840). — IV. Zur speciellen Pathologie und pathologischen Anatomie. 1) Beobachtungen über den Biß giftiger Schlangen, von Prof. Czermak. — 2) Ueber Endocarditis mit Bezugnahme auf einen Fall von Entzündung der halbmondförmigen Klappen der Arteria pulmonalis von Dr Dlauhy. — 3) Eine totale Verkücherung der halbmondförmigen Klappen der Aorta von Dr Pichler. — 4) Der Augenglanz, ein Beitrag zur Diagnostik von Dr Jos. Franz S. Frank. Der Blick ist wild, trotzig, die Sclerotica röthlich glänzend bei Meningitis, geringer bei bloßer Disposition zu dieser Krankheit. Dasselbe findet sich beim Nasenbluten, jedoch sind dann zugleich die Haargefäße der Sclerotica injicirt, vorzüglich in den Ecken. Die genannte Haut hat einen 'klebrigen, weißgrauen, ins Bläuliche spielenden, matten' Glanz beim Wasserkopfe, spät selbst beim äußeren, ferner beim Blödsinne, besonders des Nachmittages. Grauweiß ist der Glanz bei Melancholischen; werden mit Verschlimmerung der Krankheit Auge und Blick starr, sind Delirium und Wuth nicht mehr fern, so wird der Glanz spiegelnd hell; geht dagegen die Melancholie in stillen Wahnsinn über, so vermehrt sich der matte Glanz. Eiterung in den Lungen neben Entzündung überzieht die Augen mit einer 'eigenen, spiegelglänzenden, durchsichtigen Feuchtigkeit,' besonders bei jungen Personen. Hydrops pectoris acutus

nach Lungenentzündung, verräth sich durch trüben Augenglanz, klebrige, matte Feuchtigkeit, besonders in den Winkeln. Sclerotica, selten Cornea werden bei Icterischen gelb, in geringerem Grade bei Infarcten, etwas stärker 'in infarcto hepate oder wenn der concave Theil der Leber entzündet ist, nicht wenn der convexe, nicht bei Gallensteinen, röthlich gelb für $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ Stunde ist das Auge oft nach heftigem Zorne. Verborgene Mesenteritis oder Epiploitis oder Enteritis gibt sich kund, neben anderen Zeichen ex abdomine, durch schmerzlose, etwas zuckende Röthe der Sclerotica, besonders in den Winkeln und Morgens. Verstopfung, Verhärtung, Auflockerung der Milz, Cyanosis verrathen sich durch aschgrauen, bläulichen Glanz. In das Blaue schimmert er bei Blutbrechen; matt, fahl ist er bei Scropheln; ein blauer Kreis um die Augen herum und ein grauer, klebriger Glanz ihrer selbst bei anderen Zeichen, verräth die Verhärtung des Uterus, ein wässeriger, halb durchsichtiger Zirkel um die Augen, klebriger, milchweisser, mattglänzender Ueberzug derselben die Leukorrhoe; Tenesmus, z. B. bei Ruhr, macht die Sclerotica hellglänzend, gleichsam in spiegelhellem Wasser schwimmend. Dies ist in der Kürze das Resultat 40jähriger Praxis. Hippokrates und Caelius Aurelianus werden öfters citiert. — 5) Fall von Krise bei einem Sterbenden, mit Bemerkungen über die 1841 herrschende Grippe-Epidemie, vom Hofrath v. Wierer. Stuhlausleerungen und Schweisse bei einem mit Meningitis Behafteten, durch Calomel herbeigeführt. — 6) Fall von Bleivergiftung, von demselben. So genanntes 'Selennitpulver', ein bleihaltiges Mittel, die Haare zu schwärzen, war Veranlassung gewesen: Schwefelmilch heilte. — V. Zur Therapie und Phar-

ma kologie. 1) Ueber die Anwendung der Electricität zu Heilzwecken, vom Prof. Wisgrill. — 2) Therapeutische Versuche mit der Magneto-Electricität, vom Hofr. v. Wirer. — 3) Die Fette in therapeutischer Hinsicht, von Demselben. — VI. Zur Gynäkologie. 1) Geschichte einer Drillingsgeburt von Dr Bartsch. — 2) Die Frage vom Versehen der Schwangeren, zergliedert von Dr Freih. v. Feuchtersleben. — VII. Zur Chirurgie. 1) Resultate der Steinerzhämmerung und der Auflösung der Blasensteine, von Dr Graf. — 2) Innere Einrichtung und bisherige Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Institutes in Wien von Dr Zink. — 3) Ueber Tenotomie zu orthopädischen Zwecken, von Demselben. — 4) Impfversuche mit einer von Dr Reiter aus München erhaltenen regenerierten Schutzpockenlymphe, v. Chir. Zöhrer. — V. Zur Heilquellenlehre. 1) Bemerkungen über den Gebrauch von Carlsbad, v. Dr Sterz. — 2) Die erfolgreiche Anwendung der Mineralquellen zu Carlsbad bei Diabetes mellitus und insipidus, von Dr Hachberger, nämlich gegen solchen, welchem Anschoppung, auch Hypertrophie der Milz und Leber vorher gegangen war. Drei Krankengeschichten dienen zum sehr interessantesten Beweise. — 3) Ein Fall von Elephantiasis, geheilt durch Carlsbad, vom Hofr. v. Wirer. Ein sehr merkwürdiger Fall von, wie es dem Ref. scheint, angeborener, mit den Jahren zunehmender, Ichthyosis. Obgleich im 7ten Jahre schon Tabes eingetreten, 'die Patientin sterbend schien', wurden ihr im Bette liegend alle 2 Stunden 2 Eßlöffel voll Sprudel gereicht. Hiermit ward allmählich gestiegen. Haut und Nieren sonderten vom 7ten Tage an kritische Abgänge aus, und nach einmahliger 7 wöchentlicher Carlsbader Cur war die Krank-

heit beseitigt!! — 2) Ueber die Wirkung der Molken, des Wassers und der Luft in Schl, von demselben. — 3) Ueber die Kojatiner Mineralquelle auf der k. k. Familienherrschaft Holic in Ungarn, von Prof. Pleischl. Sie entwickelt fortwährend freiwillig Blasen von wenig Hydrothionsäure und Kohlensäure von sehr vielem Kohlenwasserstoffgas, enthält Naphtha, weshalb ihr Dunstkreis entzündbar ist, ferner kohlen-saures, schwefel-saures, salzsaures, hydrojodsaures Natron, hydrobromsaures Kali, doppeltkohlen-sauren Kalk, Talk und Eisenoxydul, Kieselerde.

Zweiter Band. Die Gesellschaft hat für diesmal (1841) folgende Aufgabe gestellt: Pragmatische Geschichte der practischen Medicin in den österreichischen Staaten seit van Swieten bis zum Schlusse des Jahres 1840. S. 5 — 8. Mehrere Sitzungen wurden Discussionen über Phlebitis gewidmet (S. 9). Ein Schreiben des M. R. Hohnbaum zu Hildburghausen ward mitgetheilt, in welchem zwei Krankengeschichten beweisen, daß Argent. nitric. cryst. gr. j in Aq. font. ℥v, alle 2 St. eßlöffelweise zunächst gegen die Diarrhöen bei Typhus abdominalis, dann gegen die ganze Krankheit trefflich wirkten. S. 11: Dr Moos, der die Krankheit ableitet von Leiden der peripherischen Ausbreitungen des Gangliensystems in der Schleimhaut hat Versuche mit demselben Mittel angestellt und in den Destr. Med. Jahrb. 1841. S. 257 bekannt gemacht. Andere hoben China und Chinin, Sodkali hervor. S. 12: Discussionen über Tuberculose. S. 14: Typhus. Die Discussion fortgesetzt s. S. 18 Moos, v. Bischoff. S. 16: Ein Mandelstein, der in einem Erstickungs-Anfalle bei Entzündung einer Mandel ausgebrochen worden, 103 Gran wiegend, besonders aus phosphor-

saurem Kalke bestehend, ward vorgelegt (v. Bischoff). S. 17: Czynanek's 'Gedrängte Skizze der durch Uebertragung des Kockgiftes sich bildenden Krankheit.' Wien 1841 (auch in Destr. Med. Jahrb. 1841. Nov.) S. 20: Mojsisovics 'Darstellung der Aequilibriummethode bei Schenkel = Knochenbrüchen. Wien 1842' ward hier zuerst vorgelesen. S. 23: v. Wattmann's Vortrag über Bildung künstlicher Gelenke mit Hilfe seiner Rundsäge, in der Med. Wochenschr. 1841. Quart. 4. S. 1149, hier zuerst gehalten. S. 28—36 finden sich die Vorträge über Typhus, in therapeutischer Beziehung (im Allgemeinen expectativ = symptomatisch), fortgesetzt durch Moos, v. Bischoff, v. Wirer. S. 33: In Wien waren im Sept. croupöse Entzündungen der Mund- und Rachenhöhle, oft bis tief in den Oesophagus hinein, häufig, wogegen der innere und äußere Gebrauch der Salzsäure (Haller), Cauterisation durch Bepinseln mit Argent. nitr. ℞ Aq. dest. ℥j, worauf ungeheurer Speichelfluß folgt (Czynanek), besonders wirksam gewesen sein soll. S. 35: Kock beim Menschen im Hotel Dieu zu Paris (Frankel).

Abhandlungen. I. Allgemeines. 1) Ueber die Bedeutung der medicinischen Systeme, v. R. R. u. Protomed. Knolz. — 2) Ueber Zweck und Organisation ärztlicher Vereine, v. Sub. R. u. Protomed. Sporer. — II. Zur Geschichte und Geographie der Krankheiten. 1) Der Krankheitscharakter des Jahrs 1841 in Wien, v. Freih. v. Feuchtersleben. Die Schilderung des Typhus ist auch hier die interessanteste. — 2) Ueber Cretinismus, von Knolz. — 3) Skizzen über einige Irrenanstalten zu Paris, von Dr. Frankel. — 4) Beiträge zur Kenntniß der Sanitätsverhältnisse in Steiermark, vom R. R. Dunderka. — III. Zur Heilmittellehre. 1) Ueber die Anwendung

neuer Heilmittel im Allgemeinen und insbesondere chemischer, von Dr Notwald. Es werden hier die Schwierigkeiten trefflich erörtert, welche denen entgegen stehen, die solche versuchen wollen. Hierbei erfahren wir, daß in Wien, Vorstadt Rosau, der Apotheker Bach ein 'Civil-Medicamenten-Depot' eingerichtet hat, in welchem, von den Theilnehmern eingesandte, und von einer Commission geprüfte, chemische Stoffe in vollkommener Reinheit zu haben sind. Dies ist also ein Institut Deutschlands, wie es in Paris unter Pelletier und Caventou, in London als Apothicary Hall, seit langen Jahren bestanden hat, welches jedoch erst dann in allgemeiner segensreicher Wirksamkeit sein wird, wenn (— was auch bei den genannten ausländischen Instituten noch vermißt wird —) alle Apotheker seines Bezirks genöthigt sein werden, aus solchem geprüften Lager ihre Vorräthe zu entnehmen, eine Verordnung, welche außerdem alle Apotheken-Visitationen sehr abkürzen würde. Ferner wird hierbei auf den Mangel einer allgemeinen deutschen Pharmakopöe und eines gleichförmigen Medicinal-Gewichtes aufmerksam gemacht, für welchen letzteren eine angehängte vergleichende Tabelle der wichtigeren europäischen Medicinal-Gewichte, nach Duflos, und eine Uebersicht des Gehaltes der medicinischen Blausäure an wasserfreier, je nach den verschiedenen Pharmakopöen, deutlich genug spricht. 100 Th. enthalten z. B. in Oesterreich 1, 9, in Hessen 18—20 Th. wasserfreier Blausäure !!! —

2) Ueber den ausgezeichneten Nutzen der Arnica bei paralytischer Urinverhaltung, vom Hofmed. C. S. Meyer. — 3) Ueber die Wirkung der Dampfbäder mit besonderer Rücksicht auf das hiesige Sophienbad, von Dr Sterz sen. Diese s. g. russischen Dampfbäder verbunden mit Regen- und Spritz-

bädern u. s. w. werden hier sehr gerühmt gegen fieberlose rheumatische Leiden, gichtische mit ihren Folgen, selbst Gichtleiden des Magens und der Harnwerkzeuge, Geschwüre, ferner gegen Flechten werden sie als Hauptmittel oben an gestellt, auch besonders gegen unterdrückte, die sie erst wieder hervor rufen, dann heilen; dann gegen Scropheln, Verhärtungen aller Art, selbst gegen hartnäckige Gelbsucht, Unterleibsstockungen und Hämorrhoidal-Anomalien, gegen Diabetes mellitus, gichtische Enterie mit beginnender Rückendarre, gegen Lähmungen wegen Rückenmarksleiden oder häufiger wegen Gicht, Herpes, Hämorrhoiden, gegen nervösen Gesichtsschmerz, rein nervöse Hypochondrie und Hysterie, gegen veraltete, vernachlässigte Syphilis, endlich außerordentlich gegen 'krankhafte Empfindlichkeit der mucösen und serösen Häute in Folge häufiger Katarrhe, Rheumatismen, besonders Scrophulöser, Gichtischer.' Diese Resultate mehrjähriger Erfahrung des Verfs werden durch kurze Krankengeschichten hier und da bekräftigt. Dann folgen die Gegenanzeigen: Fieber, Entzündung, active Congestion, Blutungen, Apoplexie, vorgerückte Brustleiden, Herzklopfen, Entwicklungszustände. Die Art und Weise, wie die Dampfbäder wirken, wird zulezt erörtert. Es ist ein sehr lesenswerther Aufsatz! — 4) Ueber Anzeigen und Gegenanzeigen zu Dampfbädern, von Dr v. Gözsy. Vom Verf. wird krankhaft erhöhte Venösität des Blutes als Gegenanzeige hervor gehoben. — IV. Zur speciellen Pathologie. 1) Erörterungen eines medicinischen Dogma des berühmten Ludovicus Mercatus de morbo gallico, von Dr Pasquali. Zwei ungedruckte, von Malfatti vor 34 Jahren vorgetragene, Abhandlungen 'über das Wechselverhältniß des syphilitischen Contagiums zum mensch-

lichen Organismus' und 'über das syphilitische Wechselfieber', so wie eigene, hier mitgetheilte, merkwürdige Krankheitsfälle haben den Verf. dahin gebracht, folgendes Dictum des Mercatus für richtig zu erklären: 'jecur esse sedem et originem morbi gallici, licet ab extrinseca contagione principium sortiatur.' — 2) Geschichte einer Hydrophobie, von Dr Hassinger. — 3) Geschichte einer Arsenikvergiftung von 5 Individuen und Bericht über den Misbrauch des weißen Arsens im Hochgebirge Oesterreichs und Steiermarks, von Dr Flechner. Vergiftung eines Brunnens durch große Haufen Kobaltzuckers in der Nähe. Vergiftung der Menschen durch solches Wasser, und Heilung durch Eisenorydhydrat. Die Gamsenjäger Oesterreichs und Steiermarks genießen bis zu einem Paar Granen weißen Arsens, um ihre Muskelkraft für das Bergklettern zu stählen. — 4) Zwei Krankengeschichten von Prof. Wagner. Hauptsächlich durch Opium geheilter Tetanus, und vor dem Tode verkannte, daher durch Aetzmittel mishandelte, Hernia cerebri per orbitam. Sehr lesenswerth, zur Verhütung ähnlicher tödtlicher Misgriffe! — 5) Wahrnehmung einer denkwürdigen chronischen Gehirnhöhlen = Wassersucht bei einem, mit dieser Krankheit bis zum 19. Monate lebenden Kinde, von Dr Herbich. — 6) Wahrnehmung eines merkwürdigen Falles des Abstoßens und Wiederersatzes des größeren Theiles der rechten Hälfte des Unterkiefers bei einem fünfjährigen Knaben, von Demselben. — 7) Ueber die modificierte englische Krähe-Behandlung, von Demselben. — 8) Naturheilung eines Beinsfraßes am Oberkiefer, von Dr von Hofmannsthal. — 9) Heilung einer Mundhöhlenverwachsung, von Aug. Schmitt. Durch Schnitt, Mundspiegel und

Höllenstein mit vieler Mühe bewerkstelligt. — 10) Skizzierte practische Bemerkungen über die entzündlichen Brustleiden der Kinder, von Dr Mauthner.

Indem hiermit Ref. seinen Bericht schließt, kann er nicht anders, als die Gediegenheit der Mehrzahl der Aufsätze, den tüchtigen wissenschaftlich = practischen Sinn derselben sehr loben. Dies gilt namentlich vom ersten Bande. Zu wünschen ist, daß, zum Nutzen für die Nicht = Mitglieder der Gesellschaft und die Nicht = Wiener, die Protocolle nicht so sehr summarisch abgefaßt werden möchten, daß ferner es nicht ferner den Mitgliedern erlaubt sein möchte, ihre Abhandlungen früher anderswo mitzutheilen, wodurch diesen Abhandlungen bedeutender Abbruch geschieht und der Leser genöthigt wird, an vielen anderen Orten zu suchen. Da in Zukunft die Verhandlungen der Gesellschaft in monatlichen Hefen rascher erscheinen sollen, entweder als Beigabe der Oesterreichischen medicinischen Jahrbücher, oder, nach Gefallen der Abnehmer, für sich, so wird diese Einrichtung sicher die Verfasser dahin bringen, ihr Scherflein nicht ferner ihrer Gesellschaft zu entziehen.

W. Hy.

N e u e n b u r g ,

bei Kissing 1844. Monuments de l'Histoire de Neuchatel, publiés par les ordres et aux frais de Sa Majesté Frédéric - Guillaume IV. roi de Prusse, prince souverain de Neuchatel et Valangin. Par G. A. Matile, docteur en droit, professeur à l'Académie de Neuchatel. Erste Lieferung. 520 Seiten in groß Folio.

Herr Professor Matile, der unsern Lesern als Herausgeber der altfranzösischen Uebersetzung des Schwabenspiegels (Gött. gel. Anz. 1844. 112. St.) bekannt ist, und sonst durch selbständige, die politische und Rechtsgeschichte seines Geburtslandes beleuchtende Arbeiten sich in der gelehrten Welt einen wohl begründeten Ruhm erworben hat, setzt mit unermüdlischem Eifer die begonnenen Studien und Forschungen auf dem Gebiete des Rechtes und der Geschichte fort. Den Beweis haben wir in dem prächtigen vor uns liegenden Bande, der, seines verhältnißmäßig geringen Preises ungeachtet, zu dem Stattlichsten gehört, was die heutige Presse hervor bringt, und folglich der Druckerei des Hrn S. Uttinger Ehre macht. Ein solches Denkmahl, welches der gelehrte Herausgeber mit der ihn auszeichnenden Sorgfalt bearbeitete, ist des hohen Gönners würdig, in Dem unsere Zeit den Kenner und Beförderer der Wissenschaft und Kunst verehrt.

Die 'Monuments' der Geschichte des Staates Neuenburg, zu deren Sammlung Hr Matile achtzig Privat- und öffentliche Archive, inner- und außerhalb der Schweiz besucht, und weder Zeit noch Mühe gespart hat, werden über funfzehn hundert Urkunden enthalten. Es werden diesem schönen diplomatischen Codex 1) ein die letzte Lieferung begleitender Bericht voran gehen; 2) Regesten oder in gedrängter Kürze bearbeitete Auszüge aus einer beträchtlichen Anzahl von Actenstücken, unter Weglassung alles Desjenigen was für den Forscher und den Freund vaterländischer Geschichte unwesentlich erschien; und 3) ein Personen- und Ortsregister zur ganzen Sammlung folgen.

Der erste Band umfaßt den Zeitraum von 998 bis 1343. Er enthält 458 vollständig abgedruckte Urkunden und andere Geschichtsquellen, deren Hauptinhalt stets summarisch angegeben ist, während unter dem Text, wo es nöthig war, kurze Noten beigefügt sind. Sene betreffen Stiftungen, Schenkungen, Rechte, Freiheiten, Ansprüche und Verträge verschiedener Art. In vorliegender Lieferung sind bloß einzelne Documente in deutscher Sprache, die meisten lateinisch; aber zwischen diesen befindet sich eine beträchtliche Anzahl in französischer Sprache, einige sogar aus dem 13ten Jahrhundert, was schon in sprachlicher Hinsicht dieser Sammlung einen Werth gibt. Zu den merkwürdigeren Stücken dieser Sammlung scheinen uns zu gehören: 1) die lateinische Urkunde vom April 1214, durch welche Graf Ulrich und dessen Nefte Berchtold, Herren zu Neuenburg, der Stadt dieses Namens, und mit Einwilligung ihrer Bürger, Freiheiten nach den Gewohnheiten von Besançon verliehen; 2) die altfranzösische Uebersetzung des 1260 von Rudolf Herren zu Neuenburg seiner Stadt Neureux (Nugerol) verliehenen Freibriefes, welchem der vorhergehende zum Muster diente. Beide Seitenstücke in verschiedener Sprache sind, von dem historischen Werthe abgesehen, zur Erklärung mancher Ausdrücke wichtig. — Mehrere Documente beziehen sich zum Theil auf die Verhältnisse anderer Gegenden. — Der Herausgeber hat manchen vergrabenen Schatz zum Frommen der Wissenschaft an das Licht befördert. — Die zweite Lieferung ist unter der Presse. H—y.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

15. Stück.

Den 25. Januar 1845.

L o n d o n.

1842. Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Volume VI. 600 Seiten in Quart. Mit 48 Kupfer- und Stein-drucktafeln.

Part the first. I. On the Geology of the Western Part of Asia Minor. By William John Hamilton, Esq. and Hugh Edwin Strickland, Esq. pag. 1—39. Der westliche Theil von Kleinasien ist überaus bergig. Ein Theil der Berge erhebt sich in Ketten von bedeutender Ausdehnung, wogegen andere mehr isoliert sind. Manche derselben haben einen alpinischen Charakter. Größtentheils erheben sie sich plötzlich aus horizontalen Ebenen, deren sanfte und grüne Oberfläche in einem auffallenden Contraste mit dem rauhen Aeußeren der Berge steht. Die vorherrschende Richtung der alpinischen Gebirgsketten ist beinahe von Osten nach Westen, und es stellen sich sechs parallele Reihen derselben dar: 1) die Kette des Olympus; 2) die Kette des Lemnus oder Demirji (39° 5' Br.); 3) die Kette

des Emolus, welche mit dem Tartali bei Smyrna beginnt; 4) die Bergreihe von Messogis (38° Br.), welche bei Ephesus anfängt und die Ebenen des Cayster und Mäander schneidet; 5) die Bergreihe südlich vom Mäander, die mit dem Berge Latmus ($37^{\circ} 35'$ Br.) beginnt; 6) die Inseln Kreta und Cyprus. Die stratificierten Gebirgsmassen sind Glimmerschiefer und Marmor, Glieder der Kreideformation, tertiäre Meerengebilde, tertiäre Süßwassergebilde und neuere Wasserabsätze. Von nicht stratificierten Gebirgsmassen erscheinen Granit, Grünstein(?) und ältere so genannte Trappgebirgsarten, Trachyt und neuere Trappgebirgsarten, neuere vulkanische Gebilde. Die einzigen Petrefacten, welche von den Verfassern in den secundären Ablagerungen gefunden worden, sind Hippuriten und Nummuliten, welche den Aequivalenten des Kreide-Systems im nördlichen Europa angehören. Diese Flöße scheinen von denselben Bewegungen als die darunter liegenden Schiefergebirgsarten berührt worden zu sein, indem Alles dafür sprechen dürfte, daß die Bergketten jenes Landes gegen das Ende der secundären Periode erhoben worden. Die Kalksteine von dem Alter der Kreide, welche hinsichtlich ihrer Dichtigkeit mehr älteren Kalksteinen als den Gliedern der englischen Kreideformation gleichen, steigen zu bedeutenden Bergketten empor, wogegen die in ihrer Umgebung abgesetzten tertiären Schichten sich beinahe ganz in ihrer ursprünglichen horizontalen Lage befinden. — II. Description of some Fossil Remains of Chaeropotamus, Palaeotherium, Anoplotherium, and Dichobunes, from the Eocene Formation, Isle of Wight. By Richard Owen, Esq. pag. 41—45. — III. Observations on the Fossils representing the *Thylacotherium Prevostii*, Val., with reference to the Doubts of its Mammalian and Marsu-

pial Nature recently promulgated; and on the *Phascolotherium Bucklandi*. By Richard Owen, Esq. pag. 47—65. IV. A Letter from Dr. Harlan, addressed to the President, on the Discovery of the Remains of the *Basilosaurus* or *Zeuglodon*. pag. 67—68. — V. Observations on the *Basilosaurus* of Dr. Harlan (*Zeuglodon cetoides*, Owen). By Richard Owen, Esq. pag. 69—79. — VI. Description of a Tooth and Part of the Skeleton of the *Glyptodon clavipes*, a large Quadruped of the Edentate Order, to which belongs the Tessellated Bony Armour described and figured by Mr. Clito in the former Volume of the Transactions of the Geological Society; with a consideration of the question, whether the *Megatherium* possessed an analogous Dermal Armour. By Richard Owen, Esq. pag. 81—106. — VII. On the Geology of the Neighbourhood of Lisbon. By Daniel Sharpe, Esq. pag. 107—133. Die stratificierten Gebirgsmassen der Gegend von Lissabon gehören theils zu tertiären, theils zu secundären Formationen. Bei den ersteren unterscheidet der Verfasser, indem er die Schichten von oben nach unten verfolgt: 1) oberen tertiären Sand, für welchen das Vorkommen von Quecksilber besonders merkwürdig ist; 2) Almada-Schichten, welche sich durch Manigfaltigkeit der Gebirgsarten, wie durch Reichthum an Petrefacten auszeichnen, und die der Verf. für übereinstimmend mit den Meerwasser-Gebilden von Alhama, Lorca, Baza in Spanien hält; 3) unteres tertiäres Conglomerat. Als secundäre Gebilde führt der Verfasser auf: 1) Hippuritenkalk; 2) rothen Sandstein; 3) Espichelkalk; 4) Schieferthon und Thonschiefer; 5) San Pedro Kalk; 6) älteres rothes Conglomerat. Früher wurde von ihm nur

der Hippuritenkalk für ein Glied der Kreideformation gehalten, wogegen er den rothen Sandstein und den Espichelkalk für Aequivalente der Dolith- und Lias-Schichten ansprechen zu dürfen glaubte. Später hat er aber seine Ansicht dahin geändert, daß er die Massen 1 bis 3 sämmtlich der Kreideformation zuzählt. In der vierten Abtheilung liegt zu oberst Schieferthon und darunter Thonschiefer, in häufiger regelmäßiger Abwechslung mit Trapp. Eine genauere Bestimmung des letzteren wird leider vermist. Es ist nur gesagt, daß die trappartigen Massen theils von basaltischer, theils von syenitischer Natur seien. Der Verf. schreibt ihnen die Umwandlung des Schieferthons in Thonschiefer zu. Der San Pedro Kalk ist in seinen oberen Schichten von dunkler Farbe und erdiger Structur, an manchen Stellen sehr bituminös, geht aber bei der Annäherung gegen den Granit in krystallinischen Marmor, der zum Theil dem von Carrara ähnlich ist, und in Kalkspath über. Die abnormen Gebirgsmassen der Gegend von Lissabon bestehen aus Basalt und granitischen Gesteinen. Die Massen der letzteren erheben sich nicht über 2000 Fuß über das Meer, haben aber doch einen alpinischen Charakter. — VIII. Remarks on some Fossil and Recent Shells, collected by Captain Bayfield, R. N., in Canada. By Charles Lyell, Esq. pag. 135 — 141. Die Conchylienreste wurden zu Beauport auf der östlichen Seite eines Flusses dieses Namens und an mehreren anderen Stellen in Canada, in Höhen von 30 bis 300 Fuß über dem Meere gesammelt. Die Anzahl der Species ist gering, dagegen die der Individuen sehr groß, in welcher Hinsicht eine Analogie mit der Conchylien-Ablagerung von Uddevalla in Schweden sich zeigt. Hr Lyell meint, daß die geringe Manigfaltigkeit

von Arten, sehr verschieden von der gegenwärtigen Fauna des benachbarten Golfs, die Hypothese begünstige, daß das dortige Klima in der Vorzeit weit kälter gewesen sei, als es gegenwärtig ist. Dabei hält er es für wahrscheinlich, daß die größere Kälte der Periode eigen gewesen sei, in welcher hauptsächlich die Fortführung der erraticen Blöcke Statt fand, welche in Nordamerika von Norden nach Süden bis zu $36^{\circ} 30'$ Br. vorgezogen sind. — IX. On the Distribution of Organic Remains in the Strata of the Yorkshire Coast, from the Upper Sandstone to the Oxford Clay inclusive. By W. C. Williamson, Esq. pag. 143 — 152. — X. On the relative Ages of the Tertiary and Posttertiary Deposits of the Basin of Clyde. By James Smith, Esq., of Jordanhill. pag. 153 — 156. Der Verfasser hatte in einer früheren Arbeit für das Clyde-Becken aus ähnlichen Gründen eine ähnliche Hypothese aufgestellt, wie für Canada von Hrn Lyell geschehen. Hier beschränkt sich Hr Smith darauf zu zeigen, daß in den verhältnismäßig neuen Ablagerungen jener Gegend zwei verschiedene Formationen zu erkennen sind, deren Bildung in weit von einander entfernten Perioden Statt gefunden haben muß. — XI. A Letter to Charles Lyell Esq., on some Changes of Level which have taken place in Denmark during the present period. By George Forchhammer, Phil. Doct. pag. 157 — 160. Nach den von Hrn Forchhammer angestellten Untersuchungen ist es wahrscheinlich, daß die Veränderungen in dem Niveau an den dänischen Küsten in einem ganz andern Verhältnisse Statt finden, als an den schwedischen, welches mit der Erfahrung zusammen zu hängen scheint, daß die schwachen Erdbeben, welche in Schweden beinahe jedes Jahr

gespürt werden, in Dänemark unbekannt sind: wogegen die starke Erderschütterung, welche im August 1829 die Bewohner der dänischen Küste des Sundes erschreckte, an der gegenüber liegenden schwedischen Küste gar nicht wahrgenommen wurde.

— XII. Description of Bones of the Mammoth found in the deep sea of the British Channel and German Ocean. By Capt. J. B. Martin, Harbour-Master at Ramsgate. pag. 161—163.

— XIII. On Subsidences produced by working Beds of Coal. In a Letter to C. Lyell, Esq., from John Buddle, Esq. pag. 165—168.

— XIV. On the London and Plastic Clay Formations of the Isle of Wight. By Mr. Bowerbank. pag. 169—172. Der Verfasser unternahm in Verbindung mit Hrn White eine Untersuchung zur Entscheidung der Frage: in wie fern ein Grund vorhanden sei, die große Masse des London=Thons und der bunten Thon- und Sandlager unter demselben als verschiedene Formationen zu betrachten? Das Resultat war, daß auf der Insel Wight ein vollständiger Wechsel unter diesen Massen Statt findet, und daß in dem bunten Thon Petrefacten des London=Thons vorkommen.

— XV. Description of the Fossil Trees found in the Excavations for the Manchester and Bolton Railway. By John Hawkshaw, Esq. pag. 173—176. Die aufrecht, beinahe rechtwinkelig gegen die Schichtung stehenden Stämme befanden sich in einer Masse von Schieferthon, ohne Zweifel noch an ihrem ursprünglichen Standorte. Die Wurzeln waren in gleicher Ebene mit einem schmalen Kohlenflöz, und ihre Decke enthielt eine große Menge von Abdrücken von *Lepidostrobis variabilis*. Der stärkste Stamm hatte bei einer Länge von 11 Fuß an der Basis einen Umfang von 15 Fuß. — XVI. Further Observations

on the Fossil Trees found on the Manchester and Bolton Railway. By John Hawkshaw, Esq. pag. 177—180. — XVII. On the Siliceous Bodies of the Chalk, Greensands, and Oolites. By J. S. Bowerbank, Esq. pag. 181—194. Der Verfasser wurde durch Ehrenberg's Entdeckungen veranlaßt, den Feuerstein von verschiedenen Formationen und Localitäten in England mikroskopisch zu untersuchen. Im Feuerstein der Kreide fand er außer Kanthidien und Foraminiferen ganz allgemein eine eigenthümliche Spongie, welche einen Haupteinfluß auf die Bildung der Feuersteinmassen gehabt zu haben scheint. Ähnliche Körper, aber doch von etwas abweichenden Beschaffenheiten, stellten sich in dem Hornstein des Grünandes dar. Der Verf. theilt einige schätzbare Beobachtungen über die Ansammlung der Kieselsubstanz um organische Körper mit. — XVIII. Notes on a small Patch of Silurian Rocks to the West of Abergele on the Northern Coast of Denbighshire; visited 18th and 19th July, 1837. By John Eddowes Bowman, Esq. Communicated by R. J. Murchison, Esq. pag. 195—198. — XIX. A Description of some of the Soft Parts, with the Integument, of the Hind-fin of the Ichthyosaurus, indicating the Shape of the Fin when recent. By Richard Owen, Esq. pag. 199—201. — XX. Description of the Fossil Remains of a Mammal (*Hyracotherium leporinum*) and of a Bird (*Lithornis vulturinus*) from the London Clay. By Richard Owen, Esq. pag. 203—208. — XXI. Description of some Ophidiolites (*Palaeophis toliapicus*) from the London Clay at Sheppey, indicative of an extinct species of Serpent. By Richard Owen, Esq. pag. 209—210. — XXII. Observations on the Locality of the

Hyracotherium. By William Richardson, Esq. pag. 211—214. — XXIII. On the Great Fault called the Horse in the Forest of Dean Coal-Field. By John Buddle, Esq. pag. 215 — 220.

Part the second. XXIV. On the Distribution and Classification of the older or Palaeozoic Deposits of the North of Germany and Belgium, and their comparison with Formations of the same age in the British Isles. By the Rev. Adam Sedgwick, Woodwardian Professor in the University of Cambridge, and Roderick Impey Murchison, Esq. pag. 221 — 301. Nachdem die Verfasser dieser Abhandlung auf die von ihnen in ihrem Vaterlande angestellten genauen und umfassenden Untersuchungen des Uebergangsgebirges eine neue Classification desselben gegründet hatten, ging ihr Bestreben dahin, ihre Beobachtungen über andere Länder auszudehnen, um zu sehen, wie sich das Uebergangsgebirge in solchen zu dem in England verhalte. In dieser Absicht besuchten sie die Rheingegenden und machten nachher auch eine flüchtige Reise über den Harz und von da über den Thüringer Wald bis zum Fichtelgebirge. Ihr Bericht über die Ergebnisse dieser Reisen handelt zuerst von dem Gebirge an der rechten Seite des Rheins, dann von dem an der linken Seite dieses Stromes, und zuletzt von dem Harze u. s. w. Nach ihrer Ansicht hat in dem rheinisch = westphälischen Uebergangsgebirge das silurische System bei Weitem die größte Ausdehnung, wogegen das devonische sich mehr auf einzelne Gegenden beschränkt. Nur den ältesten Schiefen in den Ardennen glauben sie eine Stelle in dem oberen Theil des cambrischen Systems anweisen zu dürfen. Zum silurischen System zählen sie den Hundsrück, den größten Theil

der Eifel, den Taunus und den größten Theil des zwischen dem Westerwalde und dem westphälischen Steinkohlengebirge, von der rechten Seite des Rheins bis nach Oberhessen und Waldeck ausgebreiteten Uebergangsgebirges. An der linken Seite des Rheins kommen nach ihrer Ansicht hauptsächlich nur in dem westlichsten Theil der Eifel, namentlich in den Gegenden von Prüm, Schönecken, Gerolstein, Hillesheim, Blankenheim, Sontenich, Glieder des devonischen Systems vor. An der rechten Seite des Rheins bilden nach ihnen devonische Gebirgsarten an der nördlichen Grenze des Uebergangsgebirges einen schmalen Zug aus der Gegend von Mettmann über Barmen, Schwelen, Hagen, Iserlohn, Balve, Allendorf, und außerdem einzelne größere und kleinere Massen, namentlich in den Gegenden von Warstein, Brilon, Attendorf. In dem südlichen Theil jenes Gebirges kommen nach den Verfassern in den Gegenden von Dillenburg und Herborn, und dann besonders in der Lahngegend, namentlich bei Hadamar, Weilburg, Kunkel, Limburg, Diez, devonische Gebirgsmassen vor. Dem Harz wurden von den Herren Sedgwick und Murchison nur wenige Tage gewidmet, daher ihre Mittheilungen über dieses Gebirge sehr fragmentarisch und wenig genau sind. In den Grauwackenmassen zwischen Osterode, Glauzthal und Grund glaubten die Reisenden Repräsentanten der Culm-measures von Devon zu erkennen. Den Uebergangskalkstein von Grund und Elbingerode erklären sie entschieden für einen devonischen Kalkstein. In der Gegend von Goslar kommen nach ihrer Meinung silurische und devonische Gebirgsarten in verkehrter Ordnung vor, daher sie eine Umstürzung der Schichten annehmen. Der Goslarische Dachschiefer liefert nach ihnen einen Beleg für die von Sedgwick aufgestellte

Behauptung, daß die Schieferung oft von den Schichtungsebenen abweiche. Vielleicht würden die Verfasser ihren Irrthum eingesehen haben, wenn sie in nicht großer Entfernung von den Goslarischen Schieferbrüchen Einlagerungen von Kalkstein gefunden hätten, welche nicht etwa den Absonderungen, die von ihnen für die Schichtung angenommen worden, sondern der Schieferung entsprechen. Das Uebergangsgebirge der Gegend des Seltenthal's glauben die Verfasser dem silurischen Systeme zuzählen zu dürfen. Die Kohlenflöze am Rande des Harzes gehören nach ihrer Ansicht zu den jüngsten Gliedern der Steinkohlenformation. Sie halten dieselben für jünger als das Kohlengebirge in Westphalen und Belgien, dessen Schichtenlage gleichzeitig mit der des Uebergangsgebirges verändert worden, wogegen die Aufrichtung der Uebergangsgebirgsschichten des Harzes der Ablagerung der Kohlenflöze voran gegangen. Durch den Thonschiefer in der Gegend von Schwarzburg am Thüringer Walde und die damit wechselnden quarzigen Massen wurden die Verfasser an die cambrischen Schiefer in Westmorland und Cumberland erinnert. In der Erstreckung vom Thüringer- und Frankenwalde gegen das Fichtelgebirge glaubten die Reisenden silurische Schiefer und devonische Kalksteine zu erkennen, an welche sich Bergkalk reiht. Bei mehreren Gelegenheiten sprechen sich übrigens die Verfasser darüber aus, daß sie es nicht für möglich halten, die einzelnen Unterabtheilungen der Hauptgruppen des englischen Uebergangsgebirges in Deutschland nachzuweisen. Folgende Aeußerung derselben verdient in dieser Beziehung besondere Beachtung: 'We endeavour to show that the transition formations of the Continent, commencing with the mountain limestone and descending to the lowest fossilife-

rous deposits, form one vast uninterrupted sequence, with no universal and well-defined subdivisions: and we also attempt to show that the natural groups of fossils follow a similar law. The mineralogical groups and the fossil groups being both founded in nature, and presenting an actual sequence, agree in the general and broad conclusions to which they lead us; but they naturally and necessarily differ when we come to questions relating to minute subdivisions.' — XXV. On the Fossils of the Older Deposits in the Renish Provinces; preceded by a general Survey of the Fauna of the Palaeozoic Rocks, and followed by a Tabular List of the Organic Remains of the Devonian System in Europe. By the Viscount D'Archiac and M. Edouard de Verneuil. pag. 303—410. Diese bedeutende Arbeit schließt sich unmittelbar der vorhergehenden an und dient ihr zur Ergänzung. Die Herren Sedgwick und Murchison zogen aus den von den Herren D'Archiac und de Verneuil über die Petrefacten des rheinischen Uebergangsgebirges angestellten genauen Untersuchungen, großen Gewinn für ihre Arbeit; so wie auf der anderen Seite die von jenen gewonnenen Resultate über das Verhältnis der rheinischen Uebergangsgebirgsmassen zu denen in England, den letzteren bei ihren Forschungen sehr zu Statten kamen. Ein Anhang enthält die Beschreibung silurischer Petrefacten aus den Rheingegenden von J. de Carle Sowerby. Der Werth der Abhandlung der Herren D'Archiac und de Verneuil ist durch eine große Anzahl trefflicher, in Paris lithographirter Abbildungen erhöht, welche sich vor den Sowerbyschen radierten Petrefacten- Zeichnungen, die den Anhang begleiten, so wie vor den übrigen bei diesem Bande befindlichen, in Lon-

don verfertigten Lithographien, sehr vortheilhaft auszeichnen. — XXVI. Description of the Remains of a Bird, Tortoise, and Lizard from the Chalk of Kent. By Richard Owen, Esq. pag. 411—413. — XXVII. On the Distribution of the Erratic Boulders and on the Contemporaneous Unstratified Deposits of South America. By Charles Darwin, Esq. pag. 415—431. Diese schätzbare Abhandlung enthält eine Beschreibung der Geschieb-Formationen im Thal von Santa Cruz, im Feuerlande und auf der Insel Chiloe, nebst Bemerkungen über die Glätscher des Feuerlandes und die Fortführung der Geschiebblöcke. Der Vf. sieht es hinsichtlich der Gegenden, auf welche sich seine Beobachtungen erstrecken, theils für ganz ausgemacht, theils für höchst wahrscheinlich an, daß die Geschiebblöcke nicht durch Glätscher, sondern durch schwimmende Eismassen fortgeführt worden. — XXVIII. On the Geology of the South-east of Devonshire. By Robert Alfred Cloyne Austen, Esq. pag. 433—489. Der Theil von Devonshire, welchem diese Abhandlung gewidmet ist, gehört durch die Manigfaltigkeit seiner Gebirgsformationen zu den in geologischer Hinsicht vorzüglich lehrreichen Gegenden Englands. Der Vf. beschreibt zuerst die stratificierten Gebilde, betrachtet ihre gegenseitigen Verhältnisse und organischen Reste, geht dann zu den abnormen Massen über, und handelt zuletzt von den allgemeinen geognostischen Verhältnissen und den successiven Veränderungen, welche die Gebirgsmassen erlitten haben. Von besonderem Interesse sind die Mittheilungen über den Einfluß der Gebirgsmassen von feurigem Ursprung auf die Structur und die übrigen Beschaffenheiten der stratificierten, wobei freilich genaue petrographische Bestimmungen der Gesteine vermist werden; ein Mangel, der bei den Arbeiten englischer Geologen über-

haupt sehr fühlbar zu sein pflegt, und wohl hauptsächlich in der Vernachlässigung des für die Geognosie ganz unentbehrlichen mineralogischen Studiums seinen Grund hat. — XXIX. On the Characters of the Beds of Clay immediately below the Coal-Seams of South Wales, and on the occurrence of Boulders of Coal in the Pennant Grit of that district. By William Edmond Logan, Esq. p. 491—497. In Süd-Wallis befindet sich unter jedem regelmäßigen Kohlenflöz eine Thonschicht, welche die Namen underclay, underclift, understone, bottomstone oder pouncing führt, deren Eigenthümlichkeiten den Gegenstand dieser Mittheilung ausmachen. — XXX. Sketch of the Geology of Aden, on the Coast of Arabia. By Frederick Burr, Esq. Communicated by John Taylor, Esq. pag. 499—502. Das Vorgebirge von Aden bietet ein ausgezeichnetes Beispiel von einem erloschenen Vulkan dar, wobei die besondere Merkwürdigkeit Statt findet, daß die Stadt Aden in der Mitte des gewaltigen, beinahe kreisrunden Kraters liegt, dessen Durchmesser etwa $1\frac{1}{2}$ engl. Meilen beträgt, und der an der nördlichen und südlichen Seite von Lavamauern eingeschlossen ist, die sich von 1000 bis zu 1776 Fuß erheben. — XXXI. On the Teeth of Species of the Genus Labyrinthodon (Mastodonsaurus of Jaeger), common to the German Keuper formation and the Lower Sandstone of Warwick and Leamington. By Richard Owen, Esq. p. 503—543. — XXXIII. Memoir descriptive of a Series of coloured Sections of the Cuttings on the Birmingham and Gloucester Railway. By H. E. Strickland, Esq. p. 545—555. — XXXIV. Notes to accompany some Fossils collected by the Author, and Mr. H. Still, during their employment on the Ordnance Survey in Pembrokeshire. By Henry Maclauchlan, Esq. p. 557

— 560. — XXXV. Notice of the Discovery of a mass of Trap Rock in the Mountain Limestone of Bleadon Hill, in the County of Somerset. By the Rev. D. Williams. p. 561—562. — XXXVI. Notices from the Minute Books of the Geological Society. pag. 563 — 571.

M ü n c h e n .

Joh. Palm's Hofbuchhandlung 1845. Ueber die Darstellung und Prüfung chemischer und pharmaceutischer Präparate. Ein auf eigene Erfahrungen gegründetes, insbesondere den Apothekern gewidmetes practisches Hülfsbuch von Dr G. C. Wittstein, approbirtem Apotheker und Präparator des pharmaceutischen Instituts der k. Universität zu München u. Mit einer Vorrede von Dr J. A. Buchnersen. Erstes Heft. 160 S. in Octav.

Bei der großen Anzahl von Schriften, die auf denselben Gegenstand, wie die vorstehende, sich beziehen, möchte dieselbe auf den ersten Blick fast als überflüssig erscheinen. Bei näherer Kenntnissnahme von ihrem Inhalte überzeugt man sich indes leicht, daß dies nicht der Fall ist. Die vorhandenen Schriften, welche die Bereitung chemischer und namentlich pharmaceutischer Präparate abhandeln, sind entweder mehr oder weniger bloße Compilationen ohne großen practischen Werth, oder umfangreiche kostspielige chemische oder pharmaceutische Lehr- und Handbücher, die neben dem Gegenstande dieser Schrift noch vieles Fremdartige enthalten, oder sie sind durch die Art wie das Material darin verarbeitet worden, nicht für den Gebrauch des Ungeübten geeignet. Dem vorliegenden Buche kann man weder das Eine noch das Andere zum Vorwurfe machen. Es liegt in der Natur der Sache, daß es nicht lauter Neues, sondern vieles Bekannte enthält,

allein es ist keine bloße Compilation, sondern es enthält eine Anleitung zur practischen Darstellung und Prüfung von Chemikalien, wie sie sich dem Verf. in vieljähriger eigener Praxis als die zweckmäßigsten ergeben haben. Manche Handgriffe und Verfahrensarten sind neu, und überall findet sich viel practischer Sinn ausgesprochen. Die Art der Beschreibung ist faßlich und ganz dem Bedürfnisse des Anfängers oder in chemischen Arbeiten Ungeübten entsprechend. Gleichwohl ist es kein Lehrbuch, es setzt die Bekanntschaft mit allgemeinen chemischen Principien voraus, und enthält überhaupt nichts, was seinem eigentlichen Gegenstande, der Darstellung und Prüfung der Präparate, fremd ist.

Das Buch handelt die einzelnen Präparate in alphabetischer Ordnung nach der lateinischen Nomenclatur ab. In Bezug auf letztere hat Ref. auszusetzen, daß der Verf. Namen wie Ammonium chloratum, Ammonium jodatum an die Spitze stellt, statt sich an die angenommene consequente Berzelius'sche Nomenclatur zu halten. Das vorliegende erste, 10 Bogen starke Heft enthält die chemisch = pharmaceutischen Präparate von Acid. aceticum bis Ammonium jodatum und neben diesen manche rein chemische, über deren Bereitung der Verf. specielle Erfahrungen zu machen Gelegenheit hatte. Drei solche Hefte sollen nachfolgen. Bei jedem Präparate findet sich nach Aufzählung der gebräuchlichsten Synonyme und Angabe der chemischen Zusammensetzung die Bereitung desselben auseinander gesetzt. Es werden nicht immer die bekannten Methoden sämtlich beschrieben, sondern nur diejenigen, die der Verf. selbst geprüft und die sich ihm als practisch bewährt haben, was Ref. nur billigen kann. Diese sind klar und faßlich, mit der nöthigen Ausführlichkeit, und der Angabe aller einzelnen Handgriffe beschrieben, auch,

wo es nöthig ist, durch dem Text beigebrachte Holzschnitte erläutert, so daß auch der ganz Ungeübte ohne anderweitige Anleitung mit Erfolg darnach arbeiten kann. Erfahrungen und Vorschläge Anderer, in so fern sie der Vf. als brauchbar erkannte, sind sorgfältig benutzt, nur einzeln scheint dem Vf. in dieser Hinsicht etwas entgangen zu sein, wie z. B. die Darstellung des milchsauren Eisenoxyduls nach Wöhler, die nach der Meinung des Ref. der von dem Verf. gewählten Bereitungsart jedenfalls vorzuziehen ist, ferner die Darstellung der Gallussäure mittelst Salzsäure nach Liebig und Stenhouse, die Reinigung der Drallsäure durch Sublimation. Auf die quantitativen Verhältnisse ist überall sorgfältig Rücksicht genommen, und zur Herleitung derselben geeignete Anleitung gegeben. Nach Beschreibung der Darstellung wird bei jedem Präparat der dabei Statt findende chemische Vorgang auseinander gesetzt und durch stöchiometrische Formeln erläutert. Wie dem Ref. scheint, könnte der Verf. dabei zum Theil etwas weniger ausführlich sein und etwas mehr voraussetzen. In den Formeln wäre statt der etwas weitläufigen Bezeichnung M. - G (Mischungsgewicht), welche die Uebersichtlichkeit beeinträchtigt, die Bezeichnung Aeq. oder einfach das Vorsetzen der die Anzahl der Aequivalente angegebenden Zahl als Factor, vorzuziehen gewesen. Auf die Erklärung des chemischen Processes folgt bei jedem Präparat eine Aufzählung der möglichen Verunreinigungen und Angabe der Art, sie zu entdecken und zu entfernen, wobei der Verf. manche practische Bemerkungen eingestreuet hat.

Dem Zwecke des Buches gemäß sind geschichtliche Notizen, Literatur, Eigenschaften, in so fern sie sich nicht auf die Erkennung der richtigen Beschaffenheit der Präparate beziehen, und Anwendung ganz übergangen. Hierdurch unterscheidet es sich von der 'Theorie und Praxis von Bucholz', welchem jetzt veralteten, seiner Zeit aber gewis sehr werthvollen Werke es sonst in Bezug auf seinen Inhalt und seine Tendenz ähnlich ist. Es entspricht ganz dem Zwecke, der auf dem Titel ausgedrückt ist, ein practisches Hilfsbuch zu sein, ganz geeignet, dem Pharmaceuten, und namentlich dem ungeübten, bei der Darstellung und Prüfung seiner Präparate als Führer und Rathgeber zu dienen, und es verdient, als solcher in jedem pharmaceutischen Laboratorium vorhanden zu sein.

Schn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

16. Stück.

Den 27. Januar 1845.

B e r l i n ,

bei F. H. Morin 1844. Codex diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden, Chroniken und sonstigen Quellschriften für die Geschichte der Mark Brandenburg und ihrer Regenten. Herausgegeben von Dr. Adolph Friedrich Riedel. Des ersten Haupttheiles oder der Urkundensammlung für die Orts- und specielle Landesgeschichte vierter Band. (Auch unter dem Titel: Geschichte der geistlichen Stiftungen, der adelichen Familien, so wie der Städte und Burgen der Mark Brandenburg. Bearbeitet von Riedel Vierter Band). VI und 520 Seiten in Quart.

Der wackere Herausgeber, Königl. preussischer Geh. Archivrath, Vorstand des Geh. Ministerialarchives und Professor zu Berlin, ließ den ersten Band dieses bedeutenden Werkes erscheinen im Jahre 1838. Dieser erste Band enthält — nach einer Einleitung und Nachrichten von der Einführung des Christenthumes in die Prignitz und über

die erste Gestaltung des Landes unter markgräflicher Herrschaft — die Nachrichten und Urkunden von 1) der Stadt und dem Dome Havelberg, 2) der Stadt Peleberg, 3) des Cistercienser = Jungfrauenklosters Mariensfließ an der Stepnitz, 4) der Herrschaften Putlitz und Wittenberge, 5) der Stadt Kyritz, 6) der Burg, dem Amte und der Stadt Wittstock, 7) dem Mönchshofe Dranseesee oder den des Klosters Amelunxborn bei Wittstock gelegenen Besitzungen, 8) dem Cistercienser = Jungfrauenkloster zum heiligen Grabe bei Tschow. — Der zweite, 1842 erschienene Band enthält: 9) die Stadt Prignitz, 10) die Stadt und Burg Benzen, 11) die Plattenburg und die Familie von Saldern, 12) die Stadt Wilsnack mit dem heiligen Blute daselbst, 13) das Haus Stavenow und seine ehemahligen Besitzer, die von Stavnow, Bozel, Krüge, Quitzow und von Blumenthal, 14) die Städte und Burgen Freienstein, Meienburg und Neuhausen mit den Familien von Rohr und von Winterfeld, 15) das Schloß Friedrichsdorf oder Frekdorf, 16) das Amt Goldbeck mit dem Städtchen Dossow, das Schloß Wolfshagen und die Familie von Blankenburg, 17) das Amt Zechlin und die Edlen von Havelberg, 18) das Bisthum Havelberg. — Im dritten Bande (1843) sind: 19) das Domcapitel zu Havelberg, 20) kirchliche Verhältnisse der Prignitz in der katholischen Zeit, 21) die Stadt Havelberg, 22) Vermischte die Prignitz betreffende Urkunden vom Jahre 1172 bis 1500.

Der ursprüngliche Plan des ganzen Unternehmens war: um dem Geschichtsforscher neue Quellen zu eröffnen und die Liebe zur vaterländischen Geschichte zu beleben, mehr aus Privatarchiven und Privatsammlungen neues urkundliches Ma-

terial zu sammeln, so daß das Werk sich an den mehr aus Staatsarchiven gesammelten Codex dipl. Brandenb. Gerckens und von Raumer's anschlüsse. Dieser Plan erhielt aber schon im zweiten Bande eine durch die liberale Unterstützung der Regierung mögliche Erweiterung, indem, um so viel als möglich Alles zusammen zu haben, nun nicht bloß ungedruckte Sachen aufgenommen wurden, sondern auch vieles in zum Theil schwer zu erlangenden Büchern zerstreute (meistens in besserer Gestalt), so daß nur ausgeschlossen blieben die in von Raumer's Codex dipl. Brandenb. continuatus abgedruckten Urkunden und die Berliner Urkunden bei Fidicin. Ferner sollten nun nicht bloß Urkunden in den Codex aufgenommen werden, sondern auch die spärlichen fragmentarischen Ueberreste ältester märkischer Geschichtsschreibung, so die im Besiß des Herausgebers befindliche Chronik des Abbas Cinnensis und die nach Prager Handschr. emendierte des Pulcawa. — Das Werk sollte nun in 4 Haupttheile zerfallen: 1) Urkunden für die Orts- und specielle Landesgeschichte, 2) Urkunden für die allgemeine Staats- und innere Regentengeschichte, 3) Urkunden für die äußere Staatsgeschichte (die Beziehungen der Mark und der Markgrafen zum Auslande), 4) die brandenburgischen Chroniken.

Zur Vertheidigung seines Verfahrens, alle aufgefundenen Urkunden etwa bis zum Jahre 1450 herab aufzunehmen, und nur für die noch spätern eine Auswahl eintreten zu lassen, macht der Herausgeber in der Vorrede zum dritten Bande geltend 1) den im Verhältnis zu andern Ländern geringen Urkundenvorrath der Mark Brandenburg, 2) den noch größeren Mangel an einheimischen Chroniken, welcher einigermaßen durch möglichst

zahlreiche Urkunden ergänzt werden muß. Den Rath, statt der vollständigen Urkunden bloß Regesten zu liefern, wollte er nicht befolgen, denn 'Regesten machen die Kenntniß der Urkunden in extenso selten entbehrlich, vielmehr nur den Wunsch darnach rege. Sollen sie die Urkundenabdrücke entbehrlich machen, so müssen sie gewöhnlich so ausführlich sein, als die Urkunde selbst; und immer, auch bei aller Ausführlichkeit, gebracht ihnen doch die originale Form und Wortfügung.' Gern wollen wir die Richtigkeit dieser Behauptung in Beziehung auf manche, ja in Beziehung auf viele Urkunden anerkennen; dennoch halten wir uns nicht berechtigt, darauf ein allgemeines Gesetz für Urkundenabdrücke und Urkundensammlungen zu gründen. Hat doch der Herausgeber selbst vom dritten Bande an die vielfach wiederholten, und auch den märkischen Landsleuten aus den ersten beiden Bänden bekannten Formalien, die Titulaturen der Markgrafen und dgl. in einzelnen Urkunden ausgelassen. Der Geschichtsforscher wird allerdings vollständige Urkunden, namentlich solche von einiger Erheblichkeit, stäts den Regesten vorziehen; das aber wagen wir zu behaupten, daß wenige der märkischen Landsleute 'die Urkunden auch nur eines Bandes, womit der patriotische Herausgeber sie beschenkt hat, durchgelesen haben oder durchlesen werden. Gute Auszüge aus denselben, wie sie der sachkundige Herausgeber gewiß geben konnte, würden viel lieber gelesen werden, fast eben so gern als die trefflichen historischen Uebersichten in diesem Urkundenwerke. — Ein chronologisch geordnetes und in der für Regesten üblich gewordenen Form angelegtes Verzeichniß sämmtlicher gedruckter märkischer Urkunden, verspricht der Herausgeber, soll den

Beschluß des Werkes bilden. Wir halten ein solches Verzeichniß allerdings für höchst wünschenswerth, eben so wie Register der Orts- und Personennamen und ein kurzes Glossarium.

Unter der inneren Bezeichnung: 'Zweite Abtheilung. — Die Mittelmark.' führt der vorliegende vierte Band (des ersten Haupttheiles des ganzen Unternehmens) uns vor: I. Die Grafen von Lindow und die Herrschaft Ruppin. 1) Abstammung und Geschlechtsfolge 2) Standesverhältnisse, Besitzungen und Vorrechte der Grafen. 3) Uebergang der Herrschaft Ruppin in unmittelbaren Besitz des Kurfürsten. — Urkunden (S. 38—193, 112 Stück aus dem 13. bis 16. Jahrhundert). II. Die Stadt Neuruppin und das hiesige Dominicaner Mönchskloster. 1) Bürgerliche 2) Kirchliche Verhältnisse Neuruppins. 3) Das Dominicanerkloster. 4) Der Neuruppiner Brand vom Jahre 1787 und die Herstellung der Stadt. — Urkunden (S. 281—384, 104 Stück). III. Die Stadt Wusterhausen an der Dosse. — Urkunden (S. 392—412, 22 Stück). IV. Die Stadt und das Kloster Gransee. — Urkunden (S. 426—438, 21 Stück). V. Das Jungfrauenkloster und Städtchen Lindow. — Urkunden (S. 444—461, 21 St.). VI. Das Domainenamt Ruppin nebst den Burgen und Städtchen Altruppin und Wildberg. 1) Burg und Städtchen Altruppin. 2) Burg und Städtchen Wildberg. 3) Notizen über Verhältnisse des Amtes Ruppin im 16. Jahrhundert. — Urkunden (S. 483—491, 12 Stück). VII. Die Burgen, Aemter und Städtchen Rheinsberg und Neustadt an der Dosse. — Urkunden (S. 500 bis 511, 14 St.). Vermischte die Herrschaft Ruppin betreffende Urkunden (S. 511—520, 15 St.).

Die Abdrücke der Urkunden sind mit Sorgfalt gemacht, der Inhalt einer jeden ist durch eine kurze Ueberschrift bezeichnet und unter einer jeden ist angegeben, woher dieselbe genommen ist. Besonders verdienstlich und mit lobenswerthem Fleiße und genauer Kenntniß des Gegenstandes gearbeitet sind auch die den einzelnen Abtheilungen der Urkunden voraus geschickten Einleitungen und historischen Uebersichten, von welchen wir die erste Abhandlung dieses Bandes — über die Grafen von Lindow — hervor heben. Möge der würdige Herausgeber die Freude erleben, sein großes, verdienstliches, vielleicht nur etwas zu weitſchichtiges Unternehmen selbst glücklich zu beendigen. Die Specialgeschichte der Mark Brandenburg hat schon jetzt mehr dadurch gewonnen, als durch irgend ein anderes, und mehr als wohl Mancher geglaubt hatte. Uebertriebene Hoffnungen konnten freilich nicht befriedigt werden.

E. G. F.

P a r i s ,

bei Jules Chapelle und Guiller 1843. Oeuvres de Barnave, publiées par M^{me} St. Germain, sa soeur, mises en ordre et précédées d'une notice historique sur Barnave par M. Bérenger de La Drome. T. I. CXI und 285. T. II. 424. T. III. 408. T. IV. 390 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, welcher sich auf den Wunsch der Schwester von Barnave der Arbeit unterzogen hat, den der Vernichtung entgangenen Nachlaß vermischter Schriften Barnaves geordnet dem Publicum vorzulegen, beginnt den ersten Band mit einer in der Mitte des Jahres 1843 von ihm in der Akademie gehaltenen Vorlesung: Notice histo-

rique de Barnave. Eine ernst gehaltene, wenn schon nicht in die Tiefe steigende Abhandlung, mehr beflissen, die Jugend und das erste Mannesalter Barnaves psychologisch zu verfolgen, als Wort und That des für die Freiheit jugendlich Glühenden unbedingt in Schutz zu nehmen. Dazu aber dienen ihm die Tagebücher und rasch entworfenen Aufsätze Barnaves, der unleugbar mit klarerem Bewußtsein in die Debatte des Tages eingriff, als gewöhnlich angenommen zu werden pflegt. Verhältnisse, welche nicht unmittelbar auf die politische Stellung des Deputierten Bezug haben, namentlich die zu seiner Familie und zu seinen Freunden, finden hier nur nebenbei Berücksichtigung.

Dieser biographischen Skizze folgen die hinterlassenen Schriften Barnaves; zuerst eine in Kapitel getheilte Introduction à la révolution française. Es sind scharf aufgefaßte, mit gesundem Raisonnement und Mäßigung durchgeführte Betrachtungen über Ursache und Entwicklung der französischen Revolution. In dem zweiten Kapitel der zweiten Abtheilung geht der Vf. auf sich selbst über, schildert die Richtung und politische Bildung, mit der er 1789 nach Versailles gekommen, die Stellung, welche er verschiedenen Parteien gegenüber eingenommen, einfach, schlicht, bescheiden. Trop jeune, sagt er, pour concevoir l'idée de diriger une assemblée aussi imposante, cette situation faisait aussi la sécurité à tous ceux qui prétendaient à devenir chefs; nul ne voyait en moi un rival, et chacun pouvait y apercevoir un élève, ou un sectateur utile. Mit Schmerz gedenkt er bei Gelegenheit des Mordes von Foulon der bekannten, von ihm so rasch hingeworfenen Worte: 'Le sang qui vient de se

répandre était-il donc si pur!' Er wagt es nicht, sie zu entschuldigen, sie zu rechtfertigen, er sucht nur in seiner durch verschiedene Umstände augenblicklich gereizten Stimmung Entschuldigung.

Barnave hat in den Grundzügen seiner politischen Ansichten bis zum Ende des Lebens nicht geschwankt, wenn auch dieselben begreiflich später in größerer Klarheit und festerer Begründung vor ihm standen, als es in der ersten Hälfte des Jahres 1789 der Fall sein konnte. Um so interessanter ist es, von ihm, dem lebendigen Organ einer mächtigen und eine Zeitlang siegreichen Partei, seine Ansichten entwickeln zu hören, die Gründe, aus denen die National-Versammlung sich einem Zweikammersysteme widersetzte, gleichviel ob es dem englischen oder dem nordamerikanischen nachgebildet sei. Ueber die Discussion wegen des Umfangs des dem Könige zuzubilligenden Veto, die vornehmlich durch Barnave entschieden wurde, findet man nicht so detaillirte Mittheilungen, wie man voraussetzen berechtigt war. Ueber die Ereignisse des 5. und 6. October äußert sich der Verf., obwohl ein Augenzeuge, ganz in der Weise von Droz. Er sagt in dieser Beziehung (S. 116): Si à ces causes générales il se joignit une impulsion secrète, c'est ce que j'ai toujours absolument ignoré. Quand je ferais en ce moment, non un exposé de ma propre conduite, mais la relation la plus secrète de ce qui est parvenu jusqu'à moi des évènements les moins connus de la révolution, je ne saurais donner aucune instruction sur celui-là.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

17. 18. Stück.

Den 30. Januar 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Oeuvres de Barnave, publiées par M^{me} St. Germain, sa soeur, mises en ordre et précédées d'une notice historique sur Barnave par M. Béranger de la Drome.'

Bei Gelegenheit der Besprechung der Ereignisse des Jahres 1790 beschränkt sich Barnave fast ganz auf die Rechtfertigung seines Verfahrens der Partei gegenüber, die, als er über die Vergangenheit berichtete, an der Spitze der Bewegung stand. Indem er die Nichtigkeit der so oft gegen ihn erhobenen Beschuldigung zeigt, daß er die frühere Richtung verlassen habe, beweist er, daß diese Beschuldigung nothwendig in dem Augenblicke laut werden mußte, in welchem die gewichtigsten Männer des Tages weit über das anfänglich vorgesteckte Ziel hinausstrebten. Die letztere Erscheinung trat ihm erst dann in ihrer ganzen Bedeutsamkeit entgegen, als er, dessen Thätigkeit geraume Zeit hindurch verschiedenen Comités angehört hatte, von

neuem als Wortführer in der National-Versammlung auftrat. Als ich damals, sagt er, meine Popularität merklich geschmälert sah, wäre es meine Aufgabe gewesen, darum unbekümmert den früher eingeschlagenen Weg zu verfolgen. Aber, fügt er hinzu, peut-être ceux qui ont vécu dans les affaires publiques, et qui ont connu, par expérience, non seulement tout le charme de la popularité, mais tous les moyens qu'elle donne de faire le bien, m'excuseront d'y avoir fait, alors, quelques sacrifices, en songeant surtout avec quelle énergie j'ai résisté depuis. Cette époque de ma vie publique est la seule, où je n'aie pas été parfaitement moi-même. Une faute m'entraînait dans une autre.

Nun folgt die Erzählung von der Reise von Barennes nach Paris und der leicht zu führende Beweis, wie unbegründet die mit Heftigkeit gegen ihn ausgesprochene Anklage sei, als habe er sich bei dieser Gelegenheit auf eine seiner bisher behaupteten Stellung widersprechende Weise mit dem Könige verständigt. Erwägt man jedoch, wann und unter welchen Umständen er diese Worte niederschrieb, die auch den Verdacht eines späteren Einverständnisses mit dem Hofe beseitigen sollen, die Sorgfalt, mit welcher er jeder Erwähnung Mirabeaus ausweicht, so fühlt man nur zu gut, wie wenig diese Mittheilungen geeignet sind, die nachmahls gegen ihn erhobene Anklage als völlig ungegründet hinzustellen. Die gegen die erste Constitution laut gewordenen Vorwürfe, auf beide ersten Stände und auf den Grundbesitz zu wenig Rücksicht genommen und der executiven Gewalt zu wenig Mittel gelassen zu haben, sich die nothwendige Geltung zu verschaffen, wagt der Verf. nur theilweise zu widerlegen, indem er darauf hindeutet,

daß man zu häufig die Folgen der revolutionären Bewegung mit den aus der Constitution unmittelbar sich ergebenden Folgen verwechselt habe.

Hiernach stoßen wir auf eine gründliche Untersuchung über Zusammensetzung, Mängel und Richtungen der gesetzgebenden Versammlung. Dabei bemerkt der Verf. freilich, daß er seit dem Januar 1792 in seine Heimath zurückgekehrt sei, fügt aber hinzu, daß er, vermöge seiner Kenntniß von der Persönlichkeit der Hauptleiter, wohl zur Beurtheilung berufen sein dürfe. Wendet sich der Verf. dann zu den immer verwickelter werdenden Verhältnissen, zu der Zeit, in welcher der Ausbruch des Krieges erfolgte und hieran der Sieg der Engagés über ihre Gegner aller Farben sich knüpfte, so setzt er offen hinzu: *J'étais peut-être trop loin du lieu des évènements pour pouvoir sainement les juger.* Deshalb und weil, wie er selbst bemerkt, damahls einer freien Auffassung der Ereignisse des Jahres 1792 noch zu viele Hindernisse im Wege standen, beschränkt sich Barnave auf ein kurzes, aphoristisches Raisonnement, das mit den Worten schließt: *Je termine ici le récit de évènements. Dans ceux que j'ai parcourus, tout est lié, tout est enchaîné; on y voit le premier travail de la constitution, sa formation, sa chute, les préludes d'une grande révolution et le développement de son premier période. Au 10. août commence une nouvelle série d'évènements; il faudrait encore un volume pour les décrire, et peut-être n'est-il pas encore temps. Ce n'est cependant pas moi qui ne suis pas encore prêt; il est facile de juger quelles sont mes opinions sur ce qui a suivi et l'on ne me reprochera pas de les avoir couvertes d'un voile impénétrable.* Nach dieser Ue-

berficht der inneren Begebenheiten in der Zeit vom Mai 1789 bis gegen den Ausgang des Jahres 1792 folgen einige der vorzüglichsten Reden, welche Barnave als Deputirter gehalten hat.

Der zweite Band enthält zum größeren Theil die seit der ersten Hälfte des Jahres 1792 niedergeschriebenen réflexions politiques. Der Verf. redet mit geringerer Besorgnis von den Finanzen und der Stellung Frankreichs zum Auslande, als von der Wahrscheinlichkeit, daß geradezu gegen das Königthum eine Bewegung im Inneren ausbreche. Dem Auslande gegenüber ist er von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das französische Heer im Anfange unterliegen werde, daß selbst Paris der Beutelust der Deutschen zu Theil werden könne, daß aber in Kurzem der Sieg über die Fremden errungen werden müsse. In kurzen Worten schildert er das jacobinische Ministerium, beklagt den Mangel an einseitigen, mit Grundbesitz begabten, durch Ueberzeugung unabhängig dastehenden Deputirten aus den Departements und die mit der wachsenden Gefahr sich mehrende Charakterlosigkeit des Hofes, bespricht die Politik der herrschenden Faction (scélérats), die Mittel, deren sich die Gutgesinnten zu bedienen hätten, um den Staat vom Verderben zu retten. Von einer neuen Ständeversammlung glaubt er keinerlei Erfolg für die Erhaltung der Constitution erwarten zu dürfen. Dann zur Republik übergehend, zeigt er die Unhaltbarkeit derselben, den Einfluß, welchen die Hauptstadt auf die fernere politische Entwicklung ausüben werde, das Thörichte des Wahnes, unter dieser Form der Regierung auf eine völlig gleiche Berechtigung aller Stände hoffen zu wollen. Hier, wie bei der darauf folgenden Schilderung einzelner, mächtig hervorragender Persönlichkeiten (z. B. Mi-

rabeau, Robespierre, Brissot, Necker) stoßen wir zum Theil auf die Quelle, deren sich Droz in seinem, früher in diesen Blättern besprochenen, Werke bediente.

Unter der Ueberschrift: Fin de Barnave, folgen verschiedene Actenstücke, welche auf die gegen den Genannten erhobene Anklage, auf seine Verhaftung, sein Urtheil, seinen Tod Bezug haben; sodann einige seiner hierauf bezüglichen Correspondenzen. Der dritte Band umfaßt ausschließlich seine historisch = philosophischen Studien. In dem vierten Bande sind den umfangreichen études littéraires abermahls einige zum Theil auf häusliche, zum Theil auf politische Verhältnisse sich beziehende Briefe Barnaves angehängt. Hav.

Berlin, Posen, Bromberg,

bei Mittler 1844. Anleitung für Privatwald-Eigenthümer zur eigenen Ermittlung des nachhaltigen Material = Ertrages einer Forst, so wie zur eigenen Bewirthschaftung derselben nach einfachen Regeln, nebst einer illuminirten Wirthschaftskarte und einer Anweisung zu den dabei von dem Geometer zu liefernden Arbeiten, von G. W. Maron, Königl. Preuß. Oberforstmeister und Hauptm. a. D. Zweite, durch die Wirthschaftskarte vermehrte Ausgabe. 296 Seiten in Octav.

Wir haben in dem 89 Stücke dieser Blätter das im Jahre 1843 bei Baumgärtner in Leipzig erschienene Werk des Hrn Oberforstrathes Pfeil: die Forstwirthschaft nach rein practischer Ansicht. Ein Handbuch für Privatforstbesitzer, Verwalter und insbesondere für Forstlehrlinge, angezeigt. Das oben nach seinem ausführlichen Titel angeführte Werk des Hrn Oberforstmeisters Maron ist ein

Gegenstück des Pfeilschen Werkes. Wir beeilen uns daher dasselbe auch in diesen Blättern anzuzeigen, damit das forstmännische Publicum und insbesondere die Besitzer von Privatforsten, wissen mögen, wie zwei verschiedene Schriftsteller ein und ebendenselben Gegenstand behandeln und bei welchem sie die beste Belehrung zur Behandlung ihrer Forsten finden können.

Wenn die Wissenschaften von der Höhe ihrer Tempel herab steigen und sich den Hütten, zur Belehrung der Bewohner, nahen (sich ins Leben mischen), müssen sie nothwendig Etwas von ihrem Glanze und von ihren Geheimnissen zurück lassen; sie müssen sich der Fassungskraft der zu Belehrenden bequemen, zugleich aber auch dem Bedürfnisse derselben genügen; auf der einen Seite nicht blenden, auf der anderen aber auch nichts Nothwendiges zurück lassen. Hin und wieder, wo man nicht zu den letzten Quellen hinauf steigen kann, Glauben und Vertrauen in Anspruch nehmen, im Allgemeinen aber doch gründlich belehren und in einer verständlichen Sprache reden u.

Die Lösung der Aufgabe ist so leicht nicht, wie Mancher denken mag. Sie setzt die vollständigste Kenntniß der Wissenschaft und der Tiefe voraus, bis zu welcher man schöpfen muß, um das Bedürfnis zu befriedigen, und dann, wenn man hierüber im Reinen, die Gabe: das Gewählte in ein populäres Gewand zu kleiden und auch dem gesunden Menschenverstande so wenige Glaubensartikel, wie möglich, zurück zu lassen.

Unser Hr Verf. hat es sich zum Vorwurf gemacht, die Privatforstbesitzer zunächst der Provinz Posen zuvörderst auf die Folgen einer mißbräuchlichen und regellosen Behandlung ihrer Wälder und Forstgründe aufmerksam zu machen und sie dann

über eine regelrechte Behandlung (3ter Abschnitt), Ertragsermittlung (4ter Abschnitt), Bewirthschaftung (5ter Abschnitt), Anbau (6ter Abschnitt) und Schutz derselben (7ter Abschnitt) zu belehren. Die Purification von allen Servituten und die Werthberechnung, die in dem obangezogenen Pfeilschen Werke einen großen Theil des Inhaltes ausmachen, hat er im Texte ganz übergangen, dagegen ihrer in dem Vorworte mit Wenigem erwähnt und Diejenigen, die das Bedürfnis fühlen, sich darüber näher zu unterrichten, auf die Werke von Hartig, Pfeil &c. und auf die königl. preuß. Instruction zur Werthberechnung der Wälder vom 28. Jan. 1814 verwiesen.

Bei dieser Beschränkung auf eine einzige, durch ihre Flachheit, durch ihren Grund und Boden, der im Allgemeinen nur zu Nadelholz und Ethern geeignet ist, und durch ihre politischen Verhältnisse ausgezeichnete Provinz, kann von einer Prüfung: ob der Hr Verf. dem Bedürfnisse einer großen Klasse von Forstgrundbesitzern, wir wollen nicht sagen von Deutschland, sondern nur vom Königreiche Preußen, genügt habe? nicht weiter die Rede sein. — Wir wollen gerne glauben, daß die Posener Grundbesitzer befriediget sind.

Dagegen wollen wir uns einige wenige Worte über solche populäre Schriften überhaupt, über das Bedürfnis der Privatforstbesitzer, ihr Besizthum einer geregelten Bewirthschaftung zu unterziehen und über die Fassung und den Inhalt der vorliegenden Schrift selber, erlauben.

Was nützen, möchten wir zuvörderst fragen, solche autgemeinten, populären und doch voluminösen Schriften überall, wenn der Leser dabei, gleichsam auf jeder Seite, auf andere Schriften und auf öffentliche, gesetzliche Vorschriften verwiesen wird??

Er wird dadurch, wenn er sich gehörig unterrichten und seinem Bedürfnisse gründlich abhelfen will, gezwungen sich eine ganze Bibliothek (öfter die Werke des populären Verfassers selber) anzuschaffen (den gesetzlichen Vorschriften muß er sich ohnehin unterwerfen), er wird dadurch, gleichsam in die Vorhallen des Tempels der Wissenschaften geführt, lediglich um hier zu erfahren, daß er in das Innere dringen müsse, wenn er vollständig eingeweiht werden wolle! Der Laie, der Privatforstbesitzer, wenn er sich (was wir nach unseren Erfahrungen noch sehr bezweifeln) zum Ankaufe eines solchen Buches entschließt, wird es, wenn er es mit wahren Bedürfnisse nach Unterricht studiert, vielleicht mit Mißmuth aus der Hand legen, weil er nicht hier, sondern erst anderer Orten findet, was er sucht. Er wird denken: was soll ich mich am Fuße des Berges aufhalten, wenn ich doch, an der Hand des Gesetzes, zum Gipfel steigen muß, um die gewünschte Fernsicht zu genießen?

Daher sollten die Verfasser solcher Schriften so wenig wie möglich auf andere Schriften verweisen, lieber das Betreffende als Lehnsätze aus denselben erborgten und anführen und sich dabei so kurz wie möglich fassen, damit das Werk den Kräften und Begriffen der Privatforstbesitzer, die doch nicht Alle Gelehrte und Reiche sind, wahrhaft zugänglich werde.

Sodann möchten wir ferner fragen, wenn diesem nun einmahl so ist, wenn nichts desto weniger das Bedürfnis einer pfléglichen Behandlung der Privatforsten (wie unleugbar) vorliegt; warum die Besitzer nicht lieber auf den Rath und die Hilfe eines wahrhaftigen Sachverständigen verweisen? Sie werden dadurch wahrlich in vielen Fällen nicht zu größeren Kosten veranlaßt werden, als sie durch ein Selbststudium und ein Selbstregulieren zu tragen haben; im

Gegentheile werden sie dadurch von dem Bezahlen eines theuren Lehrgeldes abgehalten werden und den unschätzbaren Vortheil genießen, sich gleich unter das Höchste der Wissenschaft geordnet zu haben.

Können die Privatforsten (und wir räumen ein, daß die Verhältnisse verschieden sind) nicht, gleich den Gemeinesforsten, unter den Schutz des Staates gestellt werden, so sollten sie doch billig unter den Schutz der Wissenschaft gestellt d. h. allgemein einer gründlichen Regulierung von Sachverständigen unterzogen und so, mit Regeln und Vorschriften ausgesteuert, der Verwaltung ihrer Eigenthümer übergeben werden. Ihr Werth für den Staat und insbesondere für ihre Besitzer, rechtfertigt wohl eine solche Subsumtion!

Was nun die Behandlung des Gegenstandes von Seiten unseres Hrn Verfs betrifft, so können wir uns mit der systematischen Anordnung und mit der Gliederung desselben nicht recht einverstanden erklären; das Pfeilsche Werk hat hierin unleugbare Vorzüge. Die Ablösung von Gerechtsamen und die Werthschätzung der Wälder sind zu wichtige Gegenstände, als daß sie nur so beiläufig, verweisungsweise, im Vorworte abgethan werden könnten. Und was die Gliederung betrifft, so hätte, um nur Eins zu erwähnen, der zweite Abschnitt, die Nachtheile einer unzeitigen Aufsparung des Ertrages der Wälder betreffend,füglich mit dem ersten, der die Mißbräuche bei Behandlung der Forsten überhaupt erwähnt, verbunden werden können, denn eine solche unzeitige Aufsparung (übrigens wohl selten bei Privatforstbesitzern) ist gewis ein arger Mißbrauch. — Die Naturgeschichte der Waldbäume, die, wenn die Forstwissenschaft überall eigenthümliche Principien hat, jedenfalls, wie auch Hr Oberforstrath Pfeil gethan, hätte vorangestellt

werden müssen, ist erst im fünften Abschnitte, der selber dem Abschnitte über die Taxation der Forsten hätte vorangehen müssen, abgehandelt worden u. s. w. — Wir haben uns an einem andern Orte in diesen Blättern über den Gebrauch des neuen Wortes 'Gewerbslehre' ausgesprochen. Wenn solches auch bei uns Anklang finden sollte, so wird dasselbe zunächst bei Bewirthschaftung und Benutzung der Privatforsten Anwendung finden können, denn sicherlich treibt der Besitzer einer solchen Forst mit seinem Walde öfter ein wahres Gewerbe.

Die einzelnen Disciplinen sind auch nach Form und Inhalt sehr ungleich abgehandelt. Am wenigsten genügend, nach unserer Ansicht, die von der Abschätzung der Forsten. Hier sollen die haubaren Bestände bloß nach dem Augenmaße abgeschätzt, nicht einmahl herausgezählt und nach irgend einer Kubikinhalts-Tabelle berechnet und der Gehalt am Brenn- und Nutzholz nach weitschichtigen Procent-Annahmen angesprochen werden zc.

Wenn der Hr Verf. den Privatforstbesitzern bei dem schwierigen und schwankenden Gegenstande der Forstschätzung eine Erleichterung verschaffen und ihnen die weitaufstige Berechnung des Inhaltes sorgfältig ausgezählter Stämme nach irgend einer Form, entweder als Cylinder oder als Kegel oder als Paralleleide zc., mit Anwendung einer Formzahl zc. ersparen wollte, so hätte er auch bei dem Ansprechen des Massengehaltes haubarer Bestände eben so gut Erfahrungs-Tabellen zum Grunde legen können, wie er es bei dem Erforschen des Massengehaltes noch wachsender Bestände (mit Recht) gethan hat.

Bei solcher Zugrundelegung, natürlich mit gehöriger Berücksichtigung der jedesmahligen örtlichen

Umstände, würden die Privatforstbesitzer nicht mehr fehl gegriffen haben, als sie es ohne Zweifel bei der Schätzung nach dem Augenmaße, entweder selber oder mittelst Waldarbeiter zc., thun werden; und zwar um so weniger, als die Hauptmasse ihrer Bestände sich auf Nadelholz und Ellner-Schlagholz bezieht, worüber von dem Hrn Verf. selber sehr gute Erfahrungs-Tabellen mitgetheilt worden sind.

Auf die Berechnung des Zuwachses von solchen haubaren Beständen hat der Hr Verf. sich eben so wenig eingelassen. Wir wollen, um seine Ansichten zu charakterisiren, anführen was er dieserhalb §. 62. S. 120 bemerkt:

‘Die Berechnung des Zuwachses für die haubaren Bestände ist weggelassen, weil die Berechnung eigentlich schon in das Gebiet der Technik gehört und der Waldeigenthümer nicht abgeschreckt werden sollte, eine Schätzung des Ertrages seines Waldes selbst zu versuchen, was leicht der Fall sein könnte, wenn man von ihm verlangen wollte, zur Ermittlung des Zuwachses die zum Theil dazu nöthigen Formeln, Zuwachs-Tabellen zc. zu studiren und Birkel, Schiebemaß und andere Kubikmaß-Instrumente in die Hand zu nehmen, bei deren Anwendung ihm doch immer die Ueberzeugung eines richtigen Verfahrens fehlen würde. Eben um diese Weitläufigkeit zu vermeiden ist die Lehre von der Berechnung des Zuwachses und um so mehr weggelassen worden, weil er auf den Ertrag des Waldes keinen wesentlichen Einfluß (?) äußert und die dadurch mehr auskommenden Holzmassen dem Waldeigenthümer als eine willkommenene Zugabe und als eine erwünschte Entschädigung für manche unvorhergesehene Ausfälle und extraordinäre Abgaben im Forsthaushalte in die Hand wachsen werden.’

Mit dieser Ansicht werden die Taxations = Rigo-
risten wenig zufrieden sein, und wir gestehen, wenn
wir auch noch so indulgent gegen den Hrn Verf.
sein wollen, daß er sich und den Privat = Waldei-
genthümern hier abermahls mit allgemeinen Erfah-
rungssätzen über Zuwachs = Procente zc. bei ange-
nommenen Bestandes = Altern zc. hätte helfen können.

Bei der Bewirthschaftung der Laubholz, insbe-
sondere der Buchen = Hochwälder hätten wir, zum
Besten der Waldeigentümer gewünscht, daß er
der gefährlichen Lehre vom Kahlen Abtriebe, die
neuerdings im Herzogthume Braunschweig Protec-
tion erfahren, gar keine Erwähnung gethan hätte.
Die Lehre ist pernicios, weil sie zwar wohl ein-
mahl gelingen, viel öfter aber mißlingen wird;
den eigentlichen Charakter der Forstwirtschaft auf
den Kopf stellt, den Waldeigentümer zu bedeu-
tenden Culturkosten veranlaßt und wenn auch nicht
zu Kahlen, dennoch zu metamorphosirten Wäldern
führt, indem man zuletzt zum Samensacke seine
Zuflucht nehmen muß. Es kann wohl sein, daß
die Zukunft keine anderen Wälder als künstlich aus
der Hand angebaute kennt und daß insbesondere
die Pflanzwälder häufig an die Stelle von Sa-
menwäldern treten. Aber die Nachwelt wird auch
erfahren, was sie bei dieser Abnahme des Anbaues
der Wälder durch die Hand der Natur aufopfert
und wie, namentlich bei den Pflanzwäldern, mit
dem Capitale des Bodens auch das Kapital des
Waldes sinkt.

Dagegen hätte der Hr Verf. die Privatforstbe-
sitzer darauf aufmerksam machen sollen, wie sie in
der Regel bei dem Verlassen des Buchen = Hoch-
waldsbetriebes zc. und bei dem Uebergange zu ei-
nem geregelten Mittelwaldsbetriebe, bei welchem
sich Alles mehr im geometrischen Schritte bewegt

und die ihm so gehässigen Massen- und Zuwachsberechnungen zc. weniger erforderlich sind, den größten Vortheil haben. In der That, unsere alten Vorfahren, die mehr in der Natur als in den Büchern lebten, waren so dumm nicht!

Den immer noch obschwebenden Streit zwischen den Forstmännern: ob sie den Wald nach den Regeln der Natur oder nach ihren Theorien über Baumerziehung sich entwickeln lassen wollen oder, mit anderen Worten: ob sie ihm bei dem s. g. Durchforstungs-Verfahren bloß das trockene, früher absterbende zc. oder auch das, nach ihrer Meinung hinderliche, junge zc. Holz entnehmen sollen? sucht der Hr Verf. durch intervenierende Vorschläge auszugleichen. Wir wissen nicht, ob ihm solches geglückt sei, insbesondere ob die Regel: nach den Gipfeln zu sehen und zu beobachten, ob sie sich noch berühren, in allen Fällen vor Nachtheilen zc. sichere. Wir wissen aber wohl, daß das Nadelholz einen geschlosseneren Bestand erlaube und erfordere als das Laubholz; daß bei jenem nicht sowohl die Gipfel- als vielmehr die ganze Stammberührung in Betracht kommt und daß beim Laubholze die Durchforstungen immer mehr hervor gelockt werden, je mehr man die Entwicklung der Gipfel durch Hinwegnahme von Zwischenstämmen hervor lockt u. s. w.

Bei der Mittelwaldswirthschaft fallen alle Durchforstungen weg.

Den Waldanbau, den Privatforstbesitzern nicht genug zu empfehlen, lehrt der Verf. sehr gründlich; einige Methoden, z. B. den Umbau durch Absenken oder Ablegen, hat er aber übersehen, obwohl dies Verfahren, wenn gleich etwas kostbar, nichts desto weniger äußerst sicher und vortrefflich

geeignet ist, die Bestockung zu vermehren und die Schlagholzwälder in Hochwälder umzuwandeln. Er beschränkt sich dabei aber bloß auf die gewöhnlichen Waldbäume, Eiche, Buche zc., Fuhre, Fichte u. s. w., was auch sehr angemessen ist, da die übrigen Waldbäume entweder gar nicht künstlich, sondern von der Natur angebauet zu werden pflegen und für den Privatforstbesitzer keinen sonderlichen Werth haben.

Der Forstschutz wird ebenfalls, so weit er von dem Waldeigenthümer und seinem Förster zc. abhängt, nach seinen verschiedenen Richtungen recht gut vorgetragen. Bei den Insecten hätten wir wohl einige Ausführlichkeit mehr und weniger Verweisung auf das vortreffliche, für manche Privatforstbesitzer aber nicht leicht zugängliche, Rakeburgsche Insectenwerk gewünscht. Freilich, wenn das Uebel einmahl da ist, wird man die Wälder nicht so leicht davon befreien können, aber vielleicht kann man ihm mehr, als bisher geschehen, vorbeugen; und dies ist nur durch genaue Kenntniß der Naturgeschichte der Insecten (und der Wälder) möglich.

Zu den Mitteln, die Forsten gehörig zu schützen, rechnet der Hr Verf. auch 'hinlänglich besoldete Forstbediente, die nicht nöthig haben, mit Nahrungssorgen zu kämpfen und, um zu leben, den Wald seinem Schicksale zu überlassen.' Darin stimmen wir dem Hrn Verf. von ganzem Herzen bei und theilen hier, zum Beleg des Mitgeföhls den Besoldungs = Etat eines Posen'schen Privatforstbedienten mit. Er bekommt von seinem Brodherrn jährlich:

16 Rthlr 20 Silbgr.

12 Scheffel Roggen,

2 Scheffel Gerste,
 1 — Erbsen,
 3 Meßen Salz,
 3 Tonnen Bier und
 3 Braak=Schafe.

Außerdem genießt er :

- a) eine freie Dienstwohnung, nebst Garten und
- b) freies Brennholz.

Der Hr Verf. sagt, das sei zu viel, um zu sterben, und zu wenig, um zu leben. — Lieber Himmel! der Mann mag von Früchten des Waldes, Schwämmen zc. leben; er hat doch vielleicht noch die Ehre bei Tafel aufzuwarten!

Die von uns gemachten Ausstellungen abgerechnet, ist das Buch gut und zweckmäßig abgefaßt und mit sehr brauchbaren Tabellen zc. für alle abgehandelten Theile ausgesteuert. Die jetzt hinzugefügte Wirthschaftskarte, obwohl wir die erste Ausgabe nicht kennen, ist eine nützliche und erläuternde Zugabe, und es kann allen Privatforstbesitzern, auch außer dem Großherzogthume Posen, wenn sie sich einmahl aus Büchern und nicht von ihrem nächsten Nachbar, dem königl. Oberförster N. N. Rath's erholen wollen, mit gutem Gewissen empfohlen werden. — Eine Vergleichung mit dem Pfeilschen Werke hält es indessen nicht aus; dies hatte aber auch ein weiteres Feld, wenn nicht etwa die Privatforstbesitzer und Verwalter auch zu den Forstlehrlingen gerechnet werden sollen.

S a m b u r g,

bei Nestor und Melle 1844. Anatomisch physiologische Beobachtungen über die *Sagitta bipunctata*

von Dr August Krohn. 16 Seiten und eine Steintafel in Quart.

Die *Sagitta bipunctata* wurde bekanntlich von Duoy und Gaimard in der Meerenge von Gibraltar entdeckt. Da das Thierchen aus dem Mittelmeer später nicht wieder erwähnt wird, so erstaunte Hr Krohn während seines Aufenthaltes zu Messina dasselbe ziemlich häufig anzutreffen, wo es die Fischer Spadella nennen. Hr Ch. Darwin, welcher von *Sagitta hexaptera* eine Anatomie geliefert hat, sagt, daß das Meer kaum ein Geschöpf aufzuweisen habe, welches häufiger wäre, — an der Ostküste Brasiliens wimmelte das Meer, besonders des Nachts, davon. Das Thierchen ist glashell, cylindrisch, fast regelmäßig spindelförmig — nach seinen beiden Enden, vorzüglich nach dem hinteren hin, verschmächtigt. Hr Krohn hat diese Thiere in seiner gewohnten genauen Weise zergliedert; er fand daß sie Zwitter sind, welche, wie der Hr Verf. für wahrscheinlich hält, sich selbst befruchten. Ueber die Stellung des Thiers im System bleibt er aber ungeachtet der genauen Zergliederung in Ungewisheit; wahrscheinlich gehöre es jedoch zu den Anneliden; aber auch hier sei es so lange als ein den übrigen schroff gegenüber gestelltes Genus anzusehen, als nicht Thierformen entdeckt sind, welche entweder einen allmählichen Uebergang zu bekannten Gattungen nachweisen, oder nöthigen werden, es von den Anneliden ganz zu entfernen. Die Schönheit der Abbildungen entspricht der Gründlichkeit des Textes. Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

19. Stück.

Den 1. Februar 1845.

G ö t t i n g e n .

Seine Majestät der König haben Sich allergnädigst bewogen gefühlt, die bisherigen Assessoren der philosophischen Facultät, Dr Wappäus und Dr Müller, so wie den Dr Goldschmidt zu außerordentlichen Professoren in der philosophischen Facultät zu ernennen.

S t u t t g a r t .

E. Schweizerbartsche Verlags-handlung 1844.
Der Bau des knöchernen Kopfes in den vier Klassen der Wirbelthiere von Dr Otto Köstlin.
Mit vier Tafeln. X und 506 Seiten in Octav.

Da dieses Werk durch seinen Reichthum an Inhalt, sowohl selbstgeprüfter fremder, als auch neuer Beobachtungen und durch bequeme Anordnung des Ganzen sich wohl zu einer bedeutendern Verbreitung geeignet finden wird, so wollen wir es nicht vorüber gehen lassen, ohne das ihm Eigenthümliche in diesen Blättern einer kurzen Prü-

fung zu unterwerfen. Wir können uns nicht darauf einlassen, die einzelnen neuen in dem Werke angebrachten Beobachtungen aufzuzählen, sondern beschränken uns darauf, die Grundsätze, von welchen der Verf. ausgeht, und seine eigenthümlichen Ansichten zu besprechen.

Wir wollen zunächst dem Verf. zugestehen, wenn auch nicht, daß man in der vergleichenden Anatomie den Bau des Menschen als Maßstab aller übrigen betrachten müsse, doch wohl, daß man es thun könne ohne bedeutenden Vorwurf. Man könnte aber auch sehr rationeller Weise nicht bloß an einer Stelle, sondern vielleicht an verschiedenen in der Reihe der Fische, ja wohl gar unter den Reptilien die Betrachtung zweckmäßig beginnen. Die Gründe, welche dahin bestimmen können, den Menschen zum Anfang zu wählen, scheinen uns rein äußerliche. Nothwendig würde nur das als allgemeiner Vergleichungspunct dienen, was man etwa ein Ideal des Wirbelthierbaues nennen könnte. Etwas dergleichen ist aber bis jetzt nicht zu allgemeiner Zufriedenheit dargestellt worden, daher denn ein Jeder den Weg gehen darf, der ihm beliebt. Indessen fragt es sich freilich, ob nicht in der Entwicklungsgeschichte des Skelettes einige Grundzüge des Baues gegeben sind, von welchen sich am zweckmäßigsten zu den verschiedenen daraus hervor gebildeten erwachsenen Formen übergehen läßt? Solche Grundzüge scheinen uns nun allerdings vorhanden zu sein. Aber einerseits sind die Beobachtungen über die erste Entwicklung des Schädels noch so selten angestellt, so schwierig zugleich, und darum auch von den Beobachtern noch nicht mit wünschenswerther Uebereinstimmung beschrieben, andererseits ergäbe das in der Entwicklungsge- schichte Vorhandene, auch wenn man diese oder jene

Beobachtungen als sicher annehmen wollte, doch nicht so ganz unmittelbare Resultate für das Verfahren in der vergleichenden Anatomie. Wir würden also unsern Verf. keinen Vorwurf machen dürfen, daß er die Nukkbarmachung jenes Materials für die vergleichende Anatomie nicht übernommen hätte; vielmehr würden wir uns mit einem solchen Tadel jenen bösen, aber freilich nicht so seltenen Fehler der Kritiker zu Schulden kommen lassen: Einem Verf. zwar zuzugestehen, daß das, was er gebe, gut sei, ihn aber tadeln, daß er nicht noch dies oder jenes oder vieles Andere geleistet. — Wir würden dem Verfahren des Verfs, welches wesentlich auf die Formen entwickelter Schädel seine Vergleichen baut, selbst dann über die Vernachlässigung der früheren Entwicklungsstufen keinen Vorwurf machen dürfen, wenn letztere völlig sichere Resultate böten, diejenigen, welche der Verf. auf seinem einseitigen Wege gewonnen hätte, aber völlig damit übereinstimmten. Wir würden aber diese Verwahrungen hier nicht so ausgesprochen haben, wenn es nicht so schiene, als ob in dem vorliegenden Buche auch solche Sätze aufgestellt wären, welche sich mit sehr sicheren Resultaten der Entwicklungs-geschichte nicht vereinigen lassen, Sätze, welche man nicht aufstellen kann, wenn man mit gewissen Forschungen über Entwicklung bekannt ist, so wie dieselben eben in diesem Augenblicke vorliegen. — Wenn wir des Verfs Vergleichung des Unterkiefers der Säugethiere mit dem der übrigen 3 Klassen als eine Unrichtigkeit dieser Art bezeichnen, so können wir da als unseren Gewährsmann nicht bloß Reichert nennen, sondern es kann sich auch ein Jeder von den Verhältnissen, von welchen wir hier Gebrauch machen werden, sehr leicht am Säugethier-

und Vogelfötus überzeugen. Wovon man sich sehr leicht überzeugen kann ist: daß der so genannte Meckelsche Knorpel bei Vögeln u. s. w. wesentlichen Antheil an der Bildung des Gelenkes des Unterkiefers zum Quadratbein hat (nach Reichert bildet es am Unterkiefer die Gelenkfläche, und das Quadratbein entsteht ganz aus ihm), während es bei Säugethieren mit der Gelenkbildung des Unterkiefers gar nichts zu thun hat. Daraus geht denn doch hervor, daß das Quadratbein nicht bloß kein tympanicum ist (worin wir dem Verf. völlig beistimmen), sondern auch eben so wenig einem Theile des Schläfenbeines entsprechen kann, an welchem sich der Unterkiefer der Säugethiere einlenkt, sollte derselbe auch bei allen Säugethierembryonen ein gesondertes Stück darstellen (s. u.). Was man bei den Säugethieren Unterkiefer nennt, ist ein Knochengebilde, welches sich zum Theil zwar unmittelbar auf den Meckelschen Knorpel gelagert hat, nach oben aber frei hinaus gegen das Schläfenbein wächst, während der Knorpel, etwas mehr nach Innen und Hinten ebenfalls frei hingehet und sich durch die aus ihm entwickelten Theile, Hammer und Ambos, in die Trommelhöhle fortsetzt. Was bei den Vögeln Columella heißt, ist nur morphologisches Aequivalent des Steigbügels, der Meckelsche Knorpel entwickelt sich mit einem dem Ambos entsprechenden Theile zum Quadratbein u. s. w. — Man kann eine solche genetische Darstellung nicht lesen, ohne sich wie von einem Alpdruck erlöst zu fühlen. Wenn man bis dahin sich z. B. wirklich aufrichtig vorgestellt hat: der Paukenknochen werde bei den andern Thierklassen zum Quadratbein, d. h. ein Belegknochen eines Canales, den wesentlichen Schädelknochen ganz fremd, dränge sich ohne alle Uebergangsformen mit einem

Mable in den bis dahin bestandenen Zusammenhang zwischen Schädel und Unterkiefer. Mit Carus Vergleich des Quadratbeines mit dem malleus war nichts genügt, weil er nicht hinreichend zu erweisen stand, aber ziemlich glücklich war er. — Möge der Hr Verf. in dieser Auseinandersetzung namentlich unsern Wunsch erkennen, ihn auf Quellen hinzuweisen, aus welchen sein Talent gewis mit Erfolge geschöpft haben würde, wenn er den Versuch gemacht hätte. — Wir müssen hier freilich auch wohl noch, um ihm auf keine Weise zu nahe zu treten, bemerklich machen, daß in den sieben Jahren seit dem Erscheinen von Reicherts Arbeit auch schon andere Schriftsteller von deren Resultaten hätten Notiz nehmen dürfen, was sie nicht gethan haben, so daß unsere Ausstellung nicht so sehr Köstlin allein angeht, als vielmehr eine allgemeine Tendenz hat.

Um nun die Theile des knöchernen Kopfes nicht in einer gar zu zufälligen Anordnung zu betrachten, hat Köstlin, ohne zwar die Wirbeltheorie des Schädels vorläufig zu nennen, doch ein System gewählt, welches darauf hinführt. Die zwei oder drei Knochen, welche die Achse der Schädelbasis bilden, liegen hierbei gleichsam zu Grunde, und die übrigen Knochen des Schädels werden dann, was sich für viele ja freilich recht natürlich ergibt, in Gruppen von 2 — 3 (versch. Paaren) betrachtet. Die Seitentheile des Hinterhauptsbeines und die zwei Paar Flügel des Keilbeines heißen die seitlichen Axenpaare. Dann kommen die Deckstücke: die Schuppe des Hinterhauptsbeins und, an die zwei Paar Keilbeinflügel sich schließend, Scheitelbeine und Stirnbeine. Dazwischen bleiben denn Lücken, eine, in welche sich das Os ethmoid. legt, eine Spalte, welche zur Augenhöhle führt, und

eine fernere, in welcher das Gehörorgan liegt. Von Außen schließen sich alsdann an: die Kiefergruppe [der Zwischenkiefer mag wohl als Beispiel dienen, daß es nicht überall zweckmäßig ist, den Menschen als Maßstab der übrigen Organismen zu wählen; derselbe findet in der allgemeinen Uebersicht des Verfs gar keinen Platz], die Gaumen- und Flügelbeingruppe. Nasenbeine, Tschubeine und Schläfenschuppen; Paukenknochen und Thränenbeine; Septum narium, Vomer. Wir wiederholen hier diese von Köstlin gewählte, in manchen Zügen sehr sinnige Anordnung, ohne uns weiter darüber zu erklären, nur um einige weitere Bemerkungen verständlich zu machen. Es schließt sich unter andern an diese Art von Uebersicht des Schädels eine eigenthümliche Ansicht des Verfs über das Petrosom. Das Petrosom wird §. 6 mit der Augenhöhle verglichen. [Das klingt etwas sonderbar, einen Knochen mit einer Höhle zu vergleichen. Der Fehler ist die Folge davon, daß die Vorstellung der Faserskelettbildung als Grundlage aller Knorpel- oder Knochenbildung noch nicht hinreichend lebendig unter den vergleichenden Anatomen geworden ist. Sonst würde man, mit der Genesis des Auges wohl bekannt, längst allgemein begriffen haben, daß die Sclerotica ein Stück des Schädels ist, und dann würde Köstlin auch nicht die Augenhöhle, wie er es sogar bis in einiges Detail thut, sondern den Augapfel mit dem Felsenbeine verglichen haben. Aus unserer Deutung ergibt sich, beiläufig bemerkt, auch, daß Knochenbildungen in der Sclerotica durchaus nicht als Eingeweideskelett bezeichnet werden dürfen.] In diesen Vergleich schließt es sich dann an, daß später es als durchaus wesentliches Merkmal für das Felsenbein aufgefaßt wird, daß es das Gehör-

labyrinth umschließe. Da nun, wenn man in der Reihe der Wirbelthiere weiter absteigt, das Gehörlabyrinth sich im Allgemeinen mehr und mehr über die umgebenden Knochen ausbreitet, so besitzen diese nach Köstlin kein Petrosum. Um dem Knochen nun, welcher seiner Lage wegen von Andern als Felsenbein bezeichnet wird, einen Namen zu geben, nimmt Köstlin folgenden Weg: bei den Delphinen findet sich hinter der Ala magna des Keilbeins ein seitlicher Fortsatz desselben Knochens, welcher von Köstlin als hinterer Schläfenflügel bezeichnet wird. Dem entsprechend soll denn auch ein verhältnismäßig bedeutendes Knochenstück bei den Monotremen sein, was Cuvier als Schuppe, Owen als pars mastoidea des Schläfenbeines aufgezählt habe. Das sei denn auch derselbe Theil, welcher in den drei übrigen Klassen die Lücke im Schädel fülle, welche durch den Wegfall des Felsenbeins entstehe. — Die ganze Beweisführung hängt, wie man sieht, wesentlich davon ab, ob man dem Verf. zugestehet, daß es ein nothwendiges Merkmal des Felsenbeins sei, das Ohr-labyrinth ganz einzuschließen. Da nun alle jene Anatomen, welche bei Fischen u. s. w. ein Felsenbein zu finden meinten, nicht unbekannt damit waren, daß dort das Gehörlabyrinth in und an mehreren Knochen liege, so ist es klar, daß jenes eine willkürliche, von Niemand zugestandene Voraussetzung des Verfs ist, und dessen Verfahren, da er diesen Satz gar nicht rechtfertigt, nicht geeignet scheint, zu einer Aenderung der bisherigen Nomenclatur zu führen. Bei dieser liegt die Ansicht zum Grunde, daß das Felsenbein der Säugethiere ein wirklich der Schädelwand angehöriger Knochen ist, welcher bei den Säugethieren größtentheils sehr, bei den anderen Thierklassen weniger in Folge der ihm

übertragenen Function, das Labyrinth oder einen Theil davon aufzunehmen, verändert ist. Was jene Bildung der Monotremen betrifft, so erlauben wir uns darüber kein Urtheil. Doch geht aus des Verfs Beschreibung, wie es uns scheint, nicht völlig sicher hervor, daß sein hinterer Schläfenflügel etwas Anderes ist, als ein flacher Theil des Felsenbeins. Was derselbe Felsenbein nennt, würde dann nur eine besondere, durch das Eindringen des Gehörorgans modificierte Partie desselben Knochens sein. — Man darf nicht die Beziehung übersehen, in welcher des Verfs Auffassung dieses Gegenstandes zu seiner Anordnung der Schädelknochen in hauptsächlich dreigliedrige Gruppen steht. Wenn das Felsenbein ein eigentlicher Schädelknochen ist, so haben die Säugethiere sowohl, als die übrigen Klassen, ein überzähliges Glied unter den seitlichen Axenpaaren. Hilft man sich dagegen wie der Verf., indem man erst in den untern Klassen den hintern Schläfenflügel, einen eigentlichen Schädelknochen, auftreten läßt, während bei den Säugethiern ein Sinnesorgan, welches unter den Schädelbestandtheilen nicht mit zu zählen scheint, in die Stelle rückt, so bleiben eben die Säugethiere und der dem Verf. als Typus dienende Mensch von jenem Mißverhältnis der Zahlen befreiet.

Das so genannte Thränenbein der Vögel will der Verf. lieber als frontale anterius betrachtet wissen. Diese Ansicht möchte sich wohl empfehlen. Köstlin sagt: das Lacrymale der Vögel stehe zwar, wie das der Säugethiere, stets mit Stirn und Nasenbeinen, aber nie mit dem Oberkiefer in Verbindung, selten mit dem Jochbein; es entspreche aber (S. 203) 'durch seine Beziehungen ganz demjenigen Theile des Stirnbeines der Säugethiere, welcher das vordere Ende des oberen Augenhöhlen-

randes bildet. Dieser Theil verbindet sich constant mit dem Nasenbein' u. s. w. — [Gewiß gewinnt diese Ansicht dann sehr, wenn man von den Reptilien aus zu den Vögeln übergeht. Dort hat Cuvier bewiesen, daß ein bestimmter Knochen, der bei den Schlangen namentlich auch wohl Lacrymale genannt wurde, ein solches nicht sein könnte, weil hin und wieder neben ihm ein Thränenbein vorkommt. Das vordere Stirnbein der Reptilien aber und das so genannte Lacrymale der Vögel nicht mit einander zu vergleichen ist wirklich schwer, und man möchte sagen, Cuvier sei auf halbem Wege stehen geblieben, da er bewies, daß das Front. ant. der Reptilien ungeachtet seiner Ähnlichkeit mit dem Thränenbein der Vögel, doch kein solches sei: auch das der Vögel führt den Namen mit Unrecht. Daß ein an dieser Stelle liegender Knochen den Thränen canal enthält, kann aus bekannten Gründen gar nichts entscheiden. — Auch ist es nicht ohne Interesse, daß beide mit einander verglichene Knochenpaare: Lacrymalia und Tympanica so inconstant sind. Denn das Quadratbein ist, wie schon gesagt, kein Tympanicum.]

Das Quadratbein glaubt der Verf. mit Andern, wie schon angedeutet, bei den Säugethieren wieder zu finden in dem Gelenktheil des Schläfenbeins. Dieser bilde bei andern Thieren einen freien Theil. Bei Säugethieren sei die Selbständigkeit desselben sehr selten zu erkennen. Indessen hat Duvernoy an dem Schädel eines jungen Hydrochoerus dieses Stück getrennt gesehen. Wir würden gern diese Ansicht an die Stelle der ganz irrigen setzen, daß Quadratbein gleich Trommelbein sei, wenn nicht die oben schon angeführten Entwicklungsvorgänge die eine so unrichtig wie die andere erwiesen.

Das Quadratjochbein ist ein abgegliedertes Stück

der Schläfenschuppe. [Diese Ansicht, welche Joh. Müller mit der Bestimmung aufstellte, daß es *apophysis articulari-zygomatica* sei, ist bei der Betrachtung der ersten Verknöcherung im Schläfenbeine am Schweinsfötus, und des Verhältnisses derselben zu den Gehörknöchelchen, an deren Stelle das Quadratbein der Vögel u. s. w. rückt, sehr einnehmend. Nur würde man jetzt jenen Theil wohl ohne Weiteres Nachsatz nennen müssen, da seine Gelenkfläche eine ganz neue, dem *os temporum* der Mammalien fremde ist, weil sie zur Verbindung mit dem Quadratbein dient, dessen morphologisches Aequivalent bei den Säugethieren eine andere Lage hat.]

Die *Columella* der Saurier ist hin und wieder für *Ala magna oss. sphen.* gehalten worden [welche indessen deutlich genug daneben vorkommt]. Köstlin versucht einen entgegengesetzten Weg einzuschlagen, indem er sie statt von Unten von Oben herleitet: sie sei ein vom Scheitelbein gelöster Theil. Den Stützpunkt, welchen sie unten findet, und welcher eine besondere Schwierigkeit darzubieten scheint, sucht Köstlin durch ein Uebergangsglied bei den Schildkröten begreiflich zu machen: der lange absteigende Theil des Scheitelbeins der Schildkröten bietet schon an sich eine Aehnlichkeit mit der *Columella*; bei *Trionyx* stoße er unten auf das Gaumenbein, wie die *Columella* auf dem Flügelbein steht.

Bei dem *Os transversum* wird, wie schon sonst geschehen, an die Knochenstücke erinnert, welche bei Delphinen u. s. w. als Abgliederungen des Flügel- oder Gaumenbeines vorkommen.

Mit den bei Hallmann vorgetragenen Ansichten kommt Köstlin mehrfach überein. Er erkennt, wie Mehrere, Cuviers Irrthum über das Felsenbein

der Fische, veranlaßt durch die besonders bei Gadoiden starke Entwicklung eines vielen Fischen fehlenden Knochens. Was Cuvier Mastoideum nennt ist die Schuppe. Daß aber das Occip. externum Cuviers ein Mastoideum sei, wie Hallmann wollte, wird hier nicht anerkannt; vielmehr könne jener Knochen, den Cuvier für das Felsenbein genommen, wohl das Mastoideum sein; der eine wie der andere Knochen seien inconstant in ihrem Vorkommen. Dagegen könne das Occipitale externum der processus paramastoideus oss. occipit. sein.

Ueber das Eintreten des Quadratjochbeins in das Gelenk zum Unterkiefer, wie es bei Batrachiern und Fischen wahrgenommen wird, schließt sich Köstlin den Ansichten von Hallmann an.

Wir erwähnen nur noch, daß Cuviers Sphennoideum anterius der Fische als eine Ablösung betrachtet wird, entsprechend dem Theile des Keilbeines, welcher sich bei den Reptilien als Decke und seitliche Begrenzung der Sattelgrube auszeichnet. — Einen bei den Fischen im Gaumenflügelbeinbogen eingeschobenen Knochen begnüge man sich als inneren, wie das Os transversum der Reptilien als äußeren Schaltknochen zu bezeichnen. — Von dem Knorpelstiel im Unterkiefer der Fische finde ich keine Erwähnung. In dem Augenringe der Fische ist Köstlin geneigt etwas dem Thränenbeine Verwandtes zu finden, wie sich das Operculargerüst vielleicht aus dem Trommelbein herleiten lasse. [Auch wohl nicht mit der Entwicklungsgeschichte vereinbar].

Bei den Knorpelfischen finden sich Abweichungen von den Müllerschen Ansichten, namentlich über die Lippenknorpel, in welchen der Verf. Ober- und Zwischenkiefer, auch proc. coronoides maxillae

infer. findet. — Köstlin geht auch in seiner Deutung der Kopfknochen der Cyclostomen weiter als Müller. Daß man in gewisser Hinsicht das thun dürfe, scheint auch Rathkes Ansicht zu sein, in so fern seit Müllers Arbeit unsere Kenntniß der Entwicklung der Schädelbasis sich erweitert hat. Damit ist Ref. denn auch wohl einverstanden. Köstlins Versuche haben aber nicht diese Grundlage.

Ueber Lepidosieren, welches anhangsweise behandelt wird, hat der Verf. keine eigenen Untersuchungen. Er faßt Einiges anders als Owen. Z. B. scheint ihm nach den Abbildungen (wie auch Referenten) Owens Frontale posterius vielmehr ein Front. anterius zu sein.

Am Schlusse sind Recapitulationen und Uebersichten, namentlich auch die Gruppierung der Theile, welche die eigentliche Schädelhöhle zusammen setzen, in Wirbel. Auf eine Vergleichung der Gesichtsknochen mit Theilen des Rumpfes könne man sich erst nach einer solchen Grundlage einlassen. Köstlin selbst vermeidet das aber und thut recht daran, wie Ref. demnächst zu zeigen hofft. — Wir verlassen hiermit ein Werk, dessen Verf. in der Ausführlichkeit, mit welcher wir diejenigen seiner Ansichten behandelt haben, mit welchen wir nicht übereinstimmen, einen Beweis des Werthes sehen möge, welchen wir auf seine Leistung im Ganzen legen. C. Bergmann.

Paris und Santiago de Chile,

beim Verfasser und im Naturhistorischen Museum von Santiago 1844. *Historia fisica y politica de Chile segun documentos adquiridos en esta Republica durante doze años de residencia*

en ella y publicada bajo los auspicios del Supremo Gobierno por Claudio Gay, Ciudadano Chileno etc. etc. Tomo primero. Historia. XVI und 120 Seiten in groß Octav mit Atlas in Folio.

Bei der kärglichen Kunde, welche uns in Europa über die gegenwärtigen Verhältnisse der neuen südamerikanischen Republiken, welche zu großen Dingen berufen scheinen, zukommt, würde das Werk, auf welches wir hier die Aufmerksamkeit der Geographen und Statistiker hinzulenken uns erlauben, selbst dann schon der Beachtung werth erscheinen, wenn es auch nicht mehr darböte, als der größere Theil derjenigen Schriften, welche über das spanische Amerika seit seiner Freiverdung erschienen sind, nämlich Tagebuchsnotizen von Abenteurern, welche an den Revolutionskriegen jener Länder Theil genommen oder die allerdings werthvolleren, meistens jedoch auch sehr fragmentarischen Beobachtungen von wissenschaftlich gebildeten Reisenden, welche jene Länder durchstreiften. Das vorliegende Werk scheint jedoch noch in weit höherem Grade unsere Aufmerksamkeit zu verdienen, es scheint sich dem ausgezeichneten Resumen de la Geografia de Venezuela des Obersten Codazzi würdig an die Seite stellen und das, wenn nicht noch mehr, für Chile leisten zu wollen, was Codazzi durch sein Werk über Venezuela für diesen Theil Südamerikas geleistet hat. Zu dieser Annahme berechtigen uns wenigstens die Erklärungen, welche Hr Gay über seinen Zweck und seine Hilfsmittel gibt, so wie die Andeutung, welche wir seiner freundlichen brieflichen Mittheilung verdanken, und gerne geben wir uns der Hoffnung hin, daß Hr Gay Kraft und Muße finden werde, den durch jene Erklärungen erregten Erwartungen zu genügen. Wir

hätten dann gerade über die beiden Staaten der ehemaligen spanisch-amerikanischen Colonien, welche vor allen anderen die Aufmerksamkeit und Achtung Europas verdienen, vollkommen genügende Quellen zur Beurtheilung ihres überraschenden Aufschwunges und der Bedeutung, welche sie für Europa schon besitzen, in viel höherem Grade aber noch erhalten werden.

Das vorliegende Werk des Hrn Gay erscheint nicht ganz unerwartet. Schon Hr Prof. Pöppig machte in seinem vortrefflichen Werke über Chile und Peru auf einen französischen Reisenden, Hrn Gay, aufmerksam, welcher im Auftrage der chilenischen Regierung das Gebiet der Regierung zum Zweck einer ausführlichen geographisch-statistischen Schilderung derselben durchforschte, und neuerdings hat Hr. Gay der geographischen Gesellschaft zu Paris einen Aufsatz über seine Reise in Chile und nach Cusco vorgelegt (s. Bulletin de la Soc. de Géogr. 1843. Tom. 19. p. 15—37), in welchem die baldige Publication eines umfassenden Werkes über Chile in Aussicht gestellt wurde. Wir müssen gestehen, daß die bis jetzt erschienene erste Abtheilung dieses Werkes unseren, allerdings etwas hoch gespannten, Erwartungen in so fern nicht ganz entsprochen hat, als sie die Vollendung des Ganzen in weite Ferne hinaus zu rücken scheint. Diese erste Abtheilung enthält nämlich nur einen Abriss der Entdeckungsgeschichte Amerikas durch die Spanier und der Eroberungsgeschichte Chiles bis zum Tode Almagros im Jahre 1538, wo die Spanier noch keinen Fuß breit Landes von Chile besaßen, so daß hiernach noch eine sehr voluminöse historische Darstellung zu erwarten steht. Dies teuscht uns in so fern, als wir die wohl nicht ungegründete Hoffnung hegten, der Vf. würde der Schilderung

der geographischen und statistischen Verhältnisse des Landes, auf welche seine Studien doch vorzüglich gerichtet gewesen, und welche vor der Hand vorzugsweise die Aufmerksamkeit verdienen, den Haupttheil seiner Arbeit widmen und nicht der Eroberungsgeschichte Südamerikas, über welche wir ältere spanische Werke besitzen, welche dafür doch immer als Hauptquellen dienen müssen. Indes wir dürfen mit dem Hn Vf. über diese Einrichtung seines Werkes nicht zu strenge rechten, indem er dabei wohl vorzüglich den Chilenen vor Augen gehabt hat, den die frühere Geschichte seines Vaterlandes natürlich besonders interessiren muß und dem darüber die spanischen Quellen vielleicht bei weitem nicht so zugänglich sein mögen als dem Gelehrten in Europa. Der Hr Vf. sucht auch in seiner Vorrede seine ausführliche historische Skizze dadurch gewissermaßen zu rechtfertigen, daß er die bis jetzt veröffentlichten Berichte über die ältere Geschichte Chiles als sehr ungenügend und ungenau bezeichnet und eine Ergänzung und Berichtigung derselben aus noch nicht veröffentlichten Urkunden verspricht, welche er den Archiven des Landes und der berühmten Sammlung handschriftlicher spanischer Berichte über Amerika des Hn Ternaux-Compans zu Paris entnommen hat. Er eröffnet uns hierdurch eine sehr erfreuliche Aussicht, denn gerne stimmen wir ihm darin bei, daß die bisherigen historischen Werke über Chile vieles im Dunkeln lassen, was eine Aufklärung verdiente. Wir wollen auf die baldige Bewirklichung dieser angenehmen Aussicht, welche erst durch die Fortsetzung des Werkes geschehen kann, hoffen und uns dadurch nicht irre machen lassen, daß wir in der vorliegenden Abtheilung eigentlich nichts Neues gefunden haben, indem wir dies

dadurch erklären, daß der Herr Verf. auf die bis jetzt behandelten Gegenstände, die Reisen des Columbus und die Entdeckungs- und Eroberungsgeschichte Perus, deshalb nicht die nach seiner Vorrede zu erwartende Sorgfalt hat wenden wollen, weil diese Gegenstände mehr als eine bloße Einleitung zur Geschichte von Chile angesehen werden sollen, wofür der Hr Verf. darin unserer Meinung nach aber doch etwas zu weit ausholt.

Auf die Ausführung des physischen Theiles des vorliegenden Werkes läßt bis jetzt nur die mit dieser ersten Abtheilung heraus gegebene erste Lieferung des Atlasses schließen, der das Werk begleiten soll. Sie besteht aus drei sauber illuminierten Blättern in Kupferstich, den *Sturnus Militaris* (Loyca), einen von Hr Gay als *Cervus Chilensis* bestimmten Hirsch (Guamal) und eine chilensische Pflanze, *Mimulus nummularius*, darstellend, und aus zwei weniger lobenswerthen Lithographien, einem Portrait der Königin Isabela und einer Ansicht von Valparaiso, die von Rugendas aufgenommen ist. Hiernach zu urtheilen, wird auch dieser Atlas sehr manigfaltig werden, und daß der Hr Vf. die Mittel zur reichhaltigsten Ausstattung seiner Arbeit besitzt, läßt sich leicht begreifen, da derselbe das Land 12 Jahre lang mit den besten Hilfsmitteln versehen und von der Regierung auf das Freigebigste unterstützt bereist hat. Deshalb ist es auch gewis nicht übertrieben, wenn derselbe versichert, eine so große Masse Materials für sein Werk gesammelt zu haben, daß er auf eine eigene Verarbeitung desselben habe verzichten und dieselbe verschiedenen Gelehrten habe anvertrauen müssen, für sich selbst nur die Leitung des Ganzen behaltend. Möge es dem Herrn Gay gelingen, solche Männer für sein Werk zu gewinnen, welche die gegenwärtigen Verhältnisse Chiles nach dem gesammelten Material gewissenhaft und unparteiisch darstellen, ohne den Chilenen zu schmeicheln, die allerdings seit ihrer Freiwerdung sehr viel gethan haben, welche jedoch, wie alle amerikanischen Creolen, sehr dazu geneigt sind, ihre Leistungen zu überschätzen, und in der Meinung schon eine hohe Stufe der Cultur erstiegen zu haben, leicht stehen bleiben auf dem Wege zur wahrhaften politischen Selbständigkeit, auf dem sie doch, freilich mit dem überraschendsten Erfolge für ihre materiellen Interessen, kaum mehr als den ersten Schritt gethan haben.

Wappäus.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

20. Stück.

Den 3. Februar 1845.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften wurde von dem Hofrath Hausmann am 18 Januar ein Aufsatz übergeben, welcher Beiträge zur Dryktographie von Syra liefert, dessen Inhalt wir im Folgenden mittheilen.

Die Mineralkörper, welche den Gegenstand dieser Beiträge ausmachen, verdankt der Verfasser seiner Schwester, Caroline Brandis in Bonn, die bei einem Besuche jener Insel im August 1838 *) seine Sammlung bedachte, und dabei so glücklich war, ein noch unbekanntes Fossil zu finden.

Die felsige Insel Syra, ziemlich in der Mitte der Cycladen gelegen, besteht nach dem Bericht der Expedition scientifique de Morée und den Angaben Fiedlers hauptsächlich aus Glimmer- und Talkschiefer, nebst körnigem Kalk. Weißer Marmor bildet Einlagerungen im Glimmerschiefer, und grauer körniger Kalk die Gipfel der Berge,

*) Mittheilungen über Griechenland von Chr. Aug. Brandis. I. S. 324.

zumahl im nördlichen, höheren Theil der Insel, indem er, jenen Nachrichten zufolge, die krystallinischen Schiefer deckt. Diese enthalten nicht nur in ihrem Gemenge außer den wesentlichen Theilen verschiedene fremde Fossilien, sondern sie schließen auch häufige untergeordnete Lager von verschiedenartiger und zum Theil ausgezeichnete Zusammensetzung, zumahl in der Nähe des Kalkes ein, so daß Syra in einem verhältnißmäßig kleinen Raume eine größere Manigfaltigkeit einfacher Mineralkörper und mit einander wechselnder Gesteine zu besitzen scheint, als irgend ein anderer Punct in den bis jetzt genauer untersuchten Theilen von Griechenland. Der Mineralreichthum jener Insel wird noch vermehrt durch Lagerstätten verschiedener Eisenminern, indem namentlich Eisenspath, Eisenglanz, Roth- und Brauneisenstein sich finden.

Zu den Fossilien, welche auf Syra in den krystallinischen Schiefen vorkommen, gehören Granat, Hornblende, Strahlstein, Chlorit, Thallit, Disthen, Staurolith, Rutil, Schwefelkies. Der Staurolith war unter den jener Insel eigenen Mineralkörpern bisher nicht bemerkt worden. Er kommt dort in einem Glimmerschiefer vor, gegen dessen silberweißen Glimmer seine schwärzlichbraunen, geschoben-vierseitigen Prismen sehr abstechen. Die Hornblende bildet theils für sich, theils in Verbindung mit Strahlstein, Chlorit, Granat, Thallit, ganze Lagermassen, und setzt mit diesen Begleitern ausgezeichnete Gesteine von krystallinisch-körnigem Gefüge zusammen. Diese werden indessen an Schönheit noch übertroffen durch ein krystallinisch-körniges Gemenge, in welchem die unter dem Namen Smaragdit bekannte Verwachsung eines Amphibol- und Pyroxen-fossils von hochgrüner Farbe mit einem weißen,

schuppig = körnigen, feldspathartigen Fossil verbunden ist, wozu sich außerdem Glimmer von einer lebhaft grünen, einen Chromoxydgehalt andeutenden, zum Theil auch von silberweißer Farbe gesellt.

Eine von diesen Gesteinen verschiedene Gruppe wird durch eine Verbindung von hyazinthrothem Granat, grünem Strahlstein, schwärzlichgrüner Hornblende, Chlorit, Glimmer von grüner oder silberweißer, in das Messinggelbe sich ziehender Farbe und einem Fossil gebildet, welches sich durch seine äußeren Kennzeichen als ein noch unbekanntes verrieth, und zu dessen Bezeichnung der auf die hellblaue Farbe, mit der es bei durchfallendem Lichte erscheint, sich beziehende Name 'Glaukophan' gewählt worden. Dieser Mineralkörper hat einige Aehnlichkeit mit der unter dem Namen Indicolith bekannten Abänderung des Turmalins; sein blättriges Gefüge ertheilt ihm doch aber mehr den Charakter eines hornblendartigen Fossils. Der Glaukophan kommt krystallisiert vor; indessen gestatten die der Untersuchung sich darbietenden Krystalle leider keine genaue Bestimmung der Form und des Krystallisationensystems. Sie stellen sich als lange und verhältnismäßig dünne, an den Enden nicht ausgebildete, dem Anscheine nach geschoben = vierseitige und irregulär = sechsseitige Prismen dar, deren Flächen in die Länge zart gereift sind. Nach dieser Form, zusammengehalten mit der Art des blättrigen Gefüges, könnte das System entweder ein orthorhombisches oder ein klinorhombisches sein. In dem vorhin angegebenen Gemenge zeigt sich der Glaukophan hauptsächlich krystallinisch = verb, und zwar entweder theils gleich =, theils durch einander laufend strahlig und dabei stänglich abgesondert, oder körnig, vom Kleinkörnigen bis beinahe zum Verschwinden des Kornes. Bei der stänglichen

Abänderung so wie an den Krystallen, sind zwei, der Hauptachse der Prismen gleichlaufende Blätterdurchgänge von gleicher Deutlichkeit wahrnehmbar, deren Durchgangswinkel sich aber nicht bestimmen ließ. Es zeigen sich außerdem Quersprünge von keiner entschiedenen Regelmäßigkeit. Der Bruch ist kleinmuschelig. Das Mineral ist auf den Spaltungsflächen glänzend, von einem zwischen Glas- und Perlmutterartigem das Mittel haltenden Glanze; übrigens von Glasglanz; auf dem Bruche nur wenig glänzend oder schimmernd. Es ändert vom Durchscheinenden bis beinahe in das Undurchsichtige ab. Die Farbe verläuft von einem mit Grau gemischten Indigblau einer Seite in das Blaulichschwarze, anderer Seite in das Lavendelblau. Bei durchfallendem Lichte ist das Fossil blaß indigblau. Das Pulver blaulichgrau. Das specifische Gewicht wurde bei einem Stück = 3,103 bei einem zweiten = 3,109, bei einem dritten = 3,113, mithin im Mittel = 3,108 gefunden. Die Härte ist zwischen der des Apatits und Feldspaths, also = 5,5. Der Körper ist spröde. Das Pulver wird schwach vom Magnete gezogen.

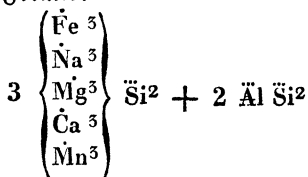
Vor dem Löthrohre wird die Farbe des Glaukophans schnell in eine gelbbraune umgeändert, welches an die Farbenveränderung des ebenfalls durch Eisenorydul gefärbten Krokydoliths erinnert. Er schmilzt für sich sehr leicht und ruhig zu einem schmutzig olivengrünen Glase. Von Borax wird er leicht unter starker Blasenbildung zum klaren Glase aufgelöst, welches, so lange es heiß ist, Eisenfärbung zeigt. Von Phosphorsalz wird er nur unvollkommen, mit ähnlicher Eisenreaction, aufgelöst.

Der Glaukophan wurde im hiesigen akademischen Laboratorium von Herrn Sch n e d e r m a n n,

unter Leitung des Herrn Prof. Wöhler analysirt. Durch Digestion mit concentrirten Säuren wurde er nur langsam und unvollkommen zerseht. Die Aufschließung wurde daher bei einem Theil durch Schmelzen mit kohlensaurem Natron, bei einem anderen durch Glühen mit kohlensaurem Baryt um den Alkali-Gehalt zu bestimmen, bewirkt. Die Masse wurde darauf mit Salzsäure behandelt, und die Trennung und quantitative Bestimmung der einzelnen Bestandtheile nach den üblichen Methoden bewerkstelligt. Die Analysen ergaben folgende Bestandtheile:

	I.	II.	Mittel.
Kieselsäure	56,33	56,64	56,49
Thonerde	12,23	—	12,23
Eisenoxydul	10,86	10,95	10,91
Manganoxydul	0,52	0,48	0,50
Kalkerde	7,70	8,24	7,97
Kalk	2,07	2,43	2,25
Natron mit Spuren von Kali	9,28	—	9,28
			<u>99,63</u>

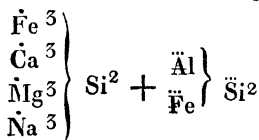
Mit dieser Zusammensetzung stimmt ziemlich gut folgende Formel:



Hinsichtlich der Mischung ist der Glaukophan dem ebenfalls von Hn Schnedermann chemisch zerlegten Tachylite vom Säsebühl bei Dransfeld *) verwandt, von welchem er sich indessen so-

*) Studien des Götting. Vereins Bergmänn. Freunde. V. S. 91 u. f.

wohl durch den Mangel des Wassers, als auch dadurch unterscheidet, daß das Eisen in ihm als Drydul, in dem Tachlyte dagegen als Dryd-Drydul enthalten ist. Im Aeußeren weichen beide Mineralkörper sehr von einander ab. In dieser Hinsicht steht der Glaukophan dem von Laurent untersuchten Wichbyn aus Finnland näher, für dessen Mischung folgende Formel aufgestellt worden:



L e i p z i g,

bei G. H. Reclam sen. 1844. Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig von Bruno Lindner, Licentiaten und Privatdocenten der Theologie, Frühprediger an der Universitätskirche, Mitglieder der historisch-theologischen und der deutschen Gesellschaft. (Der Ertrag ist zum Besten der verlassenen protestantischen Brüder in Nordamerika bestimmt.) X und 201 Seiten in Octav.

Predigten, welche in einer Universitätskirche gehalten und zu einem kirchlichen Zwecke heraus gegeben sind, dürften wohl ein weiteres als nur homiletisches Interesse erwecken. Es sind deren funfzehn und folgenden Inhaltes. Dom. XIX p. Trin. über Lucas 10, 38—42: Vieles ist nützlich, Eins ist nothwendig. Am 2. Adventssonntage über Apostelgesch. 3, 22—25: Die Weissagungen des Alten Bundes. Dom. XXIII p. Trin. über Apostelgesch. 24, 1—16: Der Christ, gegenüber den Anklagen der Welt. Am 2. Pfingstfeiertage 1841 über Apostelgesch. 2, 14—18: Daß

der am Pfingstfeste den Aposteln mitgetheilte und in der Kirche noch wirksame Geist der Geist des Herrn sei. Am 2. Pfingstfeiertage 1843 über denselben Text: Warum verkennt und schmäht die Welt den heiligen Geist in Seinen Aeußerungen? Dom. Reminiscere über Ezechiel 33, 7—9: Der Wächterberuf des Christen. Am Trinitatisfeste über Johannes 3, 1—15: Von der Wiedergeburt. Dom. XII p. Trin. über 1 Corinther 4, 1—5: Der Prediger des Wortes, ein Diener Christi und ein Haushalter über Gottes Geheimnisse. Dom. IV p. Trin. über 2 Corinther 4, 13—18: Wie wichtig die Gewisheit, daß unsere Vollendung nicht auf Erden, sondern erst im Himmel eintreten kann, für unser geistiges und leibliches Leben sei. Dom. XVII p. Trin. über Epheser 4, 1—6: Daß der Wandel in der Liebe der einzige des christlichen Berufes würdige sei. Dom. XIV p. Trin. über Lucas 4, 13—18: Die christliche Dankbarkeit. Am 2. Pfingstfeiertage 1844: Ihr seid ein Tempel Gottes! Am Sonntage nach Weihnachten über Psalm 103, 8—18: Des Menschen Schwachheit und Sünde, und des Herrn Gnade. Am Constitutionsfeste, den 4. Sept. 1841 über Deut. 8, 5—18: Der Segen und die Gefahren der neuen Verfassung. An demselben Tage 1843 über 2 Corinther 3, 17: Der Geist des Herrn, der im Evangelio zu uns spricht, ist ein Geist der Freiheit. — Wenn schon an den Thematens der Geist dieser Predigten sich bekundet, so sei es doch vergönnt, ihn an dem Inhalt und Ausdruck einer derselben noch näher nachzuweisen. In der dritten Predigt über Apostelgesch. 24, 1—16 wird im Eingange daran erinnert, wie die heil. Schrift zwei Arten von Menschen unterscheidet, deren eine sie das Volk

Gottes, die andere die Welt nennt, und der Unterscheidungsgrund in dem verschiedenen Verhalten der Menschen gegen das Wort Gottes gezeigt. 'Um zur Welt zu gehören, heißt es dort, ist es nicht nöthig, daß wir als öffentliche Feinde des Evangeliums für groben Götzendienst wirken, daß wir den Herrn und seinen Gesalbten lästern, oder gar vom Throne stoßen wollen, um Gebilde unserer Eitelkeit oder Austerweisheit darauf zu setzen; es ist genug, daß wir lau und gleichgiltig sind gegen die Güter, die der Herr in seinem geoffenbarten Worte nieder gelegt, gleichgiltig gegen die ewigen Wahrheiten, die er uns durch Jesum Christum kund gethan, welche unsere Kirche, nach der ihr verliehenen Gnade so rein erkennt und in ihren Bekenntnisschriften bezeugt hat und noch bezeugt. Denn wer nicht mit mir ist, der ist wider mich, spricht der Herr, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet; wer aber wider den Herrn ist und zerstreuen hilft, was Er gern sammeln möchte, der ist von der Welt; wer nicht für den Herrn streitet in That und Bekenntnis, der streitet wider ihn mit dem Fürsten dieser Welt; wer nicht Seinem Dienste alle Kräfte und allen Eifer weihet, der dient dem Eiteln und Vergänglichem, und wird nach seinem Dienste seinen Lohn empfangen.' — Es wird dann dargethan, wie das Leben des Herrn und der Seinen eine laute Anklage war gegen alles ungöttliche Wesen, die Welt aber, anstatt sich anklagen zu lassen, selbst als Anklägerin gegen den Herrn und sein Volk austrat.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

21. 22. Stück.

Den 6. Februar 1845.

Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Predigten gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig von Bruno Lindner.'

Und so sei es geblieben bis auf den heutigen Tag; — 'unter dem Vorwande der Wissenschaft und freier Forschung werden allerlei Zweifel erhoben und ausgesät gegen das Wort und Leben dessen, dessen Liebe besser ist als alles Wissen; unter dem Vorgeben, die Wahrheit gegen den Aberglauben zu schützen, schwingt man die Waffen des Spottes und der Verläumdung gegen die Person und das Wort dessen, der die Wahrheit ist, und die Seinen in alle Wahrheit zu leiten verheißten hat. Noch immer steht die Welt in der Rüstung falscher Wissenschaftlichkeit und Aufklärungssucht als Anklägerin gegen das Evangelium da, und gegen die, welche sich freudig zu ihm bekennen und ausscheiden aus dem Dienste des Eitels und Vergänglichen. So fragt es sich, wie wir als Christen bei den Anklagen der Welt uns zu ver-

halten haben; eine Frage, die um so wichtiger ist, je mehr unsere Zeit es erschwert, mit der gebotenen Schlangenflugheit die Taubeneinfalt recht zu verbinden, je mehr Weisheit dazu gehört, die Welt zu bekämpfen, ohne sie zurück zu stoßen; sie zu widerlegen, so daß ihr das Evangelium, das wir gegen sie vertreten, selbst theuer und werth werde; die starken Gegner zu beugen, ohne die Schwachen zu verletzen, den entschiedenen Feinden ins Angesicht zu widerstehen, und doch die Launen und Saumseligen zu gleicher Zeit anzuregen und zu ermuntern, ihre Kraft nicht im Dienste der Welt zu vergeuden und schlummern zu lassen. Diese Weisheit können wir nur erlangen aus der heil. Schrift, in der die ewig giltigen Gesetze für das christliche Leben nieder gelegt sind. — Wohlan, laßt uns sehen, wie die heiligen Männer Gottes, welche unter der unmittelbaren Leitung des heil. Geistes standen, in dieser schwierigen Lage handelten, wie sie zugleich das Schwerdt schwangen, und den Delzweig des Friedens der feindseligen giftigen Welt entgegen hielten.' So wird denn nach dem Vorbilde des Apostels Paulus, Apostelgesch. 24, 1 — 6 eine Verständigung darüber gesucht: Wie sich ein Christ zu verhalten habe, wenn ihn die Welt um seines Glaubens willen anklagt und vor ihren Richterstuhl zieht. Im ersten Predigttheile wird die Frage aufgeworfen: Ob der Christ der Welt das Recht zur Anklage einräumen und ihr Richteramt anerkennen solle? 'Die Welt, heißt es, hat zwar kein Recht, den, der das Höhere erkannt hat, und sich nach dem streckt, das droben ist, deshalb zu verdammen und ihn auf den Weg des Verderbens durch Gewaltschritte zurück zu ziehen. Allein nach dem Gebote des Herrn

soll der Christ eine Stadt sein auf einem hohen Berge, er soll sein Licht leuchten lassen, auf daß die Menschen seine guten Werke sehen; wer nun so öffentlich hervor tritt, der darf sich nicht wundern noch beklagen, seine Thaten beobachtet und beurtheilt zu sehen; fällt das Urtheil ungünstig aus, wird aus ihm eine Anklage, so könnte er sich wohl damit begnügen, daß ihn sein Gewissen frei spricht; er könnte schweigen und der Welt den wohlfeilen Triumph überlassen, über ihn zu jubeln, als über einen Besiegten und Verurtheilten, ohne selbst etwas dabei zu wagen und zu verlieren. Dem aber widerspricht das Gebot des Herrn, daß wir auch für unsern guten Namen sorgen sollen; es vereint sich nicht mit der Verpflichtung, für die Ehre des göttlichen Reiches und seines Herrn aus allen Kräften mit zu wirken; hierin liegt die Pflicht, den Verläumdungen und Lästerungen nicht, ohne Widerstand zu leisten und sich zu verantworten, das Feld zu überlassen.' — Auf ansprechende Weise wird nun vorgestellt, wie es namentlich die Liebe ist, die den Glauben dringt, zu reden und auf die Anklagen der Welt zu antworten. Jedoch 'ganz anders stellt sich die Frage, wenn die Welt mit der Forderung auftritt, mit welcher die Juden in unserm Texte: Wir wollen ihn gerichtet haben nach unserm Gesetze. Wollte die Welt ihre Regel und ihr Gesetz, d. h. ihre Willkür und ihre eingebilddete Weisheit zum Maßstabe machen, darnach die Sache zu entscheiden sei, so würde der Gläubige unbedingt verdammt werden, und die evangelische Wahrheit nie Recht behalten. Die Sache muß nach dem göttlichen Gesetze und Rechte, wie dasselbe in der heil. Schrift offenbart ist, entschieden werden, und will sich die Welt demselben nicht fügen, so haben wir weiter

nichts mit ihr zu thun; es ist genug, daß wir ein Zeugnis für den rechten Richter und eine Protestation gegen solches ungöttliche Verfahren, als echte Protestation ablegen.' — Der zweite Theil der Predigt läßt dann einen prüfenden Blick auf die Anklagen selbst werfen, mit denen die Welt gegen das Evangelium und seine Vertreter zu Felde zieht. Hier wird weislich hervor gehoben, daß ein Unterschied zu machen sei zwischen solchen Beschuldigungen, welche nicht sowohl die Sache selbst betreffen, als vielmehr die Person des gläubigen Christen, und solchen, die sich auf das Wesen des Evangeliums selbst beziehen, indem sie Handlungen und Grundsätze angreifen, welche mit Nothwendigkeit aus einem rechten, in Liebe thätigen Glauben an Gottes Wort hervor gehen. 'Die Welt hat häufig ein gewisses Recht zur Anklage, weil auch der gläubige Christ an der allgemeinen Sündhaftigkeit der Menschheit Theil hat, oder weil er nicht vorsichtig genug wandelt, und im Bewußtsein der guten Sache den Schein nicht sorgfältig genug meidet. Will sie aber daraus einen Grund gegen das Evangelium selbst hernehmen, so ist sie entschieden im Irrthum, denn an den Sünden seiner Vertreter ist das Wort am allerwenigsten Schuld, im Gegentheil, gerade in den Fällen, in denen sich die Sünde zeigt, entzieht sich der Fehlende dem Lichte der göttlichen Offenbarung, und folgt seinem eigenen Willen, oder hat den göttlichen falsch verstanden, welches letztere aber immer auch seine Schuld ist.' — Als die gewöhnlichen Angriffspuncte der Welt werden solche Thatsachen und Erscheinungen geschildert, welche aus dem Wesen des Evangeliums selbst mit innerer Nothwendigkeit hervor gehen. 'Die Liebe zu dem Herrn, der sein Leben gelassen, um alle

Welt zu erlösen, drängt den Gläubigen, nun auch an seinem Theile daran zu arbeiten, daß immer mehr Seelen diese göttliche Gnade empfinden und sich ihr hingeben. Lieblos und unbarmherzig wäre es, eines köstlichen Gutes sich allein freuen zu wollen, ohne seine darbedenden Brüder einzuladen, mit zu genießen; feig und erbärmlich wäre es, die Wahrheit erkannt zu haben, die zum Leben führt, und den Irrthümern und Fälschungen gegenüber zu schweigen, die selbst Tod sind, und die Seelen tödten. Und doch wirft man gerade den Christen das am häufigsten und bittersten vor, daß sie Seelen für ihren himmlischen Meister werben, und belegt diesen Eifer, den der Herr selbst von den Seinen fordert, mit allerlei gehässigen Namen! Weil weder im Leben der Völker noch der Einzelnen das Evangelium ohne Kampf siegt, weil falscher Friede und erträumte Sicherheit dadurch gestört werden, darum wird ein solcher Eifer für schädlich erkannt, und es heißt, er richte Aufruhr an im öffentlichen und häuslichen Leben. Da man stellt diesen Eifer in ein falsches Licht, man bezeichnet den inneren Kampf, der dem Frieden des Evangeliums in den Seelen vorher zu gehen pflegt, das Ausscheiden aus der Welt, das den Christen geziemt, als ein widerspänstiges Wesen, als ein Losreißen aus den heiligsten und unverletzlichsten Verhältnissen. — Und weil die Mehrzahl auf dem breiten Pfade der Selbstgerechtigkeit und des Verderbens wandelt, so scheut man sich nicht, diejenigen, die den schmalen Pfad, der zum Leben führt, erwählt haben, mit dem gehässigen Namen einer Secte zu belegen' u. s. w. Es fragt sich nun — das ist die Aufgabe des dritten Predigttheils —: wie hat sich ein Christ solchen Beschuldigungen gegenüber zu verhalten? 'Vor allen Dingen muß er daran

gedenken, daß ihn nur die Liebe zur Verantwortung drängt. — Er erinnere sich, daß diese nach Petri Gebot geschehen soll mit Sanftmuthigkeit und Furcht, nämlich mit der Furcht, eine Seele durch Härte und Lieblosigkeit zurück zu stoßen, welche er durch Sanftmuth und freundliches Wesen gewinnen könnte. Betreffen die Anklagen nur seine Person — so kann der Christ schweigen und sich trösten mit dem Spruch Pauli 2 Cor. 4, 7. — Da noch mehr, es geziemt uns alsdann den Tadel zu prüfen u. s. w. Betrifft aber der Tadel und die Anklage das Wesen des Evangeliums selbst, greift die Welt das an, was wir als Christen zu thun uns verpflichtet fühlen, so müssen wir, wenn sie dasselbe in ein falsches Licht stellt und die Thatfachen verdreht, dieselben rechtfertigen und aus dem Worte Gottes begründen. — Wenn sie uns deshalb anklagen, daß wir nicht mit dem großen Haufen wandeln — dann ist die rechte Antwort ein freies und lautes Bekenntnis zu dem, weshalb sie uns verfolgen. — Die beste Antwort aber, welche wir den Anklagen der Welt entgegen setzen können, ist die, daß wir mit dem Apostel sagen: In demselben aber übe ich mich, zu haben ein unverletztes Gewissen allenthalben beides gegen Gott und gegen Menschen. — Christus, so lautet der Schluß der Predigt, will sich darstellen eine Gemeine, die herrlich sei, die nicht habe einen Flecken oder Runzel, sondern daß sie heilig sei und unsträflich. Unsere Sache, unser Beruf ist es, an unserm Theile darnach zu ringen, dadurch, daß wir uns selbst immer mehr heiligen lassen durch den guten Geist des Herrn, und auch bei den kleinsten Handlungen die Ehre unseres himmlischen Meisters und Erlösers vor Augen haben. Zu diesem Streben gebe uns der Herr Seinen Segen, die Kraft Seines

heiligen Geistes. Und wie viele nach dieser Regel einhergehen, über die sei Friede und Barmherzigkeit, und über den Israel Gottes! Amen!

Was nun sämmtlichen Predigten ihren ehrwürdigen Charakter gibt, ist die durchgängige Schriftmäßigkeit und kirchliche Rechtgläubigkeit, wie der fühlbare Ernst und Eifer der Liebe, die Hörer auf dem rechten Grunde zu erbauen und in der rechten Ordnung des Heils selig zu machen. Es wird hier nicht vom Texte nur ausgegangen, um sich darnach frei auf den Wegen eigener Weisheit zu ergehen oder auf den Wogen religiöser Sentimentalität zu schaukeln, sondern Gottes Wort ist hier Licht und Leuchte. Die homiletische Structur der Predigten könnte gefälliger sein, aber in den Predigten selbst ist die Kunst, welche Luther seine beste Kunst nennt, nämlich tradere scripturam simplici sensu; denn — sagt er — literalis sensus, der thut's, da ist Lehre, Kraft, Leben und Kunst innen. Nur in der sechsten Predigt über Ezechiel 33, 7—9 und das Thema: 'Der Wächterberuf des Christen', oder 'über den Beruf des Christen, über seines Bruders Seele zu wachen', scheint die Anwendung über das Ziel des Textes hinaus gegangen zu sein, wenn der Wächterberuf des Propheten über das Haus Israel auf den Beruf jedes Christen angewendet wird, über seines Bruders Seele zu wachen. Die eigentliche Anwendung dieses alttestamentlichen Textes steht Hebräer 13, 17. Für die allerdings allgemein christliche Wahrheit der Predigt scheinen Texte wie 1 Thessal. 5, 11 und Hebr. 3, 13, selbst 1 Mos. 4, 9 angemessener zu sein. Es wird zwar die Berechtigung zu solcher verallgemeinernden Textanwendung sich aus 1 Petri 2, 5. 9 erweisen lassen, wie auch in der Predigt selbst geschieht; indessen dünkt uns, daß

in dem Bewußtsein einer versammelten Christengemeine ein Text wie Ezechiel 33, 7—9 nicht ein Wort Gottes an sie, sondern an ihren verordneten Prediger und Lehrer ist, wie denn auch in der Wirklichkeit dieser ein Wächter über die Gemeine überhaupt und jeden Einzelnen insbesondere sein kann und soll, wie die Gemeine und der Einzelne es weder sein kann noch soll. — Noch eine andere Bemerkung sei hier unverhalten. Sie betrifft die in den Predigten mehrfach vorkommende Erläuterungsweise durch Gleichnisse und Geschichtsbeispiele, die nicht aus der heil. Schrift entnommen sind. Die erste Predigt enthält S. 11 ein Gleichniß eigener Erfindung, eingeführt mit den Worten: Ich will euch ein Gleichniß sagen. In der fünften Predigt wird des Philosophen Jacobi Fabel vom zahmen Entrich auf dem Teiche eines Landedelmanns, und zwar in extenso erzählt. Die neunte Predigt beginnt mit einer Legende von dem Einsiedler Macarius; und in der zehnten Predigt findet sich eine Anekdote von dem Marschall Lüzrenne. So treffend der Sache nach solche Gleichnisse und Geschichtsbeispiele auch sein mögen, ihr Eindruck auf Hörer des Wortes Gottes ist zweifelhaft, gewis aber dann befremdend und störend, wenn das Gleichniß komischer Art und das Geschichtsbeispiel der Profanhistorie entnommen ist.

Wurde zu Anfange dieser Anzeige gesagt, daß Predigten, wie diese, noch ein weiteres als nur homiletisches Interesse erwecken dürften, so ist dabei an das Verhältnis der Kirche zur Theologie gedacht. Predigten aus dem Glauben und für den Glauben der Kirche in einer Universitätskirche und von einem Universitätslehrer gehalten, sind eine tröstliche Antwort auf die Klage der Kirche über

die Theologie: Ach, meine Tochter, wie beugest du mich, und betäubest mich! S—a.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1843. Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Heinr. Aug. Wilh. Meyer, Königl. Hannov. Consistorial = Rathe, Superintendenten der Inspection Neustadt = Hannover und Pastor primarius an der Neustädter Hof = und Stadtkirche in Hannover. Achte Abtheilung den Brief an die Epheser umfassend. XIV und 269 Seiten in Octav.

Wir dürfen wohl Geist und Wesen der Exegese des Hrn Verfs als den Lesern dieser Blätter nicht unbekannt voraussetzen, da schon die vorhergehenden Theile des verdienstvollen Commentars hier genauer besprochen worden sind. Die wissenschaftliche Kritik hat bereits von allen Seiten, bei aller abweichenden Ansicht im Einzelnen, bereitwillig anerkannt, daß dem Commentar der Character des Werthvollen und Gediegenen zukomme, wie ja auch die allgemeine Verbreitung und der fast allgemeine Gebrauch desselben jedenfalls schon ein beachtenswerthes und günstiges Zeugnis dafür ablegt. Auch in diesem Theile stellt der Verf. das Princip der wirklich grammatischen historischen Exegese als Leitstern seiner Forschung an die Spitze, mit dem so einfachen als schönen Bekenntnisse Melanchthons: Hoc ago, ut membrorum ordinem ostendam, et moneam, ne abjiciatur nativa significatio verborum, et jubeo ab ipso Paulo sententiam peti, non gigno aliud genus doctrinae, aber auch mit lebendigem Bewußtsein des großen Wortes des großen Mannes: Nos oportet discipulos esse vocis divinae. Eben so wird jeder Kundige der Gr-

innerung des Verfs über die Wichtigkeit, aber auch Schwierigkeit und dogmatische Sublimität des Briefes an die Epheser gern beistimmen, wie jene Erinnerung zugleich nochmahls den Charakter der Exegese des Hrn Verfs kurz vortührt, daß der Erklärer gerade bei diesem Briefe nicht genug auf seiner Huth sein könne, um die Aufgabe reiner Objectivität, die ihm gestellt ist, stäts im Auge zu behalten, damit er, nachdem er wirklich von Paulus gelernt hat, was Paulus meine, dies und nichts Anderes in seiner Auslegung wiedergebe, ohne etwas ab oder hinzu zu thun, und mit der Klarheit und Bestimmtheit, deren die Darlegung des Sinnes Pauli auch in Betreff der feinsten und sublimsten seiner Vorstellungen, in hohem Grade fähig ist.

Von den allgemeineren sich auf die Würdigung und das Verständnis des ganzen Briefes beziehenden Fragen behandelt der Verf. in der Einleitung §. 1 zuerst die über die Bestimmung oder die Leser des Briefes. Wenn irgendwo ist bei dem Epheserbriebe die Entscheidung so schwer als von Interesse. Der Hr Verf. bemerkt selbst, daß ihn seine Entscheidung wenig befriedige, in so fern er nämlich weder den gegen die Authentie des Briefes erhobenen Bedenken ein Gewicht zugestehen, noch die Bestimmung desselben für die Epheser im gewöhnlichen Sinne aufgeben könne, und doch auch die Hypothesen, welche man zur Erklärung des befremdlichen Verhältnisses des Briefes zu seinen in der Zuschrift bezeichneten Lesern aufgestellt hat, nur für unhaltbare Erfindungen zu erachten vermöge, daher er am Ende über ein gewisses non liquet nicht hinaus zu kommen im Stande sei. Es handelt sich zuerst um die Echtheit des 1, 1 im Texte stehenden *ἐν Ἐφέσω*. Der Verf. beweiset

zuerst sehr scharfsinnig und auf dem Grunde der dahin gehörigen Zeugnisse, daß Basilius auf dem Grunde älterer Codd. dasselbe verworfen und Marcion und Tertullian es unmöglich gelesen haben, hält aber nun die Worte theils nach der Beglaubigung aller anderen noch vorhandenen kritischen Zeugen, theils nach folgenden äußeren und inneren Gründen entschieden fest: die ganze alte Kirche habe den Brief ausdrücklich als Epheserbrief bezeichnet, Paulus bezeichne die Empfänger stets in der Adresse auf das Bestimmteste, τοῖς οὖοιν in der Adresse diene jedesmahl zur Localitätsbestimmung der Leser, und habe sonst überall keine erträgliche Erklärung. Die frühe Weglassung erscheine als eine historisch kritische Operation, in Mißdeutung des Inhaltes, aus dem man geschlossen, er sei an Solche gerichtet, die dem Apostel noch persönlich unbekannt und noch Anfänger im Christenthume waren; des ohne ἐν Ἐφεσῶν geschriebenen Textes habe sich bald die aus demselben hervor gegangene metaphysische Deutung von τοῖς οὖοιν bemächtigt, und nun die so verbreitete Auslassung zwar die kirchliche Tradition über die Bestimmung des Briefes nicht tilgen können, aber es dem Marcion möglich gemacht, nach Col. IV, 16 die Bestimmung nach Laodicea anzunehmen. Der Verfasser argumentiert dann von dem Grunde des feststehenden ἐν Ἐφεσῶν entschieden gegen die anderen Erklärungsversuche, die man aus den Andeutungen des Briefes selbst über seine Bestimmung gemacht, gibt aber zu, daß der 'so allgemein sich haltende Ton und Inhalt, der Mangel an Erinnerungen persönlicher Verbindung mit den Lesern, der Mangel an Grüßen u. s. w. in jedem Briefe an die Epheser befreundender bleibe, als es in jedem anderen Briefe der Fall sein würde.'

Die so auffallende Erscheinung zu erklären fehle es an historischen Datis, aber die wissenschaftliche Bescheidenheit und Bedächtigkeit verstehe sich doch lieber zu dem non liquet, als zu Hypothesen, die in sich selbst zerfallen.

Zusammenhängend mit dieser Ansicht entscheidet sich der Verf. in §. 2 über Ort und Zeit der Abfassung dahin, daß der Brief nicht, nach der gewöhnlichen Annahme, aus der Gefangenschaft in Rom, sondern in Caesarea geschrieben sei, aber nicht darum, weil nach Phil. I, 1 die in den gleichzeitigen Briefen an die Colosser und Philemon genannten Freunde (Col. IV, 9—14. Philem. 10. 23.) nicht hätten in Rom sein können (nach Philipp. I, 1.), auch nicht wegen *πρὸς ὧραν* Philem. 15, sondern, weil 1) Onesimus leichter von Colossae nach Caesarea, als nach Rom entlaufen sei, 2) bei der Sendung von Rom ab, Tychicus zuerst nach Ephesus kommen mußte und Paulus den Onesimus mit erwähnt haben würde, 3) *ἵνα δὲ εἰδῆτε καὶ ὑμεῖς* die Vorstellung Pauli anzeige, daß Tychicus, wenn er zu den Ephesern komme, bereits seine Aufträge bei anderen erfüllt habe, 4) Paulus den Philemon B. 22 um Bereitschaft einer Herberge bitte. Abgefaßt sei der Brief darum in Caesarea 60 oder 61, und zwar sei der Colosserbrief der frühere, weil Colossae das erste und nächste Ziel gewesen, und Ephes. VI, 21 sich auf Coloss. IV, 7 beziehe.

So gern wir nun auch der Gründlichkeit und dem Scharfsinne des Hn Verfs volle Anerkennung gewähren, so wenig vermögen wir doch seiner Deduction beizutreten. Zuerst kann es ihm wohl selbst nicht entgangen sein, welche Schwierigkeiten für die Feststellung der Ursprünglichkeit des *ἐν Ἐφέσῳ* kritisch bleiben, daß die ältesten kritischen Zeug-

nisse unbedingt dagegen sind, und die kirchliche Tradition doch nur auf die Bestimmung des Briefes (auch) für die Epheser, aber nicht auf die Ursprünglichkeit des ἐν Ἐφέσω gehe, daß also immer die Aufgabe bleibe, diese Tradition und das Fehlen des ἐν Ἐφέσω zu vereinigen; und er wird wohl selbst nicht auf allgemeine Billigung rechnen, daß er von einer unerwiesenen Annahme (non liquet) aus dann doch entschieden argumentiert. Ueberall aber werden wir, wie bei allen ähnlichen wissenschaftlichen Fragen, der Vermuthungen über die Gründe der Erscheinungen und Traditionen schwerlich entrathen können, wenn anders die Vermuthungen nur wirklich Rath schaffen. Im höchsten Grade aber billigen wir, daß der Verf. sich zu wiederholten Mahlen gegen eine rein subjective Kritik erklärt, die ohne allen objectiven historischen Grund, so zu sagen nach bloßem Geschmacke an der Ausdrucksweise, über Echtheit oder Unechtheit abspricht, und daher nicht selten zu rein entgegengesetzten Urtheilen über eine und dieselbe Stelle gelangt, wie der Verf. eben solche Beispiele anführt. Aber wiederum können wir ferner die Entscheidung des Hrn Verfs, daß der Brief aus der Gefangenschaft zu Caesarea geschrieben sei, nicht für satzsam begründet und gegen die Gründe der entgegengesetzten Ansicht haltbar erachten.

Weil aber nun nach den historischen Datis die Verhältnisse des Epheserbriefes mit denen der Briefe an die Colosser, Philemon und Timotheus so enge zusammen hängen, müssen wir zur Rechtfertigung unserer Bedenken gegen die Ansicht des Hn Verfs auf alle diese Briefe hinsehen. Schon bei dem ersten Briefe an den Timotheus hat man wohl mehr geschichtliche Schwierigkeiten gesucht, als wirklich vorliegen. Nach Act. XX, 1 geht Paulus,

nach dem großen Aufruhr in Ephesus nach Macedonien, wirkt dort und in der Umgegend länger, und bleibt in Griechenland noch 3 Monate. Bei den Gefahren, die bei seiner Abreise der Gemeinde in Ephesus drohen, läßt er den Timotheus, der von der Reise nach Macedonien Act. XIX, 22, wieder zurück gekehrt war, da Paulus noch länger blieb [ebds.], in Ephesus zurück, die Gemeinde im rechten Glauben zu erhalten. Nach Act. XX, 3 wollte der Apostel nun von Griechenland nach Syrien zc., und so schreibt er I Timoth. III, 14, von Griechenland aus an den Timotheus, er hoffe bald zu ihm zu kommen, geht aber der Nachstellungen der Juden wegen durch Macedonien, und dort kommt Timotheus, der aus vielen Gründen Ephesus verlassen haben konnte, zu ihm. Alles, was nun Hr Dr De Wette sagt, daß es ganz unwahrscheinlich sei, daß Timotheus den ihm angewiesenen Posten so bald wieder verlassen haben sollte zc., hat wohl kein Gewicht. Paulus konnte ja selbst wünschen, daß Timotheus (etwa nach einem halben Jahre) wieder mit ihm in Macedonien zusammen trafe, wie er thut II Cor. 1, 1, und eben so unrecht ist es, auf Act. XIX, 21 zurück zu sehen, da eben nach XX, 1 sich der Reiseplan des Apostels gänzlich änderte, und eben darum auch XX, 16 überall kein Moment für die Frage mehr ist. Eben so wenig liegt aber in den gegen die Echtheit des Briefes von und seit Schleiermacher gefundenen inneren Gründen ein so bedeutendes Gewicht, als man darin sucht, wenn wir uns auch billig hier versagen, weiter darauf einzugehen. So erkennen wir im I Briefe an den Timotheus weder einen Grund für seine Unehtheit, noch für eine zweite römische Gefangenschaft an; wir müssen sie nicht nur

für ein Kind kritischer Verlegenheit, sondern gesuchter kritischer Verlegenheit halten, und halten in der That den Ausspruch von Hr Dr De Wette: 'Mithin ist der Brief weder geschichtlich, noch exegetisch zu begreifen' für ziemlich unbegründet.

Und nicht viel anders dürfte es vielleicht mit dem II Briefe an den Timotheus und den damit zusammenhängenden Briefen und Fragen stehen. Ehe wir uns den durch die Gesamtttradition kirchlich anerkannten Brief verdächtigen lassen, sind wir vollkommen berechtigt, seinen Inhalt zur Basis der Untersuchung zu machen, und erst zu sehen, ob sich die Schwierigkeiten lösen lassen. Es will aber der Brief nach I, 17. IV, 21 zweifellos von Rom aus geschrieben sein, und die Erwähnung derselben Gehilfen II Timoth. IV, 10 ff., die auch in den Briefen an die Colosser und Philemon erwähnt werden, so wie die Gleichheit der Verhältnisse des Apostels spricht an sich, so bald die anderen Schwierigkeiten weggeräumt werden können, überwiegend dafür, daß auch die Briefe an die Colosser und Philemon in dieselbe Zeit fallen, wie wiederum die Verwandtschaft des Epheserbriefes mit den Colosserbriefen, die Sendung des Tychicus zc., jenen in dieselbe Zeit mit diesem setzt. Ref. denkt sich nun Alles auf dem Grunde der historischen Data so. Der Apostel, stets bekümmert um die Gemeinen zu Ephesus, wie in Asien überhaupt, beschließt, den Tychicus nach Ephesus, wie an die benachbarten Gemeinen zu senden, um sie im rechten Glauben zu erhalten, zu stärken und ihnen eben so Nachrichten von sich zu geben, als von ihnen zu erhalten. Theils aber, weil er nun schon so lange Zeit nicht persönlich in Ephesus gewesen (Act. XX, 16), theils, weil es ihm mehr um die Sache, Erhaltung und Bestärkung im

rechten Glauben, Warnung gegen Irrlehrer zc., zu thun war, beschließt er, einen Brief allgemeineren Inhaltes an die Epheser und an die benachbarten Gemeinen zu senden, und überläßt es dem Tychicus, die persönlichen Nachrichten zc. mündlich zu geben. Dies angenommen — und wir sehen in der That nicht, was sich dagegen sagen läßt, denn bei einem etwaigen 'es ist höchst unwahrscheinlich' zc. von Hr Dr De Wette steht billigerweise nur ein subjectives Urtheil gegen das andere — erklärt sich hinreichend, warum keine specielleren persönlichen Beziehungen im Briefe enthalten sind. Der Apostel durfte sie gar nicht geben, weil er gleich anfangs den Brief auch zur Mittheilung an andere Gemeinen bestimmte. Eben so ist es ja im Galaterbriefe. Die Schwierigkeiten, die man nun wieder darin findet, daß der Apostel Epheser II, 11. III, 1. IV, 17, die ganze Gemeinde anrede und sie als Heidenchristen bezeichne, ferner, daß I, 15 beweise, daß der Apostel nicht selbst bei den Lesern gewesen, lösen sich so. Zuerst war allerdings die Gemeinde zu Ephesus eine gemischte, später die Heidenchristen bei weitem überwiegend. Dazu war möglich, daß mit den Judenchristen Differenzen über Beschneidung zc. obwalteten, wie gerade die Juden von Ephesus die Erbittertsten gegen Paulus sind, und ihn Act. XXI, 29 in die Gefangenschaft bringen, denn nur die Ephesinischen Juden kannten Trophimus den Epheser. Auch deutet der Aufruhr unter den Heiden in Ephesus auf das Ueberwiegen ihrer Zahl.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

23. Stück.

Den 8. Februar 1845.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament von Heinr. Aug. Wilh. Meyer. Achte Abtheilung den Brief an die Epheser umfassend.'

Endlich waren in jenen Gegenden überall die Heiden überwiegend, und der Apostel verfuhr sehr zweckmäßig, wenn er sie besonders ins Auge faßt, indem er seinen Brief für mehrere Gemeinen bestimmte. Ähnlich spricht er im Römerbriefe, der doch auch an eine gemischte Gemeinde bestimmt war, zum größeren Theile nur zu den Juden, eben so im Galaterbriefe, obgleich diese Gemeinen gemischte waren. I, 15 sieht der Apostel außer dem Wachsthum des Glaubens in Ephesus auch auf die anderen Gemeinen, von denen er nur gehört hatte (Col. II, 1). Ephes. III, 3 geht καθὼς προ-έγραψα ἐν ὀλίγῳ auf die kurz vorher gegebenen Andeutungen. IV, 21 erhalten die Worte εἶγε αὐτὸν (scil. Χριστὸν) ἠκούσατε καὶ ἐν αὐτῷ ἐδιδάχθητε, καθὼς ἐστὶν ἀλήθεια ἐν τῷ Ἰησοῦ

nach unserer Ansicht ihre scharfe und genügende Erklärung. Einmahl waren in Ephesus viele, die nicht unmittelbar vom Apostel unterrichtet waren, und deren richtiges Christenthum er voraussetzen mußte, schon darnach haben diese Worte ihren guten Sinn, dann soll ja der Brief an solche mitgetheilt werden, die er gar nicht kennt, von denen er nur gehört hat. Aber aus der Bestimmung des Briefes erklären sich ja auch genügend die Erscheinungen bei der Lesart *ἐν Ἐφέσω*, I, 1. Der Apostel, der gleich wünschte, daß der Brief an mehrere Gemeinen mitgetheilt würde (Coloss. IV, 16), ließ entweder wirklich die Worte nicht hinsetzen, oder man ließ sie doch bei den Abschriften für die anderen Gemeinen weg, und so mochte, weil die genommenen Abschriften die größere Zahl und der Grund der Vielfältigung wurden, das Auslassen die *lectio recepta* werden, während sich daneben die an sich ganz richtige Tradition, daß der Brief zunächst (und zuerst) von Paulus an die Epheser gesandt sei, erhielt.

Kommen wir nun zu den anderen Briefen und den darin gefundenen Schwierigkeiten nach ihren Verhältnissen zu einander, wie zu unserem Briefe. Seinem Entschlusse gemäß sendete der Apostel den Tychicus mit der *epistola quasi encyclica* ab (II Tim. IV, 12). Außer den oben angegebenen Gründen, warum alle persönlichen Beziehungen, auch Grüße *z.* fehlen müssen, kommt nun noch in Betracht, daß, ehe Timotheus zu dem Apostel kommt, die meisten engeren Freunde und Gehilfen des Apostels ihn verlassen hatten. Ob II Tim. IV, 16 nur 1 oder 2 Verhöre angedeutet sind, bleibt unentschieden; als Timotheus ankam, brachte er theils einige wieder mit (Marc., Demas), theils mochten sie von selbst wieder gekommen sein. Ent-

weder war nun Tychicus wegen der Verhältnisse der Schifffahrt noch nicht abgereiset, oder er begegnete unterwegs dem Timotheus, oder er hatte nur von seiner Ankunft gehört und kehrte wieder um — die vielerlei Möglichkeiten sind kein Nachtheil zur Erklärung —, Tychicus ist wieder mit Timotheus in Rom. Entweder hatte sich nun Onesimus während dem ebenfalls bei dem Apostel eingefunden, oder Timotheus hatte ihn mitgebracht, und Onesimus, wie die Anderen, wünschten seine Rückkehr nach Colossae, und so schließt sich nun Onesimus an Tychicus an, und der Apostel schreibt die Briefe an Philemon und die Colosser. So erklärt sich, daß nun darin die Gehilfen grüßen, die, als Paulus an den Timotheus schrieb, zum Theil nicht da waren, auch Aristarch nicht, während nach Allem klar ist, warum im Epheserbriebe keine Grüße vorkommen. Aber es erklärt sich so noch Mehr. Wegen der Kürze der Zeit hat Paulus den kurz vorher verfaßten Epheserbriebe noch im Gedächtnis, d. h. es erklärt sich hinreichend die Verwandtschaft beider Briefe. Auf das angeblich nicht Paulinische nehmen wir hier nicht weiter Rücksicht; wir bemerken nur, daß es eine Art Kritik gibt, gegen die der Apostel in üble Lage geräth. Braucht er das Aehnliche, wie kurz vorher, ist es nachahmende Fälschung, hat er, nach dem Reichthum seines Geistes, Neues, so — ist es wieder nicht von ihm. Weil der Apostel nun die Reiseroute des Tychicus kennt, und es schon vorher ausgemacht war, daß Tychicus den Brief (an die Epheser) nach Laodicea bringen sollte, und er nach Colossae über Laodicea gehen mußte, nennt nun Paulus den Epheserbriebe Coloss. IV, 16 den Brief von Laodicea, denn Tychicus sollte nach Colossae selbst keine Abschrift mitnehmen, weil er dahin ja einen

eigenen Brief brachte. So erklärt sich, daß die Tradition den Epheserbrief auch den Laodiceern zuschrieb, und Marcion erhält so wenigstens eine Veranlassung, ja eine Art Recht, wie ja Tertulian andeutet, daß Marcion sich gerühmt, genauer zu Werke zu gehen, als die Anderen: quasi et in isto diligentissimus explorator. Auch der Hr Verf. erkennt ja S. 11 und gewiß ganz richtig an: 'Zwar muß nach Coloss. IV, 16 eine Inhalts-Verwandtschaft des Laodiceer- und Colosserbriefes Statt gefunden haben, was für die Identität unseres Briefes mit jenem zu sprechen scheint', fragt aber sofort: 'aber kann nicht Paulus außer unserem Briefe und dem an die Colosser noch einen dritten verwandten Inhalts geschrieben haben?' Sollte unsere Ansicht nicht einige Beachtung verdienen, nach welcher die Schwierigkeiten sich lösen, während die Ansicht des Hrn Verfs noch einen neuen Brief nothwendig macht, und die Schwierigkeiten der Verwandtschaft häuft, da man schon um der einen Verwandtschaft willen (De Wette) unseren Brief nicht anerkennen will? Daß Paulus Coloss. IV, 15 den Colossern Grüße an die Laodiceer aufträgt, ist wohl kein Grund, daß er nicht durch Thychicus ihnen kurz vorher einen Brief zugesendet habe. Denn einmahl hatte er die Laodiceer (s. ob.) in der epistola encyclica gar nicht besonders grüßen können, und dann dient dies ja nur dazu, seine Liebe zu den Laodiceern abermahls und ausdrücklich zu bezeugen, und selbst die Colosser anzutreiben, sein Schreiben nach Laodicea zu senden, wie überall diese Gemeinen in engere Verhältnisse und das gemeinsame Band der Liebe zu ihm zu setzen. Nach allem Bisherigen können wir freilich auch den Gründen, die für die Abfassung von Caesarea

aus sprechen sollen, kein irgendwie entscheidendes Gewicht gegen die oben schon berührten Gründe für die Abfassung zu Rom zugestehen. Onesimus konnte allerdings leichter nach Caesarea kommen, aber — auch nach Rom, und πρὸς ὄραν Philem. 15 ist so von Bedeutung, daß er nicht lange verzog. Er konnte schon vorher in Colossae eben bei Philemon das Christenthum kennen gelernt haben, nachdem er nun kurze Zeit (mit Timotheus oder) Paulus zusammen gewesen war, wünschte er die Rückkehr, um sein Unrecht gut zu machen. Daß Onesimus im Epheserbrieife nicht erwähnt ist, erklärt sich aus unserer Ansicht genügend. Die Worte Ephes. VI, 21 *ἵνα δὲ εἰδῆτε καὶ ὑμεῖς* drücken nur den Wunsch des Apostels allgemein aus, daß auch sie von Tychicus Nachricht über ihn erhalten sollen, wie er sie durch Tychicus über sie erhalten will. Die Voraussetzung des Hrn Verfs von der feststehenden Route über Colossae können wir natürlich nicht anerkennen. Die Bitte Philem. 22 um Herberge würde allerdings an sich besser zu der Gefangenschaft in Caesarea passen, paßt indessen auch nach Rom, der Apostel hoffte baldige Befreiung. Ueberall scheint es ganz natürlich und zweckgemäß, daß der Apostel in den Briefen an die Epheser, wie an die Colosser nichts Personelles einmischt, jener sollte an Gemeinen mitgetheilt werden, die ihn nicht kannten, die Colosser kannte er nicht; er wollte nicht durch eigene Trübsal die Gemeinen niederschlagen, sie vielmehr stärken und aufrichten; dazu die mündliche Nachricht durch Tychicus. So ist nur noch die Schwierigkeit übrig, daß der Apostel nach II Tim. IV, 20 den Trophimus in Milet zurückgelassen hat, der nach Act. XXI, 29 mit dem Apostel in Jerusalem ist. Aber warum denkt man denn an die Reise nach Jeru-

salem Act. XX, 4 ff.? Nehmen wir an, daß Trophimus, der die Hauptveranlassung der Gefangennehmung zu Jerusalem wurde, mit dem Apostel nach Rom reisen will, daß Paulus von Cnidus ab, da man immer an den Küsten hinfuhr, in die Nähe von Milet kam, daß der Hauptmann, der die Gefangenen von Caesarea nach Rom führte, zuerst weiter hinauf segeln und über die griechischen Inseln seinen Weg nehmen wollte, daß er in der Nähe von Milet, vielleicht des widrigen Windes wegen, angedeutet Act. XXVII, 7., sich entschloß, südwärts nach Kreta zu steuern, daß Trophimus nach Milet zu gehen wünschte, oder gebracht wurde, warum konnte Paulus nicht sagen: ich habe den Trophimus krank zu Milet gelassen? So brauchen wir die Conjectur *ἐν Μελίτῃ* gar nicht (die indessen beweiset, daß man früher an die Reise nach Rom gedacht hat), und wir sehen in der That nicht, welche historische Schwierigkeiten über die Verhältnisse der Briefe an die Epheser, Colosser und den Philemon, so wie die beiden an Timotheus übrig bleiben.

Auf Einzelnes in der Erklärung einzugehen, hindert der Raum; erhält sich auch in vielen Stellen, wie es nicht anders in solchen Fragen sein kann, abweichende Ansicht, so wird doch Jeder in den Forschungen des Hrn Verfs Selbständigkeit, Gründlichkeit und Genauigkeit, namentlich die glänzendste philologische Durchbildung gern anerkennen, so wie die würdigste kirchliche Anschauung die Grundbasis ist, die das evangelische Princip der freien Forschung, wodurch der Protestantismus seiner Natur nach mit der Wissenschaft verwandt ist, in Einklang hält mit der den heiligen christlichen Urkunden selbst, wie den Zeugnissen der Kirche über sie gebührenden

Ehrfurcht. Darum freuen wir uns auch aufrichtig, daß schon von den ersten Theilen des vorliegenden Commentars die zweite Auflage nöthig geworden, und wünschen sehnlich, daß der Hr Verf. bei den wichtigen Pflichten, die ihm seine kirchliche Stellung auslegt, auch ferner noch Muße finden möge, den Bau der Kirche in der Wissenschaft zu fördern.

Köllner.

L o n d o n .

Henry Colburn, publisher, Great Marlborough Street 1844. Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus, and the Himalaya, north of the Panjab. With map engraved by direction of the Hon. East-India-Company, and other illustrations. By G. T. Vigne Author of a personal narrative of a visit to Ghuzni, Kabul and Afghanistan. 'I look out with great anxiety for your map and book relating to Kashmere and Gilghit etc. by far the most interesting portions of your wanderings and which will fill up a great blank.' Extract of a letter from Sir A. Burnes to the Author dated Kabul Sept. 16, 1841. 'Cashmere still maintains its celebrity as the most delicious spot in Asia or in the world' Elphinstone's India Vol. II. p. 286. Second Edition. Two Voll. Vol. I. XLVIII, 406; Vol. II. X und 462 Seiten in Octav.

Die vom Herrn Verf. zum Motto gewählten Worte der berühmten Reisenden A. Burnes und Elphinstone bieten den richtigsten Anhaltspunct zur Beurtheilung dieses Werkes. Die Schönheiten von Caschmir, für die der Verf. ein ausgezeichnetes Auge

hat, werden uns durch seine feurige und gewandte Darstellungsgabe nah gebracht, während seine ausgezeichnete Karte von Caschmir und den nördlich und nordöstlich davon gelegenen Gegenden in Verbindung mit dem Werke selbst theils die älteren Mittheilungen über diese Länder auf eine überwiegende Weise ergänzt, zu einem sehr großen Theil aber uns mit früher von keinem Europäer betretenem Boden bekannt macht.

Hr Bigne verließ am 16. October 1832 Southampton und reisete über Frankreich, Malta, Constantinopel, Trebisond, Erzerum, Tabris, Teheran, Ispahau, Schiras, Buschir nach Bombay, wo er den 1. Januar 1833 ankam. Da ihm das Klima nicht zusagte, beschloß er eine Reise nach den Himalajaländern, an welche er in Europa nicht gedacht hatte; mit derselben Schnelligkeit, wie über seine Reise bis Bombay, geht er über die von Bombay durch Delhy nach Lodiana hin. Die eigentliche Reisebeschreibung beginnt mit seiner Abreise von Lodiana am 1. Juni 1835, von wo an er nur von Europäern wenig oder gar nicht betretene Bahnen verfolgt. Sie ist nicht nach der Zeit geordnet, welches auch nicht sehr dienlich gewesen wäre, da der Reisende viele Orte mehreremahl besucht hat, sondern er hat ein zusammenhängendes geographisch geordnetes Werk daraus gebildet, in welchem man seine auf bestimmte Localitäten bezüglichen Mittheilungen gewöhnlich an einer Stelle zusammen findet. Vom zweiten Kapitel (1, 49) bis zum Ende des achten (272) beschreibt er die Wege, auf welchen er bei seiner mehrmahligen Reise nach Caschmir dahin kam oder es verließ, womit natürlich noch eine Menge von anderen erhaltenen Nachrichten über von ihm nicht besuchte Punkte verbunden sind. Diese Partie beschreibt insbeson-

dere die westlichen und südlichen Abhänge des Himalaja im Osten und Norden der Panjab=Ebne; zunächst die Straße von Lodiana nach Bilaspur, Mundi, Nadaun mit Sewalamuki, und Nurpur; von da aus die drei Straßen nach Caschmir, welche sich nicht weit von Samu vereinigen, die eine über Ramnagar, Dodah, Budrawar, Kishhtarwar durch den Muruwurdwun=Paß (im Osten von Caschmir), die andere von Samu über Nihursi durch die Banihal= und Kuru=Pässe im Süden von Caschmir) und endlich von Nurpur über Samu, Aknür und Rajawur durch den Paß des Pir Panjal (in SW. von Caschmir). Die erste dieser Straßen war größtentheils noch von keinem Europäer besucht. Um eine Probe der Sorgfalt des Hrn Berfs zu geben, theile ich aus dieser Partie einen Theil seiner Aufzählung der Pässe nach Caschmir mit (I, 146):

1) 'Baramula=Paß, durch welchen der Sylum das Thal verläßt; ist das ganze Jahr offen für Fußgänger und Pferde.

2) Pünch oder Pukli. Dieser Pfad verläßt die Straße eine Tagereise von Bimbur und verbindet sich bei Uri mit dem Baramula=Paß; er ist selten gesperrt, weder für Fußgänger noch Pferde.

3) Gulmürg, Firozpur und Babapamrishi dürfen für einen gelten; er ist unbrauchbar für Pferde und $3\frac{1}{2}$ Monat im Winter durch Schnee gesperrt; er ist passierbar von der Mitte Aprils an.

4) Tosi Mydan fünf Monat gesperrt u. s. w.?

In dieser Weise werden 20 Pässe beschrieben.

Vom 9ten Kapitel durch den ganzen ersten Band hindurch bis zum Schluß des 5ten Kapitels des zweiten Bandes (S. 172) folgt eine in jeder Beziehung — besonders aber in geologischer (wir machen dabei auf eine besondere geologische Karte

von Caschmir aufmerksam I, 275) — an Mittheilungen reiche Beschreibung des Thales von Caschmir, aus der sich die Nachrichten, welche wir insbesondere Hrn von Hügel, Moorcroft u. A. verdanken, noch vielfach ergänzen lassen. Das 6te Kapitel (S. 175—192) beschreibt seine Rückreise von Caschmir über Muzufarabad und weiter in westlicher Richtung nach Torbela am Indus und von da nach Attock und Husyn Abdal. Die weitere Straße bis Lahore wird als bekannt nicht weiter berührt.

Vom 7ten Kapitel an bis zum 13ten (S. 195 bis 400) beschreibt er den wichtigsten Theil seiner Reisen: in den Gegenden nämlich, in deren größtem Theil er der erste Europäer war. Von Caschmir reisete er über das öde, unfruchtbare, menschenleere, Plateau des Deotsh direct nach S c a r d o, welches gewissermaßen sein Hauptquartier wurde. In mehreren Expeditionen machte er sich von hieraus mit Klein-Tibet, Mittel-Tibet und anderen angrenzenden Puncten größtentheils durch Autopsie, theilweis durch Einziehung von Nachrichten, bekannt. In Mittel-Tibet, L a d a k h, hatte er bekanntlich Moorcroft und Trebeck zu Vorgängern, aber auch hier sind seine Mittheilungen von großem Werth. In Beziehung auf Klein-Tibet, S c a r d o, sind sie, abgesehn von Charaph Ali's, fast die einzigen zuverlässigen. Mit Genauigkeit beschreibend verfolgt er den Lauf des Indus etwa von $77^{\circ} 10'$ bis $74^{\circ} 30'$ ö. L. v. Gr. Er besuchte den nördlichen Arm desselben, den Shai Yock, welcher vom Karakorum herabkommt, bei Nubra und verfolgte ihn von Khopalu in Klein-Tibet bis zu seiner Vereinigung mit dem Arm von Ladak bei Keris. An diesem letztern her ging seine Wanderung nach Ladak. Nach der Vereinigung, verfolgte er den

Indus mit geringer Unterbrechung bis Aho; er sah ihn durch den Himalaya bei Makponi Shagaron durchbrechen und konnte ihm mit dem Auge weithin in seiner südlichen Richtung folgen; nur etwas über einen Grad bleibt der Lauf des Indus in dieser Gegend von Europäern zu erforschen. Bezüglich der Mittheilungen im Einzelnen muß ich auf das Werk selbst verweisen. Nur eins erlaube ich mir anzumerken. Hrn Bigne wurde berichtet, daß die Sprache von Klein-Tibet bedeutend von der von Ladakh abweiche; allein wenn man die von ihm mitgetheilten Sprachproben mit dem Tibetanischen bei Csoma de Körös (in dessen tibetanischer Grammatik und Lexikon) vergleicht, so kommt man zu der Ueberzeugung, daß diese Verschiedenheit nur in der Aussprache liegen kann, welche zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten die größten Veränderungen erlitten hat und erleidet. Das Erstere geht aus dem Verhältnis der Orthographie zur Aussprache hervor, welches noch vertrackter als im Englischen ist (z. B. dpya wird sha gesprochen), das Zweite wird von Csoma de Körös mehrfach bemerkt. Um die wesentliche Identität der Sprache von Klein-Tibet mit dem Tibetanischen bei Körös, welches er im Reich von Ladakh erlernte, zu veranschaulichen, erlaube ich mir die Zahlwörter und einige andere zu vergleichen*).

Klein-Tibetanisch

bei Bigne II, 435

Tibetanisch bei Cs. d. K.

1 chich

gchig

2 nus (vgl. die organischere

Form im 3sghten Zahl-

wort 12 cho-ngnus)

gnyis

*) Ich folge der Orthographie der Grammatiker und übertrage die Laute nach Csoma de Körös System, da die tibetanische Aussprache von Ort zu Ort variiert.

Klein-Tibetisch	Tibetisch bei Cs. d. K.
bei Bigne II, 435	
3 sum (vgl. 13 chu-ksum)	gsum
4 auji (vgl. 14 chu-bji)	bji (bzhi)
5 rah	lna
6 truk	drug
7 dun (vgl. 17 chu-bdun)	bdun
8 gyht (vgl. 18 chu-bget)	brgyad (gespr. gyad)
9 oghu (vgl. 19 chu-rghu)	dgu
10 chu	bchu
20 nishu (ḡsgḡt aus tibet. gnyis u. shu = chu, 10)	nyi shu
30 sunchu (a.gsum + chu)	sumchu
40 yibchu (wie früher)	bzhibchu
50 kalchu	lnabchu
60 nishu drum	drugchu
70 dun chu	bdunchu
80 esu bchi	brgyad chu
90 oghubchu *)	dgubchu
100 bgyah	brgya (gespr. gyah)
1000 stong	stong
yul Land, Platz	vergl. Cs. d. K. Diction. p. 272
chuli Aprikose	ebds. 43
urgun Traube	rgun (ebds. 240).

Auch der Titel des Königs von Klein-Tibet ^RGylfo, wovon Hr Bigne bizarr genug den Namen der Guelphen ableiten will, ist = tibet. rgyal po König, von einer Wurzel, welche siegreich sein bedeutet (vgl. Cs. d. K. ebds. 243). Die Königin heißt in Klein-Tibet ^RGylmo bei Cs. d. K. rgyal mo.

Das letzte (13te) Kapitel erzählt Hrn Bignes Heimkehr von Lodiana aus, welches er den 30sten

*) Der Text hat durch Druckfehler oghubchu; vielleicht sind deren noch einige in diesem Vocabular.

Merz 1839 verließ. Er machte die Reise bis Tatta zu Schiff auf dem Sutledj, Gharra und Indus, von da reiste er zurück nach Carachi und in einem indischen Boot, kotiah genannt, unter vielen Unannehmlichkeiten nach Bombay; von da den gewöhnlicheren Weg über Aden, Suez, Cairo, Alexandria, Athen, Triest, München, den Rhein hinab nach London. Auf dem Rhein hatte er das Vergnügen, eine deutsche Dame dadurch von seinen weiten Reisen zu überzeugen, daß er den Namen Strauß (natürlich des Wiener's) nicht kannte, von dem er, wie er sehr glaublich hinzu fügt, in Iscardo keine Silbe gehört hatte. Am 5ten September 1839 landete er in London.

Ein Appendix bemerkt die caschmirschen Maasse und Brücken. Ein zweiter theilt Vocabulare mit 1) der caschmirschen Sprache, welche aus dem Sskrit derivirt ist, 2) der von Baltistan, 3) der von Klein-Kashgar im Chitral-Thal, welche sich ebenfalls entschieden als nahe Sskritverwandte ausweist, vgl. Mädchen kumeru sskr. kumârî; Augen uch sskr. akshi; Nase naskar sskr. nas, nâsikâ u. a.; Ohr khur sskr. karnâ, Hand hast sskr. hasta; Herz hurdi sskr. hrd; Milch chir sskr. kshîra; trinken aupyk sskr. ava-pî; sehen poshik sskr. pagj; Fluß sin sskr. sindhu; Feuer âg sskr. agni; Schwerdt kongur sskr. khad'ga; Pfeil wyshu sskr. ishu; ich will euch was geben jum kia dom wo jum zu sskr. ju-shmad ihr kia zu sskr. kim was und dom sskr. dâ geben und m Zeichen der ersten Person; schlecht dish sskr. dush; die anderen Wörter gehören theilweis sicher auch zum Sanskrit; die Verwandtschaft ist aber weniger augenfällig.

Dasselbe Verhältniß zum Sanskrit tritt bei der

Dangri Sprache ein, welche in Astor (der südwestliche Theil von Klein-Tibet), Gilghit (im Westen von Klein-Tibet) und einigen Gegenden am Indus zwischen Kl. Tibet und Caschmir gesprochen wird, z. B. Fluß sin sskr. sindhu; Schloß kote sskr. kot't'a (könnte Lehnwort sein); Mensch manuju sskr. manug'a, manushja u. a.; Knabe bal sskr. bâla; Pferd ashup sskr. aṣva (ob zend. aspa?); Kuh gau sskr. gau; Kopf sich sskr. gârsha; Augen ashi sskr. akshi; Nase notu sskr. nasta; Mund asi sskr. âsja; Backe muk sskr. mukha; Zähne doni sskr. danta; Ohr koni sskr. kârîa; Fuß pah sskr. pad; Feuer agâr sskr. angâra, Kohle; Erde sum sskr. kshnâ; blau und grün nila sskr. ebenso; roth latu sskr. rakta; groß baru sskr. uru (Comparativ varîjas). So wenig zahlreich auch diese Vergleiche sind, so müssen wir doch, wenn wir bedenken, wie lange diese Gegenden schon fast ganz außer dem Bereich indischen Einflusses liegen, und daß diese Wörter sich enger an das Sanskrit schließen als die entsprechenden in den neu-indischen Sprachen, schon aus ihnen schließen, daß diese Bevölkerung zum indischen Volksstamme gehört, dieser sich also einst weit über Caschmir hinaus, ja weit jenseit des Indus bis in das Thal von Chitral am Belut Tag erstreckte.

Den Schluß des Werkes bilden 'Bemerkungen über die Vegetation und Producte von Afghanistan, Caschmir und Tibet von J. Forbes, Royle M. D. F. R. S. u. s. w.' (S. 440 — 462). Dem Werke voraus gehen 'Bemerkungen über die jüngst vorgegangenen und jetzt vorgehenden Begebenheiten in Afghanistan, Bd I. p. V—XXXIX. von Herrn Wigne selbst, welche, nach des

Ref. unmaßgeblicher Ansicht ziemlich bedeutungslos sind.

Die beigegebene Karte enthält einen Schatz von geographischen Bereicherungen. Theod. Benscy.

B r ü s s e l.

1844. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxembourg recueillis et publiés pour la première fois par le baron de Reiffenberg. T. I. CXVIII und 804 Seiten in Quart.

(Collection de chroniques belges inédites.)

Wenn, im Vergleich mit der Geschichte von Flandern und Brabant, die Geschichte der drei oben genannten Landschaften früher unverhältnißmäßig wenig Berücksichtigung gefunden hat, so möchte der Grund einfach in der größeren politischen Bedeutsamkeit zu suchen sein, welche der ersteren innewohnte. Er konnte nicht mehr entscheiden, sobald das individuelle politische Leben dieser Landestheile mit dem der verwandten Provinzen zu einer staatlichen Einheit verschmolz. Herr von Reiffenberg, dem man es vorzugsweise verdankt, daß eine Menge der schätzbarsten Urkunden und Quellschriften für die Geschichte Belgiens in die Oeffentlichkeit getreten sind, gibt uns hier einen abermaligen Beweis seiner unermüdeten Thätigkeit. Vier große Abtheilungen, von denen die erste einen Codex diplomaticus, die zweite Legenden und versificierte Erzählungen, die dritte Chroniken im engeren Sinne des Wortes (chroniques proprement dites), die vierte Miscellen (mélanges) angehören soll, sind zur Aufnahme der geschichtlichen Denkmale von Namur, Hennegau und Luxemburg bestimmt. Der ersten dieser Abtheilungen

gehört die vorliegende Sammlung an, welche eine starke Auswahl der wichtigsten, meist ungedruckten, Diplome aus drei Urkundenbüchern von Namur (für die Jahre 1200 bis 1328, 1235 bis 1298 und 1092 bis 1323) und aus zwei Cartularien des Hennegau (1071 bis 1347) zum Theil in lateinischer, zum Theil in französischer Sprache enthält.

Den auf Namur bezüglichen Urkunden geht ein *Etat ancien du comté de Namur* voran, von dem 1621 zu Brüssel verstorbenen Paul de Croonendael verfaßt, Städte und Schlösser, Flecken und Dörfer nach der Weise der Merian'schen Topographie, zugleich aber auch Verfassung und Leben der Landschaft erörternd. An diese reiht sich eine ähnliche, über den Hennegau sich verbreitende topographisch-historische Abhandlung in lateinischer Sprache von dem 1557 zu Tournai verstorbenen Jacobus Lessabens (*Lessabé*). Von geringerem Werthe ist die hierauf folgende *disputatio historica, qua clarissime et evidentissime ostenditur, Hannones esse veros Nervios, non vero Tornacenses*. Den Schluß der Einleitung bildet eine Genealogie der Grafen von Hennegau, die bis zu Zeiten hinaufsteigt, in denen von einer festen historischen Grundlage nicht die Rede sein kann.

Varianten, eine chronologische Zusammenstellung sämmtlicher Urkunden mit gedrängter Angabe ihres Inhalts, ein beschreibendes Verzeichniß der an den Diplomen befindlichen, auf 21 Steindrucktafeln hier abgebildeten Siegel, Glossare über weniger gebräuchliche lateinische und romanische Wörter, endlich ein überaus sorgfältig gearbeiteter Index der Namen von Personen und Ortschaften schließen sich dem Abdruck von 342 Urkunden an.

Hay.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

24. Stück.

Den 10. Februar 1845.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1845. Lehrbuch der Zoologie. Von A. A. Berthold. VI und 592 Seiten in Octav.

Nachdem der Verf. längere Zeit die von ihm besorgte Uebersetzung von Latreilles natürlichen Familien des Thierreichs seinen Vorlesungen über Zoologie in Betreff der Classen, Ordnungen und Familien als Leitfaden zum Grunde gelegt hatte, überzeugte er sich von der Nothwendigkeit auch hinsichtlich der Gattungen und Arten seinen Zuhörern die wichtigsten Notizen zum Nachstudieren in die Hand zu geben. Er ließ nun Gattungen und Arten in einer solchen systematischen Anordnung auf einander folgen, daß dadurch ein Ueberblick über die gesammte Zoologie, zugleich aber auch eine Einleitung in das eigene Studium der Natur gegeben ist. — Aus der ungeheuern Anzahl der Gattungen und Arten wählte er hauptsächlich solche, welche ein vorzügliches naturhistorisches und physiologisches Interesse gewähren, oder

in öconomischer, forstwissenschaftlicher, technischer und mercantilischer Beziehung besonders wichtig sind, oder für die Arzneiwissenschaft eine nähere Bedeutung haben. Um aber eine Selbstübung im Bestimmen der Arten möglichst zu erleichtern, nahm er hauptsächlich einheimische und häufig vorkommende, von den ausländischen aber besonders solche Thiere auf, welche im zoologischen Museum der Universität ausgestellt sind, um während der öffentlichen Benutzung dieser Sammlung zum Nachstudieren zu dienen. — In der Einleitung werden die Begriffe von Zoologie und Thier, die chemische und organische Zusammensetzung des Körpers, die Zellenbildung und die einzelnen Grundgewebe, die organische Form, thierische Wärme, Phosphorescenz und Electricität, der Proceß der Verdauung, Aufsaugung, Blutbewegung, Respiration, Absonderung, Ernährung und organischen Bildung so wie der Bewegung und Nervenfunction, die Thierseele, Gelehrigkeit, der Geselligkeitstrieb, Instinkt, die Sprache, das Wandern, der Schlaf nebst Winterschlaf, die Zeugung und der Tod, das System und dessen gewöhnliche Eintheilung in ein künstliches und in ein natürliches, und endlich die Begriffe von Classe, Ordnung, Familie, Gattung, Art, Geschlecht, Spielart, Rasse und Bastard erörtert, — worauf dann eine Uebersicht der Literatur folgt.

Die Zahl der angenommenen Classen beläuft sich auf 12: Säugethiere, Vögel, Amphibien, Fische, Crustaceen, Insecten, Würmer, Weichthiere, Strahlthiere, Polypen, Infusionsthierchen und Schwämme, — von denen jede wieder nach dem Muster der allgemeinen Einleitung ihre besondere Einleitung hat.

Der Verf. war zweifelhaft, ob er die Schwämme,

welche offenbar viel von der Natur beider Reiche an sich tragen, aufnehmen sollte oder nicht; er entschied sich für Ersteres, und zwar aus dem Grunde, weil dieselben, obwohl sie eine eigentlich thierische Organisation nicht an sich tragen, dennoch ihren allgemeinen Eigenschaften sowohl, als auch ihrem chemischen Charakter nach, mehr mit thierischen als mit pflanzlichen Organismen übereinstimmen; nach Croockewits chemischer Analyse bestehen nämlich die Schwämme aus einer Substanz, die mit dem Hauptbestandtheil der Seide identisch ist, — und dieser Bestandtheil ist die Fibrine, welche nach Mulder das bei niederen Thieren ist, was bei höheren die Fibrine.

Ueberhaupt aber muß man das Thier- und Pflanzenreich nicht so schroff scheiden wollen, als es in älteren, neueren und jüngsten Zeiten von Manchen geschehen ist; denn es ist nichts erfahrungsmäßiger, als daß beide Reiche große Verwandtschaft mit einander haben. In der systematischen Einrichtung der Natur dient den höheren Wesen die Natur der niederen zur Grundlage. So finden wir schon von den Alten anerkannt, daß sogar im höchsten Wesen der Schöpfung, im Menschen, die Natur der niederen Wesen in allgemeiner Bedeutung enthalten ist, — daher wurde der Mensch vorzugsweise als Mikrokosmos betrachtet. Die Functionen des vegetativen Lebens müssen da walten, wo die Functionen des animalen sich geltend machen wollen, — somit hat jedes Thier eine vegetative Natur als Grundlage. Es läßt sich aber nicht annehmen, daß Thiere und Pflanzen auf ihren höchsten Stufen, da wo sie ihren entsprechenden Charakter am meisten ausgeprägt haben, d. h. wo in einem Organismus die Idee entweder der Pflanzen- oder der Thier-

natur am meisten verwirklicht ist, die größte Verwandtschaft mit einander haben. Vielmehr muß sich dieses auf den niedrigsten Stufen beider Reiche ereignen, — und so haben wir denn in der mikroskopischen Organismenwelt die größte Verwandtschaft zwischen Thier und Pflanze, oder mit andern Worten die größte Unbestimmtheit von Thier und Pflanze, so daß zu allen Zeiten Naturforscher des größten Scharfsinnes über die animale oder vegetative Natur vieler mikroskopischer Organismen zweifelhaft geblieben sind. — Hier muß demgemäß aber auch der Charakter der Thierheit, welchen man in willkürliche Bewegung setzt, den geringsten Werth haben; dieser Werth muß um so unbedeutender sein, je weniger wir die rechte Bedeutung jener Bewegung wegen Mangels hinlänglicher Beobachtungsmittel, zu ergründen vermögen. Die eigentlich thierische Bewegung ist eine von Innen ausgehende, welche zwar in den manigfaltigsten Formen und Zwecken, wenigstens jedoch in dem allgemeinsten Zweck der individuellen Erhaltung, im Auffuchen von Nahrung sich ausdrückt, — mindestens in dieser Hinsicht muß die Bewegung den Charakter der Willkür an sich tragen, wenn sie auf den Namen einer thierischen Anspruch haben will. Sind wir im Stande wenigstens diesen Zweck in der Bewegung der Organismen zu erkennen, so dürfen wir solche als Thiere ansprechen, und zwar sogar in dem Falle, wo uns das Mikroskop über den inneren Bau zweifelhaft läßt. Bleibt uns aber eine solche Bedeutung der Bewegung verborgen und sind so genannte Organe des animalen Lebens mit hinlänglicher Deutlichkeit nicht zu erkennen, so hängt es von dem subjectiven Standpunkte des Beobachters ab, ob er einen sich bewegenden Organismus als Thier oder als Pflanze

ansprechen will. Keinenfalls kann geaugnet werden, daß Bewegung, sogar Ortsbewegung, auch in der Pflanzenwelt existiere. Schon Ingenhous hat darauf aufmerksam gemacht, daß die Sporen mehrerer Algen, nachdem sie von der Mutterpflanze getrennt sind, active Bewegungen für einige Zeit annehmen, dann aber, sich fixierend, neue Fäden treiben; Unger hat in neuester Zeit diese Thatsache an der *Vaucheria clavata* genauer geschildert: Die Bewegung der aus dem alten Mutterstamme frei gewordenen Sporidie ist rotierend um die Längsachse, von links nach rechts und zugleich vorschiebend; sie wird durch Vibrationen der Cilien des Flimmerepitheliums bewirkt, ist nicht willkürlich, und dauert etwa 2 Stunden. Unger betrachtet diese Sporidien als thierische Embryonen, welche sich über die Embryonenlebensstufe nicht erheben können und nach kurzer Dauer wieder pflanzliche Natur annehmen. In dieser Bewegung läßt sich aber durchaus kein thierischer Zweck erkennen; sie ist zwar nicht durch äußere Umstände bewirkt, ist aber doch auch nicht eigentlich willkürlich; sie wird durch das Vibrieren von Cilien bewirkt, und hat nur die Bedeutung der räumlichen Verbreitung, eines Wanderns, was der Pflanze und dem Thiere gemeinschaftlich ist, aber von beiden auf sehr verschiedene Weise verwirklicht wird. In den Fällen aber, wo wir nicht im Stande sind, über die eigentliche Bedeutung der Bewegung zu entscheiden, wo uns das bestbewaffnete Auge in dieser Hinsicht im Stiche läßt, da kann nur die chemische Analyse über die thierische oder pflanzliche Natur in Frage stehender Organismen Aufschluß geben, und so sind demgemäß in dem Buche die Schwämme, obwohl sie als ganze Massen sich nicht bewegen, zu den Thieren gestellt, bei den Kugel-

Spindel- und Stabthierchen hingegen, obwohl sie sich bewegen, ihre wahrscheinlich pflanzliche Natur angedeutet.

Bereits haben sich in laufender Zeit mehrere und gewichtige Stimmen dahin ausgesprochen, daß manche von den als Infusionsthierchen geltenden Geschöpfen nur pflanzliche Organismen sind. Die Mittheilung folgender Sätze aus einem diesen Punct betreffenden Schreiben des Hrn Präsidenten Nees von Esenbeck an den Verf. (d. d. 30. Dec. 1844), dürfte unsern Lesern nicht unwillkommen sein, — zumahl jene Sätze wesentlich zur Ergänzung und Erläuterung Desjenigen dienen können, was Hr v. Nees über 'vegetative Bewegung' in den Act. Natur. Cur. T. XX. p. 566 sqq. gesagt hat. 'Ob Etwas Thier oder Pflanze sei, kann man nur am Bau erkennen. Wird also ein organisches Kügelchen, im Wasser schwimmend, gegeben, so kann Niemand sagen, ob das Kügelchen Thier oder Pflanze sei, es wäre denn, daß man ein untrügliches Merkmal fände, welches das Thier anzeigte. Die Meisten halten sich an die Bewegung, die sie, weil sie nicht mechanischer Art scheint, spontan nennen, und daraus auf Thierheit schließen. Offenbar schieben sie hierbei den Begriff der sensibeln Spontaneität unter, worüber aber wieder nur der Besinnungs- und Bewegungsorganismus Zeugnis ablegen kann. Das gibt also einen Zirkel oder eine *Petitio principii*. Ich glaube mit Grund erinnert zu haben (an der genannten Stelle der Acta Nat. Cur.), daß es auch eine vegetative Spontaneität der Bewegung gebe. Gibt es aber diese, so muß man wieder unter den Infusorien pflanzliche und thierische unterscheiden. Wenn man dagegen anführt, es sei ja nicht nöthig noch lasse sich behaupten, daß ein Organismus ent-

weder Pflanze, oder Thier sein müsse, sondern der Augenschein zeige ja, daß es auch Organismen gebe, welche weder Pflanzen noch Thiere seien, so ist diese empirisch eben so wenig zu erweisen, als begriffsmäßig zu sagen, was denn nun dieses Dritte sei, wenn es nicht der bloße Begriff der Organisation sein solle, der aber kein empirisches, sondern nur ein Gedanken=Dasein hat. Ich glaube nun, es sei undenkbar, daß etwas organisch, aber weder Thier noch Pflanze sei; was aber nicht zu denken ist, kann auch nicht aus der Erfahrung gefunden werden, und man muß folglich, von der Bewegung im Raume absehend, Kriterien der Pflanzen= und der Thiernatur auch unter den Infusorien aufsuchen, und so dieses Gebiet abemahlstheilen, wobei denn in der Mitte allerdings die einfachsten Formen übrig bleiben werden, an welchen das Kriterium mit den bisherigen Hilfsmitteln schwer oder gar nicht zu erkennen ist. Damit muß sich aber auch die Erfahrung bis auf Weiteres begnügen und nicht eine Behauptung unterschieben. Könnten wir den Thiercharakter nun bis ins Kleinste erkennen, so würden wir auch die Infusorien rein in 2 Hälften oder Theile, nämlich Thiere und Pflanzen aufgehen sehen. Der Mund und der damit congruirende und zusammenhängende Eingeweidebau scheint mir für das Thier als Bildungsmoment oben an zu stehen. Gibt es aber noch Thiere ohne Mund, so könnten sich diese von den Pflanzen nur noch durch ihre irritable Masse und durch die chemischen Producte ihres Lebensprocesses unterscheiden.'

Es mag nur noch erwähnt werden, daß ein vollständiges mit der Bezeichnung der Betonung versehenes Register dem Buche angefügt ist.

Berthold.

B e r l i n ,

bei G. Reimer 1845. Einleitung ins neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen, mit einer Vorrede von Dr F. Lücke, herausgegeben von G. Wolde, Repetenten an der theol. Fac. in Göttingen. (F. Schleiermachers sämtliche Werke. Erste Abth. 8ter Band. — Literarischer Nachlaß. Zur Theologie. 3ter Band). XXIX und 482 Seiten in Octav.

Ueber das Verfahren, welches der Unterzeichnete bei der Herausgabe dieses Theiles von Schleiermachers literarischem Nachlasse beobachtet hat, berichtet derselbe in einem Vorworte. Er hat versucht, aus nachgeschriebenen Heften den Text der im Winter 1831 — 1832 gehaltenen Vorlesung, zwar mit den nöthigen Abkürzungen, doch vollständig und in ununterbrochenem Zusammenhange herzustellen. In Anmerkungen befindet sich unter dem Text, was in einem Entwurf von Schleiermachers eigener Hand aus dem Jahre 1829 und in nachgeschriebenen Heften aus demselben Jahre Abweichendes oder Erläuterndes sich vorfand. Daneben sind theils die zum Verständniß des Textes nöthigsten Citate, theils Hinweisungen auf andere Schriften Schleiermachers, welche die betreffenden Gegenstände behandeln, hinzugefügt, ohne daß jedoch eine ergänzende Angabe der Literatur der Einleitung ins neue Testament versucht wäre. Das Ganze hat der Herausgeber in Paragraphen eingetheilt und deren Inhalt in einem Verzeichnisse angegeben.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

25. 26. Stück.

Den 13. Februar 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Einleitung ins neue Testament. Aus Schleiermachers handschriftlichem Nachlasse und nachgeschriebenen Vorlesungen, mit einer Vorrede von Dr. Fr. Lücke, herausgegeben von G. Wolde.'

Ueber die literarische Stellung des Schleiermacherschen Werkes, und namentlich darüber, wie es bei der großen Menge der seit der Ausarbeitung desselben erschienenen Schriften über die Kritik des neuen Testaments doch seine zeitgemäße Bedeutung behauptet, verbreitet sich die Vorrede des Hrn. Abt. Lücke. Da Schleiermacher auch auf diesem Gebiete schöpferisch, neubildend gewesen, so sei diesen Vorlesungen der besondere Werth beizulegen, daß sie die ganze Energie, Richtung und Methode desselben in der Kritik des N. T., seine kritische Gesamtanschauung von dem neutest. Kanon erst recht ans Licht treten lassen, wenn sie auch nur laut gewordene Studien, suchende Versuche in freier Art enthalten. Abgesehen von der leichten,

immer frischen, heiteren Art der Behandlung eines an sich mehr trockenen Stoffes sei besonders hoch anzuschlagen 'die Energie, mit welcher Schleiermacher die einzelnen Momente der kritischen Untersuchungen zusammen zu fassen und auf ihren Quellpunct zu concentriren weiß, ferner der feine, scharfe Blick in die Eigenthümlichkeiten der neutestamentlichen Literatur, aber ganz vorzüglich der unverzagte Muth, womit er die kritischen Probleme ergreift und keinen verständigen Zweifel scheut, so wie die Besonnenheit und Bescheidenheit, welche nirgends täppisch zugreift, nirgends den Knoten, weder aus Unglauben noch aus Ueberglauben, durchhauet, welche eben so gut weiß, was man nicht wissen, als was man wissen kann, den historischen Grund und Boden festhält, und sich selbst da, wo Zweifeln, Bedenken und Vermuthen am rechten Orte ist, von aller bodenlosen Zweifel- und Hypothesensucht frei hält. Je mehr unsere Zeit gerade auf diesem theologischen Gebiete an den krankhaften Extremen des Fortschrittes und der Hemmung leidet, an Zaghaftigkeit und Tollkühnheit links und rechts, — desto mehr glauben wir ein gutes Recht zu haben, das gegenwärtige Werk auch als ein der Gegenwart vielfach heilsames und erquickliches zu empfehlen.'

Auf Veranlassung davon, daß Schleiermacher der Einleitung in ihrer gegenwärtigen practischen Gestalt die wissenschaftliche Form abspricht, gedenkt die Vorrede mit Beifall der Schrift des Hrn Professors Hupfeld über Begriff und Methode der biblischen Einleitung (Marburg 1844), worin ihr die wissenschaftliche Gestalt einer Geschichte der heiligen Schriften oder der biblischen Literatur vindiciert werde. Dabei wird aber erinnert, daß, wie der Vater dieser Wissenschaft,

Richard Simon, sie nicht bloß *histoire*, sondern *histoire critique* du V. et N. T. genannt habe, (nicht, um den kritischen Charakter seiner historischen Forschung auszudrücken, sondern in Beziehung auf den kritischen Zweck derselben), so auch die eigentlich wissenschaftliche Form der Einleitung in der Kritik zu suchen sei, in ihrer wesentlichen Beziehung auf die Exegese, als philologische Kunst, während der theologische Charakter derselben in der Idee des heil. Schriftkanons liege. So könne man diese Wissenschaft schlechthin die Kritik des Kanons (*critica sacra*) nennen, welche zusammengeordnet und gleicher Würde mit der Hermeneutik unmittelbar die exegetische Kunst begründe. Schleiermacher selbst habe nun zwar noch die *critica sacra* zerstückelt, indem er die Theorie der Textkritik mit der Hermeneutik zusammengestellt, die Kritik des Kanons als solchen aber der Einleitung überlassen habe; indem er aber in der letztern sich vorzugsweise mit der Kritik des Kanons als einer theologischen geschichtlichen Grundlage beschäftigt und die hierher gehörigen Fragen sehr methodisch behandelt habe, gebe auch er manigfache Anregung zu einer wissenschaftlicheren Gestaltung der Einleitung.

Dem Unterzeichneten bleibt nun noch übrig, auf den Inhalt des Schleiermacherschen Werkes selbst in der Kürze hinzudeuten. In den Vorbemerkungen (S. 1—31) wird als Aufgabe der Einleitung in das N. T. hingestellt, uns möglichst in die Stelle der ursprünglichen Leser zu setzen, für welche die neutestamentlichen Verfasser geschrieben haben. Da aber die nöthigen Vorbedingungen zu Erreichung dieses Zweckes theilweise in andern Wissenschaften gegeben werden, so bleibe für die Einleitung etwa das übrig, was die Prolegomena

zu einem Werke zu enthalten pflegen, welches für einen andern Kreis heraus gegeben wird, als für den es ursprünglich bestimmt war. Indem ferner der Standpunct der ganzen Untersuchung und die für diese Vorlesungen insbesondere zweckmäßige Behandlungsweise erörtert wird, finden sich manche interessante Winke über die Art solcher Studien überhaupt, z. B. während gezeigt wird, warum bei den jetzt so reichlich vorhandenen literarischen Hilfsmitteln akademische Vorträge doch nicht als entbehrlich anzusehen seien, erscheint (S. 22) eine Bemerkung, die bei der jetzt häufig aufgeworfenen Frage nach einer etwaigen Umgestaltung des Universitätswesens nicht unwichtig ist, nämlich, daß der Zweck akademischer Vorträge 'noch weit leichter zu erreichen sein werde durch ein näheres Verhältniß zwischen Lehrer und Studierenden in Seminarien. Da dies aber noch nicht vorhanden sei, so müsse es durch die Methode, die der Lehrer bei seinen Vorträgen anwende, ersetzt werden, indem er gleichsam vor den Augen der Studierenden arbeite und sie die Resultate entstehen sehen lasse.'

Der erste Theil, die allgemeine Einleitung in das N. T. enthaltend, behandelt zuerst die Geschichte des Kanons (S. 32—75), wobei, um von einer festen Basis auszugehen, die Zeit der Fixierung des Kanons voran gestellt und von dort aus rückwärts nach den Zeugnissen früherer Kirchenschriftsteller über das Vorhandensein einer Sammlung aller oder einiger neutestamentlichen Bücher gefragt wird. Aus den vorgefundenen Zeugnissen werden Folgerungen auf die Principien gemacht, von denen man bei der Sammlung ausging, und gezeigt, daß ein doppeltes, theilweise entgegen gesetztes, Interesse, das theologische der Schule, Bücher zu besitzen, die durch ihre

Muctoren die Dignität authentischer Zeugnisse der reinen Lehre bekamen, und daß ascetische der Gemeinen, hinlänglich viel Schriften zum gottesdienstlichen Gebrauch zu haben, bei der Sammlung thätig gewesen ist, und daß nach mancherlei Schwankungen durch eine Transaction zwischen beiden der Canon seine jetzige Gestalt erhalten hat. Bei dem Mangel an historischen Nachrichten über die erste Genesis einer Sammlung neutestamentlicher Bücher, werden Vermuthungen über die Art des Bekanntwerdens, der Verbreitung und der Zusammenstellung dieser Schriften aufgestellt, wobei dem Eifer und der Sorgfalt der Mitglieder und namentlich des Clerus der Gemeinen in Metropolitanstädten, als Mittelpuncten des Verkehrs, am meisten Einfluß zugeschrieben wird. — Ferner betrachtet der erste Theil das Verhältniß des jetzigen neutestamentlichen Textes zu dem ursprünglichen (S. 75 bis 118), wobei gezeigt wird, daß man nicht leicht über den ursprünglichen Text der Sammlung zu dem der einzelnen Schriften hinaus gehen könne. Nach Darlegung der historischen Nachrichten über die Textgestaltung und nach Angabe des gegenwärtigen Bestandes der Handschriften wird eine natürliche Geschichte des handschriftlichen Textes construirt, und mit Verwerfung der Hypothesen über die verschiedenen Textesrecensionen als wesentlich der Unterschied zwischen den latinisierenden und den rein griechischen Handschriften fest gehalten, wobei das Beispiel des Hieronymus dafür angeführt wird, daß den rein griechischen Handschriften der Vorzug zu geben sei. Was den gedruckten Text betrifft, so fordert Schleiermacher größere Unabhängigkeit der Ausgaben von der recepta und stimmt vor allen den Principien Lachmanns bei.

Im zweiten Theile der speciellen Einlei-

tung in die einzelnen Theile des N. T., werden die paulinischen Briefe, als die ältesten Bestandtheile desselben, zuerst behandelt (S. 120 bis 195). Es wird nicht sowohl jeder Brief der Reihe nach einzeln für sich betrachtet, als eine allgemeine Uebersicht des Verhältnisses aller zur Thätigkeit des Paulus gegeben, wobei sie in der Apostelgeschichte eine vorzügliche Bewährung erhalten. Sehr fein werden die verschiedenen Nüancen der Art, wie sich die Brieffschreibung des Apostels nach Anlaß, Gelegenheit und persönlichen Verhältnissen verschieden gestaltete, charakterisiert, und die Einwürfe, die aus solchen Differenzen gegen einzelne Briefe geschöpft werden, dadurch entkräftet. Sie werden nach Zeitfolge, Inhalt und mehr oder weniger vollständig begründeter Echtheit classificiert. Als Kern der echten paulinischen Schriften und Basis zur Beurtheilung der übrigen werden Röm., Gal., 1 Thess., 1 und 2 Cor. aufgestellt, an welche sich die übrigen in verschiedenen Abstufungen anreihen. Größeres Gewicht wird nur auf die Bedenken gegen den Epheserbrief gelegt, zu dessen Abfassung sich Paulus vielleicht einer andern Person bedient habe, indem er ihr bloß den Inhalt angegeben und sie auf den Colosserbrief verwiesen hätte. Eben so ungewis erscheint das Verhältniß der Pastoralbriefe; Schleiermacher sagt in dem Entwurf von eigener Hand über sie (S. 175): 'Die Sache der drei Briefe liegt für mich noch immer so, daß ich gegen Titus nichts ordentliches aufzubringen weiß, gegen 2 Tim. Bedenken habe, die aber nicht stark genug sind, eine Entscheidung hervor zu rufen, 1 Tim. aber nicht zu vertheidigen weiß auch bei dem besten Willen.' — Es folgt hierauf eine kurze zusammenfassende Betrachtung der paulini-

schen Lehre, und seiner Sprache in den verschiedenen Briefen.

Am interessantesten ist vielleicht die Behandlung der vier Evangelien zu nennen (S. 195 bis 344), die sich vor manchen andern Behandlungen desselben Gegenstandes durch größere Klarheit und Anschaulichkeit auszeichnet, wobei Schleiermacher zunächst auf die Veranlassungen sieht, durch welche sich die kanonische Tetras aus der Menge der unkanonischen ausschied, dann aber ausführlich beschreibt, wie sich auf naturgemäße Weise zuerst ein mündliches Verfahren der evangelischen Erzählung, hauptsächlich vermittelt durch das Geschäft der Evangelisten, ausbildete, und einen galiläischen und jerusalemischen Cyclus von Erzählungen aus dem Leben Jesu formierte, die allmählich in mehr oder weniger umfangreiche schriftliche Aufzeichnungen übergingen, aus welchen dann eine Zusammenstellung in der Weise der synoptischen Evangelien hervor gehen mußte, welche nach Maßgabe des beschränkten Umfanges solcher Bücher, der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der aufzunehmenden Materialien und der nicht allzu sehr differirenden Localität, aus welcher die letzteren zusammengetragen waren, sogleich in einer gewissen Uebereinstimmung erscheinen mußten, ohne daß die Zusammensteller einer des andern Werk benutzt, außer daß etwa der des Marcusevangeliums die beiden andern vor sich gehabt habe. Dagegen werde eine völlig entgegengesetzte Entstehungsart von Evangelien, die eigentlich selbständig biographische, durch das johanneische repräsentiert, das dadurch von vorn herein einen so verschiedenen Inhalt und Charakter erhalten mußte, ohne daß Johannes in ergänzender oder berichtigender Beziehung auf die andern Evangelien geschrieben habe, die in ihrer

jekigen Gestalt gewiß nicht früher, als das johanneische, vorhanden gewesen. Letzteres trage so sehr den inneren Charakter der apostolischen Ursprünglichkeit, der Lebendigkeit eines Augenzeugen an sich, daß es durchaus als Basis der Kritik der Geschichte Christi anzunehmen sei. — Schleiermachers Ansicht über die synoptischen Evangelien ist im Wesentlichen eine Durchführung derjenigen, welche aus seinem kritischen Versuche über die Schriften des Lucas (1ster Theil 1817) und seinem Aufsätze über das Zeugnis des Papias, auf welches besonders Gewicht gelegt wird (in Stud. und Kritik. 1832), bekannt ist. Die Nachweisung der Composition dieser Schriften wird ausführlich an den einzelnen Erzählungen in ihrer Reihenfolge ausgeführt, eben so wie bei Johannes der selbstständig von ihm befolgte Plan, und die sowohl pragmatische als apologetische Tendenz desselben im Einzelnen nachgewiesen wird.

Von der Apostelgeschichte wird (S. 344 bis 379) gezeigt, daß sie nicht das Werk einer zusammenhängenden Geschichtsschreibung sein könne. Da der Prolog des Verfassers (Luc. 1, 1—4) sich auf beide Theile seines Werkes gleichmäßig beziehe, so sei schon darnach voraus zu setzen, daß die Apostelgeschichte auf ähnliche Weise aus einzelnen Erzählungen zusammengesetzt sei, wie das Evangelium. Es gehe ihr zwar die Quelle der evangelistischen Erzählung, mündlich und schriftlich, ab; an ihre Stelle treten aber Gemeineurkunden und Reiseberichte von Begleitern der Apostel. Es wird an einzelnen Stellen der Apostelgeschichte die Mangelhaftigkeit und Ungleichmäßigkeit der Composition nachgewiesen, und erkannt, daß häufig die spätere Erzählung von dem Inhalt der früheren nichts weiß. Wenn nun auch die letzte Zusammen-

stellung des Ganzen nicht von einem Augenzeugen, nicht von einem Begleiter des Paulus geschehen sein könne, so haben dennoch die einzelnen Erzählungen die größte Glaubwürdigkeit, sie finden aber in einzelnen Angaben der paulinischen Briefe ihre Ergänzung und Berichtigung.

Die Benennung der katholischen Briefe (S. 379—431) wird davon abgeleitet, daß sie im Gegensatz gegen die früher gesammelten paulinischen, da sie nicht von einem Verfasser sind, unter der Bezeichnung *αἱ λοιπαὶ ἐπιστολαὶ καθόλου* zusammengefaßt seien, was man nachher in *ἐπιστολαὶ καθολικαὶ* abgekürzt habe. 1 Joh. wird als apostolisch gegen die vorgebrachten Zweifel vertheidigt und als eine Art von Abschiedsschreiben an einen Kreis, mit welchem Johannes in einem näheren Lehrerverhältnis stand, betrachtet. Dagegen 2 und 3 Joh. seien in der alten Kirche nur als deuterokanonisch angesehen worden; 2 Joh. erscheine als aus dem ersten johanneischen Briefe zu bestimmtem Zwecke zusammengefaßt, 3 Joh. aber fast nur als ein rhetorisch entstandenes Product. Gegen 1 Petr. werden zwar manche Bedenklichkeiten vorgebracht, die namentlich sich auf die Schwierigkeit der Ueberschrift beziehen; aber der allgemeinen Anerkennung der Kirche und manchen inneren Zeichen der Echtheit gegenüber reichen sie nicht hin, dem Briefe den apostolischen Ursprung abzuspochen. Dagegen erscheine 2 Petr. durchaus als ein späteres nach dem Briefe Judä gebildetes Nachwerk, wobei aber die Handlung der Unterschiebung für die damalige Zeit ganz anders zu beurtheilen sei, als für die heutige Zeit; denn indem manche alte Kirchenschriftsteller 2 Petr. für unecht gehalten, haben sie doch gar nichts Verfängliches darin gefunden, daß der Verfasser sich den Namen des Apo-

stets beigelegt hat. — Der Verfasser des Briefes Judä unterscheidet sich B. 17 selbst von den Aposteln und wahrscheinlich auch von der apostolischen Zeit, weshalb nicht genau zu bestimmen sei, welcher Judas der genannte gewesen. Der Jacobusbrief biete viele Schwierigkeiten dar, indem Manches darin auf eine sehr frühe Zeit, Anderes auf eine späte Weise; diese entgegengesetzten Indicien lassen sich vielleicht durch die Ansicht des Hieronymus vereinigen, daß Einer den Brief im Namen eines Andern ediert habe. Es könne Jemand den Brief im Namen des Jacobus von Jerusalem geschrieben und Erinnerungen aus den Vorträgen desselben in einer Sprache zusammengestellt haben, die ihm selbst nicht geläufig war. — Zuletzt werden alle katholischen Briefe in ihrem Verhältnisse zum Kanon, namentlich ihrem dogmatischen Inhalte nach, zusammengefaßt.

Hiernach wird der Hebräerbrief betrachtet (S. 431—449), da ihn erst Hieronymus in den lateinischen Kanon gebracht, während eben so spät die Apokalypse in den griechischen aufgenommen sei. Der Hebräerbrief wird seiner Form und seinem Inhalte nach erörtert, und nachgewiesen, daß er weder von Paulus noch von Barnabas geschrieben sein könne, wogegen eine alexandrinische oder jerusalemische Bestimmung und eine Abfassung etwa durch Apollon sich am leichtesten denken lasse, ohne daß dies jedoch mehr als eine Hypothese sei. Dagegen stehe der rein christliche Inhalt des Briefes und sein Ursprung im apostolischen Zeitalter so fest, daß er einen sehr hohen Rang im Kanon einnehmen müsse.

Der Apokalypse dagegen (S. 449 — 471) wird nur ein sehr geringer Werth beigelegt. Vielleicht dürfte dieses Kapitel den Leser am wenigsten

befriedigen. Es beschränkt sich fast nur darauf, in den einzelnen Theilen des Buches überall Incohärenzen und Schwierigkeiten aufzusuchen, um zu beweisen, daß man durchaus keinen Grund habe, von sichern exegetischen Ergebnissen zu reden und aus einzelnen Angaben auf Zeit, Ort und Verfasser bestimmtere Schlüsse zu ziehen. Das Buch für johanneisch zu halten, verbiete durchaus seine Verschiedenheit vom Evangelium. Das Ganze sei aus einer Menge einzelner Visionen zusammengesetzt, die gar nicht ursprünglich als Eins gedacht seien, die sich aber in einem bestimmten Kreise von Bildern bewegen, ohne daß die Beziehung derselben sich überall gleich bleibe.

Darauf werden sämmtliche neutestamentlichen Bücher noch einmahl in ihrer Beziehung auf den Begriff des Kanons zusammengestellt und es folgt ein dritter Theil, der von dem literarischen Zusammenhange und den Quellen des neuen Testaments handelt, und nach dem in den Vorbemerkungen aufgestellten Schema die materielle Seite der Einleitung enthalten soll. Dies wird aber nicht ausgeführt, sondern es werden nur allgemeine Gesichtspuncte darüber angegeben (S. 474 bis 482), wobei besonders die Unabhängigkeit des eigenthümlich Christlichen von früher vorhandenen, heidnischen oder jüdischen, Vorstellungen vertheidigt wird.

G. Wolde.

B r ü f f e l,

bei M. Havez 1838 — 1843. *Mélanges de philologie, d'histoire et d'antiquités*, par J. C. G. Roulez. Fascicule I—IV, zusammen 398 S. in Octav mit 33 Bildtafeln.

Unter diesem Gesamttitel pflegt Hr Professor

Roulez in Gent, dessen Verdienste um die Alterthumswissenschaftlichen Studien in Belgien wir schon bei einer früheren Gelegenheit rühmend erwähnt haben, die ursprünglich in den Bulletins de l'Académie Royale de Bruxelles erschienenen Berichte über seine Vorträge in dieser Akademie von Zeit zu Zeit zu vereinigen und auf solche Art auch in einem größeren Kreise zu verbreiten, ob schon sie allerdings auch in dieser Gestalt nur wenigen deutschen Gelehrten so zugänglich sein werden, daß nicht schon ein einfacher Inhaltsbericht den Lesern dieser Anzeigen willkommen sein dürfte; und da ein solcher bis jetzt in unsern Blättern noch nicht erschienen ist, so ergreift Ref. gern die Gelegenheit der Erscheinung des neuesten vierten Heftes dieser Sammlung, um in aller Kürze auch eine Uebersicht der früheren zu geben. Manche dieser älteren Aufsätze würden allerdings, wenn sie der Verf. jetzt zu schreiben hätte, die Spuren des Fortschrittes tragen, der sich zwischen den ersten und letzten Heften keinesweges verkennen läßt; andere, wie z. B. über die Thränenfläschchen und über die Hahnenkämpfe der Alten, haben durch ihren classischen Gehalt bereits solche Anerkennung gefunden, daß ihre Bekanntschaft bei jedem, der sich für diese Dinge interessiert, wenigstens mittelbar vorausgesetzt werden darf; doch soll weder diese noch jene Rücksicht die Vollständigkeit unserer Aufzählung hindern. Im ersten Hefte begegnet uns also zunächst eine Notice contenant des variantes et notes critiques sur Parthenius et Antoninus Liberalis, nach der von dem Verf. im Jahre 1829 vorgenommenen neuen Vergleichung der Heidelberger Handschrift, ohne große Ausbeute, aber gerade in der Absicht bekannt gemacht, um die von Passow in seinem Corpus scriptorum eroticorum

Graecorum verdächtige Zuverlässigkeit der Bastischen *lettre critique* zu retten; dann folgt eine *Note sur la mosaïque de Pompeji*, d. h. über das große Schlachtgemälde aus der Casa di Göthe, worin der Verf. Alexanders Sieg bei Issos nach einem Originale von Philoxenos erkennt, ferner *Observations sur la nature des relations des peuples de l'ancienne Belgique, dits cliens dans César, avec d'autres peuples leurs protecteurs*, eine *Note sur une peinture Persane mentionné par Themistius (Orat. XXIV, p. 369. ed. Dind.)*, und mehrere Berichte über Entdeckungen römischer Alterthümer in Belgien, woran sich zuletzt die bereits erwähnte Abhandlung *sur les vases vulgairement appelés lacrymatoires* anschließt. Unter jenen Entdeckungen ist besonders das Bruchstück eines polygonischen Meilenzeigers bemerkenswerth, den Hr Roulez in die Mitte des dritten Jahrhunderts setzt, und der auf seinen verschiedenen Seiten eben so viele Reiserouten mit ihren einzelnen Stationen und deren Distanzen in gallischen Leuken angab; hinsichtlich der vermeinten Thränenfläschchen aber hat der Verf. jedenfalls so viel unwiderleglich bewiesen, daß keine bekannte Stelle eines alten Schriftstellers mit exegetischer Wahrscheinlichkeit auf eine Sammlung von Thränen zur Aufbewahrung in Gräbern bezogen werden kann, und es folglich dem bei jener Benennung vorausgesetzten Gebrauche an jeder urkundlichen Beglaubigung fehlt. Die einzige Möglichkeit, sie wenigstens für einen Theil der römischen Grabgefäße fortwährend zu stützen, würde die sein, daß man wirklich solche fände, deren Beschaffenheit und Inhalt keinen Gedanken an Salb- oder Riechfläschchen zuließen, wie dieses neuerdings Hr Emil Braun in Ritschls *Rhein. Mus. B. I, S. 124*

rücksichtlich eines Stückes aus dem Grabmahle des Bäckers Eurysaces behauptet hat; so wahr es jedoch ist, was derselbe dazu bemerkt, daß wir für gewisse Erscheinungen des Alterthums von den Schriftstellern im Stiche gelassen werden und rein auf Thatsachen monumentaler Art angewiesen sind, so sind doch gerade die Beschreibungen der Begräbniscerimonien bei den Schriftstellern und Dichtern des Alterthums so häufig und detailliert, daß es billig zu verwundern wäre, auf eine so bedeutungsvolle und für poetische Betrachtungen fruchtbare Sitte nirgends auch nur mit einer Silbe angespielt zu sehen. Ueberhaupt ist die schriftstellerische Bestätigung monumentaler Erscheinungen nie als etwas Ueberflüssiges zu betrachten, sondern übt selbst bei unzweifelhaften Denkmählern den Zauber des lebendigen Wortes aus, wodurch das gerettete Bruchstück erst wieder seine Stelle in dem organischen Ganzen einer ehemahligen Wirklichkeit erhält; und in diesem Sinne hat es auch unser Vf. nicht verschmäht, gleich im ersten Aufsatze des zweiten Heftes für das unabweißbare Factum der Vielfarbigkeit in der alten Sculptur gleichwohl noch das ausdrückliche Zeugnis eines Epigrammes der lateinischen Anthologie T. I, p. 225 der Ausgabe von Meyer beizubringen. Nur darüber spricht er sich selbst nicht völlig deutlich aus, ob er unter der Polychromie des Daphnebildes, welches dort geschildert ist, einen wirklichen Farbenanstrich oder nur die Zusammensetzung aus verschiedenen bunten Marmorgattungen versteht; und wenn, wie es allerdings scheint, in seinen Worten: *où il est question d'une statue en marbre qui avait été coloriée*, die erstere Alternative enthalten sein sollte, so würden wir darüber abweichender Mei-

nung sein müssen, indem die Schlußworte: *ostendit varius quum duo signa lapis*, deutlich verathen, daß auch im Vorhergehenden *pictura* nur das Farbenspiel bedeutet, in welchem die Verwandlung des Menschenkörpers in einen Baum mittelst mehrfarbiger Steinarten ausgedrückt war. Zu den nächsten Abhandlungen: *sur quelques inscriptions de vases Romains*, *sur la position des Divitenses*, welche Hr Roulez mit dem Namen der Stadt Deuz gegen Cöln über in Verbindung setzt, und *Recherches sur les associations politiques chez les Romains*, finden wir nichts Wesentliches zu erinnern; eher könnte man mit den *Considérations sur la condition politique des cliens dans l'ancienne Rome* rechten, deren Resultat: *que la clientèle n'étoit pas une condition politique, mais que dès le principe, comme au huitième siècle, elle fut une institution de la vie privée constituant simplement des rapports d'individus à individus*, sich nicht einmahl mit Ciceros Ausspruche von *Roñulus* vertragen dürfte, *de Republ. II, 9: habuit plebem in clientelas principum descriptam*; doch wollen wir eine so vielfach besprochene und weit-schichtige Erörterung hier nicht weiter aufnehmen, und erwähnen lieber, daß die jetzt folgende *Correction d'un texte de Dion Chrysostome (VIII, p. 130)* d'après un manuscrit du Vatican, in der neuesten Ausgabe von *Emperius* verdiente Bestätigung und Ausnahme gefunden hat. Die kritischen Bemerkungen zu einigen Stellen des *Cäsar de B. Gallico (II. 4; V. 39; VI. 33)* mit Berücksichtigung dreier Florentinischer Handschr. sind unbedeutend; dagegen muß der Abhandlung über ein Vasengemälde der Sammlung *Pizzati*, bret-

spielende Krieger vorstellend, um so mehr gedacht werden, als Hr Gerhard in seiner kürzlich erschienenen Vorlesung über die Minervendidole Athens (Berlin 1844. 4.) S. 27 dasselbe Bild noch als unediert bezeichnet. Ob es freilich, wie Hr Roulez unbedenklich annimmt, nach der Analogie der berühmten Vase des Eretria auf Achill und Ujas zu beziehen sei, kann vielleicht mit Panofka Bilder antiken Lebens S. 18 bezweifelt werden; wohl aber hat derselbe die durch Athenens Gegenwart angedeutete symbolische Bedeutung jenes Würfel- oder Bretspiels bereits im Ganzen richtig erkannt, obgleich ihm die besondere Beziehung entgangen ist, in welcher Athene als *Σκίρας* zu diesem Spiele steht; vgl. schon Christie inquiry into the ancient game greek, London 1801, und jetzt insbesondere Gerhards etrusk. und kampan. Vasenbilder S. 29. Die Vorstellung der Rückseite bezeichnet Hr Gerhard einfach als Rossführung; Hr Roulez gibt auch ihr eine bestimmtere Auslegung als Abschied Kastors, und glaubt sogar in der Fingerbewegung des vor dem Abziehenden stehenden Jünglings, den er für Polydeukes nimmt, den nach Ptolem. Heph. l. V von Helena erfundenen *κλήρον διὰ δακτύλων* zu erkennen, wogegen sich inzwischen noch erhebliche Bedenken aufwerfen ließen; namentlich kann auch der hinter dem Abziehenden stehende Mann in Ermangelung aller königlichen Abzeichen schwerlich auf Tyndarus bezogen werden.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

27. Stück.

Den 15. Februar 1845.

B r ü s s e l.

Schluß der Anzeige: 'Mélanges de philologie, d'histoire et d'antiquités, par J. C. G. Roulez.'

Es folgt eine Notice sur deux tombeaux découverts récemment à Monterone, von welchen zwei Gräbern wenigstens das eine durch seine Construction in die Reihe der ältesten Denkmähler vor Anwendung des Bogens zu fallen scheint; dann schließt dieses Heft mit einer Note sur quelques inscriptions latines, die dem Verf. insbesondere zu einer längeren Erörterung über die Augustales Anlaß geben; außerdem ist darunter ein ordo et populus Vulcentium aus dem Ende des dritten Jahrhunderts, ein Consul und Proconsul von Afrika L. Minicius Natalis, und die Abkürzung D. A. zu Anfang einer Grabschrift zu bemerken, die Hr Roulez nach der Analogie von Orelli ampl. coll. n. 4525 durch domus aeterna erklärt. Das dritte Heft eröffnet jene Explication d'une peinture de vase représentant un combat de coqs, die wir als vollständigste Sammlung alles auf die Hahnenkämpfe des Alterthums bezüglichen Stoffes

schon oben gebührend hervor gehoben haben. Von den drei folgenden Vasengemälden ist das Urtheil des Paris bereits im Jahrgang 1843 dieser Anzeigen von einem andern Mitarbeiter in einem Sinne besprochen worden, der brieflicher Mittheilung zufolge inzwischen den Beifall des Verfs selbst erhalten hat, und Triptolemos auf dem Flügelwagen zwischen Demeter und Kora steht auch in Gerhards auserlesenen Vasenbildern B. I, Taf. 75 abgebildet und beschrieben; doch behält daneben die gelehrte Erklärung unsers Verfs ihren selbständigen Werth eben so wohl, als der Aufsatz über Herakles mit der Hydra sich den Erörterungen von Gerhard B. II, S. 43 und Welcker in den *Ann. dell' Inst. di corrisp. Arch.* 1842, p. 103 flg. über denselben Gegenstand würdig anreihet; nur das ähnliche Motiv — Iolaos mit dem Feuerbrande die enthaupteten Hälse verschließend — finden wir jetzt auch bei Gerhard Taf. 148 wieder. Der Aufsatz *sur la fausseté de l'inscription latine relative à l'époque de la construction des grands chemins romains de la Belgique*, bezieht sich auf eine Inschrift von augenscheinlicher Unechtheit, durch welche der Abbe Bevy die von Strabo IV, p. 208 erwähnte Anlage von Heerstraßen in Gallien durch Agrippa näher zu beurkunden gesucht hatte, die aber im Ganzen nicht vielen Betrug angerichtet zu haben scheint, wie sie denn z. B. Frandsen in seinem *Agrippa* (Altona 1836, S. 173) gar nicht gekannt hat; interessanter ist die folgende Notiz über *quelques tessères de gladiateurs* aus der Sammlung des königl. hannoverschen Ministerresidenten Hrn Kestner zu Rom, bei welchen auch das bemerkenswerth ist, daß die Jahresangabe für die zweite Hälfte des Jahres, in welche sie alle fallen, nach den *Consulibus suffectis* geschieht, deren Einzelne wir bei dieser Gelegenheit

auch zuerst kennen lernen. Nur einmahl wird sich Hr Roulez selbst untreu, indem er die Worte N. Sept. M. Asin. C. P. auf die ordentlichen Jahresconsuln von 777 u. c. bezieht und dadurch genöthigt wird, die letzten Buchstaben entweder mit höchster Willkür auf Cossus Cornelius Lentulus zu deuten oder gar nur den einzigen M. Asinius als erwähnt zu betrachten; viel einfacher wird es jedenfalls sein, wenn man auch in jenen Anfangsbuchstaben nur ein uns sonst unbekanntes Paar von *suffectis* sucht. Auf die erste der beiden Inschriften, welche hiernächst die *Note sur quelques inscriptions latines relatives à des magistrats romains en Belgique* behandelt, kommen wir bei Gelegenheit des vierten Heftes noch einmahl zurück; zu der andern genüge die Bemerkung, daß der *procurator fisci libertatis et peculiorum* nicht, wie Hr Roulez interpungiert hat, außer dem *fiscus* noch *tout ce qui concernait l'affranchissement des esclaves et le règlement de leur pécunium* zu besorgen hat, sondern, wie bei Orelli *ampl. coll. n. 3335*, seine Casse eben der *fiscus libertatis et peculiorum* ist, in welchen unstreitig die Abgaben der kaiserlichen Hausclaven von ihrem Privatvermögen und für ihre Freilassung flossen; an das *aurum vicesimarium* ist freilich auch nicht mit Hagenbuch zu denken. Den Rest des Heftes bilden wieder archäologische Abhandlungen: *Notice sur deux peintures de vases à sujets nuptiaux*, wobei viel Schönes über den *ἱερός γάμος* des Zeus und der Hera, obgleich die Deutung im Einzelnen noch manchen Zweifel läßt und namentlich die Annahme einer *Ἀρτεμις Ἥμη* als *Jaculatrix* vor dem philologischen Richterstuhle nicht bestehen kann; ferner *mort d'Antiloque et de Memnon*, *Hercule chez Oenée*, *Borée enlevant Orithyie*, gleichfalls auf Vasengemälden, das leht-

genannte jetzt auch bei Gerhard Taf. 152; endlich über eine artige Terracotte aus der Sammlung Pizzati, Aphrodite und Adonis vorstellend, wovon der Verf. Gelegenheit genommen hat, wie auch bei den vorhergehenden Bildern, sich mit großer Gelehrsamkeit und richtiger Einsicht in die Bedeutung der alten Mythen über diese ganze Erzählung und ihren symbolischen Sinn zu verbreiten. Hier und da freilich läßt er sich durch das in der heutigen archäologischen Exegese nur allzu sehr herrschende Bestreben, überall Beziehungen zu entdecken, zu Vermuthungen hinreißen, die auf äußerst schwankendem Boden ruhen, wie wenn er die Rückseite der Boreasvase, die er als Einweihungscene eines jungen Mädchens deutet, mit dem Hauptgegenstande durch die Nebenpersonen des letzteren, die Begleiterinnen der Dreithyia, in Verbindung bringt und sogar die *δειπνοφορία* bei Bekk. Anecd. gr. T. 1, p. 239 mit hereinzieht, deren *μυστικὸς λόγος* noch keinesweges des *cérémonies mystérieuses* voraussetzt; im Ganzen hält er sich jedoch innerhalb gesunder Grenzen und macht nicht einmahl durchgehends den Gebrauch von der Natursymbolik, zu welchem er durch seinen Gegenstand berechtigt gewesen wäre. So konnte er unseres Erachtens zu der in der Abhandlung über Herakles und Deneus nur äußerlich gezogenen Parallele zwischen den Kämpfen des Herakles mit den Kentauren Nessos, Dexamenos, Eurytion, und dem Flussgotte Acheloos ohne Mühe eine gemeinschaftliche Einheit des Begriffes finden, aus welcher sich die sehr scharfsinnig von ihm angenommene Verwechslung und Verschmelzung dieser verschiedenen Mythen auf den Vasenbildern noch weit einleuchtender hätte herleiten lassen. In der gewöhnlichen Gestalt der Sage ringt allerdings Herakles zuerst bei Deneus mit Acheloos um Deianeira, und kommt

dann auf der Heimreise mit dieser in den Conflict mit Nessos bei dem Flusse Evenos, woneben ganz unabhängig die andere Erzählung steht, wie Herakles die Tochter des Königes Dexamenos von Lenos, Mnesimache, vor der Ehe mit dem Kentauren Eurytion rettet; da aber diese letztere anderswo gleichfalls Deianeira heißt, und hinwiederum der Name Dexamenos selbst auf einer berühmten Hydrria des Museo Borbonico für einen Kentauren vorkommt, der in Deneus Gegenwart Deianeira zu rauben sucht und von Herakles zu Boden geschlagen wird, so urtheilt Hr Roulez ganz richtig: nous pensons, que la première est une imitation de la seconde, ou en d'autres termes, que l'aventure arrivée chez le roi Dexaméne, a été transportée par quelque poète chez Oenée et peut-étre substituée à la lutte d'Hercule avec Achelous, wenn er nur nicht hinzugefügt hätte: mais que, dans tous les cas, elle est demeurée distincte de la rencontre subséquente du fils d'Alcméne avec le centaure Nessus. Ref. wenigstens ist fest überzeugt, daß allen diesen Mythen der nämliche Gedanke zu Grunde liegt, der nur bei seiner stäten Wiederholung in verschiedenen Gegenden localisirt werden konnte, ohne daß deshalb Nessos und Dexamenos oder Eurytion verschiedenere Personen sind, als z. B. Sokaste oder Epikaste und Euryganeia als Gemahlin des Oedipus, oder in unserem Mythos selbst Deianeira und Mnesimache, in welchen beiden Namen nur der gemeinschaftliche Begriff der Kampfbegier ausgedrückt ist: diese heißt aber die Tochter des Deneus d. h. des Weinmannes und der Althäa oder Triebkraft, weil der Wein die Thatenlust erzeugt, wie denn zum Ueberflus nach einer andern Angabe bei Apollodor Deianeira geradezu von Dionysos gezeugt sein sollte; und gleichwie nun der Kalydonische Eber,

der die Gefilde des Deneus verheert, nur das Gegenstück desjenigen ist, der die Weinpflanzungen des Ankäos verwüstet, so kann Ref. auch in allen den Wesen, welche Herakles als Beschützer der Deianeira bekämpft, nichts als Naturerscheinungen und zwar zunächst Waldströme erblicken, die den Weinbau der anliegenden Fluren bedrohen und durch die von Herakles repräsentierte Cultur mittelst Wasserbauten zurück gedrängt und im Zaume gehalten werden. Herakles Zweikampf mit Acheloos, dem er sein Horn abbricht, ist längst durch eine Trockenlegung des Stagnationen dieses Stromes an seinem Ausflusse gedeutet worden, vergl. Gerhard auserl. Vasenb. B. II, S. 111 flg.; wenn aber der Fluß in seiner befruchtenden Kraft stierhüptig aufgefaßt werden konnte, so entsprach das Bild eines Kentauren völlig der reißenden Strömung, die die unwiderstehliche Kraft des Mannes mit der Schnelligkeit des Rosses vereinigt, und wie in *Εὐρυτίων* der Begriff des gewaltigen Fließens, in *Δεξαμενὸς* der eines Wasserbehälters (*δεξαμενή*, Cisterne, Herod. III. 9; VI. 119) nicht zu verkennen ist, so wird sich auch *Νέσσος* nach Hesiod. Theog. v. 341 unbedenklich als Fluß auffassen lassen.

Doch alles dieses hier weiter zu verfolgen, wozu sich sonst nur allzureicher Stoff darböte, kann unsere Absicht nicht sein, und so wenden wir uns denn noch in aller Kürze zu dem neuesten oder vierten Hefte, das übrigens nur in noch höherem Maße als die vorhergehenden archäologischen Untersuchungen gewidmet ist. Bloß zwei seiner Aufsätze gehören einem weiteren obgleich immer noch monumentalen Kreise an; der eine überschrieben: *les avocats joués sur le théâtre à Rome*, als Commentar zu der ergötzlichen Grabchrift aus dem Columbarium der Via Latina, die zuerst in

dem Augusthefte des *Bulletino dell' Inst. arch.* 1840 abgedruckt und dann wiederholt behandelt worden ist, auf den *Caesaris lusor, qui primus invenit causidicos imitari*; der andere sur une inscription grécque relative à un magistrat romain de la Belgique, als Nachtrag und gewissermaßen Berichtigung zu einem ähnlichen des vorigen Hefes, wo Hr Roulez die fehlenden Namen eines *legatus pro praetore provinciae Belgicae* durch Conjectur zu ergänzen versucht hatte. Damals war er auf *L. Publicius Celsus* verfallen; jetzt aber scheint es ihm nach Vergleichung einer in mehreren Punkten wörtlich gleichlautenden Inschrift aus *Ankyra* angemessener, in beiden den nämlichen *Calpurnius Proculus* zu verstehen, wobei er den wesentlichsten Unterschied, daß derselbe auf dem einen Denkmale als *quaestor Achajae*, auf dem andern als *Proconsul* dieser Provinz erscheint, mit großer Wahrscheinlichkeit dahin auflöst, daß die griechische Stadt der dortigen Function ihres Gönners lieber einen zu hohen Grad habe beilegen als einen möglichen Verstoß begehen wollen. Unter den kunstgeschichtlichen Aufsätzen ließ sich über den Dreifußraub des *Herakles* nach *Passow*, *Panoska*, *Forchhammer* u. s. w. freilich nicht viel Neues mehr sagen; doch bietet das hier aus dem Besitze des Kunsthändlers *Basseggio* mitgetheilte Vasenbild wenigstens die Eigenthümlichkeit dar, daß es neben *Apoll* das heilige Thier seiner Schwester, die *Hirschkuh*, stellt, und schließt sich dadurch zugleich der folgenden Vorstellung an, die obgleich ein vollkommenes Gegenstück zu dem Kampfe um den Dreifuß, doch viel seltener ist und außer der hier von *Hrn Roulez* und gleichzeitig auch von *Gerhard* auserl. Vasenbilder B. II, S. 51 flg. beschriebenen Amphora bis jetzt nur noch zweimahl vorkommt: dem Streite zwischen

Herakles und Apoll um die Hirschkuh selbst, die Hr Roulez im Ganzen gewis mit Recht als ein ähnliches astronomisches Symbol deutet, wie es auch in dem Dreifuße als Repräsentanten der Jahreszeiten erkannt wird. Was diesen betrifft, so veranlaßt uns des Verfs Vortrag nur zu zweierlei Bemerkungen: erstens, daß es uns zur Erklärung des Streites zwischen Herakles und Apoll keinesweges nöthig scheint, wie bei Dionysos zur Annahme zweier collidirender Culte zu schreiten, da Herakles doch wohl nirgends als Hauptgott eines Stammes auf gleicher Stufe mit Apoll gestanden hat, sondern es völlig genügt, den Uebergang des Frühlings in die Sommerhitze, worin Hr Roulez erst das zweite Stadium dieses Symbols erblickt, als den ältesten und einfachsten Sinn voranzustellen; sodann, daß in der von Pausanias X. 13. 4 beschriebenen Darstellung dieses Kampfes eben so wenig wie in irgend einer bildlich erhaltenen daran zu denken ist, daß Artemis und Athene beschwichtigend und vermittelnd dazwischen treten, sondern im Gegentheil jene ihrem Bruder, diese ihrem Freunde hilfreich zur Seite steht, und erst halbwissende Veriegeten, welchen Pausanias Glauben schenkte, diesem Beistande jene andere Bedeutung liehen; hinsichtlich der Hirschkuh aber und ihrer auch in Herakles Leben mehrfach wiederkehrenden Rolle, wo sie namentlich in der Ernährung des Telephos als Stellvertreterin der Auge, d. h. des Lichtglanzes, ihre astronomische Beziehung darlegt, ist zu bedauern, daß der Verf. die gelehrte Zusammenstellung von Otto Sahn in seinem Telephos und Troilos, Kiel 1841, S. 58 nicht gekannt zu haben scheint, obgleich er im Wesentlichen selbst auf die ähnlichen Resultate gekommen ist. Minder bedeutend ist der nächste Vortrag sur quelques monumens figurés de l'époque romaine,

trouvés autrefois dans le Luxembourg, dessen Gegenstand hoffentlich jetzt in der längst erwarteten Ausgabe von Wiltheims Luxemburgensibus ein helleres Licht erhalten wird, als ihm Hr Roulez auf den Grund mangelhafter Abschriften und Nachzeichnungen geben konnte; desto mehr aber verdienen die folgenden Aufsätze die Aufmerksamkeit des Archäologen, sey es, wie die Notice sur un buste en bronze (Sunokopf) trouvé à Brunault, durch die Hinweisung auf eine ehemahlige Niederlassung, die eine Fundgrube bemerkenswerther Alterthümer zu werden verspricht, sei es durch den selbständigen Werth der Gegenstände und ihrer Auslegung, wie insbesondere die ferneren Basenerklärungen, selbst wo man ihnen nicht völlig beispflichten kann, doch zu dem Gelehrtesten und Anregendsten gehören, was die letzten Jahre auf diesem Gebiete gebracht haben. So gleich die erste: Abderos von den Rossen des Diomedes zerrissen, auf einer vulcentischen Schale bei Basseggio, wo sich zwar eine gesunde Lexilogie schwer entschließen wird, in dem Worte *Ηιπποκριτος*, womit die Hauptfigur bezeichnet ist, einen qui a été déchiré par des chevaux zu erkennen, dagegen die Deutung des Vowels, der hinter derselben fliegt, als Todesboten durch unzählige Beispiele anderer Basenbilder bestätigt wird; und wenn also so viel fest steht, daß der hier vorgestellte Jüngling als eine Beute der Rosse, die er zu bändigen sucht, gedacht werden muß, so liegt jedenfalls keine mythische Beziehung näher als die von Hrn Roulez aufgestellte auf jenen unglücklichen Begleiter des Herakles, über welchen Ref. bereits in der Allgemeinen Schulzeitung 1830, S. 508 die Nachrichten zusammengestellt hat. Daß die nämliche mythische Person mitunter in verschiedenen Quellen unter ganz verschiedenen Namen vorkommt, ist schon vorhin bemerkt, und

wie dieses insbesondere auch nicht selten so geschieht, daß ein Eigenschaftswort oder Epitheton für den Eigennamen gesetzt wird, hat Hr Roulez selbst im dritten Hefte gelehrt nachgewiesen; hier aber braucht man sich nur zu erinnern, worauf auch der Verf. aufmerksam macht, daß Abderos in seiner Art ein völliges Gegenstück zu Hylas ist (waren doch auch Linos und Aktäon, die Welcker kleine Schriften S. 20 flg. mit diesem vergleicht, von Thieren zerissen), um in dem *Ἰπποκρίτος* gleichsam einen Auserwählten der Feuerrosse in ähnlicher Art zu erblicken, wie Hylas der Erkorene der Quellnymphen geworden war. Auch die beiden folgenden Abhandlungen: *Hercule prenant conseil de Minerve*, und *Hercule arrivé au terme de ses travaux*, können neben der gleichzeitigen Behandlung derselben Gegenstände in Gerhards Vasenbildern B. II, S. 177—180 wohl bestehen; und namentlich ist es bemerkenswerth, wie hinsichtlich des ersteren Bildes beide Gelehrte auf ganz verschiedenem Wege zu dem gemeinschaftlichen Ergebnisse gelangt sind, daß es den Helden vor seinem letzten und schwersten Gange, dem Herabsteigen in die Unterwelt, vorstelle; obgleich wir allerdings bekennen, daß uns das nähere Raisonnement, worauf unser Verf. diese Ansicht begründet, in seinen Prämissen wenig haltbar erscheint. Er nimmt die drei Männer, welche die Rückseite der Vase darstellt, für die drei Todtenrichter, und schließt daraus zurück, daß auch die Hauptseite mit dem Todtenreiche in Bezug stehe; eine solche Wechselbeziehung beider Seiten aber, die wohl bei Gefäßen des älteren Stils mit schwarzen Figuren zulässig ist, wird bei solchen mit rothen Figuren um so weniger voraus zu setzen sein, je bedeutungsloser und untergeordneter sich hier die Rückseiten gegen die Hauptgemälde zu verhalten pflegen; und wie

wir es schon oben einmahl rügten, daß des Verfs Scharffinn in ähnlicher Hinsicht das rechte Maß überschritten hatte, so werden wir auch hier in diesen drei Männern, welchen schon die beiden wesentlichsten Kennzeichen des Richteramtes, das Sitzen und (wenigstens zweien darunter) der Stab abgehen, bis auf Weiteres ganz einfach mit Gerhard palästrische Mantelfiguren erkennen. Eben so dürfte auf dem anderen Bilde letzterer vielleicht richtiger gesehen haben, wenn er den Kranz, mit welchem Nike den einziehenden Herakles im Olymp empfängt, nicht wie Hr Roulez als Lorbeer, sondern als Oliven- oder vielleicht noch besser als Myrtenkranz nimmt, der dann auf des Helden bevorstehende Vermählung, sei es mit Hebe oder mit einer andern Göttin zu deuten sein möge; im Uebrigen stimmt jedoch unser Vf. nicht nur in allen wesentlichen Stücken mit Hrn Gerhard zusammen, sondern hat selbst eine größere Vollständigkeit in Aufzählung und Vergleichung ähnlicher Vorstellungen vor diesem voraus, und berichtigt zugleich gelegentlich eine irrige Angabe in dessen Vasenbildern B. I, S. 201, nach welcher die Rückkehr der Kora auf Taf. 76, welche die Rückseite des eben besprochenen Gefäßes schmückt, zu der oben erwähnten Triptolemosvase gehören würde. Dasselbe Verdienst sorgfältiger und gelehrter Stoffsammlung kommt den beiden nächsten Abhandlungen zu, von welchen die erste die Erlegung des nemeischen Löwen durch Herakles, die andere Achills Erziehung bei Chiron zum Gegenstande hat, beide jetzt auch bei Gerhard Taf. 183 abgebildet; gehören dieselben auch zu den häufigeren Vorstellungen, die sowohl auf den vulcentischen Vasen als sonstigen Denkmählern auf die manigfaltigste Art variiert werden, so wird man doch eben das, was Herr Roulez hier über diese Variation bemerkt, mit

Vergnügen und Belehrung lesen, und namentlich was den Kampf mit dem Löwen betrifft, nicht ohne Interesse die hier gegebene Darstellung mit der bei Gerhard Taf. 102 vergleichen, wo ganz dasselbe Motiv gleichwohl mit großer Freiheit in den Einzelheiten und der Umgebung wiederholt ist. Ganz besonders aber wird die Hydria der Sammlung Pizzati, auf welcher Hr Roulez Herakles mit Hebe auf dem Vermählungswagen und darüber die Göttin der Zwietracht zwischen zwei Kämpfern erblickt, zur ergänzenden Erklärung ähnlicher Denkmähler dienen können, die, ohne Doubletten des gegenwärtigen Bildes zu sein, doch als Seitenstücke zu demselben erscheinen, in welcher Hinsicht wir namentlich auf die Amphora bei Gerhard Taf. 140 hinweisen. Dort hat der Herausgeber allerdings die Braut, die jedenfalls keine andere als auf unserem Bilde ist, vielmehr für Pallas als für Hebe aufgefaßt, und es damit unter die große Anzahl derjenigen eingereicht, von welchen er theils in dem ersten Bande der Vasenbilder S. 141, theils in seinen Trinkschalen des königlichen Museums zu Taf. 5 flg. gehandelt hat, und die sich unverkennbar auf die auch von Braun in seiner bekannten Schrift nachgewiesene heilige Hochzeit des Herakles und der Athene beziehen; hier aber muß die Entscheidung um so gewisser für Hrn Roulez ausfallen, als auf dem vorliegenden Bilde Athene selbst in voller Waffenrüstung an der nämlichen Stelle wie dort Poseidon in der Begleitung des Brautzuges erscheint, während die Braut nach Hrn Gerhards eigenem Geständnisse nichts von dem an sich trägt, was sonst für Athene charakteristisch ist; und sonach werden wir wohl auch in den übrigen Vorstellungen, in welchen derselbe S. 169 die Göttin 'unkennlich in schlichter Nymphengestalt' dargestellt glaubt, eben

so wohl Hebe erblicken dürfen, als wir Hrn Roulez beipslichten, wenn er das Corinthische Puteal mit Panofka auf die Vermählung des Herakles mit Hebe bezieht. Viel unsicherer scheint uns dagegen die Ansicht, welche unser Verf. mit Gerhard und De Witte theilt, daß die geflügelte weibliche Figur zwischen zwei streitenden Helden auf Quadrigen im oberen Abschnitte derselben Hydria, die auf einer ganz ähnlichen Vase bei Gerhard B. I, Taf. 20 mit deutlichen Buchstaben als *Ἴρις* bezeichnet ist, vielmehr als *Ἔρις* zu fassen sei; wir wenigstens können ihre ganze Stellung zwischen beiden Kämpfern nur als eine trennende und schlichtende, nicht als eine ermunternde betrachten; und nehmen wir dazu, daß beide Bilder sich über hochzeitlichen Scenen befinden, deren Gegenstand uns gewis auch auf die Bestimmung des Gefäßes schließen läßt, so können wir kaum glauben, daß die Vorstellung männlichen Heldenmuthes, wie Herr Gerhard B. I, S. 78 auslegt, hingereicht habe, die böse Vorbedeutung zu verdrängen, die für Neuvermählte im Geschenke einer *Ἐρις* gelegen hätte. Wohl stand auch auf dem Kasten des Kypselos *Ἐρις* zwischen Uias und Hektor, aber in einer Häßlichkeit (*αἰσχρότης τὸ εἶδος ἔοικεν*, Paus. V, 19, 1) von der hier keine Spur ist, und wenn auch Stellung und Fußbekleidung an Eumeniden oder Gorgonen erinnern könnte (Gerhard auserl. Vasenbild. B. II, Taf. 88; Trinkschalen Taf. 2), so bemerkt Hr Roulez selbst, daß diese nur ein *costume approprié à la marche rapide* sei, was einer *Ἐρις* gewis eben so wohl und mehr als einer *Ἐρις* zukam; ja der Petasus, den diese Figur auf unserm Bilde trägt, deutet direct auf die Götterbotin, und wenn dieselbe wirklich durch Inschrift beglaubigt auf einer archaischen Schale in Hrn Gerhard's Besitze als *Ἔρις* erscheint (auserl. Va-

senbild. B. II, S. 4), so kann begreiflicherweise diese Inschrift eben sowohl als die andere ver-
 schrieben sein. Höchstens bliebe noch die Annahme
 übrig, zu welcher sich auch Hr Roulez am Ende
 hinneigt, daß beide Namen dieselbe mythische Per-
 son bezeichnen, weil ja Eris allerdings auch bis-
 weilen von den Göttern selbst gesandt werde; und
 wirklich lesen wir in diesem Sinne bei Hesychios
 T. II, p. 70: Ἴρις ἢ θεῶν ἄγγελος καὶ ἢ ἐν
 οὐρανῷ ζωνή καὶ ἢ Ἐρις κτλ. und ähnlich
 Etymol. M. p. 475: σημαίνει καὶ τὴν φιλοσο-
 φίαν καὶ ἔριν καὶ φήμην: doch fehlt es dafür
 sowohl in sprachlicher als in mythologischer Hinsicht
 an jeder näheren Bestätigung, und selbst wo uns
 sonst noch die nämliche Doppelform begegnet, steht
 vielmehr Ἐρις für Ἴρις als umgekehrt, so daß
 letztere Auslegung jedenfalls die Grundbedeutung
 bliebe; vgl. Hesych. T. I, p. 1428: ἔριδας τὰς
 ἐν οὐρανῷ ἔριδας ἀττικῶς, und dessen Ausleger
 p. 1433 not. 14. Endlich noch einige Worte
 über die letzte Hydria, deren Vorstellung der ver-
 ewigte Müller, wie der Vf. mittheilt, nach dem
 ersten Blicke auf den von Telamon zurückgestoße-
 nen Teukros gedeutet hatte, während Hr. Roulez
 bei näherer Prüfung die Armbewegung des alten
 Königs nach der Schulter des vor ihm stehenden
 gerüsteten Jünglings mehr als eine freundlich ent-
 lassende betrachtet und deshalb die Ueberschrift scène
 de congé vorzieht; nur zögernd wagt er noch die
 bestimmtere Vermuthung, da das Größenverhält-
 niß des ältern Mannes auf einen Gott zu deuten
 scheine, daß Sarpedons Abschied von Zeus ge-
 meint sein könne. Ref. wundert sich, daß er gar
 nichts über den kleinen Fisch sagt, welchen, wenn
 die Zeichnung nicht trügt, der Alte neben dem
 Scepter in der rechten Hand hält, und der, wenn
 auch in Ermangelung des Dreizacks nicht auf Po-

seidon selbst, doch jedenfalls auf ein ihm gleichbedeutendes Wesen der Mythologie führen würde; übrigens können wir auch abgesehen hiervon keine angemessenere Beziehung des Ganzen als auf Theseus Abschied von Aegeus finden. Daß die Vasenbilder dieses Stils und dieser Größe vorzugsweise der attischen Sage entnommen sind, ist bekannt; auch die Rüstung des jungen Mannes ist ganz die attische, wie sie uns z. B. in Schölls Mittheilungen auf der Grabstele des Aristion begegnet und wie sie Theseus selbst u. A. bei Gerhard Taf. 158 trägt; und die leidenschaftliche Bewegung des Greises läßt zugleich ein schweres und ein verdienstliches Werk, wozu der Scheidende sich anschickt, voraussetzen. K.Fr.H.

U n s b a c h.

Verlag von G. H. Gummi 1844. Systematische Zusammenstellung der geltenden allgemeinen Bestimmungen für die protestantische Kirche im Königreiche Bayern. Herausgegeben von Carl Freiherrn von Dobeneck, Ritter des St. Johanner-Ordens (weltlichem Consistorialrathe). 311 und XV Seiten in Octav.

Vorliegendes Buch will nach dem Vorworte nicht 'als vollständiges protestantisches Kirchenrecht in Baiern gelten', sondern nur 'den wesentlichen Inhalt der Bestimmungen des protestantischen Kirchenwesens, welche allgemeine Geltung haben, möglichst systematisch' zusammenstellen. (Die Bestimmungen, welche ausschließlich im Consistorialbezirk Speyer gelten, sind den betreffenden Paragraphen als Nachträge beigelegt.) Dabei hat sich der Verf. von dem Grundsätze leiten lassen, 'nur das Bestehende und Geltende aufzunehmen, und so viel als möglich wörtlich oder auszugsweise wieder zu geben, nichts aus eigenem Wissen beizufügen oder zu ergänzen, daher die Definitionen, außer

jene, welche in den Verordnungen selbst enthalten sind, nicht beizusetzen.' Wo die Verordnungen, deren wesentlicher Inhalt mitgetheilt wird, selber zu finden sind, wird am Schlusse eines jeden Paragraphen genau angegeben. Doch werden die die Kirche betreffenden Verordnungen nur so weit berücksichtigt, als sie auf die Führung des Pfarramts Bezug haben. Das Ganze theilt der Vf. in fünf Hauptabschnitte: 1) von der Kirche, deren Verfassung, Rechten und Pflichten; 2) Verwaltung der Kirche; 3) von den geistlichen Personen und Aemtern; 4) von den kirchlichen und mit der Kirche in Verbindung stehenden Anstalten (hier wird z. B. vom Bibel- und Missionsverein, Schulwesen, Armenpflege, Wittwenkasse gehandelt); 5) von dem Kirchenvermögen.

Wöchte sich sowohl gegen diese Haupttheilung Manches einwenden lassen, als auch die weitere Unterabtheilung für die Auffindung des Einzelnen nicht besonders zweckmäßig angelegt sein: so wird diese doch sehr erleichtert durch ein ausführliches Inhaltsverzeichnis, welches vorausgeschickt ist.

Durch diese Zusammenstellung hat der Vf. sich nicht nur die bayerischen Pfarrer, sondern Alle, welche sich für die Weiterbildung der protestant. Kirchengesetzgebung interessieren, zum Danke verpflichtet. Theilten alle einzelne Landeskirchen auf ähnliche Weise die in ihnen geltenden Bestimmungen mit, so würden sie gegenseitig viel von einander lernen, und allmählich und unvermerkt sich bei allen durch locale Verhältnisse bedingten Modificationen ein protestantisches Kirchenrecht heran bilden.

Schließlich fügen wir hinzu, daß der Ertrag des Buches bestimmt ist 'für den Pfarrhilfsfond, welcher die Unterstützung großjähriger ältern- und vermögensloser Pfarrers-Töchter zum Hauptzweck hat.'

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

28. Stück.

Den 17. Februar 1845.

G ö t t i n g e n ,

Am 27. Januar legte Professor Wagner der königl. Societät der Wissenschaften eine Arbeit von Dr. H. Frey vor unter dem Titel: 'Zur Entwicklungsgeschichte des gemeinen Blutegels (Hirudo vulg. Nephelis vulg. Sav.)', wozu derselbe im verflossenen Sommer die Untersuchungen im physiologischen Institute dahier gemacht hat, angeregt durch die früheren Untersuchungen des Prof. Wagner (Zfss 1832, 4tes Heft) über die Embryologie des nämlichen Thieres. Der Verf. wollte diese frühere Arbeit, welche mit unvollkommenen optischen Hilfsmitteln angestellt war, einer Revision unterwerfen und weiter ausführen. Er beschäftigte sich mit diesem Gegenstande einige Monate hindurch, vom verflossenen Junius bis August. Leider war es aber auch ihm nicht vergönnt, hier zu einem Abschlusse zu kommen; denn bald stieß er auf Schwierigkeiten, welche ihm den größten Theil seiner Zeit hinwegnahmen und deren vollständige Lösung ihm nicht gelungen ist. Da jedoch die Ent-

wicklung dieses Thieres des Neuen und Interessanten Manches enthält, so erlaubte er sich, die bis dahin erlangten Resultate vorläufig mitzutheilen, deren Bervollständigung er sich für den nächsten Sommer vorbehält.

Man kann, bemerkt der Verf., die Entwicklungsgeschichte der Thiere bekanntlich auf eine doppelte Weise studieren, deren jede ihre eigenthümlichen Vorzüge und Nachtheile hat, nämlich:

a) indem man an einem und demselben Exemplare die ganze Reihe von Bildungsvorgängen vom Ei an bis zur endlichen Reife beobachtet; oder

b) indem man eine Anzahl von Embryonen in den verschiedensten Entwicklungsstadien untersucht und die dadurch gewonnene Anzahl von Einzelbeobachtungen durch Combination zu einer Reihe verbindet.

Das erste Verfahren scheint freilich viel für sich zu haben, sicherere und bequemere Resultate zu liefern. Allein es kommt Manches hinzu, was seine Anwendbarkeit gar sehr limitiert, ja in vielen Fällen durchaus unmöglich macht. Dahin gehört vor Allem der Umstand, daß bei der größeren Anzahl der Thiere die Eier von undurchsichtigen Hüllen umgeben werden, was eine mikroskopische Untersuchung derselben natürlich nicht gestattet. Eben so wird diese Untersuchungsweise dann unmöglich, wenn die Eier im Innern des mütterlichen Körpers sich ausbilden. Gewöhnlich ist dann nur eine äußerliche Beobachtung eines und desselben Embryo möglich, so bei Säugethieren und Vögeln. Wo der ganze Dotter zur Bildung des thierischen Körpers verwandt wird, ist bei undurchsichtigen Eihäuten wenigstens die Beobachtung der gröberen Formverhältnisse bei ersterer Untersuchungsweise gestattet. Allein selbst auch da wo eine

solche Untersuchungsweise möglich ist, kommen doch gewöhnlich noch manche Umstände hinzu, sie zu erschweren. Dahin rechnet der Verf., daß es selten glückt, den Embryonen künstlich alle die Verhältnisse herzurichten, die ihnen bei ihrer Evolution im Freien zu Gute kommen. Oft hat man daher den Verdruß, daß auch bei der größten Sorgfalt die Embryonen absterben, so daß es selten möglich wird, ein und dasselbe Ei bis zur vollkommenen Ausbildung hindurch zu führen. Ferner sind diese Eier gewöhnlich noch von einer äußeren Eihülle und häufig noch von einer Kapsel umgeben, welche eine Anzahl derselben umschließt. Hierdurch wird aber die Durchsichtigkeit des Gegenstandes gar sehr beschränkt, so daß man gewöhnlich auf die Anwendung stärkerer Vergrößerungen Verzicht leisten muß. Es bleibt daher auch im günstigsten Falle gewöhnlich die Anwendung der zweiten Untersuchungsmethode unerlässlich.

Diese zweite Untersuchungsart vermeidet nun freilich jene oben erwähnten Uebelstände. Man ist im Stande, das Object so zu isolieren und herzurichten, daß es die genaueste anatomische und mikroskopische Zergliederung gestattet. Man ist fast nur auf diesem Wege im Stande, die histologischen und histogenetischen Verhältnisse der Embryonen zu untersuchen. Dagegen leidet sie an einem andern großen Nachtheil. Dadurch nämlich, daß man nur einzelne Entwicklungsphasen vor Augen hat, bekommt man auf dem Wege der Beobachtung nur eine Menge vereinzelter Anschauungen. Hier ist dann gerade dasjenige, was sich bei der ersten Methode ganz von selbst ergab, die Aufeinanderfolge der einzelnen Stadien, nur künstlich durch eine combinierende Thätigkeit des Verstandes herzustellen, und gerade hierin glaubt der Verf. den

größten Mangel der zweiten Untersuchungsmethode zu erblicken. Denn nur zu leicht können hier, auch bei der größten Sorgfalt und Aufmerksamkeit Leuschungen und Irrthümer unterlaufen, man kann einzelne Stadien, namentlich solche, die rasch in andere übergehen, ganz übersehen, man kann abortive Formen für nothwendige, der normalen Evolution zukommende halten u. Einigermassen läßt sich diesem Mißstande durch die Untersuchung einer möglichst großen Anzahl von Embryonen abhelfen, und dieses ist namentlich dann unerläßlich geboten, wenn die erstere Untersuchungsweise durch irgend einen Umstand nicht vergönnt ist.

Diesen einleitenden Bemerkungen, welche um so mehr Beachtung verdienen, als sie bei allen Untersuchungen über Entwicklungsgeschichte ihre Anwendung finden, folgt nun die Auseinandersetzung der eigentlichen Entwicklungsgeschichte der *Nephele vulgaris*.

Der gemeine Blutegel gehört zu jenen nicht zahlreichen Thieren, welche den Vortheil einer doppelten Untersuchungsweise bei ihrer Entwicklungsgeschichte darbieten. Aber trotz diesem ist es noch nicht möglich gewesen, diese vollständig zu liefern, wie der Verf. schon oben bemerken mußte.

Seine Eier werden in Mehrzahl vereinigt abgesetzt, zu 6 bis 12 und mehr und von einer festen derben Kapselmembran umgeben, so daß das Ganze einige Linien groß und von planconvexer Form ist. Mit der planen Seite werden sie von dem Thiere an benachbarte Gegenstände angeklebt. Verfasser hielt diese in gewöhnlichen Probiergläschen, und hier wurden die Eierkapseln gewöhnlich an die Wand des Glases befestigt, so daß man sie mit diesem alsdann unter das Mikroskop bringen und täglich untersuchen konnte. Freilich konnte er sich wegen

der Dicke des Glases und der Kapseln nur Linsen von größerer Brennweite bedienen und mußte auf die stärkeren Vergrößerungen verzichten, oder höchstens dasjenige durch Oculare zu ersetzen suchen, was durch Objectiv=Linsen nicht zu erreichen war, ein immer verdrießliches Auskunftsmittel.

Schon von außen erkennt man an der Nephelis namentlich zur Begattungszeit die drüsigen Eierstöcke. Untersucht man sie mit dem Mikroskope, so treten alsbald die elliptischen Eier entgegen, und man erkennt an ihnen ohne Mühe die gewöhnlichen 3 Bestandtheile, den Dotter, das Keimbläschen und den Keimfleck oder die Keimzelle. Ob eine eigene Dotterhaut existiert oder nicht, konnte der Verf. mit Bestimmtheit nicht entscheiden. Ein sicheres Urtheil hierüber ist bekanntlich bei vielen Thieren, so z. B. den Säugethieren, den Mollusken sehr schwierig, und es scheinen hier große Verschiedenheiten auch in einer und derselben Thierklasse vorzukommen. — Von diesen Eiern scheint nun eine gewisse Zahl den Eierstock zu verlassen, sie scheinen vor ihrem Austritt eine besondere Membran zu erhalten, so wie eine sie alle verbindende eiweiß- oder schleimartige Masse und jene oben erwähnte feste überziehende Membran.

Wie verhält sich nun das Ei unmittelbar nachdem es den mütterlichen Körper verlassen hat?

Der Vf. war einstmalig so glücklich einen Blutegel anzutreffen, welcher so eben seine Eier entleert hatte und noch damit beschäftigt war, sie an die Wand des Glases zu befestigen. Die Kapselmembran war noch sehr zart und vollkommen farblos. Erst nach einiger Zeit wurde sie fester und fing an, eine gelbe Farbe zu bekommen. Die einzelnen Eier, deren Anzahl in diesem speciellen Falle, 11 betrug, zeigten sich von einer feinen,

glashellen Membran umgeben, welche anfangs dem Dotter näher anlag, nach kurzer Zeit sich mehr ausdehnte und zwischen sich und dem Dotter einen größeren Zwischenraum ließ. Die Form dieser Membran war eine ovale. Sie scheint eine gewisse Unabhängigkeit von der Form der Dotter zu besitzen, wie dieses sich weiter unten ergeben wird. Auf die Analogie mit den Mollusken hin, nennt der Verf. diese Membran die äußere Eihaut.

Der Dotter war aus einer ovalen eine runde, kugelige Masse geworden. Die einzelnen Dotterkörnchen zeigten deutlich, namentlich an den Rändern, Molecularbewegung. Im Dotter ließ sich keine Spur weder von Keimbläschen noch Keimfleck mehr erkennen. Dagegen zeigte sich isoliert von der Dotterkugel jene räthselhafte Zelle, welche auch bei allen Mollusken ohne Ausnahme vorkommt. Ihre Bedeutung und ihre Function ist eine gänzlich unbekannt. Das Keimbläschen kann es seiner völlig verschiedenen Größe wegen nicht sein. Daß es der Keimfleck ist, dafür scheint dem Verf. Manches zu sprechen, namentlich der Umstand, daß es bisweilen den Anschein hat, als träte die Zelle unmittelbar aus der Dotterkugel hervor, wie der Verf. dieses namentlich an einigen Eiern aus der oben erwähnten ganz frischen Kapsel gesehen zu haben glaubt. Daß es der Keimfleck nicht sei, das scheinen dem Verf. wieder andere Umstände wahrscheinlich zu machen, namentlich ihre im Durchschnitt beträchtlichere Größe und ihr verschiedenes Verhalten gegen das Licht. Der Keimfleck, in den Fällen, wo er eine Zelle oder ein Zellkern ist, wie bei dem vorliegenden Thiere oder den Mollusken, hat nämlich in der Regel ein weit stärkeres Brechungsverhältniß, fast wie ein Fetttröpfchen, während jene Zelle neben dem Dotter ganz blasse

und dünne Ränder zeigt. Bisweilen enthält sie einen feinkörnigen Inhalt, bisweilen (ob wirklich, ob nur scheinbar?) einen Kern. Bisweilen sind es dieser Zellen zwei. Häufiger ist Letzteres namentlich bei Mollusken der Fall. Der Verf. erinnert daran, daß diese Zelle auch bei Säugethier-Eiern vorkömmt, wie sie denn Bischoff beim Kaninchenei gesehen und in seiner bekannten Preisschrift abgebildet hat. Bischoff hat sie für den Nachkömmling des Keimflecks erklärt. Daß aber die Bischoffsche Ansicht von der Bedeutung dieser Zelle oder Zellen für die nachfolgende Dottertheilung eine irrthümliche gewesen sei, haben die Arbeiten Köllikers gelehrt, mit welchen der Verf. nach einer Reihe von Untersuchungen an Mollusken und namentlich an Entozoen durchaus übereinstimmen muß. Nach diesem Excurse über die Bedeutung jener Zelle kehrt der Verf. zum Ei der Nephelis zurück.

Auch bei diesem Thiere ist die ganze Entwicklung in einem hohen Grade von den äußeren Temperaturverhältnissen bedingt, und auch hier ist es unmöglich, für sie bestimmte Zeitpuncte festzusetzen.

Der Verf. hat nun bei dem hier in Sprache kommenden Geschöpfe den Vorgang der Dottertheilung freilich in einer eigenthümlichen Weise eintreten sehen. Er fand nämlich Eier mit deutlicher Zweitheilung, 2 deutliche Kugeln, deren jede im Innern eine deutliche Zelle enthielt (die Köllikersche Embryonalzelle). Das neben anliegende Bläschen hatte sich an seiner Stelle unverändert erhalten, Beweis, daß es nicht, wie man glaubte, zur Bildung jener inneren hellen Zellen und damit zur Dottertheilung beiträgt. Die Dotterkugel zeigte noch kein Wachsthum (war wie früher, etwa

$\frac{1}{17}$ ''' groß). Die äußere Eihaut hatte sich etwas erweitert.

In andern Eiern gelang es ohne Mühe den darauf folgenden Vorgang der Vier-Theilung aufzufinden. Im Innern eines jeden der vier Kugelsegmente sah man die Embryonalzelle. Nach außen lag unverändert das Bläschen.

Bis dahin hatte der Vorgang nichts Abweichendes, er zeigte dieselben Verhältnisse wie bei den meisten anderen Thieren, und auch hier zeigte es sich wieder, daß die Ansicht, welche den Keimfleck für die Dottertheilung von wesentlichem Belange sein läßt, eine falsche ist. Er scheint dem Verf. im Gegentheil nicht die mindeste Bedeutung für sie zu haben. Wenn jener nicht, wie offenbar das Keimbläschen, verschwunden ist, so muß der Verf. ihn in der an der Peripherie des Dotters liegenden Zelle wieder erkennen. Diese geht aber in die Dottertheilung nicht ein, sondern bleibt außen liegen, durchaus ohne weitere Bedeutung für die ferneren Stadien.

Weitere Theilungen des Dotters konnte der Verf. nicht auffinden. Er hat niemahls, obgleich er lange mit der größten Sorgfalt darnach suchte, etwas gesehen, was einer Acht-Theilung oder einer späteren Zerklüftung, einer so genannten Maulbeerform des Dotters entspräche, eine Sache, deren Wahrnehmung bei anderen Thieren sonst keine großen Schwierigkeiten zu haben pflegt. Der Vorgang scheint von hieraus vielmehr ein völlig anderer zu werden, verglichen mit dem, was wir bisher für die Thierreihe hierüber wissen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

29. 50. Stück.

Den 20. Februar 1845.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Abhandlung: 'Zur Entwicklungsgeschichte des gemeinen Blutegels (*Hirudo* vulg. *Nephele* vulg. Sav.) von Dr. H. Frey.'

Der Verf. fand nämlich, und dieses ist aus jenen früheren Stadien bei Weitem die am häufigsten vorkommende Ansicht, eine eigenthümliche Form. Es ist dieses eine aus 3 mit einander verbundenen Kugelsegmenten bestehende Masse. In einem jeden der 3 Theile erkennt man noch unverändert die frühere Embryonalzelle. Der mittlere Theil dagegen, wo diese 3 Abtheilungen zusammenstoßen, ist verdickt, und hierin fand der Vf. vier neue, dunkle deutlich gekernete Zellen. Daneben liegt die (Keim-) Zelle. Der Dotter mißt etwa $\frac{1}{6}$ ". Die äußere Eihülle ist in einer beständigen Erweiterung und Vergrößerung begriffen.

In andern Eiern sah er die nämliche Figur, nur mit dem Unterschiede, daß sich zu den mittleren Zellen noch einige neue hinzugesellt hatten, so daß deren jetzt 6 oder 8 oder noch mehr waren.

Diese seltsamen Formen traten dem Beobachter so häufig entgegen und haben, namentlich verglichen mit den ersten rasch vorübergehenden Stadien eine so bedeutende Permanenz, daß es schon deshalb unmöglich ist, sie für anomale, etwa abortive Ansichten zu halten; abgesehen davon, daß der Verf. wahrgenommen hat, wie solche Dotter in die späteren Stadien übergangen.

Ihre Entstehung aus der früheren Form, der so genannten Vier- Theilung, konnte der Verf. leider aller angewandten Mühe ungeachtet nicht wahrnehmen, und es bleibt hier eine empfindliche Lücke, auf die schon oben hingewiesen worden ist. Jene Umwandlung scheint sehr rasch vor sich zu gehen, denn schon nach einigen Stunden hatte sich der in 4 Theile zerklüftete Dotter in die vorliegende Form metamorphosirt und in dieser verblieb er mehrere Tage.

Die Differenz dieser beiden Stadien ist auf den ersten Blick so groß, daß man zur Meinung geführt wird, es müßte dazwischen noch eine Reihe von Uebergangsstufen existieren. Der Verf. war früher und ist zum Theil noch dieser Meinung, aber sich an die Erfahrung haltend, ist er genöthigt anzugeben, daß er nicht ein einziges Mal unter wenigstens 200 Embryonen, welche er untersucht, etwas gesehen hat, was sich dafür hätte deuten lassen. Gerade die Erforschung dieses dunklen Punctes hat ihn eine so bedeutende Zeit gekostet und trägt die Schuld, daß diese Arbeit so lückenhaft geblieben ist.

Wenn er eine Hypothese über jene Umwandlung aufstellen dürfte, so wäre es folgende: Vorausgesetzt, daß keine Zwischenstufen existieren, wie er annehmen zu müssen glaubt, so ließe sich die Sache so erklären. Eins der 4 Segmente des vier-

getheilten Dotters hat seine Form und Lage verändert. Es ist mehr nach dem Centrum hin gerückt zwischen die beiden benachbarten Segmente sich eindringend. Nimmt man hierzu noch eine Umwandlung seiner Form in eine mehr glatte und breite, so hätte man jene Form des Dotters und jene Verdickung des Centrum erklärt. In ihm ist nun jene Zellenbildung vor sich gegangen. — So ließe sich die Sache allenfalls erklären. Allein, wie gesagt, es bleibt eine Hypothese, und der Verf. konnte bis jetzt hierzu den factischen Nachweis nicht liefern.

Von hieran bietet die Entwicklung, im Allgemeinen wenigstens, keine großen Schwierigkeiten mehr dar, und die Stadien folgen leicht und ungezwungen auf einander.

Die Form des Dotters wandelt sich im Allgemeinen aus einer dreilappigen in eine mehr runde um. Schon bei Dottern, die $\frac{1}{4}$ erreicht haben, ist es eingetreten. Bisweilen sah Verf. noch an der Basis einen Vorsprung, der vielleicht der Stoff des metamorphosirten vierten Segmentes ist. Bei solchen mehr ovalen Dottern gelingt es bisweilen noch, die ursprünglichen 3 Embryonalzellen der 3 früheren Theile zu erkennen. Sie haben sich unverändert erhalten. Die neugebildeten größeren Zellen gehen jetzt eine Verwandlung ein, entweder dadurch daß der Kern sich vergrößert und die Zellenwand resorbiert wird, oder daß der Zelleninhalt sich aufhellt und der Kern schwindet. Sie werden nämlich hell und klar, mit scharfen deutlichen Rändern, fast wie Fettzellen. Ihre Zahl vermehrt sich ebenfalls beträchtlich auf 10, 15, 20 und mehr. Die ganze Dotterkugel weicht jetzt auf $\frac{1}{4}$ und $\frac{1}{2}$. Die äußere Eihülle

scheint jetzt zu schwinden. Die (Keim-) Zelle ist ebenfalls nicht mehr vorzufinden.

In dieser Zeit lassen sich die Enden des Thieres noch nicht von einander unterscheiden, es gibt kein Kopf- oder Afterende desselben.

Von nun an wächst der Dotter rasch, die glasartigen hellen Zellen fangen ebenfalls an sich bedeutend zu vergrößern und an Zahl zuzunehmen. Dazwischen sieht man häufig noch eine ziemliche Zahl viel kleinerer, wahrscheinlich eben im Entstehen begriffener Zellen.

Wenn das Ei ungefähr $\frac{1}{10}$ erreicht hat, gelingt es zum erstenmale Kopf- und Afterende von einander zu unterscheiden. Ein Theil des Embryo nämlich an dem einen Pole der Ellipse heilt sich auf und wird zum Kopftheil. Man erblickt an ihm eine Anzahl gleich breiter, bisweilen verästelter Fasern mit aufstehenden Kernen. Gleichzeitig fängt der mittlere Theil des Körpers an sich mit einer eigenen, structurlosen Membran zu überkleiden.

Um Kopftheile bilden sich äußerst feine Flimmerhaare aus, und durch ihre Thätigkeit wird der Embryo in eine freilich nur langsame, aber doch deutlich wahrzunehmende rotierende Bewegung versetzt. Die Langsamkeit dieser Bewegung, verglichen mit der viel rascheren anderer Thiere, wird nicht überraschen, wenn man die Größe der mit Flimmerhaaren besetzten Fläche vergleicht mit der Größe und Massenhaftigkeit des übrigen, nicht flimmern den Körpers. — Es zeigt mithin also auch hier der Embryo Rotation, nur mit der Abweichung, daß bloß ein Theil des Geschöpfes Cilien trägt.

Der Verf. fand diese Rotationen indessen nur von kurzer Dauer, denn auf einer weiter-vorgerückten Stufe flimmerte zwar noch der Kopf, allein

er vermochte nicht mehr die ihm zu schwere Masse des Embryo in Bewegung zu versetzen.

Wenn er etwa $\frac{1}{4}$ '' erreicht hat, sieht man den Kopftheil mehr ausgezogen und von dem Rumpftheil entfernt und in seinem Innern ein neues, aus Zellen bestehendes Gebilde hinzu gekommen (erste Anlage der Speiseröhre?). Der übrige Körper hat sich mit einer festeren Membran überzogen, welche sich bisweilen deutlich gefaltet zeigt. Dadurch ist jener Theil etwas undurchsichtiger geworden. Die Flimmerhaare sind zwar immer noch vorhanden, aber auf einen kleineren Raum, auf die unmittelbare Nähe der zukünftigen Mundöffnung beschränkt.

Zu dieser Zeit ist das Thier sehr zart und weich, und man ist nur mittelst großer Vorsicht im Stande, es unverfehrt aus seiner Kapsel heraus und auf den Schieber des Mikroskops zu bringen. Seine Form ist deshalb auch jetzt leicht wechselnd, der Endo- und Exosmose sehr unterworfen.

Hat der Embryo etwa 1'' erreicht, so ist seine Form aus einer mehr runden zu einer länglichen, der des ausgebildeten Thieres sich annähernden geworden. Die mittlere, glashelle Zellenmasse ist mehr nach der Mitte hin getreten, hat allmählich eine umschließende Membran erhalten, ist mit einem Worte zum Darm geworden. Das was der Verf. für ihr Analogon bei Mollusken hält, ist zur Leber geworden. — Das Thier macht lebhafteste Bewegungen.

Nach einer kurzen Zeit hat der Embryo vollkommen die Form des erwachsenen Thieres angenommen. Der Kopftheil flimmert nicht mehr, er zeigt die Augen, bestehend aus Aggregaten eines schwarzen Pigmentes. Man sieht die Speiseröhre und den Magen mit seinen Ausbuchtungen, eben

so den Saugnapf am hinteren Ende. Hierauf entwickeln sich Gefäß- und Nervensystem, ersteres als 2 große Adern an den Seiten des Thieres, eine gelbe Flüssigkeit mit einzelnen Moleculenkörnchen in sich umtreibend; das letztere seine Ganglien und deren Verbindungsstränge zeigend.

Dieser Vorgang hat etwa 6 Wochen gedauert, oft längere, oft kürzere Zeit. Dann sprengt das Thier die Eihülle und beginnt sein selbständiges Leben im Wasser.

Hiermit schließt der Verf. seine Skizze. So lückenhaft, so mangelhaft sie immerhin ist, so läßt sie doch erkennen, daß die Nephelis vulg. interessante Vorgänge in ihrer Entwicklung aufzuweisen hat.

G ö t t i n g e n .

Am 27. Januar legte Professor Wagner der königl. Societät der Wissenschaften eine Arbeit vor von Dr. H. Frey: 'Ueber die Entwicklung der Gehörwerkzeuge der Mollusken', welche die Resultate einiger Untersuchungen enthält, die der Verfasser Gelegenheit hatte, im verflossenen Sommer in dem hiesigen physiologischen Institute anzustellen. Wir geben hiervon einen kurzen Auszug.

Der Verf. bemerkt im Eingange, daß jene Organe bekanntlich vor einigen Jahren von Siebold in Erlangen entdeckt und als Gehörorgane gedeutet sind. Er bemerkt, daß er zu seinen Untersuchungen vorzugsweise das Genus *Lymnaeus* und als Repräsentanten desselben meistens den *Lymn. stagnalis* benutzt habe, und theilt zuerst deshalb dasjenige mit, was er hierüber bei diesen Thieren beobachtet hat, um alsdann folgen zu lassen, wie sich der Vorgang bei andern Gasteropoden und

Bivalven, wie *Physa*, *Helix*, *Limax* und *Cyclas*, darstellt.

Er bemerkt, daß die Zeitbestimmung derjenigen Phase der Entwicklung, wo sich jene Organe zu bilden anfangen, durchaus nicht wie bei der Evolution der warmblütigen Thiere nach Tagen oder Wochen bestimmt werden kann; daß diese vielmehr im höchsten Grade von den äußeren Temperaturverhältnissen bedingt wird, in der Art, daß das Thier zu seiner Ausbildung in den warmen Sommermonaten oft nur die Hälfte der Zeit nöthig hat, deren es in den kühleren Monaten des Vorfrühlings bedarf. Er beruft sich hierbei auf einen Zeden, der nur einige hierher bezügliche Untersuchungen angestellt, sowie auf die Angaben von Stiebel, Carus, Dumortier und Anderen. Man muß daher zur Bestimmung jener Periode sich einer andern Auskunft bedienen, nämlich sich an Dasjenige halten, was das Thier in seinen verschiedenen Entwicklungsstufen Charakteristisches darbietet.

Bekanntlich hören nach einiger Zeit die merkwürdigen Rotationsbewegungen des Embryo der Mollusken auf, um mehr selbständigen Platz zu machen, wo sich das Thier alsdann an der Wand der Eihaut kriechend hin und her bewegt. Dann bemerkt man an ihm Folgendes: In seiner Form nähert er sich schon dem erwachsenen Thiere, nur sind alle Körpertheile weniger scharf ausgesprochen und von einander abgegrenzt. Man unterscheidet ohne Mühe den Kopftheil, den Fuß und dann noch eine große runde Masse, welche später vom Gehäuse umschlossen wird und jetzt hauptsächlich die Leber in ihrer ersten Anlage *) und das deutlich pulsierende

*) Hierzu bemerkt der Verf., daß er über die Entstehung jenes Organes, über seine Histogenese so wie über die des ganzen Embryonalkörpers der Mollusken und über

Herz enthält. Am Kopftheil sieht man die Fühler als zwei rundliche Hervorragungen, darunter die großen durch ihr Pigment sehr deutlichen Augen. Zwischen beiden Augen fällt nun augenblicklich die Zunge auf, sehr kenntlich durch ihre eigenthümlich geformte Epithelialbildung. Dicht an der Basis der Zunge, etwas nach hinten liegen nun die hier in Betracht kommenden Gehörbläschen, häufig von einer zweiten Contour umgeben, welche vielleicht Ausdruck der Dicke der sie umkleidenden Membran ist. Doch scheint gerade in dieser frühesten Periode häufig jene zweite Contour zu mangeln.

In einzelnen seltenen Fällen gelingt es nur das Bläschen noch in dem Zustande anzutreffen, daß es außer seinem wasserhellen Inhalte noch nichts weiter wahrnehmen läßt. Seine Größe beträgt alsdann $\frac{1}{60} - \frac{1}{56}$ einer Pariser Linie. Zu dieser Zeit läßt sich sonderbarerweise von einer Anlage des Ganglienringes doch durchaus nichts wahrnehmen, so daß es scheint, als ob sich hier die beiden Sinnesorgane Auge und Ohr vor den Centraltheilen des Nervensystems entwickelten, während sie bei Wirbelthieren Ausstülpungen des Gehirns ausmachen. Dann wird bei andern Exemplaren in dem hellen Inhalt des Bläschens ein kleines Körperchen wahrgenommen, an Größe und Form ganz ähnlich den Otolithen des erwachsenen Thieres und dieselbe merkwürdige oscillierende Bewegung zeigend. Bei Zusatz von Essigsäure hörte sie nach einem Augenblicke auf und erlosch dann für immer; beim Sprengen der Blase stand sie augen-

die ersten Zellenbildungen des Dotters (der so genannten Embryonalzellen von Kölliker) später ein Weiteres mitzutheilen gedenke; nur einstweilen hier so viel bemerke, daß sich die Köllikerschen Angaben über endogene Zellenbildung für die Gasteropoden nicht zu bestätigen scheinen.

blicklich still, alles Verhältnisse vollkommen denjenigen gleich, welche wir beim erwachsenen Thiere vorfinden und wozu Siebolds Aufsatz zu vergleichen ist. In dieser Periode hat das Organ große Aehnlichkeit mit dem gleichen der Cephalopoden.

In andern Fällen zeigen sich statt des einen Gehörsteines deren mehrere in dem Bläschen, so zwei oder drei und mehr. Mit dem Fortschreiten der Entwicklung des Thieres nimmt ihre Zahl zu und erreicht bald ein Duzend und mehr. Die Größe der Otolithen beträgt $\frac{1}{300}$ bis $\frac{1}{450}$ einer Linie.

Hierbei sind einige Punkte ins Auge zu fassen; nämlich:

1) Findet die Vermehrung der Otolithen nicht in gleichem Verhältniß mit dem Wachsthum des Körpers statt, wie man deutlich bemerkt, wenn man sich an die Größe des Körpers und die ziemlich regelmäßig wachsende Zunge hält. Oft ist die letztere in ihrer Bildung weit vorgeschritten und der Gehörsteine sind wenige, oft umgekehrt.

2) Lassen sich in der Anzahl der Steine alle Zwischenstufen bis etwa zu 20 genau nachweisen. Ist die Menge eine noch bedeutendere geworden, so sind exacte Zählungen nicht mehr wohl möglich.

3) Fand der Verf. den merkwürdigen Umstand, daß die Zahl der Otolithen auf beiden Seiten des Körpers gar nicht selten eine ungleiche ist, so daß er z. B. rechts deren nur einen, links dagegen zwei sah; ja er hat diese Verschiedenheit selbst in einem hohen Grade gesehen, so daß einmahl in der Blase der einen Seite 9, in der der andern dagegen 19 Otolithen vorhanden waren. Diese Differenzen findet der Verf. allzubedeutend, um sie einem Beobachtungsfehler zuzuschreiben.

4) Sind, was auch schon v. Siebold bemerkte, die Otolithen nicht alle gleich groß. Ihre Größe

schwankt, wie oben bemerkt, einmahl zwischen $\frac{1}{450}$ und $\frac{1}{300}$ ''' . Dann aber kommen einzelne noch bei weitem kleinere vor, bis herab zu $\frac{1}{1000}$ ''' und weniger messenden Körnchen, die aber immer dieselbe merkwürdige Bewegung zeigen. Diese kleinsten Stolithen kommen in allen Zeiten neben den größeren vor und durch ihre Vergrößerung scheinen sich die letzteren zu bilden. Hieraus, verglichen mit dem unter Nr. 3 Bemerkten, schließt der Verf., daß die Bildung der Stolithen wohl aus einem HerauskrySTALLISIEREN aus dem flüssigen Inhalte des Gehörbläschens bestehe, woraus er sich dann auch die scheinbare Anomalie der Entwicklung zu erklären sucht. Kurze Zeit nachdem die Thiere die Schale verlassen, untersuchte er die Gehörorgane abermahls. Sie zeigten jetzt gegen 20 Stolithen. Ihre Größe hatte sich nicht verändert. Das Bläschen war bis auf $\frac{1}{40}$ ''' heran gewachsen. Diese Vermehrung der Anzahl der Stolithen mit der Vergrößerung der Blase nehmen mit dem weiteren Heranwachsen gleichmäßig zu. Bei Thieren, welche im verflossenen Herbst das Ei verlassen hatten, fand der Verf. im Januar die Zahl der Gehörsteine zwischen 40 und 50 und die Größe der Blase um ein Bedeutendes vermehrt, obwohl immer noch eine große Differenz, mit den 1—200 Stolithen und der $\frac{1}{16}$ ''' großen Blase des erwachsenen Lymnaeus stagn. verglichen, existiert.

So weit des Verfs Beobachtungen an Lymnaeen. Dasselbe hat er bei einer nicht unbeträchtlichen Anzahl von Embryonen der Physa und bei einigen der Paludina (*P. impura*) gesehen, nur daß hier Größenverschiedenheiten nothwendig existieren.

Die Landschnecken zeigen das nämliche Verhältniß und man kann es nirgends schöner als bei

Embryonen von *Helix* oder *Limax* wahrnehmen. Ueber letztere findet sich schon bei van Beneden eine vereinzelt Beobachtung (*Etudes embryogéniques*. Bruxelles 1841).

Bei den Bivalven kommt bekanntlich in einer ähnlichen Blase nur ein einziger, aber viel größerer, runder Stolith vor, welcher fast die ganze Kapsel ausfüllt, und die nämliche Bewegung zeigt; so läßt es sich leicht an *Cyclas* wahrnehmen. Verf. fand im verfloßenen August einige dieser Thiere (*Cyclas cornea*), welche in den Kiemen Embryonen mit schon vollkommen ausgebildeter Schale enthielten. Er fand nach Wegnahme der letzteren die Gehörblasen vollständig entwickelt, jede einen lebhaft bewegten Stolithen eng umschließend, ganz wie beim ausgebildeten Thiere, nur Alles um die Hälfte kleiner.

H a n n o v e r,

bei C. F. Kius 1844. Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Nach eigener Anschauung und den besten Quellen bearbeitet von Eduard Mühlensfordt. Früher Vorstand des Bauwesens bei der Mexican-Company, später Wegbaudirector für den Staat Oajaca. Erster Band. Ueberblick über das Land im Allgemeinen. 472 S. Zweiter Bd. Beschreibung der einzelnen Landestheile. VI und 552 Seiten in Octav.

Obgleich der Titel dieses Werkes unwillkürlich an Alex. v. Humboldts 'Versuch über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien' erinnert, so wäre es doch unbillig, wollte man dasselbe nach dem in Humboldts Werke gegebenen Maßstab für solche Versuche beurtheilen, denn

unser Hr Verf. erklärt gleich in der Vorrede, daß er sein Buch für 'das große Publicum' bestimmt habe, und damit ist für die Beurtheilung desselben ein ganz anderer Standpunct angewiesen. Gleichwohl dürfen wir von diesem Werke mehr erwarten als von einer gewöhnlichen geographisch-statistischen Compilation, denn der Hr Verf. hat einen mehr als siebenjährigen Aufenthalt in dem Lande, welches er schildert, dazu angewendet, 'möglichst genaue Nachrichten über alle Zustände desselben, namentlich aber über Geographie, Ethnographie und Statistik zu sammeln, wobei er durch mancherlei günstige Verhältnisse und Umstände kräftig unterstützt ward. Auch nach seiner Rückkehr ins deutsche Vaterland ist er zu diesem Zwecke mit wohl unterrichteten, ihm innig befreundeten Personen in Mexico in brieflicher Verbindung geblieben. Zugleich hat er, mit wenigen, ihm leider unerreichbar gebliebenen Ausnahmen, fast alle bis auf die neueste Zeit in England, Frankreich, Deutschland und Mexico selbst erschienenen, die erwähnte Republik betreffenden Bücher, Reiseberichte, Zeitschriften u. s. w. studiert und verglichen.' Demnach darf der Leser in diesem Werke eine lebendige, fleißige und viel Neues darbietende Schilderung eines Landes zu finden hoffen, welches, so interessant es ist, uns doch in seinen durch die Revolution wesentlich umgestalteten statistischen Verhältnissen nur wenig bekannt und auch, selbst nach den berühmten Untersuchungen Alex. v. Humboldts, geographisch seinem größeren Theile nach, nur unvollkommen aufgeschlossen ist. Mit diesen Erwartungen nahmen wir dieß Buch in die Hand, und wir freuen uns, nachdem wir es gelesen, aussprechen zu können, daß wir nicht geteuscht worden, daß man dasselbe zu den besten der für ein größeres Publi-

cum berechneten geographisch-statistischen Monographien zählen muß, und daß es wohl geeignet ist, diesem Publicum zuverlässige Belehrung über ein Land zu gewähren, welches als reicher Consument europäischer Fabrikate seit seiner Freiwerdung für Europa und zumahl auch für Deutschland sehr wichtig geworden, in seinen Gesamtverhältnissen jedoch neuerdings für deutsche Leser nicht so ausführlich geschildert worden ist. Hiermit ist aber auch die Stelle bezeichnet, welche das Werk in der geographischen Literatur einzunehmen befugt ist; auf größere wissenschaftliche Bedeutung kann es keinen Anspruch machen. Darauf hat der Hr Vf. auch schon gewissermaßen dadurch verzichtet, daß er ein Paar Excurse, — die das Leben und Treiben des Volkes und die Sehenswürdigkeiten der Hauptstadt in der Art eines so genannten Fremdenführers schildern — abgerechnet, seine eigenen Beobachtungen immer vermischt mit dem mittheilt, was er, reichlich genug, aus andern Büchern genommen hat, und nur sehr selten speciell seine Quellen angibt, mehr aber noch dadurch, daß er nirgends eigentlich eigene Forschungen oder Untersuchungen darlegt, selbst nicht einmahl, was uns sehr aufgefallen ist, die gewöhnlichsten physikalischen Beobachtungen, wie z. B. meteorologische, mittheilt, deren er doch während seines längeren Aufenthaltes im Lande und bei seinem dortigen Berufe gewiß mit wenig Mühe sehr interessante hätte sammeln können.

Zur näheren Charakterisierung des Buches müssen wir zuvörderst bemerken, daß der Hr Verf. nicht zu der großen Anzahl Derjenigen gehört, welche in den überspannten Hoffnungen, mit denen sie leichtsinnig sich in transatlantische Länder übersiedelt hatten, geteuscht, arm und bloß nach Eu-

ropa zurück kehrten und die trübseligsten Berichte über das Land, welches das Grab ihres Glückes geworden, in die Welt schicken. Hr Mühlenspfordt schreibt vielmehr mit warmer Vorliebe für seinen Gegenstand. Man sieht, daß während der langen Zeit seines Aufenthaltes Land und Leute ihm lieb geworden, und dies ist schon ein gutes Zeugnis für den neuen Freistaat. Nicht verargen kann man es hiernach dem Hrn Verf., wenn er eben so an dem Lande selbst wie an dessen Bewohnern die besten Seiten hervor hebt und selbst etwas zu hohe Erwartungen von ihnen erregt, wenn er z. B. 'das Land der Aufmerksamkeit Derer besonders empfiehlt, welche jenseits des atlantischen Meeres ein neues Vaterland suchen' (Vorrede), wenn er versichert, daß die Zeit kommen werde, wo Westindien und die nordamerikanischen Freistaaten ihre Zucker- und Kaffeepflanzungen aufgeben müßten, wenn nämlich Mexiko mit seinem Zucker und Kaffee auf den europäischen Märkten auftrate, und daß ohne Zweifel die Kaffeepflanzungen in Mexiko bald in ähnlichen Verhältnissen sich vermehren würden, wie die in Brasilien seit 17 Jahren (I. S. 123); wenn er ferner, wie wir weiter unten sehen werden, sich wiederholt bemüht, die Zunahme der Bevölkerung des Landes seit Anfang dieses Jahrhunderts recht groß erscheinen zu lassen, wenn er in dem Charakter des Volkes namentlich die vortheilhaften Seiten hervor hebt und selbst den tadelswerthesten Charakterzügen einen mehr lebenswürdigen Anstrich zu geben sucht (S. 322), wenn er endlich sogar die bei uns gebräuchliche Tödtung des Schlachtviehes im Vergleich zu einer mexikanischen Matanza, die doch in der Regel jeden Europäer zuerst mit Schaudern erfüllt, barbarisch (S. 164) und Tasajo eine wohlschmeckende Speise findet (S. 166 u. 218).

Unangenehm wird diese Vorliebe nur, wo sie ihn gegen die Vorfahren der jetzigen Mexikaner ungerrecht macht, indem er gerne alle Fehler und Unvollkommenheiten der letzteren einzig auf Rechnung der früheren spanischen Regierung und der Geistlichkeit schiebt, welche 'absichtlich drei Jahrhunderte hindurch die gequälte Nation in bürgerlicher und geistiger Erniedrigung gehalten haben' (I. S. 238), eine bei jeder Gelegenheit wiederkehrende Redensart (z. B. I. S. 239. II. S. 236), die wohl nur durch eine mangelhafte Kenntniß der früheren Geschichte Mexikos zu entschuldigen ist.

Nach diesen allgemeinen Bemerkungen wird eine kurze Uebersicht des vorliegenden Werkes zu seiner näheren Charakterisierung genügen. Es zerfällt in 2 Theile, einen allgemeinen und einen besonderen. Der erstere gibt einen Ueberblick über das Land im Allgemeinen und beschäftigt sich in dem ersten Abschnitte (S. 1—13) mit Namen, Lage, Grenzen, Größe und Eintheilung des Landes. Der Hr Verf. nimmt für den Namen die Schreibart *Mejico* an, die im Lande selbst jetzt allgemein ist, wie denn überhaupt die Hispano = Amerikaner seit ihrer Freiwerdung das *x* aus ihrer Schrift fast ganz verbannt haben, schwerlich aus einem tieferen Grunde als um in ihrer Literatur doch einen Unterschied von der spanischen zu haben. Wir bleiben, wie Engländer und Franzosen, bei der alten Schreibweise, weil wir die Vorzüge der neuen nicht einsehen, da es für die meisten deutschen Leser zur richtigen Aussprache des spanischen *j* eben so wohl einer Erklärung bedarf wie zu der des spanischen *x*, welche doch der des *j* nicht ganz gleich, und weil *Mexiko* wahrscheinlich etymologisch richtiger ist als *Mejiko*. — In der Bestimmung der horizontalen Dimensionen des Landes hat der Hr Vf.

sich ganz an Hrn v. Humboldt gehalten, wie er denn überhaupt, ein für allemahl gesagt, diesen fast immer und allein in seinen geographischen, physikalischen und allgemein-statistischen Schilderungen reden läßt, ja auch zuweilen über andere Materien aus Humboldts 'politischem Versuche' seitenlange Auszüge fast wörtlich mittheilt. Wir wollen übrigens das nicht geradezu tadeln, denn der Hr Verf. konnte nicht gut anders verfahren, wollte er bei dem umfassenden Plane seines Werkes, ohne eine Menge eigener Beobachtungen und Untersuchungen zu machen, etwas Zuverlässiges geben. — In der hier mitgetheilten allgemeinen Uebersicht der Eintheilung der Republik in Staaten (Estados, seit 1835 nach der Umwandlung der Föderativ-Republik in eine Central-Republik Departamentos genannt) zählt der Hr Verf. noch Texas mit auf, von der speciellen Beschreibung der einzelnen Landestheile hat er es jedoch ausgeschlossen, da es '1835 durch einen in der Geschichte beispiellosen Länderraub, mit Niedertretung aller völkerrechtlichen Verhältnisse, von Mexiko losgerissen worden und sich seitdem zu einem eigenen von mehreren Großmächten bereits anerkannten Freistaate constituirt hat' (II. S. IV). Wir theilen hier ganz die Entrüstung des Hrn Verfs über diesen Länderraub, wobei er gewiß an die perside Politik der Vereinigten Staaten gedacht hat, die Anerkennung von Texas fängt schon an ihre bitterbösen Früchte für die zu tragen, welche sich aus bloß commerciellem Interesse so voreilig dazu verstanden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 22. Februar 1845.

H a n n o v e r.

Schluß der Anzeige: 'Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mexico besonders in Beziehung auf Geographie, Ethnographie und Statistik. Nach eigener Anschauung und den besten Quellen bearbeitet von Eduard Mühlensfordt.'

Im zweiten Abschnitte (S. 14 — 79) 'Physische und geologische Beschaffenheit, Gebirge, Flüsse, Küsten, Klima, Boden' finden wir einige speciellere Ausführungen, welche vielleicht auf eigene Beobachtungen des Hrn Verfs sich gründen, namentlich in der sorgfältigen Beschreibung einiger Flußsysteme. Die Schilderung des Klimas — in welchem der Hr Verf. sonderbarer Weise weitläufig zu beweisen sucht, daß die ihm eigentlich ziemlich unfruchtbar erscheinenden Begriffe von *tierras calientes*, *templadas* und *frias*, welche Hr v. Humboldt so schön charakterisiert hat, nur relative seien, woran doch wohl kein Physiker, und am wenigsten Hr v. Humboldt selbst, je gezweifelt haben wird, — ist recht

hübsch, jedoch zu allgemein gehalten; es hätten als Anhaltspuncte einige meteorologische Beobachtungen beigebracht werden müssen. Der folgende Abschn. (S. 80 — 155) handelt von den Producten des Pflanzenreiches und vom Ackerbaue des Landes in einer der Wichtigkeit des Gegenstandes gebührenden Ausführlichkeit, der jedoch, um zu genügen, einige statistische Angaben über die Größe der Production der Haupterzeugnisse hätten beigelegt werden müssen. Wichtig sind in diesem Abschnitte, der sich übrigens auch eng an Hrn v. Humboldts Polit. Versuch, Th. III. S. 150 — 162 anschließt, die Nachrichten über Gewinnung und Production der Cochenille, welche gewiß zum Theil auf eigenen Beobachtungen beruhen. Hier finden wir auch einige interessante Angaben über Größe und Werth der Cochenilleproduction, welche indes die letzten 10 Jahre nicht umfassen. Consequenter wäre es vielleicht gewesen, die Cochenille in dem folgenden Abschnitte 'Producte des Thierreichs' vorzuführen. — Wir übergehen diesen Abschnitt (S. 156—195), der übrigens recht fleißig gearbeitet ist und der auch namentlich den Zoologen interessieren wird, um einige Worte über den fünften Abschnitt zu sagen, der verhältnismäßig der interessanteste dieses Theils ist und das meiste Eigenthümliche enthält. Er beschäftigt sich (S. 196 — 357) mit der Bevölkerung des Landes und betrachtet dieselbe in Bezug auf Anzahl, Classen, Charakter, Sitten und Gebräuche, Kleidung und Krankheiten. Hr Mühlensfordt berechnet die Bevölkerung der Republik für den Schluß des Jahres 1842 zu 9,341,251 Seelen, welche Berechnung uns jedoch nicht viel Zutrauen zu verdienen scheint. Er legt nämlich seiner Rechnung das Ergebnis eines Censüs von

1832 zu 7,734,292 Individuen zu Grunde, addiert dazu ein Zehntel dieser Summe für Omissionsfehler und dazu wieder 833,530 für die progressive Vermehrung während der Jahre 1832 bis 1842 nach der Annahme, daß während dieser 10 Jahre der jährliche Zuwachs eben so viel betragen habe als durchschnittlich während der 39 Jahre von 1793 bis inclusive 1832. Diese Rechnung scheint billig zu sein; wenn man aber erwägt, daß die auf officielle Veranlassung durch den Senator Waldez unternommene Schätzung für das Jahr 1831 nur 6,382,264 Individuen ergab, daß Hr v. Humboldt die Bevölkerung Mexikos nach den zuverlässigsten Quellen für das Jahr 1823 nur zu 6,800,000 (Reise Th. V. S. 114. deutsche Ausg.) berechnet, daß in dieser Angabe so wie in der übrigens ganz willkürlichen Schätzung Wards auf 8 Millionen für 1827 (Mexico in 1827. I. p. 27) und in der officiellen Angabe für 1832 die Bevölkerung von Texas einbegriffen ist, daß endlich eine officielle Nachricht vom Jahre 1839 die Zahl der Bewohner des Landes (mit Ausschluß des damals schon abgefallenen Texas, wie der Hr Verf. sagt, nach dem Americ. Almanac for 1844. p. 295, jedoch mit Einschluß von Texas und Yucatan) nur zu 7,044,140 Seelen angibt, so wird man mit Bedauern die Vorsicht in der angeführten Bestimmung des Hrn Mühlenpfordt vermissen, mit welcher Hr v. Humboldt ihm in Untersuchung der Bevölkerungsverhältnisse Mexikos in seinem Politischen Versuche und im fünften Theil seiner Reisebeschreibung voran gegangen ist. Wir fürchten, der Hr Verf. hat sich hier, wie auch mehrfach in seinem Werke (vgl. z. B. Th. II. S. 245 ff. S. 363. 377. 473), mehr durch seine Vorliebe für Mexiko

als durch die Regeln statistischer Untersuchungen leiten lassen. Wir vermögen freilich nicht genauere Angaben über die Bevölkerung Mexikos hier mitzutheilen, doch wollen wir nicht unbemerkt lassen, daß das neueste über diesen Gegenstand berichtende Werk, die auf Befehl des Königs der Franzosen publicierte Exploration du territoire de l'Origon etc. des Hrn Duflos de Mofras, Attaché der französischen Gesandtschaft zu Mexiko (Paris 1844. T. I. p. 21), die Bevölkerung Mexikos nur zu 6 Millionen angibt. — Ueber die Vertheilung der mexikanischen Bevölkerung den verschiedenen Racen nach fehlt es gänzlich an zuverlässigen Nachrichten, doch hält der Hr Verf. es für wahrscheinlich, daß vier Siebentheile der Bevölkerung aus Indianern unvermischten Blutes, zwei Siebentheile aus Mischlingen und der Rest aus Weißen und sehr wenigen Schwarzen bestehe. Sehr anziehend ist die Charakterisierung der verschiedenen Racen, namentlich die der indischen, obwohl es uns scheinen will, daß das Bild, welches der Hr Verf. von der 'bürgerlichen und geistigen Erniedrigung in welche die Indianer absichtlich von den hochmüthigen weißen Eindringlingen gestürzt und in der sie drei Jahrhunderte hindurch von diesen gehalten worden' (S. 237—39) mit etwas zu ungünstigen Farben für die Spanier gemahlt worden, um die nicht wegzuleugnenden Schattenseiten des indischen Charakters nicht zu sehr hervor stechen zu lassen, so wie der Hr Verf. uns auch den Kulturzustand der Mexikaner zur Zeit ihrer Unterjochung durch die Spanier etwas zu überschätzen und den wichtigen, vielleicht erst recht deutlich in der Zukunft hervor tretenden, Einfluß nicht hinlänglich zu würdigen scheint, den die Einführung des Chri-

stenthums unter ein Volk haben mußte, welches einem 'abgöttischen und zum Theil blutigen Cultus' ergeben war. — Zu den gelungensten und werthvollsten Partien des Buches müssen wir die S. 262 — 319 einnehmende Schilderung der Sitten und der Lebensweise der Creolen (der Weißen) zählen. Sie ist ganz dazu geeignet, dem Leser ein lebendiges Bild des Lebens und Treibens des mexikanischen Volkes zu gewähren, wenn sie auch für die, denen die Lebensweise der Spanier in ihrem Vaterlande und in ihren Colonien nicht ganz fremd ist, sehr viel Bekanntes enthält. Besonders scheint uns der Beschreibung der in Mexiko gebräuchlichen Kleidertracht fast zu viel, beinahe modenjournalartige Aufmerksamkeit gewidmet zu sein, und eben so dünkt uns der Hr Verf. etwas zu gesprächig über die mexikanische Küche. Indes mag diese Umständlichkeit in Betracht der verschiednenartigen Publicums, welches derselbe sich als Leser dachte, eben nicht zu tadeln sein, zumahl Alles in der That sehr artig erzählt ist. Zu dem Kapitel über das Tabackbrauchen (S. 292) können wir noch bemerken, daß die Spanier schon 64 Jahre vor Lerys Reise nach Brasilien diese Sitte bei den Eingebornen auf Cuba gefunden hatten (S. Navarrete Coleccion I. Primer viage de Colon p. 51). Viel Mühe gibt der Hr Verf. sich die Sittlichkeit des Volkes in nicht zu ungünstigem Lichte erscheinen zu lassen. Er ist jedoch zu aufrichtig, um die vielfachen Fehler und Schwächen der Mexikaner zu verschweigen, wenn er sie auch meist auf Rechnung ihrer spanischen Vorfahren und besonders des Clerus, dem er gar nicht geneigt ist, schiebt. Er erwartet für Alles, was in dieser Beziehung in Mexiko noch schlecht ist, Besserung von

dem Lichte der Aufklärung, welche durch die Revolution über das Land gekommen. Wir wollen wünschen, daß das Aufklärungslicht für die Mexikaner nicht zu scharf sein möge, sonst möchten sie dadurch nur noch blödsichtiger werden.

Abschnitt IV (S. 359—414) führt uns 'Staat und Kirche' vor. Als Einleitung erhalten wir eine nur etwas zu fragmentarisch ausgefallene Darstellung der Geschichte der Republik seit ihrer Los-trennung vom Mutterlande. Daß der Hr Verf. über dieses allerdings sehr unerquickliche Thema so schnell wie möglich hinweggeeilt ist, können wir ihm freilich nicht eben verargen, einigen Tadel verdient es aber, daß über den Staatshaushalt der Republik so wenig Vollständiges und so wenig Detail mitgetheilt ist, da dem Hrn Verf. bei seinen Verbindungen mit Mexiko die Erlangung eines vollständigeren Materials nicht schwer hätte werden können. Befriedigender und in der That sehr dankenswerth ist die Darstellung der kirchlichen Verhältnisse. Die Republik Mexiko ist der intoleranteste Staat der neuen Welt. Der Constitution zufolge ist die 'römisch-katholische-apostolisch-christliche Religion' die allein herrschende, keiner andern Religionspartei ist Uebung des Cultus gewährt. 'Um das mexikanische Bürgerrecht zu erlangen, muß man sich wenigstens äußerlich zur katholischen Religion bekennen. Priesterliche Trauungen von Nichtkatholiken sind in Mexiko eben so unstatthaft als gemischte Ehen.' Daß bei so strenger Unduldsamkeit im gemeinen Leben bei dem zunehmenden Verkehr mit nichtkatholischen Fremden vielfach durch die Finger gesehen wird, versteht sich von selbst, doch erblicken wir in der crassen Weise wie dies geschieht, weniger den Anfang zu einer

sich ihres sittlichen Grundes bewußten Toleranz, als vielmehr die innere Unwahrheit, Heuchelei und Leerheit, welche mehr oder weniger allen hochtrabend = freisinnigen Constitutionen der spanisch-amerikanischen Freistaaten eigen sind und welche dieselben dem gebildeten, gediegeneren Europäer ungenießbar machen.

Der VII. Abschnitt, der letzte dieses ersten Theiles (S. 415 — 472), ist der Darstellung der wichtigen Verhältnisse des Handels, der Gewerbe und des Bergbaues gewidmet. Wir müssen sagen, daß die Darstellung dieser 3 Erwerbszweige etwas ungleich ausgefallen ist. Die des Handels ist in der That nicht genügend, es hätten speciellere statistische Angaben, deren ja in Mexiko viele publiciert werden, mitgetheilt werden müssen. Wir finden hier keine Einfuhrlisten, keine Nachricht über den Antheil, den die verschiedenen Nationen und die verschiedenen Flaggen an dem mexikanischen Handel nehmen, keine Angaben über die mexikanische Handelsmarine. Die mitgetheilten allgemeinen Daten genügen nicht zu einer richtigen Auffassung der so wichtigen commerciellen Verhältnisse des Landes. Und doch sind diese vor der Hand noch diejenigen, welche am meisten geeignet sind, die Blicke Deutschlands auf Mexiko zu lenken, zumahl der deutsche Exporthandel nach diesem Lande, wo die deutsche (hanseatische) Flagge zu den begünstigsten gehört, nicht unbeträchtlich ist (Hamburg und Bremen zusammen sandten in den letzten Jahren jährlich für ungefähr 2 Millionen Thaler Waaren, größtentheils deutsche Leinen nach den mexikanischen Häfen) und gewis noch beträchtlicher werden könnte, wenn der deutsche Fabrikant über die Bedürfnisse und den Geschmack des Landes

mehr aufgeklärt würde, wozu der Hr Verf. gewis Manches hätte beitragen können. — Verhältnismäßig weit länger verweilt derselbe bei der Industrie, die sich natürlich nur auf die einfachsten Productionen beschränkt und die auch, da das Land unter seinen gegenwärtigen Verhältnissen allein auf die Ausbildung seines Acker- und Bergbaues sein Augenmerk zu richten hat, vor der Hand keine wesentlichen Fortschritte machen wird, selbst wenn der schon einmahl gescheiterte Versuch, durch Prohibitiv- und hohe Schutzzölle und durch Vorschussanstalten für Fabrikunternehmer eine höhere Gewerbtätigkeit in europäischer Art künstlich hervor zu rufen, wiederholt werden sollte. — Am ausführlichsten ist der Hr Verf. über den Bergbau, doch werden auch Diejenigen, welche die hierhergehörige Literatur, namentlich die Werke von Alex. v. Humboldt und Ward, kennen, nur wenig Neues finden. Die Schätzungen, welche der Hr Verf. über den Ertrag der mexikanischen Bergwerke während der jüngst vergangenen Jahre mittheilt, sind wohl in etwas zu günstigen Voraussetzungen gemacht, wenigstens übersteigen sie bedeutend die Berechnungen, welche Hr St. Clair Duport in seinen, allem Anschein nach sehr zuverlässigen Untersuchungen (*De la Production des Métaux précieux au Mexique etc. Paris 1843*) darüber angestellt hat. Hr Mühlensfordt glaubt u. a. annehmen zu können, daß der Ertrag der mexikanischen Bergwerke gegenwärtig seine frühere Höhe von 24 Millionen Piafter beinahe wieder erreicht habe, wogegen Hr St. Clair darthut, daß die Production in neuester Zeit nur 18 Millionen betragen hat.

Wir müssen uns hier einer ausführlicheren Be-

sprechung des zweiten besonderen Theiles enthalten, da diese uns bei dem vielen Interessanten, welches er uns bringt, zu weit führen würde. Was wir oben zur Charakterisierung des Werkes bemerkten, haben wir auch namentlich in Bezug auf diesen zweiten Theil sagen wollen. Wir erlauben uns hier nur noch auf einige Partien dieses Theiles aufmerksam zu machen, die uns des Hervorhebens besonders werth erschienen sind. Dies sind 1) S. 90 — 115 die Nachrichten über das beklagenswerthe Schicksal der europäischen Auswanderer, welche von einer französischen Actiengesellschaft im Jahre 1829 und den folgenden Jahren zur Colonisierung der Landenge von Tehuantepec an die Ufer des Guasacualco geführt wurden. Wir empfehlen diese Nachrichten besonders Denjenigen, welche durch die gegenwärtig immer zahlreichen in unseren politischen Blättern erscheinenden patriotischen Colonisationsprojecte Lust bekommen möchten ein junges Deutschland in den paradisischen Regionen des tropischen Amerikas zu gründen, und können hierbei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß noch im Jahre 1840, als schon lange alle von der französischen Actiengesellschaft nach dem Guasacualco geführten Ansiedler entweder dort umgekommen oder auf Kosten der französischen Regierung aus Mitleiden unentgeltlich nach Frankreich zurück transportiert waren, eine aus dem Französischen des Giordan, Bevollmächtigten der bezeichneten Actiengesellschaft, übersetzte Broschüre bei dem Hofbuchhändler Macklot in Karlsruhe erschien, in der die unendlichen Vortheile der Landenge von Tehuantepec für eine europäische Ansiedlung und die großmüthigen Bedingungen, welche die Colonisationsgesellschaft dem Auswan-

derer darbierte, in marktschreierischer Weise angepriesen werden, offenbar in der Absicht Deutsche anzulocken, nachdem die Franzosen durch Schaden Flug geworden. Wir sagen gewiß nicht zu viel, wenn wir behaupten, daß dem größeren Theil der gegenwärtig in den Tagesblättern erscheinenden Anpreisungen von Colonisationsunternehmungen keine besseren Motive zu Grunde liegen. — Für die, welche die von Alex. von Humboldt (Polit. Versuch V. Kap. XII. S. 294 ff. und Reise V. S. 238) und neuerdings von Michel Chevalier (L'Isthme de Panama p. 59—68) über die Landenge von Tehuantepec und über die projectierte Wasserverbindung zwischen dem mexikanischen Meerbusen und der Südsee mittelst des Guasacualco mitgetheilten Nachrichten nicht kennen, wird das was der Hr Verf. darüber in anziehender Weise bemerkt, von besonderem Interesse sein. Das Zweite, was wir hier heraus heben wollen, ist die Beschreibung des Staates Oaxaca (S. 135 bis 215), welche viel Wichtiges nach eigenen Beobachtungen enthält, und das Dritte ist der Anhang zur Beschreibung des Staates Mexiko (S. 296 bis 357), nämlich die Beschreibung der Stadt, ihrer merkwürdigsten öffentlichen Gebäude, Plätze, des Lebens in derselben u. s. w., ein in der That sehr lebendiges Lebensbild, obgleich der Hr Verf. sich hier zuweilen etwas zu sehr gehen läßt und mitunter selbst an sich unerhebliche Dinge, die er schon im ersten Theile ausführlich erzählt hat, hier in ganzen Sätzen wörtlich wiederholt (vergl. z. B. hier S. 306 mit Th. I. S. 283 u. 284).

Ein sorgfältig angefertigtes Namensverzeichnis und große Correctheit des Druckes erhöhen den Werth dieses im Ganzen sehr fleißig gearbeiteten

Buches, welches wir angelegentlich dem größeren Publicum der Gebildeten, für die es eigentlich bestimmt ist, empfehlen. Möge der Hr Verf. uns bald durch die angekündigte Herausgabe seiner Beobachtungen über die altmerikanischen Baudenk-
mäher, die Jedem der sich für die amerikanische Geschichte interessiert, höchst willkommen sein werden, erfreuen. Wappaus.

L e i p z i g.

Verlag von E. D. Weigel 1844. Frà Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen. Mit kirchen-, kultur- und rechtsgeschichtlichen Erläuterungen nach Originalquellen, von Julius Krone, Mitglied der historisch-theol. Gesellschaft zu Leipzig. XII und 247 Seiten in Octav.

Dolcino gehört jenen kezerischen Secten an, die seit dem 13. Jahrhundert Oberitalien in einer nachgemachten apostolischen Einfalt durchzogen, und nicht selten auf fleischliche und apokalyptische Abwege geriethen. Innerlich abhängig von Gherardo Segarelli scheint er doch mehr persönliche Schwärmerie gehabt zu haben; er riß mehrere Tausende auf ein paar Jahre mit sich fort und zeigte sich im Kampfe eben so tapfer als verschlagen. Doch mußte er einem Kreuzzuge erliegen und ward verbrannt. Für die Geschichte der Kirche ist er ein Zeitsymptom, kein Charakter. Eine Entwicklung geht nicht von ihm aus und was in den Ideen, deren er sich annahm, Wahres lag, überdauerte ihn. — Hiernach scheint es kaum, als verdiene er die Ehre einer Monographie. Aber se ernst-

lich hat es auch der Verf. der vorliegenden Schrift nicht gemeint. Nicht ein Viertel derselben beschäftigt sich mit Dolcino; auch da ist es mehr die Geschichte seines letzten Zuges, die uns gegeben wird, als die seiner Lehre und seines Lebens. Fast möchte man glauben, es sei dem Verf. nur um einen fremdklingenden Namen zu thun gewesen, um eine schreckhafte Masse der verschiedenartigsten Notizen ins Publicum zu bringen: als wenn Einer, um ein paar hundert Holzarten neben einander zu stellen, — Schwefelhölzer mit chinesischer Etikette daraus schnitzte. Denn auf diesen nicht vollen 15 Bogen finden sich weniger nicht, als circa 700 verschiedene Autoren und Werke citiert. Aber wenn man auch viel tausend Tropfen aus Quellen, Bächen und Strömen zusammen trägt: Wasser wird wohl daraus, nur der Geist schwebt nicht darüber. Wenn diese Art, historische Bücher in mechanischer Weise zu machen, Ueberhand nähme, dann dürften wir Recensenten für sie alle ein Schema in unsern Anzeigen abdrucken lassen. Der Verf. mag sehr brauchbar sein, für eine Bibliothek Kataloge zu machen oder für ein Archiv Urkunden abzuschreiben, aber geschichtliche Werke sind das doch eigentlich nicht.

Was den Dolcino betrifft, so hat ihn der Verf. förmlich zu seinem Helden gemacht, etwa nach Art eines Räuberromans, d. h. es wird unaufhörlich gesagt, welch großer Mann er sei, ohne daß er groß sich zeigt im Reden oder Thun. Ueber seine Lehre finden wir nur kurz zusammengefaßt, was Rosheim längst beigebracht hat. Darin ist Unstößiges genug enthalten: 'bis zu einem gewissen Grade der Vervollkommnung könne der Mensch gelangen, nach dessen Erreichen er aller Sündhaf-

tigkeit und Versuchung bar (sic); ihn zu überschreiten ist seiner Natur nicht gegeben, weil er sonst vielleicht vollkommener als selbst Jesus werden würde. Wenn man einmahl diesen Punct erzielt habe, thue weder Beten noch Fasten mehr noth, indem dann das sinnliche Begehrungsvermögen dermaßen der Vernunft und Religionsinnigkeit untergeordnet sei, daß man ohne Gefahr seinen Wünschen genügen könne. Da ferner die Freiheit ist, wo der Geist des Herrn wohnt, so müssen, die solche Seelenschönheit sich eigen gemacht, auch die wahre Freiheit besitzen und können fortan weder kirchlichen noch bürgerlichen Sagen unterworfen sein. — Das Streben tugendhaft zu sein in Gedanken und in Werken ist bei solcher Stufe der Vollkommenheit auszu-schließen, die Tugend selbst nur ein Merkmal irdischer Mängel; vermöge dieses lautern und erhabenen Zustandes darf auch der so Beschaffene der Menschwerdung Christi weder seine Verehrung zollen, noch überhaupt daran denken, um der originalen Reinheit seiner Gesinnung in Nichts zu vergeben' S. 35 f. Nach solchen Proben vermag der Verf. noch von der 'edlen Ueberzeugung des häretischen Dulders' zu reden und nennt es Lügen mönchischer Chronisten, wenn der Rotte desselben Unsittlichkeit und Verachtung des Kreuzigungssymbols nachgesagt wird. Diese Grundsätze sind oftmahls da gewesen bei einzelnen Schwärmgeistern, aber immer war Unsittlichkeit d. h. Liederlichkeit in ihrem Gefolge. Ueberhaupt was ist dieser Dolcino für ein reformatorisches oder auch nur kriegereisches Ideal, der sich an den Bechtisch locken läßt, bis seine Gefährten in trunkenen Schlaf fallen und dann niedergemacht werden, der seine Gefangenen

mit erfinderischer Grausamkeit zu schlachten eigenhändig behilflich ist, S. 43. 60. Doch der Verf. sieht endlich S. 80 selbst ein, daß eine verzweifelte Sinnesweise in seinem Helden an die Stelle der biblischen getreten sei. Aber hätte das denn nicht eine Begründung und Entwicklung verlangt? Der Verf. gibt nur eine Kriegsgeschichte, unklar in ihrem Fortschritte, ohne Halt, ohne Gesichtspuncte.

Indessen Dolcino ist, wie schon bemerkt, nur Basis für eine Menge Erörterungen anderer Gegenstände. Als sei des Verfs Motto: non multum, sed multa, so wird omne scibile hereingezogen und mit Citaten belegt. Wenn von einem Gewitter erzählt wird, das den Siegern günstig war, so citiert die Note eine englische Schrift über den Wind und 2 piemontesische über Wellenbeschwörungen. Bestimmt Dolcino den Termin eines kurzen Waffenstillstandes nach einer 'ärmlichen Wasseruhr', so bringt die Note sechs Schriften über Uhrmacherkunst und verweist schließlich auf einen Katalog, der noch reichere Literatur darüber enthalte, S. 72 f. Unerthalbundert Seiten 'Erläuterungen' am Ende des Werkes verbreiten sich über 'Podesta und Statutenwesen', über das mittelalterliche 'Kriegswesen der Kommunen' und über 'Volks- und Adelsgesellschaften'. Es finden sich dabei brauchbare und seltene Notizen, aber Keiner sucht, Keiner braucht sie hier. Dagegen erwartet man Etwas unter der Ueberschrift: Patarerer und Waldenser. Aber man findet über jene nur ein altes Gedicht, über diese '32 regulae Valdensium' — Beides nach Handschriften der Wiener Bibliothek.

Wir können unmöglich dies Gewirr von Notizen und Citaten im Einzelnen prüfen. Dhnehin

gefällt sich der Verf. in einem orakelnden Weisheitstone, so daß man fast an sich selbst irre wird, da man sich nicht mit einem Citate belegen kann. Und doch fehlt es an Schnitzern nicht. Die Benennung der *fratricelli* (= *fraterculi*) wird abgeleitet 'vom Orte der ersten conventualen Niederlassung des heiligen Franciskus in alle Celle (delle Gulielmesche) bei Cortona, S. 29, Note. Zur kirchlichen Archäologie gehört die Notiz: 'jedenfalls hatten die Apostel Gürtel, wenn auch von Leder (*caprinis pellibus*), was von Elias Thesbita auf die christlichen Nachkommen vererbte' S. 23. Note 1. Woher weiß der Verf. diese Vererbung des Leders? — Besonderer Fleiß findet sich auf die Geschichte der Lieberlichkeit verwendet; dahin gehörige Notizen sind auf S. 14. 16. 24. 37. 50. 132. 150 ff. 188 f. 197. Die gelegentliche Erwähnung der Lustseuche in einem Gesetze angeblich von 1487 (S. 153) veranlaßte uns, einen gewiegten Kenner dieser Literatur, Hr Prof. Fuchs, darüber zu befragen. Derselbe hatte die Güte zu bezeugen, daß Hr Krone dies *Bordelledict* (vergl. *Mitarelli suppl. ad scriptt. rer. ital. p. 793*) von 1497 (unter Alexander VI.) um 10 Jahre älter gemacht habe, als es ist. Die Benennung *male francioso* komme vor dem neapolitanischen Feldzuge von 1494 nirgends vor.

Um schließlich auch der Schreibart des Verfs Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, erlauben wir uns folgenden Satz mitzutheilen (S. 9): 'Hatten die Städte vor dem Constanzer Frieden durch ihre Kraftfülle und Einigung sich das Bette der Unabhängigkeit gegründet, so vollendeten sie den Aufbau von ihrer Freiheit Lager, als der Kreuz=

zug Kaiser Friedrich II. ins ferne Morgenland ziehen machte' u. s. w. Jam satis est! R. Ad.

S e i d e l b e r g.

Auf Kosten des Verfassers gedruckt bei J. S. Wolff 1843. Politische und Kirchengeschichte von Ladenburg und der Neckarpfalz. Aus den Quellen bearbeitet von Chr. Theophil Schuch. 194 Seiten in Octav.

Diese von einer fleißigen Benutzung gedruckter und ungedruckter Quellen zeugende Abhandlung, welche in der ersten Abtheilung die älteste Geschichte des Lobdengau's, in der zweiten die Specialgeschichte Ladenburg's umfaßt, reiht sich auf eine erfreuliche Weise den Monographien an, die wir über größere und kleinere Landschaften an beiden Ufern des niederen Neckar besitzen. Sollte auch den Verfasser der Vorwurf treffen, auf die Schilderung der älteren Zeiten und auf das Anreihen der Erzählung an politische Verhältnisse und Bewegungen, welche ganz Deutschland betreffen, einen im Verhältniß zu der Anlage des Werkes allzu großen Raum verwendet zu haben, so wird doch das Verdienstliche dieser Arbeit überall mit Dank anerkannt werden.

B e r i c h t i g u n g.

S. 170. Z. 9. von unten, lies Paraboloid e für Paralleloide.

S. 171. Z. 6. von oben, lies Ellern Schlagholz für Ellner-Schlagholz.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

32. Stück.

Den 24. Februar 1845.

D r e s d e n u n d L e i p z i g,

in der Arnoldischen Buchhandlung 1844. Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Ad. Pescheck, erster Diak. an der Hauptkirche und geistl. Vorsteher des Seminars zu Zittau. Bd I. Vorgeschichte bis 1621. Mit Budowas Bildniß. XX und 504 Seiten in Octav.

Eine Geschichte der Unterdrückung des Protestantismus in Böhmen, — eine solche will der vorstehende Titel ankündigen, — ist jedem Freunde der Reformationsgeschichte willkommen. Ein schönes Reich und ein edles Volk sind damals untergegangen, fast ohne daß man weiß wie? oder warum? Wie in Nordafrika die christliche Cultur einst dem Islam unterlag, das ist beinah bekannter, als diese böhmische Geschichte. Böhmens Archive sind uns ja verschlossen, Böhmens Sprache unverständlich. So wissen wir Hrn Pescheck sein

Unternehmen aufrichtig Dank. Er ist deutscher Theolog seit lange und Böhme von Geburt; er wohnt an der Grenze des Landes, ist auch als Verf. einer Geschichte von Bittau nicht unbekannt geblieben; außerdem besitzt er eine seltene böhmische Bibliothek und viele Freunde, die das Land und seine Geschichte zum Gegenstande ihrer Forschungen gemacht haben: — Gründe genug, um uns von seinem Werke etwas Gutes hoffen zu lassen.

Und sehr viel Gutes haben wir allerdings darin gefunden. Das Werk enthält eine vollständige, umsichtige und unparteiische Sammlung alles dessen, was über die Geschichte der Unterdrückung des böhmischen Protestantismus schon gedruckt ist. Wer es weiß, wie selten die gleichzeitigen Flug- und andern Schriften der nachmahls unterdrückten Partei geworden sind, da man sie nach 1621 massenweis verbrannt hat, der wird dem Verf. diese Sammlung zu keinem geringen Verdienste anrechnen. Aber freilich können wir ihm damit noch nicht die Berechtigung zugestehen, sein Werk eine 'Geschichte' zu nennen. Dazu fehlt die beherrschende Theilung des Stoffes, die geistige Verbindung der Thatsachen, die Abschätzung der Güter, um die man stritt. Wir finden hier nur fleißige Collectaneen zu einer Geschichte, Quellenstudien und Personalschilderungen. Weder von Reformation noch von Gegenreformation (eine nicht ungeschickte Bezeichnung) wird der Begriff erörtert. Eine gänzlich unmotivierte Aufzählung früherer Thatsachen und Zustände führt uns sofort in die beklagenswerthen Conflict des 16. und 17. Jahrhunderts. Dann reiht sich Auszug an Auszug, selbst aus leicht zugänglichen neueren Werken. Die Verbindung geschieht in sehr gewöhnlicher Schreib-

art, oft mit Wiederholungen und Gemeinplätzen. Den Geist der ganzen Bewegung zu erforschen und darzustellen, hat der Verf. nicht verstanden. Er nimmt ohne viel Bedenken an, wie es hergebracht ist, daß der dreißigjährige Krieg und was ihm in Böhmen voraus ging ein Religionskampf gewesen sei; keine Ahnung, daß es sich zugleich um Aufrechterhaltung ständischer Rechte gehandelt habe. Gelegentlich wird gleichsam spöttisch bemerkt, daß damals in Böhmen, wie man neuerdings sagen würde, viel constitutionelles Leben geherrscht habe, vergl. z. B. S. 340. Der Verf. sammelt eben nur, ohne zu fragen und zu folgern und zu raisonnieren. Dabei hat er die Unart vieler Geschichtsschreiber unserer Kirche, wenn von den Katholischen eine Treulosigkeit oder Grausamkeit zu berichten ist, vorher erst gleichsam um Verzeihung zu bitten: es geschehe nicht aus Parteilichkeit.

Hiernach bestimmt sich der Werth dieses Werkes dahin, daß es ein reiches und brauchbares Material liefert. Allein auch dafür ist noch lange nicht Alles geschehen. Der Vf. excerpiert, wie schon erwähnt, nur schon Gedrucktes. Die Archive sind auch ihm noch mit sieben Siegeln verschlossen. Darum wird eine Seite — und nicht die unwichtigste — noch viel Dunkel behalten: Absicht und Einwirkung der Jesuiten. Was hier vorliegt, sind zunächst die Actenstücke beider Parteien in trefflicher Vollständigkeit; sodann einzelne Blätter und gleichzeitige Flugschriften, für die Geschichte der öffentlichen Meinung bedeutend; endlich die ersten wirklich geschichtlichen Werke, die zwar reich an Details, aber im Reden wie im Schweigen nicht immer unparteilich sind. Dahin gehört namentlich die *historia persecutionum ecclesiae bohemi cae*

deren Vf. Amos Comenius wenigstens nicht allein ist, — geschrieben 1632, gedruckt 1648. Dies 'Persecutionsbüchlein' theilt der Verf. nach und nach fast ganz mit. Eben dahin gehört die *idea mutationum bohemo-evangelicarum ecclesiarum* von Jacob. Jacobäi, 1624, jetzt sehr selten; die Schriften von Pessina, Regenvolscius (Wengerský), Holyk, Pelzel u. s. w.

Wenn wir oben erwähnten, daß die hier behandelten böhmischen Kämpfe nicht bloß aus religiösen, sondern eben so sehr aus ständischen Differenzen entstanden sind, so ist gerade dies eine Seite, bei deren Erörterung Vorzüge und Mängel des vorliegenden Werkes augenfällig werden. Von Anfang an zeigt sich die reformatorische Bewegung in Böhmen ohne politische Absichten und Wünsche. Die hussitischen Kriege endeten ohne derartigen Niederschlag. Aber durch die Compactaten war fortan ein Rechtsboden gegeben, auf welchem sich die nachfolgende Entwicklung vollzog. Es gab jetzt utraquistische Stände, d. h. Stände, die einen religiösen Einigungspunct hatten. Bis ins 16. Jahrhundert war die Mehrzahl der böhmischen Bevölkerung utraquistisch. Schon unter Georg Podjebrad suchte man mit der griechischen Kirche in Unterhandlung zu treten. Während der langen Regierung Ferdinand I. 1526 — 64 singen einzelne Verfolgungen an, doch zwang der Türkenkrieg auch öfter zu inconsequenter Milde. Und von hier ab datiert das System, das der Katholicismus zur Ausrottung des böhmischen Untraquismus und Protestantismus bis ans Ende verfolgt hat. Man suchte nämlich die auf dem kirchlichen Gebiete zugestandenen Vergünstigungen und Rechte auf dem politischen wieder zurück zu nehmen oder wirkungs-

loß zu machen. Traf man auf Widerstand, so war es leicht, ihn als Empörung zu behandeln. Der Utraquismus war geduldet, aber den Utraquisten weigerte man das Bürgerrecht in Prag. Man ließ sich herab zu Unionsversuchen, aber in der wohl erkennbaren Absicht, aus berechtigten Dissenters geduldet zu machen. Man legte Schulen an, aber man übertrug sie den Jesuiten. So konnte nun selbst der Papst noch vor Ferdinands Tode den Utraquismus förmlich anerkennen. (Der Verf. gibt bei dieser Gelegenheit interessante Mittheilungen aus Kaupachs ev. Oesterreich, namentlich Stücke der utraquistischen Kirchenordnungen.)

Nicht wesentlich anders ward es unter Maximilian II. Zwar zeichnet ihn persönliche Toleranz aus, er läßt gegen den Willen der Jesuiten zu, daß alle utraquistischen Parteien zu einer Confession zusammen treten, er scheint gewußt zu haben, daß die Unterthanen nicht besser zu regieren sind, als wenn man ihren Glauben unangetastet läßt. Aber desto schlimmer möchte wohl in dieser Zeit ohne des Kaisers Wissen im Stillen gewirkt sein. Woher sonst unter Rudolph die plötzliche und schroffe Umgestaltung eines Verhältnisses, das nach allem Vorigen friedlich geworden war? Hier oder nirgends muß noch viel böse Jesuitensaat verborgen sein. Sie ging rasch auf, nachdem der schwache Rudolph selbst sich jesuitisch bevormunden ließ. Und es war Zeit; denn der Protestantismus gewann von Tage zu Tage an Ausbreitung. So kam es zur Defensorenwahl, zum Majestätsbriefe*). Der Verf. weist genügend nach, daß Beides der katholischen Partei und selbst dem Kaiser abge-

*) Der Majestätsbrief wird von unserm Verf. nach einer authentisch vidimirten Abschrift mitgetheilt S. 159 ff.

drungen und aufgezwungen wurde. Er unterläßt es aber, dem Umfange der ständischen Befugnis nachzuforschen; die Stände werben Truppen und wählen Directoren, ohne hiermit anscheinend die Machtsfülle des Herrschers zu beeinträchtigen. Da es wird geklagt (d. h. vor Gericht), daß 'bohémische Sachen — ausländischen Nationen (Spaniern) zu berathschlagen' verstattet würden S. 153. Wir stehen hier also noch immer auf verfassungsmäßigem Boden. Die ganze folgende Entwicklung: Consistorialadministration, Reformierung der Universität u. s. w., vollzieht sich darauf. Die 'Artikel der Vergleichung' theilt der Verf. ausführlich mit S. 188 ff.; denn daraus ist allerdings die in diese Zeit fallende innere Erstarkung des Protestantismus am besten ersichtlich. Eben dahin gehören einige andere minder ausführliche Actenstücke. Protestantische Kirchen wurden gebaut, — in Prag selbst —, protestantische Pfarrer berufen, zumeist aus Sachsen. Wenn dazwischen die Jesuiten am Dome den Majestätsbrief einen Schalksbrief nennen, wenn 1611 der Bischof von Passau (Erzherzog Leopold von Oesterreich) mit 9000 Räubern in Böhmen einbricht, so ist das im Grunde ein Landfriedensbruch, den man als 'das leopoldsche Wesen' wenigstens sehr euphemistisch bezeichnete*). Sedenfalls sind es die Katholischen, die mit Rohheit und Gewalt anfangen, die naturgemäße Entwicklung zu beeinträchtigen. Und doch sagt man noch immer, erst mit dem Prager Fenstersturze sei der dreißigjährige Kampf begonnen!

Mit Kaiser Matthias kommen die Jesuiten of-

*) Leider hat auch darüber der Verf. nichts beigebracht, ob dieser Passauer Einfall mit Rudolphs Vorwissen geschah. Er vermuthet dies nur, S. 237.

fenkundig ans Ruder; Gieseler ist im Grunde ihr Gliedermann. Als er einen eigenen Willen zu haben unternimmt, läßt man ihn fallen. Fortan tritt auch die katholische Politik deutlicher heraus, die den Aufruhr der Protestanten erst stiften und dann strafen wollte. Man schneidet sie ab vom Kaiser, man verbietet selbst den Defensoren zusammen zu kommen: lauter Verletzungen ständischer Rechte. Da endlich wird Ferdinand II. anfangs selbst ohne die Formalität der Wahl zum böhmischen Könige gemacht. In der That, dieser Hochverrath, wenn es einer war, ist nicht geringer, als der nachmahls so blutig gerächte, durch welchen der pfälzische Kurfürst zur böhmischen Krone berufen ward. Man wußte wohl, warum man Ferdinand nicht wollte; der Verf. thut Recht, das Gräzer Religionsedict von 1602 hier einzuschalten, S. 251 ff. Und wenn nachmahls die Protestationen katholischer Großen (Slawata, Smeczansky = Martinik u. A.) gegen den Majestätsbrief so empfindsam berücksichtigt wurden, warum hat man es vergessen, daß die Grafen Thurn, Fels u. A. gegen Ferdinand auch protestiert haben?

Bisher haben wir unzählige Verletzungen der ständischen Rechte gesehen, alle von den Katholischen ausgehend; man schwieg protestantischer Seits nicht darüber, aber man ward nicht gehört. Da kommen die Differenzen wegen der Kirchen zu Braunau und Klostergrab und in Folge deren die Defenestration, wie sie unser Verf. nennt. Das Erstere war eine Rechtsfrage, und es ist möglich, daß der Majestätsbrief wirklich zweierlei Auslegung zuließ. Aber dann liegt auch hier eine Rechtsverweigerung vor. Denn die protestantischen Beschwerdeführer, statt sie zu hören, setzte man ge-

fangen. Ja selbst über den Fenstersturz wird sich anders urtheilen lassen, als bisher meist geschehen ist, wenn man erfährt, daß die höchst merkwürdige Apologia — über das Defensionswerk derer sub utraque (S. 299), nachdem die ständischen Beschwerden wegen 'frembder (spanischer) Oberkeit', wegen Rechtsverweigerung, wegen incompetenten Verbotes ständischer Zusammenkünfte ausführlich vorgebracht sind, es ferner unternimmt, auch die Defenestration als etwas Unversängliches, nach altem Rechte Erlaubtes darzustellen. Wir halten die Stelle für zu merkwürdig, um sie nicht abdrucken zu lassen: 'Als haben wir, aus oberzehlten Ursachen, gegen Zweien ihres Mittels, nemlich Wilh. Slavata von Ehlum und Kossumberg, und Jaroslaw Borzila von Martinitz, sonsten Smeczansky genant, als Zerstörern des Rechts und allgemeinen Friedens, verfahren, und weil sie ihre Empter und Stellen, in welchen sie sich befunden, nicht in Acht genommen, sondern derselben zur Schmäherung S. R. M., als unsers Königs und Herren, Autorität, so wol zur Aufhebung allgemeines Friedens dieses Königreichs Böhmeib, bößlich gemißbraucht, alle beide, sammt einem Secretario, ihrem adulatore, so, neben andern, viel Zerrüttungen den Präger Stätten verursacht, auff vorgehende ihre Publicirung, vor diejenigen, so sie in der That gewesen, nach altem Gebrauch, auß dem Fenster geworffen;' u. s. w. — ja man droht, 'weil sie beim Leben verblieben,' sie mit einer Klage weiter zu verfolgen, S. 308 f. vergl. S. 320. In gleicher und noch stärkerer Weise läßt sich die 'andere Apologie' von 1619 auß.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

33. 34. Stück.

Den 27. Februar 1845.

Dresden und Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Nach Urkunden und anderen seltenen gleichzeitigen Quellen bearbeitet von M. Christian Ad. Pescheck.'

Während sich auf der einen Seite das Bewußtsein des guten Rechtes so unzweideutig ausspricht, läßt uns die officielle Gegenschrift der Katholischen nicht im Zweifel, daß und welche Künste der Politik man aufbieten wolle, um die ständische Freiheit mit der religiösen zugleich vollends auszurotten. Nichts ist interessanter, als die 'Evangelische (so nennen die Katholischen ihre Schuchschrift) Erklärung auff die böheimische Apologia' S. 321 ff. Hier wird recht betschwesterlich geseufzt; als handle es sich um ein Mißverständnis in der Moral und nicht um Mißhandlung ständischer Rechte, so wird bei allem Vornehmen und Vorgeben der Gegner gefragt, ob das 'evangelisch' sei. Man nennt Alles 'unevangelische Facta'; alles Verfahren der Ultraquisten sei 'de facto'; auf die Rechtsfrage

wird durchaus nicht eingegangen. Die Katholischen erklären nun wirklich ihrer Seite die Gegner de facto für Rebellen und Aufrührer. Die Beschwerden derselben werden nur erwähnt, um sie auf das Impertinenteste für Lügen zu erklären. Es könne nirgends ein Grund zur Beschwerde vorliegen, da S. Kaiserlichen Majestät davon nichts zu Ohren gekommen sei. So weit geht die Stirn dieser Leute, daß sie sagen: 'dahero S. M., weil desselben klagweiß ordentlich nichts fürkommen, dieß Orts kein Schuld haben und tragen können. Währe aber jemand deswegen mit wahrhafter Beschwär bei S. K. M. einkommen und dieselben alsdann die Billigkeit nit administriren wöllen: dann hette man sich der Unbilligkeit halber zu beschwären Ursach gehabt. Es ist aber S. K. M. in particulari niemahlen was ordentlich fürgebracht worden.' — 'Was sie entgegen, deswegen sie es unterlassen, fürgeben möchten, seynd alles nur Dichtungen' u. s. w. So ist es denn begreiflich, wie die kaiserlichen Schreiben selbst 'vor Gott und der ganzen Welt bezeugt haben wollen', daß man 'kein Ursach gegeben' und 'kein Schuld habe', nämlich wenn nun Krieg und Empörung entstehe. — Man kann nicht jesuitischer und zugleich dummer raisonnieren. Ist es nicht, als wenn ein armer Handwerksmann, um seine Rechnung bezahlt zu erhalten, zu einem reichen Manne geht und dieser ihm etwa sagte: 'aber, lieber Mann, das ist ja ganz gegen das Evangelium. Niemand lebt davon, daß er viel Güter hat! Die da reich werden wollen, fallen in Versuchung und Stricke!' — In der That, wenn irgend wo im ganzen Laufe der neueren Geschichte das Wort, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen, einen Sinn und einen Platz hat, so war es damahls in Böhmen. So

werden nun zunächst die Jesuiten verwiesen als 'neue Tempelherren', die das Land dem römischen Bischofe unterwerfen wollen, 'da doch derselbe über uns Stände, viel weniger über unsern König und Herrn, keine Oberkeit und Herrschaft hat.' Man sehe nur den Brief des Pater Greg. Kümer aus Passau an Wilh. Lamormain zu Grätz, S. 349, des Inhaltes: er höre, der Kaiser werbe viel Kriegsvolk gegen die böhmischen Stände, davon hoffe er in Kurzem viel Gutes für den Orden; käme es aber zu gütlicher Vergleichung, so fürchte er, daß sie, wie zu Venedig, nur draußen bleiben müßten. 'Es ist gewiß, daß die Stände uns nicht mehr einnehmen, sie würden denn mit dem Schwert dazu gezwungen. Gott wolle den katholischen Fürsten hierzu gutes Gemüth und frisches Herz verleihen!' Niemahls sei besser Gelegenheit, den Böhmen ihre Freiheiten, die zum Nachtheile der kathol. Kirche wären, zu nehmen. — Kann man hiernach noch ungewiß sein, wer die Böhmen zum Aufruhr trieb und wie die confessionelle Spaltung nur der Boden war, auf welchem über die ständische Freiheit gekämpft ward! Dies Letztere verkennet unser Verf. auch hier und unterläßt daher, die Stelle der 'Hussitenglocke' mitzutheilen, die von den Evangelischen als Ständen handelt.

Indem wir den weitem Verlauf des Zerwürfnisses zu verfolgen aufhören, da die Handlungen der Böhmen bis zur Schlacht auf dem weißen Berge bekannt genug sind*), nehmen wir noch

*) Doch bringt auch hier der Verf. manches Seltene und Schäßbare. Vorzüglich danken wir ihm für das Lied S. 390 ff., womit im Sinne des armen Bauernvolkes der neue König Friedrich begrüßt wird. Da heißt es:

Was haben wir, ach Ferdinand,
Dir doch gethan, und unser Land,

eine Bestätigung unsers Hauptgedankens aus dem Prozesse her, den man nach dem Siege den Häuptern des böhmischen Aufruhrs machen ließ. Böhmen selbst galt für ein erobertes Land; das Hauptverbrechen des Einzelnen war, Geld und Gut zu besitzen. Darnach fragten alle Sieger. Die Befehrerung der Ketzer war den Jesuiten und lichtensteiner Dragonern übertragen. Die Häupter der Besiegten sammelte man durch Vorgeben einer Amnestie, um sie leichter zu fangen. Vielleicht war es dem Kaiser Ernst damit; die Jesuiten litten es nicht. Mit einer schauerlichen Ausführlichkeit berichtet unser Verf., wie die Einzelnen der 50 Edelsten langsam zu Tode gebracht wurden. Es geschah am 19. Junius und die Verff. des Persecutionsbüchleins erinnern bei dies Saturni an Saturn, der seine eigenen Kinder fraß. Alle diese Männer nun, edle geprüfte Greise, rüstige Kriegshelden, tapfere Gelehrte u. s. w. starben bei aller Stärke ihres christlichen Sündenbewußtseins mit

Daß Du uns also preiß gemacht
 Und in die große Noth gebracht?
 Es ist ja gar nicht unsre Schuld;
 Wir bitten Dich doch mit Geduld.
 Vielleicht hat Dich gerührt die Sünd,
 Weil Du den Kelch uns nicht gegünnt.
 Obschon Du uns nicht diese Last
 Persönlich zugefüget hast,
 Doch hat es unter Deiner Fahn
 Tyrannisch Volk uns angethan.
 So wirst Du recht mit dem verdacht,
 Was diese Bestien vollbracht.
 Was einer durch den andern treibt,
 Gar billig man es ihm zuschreibt.
 Und wenn Du selber solltest sehn,
 Wie großer Schaden sei geschehn:
 Dein Herz würd' ohne Zweifel wallen,
 Und Dir solch Unrecht nicht gefallen!

dem eindringlichsten Zeugnisse ihrer politischen Unschuld. Wie war das möglich, wenn sie bloß Ansprüche, nicht auch Rechte zu vertheidigen die Waffen ergriffen hatten —?! Aus dem confiscirten Privateigenthume floß in den kaiserlichen Schatz die Summe von fast 10 Millionen Gulden. Böhmen ist seit jener Zeit arm und adellos.

Wir danken dem Verf. noch besonders für die fleißige Sammlung alles dessen, was ein Charakterbild der böhmischen Martyrer gibt. Es ist da kaum Etwas zu wünschen übrig geblieben. Und so erwarten wir gern mit dem zweiten Theile den Schluß dieses Werkes bis auf die letzten Zeiten der Gegenreformation. Möge sich der Verf. darin mehr an die ältern Geschichtsquellen, als an neuere Geschichtswerke halten und bei allem Streben nach Unparteilichkeit nicht darauf verzichten, ein eigenes Urtheil zu sprechen und zu begründen.

K. Kd.

P r a g.

Verlag von Borrosch und André 1844. Vierteljahrsschrift für die praktische Heilkunde, herausgegeben von der medicinischen Facultät in Prag. Erster Jahrgang 1844. Erstes Quartal 243 S. und 2 Steintafeln. Zweites Quartal 283 S. Drittes Quartal 294 S. in groß Octav.

Wie der vorgeheftete Prospectus besagt, glaubte die medicinische Facultät zu Prag die Gründung einer Zeitschrift gerechtfertigt durch Böhmens geregelte Medicinalverfassung und Sanitätswesen, dessen, zumahl Prags, großartige Krankenanstalten, dessen zahlreiche, berühmte Heilquellen, dessen Universität, welche mehr als 40 medicinische Professoren, Docenten und Adjuncten aufzuweisen hat,

endlich dessen mehr als 1400 Aerzte und Wundärzte, unter denen sich ein immer regeres wissenschaftliches Streben kund gebe. Hiernach hat dieselbe ihr speciellstes Vaterland im Auge gehabt. Ihre Schöpfung soll vorzugsweise die practische Richtung verfolgen, und zwar unter folgenden drei Rubriken, welche in jedem Quartalhefte wiederkehren: I. Original-Aufsätze, zur festeren Begründung und höheren Entwicklung der Heilkunde, 'mit Ausschluß aller leerer Declamationen, weit-schweifiger, rein speculativer Erörterungen, so wie Krankheits-Geschichten, die nicht zur Ermittlung, Bestätigung oder Berichtigung wichtiger Lehrsätze führen.' Auch auswärtige Gelehrte werden eingeladen, Abhandlungen dieser Art einzusenden (15 Fl. C. M. Honorar). II. Analecten. Vierteljährige Gesamtberichte (in diesem Jahrg. vom J. 1843) sollen, systematisch geordnet, alle wesentlichen, dem practischen Arzte wichtigen, Bereicherungen der Heilkunde und ihrer Hilfsdisciplinen mittheilen, unter stäter Angabe der benutzten Quellen Deutschlands und des Auslandes. III. Medicinalwesen, Personalien, Miscellen. Unter dieser Rubrik werden bekannt gemacht medicinisch-statistische Notizen, Chronik der medicinischen Bildungs- und anderer Medicinal-Anstalten, Berichte über Leistungen ärztlicher Vereine, Medicinalverordnungen, Anstellungen, Beförderungen, Auszeichnungen, Erledigungen von Medicinalstellen, Biographien, Nekrologe, Preisfragen.

Die Original-Aufsätze, welche den kleinsten Theil der Quartalhefte bilden, sind für sich paginiert. Dies führt den Nachtheil mit sich, daß der Leser sich beim Nachschlagen in den doppelten Seitenzahlen irren kann, so bald er die Original-Abhandlungen von dem übrigen Inhalte der Quar-

talhefte nicht trennen will. Im ersten Quartale sind folgende enthalten: 1) Erfahrungen über die Kehlkopfverengung von Professor J. Dppolzer. Dieser aphoristischen Darstellung der dem Vf. häufig vorgekommenen Fälle, welche von verschiedenen Ursachen herrührten und mit verschiedenen Mitteln behandelt wurden, sind auch zwei Berichte über angestellte Laryngotomie zugegeben. Einmahl ward der Erstickung dadurch glücklich vorgebeugt: der Kranke litt an acutem Oedem der Glottis. 2) Beitrag zur Würdigung der bei der Blutcirculation obwaltenden physikalischen Verhältnisse, von Dr. Jaksch. Eine Zusammenstellung der Forschungen Magendies, Poiseuilles, Gendrins und Skoda's. 3) Ueber Krebsablagerungen in inneren Organen, von Dr. Jos. Halla. Im J. 1842 sind in der Krankenhaus-Abtheilung des Prof. Dppolzer unter 1522 Kranken 41mahl solche (auch Markschwamm-) Ablagerungen vorgekommen!! Als fast allgemein geltende Symptome der Krebs-Dyskrasie werden angegeben auffallende 'Hydrohämie,' eigenthümliche, erdfahle, schmutzig graugelbe, trockene, sich abschilfernde und Falten lang behaltende Haut, Abmagerung, tiefe Verstimmung des Gemüths, Schlaslosigkeit, auch wenn keine Schmerzen da waren, wie Verf. glaubt, wegen Anämie des Gehirns; oft war Trägheit der Stuhlausscheidung dabei. 4) Einige Bemerkungen über die Obliteration des Anfangsstückes der absteigenden Aorta, von Dr. Jos. Hamernik. Einer skizzirten Parallele der bislang bekannt gemachten elf Fälle wird ein zwölfter, 1843 in Prag vorgekommener, eingewebt. Alle Fälle werden vom Verf. genetisch in 3 Classen getheilt, nämlich in Obliteration, zugleich mit der des Ductus arteriosus Botalli, während der ersten Tage des Extrauterinallebens, in

Hemmungsbildung, endlich in Bildung von Membranen und Scheidewänden während des Fötuslebens. 5) Resultate der Anwendung des Heflerschen electromagnetischen Apparates, von Dr Löschner. Nachdem der Apparat und dessen zweckmäßige, behutsame Anwendung vom Erfinder, dem Prager Professor Hefler, genau beschrieben worden (wobei auf eine Abbildung verwiesen wird), zählt Löschner die glücklichen und unglücklichen Curen auf und geht dann theils übersichtlich, theils casuistisch die einzelnen Krankheiten durch, nämlich Rheumatismus und Gicht, Lähmungen, Schreibekrampf, scrophulose, venerische Geschwülste, Kropf, Exsudate nach Perityphlitis und Periostitis, Amenorrhoe, Incontinentia urinae, Amblyopie durch übermäßige Anstrengung, gichtischen Gesichtschmerz, rheumatische Ischias und Kopfschmerz, Gliederzittern, Parästhesie des N. acusticus, rheumatische Ohrenentzündung, Trockenheit und Verstopfung des Gehörganges (meistens glücklich), außerdem chronischen Wasserkopf, Stottern, Milzgeschwulst, Neurome, Amaurosis, gichtisch-syphilitischen Gesichtschmerz, nervösen Kopfschmerz, Verstopfung der Eustachischen Röhre, (mehr oder weniger unglücklich). — Die im zweiten Quartale enthaltenen Original-Aufsätze sind die folgenden: 1) Ueber den diagnostischen Werth des Schmerzes bei Entzündungen, von Dr Kraft. 2) Skorbut = Epidemie im Provinzialstrafhause zu Prag im Monate Mai und Junius 1843, von Dr Sejka. Ein, wegen seiner Klarheit und practischen Verständigkeit, lesenswerther Aufsatz! 3) Ueber primitiven Blasen-croup, von Dr Kivisch Ritter v. Rotterau. Eine sehr interessante Beobachtung wird hier mitgetheilt und beurtheilt. Retroversio uteri einer Schwangeren hatte, nach dem Verf., Stagnation und

eigenthümliche Decomposition des Harns mit vorwaltender Alkalescenz hervor gebracht, und letztere war die nächste Ursache der Entstehung einer Pseudomembran, welche die ganze Blase und Harnröhre, auch die Vagina bekleidete. Reposition des Uterus mit der halben Hand durch den After, dann Sprengen der Eihäute und künstliche Frühgeburt hatte Abgang eines zweihandtellergroßen Sackes durch die Harnröhre, hierauf Genesung zur Folge.

4) Ueber Blutvergiftung durch Harnresorption, v. Dr. Saksch. Der Vf. behandelte 7 Kranke, welche, nach seinem Dafürhalten, wegen Lähmung der Harnblase und darauf folgender Harn=Resorption, ohne vicariirende Secretion, ihren Tod fanden. Als Symptome gibt er an Harnverhaltung, bald aus dieser, bald aus jener Ursache, hierauf Mangel an Appetit, Trockenwerden der dick belegten Zunge, nach und nach Austrocknen der ganzen Mund= und Rachenhöhle ohne starken Durst, mitunter Heiserkeit, sogar Stimmlosigkeit, wegen Vertrocknens der Schleimhaut des Kehlkopfes, wässrige Diarrhoe, allgemeine Muskelschwäche, vollkommene Indifferenz, Schlaflosigkeit, zuweilen Fieberbewegungen, zuletzt Koma und Tod, nach welchem aus der geöffneten Brust= und Bauchhöhle, aus den zerschnittenen verschiedenen Organen ein starker Harngeruch sich verbreitete, der bei Lebzeiten in keinem Se= und Excretum sich fand. Das Blut war überall flüßig und kirschbraun. Die chemische Analyse ward nicht gemacht. Ganz gleiche Symptome beobachtete Verf. bei einer Harnfistel mit consecutiver Harn=Infiltration und Zellgewebsverjauchung. Das von seinem Colleggen Hnewkowsky angerathene Antidot, die Milchsäure, zeigte sich sowohl als Molken, als auch als Gurkenfaß gegeben, unwirksam. 5) Anwendung der Geburts=

zange als Lageverbesserungswerkzeug bei Kopflagen, nebst Bemerkungen über Gesichtslagen, von Dr W. Lange, Assistenten der geburtshilflichen Klinik und Secundärarzte der Gebäranstalt in Prag. Der Vf., welcher 4600 Geburten beobachtet hat, zählt die 3te und 4te Gesicht= und Stirnlage zu den absolut regelwidrigen, und glaubt, daß Gesichtslagen mit nach vorn gekehrter Stirn nicht sehr selten sind. Die 3te und 4te Kopflagen lehrt er dann in die entsprechende 2te und 1ste mit der Zange umwandeln. 6) Ueber Bildung der Gelenkmäuse, von Dr Blazina. Sie sind Producte exsudativer Entzündung der Synovialkapsel. 7) Aphoristische Bemerkungen über einige Augenkrankheiten, von Dr Arlt. Sie betreffen das Gerstenkorn, die Entzündung der Drüschchen an der Basis der Cilien, die Entzündung der Meibomschen Drüsen, das Hornhautstaphyloom. Das Gersten= (resp. Hagel=) Korn steht nach dem Verfasser, stäts in inniger Beziehung zur Scrophulosis und hat seinen Sitz im Augenlidknorpel. Schwerlich wird diese Ansicht (die des anatomischen Beweises ermangelt) Beifall finden: Gerstenkorn kommt ja bei sehr vielen Menschen auch ohne Scropheln vor, ist ja (auch das Hagelkorn anfangs) beweglich, entsteht und bildet sich aus in so kurzer Zeit, wie eine Knorpelkrankheit u. s. w. Zur Entzündung der Drüschchen an der Basis der Cilien gehören, nach ihm, viele Formen, die als Herpes ciliaris, Psorophthalmie abgehandelt werden. Nach voraus gegangener Röthe entstehen, nur bei Scrophulosen, an der Basis der Wimper, weiße Punkte, aus denen das Haar emporsteigt, gewöhnlich bedeckt von schmutzig = gelben fest haftenden Schleimkrusten. Dagegen rothe Präcipitatsalbe. Des Verfs Entzündung der Meibomschen Drüschchen ist Himlys

Milium palpebrarum am Rande. Das Hornhautstaphylom ist, zufolge der Beobachtungen des Verfs, ein, mit einer Pseudomembran überzogener Vorfall der Iris, nicht aber eine Hervortreibung der mit der Iris verwachsenen Hornhaut; es entsteht, wenn nach Vereiterung einer größeren oder kleineren Partie der Hornhaut der Substanzverlust durch Narbengewebe ersetzt und dasselbe, bevor es gehörig consistent geworden, durch die Muskeln vorwärts gedrängt wird. Also eine an Beer, besonders aber an Weller sich anschließende, zu allgemeine Deutung, da Staphylome auch ohne Zerstörung der Cornea vorkommen. Die Beschreibung der Ausbildung des Vereiterungs-Staphyloms jedoch erscheint sehr naturgetreu und interessant. 8) Ueber das Hordeolum, Chalazion und einige andere Geschwülste an den Augenlidern, von Dr Kyba. Auch dieser Physicus der ständischen Augenheilstalt, hält den Augenlidknorpel für den Sitz des Hagelkorns (wie Arlt). Es ist chronische Entzündung, Erweichung und Entartung dieses Knorpels, eine Behauptung, die aber auch hier nicht durch anatomische Beweise unterstützt wird. Seine Entstehung aus einem Gerstenkorne bezweifelt er; letzteres hat, nach ihm, in den Schmeerdrüsen und dem zunächst liegenden Zellgewebe seinen Sitz, ist ein Furunkel (also Himlys Ansicht, dessen aber nicht erwähnt wird). Die Arltsche Psorophthalmie ist diesem Verf. *Porrigo favosa*. — Im dritten Quartale sind an Original-Aufsätzen diese: 1) Beitrag zur Lehre vom perforierenden Magengeschwüre, von Dr Jaksch. Das runde Magengeschwür tritt auf mit Symptomen bald der Kardialgie, bald der Gastritis mucosa, bald eines gastrischen Fiebers, bald eines intermittierenden, bald ohne alle auffallende Symptome. Da sich mithin

kein charakteristisches Zeichen für die Krankheit aufstellen lasse, so wolle er, sagt der Verf., der Diagnose von negativer Seite einen Stützpunkt zu geben suchen, indem er diejenigen Krankheiten kurz durchgehe, mit denen das Magengeschwür sich verwechseln lasse. Dies geschieht dann mit dem Magenkrebse, der nervösen Kardialgie, den so genannten 'blutigen Magenerosionen', der Chlorose und beginnenden Lungentuberculose. Das Vorhandensein eines Magengeschwürs, wo es der Vf. vermuthet, ist doch oft sehr problematisch, die Diagnose so gut wie gar keine. Den Beschluß machen Aetiology und Behandlung. 2) Bemerkungen über die granulirte Leber (Rokitansky), von Prof. Dppolzer. Sie entsteht durch theilweise Unwegsamkeit der feinsten Pfortaderverzweigungen, sei es wegen entzündlicher Obliteration, sei es wegen Erweiterung der Gallen Gefäße, sei es wegen Infiltrationen, besonders fettiger, und davon abhängiger Compression. Eine Diagnostik bei Lebzeiten wird versucht, die Palliativ = Cur des tödtlichen Leidens besprochen. 3) Ueber Convulsionen der Neugeborenen, von Dr. Jac. Schüz. Dabei Beobachtungen über Convulsionen aus Hirnaffection, aus Rückenmarksaffectio, aus symptomatischen Hirnleiden. 4) Spontane Verstopfung des dünnen Darms, bewirkt durch krampfhaftes Zusammenziehen desselben, von Dr. Kiwisch Ritter v. Rotterau. Darmverengerung durch puerperale Entzündung des Becken = Inhaltes war die Ursache dieses einzigen Falles. 5) Bericht über die Masernepidemie in Prag, von Mitte Junius 1843 bis Ende Merz 1844, von Dr. Löschner.

Aus vorstehender Anzeige möchte nun wohl hervor gehen, daß die Wahl der Original = Aufsätze meistens sehr interessante, neue Dinge zu Tage gefördert hat. Die Arbeiten selbst sind größten-

theils kurz und bündig, deutlich und belehrend. Die Verf. scheinen fast sämmtlich jüngere Mitglieder der Facultät zu sein. Daß die älteren nicht zurück bleiben mögen, ist zu wünschen. Da die meisten Verf. Krankenanstalten vorstehen oder beigegeben sind, so fehlt es ihnen sicher nicht an derjenigen Erfahrung, welche den practischen Blick und die Unbefangenheit des Urtheils schärft.

Von dem Haupt-Inhalte der Vierteljahrsschrift, den Analecten, kann Rec. nur Günstiges sagen. Sie sind so reichhaltig, daß sie fast alle Novitäten besprechen; systematische Werke werden jedoch oft kaum, oder gar nicht berührt. Sie geben nicht allein das Wesentlichste aus den Schriften des Jahrs 1843, sondern kritisieren dies auch hier und da. Die Eintheilung des Ganzen ist sehr übersichtlich, z. B. im ersten Quartale folgende: Allgemeine Pathologie und Therapie, Epidemiologie, Pharmakologie (Pharmacie, Balneologie, Toxikologie), krankhafte Veränderungen des Blutes, Krankheiten der Circulations- und Respirationsorgane, Krankheiten des Nervensystems (Psychiatrie), Krankheiten der Digestionsorgane, Hautkrankheiten, Syphilis, Krankheiten der Harnwerkzeuge und der männlichen Geschlechtsorgane, Krankheiten der weiblichen Sexualorgane, Geburtskunde, Pädiatrik, Chirurgie, Augenheilkunde, Staatsarzneikunde. Vom zweiten Quartale an finden sich dergleichen Rubriken auch als Columnentitel. Die Ref. werden genannt. Die einzelnen Gegenstände sind dann wieder durch großen Druck ausgezeichnet, leicht erkennbar. Bei jedem Artikel wird das zum Excerpte benutzte Werk durch eine Ziffer, Journale durch eigene Buchstabenzeichen bemerklich gemacht. Diese Zeichen beziehen sich auf ein Schriften-Verzeichnis am Ende jeden Quartals. Zum Schlusse jeden Jahrganges wird auch ein General-Register versprochen. Die

Ausstattung ist schön, der Druck correct, der Preis für Subscribenten 5½ Rthlr. Jeder Jahrgang soll mindestens 60 Bogen enthalten. So ist nun das Werk für denjenigen, dem keine große Bibliothek zu Gebote steht, sicher sehr nützlich und zu wünschen, daß die Concurrenz mit ähnlichen Werken diesem keinen Schaden bringen möge. W. Hy.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1845. Vierteljahrsschrift für Theologie und Kirche. Mit besonderer Berücksichtigung der Hannoverschen Landeskirche herausgegeben von Dr Lücke, Abt und Consistorialrath, und K. Wieseler, Professor der Theologie in Göttingen. Erster Band. Erstes Heft. 144 S. in Octav.

Die oben bezeichnete neue theologische Zeitschrift wird vierteljährlich erscheinen, jedes Heft durchschnittlich zu 6 bis 8 Bogen. Ihre Eigenthümlichkeit besteht in der angestrebten engen Verbindung zwischen dem Gebiete der allgemeinen Theologie und Kirche und dem der hannoverschen Landeskirche. Theoretisches und Practisches, Abstractes und Concretes sollen mit einander und möglichst in einander sein. Während die Herausgeber daher jeden ohne Unterschied, der lebendige Steine zum Aufbau von Theologie und Kirche zu geben vermag, zur Mitarbeit aufgefordert haben, haben sie sich doch vorzugsweise an die Theologen und Geistlichen der hannoverschen Landeskirche wenden zu müssen geglaubt, hoffend und wünschend, daß auf diese Weise zugleich ein innigeres Verhältniß zwischen diesen und den Universitäts-theologen vermittelt werde, ein gemeinschaftliches Arbeiten zu einem Ziele, in einem Interesse. In dieser Beziehung schließt sich gegenwärtige Zeitschrift an die bereits bestehenden landeskirchlichen Zeitschriften an, welche, worauf schon ihre ver-

mehrte Zahl hindeutet, einem wirklichen kirchlichen Bedürfnisse der Gegenwart entsprechen.

Ueber den theologischen Charakter der Zeitschrift hat sich ein von den Herausgebern früher veröffentlichter Prospectus so ausgesprochen: 'Bei aller Liebe zur Einheit und zum Frieden der Kirche sind wir doch weit davon entfernt, der Zeitschrift den Nicht-Charakter des Indifferentismus zu geben; aber eben so fern wird von ihr sein die Entschiedenheit des Eigensinnes und der so genannten Ausschließung. Der evangelischen Kirche angehörend kann und soll sie keinen anderen Charakter haben, als den, welcher in dem Princip dieser Kirche liegt, wir meinen, in dem Doppelprincip derselben, dem formellen und materiellen. Hiernach wird sie eben so sehr den Charakter der *Conservation* tragen, d. h. den Charakter der treuen objectiven Bewahrung des positiven Grundes in der heiligen Schrift und in ihren lebendigen Bekenntnissen, als den Charakter der lebensfrischen Bewegung in freier wissenschaftlicher und gewissenhafter Forschung und in kirchlicher Fortbildung auf jenem Grunde. Indem die Zeitschrift in dieser Art kirchlich, jene unzertrennlichen Charaktere alles evangelischen Kirchenthums mit gleicher Kraft festzuhalten bestrebt sein wird, werden wir alles, was dieser bestimmten Richtung entspricht, wie manigfaltig es auch sein mag, gern aufnehmen, Alles aber, was dieselbe von der einen oder andern Seite verleugnet, entschieden fern halten.'

Um eine deutlichere Vorstellung von der oben erwähnten Verbindung von Practischem und Theoretischem zu geben, theilen wir im Folgenden die Ueberschriften der Aufsätze des vor Kurzem erschienenen ersten Hefes mit: Erste Rubrik = Abhandlungen. 1) Die freien Vereine. Ein nothwendiges Kapitel in der theologischen Moral. Von Dr Fr.

Lücke. Erster, historischer und literarischer Artikel. S. 1—25. 2) Ueber die Grundgegenstände der Theologie in der Lehre vom Verhältnis Gottes zur Welt. Von Pastor Wittkugel, S. 25—43. 3) Die vornehmsten Beziehungen der Seelsorge. Von G. S. Ph. Spitta, Pastor in Wechold. S. 43—58. Zweite Rubrik = Miscellen und Correspondenzen. 1) Ist das kirchlich? Eine Anfrage an die Kenner und Lehrer des protestantischen Kirchenrechts. Von Dr. Fr. Lücke S. 61—64. (Eine Mißbilligung der von mehreren einzelnen preussischen Predigern gegen ihre Amtsbrüder Wislicenus, König und Uhlich jüngst veröffentlichten Excommunicationen in der Hengstenberg'schen Kirchenzeitung, nebst Aufforderung an die Kenner und Lehrer des Kirchenrechts, ihr Botum darüber in dieser Zeitschrift nieder zu legen). 2) Rückblicke auf die Generalversammlung des evangelischen Vereines zur Gustav = Adolph = Stiftung am 10ten u. 11ten September und auf die Göttinger Predigerconferenz am 12ten September 1844. Von G. Wold e, Repetenten. S. 64—74. 3) Ein Wort an die Bibelgesellschaften S. 74—81. 4) Bedenken in Betreff der Kirchenbücher S. 81—93. 5) Gedanken über 1 Cor. XI. 26. Von J. C. Roda z, Pastor zu Bremerlehe. S. 94—100. Dritte Rubrik = Uebersichten und Recensionen. Gegenwärtige Zustände der englischen und schottischen Kirche. Ein statistisches Bild, zugleich mit einer Anzeige der jüngsten betreffenden Schriften von Uhden, Petri, Sack und Sydow, entworfen von dem Unterzeichneten. S. 103—144.

Möchten alle, die dazu berufen sind, das Werk der Herausgeber fördern, damit es, wie wir hoffen und vertrauen, zum Segen der christlichen Theologie und Kirche gereiche und seine Idee von der Wirklichkeit nicht zu sehr absteche. K. Wieseler.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 1. März 1845.

S t r a s b u r g.

Au secrétariat général 1843. Congrès scientifique de France. Tome premier. Procès-verbaux. XXVII und 612. Tome second 627 Seiten in Octav.

Als für die zehnte, im September 1842 abzuhaltende Versammlung des Congrès scientifique de France Strasburg erkoren wurde, regte sich bei Vielen seiner Mitglieder der Wunsch, bei Gelegenheit der Sitzungen in dieser Grenzstadt eine unmittelbare Berührung mit den Gelehrten des Auslandes herbei zu führen. Mit großer Gewandtheit wußte man die Hindernisse zu beseitigen, welche sich theils durch die politischen Färbungen des Tages, theils durch die Verschiedenheit der Sprache und die abweichenden Richtungen, welche die Entwicklung der Wissenschaft bei den Völkern gewonnen, herbei geführt, einer Vereinigung der Art entgegen setzten.

Zahlreich folgten Fremde, besonders Deutsche, dem an sie, oder an die Corporation, welcher sie

angehörten, ergangenen Rufe zur Theilnahme, sahen sich mit der freundlichsten Zuverlässigkeit in jener Stadt aufgenommen, die einst eine Zierde des deutschen Reichs bildete, und weder Fragen auf dem Gebiete religiöser oder politischer Ueberzeugungen, noch Reibungen, wie solche aus den Berührungen verschiedener Nationalitäten so leicht erwachsen konnten, hemmten den freien Austausch des Gedankens. Ueber die äußeren Erscheinungen, welche jene Tage mit sich führten, wie über den Inhalt der gehaltenen Vorträge stattet das oben genannte Werk den getreuesten Bericht ab. Indem aber dasselbe einer besonderen Besprechung in diesen Blättern unterzogen wird, kann es kaum der Bemerkung bedürfen, daß von den zahlreichen im zweiten Bande befindlichen Memoires der in acht Sectionen gehaltenen Vorträge, die sich über fast alle Kreise menschlichen Wissens verbreiten, nur einzelne den Gegenstand der Anzeige abgeben können.

In der ersten Section (*histoire naturelle*) begegnen wir folgender Abhandlung:

Kirschleger, *Notice sur la végétation comparée du Jura, des Vosges et de la Forêt-Noire* p. 28 — 33. Der Verfasser, in seinen Ansichten über den Einfluß des Bodens auf die Gewächse mit Unger übereinstimmend, sucht den Pflanzenreichthum des Jura durch das Vorherrschen der Kalkformationen zu erklären. Seine Untersuchung ist reich an Einzelheiten in Bezug auf die Verbreitung der Gebirgspflanzen in jenen Gegenden. Zuerst gibt er einen Katalog von 142 Phanerogamen, welche ausschließlich im Niveau von mehr als 2400 Fuß zugleich die Ketten des Jura, Schwarzwaldes und der Vogesen bewohnen. Hierauf folgen 133 Arten, die dem Jurakalk eigenthümlich, auf den granitischen Höhen des Schwarz-

waldes und der Vogesen fehlen. 20 Pflanzen finden sich ferner auf Jura und Vogesen, die dem Schwarzwalde, 18 auf Jura und Schwarzwald, die den Vogesen fehlen. Dagegen besitzen die Sandstein- und Granit-Formationen der beiden rheinischen Gebirge zusammen nur 39 Gewächse, die auf dem Jura nicht wachsen, und unter diesen kommt der größte Theil nur auf den Vogesen vor. Hieraus berechnet der Verf., daß von 350 Gebirgspflanzen 37 Procente dem Kalke, 10 den Silicaten angehören und die übrigen sich indifferent gegen diesen Unterschied verhalten.

Kirschleger. Statistique végétale de Strasbourg. p. 34—61. Die Umgegend von Strasbourg besteht theils aus thonigem Diluvium (Loeß), theils aus den durch den Rhein und Ill angeschwemmten Massen. Die letztern sind sehr reich an Sumpfs- und Wassergewächsen. Unter diesen sind interessant die Glattinen, von denen 4 Arten bei Wolfisheim häufig vorkommen. Die Temperatur des Mai ist in Strasbourg 3° R. höher als in Basel, obgleich die mittlere Wärme beider Orte sich wenig unterscheidet. Diese nicht erklärte Erscheinung äußert auf den Gang der Vegetation einen erheblichen Einfluß. Mehrere Pflanzen sind durch die Flüsse in das Rheinthal gekommen, theils aus dem Jura, theils aus den Vogesen, wie das vollständige Verzeichniß der Phanerogamen, welches der Verf. liefert, im Einzelnen nachweist.

K. Schimper über den Bau der Cruciferenblüte. p. 62—65. Der Verf. nimmt für die drei äußern Wirtel einen tetramerischen, für den innern einen dimerischen Blütenplan an. Den dritten und vierten Wirtel erklärt er im Typus der Familie verdoppelt. Für die Stamina ist das Letztere klar, indem die beiden Kürzern in monströsen

Blüten zu einem teramerischen, äußern Wirtel ergänzt werden. Bei *Lepidium ruderales* entwickeln sich allein die beiden Stamina, welche den Placenten gegenüber stehen, und da sie zu dem äußern Wirtel gehören, so sind es gerade diejenigen Organe, welche in den normalen Stamina-Wirteln fehlen. Daß auch ein äußerer Kreis von Carpophyllen fehlt, wurde durch eine Monstrosität von *Sinapis arvensis* klar, so wie auch Kirschleger mit Recht bemerkt, daß dies der normale Bau von *Tetrapoma* ist. Vergleichungsweise führt Schimper auch an, daß bei *Triglochin palustre* ein äußerer Carpophyll-Wirtel fehle, der bei *Tr. maritimum* entwickelt sei. Untersuchungen dieser Art geben sehr leicht zu Willkürlichkeiten Anlaß, welche jedoch in den vorliegenden Beispielen, so weit dieses möglich ist, vermieden scheinen. Im Grunde aber ist die Beschäftigung mit den Zahlenverhältnissen der Blütenorgane dem heutigen Zustande des Wissens kaum angemessen zu nennen, und wird nicht gründlich betrieben werden können, so lange die Ursache der Verschiedenheit zwischen Blütenknospen und Blattknospen noch ganz unbekannt bleibt.

M. Rameaux des températures végétales. p. 83—102. Diese auf umfassende Untersuchungen gestützte Abhandlung bestätigt die in den letzten Jahren genauer ausgebildeten Ansichten über die Temperatur der Gewächse. Abgesehen von einigen isolierten Phänomenen, wie der Wärmeentwicklung der Aroideen-Blüten, welche einer chemischen Untersuchung bedürften, ist alles Uebrige aufgeklärt. Denn es handelt sich im Allgemeinen nicht um eine eigene Temperatur der Pflanzen, sondern nur um die Wärmeleitung von außen. Die innern Schichten des Holzkörpers sind nur

deswegen im Sommer kälter, im Winter wärmer, als die Atmosphäre, weil sie in besserer Leitung mit den die Wurzeln umgebenden Erdschichten, als mit der Luftsäule stehen, in welcher der Stamm vegetiert. G.

Wer, von der Vorstellung ausgehend, daß die mathematischen und physikalischen Wissenschaften seit Jahrhunderten mit besonderer Liebe in Frankreich gepflegt werden, viel Interessantes in den *Mémoires de la deuxième section, sciences physiques et mathématiques*, zu finden hofft, wird seine Erwartungen schwerlich befriedigt finden. Er wird sich aber weniger darüber wundern, wenn er erfährt, daß von allen Pariser Mathematikern und Physikern kein einziger den Congreß mit seiner Gegenwart beehrt hat, und der geringe Gehalt dieser Abhandlungen zeigt recht deutlich, wie wenig die Wissenschaftlichkeit des ganzen übrigen Frankreichs gegen die in der Hauptstadt concentrirten Kräfte in Betracht kommt. Die Abhandlungen sind: *Recherches sur la puissance motrice et l'intensité des courants de l'électricité dynamique* par M. de Haldat. — *Considérations sur la différence qui existe entre la force élastique de la vapeur et l'électro-magnétisme dans leur application comme forces motrices*, par M. E. Kopp. Der Verf. weist durch eine sehr einfache und lichtvolle Betrachtung nach, daß die electromagnetische Kraft keinesweges, wie man vielfach geglaubt hat, die Dampfkraft in der Schifffahrt, bei Eisenbahnen u. s. w. ersetzen kann. — *Des observatoires magnétiques de la Russie* par M. Kupffer. — *Note sur les anciennes températures terrestres* par M. Fargeaud. — *L'ancienne et la nouvelle horloge astronomique de la cathédrale de Strasbourg* par M. Fargeaud.

Bericht über eine neue Uhr mit allerlei Kunststücken, welche jetzt im Strasburger Münster aufgestellt ist, die indessen durchaus keinen wissenschaftlichen Werth hat. S.

Von den Abhandlungen, welche aus der fünften Section hervor gegangen sind, bietet die erste, von Comarmond über die Begräbnisarten der alten und neuen Völker bei Weitem mehr ein sanitätspolizeiliches als archäologisches Interesse dar. Wie es mit den historischen Kenntnissen des Verfs bestellt ist, zeigt die Stelle: *Pline dit que l'usage de brûler les corps n'est pas très-ancien et qu'il n'est pas antérieur à la dictature de Sylla*, wo das, was von dem einzigen cornelischen Geschlechte gilt (*Plin. Hist. Nat. VII. 55*), auf ganz Rom übertragen ist, während wir wissen, daß gerade die Römer viel häufiger als die Griechen ihre Todten verbrannten; vergl. Beckers Charikles B. II, S. 181 flg. und Ritschls Rhein. Museum B. II, S. 212. Allerdings scheint das Verbrennen, wie bei Homer, ursprünglich nur im Kriege oder bei sonstigen großen Sterbnissen üblich gewesen zu sein; eben deshalb aber wird es gerade bei kriegerischen Völkern früher Gebrauch, während andere sich erst durch fremdes Beispiel oder durch Reflexionsgründe dazu bestimmen lassen, wie es denn auch unser Verf. statt oder neben dem Begraben empfiehlt. Auch die zweite Frage, die von dem nämlichen Mitgliede beantwortet ist, gehört weit mehr dem naturgeschichtlichen als dem antiquarischen Gebiete an, indem sie sich mit dem Alter der Conglomerate beschäftigt, die in den Flussbetten oder Anschwemmungen des südlichen Frankreichs vorkommen; nur weil dieses Alter wesentlich durch den römischen oder sonst antiken Ursprung der Scherben, Münzen, und übrigen Arte-

facte, die sich in diesen poudingues finden, bestimmt wird, nimmt sie auch die Theilnahme des Alterthumsforschers in so weit in Anspruch, als diese überhaupt noch durch Gegenstände, deren alle Sammlungen Hunderte besitzen, angeregt werden kann. Näher liegen demselben die Gegenstände der beiden folgenden Vorträge deutscher Gelehrten, Fuchs über die Vortheile, welche der griechischen und lateinischen Sprache aus der vergleichenden Sprachkunde erwachsen seien, und Lewald über Platos und Aristoteles Ansicht von der Sprache; doch besteht auch deren Verdienst mehr in der treuen und klaren Berichterstattung, wie sie für Laien über den Stand der aufgegebenen Fragen nützlich sein konnte, als daß für die Wissenschaft eine neue oder tiefere Ansicht der fraglichen Gegenstände gewonnen wäre. Hrn Lewalds Aufsatz ist zum größern Theile eine bloße Inhaltsanzeige des platonischen Kratylos mit einem kurzen Schlußurtheile, nach welchem der Leser nothwendig denken muß, daß Plato eine Art von juste milieu zwischen den beiden streitenden Extremen der *γνῶσις* und *θεῖσις* gesucht habe, ohne von dem nothwendigen und organischen Zusammenhange dieses Mittelausdruckes mit Platos übriger Lehre auch nur eine Ahnung zu bekommen; und auch Hr Fuchs hat trotz seiner unverkennbaren Sachkenntnis einerseits die Grenze der Aufgabe über ihren ursprünglichen Buchstaben willkürlich ausgedehnt und andererseits auch innerhalb dieser Grenze die einzelnen Gebiete nicht gehörig geschieden. Wir wollen kein Gewicht darauf legen, daß er mit keiner Silbe des großen Verdienstes gedenkt, welches die vergleichende Sprachkunde sich um Ausrottung und Verhütung verkehrter Wortableitungen erworben hat, die sonst so oft

nach bloßer Aehnlichkeit des Klanges gemacht wurden; aber jedenfalls hätte näher auf den Unterschied zwischen Sprachvergleichung überhaupt und Vergleichung stammverwandter Sprachen aufmerksam gemacht und eben so nicht die syntaktische Sprachphilosophie Beckers und seiner Nachfolger mit der etymologischen Sprachvergleichung eines Bopp, Pott, Grimm vermischt werden dürfen, welche letzteren bekanntlich mit jener Richtung gar nicht einverstanden sind. Hören wir Hn Fuchs, so müssen wir denken, die Operation, mittelst welcher Becker ein abstractes Schema des Sazes und seiner Theile für alle Sprachen aufgestellt hat, sei ganz analog mit derjenigen, durch welche das s im Neutrum der dritten Declination im Lateinischen und Griechischen als wurzelhaft nachgewiesen worden ist, und wiederum diese analog mit der, welche in den Endungen der Verba Pronominalsuffixa erkannt hat, indem alle diese hintereinander als Vortheile der vergleichenden Sprachforschung aufgezählt werden; betrachten wir aber die Sache näher, so finden wir leicht, daß die erstere Entdeckung nicht von der empirischen Vergleichung einer Menge verschiedener Sprachen ausgegangen ist, sondern ihr comparativer Charakter nur darin besteht, daß die in der Muttersprache ausgeprägten allgemeinen Gesetze der logischen Satzbildung auch auf fremde Sprachen ausgedehnt und in diesen nachgewiesen werden, während es in den beiden andern Fällen wesentlich erst einer größeren Anzahl verschiedener Sprachen und Sprachstufen bedurfte, um das angeführte Resultat auch nur zu ahnen; und selbst hier macht es wieder einen großen Unterschied, ob das gefundene Gesetz nur auf der historischen Stammverwandtschaft der verglichenen Sprachen unter einander beruht, oder ob

es vielmehr seine Quelle in allgemein menschlichen, psychologischen oder phonetischen Anforderungen hat, die auch verschiedenen Sprachstämmen gemein sein können, ohne deshalb im Uebrigen von dem einen auf den andern schließen zu lassen. Ueber die Behandlung der Frage nach dem Ursprunge der *Vitae excellentium imperatorum* von Hrn Bähr, einem der Vicepräsidenten dieser Section, müssen wir um so kürzer sein, als die ganze Aeußerung selbst eine einzige Druckseite einnimmt; auch können wir uns mit dem Ergebnisse in so fern einverstanden erklären, als der Verf. sich für einen Auszug des IV. Jahrhunderts p. Chr. entscheidet, und hätten nur gewünscht, daß derselbe, wenn er gleich auf die neuesten Zweifel hinsichtlich des Antheils des Aemilius Probus an diesem Auszuge (Mitschl Rhein. Museum B. II, S. 144) noch keine Rücksicht nehmen konnte, wenigstens auf die fruchtbare Parallele hingewiesen hätte, welche die Vergleichung zahlreicher ähnlicher Auszüge aus späterer Kaiserzeit für jene Frage darbietet. Dagegen erweckt die folgende Ueberschrift: *Mémoire sur la bataille d'Argentorat gagnée par Julien l'Apostat sur les Germains*, größere Erwartungen, als sie erfüllt, obgleich wir daraus dem fleißigen Verfasser, Archivar Spach, keinen Vorwurf machen dürfen, der sogleich von vorn herein die gestellte Frage nach dem emplacement jener Schlacht für témérairement posée erklärt, die sich trotz aller Hilfsmittel nicht genügender als bereits geschehen beantworten lasse, so daß er sich auf eine gedrängte, aber gut geschriebene Uebersicht des Bekannten, namentlich aus Ammian, beschränkt. Wahrhaft Neues bietet nur der letzte Aufsatz dieser Section, von dem leider inzwischen verstorbenen jüngeren Schweighäuser, über gallisch römische Al-

terthümer aus Rheinzabern, die auch durch fünf schöne Lithographien verbildlicht sind und ganz das Urtheil des Verfs rechtfertigen, daß jener Ort einer der bedeutendsten Fundorte für jene eigenthümliche Art von Denkmählern sei, die obgleich entschieden der römischen Kaiserzeit angehörend und unter den Einflüssen classischer Mythologie entstanden, gleichwohl nicht nur in ihrem Stile einen unverkennbaren Localcharakter an sich tragen, sondern auch in der Wahl und Darstellung der Gottheiten, welchen sie gewidmet sind, mindestens eben so viele gallische als römische Cultuselemente im Hintergrunde haben. Was die Abbildungen bieten, ist eine sitzende Minerva von Bronze, ein Marmorrelief, und drei Terracotten, welche Apoll, Minerva, Mercur, Vulcan und Ceres (oder Abundantia), die erstern drei auch mit ihren Thieren, Greif, Eule und Hahn, zeigen; außerdem beschreibt der Verf. eine vierte Terracotte, die zwei kämpfende Reuter darstellt, und mehrere halbbarbarische Inschriften, deren eine den auch anderwärts vorkommenden Diis Casibus geweiht ist.

R. Fr. H.

Zu derselben Section gehört (S. 289—307): *Mémoire sur les Templiers et sur le culte spécial qui leur a été imputé, par Guillaume Soldan.* Der durch sein Werk über Herenproceffe rühmlichst bekannte Vf. hat den hier vorliegenden Gegenstand seitdem an einem andern Orte (F. v. Raumers historisches Taschenbuch, Jahrgang 1845) einer abermahligen und umfassenderen Untersuchung unterzogen, deren Resultate mit den hier gebotenen in allen wesentlichen Puncten übereinstimmen. Er nimmt sich mit Liebe der Vertheidigung eines Ordens an, der namentlich in Deutschland, seit der Veröffentlichung der Discussionen Nicolais und

Hammers, als der mit schwerer Schuld beladene angesehen zu werden pflegte, ohne daß die vorliegenden Acten einer abermahligen Revision unterworfen wären, oder man auf die Arbeiten Raynouards die erforderlichen Rücksichten genommen hätte. In dieser Beziehung ist auch durch die Wilckesche Monographie wenig geleistet, welche, statt selbständige Forschungen zu verfolgen, sich meistens auf die Arbeiten von Dupuy, Anton, Bertot und die *histoire critique et apologétique de l'ordre* etc. stützt.

Nach einer kurzen Schilderung der Persönlichkeiten von Philipp dem Schönen und Papst Clemens V., der Verhältnisse, in welchen sich beide einander gegenüber befanden, der Gründe, die den Gedanken an die Vernichtung des Tempelordens im Könige aufsteigen ließen und befestigten, führt uns der Vf. mitten in den Gang der Untersuchung. Er zeigt, wie man seit dem Anfange derselben durch königliche Beamte nur Schuldige sehen wollte, das Geständniß durch Folter und verlockende Zusagen erpreßte und leugnende Aussagen völlig unberücksichtigt ließ, wie endlich auch in die durch eine päpstliche Commission geführte Untersuchung die königlichen Diener auf eigenmächtige Weise eingriffen und den Tempelbrüdern die ihnen angebotene Vertheidigung unmöglich zu machen wußten. Nach diesen Vorgängen ließ sich das Resultat des Concils, oder vielmehr die durch König Philipp vorgeschriebene Entscheidung des heiligen Vaters mit Sicherheit vorher bestimmen.

Nach dieser Uebersicht der äußeren Geschichte des Ordens wendet sich der Vf. zur Prüfung der gegen denselben erhobenen Anschuldigungen, namentlich zu der Hauptanklage, daß der Orden als solcher sich

der Ketzerei und Sodomiterei ergeben habe und zwar auf dem Grunde der Statuten desselben. Mit Recht verwirft der Verf. die willkürliche Ansicht Wilckes, welche übrigens zuerst von Nicolai aufgestellt und mit einem Aufwande von Scheingründen verfochten wurde, daß man im Orden selbst gewisse Grade oder Abstufungen gekannt habe, nach denen die Templer mehr oder weniger in eine Geheimlehre eingeweiht gewesen seien. Eine Annahme, zu welcher Nicolai unstreitig die Analogie der Maurerei und die Bequemlichkeit, auf diesem Wege die verschiedensten Aussagen der Verhörten in Einklang zu bringen, verführte. Es zeigt der Verf., wie die belastenden Aussagen durch Martern erzwungen sind, wie in ihnen selbst die schneidendsten Widersprüche sich kund geben, wie man endlich den hier erhobenen Anschuldigungen auf die überraschendste Weise im Verlaufe früherer und späterer Ketzereyuntersuchungen wieder begegne. Er kann nicht umhin, den Sturz des einst so mächtigen Ordens ausschließlich der Habsucht und dem Neide des Königs, so wie der Schwäche des von dem Letzteren abhängigen Papstes zuzuschreiben.

Man fühlt es der Kürze und Gedrängtheit der Abhandlung an, daß der Verf. nur Grundzüge, rasch entworfene Umrisse, deren Ausführung für einen Vortrag ähnlicher Art nicht geeignet sein konnte, zu geben beabsichtigt. Dieser Aufgabe hat sich derselbe mit Geschick entledigt, indem er von den überall durchblickenden tieferen Studien nur die Resultate in gewandter Verknüpfung vorüber führt.

Hav.

S u n s b r u c k,

bei Wagner 1844. Tirol und der baierisch-franz

zöfische Einfall im Jahre 1703. Aus archivalischen und andern gedruckten und ungedruckten Quellen bearbeitet von P. Albert Jäger, Benedictiner des Stiftes Marienberg. VI und 474 Seiten in Octav.

Der Verfasser beginnt seine Erzählung mit der Entwicklung der Gründe, welche den spanischen Erbfolgekrieg herbei führten. Dieser erste Theil der Arbeit zeigt sich durchgehends schwach, häufig zu Gunsten des Kaiserhofes besungen. Weder durch Leopolds Unentschlossenheit noch durch des Grafen Harrach matte Diplomatie soll die spanische Erbschaft dem Hause Oesterreich verloren gegangen sein. Der Ausspruch, daß Harrach mit mehr Weisheit als Glück für seinen Herrn gehandelt habe, bedarf zur Widerlegung weder eines Richelieu noch St. Simon. Die ganze Wendung der Verhältnisse am Hofe zu Madrid erfolgte, nach dem Verfasser, vielmehr durch die Zusagen und Verheißungen Harcourts, der 'den früheren Haß der Spanier gegen Frankreich sogar in Bewunderung dieser Krone umwandelte'. Gestehen wir, daß war ein großes Stück! Von der Ueberzeugung der Spanier, daß die mit so vielem Blute erworbenen Nebenlande ihrer Krone nur durch Frankreich behauptet werden könnten, wird nichts gesagt. Hatte der Verf. sich eine Erörterung dieser Verhältnisse vorgesezt, so hätten mindestens die Arbeiten Mignets (*Collect. de doc. inéd.*) und die Correspondenz Eugens nicht unbenuzt bleiben sollen. Dann würde der Verf. wenigstens nicht alle Theilungsvorschläge hinsichtlich der spanischen Erbschaft ausschließlich von Ludwig XIV. haben ausgehen lassen. Wilhelm von England, in welchem man die Seele aller dem Kampfe voran

gegangenem Unterhandlungen erkennt, erscheint hier stets als der von Frankreichs Schlingen Umzogene, durch Ludwigs XIV. Vorspiegelungen Geblendete. Ja, der Verf. gibt (S. 13) für die letzten Jahre Carls II. das ganze Heer Spaniens auf '6000 fast unbewaffnete Leute' an, während Bayrac (mém. sur l'histoire d'Espagne), so wie Sempere, Männer, welche gerade über diesen Theil der spanischen Geschichte die gründlichsten Studien gemacht haben, statt dessen 20,000 Mann nennen. Und auch diese Zahl, sollte man meinen, genügt, um den unglaublichen Verfall der Monarchie an den Tag zu legen.

Auf ähnliche Schwächen und Entstellungen stößt man in der nun folgenden Erzählung des Erbfolgekrieges, so weit derselbe nicht unmittelbar Tirol betrifft. Sobald uns dagegen die Darstellung in die Alpen hinein versetzt, begegnen wir überall dem gründlich Unterrichteten, der, außer dem, was die Archive Tirols boten, auch das k. k. geheime Haus = Hof = und Staatsarchiv zu benutzen verstanden hat. Die Verhandlungen des Guberniums mit den Ständen wegen der anzuordnenden Vertheidigung, die Vorkehrungen der Stände, die Zwistigkeiten der letzteren mit dem Wesen (den Wesensrätthen, regimen und camera) — das Alles, man fühlt es, ist nach getreuer Einsicht der Actenstücke zusammengestellt. Die Mandate der Landschaft und einzelner Behörden sind in ihren wichtigsten Stellen der Erzählung wortgetreu einverleibt.

Tritt dann der Verf. in die Schilderung des Kampfes in Tirol, so belebt sich seine Erzählung, mitunter bis zur Poesie; er bewegt sich mit Frei-

heit auf einem ihm wohl bekannten Gebiete. Regierung, Praelaten, Adel — keiner entgeht dem Tadel, den er durch sein Benehmen auf sich geladen hatte. Andererseits wird Größe und Treue, wo sie sich immer zeige, gewürdigt. Man begreift es, daß der Verf. sich gedrungen fühlte, seine Arbeit einem edlen Kaisersohn, dem Erzherzoge Johann, zuzueignen.

Im Kampf und in der Leitung der Vertheidigung zeigten sich die von Wien aus Angestellten meist unbrauchbar; sie hatten zum Theil Gnadenämter. Nur das Volk verstand zu handeln, sowohl gegen den Feind, wie gegen seine unwürdigen Vorgesetzten. Inmitten des tiefsten Friedens ängstlich bevormundet, schüttelte es in der Stunde der Noth Baiern und lästige Aufpasser zugleich ab. Der durch die kindische Sorglosigkeit des Generals Gschwind herbeigeführte Verlust von Kufstein, die Bereitwilligkeit zur Untersuchung von Seiten vieler hohen Behörden, die Flucht der Regimentsräthe und vieler Herren von Adel und das rasche Vorstürmen des Feindes weckte das Landesaufgebot, zuerst im Etschviertel und an der Eisack, dann im Oberinntal. Schloßherren, Bürger, Bauern, Hirten und Bergknappen traten zusammen. Im Gegensatz zu der lärmenden Vorbereitung der kaiserlichen Behörden, herrschte bei ihnen Verschwiegenheit, Ruhe, Vertrauen auf Gott und Hingebung für das Vaterland. An kühnen und schlauen Anführern pflegt es unter solchen Umständen nie zu fehlen; sie birgt der unscheinbare Rock und erst im Augenblicke des Handelns werden sie sich ihres Berufes bewußt. Es lebt eine unverwüßliche Gesundheit in diesen Alpenjünglingen. So lange gleich Knaben gegängelt, treten sie als Männer in die

Reihe; von Feigheit und Verrath umgeben, von ihren Vorgesetzten verlassen, finden sie, einem starken und geübten Feinde gegenüber, in sich jene Kraft, von deren Dasein die 'Perrücken aus Wien' wie sie in Schillers friedländischem Lager gescholten werden, nichts wußten. Ueberall gehörte ihnen, wie um ein Jahrhundert später, der Sieg, und bald streiften Tiroler bis tief nach Baiern hinein und warfen andererseits die vorgedrungenen Schaaren Bendomes aus Südtirol zurück. Hav.

V o r g a u.

(In Commission bei Laue in Aschersleben) 1844.
Eine Gabe für die verarmten Spinner und Weber im Schlesiſchen Gebirge. Das letzte Menschenpaar. Gedicht von Hermann Neumann. 302 Seiten in Octav.

Wo der Zweck eines Buches ein so edler ist, wie er bei dem oben genannten bezeichnet wird, bedarf es der besonderen Empfehlung so wenig, als Ausstellungen in Bezug auf die Wahl des Stoffes und die Art der Behandlung desselben unter diesen Umständen entschieden in den Hintergrund gedrängt werden. Möge die liebevolle Absicht des Verfassers, den unglücklichen Gemeinen der Spinner und Weber im schlesiſchen Gebirge eine Liebesgabe zu bieten, im reichsten Maße in Erfüllung gehen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

36. Stück.

Den 3. März 1845.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften legte Professor W ö h l e r am 8. Februar einen Bericht über einige im akademischen Laboratorium angestellte Arbeiten vor:

1) Zur Kenntniss des Aluminiums. Die folgenden Beobachtungen sind nur als Ergänzung dessen zu betrachten, was Prof. Wöhler vor 18 Jahren über dieses merkwürdige Metall angegeben hat. Die Reduction geschah nach dem früheren Verfahren, aus Chloraluminium durch Kalium. Die jetzt im Handel so wohlfeil vorkommende schwefelsaure Thonerde ist ein vortreffliches Material zu einer einfachen und leichten Darstellung der Thonerde. Man vermischt das Salz mit ungefähr $\frac{1}{4}$ seines Gewichtes trocknen kohlen-sauren Natron, glüht das Gemenge, zieht die Masse mit Wasser aus, wäscht die zurückbleibende Thonerde vollständig aus, vermischt sie mit Kienruß und Stärkekleister zu einer formbaren Masse,

bildet daraus Cylinder vom Durchmesser der anzuwendenden Glasröhre, trocknet sie und glüht sie dann in einem bedeckten Tiegel durch. \ Noch warm werden sie hierauf für die Darstellung des Chloraluminiums in ein geeignetes Glas- oder Porzellan-Rohr gesteckt und bei mäßiger Glüh- hitze einem Strom von getrocknetem Chlorgas aus- gesetzt.

Wegen der heftigen Feuer-Erscheinung, mit der die Reduction des Chloraluminiums verbunden ist, bietet diese Operation stets besondere Schwierigkei- ten dar und läßt sich nur in einem kleineren Maß- stabe ausführen. Am zweckmäßigsten ist es, Ka- lium und Chlorid getrennt von einander zu er- hitzen, so daß das Kalium eigentlich im Dampf des Chlorids geschmolzen wird. Glasröhren sprin- gen dabei unvermeidlich. Der Verf. bediente sich eines 18 Zoll langen und $\frac{1}{2}$ Zoll weiten Rohrs von Platin, welches an dem einen Ende mittelst eines eingeriebenen Platinstöpsels verschließbar ist. In dieses wurde das Chlorid geschüttet und dann in dessen Nähe ein kahnförmiges Plattingefäß ein- geschoben, welches das Kalium enthielt. Das Rohr wurde dann zwischen Kohlen allmählich erhitzt, zu- letzt bis zum Glühen. Es ist nicht zu zweifeln, daß ein Rohr von Kupfer oder Eisen eben so anwendbar und eine Verunreinigung durch diese Metalle nicht zu befürchten sein werde. Uebrigens läßt sich die Reduction ziemlich gut selbst in einem gewöhnlichen Schmelztiegel vornehmen, auf die Art, daß man in denselben einen kleineren stellt, der das Kalium enthält, während man das Chlo- rid in den Raum zwischen die beiden Tiegel schüt- tet, diese dann gut bedeckt und zwischen Kohlen erhitzt. Es scheint, daß ungefähr gleiche Volu-

mina Kalium und Chlorid das beste Verhältnis sind. Nach dem völligen Erkalten wird das Rohr oder der Ziegel in ein großes Glas voll kaltes Wasser gestellt.

Man erhält das Aluminium in Gestalt eines grauen Metallpulvers. Allein bei genauerer Betrachtung bemerkt man darin schon mit bloßen Augen eine Menge geschmolzener, zinnweißer Metallkügelchen, von denen manche zuweilen die Größe dicker Stecknadelköpfe haben. Unter dem Mikroskop, bei etwa 200facher Vergrößerung, sieht man, daß das ganze Pulver aus lauter solchen geschmolzenen Metallkügelchen besteht. Zuweilen erhält man zusammenhängende, schwammige Massen; auch diese bestehen eigentlich aus zusammengesinterten Metallkügelchen. Hieraus geht hervor, daß das Aluminium bei der Temperatur, die im Reduktionsmoment entsteht, schmelzbar ist. Weitere Versuche haben gezeigt, daß diese gar nicht so hoch ist, daß das Aluminium sogar schon in der Löthrohrflamme schmelzbar ist. Ein ausgeplattetes Stückchen Aluminium, in eine geschmolzene Perle von Borax oder Phosphorsalz gesteckt, läßt sich darin vorm Löthrohr zu einer Kugel zusammenschmelzen, wiewohl es sich dabei fortwährend oxydiert und nach längerem Blasen ganz verschwindet, im Borax wahrscheinlich unter Reduction von Bor, im Phosphorsalz wahrscheinlich unter Reduction von Phosphor oder Bildung von phosphoriger Säure. Denn in letzterem ist die Metallkugel fortwährend mit sich stets erneuernden Gasblasen umgeben, und es sieht nicht so aus, als ob dies von einer Oxydation auf Kosten des Wasserdampfes der Flamme herrühre. Es gelang nicht, pulverförmiges Aluminium bei einer Temperatur, wobei Roheisen

schmilzt, in wasserfreiem Borax in einem Tiegel zu einer Masse zusammen zu schmelzen. Es war ganz verschwunden und der Borax in eine schwarzbraune Schlacke verwandelt, gefärbt wahrscheinlich durch reducirtes Bor. Indessen wäre es denkbar, daß der Versuch zum Theil auch aus dem Grunde mißlang, weil wahrscheinlich geschmolzenes Aluminium specifisch leichter ist, als geschmolzener Borax, sich daher auf seine Oberfläche begab und hier verbrannte.

Aluminium in geschmolzenen blanken Kugeln hat ungefähr die Farbe und den Glanz von Zinn. Es ist vollkommen geschmeidig. Kugeln von Aluminium lassen sich zu den dünnsten Platten aushämmern, ohne im Mindesten an den Rändern zu reißen. Sein specifisches Gewicht, bestimmt mit 2 Kugeln, zusammen 32 Milligramm schwer, war bei $+ 10^{\circ} \text{C} = 2,50$; bestimmt mit 3 ausgehämmerten Kugeln, zusammen 34 Milligramm schwer, $= 2,67$. Bei der Kleinheit des angewandten absoluten Gewichtes, können diese Zahlen natürlicherweise nur als Annäherungen zum wahren specifischen Gewicht betrachtet werden *). Es ist durchaus unmagnetisch. An der Luft bleibt es blank. Bei gewöhnlicher Temperatur zersetzt es das Wasser nicht; aber schon bei 100° entwickelt es auch in diesem compacten Zustande in Wasser langsam Wasserstoffgas, und schon in einer verdünnten Kalilösung löst es sich unter lebhafter Wasserzersetzung vollständig auf. In kauftischem Ammoniak geschieht dies weniger rasch, und die meiste Thonerde bleibt in der Form des ange-

*) Nach einer Wägung, vorgenommen mit zwei zusammen 84 Milligramm schweren Kugeln, ist das specifische Gewicht des Magnesiums $= 1,87$.

wandten Metallstückchens ungelöst und durchsichtig zurück.

Ein blankes Stückchen Aluminium kann man in Sauerstoffgas bis zum anfangenden Schmelzen erhitzen, ohne daß es sich mehr als nur oberflächlich oxydiert. Erhitzt man es aber vorm Löthrohr rasch bis zum starken Glühen, so verbrennt es mit blendend weißem Feuer, ganz ähnlich wie Zinn. Die Thonerde, die bei dieser Verbrennung entsteht, schmilzt dabei und schließt zuweilen blanke Kügelchen von Aluminium ein, die der Verbrennung entgangen sind.

Das Verhalten dieses Metalles zu den aufgelösten Salzen anderer, leicht reducierbarer Metalle ist sehr auffallend. Blankes Aluminium reducirt kein Blei und kein Silber aus den Auflösungen von salpetersaurem Bleioryd und Silberoryd, selbst wenn diese sauer sind. Legt man es aber in eine Auflösung von Bleioryd in Kali, so beginnt sogleich die Bildung des schönsten Bleibaums. Eben so reducirt es das Zinn in glänzenden Nadeln aus einer Lösung von Zinnorydul in Kali und das Silber aus einer ammoniakalischen Silberlösung, dieses jedoch nicht als krystallinische Vegetation, sondern als compacte, auswendig aber krystallinische Masse, die sich nach einiger Zeit als blanker Platte von dem noch übrigen Aluminiumstück abnehmen läßt. In einer Lösung von schwefelsaurem Kupferoryd jedoch fängt es bald an sich zu verkupfern und bedeckt sich nach und nach mit einer compacten Kupfermasse. Berührt man es in einer Blei- oder einer Silberlösung mit Zink, so beginnt sogleich auch auf dem Aluminium die Reduction dieser Metalle, wiewohl sie nicht fortfährt, wenn der Contact mit dem Zink aufhört.

2) Neues Doppelsalz aus Quecksilberchlorid und essigsaurem Kupferoxyd. Diese Verbindung, die durch Zufall erhalten wurde, bildet sich, wenn man eine Auflösung von neutralem essigsaurem Kupferoxyd mit einer Auflösung von Quecksilberchlorid, beide bei gewöhnlicher Temperatur gesättigt, mit einander vermischt und in einem offenen Gefäße längere Zeit stehen läßt. Das neue Salz setzt sich allmählich in concentrisch strahligen Halbkugeln von ausgezeichnet schöner, tief blauer Farbe ab. In kaltem Wasser ist es so gut wie unlöslich; in siedendem verwandelt es sich in ein hellgrünes Pulver, während das Wasser Quecksilberchlorid und nur wenig Kupfersalz aufnimmt. Nach mehreren, befriedigend übereinstimmenden Analysen, angestellt vom Stud. Hrn Hütteroth aus Cassel, besteht das blaue Salz aus 2 Äquivalenten Quecksilberchlorid und 1 Äq. einfach basischem essigsaurem Kupferoxyd ohne Wasser = $\text{Cu}^2 \text{Äc} + 2 \text{Hg Cl}$, enthält also in 100 Theilen:

Hg Cl . . . 67,65

$\text{Cu}^2 \text{Äc}$ 32,35.

Vielleicht ist es richtiger, die Bestandtheile darin nach der Formel = $(\text{Cu Äc} + \text{Hg Cl}) + (\text{Cu} + \text{Hg Cl})$ zusammengepaart anzunehmen.

3) Analyse der Rutinsäure. Diese Arbeit ist von dem Stud. Hrn Bornträger aus Clausthal gemacht worden. — Die Rutinsäure ist in dem Kraut von *Ruta graveolens* enthalten. Sie wurde darin zuerst von Dr Weiß beobachtet, der sie Rutin nannte *); allein da sie offenbar

*) Pharmaceut. Centralblatt 1842. S. 903.

eine, wenn auch nur schwache Säure ist, so kann dieser Name nicht beibehalten werden, um so weniger, als Namen mit der Endung in organische Basen bezeichnen und von nun an diesen vorbehalten bleiben müssen.

Für die Darstellung der Rutinsäure wurde im Wesentlichen dasselbe Verfahren befolgt, welches von Weiß angewendet worden ist, jedoch mit einigen Modificationen, wodurch die Substanz leichter rein zu erhalten war.

Getrocknete und zerschnittene Gartenraute wurde mit gewöhnlichem Essig etwa $\frac{1}{2}$ Stunde lang gekocht, die Flüssigkeit ausgepresst und mehrere Wochen lang stehen gelassen. Im Verlaufe dieser Zeit schied sich die Rutinsäure, gemengt mit vielen andern Stoffen, theils als Bodensatz, theils in mikroskopischen Krystallen ab. Durch Abdampfen der davon getrennten Flüssigkeit wurde noch etwas mehr erhalten.

Die abgesetzte unreine Säure wurde mit kaltem Wasser abgewaschen und dann in ungefähr der vierfachen Menge reiner, mit 4 Theilen Wassers verdünnter Essigsäure im Sieden aufgelöst. Nach einigen Tagen schied sich aus der filtrirten Lösung der größte Theil der Rutinsäure wieder krystallinisch aus. Nach dem theilweisen Abdestilliren der übrigen Auflösung findet nach einiger Zeit eine neue Absetzung Statt. Die sämmtliche erhaltene Säure wurde mit kaltem Wasser gewaschen und, unter Zusatz von etwas Thierkohle, in der etwa sechsfachen Gewichtsmenge siedenden Alkohols aufgelöst. Die filtrirte Auflösung wurde mit $\frac{1}{8}$ Wasser vermischt, der Alkohol ganz davon abdestillirt und der Rückstand mehrere Tage lang

an einem kühlen Orte stehen gelassen, während dessen die Säure auskrystallisierte. In der übrig bleibenden Mutterlauge bleibt aber noch sehr viel aufgelöst, daher diese nachher durch Abdampfung von Neuem concentrirt werden muß. Stäts geht die Absetzung der Säure nur ganz allmählich vor sich und stäts um so leichter, je niedriger die Temperatur ist. — Die Ausbeute, die man erhält, ist nur klein. Der erste saure Auszug setzt zwar eine dem Volum nach große Menge unreiner Säure ab, allein sie ist sehr leicht und dabei so sehr mit fremden Materien verunreinigt, daß man zuletzt nur wenig Säure im reinen Zustand übrig behält.

Die Rutinsäure, so dargestellt und gereinigt, ist ein schon dem bloßen Auge krystallinisch erscheinendes, blaß grüngelbes Pulver. Bei etwa zweihundertfacher Vergrößerung sieht man, daß es aus concentrisch vereinigten Prismen besteht, die vierseitig und mit sehr spitz aufgesetzten Endflächen versehen zu sein scheinen. Die Farbe ist ihr offenbar eigenthümlich, denn auch aus ihren Verbindungen mit Basen abgeschieden, wurde sie stäts wieder mit derselben Farbe erhalten. Sie ist geschmacklos, aber ihre Alkohol-Lösung reagiert auf Lackmus entschieden sauer. Beim Erhitzen an offener Luft schmilzt sie, riecht dabei ungefähr wie erhitzter Zucker und verbrennt mit Flamme. Im Delbade erhitzt, schmilzt sie bei 180° zu einem gelben, zähen Liquidum, ohne Wasser zu verlieren. Beim Erkalten erstarrt sie krystallinisch. Bei 220° sublimiert sich ein kleiner Theil zu gelben Tropfen, bei 243° verkohlt sie sich.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

37. 38. Stück.

Den 6. März 1845.

G ö t t i n g e n.

Schluß des Berichtes über einige im akademischen Laboratorium angestellte Arbeiten.

In kaltem Wasser ist die Rutinsäure sehr wenig löslich, löslicher ist sie in heißem. Aber die heiß gesättigte Lösung setzt beim Erkalten nichts ab, ja man kann sogar die Lösung bis zu $\frac{1}{6}$ ihres ursprünglichen Volumens abdampfen, ohne daß sie nachher, selbst nicht nach mehreren Tagen, etwas absetzt. Erst nach viel stärkerer Concentration beginnt nach einigen Tagen die Krystallisation und geht auch dann nur langsam weiter. Die Lösung hat eine gelbe Farbe. In kaltem absolutem Alkohol ist sie wenig löslich, in kochendem von 76 Procent ist sie leicht löslich. Auch diese Auflösung setzt nichts beim Erkalten ab, was erst nach sehr starker Concentration durch Abdampfen eintritt, wo dann die Lösung zu einem unkrystallinischen Magma gesteht. Um die Säure daraus krystallisiert zu erhalten, muß der Lösung vorher etwa $\frac{1}{6}$ Wasser beigemischt werden.

Diese Langsamkeit, womit sich die Rutinsäure aus ihren Lösungen wieder absetzt, beruht vielleicht darauf, daß die Substanz in diesen Lösungen eine andere Zusammensetzung hat, als in ihrem krystallisierten Zustande. Vielleicht enthält sie in letzterem 1 Atom Wasser mehr, welches sich bei der Einwirkung des heißen Lösungsmittels von ihr trennt, aber nachher bei der Krystallisation ganz allmählich wieder aufgenommen wird. Die Zusammensetzung ihrer Blei-Verbindung, worin 2 Atome ausgeschiednes Wasser durch 1 Atom Bleioxyd vertreten sind, scheint für eine solche Erklärung des Verhaltens zu sprechen.

In Aether, selbst in siedendem, ist die Rutinsäure ganz unlöslich.

In den verdünnten Lösungen der Alkalien und alkalischen Erden ist die Rutinsäure mit rothgelber Farbe leicht löslich. Allein auf keine Weise wollte es gelingen, bestimmte oder krystallisierte Verbindungen mit diesen Basen hervor zu bringen. An der Luft färbt sich die Lösung in Kali rasch dunkler und die Rutinsäure wird allmählich zerstört unter Bildung einer huminartigen Substanz. Die Lösung in Ammoniak hinterläßt beim Verdunsten ammoniakfreie Säure. Aus einer Lösung derselben in einer Alkohol-Lösung von Kalihydrat fällt Kohlensäure kohlensaures Kali und es bleibt reine Rutinsäure aufgelöst. Weder mit Kupfer- noch Silber Salzen waren bestimmte Verbindungen zu erhalten; mit letzteren trat eine allmähliche Reduktion von Silber ein.

Bleioxyd war die einzige Base, mit der die Darstellung einer bestimmten Verbindung gelang. Wird zu einer Auflösung von Rutinsäure in Alkohol eine Alkohol-Lösung von essigsauerm Blei-

oxyd gemischt, so entsteht ein orangegelber Niederschlag von derselben Reinheit und Lebhaftigkeit der Farbe, wie beim chromsauren Bleioxyd. Bei der Darstellung dieser Verbindung wurden alle Vorsichtsmaßregeln angewendet, um die Bildung von basischem oder kohlsaurem Salz zu vermeiden. Auch überzeugte man sich, daß dieser Niederschlag nicht essigsaures Blei mitgefällt enthielt.

Die Elementar-Analyse der bei 100° getrockneten Säure und ihres Bleisalzes geschah mit Hilfe von getrocknetem, kohlsäurefreiem Sauerstoffgas.

Für die krystallisierte Säure wurde folgende Zusammensetzung erhalten:

	Gefunden.		Berechnet nach	
	I.	II.	C ³ H ² O ²	
Kohlenstoff	— 50,34	— 50,27	— 50,04	
Wasserstoff	— 5,55	— 5,54	— 5,54	
Sauerstoff	— 44,11	— 44,19	— 44,42	

Die Bleiverbindung gab:

	Gefunden.		Berechnet nach	
	I.	II.	Pb + C ¹² H ⁶ O ⁶	
Kohlenstoff	— 30,20	— 30,37	— 30,34	
Wasserstoff	— 2,46	— 2,63	— 2,52	
Sauerstoff	— 20,29	— 19,95	— 20,19	
Bleioxyd	— 47,02	— 47,05	— 46,94	

Hieraus ergibt sich, daß die krystallisierte Säure = C¹²H⁸O⁸, d. h. wahrscheinlich = H² + C¹²H⁶O⁶ ist.

N ö r d l i n g e n ,

in der Beck'schen Buchhandlung 1844. Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses. Herausgegeben von Wilhelm Löhn. XIV und 252 Seiten in Hochquart.

Wie das Leben in Gott überhaupt durch die zwei Thätigkeiten sich vollzieht, daß einerseits Gott dem Menschen, andererseits der Mensch Gotte sich hingibt; so muß dies Zwiefache auch im christlichen Cultus, als der Bethätigung und Darstellung des Lebens in Gott sich finden. Das ist der vernünftige Gottesdienst, daß die Gemeinde — und in ihr der Einzelne — sich Gott begibt zum Opfer (Röm. 12, 1). Dieser ununterbrochene Gottesdienst findet im Cultus seinen Ausdruck in dem Opfer der Lippen: im Bekenntnis, der Sünde wie des Glaubens, und im Gebet, welcher Art es sei. Aber der natürliche Mensch ist selbstsüchtig in sich selbst verschlossen, ist namentlich gegen Gott abgeschlossen; er hat auch nichts, was er Gott darbringen könnte, das Gott angenehm sei: weil es Alles sündig ist, wäre es ein Opfer, das Gott verwerfen muß. Darum muß Gott zuvörderst Gaben mittheilen, um zur Gegengabe — seiner selbst nämlich — den Menschen zu erwecken, und da Gott nur an seinen eigenen Werken Wohlgefallen haben kann, und am Menschen nur, sofern er sein Bild an sich trägt; so muß er dem Menschen erst geben, was der ihm wiedergeben kann. Buße, Glaube, Gebet, ein neues Herz, sind Gaben Gottes. Dies ist das eine Element des Cultus. Gott muß auch sich selbst dem Menschen geben, damit dieser, als Seine Wohnung, sich Ihm ganz zu eigen gebe. Das Alles thut Gott durch das Wort und durch die Sacramente. Diese bilden das andere Element des Cultus. Jenes erste kann sehr wohl das sacrificielle Element genannt werden, dies das sacramentale, 'da der liebe Gott wil gegenwertig wirken, vnd den Glaubigen seine Gnade geben.' Beide durchdringen sich überall im

Gottesdienst, am innigsten und vollkommensten aber im Sacrament, besonders im Abendmahl.

Als durch den Unglauben das Leben aus Gott entwich, da verlor sich das Bedürfnis nach dem Cultus und das Verständnis dafür, was sich zuerst und zumeist bei dem sacrificiellen Elemente zeigen mußte. Da man sich nicht mehr in Christo Gott zum Opfer brachte, war das Opfer der Lippen nicht mehr natürlicher, frischer, aus nothwendigem Drange hervorgehender Ausdruck des Innern: ein Theil desselben nach dem andern fiel; die Gemeine selbst blieb bei den dürftigen Ueberresten davon fast ganz aus der Kirche. Selbst in den Gebeten, die stehen blieben, wollte man nicht mehr sich Gott hingeben, sondern sich selbst über sich und alles Irdische hinaus heben und so sich selbst trösten, oder sich fördern in einem tugendhaften Leben. Sacrament und Predigt blieben, obgleich jenes vernachlässigt wurde, und man darin nicht mehr die Gaben des Herrn empfangen, sondern sich selbst an seinen Tod erinnern wollte. In der Predigt wollte man nicht mehr Gottes Wort hören, sondern die Reden der Kanzelredner. So verlor dieser Theil des Gottesdienstes seinen sacramentalen Charakter. Gott that eben nichts mehr, der Mensch Alles. Das zeigte sich besonders grell bei der Feier des Abendmahls. Nachdem in der Beichte die Absolution ertheilt war *), fing der Prediger in der, nach unserer Agende wenigstens der Consecration unmittelbar vorher gehenden Vermahnung wieder an, die Sünde vorzuhalten und Buße zu predigen: damit wurde zu erkennen ge-

*) In den meisten Fällen wurde freilich weder ein Bekenntnis der Sünde durch eine vorgespochene Beichte und ein zustimmendes: 'Ja!' gefordert, noch die Absolution ertheilt.

geben, daß mit nichten Gott in der Absolution den recht Beichtenden die Sünden vergeben habe, sondern daß diese abhänge von der Vermahnung des Predigers und von der Befolgung derselben. Bei der Austheilung von Brod und Wein fing der Prediger wieder an zu vermahnen, so daß es hier factisch ausgesprochen wurde, daß nicht die Gaben Gottes im Sacrament, sondern die Vermahnungen des Predigers die Förderung des geistlichen Lebens bewirkten. — Feststehende Formulare wurden, weil sie angeblich die Prediger zu Lesemaschinen machten, verachtet und verworfen. Was der Verfürung entgangen war, fiel der Willfür anheim.

Das jetzt neuerwachte christliche Leben fühlt einen lebendigen Drang, im Cultus sich angemessen auszusprechen; daher das allgemeine Bewußtsein, daß es mit unsern Gottesdiensten anders werden, daß der Gemeine wieder mehr Theilnahme eingeräumt werden, mit andern Worten, daß das sacrificielle Element wieder zu seinem Rechte kommen müsse. Auch die Ueberzeugung hat sich wieder geltend gemacht, daß Manches im Gottesdienst feststehend sein müsse, zunächst das, was Christus selbst durch sein Wort fest bestimmt hat, wie Handlung und Worte bei Verwaltung der Sacramente, sodann das, was der Prediger im Namen und an der Stelle der Gemeine bekennt und betet, wie die Beichte, die Collecten, indem die Gemeine dies nur dann so recht aus dem Herzen mitsprechen kann, wenn es ihr etwas Bekanntes ist. Auch soll der Prediger hier nicht aussprechen, wozu seine Individualität oder besondern Gemüthszustände u. s. w. ihn treiben, sondern was die ganze Gemeine mit Gott reden will.

Soll nun 'eine neue Liturgie erzeugt werden?'

Selbst die, welche dies wünschen (z. B. Schmieder) erkennen, 'daß diese Zeit dazu noch nicht reif ist.' Und wäre sie das, so würde die neue Liturgie schwerlich in irgend einem wesentlichen Punkte von der alten sich unterscheiden. Da die Ordnung des Gottesdienstes keine willkürliche, sondern die Darstellung einer Idee ist, so muß sie überall dieselben Theile haben, wovon man sich durch die Darlegung in der Zueignung der anzuzeigenden Agende überzeugen kann. Selbst die Formulare werden zum Theil durchaus, sonst wenigstens der Hauptsache nach dieselben bleiben müssen. Gleich wie das christliche Leben immer und überall dasselbe bleibt, so auch der Ausdruck desselben, und es wird diejenige Liturgie am angemessensten und normgebend sein, die aus einem frischen, gesunden, kräftigen Gemeineleben hervor gewachsen ist. Das gilt von unsern alt=lutherischen Liturgien, die sich im Wesentlichen schon in den apostolischen Constitutionen ausgebildet, deren Grundbestandtheile sich schon im N. T. wiederfinden. Es thut gewis Noth, daß wir sie der Gemeinde als lebendiges Eigenthum wieder zu geben suchen, vor Allem aber selbst sie gründlich studieren, an ihnen lernen und uns bilden.

Diesem Bedürfnisse kommt die anzuzeigende Agende entgegen, die zunächst für die deutsch lutherischen Gemeinden in Nord=America bestimmt ist. Der Verf. bewährt in derselben auf's neue*) seine ausgezeichnete Befähigung für liturgische Arbeiten. In der Zueignung an den Pastor Wynneken findet sich u. a. eine sehr gelungene Darstellung des Gedankenganges des Hauptgottesdienstes

*) Früher schon in der schätzenswerthen 'Sammlung liturgischer Formulare der evangelisch lutherischen Kirche. Nördlingen bei Beck. I bis III. Heft. 1839 und 1842.'

am Sonntage. — Die Agende selbst, bei deren Ausarbeitung der Verf. c. 200 alte Agenden resp. Kirchenordnungen benutzt hat, ist reine Agende, nicht zugleich Kirchenordnung. Nur wenige, in eine solche hinein gehörige Winke finden sich in ihr, z. B. über das Alter der zu Confirmirenden, wo indes das Alter von 10 — 11 Jahren, selbst bei Reife der Kinder in Bezug auf ihre Kenntnisse, ein etwas zu frühes zu sein scheint.

Im ersten Theile (S. 1 — 166) wird die Ordnung für die öffentlichen Gottesdienste bestimmt, und zwar, nachdem mehrere Gebete und passende Psalmen für den Prediger vor Anfang des Gottesdienstes gegeben sind, für die Communio oder den Hauptgottesdienst, für den Vormittags = Gottesdienst, an Sonn = und Festtagen, wenn kein Abendmahl gefeiert wird, für die andern Gottesdienste an Sonn = und Festtagen und für die unter der Woche. Daran schließt sich eine genügende Auswahl von Introiten, Collecten, Gebeten und Vermahnungen, die bei den verschiedenen öffentlichen Versammlungen christlicher Gemeinen zu gebrauchen sind. Als Anhang ist Luthers Paraphrase des Vaterunser und daran gefügte kleine Vermahnung zum heiligen Abendmahl gegeben.

Im zweiten Theile (S. 167 — 252) finden sich Formulare für besondere liturgische Handlungen: für Taufen (Kinder = und Tachtaufen und die von Erwachsenen), Confirmationen, Privatbeichten, Trauungen, Aussegnungen der Sechswöchnerinnen und ihrer Kinder, Krankencommunien, Einsegnungen von Sterbenden, Begräbnisse und Ordinationen.

Der Wechsel zwischen dem Bestehenden und Wechselnden ist überall höchst angemessen. Sämmtliche Ordnungen, nicht nur die für die Gottes-

dienste, sondern auch die für die einzelnen liturgischen Handlungen, zeichnen sich durch ungemeine Frische und Lebendigkeit aus, wie wir diese sonst wohl nur an einigen Stellen in der Liturgie des Jacobus finden. Es findet eine beständige Mitwirkung der Gemeine oder der einzelnen betheiligten Personen Statt. So ist gleich im Anfange der Communio ein sehr passender und höchst ergreifender Wechsel in dem, was der Pfarrer allein, und dem, was mit ihm die ganze Gemeine spricht (die Beichte); so singt oder spricht die Gemeine das vom Pfarrer begonnene deutsche: et in terra und: credo zu Ende. Nach Verlesung der Epistel und des Evangelii vor dem Altare singt die Gemeine: Halleluja! Das Amen ist stäts der Gemeine zuertheilt, auch nach alter guter Sitte den Communicanten nach Empfange des Brods und Weins. Das Wechselgespräch beim Beginne der Krankencommunio ist freilich sehr angemessen; es gehört aber eine sehr bedeutend geförderte liturgische Bildung des Volkes dazu, wenn es gebraucht werden soll.

Auch die Symbolik ist nicht vernachlässigt: bei der sonntäglichen Beichte u. a., beim Sanctus und während der Consecration knieet die Gemeine, bei der Distribution knieen die Empfangenden, während des Vaterunser bei der Taufe die Pathen. Die S. 185 vorgeschriebenen Bewegungen der Hände eines zu tausenden Erwachsenen jezt wieder einzuführen, möchte doch sein Bedenken haben. Diese Sitte stammt freilich aus uralter Zeit: damals indes war die Taufe von Erwachsenen so häufig, daß dieser Ritus durch die beständige Anschauung desselben dem Bewußtsein als etwas Natürliches so sich einprägte, wie jezt etwa das Sichverneigen beim Empfange des Abendmahls. Weder

die Gemeine wurde in ihrer Andacht gestört durch das Anschauen, noch der Täusling in der feinen durch Vollziehung eines ihnen völlig bekannten Symbols. Jetzt aber, wo der Täusling vorher damit bekannt gemacht werden müßte, daß und wann und wie er die Hände ausstrecken solle u. s. w., möchten seine Gedanken zu sehr hierauf gerichtet und von der Sache abgelenkt werden.

Die Introiten u. s. w. sind alten lutherischen Liturgien entnommen, die sie zum Theil wieder aus uralter Zeit überkommen haben. Sie sind demnach frei von Mattigkeit, Unglauben, Sentimentalität, falschem Pathos, hohen Redensarten und unkirchlicher Sprache, vielmehr kräftig, könig, treu im Bekenntnis, in ernster Kirchensprache, voll edler Einfachheit, bei jeder Handlung, jedem Feste den hier eigenthümlichen Gedanken ausdrückend, wo es sein muß, lehrhaftig, aus all diesen Gründen tief eindringend in das Herz.

Von Einzelnem möchte noch Folgendes besondere Beachtung verdienen. Die sonntägliche Beichte und Absolution (die bei uns leider ganz abgekommen sind) so wie das allgemeine Kirchengebet werden nicht, wie nach unserer Calenbergischen Agende, am Ende der Predigt von der Kanzel herab, sondern passender jene beim Anfange des Gottesdienstes, dieses vor der Consecration vor dem Altare gesprochen, als dem Orte, wo Gott Opfer dargebracht werden, und von wo Gott seine Gnade ertheilt. — Richtig soll jeder Hauptgottesdienst mit dem Abendmahl schließen. Sind keine Communicanten da, so soll eine Ermahnung zum fleißigen Gebrauch des Abendmahls verlesen und die Litanei angestimmt werden. Letzteres hat die Kirche sicher in dem Sinne angeordnet, daß die

Gemeine Gott um Gnade anrufen soll, da so wenig verlangende Seelen unter ihr sind, daß nicht einmahl das Abendmahl kann gefeiert werden. — Bei der Taufe ist passend die Abrenuntiatio beibehalten, der Exorcismus aber weggefallen. Besondere Beherzigung verdient das Formular für die Confirmation. Hierfür finden wir weder vom Herrn selbst Handlung und dabei zu gebrauchende Worte vorgeschrieben, noch konnte die lutherische Kirche für Beides aus den Liturgien der römischen Kirche etwas herüber nehmen, weil diese eine Confirmation in dem Sinne wie die protestantische Kirche nicht hat. Hier mußte also unsere Kirche etwas Neues schaffen: daher ist es wohl mit zu erklären, daß die Bestimmungen hier nicht so durchgreifend übereinstimmen, und daß die ganze Handlung weniger gestaltet und gerundet erscheint. In mehreren alten Kirchenordnungen ist nichts darüber gesagt, z. B. in der vom Herzog Friederich, in der Aegende von Weit Dietrich, im Aegend-Büchlein für die Nürnberg'schen Kirchendiener; in der Kirchenordnung Ott-Heinrichs wird eine genauere Einrichtung derselben desideriert. Die vom Verf. vorgeschriebene Weise der Confirmation — zum Theil aus Sarcerius — ist vortrefflich, und ein gutes Gegengift gegen den Irrthum, als sei die Confirmation — als Bervollständigung der Taufe — wenigstens ein halbes Sacrament, gegen den Prunk, den Aufwand von sentimentalischen Reden, die Essecthascherei, das Abfordern von unpassehenden Gelübden und gegen anderes Ungehörige, was sich dabei findet. — Die Verlegung der Proclamationen, Abkündigungen, Bekanntmachungen ganz an den Schluß des Gottesdienstes erscheint unpassend. Wenn man im Abendmahl auf dem höchsten Gipfel der Andacht angelangt ist (vgl. die Zueig-

nung), dann ist es unstreitig höchst störend, dergleichen noch anhören zu müssen.

Wir müssen dem Bf. darin Recht geben, daß nur der im Stande ist, gegründete Bedenken gegen die in der Agende vorgeschriebenen Ordnungen vorzubringen, der sie selbst in Ausübung gebracht hat. So könnte das Zusammensprechen der ganzen Gemeinde unausführbar erscheinen: indes die Erfahrung lehrt, daß dies sehr wohl geschehen kann. Gegen den Vorwurf der Hinneigung zum Römischen spricht sich der Bf. sehr treffend in der Zueignung aus.

Schließlich sprechen wir recht dringend den Wunsch aus, daß wozu in der Zueignung Hoffnung gegeben wird, die schönsten Gesänge der Liturgie ganz in der Weise, wie sie ehemals gesungen zu werden pflegten, recht bald der angezeigten Agende nachfolgen mögen.

G. W. S.

N o r d h a u s e n ,

bei F. Förstemann 1845 (1844). Abriß einer kirchlichen Kunst=Archäologie des Mittelalters, mit ausschließlicher Berücksichtigung der deutschen Lande, von Heinrich Otte, Pastor in Fröhdenz. Zweite umgearbeitete und erweiterte Ausgabe. Nebst fünf Steindrucktafeln. X und 174 Seiten in Octav.

Ein ganz verständig angelegtes und brauchbares Buch, durch welches eine Lücke in unserer Literatur ausgefüllt wird. Die erste Ausgabe, welche im Jahre 1842 als eine noch nicht 3 Bogen starke Broschüre mit 3 Steindrucktafeln unter dem Titel: Kurzer Abriß einer kirchl. K. u. des M. u. mit besond. Beziehung auf die königl. preuß. Provinz Sachsen erschien, sollte, nach dem Vorgange des Sendschreibens des sächsischen Alterthumsvereins

zu Dresden an die Freunde kirchlicher Alterthümer im Königreich Sachsen (Dresd. 1840), nur eine kurze Instruction für den Kreis des thüringisch-sächsischen Vereins für Erforsch. d. vaterländ. Alterthums zu Halle sein. Das Büchlein fand verdienten Beifall und Verbreitung auch außerhalb der Provinz, für welche es zunächst bestimmt war, und war bald vergriffen. Der bescheidene Verfasser gab dem Andringen nach, seine Schrift zu vervollständigen und für alle deutschen Länder brauchbar zu machen. In Kuglers Handbuche der Kunstgeschichte fand er zunächst den besten Führer, dem er jedoch nicht blindlings folgt.

Nach einer kurzen Einleitung werden behandelt: I. Denkmale der Kunst (A. Kirchengebäude. B. Innere Einrichtung und Aus schmückung der Kirchen). II. Geschichte der Kunst (A. Baukunst. B. Bildende und zeichnende Künste). III. Hilfswissenschaften (A. Epigraphik. B. Heraldik. C. Ikonographie). — Nachdem diese 3 Abtheilungen mit ihren zahlreichen Unterabtheilungen in gedrängter doch viel umfassender Darstellung abgehandelt sind, folgt noch ein Verzeichniß der Kirchenheiligen mit Angabe ihrer Attribute und Festtage, darauf eine chronologische Zugabe, ein Glossarium der Kunstausdrücke der Baukünstler und endlich ein dankenswerthes Ortsregister. Die eingestreuten literarischen Nachweisungen werden Vielen angenehm sein.

Daß ein Buch von so reichem Inhalte dem Verhältniß seiner Quellen gemäß noch vielfache Berichtigung zuläßt, ist ganz natürlich; doch schon in seiner jetzigen Gestalt gibt es eine gute Uebersicht seines ganzen Gebietes. Besonders kann es in den Händen der Geistlichen und Kirchenvorstände sehr nützlich wirken, namentlich durch allgemeinere Belehrung und Erweckung von Theilnahme an den

abgehandelten Gegenständen, wodurch dem vandalischen Zerstören schätzbarer kirchlicher Alterthümer am besten Einhalt gethan werden kann.

Schließlich bemerken wir, daß im Inhaltsverzeichnis nach 'II. Geschichte der Kunst' fehlt: A. Baukunst. — Daß die Stifter und Stifterinnen der Kirchen abgebildet werden mit Modellen der Kirchengebäude in den Händen, scheint übergangen zu sein. — Als ein ausgezeichnetes Beispiel einer Collectiv = Grabschrift kann (zu S. 88 f.) die Gedächtnistafel auf die Grafen von Lindow zu Neuruppin angeführt werden (Riedels Codex dipl. Brandenb. IV, 38 ff.). — In der Inschrift an der Stadtkirche zu Weisensfeld (S. 83) wird es nicht heißen . . . flagellatores fuderunt et inde cremati sunt, sondern . . . fl. fuerunt (oder iuerunt) et iudei cremati sunt. — Maria, die heil. Jungfrau, hätte mehr ausgezeichnet werden und nicht unter dem Haufen der übrigen Heiligen aufgeführt werden sollen. Eine Darstellung derselben mit dem todten Christus auf dem Schooße kommt auch vor.

G. G. F.

Schwerin.

In Commission der Stiller'schen Hofbuchhandlung 1844. Jahrbücher u. Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte u. Alterthümer, herausgegeben von G. G. F. Lisch u. F. G. Wex. Neunter Jahrgang. 406 Seiten in Octav.

Gleich den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift zeichnet sich auch der vorliegende durch Reichthum an Mittheilungen für Alterthumskunde u. durch gediegene Abhandlungen auf dem Gebiete der Geschichte Mecklenburgs aus. Die letzteren werden von F. Boll mit einem Excurs über die Volks-

sprache der nordwestlichen Slavenstämme eröffnet, in welchem der Vf. die mit großem Aufwande von Scharfsinn u. Gelehrsamkeit durchgeführte Ansicht von Fabricius (Jahrgang VI), daß selbst zur Zeit des Slaventhums der Grundstock der Bevölkerung von Mecklenburg und einem Theile Holsteins und Pommerns germanisch gewesen sei, zu bekämpfen sucht. Ref. räumt gern ein, daß er, u. mit ihm gewiß viele Leser, durch die geistreiche u. frappierende Darstellung von Fabricius verführt wurden, die schwächeren Seiten der genannten Abhandlung nicht mit jener Nüchternheit zu prüfen, welche die Neuheit des Gegenstandes erheischt. Was aber das Resultat derselben im Ganzen anbelangt, so gesteht Ref., keine Veranlassung zu fühlen, die Ueberzeugung von der Haltbarkeit desselben aufgeben zu müssen, obwohl nicht zu verkennen steht, daß für manche einzelne Theile noch eine sicherere Beweisführung gegeben werden muß, manche höchst erhebliche Einwürfe auf dem Grunde neuer Forschungen beseitigt sein wollen. Solche Abhandlungen aber, wie die vorliegende von Boll, welche ernst u. schrittweise die Hypothese von Fabricius der Erörterung unterziehen, werden vorzugsweise zur Ermittlung der Wahrheit dienen.

Archivar Eisch, der gelehrte Herausgeber der Jahrbücher, bietet dem Leser, außer einer Digression über die wendischen Burgen Rostock u. Rissin, eine zum Theil bis auf die neuere Zeit durchgeführte Geschichte der Johanniter-Comthureien Nemerow und Gardow. So überraschend es auf den ersten Blick dem Freunde der niedersächsischen Geschichte sein wird, in der hier genannten Comthurei Gardow nicht das bekanntere, unfern Dannenberg gelegene Gartow, sondern eine wenig be-

achtete mecklenburgische Stätte bezeichnet zu finden, so scheint doch die Beweisführung des Vfs keinen Raum zu Zweifeln übrig gelassen zu haben. Dazu kommt, daß Gardow schon gegen den Ausgang des 13. Jahrhunderts als Sitz der Hospitaliter namhaft gemacht wird, während Gartow erst 1360 in die Hände des Ordens gelangte. Nach einer auf der Amts-Registratur zu Gartow befindlichen Copie des Kaufcontractes von 1360, welche Ref. vor einigen Jahren abzuschreiben Gelegenheit hatte, darf mit Sicherheit geschlossen werden, daß vor der genannten Zeit der Orden jenes Besizthum nicht erwarb. — Wie die von Werlauff verfaßte, durch Masch aus dem Dänischen übersehte Biographie Sophias von Mecklenburg, die mit Friedrich II. den Thron von Dänemark theilte, durch den Gegenstand u. die glücklich gehaltene Darstellung Interesse erregt, so die, ein lebendiges Bild des durch Voigt so detailliert geschilderten Fürstenlebens des sechszehnten Jahrhunderts abspiegelnde, Reichstagsfahrt des Herzogs Ulrich von Mecklenburg im Jahre 1582, welche man dem Archiv-Registrator Glöckler in Schwerin verdankt. Wenn d. Vf. der Lebensbeschreibung Sophias die Eigenschaften dieser würdigen Fürstin zum Theil in ihren Kindern wiedererkennt, so hätte am wenigsten die treffliche Elisabeth, Gemahlin des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, übergangen werden sollen. Auch über die Königin Sophia theilen die braunschweigischen Chroniken manche artige Züge mit, die dem hier gegebenen Bilde entsprechen. Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 8. März 1845.

G ö t t i n g e n .

Verzeichniß der Vorlesungen, die von den hiesigen öffentlichen Professoren und von den Privat-Lehrern auf das künftige halbe Jahr angekündigt sind, nebst vorausgeschickter Anzeige öffentlicher gelehrter Anstalten zu Göttingen. — Die Vorlesungen werden insgesammt in der mit dem 14. April beginnenden Woche ihren Anfang nehmen, und in der mit dem 15. September beginnenden Woche geschlossen werden.

Öffentliche gelehrte Anstalten.

Die Versammlungen der Königl. Societät der Wissenschaften werden, in dem Universitäts-Gebäude, Sonnabends um 3 Uhr gehalten.

Die Universitäts-Bibliothek wird alle Tage geöffnet: Montags, Dinstags, Donnerst. und Freit. von 1 bis 2 Uhr, Mittwochs und Sonnabends von 2 bis 4 Uhr. Zur Ansicht auf der Bibliothek selbst erhält man jedes Werk, das man nach den Gesetzen verlangt; über Bücher, die man aus derselben geliehen zu bekommen wünscht, gibt man einen Schein, der von einem hiesigen Professor unterschrieben ist.

Die Sternwarte, der botanische und der öconomische Garten, das Museum, die Gemäldesammlung, die Sammlung vor Maschinen und

Modellen, der physicalische Apparat, und das chemische Laboratorium, können gleichfalls von Liebhabern, welche sich gehörigen Ortes melden, besucht werden.

Vorlesungen.

Theologische Wissenschaften.

Allgemeine theologische Encyclopädie und Methodologie trägt Hr. Consist.-R. Abt. Lücke Dinst. u. Donnerst. um 4 Uhr vor;

Eine krit. und hermeneut. Einleitung in die canon. und apokryph. Bücher des Alten Testaments gibt Hr. Prof. Bertheau, um 2 Uhr.

Exegetische Vorlesungen über das Alte Testament. Hr. Prof. Redepenning erklärt den Pentateuch 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr. Prof. Bertheau, die Psalmen mit besonderer Rücksicht auf die Grammatik der hebr. Sprache, um 10 Uhr; Derselbe auswählte Kapitel aus dem Buche Daniels nebst der Grammatik der chaldäischen Sprache Mont. u. Dinst. um 1 Uhr öffentlich; Hr. Prof. Wüstenfeld, den Job um 4 Uhr; Hr. Prof. Wieseler die Genesis und ausgewählte Stücke des Pentateuch, 5 St. wöch. um 10 Uhr; Hr. Lic. Holzhausen, die Psalmen, um 10 Uhr.

Eine historisch kritische Einleitung in das Neue Testament, verbunden mit einer Darstellung der wichtigsten Regeln der neutestamentl. Hermeneutik u. Kritik, täglich um 11 Uhr, ausgenommen des Sonnabends, gibt Hr. Prof. Reiche. Einleitung in das Neue Testament, 5 St. wöch. um 2 Uhr, Hr. Prof. Wieseler.

Exegetische Vorlesungen über das Neue Testament. Synoptische Erklärung der 3 ersten Evangelien nach der 'Synopsis evangeliorum, edd. de Wetto et Lücke. 1842 8.' Hr. Consist.-R. Abt. Lücke 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Prof. Reiche gibt eine ausführliche Erklärung der Briefe Pauli an die Römer und Galater, 6 St. wöch. um 9 Uhr; Hr. Prof. Köllner erklärt die Briefe des Paulus an die Römer und Corinthen, um 9 Uhr; Derselbe die Kathol. Briefe Mont. Dinst. und Donnerst. um 3 Uhr öffentlich; Hr. Repet. Lünemann den Brief des Apost. Paulus an die Römer, 6 St. wöch. um 9 Uhr.

Apologetik trägt Hr. Lic. Hänell anfangs 3 nachher 4 St. wöch. um 3 Uhr vor.

Die biblische Theologie des A. und N. Test., Hr Prof. Redepenning, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber die Hauptthatfachen des Lebens Jesu hält Hr Licentiat Matthäi Mont. und Dinst. um 1 Uhr eine Vorlesung. — Auch wird er seinen Zuhörern in diesem Colleg eine ins Einzelne gehende Beurtheilung der Ansicht David Strauß's vom Leben Jesu und von der theolog. Dogmatik, Donnerst. und Freitags um 1 Uhr unentgeltlich vortragen.

Die Dogmengeschichte, Hr Prof. Duncker, 5 St. wöch. um 5 Uhr;

Die Dogmatik trägt Hr Consist.-R. Gieseler, 5 St. wöch. um 5 Uhr vor;

Eine vergleichende Darstellung der dogmatischen Systeme der luth. und röm. kathol. Kirche wie auch der Reformirten und Socinianer, nach Planck's Abriß der histor. und vergleichenden Darstellung der dogmat. Systeme u. s. w., 3 St. wöch. um 3 Uhr, Hr Prof. Köllner.

Dogmatische Repetitorien, Hr Lic. Hänell.

Einleitung in die symbolischen Bücher der lutherischen und reformirten Kirche, Hr Lic. Hänell, in 2 näher zu bestimmenden Stunden.

Die theologische Moral, Hr Consist.-R. Abt Lücke, 5 St. wöch. um 11 Uhr. In seiner theol. Societät leitet Disputirübungen über die Grundbegriffe der Moralthologie Hr Lic. Holzhausen.

Kirchliche Statistik, privatim, Mont., Donnerst., Freitags um 2 Uhr, Hr Repetent Wolbe.

Vorlesungen über Kirchengeschichte. Hr Consist.-R. Gieseler trägt den ersten Theil seiner Kirchengeschichte 6 St. wöch. um 8 Uhr vor; Hr Prof. Duncker den ersten Theil der Kirchengeschichte, 6 St. wöch. um 8 Uhr, den dritten Theil der Kirchengeschichte, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Lic. Holzhausen, den ersten Theil der Kirchengeschichte, um 8 Uhr.

Homiletik und Seelsorge trägt Hr Prof. Redepenning 4 St. wöch. um 8 Uhr vor.

Die Uebungen der Mitglieder des Königl. homiletischen Seminars werden unter der Aufsicht des Hrn Prof. Redepenning Mittw. um 8 und um 3 Uhr ihren gewöhnlichen Fortgang haben.

Die Theorie der Katechetik trägt Hr Generalsuperintendent Dr. phil. Kettig, nach s. 'Grundrisse zu akademischen Vorlesungen über religiöse Katechetik, Gött. bei Vandenhoeck u. Ruprecht 1843,' 4 St. wöch. um 1 Uhr

vor. — Die Katechetischen Uebungen seiner Zuhörer wird Derselbe Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr zu leiten fortfahren.

Zu Privatistimen über die theol. Wissensch. erbietet sich Hr Lic. Holzhausen; zu Repetitorien Hr Repet. Wolde.

Die exegetischen und systematischen Uebungen der theologischen Societät unter der Aufsicht des Hn Consist.-R. Abt Lücke, und die von Hn Consist.-R. Gieseler errichtete theologische Societät werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden. — Hr Prof. Redepenning wird die Uebungen seiner exegetischen Societät wie bisher, Hr Prof. Bertheau die s. exegetischen Societät Freitag Abends, leiten. — Die Studien s. theol. Societät leitet Hr Prof. Köllner wie bisher. — Die exeget. Societät des Hn Prof. Wieseler wird in der frühern Weise fortgesetzt. — Auch die theol. Societät des Hn Lic. Hänell, so wie die exegetische Societät des Hn Repet. Wolde werden ihren Fortgang haben, letztere am Dinst. Abd. von 8—10 Uhr.

In dem Repetenten-Collegium wird Hr Repet. Wolde den Brief des Ap. Paulus an die Epheser erklären, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr; Hr Repet. Dr Lünemann den Brief des Ap. Paulus an die Philipper, Dinst. und Freit. um 3 Uhr.

Rechtswissenschaft.

Die Encyclopädie des gesammten Rechtes trägt Hr Assessor Dr Unger 5 St. wöch. um 9 Uhr; Hr Dr Mejer nach 'Eud. Arnolds Grundriß etc. München 1841', 5 St. wöch. um 11 Uhr; Hr Dr Obrock 4 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Das Naturrecht nach Herbarts Methode Hr Dr Stephan 4 St. wöch. um 5 Uhr;

Das deutsche Staats- und Bundesrecht, Hr Prof. Zachariä nach s. Lehrbuche 'Deutsches Staats- und Bundesrecht', um 11 Uhr; Hr Ass. Dr Unger, um 8 Uhr;

Das gem. deutsche Criminalrecht, mit Rücksicht auf die neuern Strafgesetzgebungen, insbesondere das hannoversche Criminalgesetzbuch, Hr Prof. Zachariä um 10 Uhr;

Gemeines und hannoversches Criminalrecht, Hr Dr Mejer um 2 Uhr;

Die Geschichte des römischen Rechtes, Hr Dr Zeiß, um 8 Uhr.

Die Geschichte des deutschen Rechtes, Hr Prof. Dunder 5 St. wöch. um 9 Uhr;

Hr Dr Bensfey erklärt die Institutionen des Gaius, 4 St. wöch. um 7 Uhr Morg.; Hr Dr Leist hält Mont. Mittw. Donnerst. um 10 Uhr ein exeget. Collegium zur Erläuterung des heutigen römischen Rechts.

Die Institutionen des römischen Rechtes trägt Hr Hofr. Francke, um 10 Uhr vor;

Die Pandecten, Hr Hofr. Ribbentrop, um 9 und 11 Uhr; Hr Dr Rothamel und Hr Dr Bensfey privatissime;

Das Familienrecht öffentlich Dinst. und Freit. um 5 Uhr Hr Hofr. Ribbentrop.

Das Erbrecht, Hr Hofr. Francke, um 8 Uhr.

Die allgemeinen Lehren des Obligationenrechtes, Hr Dr Leist unentgeltlich Dinst. u. Freit. um 10 Uhr;

Ein Civil-Practicum hält Hr Prof. Dunder, Mont. Dinst. und Freitags um 5 Uhr; Hr Dr Stephan 3 St. wöch. um 4 Uhr.

Das Kirchenrecht der Protestanten und Katholiken trägt Hr Dr Rothamel, um 2 Uhr; Hr Dr Mejer, nach seinem Lehrbuche, 4 St. wöch. um 10 Uhr vor;

Das deutsche Privat-Recht nebst dem Lehen- u. Handels-Rechte, Hr Prof. Kraut, nach der dritten Ausgabe seines 'Grundrisses zu Vorlesungen über das deutsche Privat-Recht — nebst beigefügten Quellen, Gött. 1845', 6 St. wöch. um 7 und 9 Uhr, in Verbindung mit theoretisch-practischen Uebungen in einer seinen Zuhörern bequemen Stunde; das deutsche Privatrecht mit dem Lehen- und Handelsrecht, Hr Dr Wolff, 6 St. wöch. um 7 und 9 Uhr, verbunden mit practischen Uebungen in einer noch festzusetzenden Stunde.

Die Vorlesung, welche von Hrn Prof. Dunder für die hier studierenden Nassauer über die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau gehalten wird, s. unten bei den historischen Wissenschaften.

Den deutschen Criminal-Proceß trägt Hr Prof. Zachariä nach s. 'Grundlinien' in Verbindung mit einer Anleitung zur Criminal-Praxis und practischen Uebungen, um 2 Uhr, vor;

Die Theorie des Civil-Processus Hr Prof. Dunder, um 11 Uhr; die Theorie des Civil-Processus sowohl des ordentl. als des summarischen, Hr Dr Grefe, 6 St. wöch. um 5 Uhr, Sonn-

abends um 3 Uhr; die Theorie des Civil-Processes, Hr Assessor Dr Unger, um 8 Uhr; Hr Dr Obrock um 8 Uhr;

Die Theorie des summarischen Processus u. Concursverfahrens, Dinst. und Freit. um 2 Uhr, Hr Dr Obrock.

Die Extrajudicial-Jurisprudenz handelt Hr Stadt-Synd. Dr Desterley 4 St. wöch. um 9 Uhr ab; Notariatskunst, Derselbe, 2 St. wöch. um 3 Uhr, unentgeltlich.

Zu Privatissimen, General- so wohl als Special-Examinatoren erbietet sich Hr Dr Rothamel; zu Examinatoren und Repetitorien Hr Dr Benfey; Hr Dr Mejer; Hr Dr Stephan; Hr Ob Zimmermann; zu Privatissimen über das röm. Privatrecht, Hr Dr Obrock.

Die Vorlesungen über gerichtliche Medicin s. bei der Heilkunde.

Heilkunde.

Die Vorlesungen über Botanik und Chemie s. bei der Naturlehre.

Eine Einleitung in das Studium der Medicin trägt Hr Hofr. Conradi, nach der 3ten Ausg. seines 'Grundrisses der medic. Encyclopädie und Methodologie', Mittw. um 3 Uhr öffentlich vor;

Einen practischen Cursus in den mikroskopischen und zootomischen Untersuchungen gibt Hr Prof. Vogel, 2 St. wöch. um 3 Uhr;

Die Osteologie und Synthesmologie, trägt Hr Ober-Med.-R. Langenbeck, nach seinem Lehrbuche, Mont. Dinst. Mittw. um 11 Uhr vor;

Die Neurologie, Hr Ober-Med.-R. Langenbeck nach seiner 'Nervenlehre', Donnerst. und Freit. um 6 Uhr Abends und Sonnab. um 6 Uhr Morgens;

Vergleichende Anatomie, Hr Prof. Bergmann, 5 St. wöch. um 8 Uhr; über die vergleichende Anatomie der Sinnesorgane hält Derselbe eine öffentliche Vorlesung Sonnab. um 8 Uhr.

Die pathologische Anatomie, Hr Prof. Vogel, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens;

Die Physiologie und Entwicklungsgeschichte durch mikroskopische Demonstrationen und Experimente erläutert Hr Prof. Berthold, nach der 2ten Aufl. seines

Lehrbuchs der Physiologie des Menschen und der Thiere (2. Ausg. 1837), um 10 Uhr;

Physiologie des menschlichen Körpers, erläutert durch Versuche und mikroskopische Beobachtungen, Hr Prof. Herbst, 6 St. wöch. um 10 Uhr; Physiologie privatissime Hr Prof. Bergmann.

In dem physiologischen Institute leitet Hr Prof. Wagner zugleich mit Hrn Prof. Vogel, die practischen zootomischen und physiologischen Uebungen.

Allgemeine Pathologie handelt, nach der sechsten Ausg. seines Handbuchs und allgemeine Therapie, nach seinem Lehrbuche, Hr Hofr. Conradi um 3 Uhr ab; Hr Hofr. Marx, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Vergleichende Pathologie 5 St. wöch. um 5 Uhr, Hr Dr Krämer.

Die medicinische Diagnostik und Zeichenlehre, Hr Prof. Fuchs, 5 St. wöch. um 2 Uhr.

Ueber Auscultation und Percussion hält Hr Dr Krämer einen Vortrag verbunden mit practischen Uebungen, Mont. Dinst. und Mittw. Abends um 6 Uhr oder zu einer andern passenden Stunde.

Ueber die Wirkungen und die Anwendung der Heilmittel und über Receptierkunde hält Hr Hofr. Marx 5 St. wöch. eine Vorlesung um 3 Uhr.

Heilmittellehre, in Verbindung mit Uebungen im Receptschreiben und Dispensieren der Arzneien, lehrt Hr Prof. Rüete um 4 Uhr;

Pharmacognosie, Hr Dr Wiggers, nach s. Grundriß (Göttingen 1840), 4 St. wöch. um 1 Uhr oder in einer andern den Zuhörern passenden Stunde.

Die Pharmacie lehrt Hr Prof. Wöhler 4 St. wöch. um 6 Uhr Morgens.

Zu Repetitorien und Examinatorien über Pharmacie u. ist Hr Dr Stromeyer, so wie auch Hr Dr Wiggers erbötig.

Den ersten Theil der speciellen Pathologie und Therapie, die Fieber, Entzündungen und Hautaus schläge enthaltend, handelt Hr Hofr. Conradi, nach der 4ten Ausg. seines Lehrbuchs, um 5 Uhr ab;

Der speciellen Nosologie und Therapie zweiten Theil, Hr Prof. Fuchs, nach seinem Handbuch (Göttingen 1844) 6 St. wöch. um 5 Uhr.

Die Physiologie und Pathologie der Zeugung, Hr Prof. Wagner, Sonnabends um 10 Uhr.

Die Krankheiten der Harn- und Geschlechtswerkzeuge, Hr Dr Krämer, 2 St. wöch. unentgeltlich.

Den theoretischen Theil der Augenheilkunde trägt Hr Prof. Müete um 7 Uhr Morgens vor.

Die Augenkrankheiten handelt Hr Dr Langenbeck um 7 Uhr ab.

Den practischen Theil der Krankheiten der Augen und Ohrenheilkunde, mit Demonstrationen an Abbildungen und Kranken, lehrt Hr Prof. Müete, um 9 Uhr.

Anleitung zur augenärztlichen Praxis gibt Hr Dr Langenbeck um 9 Uhr.

Zu Privatissimen und Repetitorien über verschiedene Zweige der Medicin ist Hr Dr Krämer erbötig.

Die erste Hälfte der Chirurgie lehrt Hr Ober-Med.-R. Langenbeck von 1 bis 3 Uhr.

Zu chirurgischen und augenärztlichen Operationen gibt Hr Dr Langenbeck um 2 Uhr Anleitung.

Die Lehre von dem chirurgischen Verbande trägt Hr Dr Pauli Abends um 7 Uhr, verbunden mit einer Anleitung zu practischen Uebungen, vor.

Unterricht in den Operationen bei Augen- und Ohrenkrankheiten ertheilt Hr Prof. Müete, privatissime.

Eine Anleitung zu der Behandlung der Zahnkrankheiten und zu den dabei erforderlichen Operationen, so wie auch zu der Verfertigung und Einsetzung künstlicher Zähne und Gebisse, vorzüglich mit Anwendung der Email-Zähne, gibt Hr Dr Pauli privatissime.

Die Lehre der Geburtshilfe trägt Hr Hofr. von Siebold 4 St. wöch. um 9 Uhr vor, und gestattet seinen Zuhörern zugleich die klinischen Stunden als Auscultanten zu besuchen und den im Entbindungshause vorkommenden Geburten beizuwohnen; zu den geburtshilfflichen Operationen am Fantome, in Verbindung mit Explorationsübungen an Schwangeren gibt er um 3 Uhr und in anderen gelegenen Stunden Anleitung; die practischen Uebungen setzt er wie bisher in den klinischen Stunden fort. — Hr Prof. Oslander lehrt die Entbindungskunst, 5 St. wöch. um 9 Uhr. — Hr Prof. Trefurt trägt die Geburtslehre 6 St. wöch. um 9 Uhr vor; um 2 Uhr gibt er Anleitung zu den geburtshilfflichen Operationen. Auch ist er bereit privatissime Anleitung zu der practischen Geburtshilfe zu geben und wird dabei seinen

Zuhörern, so oft als möglich, die Gelegenheit zur Beobachtung fehlerhafter Geburtsfälle geben.

Die gerichtliche Medicin lehrt Hr Hofr. von Siebold 4 St. wöch. um 4 Uhr; über die Methoden, gerichtlich-medizinische Untersuchungen anzustellen, hält Derselbe eine öffentliche Vorlesung Mittw. um 9 Uhr;

Uebungen in gerichtlichen Leichenöffnungen, Hr Dr Langenbeck um 1 Uhr;

Für die chirurgischen und augenärztlichen Uebungen im chirurgischen Krankenhause bestimmt Hr Ober-Med.-R. Langenbeck die Stunde von 8 bis 9 Uhr.

Anleitung zur medicinischen Praxis in dem akademischen Hospitale und der damit verbundenen ambulatorischen Klinik gibt Hr Hofr. Conrad täglich um 10 Uhr.

Für die klinischen Uebungen unter der Aufsicht des Hrn Prof. Fuchs ist die Stunde von 11 bis 12 Uhr angefahrt.

Privatissimen und Repetitorien über verschiedene Theile der Medicin ertheilt Hr Dr Krämer.

Die Krankheiten der landwirthschaftlichen Hausthiere handelt Hr Director Dr Lappe 6 St. wöch. um 11 Uhr ab; die Thier-Arzneimittel-Lehre, 4 St. wöch. um 2 Uhr; die Veterinärpolizei mit Anleitung zur Pferdezuucht, 4 St. wöch. um 3 Uhr. Die practischen Uebungen in dem der Aufsicht des Hrn Director Dr Lappe untergebenen Königl. Thier-Hospitale werden täglich um 10 Uhr fortgesetzt.

Ueber das Aeußere des Pferdes hält der Universitäts-Stallmeister, Hr Rittmeister Auwers, eine Vorlesung; die Reitkunst lehrt Derselbe, 6 St. wöch. — Die Uebungen auf der Königl. Reitbahn werden wie bisher unter seiner Aufsicht fortgesetzt werden.

Philosophische Wissenschaften.

Den ersten Theil der Geschichte der Philosophie oder die Geschichte der alten Philosophie wird Hr Hofr. Ritter Mont., Dinst., Donnerst. und Freit. um 5 Uhr vortragen.

Die Geschichte der alten Philosophie trägt Hr Prof. Krische 6 St. wöch. um 8 Uhr vor;

Die Logik, Hr Hofr. Ritter nach seinem Handbuche, 5 St. wöch. um 7 Uhr Morgens; Logik und Einleitung in die Philosophie, 4 St. wöch. um 7 Uhr Morgens, Hr Prof. Loge.

Die Religionsphilosophie Hr Prof. Wobk um 11 Uhr;

Die Anthropologie, öffentlich, Hr Prof. Loke 2 St. wöch. um 11 Uhr;

Psychologie, Hr Assessor Dr Lot, 4 St. wöch. um 5 Uhr; die unentgeltliche Vorlesung über die Grundlage der hegel'schen Philosophie setzt Derselbe fort Dinst. und Freit. um 10 Uhr.

In dem pädagogischen Seminarium wird Hr Prof. Hermann die Methodik des Gymnasialunterrichts vortragen und die Uebungen der Mitglieder des Seminars leiten, Mittw., Donnerst., Freit. um 11 Uhr.

Staatwissenschaften und Gewerbwissenschaften.

Politik und europäisches Staatsrecht, mit einer kurzen Darstellung der Polizei u. des Völkerrechts, trägt für Zuhörer a. allen Facultäten, Hr Prof. Roscher um 4 Uhr vor;

Geschichte der polit. Theorien mit besonderer Rücksicht auf den Socialismus und Communismus trägt Hr Prof. Roscher öffentlich um 11 Uhr vor.

National-Öconomie und Finanzwissenschaft, Hr Prof. Roscher nach seinem bei Dieterich 1843 erschienenen 'Grundrisse zu Vorlesungen über die Staatswirthschaft. Nach historischer Methode,' um 3 Uhr. Die Uebungen der national-öconomischen Gesellschaft wird Derselbe in einer passenden Stunde leiten.

Die forstwissenschaftlichen Vorlesungen wird der Hr Hofr. Meyer in dem Winterhalbenjahre fortsetzen.

Die Technologie trägt Hr Hofr. Hausmann, Mont. Dinst. Donnerst. und Freit. um 10 Uhr vor; Hr Dr Köhler, Mont. Dinst. Donnerst. Freit. um 2 Uhr.

Mathematische Wissenschaften.

Die reine Mathematik trägt Hr Prof. Ulrich nach seinem Handbuche, um 3 Uhr vor; Hr Dr Focke in einer näher zu bestimmenden Stunde; Hr Dr Köhler nach Lorenz, 5 St. wöch. um 3 Uhr; Hr Dr Stern, um 2 Uhr;

Die Differential- und Integral-Rechnung Hr Prof. Ulrich um 11 Uhr, Hr Dr Stern, um 7 Uhr oder in einer bequemern Stunde;

Die Wahrscheinlichkeits-Rechnung, Hr Prof. Goldschmidt, 5 St. wöch. um 3 Uhr;

Die ebene und sphärische Trigonometrie und die Stereometrie, Hr Dr Stern, 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Die practische Geometrie, Hr Prof. Ulrich nach f. Handbuche, Mont. Mittw. und Freit. von 5 bis 7 Uhr; Hr Dr Focke.

Die in der höheren Geodäsie anzuwendenden Werkzeuge, Messungen und Berechnungen wird Hr Hofr. Gauß um 10 Uhr erläutern.

Die theoretische Astronomie lehrt Hr Prof. Goldschmidt, 5 St. wöch. um 11 Uhr.

Populäre Astronomie, Hr Prof. Goldschmidt, Mont. und Dinst. um 5 Uhr.

Die practische Astronomie, Hr Hofr. Gauß, privatissime.

Angewandte Mathematik oder die Elemente der Bewegung und Gleichgewichtslehre und Anwendung bei Maschinen, Hr Prof. Ulrich um 8 Uhr;

Die Lehre von den Dampfmaschinen, mit Zugrundelegung der de Pambourschen Theorie, Hr Prof. Listig, privatissime.

Civilbaukunst, Hr Dr Focke; Hr Dr Köhler, mit Uebungen im Zeichnen, Mont. Dinst. Donnerst. und Freit. um 11 Uhr.

Zum Privat-Unterricht in einzelnen Theilen der mathematischen Wissenschaften ist Hr Dr Köhler erbötig.

Naturlehre.

Allgemeine Naturgeschichte und specielle Zoologie trägt Hr Prof. Berthold mit Demonstrationen im akademischen Museum nach seinem 'Lehrbuch der Zoologie. Gött. 1845.' um 2 Uhr vor; Naturgeschichte, namentlich Anthropologie, allgemeine Zoologie und Zootomie, Hr Prof. Wagner, 5 St. wöch. um 10 Uhr.

Während der öffentlichen Stunden des akademischen Museums, Dinst. von 3 bis 5 Uhr ist Hr Prof. Berthold zur genauern Erklärung der Gegenstände der zoologischen Sammlung bereit.

Die specielle Botanik lehrt Hr Prof. Bartling 5 St. wöch. um 7 Uhr; die medicinische Botanik, Mont. Dinst. Donnerst. Freitag um 8 Uhr; öconomische Botanik um 11 Uhr; botanische Excursionen werden in üblicher Weise Statt finden; Demonstrationen in dem akad. Garten, zu gelegener Zeit gehalten werden. — Hr Prof. Grisebach lehrt so wohl allgemeine als specielle Botanik, 6 St. wöch. um 7 Uhr, in Verbindung mit botanischen Excursionen und Demonstrationen an Pflanzen des botanischen Gar-

tens. Die medicinische Botanik trägt Hr Prof. Grisebach Mont. Mittw. und Freit. um 8 Uhr vor. Zu Privatissimen erbieht sich Derselbe.

Mineralogische Demonstrationen in dem akademischen Museum stellt Hr Hofr. Hausmann, auf die bisherige Weise, öffentlich an.

Die Geognosie lehrt Hr Hofr. Hausmann um 8 Uhr, und stellt zu diesem Zwecke Excursionen an.

Meteorologie, Hr Prof. Listing, Mittw. und Donnerst. um 11 Uhr, öffentlich;

Die Experimental-Physik, Hr Prof. Listing, 5 St. wöch. um 4 Uhr; Hr Prof. Himly, 5 St. wöch. um 4 Uhr; auch ist Derselbe zu Repetitorien und Examinatorien in diesem Fache erbötig.

Practisch = physicalische Uebungen stellt Hr Prof. Listing im akademischen Laboratorium Freitag von 10 bis 12 Uhr an.

Die theoretische Chemie, verbunden mit den erläuternden Experimenten, handelt Hr Prof. Wöhler 6 St. wöch. um 9 Uhr ab. Die practischen chemischen Uebungen in dem akademischen Laboratorium werden auf die bisherige Weise fortgesetzt werden.

Untersuchungen und practische Uebungen in den Gebieten der Photographie, Galvanoplastik und Galvanometallotik (der Kunst, Metalle mit andern auf electricischem Wege zu überziehen) wird Hr Prof. Himly privatissime anstellen.

Physische Geographie, besonders in Beziehung auf die Verbreitung der Thiere und Pflanzen über den Erdboden, Hr Prof. Grisebach, Dinst. Freit. und Sonnab. um 8 Uhr; Physische Geographie, Hr Prof. Wappäus, privatissime.

Zu Repetitorien und Examinatorien über theoretische Chemie ist Hr Dr Stromeyer, über theor. Chemie wie auch über Stöchiometrie, und über andere Theile der Chemie, Hr Dr Wiggers, zu Privatissimen über Gegenstände der Naturwissenschaft ist Hr Dr Focke erbötig.

Historische Wissenschaften.

Griechische und römische Handschriftenkunde und Diplomantik trägt Hr Prof. Schaumann Mittw. und Sonnab. um 2 Uhr vor und verbindet damit pract. Uebungen im Lesen alter Handschriften und Diplome.

Allgemeine Erdkunde trägt Hr Prof. Wappäus um 3 Uhr vor;

Allgemeine Statistik und specielle Statistik

der Königreiche Britannien, Frankreich, Preußen, Hannover, so wie der Hauptstaaten der neuen Welt, Hr Prof. Wappäus, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Von der Geschichte der vorzüglichsten europäischen Staaten vom sechzehnten Jahrhundert bis auf unsere Zeiten handelt Hr Prof. Havemann 4 St. wöch. um 3 Uhr;

Geschichte der Hauptstaaten Europas vom Anfange der französischen Revolution an bis auf unsere Tage, Hr Prof. Schaumann, 4 St. wöch. um 4 Uhr;

Die Geschichte der Kirchenreformation in den Landen Braunschweig - Lüneburg, Dinstags und Freitags um 11 Uhr öffentlich, Hr Prof. Havemann.

Ueber die Verfassung und Verwaltung des Herzogthums Nassau wird Hr Prof. Duncker für die hier studierenden Nassauer 4 St. wöch. um 3 Uhr eine Vorlesung halten.

Die historische Societät des Hrn Prof. Schaumann wird in gewohnter Weise fortgesetzt.

Die Kirchengeschichte s. bei den Theologischen Wissenschaften

Literär = Geschichte.

Die Geschichte der lateinischen Literatur trägt Hr Prof. Hermann 5 St. wöch. um 4 Uhr vor;

Die Geschichte der französischen Literatur, Hr Prof. César, als Einleitung zu seiner Erklärung der Phädra von Racine;

Die Geschichte der französischen dram. Dichtkunst, Hr Prof. César in franz. Sprache, 4 St. wöch. um 4 Uhr.

Mit einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten fünfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford seine Erklärung von Byrons Mazeppa, eröffnen.

Die Vorlesungen über die Geschichte einzelner Wissenschaften und Künste sind bei jedem einzelnen Fache erwähnt.

Schöne Künste.

Aesthetik trägt Hr Prof. Bohy Mont. Dinst. Donnerst. Freit. um 3 Uhr vor; 4 St. wöch. um 4 Uhr Hr Prof. Loze.

Die Vorlesungen über die Baukunst s. bei den Mathematischen Wissenschaften.

Die Lebensbeschreibung Raphaels von Urbino

und die Erklärung seiner Werke, mit Benützung der Königl. Gemälde- und Kupferstichsammlung, Mont. und Donnerst. um 5 Uhr Hr Prof. Desterley. Dinst. u. Freit. Morgens um 7 Uhr, werden in der Akademie des Universitätshauses Uebungen im Zeichnen nach lebenden Modellen Statt finden. Privat-Unterricht im Zeichnen und Mahlen ertheilt er Geübtern. — Anleitung zum Landschaftszeichnen gibt Hr Eberlein.

Die Theorie der Musik, Hr Musik-Director Dr Heinroth, Dinst. und Freit. um 1 Uhr öffentlich. Auch er bietet er sich zum Privat-Unterricht im Gesange und Clavierspiele.

Alterthumskunde.

Philologische Encyclopädie trägt Hr Dr Lion, 4 St. wöch. um 2 Uhr vor;

Griechische Alterthümer trägt Hr Prof. Hermann 5 St. wöch. um 5 Uhr vor; Römische Alterthümer Hr Prof. Hoeck 6 St. wöch. um 8 Uhr;

Die Theorie u. Aesthetik der bildenden Künste bei den Etruskern, Römern und Griechen wird Hr Prof. Wieseler vortragen und dabei die Gipsabdrücke und Denkmähler der alten Kunst, welche in dem Königl. Museum aufbewahrt werden, zeigen und erklären 3 St. wöch. um 10 Uhr.

Scenische Archäologie und Erläuterung der Bacchen des Euripides, Hr Prof. Wieseler, 3 St. wöch. um 10 Uhr.

Orientalische und alte Sprachen.

Die Vorlesungen über das Alte und Neue Testament s. bei den Theologischen Wissenschaften.

Die Grammatik der hebräischen Sprache lehrt Hr Prof. Wüstenfeld um 8 Uhr; Hr Prof. Wieseler öffentlich 2 St. wöch.

Die Anfangsgründe der arabischen Sprache, Hr Prof. Wüstenfeld, in passenden Stunden öffentlich;

Die Grammatik des Sanskrit, Hr Dr Bensey, Mont. Dinst. und Mittw. um 1 Uhr, unentgeltlich. Sakuntala, ein Drama des Kalidasa erklärt derselbe 4 St. wöch. um 2 Uhr.

In dem philologischen Seminarium wird Hr Prof. Hermann Platos Phädrus, Mont. und Dinst. um 11 Uhr erklären lassen; Hr Prof. Schneidewin wird Donnerst. und Freit. um 11 Uhr die Ars poetica des Horaz

erklären lassen; Hr Prof. von Leutsch, Mittw. um 11 Uhr die Mitglieder in schriftlichen Aufsätzen und deren Vertheidigung üben.

Vorlesungen über die griechische Sprache und über griechische Schriftsteller. Hr Geh. Just. = R. Mitscherlich erklärt die Hymnen des Kallimachus und der Homeriden um 2 Uhr; Hr Prof. Schneidewin den Agamemnon des Aeschylus um 2 Uhr; Hr Prof. von Leutsch die Elektra des Sophokles und die Alkestis des Euripides mit einer Einleitung in die Gedichte der Griechischen Tragiker, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Prof. Krische das 12te Buch der Metaphysik des Aristoteles, Mont. und Donnerst. um 1 Uhr, öffentlich; Hr Prof. Wieseler, Euripides Bacchen 3 St. wöch. um 10 Uhr. (Siehe Alterthumskunde); Hr Dr Lion, Aeschylus um 11 Uhr. Zum Privat-Unterricht im Griechischen erbiethet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Vorlesungen über die lateinische Sprache und über lateinische Schriftsteller. Hr Prof. Schneidewin erklärt die Satiren des Horaz, 3 St. wöch. um 10 Uhr; Hr Prof. Krische Cicero de Natura deorum, 5 St. wöch. um 8 Uhr; Hr Assessor Dr Bode erklärt Ciceros Bücher vom Redner, um 5 Uhr; Hr Dr Lion, Virgils Eklogen und Horazens Epoden, um 1 Uhr; Hr Dr Thospann Ciceros Briefe, geschrieben vor seinem Exile, 5 St. wöch. in einer zu verabredenden Stunde; Hr Dr Eckermann, die Germania des Tacitus, 3 St. wöch. nebst einer einleitenden Betrachtung über die deutschen Götter. — Zum Privat-Unterricht im Lateinischen erbiethet sich Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Lion.

Hr Prof. Schneidewin wird Philologie Studierende in der Kritik und Auslegung alter Schriftsteller üben, privatissime.

Die Uebungen der philologischen Societät unter der Leitung des Hrn Prof. Wieseler werden fortgesetzt werden.

Neuere Sprachen und Literatur.

Die Grammatik der deutschen Sprache, trägt Hr Prof. Müller, 4 St. wöch. um 10 Uhr, vor.

Das Nibelungenlied erklärt Hr Prof. Müller, Mont. Dinst. und Donnerstag um 2 Uhr. Auch wird derselbe von den Mitgliedern seiner deutschen Societät die Gudrun erklären lassen.

Die französische Sprache lehrt Hr Prof. César.

Mittw. um 1 Uhr erläutert er öffentlich den Britannicus von Racine und läßt eine kurze Geschichte der französischen Literatur vorauf gehen. Zur Erläuterung französischer Schriftsteller ist derselbe erbötig. Zu Uebungen im Sprechen und im Schreiben bestimmt er je 4 Stunden wöchentlich um 5 Uhr und um 6 Uhr Abends. Privatissimen, und unter andern für den diplomatischen Stil, werden gleichfalls ferner von ihm gegeben werden. — Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Müller so wie Hr Dr Lion sen. sind ebenfalls zu Schreib- und Sprechübungen so wie zum Unterricht im Französischen erbötig.

Die Anfangsgründe der englischen Sprache trägt Hr Lector Dr Melford, nach s. 'vereinfachten engl. Sprachlehre (1841)' und 'The English Reader Ed. 3. (1844)' 4 St. woch. um 6 Uhr Morg.; Hr Dr Müller, Mont. Dinst. Donnerst. u. Freit. um 3 Uhr vor. — Die Synonyme der engl. Spr. wird Hr Lector Dr Melford nach Anleitung s. 'synonym. Handwörterbuchs der engl. Sprache. Braunschw. 1841' erläutern und damit practische Uebungen verbinden, 3 St. woch. um 2 Uhr.

Lord Byrons Sardanapalus wird Hr Assessor Dr Bode, nach einer Einleitung über die Geschichte der dramat. Poesie der Engländer englisch erklären, um 4 Uhr. Shakespeares Macbeth Hr Dr Müller, Mittw. und Sonnab. um 1 Uhr unentgeltlich.

Nach einer Uebersicht der Geschichte der englischen Literatur in den letzten funfzig Jahren wird Hr Lector Dr Melford Byrons Mazeppa (nach s. Ausgabe) und Sardanapalus erklären, 3 St. woch. um 1 Uhr.

Zum Unterricht und zu Schreib- und Sprechübungen in der englischen Sprache erbietet sich Hr Lector Dr Melford, Hr Assessor Dr Bode, Hr Dr Müller, Hr Dr Lion sen.

Die italiänische Sprache lehrt Hr Lector Dr Melford, Hr Dr Müller, Hr Dr Lion sen.;

Die spanische Sprache dieselben.

Die Fektkunst lehrt der Universitäts-Fekhtmeister Hr Castropp; die Tanzkunst, der Universitäts-Tanzmeister, Hr Hölzke.

Bei dem Logis-Commissär, Pedell Huch, können diejenigen, welche Wohnungen suchen, so wohl über die Preise als andere Umstände Nachricht erhalten, und auch durch ihn im Voraus Bestellungen machen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

40. Stück.

Den 10. März 1845.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiber-Krankheiten. Erste Decade. Von Dr. Joh. Heinr. Chr. Trefurt, Prof. d. Med. in Göttingen. Mit drei Tafeln Abbildungen. XVI und 365 Seiten in Octav.

Die hier kurz anzuzeigenden Abhandlungen, welche die Ansichten des Verfs über mehrere der wichtigsten Gegenstände der Geburtshilfe und der Weiber-Krankheiten enthalten, sind das Resultat der Beobachtung und einer vorurtheilsfreien Prüfung in einer ihm durch Glück und Zufall schon früh zu Theil gewordenen reichhaltigen obstetricischen Praxis. Die darin mitgetheilten Fälle sind zum größten Theile nicht von ihm allein, sondern von einzelnen seiner Zuhörer gemeinschaftlich mit ihm beobachtet und behandelt worden, da er, wo die Umstände dieß nur irgend erlauben, solche Studierende, die sich für das Fach besonders interessie-

ren, und dasselbe später auszuüben beabsichtigen, zu den ihm vorkommenden Entbindungen mitnimmt, und ihnen die in Entbindungs-Instituten so sparsam zugemessene Gelegenheit zur Anschauung fehlerhafter und selbst bisweilen verpfuschter Geburtsfälle, wie sie wohl nur noch die Land-Praxis darbietet, verschafft, sich mit ihnen über die Statt gehaltenen Ereignisse unterhält, und ihnen, wenn es ja angeht, auch wohl selbst einmahl die Ausführung der nothwendigen Hilfe anvertraut. Kann zwar so der Mangel einer ambulatorisch-geburtshilflichen Klinik nur höchst unvollkommen ersetzt werden, so möchte das Bestreben auf diese Weise zu einer gründlicheren geburtshilflichen Ausbildung junger Aerzte beizutragen, doch auch wohl nicht als ganz fruchtlos zu betrachten sein.

I. Ueber die Wendung des Kindes an einem Fuße, nebst Beschreibung meines Schlingenträgers. Die Wendung des Kindes an einem Fuße, um die fehlerhaft gelagerte Frucht in eine solche Lage zu bringen, in welcher ihre Austreibung den Naturkräften möglich wird, oder um zu der etwa nöthigen Extraction eine Handhabe zu erlangen, verdankt ihre Entstehung unstreitig denjenigen Fällen, in welchen die Habhaftwerdung des zweiten Schenkels völlig mißlang, oder auf die größten Schwierigkeiten stieß, und Guillemeaus Behauptung, daß durch ein solches Verfahren das Leben der Mutter wie ihres Kindes auf das Spiel gesetzt werde, war um so weniger im Stande ganz von demselben abzuhalten, als glückliche Erfahrungen über die Operation, seine Besorgnisse wenigstens in sehr übertriebenem Lichte erkennen ließen. In Frankreich erlangte die Wendung an einem Schenkel jedoch wohl zuerst eine allgemeinere Ausbreitung, und Puzos, der ihre

Vorthelle bereits trefflich schilderte, nannte die Herabstreckung beider Füße eine ancienne pratique abandonnée. Wenn aber auch in anderen Ländern, und namentlich in unserem deutschen Vaterlande mehrere mannhaftige Stimmen sich für die neue Methode aussprachen, so behielt doch das ältere Verfahren fast durchgehends den Vorzug, und auch nachdem Jörg die bestimmte Regel erteilt hatte, in allen den Fällen, wo auf die Lagenverbesserung nicht die Extraction der Frucht zu folgen brauche, stüßte sich mit einem Schenkel zu begnügen, fand dasselbe viele Widersacher, unter denen sich mancher gar gewichtige befindet.

Die der Wendung an einem Fuße gemachten Vorwürfe aber, daß der Schenkel durch den auf ihn allein ausgeübten Zug ausreißen, ja zerbrechen könne, daß das Kind gefährliche Zerrungen erleide und der Gefahr von Luxationen und späteren Gelenkkrankheiten ausgesetzt sei, daß, wie ein Paar Fälle ergeben haben, der am Leibe des Kindes in die Höhe geschlagene Schenkel zerbrochen werden könne, dieser statt sich am Leibe herauf zu schlagen nach dem Rücken zu umschlagen, auf dem Rand des Beckens feststämmen, und so die Geburt erschweren, der am Leibe herauf geschlagene Schenkel aber gerade am nachtheiligsten mit dem Knie auf die Leber und Blutgefäßgegend der Nabelschnur drücken könne, der zurück bleibende Fuß nur mit der Gefahr einer vollständigen Damm = Zerreißung zu entwickeln sei, endlich die Umdrehung und Hervorziehung des Kindes überhaupt nur sehr schwer an einem Schenkel von Statten gehe, haben die Probe der Erfahrung nicht bestanden, und sind manche der besorgten Folgen wohl nur einem Zusammentreffen besonders übler Ereignisse, nicht hinlänglich vorsichtiger Kunsthilfe, oder dergleichen

zuzuschreiben, Umstände, unter denen auch die Wendung und Extraction an beiden Schenkeln keine sichere Garantie gegen solche Unglücksfälle gewährt.

Für den Geburtshelfer aber ist die Wendung an einem Fuße leichter, als wenn er beide untere Extremitäten auffuchen und herabstrecken muß, da es keineswegs, wie freilich Manche meinen, jedesmahl gelingt diese zugleich zu erfassen; für die Mutter ist dies Verfahren aus nicht schwer zu erklärenden Gründen weniger schmerzhaft und dazu minder gefährlich, da bei längere Zeit fortgesetzten Bestrebungen den zweiten Fuß zu erreichen, namentlich bei fester Constriction des Uterus, die Möglichkeit einer durch den Reiz der Hand angefachten Entzündung, ja selbst einer Zerreißung der Gebärmutter nicht geleugnet werden kann; für das Kind endlich ist die Prognose erfahrungsgemäß günstiger, wenn dasselbe in der vollkommenen Fußlage zur Welt kommt, als wenn beide Füße vorliegen, da hier auf eine treffliche Weise die Vortheile der Steißlage und die der Fußlage mit einander vereinigt sind, indem die vorangehende größere Fläche die Geschlechtstheile besser vorbereitet, durch den Widerstand des dickeren Theiles die Wehen kräftiger angeregt werden, und sonach die zuletzt austretenden voluminöseren Kindestheile, Schultern und besonders Kopf, dessen längeres Zögern nach gebornem Rumpf vor Allem den Tod der Frucht verschuldet, leichter nachzufolgen vermögen, während wir an dem herab gestreckten Schenkel eine Handhabe besitzen, an welcher wir im Fall der Noth das Kind sicher zu extrahieren im Stande sind. Wenn aber die Wendung an einem Schenkel für den Geburtshelfer leichter und für die Mutter und ihr Kind günstiger ist, so sollte es billigerweise als allgemeine Regel gelten, sowohl

wenn die Wendung nur zur Verbesserung einer fehlerhaften Kindeslage, als auch wenn sie als Vorbereitung zur Extraction unternommen wird, sich stets mit einem Fuße zu begnügen, und nur dann wenn an einem Schenkel die Umdrehung nicht gelingt, sich zur Nachholung des andern zu entschließen.

Es haben zwar einige Geburtshelfer, und unter ihnen ganz besonders Hoffmann in Berlin behauptet, daß die Wendung immer an einem Schenkel gelinge, allein die Erfahrung des Verfs stimmt damit nicht überein, und unter 132 Wendungen, die er bis zum Anfange des Jahres 1844 verrichtet hat, sah er sich mehrere Male genöthigt den zweiten Fuß nachzuholen. Die Ursachen aber, die in den mitgetheilten Beobachtungen seiner Ansicht nach die Unmöglichkeit der Umdrehung an einem Schenkel zu Wege brachten, waren: Erfastsein des unrichtigen Fußes, sehr feste Contraction des gesunden, besonders aber des kranken Fruchthälters um das Kind, sehr starke Schiefelage der Gebärmutter nach vorn, und endlich Richtung der Bauchfläche des fehlerhaft gelagerten Kindes gegen die vordere Beckenwand, vornehmlich bei gleichzeitigem Hängebauch. Daß durch diese Ursachen bei weitem nicht immer eine Erschwerung der Umdrehung des Kindes an einem Fuße entsteht, oder dieselbe sogar ganz unmöglich wird, weiß Jeder, der die Operation an einem Schenkel geübt hat, und eben so wenig wird durch eine solche Erschwerung jedesmahl die Nachholung des zweiten Fußes nöthig, vielmehr müssen wir stets die Aetiologie berücksichtigen, und dieser gemäß unser Verfahren einrichten. Unter allen Ursachen aber erscheint als die bedeutendste die enge Um-

schnürung der Frucht von der Gebärmutter, ganz besonders aber die Stricture bei der *Constrictio spastico-inflammatoria*, und Verf. erlebte es einmal, daß der erfaßte Schenkel schon bis zum Knie sich außerhalb der Geschlechtstheile befand, durch die krampfhafte Zusammenziehung des Uterus aber der Fuß bis hoch in die Mutterscheide zurück gezogen wurde. Hier muß vor Allem eine energische Behandlung der kranken Gebärmutter-Contraction eingeleitet werden, worauf oft noch die Wendung an dem einen erfaßten Schenkel gelingt, und dies ist besonders deshalb sehr wünschenswerth und günstig, weil die eben angegebenen für die Mutter zu besorgenden Gefahren hier vornehmlich gefurchtet werden müssen.

Bleibt aber die äußere und innere Behandlung fruchtlos, so darf der Geburtshelfer, besonders wenn durch längeres Zögern Mutter oder Kind irgend Gefahren ausgesetzt sein sollten, mit der Auffuchung und Herabstreckung des zweiten Schenkels nicht säumen, welche jedoch nicht selten noch sehr bedeutende Schwierigkeiten veranlaßt, und bisweilen nur in der oft die trefflichsten Dienste leistenden, und gewis mit Unrecht von Manchen verschrienen Knie- Ellenbogen-Lage glückt. Um aber dann das Zurückweichen des bereits herab gestreckten Fußes zu verhüten, und diesen stäts in seiner Gewalt zu behalten, erfordert es die Vorsicht um denselben locker eine Schlinge zu legen, was leicht angeht, so bald er sich schon außerhalb der Rima befindet, oft aber große Schwierigkeiten verursacht, wenn er kaum den Muttermund verlassen hat, und noch im oberen Theile der Scheide weilt. Zieht man aber dann die Hand aus der Schamspalte hervor, um mit dieser die geöffnete Schlinge einzubringen, so verursacht man der ohnehin genug

leidenden Kreißenden nur unnöthige Schmerzen, und risquiert sogar den Fuß nicht mehr an der früheren Stelle zu finden, da er, sowohl in Folge einer activen Bewegung des Kindes, als durch Krampf der Gebärmutter wieder zurück gezogen sein kann. Diesen Nachtheil zu vermeiden, bedient man sich des von der Siegemundin erfundenen, und auf manigfache Weise veränderten Schlingenträgers, auch Führungs- oder Wendungs-Stäbchen genannt. Der auf der ersten Tafel abgebildete Schlingenträger des Berß hat nicht allein den Zweck die besonders dazu eingerichtete Schlinge bis zum Fuß hinzuleiten, sondern sie auch dort angekommen zu öffnen und über ihn zu bringen, was sich mit diesem Instrumente mit großer Leichtigkeit ausführen läßt.

II. Bemerkungen zur Wendung auf den Kopf. Die erst in unserem Jahrhunderte gleichsam neu erstandene Wendung auf den Kopf, bei welcher dem fehlerhaft gelagerten Kinde die naturgemäße Lage gegeben wird, hat seitdem zwar mit Recht viele gewichtige Vertheidiger gefunden, aber ihre Ausführung ist im Ganzen doch auf seltene Fälle beschränkt geblieben. Und wenn wir bedenken, daß in der größten Mehrzahl der Fälle erst dann unsere Hilfe begehrt wird, wenn der günstige Zeitpunkt zu dieser Operation bereits verstrichen ist, daß ferner durch den Reiz unserer Hand die bis dahin gesunde Geburtsthätigkeit gestört und krankhaft verändert werden kann, und daß wir endlich auch nach dem Gelingen dieser Lagenverbesserung nicht sofort im Stande sind bei eintretender Indication das Kind mit dem Kopfe voran zur Welt zu fördern, was uns bei herab gestrecktem Fuße in jedem Augenblicke der Noth sofort möglich ist, so müssen wir es uns of-

fen gestehen, daß wohl kaum je die Operation, bei welcher es hauptsächlich auf die dynamische Stimmung des Fruchthälters ankommt, die allgemeine Verbreitung finden wird, die ihr der weit geringeren Gefahren wegen, welchen dabei die Frucht ausgesetzt wird, so sehr zu wünschen sein mochte.

Nur zweimahl hat der Vf. die Operation während seiner practischen Laufbahn ausgeübt, und beide Beobachtungen sind ihrer Eigenthümlichkeit wegen genauer mitgetheilt; das eine Mahl ward die Wendung auf den Kopf nach der ziemlich allgemeinen Ansicht der Geburtshelfer gegen alle Indication in einem Falle ausgeführt, in welchem die Ergreifung des Fußes zur Hervorbringung der Lagenveränderung nicht gelang, für Mutter und Kind aber, welches letztere mehrere Stunden darnach noch mit der Zange extrahiert werden mußte, war der Erfolg glücklich; das zweite Mahl gelang die gleich Anfangs beschlossene, zur richtigen Zeit und unter anscheinend günstigen Verhältnissen unternommene Herabbringung des Kopfes leicht, es trat aber später Blutung ein, und da die nothwendige künstliche Beendigung der Geburt des noch hohen Kopfstandes wegen mit der Zange nicht glückte, wurde endlich noch die Wendung auf den Fuß, und Extraction an demselben erforderlich. Aber das Kind war inzwischen abgestorben, und ein nach mehreren Tagen des Nachts plötzlich eingetretener neuer Blutfluß, hatte auch schnell dem Leben der Wöchnerin, die sich bis dahin den Umständen nach gut befunden hatte, ein Ziel gesetzt. Solche Schattenseiten der Wendung auf den Kopf sollten auch ja nicht verschwiegen werden.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

41. 42. Stück.

Den 13. März 1845.

G ö t t i n g e n .

Fortsetzung der 'Abhandlungen u. Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiber-Krankheiten. Erste Decade. Von Dr Joh. Heinr. Chr. Trefurt, Prof. d. Med. in Göttingen.'

III. Ueber die Wendung des Kindes auf den Fuß nach vergeblichem Zangen-Gebrauch, nebst Bemerkungen über Wirkung und Construction des Instrumentes und Beschreibung meiner Kopfzange. Wenn bei dem ersten Grade der Becken-Verengerung, bei welcher der kleinste Durchmesser noch 3 Par. Zolle hält, der Natur die Austreibung des ausgetragenen Kindes nicht gelingt, und von der längeren Dauer der Geburt für die Mutter oder für das Kind mit Recht Nachtheile besorgt werden müssen, so ist es die Pflicht des Geburtshelfers die Entbindung künstlich zu bewerkstelligen. Hierzu besitzen wir an der Kopfzange, deren Wirkung vorzüglich eine mechanische ist, und

die hier wiederum durch Zug das Meiste leistet, in der bei weitem größten Mehrzahl der Fälle ein treffliches Mittel; doch lehrt die Erfahrung, daß nicht immer mit ihr, auch wenn sie noch so energisch und geschickt gehandhabt wird, die Zutageförderung des Kindes gelingt, durch ein eigensinniges Verharren bei ihrem Gebrauche aber selbst das Leben der Mutter bedroht werden kann, und wir müssen deshalb unsere Zuflucht zu der Verkleinerung der todten Frucht nehmen, um auf solche Weise dieselbe den Becken-Verhältnissen zu adaptieren. Bisweilen aber sind wir noch im Stande, diese keinesweges immer, wie Manche meinen, für die Mutter eine günstige Prognose zulassende Operation durch die Wendung des Kindes auf den Fuß zu umgehen, indem wir alsdann nach der Durchführung des Rumpfs den Kopf in die günstigsten Durchmesser des Beckens zu leiten vermögen. Vorzugsweise möchte die Wendung nach vergeblichem Zangen-Gebrauch bei rhachitischem Becken angezeigt sein, wenn der Kopf mit der Zange nicht in den verengerten Eingang herein gezogen werden könnte, und sich ohne Schwierigkeit wieder von ihm wegschieben läßt, da wir hier nur mit einem vorzugsweise verengerten Durchmesser zu thun haben, und der Beckencanal dabei gewöhnlich kurz ist, wo man alsdann den kleinsten Durchmesser des Kopfes, den queren, in die verengerte Conjugata, den größten aber, den Längendurchmesser, in den regelmäßigen oder selbst erweiterten Querdurchmesser zu bringen sucht. Was auch von Vielen gegen die Zulässigkeit und sogar gegen die Möglichkeit der Wendung unter diesen Umständen eingewandt wird, so lehrt doch die Erfahrung, wie nützlich sie hier sein kann, und beschäftigte Practiker haben sie gewiß öfter schon geübt. Der Verf. hat bis

zum Druck dieser Abhandlungen dreimahl dies Verfahren eingeschlagen, und diese Beobachtungen mitgetheilt, seit dem aber bei derselben Frau, die Gegenstand der zweiten Beobachtung ist, nach langem vergeblichen Bestreben den Kopf mit der Zange in das Becken zu bringen, wiederum mit glücklichem Ausgang für die Mutter darnach gehandelt.

Auch bei regelmäßigem Becken kann bisweilen die Zutagesförderung des mit dem Kopfe vorliegenden Kindes mittelst der Zange nicht gelingen, oder wenigstens bedeutend erschwert werden, wenn sich im unteren Theile der Gebärmutter Stricturen einstellen, eine leider noch bei weitem nicht allgemein genug bekannte Thatsache, da dies rein dynamische Hindernis von Unkundigen nur zu leicht für ein mechanisches gehalten wird. Wehe der unglücklichen Kreißenden, die sich einem solchen bloßen Entbinder, denn der Name eines Geburts=Arztes kommt solchen Leuten nicht zu, anvertraut, der mit der einmahl angelegten Zange das Kind à tout prix heraus zu bringen, und durch Kraft den Widerstand zu überwältigen sucht, denn eine rasche Consumtion der Lebenskräfte, Entzündung und Zerreißung der Gebärmutter sind die nur zu gewöhnlichen Folgen. Eine allgemeine äußere wie innere Behandlung des Krampf=Ringes ist hier vor Allem Noth, und darf vor einer solchen niemals an eine Fortsetzung der Operation gedacht werden. Wenn die Geburtsthätigkeit darnach regelmäßig wird, so sehen wir bisweilen noch die Geburt durch die Kräfte der Natur beendet werden, wobei freilich das Kind, welches durch Umschnürung wichtiger Theile, besonders auch durch Druck der Nabelschnur, und durch die aus leicht erklärlichen Gründen bei Krampfwehen oft vorkommenden Placentarblutungen großen Gefahren ausge-

seht war, todt zur Welt kommen kann. Nur ganz Unwissende werden hierüber dem Geburtshelfer einen Vorwurf machen. Ist aber Kunsthilfe nöthig, so bleibt bisweilen nichts als die Wendung über, weil durch den Reiz einer neuen Zangen = Application die eben beschwichtigte Stricture noch einmahl wieder hervor gerufen werden kann. Es wird ein Fall mitgetheilt, in welchem dies Verfahren mit Nutzen ausgeführt wurde, und seit dem hat es Verf. noch einmahl, und sogar mit glücklichem Erfolge für das Kind geübt.

In dieser Abhandlung wird auch die Geburtszange, deren sich der Vf. bedient, näher beschrieben.

IV. Von der Zerreißung der Becken = Knochen = Verbindungen bei der Geburt. Ist gleich die schon von Hippokrates ausgesprochene, besonders aber von Severinus Pinaeus aufgestellte Behauptung, daß bei der Geburt, zur Erleichterung des Durchganges des Kindes durch das Becken, die Schambeine eben so wie bei einigen Thieren, auch beim menschlichen Weibe von einander weichen, längst als ganz grundlos anerkannt, so hat es sich doch als wahr heraus gestellt, daß gegen das Ende der Gestation die Bänder nachgiebiger, und die Knorpel = Scheiben zwischen den Beckenknochen aufgelockerter werden, daß aber in krankhaftem Zustande, namentlich bei Weibern, die an der Osteomalacia adultorum leiden, eine wirkliche Beweglichkeit der Knochen vorkommen kann. Solche kranke Becken sind es deshalb wohl vorzugsweise gewesen, bei denen man eine Zerreißung der Becken = Knochen = Verbindungen, sowohl an der Symphyse als an den Kreuz = Darmbein = Fugen beobachtet hat, die nicht allein Folgen einer schweren Instrumental = Operation waren, sondern auch bei Geburten vorkamen, welche durch die Natur =

Kräfte allein bestritten wurden und die man keinesweges immer während des Lebens erkannte, sondern nicht selten erst bei der Leichenöffnung zur Anschauung bekam.

Wenn aber schon bei der ohne Kunsthilfe von Statten gehenden Geburt eine Zerreißung der Becken-Knochen-Verbindungen vorkommen kann, und solcher Fälle eine nicht unbedeutende Zahl zur öffentlichen Kunde gebracht ist, so sollte man noch mehr erwarten, daß bei Entbindungen, die nur mit einem großen Aufwand von Körperkräften vollendet werden können, diese Vulneration häufiger vorkäme, und doch ist die Zahl der mitgetheilten Beobachtungen nur gering, vielleicht weil einzelne Handbücher diese Ermese der Knochen unter den Folgen roh angewendeter Gewalt schildern, vielleicht auch weil die Zerreißung bei Lebzeiten der Kranken nicht erkannt, die Section aber unterlassen war. Verf. hatte eine seit sieben Jahren an Osteomalacie Leidende mit verengertem Becken wegen fehlerhafter Kindeslage durch die Wendung zu entbinden, und mußte den zuletzt kommenden Kopf mit der Zange hervor ziehen, was nur ein Paar nicht sehr kräftige Tractionen erforderte. Bei der Leichenöffnung der am vierten Tage Verstorbenen, zeigten sich die Schambeine gegen zwei Zoll von einander gewichen, an der linken Synchondrosis sacro-iliaca aber ebenfalls eine Diastase der Knochen von gegen drei Linien.

V. Zur Behandlung der *Placenta praevia*. Die Ansichten über die Behandlung der vom Sitz des Mutterkuchens auf dem Muttermunde abhängenden Blutungen sind noch in hohem Grade verschieden, denn während Einige nur von einer ungesäumten Entbindung Rettung der Frau hoffen, und deshalb schon in der ersten

Hälfte der zweiten Geburts = Periode, oder sogar schon vor Eintritt der Wehen durch die unter dem Namen *Accouchement forcé* auf einander folgende Reihe von Operationen den Uterus entleeren, raten Andere der Hämorrhagie durch den Tampon Grenzen zu setzen, um entweder die Geburt nach größtentheils erfolgter Ausdehnung des Muttermundes künstlich durch die Zange oder Extraction an den Füßen nach gemachter Wendung zu beenden, oder den Umständen nach die Austreibung des Kindes der Natur zu überlassen. Wieder Andere hoffen viel von der Anwendung innerer Mittel, denen jedoch Verf. am allerwenigsten vertrauen möchte, da durch sie niemahls der Ursache der Blutung abgeholfen werden kann.

Wo es irgend angeht, soll man die Schwangerschaft zu ihrem normalen Ende zu führen suchen, bei heftigen Blutungen aber vor Eintritt der Geburt dürfen wir dem Tampon vertrauen, und brauchen ihn nicht etwa deshalb zu fürchten, weil er möglicherweise Wehen erregen kann, da man ja zur Rettung der Schwangeren im Fall der Noth zur Einleitung der Frühgeburt, oder selbst zur gewaltsamen Entbindung die Zuflucht genommen hat, ja Schneemann und Jörg es für Pflicht des Geburtshelfers erklären, die Schwangere nicht zu verlassen, ehe sie entbunden ist. Nach Eintritt der Geburt aber wird bei heftigen Blutflüssen oft das einzige Rettungsmittel in der Entbindung bestehen, und bis zu dem Augenblick, wo man den noch nicht hinlänglich ausgedehnten Muttermund ohne Gefahr genügend erweitern kann, besitzen wir wiederum an dem Tampon ein Mittel, welches nicht allein die Hämorrhagie hemmt, sondern den zwar nur sehr selten unnachgiebigen Muttermund erweichen hilft. Gelingt es uns aber auch in vielen Fällen

bei muthiger Entschlossenheit Mutter und Kind zu retten, so werden wir dagegen doch gestehen müssen, daß bisweilen alle Mittel der Kunst ungenügend sind, und der Verf. sah Frauen dabei sterben, wo der plöthliche Tod aus der Menge des ergossenen Blutes allein wohl nicht erklärt werden konnte, ja er sah eine Frau bei der Entbindung keinen Tropfen Blut mehr verlieren und gleich darauf den Geist aufgeben, die sich vor Eintritt der Wehen bereits ganz abgeblutet hatte.

VI. Ueber den Vorfall der Gebärmutter bei der Geburt. Es sind zwar einzelne Beobachtungen mitgetheilt, wo während des ganzen Verlaufes der Schwangerschaft der Uterus vorgefallen gewesen, und zwischen den Schenkeln der Kranken durchaus außerhalb der Bauchhöhle gelegen haben soll, wovon die neuesten beiden Fälle Antonio Mercogliano erzählt, allein es haben sich auch mehrere gewichtige Stimmen erhoben, welche die Möglichkeit einer solchen Dislocation des Fruchthälters mit der in ihm befindlichen Frucht überall in Abrede stellen, und diese übrigens mit Gründen belegte Meinung auch nicht verlassen zu wollen scheinen, obgleich uns Mercogliano sogar mit der von ihm eingeschlagenen Behandlungsweise genau bekannt macht. Manche Fälle, die als Prolapsus uteri completus bei der Geburt beschrieben worden sind, bestanden aber offenbar auch nur darin, daß durch heftiges Mitdrängen der Kreißenden vor Eröffnung des Muttermundes der vorliegende Kopf des Kindes, sammt dem ihn wie eine Haube überziehenden unteren Abschnitt der Gebärmutter aus dem Becken und aus der Rima hervor gepreßt wurde, wodurch die Frau allerdings sehr bedeutenden Gefahren ausgesetzt ist. Verf. beobachtete einen derartigen, in der Abhandlung näher mitge-

theilten Fall, in welchem er sich nach vergeblicher Anwendung des Aderlasses, warmer Ueberschläge, der Einreibung von Chaussiers Pommade dilatoire und anderer Mittel, bei der zunehmenden Entzündung und drohendem Uebergang derselben in Brand, zur blutigen Erweiterung des ganz unnachgibigen Muttermundes entschloß, und bald darauf das lebende Kind mit der Zange zu Tage förderte. Auch die Mutter wurde wieder hergestellt, muß aber, da sie sich der ihr vorgeschlagenen Operation nicht unterwerfen will, anhaltend ein Pessarium tragen, und ist seit dem nicht wieder schwanger geworden.

VII. Beiträge zur Retroversio uteri gravidi, nebst Beschreibung eines Falles von Rückwärtsbeugung der nicht schwangeren Gebärmutter, die durch Sanders Mochlopressum gründlich geheilt wurde. Die natürlichste Indication ist es offenbar, den in einer so bedeutenden Dislocation, als es die Retroversion ist, befindlichen schwangeren Uterus baldmöglichst in seine gehörige Lage zurück zu bringen, zu reponieren, um so die Quelle namenloser Leiden und Gefahren radical zu beseitigen; allein es besorgen mehrere Geburtshelfer von diesem Eingriff übele Folgen, namentlich Entzündung des Fruchthälters und Abortus, und ziehen es deshalb vor, wo nur irgend möglich durch eine länger fortgesetzte, stark nach vorne geneigte Seitenlage, das freiwillige Wiederemporsteigen des Gebärmuttergrundes zu begünstigen, die häufigste Ursache der Dislocation aber und spätere Folge derselben, die Harnverhaltung durch mehrmahliges tägliches Cathetrisieren zu entfernen. Und in der That gelingt es zu Anfange des Uebels nicht selten dasselbe so auf eine sanfte und unschmerzhafteste Weise zu heilen, ja es sind Fälle vorgekommen,

wo die Reductions-Versuche durchaus fruchtlos blieben, und die Aerzte schon auf blutigem Wege zu helfen entschlossen waren, der Natur aber noch die Lagenverbesserung unter der angegebenen Beihilfe gelang, und wovon Verf. ebenfalls eine Beobachtung mittheilt.

Doch möchte es rathlich sein, nur zu Anfange der Dislocation ein solches mehr expectatives Verfahren zu beobachten, bei eintretenden dringenderen Erscheinungen aber mit den Repositions-Versuchen nie zu lange zu säumen, da mit dem weiteren Vorrücken der Schwangerschaft der Fruchthälter auch an Volumen zunimmt, deshalb immer fester in der perversen Lage eingeklemt wird, und die Reduction dadurch natürlich schwieriger, oder bisweilen sogar ganz unmöglich werden muß. Daß eine allgemeine und örtliche Behandlung der Reduction oft voran gehen muß, versteht sich ganz von selbst. Gelingt aber die Reposition nicht, und die Gefahr wächst, so steht dem Geburtshelfer nicht allein das Recht zu, sondern es ist sogar seine Pflicht, hier selbst zu an und für sich ergreifenden Operationen seine Zuflucht zu nehmen, da sonst die Mutter unrettbar verloren ist. Den von Gallissen empfohlenen Bauchschnitt, so wie die von Purcell vorgeschlagene Symphysiotomie möchte wohl kein Arzt zu üben sich entschließen, und Mendes Vorschlag, die hintere Wand der Scheide zu spalten, um bei der Reposition auf die Uterinwand unmittelbar zu wirken, ist unbeachtet vorüber gegangen. Die Hervorbringung eines Abortus durch Punction der Eihäute im Muttermunde, die lange vor Carus schon Melitsch und Litken gewürdigt haben, und welche namentlich Wilde öfter geübt zu haben versichert, scheint dem Verf. nicht dem Zweck zu entsprechen, da er es bei wirklicher In-

dication nicht allein für sehr schwierig hält, eine Sonde in den gegen die Schambeine gepreßten Muttermund, und von da durch den Cervix in das Corpus uteri zu führen und die Eihäute anzustechen, sondern auch weil das Fruchtwasser gar nicht nach den Gesetzen der Schwere abzufließen vermag, indem der Grund die am tiefsten befindliche Stelle des Fruchthälters ist, endlich weil, so lange die Dislocation nicht wenigstens so weit gehoben ist, daß das Collum uteri wiederum etwas dem Beckeneingange sich zuwendet, das Ei gar nicht aus dem gegen die Symphyse gepreßten orificio hervor zu dringen vermag. Volles Vertrauen dagegen verdient die zuerst von Hunter vorgeschlagene Paracentese des Uterus, um durch Entleerung des Liquor amnii den Fruchthälter so zu verkleinern, daß seine Reposition möglich wird, denn die gegen diese Operation namentlich von Meißner gemachten Einwürfe, sind durch Beobachtungen, in welchen das Verfahren den glücklichsten Erfolg hatte, hinlänglich entkräftet.

Die frühere Meinung, daß die Zurückbeugung der Gebärmutter allein während der Gestation, niemahls aber im nicht schwangeren Zustande sich ereignen könne, ist gegenwärtig freilich ziemlich allgemein aufgegeben, dagegen aber ist ein treffliches Mittel, durch welches eine allmähliche Reposition in den desperatesten Fällen bisweilen noch möglich wird, der vom Medicinal-Rath Sander in Braunschweig erfundene Hebelkranz noch viel zu wenig beachtet. Einen Fall, in welchem Verf. nach jahrelangem Bestehen des die größten Leiden veranlassenden Uebels davon noch vollkommene Heilung sah, hat er deshalb am Schluß dieser Abhandlung genauer beschrieben, um die Fachgenossen zum Versuchen eines Verfahrens zu ermuntern,

welches bisweilen da noch Genesung zu schaffen im Stande ist, wo alle anderen Mittel erfolglos blieben.

VIII. Ueber die so genannte Ruptura uteri violenta. Bekannt ist es, daß Risse der Gebärmutter sich bei der Geburt ereignen können, ohne daß die Kreißende von dem Geburtshelfer nur einmahl berührt wurde, und eine solche Vulneration des Fruchthälters, deren häufigste Ursache Enge des Beckens und dadurch entstandene Unmöglichkeit des Durchtrittes des Kindes durch den Canal desselben ist, nennt man Ruptura spontanea. Die Schuld der so genannten Ruptura violenta dagegen trifft gewöhnlich unbarmherzig den Geburtshelfer, der mit der Hand oder mit Instrumenten eine Operation zu vollbringen hatte, und wenn er auch noch so vorsichtig handelte, wird er doch schonungslos als Urheber der Verletzung betrachtet. Unter den verschiedenen geburtshilflichen Operationen aber ist es vorzugsweise die Wendung der Frucht auf den Fuß, besonders nach längere Zeit abgessenen Fruchtwasser, bei welcher am leichtesten der Uterus bersten kann, und müssen wir auch zugeben, daß durch eine passende ärztliche Behandlung die Gebärmutter vor Einführung der Hand erst genügend relaxiert werden muß und meistens auch nachgiebiger gemacht werden kann, so wie daß der Geburtshelfer, welcher ohne den Versuch die Contraction herab zu stimmen mit roher Gewalt den Widerstand zu überwäligen sucht, von der ihm aufgebürdeten Schuld nicht frei zu sprechen ist, so kommen auf der anderen Seite doch auch Fälle vor, wo die angewendeten Mittel alle fruchtlos bleiben, und ein gewisser Grad von Kraft zur Habhaftwerdung des Fußes deshalb nicht ganz entbehrt werden kann, und endlich sehen wir den

Uterus bei der Operation plaken, wo die erforderliche Hilfe mit größter Schonung ausgeführt wurde, während bei bisweilen rüde angewendeter Gewalt die Integrität des Fruchthälters vollständig erhalten bleibt, so daß also eine besondere Disposition zu der Zerreißung nicht bezweifelt werden darf, die entweder in einer organischen Krankheit, oder in bereits eingetretener Entzündung oder dergleichen zu suchen sein möchte. Und in dieser Ueberzeugung theilt der Verf. offen eine Beobachtung mit, wo bei der Section eine Ruptura uteri gefunden wurde, an welche weder er, noch die consultierenden Aerzte gedacht hatten, bei einer am sechsten Tage des Wochenbettes verstorbenen Frau, die er durch die Wendung und Extraction zwar längere Zeit nach Abfluß des Liquor amnii, aber doch leicht entbunden, und welche etwa acht Tage vor Beginn der Geburt einen apoplectischen Anfall, in dessen Folge noch Lähmung vorhanden war, erlitten hatte.

Ist die Frucht durch den Riß total in die Bauchhöhle getreten, so wollen Einige sich jedes operativen Eingriffes enthalten, und berufen sich auf die wenigen Fälle, in welchen die Mutter am Leben blieb, das Kind aber sich durch einen Absceß allmählich einen Weg nach außen bahnte, was jedoch die Frau wohl allein dem Zufall überlassen hieße, da nach rationellen Grundsätzen nach geschehener Ruptur zur möglichen Lebensrettung der Kreißenden und ihrer Leibesfrucht die Entbindung jedesmahl möglichst rasch vollendet werden muß. Andere wollen die Laparotomie dadurch vermeiden, daß sie die Hand durch den Riß in die Bauchhöhle führen, daselbst einen oder beide Füße ergreifen, das Kind daran durch die Wunde in die Gebärmutter zurück ziehen, und dann auf dem gewöhn-

lichen Wege zur Welt fördern. Befindet sich der Riß in dem Parenchym des Uterus selbst, so geht dies natürlich nicht an, weil sofort nach dem Austritt des Kindes in das Cavum abdominis die Gebärmutter sich contrahiert, und somit die Wunde sich verkleinert, so daß es dann noch wohl gelingt die dünneren Kindestheile durch dieselbe zu bringen, für die Schultern und Kopf aber der Raum nicht genügen würde, auch die Gefahr entstände, daß die Wunde sich um den Hals des Kindes schnürte, und so dessen Zutageförderung unmöglich würde. Besteht dagegen die Ruptur, wie gewöhnlich, mehr in einem Abreißen der Gebärmutter von der Mutterscheide, so kann man bisweilen ohne Schwierigkeit und Gefahr auf diese Weise operieren, wovon Verf. einen Fall mittheilt.

IX. Beitrag zu den Blut-Geschwülsten der äußeren Geschlechtstheile. Das hier besprochene, im Ganzen seltene Uebel ist freilich den älteren Geburtshelfern nicht ganz unbekannt geblieben, hat aber, obgleich es zu den sehr bedeutenden gehört, viel zu wenig die Aufmerksamkeit erweckt. Erst d'Outrepont gelang es die hohe Wichtigkeit dieser, in Folge einer Gefäßzerreißung entstehenden, in einem Bluterguß in das Zellgewebe, besonders die Schamlippen bestehenden Geschwülste den Fachgenossen im richtigen Lichte zu zeigen, und seit der Zeit haben sich die Erfahrungen darüber auf eine erfreuliche Weise gemehrt. Ob aber die Zerreißung vorzugsweise varicöse Venen betrifft, wie Einige meinen, oder diese ganz verschont und sich nur an gesunden ereignet, wie namentlich d'Outrepont glaubt, darüber sind die Ansichten verschieden, und die Acten bislang nicht geschlossen, doch scheinen Thatsachen dafür zu sprechen, daß bei beiden die Ruptur vorkommen kann,

ja es ist sogar nicht unwahrscheinlich, daß selbst Arterien die Quelle der Blutung werden können.

Hat man gleich das Uebel auch im nicht schwangeren Zustande, öfter aber während der Gravidität beobachtet, und hat es hier sogar mehrere Male einen plötzlichen Tod zur Folge gehabt, so ereignet es sich doch erfahrungsgemäß am leichtesten während der Geburt, wird aber auch wohl erst nach Ausscheidung des Kindes bemerkt. Ist sogleich zweckmäßige Hilfe zur Hand, so wird die drohende Gefahr durch kalte Ueberschläge u. s. w. meistens abgewandt werden können, doch sind auch Fälle bekannt, in denen die Frau rasch unentbunden starb. Verf. wurde zu einer Kreißenden aufs Land gerufen, fand dieselbe aber bei seiner Ankunft bereits seit zwei Stunden verstorben, da die plötzlich entstandene enorme Geschwulst der linken Schamlippe geplakt, und eine Menge Blut nach außen ergossen, dadurch aber dem Leben in wenigen Minuten ein Ziel gesetzt war. Die noch mit der Zange bewerkstelligte Entbindung lieferte ein todttes Kind.

X. Parallele zwischen der Perforation und der Kopfzerquetschung, nebst Beschreibung eines neuen Kopfquetschers. Haben gleich einzelne Geburtshelfer gemeint, daß es möglich sei die Verkleinerung des todten Kindes aus der Zahl der geburtshilflichen Operationen ganz zu verbannen, so hat eine vorurtheilsfreie Prüfung doch die Unhaltbarkeit einer solchen Behauptung dargelegt, und selbst die künstliche Frühgeburt, von welcher wir in dieser Beziehung wohl noch das Meiste hoffen dürfen, wird nur im Stande sein die Diminution seltener, doch nie sie ganz entbehrlich zu machen. Können wir

aber ein solches Verfahren in einzelnen Fällen nicht entbehren, so muß unser Augenmerk hauptsächlich darauf gerichtet sein, daß es für die Mutter so unschmerzhaft und gefahrlos als möglich ausgeführt wird. Die Anbohrung des Kindskopfes, um durch Entleerung der Hirnmasse dessen Umfang zu vermindern, und so seine Durchführung durch das verengerte Becken möglich zu machen, gestattet keinesweges eine so günstige Prognose für die Kreißende, als dies von manchen Lehrbüchern angegeben wird, und Baudelocque Neveu fand bei Durchsicht der Vorkommenheiten in der Pariser Maternité, daß mehr als die Hälfte der Weiber, an denen in dem Zeitraum von 16½ Jahren in dieser Anstalt die Enthirnung der Frucht vorgenommen wurde, zu Grunde gegangen war, und er schob den üblen Ausgang hauptsächlich auf die Schwierigkeit der Extraction nach der Anbohrung des Kopfes, da nur in den leichtesten Fällen dieselbe in $\frac{3}{4}$ Stunden beendet war, öfter aber 3 — 4 — 5 Stunden erfordert hatte, in einigen Fällen die Entbindungsversuche mehrere Tage hatten fortgesetzt werden müssen, einmahl aber die Frau trotz aller angewendeten Mittel unentbunden gestorben war. Dabei glaubte er, daß die Gefahr theilweise auch mit von der bei der Extraction nur selten zu umgehenden Anwendung des scharfen Hakens abhängt. Mit warmem Dank müssen wir es erkennen, daß der Neffe des großen Baudelocque, durch solche unleugbare Thatsachen angespornt, es sich angelegen sein ließ, ein Mittel ausfindig zu machen, mit welchem nicht allein die Diminution selbst, sondern auch die Hervorziehung der verkleinerten Frucht sicherer und schonender bewerkstelligt werden könnte, und so kam er

auf die Idee mit einer besonders starken langen Zange mit sehr geringer Kopfkrümmung durch Zusammendrängen der Griffe mittelst einer durch eine Kurbel in Bewegung gesetzten Schraube den Schädel zu zerpressen. Hat auch die Operation, deren erste Idee wir freilich schon im grauen Alterthume finden, wie dies zu erwarten war, und namentlich in Deutschland manche Gegner gefunden, so ist sie doch aber auch von Anderen nach ihrem Verdienst gewürdigt, und Erfahrungen, die Männer wie Busch, Kilian, Hüter und Andere in unserm Vaterlande gesammelt haben, konnten nur dazu dienen, ihr den Platz anzuweisen und zu sichern, den sie mit Recht in Anspruch nehmen darf, obgleich wir willig einräumen müssen, daß noch fernere Beobachtungen erforderlich sind, um zu bestimmen, wie weit wir von ihr Hilfe bei bedeutenderen Graden der Beckenverengerung hoffen dürfen. Wf. sah bereits im Sommer 1830 Baudelocque in Paris Proben mit seinem Instrumente ablegen, faßte zu der neuen Operation Vertrauen, und hat seine Ansicht über dieselbe wiederholt öffentlich ausgesprochen, und sich nicht gescheut dies zu einer Zeit zu thun, wo man in Deutschland dies Verfahren fast noch mit dem Bannstrahle belegte, ein Fall aber, den er zu behandeln hatte, wo er erst 30 Stunden nach verrichteter Excerebration, und nachdem mehrere Aerzte fruchtlos das verkleinerte Kind hervor zu ziehen versucht hatten, zu der Kreißenden kam, hat ihn noch mehr darin bestärkt der Kopfzerquetschung den Vorzug vor der Unbohrung des Schädels zu geben.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. Stück.

Den 15. März 1845.

G ö t t i n g e n .

Schluß der 'Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiber-Krankheiten. Erste Decade. Von Dr Joh. Heinr. Chr. Trefurt, Prof. der Med. in Göttingen.'

Die Einwürfe, welche verschiedene Geburtshelfer gegen die Zulässigkeit der Kephalotripsie, wie der Erfinder die Operation nennt, erhoben haben, sind durch die Erfahrung bereits genügend widerlegt, die Vortheile des neuen Verfahrens aber bestehen darin, daß der Kopf durch den Druck der Compressions-Zange mit der möglichsten Sicherheit und großer Schnelligkeit verkleinert wird, daß dabei die Knochen des Schädels einwärts gedrängt oder verschoben werden, und der Kopf sich zwischen den Löffeln des Instruments in der Richtung der Centrallinie des Beckens verlängert, wodurch er also an Peripherie abnimmt, daß die Kopfschwarte unversehrt bleibt, und keine Knochensplitter, welche

die mütterlichen Weichtheile zu verletzen vermöchten, hervor dringen, endlich daß sich der verkleinerte Kopf mit dieser Zange, ohne daß man ihr Gleiten leicht zu besorgen hätte, am schonendsten und in kurzer Zeit hervor leiten läßt. Bei bedeutender Beckenverengung möchte die Vereinigung der Anbohrung mit der Kopfzerquetschung günstige Resultate versprechen.

Das Baudelocquesche ursprünglich sehr schwere und colossale Instrument hat in Deutschland durch Busch, Kilian, Langheinrich und Hüter nicht unwesentliche Veränderungen und Verbesserungen erfahren. Auch der Verf. hat sich einen besonderen Kopfquetscher anfertigen lassen, den er in der Abhandlung genauer beschreibt, und auf Taf. II und III in der Abbildung vorlegt, und dessen Eigenthümlichkeiten darin bestehen, daß die nur zu diesem Zweck bestimmte starke Zange von dem damit in Verbindung zu setzendem Compressorio durchaus getrennt werden kann, und daß die Annäherung der Griffe nicht durch eine Kurbel erzwungen wird. Es laufen vielmehr ein Paar Zahnstangen über die Räder eines zwischen ihnen befindlichen Triebes, welches vermittelt eines starken Schlüssels in Bewegung gesetzt wird, und wodurch bei einem nur geringen Kraftaufwande dennoch mit großer Leichtigkeit die Griffe und die Verlängerungsarme derselben aneinander gepreßt werden. So weit überall Versuche am Phantome und an Kinderleichen die Brauchbarkeit eines Werkzeuges erweisen können, hat der Kopfpresser den Erwartungen des Verfs entsprochen, und kann derselbe, da er nicht so lang als andere derartige Instrumente zu sein braucht, in dem gewöhnlichen geburtshilflichen Bestecke leicht mitgeführt werden.

H. Trefurt.

W i e n.

In Commission bei Peter Rohrmann, k. k. Hofbuchhändler 1843. Zwölf römische Militärdiplome. Beschrieben von Joseph Arnet, Director des k. k. Antikenkabinetes, wie auch der k. k. Ambrasersammlung, Professor der Münz- und Alterthumskunde u. s. w. Auf Stein gezeichnet von Albert Camesina. 76 Seiten und 25 lithographirte Tafeln in Quart.

Obgleich diese Schrift manches, ja vieles enthält, das ihrem wissenschaftlichen Werthe unbeschadet hätte kürzer gefaßt oder völlig weggelassen werden können, so bietet sie doch auch auf der andern Seite wieder mehr wirklich Erwünschtes und Brauchbares dar, als der Titel zunächst erwarten läßt, und bedarf deshalb einer näheren Anzeige eben so sehr, als sie einer solchen sowohl durch das Interesse ihres Inhalts als durch ihre äußere Ausstattung würdig ist. Den Hauptgegenstand bilden allerdings die zwölf auf dem Titel erwähnten Urkunden, welche der Wf. lieber Diplome als mit dem gewöhnlichen Ausdrucke Tabulae honestae missionis hat nennen wollen, weil sie nicht sowohl den Abschied selbst als die civitas und das connubium beglaubigen, welches der Kaiser den ausgedienten Soldaten ertheilt hat; von diesen zwölfen sind sieben hier zum ersten Mahle ediert*) und die übrigen wenigstens aus solchen Zeitschriften oder Monographien entnommen, welche dem dafür interessierten Publicum schwer oder nie zu

*) So Hr Arnet h S. 3; genauer allerdings nur sechs, indem das im Jahre 1838 zu Kloster Neuburg gefundene Diplom des Titus, wie er selbst später bemerkt, bereits im Anzeigeblatte der Wiener Jahrbücher B. LXXXVI, S. 63 publiciert und, freilich sehr verkehrt, erklärt worden ist.

Geficht kommen dürften, so daß ihre nochmalige Mittheilung für die meisten Leser die Stelle der ersten einnehmen wird; und alle diese hat die Meisterhand des Lithographen dargestellt facsimilarisch wiedergegeben, daß jeder, der schon Originale dieser Art gesehen hat, gestehen wird, daß man die Bronzen selbst mit allen Besonderheiten ihres metallischen und paläographischen Habitus vor sich zu haben glaube. Im Ganzen aber waren bis zu der Zeit, wo der Verf. schrieb, solcher Urkunden zwei und vierzig bekannt geworden, und hier hat er sich nun die dankenswerthe Mühe genommen, über diese sämmtlich nicht nur die vollständigen literarischen Nachweisungen zu geben, sondern auch eine Anzahl von Registern und sonstigen Uebersichten zu entwerfen, die auch dem, welchem die größeren Werke von Marini, Gazzera u. s. w. und die gelehrte Abhandlung von Haubold über diesen Gegenstand nicht zur Hand sind, um so mehr zum Ersatze dienen können, als die wesentlichen Formeln bei allen diesen Urkunden stehend sind, und ihre Abweichungen nur in den Namen der Kaiser, der Heerestheile und ihrer Befehlshaber, der Jahres- oder Monatsconsuln, der Verabschiedeten selbst, der Orte, wo das Gesamtoriginal in Rom aufgestellt war, und endlich der Zeugen bestehen, die gewöhnlich auf einer zweiten Quertafel verzeichnet sind. So gibt Hr Arneht nach der Reihenfolge der Kaiser, von denen bisher Militärdiplome aufgefunden wurden (Claudius bis Maximian), zuerst das Verzeichniß der Legionen, Flotten, Präfecten, Alae, Cohorten, Vexillationes und Singulares auf den bisher gefundenen Diplomen, ferner der Länder, in welchen sich die Verabschiedeten befanden, der Consuln, meistens suffecti, unter welchen die Diplome erlassen wurden, der Diplomempfän-

ger und der Orte und Völkerschaften, aus welchen dieselben abstammen, endlich der Befestigungsorte in Rom selbst und der Zeugen, deren er sieben für jedes Diplom als Regel betrachtet; und welche interessante antiquarische, geographische und onomastologische Resultate sich aus diesen Zusammenstellungen gewinnen lassen, geht schon aus den geringen Andeutungen hervor, die Hr Arneth an seine eigenen zwölf Urkunden geknüpft hat. Fast jedes Paar Consules suffecti füllt eine Lücke der Consularfasten aus, zumahl da außer dem Namen des Kaisers immer auch sein Regierungsjahr (Tribun. pot.) und der Monatstag angegeben ist, die nur auf den verstümmelten und unvollständigen Urkunden fehlen; die Landsmannschaften der Heerestheile und einzelnen Soldaten bestätigen manchen Namen bei Plinius oder Ptolemäus, für welchen es sonst an jedem Zeugnisse fehlt, und vervollständigen die Aufschlüsse über die Standquartiere der verschiedenen Truppengattungen in der Kaiserzeit, die nicht nur dem Alterthumsforscher, sondern in manchen Fällen auch dem Kirchenhistoriker wichtig sein können; auch über die Beinamen römischer Familien, wie über die Sprengel der Tribus verbreitet sich manches neue Licht; und ganz besonders machen wir endlich auch auf den Beitrag zur Topographie des Capitols aufmerksam, der in den erwähnten 'Befestigungsorten' enthalten und selbst von dem neuesten Topographen der Stadt Rom ganz übersehen ist. Erst seit Domitian erhalten die Originalurkunden ihren stehenden Platz Romae in muro post templum divi Augusti ad Minervam, wovon ebenfalls bei Becker S. 430 nichts zu finden ist, obgleich seine eigene Meinung, daß der Tempel des August in der Tiefe zwischen Capitol und Palatin zu suchen sei, durch diese Ver-

bindung ein bedeutendes Gewicht erhalten würde, wenn man auch den Minerventempel für denjenigen nähme, welchen Sertus Rufus in der achten Region erwähnt und von welchem Donat Roma vet. ac rec. II. 20 sagt: fortasse ad radicem Capitolii contra Palatium constituendum sit; unter den vorhergehenden Kaisern aber sind es verschiedene Stellen auf dem Capitol selbst, die zwar größtentheils nicht weiter vorkommen, um so willkommener aber gerade hier mit urkundlicher Sicherheit begegnen: in Capitolio aedis Fidei populi Romani; ad latus sinistrum aedis thesaurum extrinsecus; in ara gentis Juliae; in podio arae gentis Juliae latere dextro ante signum Liberi patris; ad sinistram in muro inter duos arcus; in basi columnae parte posteriore quae est secundum Jovem Africum; post tropaea ad aedem Fidei u. s. w. Nur das ist zu beklagen, daß dem Verf. selbst eine neuentdeckte Urkunde dieser Gattung hat entgehen müssen, die wahrscheinlich zur nämlichen Zeit, wo sein Manuscript schon unter der Presse war, in dem Oberbayerischen Archiv für vaterländische Geschichte, München 1842, B. IV, S. 433 heraus gegeben worden ist und manche interessante Einzelheit enthält, womit er sein Buch hatte bereichern, ja berichtigen können. Leider fehlt der Anfang; doch zeigen die Consuln C. Laecanius *) Bassus und M. Licinius Crassus Frugi, daß das Jahr 817 der Stadt, also unter Neros Regierung, zu verstehen sei, und auch der weitere Schluß, so wie die Namen der Zeugen auf der Rückseite sind wohl erhalten. Ersterer lautet vollständig so:

*) So, nicht Lecanius, steht auf der Urkunde, wodurch Osanns Bemerkung (de loco Rufi Ephesii, Giss. 1833. 4, p. 3) eine neue Bestätigung erhält.

Pag. II.

Kap. XVI.

Alae. Gemellianae. cui. praest.

Q. Pomponius Q. F. Col. Rufus, gregalibus Cattaio Bardi F. Helvetio, et Sabinae Gammi filiae uxori ejus Helvetiae, et Vindelico F. ejus et Materionae filiae ejus; descript. et recognit. ex tabula aenea, quae fixa est Romae in Capitolio post aedem Jovis O. M. in basi Q. Marci Regis, wobei als besondere Seltenheit die Anführung der Pagina und des Kapitels der Originalurkunde zu merken ist, wovon außerdem nur noch ein Beispiel auf der Vespasianischen Tabula vorkommt, die im Jahre 1746 zu Resina gefunden und in den Bronzi di Ercolano T. I, p. XLI mitgetheilt ist; ganz vorzüglich aber wird diese Urkunde dadurch bemerkenswerth, daß sie statt der sieben Zeugen, welche noch Hr. Arneth S. 22 als die stehende Zahl betrachtet, deutlich neun Namen enthält und hierin zugleich den letzten Anstoß hebt, welchen selbst dieser nach S. 75 an der von Bernhard Stark (Paläographische Abhandlung u. s. w. Augsburg 1832. 4. S. 51 flg.) so grundlos angefochtenen Echtheit der Münchner Tabula des Philippus wegen der darauf vorkommenden acht Zeugen genommen hat.

Doch es ist Zeit, zu unserem Buche zurück zu kehren und in aller Kürze der neuen Ausbeute zu gedenken, welche die von Hrn. Arneth zuerst publicierten Urkunden ergeben haben und die wenigstens für den Specialforscher römischer Geschichte und Antiquitäten nicht ohne Wichtigkeit ist. Derselben sind, wie oben bemerkt, eigentlich sieben, von Nero aus dem Jahre 813, von Titus 833, von Domitian 838, zwei von Trajan 859 und 863, und zwei Bruchstücke von Antoninus Pius; außerdem aber hat derselbe noch die von Cavedoni zu Modena 1832 heraus gegebene des Vespasian von

827, ferner eine im Courier Valaque 1839 mitgetheilte des Hadrian von 862, und drei weitere des Antoninus Pius, von welchen die eine bereits von Schönwiesner, die zweite von Gazzera und Borghesi, die dritte von Eckhel publiciert war, nach den unter seinen Augen befindlichen Originalen nochmahls abbilden lassen, und dadurch zugleich Gelegenheit gewonnen, neben der befestigten Authenticität der Lesart auch an sie noch einige selbständige Bemerkungen zu knüpfen. Im Ganzen entspricht freilich sein Commentar der wissenschaftlichen Bedeutung des Gegenstandes nicht völlig, und scheint vielfach mehr für den Laien geschrieben, der z. B. erst lernen muß, daß 'Hadrian, in der Verwaltung bei weitem nicht so groß wie Trajan, doch würdig sei zu den ausgezeichnetsten Imperatoren gezählt zu werden'; ja wenn es gar S. 53 heißt: 'in den Diplomen des Trajan ist wohl das das Merkwürdigste, daß sie von dem größten der römischen Imperatoren herrühren', so wird sich der Leser vom Fache kaum eines Lächelns erwehren können; nichts desto weniger aber sind diese Trivialitäten hin und wieder mit Bemerkungen durchwebt, die auch der feinste Kenner nicht gern missen würde. Namentlich gilt dieses in numismatischer Hinsicht, worin ja ohnehin des Verfs. eigentliche Stärke besteht, von der er auch hier glänzende Proben abgelegt hat; außer den mehr beiläufigen Bemerkungen über allerlei Familien- und Städtemünzen, worunter wir nur die S. 58 gegebene Beschreibung einer unedierten Klein-Bronze des pontischen Sebastopolis heraus heben, erwähnen wir hier ganz vorzüglich die scharfsinnige Vermuthung, mit welcher er S. 72 flg. eine Anzahl seltsamer Münzen, welche allerlei Familientypen in offenbar barbarischem Gepräge mit der Auf-

schrift RAVIS oder RAVSCI nachahmen, dem pannomischen Volke zuweist, das bei Plinius Eravisci, bei Tacitus und Ptolemäus Aravisci heißt, und in ersterer Form auch hier als Heimath eines Verabschiedeten vorkommt. Aber auch in sonstiger Beziehung ist ihm nicht leicht etwas entgangen, was die eine oder andere Inschrift beachtenswerth machen könnte. So macht er bei dem Neronischen Diplom von 813 auf die Ergänzungsconsuln Cn. Pedanius Salinator und L. Vellejus Paterculus aufmerksam, in welchem letzteren er einen Sohn des Geschichtschreibers erblickt, und weist das Volk der Varciani, dem der Diploms Empfänger Jantumar angehört, bei Plinius III. 25 in dem heutigen Warasdin nach; bemerkt zu dem Diplom des Titus von den Idus des Juni 833, wie es Eckhels Beweis bestätige, daß Titus am 1sten Juli 824 die tribunicische Gewalt mit seinem Vater getheilt habe*), und spricht über die Volksnamen der Montani, Augusta-Ituræi, und Breuci; hebt auf der Urkunde des Domitian den Jupiter Afriacus und das Volk der Jasi (Plin. III. 28) hervor, eben so unter Trajan die Schreibart Raurici, wofür man gewöhnlich mit Cäsar Rauraci zu schreiben pflegt u. s. w.; und was die Ergänzung betrifft, die er S. 63 vorschlägt, in den Worten et sunt en sub Macrinio nicht mit Borghesi (Mem. dell' Inst. di Corrisp. Archeol. T. I, p. 34) Cyrene, sondern vielmehr Dacia ripensis zu suchen, so hat sie wenigstens eine große Stütze an der Beobachtung, daß fast alle Diplome da gefunden sind, wo die Truppen, welchen sie ertheilt wurden, ihre Standquartiere hatten. Nur zu dem ersten der beiden Trajanischen Diplome

*) Hr. Arneht sagt: 'die dritte tribunicische Gewalt', was aber nur Schreibfehler sein kann.

hat er unstreitig am Besten gethan, sich lediglich an die Forschungen zu halten, welche dieser größte der jetztlebenden Kenner lateinischer Inschriften, wie wir auch aus der kurzen Notiz im *Bullet. dell' Instit.* 1842, p. 167 ersehen, in Privatmittheilungen an diese Urkunde geknüpft hat; und mit diesen wollen wir denn auch die gegenwärtige Anzeige um so mehr beschließen, als sie allerdings wohl das Wichtigste von allem dem enthalten, was der Historiker Rom's aus diesen Quellen schöpfen kann. Es handelt sich nämlich hier um die Zeit des zweiten dacischen Krieges, der gewöhnlich so dargestellt wird, daß Trajan schon im Frühlinge 857 zum Heere an der Niederdonau abgegangen sei; vergl. Franke zur Geschichte Trajan's und seiner Zeitgenossen, Güstrow 1837. 8. S. 122; da aber nach Plinius *Epist.* V. 14 gewiß ist, daß zur Zeit als Afranius Dexter Consul designatus war, der Kaiser sich in Rom befand, und durch unsere Inschrift das bisher unbekannte Consulat dieses Mannes in den Mai 859 gesetzt wird, so schließt Borghesi, daß Trajan den Feldzug nicht vor Ende des Jahres 858 oder Frühling 859 begonnen habe, und bestätigt damit zugleich die Angabe Spartians *V. Hadr. c. 3*, nach welcher dieser zweite Krieg in demselben Jahre begonnen und beendigt worden sein muß, wenn Hadrian, der seinen Vorgänger zu demselben begleitete, sowohl 858 als Tribun, wie 860 als Prätor in Rom anwesend gewesen sein soll. R. Fr. H.

G ö t t i n g e n,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1845. Handbuch der Italienischen Umgangssprache, nebst einer Uebersicht der Geschichte der Italienischen Li-

teratur und einer kurzen Sinnverwandtschaftslehre von Dr H. M. Melford. Zweite vermehrte Ausgabe. XVI und 330 Seiten in Duodez.

Wenn wir Frankreich einerseits manches Gute über Erziehung und Unterricht verdanken, so können wir andererseits nicht tief genug eine Mode bedauern, die in jenem Lande entstanden ist, und sich mit dessen andern Moden fast über Deutschland verbreitet hat. Wir meinen damit Gespräche um irgend eine Umgangssprache zu erlernen. In Bezug auf die französische Sprache ist dieses, wie Jeder einräumen wird, die größte Absurdität, da diese in ihrem höchsten Aufschwunge nur wenig von der Sprache des gemeinen Lebens abweicht, und die nur zu schreiblustigen Bühnenschriftsteller so viele Dialoge zur Uebung darbieten. Ganz anders verhält es sich mit den edlern romanischen Sprachen, die auch eine Mundart der Götter haben. Aber selbst in dieser Beziehung wird kein Sprachkundiger zugestehen, daß in Fragen und Antworten über triviale Gegenstände, die edlere Sprache des Lebens sich abspiegle, noch weniger daß darin Vorbilder für die nicht zu berechnenden Vorfälle im Leben zu finden seien, und am allerwenigsten, daß solche Register behilflich sein können, um Sprechfertigkeit zu erlangen.

Metastasio gab dem Grafen Bathiany, auf dessen Anfrage, wie er den Erzherzog Joseph das Italiänische auf die beste Weise lehren könne, den Rath, nicht zuerst elegant geschriebene Werke, als Geschichte u. s. w., mit seinem Zögling zu lesen, da die darin enthaltenen Phrasen zu gesucht, und im gewöhnlichen Leben nicht verständlich sein würden (*Opere postume* II. p. 79). Unsere, d. h. deutsche Lehrer, lesen mit ihren Schülern *Boccaccio*,

Ariosto, Tasso, Alfieri u. a. ähnliche, und verfallen nachher aus dieser Ungereimtheit in eine andere indem sie ihnen Gespräche zum Auswendiglernen in die Hände geben. Die vielen vorhandenen Lesebücher bekunden ebenfalls, daß kein einziger Herausgeber auf die Sprache des Lebens, sondern nur auf eine buntscheckige Zusammenstellung Rücksicht genommen hat, die von seiner Unkenntnis der Literatur zeugt.

Daher die sehr geringe Zahl von Personen, welche das Italiänische kaum so radebrechen als das Französische.

Da wir nun immer, unbekümmert um Mode und beliebte Leerheiten, bei allen unseren literarischen Arbeiten, den einzigen Zweck des Bücherschreibens stets vor Augen haben, nützlich und belehrend zu werden, so durfte unser Handbuch natürlich nicht aus Gesprächen bestehen.

Die Vernachlässigung des Conversationsstils in Italien seit dem Anfange des siebenzehnten bis gegen das erste Viertel des gegenwärtigen Jahrhunderts, mußte uns vielmehr auffordern und veranlassen, aus den neuesten Werken der Dramatiker, Epistolographen, Jugendschriftsteller und Novellisten Italiens, besonders da Italien die Wiederauflebung der Pflege der Umgangssprache dem trefflichen Manzoni verdankt, eine solche Wahl zu treffen, die unserm Zwecke, Vorbilder der bessern Umgangssprache zu geben, so viel es möglich ist, entspreche, und das Ganze nicht nur mit zahlreichen erleichternden Noten, sondern auch mit solchen zu versehen, welche die Eigenthümlichkeiten des Sprachgebäudes beleuchten, indem wir zugleich in der Zusammenstellung und Anordnung ein stufenweises Fortschreiten besonders berücksichtigten, und gewissenhaft und standhaft die Klippe der Ver-

wechselung von Schrift und Umgangssprache zu vermeiden uns bestreben, was selbst bei den 'vertraulichen Briefen' zu erkennen ist, da in den großen Sammlungen, welche Italien über diesen Gegenstand besitzt, nur sehr wenige sind, deren Schreibart von Steifheit frei gesprochen werden könnte.

Auf diese Weise haben wir ein Verjüngen der Umgangssprache in ihrem natürlichen volksthümlichen Element erzielt.

Unsere Bemühung ist nicht erfolglos geblieben: gute kritische Blätter haben die erste Ausgabe unsers Buches nicht nur denen empfohlen, die Italiänisch reden, sondern auch Allen, die Italiänisch durch Selbststudium lernen wollen. Wir müssen uns daher freuen, eine Bahn eröffnet zu haben, welche allein zum Ziele führt.

Der Inhalt des Handbuchs in seiner gegenwärtigen Gestalt ist: Uebersicht der Geschichte der italiänischen Literatur, als Einleitung, dann Erste Abtheilung: Sammlung von Redensarten aus den Werken von Goldoni, Federici, Nota, Manzoni, Rosini, Pellico, Grossi &c.; Zweite Abtheil.: Zwei dramatische Spiele von Rosellini; Dritte Abtheil.: Vertrauliche Briefe von Algarotti, Metastasio, Fabri, Frugoni, Ganganelli, Zeno, Foscolo und Canova; Vierte Abtheil.: Erzählungen und Novellen von Lambruschini, Taverna, Parea, Baldo und Sacchi. Als Anhänge, I. Kurze Sinnverwandtschaftslehre, die sich über solche Wörter verbreitet, welche in der Sprache des Lebens vorkommen, und deren Verwechslung sorgfältig zu vermeiden ist; II. Verzeichniß von Wörtern, deren Bedeutung verschieden ist, je nachdem das e und o den offenen oder geschlossenen Ton hat; III. der

Tonfall und das Tonzeichen bei den italiänischen Zeitwörtern. Mfrd.

W i e n.

Verlag von Kaulfuß Witwe 1843. Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns als Fortsetzung der von Ferro'schen, von Guldner'schen, von Böhm'schen und Knolz'schen Sammlung. Achter Band. Enthält die Verordnungen von den Jahren 1833—1836. Neunter Band von den Jahren 1837—1842. Herausgegeben von J. S. Knolz. Auch unter dem besondern Titel: Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns. Herausgegeben von Joseph Johann Knolz, Sanitätsreferenten und Protomedicus. Erster Theil. Jahrgang 1833—1836. Zweiter Theil 1837—1842. Octav.

E b e n d a s e l b s t.

Verlag von Braumüller. 1844. Systematische Darstellung des Medicinal-Wesens in den deutsch-illyrischen, böhmisch-galizischen und italiänischen Provinzen des österreichischen Kaiserstaates, nach authentischen Quellen bearbeitet von Joseph Müller, k. k. Physikus des kurzimer Kreises zu Prag. Auch unter den besondern Titeln: Systematische Darstellung des öffentlichen Medicinal-Dienstes nach den im österreichischen Kaiserstaate geltenden Normen 86 Seiten. Systematische Darstellung der Gesundheitspolizei 172 Seiten. Elemente einer Medicinal-Statistik 168 Seiten. Systematische Darstellung der Krankenpflege. 382 Seiten in Octav.

Für das physische Wohl der Bewohner wird in

wenigen Ländern so umsichtig gesorgt, wie in Oesterreich. Darum verdienen die dort in dieser Hinsicht bekannt gemachten Anordnungen die Aufmerksamkeit des Auslandes. Die beiden vorliegenden Werke enthalten sowohl für den Arzt und Beamten als für Regierungsbehörden und Statistiker ein reiches Material von den verschiedenartigsten Gegenständen der medicinischen Polizei, und liefern ein schönes Zeugnis für die wache Bestrebung einer weisen Regierung, alle Bedürfnisse der Zeit zu berücksichtigen und die Resultate fortschreitender Wissenschaft für die Erhaltung und Sicherstellung des öffentlichen Gesundheitswohls zu verwenden.

Nr. I, welches in einzelnen Lieferungen erschien, gibt, ohne Rücksicht auf das Zusammengehörige des Inhalts, die von Jahr zu Jahr öffentlich erlassenen Sanitäts-Verordnungen. Das Auffinden der einzelnen ist jedoch durch ein angefügtes genaues Sachregister erleichtert. Folgende verdienen auch auswärts beachtet zu werden: Verbot der Beigebung marktschreierischer Gebrauchszettel bei dem Verkauf des Köllnerwassers (1834. S. 179). Pflichten der Unternehmer gefährlicher Fabricationen in Beziehung auf Sicherheit der Arbeiter (1835. S. 210). Anwendung der Sicherheitsgurte bei allen Arbeiten auf Dächern (1837. S. 3). Verbot der Versendung geladener Feuegewehre durch die fahrende Post (ebendas. S. 27). Vorsichtsmaßregeln bei Grabung neuer Brunnen (ebend. S. 107). Bei Blattern-Epidemien ist gleichzeitig die Revaccination bei bereits Geimpften vorzunehmen (1839. S. 232). Verminderung der unnöthigen Hunde (1840. S. 297). Verbot des sauer gewordenen Bieres (1841. S. 374). Prü-

fung der Recepte bei Bewerbern um Befugnisse zur Erzeugung geistiger Getränke (1842. S. 452).

Nr. II ist ein eben so verdienstliches als mühsam zusammen gebrachtes Werk. Wer in ähnlichen Arbeiten sich versuchte, der glaubt dem Verf. aufs Wort, daß die *seine nates plumbeas, caput ferreum et crumenam auream* erforderte. Die ganze Medicinalgesetzgebung des österreichischen Kaiserstaates findet sich hier bis zum Jahre 1843 systematisch dargestellt mit sorgfältiger Angabe der benutzten Quellen. Der Verf. war, 'im Interesse der Sanitäts-Gesetzgebung' in allen Provinzen der Monarchie, mit Ausnahme von Galizien und Siebenbürgen. Soweit Ref. Vergleichen anstellen konnte, besonders in Betreff der Medicinalgesetze im lombardisch-venetianischen Königreiche und in der gefürsteten Grafschaft Tyrol, erscheinen die Data vollkommen richtig.

In einem Lande, wo so viel für das Aertzliche geschieht, werden hoffentlich auch bald die Aerzte und namentlich die Militärärzte ehrenvoller gestellt werden. Zwar wurde verfügt (in dem oben angezeigten Werke von Knoke 1839. S. 272), 'daß in den Diplomen der Doctoren und Magister die Qualification Dominus oder Herr beigesezt werde'; allein wie wenig wird ein solcher Herr Doctor im Rangverhältnisse geehrt! Es scheint kaum glaublich, und doch ist es so, daß ein Oberarzt, Doctor der Medicin und Chirurgie, durchgebildet und tüchtig in jeder Hinsicht, den Rang eines Feldwebels hat. Stirbt er aber, so wird er mit Oberlieutenants Rang begraben.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

44. Stück.

Den 17. März 1845.

Paris,

librairie de L. R. Delay 1843. Intérêts généraux du protestantisme français. Par le comte Agénor de Gasparin. XVI und 690 Seiten.

Dies Buch des Grafen Gasparin, ein sehr erfreuliches und bedeutendes Zeichen des auch in Frankreich erwachenden religiösen Lebens, will der protestantischen Kirche dieses Landes ein entschiedenes, klares Bewußtsein über ihre Stellung, ihre Aufgabe in der jetzigen Zeit und unter ihren eigenthümlichen Verhältnissen geben, sie dann mit Ernst auffordern, ihre Mission zu erfüllen. Allgemeines Gerede ist nicht in dem Buche, nur die Sachen selbst werden bestimmt und klar entwickelt. Darum ist es keineswegs farblos, trocken, sondern trägt das Gepräge einer sehr markierten entschiedenen Persönlichkeit, die, von ernsterm protestantischen Geiste beseelt, weiß, was sie will, weil sie weiß, was sie soll und muß.

Entschiedenheit, ein kräftiges protestantisch christ-

liches Bewußtsein erscheint als Hauptcharakterzug des Verfs. Er verwirft vor allem die Unentschiedenheit und Unschlüssigkeit, welche weder im Denken noch in Rede und That es wagt, die Sachen rein in ihrer ganzen Schärfe zu fassen und zu behandeln, die gern ein Concordat zwischen dem, was sein sollte, und dem, was ist, schließen, sich über die weite Kluft zwischen beiden teuschen möchte, um sich nicht in die unangenehme Alternative pflichtwidriger Unthätigkeit oder gefährlichen Handelns versezt zu sehen. Gasparin hat Glauben und Vertrauen zu sich selbst, weil er es zu Gott hat, darum spricht er bestimmt aus, was die protestantische Kirche Frankreichs sein sollte, und zeigt, wie weit die Wirklichkeit noch davon entfernt sei. Der Abstand von Idee und Wirklichkeit hat eine zweifache Seite: den Mangel an Energie und Wahrheit des inneren Lebens und den Mangel der richtigen Stellung nach außen; jener gibt die Pflichten, dieser die geltend zu machenden Rechte. Darin begründet sich die Haupteintheilung des Buches.

Die Einleitung dieser Schrift war schon 1842 in der *Espérance* erschienen. Zum Theil dadurch veranlaßt hatte sich, in Folge einer großen Versammlung von Protestanten zu Paris, die Gesellschaft für die allgemeinen Interessen des Protestantismus in Frankreich gebildet. Darüber spricht sich der Vrf. in der Vorrede aus. Die Gesellschaft sucht zu verwirklichen, was dies Buch nur zum Bewußtsein bringen kann. Das war allgemein mit Beifall begrüßt. Aber die Gesellschaft hatte die Uebereinstimmung im Glauben, die Orthodoxie, zur Grundlage gemacht, dagegen war heftiger Widerspruch erhoben. Der Rationalismus klagte über Intoleranz, besonders als von der Ge-

fellschaft eine Warnung gegen die rationalistischen Tendenzen Genßs ausging, während er doch selbst eine Petition gegen die orthodoxe Richtung der Facultät zu Montauban unterzeichnete. Gasparin rechtfertigt sich darüber: die Gegensätze, welche doch einmahl existierten, müßten sich auch aussprechen und äußerlich zur Erscheinung kommen; jenes 'den Schwankenden kein Uergerniß geben' sei ein schlechter Grundsatz, man müsse durch die eigene Entschiedenheit die Ungewissen mit sich fortreißen, oder sie veranlassen, ihrer inneren Abweichung sich bewußt zu werden, sie auszusprechen. Er sagt sehr wahr: *aux hésitants eux-mêmes il faut offrir le spectacle de la résolution. Ce qui favorise l'hésitation, c'est le péle-mêle.* Jede große Bewegung müsse die Schwankenden erschrecken, sie müsse Einzelne auf eine niedrigere Stufe zurück treiben; so habe die Reformation manche dem crassen Katholicismus, so die erste Verkündigung des Christenthums manche dem Heidenthum oder dem Judenthum wieder in die Arme geworfen. Es kann nicht anders sein, die Wahrheit muß dem Einen zum Stein des Anstoßes und des Uergernisses werden, während sie dem Andern ein Quell des ewigen Lebens ist. Man möge sich nicht über die jetzige Spaltung beunruhigen; bei der Stärke, der Anzahl und Einigkeit der Gläubigen — 200 protestantische Prediger waren der Gesellschaft beigetreten — sei sie nicht zu fürchten, im Gegentheil könne nur die Organisation der Orthodoxie im Schooße der Kirche selbst das eigentliche Schisma verhindern, welches mit einer Kirche ohne Orthodoxie und einer Orthodoxie ohne Kirche enden würde.

Die Einleitung des Werkes (S. 1 — 18) entwickelt dies bestimmter. Die eigenthümliche Stel-

lung des Protestantismus in Frankreich ist diese: er ist die Kirche der kleineren Anzahl — neben 33 Millionen Katholiken enthält Frankreich nur $1\frac{1}{2}$ Millionen Protestanten —, bis vor 40 Jahren ist er unterdrückt und verfolgt, ja eigentlich erst seit der Julirevolution ist er zur wahren, nicht bloß nominellen Anerkennung gelangt. Nun ist die Meinung einer großen Anzahl von Protestanten, man müsse sich ruhig verhalten, da man erst kaum der Verfolgung entgangen sei, nicht die Aufmerksamkeit auf sich ziehen; — aber eine andere ist die Aufgabe einer bloß tolerierten, eine andere die der freien Kirche, eine andere die Sprache des Todes, eine andere die des Lebens; so lange Lazarus im Grabe lag, ließ man ihm seine Binden und Umhüllungen, als ihn aber die Stimme des Sohnes Gottes auferweckt hatte, zerriß man die Bande. Auch die Kirche Frankreichs hat die Stimme des Sohnes Gottes gehört, auch sie muß ihre Fesseln abwerfen und lebendig unter den Lebendigen erscheinen. Zurücksehen muß man auf die Zeit der Unterdrückung, aber nur um Muth und Vertrauen daraus zu schöpfen, da Gott auch in jenen Verfolgungen die Kirche nicht hat untergehen lassen.

Es ist nicht mehr zu früh, entschieden die Rechte der protestantischen Kirche geltend zu machen, es ist vielmehr die höchste Zeit, denn schon beginnt die katholische Kirche ihre Unterdrückungen wieder, schon strebt sie danach, wieder Staatskirche zu werden. Dies Auftreten ist auch Pflicht gegen die bestehende Regierung, denn es wäre leicht, aus den Reclamationen Beschwerden zu machen, eine Kriegsmaschine im Dienst der Parteien; werden sie nicht gehört, so möchte sich leicht ein Feind des Staates dieser geheimen Unzufriedenheit, die-

ses Misstrauens, dieser Eifersucht bemächtigen. Heilung von den Uebeln, an denen Frankreich leidet, ist endlich nur im Protestantismus als dem von aller menschlichen Zuthat befreiten Evangelium; schon zu viele Völker hat die römische Häresie ins Verderben gestürzt. Und überall erwacht ein besseres religiöses Leben, in Frankreich, Deutschland, der Schweiz, England, Schottland; überall wirft man die Trennungen menschlicher Ueberlieferung, confessioneller Unterschiede ab, um die Einheit der biblischen Wahrheit an die Stelle veralteter Unterschiede zu setzen, welche Zufälligkeiten den verschiedenen Formen anhängten, in denen die Reformation auftrat.

Man könnte denken, in diese unité biblique denke der Verf. ziemlich indifferentistisch die Gegensätze zu verflüchtigen; aber dies geschieht keinesweges, die Einheit ist die des alleinseligmachenden Glaubens an den zu unserer Erlösung Mensch gewordenen Sohn Gottes.

Durchaus auf dem Boden des wirklichen Lebens hält sich der Verf., er selbst sagt: *C'est de faits, que je veux parler, c'est sur le terrain de la vie réelle que je veux descendre, au milieu de nos moeurs, de nos lois, des actes de notre administration, au milieu des détails de notre existence de chaque jour. Je cherche à y constater la mission de l'église protestante, ce qui lui manque, ce qu'elle doit faire, ce qu'elle doit réclamer, ce qu'elle doit espérer. — Je ne prêche pas la foi, je la suppose.*

Die erste Abtheilung des Buches behandelt die Pflichten der protestantischen Kirche in drei Kapiteln: 1) Pflichten innerhalb Frankreichs; 2) Pflich-

ten außerhalb Frankreichs; 3) allgemeine Pflichten. Das erste Kapitel unterscheidet fünf Classen von Pflichten innerhalb Frankreichs: die welche sich beziehen a) auf die directe Verbreitung des Evangeliums durch Predigt und gute Bücher, b) auf die Unterdrückung schlechter, die Bildung besserer Sitten, c) auf die Anstalten für den öffentlichen Unterricht, d) auf die Strafanstalten, e) auf die Wohlthätigkeitsanstalten.

ad a) Man hat Bibeln für Blinde, Alte; aber noch fehlt in Frankreich eine Bibel, die für die Juden, ein Bedürfnis, das man in Deutschland, England, Schottland längst gefühlt und befriedigt hat. Und doch muß das N. T. die Juden zum Neuen führen. Aber die Mission unter den Juden wird in Frankreich überhaupt noch sehr nachlässig betrieben, die Gesellschaft der Freunde Israels findet wenig Unterstützung, während das Gelingen der Bekehrungsversuche durch das Aufhören der socialen Ausschließung der Israeliten befördert und durch die fortschreitende Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden in Aussicht gestellt wird; während sie selbst die nahe Ankunft des Messias erwarten. Unter ihnen, aber nicht weniger in ganz Frankreich, muß die Bibel verbreitet werden; doch nicht diese allein, neben ihr sind andere religiöse Schriften nothwendig, welche die Offenbarung in einer Zeit vielfacher Angriffe vertheidigen. Es müssen Volksbibliotheken angelegt werden, mit Büchern für die verschiedensten Gegenstände, aber in ernstem religiösen Geiste geschrieben, ähnlich, wie die Gesellschaft zu Toulouse den Anfang gemacht hat.

Was Gasparin für Frankreich fordert ist nicht weniger in Deutschland nothwendig. Auch bei

uns verbreitet sich die französische Literatur des vorigen Jahrhunderts erst jetzt unter das Volk; noch kürzlich ist eine Uebersetzung der *Candide* in 6000 Exemplaren verbreitet. Die religiösen Tractate sind meistens in zu beschränktem Geiste und zu geschmacklos geschrieben, als daß sie entgegen wirken könnten; dazu geben sie statt des Stoffartigen zu viel Reflexionen, welche mit aller ihrer Erbaulichkeit das Volk nicht fassen. Nur das Stoffartige der Erzählung oder des wirklich über seine Interessen Belehrenden bleibt bei ihm hängen.

ad b) S. 38 — 57. Die allgemeine Entsittlichung, die fortschreitende Unmäßigkeit und Ausschweifung fordert eine Gegenwirkung von Seiten der Kirche. Gasparin bestreitet mit Recht den gewöhnlichen Einwurf der Orthodorie, man müsse ohne Rücksicht auf einzelne Laster nur den Glauben wecken. Auch das allgemeine sittliche Urtheil als solches muß gebildet und in der Sitte befestigt werden. Die Polemik gegen die Werkheiligkeit ist hier nicht an ihrem Platze, sie ist eine Ausartung, wodurch die Sache selbst so wenig zurück gewiesen wird, als der Glaubensdünkel und der separatistische Stolz etwas gegen die Nothwendigkeit beweist, den Glauben zu wecken. Auf dem Boden strengerer Sitte wird auch der Glaube eher sich pflanzen lassen. Es ist eine Gefahr, die größere Bewegungen auch auf dem religiösen Gebiet mit sich bringen, daß sie den Sinn für die vielseitigen Anforderungen des Lebens abstumpfen; so freudig jeder das erwachende religiöse Leben begrüßen muß, eben so sehr muß man gegen die Sünde kämpfen, die der Mensch hinein trägt, wenn er in einseitiger Berkehrtheit und, auch im Religiösen leidenschaftlichem, Treiben sein Gemüth veröden, sein Mit-

gefühl für die verschiedenen Formen des Leidens sich abstumpfen läßt. Also unmittelbare Reaction gegen jede Form des Verderbens, Mäßigkeitsvereine, eine bessere Aufsicht über die Fabrikarbeiter. Europa kann hier von Amerika lernen. Dort sind die Fabriken größtentheils unendlich besser organisiert. Während in den europäischen meist die Unsittlichkeit herrscht, schickt der Amerikaner seine Söhne, seine Töchter dahin mit der völligen Gewissheit, daß sie eben so sittlich rein zurück kehren werden, als sie hingegangen sind. (Man vergl. die Berichte der neueren Reisenden.) Der Grund liegt darin, daß die Arbeiter in der Erholungszeit nicht, der Langenweile überlassen, die Unterhaltung in Wirthshäusern suchen müssen. Es müssen Vereinigungsorte da sein, wo durch Tagesblätter, Unterricht in Religion, Moral, Geschichte, Geographie, in allem, was innerhalb ihres Gesichtskreises liegt, eine geistige Beschäftigung und zugleich eine gesellige Unterhaltung dargeboten wird. In Paris ist der Anfang gemacht. Arbeiter, die der lutherischen Kirche angehören, kommen in einem bestimmten Locale zusammen, das von 4 — 9 Uhr Sonntags geöffnet ist; Vorsteher aus den Arbeitern selbst sorgen für die Ordnung, ein oder zwei Stunden wird Unterricht ertheilt und durch einen Prediger die Versammlung mit Gebet geschlossen. Endlich muß die Kirche, etwa durch freie Vereine wie in Preußen und Württemberg, für die Heilhaltung des Sonntags sorgen, der nirgends so entheiligt wird als in Frankreich.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

45. 46. Stück.

Den 20. März 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Intérêts généraux du protestantisme français. Par le comte Agénor de Gasparin.'

ad c) S. 57 — 79. Noch hat die Regierung keine protestantisch theologische Facultät errichtet. Der junge Mann, der zur Vollendung seiner Studien nach Paris kommt, ist der herrschenden Macht des Unglaubens preis gegeben. Die Kirche selbst muß Lehrstühle errichten, wo die Geschichte der Kirche vorgetragen, die Wahrheit des Christenthums vertheidigt wird. Es müssen ferner für den Secundärunterricht rein protestantische Collegien errichtet werden, denn das religiöse Bedürfnis der Protestanten findet in den gemischten gar keine Befriedigung, und oft genug sieht man sie gezwungen, bei den Gebeten an die heil. Jungfrau mit nieder zu knien; nur wo sie sehr zahlreich sind, werden sie bei den Andachtsübungen getrennt. Außerdem tritt dort die Religion noch durchaus hinter den Classikern zurück, im Namen

Christi bildet man Schüler des Sokrates und Zeno. — So sieht sich auch in Frankreich das System des vorherrschenden Humanismus zugleich von den realistischen Tendenzen, wie von einer ernstern religiösen Richtung angegriffen. — Noch freilich werden die Rechte der Universität streng aufrecht erhalten, bald aber wird die durch die Charte versprochene Freiheit des Unterrichts Wahrheit werden müssen. Am nothwendigsten aber ist die religiöse Erziehung für das Volk, um besonders dem furchtbaren sittlichen Verderben im Gefolge der Armuth entgegen zu wirken, und nur durch die Schulen kann dies geschehen; Gasparin sagt: *les écoles! les écoles! ce doit être le cri de quiconque est doué de quelque prévoyance. C'est dans les écoles que se prépare l'avenir du pays. C'est là que se fait la grande, la seule grande politique de nos jours. Les lois s'abrogent. Les traités se rompent. L'organisation administrative se modifie. Rien de ce que l'on décrète n'est assuré du lendemain; rien, excepté ce qui concerne le régime des écoles.* p. 77.

ad d) S. 80 — 96. Auch in die Gefängnisse muß die Religion eindringen, nur so kann auf eine Besserung der Gefangenen gerechnet werden; besonders denen unter 16 Jahren muß die größte Sorgfalt gewidmet werden. Nothwendig ist hier die Trennung der Protestanten, die Gründung eines ähnlichen Institutes, wie die Katholiken es in Mettray haben, das bei einfacherer Einrichtung eher bestehen könnte. Frankreich muß dem Beispiel der übrigen protestantischen Länder: Deutschlands, Englands, der Schweiz folgen.

ad e) S. 96 — 106. Auch hier Trennung der Protestanten von den Katholiken; die Kranken besonders bedürfen der Religion. Der Staat ist der

protestantischen Kirche noch viel zu thun schuldig; aber auch die Kirche hat viel zu thun, besonders muß sie das Institut der protestantischen barmherzigen Schwestern auch in Frankreich gründen, wie es in Deutschland (besonders in Kaiserswerth), England, der Schweiz schon geschehen ist.

Das zweite Kap. S. 110 — 177 behandelt die Pflichten, welche sich aus den Verhältnissen außer Frankreich ergeben. Die Kolonien, besonders Algier, fordern hier zunächst die Aufmerksamkeit der Protestanten; aber es ist, als ob sie hier die katholische Kirche als Staatskirche anerkennteten. So eifrig die Missionsthätigkeit des katholischen Frankreichs nach außen ist, so schlaff die der Protestanten. In Algier hat die katholische Kirche ein Bisthum, Kirchen, Hospitäler, Feldprediger, die protestantische kaum einzelne Kapellen. So unsicher diese junge Eroberung ist — es sind einmahl Protestanten, es ist ein Feld für die Missionsthätigkeit da. Aber diese darf nicht bei Algier stehen bleiben, sie muß in alle Kolonien, auch in die nicht mehr französischen eindringen, wenn nur noch die französische Sprache dort herrscht, unter die Neger, auch wo sie dem Namen nach katholisch sind, muß sie eindringen. In Spanien, das jetzt in völlige Irreligiosität zu versinken droht, wenn der Protestantismus es nicht rettet, darf nicht alles den Engländern überlassen bleiben. Während Gasparin aber dem Katholicismus gegenüber die Absonderung geltend macht, so fordert er für das Verhältniß der protestantischen Kirchen die Solidarität, sie sollen alle für einander einstehen, die nationalen und confessionellen Vorurtheile müssen verschwinden. Darum begrüßt er die Verbindung von England und Preußen bei der Stiftung des Bisthums zu Jerusalem mit solcher Freude, und bekämpft so

entschieden die Vorurtheile und schiefen und verkehrten Ansichten der Franzosen sowohl hier als an anderen Stellen des Werkes, besonders in einem Excurs zu dieser Abtheilung. Die National-eifersucht sieht in den Engländern immer mehr die Engländer als die Protestanten, sie möchte die, allerdings zurück zu weisenden, Präensionen der bischöflichen Kirche, ihren Formalismus, ihre Liturgie als Hinneigung zum Katholicismus ansehen. Auch Gasparin verkennt die Gebrechen der anglicanischen Kirche nicht, eben so wenig die bei der Stiftung des Bisthums gemachten Fehler, wo im Erzbischof von Canterbury mehr der Bischof als der Protestant hervor trat; aber wenn man diese mit Recht bekämpfe, möge man die Bedeutung Englands für die protestantische Missionsthätigkeit nicht vergessen und durch eifrige Theilnahme die übeln Einflüsse des Anglicanismus neutralisieren. Besonders müsse auch der französische Protestantismus an der Mission in Syrien Theil nehmen, da sich bei dem Zerfallen der türkischen Macht alle Blicke nach dem Orient richteten. Mit großem Ernst tadelt der Verf. die Feigheit der protestantischen Missionäre, welche, wie in Syrien, bei Ueberfällen ihre Gemeinen im Stich ließen, während die Katholiken mit ihren Proselyten in den Tod gingen. Oft auch hindere das Verheirathetsein der protestantischen Missionäre ihren Muth, ihre Freudigkeit bei Gefahren, selbst ihre Aufnahme bei den Nichtchristen; um Christi willen müßten sie auch dem häuslichen Glück entsagen können.

Das dritte Kapitel behandelt die allgemeinen Pflichten. S. 179—276. Es sind zunächst Pflichten der Gläubigen als solcher; und da haben sie besonders als die minder zahlreiche Kirche die Wahr-

heit ihres Glaubens durch ihr Leben zu beweisen. Jeder Einzelne hat hier eine gewisse solidarische Verpflichtung für das christliche Leben seiner Umgebung. Schon sind freilich die Verbrechen unter der protestantischen Bevölkerung weniger zahlreich, als unter der katholischen, aber sie sind noch viel zu häufig. Eine kirchliche Criminalstatistik müßte die Verbrechen zur gemeinsamen Kenntniß bringen, auf die entlassenen Sträflinge müßte die Kirche eine besondere Aufmerksamkeit richten. Die Thierquälerei und Unmäßigkeit muß aufhören, der häusliche Gottesdienst muß allgemein werden. — Als Bürger müssen die Protestanten dem Ueberhandnehmen der materiellen Interessen entgegen wirken, als die selbst frei gewordenen auch für die Freiheit Anderer sorgen. Ihre Pflicht ist es besonders, die Aufhebung des Sklavenhandels auch auf den französischen Besitzungen zu bewirken. Für die Verbesserung der Gefängnisse, die Organisation des übermäßigen Advocatenstandes müssen sie thätig sein. Die Findelhäuser fordern hauptsächlich Aufmerksamkeit, nicht nur befördern sie das Verbrechen mehr, als sie es hindern, neun Zehnthelle der Kinder sterben darin schon im ersten Jahre. Die geheime Polizei, die Bordelle vertragen sich nicht mit der Idee eines christlichen Staates. Der zunehmende Pauperismus fordert zum ernstesten Nachdenken auf; werden nicht die hin und wieder gemachten Versuche, die Armen in Masse mit Ackerbau zu beschäftigen, mehr wirken als alle Arbeitshäuser und die Mildthätigkeit der Einzelnen? — Der Christ hat sich nur als Verwalter der Güter anzusehen, die Gott ihm gegeben. Die Gaben der Protestanten für Missionen, Schulen, Besserungsanstalten müssen bedeutender werden, als sie es bisher gewesen. Wie weit stehen sie den Juden

nach, die nach Saurin ein Drittel ihrer Güter zu frommen Zwecken verwandten. Die protestantische Kirche hat in ihrer besondern Lage in Frankreich noch besondere Pflichten und Wachsamkeit und thätige Vertheidigung ihrer Stellung. Noch sind die Protestanten zu furchtsam und zu unwissend über ihre Lage. Laut, mit edler, fester Sprache muß der Protestant die Rechte seiner Kirche fordern, nicht für sie betteln. Er hat einen ernstern Kampf zu bestehen: die katholische Kirche ist gewohnt in Frankreich zu herrschen; die auswärtige Politik glaubt sich auf das katholische, wie Rußland auf das griechische, England auf das protestantische Princip stützen zu müssen; den Ansprüchen auf die Gleichstellung innerhalb Frankreichs wird man die nothwendigen Ersparungen, die hergebrachten Einrichtungen entgegen stellen. Nur klares Bewußtsein seiner Pflicht und Vertrauen auf den allmächtigen Gott kann hier Festigkeit geben, denn: *le christianisme n'est autre chose que l'alliance mysterieuse de l'action avec la grâce, de l'action avec la Providence, de l'action avec la prédestination, de la liberté humaine avec la souveraineté divine.* (S. 270).

Dies bahnt den Uebergang zur zweiten Abtheilung, sie behandelt die Rechte der protestantischen Kirche in vier Kapiteln: 1) Rechte, die sich auf die Unabhängigkeit des Geistlichen von weltlicher Macht beziehen. 2) Rechte auf die Freiheit der Culte. 3) Rechte auf die Gleichheit der Culte. 4) Rechte der protestantischen Kirche auf besondere Erziehungs-, Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten.

Das erste Kapitel fordert Trennung von Kirche und Staat, doch nicht absolute Trennung, wie Vinet; sondern dem Staat soll die Aufsicht über die Kirche und die Besoldung der Geistlichen blei-

ben, die Kirche aber soll frei in Dogma und Disciplin sein. Die Herrschaft des Staats ist ein Rest des Heidenthums, wo man nur das Entweder-oder des clergé souverain und des souverain clergé kannte. Die ursprüngliche Feindin des Christenthums ist die Tendenz, den Glauben zu nationalisieren; aber hoffentlich wird noch die Zeit kommen, wo eine Nationalreligion eben so widersinnig erscheint als eine Nationalarithmetik. Der Katholicismus ist hier meist consequenter als der Protestantismus; so lange sein Oberhaupt jenseits der Berge residirt, ist jeder wahre Katholik nothwendig ultramontan (S. 320) und der Gallicanismus ein haltloses juste milieu. Jede Kirche muß gegen die gemischten Ehen protestiren, so lange sie keine Sicherheit über die Erziehung der Kinder hat; aber nothwendig sind die Civilehen, denn wer einmahl innerlich der Kirche fremd ist, darf auch nicht durch die Staatseinrichtungen zu einem religiösen Act gezwungen sein. Nichts ist abscheulicher als das kaiserliche Papstthum in Rußland; die Freiheit einer Kirche darf in nichts beschränkt werden, selbst die Rückkehr der Jesuiten sollte man der katholischen Kirche nicht versagen. Aber auch das Recht des Uebertrittes von einer Kirche zur andern dürfe nicht geschmälert werden, da man doch noch immer den ehemaligen katholischen Priestern bei ihrem Uebertritt die Ehe verbiete. Wie man noch die organischen Artikel bewundern könne, sei unbegreiflich; sie seien *oeuvre la plus rétrograde et la plus perfide des temps modernes* (S. 364). Durch sie sei die früher presbyterianische Verfassung der Kirche in Congregationalismus verkehrt; mitten unter den Verfolgungen habe eine Kirche existirt, jetzt seien nur noch Kirchen, denn die Synoden, in denen die reformierte Kirche ihre

Einheit habe, seien seit dem Jahre X nicht wieder versammelt. Dennoch dürfe man nicht auf völlige Trennung von Kirche und Staat dringen, wenigstens noch jetzt nicht, weil bei der fehlenden Organisation die Kirche in lauter Kirchen zerfallen müsse, und die Deckung der kirchlichen Kosten durch freiwillige Beiträge große Nachtheile habe, besonders das Hervortreten einer Geldaristokratie.

Das zweite Kapitel entwickelt die Rechte auf Freiheit der verschiedenen Culte (S. 415 — 467). Freiheit ist nicht da, wo noch zwischen anerkannten und nicht anerkannten Culten unterschieden wird; sie existiert in Frankreich nur noch dem Namen nach, obgleich Art. 5 der Charte sagt: 'jeder bekennt seine Religion mit gleicher Freiheit und genießt für seinen Cultus den gleichen Schutz.' Vergebens warten die übergetretenen Katholiken in Serres und Ganac auf die Erlaubnis der Ausübung des Gottesdienstes. Wo die protestantischen Prediger erscheinen, in Senneville, Levergic, Metz, Montargis finden sie Militär, das sie hindert; sie sollen erst um die Erlaubnis des Maire, Präfecten, Ministers nachsuchen. Bald unterscheidet man zwischen einem anerkannten und nicht anerkannten Cultus, bald fordert man auch für den ersteren eine vorläufige Autorisation; aber Freiheit und administrative Erlaubnis sind widersprechende Begriffe; der Staat kann nur eine Anzeige des Versammlungsortes fordern, so lange eine Gemeinde, die sich zu einem anerkannten Cultus bekennt, selbst die Kosten desselben bestreitet. Die Einwendung, auch die katholische Kirche bedürfe für die Stiftung neuer Kirchen einer solchen Autorisation, ist ohne Sinn, denn sie hat förmlich darauf verzichtet, weil sie allenthalben Kirchen besitzt. Die Protestanten gibt man der Willkür preis, der Großsiez-

gelbewahrer überläßt es den Präfecten, ob sie die Gemeinen für zu wenig zahlreich oder zu wenig aufrichtig und wahrhaft bekehrt, oder ob sie die öffentliche Ordnung dadurch gefährdet halten wollen (S. 450 f.). Gasparin sagt unwillig: je ne discute pas ces énormités. Er fürchtet nicht wieder die Herrschaft der bloß gelegentlichen Duldung, wohl aber, daß die Regierung sich selbst schwäche durch diese velléités de tyrannie faibles, impuisantes, inconscientes peut-être.

Kap. 3 behandelt die Gleichheit der Culte (S. 469—553). Die Charte kennt freilich keine Staatskirche, schon aber suche die Kirche der Majorität sich als solche geltend zu machen. Die Staatsdiener glauben sich verpflichtet, bei Nationalfesten die katholische Kirche zu besuchen; die protestantische Kirche wird bei solchen Gelegenheiten gar nicht mehr officiell genannt; katholische Geistliche weihen die öffentlichen Bauten ein, selbst im Elsaß, wo die protestantische Bevölkerung vorherrscht; und dann ruft man: ein schönes Beispiel von Toleranz! Eine herrliche Toleranz, die den eigenen Glauben aufopfert. Die Protestanten selbst sind Schuld durch ihre Feigheit, ihre Kälte, ihren Indifferentismus, sonst würde man es nicht wagen, protestantische Soldaten bei den Processionen in Algier figurieren, die Waffen vor den Gebeinen Augustins präsentieren zu lassen; man würde es nicht wagen, die Fahnen, die Kanonen Frankreichs mit einem Cultus zu associieren, der wohl der der Majorität der Franzosen, aber nicht der Frankreichs ist. Man bleibe so unthätig und bald wird man auch Kniebeugungen protestantischer Soldaten sehen. Schon werden ja Versuche zu katholischen Processionen trotz des Gesetzes vom Jahre X auch in Orten gemacht, wo protestantische Kirchen sind.

In der auswärtigen Politik regiert noch immer das Princip der Staatskirche, man identificiert die protestantischen und die englischen Interessen, man unterdrückt auf die brutalste Weise den Protestantismus auf den Kolonien (die Abscheulichkeiten auf Taiti sind bekannt), man schützt nur die Katholiken. Auch die katholische Geistlichkeit hat wieder das Bewußtsein, Staatskirche zu sein, sie legt sich keinen Zwang mehr auf, publiciert Wunder, fängt wieder an zu canonisiren, fordert die Wegnahme von Luthers Bildnis am Gutfenbergdenkmal in Straßburg und — erreicht sie. Gasparin ruft aus: *Le croira-t-on? en 1842, en France, dans une province, où on lit la Bible — on a prononcé et exécuté contre le traducteur de la Bible une sentence d'indignité. Qu'a fait de mieux le fanatique roi de Bavière? lui aussi a banni Luther; il lui a fermé les portes de sa Vallalha, et sa Vallalha est devenue odieuse et ridicule aux yeux de l'Allemagne tout-entière (S. 418 f.).* Eben so finden sich die Spuren der Staatsreligion im Budget: den 33 Millionen Katholiken werden 36 Millionen Fr. bewilligt, den 1,500,000 Protestanten nur 1,020,000 Francs zur Bestreitung des Cultus; es kommen also 1 Fr. 9 Cent. auf jeden Katholiken und nur 69 Cent. auf jeden Protestanten. Und doch ist die protestantische Kirche so bedürftig bei ihrer Zerstreutheit, dem ehelichen Stande ihrer Prediger. Es fehlen ihr die kleinen Seminarien wie die Facultäten, denn die so genannten Facultäten in Straßburg und Montauban sind nur Seminare. Doch darf die protestantische Kirche nicht eine protestantische Facultät vom Staat fordern, sie selbst muß sie errichten, dagegen muß sie eine wenigstens um 20,000 Fr. höhere Dotation der Seminare for-

dern; erst dann kommen sie in ein richtiges Ver-
 hältniß zu den katholischen; die Stipendien kön-
 nen erhöht und vermehrt werden, und die Prote-
 stanten brauchen nicht mehr in Genf zu studieren.
 Der Staat sorge, daß die jekige Armuth der Se-
 minare und der ganzen Kirche nicht zu sehr gegen
 die frühere Blüte absteche, da sie noch allein durch
 freiwillige Beiträge erhalten wurden, und man
 wird nicht die völlige Trennung von Kirche und
 Staat verlangen; denn: *les véritables révolutionnaires sont ceux, qui vivent au jour le jour; qui ne veulent rien voir, rien examiner, rien entendre; — ceux qui ne marchent plus et qui détestent le mouvement etc.* Aber der
 Staat erkennt die Nothwendigkeit der Verbesserun-
 gen an und — entschuldigt sich mit dem Zustande
 der Finanzen, während der katholischen Kirche ein
 außerordentlicher Zuschuß von 800,000 Fr. für
 Kirchenbauten bewilligt wird. Jedes Jahr erhält
 die protestantische Kirche nur Versprechungen, und
 doch hat sie ein Recht auf einen Zuschuß von
 600,000 Fr., damit sie in ein richtiges Verhältniß
 zur katholischen Kirche komme. Davon müssen
 240,000 Fr. auf Erhöhung des Gehaltes der Geist-
 lichen, 360,000 Fr. auf Gründung neuer Stellen
 und Kirchen und die Verbesserung der Seminare
 verwandt werden. Während die katholische Kirche
 auf 33 Millionen Seelen 34,000 Priester zählt,
 so haben die weit zerstreuten 1,500,000 Protestan-
 ten weniger als 700 Prediger, da doch Theodor
 Beza einst, als das Elsaß und die Franche Comté
 noch nicht zu Frankreich gehörten, im Namen von
 2,150 reformierten Kirchen sprach. Allenthalben
 ist dieselbe Erscheinung: Mangel an Predigern;
 mag die protestantische Bevölkerung dicht sein oder
 zerstreut; dort ist die Stiftung neuer Kirchen, hier

ein neues Institut, das der wandernden Prediger, nothwendig. Von dem Zuschuß, worauf die protestantische Kirche ein Recht hat, könnte man 50 wandernde Prediger besolden und die Zahl der übrigen um 140 vermehren.

Kap. 4 entwickelt die Rechte der Protestanten auf besondere Schul-, Straf- und Wohlthätigkeitsanstalten (S. 555—686). In diesen Instituten müsse eine bestimmte Religion herrschen oder gar keine; darum müsse er mit den eifrigen Katholiken in der Forderung der Freiheit des Unterrichtes übereinstimmen, jedoch mit Aufrechthaltung der Aufsicht des Staates und der Erforderlichkeit der Diplome, aber Verwerfung der vorhergehenden Autorisationen. Die Nationalerziehung ist nothwendig gemischt und der Nichtachtung individueller Freiheit verdächtig; entsprungen in den Staaten des Alterthums, ist sie durch Rousseau, die Revolution und Napoleon in Frankreich einheimisch geworden, obgleich sie nur zu dem Despotismus der Republiken paßt. Sie muß nothwendig den Menschen aufgeben, um einen Bürger zu erziehen; der Einzelne muß völlig in das Ganze aufgehoben werden, und man kann erst bei den communistischen Phalansterien stehen bleiben (S. 592). Es ist nur die Wahl zwischen der Nationalerziehung und der kirchlichen, die letztere aber fordert Trennung der Katholiken und Protestanten. Lächerlich wäre es, den Protestanten zu sagen, sie könnten auf eigene Kosten Schulen gründen; sie haben dieselben Ansprüche, wie die Katholiken, und Guizot's Circular vom November 1835 hat sie anerkannt. Nach den officiellen Angaben sind auch nur noch 2000 gemischte Schulen, aber 28,000 katholische, 600 protestantische; wieder ein ungeheures Mißverhältnis, das freilich mehr der Schlaff-

heit der Protestanten als dem Staat schuld zu geben ist. — Auch die Gefangenen müssen getrennt werden. Der Staat hat dies bereits eingesehen, und es ist in den Centralgefängnissen geschehen. Aber hier widersetzen sich die Protestanten, weil es nun unmöglich wird, unter den katholischen Gefangenen Proselyten zu machen. Zu den Bagnos muß den protestantischen Geistlichen der Zutritt offen stehen. — Dringend nothwendig sind getrennte Wohlthätigkeitsanstalten, wovon die Protestanten factisch ausgeschlossen sind, weil sie in den Hospitälern von den barmherzigen Schwestern unaufhörlich mit Bekehrungsversuchen geplagt werden. Im Hospiz Necker in Paris wurde 1841 einer Kranken Protestantin ein Prediger verweigert: 'man kenne keinen', dagegen mußte ein zum Katholicismus übergetretener Protestant Bekehrungsversuche machen. Darum besondere Hospitäler oder doch besondere Zimmer darin für die Protestanten, wo sie von Protestanten verpflegt werden; Aufhebung des Gesetzes, welches die protestantischen Geistlichen von den Militärhospitälern ausschließt. Es sind 1,329 Hospitäler in Frankreich mit einer jährlichen Einnahme von 51 Millionen Fr. — Dann sind getrennte Armeencassen nothwendig, denn die Gelder (9 Millionen Fr.) werden, von katholischen Schwestern vertheilt, eine Waffe des Proselytismus. — Endlich protestantische Feldprediger für die Armee.

Der Verf. verspricht später in einer dritten Abtheilung, die Tendenzen und die Zukunft der protestantischen Kirche Frankreichs zu behandeln.

Dies ist der Inhalt eines Werkes, das nicht allein durch den Reichthum des Stoffes, sondern mehr noch durch die Art, wie er behandelt ist, die Entschiedenheit und Tüchtigkeit der Gesinnung, die sich

darin ausspricht, von großer Bedeutung für die protestantische Kirche Frankreichs ist. Sie kommt darin zum Bewußtsein ihrer Stellung, ihrer Aufgabe, ihrer Rechte. Was ihr in Frankreich hauptsächlich entgegen steht, ist die auswärtige Politik, welche im Katholicismus einen Stützpunkt sucht, die Identification der protestantischen und der englischen Interessen, und der Umstand, daß die katholische Kirche in ihrem entschiedneren Auftreten, ihrer festeren Organisation, ihrer äußeren Einheit mehr imponiert. Um so fester sollte auch die Sprache der Protestanten sein, um so mehr müssen sie sich als Kirche zu organisieren suchen, und Gasparin hat sehr Recht, gegen die völlige Auflösung des kirchlichen Verbandes zu kämpfen, welche mit der absoluten Trennung der Kirche vom Staat eintreten würde. Vinets Vorschlag ist ein Mittel der Verzweislung, das auch innerhalb der Kirche den Separatismus hervor rufen würde.

Die Wichtigkeit der Frage nach dem Verhältnis von Kirche und Staat ist jetzt auch in Deutschland zu allgemeiner Anerkennung gelangt; aber wie wenig sie damit beantwortet ist, der Staat könne nur das Recht der Aufsicht und der Besoldung der Geistlichen haben, hat sich in Frankreich sehr bald in der Frage nach der Nothwendigkeit vorheriger Autorisationen für die religiösen Zusammenkünfte gezeigt. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Bekehrungszeifer der Protestanten hier mit Ursache ist; theils hat er selbst nicht immer die Schranken der gesetzlichen Ordnung beobachtet, mehr noch hat der Widerspruch der Katholiken Unordnungen hervorgerufen. Auch Gasparin spricht entschieden die Nothwendigkeit der Evangelisation Frankreichs aus; aber es ist eine eigenthümliche Aufgabe für den Staat,

daß er ruhig zusehen soll, wenn zwei Kirchen sich um die Herrschaft über seine Unterthanen streiten; wird er anders können, als entweder den Besitzstand aufrecht erhalten oder sich an die Spitze der Bewegung stellen? Bis jetzt ist das Eine oder das Andere geschehen, und schwerlich wird es je anders sein können, wenn der Staat nicht zur Bedeutungslosigkeit herab sinken, alle Interessen für längere Zeit sich ihm entfremden sehen will.

Das Territorialsystem soll hiermit nicht vertheidigt werden, es ist wissenschaftlich und practisch gleich erbärmlich, die Theorie einer sehr kurzichtigen Politik, die nicht begreift, daß sie eigentlich entweder zu den heidnischen Landesgöttheiten oder den communistischen Phalansterien fortgehen muß. Es sollte nur bemerkt werden, daß solche Fragen nicht so leicht abgemacht sind, und daß der Staat keine bloße Rechtsanstalt ist, sondern so lange er wirkliches Leben haben will, auch die allgemeinen Interessen nothwendig in sich zu concentriren strebt. Kann er nicht mehr den Schwerpunkt des geistigen Lebens in das politische Streben fallen lassen, so wird er sich selbst einer Bewegung hingeben, die ihm zu mächtig wird, mag er sich nun mit der retrograden oder der progressiven Partei verbinden. Schwerlich ist das *l'état n'a plus de religion* haltbar.

Die Frage über den Unterricht ist indes durch die Kammern entschieden, sie haben die Rechte der Universität aufrecht erhalten. Frankreich hat durch die Versuche einer Nationalerziehung sehr unglückliche Erfahrungen gemacht. Dennoch läßt sich der Unterricht — die Erziehung muß im Interesse der Kirche wie des Staates nothwendig möglichst der Familie überlassen bleiben; die in Frankreich so

vorherrschende klösterliche Erziehung liegt eben so wenig im wahren Interesse der Kirche, als die weltlichen Erziehungsanstalten in dem des Staates — nicht ganz dem Staate entziehen; das Cultursystem hat eine fast noch wesentlichere Bedeutung für den Staat als für die Kirche; man nehme es ihm, und er ist in demselben Augenblick todt, ohne innere lebendige Einheit. Die Aufsicht über Unterricht und Erziehung, wenn die letztere aus dem Kreis der Familie tritt, ist gemeinschaftliches Gebiet, und die Grenzen sind nicht so leicht gezogen. In Frankreich bedarf die Kirche gewis auch geschlich einen größeren Einfluß als sie hat, in Deutschland liegt die Schuld allein an der Kirche selbst, die ihr noch geschlich bestehendes Aufsichtsrecht besonders über die höheren Schulen so nachlässig übt, daß sie sich nicht beklagen kann, wenn sie es antiquiert sieht. Uebrigens sieht Gasparin den Einfluß der Schulen, Seminare, Universitäten als zu bedeutend an, ihre wechselnde Einrichtung hat in Wahrheit wenig Bedeutung, und die viel gepriesene Methode ist etwas Gleichgültiges; es sei nur ein lebendiger Geist in der Kirche, und die schlechtesten Einrichtungen können sich ihm so wenig entziehen als die guten.

Sehr zu wünschen wäre es, daß Deutschland, oder vielmehr die einzelnen Landeskirchen Deutschlands, bald ähnliche Werke sähen; entschiedenes Bewußtsein über ihre Stellung, ihre Rechte bedarf auch unsere Kirche, die noch nicht einmahl allenthalben ihre Rechte so weit anerkannt sieht als in Frankreich. Was Gasparin als ein Schreckbild hinstellt, die Kniebeugungen der Soldaten, sind in Baiern wirklich geworden, und erst jetzt sind die Protestanten vom Spalierbilden dispensiert. Möchten aber nur alle Schriften dieser Art nicht nur mit gleichem Eifer für das Evangelium, sondern auch mit gleichem Vertrauen zu der Macht der Wahrheit geschrieben werden, also nicht Vorrechte für die eigene Kirche, sondern Freiheit der Bewegung für alle verlangen, bedenkend, daß keine Kirche abhängiger ist als die, welche das Unglück hat, eigentliche Staatskirche zu sein.

Mehrere von dem Verfasser als nothwendig nachgewiesene Institute sind indes durch freie Vereine zu Stande gekommen, nur zeigt sich der Staat für die Bedürfnisse der protestantischen Kirche noch nicht freundlicher.

G. A. Meier.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

47. Stück.

Den 22. März 1845.

G ö t t i n g e n .

Am 28. Februar endete hieselbst der Königliche Commissarius an der Universität Geheimer Justizrath Friedrich Christian Bergmann, Ritter des Guelphen-Ordens, geboren zu Hannover 29. September 1785 und seit dem Jahre 1805 Lehrer an hiesiger Hochschule. Umfangreiche Kenntnisse und eine Gewissenhaftigkeit in der Ausübung seines Lehramtes, die durch keine Rücksicht auf körperliches Befinden gehemmt werden konnte, zeichneten den Verstorbenen nicht minder aus, als Wohlwollen und reine Herzensgüte.

T ü b i n g e n .

Berlag der H. Laupp'schen Buchhandlung 1845.
Neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts von C. R. Köstlin, Doctor und Professor der Rechte.

Der Verf. der vorliegenden Schrift, welcher

schon durch verschiedene criminalrechtliche Arbeiten, insbesondere über die *Perduellio* der Römer, über Mord und Todschlag, und durch ausführliche kritische Anzeigen, z. B. über Geib's Geschichte des römischen Criminal = Processes, dem literarischen Publicum auf die vortheilhafteste Weise bekannt ist, hat es unternommen, eine neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts, wovon zunächst eine, keinen bestimmten Abschnitt bildende, Abtheilung von 638 Seiten in Octav veröffentlicht wird, zu liefern. Wenn, wie der Verf. selbst bemerkt, durch die Wahl dieses Titels an das bekannte, in der wissenschaftlichen Entwicklung des Criminalrechts Epoche machende Werk des unsterblichen Joh. Anselm von Feuerbach (*Revision der Grundbegriffe des peinlichen Rechts*) erinnert wird, so darf man dem Verf. wohl auch ohne die von ihm ausgesprochene Verwahrung zutrauen, daß es nicht seine Absicht gewesen sei, sich selbst dadurch jenem großen Criminalisten an die Seite zu setzen, sondern er ist nur von der Ansicht ausgegangen, 'daß in dem zeitlichen Entwicklungsstadium der Wissenschaft ähnliche Vorbedingungen zu einem solchen Unternehmen zu liegen scheinen, wie es zu der Zeit der Fall war, als Feuerbach mit der gedachten Schrift hervor trat.'

In so fern man nun von dem Gedanken ausgeht, daß in der Wissenschaft, als geistigem *Perpetuum mobile* nie ein Stillstand eintreten dürfe, daß wenn irgendwo so hier Stillstand als Rückschritt zu betrachten, und mithin jeder wahre Sünder auch der Rechtswissenschaft die heilige Verpflichtung in sich trage, nicht allein das Vorhandene in wissenschaftlicher Form zu reproducieren, sondern auch die Haltbarkeit der angenommenen

Basis zu prüfen, beziehungsweise deren Unhaltbarkeit nachzuweisen und an der Errichtung eines ihr entsprechenden Gebäudes mit unermüdlicher Thätigkeit Theil zu nehmen, — wird das Unternehmen einer darauf gerichteten wissenschaftlichen Arbeit nie einer besondern Rechtfertigung bedürfen, so wie andrer Seits sich nicht verkennen läßt, daß jedes literarische Product, wenn es auf Werth Anspruch machen soll, es mag nun eine ganze Disciplin oder einen einzelnen Zweig derselben umfassen, aus einem Bestreben im obigen Sinne hervor gegangen sein müsse.

Allein die Meinung des Verfs geht offenbar weiter. Sie kann, wenn es auch nicht geradezu gesagt würde, schon wegen des Vergleichs mit der Zeit, wo Feuerbach auftrat und einen entschiedenen Umschwung in der Bewegung der Criminalrechts-Wissenschaft durch seine geistige Kraft bewirkte, keine andere sein, als daß jetzt eine neue Periode der wissenschaftlichen Bearbeitung anheben und jetzt wieder ein entscheidender Wurf geschehen müsse. So wie Feuerbach, meint der Verf., die wahre Consequenz der Kantischen Gedanken energisch ausgesprochen und zum System ausgeführt habe, so müsse, nachdem die Feuerbachische Periode mit dem ganzen Troß von sich mehr oder weniger anreihenden relativen Theorien in sichtliche Erschöpfung verfallen sei, die inzwischen ans Licht getretene Hegelsche Rechtsphilosophie, deren epochemachende Bedeutung bei den meisten Juristen unserer Tage noch wenig zum Bewußtsein gelangt sei, und besonders die durch diese Philosophie gewonnene neue Einsicht von dem Wesen des Staates zu einer durchgreifenden Revision der Principien des Strafrechtes benutzt werden; eine Aufgabe, deren

Lösung der Verf. um so mehr unternehmen zu müssen glaubte, als die bisher erschienenen, sich an Hegels Philosophie anlehnen den Schriften, wie die von Abegg, nicht völlige Befriedigung gewähren könnten.

Wenn wir nun auch dem Verf. in dieser Beziehung, ohne wirkliches Zugeständnis, Recht geben wollten, so würde doch deshalb noch keinesweges die Richtigkeit des Vergleichs des jetzigen Standpunctes der Wissenschaft mit der zur Zeit Feuerbachs eingenommenen Stufe zugestanden werden können. Denn ohne der Hegelschen Philosophie, welche übrigens auch der Verf. mit ihren zum Staatsabsolutismus führenden und die Grenzen von Recht und Moral verwischenden Consequenzen nicht vollständig anerkennt, die ihr zukommende Bedeutung zu verkümmern, ist jener Vergleich in so fern völlig unpassend, als es sich bei Feuerbachs Auftreten keinesweges um einen Wechsel des philosophischen Systems bei der wissenschaftlichen Cultur des peinlichen Rechtes, sondern vielmehr überhaupt um einen wirklichen Anfang der philosophischen Behandlung des positiven Strafrechtes handelte, an welchen vor Feuerbach, ungeachtet der besonders mit Beccaria beginnenden criminal-politischen Schriften, im Ernste Niemand gedacht hatte. Auch läßt sich der Einfluß, welchen Hegels Philosophie auf die Auffassung der verschiedenen Lebensverhältnisse gehabt hat oder noch haben dürfte, überhaupt nicht mit dem gewaltigen Eingreifen der Weisheitslehren des Königsberger Philosophen in Vergleichung stellen; und für die Begründung eines nicht bloß philosophischen Strafrechtes dürfte sie schon deshalb nicht geeignet sein, weil aus ihr selbst, beim Mangel einer bestimmt begrenzten

Sphäre des Staates, auch kein Princip für den Umfang des Strafrechtes desselben gewonnen werden kann; wie denn auch der Verf., ungeachtet seines Versuches, für das Recht eine selbständige Sphäre zu erringen, und seiner oft triumphierenden Bemerkungen gegen solche, welche sich noch nicht zur Höhe der neuen Philosophie erhoben haben, gerade an dieser Klippe gescheitert sein dürfte, welche mit der, Hegel verbessernden, Unterscheidung zwischen 'bloß möglichem', 'wirklichem, aber noch unbefangenen' und 'vollständig wirklichem Unrecht' noch keinesweges umschiffet wird.

Während aber der Verf. in der vorhin angegebenen Beziehung gewissermaßen als Gegensatz zu der, freilich längst überwundenen, Periode Feuerbachs auftritt, mit der Absicht, die ganze Criminalrechts-Wissenschaft mit dem Princip der neuen Philosophie 'zu befruchten' und 'nachzusehen, was von dem Bisherigen haltbar, was verwerflich und wie das Haltbare gedankenmäßig zu begründen sei,' glaubt er in einer andern Beziehung zu einer jetzt allgemein verworfenen Behandlungsweise des allgemeinen Theiles des Criminalrechtes, welche auch durch Feuerbach eine Zeit lang zur herrschenden geworden war, zurück kehren und hiernach den allgemeinen Theil auf der Grundlage eines philosophischen Systems aufbauen und dabei philosophisches und positives Strafrecht, vorzüglich in dem s. g. allgemeinen Theile durchaus 'amalgamieren' zu müssen, wie es bei einer Philosophie, die darauf ausgeht, 'die Wirklichkeit in der Vernünftigkeit zu begreifen' und keinen wahren Gegensatz zwischen dem in der Geschichte gewordenen und dem Vernunftrecht anzuerkennen, gar nicht anders sein kann, als daß sie zu einer beides auf das in-

nigste verbindenden Behandlungsweise kommen müsse. Allein was thut der Verf.? Er gibt uns dessenungeachtet zunächst eine rein philosophische Deduction des Strafrechtes, einen bloß philosophischen allgemeinen Theil desselben, welchem der positive erst später nachfolgen soll, und glaubt dies dadurch rechtfertigen zu können, daß es zu einer beides verbindenden Behandlungsweise noch nicht an der Zeit sei, 'weil die Revision des Begriffes der begriffsmäßigen Darstellung seiner Realität voraus gehen müsse' (S. 20), wozu noch die Bemerkung in der Vorrede kommt, daß es ihm bei seinen Vorlesungen die Erfahrung zum Bedürfnis gemacht habe, den s. g. allgemeinen Theil des Strafrechtes auf diese Weise zu behandeln und darauf eine Geschichte des positiven Strafrechtes folgen zu lassen.

Dhne nun das vielfach Treffliche in der Leistung des Verfs irgend zu verkennen, glaubt Ref. doch der Behandlungsweise desselben entschieden entgegen treten zu müssen und zwar sowohl der erstrebten Amalgamierung des philosophischen und positiven Strafrechtes, als der im Gegensatz davon unternommenen Trennung derselben in dieser neuen Revision. Denn so fest Ref. auch überzeugt ist von der Nothwendigkeit einer philosophischen und historischen Behandlung des positiven Rechtes und zwar für unsere akademischen Lehrvorträge des, trotz aller lebensgefährlichen Angriffe noch lebendigen, gemeinen Rechtes, — was Ref. sich nicht aus den Händen winden und nicht für eine historische Behandlung des römischen, canonischen und deutschen Rechtes, als einzelner Elemente, verkaufen läßt, — so protestiert er doch eben so sehr gegen ein s. g. Amalgama von Philosophie und

Positivismus, als gegen eine äußere Trennung des innerlich Verbundenen. Durch beides muß nothwendig besonders auf Seiten der Zuhörer eine mißverständliche Auffassung hervor gerufen und theils eine fehlerhafte Vermischung des allgemein sein Sollenden mit dem Concreten erzeugt, theils eine das Verständnis hemmende Zerreißen der Verbindungsfäden bewirkt werden. Die allerdings nicht immer wahre Versicherung der Lehrbücher, daß der allgemeine Theil rein aus positivem Material gebaut sei, hat Ref. nicht zu vertreten. Eben so wenig kann er aber auch mit dem Verf. über die behauptete Unmöglichkeit einer gemeinrechtlichen Construction des allgemeinen Theils hier rechten, indem die Aeußerungen über die Quellen des positiven Rechtes (S. 17) einen zu verschiedenen Standpunct bekunden, als daß eine Vereinigung hierüber (eben so wie über die wenigstens indirect negierte Existenz und Bedeutung des gemeinen Rechtes überhaupt) in der Kürze möglich wäre.

Ref. findet, wie er unverhohlen gestehen muß, keinen Gefallen an dem Bestreben der Schule, welcher der Verf. als begeisterter Anhänger angehört, in Begriffsformen zu schwelgen, den einfachen Gedanken in (an sich) unverständliche Terminiologien zu hüllen und mit einem nicht theuer zu erkauenden Flitterstaat zu umhängen, — allein diese Antipathie gegen eine Gedankenformen-Spielerei macht ihn nicht ungerrecht gegen den innern Werth der Leistung, welchen er auch in der Schrift des Verfs in vollem Maße anerkennt. Leider muß sich Ref. die Freude versagen, hier in diesen Blättern den Verf. auf seiner Revisionsbahn zu verfolgen und dasjenige was er materiell geleistet, sei es beistimmend oder nicht, hervor zu heben, wie

denn insbesondere auch die Lehre vom Versuche des Verbrechens, in welcher der Verf. die Schrift des Unterz. bei allen erheblichen Punkten berücksichtigt und oft zu widerlegen versucht hat, Veranlassung in Fülle darböte, mit dem Verf. eine Lanze zu brechen und wenigstens gegen Mancherlei Protest einzulegen. Vielleicht und hoffentlich bringt die Zeit, wo das Werk des Verfs beendigt vorliegen wird, Ref. mehr Muse als ihm gegenwärtig für eine ausführlichere Kritik zu Gebote steht, und wird er dann nicht versäumen, auch die in der vorliegenden Abtheilung enthaltenen Ausführungen in den Kreis derselben zu ziehen. Die das ganze Buch durchziehende Polemik gegen Ansichten Anderer, wobei freilich fast nur die neueste Literatur Berücksichtigung findet, ist oft scharf, aber doch nie verlegend; die Darstellung eine lebendige und wo sie sich nicht in Schulerminologien ergeht, ansprechend und eindringlich. Dabei ist die Methode, die Hauptlehrsätze erst in einem Paragraphen-Texte zusammen zu fassen und dann in ausführlichen Anmerkungen zu erörtern und näher zu begründen, gewiß empfehlenswerth; nur hätte beim Druck vielleicht mehr zur Auszeichnung des Textes geschehen können, so wie es auch sehr zu bedauern ist, daß der gänzliche Mangel von Columnen-Titeln die Uebersicht und Benutzung des Buches sehr erschwert; besonders jetzt, wo die vorliegende Abtheilung selbst eines Inhalts-Verzeichnisses entbehrt. Der Inhalt ist aber, um dies doch noch in kurzer Uebersicht hervor zu heben, folgender: Auf eine, die Methode der Behandlung und den Zweck des Verfs betreffende Vorerinnerung (S. 1—20) folgt eine Einleitung, worin aus dem Begriff des Rechtes und seinem Gegensatz, dem

Unrecht, der allgemeine Begriff des Verbrechens abgeleitet wird (S. 21—37). Dann folgt der erste Theil: Verbrechen und Strafe an sich, worin der Begriff des Verbrechens in seine einzelnen Momente zergliedert erscheint, und zwar: Erstes Kap. Die Rechtsverletzung und ihre Wiederaufhebung, als das Objectiv (S. 40 f.); Zweites Kap. Die verbrecherische Handlung und die Tilgung der Schuld, als das subjectiv Moment des Verbrechens (S. 51 f.); Drittes Kap. Die Strafe als das dem objectiven und subjectivem Momente entsprechende Correlat der verbrecherischen Handlung. Die vorliegende Abtheilung enthält aber das dritte Kap. noch nicht. Das zweite Kap. zerfällt wieder in drei Abschnitte, wovon sich der erste mit der 'Genesis des verbrecherischen Willens' beschäftigt (S. 54 f.). Das Resultat der mit philosophischer Schärfe durchgeführten Deduction ist (S. 129): 'Der verbrecherische Wille hat seinen Ursprung in der menschlichen Willkür oder Wahlfreiheit, als dem Vermögen des Guten und Bösen', ein Resultat, welchem Ref. aus voller Ueberzeugung um so mehr beistimmen kann, als er selbst es schon längst der Zurechnung zu Grunde gelegt hat. — Der zweite und umfassendste Abschnitt (S. 131—626), 'Die Handlung und die Schuld' überschrieben, behandelt mehrere der wichtigsten allgemeinen Lehren des Strafrechtes und zwar: 1) die Lehre von der Zurechnung und den Gründen der Zurechnungslosigkeit in zum Theil trefflicher Durchführung und mit scharfer Kritik wider die schiefe und schwankende Grundlage Anderer; 2) Die Lehre von Vorsatz und Fahrlässigkeit (S. 223 f.), wobei, was die Arten des Dolus betrifft, leider wieder die

württembergische Erfindung vom *dolus generalis* in Schutz genommen wird (S. 260 f.). Ja selbst die Vertheidigung eines *dolus indirectus*, als eines besondern Schuldgrades, tritt uns hier (S. 293 f.) entgegen, obwohl damit nicht der alte Nettelblattsche Unsinn bezeichnet, sondern der Verf. darunter nur den *impetus* und die *luxuria* im römischen Sinne begriffen wissen will, welche letztere dem Gebiete der *Culpa* entzogen wird. 3) Die Lehre vom Versuche und der Vollendung des Verbrechens (S. 339 f.), wobei freilich besonders die praktische Unbrauchbarkeit der Theorie des Verfs hervortritt und die bei einem absoluten Begriff des Verbrechens unmögliche, aber doch so nothwendige gehörige Begrenzung des bürgerlichen Strafrechtes vermisst wird. Dann folgt noch 4) die Lehre von den Urhebern, Gehilfen und Begünstigern des Verbrechens (S. 447 f.), deren Darstellung viel Treffliches, besonders auch hinsichtlich der Natur der Anstiftung, enthält. Die ziemlich ausführliche Episode über den 148sten Artikel der P. G. D. (S. 564 f.) tritt eigentlich als unbeberechtigter Fremdling auf dem philosophischen Gebiete des Verfs auf, könnte aber mit den übrigen Seitenblicken des Verfs auf älteres und neueres positives Recht zum Beweise benutzt werden, daß das ganze Unternehmen des Verfs, die philosophische Begründung der strafrechtlichen Lehren von dem historischen Recht getrennt zu geben, keine Nachahmung verdiene. — Unter der Ueberschrift: ‘materielle Zurechnung’ handelt der Vf. (S. 591 f.) von der Frage, ob eine widerrechtliche Handlung durch die der That zu Grunde liegende gute Absicht gerechtfertigt werden könne? und von dem s. g. Nothrechte; ferner unter der Rubrik: ‘All-

gemeine Zurechnung' (S. 607 f.) besonders von der Bedeutung der Rechtsunwissenheit oder des Rechtsirrthums für die Zurechnung, wobei die zu Grunde gelegte Unterscheidung zwischen Verbrechen und Polizeivergehen die Schwierigkeit nicht auf die richtige Weise durchgreifend löst. — Der dritte Abschnitt endlich (S. 626 — 638) behandelt 'die Wiederaufhebung des Verbrechens als Tilgung der Schuld.' Hier wird die Bedeutung der Strafe als Tilgung der Schuld, im Gegensatz zur Idee der Züchtigung, Abschreckung, Prävention und Besserung kurz vom Verf. besprochen.

Daß noch viele wichtige Lehren des allgemeinen Theils fehlen, ergibt sich aus der vorhergehenden Uebersicht. Wie sie der Verf. in dem noch fehlenden Kap. unterzubringen gedenkt, läßt sich noch nicht bestimmen. Je größer aber die Achtung für die Leistung des Verfs und das Interesse ist, welches die Ausführungen der vorliegenden Abtheilung beim Unterz. erregt haben, desto lebhafter muß die zugesagte baldige Fortsetzung von ihm erwünscht werden. Die äußere Ausstattung des Buches ist lobenswerth. Druckfehler, besonders in Namen, kommen hier und da vor, können aber von dem Sachverständigen selbst leicht verbessert werden.

Zachariä.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1844. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr Karl Lanz. Erster Band. XXVIII und 706 Seiten in Octav.

Man hat in unseren Tagen gleichzeitig in Deutsch-

land, Frankreich, England und Belgien für die Bervollständigung der Quellen zur Geschichte Karls V. eine ungewöhnliche Thätigkeit an den Tag gelegt und Actenstücke jeder Art, auf deren ewigen Verschluß im Staube der Archive die Abfasser gerechnet haben mögen, sind in übergroßer Menge ans Licht getreten. Ein Beweis, wenn es dessen gerade in unserer Zeit noch bedürfen sollte, daß dem Geheimhalten im Gebiet der Politik überall seine Frist bestimmt ist. Die Gründe, aus denen eben diese Zeit den Gegenstand besonderer Nachforschungen für Gelehrte abgab, mögen eben so wohl in dem mächtigen Entwicklungsgange der europäischen Völker, in der Gestaltung der modernen Politik, in dem Durchbruche der großartigsten kirchlichen Bewegungen und in der deshalb rasch gehäuften Zahl von schriftlichen Documenten jeder Art, als in dem Interesse, welches die Persönlichkeit Karls V. gewährt, der für mehr als 30 Jahre den Mittelpunkt des politischen und kirchlichen Lebens abgab, endlich in einem glücklichen Nacheifern jenes deutschen Historikers gesucht werden, der die erste Kunde und mit ihr den Beweis von dem überschwenglichen Reichthum des burgundischen Archivs brachte. Ist sonach innerhalb weniger Jahre ein völlig neues Material für die Geschichte dieses Zeitraums auf eine Weise angeschwollen, daß eine glückliche Bewältigung desselben mehr als gewöhnliche Kräfte in Anspruch nimmt, und sind andererseits durch Männer, wie Ranke, Bucholz, Rommel, Heyd, Langenn u. A., großartige Abschnitte derselben mit Gelehrsamkeit und tiefem Kunstsinne ausgeführt, so ist der Wunsch schwer zurückzudrängen, daß der Berufene sich finden möge, um auf dem Grunde des Gebotenen ein umfassendes Ge-

mählde des Herrscherlebens Carls V. zu beginnen. Wie wenig die Erzählung eines Robertson, selbst mit den Zusätzen und Berichtigungen eines gründlichen deutschen Gelehrten, genügt, wird der Ausführung nicht bedürfen. Es möchten wenige Partien desselben übrig bleiben, um dem neuen Bearbeiter als Richtung zu dienen.

Von den auf diesen Abschnitt bezüglichen Quellsammlungen können, dem inneren Werthe nach, nur die papiers d'état du cardinal de Granvelle dem vorliegendem Werke zur Seite gestellt werden, jedenfalls ohne dasselbe an Reichthum und Bedeutsamkeit der Mittheilungen zu übertreffen. Ein längerer Aufenthalt in Brüssel, dann in Paris, wo sich ein Theil der Documente des einst zu Simancas aufbewahrten spanischen Reichsarchivs befindet, ließ den Herausgeber die umfangreiche Correspondenz des Kaisers, die an ihn gerichteten Gutachten, Denkschriften und Berichte seiner Rätthe und Vertrauten einsehen. Aus ihnen tritt uns das so unendlich schwer zu fassende Bild des Kaisers, der Grundzug seiner Umgebung, Beider Pläne und heimliches Hoffen anschaulich entgegen, und indem eine Hülle nach der andern fällt, die Falten schwinden, eine künstlich gesuchte Beleuchtung dem reinen Tageslichte Raum macht, wird es möglich, in diese Mischung von Gefühl und kaltem Willen, von Beweglichkeit und zäher Festigkeit, von Ehrgeiz und endlich von mönchischer Resignation eine Einheit zu bringen. Man folgt dem Kaiser schrittweise durch ein vielbewegtes Leben, man begleitet ihn auf Reisen, Reichstagen und Feldzügen, belauscht die Tendenz seiner versteckten Gespräche mit Rätthen, Gesandten, deutschen Ständen, besonders mit seinem durch Liebe ihm verknüpften und dann

wie eine fremde Macht vorsichtig ihm entgegentretenden Bruder Ferdinand. Die heimlichsten Hoffnungen und Befürchtungen desselben steigen in seinen Vorkehrungen, in seinen minutiösen Anordnungen, in locker hingeworfenen Andeutungen und scheinbar nachlässig eingeforderten Berichten auf. Mendoza, Moncada, Lannoy, besonders Perrenot — jedem wird also zugemessen, daß er von dem alleinigen Besitze des kaiserlichen Vertrauens träumt. Und doch hat jeder nur einen kargen Theil desselben erhalten, meist nur für eine singuläre Richtung und selbst in dieser der Art, daß neben dem Wort des scheinbar allein Befragten auch die hervorgelockte Stimme Anderer Beachtung findet. Alle Fäden der europäischen Politik sehen wir in die Hand des einen Mannes zusammen laufen, der darüber nie versäumt, auch Begebenheiten von minderer Wichtigkeit seine Aufmerksamkeit zuzuwenden. Des unglücklichen Gemahls seiner Schwester, des landflüchtigen Christian von Dänemark, vergißt Carl so wenig, daß er sich nicht umsonst bemüht, die Herzöge von Mecklenburg der Einigung mit den Gegnern seines Schwagers zu entziehen. Familienleben und Hauspolitik deutscher Fürstenhäuser geben bei mehr als einer Gelegenheit den Gegenstand der Berichte ab. Ueberall greift der Kaiser ein, sei es auch nur, um die unglückliche Elisabeth von Brandenburg zur Rückkehr zu ihrem strengen, für die alte Kirche eifernden Gemahl zu bewegen. Nichts entgeht ihm; nichts ist ihm zu gering, um Folgerungen zu Gunsten seines Hauses, oder der Krone und damit der katholischen Lehre daran zu knüpfen. Gleich einem guten Haushälter legt er jede gewonnene Einsicht in die Verhältnisse der deutschen Stände zu einander oder

zum Kaiserthum sorgfältig an den bestimmten Ort, um sich ihrer bei vorkommender Gelegenheit zu bedienen.

Noch nimmt das kirchlich = politische Element Deutschlands nur einen Theil des Sinnes von Carl in Anspruch; letzteres gehört vorzugsweise seinen Verhältnissen zu Frankreich, und in Bezug auf Frankreich der Stellung, in welche er England, die Eidgenossen und den Vorsteher der katholischen Christenheit treten zu sehen wünscht; sodann den Berührungen, in welchen sich das Haupt des deutschen Reichs, der König von Spanien und dessen Nebenländern zur Pforte befindet. In letzterer Beziehung werden die interessantesten Actenstücke, welche Gevay veröffentlicht hat, durch den hier mitgetheilten diplomatischen Verkehr des Kaisers mit dem Schach von Persien bedeutend ergänzt. Ein glücklicher Tact leitete den Herausgeber, indem er sich besonders an dem Inhalte des burgundischen Archivs und der s. g. deutschen Staatskanzlei in Brüssel hielt, vorzugsweise die für Deutschland wichtigen Schriften sammelte und die lediglich auf die Niederlande bezüglichen überging.

Fast alle Briefe sind vom Kaiser oder an denselben; mit geringer Ausnahme werden alle hiermit zum ersten Male veröffentlicht. Die im Original vorhandenen Schreiben sind mit diplomatischer Treue wiedergegeben und nur bei Abschriften glaubte der Herausgeber nicht ohne Grund ein Recht zu haben, offenbare Entstellungen zu verbessern. Nehmen wir ein der ersten Hälfte des Jahres 1513 angehöriges Schreiben Ludwigs XII. an den Erzherzog Carl aus, so umfassen die in diesem Bande enthaltenen 281 Briefe und Denkschriften — meist in französischer, wenige in lateinischer und spani-

scher Sprache verfaßt — den Zeitraum von 1515 bis 1532 ein, wobei besonders das Jahr 1531, vermöge der immer schwerer hervortretenden Bedeutung der kirchlichen Frage in Deutschland, reich bedacht ist. Den Werth dieser trefflichen Sammlung für die deutsche Geschichte wird im ganzen Umfange der zweite Band an den Tag legen. Möge der fleißige Herausgeber die Mühe nicht scheuen, demselben einen möglichst vollständigen Index anzuhängen, dessen man bei einem so überfließenden Reichthum von Thatsachen und Ansichten, von denen jede an verschiedenen Stellen und in verschiedener Färbung uns wiederholt entgegentritt, nur ungern entbehrt.

Hav.

B e r i c h t i g u n g .

S. 330. Z. 11 von unten ließ keine statt eine
 — 333. — 20 — — Toxikologie
 statt Topikologie.
 — 363. — 2 — — Löhe statt Löhn.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

48. Stück.

Den 24. März 1845.

K i e l.

Universitäts-Buchhandlung 1843. Liturgie und Predigt. Ein theologischer Tractat von Dr M. Baumgarten. — ‘Ein Jegliches hat seine Zeit. Schweigen hat seine Zeit, Reden hat seine Zeit.’ — 84 Seiten in Octav.

‘Liturgie’ und ‘Predigt’ sind gegenwärtig fast Parteiworte geworden unter Denen, die doch sonst in Gemeinsamkeit des Glaubens am Ausbau der Kirche arbeiten. Läßt sich nicht leugnen, daß auf dem Gebiete der Predigt große Zerfahrenheit herrscht, so daß der eine Geist Christi vielerlei Geistern oder gar keinem hat weichen müssen, so ist es wohl natürlich, daß man die Einheit im Gemeinsamen der kirchlichen Andacht anderswo suchen mußte, als eben in der Predigt. Das Liturgische lag da am nächsten: das Gesangbuch und die Agende. Aber leider zeigt sich bald, daß auf diesem Gebiete ein Correctiv für die Zerfahrenheit der Predigt nur mit vielen Schwierigkeiten zu finden ist. Denn darüber kann wohl kein Zweifel sein, daß das li-

turgische Element nur dann der subjectiven Willkür der Predigt mit Erfolg gegenüber tritt, nur dann als ein Zeugniß des allgemeinen Priesterthums der Christen den Prediger anweist, Organ und Bevollmächtigter des Gemeineglaubens zu sein, wenn eben die Liturgie etwas wirklich im Gemeinbewußtsein Lebendiges ist. Das ist sie aber wahrlich nicht. Wo sich noch Etwas von ihr findet, — vielfach ist sie ganz abgekommen, — da sind es unverstandene und deshalb oft geschmacklos erscheinende, oder geschmacklose und deshalb unverstandene Formen. Die Liturgie ist nicht mehr für die Gemeinen und die Gemeinen nicht mehr für die Liturgie. Dies wäre übel genug, auch wenn sich bei den Vertretern des Predigtamtes nicht eben so häufig das liturgische Bewußtsein verloren hätte. Aber ihnen ist das Liturgische bald eine commode Last, die man sich so leicht als möglich machen kann, bald eine schmeichelhafte Aufforderung sich künstlerisch von bester Seite zu producieren. Man glaubt in diesem s. g. 'sinnlichen' Theile des Gottesdienstes die Gemeinde entweder langweilen zu dürfen oder unterhalten zu müssen. So ist es nicht immer das Schlimmste gewesen, wenn die Liturgie bloß abgeschafft wurde.

Im Grunde ist deshalb das Heilmittel so übel beschaffen, wie die Krankheit: die Liturgie ist nicht weniger ungesund, als die Predigt. Wenn also Besserung gesucht ward, so konnte sie bei dieser oder jener anfangen. Da ist es nun sehr bedeutsam, daß bei Weitem die Meisten die Liturgie zu verbessern trachteten. Das Bewußtsein der großen vielköpfigen Gemeinde hoffte man eher zu erwecken oder zu reinigen, als im Predigtamte zur Einigkeit im Geiste zu gelangen. Das ist sehr übel, aber es ist so. Man hat nun, wie es bei schwer

Erkrankten zu geschehen pflegt, allerlei gewagte Mittel versucht, Neues erfunden, Altes ans Licht gezogen, auch wohl Beides unsüßsam genug vermengt oder neben einander gestellt. Viel Segen scheint diese liturgische Heilkunst nicht gefunden zu haben; aus einem Uebel wurden oft mehrere Schäden. Man hört kaum von einem neuen Gesangbuche oder von einer octroyierten Agende, ohne daß Mißfallen, Streit, Parteiung zugleich angeregt ist. Dankbarkeit ist solchen ungewünschten Gaben selten gefolgt. Vielleicht haben daher diejenigen nicht Unrecht, welche die Verbesserung der Liturgie aufschieben wollen, bis das allgemeine Bewußtsein sich gesammelt, das Bedürfnis sich fühlbar gemacht und vernehmlicher, als bisher, ausgesprochen hat zumahl in der Gemeine. *Cunctando restituit rem.*

Eben dies ist die Stellung der vorliegenden Schrift. Ihr Horizont ist zwar ursprünglich local, — die Agendenfrage in Holstein, — aber die Gesichtspuncte sind so allgemein und durchdringend, daß wir des Interesses unserer Leser gewis sind, wenn wir etwas näher darauf eingehen. Dazu schreibt der Verf. so überströmend und geistvoll, zieht so viele der wichtigsten Erscheinungen auf dem allgemein kirchlichen Gebiete in den Kreis seiner Erörterung und gibt sich so durchdrungen von gläubiger Ueberzeugung, daß wir schon um seinetwillen, auch wenn wir in Hauptpuncten nicht einverstanden sein könnten, dies Schriftlein nicht ignorieren dürfen. Sehen wir also den Gang desselben.

‘Es ist nicht gerathen und heilsam, sondern in vielfacher Rücksicht irreleitend, in unserer Zeit auf Formulare für die gottesdienstlichen Handlungen hinarbeiten’ — das ist die Thesis des Verfs. Zum Erweise dient eine historische Untersuchung

über das Verhältniß der Kirche zur Form. Der ewige Grund der Kirche ist der Geist; ist sie der Leib Christi, so ist derselbe ein *ὄμμα πνευματικόν*. Sie hat also nichts den Geist Beschränkendes, keine Form eines bestimmten Wortes. So die apostolische Kirche. Vermittelt sich aber der Geist mit der Aeußerlichkeit des Individuums, der Gemeinde, der Welt, so bedarf er des Wortes. Dasselbe wird vermöge der Einheit des Geistes im Gegensatz gegen die in sich uneinige Welt zum Formular. So das apostolische Symbolum. Und so fort: je mehr im Kampfe mit der Welt der Geist zu seiner Einheit sich sammelt, desto mehr treibt er zum Formularischen, im Bekenntnis, im Liede, im Gebete. Daraus folgt: 'die neue Aegende muß der Inbegriff desjenigen aus der vollkommenen Innerlichkeit und Freiheit des Geistes geborenen Wortes sein, in welchem sich die Kirche als die wider die Welt der Gegenwart kämpfende und sieghafte in sich festgeschlossene Einheit zusammenfaßt und darstellt.' S. 10. Diese Aegende aber liege hinter einem großen Berge, vor dem wir stehen, so daß man ihre Gestalt noch nicht sehen, ihre Stimme noch nicht hören könne. Um nun die Gegenwart zu begreifen, vertieft sich der Verf. in die Vergangenheit. Er findet in der Geschichte der Kirche bis auf Constantin den Kampf des Geistes gegen die Welt und den Sieg desselben. Dieser Sieg ist kein Aufheben, Vernichten der Welt, sondern ein Aufnehmen des Geistes in sich von Seiten der Welt. Dies vollzieht die anfängliche Kirche des Mittelalters: aber das Gesetz des Geistes verdrängt bald die Welt ganz und setzt sich auf den Thron = Hierarchie. Sonach tritt die Reformation ein, um die Kirche in den Geist zurück zu versetzen, und die Welt zu entlassen. Darum

erkennt sie den Staat an, die Wissenschaft, die Sprache und Nationalität.

Aber auch die Reformation der Kirche führt diese nicht völlig in den Geist zurück und hat darum die Welt nicht gänzlich überwunden. Die weltliche Obrigkeit wurde mit dem Joche geistlicher Verpflichtungen belastet, die Kirche fällt mit dem Staate im Umfange zusammen (Landeskirchen). Der Schule und Wissenschaft, selbst der Druckpresse ist nur so weit Existenz gewährt, als Bekenntnis zum Geiste der (Staats-) Kirche vorliegt. So ist auch die Sprache nicht völlig frei; bald nach Luther athmet das Kirchenlied Kirchenluft. Die Kirche gestaltet sich eben nach dem Siege der Reformation wieder so, als sei der endliche Sieg über die Welt schon völlig errungen. Zeigte die Hierarchie des Mittelalters eine Knechtung der Welt durch die Kirche, so hat der Protestantismus die Kirche an die Welt hingegeben, diese von jener sich emancipirt. Die Glaubenskriege beweisen das. Doch nun war man eilig genug, einen Damm aufzuwerfen zwischen Kirche und Welt; Pietismus und Methodismus wollen dasselbe, sind aber gleich unzulänglich. Beide sind im Grunde mit Particularistischem, Gesellichem behaftet, während eben die rechte Heidenkirche des Paulus in den Geist gestellt ist. So erfolgt mit Nothwendigkeit eine Reaction des atheistischen, libertiniistischen Heidenthums (Deisten) und dabei zeigt sich, wie die weltliche Macht nicht ausreicht als geistlicher Schutz. In Deutschland ist eine (mit der englisch. und franz.) gleichzeitige Erhebung, aber nicht direct gegen die Kirche: die Moralisten haben doch religiöse Moral und die heiligen Themata (Klopstock) kirchliche Form. Aber freilich Ueberspanntes und Mattes gehen Hand in Hand, das Weltkind in der Mitten, — und dieses trägt den Sieg

davon. Göthe's Leben und Begabung ist gleichsam die Probe deutscher Nation, ob Geist und Welt sich einigen und befreien oder entzweien und beherrschen werden. Indem der Geist in eine heidnische Weltlichkeit einging, die in classischer Wissenschaft und Naturforschung, in Recht und Geschichte und Philosophie je länger desto herrschender wird, gestaltet sich auch das Leben selbstüchtig und heidnisch. Welch leere und doch erbitterte Politik, welche Tugenden nach eitler Ehre, welche unbefriedigte Genußsucht. Nutzen, d. h. Geld ist die Macht dieser Welt, selbst wo sie Gutes thun will. — Mit dieser Welt nun ist die Kirche behaftet, verschlungen und verdreht; die Kirche ist so kühl und berechnet, so fügsam und nützlich, daß sie fast ein geheimes Grauen hat vor dem heiligen Geiste Gottes.

Soll es anders werden, — und erst dann wird von Liturgie die Rede sein können, — so muß die Kirche sich der Welt entgegenstellen, aber in der Liebe. Die Liebe erkennt die Welt an und geht in sie ein; erst so kann sie dieselbe erfahren und zu sich bringen. Aber darin fehlt man meistens, daß der Gegensatz gegen die Welt nicht aus der Liebe ist. Daher die pietistische Verdammung der Welt, der theologische Gegensatz gegen die weltliche Wissenschaft, daher die geistliche Amtsmiene und das äußerliche Drängen nach dem Alten (Symbol, Dogmatik, Liturgie) und Gesetlichen (Sabbatsordnung, Censur- und Ehegesetz). Das ängstliche unfreie Drängen der Altlutheraner nach Kirchenverfassung ist geradezu als der reformierten Kirche angehörig zu bezeichnen. Selbst in der Mission ist vielfach eine Härte gegen die nahe in der Liebe zu der ferneren Welt, eine Misachtung der gegenwärtigen Kirche in der Schätzung der zukünftigen. — Der Widerstand des Geistes gegen die Welt sei also in der Liebe; aber nicht weniger in der Wahr-

heit. Denn wie es einen lieblosen Widerstand gibt, so auch einen unwahren, lügenhaften. Die Welt ist in Schein und Lüge tief verkommen, die ganze Convenienz des Lebens ist davon durchdrungen. Aber an Wahrheit fehlt es auch der Theologie; woher sonst ihr Zagen und Deuteln, ihr Schweigen und Klagen? — Die Welt ist also noch nicht überwunden, weder in der Liebe noch in der Wahrheit. Und eben damit fehlt es der Kirche selbst noch an Vielem: sie ist in gegensätzliche Gemeinschaften auseinander gegangen, ja der Eine ist oft wider den Andern in Wissenschaft und Predigt. ‘In der Stellung der Kirchlichen zu den Widerkirchlichen ist ein Widerspruch, den ich nicht lösen kann. Die Irrlehrer werden examinirt, introducirt, inspicirt und damit sind sie als berechtigt anerkannt. Andererseits aber thut man, als wären sie gar nicht da oder völlig rechtlos.’ S. 62 f. Auch von dem Gustav-Adolphs-Vereine darf man in dieser Hinsicht schwerlich erwarten, was man von ihm zu hoffen scheint. Selbst gegen das römische Wesen wird der Kampf noch nicht in rechter, kräftiger Weise geführt.

Sonach ist die Bedingung der Liturgie noch nicht vorhanden, die Einigkeit des Geistes in Ueberwindung der Welt durch Liebe und Wahrheit. Darum ist auch die Sprache noch nicht wiedergeboren als eine erneuerte und vervollkommnete Sprache Luthers für ein neues Lied und ein neues Bekenntniß. ‘An dieser Hoffnung eines neuen Liedes und eines neuen Bekenntnisses in deutscher Geisteszunge habe ich mehr wahres Besizthum und Genuß, als an der Wirklichkeit aller übereilten Agenden, und ich halte dafür, daß wenn jetzt ein Jeder in seiner gebrochenen Weise seufzt und klagt, singt und betet, so gut es der Geist einem Jeglichen gibt, in völliger Freiheit und Wahrheit, solches vor dem

Angesichte unseres Gottes wohlgefälliger ist, als das Nierenfett (!) einer stattlichen Agende mit schönem Druck und Papier.' S. 69.

Aber wie und wodurch dahin kommen, daß der rechte heilige Geist herrschender werde? Diese Aufgabe stellt unser Verf. der Predigt, die aber reformiert d. h. wiedergeboren werden müsse. Denn wie sie meistens geartet sei, so theile sie das obige Grauen vor dem heil. Geiste: sie ist kleinlaut, vorsichtig, sogar verschwiegen. Wo hat sie den Teufel, den Zorn Gottes und das jüngste Gericht? Sie soll wirklich und wahr Gottes Wort sein, nicht die Zuthat des Erbaulichen haben, sondern erbauen, nicht die Welt verwerfen, sondern liebend überwinden d. h. in sie eingehen, in ihr stehen, damit der Geist Gottes in sie kommen könne. Dazu muß sie frei sein von Subjectivität und Formalismus. Vollendung der Form kann der Geist nie haben, weil er zusammen ist mit dem Menschlichen, was unter dem Banne des Todes steht. Nur das classische Alterthum konnte die Form vollenden, weil es die Kluft zwischen Geist und Form noch nicht kannte. Wir aber hängen mit unserer Predigtweise noch immer an einem Ideale classischer Redeform. Denn 'bei einer unter der Herrschaft der formirenden Regel richtig und schön gearbeiteten Predigt, werde ich immer des Bewußtseins ledig, daß ich selber sie gemacht habe, daß ich der Herr meiner Rede bin. Aber in soweit dieses Bewußtsein in mir ist, bin ich dem Wehen und Walten des Geistes, der da geistert, wie er will, und nicht wie ich will, verschlossen. In demselben Maße werde ich aber auch unfähig, im Namen Gottes hinzutreten und mit der Urkraft des Geistes das Volk anzuhauchen.' S. 76.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

49. 50. Stück.

Den 27. März 1845.

K i e l.

Schluß der Anzeige: 'Liturgie und Predigt. Ein theologischer Tractat von Dr. M. Baumgarten.'

Eine letzte Fessel der Predigt ist das Schriftwort. Dasselbe ist nicht der Geist, sondern dessen Form; ja als Buchstabe im Gegensatz zu dem Geiste und tödtet. So auch die Predigt, so lange sie der Schrift als einem Andern, Aeußerlichen, als einer Auctorität gegenüber steht 'ohne die lebendige, persönliche Gemeinschaft mit dem heiligen Geiste.' *Προφητεία* und *διδασκαλία*, d. h. Reden aus der Urkraft des Geistes und Lehren durch Auslegung der Schrift, dürfen nicht, wie jetzt geschieht, in der Predigt verbunden werden; für das Letztere sind Bibelstunden, Katechismuslehren. Erst nach solcher freien Einigung im Geiste ist ein festes und inniges Anschließen an die Schrift möglich, erst so wird das Leben des Herrn mit erlebt, der unverteilgbare Zusammenhang Alten und Neuen Testaments anerkannt.

So weit der Gedankengang des Verfs. Wir haben ihn nach allen Haupttheilen dargelegt, weil uns dies auch künftig für die Betrachtung des 'Theol. Comment. zum N. T.' zu Gute kommen wird. Nur ist es uns leid, daß bei solchem Gerippe die geistvolle Bekleidung und Beweisung meist verloren gehen mußte. Hiernach glauben wir berechtigt zu sein, über das Ganze wie über Einzelnes ein Urtheil auszusprechen.

Zunächst ist einleuchtend, daß der Verf. zur Beantwortung seiner Frage über Liturgie einen großen Umweg eingeschlagen hat, indem er eine Vollendung sowohl der Theologie als der Kirche heischt, bevor zu einem neuen Anfange der Liturgie geschritten werden könne. Man darf dabei sagen, daß dann alle Berechtigung, ja alle Möglichkeit, im Einzelnen zu bessern, aufhört. Dagegen, wenn einmal solche Vollendung des Ganzen da sei, dann müsse eben damit auch das Einzelne in sich vollendet sein. Die einige und völlige Kirche aus dem Geiste wird die vollkommene Liturgie nicht erst suchen, sondern schon haben. Im Grunde beweist der Verf. also zu viel. Allein die liturgische Frage scheint ihm nur Anlaß und Hebel gewesen zu sein, um mit Kirche und Theologie seiner Seits gleichsam abzurechnen, über Haben und Sollen derselben eine Uebersicht zu geben. Dazu ist er wohl berechtigt; denn jeder Theolog ist für diese Masse Mitschuldner und Mitgläubiger. Wir gestehen auch die meisten Ergebnisse seiner Rechnung völlig zu: die Kirche ist zerfahren in der Welt, mögen wir dies Heidenthum oder Subjectivität nennen; die Predigt bedarf des Fortschrittes; die Ausbildung einer neuen Liturgie ist darum nicht minder unräthlich, als die Repristination der ältern. Diese Resultate

sind nicht sehr neu; aber es ist nöthig, daß sie sehr anerkannt werden.

Unser Widerspruch hebt damit an, daß der Vf. den Begriff der Kirche zu hoch nimmt; sie ist ihm, was die Schrift 'Reich Gottes' nennt. Nur dieses ruht einzig auf dem Geiste, denn es ist ein geistig Reich und nicht von dieser Welt. Die Kirche dagegen, wenn sie eine, auch vom Verf. zugestandene leibliche Seite hat, kann nicht unmittelbar und ausschließlich auf dem Geiste ruhen. Sie muß einen Felsen zur Grundlage haben, mögen wir diesen nun als das Wort oder als Bekenntnis oder, wie neuerlich geschehen ist, als die Bekenner bezeichnen. Wie das Menschliche in dem Zusammensein von Geist und Leib besteht, so das Göttliche (als offenbart) in dem Zusammensein des Geistes und Wortes. Trennen wir dieses, so kommen wir entweder an die Thür des spiritualistischen Schwarmgeistes, der auf sein inneres Licht pocht, oder in das Gefängnis des Buchstabens, welcher tödtet. Je mehr aber beide Factoren des Christlichen an und ineinander wachsen, im Individuum wie in der Gesamtheit, so daß der Geist am Worte sich reinigt und mäßigt, das Wort im Geiste sich frei und stark macht, desto mehr entsteht — Glauben. Für ihn hat der Verf. keinen Platz in seiner Entwicklung, die nur auf Wahrheit in der Liebe ruht. Die Wahrheit aber ist nur nach dem Maße des Glaubens. Und so kommen wir zu stufenweiser Entwicklung, im Menschen wie in der Kirche, während der Verf. nur das Absolute anerkennt, wo der Geist einig und frei d. h. vollendet ist. Fragen wir nun nach der Agende, die dem Verf. erst möglich ist, wenn der Geist die Welt völlig überwunden hat, (also eigentlich unmöglich); so dürfen wir nur die Glaubensstufe er-

mitteln, von welcher sie auszugehen hat. Doch das würde hier allerdings zu weit führen.

Auch die einzelnen Erscheinungen des geistigen Lebens der Gegenwart kann der Verf. nicht richtig würdigen, weil sein Maßstab des vollkommen einigen und innerlichen Geistes zu groß ist. Dies ist sehr auffallend bei der Mission, die nach dem Verf. im Grunde unmöglich ist, so lange bei uns daheim der Geist die Welt nicht überwunden hat. Ist das erst Kirche, daß die Welt völlig vom Geiste durchdrungen ist, dann ist es freilich keine Frage mehr, ob die Mission kirchlich sein müsse. Vergl. S. 52 ff. Geht man aber aus vom stufenweisen Wachsen des Glaubens aus Geist und Wort, so scheint es wohlgethan, für die Mission die allgemeinere Glaubensstufe zum Ausgangspuncte zu wählen, die dann ihrer Seite sich frei entwickeln mag. So möchten wir auch die Einigungskraft der Gustav = Adolphs = Sache nicht so gering, wie der Verf., anschlagen. Es ist darin auch eine Mission des Glaubens an den Unglauben, des stärkern Glaubens an den schwächern, wenn schon zunächst mittelbar. —

Am bedenklichsten ist des Verfs Theorie vom Geiste für die Predigt. Wenn er die Form, nicht bloß so weit sie herkömmlich ist, sondern auch das Streben darnach überhaupt verwirft; wenn er sie, um die Welt zu überwinden, vorerst mitten in diese hineinstellt; wenn er sie durch das Schriftwort beengt findet und dieses nur zulassen will, so weit und sofern es innerlich erlebt und wiedergeboren ist: wie weit sind wir denn da, ernsthaft gesprochen, vom Salbadern der mit dem innern Lichte Behafteten, der aus dem Geiste Erweckten? Wir wollen den Verf. nicht bitten, selbst

so zu predigen, wie er will, sondern nur drei Andere anzuweisen so zu thun: — er wird dann sehen, was dabei herauskommt. — Da selbst, wie wir meinen, die Kirche mitten inne steht in dem Behaftetsein des Geistes mit dem Fleische, und nicht, wie der Verf. will, in dem reinen, freien und innerlichen Geiste; wie viel mehr der Einzelne d. h. der Predigende! Darum eben ist der Geist mit dem Fleische des Wortes und Buchstabens bekleidet, damit er nicht mit dem eigenen Fleische fraternisire. — Wir sind unsers Theiles sehr überzeugt, daß der Predigt ein Fortschritt Noth thue. Denn wir glauben, daß es ihr gegeben ist, eine festere und freudigere Gestalt der ganzen theologischen Wissenschaft — und damit auch der Liturgie — von sich aus gehen zu lassen. Aber daß sie völlig im Argen liege, meinen wir nicht. Gerade jetzt ringt und kreist und sucht es, leise und gewaltsam, hochmüthig und voll Demuth. Wo man nur die Würde und Stellung der Predigt unangetastet läßt und sie nicht auf gut Katholisch zu einem Appendix des Liturgischen macht, da wird sie je länger je mehr fest und frei und freudig werden. Man sieht in der Form nicht mehr überall eine Norm und nicht mehr eine. Aber Form soll die Predigt haben. Und man klebt auch den Text nicht mehr so obenhin an die geistliche Rede, sondern trachtet danach, aus dem Texte zu predigen. Und so glauben wir, daß der Fortschritt der Predigt immer weiter von da ausgehen müsse und werde, daß sie jedes Mal ihre Form aus dem Schriftinhalte ermäßigt, daß sie, um an die Welt zu kommen, nicht in sie hineingeht, sondern die Schrift, die allgenügende, in sie hineinbringt. Trachtet sie danach mit ihrer Gabe, so wird ihr die höhere des heil. Geistes nicht entstehen. Denn der Geist

will kommen und wird gegeben; man kann ihn nicht holen und fordern.

Ist sonach, wie uns scheint, nicht Alles in vorliegender Schrift aus dem Geiste, so ist es doch mit Geist und Glauben geredet. Und in der Liebe. So nehme der Verf. auch das von uns Gesagte. Alsdann wird die Verständigung zur Einigung führen.

R. Kd.

B e r l i n .

Verlag der Sanderschen Buchhandlung 1842.
Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspi-
schen Meere auf Befehl Sr. Majestät des Kaisers
von Rußland im Jahre 1829 ausgeführt von A.
von Humboldt, G. Ehrenberg und G.
Rose. Mineralogisch = geognostischer Theil und hi-
storischer Bericht der Reise von G. Rose. Auch
mit dem besonderen Titel: Mineralogisch = geogno-
stische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem
Kaspischen Meere von Gustav Rose. Zweiter
Band. Reise nach dem südlichen Ural und dem
Kaspischen Meere, Uebersicht der Mineralien und
Gebirgsarten des Ural. Mit Kupfern, Karten und
Holzschnitten. XV und 606 Seiten in Octav.

Zur Ergänzung der Anzeige des in mineralogi-
scher Hinsicht überaus wichtigen Reiseswerkes von
G. Rose sind wir noch eine Uebersicht des In-
haltes vom zweiten Bande schuldig. Ein Theil
desselben hatte schon früher durch einzelne Abhand-
lungen in Poggendorffs Annalen eine allgemeine
Verbreitung erlangt; daher eine kurze Anzeige, als
Anerkennung der großen Verdienste, die sich der
Verfasser durch jene Arbeit erworben, hier um so
mehr genügen wird, da auch dieser Band schon
längst in den Händen Derer sich befindet, die sich

für Mineralogie und Geognosie überhaupt, und für den außerordentlichen Mineral-Reichthum des russischen Reichs insbesondere interessiren.

Der erste Band lieferte den Bericht der Reise bis zu ihrem östlichsten Zielpuncte. (Vgl. gel. Anz. vom J. 1840. S. 1223 — 1239). Der vorliegende enthält die Beschreibung der Rückreise vom Altai nach dem Ural, der Excursionen in den Gegenden von Miassk und Slatoust, so wie der Reise über Drenburg nach Astrachan und zum Kaspi-schen Meere. Diese großen Strecken wurden in der kurzen Zeit von etwa zwei Monaten, von der Mitte des Augusts bis zur Mitte des Octobers durchschnitten.

Zu Ustkamenogorsk verließen die Reisenden den Altai und kehrten von hier aus durch die weiten Ebenen, die sie schon bei der Hinreise durchzogen hatten, wieder nach dem Ural zurück. Es gibt von Ustkamenogorsk zum Ural anfangs nur einen Weg, der bis Omsk auf dem rechten Ufer des Irtysh entlang geht. Hier verließen die Reisenden diesen Strom und wandten sich auf dem kürzesten Wege westlich quer durch die Steppe zum südlichen Ural. Dieser Weg bezeichnet zugleich die Grenze des Russischen Reichs mit der mittleren Horde der Kirgisen, und ist, um sich vor deren Einfällen zu sichern, durch ein System von mehr und weniger befestigten Ortschaften gedeckt, die in Entfernungen von 20 bis 30 Wersten von einander angelegt sind, und von den Kosaken bewohnt werden, denen die Vertheidigung der Grenze obliegt. Die Reihe dieser Grenzfestungen wird von der chinesisch-mongolischen Grenze bis Omsk, die Irtyshlinie, und von dort durch die Steppe bis zur Grenze von Sibirien, die Ischnische Linie genannt. Hier schließt sich eine ganz ähnliche Reihe

von Festungen an, die an der Grenze des Gouvernements Drenburg, anfänglich längs der Flüsse Tobol und Uj, und dann von Werch-Uralst am Uralflusse bis zu seiner Mündung in das Kaspi-sche Meer fortgeht und die Drenburgsche Linie genannt wird, so daß also dieses System von Festungen in ununterbrochenem Zusammenhange sich von der chinesischen Grenze bis zum Kaspi-schen Meere erstreckt, was nach dem russischen Postkalendar eine Länge von $3361\frac{1}{4}$ Wersten ausmacht. Hierzu kommt noch der Gordon, der vom Ural bis zur Wolga an dem Kaspi-schen Meere entlang geht und etwa 336,6 Werste beträgt; so daß die ganze Länge der befestigten Linie, 3698 Werste oder 528 Meilen ausmacht, eine Erstreckung die so weit ist, als die Entfernung von Cadix bis Moskau in gerader Linie.

Die Reise bis Miast am südlichen Ural bot im Ganzen keine bedeutenden Merkwürdigkeiten dar. Um so reicher war dagegen die Ausbeute, welche der Aufenthalt an letzterem Orte und die Excursionen in das nahe Uralgebirge, durch den Ural und in der Gegend von Slatoust gewährten. Miast, an dem Flusse gleiches Namens gelegen, ist ein ziemlich ansehnlicher, der Krone gehöriger Ort, der seine Entstehung einer im Jahre 1776 angelegten Kupferhütte verdankt, in welcher Erze verschmolzen wurden, die man an mehreren Punkten in der Gegend gewann. Jetzt wird aber fast gar kein Kupfer mehr gewonnen, seitdem man alle Hände zu der einträglicheren Bearbeitung der Goldseifen benutzt, die man in neueren Zeiten in den Umgebungen von Miast in überaus großer Menge gefunden hat. Das Thal von Miast wird im Osten vom Uralgebirge, im Westen von einem Gebirgszuge begrenzt, den man in jener Gegend allein den

Ural nennt. Es wird von dem Mias durchflossen, der in diesem Thale etwa 30 Werste oberhalb Miaszk entspringt, und in ihm bis etwa 40 Werste unterhalb entlang fließt, worauf er sich bei einer Senkung des Irmengebirges plötzlich ostwärts wendet, den See Urgassi durchfließt und sich später in den Isset ergießt. Aus dem ziemlich breiten Thal erhebt sich das Irmengebirge steil bis zu einer Höhe von 800 Fuß über den Wasserspiegel des Mias bei Miaszk, wogegen der Ural viel allmählicher, aber bis zu einer Höhe von 2000 Fuß emporsteigt. Der Boden des Thales ist keinesweges eben, sondern wird häufig durch mehr oder weniger hohe Hügel und kuppelförmige Berge unterbrochen, deren Gipfel häufig kahl sind, während ihre Abhänge von Tannenwaldung bedeckt werden. Das Laubholz findet sich mehr in den Niederungen, die aber zum großen Theil auch von Wiesen und Morästen eingenommen werden. In diesen befinden sich die Goldseifen. Im Ganzen betrug die Anzahl derselben, welche 1829 im Betriebe waren, 33; doch kannte man noch 93 Stellen in der Umgebung von Miaszk, wo sich unverritztes Seifengebirge findet, unter denen 50 eine reiche Ausbeute versprochen, so daß also die Goldgewinnung in der Gegend von Miaszk noch für lange Zeit gesichert ist. Die ganze Menge des gewonnenen Goldes betrug seit der Entdeckung 1823 bis Juli 1829, 249 Pud 27 Pfund 44 Sol. $49\frac{1}{4}$ Dol. Der mittlere Gehalt des verwaschenen Seifengebirges macht etwa $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Sol. in 100 Pud aus. Der durchschnittliche Silbergehalt beträgt 7 Procent. Was die geognostische Beschaffenheit des Thales von Miaszk betrifft, so finden sich in demselben Talkschiefer, Thonschiefer, Grauwackenschiefer, ein grauackenhähnliches Conglome-

rat, dichter und körniger Kalkstein, Serpentin, Augitporphyr, Dioritporphyr und Granit. Die massigen Gebirgsarten, unter welchen die Porphyre in sehr ausgezeichneten Abänderungen vorkommen, durchsehen vermuthlich, mit Ausnahme des Serpentin, der in gleichförmiger Lagerung mit den schiefrigen Gebirgsarten erscheint, die letzteren.

Das Ilmengebirge ist sehr reich an schönen und merkwürdigen Mineralien, welche größtentheils erst in neuerer Zeit darin entdeckt worden. Die meisten derselben kommen in den Umgebungen des Ilmensees, eines der vielen Seen vor, die im Osten von Miasch sich befinden. Das Muttergestein ist vornehmlich eine eigenthümliche, aus Feldspath, Gläolith und einaxigem Glimmer im grobkörnigen Gemenge zusammen gesetzte Gebirgsart, welche zuweilen einen schiefrigen Charakter annimmt, große Ähnlichkeit mit Granit oder granitartigem Gneus hat, und von G. Rose mit dem Namen Miaschit belegt worden. Es haben sich im Ilmengebirge 29 verschiedene Mineralspecies gefunden, zu welchen mehrere seltene Edelsteine, als Beryll, Zirkon, Topas gehören, und von denen der Cancrinit, Aeschynit, Mengit, Uranotantal und Tschewkinit bis jetzt nur in jener Gegend vorgekommen sind. Der Miaschit nähert sich durch das Verschwinden des Gläoliths und die Aufnahme von Hornblende dem Syenit, und erinnert überhaupt, besonders durch die Manigfaltigkeit und Schönheit der merkwürdigen darin sich findenden Fossilien, an den ausgezeichneten Zirkonsyenit im südlichen Norwegen. Mehrere seltene Mineralkörper, zu denen namentlich der Pyrochlor gehört, haben beide Gegenden mit einander gemein. Aber in den geognostischen Verhältnissen

scheint das Uralgebirge mit den Theilen des südlichen Norwegens, wo der Zirkonsyenit verbreitet ist, keine Ähnlichkeit zu haben. Der Miascit erscheint als ein Mittelglied zwischen dem Granit, der die Ostseite des Gebirges einnimmt, und dem Gneus der Westseite. Auf der Höhe des Gebirges kommen Weißstein und körniger Kalkstein vor, deren Verhalten zum Miascit aber nicht ausgemittelt werden konnte.

Zwischen Miasik und dem 35 Verste entfernten Slatoust zieht sich die Gebirgskette hin, welche in dieser Gegend ausschließlich Ural genannt wird; ein breiter, flach gewölbter Rücken, der aus nordöstlich, wie seine Richtung, streichendem und steil nordwestlich einfallendem Glimmerschiefer, mit einer mächtigen Quarz-Einlagerung auf der größten Höhe besteht, und einer Seite eben so sehr gegen das niedrigere, aber jäh ansteigende Uralgebirge, als anderer Seite gegen die höhere, mit steilen gezackten Umriffen sich erhebende Gebirgskette, welche den Namen Ural führt, contrastiert. Dieser dem Ural parallel laufende Rücken ist bei Slatoust unterbrochen. Seine nördliche Fortsetzung ist der Taganai, der eben so wie der Ural, aus Glimmerschiefer besteht, aus welchem sich eine weiße Felsenmauer von Quarz erhebt. Slatoust war früher eine gewöhnliche Eisenhütte. In neuer Zeit ist daselbst aber durch den Bergrath Evermann, mit Hülfe von Solinger und Klingenthaler Schmieden, eine Klingensabrik angelegt worden, welche einen ausgebreiteten Ruf erlangt hat. In der dortigen Gegend kommen ebenfalls manche merkwürdige Mineralkörper vor, darunter mehrere früher nicht bekannte, wie Chlorospinell, Xanthophyllit, Hydrargillit, Perowskit. — Der Rückweg von Slatoust nach Miasik wurde

über Kyschtimsk genommen, und von hier aus das Goldseifenwerk, Barsowskoi besucht, welches durch das Vorkommen von blauem Korund sich auszeichnet, der in Blöcken eines eigenthümlichen weißen Minerals sich findet, welchem G. Rose den Namen Barsowit beigelegt hat.

Auf der Reise von Miask nach Drenburg wurde der Muschul, ein kegelförmiger Berg an einem See gleiches Namens, besucht, in dessen Umgebungen Serpentin, Mugitporphyr, vorkommen. Von Drsk aus, der Hauptfestung der Ober-Uralischen Linie, machten die Reisenden eine ExcurSION nach einem der Brüche, in welchen der Zaspis für die Katharinenburger Steinschleiferei gewonnen wird, der, ob er gleich am ganzen südlichen Ural von Polikowskoi an sich häufig findet, doch in jener Gegend in den größten Massen vorkommt. Das Liegende und vermuthlich auch das Hangende des Zaspis-Lagers besteht aus dem Gestein, welches G. Rose Mugitporphyr genannt hat. Nach seiner Ansicht ist jener Zaspis durch plutonische Einwirkung veränderter Thonschiefer. Am Trendik, einem von dem Ural-Flusse durchbrochenen Höhenzuge, ist ein Gebirgsprofil entblößt, in welchem unter einer Masse von kugelförmig abgefordertem Hypersthenfels, Lager von Zaspis und Thonschiefer sich befinden. Es folgen dann andere Felsenmassen, in welchen in mehrfacher Abwechslung, Thonschiefer, Kieselschiefer, Grünstein, Serpentin, dichter grauer Kalkstein erscheinen. Die Gegend von Krasnojarsk ist fast völlig eben. Nur hin und wieder zeigte sich ein weißer Sandstein mit söhligem Schichten, der nun das herrschende Gestein wird, und durch die Kupfererze, die er stellenweise eingemengt enthält, Gegenstand eines bedeutenden Bergbaues ist. Weiter nach Drenburg nimmt der Sandstein eine

rothe Farbe an. Zu welcher Formation er gehört, ist noch nicht mit Gewißheit zu bestimmen. Von Drenburg aus wurde der große Ilekische Salzstock in der Steppe zwischen dem Ural und dem Ilek besucht. Die in der Nähe von Gypsbergen befindliche Steinsalzmasse ist an der Oberfläche nicht bemerkbar, und von einer Lage eines gelblichen Sandes bedeckt. Die Gewinnung geschieht durch Tagebau. Außer dem Gypse ist kein anstehendes Gestein sichtbar; aber weiter aufwärts am Ilek soll ein Kalkstein vorkommen, welcher Ammoniten der Juraformation enthält.

Auf der Reise von Drenburg nach Astrachan wurde die Steppe, welche zwischen dem Uralflusse und der Wolga sich ausbreitet, wegen der bereits sehr vorgerückten Jahreszeit, welche den Weg quer durch die Steppe, so wie den südlich um dieselbe führenden mißlich machte, nördlich auf dem Postwege umfahren. Dieser geht von Drenburg zuerst nach Busuluk und Samara, wo er die Wolga trifft, und dann an dieser entlang über Saratoff und Sarepta nach Astrachan. Diesen Weg zurückzulegen hat keine Schwierigkeiten; da er aber von Drenburg erst nordwestlich geht, und die Wolga von Samara in einem großen, nach auswärts gefehrten Winkel nach Süden fließt, so führt er auf einem sehr bedeutenden Umwege nach Astrachan. Es wurden die deutschen Colonieen an der Wolga besucht, und von Dubowka aus machten die Reisenden eine Excursion in die Steppe zu dem Elton-See, der wegen der an demselben Statt findenden, außerordentlich großen Salzgewinnung merkwürdig ist. Die Reise ging dann weiter über die Herrenhuter-Colonie Sarepta nach Astrachan, von wo aus eine Excursion nach dem Kaspiischen Meere und eine Fahrt auf demselben unternommen wurde.

Nachdem die Merkwürdigkeiten Astrachans in Augen-
schein genommen waren, wurde noch dem Fürsten
der Choschuder Kalmücken-Horde, Sered-Dschab,
der durch seine Bildung sich vor allen anderen kal-
mückischen Fürsten auszeichnet, und während des
Winters in der Nähe von Semänowskaja wohnt,
ein Besuch abgestattet. Die schnelle Rückreise über
Woronesch, Tula und Moskau nach Petersburg
bot wenig Gelegenheit zu Beobachtungen dar. Nach
einem vierwöchentlichen Aufenthalte in der Kaiser-
stadt kehrten die Reisenden nach Berlin zurück.

Die zweite Hälfte des vorliegenden Bandes ent-
hält eine Reihe sehr schätzbarer einzelner Aufsätze
über verschiedene, größtentheils mineralogische Ge-
genstände, wozu die Materialien auf der Reise ge-
sammelt wurden, namentlich Bemerkungen über
den s. g. Uralit, über den Chrysoberyll vom
Ural, über den Pyrrhit, über die Platin-
erze, über die chemische Zusammensetzung des
gediegenen Goldes vom Ural; Nachrichten
über die Production an Gold, Silber und
Platin im russischen Reiche und besonders am
Ural; über die Höhe des nördlichen Ural; Bemerk-
ungen über die Etymologie des Wortes Ural.
Den Beschluß des reichhaltigen Werkes macht eine
systematische Uebersicht der Mineralien und Ge-
birgsarten des Ural.

Von den diesen Band begleitenden Tafeln lie-
fern die drei ersten, Zeichnungen von Krystallisatio-
nen; die vierte enthält eine Karte des Landes
zwischen dem unteren Laufe der Wolga und des
Ural; die fünfte, eine besonders schätzbare geogno-
stische Karte von den Hüttenbezirken von Miask
und Slatoust.

C a s s e l.

Verlag der Kriegerschen Buchhandlung 1845. Zwei Feldzüge aus dem Kriege von Morea am Ende des 17. Jahrhunderts. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur Hessischen Kriegsgeschichte bearbeitet von F. Pfister, Kurhess. Artillerie-Capitain. (212 Seiten nebst einem Plan der Belagerung von Negropont).

Schon im Jahre 1826 wies der Unterzeichnete darauf hin, wie verdienstvoll besonders für die hessische Kriegsgeschichte eine genauere, aus bisher unbenutzten deutschen Nachrichten geschöpfte Schilderung des venetianischen Feldzuges in Morea sein würde, da selbst der neueste und beste Geschichtsschreiber des venetianischen Staates (Daru, Histoire de Venise Vol. IV.) kaum die Namen der deutschen Völkerschaften zu bezeichnen weiß, welche Theilnehmer dieses blutigen Kampfes waren (Casselsche Allgemeine Zeitung Nr. 27. 28.).

Der Verf., den Lesern dieser Anzeigen schon durch sein treffliches Handbuch der Landeskunde von Kurhessen (Cassel 1840) bekannt*), hat diese Aufgabe in seiner körnigen, mannhaften, volksthümlichen, nicht aus der Barbarei unserer Kriegs- sondern aus dem echten alten Schake unserer Muttersprache hervor gegangenen Darstellung, in einem größeren Umfang, in einer zugleich für den Kriegsverständigen und den Laien anziehenden Weise und mit einer Gründlichkeit gelöst, wozu ihn nur die emsige langjährige Benutzung der besten gedruckten und ungedruckten Nachrichten und eine genaue Kenntniß der damaligen politischen und kriegsthümlichen Zustände befähigen konnte.

Der Höhe- und Wendepunct des funfzehnjährigen

*) S. Göttingische gel. Anz. Jahrg. 1841. S. 301.

gen venetianischen Krieges gegen die Türken in den Jahren 1687 und 1688, der große Plan des letzten ausgezeichneten Feldherrn und Staatsmannes der Republik, Francesco Morosini, mit Hilfe deutscher Kriegsvölker die Halbinsel Morea den Barbaren zu entreißen, der bis zur unglücklichen Belagerung von Negropont siegreiche, durch eine wohl ausgerüstete Flotte unterstützte zweijährige Waffenkampf auf dem classischen Boden des Peloponnes, die Werbung und Ausrüstung, die Tactik und das Geschickswesen des venetianischen Landheeres, die verhängnisvollen großen Fehler ihrer Führung, welche der Verf. dem Mangel eines überlegten Kriegsplanes, der späten Eröffnung und dem frühen Schluß der Feldzüge, der schlechten aristokratischen Verfassung der Venetianer, überhaupt dem unmäßigen Vorzug des Flottendienstes, und den Misgriffen des General-Capitains zuschreibt; das heldenmüthige Benehmen des Grafen Otto Wilhelm von Königsmark und der deutschen Truppen, besonders der Lüneburger und Hessen, die langwierige, auf ungünstigem Boden, in einer zu weitläufigen Angriffslinie, trotz der siegreichen Eroberung der Außenlinien und der Erstürmung eines Hauptthurmes fruchtlose Belagerung von Negropont, die blutigen Ausfälle der Osmanen, die ungeheuren Anstrengungen des durch Pest, Sonnenbrand, Obdachlosigkeit, Strapazen und Scharmüchel aufgeriebenen, seiner besten Officiere und Geschickmannschaft beraubten Christenheeres vor Negropont, sind noch nirgends so vollständig und anschaulich als in dieser inhaltreichen Monographie geschildert worden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

51. Stück.

Den 29. März 1845.

C a s s e l.

Schluß der Anzeige: 'Zwei Feldzüge aus dem Kriege von Morea am Ende des 17. Jahrhunderts. Zur Erinnerung an deutsche Thaten, besonders als Beitrag zur Hessischen Kriegsgeschichte bearbeitet von F. Pfister, kurhess. Artillerie-Capitain.'

Dabei hat der Verf. nicht nur ein helles Licht über die wehrthümlichen und sittlichen Gebrechen des durch übermüthige Aristokraten verdorbenen venetianischen Freistaates verbreitet, sondern auch die örtlichen Glanzpunkte des peloponnesischen Kriegstheaters besonders zu Korinth und Athen sorgfältig benutzt, um ein anschauliches Gemälde der griechischen Zustände, des erbarmungswürdigen unverdienten Druckes, der unvertilgbaren Spuren eines edlen Menschengeschlechtes, der bewundernswürdigen, damahls zertrümmerten Ueberbleibsel architectonischer Prachtwerke auf dem classischen Boden von Attika zu liefern. Die nach den kurzen aber treuen ehrlichen Nachrichten der hessischen Officiere (v. Homberg und Sobiewolsky) entworfene

Zeichnung der gastfreundlichen, feinsinnigen, wenn gleich im christlichen Aberglauben befangenen Athener, der würdevollen noch im höchsten Lebensalter blühenden Greise, und ihrer züchtigen, nicht mit den Freudenmädchen des Archipels zu verwechselnden Frauen, zusammen gehalten mit der grauenvollen Zerstörung der Akropolis, des Parthenons (S. 91), mit der grausamen Aufopferung und dem rührenden Abschied der Athener (S. 118 — 120), das von dem grimmigen venetianischen Löwen zertretene, geknechtete, verkaufte, zu dem Ruderdienst der Galeeren und zum Harem der Aristokraten verdamnte türkische Mistra (S. 120 — 123), im Contrast zur venetianischen Lagerpracht und Prunkfeier des zur herzoglichen Würde erhobenen Morosini, sind treffliche, eines Rembrandts würdige Episoden dieser romantischen Kriegsgeschichte.

Voll Begeisterung für nationale und volksthümliche Entwicklung, für Freiheit und Reinheit der Religion, für kirchliche Toleranz, voll Abscheu gegen fanatischen Glaubenszwang, gegen dumpfen, das Christenthum und die Menschheit entwürdigenden Aberglauben und hierarchische Eroberungsgier, beginnt die gehaltreiche Einleitung (S. 1—29), welche uns die Hauptursache aufdeckt, warum damals alle unter dem Einfluß der römischen Priesterherrschaft gegen Völker- und Religionsfreiheit geführten Kriege (diesen verzehnten, vom Papste empfohlenen Kreuzzug mit eingeschlossen) trotz der mit geweihten Degen siegreich vergossenen Blutströme verderblich zurückwirken mußten.

S. 5 — 9. 'Vernichtung der öffentlichen Moral ist der Ausdruck dieses so genannten Jahrhunderts Ludwigs des Vierzehnten, und wahrlich in dieser Verdorbenheit nicht besleckter als manche Kreuzgeschmückte Kronen, Kardinals- und Bischofshüte —

der Ausdruck eines Zeitalters, das mit einer neuen Lehre von Incarnationen der Gottheit den markigen Geist der alteuropäischen Mannheit vollends aufzureiben strebt; das Dragonaden und Auto-da-fé's als christliche Eiferthaten feiert, Lüge als Religionsfeinheit, Menschenschlachterei (wie zu Speries) als Königsgericht; wo Mordbrennerei und Staatenraub als Staatsweisheit, die Zerstörung ganzer Länder mitten im Frieden als Kriegsbraison, ein König wie jener Ludwig als Ideal fürstlicher Größe gilt. Bestand die Hoffnung der heiligen Liga auf nichts Geringerem als der völligen Verdrängung des Halbmondes, so war gleichwohl der innere Zweck nichts Höheres als eigennützige Machtvergrößerung. Das österreichische Haus verlangte Ungarn zu einem Erbkönigreiche, das ohnmächtige Polen Herstellung seiner geraubten Marken, Venedig einen größeren Bereich zur Befriedigung des Uebermuthes seiner Aristokraten, oder zu ihrer Versorgung; der Pabst Erweiterung nicht sowohl des Reiches christlicher Sittengesetze, als vielmehr einer Hierarchie, die mit kirchlichen Mitteln nie Anderes, als weltliche Herrlichkeit und — Herrschaft gewollt. Glücklich, daß die Zurückdrängung einer wilden Macht, welche europäischer Gesinnung unfähig schien, so nachdrücklich gelungen. Aber welcher Gewinn für die Menschheit, wenn das Pabstthum die Welt beherrschte, wenn das Schlüsselamt Petri das Leben bewachte, und alle Geister verschloffe? . . . Weder Ungarn noch Griechenland sahen Werke der großen Lösungsworte dieses Kampfes, der Freiheit und Religion! Den Ungarn wurde das in vollerm Maße, was sie bisher empörte, und geneigter zur türkischen als zur deutschen Unterwerfung gemacht: die Unterdrückung ihres protestantischen Gottesthumes und ihrer Nationalrechte; die Zierden des Vaterlandes,

weil sie für diese gerungen, mußten das Blutgerüste besteigen; die Griechen dagegen wurden nur in eine andere Art von Knechtschaft gebeugt, und während ihre Kirche und ihr Glaube, vom Musli weniger als vom römischen Pontifex gefährdet, wesentlich ihr ganzes Volksthum durchdringt, sandte man ihnen das, was ihnen verhaßter als der Tod, den Uebermuth römischer Pfaffen. . . .

Das Verlangen des Papstes, die Griechen unter seinen Hirtenstab zu bringen, ward laut genug, diese zu beunruhigen; und obwohl, seit den Frankenherrschaften sich der kirchliche Zwist zum unauslöschlichen Volkshasse gesteigert hatte, gedachte der befangene Geist des Religionseifers nicht, daß jene kirchlichen Impfungen die künftige Behauptung des Eroberten aber so gewiß untergruben, als schon vormahls römische Kirchentyrannie den Osmanen die Eroberung Moreas erleichtert hatte. Allein — jeder Despotismus haßt die Geschichte! welche warnend und schreckend seine Folgen zeigt, und in der Priesterherrschaft vollendet muß er jedes Licht, jedes andere Leben und Gesetz, das ihn berührt, zu seiner Selbsterhaltung unterdrücken! Nie scheute sich die hierarchische Eroberungsgier, deren Hunger wuchs, je mehr sie verschlang, dem Menschengeschlechte ein Blutbad zu bereiten, und den Befehl Christi im Evangelio: 'Nöthige sie herein zu kommen, auf daß mein Haus voll werde' mit Feuer und Schwerdt, mit gräßlichen Sanitscharen, mit Gardisten der Inquisition — nicht menschlicher als Pizarro mit seinen Bluthunden — zu erfüllen. Und wenn mit Unthaten aller Art die Eroberung eines türkischen Plazes entweicht wurde, so hört man den heil. Vater und seine geistlichen Schaaren den großen Lobgesang singen über den Untergang ruchloser Mahrnen, über Unglück-

liche, die für die theuersten Güter mit männlicher Standhaftigkeit und edler Aufopferung gefochten! Rom stand in Freudenflammen, nicht minder wie bei der Rettung Wiens und Ofens Eroberung als die Aufhebung des Edicts von Nantes Frankreich zerriß; das Te deum laudamus, das Läuten der Glocken, der Donner der Geschütze ertönte dort nicht freudiger bei den Siegen über den Erbfeind, als über die gleichzeitige Niederwürgung protestantischer Christen in England, Ungarn, und Polen, über die Vertilgung der Waldenser und die Kezer-Verbrennungen in Spanien und Portugall.

Die Stadt des großen Pontifer der katholischen Christenheit hatte in diesem Zeitraum einen geistlichen Genuß, der sie für lange Entbehrungen entschädigte, und die Einkerkelung geistreicher Schriftsteller, oder die Todes-Urtheile über sie, schmückten den Hochsitz des Statthalters eines liebenden Erlösers, eines Weisen, der für seine Lehren starb. Traurige Denkmähler, widersinnige Zeugnisse einer vermeintlich christlichen Gottesfurcht in fast allen Ländern Europas. Und mitten auf dem Kriegsschauplatze beurkundeten die martervolle Zerfleischung der gefangenen Renegaten zur Rache Christi und zur Ehre Gottes, pfäffische Maskeraden, Wunderthaten durch die Fetische hölzerner Heiligenbilder, oder durch die Fürsprache christlicher Himmelsfürsten gegen einige Besenkung ihrer Altäre verrichtet, sterndeuterische Abgeschmacktheiten und überall absichtliche Entmannung der Menschen-Vernunft; eine Religion der Zeit, für die der Krieger fechten und sterben sollte! — Dem geistlichen Wahnsinne, dem Mißbrauche des Glaubens durch geweihte Betrüger in der Stola entsprachen alle Erscheinungen von Barbarei und Entmenschung, die auf der Kriegsbühne dieser blut-

triefenden Zeit, wie eine Hinterlassenschaft der Henskerbanden des dreißigjährigen Krieges hervortraten. Händler von Menschenleben lassen überall ihre Werbetrommeln rasseln, entreißen mit halber Gewalt, oder Trug und Bethörung Söhne und Väter ihren Familien. Ganze Völkerschaften sieht man wandern, freiwillig vor den grausamen Bedrohungen des Krieges das Vaterland wechselnd, oder gezwungen auf fremden Boden verpflanzt, oder vertilgt durch Tod, Ausstoßung an unwirthliche Küsten oder Sklaverei! Slav ist jeder Gefangene; was die christliche Barmherzigkeit ihm darreicht ist die Kette an der Ruderbank, den Kindern Knechtendienst, dem Weibe das Bett der Entehrung! Unrühmliche Mezeleien besudeln die Lorbeeren der Sieger, und sie wagen es sich auf die Beispiele des 'auserwählten Volkes' zu berufen, auf den königlichen Propheten David, 'den Mann nach dem Herzen Gottes', der ganze Völkerschaften mit gleich grausamen Martern hinrichteten ließ, als je ein Sultan einzelne Menschen!

Der Verf. geht nun auf das bunte Völkergestümmel der venetianischen Werbungen, auf das durch Kriegszwang und Gold gemietete Landheer halbwilder, im Haß und Kampf gegen die Osmanen erzogener Ultramänner, Sclawonier, Modlachen, Albanesen, auf die durch die priesterliche Tuba zur Kriegsfahne des St. Marcus herbeigerufenen Kreuzritter, die Schaaren italiänischer, spanischer, savyonischer Miethlinge über, denen sich die Kernhaften aber verkäuflichen Eidgenossen der katholischen Schweiz, die landstreichenden, allen Potentaten dienenden Gardbrüder der Niederlande, und nach dem sehnlichen Wunsch der Republik aus dem zerrissenen Deutschland selbst die hochgeachteten, wohlerfahrenen Kriegsvölker der deutschen Reichsfürsten

anschließen. Und hier bietet sich für den Beobachter eines unter solchen Auspicien und zu solchem Kriegszweck zusammengewürfelten Söldnerheers, die für deutsche Patrioten und Protestanten traurige schmählige Erscheinung dar, daß selbst Biedere durch den Kampf ihrer Vorfahren gegen römisch-katholische Zwangsherrschaft, durch ehrenhafte Deuschthümlichkeit in einer franzosensüchtigen Zeit ausgezeichnete Reichsfürsten, wie Landgraf Carl, es nicht verschmähten, der stolzen, selbstsüchtigen Republik ihre Landestruppen zu vermiethen. Der Verf. erklärt dies zum Theil aus der Natur und den Gebräuchen des deutschen Söldnerwesens, zu einer Zeit, wo die Heere noch jeder staatsbürgerlichen Eigenschaft fremd, die Miethtruppen, keine zur vaterländischen Landfolge berufene Landwehren, ihrem Kriegsherrn zu jeder Verwendung nach Maßgabe des Accordes verpflichtete Freiwillige waren, der Kriegs- oder Soldherr nicht immer der angestammte Landesfürst war, die Feldhauptleute ihre Oberstenbestallung nicht selten gleichzeitig von drei oder vier Kriegsfürsten ganz verschiedener Länder trugen. Die Triebfedern dieser Söldner waren der Reiz nach Gold und Beute, die alte germanische und romantische Leidenschaft zum Kriegshandwerk; der mit der Muttermilch eingesogene, von Kaiser und Reich sanctionirte Haß gegen den Erbfeind der Christenheit, (wie denn auch L. Carl in der Instruction für seinen Kriegs-Commissär von 1687 ausdrücklich dieses Ziel seiner Kriegsvölker bezeichnet). Aber zur Rechtfertigung der protestantischen Fürsten, welche wie L. Carl einen förmlichen Soldvertrag mit der Republik Venedig schlossen (s. Beilage I.), müssen wir noch etwas weiter zurück gehen. Seit dem schmalkaldischen Krieg, seit der beständigen Gefahr einer

katholischen Ligue, denen sich der Kaiser und das Haus Oesterreich zur Unterdrückung der Protestanten zu bedienen suchte, seit dem dreißigjährigen Krieg und dem im westphälischen Frieden erlangten Waffen- und Bundesrechte sahen sich die evangelischen Fürsten ganz besonders gemüßigt, geworbene stehende Truppen zu unterhalten, deren Unkosten, von ihren Landständen nicht übernommen, durch Hilfs- = Sold- = Verträge mit auswärtigen Mächten erleichtert wurden; sie benutzten diese Soldverträge im Kriege und im Frieden sowohl zur Waffenübung in größeren strategischen Kreisen als zur Austreibung des landstreichenden Gesindels, so daß die den Fahnen überantworteten Verbrecher eine besondere Urfehde des Nichtwieder-zurückkehrens schwören mußten. Hinzu kam noch das eigenthümliche Verhältnis der protestantischen Reichsfürsten, zum Hause Oesterreich und zum Kaiser, der sie unter dem Vorwand der ungarischen Hauskriege, die der Wiener Hof stets für Reichskriege ausgab, bald durch Römernominate, bald durch außerordentliche Truppenhilfe und Ersatzmannschaft zu schwächen, zu entwaffnen, und zu seines Hauses Glanz und Machtvergrößerung auszubeuten suchte, so daß selbst Kaiser Leopold trotz der glücklichen, durch den Beistand evangelischer Fürsten vollendeten Befreiung Wiens es sehr ungerne sah, als dieselben zur Bekämpfung des Erbfeindes ihren Kreuzzug weiter fortsetzten. Landgraf Carl, ein treuer Wächter des deutschen Vaterlandes, übernahm jedoch zu derselben Zeit, wo zuerst die Herzoge von Braunschweig, hierauf der Kurfürst von Sachsen, Württemberg, Baireuth, Hessen = Darmstadt, Sachsen = Meiningen und Waldeck ihre Truppen bis zu 11000 Mann absandten, nur ein Fußregiment von 1000 Mann, versicherte

sich für dieselbe die freie Religionsübung, die eigene kriegsrechtliche Verfassung, die freie Stellenbesetzung, und die Beibehaltung des hessischen Treuschwurs, ohnbeschadet des venetianischen Dienstes. Versagte auch bald nachher durch Erfahrung gewichtigt seinem Feldherren, dem Grafen von der Lippe, die Beurlaubung zum Befehl der venetianischen Landmacht in Griechenland *). Der Verf. hat uns hier ein vollständiges Gemälde dieses wohlgeübten, den hannöverschen Truppen beigegebenen, von den Venetianern bewunderten Regiments, seiner Zusammensetzung, seiner Bekleidung (S. 203), seiner Officiere (Beilage III. S. 207), seines Zuges und seiner besonders bei der Erstürmung der Außenwerke von Negroponte ausgezeichneten Tapferkeit geliefert; hier entsprachen die Hessen unter Anführung des muthvollen Obersten Dumont, den in einer Handschrift der Casselschen Bibliothek aufbewahrten (von dem Vf. nicht erwähnten) Devisen ihrer Fahnen; denn die mit drei Vor-

*) Wir werden in dem IXten Bande der hessischen Geschichte Gelegenheit nehmen, die selbst von Schlosser in der Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts wiederholten Vorwürfe des so genannten hessischen Menschenhandels aus der Natur der verschiedenen Hilfs-Soldverträge, aus dem protestantischen und politischen Charakter derselben, aus der Stellung Hessen-Cassels zu Großbritannien, den General-Staaten und Brandenburg, gegen Oesterreich und Frankreich zu entkräften, und bemerken nur vorläufig, daß alle Hessen-Casselschen Subsidien-Verträge im achtzehnten Jahrhundert, mit Ausnahme der dem bayerischen Kaiser Carl VII. zu einer sehr kritischen Zeit geleisteten Hilfe, mit evangelischen Mächten zum Besten des Protestantismus und zum Schutz gegen kaiserliche und katholische Uebergriffe, seit der Verheirathung L. Friedrichs II. mit Maria von Großbritannien, auch aus Rücksichten der Verwandtschaft und des Erbrechtes auf dem Fuße pacificierender Mächte geschlossen wurden.

beerkränzen bezeichnete Leibfahne hatte die Inschrift: *his ornari aut mori*, die Fahne des Hauptmanns von Uffeln einen Adler mit den Worten: *per tela, per ignes*; die Fahne des Hauptmanns von Stein das Bild der Wachsamkeit, einen Kranich mit einer Kugel in der rechten Hand und der Warnung: *ne improvise*. (Zu S. 98 wo bemerkt wird, daß umß Jahr 1730 eine hessische Kriegsfahne sogar das mythische Gemählde: Hero und Leander dargestellt habe). — Die ganz umständliche treffliche Beschreibung der beiden Feldzüge selbst leidet keinen Auszug. Auch zu dem ausführlichen Verzeichniß der gedruckten und ungedruckten Quellen und Hilfsmittel wissen wir nichts hinzu zu setzen, es wäre denn (zur Würdigung der in diesem Kriege den Tapfersten beizuzählenden Braunschweiger) der in dem ersten Bande des Neuen Vaterländischen Archivs (von Spangenberg) 1822 zu Lüneburg, leider unvollständig abgedruckte Auszug eines Tagebuches von den Jahren 1685 bis 1687 (angeblich bis 1689). Den Archäologen widmen wir jedoch die Anzeige, daß die von dem Verf. S. 101 kurz bemerkten, von den hessischen Officieren nach Cassel in das Museum gelieferten hellenischen Alterthümer — ein die gymnastischen Gebräuche der Athenienser erläuternder Marmorstein, und ein Pöan auf die Hygieia — durch Gesner zu Göttingen 1754 in den Commentationen der Societät heraus gegeben, neuerdings von der Hand des verstorbenen Museums-Directors Bökkel eine authentische Berichtigung ihrer Abschrift erhalten haben. (Siehe Boeckh *Corpus Inscriptionum* I. nr. 277. p. 386. und nr. 511. p. 477). Es bedarf übrigens kaum der Bemerkung, daß unser Verf. selbst, besonders bei der Erwähnung der zerstörten Denkmähler der athenischen Akropolis durch Berichtigung

der bisherigen Geschichtschreiber (darunter auch Darus und von Hammers) seine Kenntniß der hellenischen Vorwelt hinreichend bewährt hat. Sein begeisterter Nachruf an Hellas, die Mutter der Künste und Wissenschaften, sein Anathema gegen das byzantinische Kirchenwesen, 'so das innerste hellenische Volksthum mit seiner Götterweihe, seiner Weisheit und Kunst zerriß, gegen jene anachoretische Zorntheologie, die nicht gekommen war wie eine Göttin der Liebe, sondern wie ein graues Gespenst, das seine dunkeln Fittiche ausbreitete über das schöne Land des Lichtes, Feindin von Allem was in der antiken Griechennatur gelebt, was die Menschheit veredelte durch Vaterlandsliebe, Heldenruhm, Weisheit und Schöne' (S. 103), schließt mit den schönen Worten: 'Ewig erwärmt das Sterben eines Kodrus, Leonidas, Sokrates, jedes große Herz, wenn die fanatischen Gestalten hirnkrancker Theologen längst in Vergessenheit versunken sind.'

Kommel.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1844. Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung beleuchtet durch eine Kritik von Liebig's Thierchemie von Dr D. K o h l r a u s c h. 120 S. in Octav.

Das vorliegende Schriftchen enthält, wie schon sein Titel angibt, eine Prüfung der Ansichten, welche Liebig in seiner bekannten, im Jahre 1842 erschienenen Schrift: 'die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie' ausgesprochen hat. Liebig's Werk hat unter den Physiologen und Aerzten ein großes Aufsehen erregt, aber auch unter ihnen sehr verschiedene Beurtheiler gefunden, was Jeder, der die Verhält-

nisse kennt, unschwer voraussagen konnte, da es mit allen großen Neuerungen in der Wissenschaft wie im Leben so zu gehen pflegt. Einige haben die darin aufgestellten Ansichten mit Hefigkeit bekämpft und auf eine nicht immer ganz unparteiische Weise zu widerlegen gesucht, während Andere, vor Allen der Engländer Ansell und sein deutscher Bearbeiter Krug, Liebig's Ideen allzu eifrig erfaßten und mit Umgehung aller gründlichen Prüfung, ohne die so nothwendige vorgängige Trennung des Bewiesenen vom Hypothetischen sogleich nicht bloß in die Wissenschaft, sondern auch in die medicinische Praxis einzuführen bemüht waren. Es gab zwar gewis Viele, die zwischen diesen Extremen in der Mitte stehend, das viele Vortreffliche und Geniale, welches Liebig's Schrift enthält, dankbar erfaßten und anregend auf sich wirken ließen, ohne darum das Hypothetische und selbst Gefährliche, welches in vielen von Liebig kategorisch hingestellten Sätzen lag, zu verkennen, aber nur Wenige von diesen sprachen ihre Ansicht öffentlich aus, keiner gab ein umfassendes, kritisches Urtheil über jenes Werk, ein Urtheil, das für die große Zahl derjenigen belehrend und maßgebend sein könnte, welche nicht im Stande sind, sich ein eigenes Urtheil zu bilden und doch der von Liebig gegebenen Anregung weder ganz sich entziehen noch ihr blindlings folgen wollen. In diesem Sinne ist Kohlrausch's Schriftchen eine sehr erfreuliche Erscheinung, und gewis wird es Niemand, der auf diesem Gebiete Belehrung sucht, unbefriedigt aus der Hand legen. Der Verf. unterwirft Liebig's Ansichten einer strengen Kritik, er beurtheilt sie nicht oberflächlich nach dem glänzenden Schein, sondern legt immer den ernstesten Maßstab an sie, der in der Wissenschaft allein gilt. Seine Kritik ist

aber nicht bloß negierend, sie sucht auch aus dem Hypothetischen das Sichere heraus zu finden, um Letzterem den Platz in der Wissenschaft zu vindicieren, welcher ihm gebührt. Mit Recht geht er dabei überall von den Principien aus, die leider gerade in der Gegenwart so häufig über Neben- sachen und eitler Sucht, durch neue Entdeckungen zu glänzen vergessen werden, und einem großen Theil unserer heutigen medicinischen Literaten kann nicht dringend genug zur Beachtung empfohlen werden, was unser Verf. auf S. 107 ff. über die Wahrheit in der Medicin und über die voreilige Anwendung neuer Entdeckungen auf dieselbe sagt. Auch die leider so häufig werdende Spielerei mit chemischen Formeln hat derselbe (S. 95 ff.) treffend besprochen und der drastische Humor mit dem er an dieser Stelle seinen Vortrag würzt, wird gewis dazu beitragen, Mißbräuche in dieser Hinsicht seltener zu machen.

Niemand kann mehr geneigt sein, als Ref. den wichtigen Einfluß anzuerkennen, welchen die Chemie auf die Medicin, namentlich in den letzten Jahren, ausgeübt hat und noch auszuüben verspricht, und das große Verdienst zu würdigen, welches vor Allen der große Meister Liebig sich auf diesem Gebiete erworben hat, nicht bloß durch seine Schriften, sondern auch durch die persönliche Anregung, die ihm zahlreiche Schüler verdanken, zu denen sich auch Ref. mit eben so viel Stolz als Dankbarkeit rechnet. Aber die Resultate, welche der Physiologie und Medicin von dieser Seite kommen, müssen eben so strenge geprüft werden, ehe sie Eigenthum der Wissenschaft werden dürfen, als ihr anderer Erwerb. Und die Medicin hat nicht bloß von der Biochemie zu lernen — die Zeit einer einseitigen Satochemie ist hoffentlich für immer vorüber —

sie hat auch noch andere Hilfsquellen, wie namentlich die gerade jetzt so regen Bestrebungen auf dem Gebiete der Nervenphysiologie auch dem weniger Eingeweihten deutlich zeigen. Wenn man nun täglich sehen muß, wie so viele Aerzte auf die leichtsinnigste Weise nach dem ersten besten Neuen greifen, um darauf die einseitigsten neuen medicinischen Systeme zu bauen, die eben so schnell wieder verschwinden als sie entstanden sind, so wird man mit allem Ernste darauf dringen und es immer wiederholen, daß eine strenge Kritik nirgends so sehr Noth thue als hier und wird deshalb unserm Verf. für seine Bemühungen Dank wissen und ihnen den besten Erfolg und geneigte Leser wünschen.

Was den materiellen Theil der Schrift betrifft, so erlaubt sich Ref. nur eine Bemerkung beizufügen. Sie betrifft die Rolle, welche der Leim in den Nahrungsmitteln spielt und die Ansicht, daß derselbe zur Regeneration der leimgebenden Gewebe des Körpers diene. Die Beobachtungen, welche bisher über die Bildung der leimgebenden Gewebe gemacht wurden, sprechen durchaus dafür, daß diese aus den Proteinverbindungen des Blutplasma auf dem Wege der Zellenbildung hervorgehen. In pathologischen Fällen, bei der Bildung von Pseudomembranen aus festem Exsudat, läßt es sich direct beobachten, daß die leimgebenden Gewebe aus geronnenem Faserstoff entstehen: dasselbe gilt von der Regeneration der Knochen. Dadurch wird die Ansicht, daß der Leimgehalt der Speisen auch nur einen kleinen Theil des Materiales zur Bildung der leimgebenden Gewebe liefere, wenn nicht ganz widerlegt, doch mindestens sehr unwahrscheinlich. Für diese negative Ansicht spricht überdies noch der Umstand, daß die Kinder gerade zu der Zeit,

wo sie verhältnißmäßig am meisten wachsen, während ihres ersten Lebensjahres, in der Regel gar keine leimhaltige Nahrung genießen. S. Vogel.

L o n d o n.

Wm. H. Allen and Co. 7 Leadenhall Street. The history of the British Empire in India. By Edward Thornton Esq. Author of 'India, its state and prospects' etc. etc. Vol. I, 1841: XVI, 574; Vol. II, 1842: XVI, 576; Vol. III, 1842: VIII, 575; Vol. IV, 1843: XII, 586; Vol. V, 1843: XI und 734 Seiten in Octav.

Die Aufgabe dieses Werkes ist, die, nach des Hn Vf's Behauptung zu sehr vernachlässigte, Kenntniß der Geschichte des Indo-britischen Reiches in größerem Kreise in England zu verbreiten. So wenig der Hr Verf. die Verdienste vorher gegangener Werke ähnlicher Art herab zu setzen gesonnen ist, so glaubt er doch die Versicherung geben zu können, daß die englische Literatur keine Geschichte von Britisch-Indien besitzt, welche populär geschrieben, in ihren Details umfassend und in der Beurtheilung der Begebenheiten gerecht sei. Jede einzelne dieser Eigenschaften, getrennt von der andern, finde man wohl, allein es gebe keine Geschichte der britischen Eroberung und Herrschaft in Indien, in welcher sie vereinigt seien. Was den Stil dieses Werkes betrifft, so fühlt selbst der Nicht-Engländer, daß er würdig, klar, fesselnd, also in der That den Gegenstand, ohne ihm etwas zu vergeben, populär zu machen geeignet sei. Bezüglich des Umfangs der Detailbehandlung hat der Hr Verf., sich streng innerhalb der Grenzen seiner Aufgabe haltend, die frühere Geschichte Indiens, vor Niederlassung, der Engländer, so wie die Geschichte der ostindischen

Compagnie, so lange sie nur mercantiles Interesse hat, nur sehr kurz, nicht mehr als zum Verständniß des folgenden nöthig ist, berührt, von den Thatsachen, der spätern politischen, sowohl inneren als äußeren, Geschichte, welche für die Kenntniß der Gründung und des Wachsthums des Indos-Britischen Reiches von irgendwelcher Bedeutung sind, wird man jedoch keine vermiffen. Die Beurtheilung der Begebenheiten u. Personen betreffend, so wird man wohl in vielem vom Hn Verf. abweichen, aber abgesehen von einem zu großen Vorurtheil zu Gunsten der ostindischen Compagnie wird man ihm das Bestreben unparteiisch sein zu wollen, nicht absprechen können. Die Geschichte ist bis 1833 geführt, in welchem Jahr bekanntlich die englisch = ostindische Compagnie ihre letzten Handelsmonopole verloren hat. Der Termin bis zu welchem damahls ihr Privilegium ausgedehnt ward, ist jetzt zur Hälfte verstrichen. Dieses Werk wird, fast möchte Ref. sagen, soll auf die bevorstehenden Verhandlungen über dasselbe vorbereiten. Sechs recht schöne Karten von Indien, welche dem IV. Band beigegeben sind, und die Ausdehnung der englischen Besitzungen in den Jahren 1750, 1780 (Clive, Warren Hastings), 1792, 1804 (Wellesley), 1834 (Marquis Hastings, Amherst) und 1842 bezeichnen, veranschaulichen diese wunderbare Geschichte von 90 Jahren. Ein umfassender Index und ein kleines Glossar der orientalischen Wörter sind zwei sehr dankenswerthe Zugaben.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

52. Stück.

Den 31. März 1845.

Freiburg (im Uechtland).

Piller'sche Buchdruckerei 1841. Histoire du Canton de Fribourg, par le Docteur Bertschold. Erster Theil. XVI und 408 S. in Octav.

Die Vereinigung von zwei und zwanzig, inmit- ten der Monarchien Europas gelegenen, in Hin- sicht des Ursprunges, der Sitten und Gewohnhei- ten, der Religion und der Sprache verschiedenen Republiken zu einem Föderativstaate ist, wie der Verf. des zu besprechenden Werkes richtig bemerkt, ein nicht bloß in ihrer Gesamtheit, sondern auch in ihren einzelnen Theilen der Beachtung würdige Erscheinung.

Es bedurfte mehrerer Jahrhunderte, um den Staa- tenbund zu bilden, welchen man die schweizerische Eidgenossenschaft nennt; und in einem so beträcht- lichen Zeitraum hat jeder einzelne Staat sich eines eigenen Lebens erfreuet und sich selbständig ent- wickelt, indem er sich in seinen natürlichen Gren- zen einschloß statt sich einem Nachbarlande einzu- verleiben. — Es lohnt sich der Mühe das Ent-

stehen und Emporkommen der schweizerischen Republiken, ihr reges Leben, die Entfaltung ihrer inneren Kräfte, und ihre Schicksale zu verfolgen. Eine genauere Bekanntschaft mit ihren Institutionen, Sitten und Gebräuchen kann über manchen viel besprochenen Punct der politischen Geschichte Griechenlands und Roms Aufschluß geben. Wie gewichtig überhaupt die Kenntniß der Geschichte kleiner Staaten, besonders kleiner Republiken sei, geht schon aus der Bemerkung Heerens hervor, daß, im Alterthum, die spartanische Revolution, welche (207 v. Chr.) die alte Verfassung umstürzte, und, in neuerer Zeit, die Unruhen in Genf (1788) und Lüttich (1789) die besten Vorstudien zur Geschichte großer Staatsumwälzungen sind.

Es war also ein glücklicher Gedanke, der Hrn Dr Berchtold dazu stimmte, für sein Geburtsland dasjenige zu leisten, was andere Schweizer für das ihrige schon gethan, nämlich die Geschichte des Standes Freiburg, von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart, zu schreiben. Bisher hatte man nicht viel mehr als Vorarbeiten zu einer Specialgeschichte dieses Cantons. Herr Berchtold hat dieselben benutzt. Er macht uns mit den Hilfsmitteln bekannt, die ihm zu Gebote standen. Zu den vorzüglicheren gehören J. v. Müllers Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft; Guillimanns Arbeit über sein Geburtsland, in dessen Werke *de Rebus Helvet.*, und Kuenlins *Dictionnaire géographique, statistique et historique du Canton de Fribourg*. Ohne kritischen Werth sind einige handschriftliche Chroniken, welche öfters einander wörtlich wiederholen und übrigens nichts Erhebliches enthalten, das nicht in dem Cantonsarchive sich vorfände. Aus dieser Fundgrube hat der Verf. das Wichtigste geschöpft. In dem Re-

cueil diplomatique, welchen der Staatskanzler Berro heraus gibt, werden die Leser der hier besprochenen Geschichte die darauf bezüglichen Belege finden.

Die Vorrede des Verfs verheißt seinen Landsleuten etwas Besseres als einfache urkundliche Berichte in der Gestalt einer trockenen Chronik, welche mehr den Verstand als das Herz ansprache, und wenig dazu geeignet wäre Vaterlandsliebe zu erwecken und Bürgersinn anzuregen. Er wollte vielmehr, nach seiner Aussage: 'Die erloschenen Geschlechter mit ihren Leidenschaften, ihren Gebrechen und Tugenden, wieder ins Leben rufen und, indem er die Vergangenheit beseelte, einen prophetischen Schimmer über die Zukunft werfen.' — Nur ein genialer Kopf, ein wahrer Künstler, qualem nequeo monstrare et sentio tantum, vermag es jene hohen Figuren des Mittelalters mit den ihnen eigenen Zügen und Farben zu schildern, und ihr viel bewegtes Zeitalter treu darzustellen. Es ist aber nicht genug, daß er zur Verfertigung des unternommenen Gemähltes den Pinsel der Poesie entlehne. Gründliche historische Studien, ein tieferes Eingehen in die Vorzeit, Ueberlegung und Besonnenheit allein können ihn vor der Versuchung hüten, Geschichte mit Dichtung und Romantik zu verwechseln, und statt einer auf Thatsachen beruhenden Erzählung ein bloßes Ideal zu geben.

Wir haben hier weder ein Product der Einbildungskraft, noch ein historisches Werk im strengen Sinne dieses Wortes, sondern vielmehr Jahrbücher, in welchen der Verf., in chronologischer Folge alles ihm Bekannte aufgezeichnet hat, was seit der Stiftung Freiburgs in dieser Stadt und im allmählich sich bildenden Cantone sich ereignet. Der Leser wird von den verschiedenen Bauten, den Municipalge-

sehen, den polizeilichen und anderweitigen Verordnungen, kurz von der ganzen bürgerlichen Haushaltung und Staatswirthschaft der Freiburger, von der im 15. Jahrhundert, sogar bei den Beginen und Augustinernonnen, zunehmenden Unsittlichkeit und den von der Obrigkeit zur Einführung der Zucht ergriffenen Maßregeln unterrichtet: — nur von dem Schulwesen erfahren wir nichts. Es ist nicht zu leugnen, daß das Alles seinen Werth hat und Beachtung verdient; der Verf. hätte aber, nach unserer Ansicht, eine andere Anordnung treffen sollen. Die zwischen so vielen Details eingerückten Episoden nehmen sich nicht gut aus. Ein Kunstwerk, ein bleibendes Denkmahl ist seine Geschichte des Cantons Freiburg nicht, wenn wir auch keinesweges in Abrede stellen wollen, daß dieselbe viel Wichtiges enthält, und dem Freund der Geschichte sehr nützlich sein kann, da dem Verf. weder Fleiß, Anstrengung und Forschungseifer, noch eigenes Studium abgesprochen werden kann. Indessen hat er, wir müssen es leider bekennen, eine Arbeit geliefert, die weder Vollständigkeit mit kritischer Sichtung vereinigt, noch durch Geschmack, Stil und Harmonie der einzelnen Partien zu einem gefälligen Ganzen sich rühmlich auszeichnet. Der Stil ist gezwungen, buntscheckig: die Rede nimmt öfters den Ton der Conversation an. Mancher Ausdruck, Personen oder Sachen betreffend, wäre schicklicher und würdiger weggelassen. Der Verf. ist nicht frei von Vorurtheilen und Leidenschaftlichkeit, die ihn gegen Andersdenkende ungünstig stimmen. So hat er, z. B., Hrn von Gings La-Sarraz, dessen Abhandlungen über das Rectorat Burgund und den Burgunderkrieg er doch Manches entlehnte, in unsanften Aeußerungen einer Parteilichkeit geziehen, deren ein Mann wie Hr

von Gingins, der zu edel denkt um die Geschichte zum Range einer Buhlerin herab zu würdigen, unfähig ist. Hrn Berchtolds Urtheil über den oben genannten Verf. der 'Lettres sur la guerre des Suisses contre le duc Charles-le-Hardi', hat Hr Michelet in einer Note zu seinem überschätzten Werke: 'Louis XI. et Charles-le-Téméraire' (VI. Bd. der Histoire de France, p. 340), im Wesentlichen aufgenommen.

In politischer Hinsicht zeichnet sich das Werk des Hrn Berchtold durch eine unumwunden ausgesprochene freisinnige Richtung, mitunter durch eine politische Erbitterung aus. Allerdings geht das Gemeinwesen, das Wohl der gesammten Bürger dem Privatinteresse vor. Niemand könnte es mit Fug und Recht dem Verf. verargen, daß er die Geschichte seines Vaterlandes aus dem Gesichtspunct der Demokratie betrachtet; daß er es unter der Würde eines freien Mannes hält, alten Gewohnheiten zu liebkosen, daß er den Dynasten den Verfall des Gemeinwesens schuld gibt; daß er die früheren Patricier züchtigt, die aus Titelsucht und Geldgier um die Gunst der Fürsten buhlten, das Blut ihrer Mitbürger verkauften, und ihr Vaterland ins Unglück stürzten. Andererseits verdienen auch die schlaue Politik, die Bestechungen und verführerischen Mittel aller Art, deren sich mehrere Höfe bedienten um ihren Einfluß in der Schweiz zu gründen oder zu erhalten, einen scharfen Tadel. Indessen wäre es höchst ungerecht, dem Dichter nachzurufen: crimine ab uno disce omnes. Das scheint beim Verf. der Fall zu sein, wenn er das häßliche Bild, welches ein Mönch von Berchtold IV. Herzog von Züringen entwarf, mit der Bemerkung begleitet: 'Ainsi selon quelques-uns Berchtold IV. fut un Néron, tandis que l'Ucht-

land et le Brisgau le révèrent comme leur plus puissant protecteur contre les nobles. Sans doute la chronique monacale n'est exempte ni de partialité ni d'exagération, mais d'autre part les dynasties princières inspirent en général trop peu d'estime pour qu'on se résolve facilement à faire une exception en faveur des Zähringen' (I. p. 49). Heißt das historische Kritik und Ueberlegung? Noch ein Beispiel solcher Befangenheit, die sich an mehreren Stellen kund thut. 'Cette même année 1364 mourut Agnès d'Hongrie. Privée jusque dans son extérieur des graces de la femme, elle avait souillé ses jeunes ans par les plus affreux brigandages, sous prétexte de venger la mort de son père. Toute sa vieillesse ne fut qu'une longue hypocrisie, qui ne trompa pas même les hommes' (I. p. 154). Einheimische Schriftsteller, ohne von deutschen zu sprechen, hätten den Schreiber solcher Dinge eines Besseren belehrt, wenn er sie befragt hätte. Ist es doch Thatsache, daß mehrere Königsmörder, unter andern Walther von Eschenbach, nach dem verübten Frevel noch länger als ein Jahr im Lande verweilten ohne beunruhigt zu werden; daß Agnes an der Blutrache keinen Antheil hatte; daß sie von Jugend auf fromm und wohlthätig war, daß diese Fürstin in so hoher Achtung bei den Eidgenossen stand, daß sie öfters als Vermittlerin nicht nur zwischen Privatleuten, sondern auch zwischen Eidgenossen und Fürsten gewählt wurde. Belege sind genug vorhanden. Uebrigens sagt Hr Berchtold selbst (S. 98 — 99. 130. 132), Agnes habe im Jahre 1333 den Frieden zwischen Bern und Freiburg vermittelt, und, in einer Zeit wo es so zu sagen Sitte war die Kriegsgefangenen gräßlich zu mishandeln, die Loslassung der Gefangenen aus-

drücklich bedungen. Das ist doch wohl ein Beweis von Menschlichkeit!

Der historische Gesichtspunct des Verfs läßt sich wohl am besten aus seinen eigenen Worten vernehmen. 'Es scheint, sagt er (Vorr. XIII fg.), die Vorsehung habe den Canton Freiburg dazu bestimmt in der Welt zwei wichtige Rollen zu spielen. Zuerst machte sie ihn zur Wiege der Freiheit in der westlichen Schweiz, dann zu einem Damm gegen die religiösen Neuerungen. Sie wählte diesen Ort am Fuße der Alpen und auf der Grenze des germanischen und romanischen Stammes, um daselbst die Demokratie unter dem Schirm des Katholicismus blühen zu lassen. — Diese doppelte Bestimmung nachweisen und darthun, von diesem Gesichtspunct aus die Thatsachen würdigen, den Antheil angeben, welchen jedes Geschlecht an dem gemeinsamen Werke hatte, den Zuwachs des Territoriums, die allmähliche Vereinigung der Lemter (bailliages) mit dem Weichbild (banlieue), die Macht der Nachbarschaft, welche Freiburg in den Kreis der Eidgenossenschaft zog, den siegreichen Widerstand des alten Cultus gegen die neuen Lehren, das Entstehen und Emporkommen des Patriciates, den langen Kampf der Bürgerschaft gegen diese Institution, das Alles darstellen, und zugleich erzählen wie durch die Wiedereinführung der verfassungsmäßigen Gleichheit die verschiedenen Theile dieses Landes einen demokratischen Canton bildeten, das war die Aufgabe des Freiburger Geschichtschreibers.'

Daß Hr Berchtold in jeder Hinsicht diese Aufgabe glücklich gelöst habe, dürfen wir nicht behaupten. Er beginnt sein Werk mit einer Uebersicht der ältesten Zustände und frühesten Einwohner Helvetiens, ihrer Regierungsform, Religion, Bildung, Sprachen und Gesetze. Diese Einleitung hätte füglich

wegbleiben können, da sie, weit entfernt über die darin besprochenen Gegenstände ein neues Licht zu verbreiten, nichts als allgemein Bekanntes enthält. Ueber nordische Mythologie ist nicht einmahl Grimms classisches Werk zu Rathe gezogen. Uebrigens gehört eine Untersuchung über die Urzeit und die Urbewohner der Alpenthäler nicht hieher. Man denke sich ein paar Duzend Specialgeschichten der Schweizercantone, und dazu noch besondere Geschichten von Grafschaften, Städten, Abteien u. s. w., jede mit einer Abhandlung der Art, die bloß als Einleitung zu einer Geschichte der gesammten Schweiz, wie J. v. Müller sie gab, am rechten Ort ist. — Als Beweise einer gewissen Uebereilung führen wir aus dem ersten Kapitel folgende Stellen an. S. 5. heißt es: ‘Les Helvétiens cultivaient la langue grecque, preuve qu’il existait des relations assez intimes entr’eux et les colonies grecques établies dans les Gaules et en Espagne. Les riches particuliers envoyaient sans doute leurs fils étudier chez les Phéniciens de l’Ibérie et chez les Grecs Tusciens, dont ils empruntèrent quelques notions des beaux arts.’ Bekanntlich hat Cäsar (B. G. I, 29) lediglich gesagt, man habe im Lager der Helvetier Täfelchen mit griechischen Buchstaben gefunden, welche Täfelchen das Verzeichniß der Ausgewanderten, so wie der waffenfähigen Männer, der Kinder, Greise und Weiber enthielten. Hr B. citirt für seine Angabe keinen Gewährsmann: *αὐτὸς ἔφα.* — S. 9. ‘De toutes les colonies romaines en Helvétie, nulle n’était plus florissante qu’Aventicum. Vespasien qui y était né avait pour elle un attachement filial: aussi ne l’oublia-t-il jamais.’ Sueton, den Hr Berchtold nicht befragte, sagt in der Lebensbeschreibung Vespasians (c. 2), dieser Kaiser sei im Dörfchen Phalacrine,

im Sabinerlande, geboren, und (c. 1.) dessen Vater habe in Helvetien Geldgeschäfte getrieben, und sei daselbst gestorben. — S. 14. 'le code . . . qui fut imposé à l'Allamannie sous le titre de miroir des Souabes (so: statt de Souabe) ou Land- und Lehenrecht-Buch . . .' Man weiß, daß jene im Mittelalter veranstaltete Sammlung von Rechtsvorschriften und rechtlichen Gewohnheiten keinem Volke als Gesetzbuch auferlegt (der Verf. sagt gleich darauf, die Nation habe die Gesetze votiert: wie reimt sich das zusammen?) und erst in viel späterer Zeit der Titel eines Schwabenspiegels beigelegt wurde. Da Freiburg mit in den Laupen- und Burgunderkrieg verwickelt ward, so achtete es der Verf. als Pflicht diese schon öfters beschriebenen Kriege ausführlich zu erzählen, was wir zu billigen um so mehr Anstand nehmen, da er über dieselben kein neues Licht verbreitete, und namentlich zur Versöhnung der beiden jetzt herrschenden Ansichten über den Burgunderkrieg, der nationalen (schweizerischen), deren Träger J. v. Müller ist, und der des Hn von Gingins, nichts beiträgt; denn eine individuelle, auf keine Belege sich stützende Meinung reicht nicht hin eine Streitfrage zu entscheiden. — Von dem Verfasser einer Geschichte des üchtländischen Freiburgs ließ sich billig erwarten, er werde den Schleier lüften, welcher das Betragen, die Ränke des Freiburger Schultheissen Ritter Wilhelm von Wvenche umhüllt, den wahren Ursprung und ganzen Hergang des, durch jenen Staatsmann (1447) veranlaßten, für sein Vaterland verhängnisvollen, savoyischen Krieges beleuchten. Allein, was J. v. Müller (4tes Buch, 5tes Kap.) nicht ausmitteln konnte, blieb auch für Hn Berchtold (Bd. I. Kap. 9 und 10) ein Geheimnis. Vielleicht sind keine Urkunden oder andere glaubwürdige Berichte darüber

in der Schweiz vorhanden. Manche diesen wichtigen Gegenstand betreffenden Documente möchten sich wohl im reichen Archive zu Turin vorfinden.— Wie bekannt, nahm Kaiser Conrad II. der Salier, im J. 1032 das Königreich Burgund in Besiz. Durch die Bewilligung dieses Kaisers, im J. 1037, wurden die Lehen der großen Vasallen erblich erklärt; wodurch diese sich bald zu mächtigen Herren empor schlangen. In der Mitte des XI. Jahrhunderts entstand das Herzogthum oder Rectorat Burgund, zwischen Tura und den Alpen. Dieses Rectorat wurde erst von den Grafen von Rheinfelden verwaltet, die ebenfalls mit der Verwaltung der jenseits der Reuß liegenden Länder belehnt, ihre Herrschaft über die ganze Schweiz ausbreiteten. Im J. 1097 erhielt Berchtold II. von Zäringen, der die Allodialbesizungen des Rheinfeldischen Hauses erheirathet und geerbt hatte, von Kaiser Heinrich IV., als erbliches Lehen, das Vicariat über das zwischen Reuß und Rhein gelegene Land, welches von Alemannien oder dem Herzogthum Schwaben abgerissen, seitdem eine besondere Provinz unter Oberherrschaft des Reiches bildete, und, mit dem von der Reuß und der Aare begrenzten Lande (Klein-Burgund), 120 Jahre lang von den Herzogen von Zäringen verwaltet wurde. Die Macht dieser Fürsten erhielt im J. 1027 noch einen Zuwachs dadurch, daß Kaiser Lothar II. der Sachse, den Herzog Conrad von Zäringen zum Rector oder Reichsverweser des vormaligen Königreichs Burgund, d. i. des Rectorats dieses Namens, ernannte; wovon dessen Sohn Berchtold IV. aber nur den ostwärts des Tura liegenden Theil behaupten konnte. Die Trennung des Herzogthums Alemannien oder Schwaben in zwei Theile (1097) ist ein gewichtiges Ereignis, da es von weitem und

unbemerkt die Trennung der Schweiz vom eigentlichen Deutschland vorbereitete. Seit diesem Jahre bis 1218 stand die ganze Schweiz unter der Herrschaft der Herzoge von Züringen. Diese Fürsten befestigten mehrere Städte und baueten neue auf, um der Herrschsucht der durch Kaiser Conrads II. Concession (1037) mächtig und gefährlich gewordenen Großvasallen Einhalt zu thun.

In dieser Absicht und zur Befestigung seiner eigenen Macht stiftete Berchtold IV. die Stadt Freiburg im Uechtland, nach Einigen im J. 1160, nach Anderen im J. 1178. Dieser chronologische Unterschied läßt sich, nach unserm Geschichtschreiber, leicht erklären, da hier weniger von der eigentlichen Erbauung einer neuen Stadt, als von der allmählichen Vergrößerung einer früheren Anlage die Rede sein kann. — Ursprung und Bedeutung des Wortes Uechtland (in Urkunden und Chroniken findet man bald Ogia, bald Uechtland, Uchtland, Ochtland, Ochtlandia, Oechtland) weiß der Verf. nicht anzugeben: er vermuthet, der pagus Aventicus habe später so geheissen. Bekanntlich wird der Name Uechtland von verschiedenen Schriftstellern verschieden erklärt, bald durch Dedland, d. h. ein durch eingewanderte Horden verödetes Land; bald durch schwarzes Land; oder durch Nachtland. Hr Prof. Leo vermuthet (Sahrh. für wissensch. Kritik 1841. Nr. 100), der Name Uechtland (Ochtland) hange mit dem gothischen uhtwô ('crepusculum', eher diluculum) zusammen, und hätte dann den Sinn von pagus Orientalis. Für diese Etymologie spricht das in Holland alltäglich gebrauchte niederdeutsche Wort ochtend, welches den Morgen bedeutet. Die Bemerkung Leos, der am meisten gegen Morgen gelegene Theil Burgunds sei doch das Uechtland zu gewissen Zeiten gewesen und

der Name könne leicht als Gegensatz zu dem westjuranischen Burgund in Gang gekommen sein, findet ihre Bestätigung in einem Werke des Hn Baron von Gingins (Essai sur l'établissement des Burgunden dans la Gaule, p. 58). Nach diesem Gelehrten bezeichnet der Name Uechtland, welcher Morgenland (Pays du Levant) bedeute, vollkommen die relative Lage dieser Gegend, welche den östlichen Gürtel der von den Burgunden in Helvetien besetzten Lande bildete; deshalb heiße diese Gegend in mehreren Urkunden des Mittelalters Hostelandia (z. B. Friburgo in Hostelandia ao 1294, bei Zapf. monum. p. 178. no. 84). Die Alemannen nannten sie besonders Burginen; woraus Hr v. Gingins schließt, die Burgunden, und nicht die später eingewanderten Alemannen haben ihr den besprochenen Namen beigelegt. — Im Vorbeigehen sei bemerkt, daß auch Bern urkundlich 'Bern in Uechtland' hieß, wahrscheinlich um es vom italiänischen Bern (Verona) zu unterscheiden, eben wie man noch jetzt Freiburg in Uechtland von der gleichnamigen Stadt im Breisgau unterscheidet.

Freiburg entlehnte seinen Namen von der an der Saane und hoch über den Fluß auf steilen Felsen gelegenen freien Burg. — So entstand denn die erste freie Stadt am Fuß der Alpen. Sie wurde das Mittelglied jener langen Kette von Festungen, welche die Herzoge von Züringen auf der westlichen Grenze des Reiches errichteten, und eine Beschützerin der Freiheit. Herzog Berchtold gab der neuen Stadt ein beträchtliches Stück Land, dessen Bewohner Leibeigene waren. Die Besitzer der in diesem Weichbild sich befindenden Lehen suchten und fanden in derselben den nöthigen Schutz

gegen die großen Vasallen. Die erste Bevölkerung Freiburgs bestand aus dem niederen Adel und Freien oder Freigelassenen, also aus Leuten, die in Hinsicht des Ursprunges, des Standes und Vermögens in ungleichen Verhältnissen waren. Freiheit und Ungleichheit kamen, wie J. v. Müller in gewissem Sinne richtig bemerkt, zu Freiburg mit einander empor. Die neuen Ansiedler kamen zum Theil aus Oberschwaben, zum Theil aus dem jenseits des Jura gelegenen Burgund. Erstere ließen sich in der Unterstadt, letztere in der Oberstadt nieder. Ihrer verschiedenen Sitten, Gewohnheiten und Sprache ungeachtet vereinigten sie sich unter denselben Gesetzen. Aber in siebenhundertjährigem Beisammenleben wurden der deutsche und romanische Stamm nie zu einem Volke: man spricht noch deutsch am Fluß (der ältesten Stadtgegend) und romanisch auf dem Felsen, ohne daß alle Bürger beides verstanden.

Berchtold IV. gab den Freiburgern eine Handfeste, welche dem Volke in werthem Gedächtnis blieb. Die vom Herzoge der Stadt ausgestellte Urkunde ist zwar verschwunden; man besitzt aber noch die Erneuerung derselben, oder wie J. von Müller sie nennt, die Handfeste der Bestätigung ihrer ursprünglichen Freiheit, vom 28. Jun. 1249 durch beide Grafen Hartmann von Kyburg. Sie diente den Handfesten von Thun, Burgdorf, Erlach und Narberg zum Muster, und liegt den Freiburger-Verordnungen von 1347, 1387 und anderen, so wie der unten zu besprechenden Constitution von 1404 zum Grunde. J. v. Müller hat (B. I. 16tes Kap.) einen kürzeren, und Hr Berchtold (I, c. 2.) einen längern Auszug aus jener merkwürdigen, in Hr Werros Rec. dipl. abgedruckten, Urkunde

mitgetheilt. Aus derselben erhellt unter andern, daß wie die Rätthe, so deren Vorstand, der Schultheiß (zugleich Stadthauptmann) und die übrigen Municipalbeamten von der Gemeinde gewählt, von dem Grundesherrn bestätigt wurden.

Bevölkerung und Wohlfahrt Freiburgs nahmen durch Handel schnell zu. Der Verf. bemerkt (I. p. 49) nach Hrn von Gingins (Mém. sur le Rectorat de Bourgogne, p. 109), die Herzoge von Züringen hätten bei der Stiftung einer beträchtlichen Anzahl von ummauerten Städten nicht bloß daran gedacht den kleinen Besitzern von Reichsgütern, die zugleich Vasallen der Rectoren waren, Kraft zu verleihen, sondern sie hätten auch die Vermehrung ihrer eigenen Einkünfte bezweckt, indem sie in gewisse Ortschaften ihres Gebietes den Handel der umliegenden Länder zogen. Das ist allerdings wahrscheinlich; indessen läßt sich nicht leugnen, daß auch der Eigennuß und die Politik der Züringer die Freiheit und Wohlfahrt ihrer Unterthanen beförderte. Dahin war ihre Politik schon deshalb gerichtet, weil sie der Unterstützung des Volks bedurften um ihre Macht zu befestigen und die großen Vasallen in den Schranken der Pflicht zu erhalten. Weit entfernt sich die Unterjochung der ihrer Verwaltung anvertrauten Länder vor zu setzen, sorgten sie für denselben Wohlstand. Freiburg und andere Städte wären weder durch den niederen Adel und die freien Bürger, welche sie bewohnten, noch durch die Bauern und Hirten des Landes emporgekommen. Dem Handel und Gewerbleiß verdankte es vorzüglich seine Wohlfahrt.

Das VIIte Kapitel der Geschichte Freiburgs ist in gewisser Hinsicht das Lehrreichste dieses Bandes

und zeugt von einer gründlichen Forschung des Verfs hinsichtlich eines interessanten Gegenstandes. Die ersten (freien) Bewohner von Freiburg waren, wie gesagt, in ungleichen persönlichen Verhältnissen. Sie wurden jedoch mit dem allgemeinen Namen Bürger bezeichnet. Aber die des niederen Adels, welchen die burgerliche Verfassung neu war, nannten sich *barones* oder *burgenses majores*, und die übrigen Bürger *burgenses minores*. Sie baten sogar den Bischof um die Freiheit, sich in den benachbarten Klöstern zu Hauterive, Humilimont, Payerne (Peterlingen) begraben zu lassen. Sie wollten wie im Leben, so im Tod unterschieden sein. Der Bischof Rogerus gewährte ihre Bitte (*rogatu baronum de Friburch*), allein aus der Urkunde erhellt, daß der Prälat die constitutionelle Gleichheit nicht verletzen durfte, und allen Bürgern das gleiche Recht der Bestattung ertheilte (*annui petitioni Friburgensium ut quicumque ex eis, etc.*). Die 'großen Bürger', deren Haupt-Beschäftigung das Kriegshandwerk war, (weßhalb sie auch *milites* genannt wurden), bildeten allmählich eine wirkliche Aristokratie; und gelangten zu einer ansehnlichen Macht. Unter denselben zählte man die Freiherren von Düdingen (*Duens*) oder Felga, welche der Republik eilf Schultheissen gaben, (in einer Urkunde von 1348 heißt es: *Johanni de Duensburgensi de Friburgo*) und die Grafen von Thierstein. Dieser Lehenadel ward jedoch durch das demokratische Element absorbiert, und in der Mitte des 17. Jahrhunderts waren nur noch schwache Ueberreste desselben in Freiburg.

In dieser Stadt waren also ursprünglich große und kleine Bürger, später eigentliche Bürger und Einsassen; und seit dem 16. Jahrhundert geheime

und gemeine Bürger, von welchen im zweiten Bande die Rede sein wird.

Bürger (burgensis) nannte man im Mittelalter denjenigen freien Mann, der einer Burg (burgum) angehörte, und zur Vertheidigung der geschlossenen Stadt, zu der Burghut, verpflichtet war. Die Bürger thaten daher für den Herrn keinen Kriegszug, von welchem sie nicht mit der Sonne Untergang heim kommen konnten. Sie bildeten die Besatzung der Stadt, unter dem Schultheissen oder Stadthauptmann, und waren, nach den Stadtgegenden, erst in drei, später in vier Pannern, jedes unter einem Benner vertheilt. Um in Freiburg wirkliches Mitglied der Bürgerschaft zu sein, reichte die Aufnahme als Einwohner nicht hin; man mußte in der Stadt ein unbewegliches Gut, oder eine auf solchem Gute haftende Rente besitzen. Dieses Eigenthum war eine Gewährleistung für die Gemeine und bürgte für die Treue eines jeden ihrer Mitglieder. Dagegen nahm die Gemeine den neuen Bürger in Schutz und Schirm gegen seine Feinde. Die Besatzung der Stadt war anfänglich auf eine gewisse Anzahl Gewaffneter beschränkt, allein so wie die Gefahren und die Volksmenge zunahmen, der Umfang der Stadt sich erweiterte, und vorzüglich nach der Vereinigung der Vorstädte mit derselben im Jahre 1391, wurde diese Anzahl vermehrt, und man wählte die neuen Bürger unter den Einsassen. Im Jahre 1415 zählte man in Freiburg 559 wirkliche Bürger. Da nun die Stadtgemeine im Jahre 1404 aus 940 Mitgliedern bestand, so folgt daraus, daß ungefähr die Hälfte derselben keine eigentlichen Bürger waren.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

53. 54. Stück.

Den 3. April 1845.

Freiburg (im Uechtland).

Schluß der Anzeige: 'Histoire du Canton de Fribourg, par le Docteur B e r c h t o l d.'

Diese Beschränkung der Bürger ist übrigens durch die Art der Einschreibung erwiesen. So wurde der Eintritt eines Bürgers immer am Rande des Todtenregisters mit dem Worte obiit bezeichnet. Entsahte ein Bürger seinem Titel, so wurde dies am Rande mit dem Worte vacat bemerkt; nahm er denselben wieder an, so schrieb man den wieder Aufgenommenen mit dem Beisatz qui fuit antiquitus noster burgensis ein. Eine Wittve konnte ihr Bürgerrecht nur unter der Bedingung behalten, daß sie ihren Ehemann durch einen zum Dienste fähigen Mann ersetzen werde.

Zu bemerken ist, daß das Bürgerrecht der Stadt Freiburg bloß persönlich war, so daß der Sohn erst nach dem Tode seines Vaters dasselbe erhielt. Deshalb liest man oft in den Einschreibungen: recepit burgensiam sui quondam patris oder factus est burgensis loco patris sui. Die For-

mel der Einschreibung war im Allgemeinen folgende: N., der Sohn des verstorbenen N., wurde an diesem oder jenem Tage Bürger und erhielt sein Burgrecht auf diesem oder jenem Gute. Aus dieser individuellen Ausnahme entstand in späteren Zeiten die Verpflichtung für jede Generation ihr Burgrecht zu erneuern: ein Gebrauch, der erst im 16. Jahrhunderte eintrat.

Ausburger (extraburgensis) hieß derjenige, dem, mittelst einer jährlichen Steuer, gestattet wurde außerhalb dem Umfange der Stadt zu wohnen. — Dies Wenige, das Hr Berchtold über diesen Gegenstand sagt, wollen wir aus dem gelehrten Werke (des Hrn Obersten Wurtembergers): Buchegg, die reichsfreie Herrschaft, ihre Grafen und Freiherren und die Landgrafschaft Klein-Burgund. Bern 1840) ergänzen: 'als Ausburger wurden solche Genossen eines Burgrechts bezeichnet, welche außerhalb den Mauern und Gebietsgrenzen ihres Bürgerorts wohnten: in Schwaben nannte man sie Pfahlburger. Diese Aus- oder Pfahlburger, und die ihnen zugesicherten oder von ihnen angesprochenen Rechte und Freiheiten veranlaßten häufige Fehden und Handel zwischen Städten und Fürsten oder Landherren, weil die Bürgerschaften die Pflicht auf sich hatten, jedes ihrer Mitglieder, selbst mit gewaffneter Hand, in allen ihren Rechten, und gegen jede Anfechtung zu schützen.'

Einsasse hieß derjenige, welcher nicht besonders durch einen Contract zur Burghut verpflichtet war. Durch die Ablehnung solcher Obliegenheit entsagte er dem Vortheile des Schutzes. Dies ausgenommen, genoß er alle übrigen Vortheile des Burgrechtes, und die ältesten Verordnungen haben ihn nie von denselben ausgeschlossen. Die von 1285 begreift den Bürger und den Einsassen in dersel-

ben Kategorie: 'omnis burgensis de Friburgo et omnis residentiam faciens.' Er wurde wie der Bürger zu den Gemeinerversammlungen berufen, und wie der Bürger mit einer Geldbuße bestraft, wenn er nicht erschien. Alle Aemter waren ihm zugänglich, sogar das eines Schultheissen. Desterb wurde der fähigere Einsasse von der Gemeinde dem eigentlichen Bürger vorgezogen.

Aus dem Vorhergehenden ergibt sich, daß das Patriciat der neueren Zeit weder mit der großen Bürgerschaft des Mittelalters, noch mit der eigentlichen Bürgerschaft der folgenden Jahrhunderte etwas Gemeinsames hat. Die Erörterung dieses viel besprochenen Punctes ist zum Verständniß der constitutionellen Verordnungen nöthig. In einer Urkunde vom 17. October 1309 erkennt Herzog Friedrich von Oesterreich der Bürgerschaft von Freiburg ausdrücklich das Recht zu, Schultheisse und Räte zu wählen.

Vom Anbeginne waren in der Gemeinde die gesetzgebende, die gerichtliche Gewalt und das Wahlrecht concentrirt. Diese Rechte waren nicht bloß unveräußerlich; alle Bürger hatten dieselben ohne Unterschied mit einander gemein.

Durch die Constitution von 1404 wurde die reine oder absolute Demokratie modificirt. Der Senat wurde in 3 Räte getheilt, die der Vier und Zwanzig, der Sechszig und der Zweihundert, die je nach der Wichtigkeit des zu beratenden Gegenstandes entweder zusammen oder einzeln sollten berufen werden. Die Gemeinde selbst sollte sich nur einmahl im Jahre zu einer gewöhnlichen Versammlung vereinigen. Ihre Vertreter aber sollten allen Sitzungen des Senates beiwohnen um über die Interessen der Gemeinde und die Unverletzlichkeit der Gesetze zu wachen. Diese Volks-

vertreter, — es waren deren vier, für jede Stadt-
 gegend einer — hießen Benner (bannerets, aus
 dem deutschen Bannerherr, oder dem altdeutschen
 bonnere). Bis in die Mitte des 16. Jahrhun-
 derts wurden sie immer aus der niedern Volks-
 classe gewählt. So wollte es die Gemeine: ‘A
 banderet ne soent esliez (élus) fors que bons
 hommes idonees (fähige Männer) deis (des) gens
 dou Coumon (du commun) et non personne
 d'autre estat.’ (Cant. Archiv).

Wie zu Rom die Volkstribune das Veto, so
 hatten zu Freiburg die Benner die gesetzliche Be-
 fugnis, durch ihren Widerspruch den von der Raths-
 versammlung gefassten Beschluß zu entkräften und
 die Ausführung desselben zu hindern. Wollte der
 Rath ihren Widerspruch nicht annehmen, so appel-
 lierte er an die Gemeine, und diese entschied. —
 Die jährliche Erwählung der Obrigkeit, welche bis-
 her durch die Bürgerschaft nach Stimmenmehrheit
 Statt gefunden hatte, wurde nun einem Wahlaus-
 schusse anvertraut, um allen Ränken und Unord-
 nungen vorzubeugen. Die Berathschlagungen fan-
 den in der Franciskaner-Kirche bei verschlossenen
 Thüren Statt. Zuerst wurden die Namen der für
 das Jahr gewählten Rätthe verkündigt, dann wählte
 man nach einander den Schultheissen (nach absolu-
 ter Stimmenmehrheit), den Bürgermeister, die vier
 Benner, und den Großweibel (magnus praeco).
 Man las die auf die Sitzungen des Gerichtsrathes
 bezüglichen Verordnungen vor; die Beamten leiste-
 ten den Eid. Wer ein ihm angetragenes Amt ab-
 lehnte wurde zu einer Geldbuße von 100 Livres
 verurtheilt und auf zehn Jahre verbannt. Ein
 Beamter, der sich bestechen ließ, wurde sogleich sei-
 nes Amtes entsetzt und für fünf Jahre jeder Func-
 tion unfähig erklärt. Der Bestecher wurde auch

streng bestraft. Die vier Benner mußten jeder hundert Mann wählen um mit ihm in den Krieg zu ziehen. Diese hundert Mann schwuren bei Todesstrafe oder bei Einziehung ihrer Güter ohne Erlaubnis ihres Benners das Panner nicht zu verlassen. Im Falle eines Auslaufes oder irgend einer Gefahr mußten sogleich 50 Mann zu ihrem Benner stoßen um ihm Hilfe zu leisten. Nur im Falle einer Feuersbrunst, und wenn die Flamme aus dem Dache schlug, durfte man die Sturmglocke läuten. Strenge Strafen wurden über die Uebertreter dieser Verordnungen verhängt, welche die Grundverfassung nicht schmählern sollten. Die aus 940 Burgern und Einsassen bestehende Versammlung schwur diese Constitution zu handhaben, mit dem Vorbehalte, daß nur eine Versammlung in gleicher Zahl etwas daran abändern dürfte. Diese am 24. Junius 1404 beschworene Constitution diente zur Ergänzung der vorigen, und blieb bis in die Mitte des folgenden Jahrhunderts in Kraft. Das Original wurde in der Lade der Benner aufbewahrt. Im Staatsarchiv findet sich die auf Anlaß der Regierung den 22. December 1756 gefertigte Abschrift derselben, und die auf Velinpapier, welche man jährlich in der am 24. Junius Statt habenden Versammlung ablaß.

Die von Berchtold V. im Jahre 1291 an der Aare gestiftete Stadt Bern, obgleich jünger als ihre Schwester an der Saane kam doch rascher empor; denn, wie der Verf. schon in der Vorrede bemerkte, Bern gelangte durch die Freiheit zur Macht und Wohlfahrt, während Freiburg durch Abhängigkeit in Verfall gerieth und sich aus Ergebenheit an seine Landesherren erschöpfte. Freiburg war nämlich eine Erbstadt, die erst den Herzogen von Züringen, und seit dem Erlöschen ihres

Hauseß den Grafen von Kyburg als allodium gehörte, und nur mittelbar unter dem Reiche stand. Bern, hingegen, auf Reichsboden gegründet (ein Umstand, auf welchen der Verf. mit Recht viel Gewicht legt), war eine Reichsstadt, die als solche unmittelbar unter dem Reiche stand. So nahe verwandt diese beiden Städte sich zeigen, wenn man bis zu ihrem Entstehen hinauf steigt und ihre Verhältnisse betrachtet, so entschieden haben sie sich in der Folge getrennt, und jede von ihnen einen besondern Weg eingeschlagen, der sie zu einem ganz verschiedenen Ziele führte. Wenn auch beide Städte einen Bund schlossen und ewiges Bürgerrecht schwuren, wenn auch Freiburg dem abgebrannten Bern half, so blieben doch Feindseligkeiten zwischen ihnen nicht aus. Wie Freiburg vorzüglich im Laupenkrieg sich gegen Bern selbstsüchtig zeigte und sich gern durch Berns Fall erhoben hätte, so stand Bern im Savoyerkrieg gegen Freiburg. Dies war Folge der politischen Verhältnisse beider Republiken. Nach dem Tode des letzten Herzogs von Züringen (1218) setzte Kaiser Friedrich II. Bern in die Reichsfreiheit; Freiburg aber, das auf einem Erbgute gestiftet war, erbte der Graf von Kyburg. Zwar ertheilte der Kaiser dieser Stadt auch seinen Schirm. Im Jahre 1275 nahm König Rudolph von Habsburg dieselbe unter den Schutz des Reiches. In dieser Zeit verlangte und erhielt die Gemeinde von Gräfin Anna von Kyburg und ihrem Gemahl Eberhard aus dem Hause Habsburg = Lauffenburg, dem Stifter des zweiten Kyburgischen Hauses, die Bestätigung ihrer Freiheiten. Zwei Jahre später (1277) kam Freiburg vom Grafen Eberhard an dessen Vetter den Grafen von Habsburg (König Rudolph), ob durch Kauf, wie Eschudi und Müller behaupten, oder

auf eine andere Art, ist eine von Kopp aufgeworfene Frage, welche Hr Berchtold nicht berücksichtigte. S. v. Müllers Meinung, Oesterreich habe in Freiburg Schultheiß und Rath nach Belieben zu setzen und zu entsetzen vermocht, wird durch den oben angeführten Brief Herzog Friedrichs vom J. 1309, und durch die Constitution von 1404 widerlegt. Freiburg gerieth durch seine Landesherren in unglückliche Umstände. Hr Berchtold sagt mit Recht, die Dynasten haben die ursprünglich kräftige Gemeine geschwächt und ins Elend gestürzt. — Durch den Schultheissen Ritter Wilhelm v. Avenche, den Urheber aller Unruhen um die Mitte des 15. Jahrhunderts, mit dem damals schon mächtigen Savoyen in einen Krieg verwickelt, bekam Freiburg (1447) innerhalb 67 Tagen fünf Kriegserklärungen. Nach langem Kampfe, durch zu große Anstrengung erschöpft, und von seinem Landesherren, Albrecht von Oesterreich, in der äußersten Noth verlassen, unterlag Freiburg. Die Verwendung des Königs von Frankreich, des Herzogs von Burgund und der Eidgenossen setzte den Frieden durch. Bei der herrschenden Geldnoth sollte Freiburg eine ungeheure Summe für die Kriegskosten bezahlen, und dabei sogar die Ehre einbüßen; denn acht Rathsherren von Freiburg zogen über das Gebirg, den Herzog von Savoyen mit bloßem Haupt und gebeugten Knien um Vergebung zu bitten. In demselben Jahre kam Herzog Albrecht in die bedrückte Stadt, die ohne ihn den Frieden geschlossen. Er ergriff tyrannische Maßregeln, entsetzte den Schultheissen, verbannte ihn mit sechs der obersten Rätthe, und setzte, die Rechte und Freiheiten der Gemeine verkehrend, einen den Bürgern feindseligen Stadthauptmann und eine neue Obrigkeit ein; er nahm sogar das ihm bei seinem Ein-

zuge zu einem Feste geliehene Silber mit, und entsagte der Stadt, welche er Sigmunden überließ. — Drei Parteien zerrissen damahls das unglückliche Freiburg, nämlich die Anhänger Desterreichs, die Freunde der abgesetzten Regierung und die Männer der Landschaft, von den Ausburgern unterstützt. — Von nun an verfiel in dieser Stadt die Gewalt Desterreichs. Schon am 10. Junius 1452 wurde der zwischen dem bisherigen Fürsten und dem Gemeinwesen der Freiburger bestandene Vertrag, wegen seiner Seits versäumter Pflicht, für erloschen erklärt, und Herzog Ludwig von Savoyen und seine Nachfolger als Schirmherren angenommen. Dies ist eines der wichtigsten Ereignisse in der Geschichte Freiburgs. Es machte der 175jährigen habsburg-österreichischen Herrschaft ein Ende. Im Jahre 1459 erneuerte Freiburg mit Bern das alte Burgrecht; 1477 wurde es, nach dem für die Schweizer glücklichen Ausgang des Burgunderkrieges, durch Vermittelung Berns, das auf die Freiheit der alten Schwester durchaus bestand, von Savoyen unabhängig und frei; endlich, im Jahre 1481, nachdem dieser Republik erst der Beitritt in den Schweizerbund aus Eigennuß verweigert war, wurde sie, durch den in Stanz gefaßten Beschluß mit Solothurn, in den ewigen Bund schweizerischer Eidgenossenschaft aufgenommen. — Mit diesem für Freiburg höchst wichtigen Ereignisse schließt Hr Berchtold den ersten Band seiner Geschichte.

H—y.

L o n d o n.

Richard Bentley, new Burlington Street,
 Publisher in Ordinary to her Majesty: Memoirs
 of the Life of the Right Hon. Warren Ha-
 stings First Governor - General of Bengal.

Compiled from original papers. By the Rev. G. R. Gleig. M. A. Chaplain to the Royal Hospital at Chelsea, and Rector of Ivychurch in Kent. Author of the life of Sir Thomas Munro. 1841. Vol. I: XVI, 544; Vol. II: IV, 591; Vol. III: IV, 546 Seiten. Mit den Portraits von W. Hastings und seiner zweiten Frau.

Die hier gegebene Lebensbeschreibung einer der bedeutendsten Persönlichkeiten aus der englischen Geschichte des vorigen Jahrhunderts ist zusammen gestellt aus dessen Familienpapieren — Briefen an Freunde, oder fast genauer, größtentheils wenigstens, Depeschen an Agenten, öffentlichen Berichten u. s. w. — die sich fast nur auf sein Staatsleben und zwar auf die glänzendste Zeit und deren trübe Folgen beziehen — und einigen, sehr sparsam fließenden, Familiennachrichten. Schon kurz nach Warren Hastings Tod (22. August 1818) wurde Southey mit Anordnung seiner hinterlassenen Papiere zu einer Biographie beauftragt; dieser gab sie aber nach einiger Zeit zurück. Dann wollte sich Impey, Sohn seines Schulfreundes und Kollegen in Calcutta, dieser Aufgabe unterziehen und behielt die Papiere 6 Jahre, starb aber, ohne etwas Ausgearbeitetes zu hinterlassen. 1835 wurden sie dem jetzigen Herausgeber übergeben.

Das Werk ist vom Hn Vf. so angeordnet, daß, so weit es die hinterlassenen Papiere zuließen, W. Hastings sein Leben selbst erzählt. Diese Quelle fließt reichlich von der Zeit an, wo er seine hohe Stellung in Indien einnahm (1772); allein für die vorhergehende war eben nichts und für die Zeit, ehe er in die politische Sphäre trat (1758) fast ganz und gar nichts in ihnen zu finden. Von dem Prozeß, nächst der Administration von Indien, dem bedeutendsten Moment in W. Hastings Leben,

gibt Hr Gleig keinen detaillierten Bericht; for as (heißt es Pref. p. VIII) the charges brought against him were assumed to spring out of the vices which disfigured the whole of his administration, so is their refutation far more satisfactorily set forth in a plain unvarnished narrative of the administration itself, than could have been done by lingering over the iniquitous proceedings, with which his public life was consummated. Seine Administration wird nur nach seinen Briefen, Berichten u. s. w. auseinander gesetzt; die Punkte, welche Gegenstand der Anklage wurden, sucht der Hr Herausgeber noch selbst zu vertheidigen, gewöhnlich im Sinne dessen, was geradezu I, 345 ausgesprochen wird: and it is as a politician rather than as a moralist that Mr. Hastings must, I apprehend, on the present occasion be tried, oder wie es II, 444 bei Vertheidigung der Tortur heißt: yet the practice was then as common in India u. s. w. Mit Grundsätzen dieser Art, die man am wenigsten aus dem Munde eines Geistlichen erwarten sollte, wird man W. Hastings Bedrückungen, Gewaltthätigkeiten u. s. w. vor dem Forum der Geschichte niemahls beschönigen können; noch weniger durch die im höchsten Grad von ihm verdiente Anerkennung seiner reichen intellectuellen Gaben und seiner überaus großen Verdienste um die Ausdehnung und Befestigung der brittischen Macht in Indien. Allein, wenn man die moralische Miserabilität der damaligen Zeit berücksichtigt, die bodenlose Corruption fast aller damaligen Staatsmänner, ihren Mangel an Rechts- ja überhaupt an sittlichem Gefühl; wenn man speciell auf die Administration Indiens vor W. Hastings Rücksicht nimmt, z. B.

auf Clive und seine Genossen, deren gemeine Habsucht augenblickliche Befriedigung ihres Privatvortheils suchte, während W. Hastings von allen seinen Erpressungen zunächst nichts für sich nahm, sondern alles zur Verfolgung seiner Staatszwecke benutzte, von deren glücklichem oder glänzendem Erfolg er Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Erwerblust auf einem minder gefährlichen Weg hoffte *); wenn man ferner die treu- und gewissenlose Weise bedenkt, wie die Minister ihm mitspielten und ihn gleichsam als Sündenbock für die ganze gewissenlose Art damahliger Staatsverwaltung den Repräsentanten eines neuen Princip auslieferten, wobei sie noch Nebenzwecke in Bezug auf das Verhältnis der ostindischen Compagnie zum Staat im Auge hatten — so kann man nicht umhin, eine Art Mitleid zu empfinden, daß gerade W. Hastings, der trotz aller seiner Gewaltthaten und so sehr er an und für sich sein Schicksal verdient, sowohl über seinen Vorgängern als vielen seiner Zeitgenossen steht, das Opfer der Anklage werden mußte. Allein das ist der stäte Verlauf der Geschichte. In wem sich ein Princip am schwächsten offenbart, der verfällt dem entgegengesetzten am ehesten als Sühnopfer. Mit W. Hastings war dem ganzen Princip gewissenloser Verwaltung in Indien — die schon lang Gegenstand der heftigsten Angriffe der Feinde der Ausbeutung des

*) Vielleicht kann man aus dem Brief an Scott (II, 458), eine noch mehr zu misbilligende Absicht schließen: Had I succeeded, heißt es daselbst, as I had reason to expect, in the original objects of my expedition (sich Cheyt Singhs Schätze zu bemächtigen), I should have thought it, perhaps, allowable to make some provision for myself, when I had filled the company's treasury.

Staates zu Partei- und Privat Zwecken, der in Burke und seinen Freunden damals mächtig hervor tretenden demokratischen Richtung geworden war — der Boden ausgeschlagen. So sehr W. Hastings auch persönlich die Anklage verdiente, so fiel er doch wesentlich als Opfer des demokratischen Principes, dem Freund und Feind desselben, zum Untergange W. Hastings vereinigt, dienen. Den Ministern war es willkommen, daß der Sündenbock der gewissenlosen Staatsverwaltung, welcher dem damaligen demokratischen Eifer Burkes und seiner Freunde nun einmahl fallen mußte, in Indien und nicht näher gesucht ward.

Die Anklage, obgleich sie — wesentlich nur in Folge ihres langsamen Ganges (von 1787 bis 1795), wodurch ihr Ende in eine Zeit fiel, in welcher der englische Geist und alle Parteien schon ganz andere Richtungen eingeschlagen hatten und der frühere Eifer ganz erkaltet war — mit W. Hastings Freisprechung schloß, war nichts destoweniger eine furchtbare Strafe für ihn. Sie brachte ihn fast um sein ganzes Vermögen, hielt ihn 9 Jahre in tödtlicher Angst (wie man aus seinen gegen alle englische Sitte demüthigen Vorstellungen sehen kann) und vernichtete alle seine Hoffnungen auf Ehre und Amt, auf die er mit solcher Zuversicht gerechnet und für die allein er so viel gewagt und sich so viele Feinde gemacht hatte. Sein Leben, welches von 1772 — 1784 eine so hervorragende Stellung eingenommen hatte, sank, nachdem er 3 Jahre in Erwartung der Anklage zugebracht, 9 Jahr die Pein der Anklage erlitten hatte, in das tiefste Dunkel zurück, in welchem er — nachdem er sich kaum ein- oder zweimahl wieder öffentlich gezeigt hatte, — wobei er doch noch

gegen das Ende seiner Tage (1813) die Freude erlebte, daß das englische Unterhaus, in Anerkennung seiner politischen Verdienste und mit Uebersehen seiner sittlichen Mängel, ihm seine Ehrfurcht auf eine eclatante Weise bezeugte — 1818 starb.

Von seinem Privatleben vor seiner Glanzperiode, über welches er selbst bei seiner gewöhnlichen Verschlossenheit, fast nie sprach, weiß der Hr Herausgeber so wenig mitzutheilen, daß nicht einmahl sein Geburtsort sicher ist. Hr Gleig entscheidet sich für Churhill in Oxfordshire. Trotz dieser Dunkelheit stammte er von einem alten Geschlecht, welches aber so herunter gekommen war, daß W. Hastings Großvater auf der früheren Besizung seiner Ahnen Daylesford, welche Hastings nach seiner Rückkehr aus Indien wieder ankauften, eine arme Pfarre annehmen mußte. W. Hastings ward 1732 (6. Dec.) geboren; seine Mutter starb kurze Zeit nach der Geburt, sein Vater verließ ihn; der arme Großvater mußte ihn nach 2 Jahren einer Armenschule übergeben. So wenig er über seine Jugend sprach, so muß sie doch eine sehr traurige gewesen sein; seine ausgezeichneten Geistesgaben erregten zwar schon auf den Schulen große Hoffnungen; allein seine Mittel reichten nicht zu, eine Universität zu beziehen. 1750 kam er nach Indien als Schreiber; blieb in untergeordneter Stellung bis 1758, wo er Resident in Murshedabad ward, womit seine politische Laufbahn begann. 1761 ward er Mitglied des Rathes; 1764 kehrte er nach Europa zurück; 1769 ward er als zweiter im Rath nach Madras zurück gesandt; 1771 nach Calcutta versetzt, wo er bald Governor ward. Nachdem 1773 die Gesetze in Bezug auf die East-India-Company durchgegangen waren, wählte ihn das Parlament zum

ersten Governor-general; nachdem der erste Termin (5 Jahr) verflossen war, ward er von Jahr zu Jahr prorogiert bis er 1784 sein Amt niederlegte und zurück kehrte.

Aus seinem Familienleben wird wenig mitgetheilt; nur bei seiner zweiten Verheirathung verweilt der Hr Herausgeber etwas länger, weil es hier wieder etwas zu vertheidigen gibt. Als Hastings nach Madras fuhr, gehörte zur Schiffgesellschaft ein Deutscher, Baron von Imhoff, welcher mit seiner Gemahlin nach Indien ging, um dort als Mahler zu leben. Hastings verliebte sich in die Baronin. Das junge Papier kam nach Madras und blieb dort, so lange als W. Hastings daselbst verweilte. Dann begleitete es W. Hastings nach Calcutta. Während der ganzen Zeit ging ein Scheidungsproceß in Deutschland vor sich und, nachdem die Scheidung erlangt war, heirathete Hastings die Baronin, and the Baron, bemerkt Hr Gleig sehr naiv, returned to his native country a richer man than he ever could have hoped to become by the mere exercise of his skill as a painter.

M a r i e n b u r g,

bei Dorman 1844. Martin von Dunin, Erzbischof von Gnesen und Posen. Eine biographische und kirchenhistorische Skizze von F. Pohl, Regens und Professor des weltgeistlichen Seminars zu Posen. 'Gedenket eurer Vorsteher, welche euch das Wort Gottes verkündet haben, sehet auf den Ausgang ihres Wandels, folget ihrem Glauben nach.' Hebr. XIII, 7. VI und 100 Seiten in Octav.

Der selige von Dunin gerieth bekanntlich in der

Zeit von 1838 bis 1840 nur kurze Zeit nach dem Vorgange und Beispiele des Erzbischofs von Coln in ähnlichen Conflict mit der preussischen Regierung über die so genannte strengere Praxis bei der Einsegnung gemischter Ehen, und ist in dieser Zeit und später in öffentlichen Blättern nicht nur viel genannt, sondern auch sehr verschieden beurtheilt worden. Vorstehende Biographie versucht nun, ein treues Bild des Erzbischofs zu zeichnen, und eben dadurch ihn gegen alle Verleumdungen und Berunglimpfungen zu reinigen. Unstreitig war der Verf. ganz in der Lage, seine Aufgabe zu lösen, da ihm außer Actenstücken eine längere Erfahrung und genauere Kenntniß der Verhältnisse nach seiner amtlichen Stellung zu dem sel. Erzbischof zu Gebote stand. Er widmet darum in der Darstellung des Lebens des Erzbischofs auch den Verwickelungen mit der Staatsregierung während der Episode von 1838 bis 1840 den größten Raum (S. 28—84), und wir bedauern nur, daß er dabei die Actenstücke über den Streit in der Erzdiöcese Gnesen-Posen nicht vollständig hat geben wollen oder dürfen. Der sel. von Dunin war geboren den 11. Nov. 1774, der Sohn eines Gutsbesizers in Masovien, der Erstgeborne von 23 leiblichen Geschwistern, studierte in dem collegio germanico zu Rom, dort ordiniert vor dem canonischen Altar, bekleidete nach seiner Rückkehr verschiedene Aemter, und wurde 1829 zum Generaladministrator, und bald hernach zum Erzbischof der vereinigten Erzdiöcesen gewählt und geweiht (1831). Seine Hauptwirksamkeit widmete er der Administration, und den dem Bischöfe als solchem reservierten Amtshandlungen, wobei er weniger als Prediger thätig sein konnte. Wir wollen nun die

Pietät und die Absicht des Verfs an sich weder tadeln noch bekämpfen, zumahl da er mit großer Mäßigung zu Werke geht, und weit entfernt ist von der blinden Ummassung neuerer römischer Scribenten, die eben so die Wirklichkeit der geschichtlichen Verhältnisse, als den wahren Gegensatz der Principien verkennen oder verdecken. Gleichwohl geht auch aus dieser milden und gemäßigten Darstellung das gänzlich Einseitige und Exclusive des römischen Principes in der beregten Controverse nur zu deutlich hervor, und hat bei uns das längst gehegte Urtheil nur noch mehr befestigt: daß zwischen der römischen exclusiven Prätension und einer anderen Confession keine gerechte Vereinbarung nach den Grundsätzen der Parität möglich sei, daß die Staatsregierungen, ohne auf die exclusiven Prätensionen Roms Rücksicht zu nehmen, mit gerecht wiegender Legislation durchgreifen müssen, daß jedes Concordat mit Rom nur ein Fluch und eine Beeinträchtigung der evangelischen Kirche sei, daß Rußland, wohl oder übel, nur Roms Prätensionen mit gleicher Münze bezahle, und daß alle Persönlichkeit bei dem exclusiven Princip Roms gänzlich zurück gedrängt, um nicht zu sagen, erdrückt werde von der Macht des Principes, daß darum aber auch jede Apologie der Persönlichkeit mehr oder weniger gleichgiltig sei, so bald die Persönlichkeit sich nicht über den Buchstaben des exclusiven Principes zu erheben vermag.

Köllner.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

55. Stück.

Den 5. April 1845.

A l g i e r ,

bei Brachet und Bastide 1839. Géographie médicale D'Alger et de ses environs, par M. Bonnafont, chirurgien aide-major de l'armée d'Afrique. XV und 170 Seiten in Octav.

Es erweckt ein eigenes Gefühl ein in Algier gedrucktes medicinisch-statistisches Werk zu erblicken. Das vorliegende enthält wichtige Beiträge zur Kenntniss der Gesundheitsverhältnisse jener ausblühenden europäischen Kolonie an der afrikanischen Küste.

Nach einem allgemeinen Ueberblick sucht der Vf. im ersten Kapitel zu zeigen, daß die Stadt Algier und ihre nächsten Umgebungen alle dem menschlichen Körperbefinden heilsamen und zuträglichen Bedingungen in sich schließen. Die Stadt, terrassenförmig angebaut, liegt frei nach dem Meere hin. Der höhere Theil, wo die Eingebornen wohnen (la haute ville), hat viele und enge Straßen; der untere, fast nur von Europäern bewohnte (la basse ville) breite, gerade Straßen und offene Plätze.

Das halbe Jahr hindurch (vom Mai bis October) ist die Luft klar; kein Wölkchen am blauen Himmel und die große Hitze durch die Seewinde gefühlt. Die andere Hälfte des Jahres dauert die Regenzeit mit oft überaus starkem Regen (die Regenmenge 28 Zoll; in Paris 19 Zoll im Jahr), und der Winter beginnt im Februar, wenn man das Winter nennen kann, wenn die Temperatur selten auf 7° C herab geht, das Land grün und lachend, die Bäume mit Blüten bedeckt sind.

Höchst drückend ist der nicht selten wehende 'Wind der Wüste' (Samiel, Simoon, Sirocco); oft verheerend die Wasser=Tromben (eine ausführliche Beschreibung S. 33). Der Thau fällt so reichlich, daß er die Kleider wie ein Regen durchfeuchtet; Schnee sieht man nur auf den Gipfeln der Atlas=Kette; Hagel kommt selten vor. Quellen und Flüsse finden sich reichlich, ebenso gegrabene Brunnen.

Heilquellen sind in der Nähe der Stadt sehr wenige, weit mehr in der Provinz Constantineh.

In der Stadt selbst zeigen sich keine epidemischen Krankheiten. Die, welche in der ersten Zeit der Besitznahme die Soldaten, noch mehr aber die Kolonisten (*la caravane bavaroise*, von welcher S. 63 eine traurige Schilderung gemacht wird) heimsuchten, hatten in zufälligen und vorübergehenden Ursachen ihren Grund. Nur der Theil der Umgebung, welcher durch einen tiefen Thal=Einschnitt mit den Sümpfen der angrenzenden Ebene in Verbindung steht, nimmt auch an ihren bössartigen Einflüssen Theil. Diese werden im 2ten Kapitel ausführlich erörtert. Die bekannte Ebene Mitidja bildet im Rücken der Stadt (*derrière le massif*

d'Alger p. 83) eine Art Halbrund, in Form eines Hufeisens, von Ost nach West, gegen 40 Lieues lang und etwa 5 breit. Nicht sowohl die räuberischen Hadshuten, die sie bewohnen, als vielmehr die unzähligen Moräste, von denen sie erfüllt ist, und die giftigen Nebel, welche daraus aufsteigen, haben vielen Tausenden europäischer Anbauer Gesundheit und Leben geraubt. Die böartigsten intermittirenden Fieber sind hier einheimisch. Die Bemühung des französischen Gouvernements, die Sümpfe auszutrocknen, haben schon einigen Erfolg gehabt. Doch sind gerade die, welche dabei beschäftigt sind, am meisten bedroht. Der Vf. gibt Vorsichtsmaßregeln an, wie sich die Arbeiter und Anbauer möglichst zu schützen haben. Für die, welche noch gar nicht an das afrikanische Klima gewöhnt sind, ist der Eindruck jener Ausdünstungen so gewaltsam, daß die meisten, so wie sie in das Hospital gebracht wurden, schon erlagen (S. 90). Deswegen eifert der Verf. im 3ten Kapitel gegen das Verfahren, die erkrankten Soldaten nach Frankreich zu transportieren, weil dann immer neue nachkämen, welche des Klimas ungewohnt wären, und die, welche zurück bleiben müßten, vor Heimweh erkrankten. Vielmehr rath er, in der Provinz selbst gesunde Plätze, die er namhaft macht, zur Anlegung von Reconvalescenz-Hospitälern zu benutzen und so die Hergestellten immer mehr zu acclimatistieren.

Im 4ten Kapitel zeigt er durch vergleichende Uebersichten, daß die Zahl der Brustkranken daselbst verhältnismäßig gering sei, und daß deshalb Algier als ein Ort benützt werden könnte, wo Kranke, die an den ersten Stadien der Lungenschwindsucht litten, wenn auch nicht immer eine

Heilung, doch eine Erleichterung ihres Zustandes zu erwarten hätten.

Augen-Entzündungen kommen häufig in Algier vor, was der Verf. vorzüglich dem Reflex der Sonnenstralen von den mit weißem Kalk angestrichenen Gebäuden herleitet und deshalb eine andere Farbe derselben verlangt und auch, wie er sagt, schon zum Theil erreicht hat.

Das 5te Kapitel enthält Geburts- und Sterbelisten, so wie Angaben über die Zunahme der Bevölkerung in Algier, die in den letzten Jahren mit erstauender Raschheit vor sich ging. Sehr alte Leute finden sich häufig daselbst, noch mehr in Constan-tineh, wo der Vf. 1838 zwei noch rüstige Greise sah, welche als Soldaten unter Zerig-Aino gedient hatten, der im Jahre 1168 der Hegira, 1754 unserer Zeitrechnung, regierte.

L e i p z i g.

Weidmann'sche Buchhandlung 1844. Engelhard, eine Erzählung von Konrad von Würzburg mit Anmerkungen von Moriz Haupt. XIV und 283 Seiten in Octav.

Dieses Gedicht von Conrad von Würzburg hat sich in keiner Handschrift erhalten; es ist nur in einem Drucke des sechzehnten Jahrhunderts auf uns gekommen, von welchem bisher nur zwei Exemplare bekannt waren; das erste, nach welchem die vorliegende Ausgabe veranstaltet ist, befindet sich zu Wolfenbüttel, das zweite in einer Kirchenbibliothek zu Celle. Außer diesen beiden gibt es noch ein drittes bisher unbeachtetes Exemplar, welches Referent auf der hiesigen königlichen Universitäts-Bibliothek fand *).

*) Auch dieses Exemplar ist in klein Octav und hat

Derjenige, der diesen Druck veranstaltete, wollte das Gedicht seinen Zeitgenossen zugänglicher machen. Er setzte daher die Sprache des dreizehnten Jahrhunderts meistens in die des sechzehnten um und vertauschte namentlich einige veraltete und unverständlich gewordene Worte und Redensarten mit solchen, welche damals geläufiger waren. Diese Veränderung ist freilich oft unverständlich genug vorgenommen, wie man denn z. B. statt 'frow Minne' hier wohl 'Frauenliebe' liest. Aber glücklicher Weise hat derselbe Herausgeber den alten Text nicht durchaus umgestaltet, auch sich nur im Anfang wenige Zusätze erlaubt. Gewöhnlich hat er seine allem Anscheine nach nicht schlechte Handschrift neudeutsch wieder gegeben, nur aus Stumpf sinn und weil er die alte Sprache nicht mehr verstand, durch arge Fehler entstellt, je nachdem er gelesen oder irgend welchen Sinn heraus gefunden zu haben glaubte.

Unter diesen Umständen war die Wiederherstellung des echten Textes, welche überhaupt nur bei einer genauen Kenntniß der sprachlichen und metrischen Eigenthümlichkeiten des Dichters möglich war, keine leichte Sache: sie war aber wohl des Versuches werth, weil der Engelhard wegen seines anziehenden sagenhaften Inhaltes und wegen der

den Titel: 'Ein schöne Historia von Engelhart auß Burgunt, Herzog Dietherichen von Brabant, seinem Gesellen, unnd Engelbrut, des Königs Tochter auß Dennmark, wie es ihnen ergangen, und was jammers und not sie erlitten, Ganz lustig und kurzweilig zu läsen. Vormalß nie im Druck außgangen. Gedruet zu Franckfurt am Mayn M. D. LXXIII.' Auf der Rückseite von Blatt 132 steht abermahls: 'Gedruet zu Franckfurt am Mayn, durch Silian Han, Anno M. D. LXXIII.'

angemessenen Behandlung desselben zu den besten poetischen Erzeugnissen Conrads gehört. Wir werden es also Hn Haupt um so mehr Dank wissen, daß durch seine Bemühungen das alte Gedicht jetzt durchaus lesbar gemacht ist und in einer so gesäuberten Gestalt vorliegt, daß man die Schwierigkeiten, welche die Verbesserung vieler Stellen machte, fast nicht merkt. Diese wird nur derjenige gehörig zu würdigen wissen, der das Gedicht vorher in dem alten Drucke gelesen und vielleicht für sich den Versuch gemacht hat aus demselben Conrads Verse wieder herzustellen.

In den beigegebenen Anmerkungen sind die von dem Herausgeber gemachten Verbesserungen durch Parallelstellen aus Conrads übrigen Werken und durch Nachweisungen der Eigenthümlichkeiten, welche sich in der Sprache und dem Versbau des Dichters wahrnehmen lassen, begründet. Außerdem ist hier, da die arge Entstellung des Druckes bei der ersten Bearbeitung leicht etwas übersehen ließ, und weil der Conjecturalkritik hier mehr Raum als sonst zu gestatten ist, manche Stelle noch nachträglich von dem Herausgeber und von Lachmann gebessert, so wie auch kürzlich wieder eine kritische Nachlese von Haupt und W. Wackernagel in der Zeitschrift für deutsches Alterthum (B. 4, S. 555 bis 557) erschienen ist. Refer. fügt noch einiges dazu, was ihm bei dem Lesen des alten Druckes und der neuen Ausgabe in den Sinn gekommen ist, wenn auch vielleicht nur einzelne von den folgenden Aenderungen das Richtige treffen sollten.

Vers 160. noch getriuwer lebe. — Die beiden von dem Herausgeber nach 182 ausgestoßenen Verse 'Und weiß nicht wo hinaus, Und köm-

met in an ein grauß' sind doch wohl echt und nur arg entstellt. Die Stelle möchte etwa zu lesen sein: 'wan der ungetriuwe zage enweiz niht rehte wâ hin ûz, und enfrunt im niht ein grûz. ungerne er dâ belîbet f.' Vgl. die Anmerkung des Herausgebers zu B. 1116. — B. 294. wan ich. — 708. ir zu streichen. — 709. gebegger. — 1481. wol zu streichen. — 1649. von ungeschichte nach dem Drucke; dagegen wird wohl daz zu streichen sein. — 1664. niuwan biz. — 1826. wæn' ich, derte ringer. — 2261. niht enbern. — 2501. und höher gir ein klûse. — 2731 und 2732 sind von dem Herausgeber nicht verbessert. 2732 liest Ref. mit Wackernagel: 'ez gûlte manegen bîsant'; 2731 konnte gelesen werden: 'dâ klûngen enein sâ zehant.' — 2833. sich bejagen mit dem Drucke; vgl. Wolfr. Parz. 517, I. zu Sw. 7179. — 3922. des wart ich. — 4134. erzeiget. — 4594. im wart. — 5172. den schaden. — 5636. nû zu streichen. — 5829. slôch er niht den armen, der Ueberlieferung näher. — 6183. kein zu streichen. — 6237. etwa vor der werlde? das doppelte vor den liuten B. 6237. 6238 fällt unangenehm auf. — 6353. reinic an der hût. — In der Vorrede theilt der Herausgeber einige kurze Bemerkungen über die sagenhaften Namen mit, welche sich in Conrads Gedichte finden, namentlich über den B. 2690 erwähnten Hertneid von Reußen und über König Frute von Dänemark, welcher Name bekanntlich in der deutschen Heldensage eine nicht unbedeutende Rolle spielt und allem Anscheine nach mit dem berühmten Frodhi der dänischen Sage identisch ist. Wahrscheinlich ist unter diesem, wie Ref. (Zeitschrift für deutsches Al-

terthum 3, 49. 50) vermuthet hat, wenigstens in einigen mythenhaften Sagen, der Gott Freyr verborgen. Eine ausführlichere Behandlung der Sage von den beiden in gegenseitiger Treue zu allen Opfern bereiten Freunden, wie sie in Conrads Engelhard und in der nahe verwandten Erzählung von Amicus und Amelius vorliegt, wäre zu wünschen. Der Herausgeber konnte darüber aus Mangel an Hilfsmitteln nur einige literarische Nachweisungen geben. W. M.

D s n a b r ü c k ,

bei Rackhorst 1844. Das Bad Driburg in seinen Heilwirkungen dargestellt für practische Aerzte. Von Dr Anton Theobald Brück. VIII u. 144 Seiten in Octav.

‘Es ist eine schwierige Aufgabe, sagt der Hr Verf., eine Brunnenschrift zu schreiben, welche — gelesen wird. Dem flüchtigen Blicke, der ihnen von den Aerzten meistentheils nur vergönnt ist, erscheinen diese Schriften wie in Uniform: Historisches und Topographisches möglichst romantisch gehalten — Geologisches, Botanisches dilettantisch — eine neue Analyse und merkwürdige Heilungen Sr Durchlaucht v. H., der Gräfin Y u. s. w. ‘Man merkt die Absicht und man ist verstimmt’, sagt der Empfänger beim Durchblättern des Büchleins und stellt es zu den übrigen.’ Dieser für den balneographischen Schriftsteller nicht sehr ermuthigende Ausspruch trifft nach Reß Dafürhalten das vorliegende Buch nicht, welches in zwei Abtheilungen zerfällt, von denen die erste den Curort Driburg, die Geschichte und Literatur des Bades, den Werth und die Bedeutung der Cur, die Vorbereitungs-

curen, künstliche Mineralwasser und Nachcuren, den Heilapparat, die Anwendung des Driburger Heilapparates und die Brunnendiätetik bespricht, — die zweite aber pathogenetische Versuche mit besonderer Beziehung auf die Heilwirkungen Driburgs liefert und in 5 Abschnitten sehr gründliche Erörterungen über Hypochondrie und Hysterie, über Schreibekrampf und Buphthalmus hystericus, über Schwindel, über Driburg und die Reconvallescenten, und über den Brunnenarzt enthält. Besonders lehrreich ist das, was der Hr Verf. über Hypochondrie und Hysterie sagt, und worüber er seine Ansichten im Wesentlichen schon in seinen im J. 1827 erschienenen 'Beiträgen zur Erkenntnis und Heilung der Lebensstörungen mit vorherrschend psychischen Krankheitserscheinungen,' erörtert hat. Den Schreibekrampf und Buphthalmus hystericus hat der Verf. zuerst in die Pathologie eingeführt; er benannte das erstere Uebel das Stottern der Finger. Dem Verf. kam im Laufe der Jahre in Driburg etwa ein Duzend Fälle dieses Uebels vor; bei zweien war die Cur von auffallend günstiger Wirkung, von den übrigen fehlen spätere Nachrichten. Einem empfahl der Verf. die Tenotomie, die, von Dissenbach ausgeführt, nicht den günstigen Erfolg hatte, dessen einige andere tenotomische Versuche im Schreibekrampf (dauernd?) sich erfreut haben sollen. — Den Buphthalmus hystericus beobachtete der Verf. 5 Mal; theils mag demselben ein congestiver oder oedematöser Zustand des hinter dem Auge liegenden Zellgewebes, theils aber auch Krampf der Augenmuskeln und des Levator palpebrae superioris zum Grunde liegen. Den Schwindel betrachtet der Verf. mit Recht als ein, meist plötzliches Gewahrwerden gestörter Selbständigkeit, deren

Organ das Nervensystem der Wirbelsäule ist; er nimmt sodann 3 Arten des Schwindels an, den allgemeinen Muskelschwindel, den Augenschwindel und den Ganglien- oder sympathischen Schwindel. Alle 3 Schwindelarten können bei Gesunden vorkommen, — krankhaft wird der Schwindel aber, wenn eine krankhafte Disposition des Centralorgans der willkürlichen Bewegung vorhanden ist, so daß schon eine geringe Veranlassung im Stande ist das innere Gleichgewicht zu stören. In welchen Fällen des Schwindels Driburgs Eisenwasser vortheilhaft wirken, setzt der auf Erfahrung gestützte Verf. auseinander; so schädlich dieses Wasser beim hypersthenischen Schwindel sein würde, so nützlich bewährt es sich beim asthenischen, welcher bei Personen mit zu wenig energischer Blutbereitung, mit beeinträchtigteter Respiration, Muskelschwäche und überhaupt mit chlorotischer Cachexie so häufig ist. — Möge der Hr Verf. in Mittheilung seiner lehrreichen Reflexionen und Beobachtungen fortfahren. Berthold.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1844. Romancero castellano, ó colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicade con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano. T. I. LXXXIII und 418. T. II. 482 Seiten in Octav.

Gancioneros, gleichviel ob spanischen oder niederländischen Druckes, möchten, mit geringer Ausnahme, außerhalb Spaniens wohl nur auf größeren Bibliotheken angetroffen werden. Auszüge aus

denselben, welche schon im sechszehnten Jahrhundert in Spanien veröffentlicht wurden, leiden an allen den Gebrechen, die von jeder Blumenlese der Art unzertrennlich sind. Ueberdies zeigen sich in keinem der letztgenannten Werke leitende Principien, nach denen die Auswahl Statt gefunden hätte. In dieser Beziehung stehen die in Deutschland erschienenen Sammlungen spanischer Romanzen — von dem Herausgeber des vorliegenden Werkes, von Jacob Grimm (*Silva de romances viejos*) und von Böhl de Faber (*Floresta etc.*) veranstaltet — ungleich höher, und man begreift nicht, aus welchem Grunde Depping in der Einleitung dieselben gänzlich übergeht, während er die älteren und neueren spanischen Drucke sorgfältig verzeichnet.

Unter diesen Umständen und bei dem überall sich kund gebenden Interesse an der älteren spanischen Literatur, ist eine vollständige und geordnete Sammlung spanischer Romanzen, wie die vorliegende, um so mehr dankenswerth, als sie zugleich bei den meisten Dichtungen die in ihnen enthaltenen historischen Momente zusammen reiht, durch zweckmäßige Erläuterungen in Bezug auf Sprache, Nationalität und Dertlichkeit die Poesien in eine das richtige Verständniß derselben erleichternde Beleuchtung stellt und durch Mittheilung von Varianten bei schwierigen Stellen dem Leser die Ausübung der Kritik unbenommen läßt.

Der Herausgeber sucht den Grund von dem ungewöhnlichen Reichthum des Spaniers an Sagen und Dichtungen jeder Art darin, daß Letzterer, Jahrhunderte lang ohne wesentliche Berührungen mit der übrigen christlichen Welt, den Blick mehr

nach Innen gerichtet habe; er leitet andrerseits die zahllose Menge von Romanzen zum Theil daher, daß die schmiegsame Sprache fast zuvorkommend die Assonanz gestalte, den Reim aber auf ungewöhnliche Weise erleichtere. In diesen Umständen möchten wir, abgesehen davon, daß einzelne Provinzen, z. B. Catalonien, zu keiner Zeit auf die angegebene Weise vom übrigen Europa isoliert war, nur einen untergeordneten Grund der Fülle spanischer Poesie erkennen. Von größerem Gewichte erscheint in dieser Beziehung die eigenthümliche Mischung des spanisch-arabischen Lebens, das Verschwimmen der Elemente des Orients und Occidents, ein mit ungeschwächter Begeisterung geführter, durch fast acht Jahrhunderte sich erstreckender Kreuzzug, welcher der gesammten christlichen Bevölkerung der Halbinsel jenen hohen, das äußere und innere Leben erfassenden Schwung verlieh, also daß sie bewußtlos die Poesie ausübte, die Erzählung sich zur Romanze gestaltete, das Gefühl der Liebe und des Hasses, der das geheimste Leben durchzitternde Gedanke sich in ein Lied kleidete. Das ist, wenn Lope de Vega sagt:

Estos romances, Señora,
Nacen al sembrar de los trigos.

Man weiß, wie der gelehrte Spanier der späteren Zeit mit Mißbehagen, selbst mit Verachtung auf diese volksthümlichen Lieder und Romanzen herab sah, deren Verfasser kein Handbuch der Literatur namhaft zu machen vermag. Eine Poesie ohne scharf geschnittene Regel für Rhythmus und Bewegung des Gedankens, die, der Künstlichkeit des Sonnets und dem Pathos der Ode gegenüber, wie ein wildes Mädchen auf Blumenwiesen und

in Bergwäldern sich tummelt, gleich ausgelassen in Freude wie in Schmerz — sie galt ihm nur als rohes Erzeugniß der unteren Stände, dem der Zutritt in eine anständige Gesellschaft verschlossen bleiben müsse. Er sah auf sie herab, wie Nicolai auf das deutsche Volkslied. Diese Zeiten sind vorüber. Ein gesunder Geschmack hat in dieser Beziehung die künstlichen Regeln und Systeme der Cathedralweisheit zurück gewiesen, und wie Deutschland berufen war, dem Engländer das halb vergessene Bild seines Shakspeare wieder entgegen zu halten, so versenkte es sich in den Tiefsinn der Erzählung vom Junker aus der Mancha und in die Zauberwelt spanischer Lieder und Romanzen. Es bedurfte in Bezug hierauf nur des Fingerzeiges von Herder, der mit wunderbarem Tacte die Poesie im Leben aller Völker heraus zu fühlen wußte.

Die Musik des spanischen Lebens liegt in seinen Liedern, den raschen Ergüssen der Stimmung in Liebe oder Haß; der innerste Keim seiner Geschichte in der Auffassung derselben in der Romanze. Kurz, energisch, spruchreich und dann wiederum denselben Gedanken immer von neuem in veränderter Färbung an uns vorüber führend, weich, mit der Tiefe und zarten Sinnlichkeit einer Shakspeare'schen Julia, spiegelt sie die Gluth des Glaubens und der Liebe, das Verlangen nach Kampf, die Lehenstreue gegen den Herrn, die Ritterlichkeit aller Stände ab und behält, trotz der Verschmelzung mit arabischer Anschauung und der Aufnahme provençalischer Dichtungen, immer den rein nationalen Typus.

Wie bei dem deutschen Volksliede, so ist bei der spanischen Romanze die Bestimmung der Zeit ihrer

Abfassung meistens unmöglich. Depping spricht die Meinung aus, daß von den vorhandenen vielleicht keine über 400 Jahr alt sei, und beruft sich bei dieser Gelegenheit auf die Sprache und daß der castilische Dialect erst seit der Mitte des vierzehnten Jahrhunderts allgemeine Geltung gefunden habe. Aber, darf man entgegnen, der Grundton ist alt, und nur das Gewand neu; oder vielmehr, der Grundton bleibt, trotz der im Laufe der Zeit angeschossenen Modulationen und des Wandels im Zuschnitt und Farbe des Gewandes.

Der Herausgeber gibt in der Einleitung eine kurze Uebersicht der Geschichte der spanischen Romanze. Er verweilt, der Natur der Sache gemäß, besonders beim Sid; er zählt auf, was außerhalb Spaniens, in England und Frankreich, und dann in Deutschland durch Herder geschehen ist, um diese unvergleichliche Dichtung zu verbreiten, oder sie zum Gegenstande von gelehrten Untersuchungen zu machen. Auffallend ist, daß in letzterer Beziehung die treffliche Abhandlung Hubers hat übergangen werden können.

Der Herausgeber bringt sämtliche hier mitgetheilte Dichtungen in die schon früher gebräuchlichen Abtheilungen von historischen, maurischen, Ritter- und Liebesromanzen, der Art daß die erst genannte Gattung, welcher der ganze erste Theil angehört, 296, die zweite 127, die dritte 92, die vierte 80 Dichtungen enthält. Jeder dieser Abtheilungen fügt er eine kleine historische Einleitung und Uebersicht bei, die, obwohl Antonio Alcalá-Galiano in seinen der Einleitung angehängten *observaciones y notas* Kritik und Gelehrsamkeit des Herausgebers rühmend anerkennt, weder in der

Auffassung noch in der Forschung Tiefe zeigt, aber leicht, faßlich, wie in dem bequemen Ton der Umgangssprache, die Hauptmomente an einander reiht. Hav.

V e n e z i a.

Tipografia di Franc. Andreola 1840. Della Peste et della publica amministrazione sanitaria opera di A. A. Frari, Dott. in med. I. R. effettivo consigliere di governo, presidente del magistrato di sanita marittima in Venezia etc. Vol. I. CXLIX und 964 Seiten in Octav.

Vorstehendes Werk ist die Frucht Jahre lang fortgesetzter Bemühungen und einer höchst gefahr-vollen Erfahrung, welche der Verf. von Pestkranken aller Art umringt, gesammelt hat, weniger darauf hinielend, für eine der furchtbarsten Krankheiten des menschlichen Geschlechts Heilmittel vorzubringen, als vielmehr den Zweck verfolgend, diese Geißel der Menschheit fern zu halten und ihren Ausbruch zu verhüten. Schon die zahlreichen Noten, mit welchen der Verf. seine Vorrede selbst begleitet, zeigen von dem tiefen Studium, welches derselbe seinem Gegenstande gewidmet: hier schon ist überall der geschichtliche Standpunct auf das genaueste berücksichtigt und Nachricht gegeben theils von den verschiedenartigsten Verordnungen und Einrichtungen der einzelnen Gouvernements in Betreff der Verhütung der Pest, theils von den ältesten und ältern, als auch den neuern und neuesten Ausbrüchen der Krankheit selbst; eben so sind die Unterscheidungsmerkmale der Pest vom Typhus petechialis, der Pestbeulen von den syphilitischen Bubonen angegeben. Die Resultate

von Zeichenzergliederungen sind beigelegt, so daß schon die Vorrede allein mit ihren Noten ein selbstständiges Werk hätte bilden können. Es folgt aber nun erst S. 1—181 eine vollständige Aufzählung der ganzen Literatur über die Pest aus allen Ländern und in allen Sprachen, wozu der Verf. noch bis S. 202 erläuternde Bemerkungen beigegeben hat. Dann gibt der Verf. eine Beschreibung aller merkwürdigen Pestausbrüche von der ältesten Zeit bis zur Gegenwart nach ihrer chronologischen Reihenfolge, welchen geschichtlichen Theil seiner Arbeiten er mit dem bezeichnenden Motto überschrieben hat: *‘Quemadmodum prosperarum rerum meminisse aliquid in se et voluptatis et utilitatis habet; ita pariter infaustos eventus subinde memoria revolvere est decorum: hos nempe omni studio evitare satagendo, illas consecrando.’* Mit der Pest in Moskau (1771 und 1772) schließt der Verf. den ersten Band, und verspricht im zweiten die Fortsetzung der Pestepidemien bis auf unsere Zeit, zugleich soll ein Supplement der Bibliographie mit beigegeben werden. Sehr ausführliche Inhalts = Verzeichnisse, gleichsam als Schlüssel dem sehr voluminösen Werke dienend, erleichtern den Gebrauch des Buches, welches für das in der neuesten Zeit so wichtig erkannte Studium der Volkskrankheiten einen wichtigen Beitrag liefert.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

56. Stück.

Den 7. April 1845.

G ö t t i n g e n ,

den 27. Merz 1845. Von der Königlichen Immatriculations-Commission der hiesigen Universität ist unter dem heutigen Dato folgende Bekanntmachung erschienen:

Es wird hierdurch bekannt gemacht, daß im bevorstehenden Sommersemester die Vorlesungen auf hiesiger Universität in der Woche vom 14. bis 19. April ihren Anfang nehmen, und daß die Immatriculation der etwa später ankommenden Studierenden durch eine allgemeine Bestimmung auf die nächsten acht Tage nach dem Anfange der Vorlesungen beschränkt ist, späterhin also nicht mehr Statt findet.

Hinsichtlich der sofort bei der Meldung zur Immatriculation vorzulegenden Zeugnisse ist vorgeschrieben, daß

1) die, welche das akademische Studium beginnen, ein in öffentlicher Form ausgestellttes Zeugnis ihrer wissenschaftlichen Vorbereitung zu demselben und ihres sittlichen Betragens,

2) die, welche von einer andern Universität kommen, von jeder früher besuchten Universität ein öffentliches Zeugnis ihres dortigen sittlichen Betragens und Fleißes,

3) die, welche zunächst vor ihrer Ankunft hieselbst eine Lehranstalt nicht besucht haben, ein von der Obrigkeit des Orts, wo sie sich im letzten Jahre längere Zeit aufgehalten, ausgestelltes Zeugnis über ihr sittliches Betragen beizubringen haben, worin zugleich bemerkt ist, daß von ihnen eine öffentliche Lehranstalt nicht besucht sei. Dasselbe gilt von denjenigen, welche, nach einer Abwesenheit von einem halben Jahre oder darüber, auf die hiesige Universität zurückkehren, ohne inzwischen eine andere Universität besucht zu haben.

Außerdem hat jeder, der sich zur Immatriculation meldet, eine obrigkeitlich beglaubigte Bescheinigung seiner Aeltern oder Vormünder darüber beizubringen, daß er nach deren Willen die hiesige Universität besuche.

Freiburg (im Breisgau),

bei Herder 1844. Die christliche Dogmatik von Dr F. A. Staudenmaier, Professor an der Universität Freiburg im Breisgau. Erster Band. VIII und 330 Seiten. Zweiter Band, VI und 639 Seiten in Octav.

Zürich,

bei Drell, Füßli und Comp. 1844. Die Glaubenslehre der Evangelisch-reformirten Kirche, dargestellt und aus den Quellen belegt von Dr Alexander Schweizer. Erster Band. XIX und 498 Seiten in Octav.

Zwei Dogmatiken zu derselben Zeit, die eine vom

Katholischen, die andere vom evangelisch-reformierten Standpunkte, scheinen die sonst ziemlich verbreitete Ansicht zu widerlegen, daß es schwer sei, in unserer Zeit eine Dogmatik zu schreiben. Und dennoch müssen wir dieser Ansicht bleiben, und sind auch durch vorliegende Leistungen davon nicht abgebracht. Eine Zeit, die so inmitten der geistigen Kämpfe selbst, und im Uebergange zu einer neuen wissenschaftlichen Phase sich befindet, wie die jetzige, wird schwerlich schon die nöthige Ruhe haben zum Ueberblick über das Ganze. Wo so nicht minder um die Principien wie um jeden einzelnen Satz noch gekämpft wird, baut sich schwerlich ein abgerundetes System auf. Aber erwünscht wäre freilich eine Dogmatik vom Standpunkte des gegenwärtigen wissenschaftlichen Lebens; als Zeichen daß die Kämpfe schon zum Abschluß gekommen seien; denn was wir gegenwärtig an Dogmatiken besitzen, gehört entweder einem älteren Standpunkte der Wissenschaft an, oder wo sie sich ausdrücklich als Darstellung des modernen Bewußtseins ankündigt, wie bei Strauß, da verzichtet sie sofort darauf, Dogmatik, Wissenschaft des christlichen Glaubens innerhalb der christlichen Kirche zu sein, sondern hat nur ihre Freude daran, den Kampf der Glaubenslehre mit der modernen Wissenschaft wo möglich noch schwieriger zu machen. Unsere Zeit hat so eben die Niederlage eines philosophischen Systems erlebt, das noch vor einem Decennium sich für allein befähigt ausgab, die großen speculativen wie dogmatischen Probleme zu lösen; mag die jetzt wohl nicht mehr zweifelhafte Auflösung jener Schule auch nicht allein durch den Widerspruch erfolgt sein, den sie vom christlich-theologischen Standpunkte erfahren hat, mag dazu auch die anderweitig entdeckte Gefahr beigetragen haben, die sie für

andere, politische und sociale Fragen umschließen soll: gewiß konnte jener Sieg über ein System von solcher Bedeutung nicht errungen werden, ohne für Lösung der dogmatischen Probleme selbst noch viele Arbeit zurück zu lassen. Ehe nicht hier eine gewisse Abklärung aus der Aufregung des Streites Statt gefunden, ehe nicht ausgemacht ist, in welches Licht jetzt die wichtigsten dogmatischen Fragen treten werden, nachdem sie jenen Gährungsproceß durchgemacht, ehe nicht auch die eben noch anhängigen exegetisch-kritischen Fragen gleichfalls zu einem gewissen Abschluß gebracht sein werden, muß ein Aufbau der Dogmatik, so recht als Schlußstein des jetzt nur erst in manchen einzelnen Werkstücken vorbereiteten Baues, jedenfalls etwas Schwieriges und wahrscheinlich Unbefriedigendes bleiben.

Dennoch ist der Versuch gemacht, und zwar von einem doppelten, und unter sich sehr verschiedenen Standpuncte aus: sehn wir nach, wie die Verfasser zu der eben gezeichneten Aufgabe einer Dogmatik unserer Zeit sich gestellt haben. Wir geben unsern Lesern sofort die Antwort dahin, der katholische Dogmatiker, Hr Staudenmaier, hat sich mit der neuesten Speculation so abgefunden, daß er ihren zu durchaus unchristlichen Resultaten führenden Inhalt abgeworfen hat und eifrig bekämpft, dagegen von ihrer Form, ihren dialectischen Kunstgriffen Manches beibehielt; der reformierte Dogmatiker, Hr Schweizer, aber hat auf eine dogmatische Lösung der durch jene Schule in Frage gestellten Probleme verzichtet, indem er gar nicht eine das moderne Bewußtsein befriedigende Lösung verheißt, sondern nur den Lehrbegriff der reformirten Kirche in möglichster Objectivität darlegen will.

Zunächst Hr Dr Staudenmaier wird es kaum in Abrede stellen, daß sein Bildungsgang, wie er

in seinen zahlreichen Schriften vorliegt, so recht eigentlich mitten durch die Hegelsche Speculation hindurch gegangen ist, und daß es namentlich in den früheren Stationen Augenblicke gab, wo er auch in den Resultaten derselben eine ziemliche Befriedigung fand. Wir rechnen dahin die Zeit, wo er seinen *Erigena* schrieb, und von der pantheistischen Weltansicht dieses Riesengeistes so befriedigt war, dieselbe so im Einklang mit der christlichen und katholischen Lehre erklärte, daß man das Abbrechen jener Arbeit nur aus der ihm selbst klar gewordenen Unmöglichkeit erklären kann, den einmal eingenommenen Standpunct nun auch wirklich durchzuführen. Wir rechnen dahin ferner in seinen zahlreichen speculativen Arbeiten alle die Punkte, wo er meinte, durch eine nur geringe Wendung und Modification die Hegelschen Resultate als christliche Lehrsätze vertreten zu können. Das ist nach der jetzt vorliegenden Arbeit nun eine für den Verfasser selbst überstandene Bildungsperiode, und so entschieden wie möglich sagt er sich von Allem, was an die Hegelsche Weltansicht erinnern kann, hier los, tritt als entschiedener muthiger Bekenner des christlich-theistischen Gottesbegriffes auf. Es kann nur unsere ganze Zustimmung erwecken, wenn ein Mann von so anerkanntem Scharfsinn, und solcher Gewandtheit in der Speculation zu diesem Resultate gekommen ist. Indessen nicht dasselbe möchten wir von der Form behaupten, sondern hier noch einen zahlreichen Gebrauch des früher benutzten Handwerkszeugs entdecken. Wir rechnen dahin Ausführungen wie I. S. 191, wo bei der aufgestellten Theorie über das Erkennen des subjectiven Geistes eine Einheit des Erkennenden und Erkannten, des Subjectiven und Objectiven in Zügen gegeben wird, die sehr merklich an

das Identitätssystem erinnern, und nur dadurch eine dem eingenommenen theistischen Standpuncte des Verfs entsprechende Wendung erhalten, daß jene Einheit als eine durch Gott gesetzte erklärt wird. Wir rechnen dahin S. 118 Aussprüche über die Entwicklung des Geistes christlicher Wahrheit, 'der sich im Proceß seine Momente erzeugt, die er sofort durchläuft, um die ganze im göttlichen Princip liegende Bewegung zu vollbringen'; sie entsprechen so völlig einer nur vom Standpuncte jener Schule aus durchführbaren Behandlung der Geschichte, daß die sprechende Ähnlichkeit mit der von Hr Dr Baur vielfach angewandten, aus denselben Principien resultierenden Methode, völlig einleuchten muß, und unsere in diesen Blättern früher aufgestellte Ansicht ihre völlige Bestätigung erhält, wie nahe solche Behandlung der Dogmengeschichte, die nur auf die Selbstbewegung des Begriffs durch seine Momente dringt, mit katholischer Auffassung zusammen grenzt. Wird doch S. 69 dem kirchlichen Bewußtsein eine objective oder immanente Dialectik beigelegt, 'die in der Selbstbewegung des Glaubens als in der Bewegung eines Lebendigen' erkannt werden soll. Wir können in diesen Formen und Wendungen, worin des Hrn Verfs Dialectik sich bewegt, nur Reminiscenzen aus einem Systeme anerkennen, worin er sich früher noch mehr heimisch fand, dessen Resultate zwar er bestimmt genug abgeworfen hat, dessen Form aber ihm theils geläufig theils lieb genug ward, um auch auf dem jetzigen Standpuncte davon Gebrauch zu machen.

An und für sich wird in dieser Stellung des Verfs kaum etwas Bedenkliches liegen können; wird es nicht einerlei sein, mit welchem Handwerkszeug der Pallast gezimmert ist, wenn der Bau

selbst nur befriedigt? wird es nicht gleichgiltig sein, welche Zahlen und Formeln der Rechner für sein Facit brauchte, wenn nur dieses selbst richtig ist? wird es nicht so auch dem Dogmatiker gestattet sein, den wissenschaftlichen Weg sich selbst zu wählen, wenn er nur in seinen Resultaten der Anforderung Genüge leistet, die Dogmen der Kirche im wissenschaftlichen Zusammenhange darzuthun? Die Frage ist sehr erheblich, wir wiederholen sie an unsere Leser, steht es dem Dogmatiker frei, sich die Form selbst zu wählen, wenn er nur mit derselben ein orthodoxes Facit heraus bringt? Wird die Frage, wie sich doch auf wissenschaftlichem Gebiete von selbst versteht, verneint, wird die Forderung aufgestellt, daß Inhalt und Form von einander nicht unabhängig sein, jene nicht willkürlich zu diesem erst hinzugefügt, dafür ausgewählt werden könne, sondern daß der Inhalt seine Form selbst schaffe, wie denn gewiß gerade Hr Dr Staudenmaier dieser Ansicht sein muß, und auch bestimmt genug dafür sich ausspricht, S. 157, wo er Inhalt und Form in einem wesentlichen Verhältnis zu einander fordert, wird also die wissenschaftliche Form und Beweisführung des Dogmatikers für ein erhebliches Stück seiner Arbeit selbst, und Harmonie zwischen ihr und dem Inhalte für unerläßlich erklärt: so können wir nicht umhin hier auf den seltsamen Contrast aufmerksam zu machen, Form und Beweisführung aus einem von dem Verf. selbst als pantheistisch zurückgewiesenen System — Inhalt und Resultat dagegen in entschieden theistischer Stellung! Wir teuschen uns in der Behauptung gewiß nicht, daß die hier durchgeführte Form, das dialectische Verfahren wesentlich einer philosophischen Schule angehöre, mit der der

Verf. rücksichtlich der Resultate jede Gemeinschaft in Abrede stellt; der dialectische Griff, womit dort stäts operiert wird, ist zu kenntlich; zu oft hängt der Verf., wo es wegen der beabsichtigten Resultate angeht, seiner früheren Neigung nach, und sein speculativer Genius würde vielleicht einem Strauß und Feuerbach wie der ins Loth gespannte Pegasus erscheinen, der im freien Fluge seiner ursprünglichen Natur zu den schwindelnden Höhen jener Speculation sich aufschwingen möchte, während er jetzt, eingeengt durch Rücksichten auf das zu erzielende Resultat, gelähmt durch den Blick auf das in voraus aufgestellte Ziel, wo er ankommen muß, am Boden fortgeht, und kaum gelegentlich zu ein paar dialectischen Flügelschlägen die Kraft findet. Gewiß ist bei keinem System Inhalt und Form so eng verwachsen als gerade bei dem in Frage stehenden Hegelschen; es muß ihm eine Consequenz wahrhaft zum Ruhme nachgesagt werden, womit die logische Grundform, die ihm unterliegt, sich sofort in jeder Einzelheit wiederholt, womit das Princip von der Identität der Gegensätze und deren Aufgehen in die höhere Einheit, bei der kleinsten dialectischen Operation wie bei der höchsten Aufgabe, der Bestimmung über das Verhältnis von Gott und Welt, stäts auf dieselbe Weise zur Anwendung kommt, gleichsam wie bei dem gothischen Dom die zu Grunde liegende architectonische Form des Spitzbogens eben so an dem kleinsten Ornament, wie an der kühnsten Ausführung des Gesamtbaues beobachtet werden kann.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

57. 58. Stück.

Den 10. April 1845.

Freiburg (im Breisgau) und Zürich.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Die christliche Dogmatik von Dr F. A. Staudenmaier und die Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche, dargestellt und aus den Quellen belegt von Dr Alexander Schweizer.'

Inhalt und Form ist hier so eng verwachsen, daß es als vergebliches Beginnen erscheinen muß, jenen zurück zu weisen, und diese beizubehalten. Oder geschieht es dennoch, wird die Form benutzt, um Resultate zu erzielen, die ihr völlig heterogen sind, wird ein speculatives Verfahren eingeleitet, dem dann aber nicht frei steht, zu den ihm eigenthümlichen Resultaten zu gelangen, wird ihm zugemuthet, sich gegen seine Natur zu einem ihm in voraus gegebenen Ziele fortzubewegen: wir haben für solches anscheinend wissenschaftliches Verfahren keine andere Bezeichnung, als die — der Scholastik. In der That können wir nur so die hier vorliegende Behandlung bezeichnen. Das Wesentliche der Scholastik, *fides praecedit intellectum*,

in dem Sinne, daß der etablierte Kirchenglaube um jeden Preis das Resultat der Untersuchung sein muß, während die Form, die Beweisführung frei gegeben ist, in ihren Windungen sich ergehen mag, vorausgesetzt, daß sie am Ende nur bei jenem Ziele ankomme: eben dies meinen wir überall in den Speculationen unsers Verfs wieder gefunden zu haben, und sehen gerade darin das Gefährliche eines Verfahrens, das aus jenem System die Arbeitsmethode beibehält, ohne sich zu den daraus in consequenter Anwendung nothwendigen Resultaten zu verstehen. Wir meinen, der Hr Verf. hätte in seiner Losfagung von jenem System consequent sein, hätte, da er das Wichtigere, die Resultate abweist, auch das minder Wichtige, die Methode verlassen sollen. Die Folge wäre gewesen, daß er dann seine dogmatischen Operationen ganz anders hätte einrichten, vielleicht gar nicht in dem Sinne, wie es jetzt geschehen, hätte speculativ durchführen können. Aber wir trauen seiner anerkannten Gewandtheit zu, daß er auch einen andern speculativen Weg, und zwar einen seinem materiellen Standpunkte viel homogenen gefunden haben würde, vielleicht durch tieferes Eingehen auf die Thatsachen des menschlichen Bewußtseins, wo doch wohl der einzige Weg zum Gelangen vom Endlichen zum Unendlichen gefunden werden muß, oder wie sonst auf eine naturgemäße Weise sich eine christliche Religionsphilosophie gewinnen läßt: jedenfalls würde durch ein Benutzen anderer, entsprechenderer dialectischer Formen nicht allein mehr Homogenität in das Ganze gekommen, sondern seinen Resultaten auch eine Grundlage verliehen sein, bündiger und schlagender, als durch die jetzigen Reminiscenzen von einem doch einmahl aufgegebenen Boden. Daß gegenwärtig das von dem Hrn Verf. beliebte Ver-

fahren, so wissenschaftlich es sich auch geberden mag, in der That doch nur ein größtentheils leeres und hohles bleibt, werden wir an einigen einzelnen dogmatischen Problemen, die ganz besonders der speculativen Durcharbeitung bedürfen, nachzuweisen nicht unterlassen.

Doch vorher haben wir, nach dieser allgemeinen Charakteristik des Verfs als Dogmatiker, noch mit wenigen Zügen Rechenschaft über seine Stellung als Katholik zu geben, da gerade diese nicht ohne Interesse für seine speculativen Arbeiten selbst bleiben kann. Unverkennbar ist das Bestreben des Verfs, bei seiner Speculation nicht allein den christlich theistischen Standpunct überhaupt, sondern auch speciell den seiner Confession einzuhalten, und dürfte dieser nicht minder wie jener ihn zu so entschiedenen Erklärungen gegen alles Pantheistische bestimmt haben. Hr Dr Staudenmaier hängt mit Entschiedenheit an dem Lehrbegriff seiner Kirche, und sucht gerade diesen speculativ zu erhärten. Wir müssen ihm ferner rühmlichst das Zeugnis geben, daß er bei dieser confessionellen Entschiedenheit eine gewisse Milde gegen die evangelische Kirche nicht verleugnet, und erblicken gerade darin den schönsten Lohn des wissenschaftlichen Strebens, daß es vor den leidenschaftlichen und brutalen Ausfällen des Ultramontanismus am sichersten bewahrt; — *emollit mores, nec sinit esse feros*. Wer für seine Ueberzeugung die wissenschaftliche Begründung sucht, wird dieselbe auch an Andern achten, die nach demselben Ziele streben. Das gegenwärtige Loben der ultramontanen Bestrebungen ist zugleich der sicherste Beweis, daß sie dem geistigen Schwerdte für die Güte ihrer Sache nicht trauen, und sich deshalb nach anderweitigen, mehr materiellen Mitteln umsehen. Freilich hat diese Billig-

keit, die wir dem Verf. gern bezeugen, auch ihre Grenze: was neuerlich von jener Seite an Unklagen und Verleumdungen gegen den Protestantismus geschleudert ist, findet sich doch so in einigen leisen Zügen auch hier wieder, zum Beweise des semper aliquid haeret auch bei milden, wohlgestimmten Gemüthern. Daß Luther mit sämtlichen Reformatoren zu den Pantheisten gehöre, und deshalb in eine Reihe mit den mittelalterlichen Begharden zu stellen sei, (II. S. 459) müssen wir doch auch hier wieder hören, und hat also auch unsern Verf. Möhlers bekannte Darstellung und Entstellung so weit eingenommen. Zur Milderung wird hier freilich, wie an andern Stellen, wo sich dieselbe Behauptung wiederholt, beigelegt 'in practischer Form und Bedeutung'. Hätte es doch dem Hrn Verf. gefallen sich selbst, oder dem Leser darüber klar zu werden, was er mit einem practischen Pantheismus sagen will: bei der Redlichkeit der Prüfung, die wir ihm zutrauen, würde er sich vielleicht haben sagen müssen, daß eben der Zug, den er an Luthern charakterisiren will, und den er auf das practische Gebiet mit Recht hinüber weist, Mystik sei, Neigung zu practischer, andachtsvoller Mystik, die zu einer gewissen unio cum Deo hinstrebt. Aber eben bei einer nur etwas tiefer gehenden Prüfung würde er Anstand genommen haben, es Möhlern, oder gar einem Hr Dr Riffel aufs Wort zu glauben, daß Luther ein Pantheist gewesen, und mit Giordano Bruno und Spinoza hier in dieselbe Kategorie zu versetzen sei. Hat wohl je ein Mensch inniger und freudiger zu dem persönlichen Gott gehofft und gebetet, als Dr Luther? und würde wohl je einer entschiedener mit seinen bekannten Kraftsprüchen den Pantheismus zerschmettert haben, als eben er, sobald er nur

damit in Berührung gekommen wäre? Es ist uns ein sehr bezeichnender Beweis, wie sehr die von Männern viel geringeren Schlages, als unser Vf., aufgebrachtten Schmähungen dort überhaupt Boden gewonnen haben müssen, wenn selbst er es nicht verschmähet, dergleichen Invectiven aller Geschichte zum Troß zu wiederholen.

Weniger möchten wir ihm anrechnen, wenn er in der im ersten Bande ausgeführten Geschichte der Dogmatik über Reformation und Protestantismus ein Urtheil fällt, daß er nicht vom Boden seiner Confessionsverwandten, sondern vom Gebiete der Hegelschen Schule aus belegen kann, daß Urtheil, der Protestantismus komme wesentlich auf Subjectivität hinaus. Wir haben gelegentlich in diesen Blättern (1842. St. 191. 192. S. 1918) schon uns darüber ausgesprochen, was an dieser Nachrede, der Protestantismus sei Subjectivität, eigentlich ist. Ein religiöses System, daß in seinem formellen Princip so gänzlich jede durch Menschen hindurch gehende Autorität, wie die Tradition, leugnet, und statt dessen nur an die in der Schrift vorliegende objective Offenbarung sich anschließt, ein System, das ferner in seinem materiellen Princip so gänzlich jedes subjective Verdienst des Menschen abweist, und nur zu der objectiv dargebotenen Gnade Gottes in Christo flüchtet, wie in aller Welt soll ein solches System es anfangen, um sein Bestreben durch und durch als objectiv zu begründen? Nur eine Ansicht, die in voraus Reformation mit Willkür, Auflösung des Bestehenden, Revolution identificieren will, kann bei jener Behauptung verharren, und darauf aller Geschichte zum Troß eine Anklage begründen. Gilt dies von Luthern, der ja geneigt war, ein *servum arbitrium* zu lehren, um nur dem Menschen die

Willkür zu nehmen, wie viel mehr gilt es von den schweizerischen Reformatoren, die ja zur Ehre Gottes jedes subjective Recht des Individuums aufgaben, und nur in dem Hingeben an die objectiven Decrete Gottes Beruhigung fanden! Es ist eine natürliche Folge des die Geschichte construirenden, in voraus schematisierenden Strebens jener Schule, wenn Begriffe von solcher Wandelbarkeit und Dehnbarkeit, wie subjectiv und objectiv, zur Grundlage des Schemas gemacht, die Sache scheinbar als ausgemacht hingestellt, und dadurch der Polemik die Möglichkeit gegeben wird, hinterher allerlei mißgünstige Folgerungen daraus zu ziehen.

Indes weit sicherer, als aus seinem Verhältnisse zu uns, werden wir den confessionellen Standpunct des Verfs aus seiner Stellung zum katholischen Lehrbegriff selbst, wie er dort auf symbolisch feste Weise aufgestellt ist, beurtheilen können. Seine eigene Versicherung, daß er sich überall durchaus dem dortigen Lehrbegriff anschliese, also durchaus orthodox sei, wird hier nicht hinreichen, und uns einer Prüfung überheben, da man ja seiner Zeit an Möhlers Darstellung nur zu sehr die Erfahrung gemacht hat, wie wenig der von diesem renommierten Lehrer eingenommene Standpunct, von wo aus er gegen uns die erbittertsten Invectiven schleuderte, der wahrhaft katholische sei, wie er dort unter öffentlicher Autorität aufgestellt ist. Referent hat seiner Zeit an dem Möhlerschen Buche nachzuweisen nicht unterlassen, wie gerade der so wichtige Grundbegriff der Tradition darin auf eine Weise zurecht gemacht ist, die mit dem Tridentinischen System in offenem Widerspruche steht, und nichts anders ist, als eine Durchführung des bekannten Schleiermacherschen Principis von der normativen Bedeutung des christlichen Bewußtseins.

Es dürfte gegenwärtig auch katholischer Seite, namentlich bei der ultramontanen Partei anerkannt sein, wie wenig Möhlers Spiritualisierung des Traditionsbegriffes, wo nur der allgemeine fromme Sinn ins Auge gefaßt wird, der allein das Verständnis für christliche Wahrheit verleihe, wo dagegen mit keinem Worte diese Wahrheit an den Episcopat und die Succession durch die Bischöfe geknüpft wird, wie wenig diese Protestantisierung der Tradition dem kirchlichen Begriffe und den hierarchischen Tendenzen entspreche. Es dürfte anerkannt sein, daß diese nur an Schleiermacher sich anlehrende Fassung bei Möhler aus einer Zeit stamme, wo er mehr Protestant als Katholik war, und sein Uebertritt zu uns kaum zweifelhaft schien. Man kann jetzt dies auch ultramontanischer Seite einräumen, nachdem man den Gewinn von Möhlers Darstellungen zur Aufregung der Massen dort hinreichend genossen hat. Rückfichtlich unser Verfaß muß unser Urtheil wesentlich auf dieselbe Angabe, wie bei Möhler hinaus kommen. Auch bei ihm finden wir durchgehends eine Ansicht von der Kirche unterliegend, (eine genauere Erörterung ihres Begriffes war in dem vorliegenden ersten Theile und der Einleitung, wenn auch erwünscht, doch nicht geradezu zu verlangen) die dem protestantischen Boden entsprungen ist, und ausschließlich angehört. Kein Wort davon, daß die Kirche, wie doch nach katholischem Begriffe unzweifelhaft sein muß, ihre Grundlage und Garantie habe im Episcopate, und der den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel verliehenen Autorität; kein Wort davon, daß die Kirche in ihren Bischöfen die Trägerin der Tradition sei, und so wesentlich als *societas inaequalis* die Laien bevormunde; statt dessen heißt I. S. 31 geradezu die Kirche — ‘die Gesamtheit der Gläu-

bigen, in der sich das Christenthum ununterbrochen fortgestaltet, und die göttliche Offenbarung und Verkündigung ewig fortlebt.' Ist es nicht, als ob der Verf. den Ausspruch unserer Apologie IV. p. 144 durchzuführen wollte von der Kirche als *societas fidei et spiritus sancti in cordibus*, oder der Confession I. 8., die sie als *congregatio sanctorum et vere credentium* aufstellt? Wo so die Kirche in ihrer wesentlichsten Function, als Trägerin der objectiven christlichen Wahrheit, durchaus in der Gesamtheit der Gläubigen dargestellt wird, an die das subjective Bewußtsein sich hingeben, und dort sein eigentliches Correctiv finden soll, da hat natürlich der Protestant nichts zu entgegnen, denn er findet nur seinen Begriff von der Kirche selbst wieder, und kann mit dem Verf. über die Stellung des Subjects zu dieser Objectivität nur einverstanden sein. Ob es aber dem Verf. gelingen wird, auf dieselbe Weise auch den Beifall seiner strenger gesinnten Glaubensgenossen zu erlangen, ist eine andere Frage, die ihn bedenklich machen muß, wenn er nur auf die von ihm selbst citierte Stelle des Irenäus hinabblickt S. 31, und dort so entschieden — die *successio episcoporum* als unerläßlich bei dem Begriffe der Kirche ausgezeichnet findet. Vergleicht man Ausführungen, wie S. 63, daß die in der Kirche Statt findende Entwicklung in das christliche Bewußtsein gesetzt, und zwar derselben als einer großen moralischen Person beigelegt wird, oder S. 65, wo wiederum auf das kirchliche Bewußtsein Alles gegeben wird, und zwar ohne Beschränkung, ohne Hinweisung auf den Episcopat als Träger desselben, da hört natürlich jede Gegenrede unserer Seite auf; es ist der Standpunct des neutestamentlichen universellen Priesterthums ausgesprochen,

und wir erkennen nur das Eindringliche der Schleiermacherschen Darstellung wieder, die solcher Grundlage des Christenthums auch dort allmählich Anerkennung verschafft hat. Wo der Grundbegriff des speciellen Priesterthums in der Succession der Bischöfe bei dem Begriff der Kirche aufgegeben ist, der clericalische Charakter also fällt, da ist eins der wesentlichsten Differenzpuncte zwischen katholischem Lehrbegriff und uns beseitigt, und wir begrüßen freudig das Wahrheitsgefühl des Verfs, dem ein solches Einverständnis nicht zu schwer geworden ist. Er hat sich damit auf das Entschiedenste losgesagt von den hierarchischen Bestrebungen einer gewissen Partei, die vielleicht nicht so freudig, wie wir, diesen Grundzug seiner Auffassung bemerken wird; aber wir sehen darin wiederum einen Segen redlicher wissenschaftlicher Forschung, daß rücksichtslos die Ueberzeugung sich Bahn bricht. Noch einen Zug, der auf denselben Punct hinweist, heben wir heraus: der Verf. vertritt in den Untersuchungen über die Quellen der Dogmatik zwar die Apokryphen, aber mit keinem Worte berührt er die Authentie der Vulgata. Zufällig kann dies Stillschweigen nicht sein, der streitige Punct konnte ihm nicht entgehen; wir können wiederum darin nur ein stillschweigendes Zugeständnis erblicken, ganz wie es eines Mannes der Wissenschaft würdig erscheint.

Doch wir haben versprochen, unsern Lesern noch Mittheilungen über einige specielle Leistungen des Verfs zu geben, zum Beweise unserer Behauptung, wie wenig die von ihm angewandte speculative Methode für die eingenommene dogmatische Stellung ausreiche. Wenn bei dem gegenwärtigen Zustande der Dogmatik irgend ein Problem die ganze Anstrengung der Wissenschaft erfordert,

so ist es gewiß der Satz von dem persönlichen Gott: es dreht sich zuverlässig der wissenschaftliche Kampf, wozu die pantheistische Schule so entschieden den Fehdehandschuh hingeworfen hat, um keinen locus heißer, als um diesen. Namentlich von unserm Verf. bei seiner entschiedenen Abweisung alles Pantheistischen gab es keine würdigere Aufgabe, als gerade diese. Hier reicht es am wenigsten aus, sich bloß auf das kirchliche System zurück zu ziehen, denn dieses selbst ist ja hier in seinen ersten Bollwerken so empfindlich angegriffen. Stelle sich der Verf. eine speculative Verarbeitung des Lehrbegriffes zur Aufgabe, nun wohl, hic Rhodus —. Allein wie sehr sieht man sich in der Erwartung geteuscht, hier eine wahre, erquickliche Frucht der Speculation zu finden, oder ihre Waffen auch nur aufgeboten zu sehen, nur einen Versuch anzutreffen gegen die doch in der That nicht unebenbürtigen Angriffe der Gegner. Was von Spinoza bis auf Strauß und Feuerbach gegen die Vereinigung des Begriffes vom absoluten und persönlichen Gotte vorgebracht ist, dürfte in der That manch christlich Gemüth bekümmern, und es zugend auf die Männer der Wissenschaft hinblicken lassen, von denen es Antwort, siegreiche Antwort erwartet. Aber nein; der Verf. hat es nicht für gut gefunden, auf eine Erörterung einzugehen: II. S. 143 begnügt er sich mit der einfachen Hinweisung auf den moralischen Beweis für das Dasein Gottes, wodurch derselbe als ein urgutes und heiliges Princip, und durch alles dieses als der absolute persönliche Geist erwiesen werde. Absolut = persönlich, ist da nicht gerade das ganze Problem mit völligem Ignorieren seiner centnerschweren Bedeutung hingestellt, auch ohne den geringsten Versuch der Lösung? Ist denn dem Verf.

der spinozistisch=straußische Entwurf so unerheblich, daß eben jene Zusammenstellung den schreiendsten Widerspruch in sich trage, daß eben so weit, als man Gott persönlich setze, man seine Absolutheit negiere und umgekehrt? Was hilft all sein speculativer Apparat, sein Behandeln der Ideen, der stäte Gebrauch großartiger Formeln, wenn er nicht einmahl wagt, hier durch Darlegung der Begriffe, durch klares Eingehen auf die Sache selbst, den Knäuel zu entwickeln, und dem christlichen Bewußtsein als Führer voran zu gehen, um aus dem Gewirre der feindlichen Speculation einen Ausweg zu finden? Man muß in der That an der Brauchbarkeit der ganzen speculativen Methode des Verf. irre werden, wenn man sie hier in ihrer gänzlichen Kraftlosigkeit sieht, und hatten wir diesen Punct besonders bei der obigen Andeutung vor Augen, daß nicht jede Form für jeden Inhalt paßt. Pantheistische Resultate zu erzielen, dazu ist jene Speculationsform brauchbar; da der Verf. dergleichen nicht wollte, hätte er besser gethan, auch die Methode selbst mit aufzugeben; sie führt nicht zum persönlichen Gott; das bloße Handhaben der Begriffe führt nimmermehr dazu; es muß ein anderer Ausgangspunct von der Religionsphilosophie gesucht werden, den wir lediglich in den Thatsachen des menschlichen Geistes finden. Der Sache nach ist der Verf. einverstanden, redet vielfach von der Gottesidee in uns, von der Offenbarung Gottes an die Menschenseele; möchte er doch versucht haben, die Angabe zur Wahrheit zu machen, und von hieraus den persönlichen Gott zu gewinnen. Es gäbe dies eine Form der Speculation, die in dem Hin- und Herbewegen des Begriffes sich weniger gefällt, dafür aber ihres theistischen Standpunctes auch um so sicherer ist.

Auch bei der Beurtheilung des Anselmschen Arguments für Gottes Dasein steht wiederum dem Verf. die Befangenheit unter Hegels Autorität im Wege, daß er nicht einmahl zur richtigen Würdigung dessen gelangt, was der alte Denker will. Außerst naiv ist das Urtheil des Verfs S. 81, Anselm habe unglücklicher Weise in gewisser Hinsicht seinen Beweis nur halb geführt, indem er das innere principielle Moment in seinem Geiste zurück behalten, und das Gewicht mehr äußerlich auf die Form des logischen Beweises gelegt. Wenn irgend etwas unbillig gegen Anselm ist, so ist es dies Urtheil, er habe seinen Beweis nur halb geführt; es kann ja nichts bündiger, abgeschlossener dargelegt werden, als Anselms Verfahren; aber freilich liegt etwas ganz Anderes darin, als diese Herren wollen, die nichts Anderes beabsichtigen, als den alten Denker zum Hegelianer zu machen. Es ist schlechthin ein Mißverstehen Anselms, wenn man seinen im Prologium durchgeführten Beweis dahin erklärt, er argumentiere von dem factischen Vorkommen der Idee des Absoluten in unserm Bewußtsein auf deren Realität, oder wie der Verf. sich ausdrückt S. 81, der in unserm Geiste wirklich seiende Begriff von einem Absoluten kündige sich in einer Art an, daß wir diesen Gedanken nicht willkürlich aus unserer Natur entfernen können, sondern er stelle sich zu jeder Zeit als einen solchen hin, der nicht nicht sein kann. Anselm will ja bei seiner strengen Argumentation sich gar nicht das idealistische Postulat erst erbitten, in unserm Geiste sei die Idee Gottes vorhanden, und deshalb auch real; dies wäre gar nichts Neues gewesen, und solcher Geistesarbeit, die es ihn gekostet, gar nicht entsprechend. Anselm redet schlechthin hypothetisch, wenn ein ens, quo majus co-

gitari non potest, als Begriff, im Verstande, in intellectu, aufgefaßt werden kann, dann muß es auch real vorhanden sein, weil ihm ohne das Dasein ein Prädicat fehlen würde, wodurch eben der supponierte Begriff erst seine Vollständigkeit erhält. Anselm kennt bei diesem Beweise schlechthin nichts Anderes als den logischen Hebel des Begriffs, und 'klaubt' aus dem Begriffe, und sonst nirgends woher, die Realität der Existenz heraus. Der Vf. verfährt ehrlich mit dem Eingeständnis, daß er seine Ansicht von dem Beweise bei Anselm gar nicht vorfinde, thut aber sehr Unrecht mit der Beschuldigung, daß Anselm den Beweis nur halb führe, und das Gewicht nur auf die logische Form des Beweises lege. Er will weiter nichts als diese; sie ist sein Eigenthum, und wer hat das Recht, dem alten Denker vorzuschreiben, was er habe meinen sollen, um als Nerv des Beweises etwas aufzustellen, wovon er selbst nichts weiß? Der Verf. ist ganz auf dem Wege, Anselm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, so bald er nur von dem durch Hegel aufgestellten Vorurtheil abgeht, daß Anselm von der Idee auf die Realität der Existenz schliesse; nein, er geht über das logische Gebiet gar nicht hinaus; er fordert, daß ihm nur der Begriff als möglich und denkbar eingeräumt werde (*si enim in solo intellectu est, — si ergo id —*, nicht etwa *quoniam* oder *quum, quia —*), und will aus dieser bloß gedachten Form dann alles Uebrige schon von selbst folgern. Wir glauben auch hier dem Verf. dargethan zu haben, wie wünschenswerth ihm das Aufgeben einer Speculierweise sein müsse, deren Unhaltbarkeit er durch jenes ehrliche Eingeständnis angefangen hat, selbst einzusehen.

Sollen wir ein drittes Problem zur Sprache bringen, das wahrhaft geeignet ist, die Specula-

tion in Anspruch zu nehmen, und eine der würdigsten Aufgaben für einen so gewandten Denker abgegeben haben würde, so ist es die Präsciencz in ihrer Harmonie mit menschlicher Freiheit; allein wir sind wiederum hier in unseren Erwartungen geteuscht! Wegen der göttlichen Decrete verweist er zwar auf die noch zu erwartende Behandlung der Prädestination; aber unabhängig davon mußte doch S. 325 bei der Präsciencz gegeben werden, was etwa zur Lösung des Problems von ihm beigebracht werden kann. Alles reducirt sich aber hier auf die an mehrere patristische Aussprüche geknüpftte Ausführung, daß nicht das göttliche Wissen, sondern nur der göttliche Wille determinierend sei, und nun ist das ganze Problem mit den wenigen Worten abgethan: 'ist das Vorherwissen überhaupt kein verursachendes, ohne den göttlichen Willen, so ist es noch viel weniger ein Vorherbestimmen des endlichen Willens, den als einen freien bestimmen zu wollen, ohnehin Widerspruch wäre.' Allerdings wäre es Widerspruch, aber gerade Aufgabe der Speculation wird es sein, hier zu helfen. Der Widerspruch drängt sich so unabweislich auf, daß mit dem Ignorieren der Schwierigkeit nichts geholfen ist. Ist das göttliche Vorherwissen nicht determinierend, nun so wird es selbst determiniert durch die gewußten Objecte, Gott also necessitirt durch die Creatur, was eine wesentliche Instanz gegen seine Absolutheit bleibt. Und wie soll ein Wille noch als frei gedacht werden, der doch im Grunde nichts mehr zu wählen hat, weil das Resultat seines Wählens eben nicht anders ausfallen kann, als es vorhergewußt wird? Doch was lassen wir uns in das Aufdecken der Schwierigkeiten ein, die am wenigsten dem Verf. unbekannt sein

können. Nur in seinem Verfahren, daß er gar nicht auf sie eingeht, meinen wir wieder ein Eingeständnis zu erblicken, daß die von ihm benutzten Waffen zu ihrer Lösung nicht ausreichen. Der Grund, warum dem Verf. auch die Lösung dieses Problems nicht gelingen kann, liegt tiefer; er hat nirgends in seinem System sich mit Klarheit über die Stellung der endlichen, creatürlichen Freiheit zur göttlichen ausgesprochen, wozu am wenigsten die ziemlich unklaren Erörterungen über Freiheit S. 367 ausreichen. Dieser Mangel muß überall da wiederkehren, wo die einzelnen Dogmen nur als Anwendung dieser Grundfrage sich ergeben; und dies gilt von der Mehrzahl der speculativen loci, Präscienz und Freiheit, Gnade und Aneignung derselben nach unserm, oder Gnade und Verdienst nach katholischem Lehrbegriffe. Wir können auch hier nur das Obige wiederholen; die von dem Verfasser zur Anwendung gebrachte Methode würde sehr brauchbar sein, um die beliebte Identität von Gott und Mensch, von endlichem und absolutem Geiste zu erhärten. Aber für den von dem Verf. gewollten, und wir zweifeln nicht, redlich gewollten theistischen Standpunct bedarf es einer andern Speculationsmethode, die vom religiösen Bewußtsein des endlichen Geistes aus mit völliger Klarheit die Stellung zum absoluten Geiste ermittelt.

Nur noch über die Auffassung der Trinität bei dem Verf. ein kurzer Bericht. Daß er sich zur ontologischen Fassung bekennen werde, ist nach seiner ganzen speculativen Stellung zu erwarten, und zwar kommt sie wesentlich auf die Form hinaus, welche die von Hegel ab-, oder wie sie will, über ihn hinausgegangene religionsphilosophische Schule

gestaltet hat, die am klarsten von dem verstorbenen Billroth dargestellt ist. Die Beziehungen der Personen zu einander gelten nicht als Proceß zwischen Gott und Welt, sondern als immanente Bewegungen im Wesen Gottes; jedoch unterscheidet sich der Verf. sowohl von dieser Fassung, wie von der alten augustinischen, die ja mit Aufgeben des Hypostatistischen die Personen nur zu Eigenschaften an Gott macht, wesentlich dadurch, daß die immanenten Bewegungen des Wissens, Wollens, Liebens nicht schon als gleichbedeutend mit den Personen selbst erscheinen, sondern als ein trinitarisches Leben, das nun allen drei Personen zugleich beigelegt wird. Die Form kommt sehr compliciert heraus, und wir müssen darauf verzichten, unsern Lesern davon ein anschauliches Bild zu entwerfen. Auch hier hat sich aber wiederum viel Scholastisches eingedrängt; Ausführungen wie S. 605, daß eine Dreiheit im göttlichen Wesen nothwendig ist, weil ein Wissen zugleich nur mit einem Zweiten noch kein wahres Wissen sei, sondern ein Mitwissen durch einen Dritten erfordert, und eben so der Wille von Zweien noch nach einer Bervollständigung durch einen Dritten, Gleichen, verlange, sind doch Beweisformen, die kaum der Besonnenheit des Verfs entsprechen; zur Bervollständigung hätte er aus dem benutzten Richard von St. Victor nur noch aufzunehmen brauchen, daß Glück und Seeligkeit zwischen Zweien leicht auf Neid gegen andere hinaus komme, und zur Vermeidung dessen, noch der Hinzunahme eines Dritten bedürfe, um die scholastische Beweisart vollständig zu machen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

59. Stück.

Den 12. April 1845.

Freiburg (im Breisgau) und Zürich.

Schluß der Anzeigen: 'Die christliche Dogmatik von Dr. F. A. Staudenmaier und die Glaubenslehre der evangelisch-reformierten Kirche, dargestellt und aus den Quellen belegt von Dr. Alexander Schweizer.'

Bei dem exegetischen Verfahren muß man es seiner confessionellen Stellung schon zu Gute halten, wenn er für die Trinität auch aus der Pluralform des göttlichen Namens im N. T. argumentiert S. 426, 482: ein Argument, das von den Kirchenvätern, freilich von einer ganz andern linguistischen Stellung aus, so wiederholt gebraucht ist, ward dadurch selbst ein Stück der Tradition, und kann von einem katholischen Dogmatiker nicht ausgeschieden werden. Wo ihn Tradition nicht beengt, erlaubt er sich bei der Schrift schon größere Freiheit durch die allerdings überraschende Annahme von Localem und Temporellem. I. 27.

Wir scheiden von dem Verf. mit wahrhafter Hochachtung gegen sein wissenschaftliches Streben

unter Verhältnissen, die gewis der unbefangenen Forschung nicht zu günstig sind; rühmlichst haben wir noch das Lob der historischen Studien nachzuholen, womit er seine Erörterungen überall mit dogmenhistorischen Nachweisungen begleitet, Väter früherer und späterer Zeit, Griechen wie Lateiner, mit Einschluß (und einiger Vorliebe) der Scholastiker, reden läßt. Es ist dies dem katholischen Begriffe der Tradition völlig gemäß, wobei sein Grundsatz stäts lautet, daß Entwicklung in den Dogmen nicht etwa Veränderung sei; wir haben jetzt nicht Raum und Zeit, dies einer Prüfung zu unterwerfen, obgleich darin ein Vorwurf gegen die evangelische Behandlung der Dogmengeschichte beabsichtigt ist, daß sie Veränderung in der Dogmenentwicklung zulasse. Wahrscheinlich wird der Verf. indes selbst auf seine historischen Leistungen nicht so viel geben, als auf seine speculativen, die sein eigentliches Lebenselement zu sein scheinen, und leider können wir hier von der obigen Ansicht nichts zurück nehmen, daß die speculative Form, worin er sich bewegt, uns als eine völlig unzureichende für den eingenommenen religiösen Standpunct erscheint.

Eine reformierte Dogmatik, die wir unter Nr. 2 noch kürzlich zu besprechen haben, ist, wie Hr. Dr. Schweizer auszuführen nicht vergißt, in der gegenwärtigen theologischen Literatur etwas durchaus Neues; eine derartige Bearbeitung von Bedeutung ist seit hundert Jahren nicht erschienen; die ganze Periode des Rationalismus hindurch liegt dieses Feld unangebaut, und erst in Schleiermachers Glaubenslehre findet der Verf. die erste reformierte Leistung wieder. Diese Vindication Schleiermachers lediglich für das reformierte Gebiet ist ein Lieblingsfaß des Verfs., der sich durch die ganze Kr-

beit sehr oft wiederholt, aber auch wohl schwerlich abgeleugnet werden kann; denn was an dem Schleiermacherschen System als besonders charakteristisch hervor sicht, kommt in der That auf deterministische Sätze zurück.

Das Auftreten einer reformierten Dogmatik nach so langer Unterbrechung und zwar in aller Entschiedenheit dieses Systems, wird gegenwärtig einen aufmerksamen Beobachter kirchlicher Zustände nicht überraschen, und zwar als ganz naturgemäße Gegenwirkung gegen das in so vielfachen Zeichen in der deutsch=evangelischen Kirche sich wieder regende Lutherthum. Es muß als eine völlig naturgemäße Erscheinung anerkannt werden, daß die seit längern Decennien eingetretene Rückkehr zu den positiven Grundlagen der evangelischen Kirche jetzt auch die confessionellen Gegensätze wieder anregt: in unserer Stellung zur katholischen Kirche haben wir dies durch die von dort gegen uns losgelassene Polemik schon hinreichend erfahren; es wäre völlig unerklärlich, wenn dasselbe nicht auch auf dem gemeinsam evangelischen Boden selbst wiederkehrte. Wendet gegenwärtig sich der Blick rückwärts, um wieder bei den positiven Grundlagen der Kirche anzukommen, so findet er dort nur Streit, nur Gegensätze, und es wäre ein gar nicht zu begreifender Glücksfall, wenn das Geltendmachen jener Zustände dabei nicht auch sofort denselben Streit wieder erneuerte. Wenigstens hat die Art, wie das Lutherthum sich anfänglich in kleineren Kreisen, in einer mehr ascetischen als wissenschaftlichen Gestalt, bald aber auch getragen von wissenschaftlicher Anstrengung und weit verbreiteten literarischen Organen von dem Standpunct der Union wieder abzutreten gewußt hat, keineswegs zu der Hoffnung berechtigt, es werde ohne Reaction

von dem befehdeten reformierten Standpunct abgehen. Diese von manchem Freunde der Kirche gewis nicht ohne Besorgnis gehegte Erwartung ist eingetreten; die Antwort auf jene lutherischen Befehdungen liegt vor; das reformierte Glaubenssystem tritt in vorliegender Arbeit in aller Stärke hervor. Zu beklagen ist hier nichts, sondern nur der völlig naturgemäße Gang anzuerkennen, daß der Stoß den Gegenstoß hervor ruft; aber zugleich die große Aufgabe der Wissenschaft anzuerkennen, unter solch drohenden Anzeichen das Kleinod der Union desto fester zu erstreben. Es wäre in der That auch ein kaum zu hoffendes Glück gewesen, wenn wir aus den Zeiten der Indifferenz ohne besondere Anstrengung in den Frieden der Union eingeschritten wären; die Union, so weit sie in deutschen Landen während der Begeisterung des Jahres 17 durchgesetzt ist, ließ sich auf die Lösung der streitigen dogmatischen Punkte nicht ein, sondern brachte nur erst die äußern Zustände in Ordnung, das Weitere der theologischen Wissenschaft überlassend. Sicher ist der schwierigere Theil der Aufgabe also noch zurück; aber auch das Errungene ist doch schon ein bedeutender Schritt. Die Confessionen haben wenigstens factisch die Erfahrung gemacht, wie ein Zusammenleben auf der gemeinsamen evangelischen Basis recht wohl möglich ist: die gegenseitige Streitlust, die im Streite selbst ihre beste Nahrung fand, ist wenigstens eine Zeitlang abgebrochen, und wird unter ganz andern Constellationen, mit hoffentlich größerer Unbefangenheit und Beschränkung auf die wesentlichen Fragen selbst die wissenschaftliche Discussion wieder aufgenommen werden können. Daß es wenigstens auf diese Weise, und nicht im Geiste der alten confessionellen Zerwürfnisse geschehen möge, dazu

räth nichts so sehr, als unsere Stellung zu dem gemeinsamen Gegner evangelischen Namens, der jetzt, wie früher den Zwist im eigenen Hause mit hinlänglicher Schadenfreude beobachtet, und nicht unterläßt, ihn nach Kräften zu schüren.

Auch die Absicht des Hrn Verf. bei Aufstellung des reformierten Systems in aller confessioneller Entschiedenheit, ist, wir geben ihm dies Zeugnis gern, nur auf Erlangung des Friedens durch den Streit gerichtet gewesen. Er ist gewis völlig in seinem Rechte mit der Forderung, daß bei der jetzt als Aufgabe herantretenden wissenschaftlichen Lösung der confessionellen Streitfragen vor Allem auch die reformierte Form in ihrer Berechtigung anerkannt, und mit ihren Gründen gehört werden müsse, und deshalb eine möglichst scharfe Darstellung ihres Systems nöthig sei. Der Hr Verf. hat demgemäß auch die Darstellung gewählt, der er eine möglichst große Objectivität zu geben suchte. Es sind zwar nicht die Bekenntnisschriften der verschiedenen reformierten Landeskirchen, sondern die Systeme der dort anerkannten orthodoxen Lehren, die er überall reden, und hinter die er seine subjective Darstellung möglichst zurück treten läßt. Diese Behandlung der Quellen ist gewis der reformierten Form durchaus angemessen, weil ja dort die Bekenntnisschriften nie dieselbe Bedeutung für das kirchliche Bewußtsein gehabt haben, als auf lutherschem Boden; haben ja doch sogar Sammlungen der dortigen Confessionen erst von lutherschen Theologen veranstaltet werden müssen. Der Verf. begnügt sich deshalb, das eigene Urtheil nur nachträglich in der Form von Kritik zu den einzelnen locis beizufügen, und wir sind ihm auch dabei das Zeugnis schuldig, daß wo ein polemischer Ton gegen lutherische Fassung durchklingt,

dies bei Weitem mehr ein Referat aus frühern Stadien des Streites, als eigene Gesinnungsbart ist.

Was die Form anbelangt, so sind wir hier am wenigsten mit der Leistung des Verfs zufrieden. Es ist die ihm wohl aus Bearbeitung des Schleiermacherschen Nachlasses geläufige Anordnung beibehalten, den Stoff in Paragraphen mit zahlreichen Unterabtheilungen zu fassen, wodurch eine etwas steife Behandlung, und namentlich häufige Wiederholung desselben Gedankens herbei geführt ist. So ist der schon angegebene Gedanke, daß Schleiermachers Glaubenslehre wesentlich eine reformierte Leistung ist, wie ähnliche Grundgedanken unzählige Male, bis zur Ermüdung wiederholt.

Sehr anziehend ist die in der Einleitung durchgeführte Charakteristik des reformierten Geistes, die eben so die genaue Vertrautheit des Verfs mit sämmtlichen Leistungen und Erscheinungen auf seinem confessionellen Gebiete, als sein Talent für Zeichnung und Darstellung des Charakteristischen bewährt. Wenn der gesammte Protestantismus es als seine Aufgabe erkannte, einzuschreiten gegen Mißbräuche und Entstellungen des christlichen Principß im ältern katholischen System, so theilten sich die beiden evangelischen Formen in diese Aufgabe so, daß die reformierte hauptsächlich gegen alles Paganistische, die luthersche aber gegen alles Judaistische Protest einlegte. Dieser Grundgedanke ist auch sonst schon aufgestellt, hier aber vom Verf. mit besonderer Klarheit ins Einzelne verfolgt. Das Princip vom allein rechtfertigenden Glauben als Protest gegen alle judaisierende Werkheiligkeit muß demnach als etwas überwiegend Luthersches, und auf reformiertem Boden nicht in demselben Maße bedeutsam gelten, während es hier das Princip der unbedingten Abhängigkeit von Gott, und darum

der Widerspruch gegen jede Art von Creaturvergötterung ist, daß sich bei den einzelnen, im streng reformierten Bewußtsein hervortretenden Dogmen beobachten läßt. Nur dies Streben, überall die gloria Dei hervor treten zu lassen, hat den Determinismus hervor gerufen, jenes gänzliche Verzichten auf sittliche Selbstthätigkeit des Individuums, da diese sofort als eine Beeinträchtigung der göttlichen Causalität gelten würde; dasselbe Princip kehrt in der reformierten Abendmahllehre wieder, welche die göttliche Gnade nur aus Gottes Decrete, und nicht etwa von einer Vermittelung auf anderm Wege ableitet. Im Zusammenhang hiermit steht das größere Gewicht des formellen Principis, der alleinigen Geltung der Schrift, wie es auf reformiertem Boden sich geltend gemacht hat, namentlich auch der größere Anschluß an den alttestamentlichen Canon; das antipaganistische Streben hatte keinen sicherern Grund als gerade im Anschluß an die monotheistische Offenbarung der Schrift allein. Die Nachweisungen des Verfs, wie nur aus dieser Grundauffassung jede einzelne Erscheinung auf reformiertem Gebiete hinlänglich verstanden, wie dagegen was sonst wohl als charakteristisch hier aufgestellt zu werden pflegt, Vorwalten des Verstandes bei Zwingli, des Gemüthes bei Luther, Einfluß der humanistischen Bildung, des republikanischen Bodens bei jenem, die Sache nicht erschöpfen könne, sind sehr befriedigend. Nur hätten wir gewünscht auf Ausführungen, wie sie namentlich Ranke in neuerer Zeit gegeben, noch Rücksicht genommen zu sehen, da sie von einer andern Seite, mehr historisch gefaßt, uns eben so scharf die Sache zu erledigen scheinen, nämlich das Stehenbleiben Luthers auf dem Boden der lateinischen Kirche mit Abthun alles Schriftwidrigen, was der

Berf. treffend eine mehr negative Reform nennt, dagegen bei Zwingli ein radicales Zurückgehen auf den Boden der Schrift als neues Aufbauen einer christlichen Gestaltung in mehr positiver Form, dort also ein mehr kirchliches, hier ein mehr biblisches Verfahren.

In der Darstellung des Systemes selbst ist als Grundzug der Arbeit des Berfs schon die möglichst entschiedene Darstellung des reformierten Systems in allen seinen Consequenzen angegeben. Also voller Determinismus, Gott allein wirksam, wie im Gebiete der Natur, so auch im Gebiete des Geistes; Gott auch als Urheber der Sünde, wenn auch in anderer Beziehung als bei der Causalität des Guten. Der Berf. verleugnet keine der Consequenzen, die aus solch rein deterministischer Grundlage hervor gehen, und die bei dem confessionellen Streite von jeher diesem Systeme vorgehalten sind, wenn es nicht vorzog, dieselben schon selbst zu ziehen.

Es bleibt uns nur übrig, einige apologetische Winke auszuführen, womit der Berf. theils unter Anziehung älterer reformirter Dogmatiker, theils in eigener Ausführung versucht hat, eben jene das menschliche Bewußtsein so leicht verletzenden Consequenzen zu erledigen, oder doch zu mildern. Wenn wir dabei nicht umhin können, sofort einige Antworten beizufügen, so wäre dies schon der Anfang der wissenschaftlichen Discussion, die wir so eben als unausbleiblich bevorstehend erklärt haben, damit das so lange ersehnte Kleinod der Union, das wir factisch besitzen, auch wissenschaftlich gesichert werden möge, und wünschen wir die Antworten nur in diesem Sinne von dem Berf. aufgenommen zu sehen.

Das Verletzende des völligen Determinismus sucht der Berf. an mehreren Stellen seiner Arbeit

dadurch zu entfernen, daß er die verwundende Spitze daran nicht in dem Determiniertwerden des menschlichen Willens, sondern in dem dualistischen Ausgange findet, wornach eben durch Gottes Decret Seligkeit und Verdammnis auf ewig herbeigeführt wird. Der dualistische Particularismus, der die eine Hälfte der Menschheit ewigem Elend überweist, enthalte das eigentlich Verletzende; er aber komme auch den übrigen Confessionen zu, so lange man sich nicht mit Origenes zu einer allgemeinen Apokatastasis verstehen wolle; das reformierte System habe nur voraus, dies mit besonderer Consequenz darzuthun. — Wir meinen eben nicht, dieses Argument für stichhaltig erklären zu können. Zugegeben, daß alle übrigen christlichen Confessionen auch an Härten leiden, indem sie den zwiegetheilten Ausgang des menschlichen Geschicks für schriftmäßige Lehre erklären; wird aber nicht diese Härte auf dem Boden des Determinismus geradezu verzehnfacht, indem der particularistische Ausgang lediglich als Decret Gottes, und nicht als Erfolg des vorausgehenden Lebens hingestellt wird? Bleibt es hart, dem unbußfertigen Wandel ewige Höllenstrafen zu drohen, so ist dies doch noch nicht ein Atom von der Härte, womit dieselbe Strafe ohne Rücksicht auf den vorausgehenden Wandel, aus reiner Prädestination angekündigt wird. Wir glauben nicht, daß die vom Verf. versuchte Vertheidigung auf diese Art im Geringsten wirksam sein kann.

Eben so wenig glauben wir, daß es dem Verf. gelungen ist, die drückende Schwierigkeit auch nur im Leifesten zu heben, die für Gott aus der Autorschaft des Bösen entspringt. Ein System, das sich nicht dazu entschließt, der endlichen Creatur Freiheit zu verleihen, um aber in der endlichen Freiheit das Entstehen des Bösen zu erklären, wird entweder

die Heiligkeit Gottes beeinträchtigen, sobald sie darauf den Makel der Causalität des Bösen wirft, oder erklärt sie dieses irgendwie mit der Heiligkeit Gottes vereinbar, so hebt sie eben dadurch den Charakter des Bösen auf. Wenn der Verf. den übrigens gewiß richtigen Satz aufstellt, daß das reformierte System vor Allem die Theologie zurecht zu stellen suche, aber dabei freilich eine verbürgte Anthropologie gewinne, wie umgekehrt das luthersche System für die Anthropologie eifere, und darüber die Theologie verkürze, so paßt doch jene Zurechtstellung der Theologie doch gewiß auf die Causalität des Bösen in Gott nicht. Es bleibt doch immer ein sehr verletzendes Eifern für Gottes Ehre, wenn ihm, damit er als Allcausalität erscheine, auch jene Verursachung des Bösen mit aufgebürdet wird. Man wird sich, um eine Lösung zu finden, doch irgendwie zu der Annahme einer relativen Freiheit im Menschen verstehen müssen, und das Abhängigkeitsbewußtsein dann daraus befriedigen können, daß diese Freiheit selbst als creatürlich erscheint, als eine von Gott gewährte. Liegt eine Limitation Gottes darin, nun so ist es eine von Gott selbst gewollte, eine Selbstbeschränkung, die freie Wesen wollte, um in ihnen Bürger seines sittlichen Reichs zu haben. Vielleicht werden luthersches u. reformirtes System hierin deshalb eine Versöhnung begehen können, weil doch darin nichts Anderes als der gemeinsame Grundgedanke des Christenthums liegt, daß Gott aus Liebe sich hingab in die menschliche Endlichkeit; bei dem Werk der Erlösung ist dies zugestandenermaßen der Grundgedanke der allgemein christlichen Lehre; sollte nicht bei der durchgreifenden Analogie zwischen Erlösung und Schöpfung auf dieselbe Art auch das Problem der relativen Freiheit als ein Sichhingeben Gottes in die Endlichkeit gelöst wer-

den müssen? Der Hr Vf. wird darin zwar sofort eine Verletzung des reformierten Grundgedankens von der absoluten gloria dei erblicken; doch fragt sich sehr, wo mehr Verlegendes sich finde, bei dieser Annahme, die zu Ehren der göttlichen Heiligkeit, um das Zustandekommen des sittlichen Reichs zu erklären, sich zu jener Selbstlimitation Gottes entschließt, oder bei einer Theorie, die, um Gott allein causal sein zu lassen, auch sofort die Causalität des Bösen mit auf ihn überträgt.

Dagegen glauben wir den Verf. einen durchaus richtigen Weg bei der Bestimmung des Begriffes der Freiheit selbst einschlagen zu sehen, deren Verlust dem Menschen nach dem Falle beigemessen wird, sofern er nachweist, wie es sich dabei durchaus nicht um die sittliche Freiheit handelt, die Entscheidung zum Thun oder Lassen, zum So- oder Andershandeln, sondern lediglich um die vires in spiritualibus, um das Vermögen, vor Gott genügend zu handeln. Dieß ist der Punct, wo Möhlers Insinuationen gegen das gemeinsam evangelische Princip von der Unfähigkeit des Menschen auf offene Entstellungen hinaus kommen, indem er durch die Erbsünde den Menschen nach unserm System ein Stück seiner sittlichen Natur verlieren läßt. Aber möge es der Hr Verf. wohl beachten, indem er selbst auf diese Weise auch im reformierten System die sittliche Freiheit rettet, dem Menschen die Selbstverfügung über seine Kräfte zuspricht, tritt er damit schon von dem völlig consequenten Standpuncte des supralapsaren Prädestinarianismus ab, und geht auf den infralapsarischen ein, von wo die Vermittelung mit der lutherschen Ansicht wenigstens möglich wird, da der Eintritt des Falls, der Verlust der vires in spiritualibus nun doch ein Ereigniß der Geschichte, und nicht reiner Aus-

fluß des Decrets wird. Soll, wie der Verf. will, auch auf reformiertem Boden der Mensch über seine Kräfte frei verfügen, und nicht demselben Zwange, wie die Natur, unterworfen sein, soll er spontan, willensmäßig, aus Ueberlegung handeln, so ist und bleibt es ein Widerspruch, eben dies Handeln nun doch als determiniert durch göttliches Decret zu setzen. Die Zusammengehörigkeit von Freiheit und Abhängigkeit wird sich kaum anders erringen lassen, als indem die der Freiheit eingeräumte Sphäre nun selbst wieder als eine erst verliehene, oder schöpferisch geschenkte gefaßt wird.

Am wenigsten dürften die sittlich gefährlichen Consequenzen des vollen Determinismus, wie sie lutherscher Seits jenem Systeme stäts vorgehalten wurden, durch ein Hinweisen auf Calvins so unzweifelhaften sittlichen Ernst, auf seine Vorliebe für Disciplin und Sitte beseitigt werden können, wie der Verf. versucht. Es ist recht wohl denkbar, eben in diesem Dringen auf Disciplin, in ihrer Unterstützung durch äußere Mittel das Eingeständniß zu finden, daß die Moral außerdem aus dem Systeme von selbst nicht folge, vielleicht gar beeinträchtigt werde. Vielleicht wollte man gerade durch äußere Nachhilfe hervor rufen, was außerdem nicht zu erwarten war, während die luthersche Kirche durch ihre Abneigung gegen Disciplin, gegen die Auffassung Christi als Gesetzgeber eben nur erklären wollte, daß sie solcher Nachhilfe nicht bedürfe, sondern in ihrem Principe der fides eine durchaus hinreichende Grundlage auch für die sittlichen Gestaltungen des Lebens habe.

Doch wir müssen abbrechen, da wir keinesweges gesonnen sind, den zwar als unausbleiblich bezeichneten wissenschaftlichen Kampf, den der Conflict beider Confessionen hervor rufen wird, hier schon durch-

zuföhren. Möge nur, den Wunsch kann kein Freund der evangelischen Kirche unterdrücken, die bevorstehende wissenschaftliche Erörterung der wieder controvers gewordenen Punkte, stäts mit Hinblick auf das zu beschützende Kleinod der Union vor sich gehen, und nicht von Neuem die Leidenschaftlichkeit alter Polemik erwachen, wozu freilich schon jetzt unter manchen Vertretern des Lutherschen Princip's recht drohende Anfänge gemacht sind. Kettberg.

D r e s d e n .

Chez J. H. G. Rau, lithographe. Géographie d'Ismaël Abou'l Féda en arabe publiée d'après deux manuscrits du musée britannique de Londres et de la bibliothèque royale de Dresde, par Charles Schier. Edition autographiée. Livraison 1—3. 10⁸ (152) Seiten in Folio.

Das geographische Werk des Abul-Feda ist aus der ganzen Literatur der Araber eins der ersten gewesen, welches die Aufmerksamkeit der europäischen Gelehrten auf sich gezogen hat, weil sie frühzeitig dessen Brauchbarkeit und Zuverlässigkeit erkannten, und nachdem schon mehrere Orientalisten zerstreute Citate aus demselben angeführt hatten, gab zuerst Graves ein zusammenhängendes Stück heraus: Chorasmiae et Mawaralnahrae descriptio. Londini 1650. Seit der Zeit sind nach und nach fast sämmtliche Theile einzeln, oder einige zusammen erschienen, allein die mehrfachen früheren Absichten und Versuche einer Gesamt-Ausgabe sind nicht zur Ausführung oder Vollendung gekommen, indem Gagnier und der Lithograph Hippolyte Souy nur den Anfang des Werkes lieferten. Und nun erscheinen in kurzer Zeit hintereinander gleich zwei Ausgaben, da der von Reinaud und Glane zu Paris im J. 1840 veranstalteten schon im Jahre

darauf die erste Lieferung der oben angezeigten gefolgt ist. Souy wollte das Autographon des Abul-Feda lithographieren und Reinaud hatte die Durchsicht und Correctur übernommen; sie haben es aber, wahrscheinlich wegen des Kostenpunctes, bei der Vorrede bewenden lassen, und der Nutzen, den ein solches Unternehmen haben kann, steht auch mit dem Kostenaufwande in keinem Verhältnisse, und daher wurde die vollständige Pariser Ausgabe mit Typen gedruckt. Hr Schier mochte hiervon bis zum Erscheinen des Werkes keine Kenntniß haben, und hatte damahls schon mehrere Jahre durch Vergleichung der Handschriften im britischen Museum zu London und der königl. Bibliothek zu Dresden die Vorarbeiten zu seiner Ausgabe gemacht. Daß die Pariser Gesamt-Ausgabe nicht nur als solche den Orientalisten sehr erwünscht war, sondern auch in ihren einzelnen Theilen die früheren Bruchstücke an Correctheit weit übertrifft, ist bekannt; daß sie aber hier und da noch verbessert werden konnte, hat Hr Schier gezeigt, so daß also seine Arbeit keine unnöthige war, wozu wir gleich einige Belege liefern wollen, daß aber auch jetzt der Text beider Ausgaben noch einer kleinen Nachhilfe bedürfe, soll ebenfalls an einigen Beispielen gezeigt werden. Wir wählen zu diesem Zwecke die Beschreibung von Aegypten, S. 103 der Pariser und S. 84 der Dresdener Ausgabe, indem wir sie einer genauen Vergleichung und kritischen Durchsicht unterwerfen und die wesentlichsten Abweichungen anmerken.

Für ينتهى S. 103 Z. 6 ist S. 84 Z. 5 besser تنتهى gesetzt, und daß in einem ähnlichen Falle S. 106 Z. 7 ينسب S. 85 Z. 15 mit تنسب vertauscht wurde, findet durch Sacut seine Bestätigung; S. 103 Z. 13 ist المذكور falsch für S. 84 Z. 8 المذكورة und in der vorletzten Zeile wurde سيوط nach Abul-

Fedas Schreibweise 3.11 in *أسيوط* verändert. S. 104 3. 3 war *بليدة صغيرة* ein Pleonasmus und ist die Veränderung des ersten Wortes S. 84 3. 13 in *بلدة* vorzuziehen, so wie das *أحديهما* 3. 5 u. 6 in Handschriften zwar häufig ist, aber das 3. 14 dafür gesetzte *أحداً* den Vorzug verdient, und 3. 12 *عطية* 3. 18 deutlicher durch *عطية* ausgedrückt ist. Das S. 106 in der Note als Variante für *الشهد* verzeichnete *الشهيد* wurde von Hrn Schier als das richtige in den Text aufgenommen, da es so bei Tacut vorkommt.

Dagegen hat Hr Schier in folgenden Fällen mit Unrecht die richtige Lesart der Pariser Ausgabe verlassen: S. 84 3. 15 *أبويطى* für *البويطى*, S. 85 3. 11 *جدول* für *جدول*, S. 86 3. 9 *القاسم* für *القائم*. Für beide Ausgaben ist außerdem noch zu bemerken, daß Abul-Feda selbst der Lesart *اشموم* vor *اشمون* den Vorzug zuerkennt; jenes ist also auch S. 85 vorletzte Zeile mit Tacut so zu schreiben, welcher aber das Compositum abweichend *أجريسات* *اشموم* schreibt, womit er indes mit dem Gothaer Codex Nr. 258, welcher ein Verzeichnis der ägyptischen Ortschaften nach den Provinzen enthält, übereinstimmt; el-Firuzabadi schreibt im *Camus* *جريس* *اشموم*, also wenigstens auch in der Diminutivform. So steht auch S. 91 3. 12 in dem Citate aus Tacut bei diesem ebenfalls die Diminutivform *أخصيب*. Noch ein anderer Name aus der Einleitung Abul-Fedas, der in beiden Ausgaben fehlerhaft ist, sei hier berichtigt: S. 57 3. 2 der Pariser und S. 51 3. 7 der Dresdener Ausg. steht, der Fluß Ma'kil's bei el-Basra

sei gegraben und benannt von معقل بن بشار المرزى, da-

für ist zu lesen معقل بن بشار المرزى; Jasâr stand schon richtig so in dem Autographon von Jouy, und es kann darüber eben so wenig, wie über die Richtigkeit von el-Mozeni ein Zweifel sein, wenn man Nawawi's biograph. diction. p. 568 folg. vergleicht, womit auch Jacut übereinstimmt.

Es bleibt noch etwas zu sagen über das Aeußere der neuen Ausgabe. Sie ist vermitteltst des Umdrucks aus der lithographischen Anstalt des Hrn Nau zu Dresden hervorgegangen und zeigt die Handschrift des Herausgebers in großen, deutlichen Zügen, welche sich derselbe durch ein sorgfältiges Studium des orientalischen Schriftcharacters und durch fortgesetzte Uebung angeeignet hat und die, je weiter hin, um desto mehr einer arabischen Original-Handschrift ähnlich wird. Ein besonderer Vorzug vor der Pariser Ausgabe ist die Vocalisation, welche in der Einleitung im ersten Hefte ganz vollständig und von da an immer noch sehr reichlich an den Hauptstellen beigefügt ist. In der zum Zwecke dieser Anzeige genauer von uns durchgenommenen Beschreibung von Aegypten sind uns nur drei Wörter aufgestoßen, bei denen die Vocalisation zu

ändern wäre: S. 85 Z. 3 اهل قَشَف nach Jacut, S. 86

Z. 9 المَعَز, da es nicht im Passiv, sondern im Activ zu

nehmen ist, mit ausgelassenem الله لَدِين und S. 86 Z. 16

خَمَارِيَّة, wie Ibn Chalikân Nr. 220 die Aussprache angibt. Zu verbessernde Schreibfehler sind S. 84 Z. 22

مفتريق für مفتريف S. 85 Z. 21, وقراها für وقراها

S. 86 Z. 12 الفسطاط für الفسطاط und am Ende der 17.

Zeile ist و überflüssig.

Zum Schlusse können wir es nicht unerwähnt lassen, daß hier zum ersten Mahle in diesen Blättern mit den neuen arabischen Typen gedruckt ist, welche kürzlich durch die Fürsorge unseres hohen Universitäts-Curatoriums für die hiesige Universität angeschafft sind, wobei wir dankbar hinzufügen, daß zur Anfertigung derselben die königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin die Benutzung der ihr eigenen arabischen Matrizen bereitwilligst gestattet hat. J.W.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

60. Stück.

Den 14. April 1845.

G ö t t i n g e n.

Der Königl. Societät der Wissenschaften überreichte Prof. Wüstenfeld am 15. März Macrizi's Geschichte der Copten, aus den Handschriften zu Gotha und Wien nebst Uebersetzung und Anmerkungen.

Taqi ed-Din el-Macrizi, welcher in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts schrieb, ist einer der vorzüglichsten arabischen Historiker und hat sich besonders um die Geschichte, Geographie und Statistik von Aegypten ein großes Verdienst erworben, worüber er drei Werke verfaßte, die sich gegenseitig ergänzen; das erste enthält die Geschichte der Chalifen, das zweite die Geschichte der Sultane und das dritte die Geographie von Aegypten und eine sehr specielle Topographie von el-Cahira. Jedes von diesen dreien bildet indes ein für sich bestehendes Werk, und namentlich ist das dritte so vollständig in sich abgeschlossen, daß darin nichts unerörtert geblieben ist, was sich auf die Localitäten von el-Cahira bezieht, weshalb auch in die

einzelnen Abschnitte häufig zur Erläuterung historische Excurse, Lebensbeschreibungen von Regenten und berühmten Staatsmännern eingeflochten sind. Nachdem er die Moscheen, höheren Unterrichts-Anstalten, Bet-, Wallfahrts- und Begräbnisplätze der Moslimen zu el-Cahira beschrieben hat, geht er zu den jüdischen Synagogen über mit einer einleitenden Geschichte der Juden und einem Anhang über die jüdischen Secten, und schließt sein Werk mit der Beschreibung der coptischen Kirchen und Klöster, ebenfalls mit vorausgehender Geschichte der Copten. Dieser Theil ist in der eingereichten Abhandlung vollständig enthalten.

Das erste Kapitel handelt von der Abstammung der Copten, wobei die mosaische Genealogie Genes. X. zum Grund liegt, an welche einige Erweiterungen aus der arabischen Sage sich anschließen, so daß der Stammvater Coptim sein Geschlecht durch Misraim und Ham von Noah herleitete.

Im zweiten Kapitel, von der Religion der Copten von ihrer Bekehrung zum Christenthume, erwähnt Macrizi nur kurz, daß die ältesten Einwohner von Aegypten die Gestirne verehrten und die Priesterschaft eine große Gewalt besaß; in jedem der 85 Kreise, in welche das ganze Land getheilt war, befand sich ein Oberpriester, und der älteste von diesen, welcher jedem der sieben Planeten sieben Jahre gedient hatte, hatte seinen Sitz zu Memphis und war der erste Rathgeber des Königs, welchem er täglich nach dem Stande der Gestirne selbst die kleinsten Berrichtungen, die er vorzunehmen habe, vorschrieb. Hierüber wurde jeden Tag ein Protocoll aufgenommen, dazu die vorkommenden merkwürdigen Ereignisse angemerkt und dieß in dem Staatsarchive nieder gelegt; bei öffent-

lichen Aufzügen zeigten die Priester ihre magischen Künste. Unter den Amalekiten, Pharaonen und nachfolgenden Dynastien, von denen leider! weiter gar nichts erzählt wird, nahmen die Wissenschaften der Copten ab, bis sie dem Götzendienste entsagten und das Christenthum annahmen.

Die Geschichte ihres Uebertritts zum Christenthume im dritten Kapitel veranlaßt den Verf. wieder, die Hauptumrisse aus dem Leben Jesu und seiner Apostel voraus zu schicken, und er fährt dann fort, seine Darstellung hier mehr im Allgemeinen zu halten, indem er seine Erzählung freilich an die Namen der alexandrinischen Patriarchen anknüpft, aber doch mehr bei der Begünstigung oder Verfolgung der Christen durch die griechischen Kaiser überhaupt verweilt und nach und nach die ersten fünf großen Kirchenversammlungen erwähnt, von deren Veranlassung und Ausgang er im Ganzen eine richtige Darstellung gibt, so daß man sich wundern muß, wie ein rechtgläubiger Muhammedaner, als welchen sich Macrizi doch überall kund gibt, Lust haben konnte, sich so genau von den Religionsstreitigkeiten der älteren Christen zu unterrichten; hin und wieder spricht er auch über die eine oder die andere der streitigen Meinungen in den Glaubenssachen der Christen seine Zustimmung offen aus. Die Patriarchen von Alexandrien waren als Jacobiten fast beständig im Streite mit den griechischen Kaisern, welche größten Theils die Melikiten begünstigten und Statthalter, Beamte und Soldaten von dieser Partei nach Aegypten schickten, und gerade zur Zeit des Einfalls der Araber in Aegypten herrschte hier eine große Aufregung; gleich nachdem Benjamin zum Patriarchen der Jacobiten zu Alexandrien eingesetzt war, kamen die Perser, eroberten das Land und behaup-

teten sich darin, bis sie nach zehn Jahren von dem Kaiser Heraclius wieder vertrieben wurden; vor diesem mußte aber auch Benjamin flüchten, und ein Manichäer, Cyrus, wurde zum Patriarchen ernannt. Kaum drei Jahre nachher erschienen die Araber unter Amr Ben el-'Asi, und unter solchen Umständen war es ihm leicht, mit den eingebornen jacobitischen Copten ein Bündnis zu schließen, mit ihrer Hilfe ihre griechischen Bedrücker zu vertreiben und sich selbst des Landes zu bemächtigen. Daher beginnt Macrizi

das vierte Kapitel 'Geschichte der coptischen Christen in Aegypten, wie sie unter die Botmäßigkeit der Moslimen kamen, Tribut bezahlten und von ihnen als Schutzgenossen angenommen wurden', auf folgende Weise: 'Als die Moslimen nach Aegyptenland kamen, war es gänzlich mit Christen angefüllt, die sich in zwei nach Abkunft und Religionsglauben verschiedene Theile theilten; der eine, die regierenden, bestand aus lauter Griechen von den Soldaten des Herrn von Constantinopel, Kaisers von Griechenland, deren Ansicht und Glaube der der Melikiten war und deren Zahl sich auf mehr als 300,000 belief; der andere Theil, die ganze Masse des Volkes von Aegypten, Copten genannt, war ein vermischtes Geschlecht, so daß man nicht mehr unterscheiden konnte, ob jemand unter ihnen von coptischer, habessinischer, nubischer oder israelitischer Abkunft war; diese waren aber sämmtlich Jacobiten, und von ihnen waren die einen Regierungssecretäre, die anderen Kauf- und Handelsleute, andere Bischöfe, Presbyteren und dergleichen, andere Landwirth und Ackerleute, andere Bediente und Knechte. Zwischen diesen und den Melikiten, der Regierungspartei, herrschte eine solche Feindschaft, daß dadurch Verheirathungen unter einan-

der verhindert und selbst wechselseitige Ermordungen veranlaßt wurden. Ihre Zahl belief sich auf mehrere Hundert Tausend, denn sie waren eigentlich die Bewohner von Aegyptenland im obern und untern Theile. Als nun Amr Ben el-'Asi mit den Truppen der Moslimen nach Aegypten kam, wurden sie von den Griechen angegriffen, welche ihre Besizung vertheidigen und sie aus ihrem Lande vertreiben wollten; die Moslimen schlugen sich mit ihnen und besiegten sie bei der Burg, wie oben erzählt ist. Da suchten die Copten unter der Bedingung, Tribut zu bezahlen, mit Amr Frieden zu schließen, und er gewährte dies, bestätigte sie in allem, was sie an Ländereien und dergleichen besaßen, und sie leisteten den Moslimen Hilfe gegen die Griechen, bis Gott diese in die Flucht schlug und aus Aegyptenland hinaus trieb. Amr schrieb an Benjamin, den Patriarchen der Jacobiten, im J. 20 der Hidschra einen Sicherheitsbrief, worüber er sehr erfreut war; er kam zu Amr und setzte sich auf seinen Patriarchensstuhl, nachdem er dreizehn Jahre davon entfernt gewesen war, von denen zehn Jahre in die Herrschaft der Perser über Aegypten fallen und die übrigen nach der Ankunft des Heraclius nach Aegypten. Nun bemächtigten sich die Jacobiten aller Kirchen und Klöster in Aegypten und nahmen sie für sich allein mit Ausschluß der Melikiten.'

Die Bedrückungen der moslimischen Statthalter veranlaßten nun zwar noch mehrfache Aufstände der Copten, die aber immer damit endigten, sie nur noch mehr in Knechtschaft zu bringen; die letzte Empörung war noch im J. 216 der Hidschra. 'Von dieser Zeit an sind die Copten in ganz Aegyptenland unterworfen, und es hat keiner von ihnen nach dem sich gegen den Sultan zu erheben

vermocht; auch über die Bevölkerung auf dem Lande erhielten die Moslimen die Oberhand. Vom offenen Kriege nahmen sie jetzt zur Nachstellung ihre Zuflucht und suchten durch List und Trug den Moslimen zu schaden.' Da sie diesen an Kenntnissen überlegen waren, so wurden sie gern zu allerlei Aemtern bei der Verwaltung, als Secretäre und dergl. zugelassen, und einige wurden von den Sultanen so begünstigt, daß sie zu den höchsten Ehrenstellen empor stiegen. Dies machte sie indes übermüthig und erregte auf der anderen Seite den Neid der Muhammedaner, so daß dadurch immer neue Reibungen entstehen. Am meisten fühlen sich die Christen dadurch gekränkt, daß ihnen eine bestimmte Farbe für ihre Kleidung vorgeschrieben und ihnen verboten wird, auf Pferden zu reiten; so oft sie nur können, suchen sie sich diesen Verordnungen zu entziehen und sie werden ihnen deshalb öfters mit erneuter Strenge eingeschärft. Die Moslimen lauern dann gewöhnlich eine Veranlassung ab, um ihrer Erbitterung gegen den Hochmuth der Christen Lust zu machen, die Folge davon ist gewöhnlich ein Angriff auf ihre Kirchen und Klöster, von denen dann eine Anzahl zerstört wird und wobei immer eine große Menge von Christen das Leben einbüßen, oder durch die Noth zur Annahme des Islam gezwungen werden. Die schrecklichste Catastrophe dieser Art wird im siebten Kapitel erzählt. Wie sehr indes Macrizi einer solchen gewaltsamen Bekehrung entgegen ist, zeigt er am Schlusse des vierten Kapitels, wo er sagt, daß durch Verfolgung, List und Trug endlich der größte Theil der Copten zur muhammedanischen Religion übergetreten sei und sich mit den Moslimen vermischt habe; 'ihr wahres Verhältniß ist aber dem nicht verborgen, dessen Herz Gott er-

leuchtet hat, denn aus ihrem schändlichen Betragen, wenn sie gegen den Islam und seine Bekenner Gewalt üben können, blickt das durch, woran der Einsichtsvolle ihren schlechten Grundcharakter und die alte Feindschaft ihrer Vorfahren gegen diese Religion und ihre Anhänger erkennt.'

Das fünfte Kap., von den Secten der Christen, ist nur kurz und beschäftigt sich fast nur mit der Angabe der verschiedenen Meinungen über das Wesen und die Natur Christi; im sechsten Kapitel wird von der Taufe, den verschiedenen Festtagen, der Reihenfolge der Geistlichen und einigen Ehegesetzen ganz kurz gehandelt. — Der Abschnitt vom 3. bis 6. Kap. war zwar schon früher von Wetzler, *historia Coptorum Christianorum*, heraus gegeben, aber bei ihm ist sowohl der arabische Text, als die lateinische Uebersetzung so voller Fehler, daß die Angabe einzelner Verbesserungen wenig genützt hätte und Ref. kein Bedenken getragen hat, das Ganze in einer neuen Bearbeitung wieder zu geben.

Das siebte Kapitel bringt uns eine ziemlich ausführliche Nachricht von den Klöstern. Aegypten ist das Vaterland der Klöster, hier wurden sie zuerst durch Antonius gestiftet, und es hat wohl in keinem Lande mehr Klöster gegeben, als in Aegypten. Macrizi führt 86 namentlich auf, welche zu seiner Zeit noch existierten, mit Angabe ihrer Lage und der Heiligen, denen sie geweiht waren, bemerkt aber, daß hier und da sich noch Ruinen von Klöstern fänden, und vor der Eroberung Aegyptens durch die Araber muß ihre Zahl mehrere Hunderte betragen haben. Er sagt z. B. selbst: 'Die Klöster von Odroneh liegen nahe bei einander und dazwischen liegen zahlreiche Höhlen, in

welchen die Wände mit Figuren bemahlt sind in dem alten Stile wie auf den Monumenten, verziert mit verschiedenen bunten Farben, welche auf manigfache Kenntnisse hindeuten. Das Kloster der sieben Berge, das Kloster von el-Motell und das Kloster Grafuna (der Schreiber) liegen außerhalb Sojut in den Höhlen, und auf den beiden Dämmen sollen 360 Klöster gewesen sein, und der Wanderer ging von el-Bedraschein bis Absun [d. i. den ganzen Nil entlang von jenseits der Ruinen von Theben bis hinter el-Sahira] beständig im Schatten der Gärten; jetzt ist dies verwüstet und von den Bewohnern verlassen.' Daß die Mönche nicht gerade die Einöden zur Erbauung der Klöster wählten, sondern meistens sehr romantische Partien, geht aus mehreren Stellen bei Macrizi hervor, und solche Plätze wurden dann nicht nur für die Christen, sondern auch für die Muhammedaner Versammlungs-, Erholungs- und Vergnügungsorte. 'Das Kloster el-Goseir liegt oben im Gebirge in einer Ebene auf der Spitze desselben und ist ein Kloster von schöner, solider Bauart, in angenehmer Einsamkeit; es wird von Mönchen bewohnt und hat einen in den Felsen eingehauenen Brunnen, aus welchem für es das Wasser geholt wird. In dem Tempel ist das Bild der Maria auf einer Tafel, und die Leute besuchen den Ort, um das Bild zu sehen. In dem oberen Theile ist ein Saal, welchen Abul-Dscheisch Chomaraweih Ibn Tulun erbaute, mit vier Fenstern nach vier Seiten; er besuchte dieses Kloster oft, indem er das darin befindliche Bild bewunderte, weil er es so schön fand.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

61. 62. Stück.

Den 17. April 1845.

G ö t t i n g e n .

Schluß der Abhandlung: 'Macrizi's Geschichte der Copten, aus den Handschriften zu Gotha und Wien nebst Uebersetzung und Anmerkungen. Von Prof. Wüstenfeld.'

Der Weg zu diesem Kloster ist von Misr her sehr beschwerlich, dagegen ist er von Süden her allmählich sich erhebend und leicht zu ersteigen; zur Seite liegt eine Einsiedelei, welche von dem darin wohnenden Einsiedler nicht verlassen wird. Das Kloster ragt über dem Dorfe Schahran und über der Ebene und dem Nil empor; jenes ist ein großes, volkreiches Dorf am Ufer des Flusses, man sagt, daß Moses darin geboren und dort von seiner Mutter in einem Kasten ins Wasser gesetzt sei; es gibt aber auch ein Kloster, welches Kloster von Schahran genannt wird. Dieses Kloster von el-Goseir ist eins von den besuchten Klöstern und einer der beliebten Bergnügungsorter wegen seiner schönen Lage und weil es über Misr und sein Gebiet empor ragt. — Die gelehrten christlichen Geschichtschreiber sagen, daß Arcadius, Kaiser von Griechen-

land, den Arsenius aufsuchen ließ, um seinen Sohn zu unterrichten, dieser glaubte aber, daß er ihn tödten wollte, floh deshalb nach Aegypten und ging ins Kloster; der Kaiser schickte einen Mann zu ihm und ließ ihm sagen, daß er ihn nur wegen des Unterrichtes seines Sohnes habe suchen lassen, allein jener bat, ihn zu verschonen, durchstreifte das Land bis zum Berge el-Mocattem östlich von Tora und blieb in einer Höhle drei Jahre, bis er starb. Als er gestorben war, schickte Arcadius hin und ließ über seinem Grabe eine Kirche erbauen, und dies ist der Ort, welcher unter dem Namen des Klosters von el-Goseir bekannt ist und jetzt das Kloster des Maulthiers genannt wird, weil ein Maulthier dasselbe mit Wasser versorgt: wenn es nämlich aus dem Kloster geht, kommt es auf den Weg nach dem Wasser, und hier ist jemand, der ihm Wasser einfüllt, und wenn er damit fertig ist, läßt er es los, dann kehrt es zum Kloster zurück. — Im Ramadhan des Jahres 400 befahl el-Hakim biamrillahi das Kloster el-Goseir zu zerstören, und die Zerstörung und Plünderung dauerte daselbst mehrere Tage.

‘Das Kloster Mar Hanna liegt am Ufer von Birket el-Habesch (Teich der Habessinier) nahe beim Nil, und zur Seite sind Gärten, von denen einige durch den Emir Lemim Ben el-Mo'izz angelegt sind, und ein Versammlungsort auf Säulen, von schöner, künstlicher Bauart mit Mahlereien, ebenfalls von dem Emir Lemim angelegt. In der Nähe des Klosters ist ein Brunnen, welcher der Brunnen des Mammati genannt wird; daneben stehen hohe Feigenbäume, unter denen sich die Leute versammeln und trinken, und diese Stelle ist ein stehender Spielplatz und Tanz- und Vergnügungsort und ein eben so angenehmer Aufent-

halt in den Tagen, wo der Nil wächst und das Wasser den Teich überfüllt, als er eine schöne Aussicht gewährt zur Zeit da die Felder bestellt sind und alles in Blüte steht, wo er dann nicht leer wird von Menschen, die sich vergnügen, und solchen, die den anderen Unterhaltung verschaffen wollen. Auch haben die Dichter bereits die Schönheit und Anmuth jener Gegend besungen und dieses Kloster heißt heut zu Tage das Kloster von el-Tin.'

Unter den 86 Klöstern gehören 82 den Jacobiten und nur vier den Melikiten, und unter jenen sind vier, unter diesen ein Nonnenkloster; die meisten waren zu Macrizi's Zeit nur noch von wenigen, manche nur von einem einzigen Mönche bewohnt, einige sogar ganz verlassen, während früher z. B. das Kloster des Macarius in Wadi Habib 1500 Mönche zählte, Bischâi deren 3000 unter sich hatte und dem Eroberer Amr Ben el-'Asi aus den Klöstern von Wadi Habib überhaupt 70,000 Mönche entgegen gingen, deren jeder einen Stab trug, um ihm ihre Unterwürfigkeit zu erklären.

In dem achten Kapitel 'von den Kirchen der Christen' macht Macrizi über hundert Kirchen namhaft und gibt einen Bericht über die oben gedachte furchtbare Catastrophe unter dem Artikel über die Kirche el-Zohri, weil mit der Zerstörung derselben jene Schreckenszeit anfang. Nämlich im J. 720 der Hidshra ließ der Sultan el-Melik el-Nasir in der Stadt Misr einen großen Teich anlegen und beim Ausgraben desselben dem Fundamente der Kirche el-Zohri so nahe kommen, daß deren Einsturz beabsichtigt und gehofft wurde, ohne daß man nöthig hätte, unmittelbar Hand an sie zu legen. Die gemeinen Arbeiter erwarteten und forderten ungeduldig den Befehl zu ihrer Zerstörung,

den aber der Sultan verweigerte, und da wegen der Festigkeit der Mauern der Einsturz nicht erfolgen wollte, ließ sich das Volk endlich nicht mehr zurück halten und demolierte eines Tages aus eigener Macht diese Kirche in einem Augenblicke. Dies war das Signal zu einem allgemeinen Angriffe auf die Kirchen und Klöster der Christen, es wurden an dem Tage in Misr und el-Cahira und der nächsten Umgebung gegen zwanzig, und in kurzer Zeit in dem übrigen Aegypten noch über vierzig Kirchen und eine große Anzahl Klöster zerstört. Der Sultan war außer sich vor Zorn über das eigenmächtige Verfahren des Volkes und würde die den Christen widerfahrne Unbill auf eine noch furchtbarere Weise gerächt haben, als es durch grausame Hinrichtungen schon geschah, wenn er nicht durch die Emire wenigstens etwas besänftigt wäre. Indes suchten die Christen selbst ihrer Rache gegen die Moslimen Luft zu machen, sie verschworen sich zu Brandstiftungen, und mehrere Wochen lang sah man fast täglich in Misr und el-Cahira Feuer entstehen, welches einige Mahle sehr bedeutende Verheerungen anrichtete. Als endlich die Mönche dabei entdeckt wurden, war eine allgemeine Christenverfolgung die Folge davon; jedoch ging das Volk wieder zu weit und kannte keine Grenzen, so daß der Sultan nun wieder gegen die Moslimen selbst einschreiten zu müssen glaubte. Dieser Zustand endigte damit, daß sämtliche Christen aus allen Diensten der Muhammedaner entfernt wurden und ein großer Theil derselben aus Noth den Islam annahm.

In den Anmerkungen hat sich der Herausgeber auf das Nöthigste beschränkt, indes ist der größte Theil derselben aus Handschriften, namentlich aus

den früheren Abschnitten des Macrizi'schen Werkes genommen.

P a r i s.

Benjamin Duprat, Libraire de l'Institut de France etc. 1844. Fragments du Mahabharata traduits en Français sur le texte sanscrit de Calcutta. Par Th. Pavie. XVIII und 342 Seiten.

Der ungeheure, fast sprichwörtlich gewordene Umfang des Mahábhárata — vier eng gedruckte, und sehr starke Quartbände, 3000 und mehrere hundert Seiten — fordert natürlich keine geringe Zeit auch nur zur Durchlesung. Wohl manche Jahre werden daher noch verfließen, ehe die Pflicht, dieses Epos auch einem größern, des Sanskrits unfundigen, Publicum, welches wißbegierig und neugierig ist seinen Inhalt kennen zu lernen, zugänglich zu machen, dem ganzen Umfang nach erfüllt sein wird. Daß es aber eine im Allgemeinen vollständige Uebersetzung — wenn auch nicht eine wörtliche und ganz unverkürzte — denn Verkürzungen werden schon durch die überaus häufigen Wiederholungen geboten — verdient, wird Jeder schon nach den bisher mitgetheilten Episoden — wir erwähnen nur die Bhagavadgítá und den Nalus — anzunehmen bereit sein. Es versteht sich zwar von selbst, daß nicht alle Theile des Epos sich mit den beiden erwähnten Episoden messen können; im Gegentheil begegnet Ref. selbst in den von ihm durchlesenen Theilen den verschiedensten Gradationen in Bezug auf Gedanken und poetische Form; allein wo das Interesse an der Darstellung selbst ganz aufhören sollte, würde doch immer der Stoff einer nicht unbedeutenden Theilnahme werth bleiben, in-

dem der Mahábhárata augenscheinlich darauf ausgeht, ein corpus aller indischen Sagen zu geben, und diese wegen ihres hohen Alterthums sowohl, als wegen der eigenthümlich speculativen, insbesondere theosophischen Richtung, die das ganze geistige Leben der Inder durchzieht, auch vom allgemein-menschlichen Standpunct aus ein hohes Interesse in Anspruch nehmen.

Wir glauben daher, daß ein jedes Werk, welches zur Bekanntmachung des Mahábhárata beiträgt, die größte Anerkennung verdient, und nehmen also auch das oben rubricierte dankbar hin, so Vieles wir auch im Einzelnen daran auszustellen haben. Es bringt uns die Uebersetzung von 8 Stücken. Die drei ersten Paushja-parva (Abtheilung Paushja, weil der König Paushja eine Rolle darin spielt), Pauloma-parva (nach dem Rakshas (böswärtigen Riesen) Pauloma), und Astika-parva (nach dem Rishi (Seher) Astika benannt) bilden die eigentlichen drei ersten Abschnitte des Mahábhárata überhaupt, indem ihnen nur die allgemeine Einleitung, das Verzeichniß der Abtheilung und die kurze Inhaltsangabe voraus gehen. Auch sie hängen aber mit dem eigentlichen Stoff des Epos selbst nur äußerlich zusammen; sie beziehen sich nämlich auf das Schlangenopfer, bei welchem das Mahábhárata vorgetragen wurde. Die erste Abtheilung — dem Auszuge zufolge (Vs 364) der Verherrlichung des Utanka gewidmet, erzählt nach manchen Umschweifen, warum und wie Utanka den König Dschanamedschaja auffordert, ein Schlangenopfer zu vollbringen, in welchem alle Schlangen verbrannt werden sollen, und sich so an den Schlangen zu rächen, deren König Takshaka den Vater des Dschanamedschaja, den König Parikshit, getödtet hatte. Die zweite Abtheilung scheint äußerlich mit

der ersten in gar keinem Zusammenhang zu stehen; sie beginnt wieder (I, 851) mit dem das ganze Epos einleitenden Vers (Mhbh. I, 2) als ob sie der eigentliche Anfang des Epos wäre:

लोमहर्षणापुत्र उग्रश्रवाः सौतिः पौरुषिको नैमिषारपये
श्रौनकस्य कुलपतेर्द्वादशवर्षिके सत्रे ऋषीन्भ्यागतानुपतस्थे

‘Des Lomaharschanas Sohn Ugrastravás aus der Bardenfamilie (eigentlich des Sútás Sohn, indem das Appellativ Nomen proprium geworden ist) der der Ueberlieferung Kundige trat vor die Seher, welche bei dem 12jährigen Opfer des Familienhauptes Saunaka im Walde Naimischa versammelt waren’; als Inhalt dieser Abtheilung wird die Aufzählung des Bhrigu-Stammes (im Auszug 365) angegeben. Von diesem stammte aber Saunaka, bei dessen Opfer Ugrastravás das zuerst beim Schlangenopfer erzählte Mhbh. wiederholt; so daß also dieser zweite, schon ganz selbständig beginnende, Abschnitt die Verherrlichung des Opfers selbst enthält, welcher die Gelegenheit zum Vortrag des Mhbh. gibt. Wie passend dieser Anfang für das ganze Gedicht sein würde, sieht Jeder, und da I, 52 berichtet, daß die Brahmanen die Recitation des Mhbh. an verschiedenen Stellen anfangen ließen, d. h. daß es mehrere Anfänge des Mhbh. gab, so zweifelt Ref. kaum, daß auch dieser zweite Abschnitt einst ein solcher gewesen sei. Der Inhalt selbst setzt diese Abtheilung aber wiederum mit dem Schlangenopfer in enge Beziehung. Nach kurzer Aufzählung des Bhrigu-Stammes beschäftigt sie sich insbesondere mit einem der Nachkommen desselben Ruru, welcher durch eine Liebesintrigue dazu getrieben wird, sich bei seinem Vater nach dem Haupthelden des Schlangenopfers Astika

erkundigen zu müssen. Der zu einer Schlange verzauberte und durch sein Zusammentreffen mit ihm (dem Ruru) wieder entzauberte Weise sagt ihm beim Abschied (I, 1016):

Hören wirst du des Astika große Begebenheit,
Ruru,

Erzählet von den Brahmanen; dies gesprochen,
verschwand er dann.

(1019) Zur Besinnung gelangt, sagte Ruru seinem
Erzeuger dies,

Und sein Vater, befragt, theilte ihm die ganze
Geschichte mit.

Hierauf folgt nun der dritte Abschnitt, dessen Hauptinhalt der innere Grund des Schlangenopfers (der auf die Schlangen gelegte Fluch ihrer Mutter), die Vollziehung dieses Opfers durch Dschanamedschaja und die Unterbrechung desselben und Rettung der noch nicht verbrannten Schlangen durch Astika ist; dieser Hauptinhalt wird durch eine Menge die Begebenheiten ergänzender Episoden abgerundet. Allein diese Abtheilung schließt sich nicht, wie man nach dem Ende der vorhergehenden erwarten sollte, als Erzählung des Vaters des Ruru, nämlich des Pramati, an jene, sondern tritt ganz selbständig ein und wird, wie die Erzählung des Mahábhárata überhaupt durch die um Saunakas versammelten Weisen, so durch diesen selbst hervorgerufen und nicht in Pramati's Namen, sondern direct von Ugrasravás erzählt:

Saunakas sprach:

1020 Warum beschloß der Manntieger, der König
Dschanamedschajas

Durch Schlangenopfer Ausrottung der Schlangen?
dies erzähle mir

Der Wahrheit gemäß o Sauti alles und in
Vollständigkeit;

So auch warum der Seh'r bester Astikas
 der Frommen eifrigster
 Die Schlangen dann befreit habe aus der flam-
 menden Gluthen Mund.

u. s. w.

Dieses selbständige und gleichsam das ganze Epos beginnende Eintreten dieses Abschnitts macht es schon an und für sich wahrscheinlich, daß einst auch dieses ein Anfang des Epos war; was auch ausdrücklich (I, 52) bemerkt wird. Nur in einem Kapitel (dem 24sten Adhajas) treten auf einmahl an die Stelle von Ugrasravás und Saunakas, in Uebereinstimmung mit dem am Schluß des zweiten Abschnitts angedeuteten Zusammenhang, Pramatis und Kurus als Erzähler und Frager. Diese Stelle scheint den Diaskeuasten entgangen zu sein. Die beiden andern Anfänge des Epos, welche an der erwähnten Stelle (I, 52) bemerkt werden, sind, um dies beiläufig zu bemerken, die Erzählung von Manu, dem Stammvater der Menschen, welche mit I, 3126 beginnt und die Erzählung von Uparik'aras, deren Hauptinhalt die Geburt des Vjasas ist, des mythischen Dichters des Mahábhárata und zugleich Großvaters der Helden dieses Gedichtes; sie beginnt I, 2335. Daß auch diese beiden Punkte einen natürlichen Anfangspunct des Epos abgeben konnten, bedarf keiner Ausführung.

An den dritten Abschnitt lehnt sich nun der Beginn des Mahábhárata selbst. Saunakas fragt nach den während dieses Schlangen = Opfers erzählten Geschichten.

Der Barde antwortet (2202):

Die Priester in den Ruhepuncten theilten
 Bedengeschichten mit,
 Vjasas aber das schmuckreiche Gedicht des
 Mahábháratam.

Dieses will Saunakas hören; der Barde erzählt nun, wie Dschanamedschajas während des Opfers sich dasselbe von Bjasas ausgebeten habe; wie dieser nun seinen Sohn Vaicampajanas aufgefördert habe, es so zu erzählen, wie er es von ihm gelernt, und dieser tritt nun als Erzähler auf (2234):

Hör' o König wie Zwiespalt kam unter des
Kur' und Pandu-Haus.

Das vierte der von Hrn Pavie mitgetheilten Stücke ist das Gatugrhaparva 'das Lackhaus', ein wesentlicher Theil des Gedichts. Es erzählt, wie der Sohn des Dhrtarásht'ras die 5 Pandu-Söhne, die ihm bei seinen Hoffnungen auf den Thron im Wege standen, in einem leicht brennbaren Palast verbrennen lassen will und wie sich diese retteten. Der Abschnitt beginnt I, 5635. Hr Pavie übersetzt ihn erst von 5650 an. In den ersten 15 Versen wird nämlich diese ganze Begebenheit mit allen wesentlichen Puncten ganz kurz mitgetheilt. Dieses genügt dem König Dschanamedschajas nicht; im lehterwähnten Vers fordert er eine detaillierte Erzählung:

Nochmals wünsche ich ausführlich, o der Brah-
manen bester du,

Anzuhören des Lackhauses Brand und Ret-
tung der Pandaver.

Es gibt diese Wiederholung eine Andeutung, auf welche Weise das Mahábh. zu dem riesigen Umfang, in welchem es jetzt vorliegt, sich ausgereckt haben mag, obgleich ich keinesweges in diesem speciellen Falle glauben möchte, daß die ausführliche Erzählung dieser Hauptcatastrophe des Gedichts jünger sei, als die abbreviierte.

Das 5te Stück ist das Svajamvaraparva 'der Jungfrau Wahl.' Urdschunas spannt unbekannt und als Brahmane verkleidet den Bogen und löst

so die Aufgabe, von welcher die Gewinnung der Krishná, der Tochter des Panchala - Königs Dripada, abhängt; die zur Gewinnung zusammen gekommenen Könige wollen sie dem scheinbaren Brahmanen nicht lassen. Es folgt ein Kampf, in welchem die fünf Brüder siegen; sie führen Krishná zur Mutter und durch ein ominöses Wort beim Empfang wird sie gemeinschaftliche Frau aller fünf Brüder. Diese Motivierung mußte sich dieser Zugalter, schwerlich indischer, sondern Aboriginer-Sitte, der sich aber nicht aus der Tradition verdrängen ließ, gefallen lassen, da er ganz wider die brahmanischen Sagen und das Leben der Sanskritvölker verstößt. Die Sitte selbst besteht bekanntlich noch bei einigen Ueberresten der vorsanskritischen Bevölkerung Indiens und bei mehreren Indien benachbarten Völkern.

Das 6te Stück ist aus Tirthajâtrâparva 'die Pilgerschaft'. Hr Pavie überschreibt es Gangâvâtâram 'der Ganga Herabkunft.' Einen dieser Ueberschriften gleichbedeutenden Namen (Gangâvâtan'am) führen jedoch nur die letzten Abschnitte. Die früheren haben andere ihrem specielleren Inhalt entsprechende. Allesammt dienen sie zur Verherrlichung des Heiligen Agastjas. Der Hauptstoff des Stückes ist durch die berühmte Schlegelsche Uebersetzung der Bearbeitung desselben Gegenstandes im Râmâjana bekannt.

Das 7te Stück enthält einen Theil aus dem Abschnitt 'der Stierraub'. Gegen das Ende ihrer Verbannung leben die Pandu-Söhne unerkannt am Hof des Königs der Matsjâs. Diesem haben die Trigartâs im Verein mit den Kuruiden seine Stierheerden geraubt. Des Königs Sohn eilt ihnen nach um sie wieder zu erlangen. Ardschunas, der als Eunuch verkleidet lebte, erbietet

sich ihm zum Wagenführer; da der Königssohn aber feige fliehen will, so tauschen sie die Rollen. Urdschunas wird von den Kuruiden erkannt und gibt sich dem Königssohn zu erkennen; dann holt er seine bis dahin versteckten Waffen und der Kampf beginnt. Es ist dies einer der schönsten der bisher bekannt gewordenen Theile des Mahbh.

Nicht minder schön ist das letzte der von Hr Pavie übersetzten Stücke, der Anfang des Sautpikaparva 'Der nächtliche Ueberfall'. Das Heer der Kuru's ist vernichtet; nur drei Helden sind übrig, obgleich vielfach verwundet, und der todtwunde Königssohn Durjodhanas. In Wuth und Verzweiflung faßt der eine der Drei den Entschluß das siegestrunkene und kampfmüde feindliche Heer in seinem Lager in der Nacht zu überfallen; die beiden andern folgen ihm. Der Angriff gelingt vollständig; sie vernichten das ganze Heer und können dem sterbenden Durjodhanas sagen, daß vom feindlichen Heere nur noch sieben am Leben sind, die 5 Pandaver, Krischnas und der Wagenführer Sâtjakis.

Die Uebersetzung selbst ist mit Fleiß und Geschmack gearbeitet. Der Hr Verf. strebte nach Treue; daß diesem Streben die Verständlichkeit nicht aufgeopfert sei, bedarf bei einem französischen Werke keiner Bemerkung. Allein so sehr wir die vom Hrn Verf. auf seine Arbeit verwandte Mühe dankbar erkennen, so dürfen wir doch das Geständnis nicht unterdrücken, daß sie an unzähligen Mißverständnissen leidet, die es zwar nicht unmöglich machen, den Inhalt des Originals kennen zu lernen, wohl aber die Art und Weise der Darstellung. Oft hat die Uebersetzung den Sinn des Originals fast ganz umgekehrt; nicht selten ist ganz

ungrammatisch überseht; Ungenauigkeit der Uebersetzung ist vorwiegend. Der Raum dieser Blätter erlaubt uns nur wenige Beispiele anzuführen. I, 734 (Uebersetzung S. 9 Z. 6) vous me n'avez pas fait entendre une parole dictée par le mensonge; soll heißen: ihr sprecht zu einem, der nie gelogen. I, 736 (10, 3) J'accueille statt ich weigre dieß. I, 1631 (111, 8): Ces serpents méchants cruels pervers pleins de poisons éh bien! leur destruction est arrêtée; car ils n'ont pas marché dans la justice; statt Welche Schlangen böse sind u. s. w. — deren Untergang naht sich; nicht aber derer, die im Rechte wandeln. 1677 (115, 10) sorti de la ligne de ses devoirs statt: sich erfreuend an seiner Obliegenheit. Die Jagd gehört zu den Obliegenheiten der Kriegerkaste. 1695 (117, 3) Quoi! mon père a eu à souffrir de la part de ce roi dépravé une telle insulte? statt: was hat mein Vater Uebles diesem bösen König gethan? 1712 (118, 19) car il s'efface le péché de ce roi qui se conduit toujours d'après nos lois en toute occasion statt: Leute unsrer Art müssen mit einem allgegenwärtigen König Nachsicht haben (vgl. 1715). 1850 (131, 6 v. u.) Ce desir ô mes aïeux est toujours loin de mon coeur; faisant remonter vers le ciel toute idée charnelle, afin d'obtenir un corps dans l'autre vie je ne prendrai point de femme u. s. w. statt: Diese Sache o Vater liegt mir stets am Herzen; keusch möchte ich meinen Körper auch ins Jenseits bringen, ich will keine Frau nehmen u. s. w. 1908 (137, 2) Dépose en moi ce rejeton impérissable, ô excellent soli-

taire. Comment magnanime richi, veux tu t'en aller u. s. w. statt wörtlich 'Nachdem du, o bester, meinem Leibe diese noch nicht sichtbare Frucht übergeben hast, wie kannst du mich schuldlos verlassend gehn wollen u. s. w. Dieses Mißverständnis trug wohl auch zu der ebenfalls fast ganz conträren Uebersetzung von 1915—16 (137, 6 v. u.) bei: Or en toi il existe un fils né de cet excellent brahmane; je ne voulais pas ne retirer aucun fruit du don que j'avais fait de ta personne au solitaire; si mon désir était injuste d'exiger de toi ce sacrifice à plus forte raison de te demander une chose plus difficile encor. statt: Ist dir eine Leibesfrucht o Liebe von diesem ersten der Weisen? nicht fruchtlos wünsche ich mögest du diesem Weisen gegeben sein; zwar ziemt es sich nicht für mich dich solch eine Sache zu fragen (nämlich ob sie schwanger sei); allein wegen der sehr großen Wichtigkeit der Sache (weil nämlich das Heil der Schlangen davon abhängt) frage ich dich danach. 1949 (141, 3) puis arriva au terme de la félicité (qui lui était accordée) lui qui avait enlevé la douleur de dessus la terre statt: darauf erreichte er das ihm bestimmte Ende (d. h. er starb), allen Trauer bringend. 2133 (159, 1 v. u. 160, 1) est-ce qu'il a été sauvé par le dieu de la foudre, ce serpent? Précipité — il approche statt: fahren gelassen vom Blizschleuderer, vom Himmel gestürzt — naht sie jetzt u. s. w.

Erlauben wir uns auch einige Beispiele grammatischen Mißverständnisses zu geben. I, 688 (5, 6)

ist प्रयाने dans un lit überseht statt: über ihn, indem er sich so hinlegte (staute sich das Wasser). 1, 855 (28, 2) योऽसौ दिव्याः कथा वेद देवतासुरसंश्रिताः u. s. w. ist überseht: Les histoires divines agréées par les dieux et les Souras c'est le Veda statt: Er der die göttlichen Geschichten in Bezug auf die Gottheiten und Asuren kennt u. s. w. 1, 858 (28) ist गुरावासनं überseht: à la place — du gourou als ob es Compositum wäre und gurvās. stände. 1151 (62, 2) ऐरावणो ऽ भवद्भ्रमृता धृतः Ensuite — Airavana — naquit — lui qui supporte (le dieu maître de) la foudre statt 'Airavana — geliebt vom Blitzschleuderer. 1179 (64, 12 v. u.) करिकरबाहुः aux bras d'éléphant statt: mit rüsselgleichen Armen. 1335 (81, 19) in Alors le puissant oiseau s'abattant sur les Nishadas, les devora soll das unterstrichene dem sskrit. बुभुक्षितः entsprechen statt: darauf kam er freßbegierig zu den Nish. u. s. w. Wegen dieser falschen Auffassung ist auch das Nächstfolgende mißverstanden. 1360 (84, 6) ist mit Verkennung der grammatischen Form von भेदतः überseht: Tu ne sais pas te modérer et tu désires la possession de ce qui appartient à celui qui se separerait de toi statt: Du bist nicht von der Theilung zurück zu halten; du wünschest das Vermögen. 1370 (85, 1) ist साधयेहितमात्मनः überseht: achève cette oeuvre qui te sera utile als ob हितं nicht ईहितं aus dem Sandhi zu entnehmen wäre. 1946 (140, 9 v. u.) ist il triompha au nord de tous les Kourous anéantis die Uebersetzung von परिक्षीपोषु कुरुषु सोत्तरायामत्रोत्तनत्

statt: als die Kuruiden umgekommen waren, hat er mit der Uttarâ (des Parikschit Mutter) gezeugt. 1947 (140, 7 v. u.) fils de Saôbhadra statt: Sohn des Subhadriden (des Abhimanjus des Sohnes der Subhadrá). Eben so 2101 (156, 1) ist दाशरथे: du roi Dâçaratha statt des Dasarathiden (d. i. des Râmas). 1104 (156, 13) ist वृत्रहणः d'Indra übersetzt, als ob वृत्रघ्नः stände. 5875 (191, 11) ist दाशानां भुजवेगेन übersetzt: pressé de leur dix bras statt; durch der Fischer Armschnelligkeit; Hr Bopp, in dessen Ausgabe des Hid'imbabadha (Urdschunas Reise u. s. w. Berlin 1824. S. 27), dieser so wie die folgenden Verse schon heraus gegeben waren, hat die Schreibweise दासानां. 8772 (130, 17) न शक्याः क्षयं नेतुं ist übersetzt: Ils ne sont pas capables de conduire (les mondes) à leur perte u. s. w. statt: sie können nicht vernichtet werden. III, 8776 (130, 2 v. u.) ist मैत्रावरुणां übersetzt: fils de Mitrararouna statt: des Mitra und Varuna. 8886 (241, 6) ist übersetzt: je suis ton père aussi mais je dois t'abandonner, o toi qui es innocent! restant ainsi fidèle aux devoirs de ma caste et désirant le bonheur de mes sujets statt (wie das Folgende dem Hrn Uebersetzer schon hätte zeigen müssen): Und dein Vater (des Sprechenden Sohn) ist von mir verbannt, indem ich meiner Pflicht warten mußte und der Bürger Heil suchte (er war nämlich ein Bösewicht).

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. Stück.

Den 19. April 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Fragments du Mahabharata traduits en Français sur le texte sanscrit de Calcutta. Par Th. Pavie.'

Nun auch einige Beispiele von Ungenauigkeiten und Fehlern verschiedener Art. I, 729 (S. 336 5 v. u. — 337) ist übersetzt: Vous deux faites connaître (en les illuminant) les dix points de l'horizon lesquels traversent sur (notre) front la route unie (que vous suivez) avec vos chars; les richis suivent cette route des points de l'horizon, ainsi que les Dieux; quant aux hommes ils marchent sur la terre. Vous transformez les couleurs aux aspects variés de ces (points lumineux) qui laissent loin derrière eux les êtres d'espèces diverses; statt: Ihr beide erzeuget zuerst die 10 Weltgegenden; diese gehen von Anfang an einen und denselben Weg; ihrem Wege nach gehen die Rishi's, vor die Götter. Die Menschen wandeln auf der Erde. Ihr schafftet die

allgestaltigen Farben; diese überziehen alle Wesen. I, 886 (34, 9) ist र्होगता übers.: retirée dans la solitude statt ehelich verbunden. 903 — 4 (33, 4) ist übersetzt: des larmes de la pieuse épouse il se forma une grande rivière coulant dans la direction du chemin (qui conduit à la demeure) de l'austère Bhriou; alors ayant vu la rivière produite par Poulomâ et coulant dans la route le créateur des mondes le bienheureux Brahma l'appela Badhousara (rivière de la femme); et elle se dirigeait vers l'ermitage de Tchyavana; statt: Aus ihren Thrämentropfen bildete sich ein großer Fluß, welcher dieser Gemahlin des frommen Bhriou nachfolgte; als nun der herrliche Allvater ihn jener Wege nach Tschjavanas Hütte folgen sah, gab er ihm den Namen Badhûsara. 987 (41, 5) findet sich eine Ungenauigkeit, der ein grammatisches Mißverständnis zu Grunde zu liegen scheint. 1026 (50, 11) ist fils de Lomaharchana falsch; Sûta's eigentlicher Namen war Lomaharshana. 1267 (74, 12 v. u.) gehört सुरार्थाय u. s. w. schon zu der Rede der Sonne; das Ganze ist falsch übersetzt: La colère s'empara du dieu du jour, condamné à périr par une éclipse; c'est à cause du mal (que lui ont fait les Souras) que cette colère contre le soleil est née dans l'esprit de Râhou. Alors le soleil se dit: Je vais me charger seul d'un crime dont les effets seront sentis par beaucoup puisqu'ayant eu des complices dans l'oeuvre, je n'ai pas de compagnon dans l'expiation u. s. w.; es mußte heißen: Nachdem die Sonne verfinstert war, ward sie zornig: Den Göttern zu

Gefallen habe ich mir des Rahu Bohn zu-
gezogen; soll ich nun allein das vielen Nach-
theil bringende Unrecht über mich her-
gehen lassen? bei den Thaten zeigt sich
ein Genosse, bei den Leiden aber nicht
u. s. w. 1315 (79, 16) 'Que dois-je faire o
ma mère? car il faut que je mange les serpens'
statt: 'Muß welchem Grunde muß ich der
Schlangen Befehl nachkommen? Den Grund
zeigt Binatá's Antwort. Die ungrammatische
Auffassung von 1317 (79, 7 v. u.) wirkte wohl
ebenfalls auf das Mißverstehen von 1315 zurück;
Hr P. übers.: Que faut-il vous apporter ou vous
promettre? Quelle chose possible faut-il faire
pour qu'elle soit délivrée de l'esclavage statt wört-
lich: Was gebracht, was erkundet, oder
welche Heldenthat vollbracht habend kann
ich auß eurer Sklaverei befreit werden?
1384 (86, 8) le fit tomber statt: 'hielt ihn.'
1490 (96, 8) l'arc de Siva statt 'Siva.' 1507
(98, 6) ff. ist überaus ungenau: statt en haut z. B.
mußte es heißen 'über dir'. 1510 (98, 10)
'Tu dois m'accorder un don' mußte umgekehrt
heißen: auch dir möchte ich eine Gabe ge-
ben. 1511 (98, 14) il en fit son attribut en
disant: Tu te tiendras en haut; genauer: er
machte ihn zu seiner Fahne denkend 'er
wird über (mir) stehen.' Das Begehrt des
Garud'a (nämlich höher als Wischnu zu stehen)
wird von Wischnu äußerlich, sinnlich aufgefaßt, nicht
wie der Vogel es meinte. 1629 (111, 3) ne
nous le cache pas statt 'warum sie nicht ge-
hindert ist'; derselbe Fehler wiederholt sich im
folgenden Vers. 1680 (116, 3) ist सख्योक्त: übers-
etzt: en compagnie d'un ami statt: 'wurde vom
Freunde angerebet.' 1930 — 31 (139, 8 ff.)

ist ein Satz in zwei getrennt und ganz mißverstanden. Doch die beigebrachten Beispiele mögen genügen. Refer. muß leider gestehen, daß sie sich mit leichter Mühe vielfältig vermehren ließen. Einige der nicht angeführten beruhen auf Druck- oder andern Fehlern des Calcuttaer Textes. I, 1000 z. B. was (43, 10) übersetzt ist: Tu es mon ami, je voulais rire u. s. w. war हसतेदन्ते in हसितेदन्ते zu corrigieren: 'Er ist dein Freund, dachte ich; er wird über diesen deinen Scherz lachen. 1056 (53, 13) ist übersetzt: nous le désirons; der Text hat प्रतीच्छ्मो; es war zu lesen प्रतीच्छेमां nimm diese zum Weibe. 1278 (75, 7) wo die Uebersetzung O roi hat, war für भूप भूय zu lesen. 2108 ist तयेह zu lesen; 2119 वेदिनन्तृदेव; 2183 यथावृत्तं; andere eben so unbedeutende wie die beiden letzten sind dem Hrn Uebersetzer nicht entgangen.

Ein aufmerksamer Leser wird bemerkt haben, daß manche der aus der Uebersetzung angeführten Stellen, welche wie Unsinn klingen, richtig übersetzt, diesen Klang ganz verlieren. Er kann danach vermuthen, daß dasselbe bei ähnlichen nicht angeführten der Fall ist und wird sich deshalb eines vorschnellen Schlusses von dieser Uebersetzung auf das Original enthalten.

Leider sind in der Uebersetzung die Verse des Originals nicht bezeichnet, so daß es stets vieles Blättern und Suchen erfordert, ehe man die Uebersetzung eines Verses finden kann, wenn man Original und Uebersetzung vergleichen will. Th. B.

S t. G o a r,

bei Cassenroth 1844. Das Schloß und die

Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur Rheinischen Geschichte. Von Alexander Grebel, Königl. Friedensrichter u. Mit einem Stahlstich. 379 Seiten in Octav.

Obgleich unter allen Burgen des schönen Rheinstroms kaum eine gleich reiche und gleich tief in die allgemeine eingreifende Geschichte aufzuweisen hat, wie Rheinfels, so besaß doch dasselbe bisher noch kein selbständiges Werk, in welchem seine Geschichte erzählt wurden. Darum Dank dem Hrn Verf., der diese Lücke auszufüllen unternahm.

Im Jahre 1245 von den Grafen von Katzenelnbogen erbaut, wahrscheinlich zum Schutze ihres Rheinzolls bei St. Goar, bestand es schon ein Jahrzehnt nach seiner Gründung (1255) eine beinahe 16wöchige Belagerung mit dem glücklichsten Erfolge. Noch manche andere zwar minder bedeutende Gefahren führte das unruhige Mittelalter herauf, bis endlich seine alten Herren, die Katzenelnbogener Grafen, 1479 erloschen und Rheinfels an die Landgrafen von Hessen kam, von denen es noch vor dem Ablauf desselben Jahrhunderts mit stärkern Außenwerken versehen und zu einer eigentlichen Festung erhoben wurde. Noch stärker befestigten es die folgenden Fürsten. Nach Landgraf Philipp des Großmüthigen Tode erhielt dessen jüngster Sohn Philipp die Niedergraffschaft Katzenelnbogen zu seinem Erbtheil und Rheinfels wurde seine Residenz. Aber schon 1583 starb Philipp ohne Kinder, und seine Lande fielen an die hessen=casselsche Linie. Diese zerfiel später mit der darmstädtischen Linie über die Erbschaft des zweiten Sohnes Philipp des Großmüthigen, des Landgrafen Ludwig von Hessen=Marburg. Vergeblich hatten schon 1621 spanische Truppen im Interesse des darmstädtischen Hauses eine Eroberung von

Rheinfels versucht, als durch ein Reichshofraths-Erkenntnis in dem marburger Erbschaftsstreite jenem Hause die ganze Niedergraffschaft zugesprochen wurde. Aber Landgraf Moriz weigerte die Herausgabe, und ein kölnisches Executions-Heer sollte die Uebergabe von Rheinfels erzwingen. Mit ungeheurer Anstrengung wurde von beiden Seiten gekämpft, und erst nach einer heldenmüthigen 34tägigen Belagerung, nachdem die Feste nur noch ein Trümmerhaufen war und die Belagerer an 1100 Mann an Todten verloren, übergab der tapfere Commandant auf ausdrücklichen Befehl seines Fürsten die Feste. Erst 1647 brachte Hessen-Cassel die Feste nach kurzer Belagerung wieder an sich und überließ dieselbe 1648 der hessen-rothenburgischen Linie, wobei sie sich nur das Besatzungsrecht vorbehielt, woraus nachher eine Quelle unendlichen Streites wurde. Rheinfels wurde nun die Residenz des Landgrafen Ernst von Hessen-Rothenburg.

Im Jahre 1684 und 1688 wurde Rheinfels von französischen Truppen, obwohl erfolglos angegriffen. Ernsthafter war dagegen die Belagerung, welche die Franzosen 1692 begannen. Es war die großartigste und blutigste, welche Rheinfels erfahren, und in der der hessische Ruhm die glänzendsten Vorbeeren sammelte. Wir können uns nicht enthalten, den blutigsten Tag — 27. December — dieser Belagerung mit den eigenen Worten des Hrn Verß zu schildern.

‘Kaum hatte der Oberbefehlshaber die abschlägliche Antwort des Commandanten erhalten, als um zwei Uhr zwei Bombenschüsse sämtlichen Batterien das Signal gaben, das Feuer gegen die Contreescarpe zu eröffnen.

Nachdem das feindliche Feuer ungefähr eine

halbe Stunde die äußersten Festungswerke, nämlich das Speisefeuer, die Cloake und das Fuchslotz heftig beschossen und sehr beschädigt hatte, rückten unter fortwährendem Bombardement gleichzeitig drei Sturmcolonnen, jede von 1000 Mann gegen diese drei Punkte, welchen drei andere Colonnen von gleicher Stärke in einiger Entfernung folgten. An der Spitze der drei ersten Colonnen marschierten vier Grenadier-Compagnien, die besten Truppen des französischen Heeres.

Das Commando in den Schanzen hatte der Commandant von Görz wieder persönlich übernommen, unter ihm commandierten in dem Speisefeuer der Obrist Godenius, in der Cloake Obrist Rolar du Rosay und in dem Fuchslotz der Major von Sacken. Der Commandant sah ein, daß das Schicksal der Festung heute entschieden werden würde, und nahm deshalb seine Maßregeln zum hartnäckigsten Widerstande. — Alle entbehrlichen Truppen, 2000 Mann, wurden auf dem Paradeplatze des Schlosses bereit gehalten, um die Besatzung der bedrohten Werke viermahl mit frischen Truppen versehen zu können. Für den schlimmsten Fall, wenn die Belagerer wirklich die Festung im Sturme nehmen sollten, gab der Commandant den Befehl, sich in das Schloß zurück zu ziehen und die Festungswerke in die Luft zu sprengen, um so den Feinden ein großes Grab zu bereiten.

So großartig die beiderseitigen Vorbereitungen waren, so blutig bewährten sie sich auch.

Unter dem Schutze des fürchterlichsten Feuers rückten die Sturmcolonnen bis dicht an die Schanzen, wo sie von den Belagerten durch ein wohl unterhaltenes Kartätschen- und Musketenfeuer empfangen und ihre Colonnen reihenweise niedergeschmettert wurden, die Nachfolgenden ersetzten die

Gefallenen, mit unbeschreiblicher Wuth drangen die wilden Grenadiere über die ausgefüllten Gräben und vertrieben die Belagerten mit dem Bajonette von der Contreescarpe des Speifeuers, Obrist Godenius warf sich ihnen vergeblich entgegen und starb durchbohrt von mehren Bajonetten den Heldentod bei Vertheidigung der ihm anvertrauten Schanze; des Führers beraubt und durch die Uebermacht überwältigt, wichen die tapfern Vertheidiger von den Franzosen verfolgt nach den inneren Werken zurück. Hier aber wurde den schon Siegestrunkenen die blutig errungene Palme entrissen. Görz hatte sich an die Spitze von vier Compagnien seines Regiments gestellt und empfing die Heranstürmenden mit einer Musketensalve, drang dann mit dem Bajonette auf sie ein und drängte sie bis auf die Contreescarpe zurück; hier entwickelte sich ein furchtbarer Kampf, indem die Belagerer Verstärkung erhielten und so sich auf der Contreescarpe behaupteten, das Erscheinen des Major von Boyneburg mit drei Compagnien des Regiments Derenthal in diesem verhängnisvollen Augenblicke, entschied die Vertreibung der Belagerer. Während des Kampfes spielten die französischen Batterien stäts auf die Contreescarpe und tödteten ohne Unterschied Feinde und Freunde. Zum Glücke für die Festung waren die beiden anderen Colonnen, welche das Fuchslotz und die Gloake bestürmten, ebenfalls mit großem Verluste zurück geschlagen worden. Kaum hatten sich indessen die ersten Colonnen zurück gezogen, so rückten schon die zweiten mit demselben Ungestüme gegen die Contreescarpe, wurden aber überall zurück geschlagen. Frische Truppen nahmen die weichenden Colonnen auf und erneuten zum dritten Mal mit gleicher Kampfeswuth den Sturm. Bei diesem Sturme

gelang es der Ausdauer und der Uebermacht der Belagerer die Gräben vor dem Speisefeuer und dem Fuchsbloch zu füllen und an beiden Stellen die Contreescarpe zu stürmen, woselbst sich ein mörderischer Kampf entspann, indem von beiden Seiten immerwährend frische Truppen an dem Handgemenge Theil nahmen. Mann gegen Mann wurde gekämpft, jeder Fußbreit wurde mit vielem Blute erkauft, statt der Schußwaffe gebrauchten die Belagerten bloß das Bajonett, selbst Sensen und jene fürchterliche Waffe des Mittelalters, den Morgenstern; lange schwankte der Sieg hin und her, indem die Stürmenden viermahl bis zum Rande der Contreescarpe zurück gedrängt wurden und viermahl die Contreescarpe wieder stürmten, erst als der heldenmüthige, bereits aus mehreren Wunden blutende Görz zum fünften Mal an der Spitze von zwei Compagnien des Leibregiments die Stürmenden mit dem Bajonette angriff, gelang es, dieselben von der Contreescarpe zu verjagen. Die bereits eingebrochene Nacht machte es den, aus dem Lager anrückenden frischen Truppen unmöglich den Kampf, welcher von zwei bis fünf Uhr ununterbrochen gewüthet hatte, nochmahls aufzunehmen. Von dem Feuer der Batterien der sieggekroneten Festung begleitet, zogen die zerrissenen, sehr gelichteten Sturm-Colonnen dem Lager zu.

Dieser dreistündige Kampf hatte den Franzosen über 1200 Mann an Todten und über 2000 Verwundete, welche an den folgenden Tagen mit 120 Wagen nach Mont-royal gebracht wurden, gekostet. Am meisten hatten die zwölf Compagnien Grenadiere gelitten, indem ihre sämtlichen Officiere theils getödtet, theils verwundet worden waren, und zur Ergänzung der Mannschaft dieser Com-

pagnien von jeder der übrigen Compagnien zwei Mann zu Grenadieren gemacht werden mußten.'

Der Leiter dieser heldenmüthigen Vertheidigung war der hessische General von Schliß genannt von Görz.

'Er war stets im heißesten Kampfe, wie ein Löwe warf er sich auf die Stürmenden, von welchen er drei auf der Contreescarpe niederstach und Viele verwundete; mit dem Degen in der Hand munterte er die Seinigen zum Angriffe auf und drohte, jeden Weichenden niederzustecken; aus vier Wunden blutete der jugendliche, erst 36 Jahre alte Held, in Folge deren er leider einige Jahre darauf starb; vom Pulverdampfe geschwärzt, die Augenbraunen, das Haupthaar und die Uniform verbrannt, war Görz, wie das Manuscript sich ausdrückt, 'schreckbar und grauserich anzuschauen.'

Am 1. Januar 1693 hob die französische Armee die Belagerung auf.

Man hat den Landgrafen Ernst, der bekanntlich katholisch geworden war, beschuldigt, das französische Heer herbei gezogen zu haben, um diesem die Feste in die Hände zu liefern. Der Verfasser untersucht S. 215 ff. diese Beschuldigung und hält sie nach reiflicher Prüfung für gerechtfertigt, worin wir nach den aufgeführten Gründen ihm nur beipflichten können. Die rothenburger Linie ist für Hessen ein Geschlecht des Unglücks gewesen und sogar noch nach ihrem Erlöschen geblieben.

Wir übergehen die übrigen Geschicke der Feste, um nur noch ihres schmachvollen Unterganges zu gedenken. Es geschah 1794, daß Rheinfels von dem Commandanten von Resius ohne Schwertstreich an die Franzosen übergeben wurde. Die Schilderung dieses Ereignisses ist sehr interessant. Ein Schrei des Entsetzens und des Zornes durch-

zuckte Hessen bei der Nachricht davon, und furchtbar war die Strafe, welcher der Commandant verfiel. Aber auch Landgraf Wilhelm IX. verdient einen Vorwurf. Warum gab er einem alten schon halb blödsinnigen Manne ein solches Commando? Auch war die Feste in Folge seiner bekannten übergroßen Sparsamkeit eben so schlecht verprovianziert als armirt.

Die Franzosen sprengten die Festung, auf deren Trümmern Se Königliche Hoheit der Prinz von Preußen jetzt einen Neubau aufführen läßt.

In einem Anhange des Werkes folgen 11 Urkunden, die übrigens alle bereits in Wenck's hess. Landesgeschichte abgedruckt stehen.

Was wir dem Buche wünschen möchten, wäre eine größere Bedrängtheit; es ist oft zu breit und Wiederholungen sind nicht selten. Auch hat der Verf. in der älteren Geschichte zu sehr die chronologische Gliederung der historischen Thatsachen hintangesezt, indem er ohne Noth bald vorwärts bald rückwärts springt.

Wozu die unnöthig weitläufige Erörterung über die Zeit der Erbauung von Rheinfels, da diese feststeht? Warum, nachdem er diese Erörterung geschlossen, S. 18 nochmahls darauf zurück kommen, um aus einer Erzählung in Brover. Annal. Trever. zu beweisen, daß Rheinfels 1205 noch nicht vorhanden war? Eben so verdient die Erzählung, daß an der Stelle der Feste ein Kloster Mattenburg gestanden, und die daran geknüpften Hypothesen in Bezug auf die Mattiaker, um so weniger eine ernste Berücksichtigung, als sie schon durch Wenck völlig beseitigt worden sind. Auch in der Auswahl der Belege sollte der Hr Verf. kritischer gewesen sein; denn es lassen sich bei der Frage von dem Ursprunge der Grafen von Raken-

elnbogen unmöglich ernstlich ein Winkelmann (Beschreib. des Fürstenthums Hessen) und ein Textor (nassau. Chr.) mit einem Wenzl in eine Linie stellen, wie es S. 39 ff. vom Verf. geschieht.

Diesen allgemeinen Bemerkungen fügen wir noch einige specielle an:

Der Verf. erzählt S. 5, daß schon frühe die Aebte von Prüm die Grafen von Katzenelnbogen mit der Vogtei über St. Goar belehnt hätten, daß aber die Grafen später 'Eigenthümer der meisten zu Lehn getragenen Güter' gewesen seien, und führt zum Belege dieser Behauptung eine Reihe von Urkunden auf. Wir können ihm hier nicht beipflichten; denn selbst abgesehen davon, daß allein schon die viel spätern sogar noch die an Hessen gegebenen Lehnbriefe dagegen sprechen, so geben jene Urkunden auch durchaus keinen Beweis dafür. In keiner einzigen kommt die Bezeichnung als Eigenthum vor, sondern sie nennen namentlich Rheinfels nur immer als ihr Besizthum, was es ja auch wirklich unbeschadet des Lehnverhältnisses war; z. B. 1219 apud castellum (meum fügt der Verfasser ein, ohne daß es die Urkunde hat) et jurisdictionem meam S. Goaris; 1252 in districto nostro, in castro nostro Rinevels, ac in aliis oppidis et castris nostris; 1273 in loco nostro sancto Goare vel Rinuels etc. Aehnlicher Natur sind auch alle übrigen Beweisstellen. Daß übrigens die Grafen auch Allodien in ihrer Herrschaft besaßen, wollen wir damit keineswegs in Abrede stellen.

S. 8 widerspricht sich der Verfasser, indem er gegen seine eigene Angabe, daß Rheinfels erst 1245 erbaut sei, die Grafen von Katzenelnbogen schon gegen Ende des zwölften Jahrhunderts von den Aebten von Prüm mit demselben belehnen läßt.

Auch reicht das Weisthum von St. Goar gewis nicht bis in das Jahr 1200.

S. 17. Daß unter dem, 1219 vorkommenden, castellum St. Goaris das noch jetzt vorhandene Burghaus zu St. Goar zu verstehen sein soll, würde eben so schwer nachzuweisen sein, als die Angabe des Verfassers, daß die Grafen von Arnstein dasselbe schon im zehnten (!) Jahrhundert bewohnt hätten. Warum geht aber der Verfasser auch von seiner erst eben gegebenen und jedenfalls richtigen Erklärung ab, wonach er unter diesem castellum nichts anderes als den Ort St. Goar selbst sucht. Sicherlich war jenes Burghaus auch keine königliche Pfalz, wie der Verf. annimmt, ohne jedoch den Beweis dafür zu geben. Denn der öftere Aufenthalt der karolingischen Könige zu St. Goar würde noch nichts dafür beweisen, selbst wenn sich dieser 'urkundlich', der Verf. behauptet dieses, nachweisen ließe, was übrigens keineswegs der Fall ist; das Ganze beruht vielmehr auf einer Legende (s. Wenck's hess. Landesgeschichte I. 113 zc.). Eben so wenig sind uns Fürsten-Versammlungen bekannt, welche im 8. und 9. Jahrhundert zu St. Goar gehalten worden seien.

S. 72 wird Landgraf Heinrich der IV. genannt, er war aber III.

S. 79. Daß Landgrafen Philipp nach seiner Befreiung 'aufgegeben' worden sei, 'während 3 Monaten die Beste Rheinfels nicht zu verlassen,' ist uns unbekannt, und sicher irrt darin der Verfasser. Auch berührte Philipp auf seiner Rückkehr aus den Niederlanden nicht einmal Rheinfels, sondern zog über Köln, Tülich und Siegen nach Hessen.

S. 90. Klingt es sonderbar, wenn der Verfasser den Landgrafen Philipp von Hessen-Rheinfels (c.

1570) eine 'Cavallerie-Caserne' bauen läßt. Die Casernen-Zeit ist nicht so alt.

Möge der Hr Verfasser unsere Bemerkungen als nichts anderes, denn als freundliche wohlgemeinte Rathschläge aufnehmen.

Das Buch ist, was wir noch erwähnen müssen, auf das anständigste ausgestattet und der beigefügte Stahlstich, die Ansicht von Rheinfels, sehr gelungen.

D r e s d e n.

Typis Blochmannianis 1844. Arnoldi Schaeferi commentatio de libro vitarum decem oratorum. 38 Seiten in Octav.

Die oft und neuerdings lebhaft verhandelte Frage nach der Echtheit des unter Plutarch's Namen auf uns gekommenen, an starken Flüchtigkeiten, mancherlei Absurditäten und großer Verwirrung leidenden Schriftchens, welches Lebensnachrichten über die zehn kanonischen Attischen Redner enthält, scheint durch obige gründliche und scharfsinnige Abhandlung nunmehr zur Entscheidung gebracht zu sein. Hr Dr Schäfer geht von einer Untersuchung über die beiden in einem Florentiner und Benediger Codex erhaltenen Verzeichnisse der Plutarchischen Schriften aus, deren erstes von Lamprias, einem angeblichen Sohne des Plutarch, herrühren soll. Könnten nun beide Verzeichnisse, welche die *βιοι τῶν δέκα ἡτοροῶν* anerkennen, für glaubhaft und alt gelten, so würden diese Zeugnisse für die Vertheidiger der Auctorschaft des Plutarch von nicht geringem Gewicht sein. Beide sind, wie man aus der zweckmäßigen p. 3—19. gegebenen Gegenüberstellung bequem ersehen kann, im Ganzen von einander unabhängig entstanden: der *catalogus Venetus* ent-

hält in fünf Abtheilungen verschiedenen Ursprungs größtentheils indices der in einer Handschrift vereinigt gewesenen Schriften Plutarch's. Namentlich gilt dieses von dem dritten Abschnitte, der die *Bioi* nennt, woraus nur zu folgern ist, daß zur Zeit der Abfassung des index die Schrift bereits in Plutarchischen Handschriften Platz gefunden hatte. Der Catalog des Lamprias kann nach der von Hn Schäfer gegebenen genauen Beweisführung weder von einem Sohne Plutarch's noch überhaupt von einem Zeitgenossen, dem alle Schriften vorlagen, verfaßt sein. Vielmehr ist auch er erst spät, vielleicht erst kurze Zeit vor Suidas, der seiner erwähnt, entstanden und kann folglich nicht mehr beweisen, als der Venetus. Wie übrigens die Schrift eines andern Verfassers unter Plutarchische Werke gerathen konnte, begreift man leicht, wenn man sich erinnert, daß biographische Schriften gern auf den Namen des bekanntesten *βιογράφος* geschoben oder der Aehnlichkeit des Inhalts wegen ohne Arg unter die Schriften desselben aufgenommen werden mochten. Unter berühmten Namen haben die Abschreiber frühzeitig Fremdes vereinigt, wie z. B. Lukian und Dio zeigen können. Auch kann man erinnern, daß auf Sueton's Namen Lebensnachrichten über römische Schriftsteller gern geschoben zu sein scheinen, wovon der Grund zu Tage liegt.

Innere Gründe für Plutarch wiegen nicht schwerer als äußere. Es zeigt sich vielmehr, daß die von Westermann gelehrt verfochtene Annahme, daß in den *vitae* ungeordnete Adversarien Plutarch's vorliegen, die später von ihm hätten überarbeitet und geordnet werden sollen, unhaltbar ist. Dagegen scheint Ref. Hn Schäfer's Ansicht sehr probabel,

daß sie bald nach Dionysios von Halikarnaß von einem Grammatiker zusammen getragen worden sind, der sie zur Einleitung ins Studium der attischen Redner bestimmt hätte. So in den Handgebrauch übergegangen erfuhren sie das Schicksal aller derartigen Schriften, durch Zusätze erweitert und durch unberufene Interpolatoren entstellt zu werden. Daher kommt es jetzt darauf an, durch Nachweisung späterer Thaten den ursprünglichen Kern möglichst bestimmt auszuscheiden. Dieser lohnenden, aber nicht leichten Untersuchung, die Hr Schäfer auf eine andere Zeit verschiebt, dient diese gelehrte und klare Erörterung über den nicht-Plutarchischen Ursprung als Grundlage. F. W. S.

Berichtigungen.

- S. 498 3. 2 v. u.: hinter Verdorbenheit ist
 der Turban einzuschalten.
 — 499 3. 12 v. u.: Gesittung statt Gesin-
 nung.
 — — — 7 — — Lösung statt Lösung.
 — 500 — 21 — — eben statt aber.
 — — — 8 — — geistlichen statt gräß-
 lichen.
 — — — 7 — — Geweihten statt Gar-
 disten.
 — — — 1 — — Mahonen statt Mahrenen.
 — 501 — 8 — — verrichtet st. verruchtet.
 — 502 — 11 — — Ultramariner statt Ul-
 tramänner.
-

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

64. Stück.

Den 21. April 1845.

D r f o r d.

E typographeo Academico 1843. ΕΥΣΕ-
ΒΙΟΥ ΤΟΥ ΠΑΜΦΙΛΟΥ ΕΥΑΓΓΕΛΙΚΗΣ
ΠΡΟΠΑΡΑΣΚΕΥΗΣ ΛΟΓΟΙ ΙΕ. Eusebii
Pamphili evangelicae praeparatio-
nis libri XV. Ad codices manuscriptos re-
censuit Thomas Gaisford, S. T. P. Ae-
dis Christi Decanus, necnon linguae Graecae
professor regius. Accedunt Francisci Vigeri
versio latina et notae, et L. C. Valckenaerii
diatribe de Aristobulo. Tomus I. XXXVI und
496 S. Tomus II. 544 S. Tomus III. 548 S.
Tomus IV. 513 Seiten in groß Octav.

Bei der großen Wichtigkeit, welche das Werk
des Eusebios für den Alterthumsforscher durch die
überaus reichhaltigen Excerpte aus alten Histori-
kern, Chronographen, Philosophen und Apologe-
tikern hat, ist die Unzulänglichkeit der bisherigen
Texte und des kritischen Materials gewis längst
von Vielen schmerzlich empfunden worden. Die
erste Ausgabe des griechischen Textes von Rob.

Stephanus, Paris 1544, beruht auf einem neuen, ziemlich werthlosen Codex der Pariser Bibliothek (E bei Gaisford), den der Herausgeber noch obenein auf eine sehr willkürliche Art interpoliert hat. Der gelehrte Jesuit, Fr. Biger von Rouen, zog bei seiner allerdings viel bessern Ausgabe, die zuerst Paris 1628 erschien und in Deutschland nachgedruckt wurde, zwei Handschriften zu Rathe, wahrscheinlich den ganz unbedeutenden D und den schon von Stephanus gebrauchten E. Aber an eine durchgreifende Recension des Textes war in damahliger Zeit und bei so schwachen Hilfsmitteln nicht zu denken. Dieser Vulgärtext ist bis auf unbedeutende Aenderungen noch kürzlich von Heinichen in Leipzig abgedruckt worden: die sehr übereilte Ausgabe erscheint nach Gaisfords wichtiger Leistung völlig unbrauchbar.

Dem überaus thätigen englischen Gelehrten, der mit Theodoretos Graecarum affectionum curatio (Oxford 1839) seine kritische Thätigkeit den Ecclesiastikern zu widmen angefangen hat, war es vergönnt, einen reichen Schatz von handschriftlichen Hilfsmitteln zusammen zu bringen. Unter den Codd. nimmt ein leider nur fünf Bücher enthaltender Parisinus den ersten Platz ein (A), der einer Unterschrift zufolge im Jahre 914 für den Erzbischof Arethas von Cäsarea in Kappadocien geschrieben wurde und sich auch durch Angabe der Zahl der στίχοι am Ende der Bücher auszeichnet. Arethas scheint derselbe, für welchen der Plato Clarkianus und Euclides Dorvillianus, beide Zierden der Bodleiana, bestimmt waren. Von den übrigen vier Pariser codd. ist nur einer, C aus dem 14. Jahrhundert, vollständig und deshalb für den Kritiker wichtig. Zu ihnen kommen zwei Florentiner und zwei Benediger Handschriften: H,

saec. XI., ist bloße Abschrift von A, von I sind nur die letzten zehn Bücher verglichen. Bossius Papiere in Leiden boten eine Collation aus unbekannter Quelle, ein Harleyscher Codex des Mus. Britann. eine ältere Sammlung von Varianten, mit öfterer Nennung eines codex Cardinalis Sanctae Crucis, worunter Gaisford den nachmahligen Papst Marcellus II., Marcellus Cervinus, versteht. Beide Collationen gaben geringe Ausbeute, da ihre Lesarten meist auch aus den übrigen Handschriften zu schöpfen waren. Unter den noch unverglichenen codd. der Bibliotheken hofft Gaisford nur noch etwas von einem ehemals dem Hurtadus Mendoza angehörigen Codex der königlichen Bibliothek zu Madrid.

Gestützt auf diesen reichen Apparat hat Gaisford dem Eusebianischen Werke ein ganz neues Gewand gegeben und es eigentlich erst lesbar gemacht. Freilich ist für eine Nachlese schon in dem von einem ersten Benutzer nie ganz zu erschöpfenden, übersichtlich geordneten, Apparat ein um so reicheres Material enthalten, je behutsamer der Herausgeber im Aendern des Textes verfahren ist. Die Einrichtung ist die aus früheren Arbeiten ähnlicher Art bekannte: unter dem splendid gedruckten Texte, in welchem sehr zweckmäßig Eusebios eigne Worte durch verschiednen Druck von den excerprierten Stellen anderer Schriftsteller augenfällig unterschieden sind, stehen die Varianten, welche nur durch sparsam eingestreute kurze Bemerkungen, meist Citate anderer Schriftsteller, unterbrochen werden, mitunter aber auch kleine bisher unbekannte Noten von Loup, Scaliger und Bossius enthalten. Unter diesen läuft dann die lateinische Uebersetzung von Viger neben dem Texte her. Letztere nimmt sich oft wunderlich aus mit ihren manigfachen ar-

gen Verstößen, die im Gaisfordschen Texte selbst oftmahls beseitigt sind. Gaisford hätte wenigstens die offenbaren Fehler der Uebersetzung tilgen sollen. Jetzt heißt z. B. Orpheus noch Hyagri filius, der samische Künstler Telekles Teracles — wie X, 482, C. *Τηλεκρέα*, allerdings nach codd., aber gegen Diodor und die Sache selbst gedruckt ist —; XV, 795, C. *Aloadum illorum*, wo freilich auch noch der Text (*Αλωάδων φρόνημα*) diese Riesen zu Jungfrauen umschafft. Oft übersezt Wiger geradezu das Gegentheil von dem was der griechische Text sagt, wie z. B. V. p. 229, A., wo, beiläufig bemerkt, in den Worten *καὶ αὐτοὶ ἄν μοι δοκῶσιν — ἀμελήσαι ἄν* nothwendig *δοκῶσιν* zu schreiben war. Hat Wiger dann und wann corrupte Stellen gar nicht übertragen, so hat Gaisford wohl das Fehlende ergänzt, wie z. B. III, 99, C. dem vielversuchten, aber in der Hauptsache von Bentley wunderbar schön restaurierten Fragment des Kallimachos von dem alten Holzbilde der Here auf Samos und der Athene in Lindos jetzt die Bentleysche Uebersetzung beigegeben ist. Im Texte aber hat Gaisford eine Aenderung getroffen, die nun wieder nicht zum Lateinischen stimmt, indem er statt *ἐπὶ τεθροῦ θηναίου* den Spuren der codd. zufolge *ἐπὶ τεθρόν θηναίων* geschrieben hat. Das kann unmöglich *more antiquo* heißen sollen.

Der vierte Band enthält Wigers vollständige Bemerkungen, die jetzt größtentheils entbehrlich sind, und Balckenaers classische Schrift *de Aristobulo Judaeo*. Zum Schluß ist ein *Index Auctorum* und *locorum sacr. scripturae* neu hinzu gekommen, der ziemlich genaue *rerum et nominum* ist dem Wiger entlehnt und nach Fabricius vervollständigt. Auch hier sind manche alte Irrthümer

fortgepflanzt, wie z. B. Teracles auch hier steht und Prodicus als Chius aufgeführt ist. F. W. S.

W i e n.

Von unbekannter Hand, wahrscheinlich vom Verfasser, ist dem Unterzeichneten, ein, zu einer österreichischen juristischen Zeitschrift gehöriger,

‘Beitrag zur österreichischen Strafrechts = Geschichte vom Herrn Dr Anton Hyn, k. k. o. ö. Professor des Bernunft = und österreichischen Criminalrechtes an der Wiener Universität, k. k. Universitäts = wie auch jurid. Facultäts = Archivar.’
(34 Seiten in Octav)

zugesendet worden, in welchem der Verf. zunächst über die Vernachlässigung der rechtshistorischen Studien bei der Bearbeitung des österreichischen Rechts klagt und die Juristen seines Landes auf die Nothwendigkeit hinweist, die bestehenden Gesetze nicht bloß grammatisch und logisch zu interpretieren und zu commentieren, sondern auch geschichtlich zu bearbeiten, wobei die wenigen Vorgänger in dieser Methode (Dolliner für das Eherecht und Egger über das Strafrecht) namhaft gemacht und auf die früheren Arbeiten von Bollmayer (Versuch einer Geschichte der österr. Strafgesetzgebung. Wien 1804) und Gräff Versuch einer Geschichte der Criminalgesetzgebung in der Steiermark. Grätz 1817) hingewiesen wird. Dabei wird mit Recht die Ansicht des bekannten und verdienstvollen Kitka gemißbilligt, welcher glaubt, ‘daß man sich vermöge der Verschiedenartigkeit der vor der Heresiana in den verschiedenen österreichischen Provinzen geltenden Strafgesetzgebungen wohl selten und schwer in der Absicht Rathes erholen könne, um aus derselben zur Erläuterung des jetzt geltenden

Strafgesetzbuches einen besondern Gewinn zu ziehen' (S. 7), — eine Ansicht, die auch Ref. um so unhaltbarer erscheint, als die *Theresiana* sich an den demahligen Rechtszustand anschließt und die bisher gültig gewesenen Strafgesetze zur Grundlage nimmt.

Was aber dem obigen 'Beitrag' einen besondern Werth verleiht, ist die wörtliche Mittheilung einer, bisher nur in einer Buchdruckergeschichte Wiens von Denis (1782) und in den Wiener Skizzen aus dem Mittelalter von Schlager erwähnten

Landgerichtsordnung Maximilians I. für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns d. d. Gmunden den 21. August 1514.

welche in mehrfacher Hinsicht von Interesse ist und abgesehen von andern unter Ferdinand I. erschienenen Landgerichtsgeordnungen (auch für das Herzogthum Krain v. 1535) die bis auf die neueste Zeit, (zuletzt noch von Mauchen im systemat. Handb. des östereich. Strafgesetzes über Verbr. Th. I. Wien 1844) wiederholte Behauptung widerlegt, daß die Land- und Peinl.-Gerichtsordn. für das Fürstenthum Steyer v. 1574 *), das erste geschriebene Strafgesetz in den östereich. Erblän-

*) Auf die Bedeutung dieser peinlichen Gerichtsordnung, besonders auch für die Interpretation der *Carolina*, hat Ref. schon im 2ten Theile seiner Lehre vom Versuche der Verbrechen S. 234 hingewiesen, ohne sie aber als das erste geschriebene Strafgesetz der östereich. Erbländer aufzuführen. Auf hiesiger Bibliothek findet sich die angeführte Ausgabe von 1638, gedruckt zu Grätz. Der Verf. obigen Beitrags führt aber einen ältern Druck (Augsburg durch Michael Manger 1583) an. Wächter, in dem vor Kurzem erschienenen trefflichen Werke: *Gemeines Recht Deutschlands*. Leipzig 1844. (S. 55. Note 62 b) nennt als noch frühern Druck: Augsburg. 1575. fol.

dem gewesen sei, eine Behauptung, welche selbst die schon länger bekannte (zuletzt noch von Herrmann in Kiel in Betreff ihres Einflusses auf die Bambergensiß, in der vom Ref. auch in diesen Blättern angezeigten Schrift über Joh. Freiherr von Schwarzenberg, hervor gehobene) Tyroler Malefizordnung Max I. von 1499 gänzlich ignoriert, und auch die Landesordnung für die Grafschaft Tyrol, welche zuerst 1526 und dann gleichzeitig in der P. G. D. 1532 erschien und worin das 8te Buch die Malefizordnung (eine Umarbeitung des Gesetzes von 1499) enthält, übersieht.

Was nun die auf S. 20 — 34 nach der ersten Ausgabe (wahrscheinlich v. J. 1514) wörtlich abgedruckte Landgerichtsordnung des Kaisers Max von 1514 für Oesterreich unter der Enß betrifft, zu welcher der Verf. vorläufig keinen Commentar geliefert, sondern nur auf S. 15 — 19 einige, die wichtigsten Bestimmungen hervorhebende, Bemerkungen gemacht hat, so ist sie zwar in Vergleich mit der vor ihr erschienenen Bambergischen Halsgerichtsgeordnung, unvollständig zu nennen; indessen dürfte sie doch zur Ermittlung der damahls herrschenden Rechtsansichten in mehrfacher Hinsicht von Bedeutung sein und deshalb, selbst wenn sie bei der Bearbeitung der Entwürfe und bei der Berathung über die P. G. D. des Reichs nicht vorgelegen haben sollte, Beachtung verdienen. — Zufolge des das Gesetz publicirenden Einganges ist sie 'mit gemeiner Landschaft Vorwissen und gutem Willen' gegeben und besteht aus 58, von unserm Verf. erst mit Zahlen versehenen, Paragraphen. Die Veranlassung zur Entstehung des Gesetzes sind nach jenem Eingange Streitigkeiten oder Irrungen über die Competenz des Landgerichts,

oder über die Grenze zwischen peinlichen Sachen ('Malefiz und Landgerichts hendl' im §. 50 genannt) und nicht peinlichen Sachen ('Klain wendl' nach §. 51) und über die Berechtigungen der Grundherrschaft bei peinlichen Proceduren wider ihre Unterthanen Seitens des Landgerichts gewesen. Ueber das Letztere werden gleich in den ersten 5 §§. genauere Bestimmungen gemacht und den Patrimonialherren die schutzherrliche Befugnis eingeräumt, bei der ganzen peinlichen Procedur gegenwärtig zu sein. Es folgen dann §. 6 ff. Verfügungen über die Berechtigungen der Landgerichte und ihre nothwendige Besetzung bei peinlichen Proceduren (sechs Schöffen bei der peinlichen Frage nach §. 9), über die Wirkung des Vergleiches zwischen Verbrechern mit der 'freundschaft' und mit dem Inhaber des Landgerichts, über den neben dem Verfahren von Amtswegen Statt findenden Anklage-Proceß und die Gerichtskosten (§. 14 bis 16), wobei manche Uebereinstimmung mit der P. G. D. hervor tritt. Ferner über die Aussage geständiger Verbrecher wider andere Personen (§. 17), über Einziehung des Gutes vagabondierender Verbrecher (§. 18), über die Selbstentleibung peinlich Verhafteter und die Bestrafung des Selbstmords (§. 19. 20), die Einziehung gestolnen Guts und gefängliche Verwahrung des Anklägers mit dem Angeklagten, bei mangelnden starken Beweisen oder Indicien (§. 21 — 24), welche auch wieder interessante Vergleichungspuncte mit den entsprechenden Artikeln der Bambergischen und P. G. D. Carl's V. darbieten.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

65. 66. Stück.

Den 24. April 1845.

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Beitrag zur österreichischen Strafrechts-Geschichte vom Hrn Dr Anton H y n u.'

Die §. 25. 26 handeln von Ertheilung sichern Geleits an Todtschläger, §. 27. 28 von gefundenen Gütern und §. 29 von der Frage, wie es mit eines flüchtigen Uebelthäters Gütern gehalten werden soll, wobei das Gesetz die Einziehung zum Nutzen des Grundherrn und des Landgerichts gestattet, wenn es ein Verbrechen sei, durch welches der Flüchtige Leib und Gut verwirkt habe. Hätte er dagegen allein Leibesstrafe verschuldet, so soll das Gut den Erben folgen. Vergl. damit die offenbar noch bessern Vorschriften der P. G. D. Art. 206). — Die folgenden §§. 30 — 49 zählen die 'Sachen vnd Tadt so neh für Malefyz vnd Landgerichtshennndl bedacht vnd verstanden werden sullen' auf, wobei sich aus dem angegebenen Zweck hinreichend erklärt, weshalb sich dabei gar keine Strafrohungen (wie in Art. 104—180 der P. G. D.) finden. Für die Bestimmung des That-

bestandes der einzelnen Verbrechen bieten sie aber, auch in ihrer zum Theil sehr kurzen Ausdrucksweise, manches Interessante dar. Die Reihenfolge der Verbrechen ist folgende: Treulosigkeit gegen den Herrn, Verrätherei, Tödtung, Mißhandlung der Aeltern, Selbstmord — ‘doch ausgeschlossen ob solliches aus vrsachen vnsinniger weis oder beschwerung ainer krankhait beschehe’ — Bruch des Geleits und angelobten Friedens, Drohbrieffe, Befehdung, Gewaltthat und Brandschakung, heimlicher und offenklicher Mordbrand oder ‘sunst muthwilliger’ Brand, heimliche Vergiftung und Kinderverthun(?), Fälschung von ‘Brief, Mynze, Gold oder Sylber’, auch ‘Edlstain’, Sodomie, Nothzucht, falscher Eid und falsches Zeugnis, Sauberei, Diebstahl und Raub, Erbrechen der Kirchen und Entweihung der Kirchhöfe durch Schlägerei und Blutvergießen, Entführung und Raub von Weib oder Kind und Vornartung. Schließlich wird bei der Aufzählung der peinlichen Verbrechen im §. 48 noch der, alle Bestimmtheit wieder aufhebende, Zusatz gemacht: ‘Vnd sunst all Malefiz sachen, henndl vnd tat, so peinlich vnd den obgeschriben vngeserlich gleich seyn, vnd doch hye nit bedacht noch gemelt, vnd für Landgerichtshenndl pillich vnd Rechtmessig verstanden werden mugen.’ — Darauf folgen wieder §. 44 — 58 (ganz die Anordnung der Bamb. und Carolina) einige criminalprocessualische Vorschriften. An Aufstellung einer gesetzlichen Beweistheorie ist nicht zu denken. Alles wird (§. 49) mit dem Satze abgethan: ‘Doch sollen sollich oberzellt vnd ander Landgerichts vnd Malefizhenndl nit gestrafft werden, Sy haben sich dan zu den beschuldigten erstlich warlich vnd glaublich erfunden’, wodurch nur dem rein formellen Beweise des ältern Rechts der Stab gebrochen ist.

Dem Verf. und Herausgeber gebührt ohne Zweifel Dank für die schätzenswerthe Mittheilung. Verschiedene österreichische Provinzialismen, wozu vielleicht auch das wiederholt vorkommende Wort: die Carolinga gehört, sollen hier nicht weiter hervor gehoben werden. Noch größeres Verdienst könnte sich der Verf. erwerben, wenn er den halb und halb zugesagten ausführlichen Commentar bald nachfolgen ließe und darin besonders auch den Zusammenhang des Gesetzes mit frühern und spätern Criminal-Rechtsnormen nachzuweisen versuchte.

Zachariä.

L o n d o n.

Charles Knight and Co. 1836. 1838 und 1843.
— The Progress of the Nation in its various social and economical relations from the beginning of the nineteenth century to the present time, by G. R. Porter, Esq., F. R. S. 3 Theile VIII, 350, 367 und 473 S. in Octav.

Dieses Werk, welches neben Mac Culloch's Statist. Account of the British Empire die Hauptquelle zur Kenntniß der socialen und staatsöconomischen Zustände des britischen Reichs bildet, gehört zu der noch kleinen Anzahl derjenigen staatswissenschaftlichen Schriften, welche zugleich, neben einer genauen statistischen Darstellung, auf den Grund der ermittelten Thatsachen Aufschluß über die Art und Weise der allmählichen Entwicklung der gegenwärtig bestehenden Verhältnisse zu geben und die tiefer liegenden, der gewöhnlichen statistischen Betrachtungsweise sich entziehenden Entwicklungsgesetze zur Anschauung zu bringen beabsichtigen. Es wäre vielleicht von Wichtigkeit, hier, ehe wir auf das vorliegende Werk eingehen, genauer

zu untersuchen ob Arbeiten dieser Art mehr der culturgeschichtlichen oder der statistischen Literatur zuzuzählen seien, indem erst nach Entscheidung dieser Frage der bestimmte wissenschaftliche Standpunct für die Beurtheilung dieses Werkes festgesetzt werden könnte. Wir glauben jedoch für den gegenwärtigen Fall eine solche Untersuchung, die uns wegen der noch so unvollkommen bestimmten wissenschaftlichen Stellung der Statistik viel zu weit führen würde, umgehen und uns an der Bemerkung genügen lassen zu können, daß der Zweck, den der Verf. bei der vorliegenden Arbeit vor Augen hatte, ein bestimmt practischer war und daß der Gang der Untersuchung diesem Zwecke gemäß geregelt wurde. Hr Porter beabsichtigt nämlich durch eine kritische Zusammenstellung der statistischen Erfahrungen, welche in Gr. Britannien seit einer Reihe von Jahren durch die Nachforschungen der Regierung und durch Private über die einzelnen Factoren des Staatsorganismus gewonnen worden sind, die socialen und nationalöconomischen Fortschritte der Nation in positiven Daten vorzulegen und dadurch vornehmlich dem Staatsmanne sichere Anhaltspuncte bei der Entscheidung der Angelegenheiten zu liefern, welche die Interessen der Nation oder die von besonderen Classen derselben betreffen. Um diesen Zweck zu erreichen stellt der Verf. sich für seine Betrachtung acht Hauptgesichtspuncte auf, indem er seine Untersuchung in folgende 8 Sectionen theilt: I. Bevölkerung, II. Production, III. Verkehr, IV. Einkommen und Ausgaben, V. Consumption, VI. Zuwachs des Volksvermögens, VII. Moralischer Fortschritt und VIII. Colonien und auswärtige Besitzungen. — Wir wollen versuchen den Leser mit der Arbeit unsers Verfs etwas genauer bekannt zu machen. Da

jedoch die Anzeige eines solchen Werkes nicht eine eigentliche Kritik desselben beabsichtigen und noch viel weniger darauf ausgehen darf die so genannten Hauptresultate der Untersuchung in Auszügen vorzulegen, so beschränken wir uns hier auf ein einfaches Referat über die Methode, nach welcher der Verf. seine Untersuchungen anstellt und über die Gegenstände welche er derselben unterwirft, überzeugt, daß dies die beste Art sein wird auf die große Bedeutung dieser Untersuchungen aufmerksam zu machen und Diejenigen, welche sich für Arbeiten dieser Art näher interessieren, zum eigenen Studium des reichhaltigen Werkes zu veranlassen.

Um die Güte der Quellen, aus welchen der Vf. geschöpft hat, darzuthun, bedarf es nur der Bemerkung, daß derselbe Director der statistischen Abtheilung des britischen Handels-Büreaus ist und daß die ungemein umfassenden statistischen Uebersichten welche seit 1833 unter seiner Leitung publiciert worden in England allgemein die größte Achtung genießen. Besonders dankenswerth ist es aber noch, daß Hr Porter überall seine Quellen angegeben und bei seinen Untersuchungen immer auf den Grad ihrer Zuverlässigkeit Rücksicht genommen hat, wodurch dem Leser immer ein Maßstab für den Werth der erlangten Ergebnisse an die Hand gegeben wird, den man leider in den meisten deutschen statistischen Untersuchungen entbehren muß. Dies Verfahren garantiert dem Werke auch einen bleibenden Werth und deshalb ist auch gegenwärtig noch der erste Theil desselben, welcher die Bevölkerungs- und die Productionsverhältnisse des Vereinigten Königreichs darstellt von hohem Interesse, obwohl seit seinem Erscheinen schon die Ergebnisse des neuen Censüs vom Jahre 1841 be-

kannt gemacht sind und die Production des Landes wesentlich fortgeschritten ist. Der Verf. betrachtet die Populationsverhältnisse in 5 Kapiteln. In dem ersten (S. 7 — 34) legt er die Resultate vor, welche die Vergleichung der verschiedenen Volkszählungen von 1801, 1811, 1821 und 1831 über die so genannte Bewegung der Bevölkerung liefert. Die fernere Untersuchung über die Ursachen der während der angeführten Periode Statt gehaltenen Volksvermehrung bringt auch hier wieder eine Bestätigung für den statistischen Lehrsatz, daß in höher civilisirten Staaten der Zuwachs der Bevölkerung nicht das Resultat einer steigenden Proportion der Geburten ist, sondern das der verringerten Mortalität. Der Verf. zeigt, daß in Gr. Britannien in der Periode von 1801 — 1831 die Zahl der Geburten im Verhältniß zur Gesamtbevölkerung stätig abgenommen hat, während die Bevölkerung sich in dieser Zeit um 56 $\frac{2}{3}$ Procent vermehrte. Es ist hier nicht der Ort die Consequenzen dieser Erscheinung zu verfolgen, nur darauf wollen wir aufmerksam machen, wie es unmittelbar daraus hervor geht, daß die Vermehrung der Population in Culturstaaten wesentlich eine Folge der gesteigerten allgemeinen Prosperität ist und daß die Meinung der Staat könne direct d. h. auf dem Wege der Gesetzgebung durch Beförderung oder Erschwerung der Ehen auf die Vermehrung oder Verminderung der Bevölkerung einwirken eine ganz irrige ist. Nicht unerwähnt dürfen wir auch lassen, daß die Abnahme der Mortalität in England sich auch da gezeigt hat, wo die ungeheure Anhäufung in den Fabrikstädten das Gegentheil sollte vermuthen lassen, so lange nämlich die Fabrikation eine blühende war. In den beiden Hauptfabrikörtern Englands, Manchester und Salford,

hat die Population in den 30 Jahren von 1801 bis 1831 um 150 Proc. zugenommen (von 94,876 auf 237,832 Seelen). Die Mortalität dieser Dörfer war um die Mitte des vorigen Jahrhunderts 4 Procent (1 Sterbefall auf 25 Einw.), im J. 1770 3,57 Proc. (1 von 28) und in den Jahren 1821 bis 1831, wo die Bevölkerung am schnellsten wuchs war die mittlere Sterblichkeit nur 2,04 Proc. (1 von 49). Aber auch hier zeigt es sich deutlich, daß auf die Bewegung der Bevölkerung die Proportion der Sterbefälle viel mehr Einfluß hat als die der Geburten. Die eben angeführten günstigen Mortalitätsverhältnisse gelten für eine Zeit, wo an diesen Orten die blühende Fabrikation unter alle Classen der Bevölkerung ein gewisses Wohlleben verbreitete. Mit dem Eintreten der Noth, welche während des letzten Decenniums als eine Folge großer Handelskrisen die Fabrikation der genannten Orte gedrückt hat, wuchs auch die Mortalität wieder sehr rasch. Sie war nach dem Fourth Annual Report of the Registrar-General in den Jahren 1837 bis 1840 in Manchester im Mittel 3,57 Proc., und in Salford 3,35 Prct (in London in derselben Zeit nur 2,67 Prct), wogegen in derselben Zeit der Noth die Zahl der Geburten nicht sank, so daß hieraus wieder die wichtige, jetzt durch die Untersuchungen der englischen Armengesetz-Commissionen schon hinlänglich bestätigte Lehre zu ziehen ist: daß in Fabrik-Districten, wo die Mortalität durch äußere sociale Nothstände wächst, die Geburten bald hinreichend werden, die Zahl der Hinweggerafften zu ersetzen und so wenigstens für längere Zeit die Population constant zu erhalten, was dann aber nothwendig die allmähliche Erzeugung einer physisch und moralisch gesunkenen Bevölkerung da zur Folge haben

muß, wo eine durch künstliche Mittel ins Leben gerufene Industrie eine Masse von Volks anhäuft. — In dem 2ten Kapitel, 'Medicinische Statistik', stellt der Verf. die Resultate seiner Untersuchungen über die Mortalität in den bedeutendsten Hospitälern Englands und über den Einfluß zusammen, den die Kuhpockenimpfung auf die allgemeine Mortalität ausgeübt hat. Da ein tieferes Eingehen in diese Materie, die wegen Mangelhaftigkeit der darüber vorhandenen Daten nur oberflächlich untersucht werden konnte, hier nicht angebracht erscheint, so wenden wir uns gleich zum folgenden Kapitel (S. 50—75), in welchem die sehr wichtigen Untersuchungen über die Beschäftigungen des Volkes vorgelegt werden. Zunächst ist hieraus hervor zu heben, daß in Gr. Britannien die relative Zahl der mit dem Ackerbau beschäftigten Familien während der 20 Jahre von 1811 bis 1831 fortwährend gesunken ist und zwar von 35,2 auf 28,2 Procent der ganzen Bevölkerung. Man darf diese Erscheinung mit dem Verf. wohl unbedingt für einen Beweis der Verbesserung der brit. Ackerwirthschaft erklären, da sicheren Angaben zufolge (vgl. S. 164) die Quantität des in der angeführten Periode eingeführten fremden Getreides bei weitem nicht hingereicht haben würde, auch nur die Zahl der Individuen zu ernähren, um welche die Bevölkerung des Landes in derselben Zeit gewachsen ist, da mithin im J. 1831 die Arbeit von 4 Familien hinreichend war, wenigstens eben so viel zu producieren als Das, wozu 20 Jahre früher die Arbeit von fünf ackerbauenden Familien erfordert wurde. Diese Abnahme der ackerbauenden Bevölkerung hat aber nicht allein darin ihren Grund, daß nach und nach mehr Individuen den Ackerbau mit anderen Beschäftigungen vertauscht haben, son-

bern, weiteren Untersuchungen zufolge, auch darin, daß die Reproduction in der ackerbauenden Bevölkerung verhältnißmäßig geringer ist als in den andern Classen der Bevölkerung (S. 52. 53) was daraus hervor geht, daß unter der Agricultur-Bevölkerung die Proportion der Individuen im Alter von 20 Jahren und darüber größer ist als in den andern Bevölkerungsclassen was wieder eine längere mittlere Lebensdauer jenes Theils der Bevölkerung beweist. (Eine Folge hiervon ist u. a. daß von zwei Staaten gleich hoher Bevölkerung, von denen der eine mehr Ackerbau = der andere mehr Industrie = Staat ist, der erstere in staatswirthschaftlicher Beziehung in Vortheil ist, weil in demselben ein kleinerer Theil des Volkes aus Kindern besteht, welche noch Unterhalt, Erziehung und Pflege bedürfen, ohne dafür gleichzeitig durch ihre Arbeit hinlängliche Vergütung zu leisten). Unser Verf. beschränkt sich jedoch nicht auf diese allgemeinen Angaben über die Abnahme der Landbau-Bevölkerung, sondern er untersucht diese Verhältnisse genauer in den einzelnen Grafschaften und Districten und stellt den ermittelten Resultaten, nachdem er ihnen die Angaben über die in derselben Zeit in den anderen Beschäftigungen der Einwohner Gr. Britanniens Statt gehabtten Bewegungen hinzugefügt hat, die in vielfacher Beziehung sehr abweichenden Verhältnisse Irlands gegenüber, wodurch man, in wenigen positiven Angaben, interessantere und genauere Aufschlüsse über die socialen Zustände der verschiedenen Theile des Vereinigten Königreichs und namentlich Irlands erhält als durch die voluminösen Werke, welche deutsche Touristen und französische Publicisten neuerdings über diese Länder veröffentlicht haben. — Eben so interessant und vielleicht noch lehrreicher ist das fol-

gende Kapitel (S. 75 — 123) über den Pauperismus. Der Verf. gibt uns hier nicht allein eine überaus klare und ruhige Darstellung der gegenwärtigen Armen-Verhältnisse des Vereinigten Königreichs und der allmählichen Entwicklung der britischen Armengesetzgebung seit Elisabeths Zeit, aus der sich das System der gezwungenen Armenunterhaltung (die Armentaxe) herschreibt, sondern er zieht auch, um den hochwichtigen Gegenstand von einem weiterblickenden Standpunkte zu übersehen, die analogen Verhältnisse Frankreichs, Norwegens, Schwedens, Dänemarks, Mecklenburgs, Preußens, Württembergs, Baierns, Berns und Belgiens (nach dem so wichtigen 1834 dem britischen Gouvernement vorgelegten Report der Poor Law Commissioners, denen durch die Vermittelung des Lord Palmerston Consularberichte über die Armenpflege fast aller Länder des Continents mitgetheilt wurden) in seine Untersuchung und verweilt besonders ausführlich bei der Betrachtung der großartigen staatswirthschaftlichen Mittel, welche in Holland, dessen Nothstand in neuester Zeit so schreiend an den Tag getreten ist, seit längerer Zeit schon zur gründlichen Heilung dieses Krebschadens unserer modernen Civilisation, leider ohne Erfolg, versucht worden sind. Das Bild, welches wir hier von den socialen Zuständen des modernen Industriestandess erhalten, ist wahrlich kein erfreuliches, und wenn es auch nicht so schreckenerregend ist, wie es zuweilen gemacht worden, so wird doch Keiner, der die hier mitgetheilten redenden Zahlenverhältnisse unbefangen erwägt, noch daran zweifeln können, daß der Staat als solcher diesem Glende gegenüber ohnmächtig dasteht und daß es, — mit den Worten des ehrwürdigen Nestors unserer deutschen Statistiker, F. G. Hoffmanns, zu reden:

der uns in allen seinen Untersuchungen gezeigt hat, wie dem wahrhaft wissenschaftlichen Statistiker Zahlen und Tabellen zur Entdeckung der ethischen Gesetze der Staatenentwicklung dienen müssen —, die eigentliche Aufgabe der neueren Zeit ist: 'zu lernen einen noch höheren Aufschwung der Gewerksamkeit (welche bisher nur dem Egoismus Derjenigen gedient hat, welche dem Staate unaufhörlich mit ihrem Schreien nach Schutz in den Ohren liegen) ohne Zerstörung des Familienlebens und des häuslichen Glückes ihrer Arbeiter zu gewinnen, eine Aufgabe die sehr schwer sein mag, die aber eben so gewiß gelöst werden muß, wie das Menschengeschlecht in seinen gebildeten Staaten es lernen mußte, sich ohne die Sklaverei des classischen Alterthums und ohne die Hörigkeit der Erbunterthanen des Mittelalters zu behelfen.' (S. dessen Abhandlung über die Besorgnisse, welche die Zunahme der Bevölkerung erregt.)

In genauem Zusammenhange mit dem eben berührten Gegenstande steht das folgende Kapitel über die Auswanderung (S. 124 — 142). Der Verf. zeigt zunächst, welches wichtiges Beförderungsmittel eine geregelte Auswanderung unter der wohlwollenden und weisen Aufsicht der Regierung für das Wohl eines Staates wie Gr. Britannien sein könnte und wie nur die Vernachlässigung dieses Mittels von Seiten der Regierung daran Schuld sei, daß die jährlich in großer Menge Statt findenden Auswanderungen aus dem Vereinigten Königreich weder diesem noch den Colonien bedeutenden Nutzen bringe. Man muß gestehen daß der Tadel des Verfs wohl begründet ist und eben so muß man bedauern, daß seine gründlichen Erörterungen es nicht haben bewirken können, daß von Seiten des britischen Colonialamtes der Auswan-

derung und der Colonisation mehr Aufmerksamkeit zugewendet worden. Es steht zu erwarten, daß der unlängst veröffentlichte Bericht der Unterhaus-Committee über das Verfahren der Neuseeland-Compagnie, der die ungebührliche Gleichgiltigkeit gegen die Colonisation scharf hervor hebt, die Regierung wieder mehr daran erinnern wird, daß die Fortdauer von Gr. Britanniens Uebergewicht zur See wesentlich davon abhängig sein wird, daß nach den zur Colonisation und zu Handelsstationen sich eignenden Inseln Oceaniens durch planmäßig geregelte Einwanderung aus dem protestantischen Europa die germanisch-europäische Civilisation hinüber getragen werde (deren Superiorität über die früher überwiegende lateinisch-europäische sich gegenwärtig namentlich in dem Contrast in der Entwicklung von Nord- und Süd-Amerika zeigt, von dem jenes durch germanisch-protestantische, dies durch lateinisch-germanische Einwanderung civilisirt wurde) und daß das brit. Gouvernement auch hierin den Weg verfolge, welchen ihm die Kaufleute, die Pioniere der Civilisation, zeigen und bereits gebahnt haben. In dieser Beziehung ist die gegenwärtig noch schwebende Tahiti-Frage eine welthistorisch wichtige. — Wir müssen uns hier eines weiteren Eingehens in die interessanten Erörterungen unsers Berfs über Auswanderung und Deportation enthalten, obwohl diese Gegenstände wichtige Fragen der Zeit geworden, deren gründliche und unparteiische Lösung über kurz oder lang auch für unsere deutsche Regierungen eine der wichtigsten Aufgaben werden wird. Doch können wir hier den Wunsch nicht unterdrücken, daß hinfort von den Erfindern und Verbreitern von deutschen Auswanderungs- und Colonisationsprojecten practischer verfahren, d. h. daß dabei vor

Allem das Wohl der eigentlich Betheiligten, nämlich der Auswanderer selbst berücksichtigt werde und daß man dabei sich so wenig wie möglich durch patriotische Phantasieen von blühenden deutschen Colonien, von Fortbildung des deutschen Zollvereins und dergl. leiten und einnehmen lassen möge. Dazu gehört aber durchaus eine genauere Kenntniß der geographischen und politischen Verhältnisse der Länder, nach welchen sich den gegebenen Verhältnissen gemäß, gegenwärtig die Blicke der deutschen Auswanderer am meisten richten d. h. der verschiedenen Landstriche der neuen Welt, welche ohne Zweifel dazu bestimmt sind, ein neues Europa zu werden und welche auch in den umfassenderen Ansiedlungs-Planen der Gegenstand der Speculation sind. Ein solches genaueres Studium der physischen und socialen Verhältnisse Amerikas muß aber jeden Unbefangenen lehren, daß weder in Brasilien noch in Texas noch an der Mosquitoküste noch in irgend einem der neuen amerikanischen Freistaaten eine Ansiedelung von Deutschen auf die Dauer einen so nationalen Charakter bewahren würde, daß sie auch nur im Entferntesten als deutsche Colonie betrachtet werden könnte, wenn diese Ansiedelungen nicht gänzlich außerhalb des politischen Verbandes mit dem Staate bleiben auf dessen Gebiet sie angelegt werden, d. h. wenn ihnen nicht von vorne herein politische Unabhängigkeit unter dem Schutze europäischer Mächte garantiert würde. Ohne diese Bedingung würde der nationale Charakter deutscher Ansiedelungen sehr bald zu Grunde gehen in dem Gährungsproceß in welchem alle so genannte Staaten Süd- und Mittel-Amerikas noch begriffen sind. Nun sind aber sowohl die spanisch-amerikanischen Republiken, wie Brasilien eben so stolz und eifersüchtig auf ihre Souverainität über das

ganze Gebiet, welches sie in Anspruch nehmen, wie sie willig sind, große Länderstrecken (die sie freilich sehr wohlfeil erworben haben) zur Cultivierung an fremde Einwanderer abzutreten und bis jetzt hat noch keine der europäischen Colonisationsgesellschaften, von denen einige, wie namentlich die belgische zur Colonisierung von S. Tomas de Guatemala, sonst sehr besonnen und rechtlich zu Werke gegangen sind, diese Hauptgarantie für die freie Entwicklung neuer europäischer Ansiedlungen von den amerikanischen Staaten erhalten können und schwerlich wird auch je eine solche dieselbe erlangen. Anders vielleicht möchte es sein wenn ein mächtigerer deutscher Staat oder ein Verein von deutschen Staaten hier austräte. Es verlohnte sich wenigstens der Mühe eines Versuches, denn ein Erfolg scheint nicht unmöglich, wenn man die amerikanischen Staaten bei ihrer schwachen Seite anzufassen wüßte. Die Behauptung des einmahl Erlangten wäre nicht schwierig, denn in Amerika bedarf es zu einem Kriege meist kaum so viel Mannschaft, als wir zu unseren Wachtparaden nöthig haben, auch würden unter den angeführten Bedingungen die deutschen Ansiedlungen wohl bald so weit erstarken, um sich selbst eines Eingriffes in ihre Rechte von Seiten der einheimischen Bevölkerung erwehren zu können. Sollte indes je ein solches Unternehmen von Seiten deutscher Regierungen aufgenommen werden, so rechne man nur ja nicht auf einen baldigen glänzenden materiellen Gewinn; denn jede Ansiedlung wird im Gegentheil für längere Zeit bedeutende Opfer von Seiten des Mutter-Staats erheischen. Vor der Hand erhielte derselbe dagegen nur ein Mittel, dessen er sich mit gutem Gewissen bedienen könnte, seine Bevölkerung

von Elementen zu befreien, welche ihm nur zum Schaden gereichen, die aber für dergleichen Ansiedelungen sehr ersprießlich sein und die den späteren Generationen die Opfer reichlich ersetzen würden, welche die Vorfahren dafür gebracht haben. — Wir sind weit entfernt von der Annahme, hier auch nur im Entferntesten einen Plan zu deutschen Ansiedelungen andeuten zu wollen, dazu würde viel, viel mehr gehören. So wäre, um nur eins anzuführen, jeder Colonisationsplan auf hinfälligen Grundlagen gebaut, welcher nicht wesentliche Rücksicht nähme auf die Gründung einer bestimmten lebendigen kirchlichen Gemeinschaft, denn jede Ansiedelung die nicht durch eine lebendige gemeinsame religiöse Ueberzeugung zusammengehalten wäre, würde bald in sich zerfallen und ihre frische, solide bürgerliche Entwicklung würde sogar ohne eine gewisse religiöse Begeisterung kaum denkbar sein. (Wer dächte hierbei nicht an die Zukunft des in diesen Tagen hieselbst zu Stande gekommenen allgemeinen deutschen Vereins der Gustav = Adolph = Stiftung?) — Doch kehren wir von dieser Abschweifung, welche man durch die hohe Wichtigkeit des berührten Gegenstandes verzeihen möge, zu unserem Buche zurück. Wir kommen zur 2ten Section, welche uns die Production in 6 Kapiteln vorlegt, von denen das erste dem Ackerbau, 2 bis 5 den Manufacturen und 6 dem Bergbau gewidmet ist. So interessant auch die Mittheilungen sind, welche der Verf. hier über die Industrie des Vereinigten Königreiches veröffentlicht, indem er darin sich nicht auf die Untersuchung der allmählichen Entwicklung der brit. Industrie beschränkt, sondern auch, was noch lehrreicher ist, die eigenthümlichen Verhältnisse seines Vaterlandes in

Bezug auf Gewerbthätigkeit mit denen Frankreichs, Deutschlands, des Zollvereins, der Schweiz und Rußlands vergleichend zusammenstellt, so müssen wir uns doch hier eines jeden Auszuges aus denselben enthalten und den Leser auf das Buch selbst verweisen, nicht allein, weil wir es für unmöglich halten in der Kürze wie es hier geschehen müßte, die Untersuchungen des Verfs in das rechte Licht zu stellen, sondern auch deshalb, weil dieselben sich natürlich nur bis zum Jahre 1835 erstrecken, was uns, wollten wir hier eine genügende Uebersicht vorlegen, zu einem für diesen Ort viel zu ausführlichen Nachtragen der Entwicklung der einzelnen Industriezweige während der späteren Jahre verpflichten würde. Für die Charakterisierung der Ackerbauverhältnisse ist das nicht so nothwendig und deshalb können wir hier kurz bemerken, daß der Verf. bei der Zusammenstellung der hierhergehörigen statistischen Uebersichten hauptsächlich darauf sein Augenmerk gerichtet hat, darzuthun wie die Entwicklung des Ackerbaues in Gr. Britannien gleichen Schritt gehalten hat mit der Vermehrung der Bevölkerung, wie diese seit dem vorigen Jahrhunderte durchaus nicht abhängiger geworden von der Einfuhr ausländischer Lebensmittel und wie auch in Gr. Britannien trotz des Scheines vom Gegentheile die Wahrheit des staatswirthschaftlichen Grundsatzes sich bestätigt, daß ein unabhängiger Kulturstaat nur mit der Ausbreitung und Verbesserung seines Ackerbaues prosperieren kann.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

67. Stück.

Den 26. April 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'The Progress of the Nation in its various social and economical relations from the beginning of the nineteenth century to the present time, by G. R. Porter, Esq., F. R. S.'

Wir kommen zum zweiten Theil unseres Werkes (Section III und IV), welcher dem Verkehr und den Finanzen des Landes gewidmet ist. Nach einer sehr interessanten Auseinandersetzung der großen Wichtigkeit guter inländischer Verbindungswege für die materielle Entwicklung eines Landes, im 1sten Kapitel, gibt der Verf. in den folgenden vier Kapiteln eine ausführliche Beschreibung der Chausseen, Canäle und Eisenbahnen des Vereinigten Königreichs, wobei die ähnlichen Verkehrsmittel anderer Länder, namentlich der Vereinigten Staaten und Frankreichs fleißig zur Vergleichung herbeigezogen werden, worauf eine Uebersicht der inländischen und überseeischen Dampfschiffahrtsverbindungen folgt, aus welcher auf den ersten Blick die

ungeheure Wichtigkeit hervor leuchtet, welche die Entwicklung der Dampfschiffahrt für Gr. Britannien gehabt hat. Kap. 6 behandelt die britische Küstenschiffahrt, Kap. 7 den Zwischenhandel zwischen Gr. Britannien und Irland und Kap. 8 setzt die Entwicklung des seit 1834 eingeführten britischen Maß- und Gewichtsystemes auseinander. Die beiden folgenden Kapitel (S. 92—192) bringen eine Darstellung des auswärtigen Handels des Vereinigten Königreichs, in welcher mit großer Klarheit die eigenthümlichen physischen und politischen Verhältnisse, denen Gr. Britannien seine ungeheure commercielle Entwicklung zu verdanken hat und insbesondere auch der Einfluß hervor gehoben wird, den die brit. Handels- und Schiffahrtsgesetzgebung auf die Ausbildung der brit. Handels- und Seemacht ausgeübt hat. Der Verf. gehört nicht zu den Kurzsichtigen Staatsöconomen, welche das rasche Aufblühen des britischen Handels der brit. Navigationsacte zuschreiben. Seine Untersuchungen führen ihn, da sie unbefangen und mit Sachkenntniß angestellt werden, auf ein gerade entgegengesetztes Resultat: 'Although the amount of our foreign trade sagt er S. 93, is greater than that of any other country, it by no means follows that it is as great as it should be, or as it would long since have become if left to its own free course. Considering all the natural and acquired advantages that we possess for this purpose, it should rather excite surprise and regret that our commerce is so small, than engender pride because it is so large.' Warum citieren unsere deutschen Nationalöconomen, die Porters Autorität vorhalten, wenn sie mit ihren einseitigen Theorien allzu sehr in die Enge getrieben werden nicht auch solche Stellen wie die eben

angeführte, in denen der Verf., wie überall in seinem Werke entschieden darthut, daß er nichts gemein hat mit unseren Süßwaßer-Handelspolitikern, denen jeder auch noch so entfernte Gedanke an Handelsfreiheit ein Greuel ist? — Wie wir hier unsern Verf. den bezeichneten Schriftstellern als Autorität gegenüber stellen, so möchten wir ihn denselben als Muster empfehlen wo er in den beiden folgenden Kapiteln seinen Landsleuten die Handelsverhältnisse Frankreichs u. s. w. und die Entwicklung des deutschen Zollvereins darstellt. So lange unsere deutschen Zollvereins-Publicisten es nicht gelernt haben, die staatswirthschaftlichen und commerciellen Verhältnisse der nicht unierten Länder so gründlich, so exact und so leidenschaftslos aufzufassen und vorzuführen, wie Hr Porter es mit denen des Zollvereins thut, dessen Wichtigkeit er vollkommen anerkennt (und zwar schon im Jahre 1837), so lange können alle Deductionen und Theorien dieser Staatsöconomen durchaus keine Autorität in Anspruch nehmen. — Die fünf noch übrigen Kapitel dieser 3ten Section können wir hier ihrem Inhalte nach nur andeuten. Sie behandeln das Geld- und Münzwesen, den Tagelohn, das brit. System der Vermessung und Classificierung der Handelsschiffe und das gegenwärtig eingeführte Warehousing System, unter welchen Gegenständen vorzüglich der letzte für uns Deutsche von Interesse sein möchte, da die während einer langen Reihe von Jahren in dieser Beziehung gemachten Erfahrungen uns zu Fingerzeigen dienen können, sobald die Ausbreitung des Zollvereins bis an die Nordsee eine ähnliche Einrichtung nothwendig machen wird. — Zu den wichtigsten Theilen des ganzen Werkes ist ohne Zweifel der folgende Abschnitt (Sect. IV) über die

finanziellen Verhältnisse des Vereinigten Königreichs zu zählen. Der Verf. geht auch hier, um die Verhältnisse der Gegenwart in das richtige Licht zu setzen, auf die Vergangenheit zurück und führt dem Leser die allmähliche Entwicklung des britischen Finanzwesens in so klarer und bündiger Weise vor, die auch den mit dem brit. Staatshaushalte weniger Vertrauten einen klaren Blick in die finanziellen Verhältnisse und die finanzielle Kraft jenes Staats gewährt, dessen ungeheure Schuldenlast sprichwörtlich geworden und dessen Credit gleichwohl fester begründet ist als der der meisten andern europäischen Staaten, deren Schuldenlast im Verhältnis zur britischen ganz unbedeutend ist und die an so genannten natürlichen Hilfsquellen bei weitem reicher sind, als die britischen Inseln. Gewis Keiner, der diesen Abschnitt unbefangen und aufmerksam liest, wird ohne Belehrung und Anregung bleiben. Namentlich gilt dies von der Untersuchung, welche Hr Porter über die Besteuerung im Allgemeinen und über die Wirkung der indirecten Besteuerung ins Besondere anstellt und wenn auch nicht Jeder dem Verf. seine Zustimmung wird geben können, wenn derselbe als Ergebnis seiner Untersuchung den Lehrsatz aufstellt, daß jede indirecte Steuer (jeder Zoll) der nicht im Interesse des Fiscus auferlegt werde, verwerflich sei, so möchte es doch schwer sein, die Beweise, welche der Verf. für seinen Satz aufstellt durch die gewöhnlichen Vertheidigungsgründe der Schutz- und Prohibitivzölle zu entkräften. Doch wir müssen uns von diesem wichtigen Abschnitte abwenden, um noch ein paar Worte über den letzten Band unseres Werkes beifügen zu können, der, eben so gediegen wie die beiden schon besprochenen, vor diesen noch den Vorzug hat, daß er die darin behandelten Ma-

terien bis auf die neueste Zeit fortführt. Er umfaßt die Sectionen V. Consumption, VI. Accumulation, VII. Moral Progress und VIII. Colonial and foreign Dependencies. In der ersten dieser Sectionen beschränkt der Verf. sich nicht darauf, eine genaue Uebersicht des Verbrauches derjenigen Gegenstände zu geben, welche man gewöhnlich als Maßstab für die Consumption und den Reichthum eines Volkes annimmt, nämlich der zur Nahrung und Kleidung nothwendigen Artikel, sondern er erstreckt seine Untersuchung auch auf solche Gegenstände deren Verbrauch viel schwerer zu controlieren, deren Kenntniß gleichwohl nöthig ist um sich einen genaueren Begriff von der Lebensweise eines Volks zu bilden. So betrachtet er u. a. das Verhältnis der Häuserzahl zu der der Bevölkerung um die mittlere Zahl derjenigen Individuen zu finden, welche in Gr. Britannien zusammen ein eigenes Haus bewohnen, ein zur Beurtheilung des häuslichen Lebens nicht unwichtiges Verhältnis, welches bekanntlich in Gr. Britannien sehr günstig ist; er betrachtet die Fortschritte welche der Comfort in den häuslichen Einrichtungen der verschiedenen Classen der Gesellschaft gemacht hat, er untersucht auf das genaueste die Zahl und die Verhältnisse der männlichen und weiblichen Diensthofen, ihre Unterhaltung und die für die Bedienung verwendeten Kosten, er gibt einen Ueberblick der Wagen und Pferde, welche zur Arbeit, zur Bequemlichkeit und zum Luxus gehalten werden und selbst die Betrachtung der Production der Goldschmiede dient ihm zur Erkenntnis der Fortschritte, welche das Volk in der bequemeren und solideren Einrichtung des Hausstandes gemacht hat. Erst nachdem er so ein allgemeines Bild von der häuslichen Einrichtung der Nation entworfen hat, geht er zur ausführ-

lichen Darlegung der Consumption derselben in Nahrungsmitteln und Kleidung über, wobei er immer ein Hauptaugenmerk richtet auf den Einfluß den die Besteuerung der einzelnen Artikel auf ihren Verbrauch und auf das wahre Wohl des Volkes ausgeübt hat. Auf diese Weise fördert er zugleich mit der statistischen Darstellung, ohne sich auf theoretische Untersuchungen einzulassen, einen Schatz von staatswirthschaftlichen Lehren zu Tage, welche für die Gesetzgebung nicht ohne gute Früchte bleiben können. Denselben Weg schlägt er in der folgenden Untersuchung über die Vermehrung der Volks-Wohlhabenheit ein und mit demselben Erfolge. — Bis hierher hat sich der Verf. überall als gründlichen, scharfsinnigen und vorurtheilfreien Statistiker gezeigt, in der folgenden Section (Moralischer Fortschritt) lernen wir ihn auch als den Mann von streng sittlichem Halt kennen, der durchdrungen von der Ueberzeugung, daß alle materiellen Fortschritte eines Volkes Nichts zu achten seien, wenn die sittliche Entwicklung damit nicht gleichen Schritt gehalten hätte, furchtlos und ehrlich zu erforschen strebt, wie sich in der Zeit, für welche er in den vorhergehenden Abschnitten den materiellen Fortschritt der Nation nachgewiesen hat, ihre sittliche Entwicklung verhalten und in welcher Wechselbeziehung diese zu jenem gestanden habe. Es versteht sich von selbst, daß unser Verf. auch hier als Statistiker seiner Untersuchung vornehmlich nur die Erscheinungen unterziehen kann in denen sich die sittliche Entwicklung des Volkes im Staate ausdrückt, nämlich die allgemeine Achtung vor den Gesetzen, die Criminalgesetzgebung und den öffentlichen Unterricht, doch betrachtet er auch andere Erscheinungen von welchen auf den Grad der persönlichen Moralität geschlossen werden kann,

als das Vorkommen des unmäßigen Genusses spirituöser Getränke, den Volksgeschmack an Unterhaltungsschriften und an Spielen, welche einen Maßstab für öffentliche Sitte und Anstand zu gewähren im Stande sind. Eine solche Untersuchung kann natürlich nur die positiven Anhaltspunkte zur richtigen Beurtheilung des sittlichen Zustandes eines Volkes liefern, indes braucht man nur unbefangenen dem Verf. in seiner Darlegung zu folgen um sich zu überzeugen, daß solche statistische Untersuchungen in der That einen tiefen Blick in die socialen Zustände der Nation, und die wahren Grundlagen für eine mehr philosophische Untersuchung dieser Zustände zu gewähren im Stande sind und deshalb möchten wir auch diesen Abschnitt nicht allein Denen empfehlen, welche sich eine gründliche Kenntniß der sittlichen Verhältnisse des britischen Volkes verschaffen wollen, sondern auch Denen, welche durch ihre Stellung im Staate befähigt sind, solche Daten zu liefern, die richtig angefaßt, dem Statistiker ein so wichtiges Material zu den interessantesten Untersuchungen und dem Staatsmanne sichere Anhaltspunkte bei legislativen Maßregeln darzubieten geeignet sind.

Es bliebe uns noch die Betrachtung der letzten Section übrig, welche die fremden britischen Besitzungen schildert. Wir wollen diese jedoch hier lieber dem Leser, der auch in diesem Abschnitte etwas Ausgezeichnetes erwarten darf, bloß empfehlen als sie in ungebührlicher Kürze abfertigen, und somit hier von dem Verf. Abschied nehmen, der auch in diesem Werke seinen Ruf als Statistiker aufs Neue glänzend bewährt hat. Wir schließen mit dem Wunsche, daß sein Werk, die Frucht jahrelanger Arbeit und des gewissenhaftesten Fleißes, auf welches wir die Aufmerksamkeit zu lenken ver-

sucht haben, in seinem hohen Werthe recht anerkannt und daß es auch für recht viele Deutsche die Quelle einer gesünderen und tieferen Erkenntnis der socialen Verhältnisse Gr. Britanniens werden möge. So wird es auch ein schützender Damm werden gegen die leichtfertigen Bestrebungen Derjenigen, welche in Deutschland eine immer größere Animosität systematisch zu organisieren suchen gegen eine Nation, welche uns, nah verwandt durch Abstammung und durch gemeinsamen welthistorischen Beruf, viel näher steht und viel näher bleiben muß als die europäischen Nationen romanischer Sprache und Weltanschauung, welchen den Hof zu machen in Deutschland jetzt Mode zu werden scheint, oder die Völkerstämme slavischen Ursprungs, welche durch die kecke Weise in der sie plötzlich mit ganz eigenthümlichen Ansprüchen auf selbständige Civilisation und Nationalität hervor treten, uns Deutschen zu imponieren suchen.

Im October 1844.

Wappäus.

L o n d o n.

Ap. Jac. Duncan 1842. Acta Concilii Tridentini, anno MDLXII et MDLXIII usque in finem concilii, Pio IV. Pont. Max. et alia multa circa dictum concilium fragmenta a Gabriele Cardinale Paleotto descripta. Nunc primum in lucem vindicata e codice Ms. olim penes Fridericum Comitem de Guilford. Edente Josepho Mendham, M. A. — XXXII u. 646 Seiten in Octav.

Bücher haben, wie Menschen, oft seltsame Schicksale. Wer sollte erwarten, daß in dem protestantischen England reiche Quellen für die Geschichte der Tridenter Kirchenversammlung geöffnet

werden könnten? Und doch ist es so. P. Jos. Mendham hat seine *Memoirs of the Council of Trent* (Lond. 1834) fast nur nach ungedruckten, in seinem Besitze befindlichen Actenstücken verfaßt, die er aus der reichen Bibliothek des Carl von Guilford erworben hatte. Aus derselben Sammlung ist vorliegendes Werk, welches handschriftlich nur Pallavicini, Raynaldus und Courayer benutzt haben, zum ersten Male veröffentlicht.

Gabriel Paleotto, Sohn eines Bologneser Senators, empfing eine so ausgezeichnete Erziehung, daß er mit 24 Jahren in seiner Vaterstadt Vorlesungen hielt. Paul IV. ernannte ihn zum Auditor Rotae. Als solcher wohnte er im päpstlichen Interesse dem Tridenter Concile 1562 und 63 bei. Diese Stellung war bedeutend. Er war rechtsverständiger Rathgeber, hatte den Verkehr der Gesandten und Legaten mittelbar zu überwachen und nahm Theil an der Redaction der Decrete. Wegen treuer Dienste ward er alsbald Cardinal, später erster Erzbischof von Bologna. Gestorben ist er 1597. Sein Archiepiscopale Bononiense (Rom 1594) hat historischen Werth und seine *Doctrina christiana* (ein Katechismus) ist wenigstens merkwürdig. Aber sein wichtigstes Werk sind die vorliegenden Acta.

Es ist bekannt, wie man anfangs von Seiten der Curie beabsichtigte, Acten des Concils officiell zu veröffentlichen. Paul. Manutius hatte sie schon angekündigt. Aber man besann sich. Es ist nichts gedruckt und das Handschriftliche so versperrt, daß Keiner hinzu kann. Selbst Pallavicinis halb officielle Apologetik ward unter beschämende Controle gestellt. Aus der Zeit nun, in welcher man eine authentische Geschichte des Concils für etwas Mögliches und Unbedenkliches hielt, stammen diese Acta

Paleotti. Sie sind für den Druck geschrieben. Wahrscheinlich wurde aber der Vf. vermocht, seine Acta selbst zurück zu halten. Ein Mscrpt, welches Urban VIII. überreicht wurde, kam in die Barberinische Bibliothek. Wie sich die von Mendham heraus gegebene Handschrift nach England verirrt hat, weiß man nicht.

Paleotto macht in dem vorliegenden Werke den Eindruck eines redlichen und gescheuten Mannes. Nicht für Parteizwecke ist diese Geschichte des denkwürdigen Concils verfaßt; der Verf. scheint selbst keiner Partei anzugehören, wie er in den Congregationen nicht eigentlich eine Stimme hatte, so ist auch aus seiner Erzählung nicht abzunehmen, wohin er sich würde gestellt haben, wenn man nicht in dem illi und isti, womit zuweilen entgegenstehende Ansichten eingeführt werden, etwas besonders Emphatisches finden will. Der Verf. ist ein gläubiger Anhänger des Papstes und der Kirche; er schreibt nicht bloß in 'gutem Glauben', sondern im besten. Er schreibt, was er sieht, aber er sieht nicht Alles. Was er verschweigt, hat er wohl selbst nicht gewußt. Er bemerkt es gern, wenn Einer eleganter geredet hat, daß thut er selbst. Aber er notiert auch das Uebermäßige als *satis prolixo*. Interessant ist, wie er in der Vorrede sich selbst über sein Werk äußert. Er schreibe nicht bloß aus persönlichem Bedürfnis, sondern auch um Andern, denen an der Wahrheit liege, zu dienen. Es müsse der christlichen Welt daran liegen, daß die Wahrheit bekannt werde. Er könne vermöge seiner Stellung zu den Legaten und Thatsachen dafür am besten Zeugnis ablegen und werde *sincere fideliterque* erzählen. Es irre ihn nicht, daß auch manches Unschöne zu berichten sei; auch bei Zubereitung eines Mahles sei Schmutz abzuson-

bern und Gewürz anzuwenden, ohne den Appetit beim Essen zu stören. So diene auch dieses Conciles Geschichte zulezt dem Lobe Gottes und der Kirche. Wie viele wackere Männer seien da versammelt gewesen, welche Verdienste habe Pius IV. selbst, der die Freiheit der Verhandlung schützte, über Vollziehung der Decrete wachte. So werde diese Geschichte auch dienen, künftig ein Concil wo möglich unnöthig zu machen. Hätten die Keger nicht gewagt zum Kampfe zu kommen, so seien sie nunmehr doch besiegt und die Kirche in sich desto fester.

In dieser Weise nimmt der Verf. die Thatsachen als freie Verhandlungen um die Wahrheit, und in den endlichen Decreten ist ihm der richtige heil. Geist. Wahrscheinlich ist diese Treuherzigkeit des Werkes der Grund, weshalb es nicht veröffentlicht wurde. Denn es ist nicht schwer, weiter zu sehen als der Verf. Diese detaillirten Verhandlungen über Kelchentziehung, über das jus divinum der Bischöfe, die so mühsam in allgemeine Formeln maceriert sind, passen nicht für Alle. Zweierlei macht indessen die Erzählung schwierig. Die officiellen Actenstücke werden zwar allegiert, aber nicht selbst beigelegt. Und die Chronologie ist nicht genau angegeben; die Sachordnung beeinträchtigt die Zeitfolge. Der Text ist nach einer incorrecten Handschrift und bedarf vieler Besserungen, die aber meist nur sprachlich sind. Der Herausgeber gibt einzelne dankenswerthe Noten, aber im Ganzen fehlt das Geschick, mit welchem deutsche Gelehrte einem ältern Werke zu leichterem Brauchbarkeit verhelfen, z. B. Inhaltsangabe, Index, Benennung der Personen, die nur mit ihrem Titel oder nach ihrer Residenz angegeben sind. Diese Bischöfe werden, wie deutsche Handwerks-

burschen, nur mit dem Adjectiv ihrer Hauptstadt bezeichnet.

Mehr als einmahl nahm in diesen letzten zwei Jahren das Concil einen für das Papalsystem höchst gefährlichen Anlauf, indem es nahe daran war, die Residenz der Bischöfe für ein göttliches Gesetz zu erklären. Eine S. 114 ff. mitgetheilte vorläufige Abstimmung gibt die bedeutende Minorität von 70 gegen 72 für das jus divinum. Damahls gelang es, die Verhandlung aufzuschieben. Aber für die Sess. VII. kehrt dieselbe Gefahr wieder, S. 279—588. Fragen wir, wodurch das Papalsystem endlich siegte, so treffen wir fast zu gleicher Zeit auf eine Sinnesänderung des Cardinals von Lothringen und des Kaisers um Pfingsten 1563. Beides war ein Werk des neuen Concilspräsidenten Moroni. Des neuen? Ja. Denn der vorige, Gonzaga, Cardinal von Mantua, war im März gestorben. In demselben Monate starb auch der zweite Cardinallegat, Seripandus. Wie merkwürdig, daß gerade diese Legaten und zu so 'gelegener' Zeit starben! Fast möchte man sich dabei erinnern, daß sie bei Gelegenheit der Sess. III. beschuldigt waren, für das jus divinum zu sein, S. 118 ff., während ihr College Simonetta — wenigstens klüger war. Merkwürdig ist auch, was unser Paleotto vom Sterbebette des Seripandus ganz arglos mittheilt: *'cumque alia multa hoc genere locutus fuisset (Seripandus), subjunxit se etiam nonnulla animo concepisse, quae diceret de concilio et ejus progressu, sed nolle Deum ut ea loquatur; illum aliquando haec dicturum et judicaturum: — quod creditum est ab eo ob veteres de Jure divino disceptationes dictum fuisse, quae adhuc vigeant, p. 485. —* Es ist auffallend, daß noch keinem Geschichtschrei-

ber diese beiden plötzlichen und folgenreichen Todesfälle aufgefallen sind, und wir haben wenigstens darauf aufmerksam machen wollen.

Interessant ist es, einzelne Persönlichkeiten in den ausführlichen Abstimmungen zu verfolgen, die unser Verf. mittheilt. Höher noch als die freiesten Spanier und Franzosen steht der Ungar Dudit Sbardellatus, Bischof von Tinja in Dalmatien. Aber auch in dem Jesuitengeneral Lainez zeigt sich eine Geistesstärke, die einer bessern Sache werth gewesen wäre. — Die Quellenforschung über das Tridenter Concil hat in Paleottis Werke eine wichtige Bereicherung empfangen, für welche Hrn. Mendham, einem freisinnigen Katholiken Englands, der beste Dank gebührt. K. Kd.

P a r i s.

Paulin, libraire éditeur, rue Richelieu, 60. 1844. Buffon. Histoire de ses travaux et de ses idées, par P. Flourens Membre de l'Ac. fr. et Secr. perp. de l'Ac. r. des sc. etc. etc. etc. — 367 Seiten in Octav.

Die Geschichte der Ideen Buffons aus der langen Reihe seiner Werke zu entwickeln ist ohne Zweifel ein verdienstliches Werk, es ist um so nothwendiger, je mehr der berühmte Naturforscher sich während seines langen wissenschaftlichen Lebens umbildete. So wird man denn auch in dieser Darstellung des Hrn Flourens gern die Zusammenstellungen von Buffons Ansichten über dieselben Gegenstände, wie sie sich zu verschiedenen Zeiten seines Lebens ausgesprochen haben, mit den Belegen aus seinen Schriften versehen, überschauen. Das Buch ist eben nach den Gegenständen, nicht nach der Zeit im Ganzen geordnet, wie sich dieses

aus den Ueberschriften der Kapitel ergibt, auf deren Mittheilung wir uns hier beschränken wollen, dieselben werden den Leser an den Reichthum wichtiger Gegenstände erinnern, mit deren Geschichte der Name Buffons in inniger Verbindung steht.

— I. Idées de Buffon sur la méthode. II. Idées de B. sur l'économie animale. Uniformité du plan général de la nature. Nuances graduées des êtres. Influence du développement de chaque organe sur la nature des différentes espèces. De quelques autres vues de Buffon sur l'économie animale. III. Système de Buffon sur la génération. Hypothèse des germes accumulés. Hypothèse des moules intérieurs. Hypoth. des molécules organiques. Hypoth. des générations spontanées. IV. Idées de Buffon sur la dégénération des animaux et sur la mutabilité des espèces. V. Fixité des espèces. Idées de Buffon sur le caractère positif de l'espèce. Raison de la fixité des espèces. VI. Lois de la fécondité. Rapports de la fécondité avec la taille. Rapp. des sexes dans les naissances. Influence de la domesticité sur la fécondité. VII. Intelligence de l'homme. Mécanisme des bêtes. VIII. Lois de la distribution des animaux sur le globe. IX. Variétés de l'espèce humaine. Unité de l'homme. X. Théorie de la terre. Faits: Que l'on trouve partout des coquilles et d'autres productions marines. — Que les couches de la terre sont partout horizontales. — Que les montagnes ont partout des angles correspondants. — Manière dont Buffon explique, par la seule action de l'eau, tout l'état actuel du globe. XI. Système de Buffon sur la formation des planètes. XII. Epoque de la nature.

Premier fait. Que la terre est élevée sur l'équateur et abaissée sous les pôles, dans la proportion qu'exigent les lois de la pesanteur et de la force centrifuge. Deuxième fait. Que le globe terrestre a une chaleur intérieure qui lui est propre, et qui est indépendante de celle, que les rayons du soleil peuvent lui communiquer. Troisième fait. Que la chaleur que le soleil envoie à la terre est assez petite en comparaison de la chaleur propre du globe terrestre, et que cette chaleur envoyée par le soleil ne serait pas seule suffisante pour maintenir la nature vivante. Quatrième fait. Que les matières qui composent le globe de la terre sont, en général, de la nature du verre, et peuvent être toutes réduites en verre. Cinquième fait. Que l'on trouve sur toute la surface de la terre et même sur les montagnes jusqu'à quinze cent et deux mille toises de hauteur une immense quantité de coquilles et d'autres débris des productions de la mer. — Formation des montagnes. — Espèces perdues. — Grands ossemens fossiles du Nord. — XIII. Philosophie générale de Buffon. Goût de Buffon pour les systèmes. Idées de Buffon sur la nature. Causes finales. Molécules organiques. Homo duplex. XIV. Revue des éditions de Buffon. — XV. Vie de Buffon. — Habitudes de travail. Caractère de Buffon. — Style de Buffon. — Lettres de Buffon. (Meist an seinen Gehilfen Abbé Bérton. —)

G l a r u s ,

gedruckt bei Fridolin Schmid 1844. Konrad Dtt. Eine biographische Skizze von Dr. J. Honegger. 48 Seiten in Octav.

Die Liebe, mit welcher dieses Büchlein geschrieben ist, die Sauberkeit, mit welcher der Verf. das Bild eines edlen, rastlos strebenden Jünglings vor unsern Augen entwirft und ausführt, wird bei jedem Leser, und sollte ihm der Gegenstand der Biographie bis dahin völlig unbekannt geblieben sein, einen wohlthuernden Eindruck zurück lassen. — Conrad Ott, geboren in Zürich 9. Februar 1814, nährte auf der Hochschule seiner Vaterstadt die schon als Knabe bei ihm sich kund gebende Vorliebe für das Studium der Geschichte. Schon in der, im 21sten Lebensjahre von ihm verfaßten, Biographie seines Großvaters Paul Usteri spricht sich ein glücklicher historischer Tact, Leichtigkeit in der Anordnung und neben geläutertem Streben nach Wahrheit eine rührende Kindesliebe aus. Von einem längeren Aufenthalte in Paris nach der Heimath zurückgekehrt, übernahm Ott 1837 die ihm angetragene Redaction der Neuen Zürcher Zeitung und trat zugleich als akademischer Docent in seiner Vaterstadt auf. Was er an geschichtlicher Anschauung gewonnen, wofür er als patriotischer Schweizer glühte, was er für sein Vaterland gefördert, was beseitigt zu sehen wünschte, sprach er seitdem in Wort und Schrift aus, mitten in dem Gewühl politischer Parteien stark und mit Bewußtsein dem vorgesteckten Ziele nachringend. Durch diese neue Art einer öffentlichen Thätigkeit als Redacteur litten indes die historischen Studien Otts keine Unterbrechung. Was von dem allzufrüh dem Leben Entziffenen in dieser Hinsicht erwartet werden durfte, zeigt die 'Geschichte der letzten Kämpfe Napoleons' die er wenige Tage vor seinem Tode (Dec. 1842) beendete und welcher überall eine freudige Anerkennung zu Theil wurde.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

68. Stück.

Den 28. April 1845.

L o n d o n.

Auf Kosten der Sydenham Gesellschaft 1844.
Thomae Sydenham, M. D. Opera omnia.
Edidit Guilielmus Alexander Greenhill, M.
D. XXX und 668 Seiten in Octav.

Von den Bemühungen der Sydenham Society, auf deren vor zwei Jahren erfolgte Stiftung wir in diesen Blättern gelegentlich (bei der Anzeige von Forbes the British and foreign Medical Review. 1843. St. 80. S. 798) aufmerksam machten, ist vorliegende schöne Ausgabe des großen englischen Arztes die erste Frucht (*τὰ ἀποθίμια*). Mit Freuden begrüßen wir das äußerlich eben so geschmackvoll als innerlich reich und correct ausgefallene Werk. Der Herausgeber, unsern Lesern als tüchtiger Bearbeiter des Theophilus bekannt (s. diese Anzeigen 1843. St. 41), hat das Mögliche gethan, um des ehrenvollen Auftrags, Chorführer zu sein, rühmlichst sich zu entledigen und seinen Nachfolgern das Muster der sorgfältigen Edition eines fremden Autors in die Hände zu liefern.

Nach der Vorrede, worin der Drforder Gelehrte

bemerkt, daß er hauptsächlich gesucht habe einen fehlerfreien, und möglichst den ursprünglichen Text zu liefern, folgt das von Kühn der Leipziger Ausgabe von 1827 beigegebene Leben Sydenham's im Einzelnen vermehrt und verbessert; dann die historia literaria Sydenham's nach der Bibliotheca practica von Haller bearbeitet und mit einem index editionum bereichert. Hierauf eine Uebersicht des Inhalts. Nun kommen: der ursprüngliche Titel der Opera universa nach der 2ten Londner Ausgabe von 1685; der der Obs. medicae nach der 4ten, von Sydenham noch selbst durchgesehenen Ausgabe von 1685 nebst dem Text. S. 271 die Epistolae responsoriae duae nach der 2ten Londner Ausgabe 1685. Eben so S. 327 die Diss. epistolaris, und S. 405 der Tractatus de Podagra et Hydropo. S. 479 die Schedula monitoria nach der 2ten Londner Ausgabe von 1688. S. 529 die Processus integri in morbis curandis nach Monfort's Ausgabe. London 1695.

Für den Buchdrucker hatte unser Herausgeber die von ihm durchcorrigierte Leipziger Edition zum Grunde gelegt. Dazu fügte er, wo es nöthig schien, wörterklärende oder berichtigende Anmerkungen. Den Sach-Index zog er etwas zusammen. Diesem ließ er den der Arzneiformeln und Mittel, mit Angabe der jetzigen Benennungen, folgen, und zuletzt den der Schriftsteller. Möge die (S. xxvii) in Aussicht gestellte englische Ausgabe dieser lateinischen gleich kommen *)!

L o n d o n ,

bei Allen 1838 — 1844. Plantae javanicae ra-

*) Daran zweifeln wir um so weniger, als wir so eben brieflich erfahren, daß der vortreffliche Robert Willis in London damit beschäftigt ist.

riores, descriptae iconibusque illustratae, quas in Java legit etc. Th. Horsfield. Descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Rob. Brown. Part. I — 3. 238 Seiten in groß Quart und 45 Tafeln. Der letzte Theil wird noch 5 Tafeln enthalten.

Die Untersuchungen von R. Brown, welche in diesem Kupferwerke nieder gelegt sind, wiewohl größtentheils nicht unbeachtet an den botanischen Journalen vorüber gegangen, scheinen doch noch nicht hinlänglich bekannt geworden zu sein. So ist es Noeper, dem neuesten Schriftsteller über die Theorie der Gramineen-Blüte, entgangen, daß R. Brown außs Neue eigenthümliche Strukturverhältnisse in dieser Familie nachgewiesen hat, wodurch er seine frühere Ansicht über deren Bau zu unterstützen sucht. Die Gattung *Ataxia* gehört nebst *Anthoxanthum* und *Hierochloa*, zwischen denen sie in der Mitte steht, nach seinem Dafürhalten zu den *Avenaceen*, wofür namentlich auch die durch geänderte Drehung geknieete Granne zu sprechen scheint. Diese Gattungen besitzen eben so wie *Oryza* und *Leersia* in der That einen Mediannerven in der *Palea superior*. Die Schwierigkeit, welche hieraus für die Theorie, daß dieses Organ aus zwei Kelchblättern gebildet sei, hervor geht, ist von R. Brown sorgfältig geprüft, allein er hat sich nicht entschlossen sie für entscheidend zu erklären, obgleich er sich auch jetzt noch mit der frühern Zurückhaltung über seine eigene Ansicht äußert. Er sucht sie zu vertheidigen, aber er sieht sie nicht für unzweifelhaft begründet an. Er vergleicht den Mittelnerve der *Palea superior* mit den Interpetalinerven der *Synanthereen*, welche oft auch nur ein

einziges Gefäßbündel enthalten und doch aus der Verschmelzung zweier Nerven entstanden angesehen werden müssen. Durch diese scharfsinnige Zusammenstellung wird Koepers Haupteinwurf gegen R. Browns Theorie entkräftet. Durch Hierochloa, wo auch zwei genäherte Gefäßbündel vorkommen, werden die einnervigen *Paleae superiores* mit den zweinervigen nahe verbunden. Die übrigen Gründe für die Einfachheit dieses Organs, wie dasselbe Browns Annahme entgegen von fast allen Agrostologen angesehen wird, sind von ungleicher Wichtigkeit. Der einzige, der meiner Meinung zufolge die Frage entscheidet, ist von der Vergleichung mit den Cyperaceen hergenommen, doch scheint es angemessen, bei einem so schwierigen und bestrittenen Gegenstande alle Punkte vollständig zu erwägen und nichts von dem zu übergehen, was Koeper gegen Brown und Schleiden vorgebracht hat. Unter Anderm wiederholt er die Ansicht Turpins, daß die beiden *Paleae* verschiedenen Axen angehören, indem die obere als Deckblatt der Blüte deren Blütenstiel, die untere der Hauptaxe angehöre und sich von einer Gluma nur durch ihre Arillarproduction unterscheide. Allein durch die Stellung der Organe kann die Frage, welche hier zunächst gemeint ist, ob nämlich die obere *Palea* ein Deckblatt sei oder zum Perianthium gehöre, nicht aufgeklärt werden. Ist die *Palea* einfach, so steht sie im Verhältniß der Gramineenblätter; ist sie doppelt, so wird sie eben dadurch zum Kelch. Also allein darauf kann es ankommen, ob sie einem oder zwei Blättern entspreche.

Dies durch die Beobachtung früherer Entwicklungszustände aufzuklären, ist nicht in dem Sinne schwierig, wie Koeper angenommen hat. Er glaubt, daß zweitheilige Blätter zuerst mit zwei Spitzen

sichtbar werden, allein nach meinen Untersuchungen geht jeder Theilung der Blattfläche ein durchaus ungetheilter Zustand voraus. Hierauf folgt in vielen dicotyledonischen Familien eine Entwicklungsweise, welche, wenn die *Palea superior* ein einfaches Blatt wäre, zur Erklärung ihrer zwei Nerven dienen könnte. Aus der primären Blattfläche, die ich das Phyllostrom nenne, wachsen nämlich zu beiden Seiten der Spitze blattartige Fortsätze hervor, die in der Regel späterhin zu Nebenblättern werden, aber auch oft wieder verloren gehen. Mit dieser Bildung ist eine Verückung des basilaren Vegetationspunctes verbunden, indem jetzt das eigentliche Blatt zwischen jenen beiden Hörnern d. h. an der Spitze der Medianlinie des Phyllostroms sich zu bilden beginnt. Dieser Punct am Phyllostrom ist zugleich derjenige, wo in der Regel beim Abfallen des Laubes die Gliederung im Blattstiel erfolgt, und man kann im Allgemeinen annehmen, daß, wo die Blätter marcescieren, auch der erwähnte Entwicklungsproceß nicht Statt findet. Nun gibt es eine längst bekannte Hemmungsbildung, welche wesentlich darin besteht, daß das Blatt zwischen den Hörnern des Phyllostroms fehl schlägt. Dies ist nämlich der Fall, wo in ruhenden Blattknospen die Segmente aus Nebenblättern gebildet werden, eine Erscheinung, die übrigens nicht so häufig ist, wie einige Schriftsteller sie angenommen haben. Bei *Staphylea*, wo die Nebenblätter auch im Innern der Knospe auswachsen, bestehen die Segmente bestimmt aus denselben Organen, welche daher gepaart einem Phyllostrom inseriert sind und durchaus den innern Laub entwickelnden gleichen. Die letztern, frühzeitig abfallend, sind übrigens wohl von den Nebenblättern des ausgewachsenen Blattes zu un-

terscheiden, die hier sehr spät entstehen und mit den Stipellen der Blattsegmente identisch sind. Die Segmente von *Staphylea* würden also mit einer zweinervigen *Palea superior* verglichen werden können, wenn die Anfangs getrennten Hälften nicht unmittelbar aus der Axe, sondern aus einem Phyllostrom hervor wachsen: denn daß sie gesondert entstehen, hat Schleiden nachgewiesen. Die Unterscheidung des Phyllostroms von vorspringenden Zellen der Axe bietet nun aber in manchen Fällen die größten Schwierigkeiten dar, so daß die Entwicklungsgeschichte, ohne Hilfe von Analogien, für die einzelne Pflanze nicht immer zum Abschluß führen würde. So habe ich die Ansicht ausgesprochen (*Grichsons Archiv* v. S. S. 147), daß die Nebenblätter von *Ampelopsis* ohne Zusammenhang mit ihren Blättern zu entstehen schienen: allein durch eine größere Reihe von Beobachtungen finde ich mich geneigt, Schleiden darin beizustimmen, daß alle Nebenblätter aus dem Blatt entspringen, zu welchem sie gehören, nicht als ob ich dieses Verhältnis stets hätte beobachten können, sondern sofern die Analogie mich nöthigt, die Ursache, weshalb ich in einigen Fällen den Zusammenhang nicht deutlich erkennen konnte, in der Kleinheit oder in dem rudimentären Zustande des Phyllostroms zu erblicken. Gesetzt dies wäre auch der Fall bei der *Palea superior*, so würde sie aus zwei verwachsenen Nebenblättern bestehen, deren Blatt durch die Granne angedeutet ist. Ob dies der Fall sei, kann durch die erste beste Entwicklungsbeobachtung nicht ermittelt werden, da es sogar Leguminosen gibt, bei denen in der Knospe die Stipeln ganz frei erscheinen, während in verwandten Formen das Phyllostrom größer wird und den Zusammenhang des dreifachen Organs leicht

erkennen läßt. Wenn daher nicht etwa noch Gräser bekannt werden, in denen das Phyllostrom eine bedeutendere Entwicklung zeigt — und vielleicht ist dies eben bei den einnervigen Paleis der Fall —, so bleibt hier die Entwicklungsgeschichte bei einem negativen Resultate stehen. Auch die Analogie der *Glumae* entscheidet hierbei nicht, wiewohl sie durch Koepers Beobachtung einer Monstrosität von *Lolium* sehr vermehrt ist, wobei statt der abortierten hintern *Gluma* zwei Nebenblätter seitwärts hervor wuchsen. Ein positives Zeugniß dagegen für die Einfachheit der *Palea* enthalten nach meiner Ansicht Kunth's Vergleichenungen der Gräser mit *Carex*. Deren *Utriculus* entspricht der *Palea superior* und der *Utriculus* ist ein einfaches Deckblatt, weil aus seiner Axille der *Processus aristiformis* entspringt und bei *Kobresia* zu einem Zweige auswächst.

Außer dem Mediannerven der *Palea* zeichnen sich *Anthoxanthum* und die beiden verwandten Gattungen ungemein durch die Stellung der beiden Staubgefäße aus. Das eine derselben steht nämlich dem Mediannerven der *Palea superior* gegenüber, das andere hat die gewöhnliche Stellung vor dem Pistill. R. Brown erklärt diese Abnormität dadurch, daß er das erstere einem innern, sonst nur in herandrischen Gräsern entwickelten Wirtel zugehörig ansieht. Bei *Crypsis aculeata* findet sich nach Bennett dasselbe Verhältniß, und auch hier ist die obere *Palea* mit einem Mediannerven versehen: bei den übrigen *Crypsis*-Arten, welche die gewöhnliche Structur der *Palea* zeigen, sind auch die drei Staubgefäße des äußern Wirtels entwickelt. Bei den meisten diandrischen Gräsern bleiben die beiden seitlichen Staubgefäße, umgekehrt bei den monandrischen das vordere: nur in den monandri-

sehen Blüten von *Phippsia algida* entspricht das Staubgefäß einem der beiden Nerven der obern Palea. Aber das merkwürdigste Stellungsverhältniß fand R. Brown an einer noch nicht publicirten, von Rüppell in Abyssinien entdeckten Graminee, deren 3 Staubgefäße innerhalb der obern Palea vor deren 3 Nerven stehen. Mit diesem Ergebnis aber begnügte der große Analytiker sich nicht, sondern er entdeckte eine zweite, noch weit merkwürdigere Anomalie, er fand, daß der Embryo an der Seite der obern Palea liegt. Hieraus folgert er, daß dieses scheinbar einblütige Gras in der That eine zweiblütige Panicee sein möge, deren untere Palea die unfruchtbare Blüte darstelle, während die obere Blüte auf eine untere, daher dreinervige, daher den Staubgefäßen und dem Embryo zugekehrte Palea zurückgeführt sei.

Durch den Bau von *Podocarpus* (Taf. 10: *P. cupressina*) scheint R. Brown nicht bewogen worden zu sein, seine Theorie des Coniferenzapfens zu modificieren. In der Beschreibung wird die sogenannte Bractee von *Pinus*, welche Schleiden, durch monstros androgynne Zapfen berechtigt, für das Carpellarblatt erklärt hat, als fehlend angegeben. Dagegen sei die eitragende Schuppe dem jüngern Samen der Länge nach angewachsen. Der Unterschied von *Pinus* besteht offenbar nur darin, daß hier die Placentarwucherung verschwindet und die Eifläche fast das ganze Carpellarblatt bedeckt. Allein hiervon abgesehen war bisher die Structur der weiblichen Blüte von *Podocarpus* noch durchaus mißverstanden und ist erst durch die vorliegende Untersuchung klar geworden.

(Schluß folgt.)

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der zweite Band

auf das Jahr 1845.



Göttingen,

gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerei.

öttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1845

by unknown author

Göttingen; 1845

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright. Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

69. 70. Stück.

Den 1. Mai 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in Java legit etc. Th. Horsfield. Descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Rob. Brown.'

Das Carpellarblatt ist als Rhaphe beschrieben, das atrop hängende Ei ist für aufrecht und anatrop angesehen. Hieraus geht hervor, daß Podocarpus, wie auch Dacrydium, nicht zu den Taxineen gehören, sondern wahre Abietineen darstellen, deren weiblicher Zapfen auf eine oder wenige Blüten beschränkt ist. Hierfür sprechen auch die zweifächerigen Antheren und die Strukturverhältnisse des Pollens, welcher genau mit dem von Pinus übereinkommt. Der Unterschied von Dacrydium und Podocarpus beschränkt sich nach Rob. Brown darauf, daß in der erstern Gattung der auswachsende Samen die Testa durchbricht und an Größe übertrifft, während die letztere beständig

von zwei Samenschalen und einerseits von der Carpellleiste eingeschlossene Samen besitzt. Bennett fügt zu diesen Bemerkungen über *Podocarpus* noch einige wichtige Beobachtungen über die Pollenformen der Coniferen im Allgemeinen. Er kommt zu dem Ergebnis, daß, wo die Antheren zweifächerig sind, die Structur des Pollens der von *Pinus* gleicht; und *Larix* mit großem, kugelförmigen, von zwei Membranen umgebenen Pollen stehe in dieser Beziehung ganz isoliert da: eine dritte Membran, welche Mohl beschreibt, leugnet er. Die mehrfächerigen Antheren der Coniferen besitzen hingegen einen kugelförmigen Pollen, dessen äußere Membran durch Endosmose von Wasser leicht zerrissen wird, worauf das Korn in eine Schleimmasse eingebettet erscheint, worin die innerste Membran mit körnigem Inhalte nur einen kleinen Raum einnimmt: und der Bau von *Araucaria* ist ihm noch zweifelhaft.

Ausgeführte Monographien hat R. Brown von den beiden Gruppen der Gyrtandreen und Sterculieen gegeben. Die erstere ist besonders dadurch merkwürdig, daß der Verf. entschieden gegen die zumahl in Deutschland neuerlich verbreiteten Ansichten über den Antheil der Nere an der Fruchtbildung auftritt und sich ausführlich über die Gründe verbreitet, welche ihn bestimmen, bei der Theorie zu verharren, daß die Eier aus den Carpellblättern entspringen. Sogar der Meinung Fenzl's und Anderer, daß nicht bloß der Rand, sondern in vielen Fällen auch der Mittelnerve des Carpophylls Eier erzeuge, ist er abgeneigt und gesteht diese Bildung nur bei den *Hydropeltideen* zu. Von hieraus kann die Ciproduction sich über die Fläche des Carpophylls ausbreiten, aber auch diesen Fall nimmt Brown nur bei den *Nymphaeaceen*, *Butomeen*

und Cardizabaleen an. Dasselbe kann jedoch auch bei der Marginalplacentation eintreten, wie ich es bei den Swertieen nachgewiesen habe. Da jedoch R. Brown ausdrücklich angibt, daß bei den Gentianeen die Axt des Carpellblatts niemahls Eier erzeuge, so scheint er den Bau von Menyanthes nicht so zu verstehen, wie ich ihn beschrieben habe. Von dieser Gattung abgesehen aber darf ich bemerken, daß ich in R. Browns eingeschalteten Bemerkungen über die Gentianeen und Drobancheen nichts dem Ergebnis meiner Untersuchungen Widersprechendes finde. Den Hauptgrund, daß die Carpophyllränder überall (außer den angegebenen Fällen) die Eier erzeugen, sieht der Verf. mit Recht in denjenigen Monstrositäten von *Sempervivum tectorum*, *Salix oleifolia*, *Tropaeolum majus* und *Cochlearia Armoracia*, wo Staubgefäße in Ei tragende Carpelle verwandelt waren. Die Schriftsteller, welche eine spätere Verbindung von Axttheilen mit den Carpellblättern annehmen, scheinen in der That nicht zu berücksichtigen, daß während der Eierzeugung an diesen Vegetationspunkten noch keine Gefäßbündel gebildet sind. Wenn sich diese später bis zur Chalaza verzweigen, so ist es ganz willkürlich, ob man dies so ausdrücken will, daß dieselben von der Axt ausgehend als Theile derselben anzusehen sind, oder vielmehr, daß diese Gefäße sich im Carpophyll selbst bilden. Das Letztere ist gewiß der naturgemähere Ausdruck, indem alle Gefäßbündel der blattartigen Blütenorgane vom Torus aus in dieselben eintreten. Ob sich inzwischen wirklich alle Fälle von centraler Placentation mit der Brownschen Theorie vereinigen lassen, wird sich erst beim weitem Fortschritt unserer Kenntnisse von deren Entwicklung ergeben: aber merkwürdig ist es gewiß, daß eine solche

Autorität wie die R. Brown's, ohne Zweifel gestützt auf Forschungen dieser Art, den Satz in voller Allgemeinheit gelten läßt, indem über die Placenta centralis die Worte des Textes lauten: the supposed inflected portions (des Carpophylls nämlich) being removed or reabsorbed so completely in a very early stage of its development as to leave no trace of their existence either on the walls of the cavity or on the surface of the central placenta, which may either be polyspermous, or produce only a smaller and definite number of ovula having a relation to its supposed component parts, or, lastly, in some cases be reduced to a single ovulum. Hiermit ist der Satz in aller Entschiedenheit bis zu den Plumbagineen hin ausgesprochen, des Ovarium inferum geschieht keine Erwähnung, aber auch die Ansichten Fenzl's über die den Gyrtandreen nahe stehende Familie der Bignoniaceen erscheinen hierdurch von R. Brown's Seite abgelehnt.

Bei den Sterculieen hat R. Brown eine Anomalie in der Entwicklung des Embryo wahrscheinlich gemacht, welche bis jetzt ohne Beispiel im ganzen Pflanzenreiche dasteht. In dieser Gruppe scheint auch da, wo die Radicula vom Hilum abgewendet ist, demohngeachtet eine anatrope Einkrümmung Statt zu finden. Bei mehreren Arten von Sterculia beobachtete Brown das Foramen dicht neben dem Insertionspunkte des Eies, während im Samen der gerade Embryo gegen diesen Punkt mit der Plumula gerichtet ist. Bis jetzt gab es keine Beobachtung, wo die Richtung der Radicula unabhängig von der Lage des Foramen sich gezeigt hätte. In einer Gattung liegt der Embryo quer und in andern hat er die normale Lage der

Radicula neben dem Hilum. In allen diesen Fällen ist R. Brown geneigt eine anatrophe Einkrümmung anzunehmen. Die abgewendete Radicula besitzt nur Sterculia, von welcher Gattung Brown beinahe 50 Arten charakterisiert; die Querlage zeigt Firmiana mit 2 Arten; die übrigen Gattungen der Gruppe mit normaler Lage des Embryo sind Brachychiton, Pterygota, Hildegardia, Scaphium, Pterocymbium, Courtenia, Cola, Heritiera, an Artenzahl etwa nur den vierten Theil der obigen bildend. Die unveränderlichen Charaktere, welche diesen Gattungen gemein sind, bestehen in der Trennung der Geschlechter, der fehlenden Blumenkrone, dem gefärbten, klappig aestivierten Kelch, hypogynischer Insertion, zweifächerigen Antheren und bei der Reife völlig getrennten Carpidien.

Dr Grisebach.

L o n d o n .

John Murray 1843. Letters on South-America; comprising Travels on the banks of the Paraná and Rio de la Plata, by J. P. and W. P. Robertson. In three Volumes. Band 1 XI und 320 Seiten, Bd. 2 300 Seiten und Bd. 3 345 Seiten in Octav.

Die Verfasser dieser Briefe erklären in der Einleitung, daß der große Beifall, den ihre in der That sehr werthvollen Briefe über Paraguay (Letters on Paraguay comprising an account of 4 years' residence in that Republic, under the Government of the Dictator Francia, 2 Theile und Francia's Reign of terror, 1 Bd. London 1836 — 39) gefunden, die Hauptveranlassung zur Herausgabe dieses Werkes gegeben habe. Vielleicht wäre es gut gewesen, wenn die Verf. mit

derselben Offenheit auf dem Titel ihres Werkes bemerkt hätten, daß die dort genannten Reisen zu einer Zeit gemacht worden, die schon über ein Vierteljahrhundert zurück liegt. Denn wer das Werk seinem Titel nach in der Meinung zur Hand nimmt, hier eine neuere Reisebeschreibung und neuere statistische und geographische Nachrichten zu finden, könnte leicht in dem Uumuth über die erfahrene Täuschung das Werk wieder weglegen ohne, wie erst mit einem weitem Eindringen in dasselbe der Fall sein kann, zu der Einsicht zu gelangen, daß dies Werk gleichwohl zur Kenntniß der socialen und politischen Verhältnisse eines sehr wichtigen Theils von Südamerika einen höchst schätzbaren Beitrag liefert und in der That mit zu den unentbehrlichen Quellen zur richtigen Würdigung der gegenwärtigen Zustände jenes Landes gezählt werden muß.

Um den Leser im Allgemeinen mit dem Inhalte der vorliegenden Briefe bekannt zu machen, müssen wir die Bemerkung voraus schicken, daß die Verf., zwei Brüder, zu der großen Anzahl derjenigen unternehmenden britischen Kaufleute gehören, welche gleich beim ersten Anfange der politischen Bewegungen in den spanisch-amerikanischen Colonien sich nach den neu geöffneten Häfen begaben, um dort ihr Glück zu versuchen. Unsere Verf., beide noch sehr jung, gingen nach Buenos-Ayres, dem großen Stapelplatze der Erzeugnisse eines reichen unermesslichen Binnenlandes. Hier aber war noch nichts organisiert. Sie mußten um Producte zu erhalten, diese selbst bei den Producenten auffuchen, sie mußten im Innern auf den Estancias das Vieh kaufen, dessen Häute sie exportieren wollten, sie mußten den Eigenthümer durch Vorschüsse zur Lieferung seiner Erzeugnisse in den Stand setzen,

mußten diese aus dem Innern an die Ufer des Paraná schaffen, hier an verschiedenen Orten Niederlagen halten und den weiteren Transport nach dem Seehafen besorgen. Ihre Thätigkeit und Kühnheit wurde mit Erfolg belohnt und ihr Geschäft ward immer großartiger. Eben so schwierig aber wie die Organisirung ihrer kaufmännischen Operationen war die Beschützung derselben bei den damaligen politischen Zuständen des Landes. Vom Schutz der Geseze konnte keine Rede sein, ein Jeder mußte für sich selbst sorgen und so mußten auch sie zum Schutz ihres Lebens und ihres Eigenthums sich auf ihre eigenen Mittel verlassen. Sie hatten die tapfersten, die wildesten Gauchos behufs ihrer Handelsunternehmungen in Dienst und Sold und, wo damals Keiner ohne Lebensgefahr reisen konnte, da eskortierten sie sicher große Transporte von Waaren und Summen baaren Geldes von hohem Betrag. Auf diese Weise lernten unsere beiden Verfasser einen großen Theil des Landes genau kennen, sie erhielten Einsicht in dessen statistische Verhältnisse, sie kamen in die engste Berührung mit den verschiedensten Classen der Bevölkerung, nicht selten aber auch in unglückliche Collision mit den Parteigängern der oft wechselnden Machthaber, welche im Namen der Freiheit als Räuberhefs das Land plündernd und mordend durchzogen. Doch muthig bis zur Tollkühnheit, ausdauernd, flug und dabei redlich und gerade, wußten die beiden Brüder nicht allein immer den Kopf oben zu halten, sie wußten auch jede ihnen dargebotene Gelegenheit zur eigenen Belehrung über geographische, statistische und sociale Verhältnisse des Landes zu benutzen, kurz, sie zeigen sich überall als zwei würdige Repräsentanten desjenigen intelligenten und thatkräftigen Kaufmannsstan-

des, der den Britten die gründlichsten Kenner fernere Länder und die umsichtigsten Agenten zur Ausbreitung ihrer commerciellen und politischen Macht über den Erdboden liefert. Dies bezeugen auf das Klarste die hier mitgetheilten Briefe, in denen die Verfasser uns Erinnerungen aus ihrem Leben in Südamerika, Berichte über die demahligen politischen Ereignisse in der argentinischen Republik und Betrachtungen über die Veranlassung und die Folgen jener Ereignisse mittheilen. Die Briefe sind an den bekannten General, jetzt peruanischen Feldmarschall Miller gerichtet, dem Verf. der interessanten *Memoirs of Gen. Miller in the service of the Rep. of Peru*, einen der Männer, welche am eifrigsten für die Sache der Republikaner in Südamerika gekämpft haben und der bis in die neueste Zeit eine bedeutende und ehrenvolle politische Rolle in Columbien, Bolivia und Peru gespielt hat, und daß unsere Verfasser von diesem gründlichsten Kenner der neuesten Geschichte des spanischen Amerikas die Erlaubnis erhalten haben, sich mit ihren Mittheilungen an ihn zu wenden, scheint uns ebenfalls als ein Zeichen für die Bedeutung dieser Mittheilungen angesehen werden zu können, wie denn auch aus Allem hervor geht, daß die Verfasser auch nach ihrer Rückkehr ins Vaterland im lebendigen Verkehr geblieben sind mit dem Lande, in welchem sie ihr kräftigstes Mannsalter in saurer aber großartiger Berufsthätigkeit verlebt haben.

Der Manigfaltigkeit des Inhalts wegen lassen sich die vorliegenden Briefe nicht durch Auszüge hinlänglich charakterisieren. Dem größeren Theile nach sind es so genannte Lebensbilder, und in der That treue Bilder und voll Leben. Sehr oft wird der Leser glauben einen Roman vor sich zu haben und vielleicht mögen auch zuweilen die Verfasser

die Situationen etwas frei gewählt haben, indes nirgends findet man Veranlassung an der historischen Treue derselben zu zweifeln. Ihr Charakter ist so fern von allem Extravaganzen, von aller Gasconade, ihre Schilderungen tragen zu unverkennbar das Gepräge der localen Wirklichkeit, als daß man sie mit solchen Phantasiegemälden vergleichen möchte, wie sie uns als Lebensbilder aus fremden Ländern heut zu Tage von Literaten von Fach vorgeführt zu werden pflegen. — Des bezeichneten Inhalts ist besonders der erste Band und ein Theil des zweiten Bandes. Die Erzählung fängt mit der Ankunft zu Corrientes, der Hauptstadt der argentinischen Provinz Entre Rios an und umfaßt die Erlebnisse der Verfasser während eines beinahe zweijährigen sehr wechselnden Aufenthaltes an den Ufern des Paraná und in den benachbarten Ebenen. Der 26ste Brief (Band 2 S. 35 ff.) beschreibt die Rückreise von Goya (am Paraná), wo die Verfasser längere Zeit ihr Quartier aufgeschlagen hatten, nach Buenos-Ayres, wo sie zu Ende des Jahrs 1816 eintrafen. Der 27ste Brief schildert die große vortheilhafte Veränderung welche die genannte Stadt seit dem Jahre 1810, in welchem sie zuerst dahin kamen, nicht sowohl durch die Revolution als durch den Verkehr mit Fremden erhalten hatte. Mit diesem Briefe unterbrechen die Verf. die Erzählung ihrer persönlichen Erlebnisse, welche sie bisher abwechselnd, jeder der Brüder für sich dem General Miller mitgetheilt hatten, und lassen nun eine Reihe gemeinschaftlich abgefaßter Briefe (Br. 28—40. S. 73 bis 253) folgen, in denen sie theils nach eigener Anschauung, theils nach Mittheilungen einflußreicher Theilnehmer eine Skizze der Revolution von Buenos-Ayres entwerfen. Hier erscheint nun zwar

manches Bekannte, die gründliche Art und Weise jedoch, in welcher die Verfasser, so vertraut mit den Verhältnissen des Landes und mit den meisten der Persönlichkeiten, die in der Revolution eine Rolle gespielt haben, die mitgetheilten Thatsachen zu beleuchten wissen, wird auch dem, der die Geschichte dieses Unabhängigkeitskrieges kennt, diese Skizze von bedeutendem Werth machen. Die fünf letzten Briefe des zweiten Bandes bringen noch einige statistische und meteorologische Nachrichten über Buenos = Ayres, welche jedoch nach den hierüber neuerdings von Núñez, Sir Woodbine Parish und Ad. Brunel bekannt gemachten Beobachtungen weniger erheblich sind, als die vielfachen statistischen und geographischen Notizen, welche beiläufig in den Briefen des ersten Bandes vorkommen.

Der dritte Band führt uns, gewis jedem Leser unerwartet, nach — England und Schottland. Der ältere Bruder reiset nach Hause, theils um nach langer Abwesenheit die geliebte Heimath wieder zu sehen, theils um daselbst Geschäfte einzuleiten für das neue Haus, welches beide Brüder gemeinschaftlich in Buenos = Ayres zu etablieren beabsichtigten. Wir folgen dem Hrn S. P. Robertson nicht auf diese Reise, über welche er übrigens einige sehr interessante Briefe (S. 1—48) mittheilt, sondern begleiten lieber den jüngeren Sohn William der in Buenos = Ayres zurück geblieben war, bald aber, ungewohnt der Ruhe, welche ihm in dieser Stadt das längere Ausbleiben der durch seinen Bruder erwarteten Ladungen gewährt, sich aufmacht, um wieder seine alten Freunde im Innern zu besuchen. Im 48sten Briefe beschreibt er uns seine Reise über Santa = Fé und Goya nach Corrientes und in den folgenden vier Briefen (S. 60—99) erhalten wir wieder sehr anziehende Schilderungen des

Lebens und Treibens in Corrientes und Goya, wo der Verf. sich wieder in Geschäfte einläßt um dem Gouverneur Waffen und Munition zu einem unüberlegten Angriff der Brasilianer in Uruguay zu verschaffen, und in große Gefahr geräth sammt allen seinen Landsleuten in das Hauptquartier des wilden Artigas geschickt zu werden, weil der, allen Ausländern nicht gewogene Alcalde von Corrientes unter den in der Proclamation des Artigas genannten Européos auch die Engländer mit einbezogen glaubte, ein Irrthum, welcher, wie Artigas sich später ausdrückte, 'nur einem solchen burro (Esel) wie dem Alcalden von Corrientes begegnen könnte.' — Der 52ste Brief führt uns wieder nach Buenos = Ayres, wohin Hr. J. W. Robertson im December 1817 zurückkehrt, um die Geschäfte des dort neu etablierten Hauses zu eröffnen. Derselbe verweilt hier bis zum Jahre 1820 seinen Berufsarbeiten hingegeben, jedoch zugleich in reger Theilnahme an allen politischen Ereignissen in der Hauptstadt, wo Revolution und Contrerevolution an der Tagesordnung waren, wobei er auch näher befreundet wird mit dem edlen San Martin, der durch seinen kühnen Kriegszug über die Andes nach Chile berühmt geworden ist (S. 100—195). Darauf besucht er nach siebenjähriger Abwesenheit sein Vaterland, überrascht in Liverpool seinen Bruder und schiffet sich dann nach sechswochentlichem Aufenthalt nach Buenos = Ayres wieder ein, wo er nach einer Reise von 65 Tagen, welche durch die Schuld eines unerfahrenen Capitains zu einer sehr widerwärtigen Reise wurde, wieder anlangt (S. 196 bis 230). Ihm folgt bald sein Bruder auf einem andern, mit einer reichen nach Valparaiso bestimmten Ladung, befrachteten Schiffe, landet damit in Buenos = Ayres, schickt dasselbe dann, beladen mit allen Ele-

menten englischen Comforts, weiter um Cap Hoorn und macht dann, 'brennend vor Verlangen, die Länder zu besuchen wo das Reich der Inkas blühte, wo Pizarro focht und wo Orcilla seine großartige Araucana sang, sich auf, um zu Lande nach Peru und Chile zu gehen und in der Hauptstadt St. Yago ein ausgebreitetes Etablissement zu gründen. Hier nimmt der Verf. Abschied vom Leser mit dem Versprechen in einer anderen Sammlung von Briefen seine Erlebnisse und Beobachtungen in Chile und Peru 'den interessantesten aller Länder, welche er je besuchte,' vorzulegen, wenn er von seinen Lesern dazu Aufmunterung erhalten sollte. — Nun folgt (S. 235—313) die Fortsetzung der im 2ten Bande abgebrochenen Geschichte des südamerikanischen Freiheitskampfes, welche besonders interessante Nachrichten über den Krieg in Peru bringt, so wie über den den Verfassern persönlich befreundeten General San Martin, durch welchen Chile von den Spaniern befreit wurde. Ein Anhang von Bemerkungen und historischen Notizen des Don Manuel de Moreno, gegenwärtigen Gesandten am britischen Hofe, Bruders des Dr Mariano de Moreno, des eigentlichen Urhebers der argentini-schen Revolution (S. 314—345), schließt dies interessante Werk, welches gewiß kein Leser unbefriedigt aus der Hand legen wird. Anspruchslos wie es auftritt, bildet es gleichwohl einen wichtigen Beitrag zur Kenntniß der socialen Zustände des spanischen Südamerikas, ohne welche die gegenwärtigen politischen Verhältnisse der wichtigen noch durch fortwährende Bürgerkriege zerrütteten Staaten des Rio de la Plata nicht zu begreifen sind. Wir zweifeln nicht an einer günstigen Aufnahme dieser Briefe in einem weiten Leserkreise und ge-

ben uns deshalb der Hoffnung hin, bald die versprochene Fortsetzung erscheinen zu sehen.

Wappäus.

P a r i s,

bei Fortin 1844. Du Climat et des Maladies du Bresil ou Statistique médicale de cet empire, par J. F. X. Sigaud, Médecin de S. M. l'empereur Dom Pèdre II. 591 Seiten in Octav.

Durch die Verbindung eines französischen Prinzen mit einer brasilianischen Prinzessin hat Brasilien ein besonderes Interesse für Frankreich erhalten, und diesem Umstande mag gegenwärtige Topographie ihren Ursprung verdanken, welche, wenn gleich sehr umfangreich und nicht ohne belehrenden Inhalt doch im Ganzen nicht viel Neues und Eigenthümliches enthält.

Sie zerfällt in 4 Sectionen, wovon die erste in 6 Kapiteln die Climatologie, die zweite in 7 die Géographie médicale, die dritte in 11 die Pathologie intertropicale, die vierte in 12 die Statistique médicale abhandelt.

Alles, was das Naturhistorische des Landes betrifft, ist aus den bekannten neueren Schriften (darunter die vom prince Maximilian New-Yeid S. 10) ziemlich oberflächlich ausgezogen. Manche eigene Beobachtungen finden sich im medicinischen Theil.

Seit 1834 bringen die Nordamerikaner Schiffe mit Eis befrachtet aus ihrem Lande regelmäßig nach Fernambouc und Bahia, welches von Liebhabern, aber auch von Kranken viel genossen wird (S. 93).

Viele Indianer gebrauchen einen Wurm (oder

eine Larve, die Bezeichnung ist ungenügend S. 114: le bicho da Taquerá) als schlafmachendes Mittel. Ein gewisser Stamm erhält sich durch Mäßigkeit und dadurch daß er die Speisen lange kaut (ebendas.: l'habitude de mâcher longtems leur nourriture) sehr stark und gesund.

Die Syphilis macht große Verwüstungen unter den nomadisierenden Indianern, und der Verf. hält es für ausgemacht, daß dieses Uebel unter ihnen bestanden, noch ehe sie in Berührung mit Europäern gekommen (S. 117).

Viele Fälle von den schlimmen Wirkungen des Fadenwurms werden erwähnt. Einen über drei Fuß langen sah er aus dem Unterkiefer einer Negerin ausziehen (S. 135).

Er klagt über die Zunahme der After-Aerzte in Brasilien, setzt aber, nicht mit Unrecht hinzu: wie ist das zu verwundern, lorsqu'on voit en Europe l'envahissement que les charlatans font chaque jour sur le domainq de la médecine (S. 156).

Der endemische Kropf nehme im südlichen Theile des Kaiserreichs, so wie die Bevölkerung wachse, auf eine unbegreifliche Weise zu, so daß wo vor 20 Jahren kaum ein Fall dieses Uebels vorgekommen, jetzt ganze Städte davon befallen wären (S. 162).

Der Aussatz ist auch daselbst sehr zu Hause. Der Präsident von St. Paul sagt in seinem Bericht an die Provinzial-Versammlung, daß er auf seiner Reise von Rio-de-Janeiro nach St. Paul im Jahre 1840 ganzen Schaaren von damit Behafteten begegnet sei. In jeder Stadt finde sich eine Art Hütte als Zuflucht für diese Auswürflinge der Gesellschaft (S. 166).

Die natürlichen Pocken, welche öfters arg wüthen, werden, wie der Verf. nachweist, immer von

Neuem durch die Schlavenschiffe aus Afrika eingebracht (S. 182).

Die so schön gelegene (und beinahe wie Rom auf 7 Hügel gebaute) Residenz Rio = de = Janeiro ist, wie der Verf. umständlich darlegt, in vieler Hinsicht ungesund. Aber die Ursachen sind von der Art, daß sie durch Sorgfalt und Umsicht entfernt werden können, wie namentlich die Sümpfe in der Nähe der Stadt, die stehenden Wasser in den Straßen, das mangelnde Gefälle in den Abzug = Gräben, das Begraben der Leichen in den Kirchen und noch so vieles Andere (S. 221).

Das gelbe Fieber finde sich nicht in Brasilien. Dem Verf. sind nur wenige sporadische Fälle und fast nur von Ausländern vorgekommen (S. 257).

Die Lungenschwindsucht fordert in Brasilien nicht weniger Opfer als in Europa, indem sie, nach den Berechnungen des Verfs in den Seestädten jährlich mindestens ein Fünftel der Bevölkerung weg-rafft (S. 264).

Die ganze Bevölkerung des Landes beträgt (nach S. 441) jetzt etwa 5 Millionen, die der Hauptstadt 210,000. Ein großer Fortschritt in der Beförderung des physischen Wohls der Bewohner ist im Jahre 1813 durch die Gründung und seitdem durch die Erweiterung der Akademie der Medicin und Chirurgie zu Rio und Bahia gewonnen worden. Der Verf. gibt ausführlich ihre Einrichtung, ihren Lehrplan, den Stand des Lehrer = Personals, ihre practischen und wissenschaftlichen Leistungen an.

M a r a u und T h u n ,

bei J. J. Christen 1844. Historisch dramatischer Sonetten = Cyclus über die wichtigsten Momente der Vorzeit. Von Alois Businger. 194 S. in Octav.

Hundert biblische Sonette, von denen 50 auf den Erzählungen des alten, 50 auf den Erzählungen des neuen Testaments beruhen; hierauf 50 mythologische Sonette, die in ihrem Faun und Satyr, in ihren Horen und Sirenen an Gefänge über das Pflingstfest und die Gründung des Reiches Gottes auf Erden sich anreihen; in 50 Sonetten ziehen sodann griechische Gestalten, von Prometheus bis auf den macedonischen Alexander, in eben so vielen römische Lebensbilder ab urbe condita bis zur Begründung der Alleinherrschaft von Octavian an uns vorüber. 50 Sonette verbreiten sich über Lehre und Thaten der Moslim, von der Zeit, wo der Prophet gläubige Jünger um sich sammelte, bis zu dem Einzuge Muhameds II. in Constantinopel; 50 Gefänge endlich, denen als Zugabe noch 15 andere beigelegt sind, führen die Ueberschrift 'romantische Sonette' und behandeln die Erscheinungen des Ritterthums bis auf Bayard.

In dieser kurzen statistischen Uebersicht ist, nach der Meinung des Ref., stillschweigend eine Seite der Kritik über das vorliegende Buch enthalten. Ref. fügt noch hinzu, daß, wenn der Vf. unleugbar mit nicht gewöhnlicher Gewandtheit die Sprache handhabt, andererseits von ihm mit Willkür über die Metrik geschaltet wird; daß dieser Kranz von Poesien weder an Petrarcha noch an Rückerts geharnischte Sonette erinnert; daß, wenn in einzelnen Sonetten der poetische Werth unverkennbar hervor tritt, die meisten nur eine gereimte Prosa geben, was namentlich bei den biblischen Dichtungen verletzend auffällt. Man vergleiche z. B. jenen mit wunderbarer Gewalt ergreifenden Psalm: 'An den Wasserbächen zu Babel saßen wir 2c.' mit dem Sonett S. 28, oder stelle mit den unendlich zarten Erzählungen des neuen Testaments über den englischen Gruf und die Geburt des Erlösers die Sonette S. 32 u. 33 zusammen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

71. Stück.

Den 3. Mai 1845.

S o l o t h u r n ,

bei Sent und Gaßmann 1844. C. Cornelius Tacitus de Germania. Recognovit, isagoge instruxit, commentario illustravit, et lectionis varietatem indicesque adjecit M. Weishaupt, graecarum literarum professor in collegio Solodorensi. LXVI und 582 Seiten in Octav.

Auf so vielen Seiten könnte man allerdings eine Arbeit erwarten, die nach so vielen Untersuchungen und Streitigkeiten alter und neuer Zeit Text und Erklärung dieses wichtigen Büchleins auf den Standpunct der Gegenwart setzte; statt dessen aber bedarf es nur eines Blickes, um sich zu überzeugen, daß wir es hier nur mit einer wüsten Compilation zu thun haben, aus der der deutsche Philologe gar keine, und auch der sonstige Gelehrte, der sich für diesen Gegenstand interessiert, nur zweideutige und ungenügende Belehrung schöpfen wird. Der Verf. hat zwar eine außerordentliche Menge von Titeln der Ausgaben und sonstigen Schriften zusammen-

getragen, aus welchen für die Germania Rath zu holen sei, und keine geringe Anzahl derselben wirklich benutzt; daß er aber von der Art und dem Zwecke solcher Benutzung keinen Begriff gehabt habe, lehrt jede Seite und auch der wohlwollendste Beurtheiler kann es nur aufrichtig beklagen, daß ein so redlicher Fleiß von keinem besseren Geiste geleitet worden ist. Von welcher Art mitunter die Anmerkungen sind, die das Buch zu solcher Dicke angeschwellt haben, mögen Beispiele zeigen wie zu Kap. 2: Asia: intellige occidentalem, inprimis eam, quae dicta est Asia minor. Hanc orbis partem ab Asia Promethei matre dictam esse Lycophron testatur. Graecum ἄσιος, α, ον significat limosus, a, um; oder zu Kap. 22: Mensa (i. e. μέσα, quod in medio poneretur, Varro) a metior, mensus sum, q. d. extensa. Lennep. Hoc loco ferculum (francog. mets) significat. Extra convivia foeminae una cum viris cibum cepisse videntur; und wo er auf das Sachliche eingeht, finden wir Citate wie zu Kap. 30 u. 32 über die Sitze der Gatten und Uspier Schoppers neue Chorographia und Historia teutscher Nation, Frankf. 1582, Ferrarii Lex. geographicum, Isenaci 1677, und Pirckheymer's Germaniae perbrevis quaedam explicatio, woneben sich dann wieder Namen wie Mannert, Grimm, Schafarik seltsam genug ausnehmen. Auch wo vorzugsweise neuere Forschungen benutzt und erwähnt sind, geschieht es mit der gedankenlosesten Inconsequenz und Confusion, wie z. B. Kap. 40, wo zwar Nerthus wieder in den Text gesetzt und erläutert, daneben aber auch andere auf die alte Hertha bezügliche Stellen excerpiert sind, ohne daß der Leser auch nur ein Wort über das Verhältniß dieser bei-

den Namen erführe, deren letzterer sogar in dem kritischen Commentar nur in folgender Weise aufgeführt ist: Rhen. habet Hert ham. Beat. Rhen. in edit. 1519 in textum recepit Nerthum, in margine vero annotavit: legendum putamus Hert hum u. s. w.; und während er ganze Seiten mit unfruchtbaren Etymologien über die Namen der germanischen Völker u. dgl. anfüllt, werden wir über die agri decumates mit einer dünnen Verweisung auf Hofmanns Alterthumswissenschaft abgefunden! Seine hauptsächlichsten Quellen, aus welchen er bisweilen ganze Seiten wörtlich abschreibt, sind Meiners Geschichte der Menschheit, Mannerts und Hummels Geographie, Grimms deutsche Mythologie und Rechtsalterthümer, Klemms Handbuch germanischer Alterthümer, und Ludens Geschichte des deutschen Volkes, gegen welchen letztern er auch in seiner Isagoge die Vertheidigung der Germania versucht hat; daneben aber vermischen wir nicht nur Ufers Germanien, das vielleicht schon zu spät in seine Hände gekommen ist, sondern auch die bereits 1837 erschienenen Werke von Hermann Müller: die Marken des Vaterlandes, und Kaspar Zeuß: die Deutschen und die Nachbarstämme, ja nicht einmahl Cluveri Germania erinnern wir uns angeführt gelesen zu haben, und wo ein so geflissentlicher Citatenprunk mit alten und neuen, großen und kleinen Büchern getrieben ist, durften auch Abhandlungen wie C. Reischer de locis quibus Tacitus et Caesar de veteribus Germanis inter se differunt, Kempton 1831, Hering über die Kenntniß der Alten von dem Lande und den Völkern auf der Südseite der Ostsee, Stettin 1833, Middendorf die Wohnsitze der Bructerer, Gössfeld 1837, Rabus de dea

Hertha, Flugsburg 1842 u. s. w. nicht fehlen. Noch schlimmer ist es übrigens, daß der Verfasser viele der citierten Bücher nicht einmahl selbst in Händen gehabt zu haben scheint, wie ihm denn die fleißige Ausgabe von Dilthey, die er bald deutsch bald lateinisch citiert (S. 392. 435), offenbar nur aus fremden Erwähnungen, namentlich Grubers, dem er überhaupt sehr Vieles verdankt, bekannt gewesen ist; und wenn davon an sich schon eine gänzliche Unbekanntschaft mit dem Stande und den Bedürfnissen der gelehrten Erklärung seines Schriftstellers die Folge sein mußte, so erreicht diese ihren höchsten Gipfel in der erwähnten Isagoge, wo ihn selbst die Citate im Stiche lassen, und die Schülerhaftigkeit der ganzen Auffassung, die bereits im Commentar in den Verweisungen auf Krebs Anleitung, Ramshorns Synonymik, Freunds Wörterbuch, Herzog zum Cäsar u. dgl. sichtbar wird, in ihrer ganzen Nüchternheit und Trivialität hervortritt. Am Brauchbarsten ist vielleicht noch die Varietas lectionis, wo sich wenigstens die Lesarten der Handschriften und Ausgaben mit ziemlicher Vollständigkeit zusammengestellt finden; daß aber auch darauf nicht immer zu rechnen ist, kann schon die obige Bemerkung über Hertham zeigen, wo kein Wort davon steht, daß dieses eine geraume Zeit hindurch die herrschende Schreibung war; und jedenfalls hätte sich der Verf. einen ungleich größeren Dank verdient, wenn er statt der ausführlichen Angabe jener größtentheils veralteten oder irrelevanten Abweichungen aus den einzelnen kritischen Abhandlungen, die er selbst in der Vorrede anführt, die Conjecturen von Selling und andern vollständig ausgezogen hätte, welchen leßtern tüchtigen Kenner tacitinischer Latinität wir nur ein ein-

ziges Mahl S. 69 erwähnt finden. Was unter solchen Umständen von dem Bestreben des Verfs, ut quantum posset, primigenium Auctoris textum exhiberet (Borr. S. VI) zu erwarten ist, bedarf keiner längern Ausführung; von selbständigen Aenderungen legt er besonderes Gewicht auf die Correctur gelida für calida in Kap. 22, die er sogar in den Text gesetzt hat, obgleich dieselbe gewis längst gemacht worden wäre, wenn nicht die Herausgeber eingesehen hätten, daß auch Naturmenschen warmen Bädern keineswegs abhold sind (vgl. Plut. V. Mar. c. 19), für kalte Flußbäder aber lavari den ausdrücklichen Zusatz fluminibus, wie bei Cäsar B. G. IV. 1, fordern würde. K. Fr. H.

S t u t t g a r t ,

bei Steinkopf. Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunct der württembergischen Verhältnisse aus. Eine kirchenrechtliche Abhandlung von K. Wolff, Pfarrer in Beinsstein. VIII u. 382 Seiten in Octav.

B l a u b e u r e n ,

bei Mangold 1842. Die Gebrechen und Heilmittel der protestantischen Kirche in Württemberg. Mit Berücksichtigung der Schrift: Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschl. v. K. Wolff. — Ein Beitrag zur Beantwortung der Frage über die Trennung der Kirche vom Staat. Von G. Süßkind, Pfarrer in Suppingen. 47 Seiten in Octav.

E b e n d a s e l b s t .

Der Organismus der protestantischen

Kirche. Ein Versuch über die kirchlichen Zustände in Württemberg, von G. Süßkind. (Non igitur commiscendae sunt potestates ecclesiastica et civilis. Conf. fidei in comitiis Augustae). 1843. 96 Seiten in Octav.

K a r l s r u h e ,

bei Holzmann 1843. Zustände der evangelisch=protestantischen Kirche in Baden. Von K. Bittel, evangelisch=protestantischem Pfarrer in Bahlingen, Abgeordnetem der zweiten Kammer der badischen Landstände. XIII und 307 Seiten in Octav.

G b e n d a f e l b s t.

Was thut unserer Kirche noth? Mit Rücksicht auf die Schrift: 'Zustände der evangelisch=protestantischen Kirche in Baden, von K. Bittel, evang.=protest. Pfarrer in Bahlingen, Abgeordnetem der zweiten Kammer der badischen Landstände &c. —' zu beantworten versucht von K. Mann. 1843. IV und 111 Seiten in Octav.

Vorstehende Schriften gehören zu den bisher eben nicht sehr zahlreichen Stimmen aus dem südlichen Deutschland, die aber von dem auch dort erwachten kirchlichen Leben und namentlich dem Streben, den Bedürfnissen der evangelischen Gemeinschaft umfassendere Abhilfe zu erringen, Zeugnis geben, und sich den viel zahlreicheren Zeugnissen in gleichem Sinne aus dem nördlichen Deutschland, besonders dem preussischen Sachsen und noch mehr der schlesischen Landeskirche sehr würdig anschließen. Während aber in dem nördlichen Deutschland, nach den Verhältnissen der Landeskirche, namentlich in Schle-

sien, mehr oder doch mit besonderem Eifer die dogmatischen Fragen über Symbole und Union verhandelt sind, fassen die Schriften aus Württemberg und Baden mehr die practischen Fragen, das Verhältnis der Kirche zum Staate, den Organismus beider in ihrer Wechselbeziehung, und die auf diesem Gebiete liegenden Gebrechen und Heilmittel ins Auge. Den Anfang machte

Wolff: 'Die Zukunft der protest. Kirche in Deutschland u. c., mit der entschieden ausgesprochenen Tendenz, die Kirche aus ihrer Abhängigkeit vom Staate zu befreien. Er ging dazu zuerst die Grundprincipien von Staat und Kirche durch, wies die gänzliche Abhängigkeit der Kirche in der Gliederung ihrer gegenwärtigen Verfassung nach, und beurtheilte nicht nur die bisher gemachten Vorschläge zur Hebung des kirchlichen Lebens und der Kirche, sondern suchte auch selbst bessere Heilmittel der öffentlichen Beachtung vorzuführen. Aber in seiner Erörterung über das Verhältnis von Kirche und Staat durfte man wohl mit Recht das positive Element entschiedener Klarheit über die rechten Principien und damit den wahren Inhalt und Gehalt von Kirche und Staat vermissen, und sein Resultat, daß die Kirche noch, wie vor der Reformation gänzlich verweltlicht sei, ist wenigstens in seinem nothwendigen inneren Unterschiede und damit in seiner Wahrheit nicht nachgewiesen und begründet, wir meinen, in so fern die Verweltlichung der Kirche vor und nach der Reformation eine ganz andere ist, dort in der Kirche selbst, später nur in der Verbindung mit dem Staate ihren Grund hat. Mit den anderen oben angedeuteten Fragen bewegte sich Wolff mehr auf practischem Gebiete, und theils in dem mehr historischen Theile

über die gegenwärtige Verfassung, theils in dem positiven über die Hebung der Kirche war von ihm sehr Beherzigungswerthes gesagt. Er hielt als Hauptgrundsatz fest, daß die christliche Kirche ihre Hilfe in sich selbst finden müsse, und empfahl, auf dem Boden der Schleiermacherschen Grundanschauung, die Wiedergewinnung und Darstellung der innigsten christlichen Gemeinschaft, die, in so fern die einzelnen Persönlichkeiten völlig in Christo aufgegangen wären, den vollkommenen Leib Christi bildete und darstellte. Doch darf man mit Recht besorgen, daß bei dieser Grundanschauung das Recht der persönlichen Eigenthümlichkeit gefährdet werde, daß es nur zu einem Nebeneinander von Bruchstücken, nicht zu einer wahren Gemeinschaft, wie viel weniger zu einer Kirche komme, so wie endlich, daß überall das empfohlene Heilmittel, obwohl die Hauptsache und das tiefste innerliche Moment der christlichen Kirche, doch zu wenig mit der äußeren Erscheinung und dem wirklichen Organismus der jetzigen Kirche verglichen und eben als Heilmittel nachgewiesen und begründet sei. Sonst war aber viel Vortreffliches über die frommen Gemeinschaften und Vereine zur Hebung und Förderung des religiösen Lebens gesagt, wie überall dem achtungswerthen Pietismus sehr verständig das Wort geredet. Auf Wolff folgte

Süskind: 'Die Gebrechen und Heilmittel der protest. Kirche u.', worin der Vf. ganz übereinstimmt mit Wolff in der Ansicht über das Wesen der evangelischen Kirche, ihre Geschichte, und dem Resultate der Verweltlichung, namentlich auch in dem Hauptheilmittel einer Erneuerung des echten Protestantismus durch den allein rechtfertigenden Glauben zu einer wahren Geistes- und Le-

benzgemeinschaft der Glieder der Kirche als des Leibes Christi im Geiste der Liebe zu Christo als ihrem Haupte, jedoch den Pietismus bekämpft, dagegen die relativ zeitliche Berechtigung der speculativen Theologie unserer Zeit zu erweisen sucht, und keine völlige Trennung von Staat und Kirche, sondern nur eine strengere Scheidung beider und ein selbständigeres freieres Leben der Kirche, namentlich durch eine zweckgemäßere Stellung und schärfer begrenzte Wirksamkeit des Pfarrers, des Decans und der Oberkirchenbehörde empfiehlt, immer auf dem Grunde freiwilliger Vereinigung christlicher Gesinnung und christlichen Lebens, woraus Wesen, Rechte und Stellung der Gemeinde sich ergeben. Seine Gedanken erörtert und begründet derselbe Verf. noch genauer in der Schrift:

‘Der Organismus der protestantischen Kirche u.’, worin er nun eben nicht allein die jetzigen Mängel der Gestaltung der evangel. Kirche, namentlich in ihrem Verhältnisse zum Staate noch schärfer und genauer enthüllt, sondern auch die Gliederung und den Organismus, kurz die Gestaltung unserer Kirche vorführt, wie sie sein sollte, immer auf dem Grunde, daß die Kirche der Leib Christi sei, und vor allem einen lebendigeren Diöcesenverband, ein gemeinschaftlich berathendes und beschließendes Collegium, aber auch die Realisirung der Idee vom allgemeinen Priesterthum empfiehlt, etwa durch einen Familienrath, der mit den Geistlichen zugleich die Erziehung, wie das ganze sittliche Leben der Gemeinde überwache und so dem Geistlichen eine wahre Seelsorge möglich mache, wogegen in der obersten Kirchenbehörde die weltlichen Rätthe sich nur auf das Juridische und Administrative beschränken, alle rein christlichen und

kirchlichen Angelegenheiten aber einem Collegio wissenschaftlich und kirchlich tüchtiger Theologen überlassen bleiben müßten. Gewis liegt viel Wahres in diesen Postulaten, wenn man auch nicht verkennen kann, daß Manches wohl unausführbar sei, Anderes schon, so weit ausführbar, bestehe.

An die obigen Schriften in Württemberg schloß sich an:

Zittel, Zustände der evangel. protestant. Kirche in Baden u. Der Verf., als Mitglied der zweiten Kammer hinlänglich bekannt, protestiert in der Vorrede mit Recht dagegen, daß man nicht seine dortige Stellung auf den kirchlichen Boden übertrage, doch dürfte es ihm nicht ganz gelungen sein, den Charakter der Debatte zu vermeiden, der sich auch in dem Tone der Darstellung, selbst in Ironie und Spott, wenn auch immerhin nicht zum Schaden seines Strebens, zu Tage legt. Er behandelt in 4 Abschnitten 1) das Kirchenregiment, 2) Glauben und Lehre, 3) Cultus, 4) Kirchenzucht. Stimmt der Verf. mit den obigen Schriften auch in die Klage über die Beengung und Unterdrückung der kirchlichen Freiheit durch den Staat überein, so tritt uns doch hier eine ganz andere Grundanschauung entgegen, 'daß alles christliche Leben in der persönlichen Ueberzeugung des Individuums, also auf dem Boden der vollkommensten geistigen Freiheit wurzele.' Das Individuum kommt zur Gemeinschaft durch den dem Christenthum einwohnenden Geist der Liebe: daraus das Bedürfnis eines gegenseitigen Verkehrs, aus dem Bestreben, der Gesellschaft eine Form ihres Daseins und dem christlichen Verkehre eine geordnete Richtung zu geben, die Kirche. Obwohl

man nun sehr versucht ist, in dem Begriffe des Verfs von der Kirche nichts als kirchliche Ordnung zu finden, zumahl er ausdrücklich verneint, eben so wohl, daß die Kirche eine Anstalt, als daß sie eine Gesellschaft sei, so hat er in Wahrheit doch ein höhere Meinung von der Kirche. Er faßt sie nämlich doch als eine Anstalt, und zwar als ein Institut von einem höher autorisierten Stifter, außer und vor dem kirchlichen Vereine. Aber er meint nun andererseits wieder, daß die Kirche erst in die Gesellschaft und durch dieselbe in das Leben trete, und also auch erst durch freieren, auf persönliche Ueberzeugung gegründeten Zusammentritt entstehe, offenbar alles nur in der wohlgemeinten Absicht, alle äußere Gewalt in der Kirche von dem Gesamtwillen der Gemeinde abzuleiten, wie denn der Verf. auch thut. Gleichwohl können wir in seinem Begriffe der Kirche doch nur eine Mischung des Wahren und Falschen finden. Die Kirche ist, vom christlichen und d. h. nur dem Standpuncte der Wahrheit, entschieden ein göttliches Institut, mit göttlicher Einsetzung des Lehramtes, aber auch göttlicher Position des zu Lehrenden, so aber, daß der Begriff der Gemeinde als der zu belehrende Theil als ein nothwendig integrierender Theil zur Kirche gehört, der nicht etwa, wie die römische Anmaßung will, bloß als ein annexum des göttlich privilegierten Priesterstandes zu betrachten ist. Darnach ist denn, wie das Lehramt eingesetzt wurde, so auch die Gemeinde mit gesetzt, und in beider untrennbarer Cohärenz das ganze institutum divinum beschlossen, so daß nun der Lehr- und Priesterstand nur die Verwaltung der göttlichen Geheimnisse hat, aber andererseits auch die Kirche nicht mehr durch freiwilligen Zu-

tritt erst entsteht, wie der Verf. will, sondern jeder höchstens zu dem ewigen göttlichen institutum hinzu treten kann. Nach dem mangelhaften Begriffe des Verfs erklärt sich denn auch die so grelle Behauptung des Vfs, daß die badische Kirche kein Glaubensbekenntnis habe und auch keines bedürfe, daß die Kirche überhaupt nichts glaube, sondern ihre Glieder die Glaubenden seien, und daß man, wenn man so wolle, was in ihnen jetzt von christlichem Glauben sei, ihren gegenwärtigen Glauben nennen könne. In seinen Forderungen und Wünschen stimmt sonst der Verf. im Ganzen mit den obigen Schriften überein, uns will nur bedünken, als werde von ihm ein zu großes Gewicht auf die Reform der Verfassung und des Cultus gelegt, oder vielleicht richtiger, das doctrinelle Element der Kirche und das unmittelbar fromme Leben zu wenig zu seiner Bedeutung gebracht, wohin wir die Behauptung rechnen, daß der protestantische Cultus an einem unverhältnismäßigen und den religiösen Bedürfnissen unserer Zeit durchaus nicht mehr entsprechenden Vorherrschenden des doctrinellen Principis leide, denn auch hier muß ja der Grundsatz gelten: das Eine thun, und das Andere nicht lassen. Aber mit großem Rechte urgiert der Verf. die Nothwendigkeit der Kirchenzucht, die der Kirche als Gesellschaft zukommt, und wir unterschreiben unbedingt seinen Satz: wer der Kirche die Kirchenzucht nimmt, der macht sie lahm an allen Gliedern.

Auf die Schrift von Zittel folgt und nimmt nun Rücksicht die vorstehende Schrift von Mann: Was thut unserer Kirche noth? &c. Der Verf. gibt auf die Frage, was thut unserer evangelischen Kirche noth? die Antwort: 1) Verstän-

digung darüber, was sie ist, 2) darüber, worin ihre Kraft besteht, 3) darüber, wie unsere Kirche aufs Leben wirken könne und solle. Hier ist aber nicht allein stäte Rücksicht auf Mittel, sondern auch viel Berichtigung, und so klare als gläubige Entscheidung auf festem kirchlichen Grunde. Die Kirche ist dem Verf. die durch die gnadenreiche Versöhnung in Christo aus der Finsternis und Sünde zur Liebe Gottes gebrachte und nun in der Welt von Jesu dem einzigen Heilande zeugende, sich in ihm heiligende und in die selige Ewigkeit erhebende Gemeinde des Herrn, objectiv das Reich Gottes, subjectiv die Gemeinschaft der gläubig gewordenen und im Glauben wandelnden Menschen. Das evangelische Princip ist: das siegreiche Offenbarwerden des seit Jahrhunderten gegen die Macht eines immer mehr in Formen erstarrten Kirchenthums ankämpfenden Geistes der wahren christlichen Kirche, die Grundlage der evangelischen Kirche allein die heilige Schrift, ihre Pulsader die Lehre von der Rechtfertigung des Sünders aus Gnaden durch den Glauben an Christum, protestantisch ist sie nur, in so fern sie gegen Menschenwahn und Zwang protestiert, ihre Mission ist, die Eine Hauptlehre von der freien Gnade Gottes zu ihrem Rechte zu bringen, in ihr liegt die Hoffnung der dereinstigen Versöhnung und Einigung aller christlichen Kirchenparteien, und nach drei Jahrhunderten schweren Kampfes hat sie gegenwärtig begonnen, weltumfassend zu werden, und gießt bereits reichlich ihren Segen aus über die Christenwelt, wie über die Heidenwelt. Ihre Macht liegt im wahren Glauben nach Gottes Wort, ihre Kraft darin, diesen Glauben zu predigen, aber es ist nöthig, die Ein-

heit der Lehre fest zu halten; diese liegt in dem apostolischen Zeugnis wie der Augsburger Confession. Das Symbol stellt nur in kurzer Summe zusammen: was den gesammten alten Vätern der Kirche und was den Vorkämpfern der erneuerten als Lebensprincip unerschütterlich fest stand. Als Hauptheilmittel der Noth der evangelischen Kirche erweist sich in der ganzen Verhandlung des Verfs der Satz: das Wort Gottes durchdringe wieder unsere Kirchen und Schulen, dann wird es wieder unser Familienleben heiligen, und so endlich unser bürgerliches Leben durchdringen. Der Verf. hat damit gewis die Hauptsache recht getroffen, nur dürfte er doch vielleicht andererseits wieder die äußeren Hilfsmittel zu gering anschlagen. Es ist wahr, mit bloßer Reform der Verfassung und des Cultus wird der evangelischen Kirche nicht geholfen, und alle Form bleibt ohne den Geist todt, aber eben so entschieden bedarf der Geist, um wirklich segensreich wirken zu können, wenigstens in dieser Erscheinungswezt, der Hülle und Form, und wird um so segensreicher wirken, je vollkommener die Form ist, in der er sich bewegt.

Köllner.

P a r i s ,

bei Roret 1842. Théorie positive de la fécondation des Mammifères, basée sur l'observation de toute la série animale par F. A. Pouchet. VIII und 161 Seiten in Octav.

Hr Pouchet stellt in seiner interessanten Schrift folgende 10 Grundgesetze der Zeugung auf, welche er in eben so viel Abschnitten ausführlicher erläutert. 1) Der Mensch ist von den gewöhnlichen

Gesetzen nicht ausgenommen; die Erscheinungen seiner Erzeugung folgen Gesetzen, die denen analog sind, welche bei den verschiedenen Thieren gelten, aber vollkommen übereinstimmen mit denen der Säugethiere. 2) Die Fortpflanzung geschieht bei allen Thieren durch Eier; nur einige niedere Thiere machen davon eine Ausnahme. 3) In dem gesammten Thierreiche bestehen die Eier vor der Befruchtung. 4) Physische Verhältnisse verhindern, daß bei den Säugethieren der Samen mit den Eichen in Berührung kommen kann, so lange diese noch in den Graasschen Bläschen enthalten sind. 5) In dem gesammten Thierreiche stößt der Eierstock, ganz unabhängig von der Befruchtung, seine Eichen aus. 6) Bei allen Thieren werden die Eichen in bestimmten Zeiträumen, und zwar zur Zeit der periodischen Aufregung der Geschlechtsorgane ausgestoßen. 7) Bei den Säugethieren kann Befruchtung nur Statt finden, wenn der Austritt der Eichen mit der Gegenwart des Samens zusammen trifft. 8) Die Menstruation entspricht den Phänomenen der Brunst der Thiere und besonders der Säugethierweibchen. 9) Die Schwängerung steht in einem bestimmten Verhältnis zum Menstrualfluß; auch ist es leicht beim Menschengeschlecht genau denjenigen Zeitraum zwischen zwei Menstruationsperioden zu bestimmen, wann Schwängerung physisch unmöglich ist, und wann sie noch wahrscheinlich ist. 10) Es gibt keine eigentliche Eierstockschwangerschaft. — Diesen 10 Grundgesetzen fügt der Verfasser noch drei accessorische Gesetze bei: a) Die Befruchtung geschieht bei den Säugethieren normal im Uterus. b) Die Bauch- und Trompetenschwangerschaft beweiset weder, daß die Be-

fruchtung normal im Eierstock Statt hat, noch daß der Austritt der Eier aus dem Eierstock Folge der Befruchtung sei. c) Die normalen Contractionen der Trompeten äußern sich nur in der Richtung von dem Abdominalende zum Uterinende, und zwar um die Eichen gegen den Uterus hin zu leiten.

Das wichtigste Gesetz ist ohne Zweifel das 6te, wonach der Mensch und das Säugethier von den übrigen organischen Wesen, welche ihre zur Reise gebrachten Eichen oder Keime ohne Zuthun männlicher Individuen ausleeren, nicht abweicht. Was hierüber schon früher Haughton, Oken, Blundell, C. F. Weber, U. F. Hausmann, in jehiger Zeit aber Lee, Jones, Paterson, Régrier, Duvernoy, Raciborsky, besonders aber Th. L. W. Bischoff gesagt und durch Experimente erwiesen haben, hat Referent in seiner Schrift 'Ueber das Gesetz der Schwangerschaftsdauer, Göttingen 1844.' S. 20 bis 34, ausführlicher auseinander gesetzt. — Daß die Befruchtung der Eichen erst im Uterus erfolge, wie Pouchet und Frühere meinten, ist durch Hrn Bischoffs Untersuchungen über die Entwicklung des Kanincheneies widerlegt, die von der Begattung unabhängige periodische Reifung und Loslösung der Eier der Säugethiere und des Menschen aber nicht mehr zu bezweifeln. Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

72. Stück.

Den 5. Mai 1845.

B e r l i n .

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin 1844. Beiträge zur Britischen Irrenheilkunde, aus eigenen Anschauungen im Jahre 1841 von Dr. N. H. Julius. Nebst zwei lithogr. Tafeln. VIII und 344 Seiten in Octav.

Der um das Wohl der Menschheit so sehr bemühte Verfasser, dessen Namen überall, wo es einem philanthropischen Zwecke gilt, mit Ehren genannt werden muß (vergl. z. B. die Arbeiten desselben über Gefängnisse u. s. w.), hat in vorstehendem, dem Andenken Esquiroi's gewidmeten Buche einen wichtigen Gegenstand zur Kenntniß seiner Landsleute gebracht, welchen es nicht vergönnt ist, den Zustand der Irrenheilkunde in Großbritannien an Ort und Stelle einsehen zu können, und sicher kann er auf unseren vollen Dank den gerechtesten Anspruch machen. Da das Buch seinem Inhalte nach nicht allein im ärztlichen, sondern auch in weiterem Kreise lebhaftes Interesse erregen muß, so steht Ref. nicht an, in

einer dem Zwecke dieser Blätter entsprechenden Anzeige über das schätzbare Werk selbst Kunde zu geben. — Der Verf. eröffnet sein Buch mit einer Geschichte der britischen Irrenheilkunde, und führt dabei zuvörderst an, daß diese im Königreich England mit Einschluß von Wales erst in sehr neuer Zeit, und bei Weitem später, als in den europäischen Ländern diesseits der Alpen beginnt. Im Jahre 1547 ward Bedlam für die Irren in London gestiftet (durch Eduard VI., welcher die Reformation in England einführte), welches Institut freilich nicht sämtliche Irren des Königreichs in sich schließen konnte, was um so weniger möglich war, da mindestens in neuerer Zeit sehr strenge Vorschriften für die Aufnahme und Entlassung in dieser fast allein dastehenden Regierungs-Anstalt gelten. Es werden nämlich keine über ein Jahr alte Fälle aufgenommen, keine aus andern Krankenhäusern ungeheilt Entlassenen, keine Blodsinnigen, Gelähmten, tobsüchtige oder Krämpfen unterworfenen Irren, oder die gleichzeitig an andern gefährlichen Krankheiten leiden. Endlich bleibt, mit Ausnahme der verbrecherischen Irren, kein Kranker länger als ein Jahr im Hause, nach dessen Ablauf er unnachsichtlich entlassen wird, er mag geheilt sein oder nicht. Trotz allen diesen großen Beschränkungen ist Bedlam bis auf eine kleine Irrenanstalt für (etwa 120) Seelengestörte des Heeres in der Nähe von Chatham wie für die der Flotte (gegen 200) in Haslar bei Portsmouth und Fort Pitt bei Chatham fast bis auf unsere Tage die einzige öffentliche Irren-Anstalt des Königreichs geblieben. Auch die Gesetze, welche Irrenbehandlung und Irrenfürsorge betreffen, sind sehr sparsam gegeben worden: 1774 ward ein kurzes Gesetz erlassen, in Folge dessen die Besitzer von Pri-

vat = Irrenhäusern, welche bei dem Mangel an öffentlichen Anstalten allmählich entstanden waren, verpflichtet wurden, alljährig einen Erlaubnißschein für Haltung derselben zu lösen, und 1799 erschien eine Verordnung über verbrecherische Geistesranke, deren etwa 60 beiderlei Geschlechts in zwei Häuschen aufbewahrt werden, die man in London an der Rückseite des Bedlam erbaut hat. Im Jahre 1840 war gestattet worden, daß wahnsinnig erkannte Gefangene auch in Grasschafts- oder andern Irrenhäusern verwahrt werden dürften. Tadelnswerth, wie ein solcher Zustand ist, steht derselbe dennoch hoch über dem in Frankreich, wo allein durch mangelnde Pflichterfüllung, der, dort die Mittel ganz in Händen habenden Regierung, fortwährend Tausende schuldloser Irren, in Gefängnissen mitten unter Verbrechern weilen müssen, und natürlich immer tiefer sinken. Seit 1812 bis 1841 sind 15 Grasschaftshäuser für Irre entstanden, woraus hervor geht, daß der größte Theil der 52 Grasschaften in England und Wales, diese nothwendige Einrichtung noch immer entbehrt. Im Jahre 1842 ist kein neues englisches Grasschafts-Irrenhaus in Thätigkeit getreten: wohl aber wird solches, wie der Verf. anführt, im Jahre 1843 mit einem für die Grasschaft Devon bei Exeter der Fall sein, dessen Plan der Verf. auf der ersten Tafel seiner Schrift mitgetheilt hat. Erwägt man, daß sich die Zahl der unvermögenden Geistesranken und Blödsinnigen des Königreichs aber auf 12000 belaufen mag, und daß im Jahre 1841 nicht mehr als 7311 in Irrenhäusern aller Art, sowohl grasschaftlichen als andern gefunden wurden, so mußten die übrigen, mindestens 4000 an der Zahl, in Werk- und Armenhäusern aufbewahrt werden, wo sie nicht gar ohne alle Beschränkung

umher wandeln. Ohne Beaufsichtigung bleiben aber die vielen Privat-Anstalten für zahlende Geisteskränke, und in diesen sind in der That schreckliche Gräuel verübt worden, welche Parlaments-Untersuchungen verschiedener Jahre aufgedeckt haben (S. Gers. und Jul. Magaz. 16. Bd. S. 5). Irrenhaus-Commissionen wurden zwar ernannt, welche die Beaufsichtigung über die Institute führen sollten, allein sie gingen mit großer Schläffheit zu Werke, und erst 1841 ward die Wirksamkeit der Commissionen erweitert, ihre Gewalt vermehrt, und es steht zu hoffen, daß sie die ihnen auferlegten Pflichten vollständig erfüllen werden. Um einen Begriff von der Beschaffenheit der Irrenhäuser zu geben, reicht es hin anzuführen, welcher Art, Herkunft, Gewerbes und Wohnorts die Inhaber waren, unter denen die, öfter als die Männer, Liebe zu solchem Berufe zeigenden weiblichen Eigenthümerinnen, ganz und gar nicht die schlechtesten abgaben. Es wurden nämlich unter 30 von diesen Häusern gehalten: durch 3 in ihnen wohnende ärztliche Inhaber, durch 4 Londonsche Aerzte in Clapham, Ober-Clapham, Chelsea und Fulham, durch 16 in ihnen wohnende nichtärztliche, und 7 nicht in ihnen wohnende Eigenthümer. So wurden also eilf von diesen 30 Privat-Anstalten nicht durch ihre Eigenthümer bewohnt, sondern von Verwaltern derselben, und nur 7 gehörten Aerzten an. Die 23 von Nicht-Aerzten geleiteten Häuser, brauchen aber gefeklich, erst wenn die Irrenzahl auf 100 steigt, einen im Hause wohnenden Arzt zu haben. Zu den durch bloße Verwalter der Eigenthümer geleiteten Anstalten solcher Art, gehören auch die 3 über 1200 Arme in sich schließenden, sämmtlich einem gewissen Warburton gehörigen, aber in neuerer Zeit doch gegen ihren früheren

schauerhaften Zustand wesentlich verbesserten. Traurig ist der unerfreuliche Maßstab der Wirkungen dieser Privat-Anstalten, welcher wiederum zu den betrübendsten Rückschlüssen auf deren Ursache berechtigt, daß nämlich in ihnen zwei ganz verschiedene Sterblichkeitsverhältnisse Statt finden. Während ihre zahlenden wohlhabenden Irren in keinem größeren Verhältnisse sterben, als die in dem für Arme bestimmten Grasschafts-Irrenhause zu Middlesex in Hanwell, ist die Sterblichkeit der armen Irren in den Privat-Anstalten zwei bis dreimahl so groß, als im Hanwellschen Hause. Freilich ist diese weite Kluft, welche Vermögens-Unterschiede in solchen Privat-Anstalten zwischen die pflichtmäßige Sorgfalt für wohlhabende oder andere Irre gerissen haben, aus einem Stücke mit der noch größeren gesetzlichen Leichtigkeit, diese letzten in Grasschafts-Irrenhäuser zu sperren. Es bedarf nämlich hierzu bei einem Armen, der sieben Tage lang seinem Kirchspiel zur Last fiel, nur eines einfachen Befehls zweier Friedensrichter, der auf das Zeugniß irgend eines Arztes, Wundarztes oder Apothekers erlassen wird, welcher angibt, der fragliche Arme scheine ihm seelengestört zu sein. Allen solchen Mißbräuchen wird aber in England nicht eher Einhalt geschehen, als bis dieses Königreich gleich Irland, General-Inspectoren der Irrenhäuser erhält, oder bis diese Anstalten, unter eine ähnliche Regierungs-Beaufsichtigung gestellt worden sind, wie sie seit einigen Jahren für sämtliche Gefängnisse eingetreten ist. — In Schottland gibt es gar keine öffentlichen Irren-Anstalten. Alles bleibt daselbst in dieser Hinsicht der Privat-Wohlthätigkeit in Errichtung von Stiftungs-Irrenhäusern, oder der Gewinnsucht der Begründer und Inhaber von Privat-Irrenhäusern überlassen. Bis jetzt besitzt da-

her dieses ganze Königreich, in welchem der Wahnsinn in Folge der nachdenklichern und grüblerischen Natur der Nation noch häufiger als in England ist, mit Ausschluß der nicht zahlreichen Privat-Anstalten nicht mehr als sieben Irrenhäuser. Diese liegen in Edinburgh, Glasgow, Perth, Dundee, Aberdeen, Montrose und Dumfries, und sind in Folge der glücklichen Wahl ihrer Vorsteher, sämmtlich der Art, daß man sie im Ganzen genommen höher, als die englischen Anstalten dieser Art stellen muß. — Ganz anders ist das Verhältnis in Irland, wo die Regierung glücklicher Weise bei den Irrenhäusern, wie bei den Gefängnissen, weil zuvor in beiderlei Hinsicht wenig oder gar nichts geschehen war, freie Hand behalten hat, gleich etwas Vollkommeneres, den Fortschritten der neueren Zeit Entsprechenderes zu begründen, und für dessen Erhaltung zu sorgen. Irland hat jetzt außer dem von dem berühmten Dichter Swift in Dublin für 160 Kranke gestifteten St. Patrick's Irrenhause und der Richmond'schen Anstalt daselbst 10 Bezirks-Irrenhäuser, welche 1337 Betten enthalten: auch die Stadt Cork besitzt ein Irrenhaus für 300 Geisteskranke, so daß im Ganzen 4000 Leidende untergebracht werden können. Man darf zwar schwerlich erwarten, daß die bis jetzt bestehenden Bezirks- und andern Irrenhäuser Irlands auch späterhin für alle Geisteskranke ausreichen werden. Sie bedürfen einer Erweiterung und Vermehrung, insbesondere für Unheilbare, deren jetzt noch immer fünf bis zehn in jedem Gefängnisse des Königreichs gefunden werden. Ist indessen dieses einmahl erreicht, so wird man mit wahrer Befriedigung sagen können, daß der am spätesten bei der Regierung in Erwägung gekommene Zustand der Irren in Irland, im Ganzen genommen,

ein besserer als in den beiden andern Schwester-Königreichen ist, und daß die Letzten die Ersten geworden sind. — Der Verf. läßt hierauf einen Bericht über die besten britischen Irrenhäuser und deren Einrichtungen folgen, wie er solche auf seiner Reise im Jahre 1841 gefunden hat. Es sind deren 13 an der Zahl, welche er in möglichster Gedrängtheit näher beschrieben hat, mit dem Bedlam in London beginnend. Trotz der großen Summe, welche dessen Erbauung und Ausschmückung gekostet hat, gehört es keinesweges zu den musterhaften Irrenhäusern. Der einzige bemerkenswerthe Fortgang, den dasselbe in der neuesten Zeit zu machen im Begriffe steht, zeigt sich darin, daß man dasselbe auch zu klinischen Vorlesungen für die Studierenden der Heilkunde in der Hauptstadt benutzen will. Sehr zu loben ist aber die in diesem Irrenhause bestehende Einrichtung, daß man die Irren, welche bereits seelengestört ein Verbrechen begangen haben, von denjenigen Geisteskranken trennt, welche vor einer solchen Missethat behütet blieben. 2) Hanwell, für die Grafschaft Middlesex bestimmt, den 16. Mai 1831 eröffnet. Die Anstalt, zur Aufnahme von 900—1000 Irren erweitert, ist viel zu groß und in dieser unüberschaubaren Größe liegt ihr Nachtheil. 3) Springfield, $1\frac{1}{2}$ deutsche Meilen südwestlich von London belegen, bildet die Anstalt für die ärmsten Irren der Grafschaft Surrey. 4) Lincoln, das trefflichste Irrenhaus im britischen Reich, und eins der besten in der ganzen Welt. Es liegt auf dem Schloßberge bei Lincoln, und hat dadurch eine ausgezeichnet schöne Lage mit vortrefflicher Aussicht, und was so sehr wichtig ist, es erfreut sich der größten Ruhe und Stille. Wie nothwendig beruhigende Stille in den Umgebungen eines Irrenhauses sei,

zeigt wiederum das Beispiel von Hanwell, in welchem die 1840 erfolgte Eröffnung der großen westlichen Eisenbahn, deren dampfende Maschinen und Wagenzüge man täglich ein Duzend Mal in nicht sehr großer Entfernung von der Anstalt aus, deutlich auf einer zwei Hügel verbindenden, auf hohen Bögen ruhenden Wegleitung (Viaduct) wahrnehmen kann, viele Irre erschreckte, in Unruhe versetzte, ihren Zustand verschlimmerte, und gegen welche sie, so wie die Neuaufgenommenen, erst allmählich durch Gewöhnung abgestumpft werden müssen. 5) Wakefield, für den westlichen Bezirk der Grafschaft York, das größte in England, 1815 erbaut, durch seine wegen des wachsenden Andrangs aber vorgenommene Erweiterung ebenfalls beeinträchtigt. 6) Quäker-Irrenanstalt bei York. Gestiftet 1792 und 1796 eröffnet. Sie enthält jetzt etwas über 90 Kranke und soll auf nicht mehr als 100 gebracht werden, was gewis sehr zu ihrem Vortheile gereicht. 7) Stiftung-Irrenhaus in York. Ursprünglich für zahlende, wohlhabende und ärmere Geistesfranke bestimmt, hat es im zweiten Jahrzehend dieses Jahrhunderts zu großen, selbst gerichtlichen Untersuchungen wegen in demselben vorgefallener Grausamkeiten, Anlaß gegeben. Seit jener Zeit aber, und insbesondere durch freundliche Mitwirkung Samuel Luke's, dessen Namen man im britischen Reiche allenthalben findet, wo die Leiden dieser Classe von Unglücklichen zu mildern sind, gehört es gewis zu den besten dieser Art im Lande. Es ist das einzige Irrenhaus Englands, in welchem sich die auf dem Festlande Europas so häufige Einrichtung eines abgesonderten Baues für Tob-süchtige, Unreinliche u. s. w. in Wirksamkeit findet.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

73. 74. Stück.

Den 8. Mai 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Beiträge zur Britischen Irrenheilkunde, aus eignen Anschauungen im Jahre 1841 von Dr. N. H. Julius.'

8) Das Irrenhaus zu Edinburg, Schottland zeichnet sich vor England, vielleicht in Folge des tiefsinnigeren Charakters der Nation durch eine größere Anzahl Geisteskranker aus. In Folge davon findet sich auch in diesem Lande verhältnißmäßig eine größere Menge von Irrenhäusern als in England, nämlich in Glasgow, Perth, Dundee, Aberdeen, Montrose und Dumfries. Nur Edinburg mit einer Einwohneranzahl von 150,000 Menschen, war in dieser Hinsicht bisher zurück geblieben, und besaß bloß eine kleine Anstalt für 55 Kranke, eine gute halbe deutsche Meile südwestlich von der Stadt, in Morningside. Diese Anstalt, in welcher durchschnittlich ohngefähr 30 Geisteskranke aufbewahrt gewesen sind, erhält gegenwärtig eine große Erweiterung und Ausdehnung. 9) Irrenanstalt in Dundee, eine der schönsten

in dem schönen Schottland. Sie hat Raum für 200 Irre und ist auch in ihrem Innern vortreflich eingerichtet. 10) Die Irrenanstalt bei Perth, errichtet 1837. Sie ist im Stande 150 Irre aufzunehmen, über welche Zahl hinaus man sie gewis zu ihrem Besten nicht ausdehnen will. Unter den Spaziergängen hat der für Fallsüchtige bestimmte die beachtenswerthe Eigenthümlichkeit, daß er bloß mit Rasen bedeckt ist, damit etwa die den Abhang herabrollenden Kranken sich nicht auf den Steinplatten beschädigen. Als ein Beweis der in Großbritannien allgemeinen, wo es den wahren Nutzen einer Anstalt gilt, löblichen Nichtachtung erster Auslagen für einen wünschenswerthen Zweck, führt der Verf. an, daß man, um Gasbeleuchtung in die Gebäude zu bringen, sich nicht gescheut hat, Gasröhren aus der gegenüber liegenden Stadt Perth, unter dem Flußbette weg und den ein paar hundert Fuß hohen Hügel hinan, in dieselben zu leiten. 11) Das Irrenhaus zu Glasgow Dies neu erbaute Haus gibt im britischen Reiche das erste Beispiel von einem Neubau für Irre, bei dem dessen künftige Bestimmung als durchgängig maßgebend betrachtet worden ist. Es hat bekanntlich, da dessen Baumeister die Uebersichtlichkeit des Ganzen für das Wichtigste hielt, und es daher panoptisch einrichtete, die Gestalt eines Andreas-Kreuzes. Die ursprünglich etwa für 200 Kranke erbaute Anstalt, hatte bei ihren Erfolgen, von denen ihre Jahresberichte regelmäßig und ausführlich Zeugnis ablegten, schon früh nicht Raum genug für die ihr zuströmenden Irren. Die Sicherheit des Hauses ist auch dadurch bedroht, daß der unterirdische Sonnenweg (Tunnel) der Edinburg-Glasgower Eisenbahn, der längste bisher auf Erden versuchte, unter einem Theil desselben weg-

geht. Es soll daher die Anstalt verlegt, und nach einem größeren Maßstabe neu erbaut werden. 12) und 13) Die Richmondsche und das St. Patrick's Irrenhaus in Dublin. Diese bieten nur geringen Stoff zu nutzbringenden Bemerkungen, da sie sich noch fast in dem nämlichen unvollkommenen Zustande befinden, in welchem sie der Vf. bereits 1825 gesehen hatte. — Unter der Ueberschrift: Neueste Fortschritte des Irrenwesens im britischen Reiche, zusammengestellt in einer Angabe der Hauptpunkte des nutzbar befundenen, hinsichtlich auf sächliche Einrichtung, wie auf Irrenbehandlung, faßt der Verf. dasjenige zusammen, was er als wichtig in den britischen Irrenhäusern wahrgenommen hat. Die zu betrachtenden Gegenstände vertheilt er unter 10 besondere Gesichtspunkte, 1) mit der Trennung der Geschlechter beginnend. Als Ergebnis der in England gewonnenen Erfahrungen tritt ein doppeltes hervor: zuerst daß man in bloßen Pflegeanstalten für Irre, vom Mitsein beider Geschlechter nur sehr wenig zu befürchten habe. Demnächst aber, daß in Irrenanstalten zwar größere Vorsicht, und insbesondere völlige Entfernung Seelengestörter aus geschlechtlichen Ursachen oder Mitwirkungen, vor dem Anblicke des andern Geschlechts bewahren müsse, daß man aber im Allgemeinen, ohne Gefahr, Einiges von der Strenge der Trennung und der ununterbrochenen Aufrechthaltung derselben, nachlassen dürfe. Für die Verwaltung größerer Irren-Anstalten, in welchen die Verhältniszahlen beider Geschlechter manchmahl rasch wechseln, möchte die Benutzung dieses Umstandes, oft sehr erleichternd wirken, wobei aber freilich Alles der jedesmahligen Einsicht und Umsicht des dirigierenden Arztes überlassen bleiben muß. 2) Absonderung Lär-

mender, Tobsüchtiger, Unreinlicher u. s. w. Diese hat sich in England erst in der neuesten Zeit Geltung und Eingang zu verschaffen gewußt, und als ersprießlich gezeigt. In allen oben beschriebenen Irren-Anstalten fand der Verf. erst in einer einzigen dieselbe in Wirksamkeit, doch ist sie in andern beschlossen und in der Ausführung begriffen. Mit Recht macht der Verf. darauf aufmerksam, daß ein solches den Tobsüchtigen u. s. w. gewidmetes kleines Gebäude, dessen Erdgeschos die Kranken einnehmen müssen, in dem obern, stäts von einem Hilfsarzte nebst den für jene bestimmten Dienstboten, welche selbige durch gläserne Ochsenaugen leicht beobachten können, bewohnt werden sollte.

3) Zurückgezogene Balkone, eine der sinnreichsten und nützlichsten Erfindungen in den britischen Irrenhäusern. Man denke sich einen, mit seiner Längenrichtung, theilweise eine Seite des Hauses, und zwar gewöhnlich die südliche einnehmenden Saal, dessen ganze äußere Längenmauer nebst Fenstern, von der Decke bis etwa zu einer Höhe von 5 Fuß vom Fußboden hinweg genommen ist, offen steht, und an deren Stelle zwei bis drei eiserne Säulen gesetzt sind: so hat man das, was im Gegensatze gegen die gewöhnlichen, ein zurückgezogener Balkon genannt werden dürfte. Sie dienen zum Spaziergang der Irren bei Regenwetter oder bei sehr starker Sonnenhitze.

4) Aufenthalt im Freien. Alle Anstalten haben darin die lobenswerthesten Fortschritte gemacht: mit den größten Opfern ist solches erreicht worden, und die größten Schwierigkeiten hat man überwunden. Was noch erfreulicher ist, bleibt die geschickte Benutzung der erworbenen oder schon besessenen Grundstücke zu Arbeiten, Spielen im Freien und Gartenanlagen, da die englische Nation ungeachtet ihrer

Befähigung für die bildende Kunst gerade in der großartigsten Landschaftsmahlerei, der in der Natur statt auf der Leinwand, allen andern Völkern vorangeht. 5) Beschäftigung. Pinel schrieb die denkwürdigen Worte nieder: 'Es ist eine nicht mehr der Lösung bedürftige Aufgabe, es ist die allgemeinste Erfahrung, daß in allen öffentlichen Irrenhäusern, in Gefängnissen und Versorgungsanstalten der sicherste, ja vielleicht der einzige Bürgen für Erhaltung der Gesundheit, guter Sitten und Ordnung, in einer strengen Befolgung der gebotenen Arbeit besteht.' Immer mehr wurde daher die Beschäftigung als Heilmittel der Kranken angewendet, freilich in England später als auf dem Festlande. Die öffentliche Meinung steht in England hindernd im Wege, und es ist hier das Vorurtheil der höhern Classen, daß ein Mitglied, ein Gentleman, durch befohlene Arbeit erniedrigt werde, fast unbeflegbar. Weiter als bis zum Spielen im Freien, zu Spazierfahrten oder Spaziergängen, hat man es selbst in den besten Irrenhäusern bei derlei Kranken nicht zu bringen vermocht: daher sind die wohlhabenden Irren schlimmer daran als die ärmern. Die Art der Arbeit selbst betreffend, so muß sich diese vorzugsweise nach den jedesmaligen Krankheitsursachen, nach den früheren Gewohnheiten und Beschäftigungsweisen richten. Indessen können nach des Verfs scharfsinnigen Bemerkungen davon Ausnahmen Statt finden, in so fern vielen Irren, besonders melancholischen nichts wohlthätiger sein kann, als gerade die bei der Erlernung einer neuen Beschäftigung unrrlässliche Anstrengung und Aufmerksamkeit. Auch macht der Verf. darauf aufmerksam, daß bei Arbeiten im Freien, der Bebauung des Bodens durch den Spaten der Grund, warum

gerade diese Beschäftigung so heilbringend wirkt, darin liegt, daß im Verhältnisse zur Einwohnerzahl die größte Menge Geisteskranker unter den Städtern gefunden wird. Darum haben die für den Ungewohnten gewiß nicht wenig anstrengenden Garten- und Feldarbeiten eine so heilsame Wirkung auf die der Mehrzahl nach, in geschlossenen, engen, schlecht gelüfteten Stuben und Räumen zu leben gewohnten Irren geübt, neben denen nur eine geringe Beimischung von Landleuten oder Arbeitern in freier Luft gefunden wird. Zunächst solchen Garten- und Feldarbeiten dürften freilich wohl verstanden immer nur für die Mehrzahl der männlichen Irren, Gewerbe und Handwerke stehen, die im Freien betrieben werden können oder beträchtlich ermüden. Dagegen dürfte es mit Ausnahme der an die Beschränkung des Hauses gewöhnteren Frauen, bei nicht sehr vorsichtiger Anwendung gefährvoll sein, die Mehrzahl aller arbeitsfähigen Irren, wie es leider in Dundee und Wakefield geschieht, mit Weberei zu beschäftigen, wenn gleich wiederum die bei diesem Gewerbe nöthige Aufmerksamkeit, dessen Anwendung wohl empfiehlt. Am wenigsten möchte aber die in gar vielen britischen Irrenhäusern betriebene Schusterei häufig anzuwenden sein, und zwar aus den nämlichen Gründen, weshalb gerade unter den Schustern, so viele Seelengestörte gefunden werden. So allgemein giltig aber die gegebenen Grundsätze sind, so gibt es doch auch Ausnahmen, deren Unterscheidung dem umsichtigen Irrenarzte überlassen bleiben muß. 6) Zwang. Eine wichtige Streitfrage, welche besonders in Großbritannien alle Gemüther beschäftigt, betrifft die größere oder geringere Anwendung oder Entfernung von mechanischen Zwangsmitteln bei der Irrenbehandlung. Wenn es auch gerade in Groß-

britannien schwer halten möchte, aller Zwangsmittel bei Irren zu entbehren, indem hier besonders der Hang zum Selbstmorde vorwaltet, so hat man doch schon früh in der durch Milde der Behandlung sich auszeichnenden, ja fast allein stehenden Quäker-Anstalt bei York eine größere Verminderung des Zwangs versucht und eingeführt. Weiter noch ist man in dem Irrenhause zu Lincoln gegangen, wo innerhalb vier Jahren unter mehr als 100 Irren kaum ein namenswerthes Beispiel mechanischen Zwanges mehr Statt gefunden hat. Wichtig bleibt dabei eine zahlreiche, wohlbezahlte, selbst bei den Frauen aus großen Kräftigen und den Irren Achtung einflößenden Wärterinnen bestehende Dienerschaft, der die mildeste Behandlung zur strengsten Pflicht gemacht ist, und die nur selbstvertheidigend sich ihrer Kräfte bedienen darf. Das Beispiel zu Lincoln wirkte, und auch in andern Irren-Anstalten kam man von den Zwangsmitteln immer mehr zurück, und zahlreiche an den verschiedensten Orten gemachte Erfahrungen zeugen gleichmäßig für die Entbehrlichkeit sächlicher Zwangsmittel und für eine Behandlung, durch welche, wenn sie auch keine beträchtliche Vermehrung gänzlicher Heilungen bewirkt, doch die Anzahl der durch sie zu Gliedern der lebenden geistigen Welt erhobenen, und eines großen Antheils von Glückseligkeit genießenden Irren unermesslich vermehrt wird. Freilich bedarf es zuvörderst einer Vermehrung und sorgfältigen Auswahl der Dienerschaft, und insbesondere eines geistigen Mittels, der Einsamkeit. Verschwiegen darf aber auch nicht bleiben, daß einige sehr ehrenwerthe Irrenärzte Großbritanniens es noch nicht für rathlich erachtet haben, in den ihnen anvertrauten Anstalten so weit zu gehen. 7) Einsamkeit. Diese ist eins der Haupt-Ersatz-

mittel für den sächlichen Zwang. Diese Abgeschlossenheit von der Außenwelt trägt ein stilles aber ununterbrochenes und wahres Beruhigungsmittel der Sinne, des Gemüthes und Geistes in sich, sie befriedet und heilt. In der neuesten Zeit ist sie nicht nur bei dem Missethäter, dessen Verbrechen aus der ungezügelter Herrschaft der Leidenschaften und bösen Neigungen, und manchemahl auch aus, eine falsche Richtung nehmenden Vorstellungen stammt, mit großem Erfolge angewendet worden, sondern auch bei dem Geisteskranken. Bei diesem bildet sie einen schönen Uebergang von dem bei der Irrenbehandlung so lange hergebrachten plumpen, sächlichen Zwange durch Werkzeuge aller Art, zu der in Deutschland zuerst vielseitig ausgebildeten geistigen Behandlung, der so genannten psychischen Methode, deren hoher Werth bei gehöriger Uebung, auch in Großbritannien immer mehr erkannt und verbreitet wird, wo sie den in zweifachem Sinne richtigen, bedeutungsvollen Namen der sittlichen Mittel (*moral means*) empfangen hat.

8) Gottesdienst und religiöse Einwirkung. Man findet in allen öffentlichen Irrenhäusern regelmäßigen Gottesdienst und in Hamwell auch noch Religions-Unterricht. An letzterm Orte wird wegen der großen Anzahl der Irren, Sonntags zweimahl Gottesdienst gehalten: diesem wohnt über ein Drittheil der Irrenzahl bei. Am ausführlichsten spricht sich Dr Conolly von dem wohlthätigen Einflusse solcher Sonntagsfeier aus: 'Keine Vertrautheit mit diesem Anblicke vermag das Ergreifende seiner Wirkung zu schwächen. Hin und wieder finden wohl einmahl Seltsamkeiten des Benehmens und kleine Unregelmäßigkeiten Statt, aber das Betragen der ganzen Gemeinde ist höchst ausgezeichnet. Für die Frauen wird der Sonntag

durch kleine Nachgibigkeiten im Anzuge und andere nichts kostende Aufmunterungen zum Tage des Wohlergehens und vernünftigen Genusses. Die Sauberkeit, und das anständige und zufriedene Aussehen einiger weiblichen Kranken in der Capelle, welche der Arzt früher in einem, an Stumpfsinn oder Thierheit grenzenden Zustand kannte, muß man gesehen haben, um sie gehörig würdigen zu können.' 9) Wärter und Wärterinnen. Auch hier ist in Großbritannien Achtungswerthes geschehen: man hat sich in diesem, sonst an Werken christlicher Liebe so reichen Lande längst überzeugt, daß weltliche Motive nicht hinreichen, dem Geisteskranken das zu geben, was ihm am meisten fehlt, unablässige Wartung, Pflege, Theilnahme und Zuspruch eines frommen weiblichen Gemüths, und es haben sich treffliche Frauen in einzelnen Irrenhäusern als Oberaufseherinnen mit dem besten Erfolge an die Spitze gestellt, so wie man durch reichliche Besoldung eine höhere Classe für den Dienst als Wärter und Wärterinnen herbei zu ziehen gewußt hat. Das Wichtigste bleibt aber doch, für Erwerbung einer Aufseher- und Dienerschaft zu streben, die aus höheren, nicht in der Erde Boden wurzelnden Beweggründen, sich ihrem schweren Berufe widmet: solche Sorgsamkeit und Pflege-Erfahrung ist aber nicht an einzelne kommende und gehende Individuen geknüpft, sondern an eine dauernde, engverbundene, fromme Körperschaft, in welcher durch Ueberlieferung alle theuer erkauften Erfahrungen erhalten und fortgesetzt werden, und in der Verdienstlichkeit nicht durch irdische, selbst unverlangte Ehre, beeinträchtigt, vergiftet und getödtet wird. 10) Fürsorge für die Entlassenen. Zu den manigfachen Ursachen, welche in unsern Tagen und allenthalben, wo gute Irren-

häuser errichtet wurden, den Andrang zu diesen über alle Erwartung steigerten, gehört unstreitig auch die abnehmende Scheu vor denselben, und vor Allem das Schwinden der früheren Ansicht, als sei es eine Schmach, mit einem Seelengestörten verwandt zu sein. Gänzlich ist aber diese, früher zur Verbergung oder Verheimlichung führende Scheu noch nicht gewichen. Vor Allem macht sie sich schmerzlich fühlbar bei dem Rücktritte geheilter Irren aus der Sorgenlosigkeit und liebevollen Pflege des Irrenhauses in die unruhige und lärmende Welt mit ihren Bedürfnissen und ihrer mehr als theilnahmlosen Nichtachtung. Zu diesen, den neuen Bürger der Gesellschaft, in seiner größeren Reizbarkeit verletzenden Aeußerungen der Scheu, des Mißtrauens, der Lieblosigkeit, ja des Hohnes, tritt nun noch die öftere Zerrüttung oder gänzliche Störung des früheren kleinen Haushaltes und Erwerbsbetriebes des entlassenen Genesenen. Diese allenthalben sich zeigenden und beim Armen doppelt gefährlichen Erscheinungen waren es, welche den zu früh verstorbenen Sir Will. Ellis bewogen, schon in dem ersten von ihm geleiteten Irrenhause, dem zu Wakefield, auf Bildung eines Unterstützungsfonds für die aus demselben geheilt Entlassenen, bedacht zu sein. Als er später an die Spitze des großen Armen = Irrenhauses in Hanwell gestellt ward, veranlaßte er einen in London lebenden Bürger Wakefield's, Namens Harrison, zu einem Vermächtnisse für ähnliche Zwecke in Hanwell. Von Ihrer Majestät der verwittweten Königin in Schutz genommen und unterstützt, ist so neben der Anstalt in Hanwell, ein nach ihr benannter besonderer *Udelaide* = Fond entstanden, aus dem schon viele Unglückliche bei ihrem Rücktritte ins Leben die Mittel empfangen haben, durch Beseitigung der

nächsten großen Gefahr mit diesem von Neuem zu zerfallen, in geistiger und leiblicher Gesundheit eine frische Bahn einzuschlagen, und sich eine neue noch so bescheidene Heimath zu gründen. So wie nun durch die eben geschilderte Fürsorge für die zahlreichsten hergestellte entlassenen Bewohner der Irrenhäuser, der Uebergang ihres dortigen Aufenthaltes, ins bürgerliche Leben vermittelt wird, eben so sind auch Viele der gleich ihnen von deren Mauern Umschlossenen, nämlich die Irrenärzte, gegenwärtig eifrig bemüht, die Frucht derselben auf den Markt des Lebens zu bringen. Es hat nämlich zuvörderst Dr Conolly das Verdienst in Hanzwell, durch die Eisenbahn nur noch eine Viertelstunde von London entlegen, zuerst im vorigen Jahre mit Erlaubnis der Anstaltsbehörde in ihr klinische Vorträge über Seelenkrankheiten, für die Studierenden zu London eröffnet zu haben. In selbst in Bedlam und St. Lucas ist erfreulicher Weise von deren Verwaltungsräthen den Ärzten gestattet worden, dort klinische Vorträge zu halten. Es läßt sich erwarten, daß die übrigen Irrenhäuser, besonders in Edinburg, Glasgow und Dublin, als Universitätsstädte, bald nachfolgen werden. Die andere Maßregel, vermittelst welcher die britischen Irrenärzte in neuester Zeit versucht haben, ihre Erfahrungen zusammenlegend, diese allgemein nutzbringend zu machen, besteht in Jahres-Versammlungen der Irren-Ärzte an einem oder dem andern, ein Irrenhaus besitzenden Orte. Die erste Zusammenkunft dieser Art fand am 5. Nov. 1841 in Nottingham Statt, die zweite 1842 in Lancaster, und die dritte sollte 1843 in London sein. Ein Besuch dieser gewis heilbringenden Zusammenkünfte, durch einen oder mehrere deutsche erfahrene Irren-Ärzte würde nicht nur höchst anziehend,

sondern auch für beide Völker nützlich, und bei den jetzt so häufigen Dampfverbindungen auch leicht thunlich sein. Noch wichtiger wäre freilich die Bildung eines ähnlichen Vereines in Deutschland, dem dann leicht Anknüpfung und Austausch mit dem britischen folgen könnte. — Vorstehenden höchst anziehenden Mittheilungen hat der Verf. noch die Uebersetzung zweier Schriften angereicht: 1) Samuel Luke's Einleitung zur Uebersetzung des Jacobischen Werkes über die Einrichtung und Verwaltung von Irrenhäusern; und 2) John Thurnam's statistischer Bericht über das Quäker-Irrenhaus bei York, seit dessen Stiftung im Jahre 1796 bis auf unsere Zeit, und über einige andere ähnliche Anstalten, welche beiden Schriften zur Bestätigung und Erläuterung des vom Verf. Aufgestellten dienen sollen. Interessant sind besonders die zur zweiten Schrift beigegebenen statistischen Tabellen S. 273 — 315, welche der neuesten Zeit angehören. Endlich hat der Verf. noch als Beilagen die Geschichte der Hinrichtung eines Wahnsinnigen in Indiana aus dem Americ. Jurist and Law Magazin, welches in Boston erscheint, und die allgemeinen Pflichten der Wärter zu Hanwell aus dem Report of the visiting Justices of the County Lunatic Asylum at Hanwell (1841) beigegeben. Die beiden lithographierten Tafeln stellen Risse des Irrenhauses der Grafschaft Devon bei Exeter und des neuen Irrenhauses bei Edinburg vor. v. S.

M a d r i d.

Establecimiento tipografico 1842. Antonio Perez. Estudios historicos por Don Salvador Bermudez de Castro. 409 S. in Octav.

Es ist die erste umfassende und von den gründlichsten Studien zeugende Bearbeitung des Lebens eines Mannes, der zur Zeit der höchsten Macht

der spanischen Monarchie in dieser, nächst seinem Herrn und Könige, den ersten Platz einnahm, der Einzige, dem Philipp II. seine geheimsten Pläne in Bezug auf Politik, mehr noch, die Regungen seines Herzens mittheilte, der Geliebte der Eboli, Zeitgenosse eines Alba und Don Juan d'Austria, ein Mann, der von dem Höhepunkte der Macht jäh herab gestürzt, seiner Reichthümer und Kunstschätze beraubt, gefangen, gefoltert, von weltlichen und geistlichen Richtern mit der Tiefe spanischen Hasses verfolgt, als Flüchtling die Freundschaft Heinrichs IV. von Frankreich, Elisabeths von England, des schönen Grafen Essex gewann, dann vergessen, von Freunden und Beschützern verlassen, auf dem Todtbette kein weiteres Wünschen kannte, als das Brandmahl der Ketzerei von seinem Namen getilgt zu sehen. Wird der Leser schon von diesem Gesichtspuncte aus ein Werk mit Freuden begrüßen, dessen Verf. sich inmitten der Fiebergluth, die seit fast vierzig Jahren das gesammte spanische Leben schüttelt, in die Geschichte des Hofes zu Madrid und Aranjuez im 16. Jahrhundert versenkt, so verbürgt Ref. andererseits aus der Lectüre desselben einen mehr als vorübergehenden Genuß. Ein großartiger Gegenstand, mit Feinheit und Schärfe aufgefaßt; eine rasche, von fester Hand zeugende Zeichnung, in welcher über den Staatsmann Antonio nie der Mensch vergessen wird; ein treues Mühen nach Wahrheit und Unparteilichkeit und deshalb, anstatt in das geltende und wahrlich nicht leichtsinnig gebildete Urtheil der Geschichte über Philipp II. einzugehen, ein Wiederaufnehmen und abermahliges Beleuchten der eigenen Persönlichkeit desselben.

Und eben dieses Ringen nach Wahrheit, die Absicht, sich von der feststehenden Auffassung dieses Regenten nicht gefangen nehmen zu lassen, gibt,

wenn Ref. nicht irrt, den Grund ab, daß der Vf. in der Anerkennung des Strebens und der Leistungen Philipps II. zu weit geht. Eine zweite Erklärung für diesen Umstand findet sich darin, daß der Verf. nicht umhin kann, Antonio Perez als schuldig hinzustellen, während derselbe bis dahin fast ohne Ausnahme als ein Opfer der Rachsucht des Königs bezeichnet wurde. Hieraus aber ergibt sich andrerseits, daß Alba eine günstigere Charakteristik findet, als die Geschichte sie gestattet, und daß man namentlich die Worte über ihn (S. 30): 'Tranquilo con el testimonio de su conciencia etc.' schwerlich jemahls wird unterschreiben können; so wie daß Don Juan d'Austria, dessen Streben am Ende kein so eitel höchmüthiges war, wie hier geschildert wird, und der sich wahrlich zu keiner Zeit eines 'hermano generoso' zu rühmen hatte, in seiner Stellung zum Könige keinesweges immer so richtig aufgefaßt wird, wie solches in dem unübertrefflichen Gemälde geschieht, welches uns Leopold Ranke von ihm gibt.

So bedeutend immerhin diese Ausstellungen erscheinen, so gewiß treten sie bei dem Reichthum an neuen Ansichten, den dieses Werk bietet, bei dem scharfen Durchdringen der verwickeltsten Verhältnisse und der fein gesponnenen Intriguen, bei der Lauterkeit des nie überfüllten und doch mit unzähligen Personen belebten Gemählde's in den Hintergrund.

Antonio ist psychologisch = historisch geschildert. Auch die kleinsten Züge und Nebengestalten weiß der Verf. zu benutzen, um, gleich niederländischen Künstlern, ein bis ins Detail abgeschlossenes Bild ins Leben zu rufen. Nichts ist angedeutet, nichts hingeworfen, Alles mit Sauberkeit und nach festem Plane ausgeführt. Die Sprache ist edel, elegant, mit spanischer Gemessenheit, aber immer ohne Zwang;

der Knoten mit gewandter Hand geschürzt und gelöst; der Verfolg der verwickeltsten Verknüpfungen, das Einschneiden von scheinbar unbedeutenden Ereignissen trefflich gehalten. Wie in einem Drama steigt mit jedem Kapitel die Spannung, bis endlich der Sturz des Ministers erfolgt. Von dem Augenblicke wächst die Schwierigkeit der Aufgabe, das erweckte Interesse zu halten, nachdem Antonio seine hohe Stellung verloren hat und er aus dem Zustande gebietender Thätigkeit in die des Duldens übergegangen ist. Aber auch hier begegnen wir der glücklichsten Lösung. Das Interesse des Lesers erkaltet nicht, es bleibt bis zum Schlusse, vornehmlich in Folge der psychologischen Studien, des gewandten Auffassens aller hervorragenden Charaktere, welche in die Scene gezogen werden, der sinnreichen Gruppierung derselben, des Zusammenstellens der Contraste.

Die Bedeutsamkeit, welche einem solchen Werke unter allen Umständen zugesprochen werden muß, besonders aber der Umstand, daß dasselbe von der modernen Richtung der Historik in Spanien ein beredtes Zeugnis ablegt, möge die Ausdehnung der nachfolgenden Relation entschuldigen.

Der zu Monreal de Ariza geborene Antonio, Sohn von Gonzalo Perez, der vierzig Jahre lang als erster Rath einem Carl V. und Philipp II. zur Seite stand, wurde, kaum zum Jünglinge herangereift, von seinem Vater nach Alcalá, damals der berühmtesten Universität Spaniens, gesandt und begab sich von hier ins Ausland, um sich an fremden Höfen mit den politischen Wissenschaften zu befreunden. Mit der erforderlichen Grundlage von Kenntnissen versehen, vom Vater mit Empfehlungen an die einflußreichsten Staatsmänner ausgestattet, wißbegierig, von durchdringendem Scharfsinne, mit frankem, fröhlichem Wesen einen unbe-

grenzten Ehrgeiz verhüllend, wurde es dem Jüngling nicht schwer, Menschenkenntnis zu sammeln und die Richtung der Höfe zu erspähen. Der Vater kannte den sichern Blick und das besonnene Urtheil Antonios; er hoffte durch das Anschauen fremder Verhältnisse, durch das Belauschen des ruhelosen Lebens hochstehender Männer den Ehrgeiz desselben zu dämpfen. Darin trog sich der ergraute Hofmann. Antonio gehörte nicht zu den Menschen, die vor dem Glanze erzittern; ihn zog das gefahrreiche Leben in der Nähe von Souverainen an, weil er durch den Reichthum seines Geistes den Sieg gesichert wähnte. Lange weilte er in Italien, an dessen Höfen damahls raffinierte Unsittlichkeit vorherrschte. Dort gewann er die Ueberzeugung, daß in der Politik jedes Mittel nur nach Maßgabe des Erfolges Billigung oder Verwerfung finde; dort legte er den Grund zur Liebe für ungemessene Pracht. In Rom und Venedig horchte er Tages auf die Gespräche der Staatsmänner und studierte Nachts die Bücher von Tacitus und Macchiavell. Bildete sich in Rom mit dem Verstandnisse der Künste die Liebe zu denselben in ihm aus, so fand er die Sitte venetianischer Nobili nicht unziemlich, sich von ermüdenden Geschäften im Bacchanal zu erholen. Im Verkehr mit Dichtern und Künstlern und den glatten Großen der Tiberstadt lernte er die höfisch feine Sitte und die Anmuth belebter Unterhaltung. Als Antonio nach mehrjähriger Wanderung heimkehrte, fand er den Vater nicht mehr am Leben. Er, dem von diesem nichts als ein unbescholtener Name geblieben war, mußte sich selbständig seine Bahn brechen. Es gelang ihm, die Gunst des einflußreichen Ruy Gomez de Silva, Prinzen von Eboli, zu gewinnen. Durch diesen wurde er dem Könige vorgestellt und empfohlen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

75. Stück.

Den 10. Mai 1845.

M a d r i d.

Schluß der Anzeige: 'Antonio Perez. Estudios historicos por Don Salvador Bermudez de Castro.'

Philipp II., dessen Gedächtniß und gründliches Wissen im Gebiet der Geschichte und Theologie oft seine nächste Umgebung in Verlegenheit setzte, gab viel auf eine leichte, mit Klugheit geführte Unterhaltung. Ihn überraschten die ehrerbietigen und genauen Antworten, die Antonio auf die Fragen nach Stellung und Richtung der von ihm besuchten Höfe ertheilt. Eine solche Reife der Bildung, eine so feine Beobachtungsgabe hatte er noch bei keinem Jünglinge gefunden. Seit der Stunde war Antonio's Loos entschieden. Mit 25 Jahren wurde er Staatsminister, er konnte sich der Freundschaft des Königs rühmen, dem er bei der Messe und auf Spaziergängen zur Seite bleiben mußte. Scheinbar unbefangen, aber mit überlegter Vorsicht, wie mit der Sonde in der Hand, bewegte er sich am Hofe.

Durch schmiegsames Eingehen in die Gedanken Philipps und durch strenges Ueberwachen seiner eigenen Leidenschaften hatte sich der betagte Ruy Gomez in seinem hohen Amte behauptet; ihn hatte kein Sturm am Hofe geknickt, weil er stäts der Richtung desselben gefolgt war. Um Alles hätte er sich nie einen Widerspruch gegen den König erlaubt. Seine Gemahlin, Doña Ana de Mendoza, jung, hochfahrend, prachtliebend, beherrschte den Hof durch Schönheit und Luxus. Sie wurde vom Könige mit einer Gluth der Leidenschaft geliebt, wie solche nur selten seine starre Seele erfaßte, und der Gemahl war weit entfernt, das ihm bewußte Verhältnis beider zu stören. Diese Eboli war die einzige Frau, welche lange eine hohe Gewalt über Philipp ausübte. Zu stolz, um das Geflüster des Hofes zu beachten, gleichgiltig gegen Sitte, ging sie ihren Weg; glühend, verstellt, bald heftig und durchgreifend, bald vorsichtig, schlau, durch Sanftmuth einnehmend, in ihren Worten bald erhaben, bald zur cynischen Derbheit herabsinkend, blieb sie allen Hofleuten ein unauslösbareß Räthsel.

Mitunter kam der Herzog von Alba aus fernen Provinzen nach Madrid. Der König hörte über die schwierigsten Gegenstände gern seine Meinung, sowohl wegen der Erfahrung, als wegen der offenen, energischen Art, mit welcher dieser merkwürdige Mann sich aussprach. Gewissenhaft in der Ausführung der ihm übertragenen Befehle, als Vasall von unerschütterlicher Rittertreue, wußte er, daß er der Schmeichelei nicht bedürfe, und kümmernte sich nicht um die Intriguen des Hofes. Durch stätes Befehlen hatte sein Wesen eine gebieterische Strenge angenommen. Einen Gleichgestellten zur Seite duldete er nicht; aber am Kö-

nige, dessen geistige Ueberlegenheit und Unbeugsamkeit des Willens er anerkannte, hing er mit fast abergläubischer Verehrung. Er durfte, weil Philipp sein Inneres kannte, sich in den bittersten Sarcasmen über die speichelleckenden Hofleute und über die heuchlerische Frömmigkeit der Hofgeistlichen auslassen. — Als Beichtvater des Königs galt Diego de Chaves, früher Gewissensrath des unglücklichen Don Carlos, nur Theologe, ein Spielwerk in den Händen Philipps, der sich seiner wohl zum Ausgleichen kleiner Zerwürfnisse bediente, aber ihn von Politik nicht mehr wissen ließ, als für irgend einen bestimmten Zweck räthlich schien. Das waren, außer Don Juan d'Austria und dem Grafen Chinchon, der, weil er mit dem Könige aufgewachsen war, von diesem gern gehört wurde, die einflußreichsten Männer, als Antonio an den Hof kam. Die übrigen Secretarien (Minister), welche verschiedenen Zweigen der Verwaltung vorstanden, als der Erzbischof von Toledo, der Cardinal Granvella, Hernando de Escobar, Rodrigo Vasquez und der Marques de los Veles, erfreuten sich nie in dem Maße wie die Obengenannten einer bleibenden Bedeutsamkeit. Fürsten aus Böhmen und Deutschland, Flüchtlinge aus Frankreich und England, Große aus Italien und den Niederlanden, die irgend eine Angelegenheit ihres Hauses persönlich betrieben, alle unruhigen Elemente der Hauptstadt der Welt begegneten sich am Fuße des Thrones von Philipp, und zwischen so manchem gebrochenen Ehrgeiz, im Ringen mit mächtigen Nebenbuhlern, unter geschmeidigen und verläumderischen Granden behauptete sich der junge Staatsminister ohne andere Stütze als die seines Talents und seiner Kühnheit und des augenblicklichen Wohlwollens eines klugen und gefürchteten Gebieters.

Raum eingeführt, errieth Antonio auch schon mit Leichtigkeit alle Persönlichkeiten und Geheimnisse des Hofes; nur der Charakter Philipps entging ihm theilweise. Es war der König gewissermaßen, sagt der Verf., *la encarnacion del hombre en el monarca*. Sein Privatleben ging in der wunderbaren Thätigkeit für den Staat auf. *Gobernar era su destino, la prosperidad del estado su objeto, la conveniencia publica su guia* (?). Häufig schien er in Widersprüchen befangen, während er mit Consequenz seine geheimen Absichten verfolgte. In Folge heftiger Leidenschaften, denen er in der Jugend gefröhnt hatte, war sein Körper zerrüttet. Frauenliebe blieb ihm stäts Bedürfnis, aber wie seine Neigungen nur selten beim Publicum verlauteten, so bekamen die Favoritinnen nie Einfluß in Staatsangelegenheiten. Die einzige Eboli beherrschte eine Zeitlang diese starre Seele. Durch keine Widerwärtigkeit erschüttert, dienten seine melancholischen Züge niemahls der Seele als Spiegel. Es konnten Leidenschaften in ihm toben, ohne daß Auge oder Lippen sie verrathen hätten. Für sich verschmähte er die Pracht; bei seinen Untergebenen duldete er sie gern. Aus Gewohnheit und Ueberzeugung hing er am Glauben seiner Väter; aber er opferte nicht das Wohl des Staats einem blinden Fanatismus und hielt deshalb die Ansprüche der Geistlichkeit stäts in Schranken; er beschützte die Inquisition, weil er in ihr ein bequemes Werkzeug der Regierung erkannte, aber er entzog ihr Amerika; er duldete keine Capuziner in Castilien, bevorzugte keinen Jesuiten; es sei, klagte er, zu befürchten, *que abundasse el mundo mas en religiones que en piedad*. Verbrechen, welche er nicht strafen wollte, pflegte er völlig zu übersehen. Im Geschäftsleben

Kannte er keine Nachsicht. In den zur Unterzeichnung ihm vorgelegten Schriften, die er jedesmahl bedächtigt durchlas, verlangte er vor allen Dingen Klarheit und Kürze. Während er selbst sich nur selten aussprach, hatte er es gern, wenn die im Volke verbreiteten Gerüchte und Ansichten ihm mitgetheilt wurden. Man wußte, daß der König, dem das Geheimniß als heilig galt, keine Indiscretion verzieh.

Die ersten Jahre des Ministeriums von Antonio verfloßen ohne Störung. Die Feinheit, mit welcher er die diplomatische Correspondenz besorgte, befestigte ihn in der Gunst des Königs, dessen versteckte Leidenschaften den Gegenstand der Studien seines ersten Dieners abgaben. Er diente seinem Herrn, den er fürchtete und liebte, mit Treue und sah sich dafür mit Reichthum und Ehre überhäuft. Seitdem stieg seine Liebe zur Pracht, der zu genügen, die laufenden Einnahmen nicht ausreichten. Schon damahls schlich das Gespräch am Hofe, daß der Günstling für Vertheilung von Aemtern Geschenke entgegen nehme, daß Fürsten und Staaten Italiens gegen Geld oder Uebersendung von Kunstschätzen für ihre Wünsche Gehör bei ihm zu finden wüßten. Aber der Beweis dieser Anschuldigungen war zu schwer, die Stellung Antonios schien zu gesichert, als daß man jene Gerüchte zu den Ohren des Königs zu bringen gewagt hätte. Mit Gold und Steinen überladen trat Antonio täglich in das Arbeitszimmer des stäts in schwarze Seide gekleideten Königs; eine Menge von Edelleuten bildete sein Gefolge; seine Landhäuser wetteiferten an Ueppigkeit und Reichthum von Kunstschätzen mit den Villen der Caraffa und Orsini, und mehr als eine Dame des Hofes vergaß in den verlockenden Gemächern Antonios ihrer uralten

Grandeza. Man wußte, daß der schöne, durch die Feinheit der Unterhaltung verführerische Mann allen Frauen für unwiderstehlich galt, daß ihn häufig Eitelkeit zur Verführung trieb und er sich hinterdrein für den dabei angewandten lästigen Zwang durch zügellose Bacchanale entschädigte. Man verzieh dem Eitlen nicht, daß er sich darin gefiel, Jedermann seine geistige Ueberlegenheit fühlen zu lassen. Antonio, der von einem großen Gedanken mit Begeisterung erfaßt werden konnte, vermochte es nicht, ihm auf die Dauer seine Sinnlichkeit unterzuordnen.

Das ausgelassene Leben des Ministers verdroß den König, aber er liebte in ihm die aufopfernde Hingebung des Dieners, der über seiner Genusssucht den Herrn nicht vergaß und nach durchschwelgten Nächten mit gleicher Unverdrossenheit arbeitete. Dazu kam, daß Philipp ihm, was er gegen Wenige gethan, seine Seele erschlossen, ihn zum Minister, dann zum Förderer seines Verständnisses mit der Eboli gemacht hatte. Und während Antonio zu der schönen Frau über Philipps Liebe sprach, trieb ihn die Berwegenheit seines Herzens, den Nebenbuhler seines Freundes und Königs abzugeben. Seinen Erzählungen, seinem Humor, seiner feinen Ironie widerstand die Prinzessin nicht. Bald gab dieses Verhältniß Antonio's den Gegenstand des Gespräches am Hofe ab. Philipp währte, daß der Diener nur dem ertheilten Geheiß nachkomme, wenn er häufig nach der Straße Almudena schleiche. Nun starb Ruy Gomez. Seitdem sahen sich Antonio und Ana häufiger noch und ungestörter und indem sie in ihrer Leidenschaft des mächtigen Herrn nicht gedachten, den sie beide betrogen, verschmähten sie immer mehr die äußeren Rücksichten.

Ueber die im vierten Kapitel enthaltene Charakteristik Don Juans d'Austria haben wir uns schon oben ausgesprochen. Die heimlichen Pläne desselben in Bezug auf Maria Stuart sind bekannt, nicht so dessen Stellung zu Elisabeth von England. Es handelte sich für Don Juan bereits nicht mehr um die Hand der gefangenen Maria, sondern der gebietenden Elisabeth, deren Uebertritt zur katholischen Kirche der Papst durch Vermählung mit dem Helden von Lepanto zu erreichen hoffte. Schon war dieser Plan zwischen Rom und dem Statthalter der Niederlande bis ins Kleinste erwogen, ohne daß Philipp davon erfahren hätte. Letzteres geschah erst dann, als Antonio, welchem der Nuntius sich mittheilte, weil er der Unterstützung desselben nicht entbehren konnte, darüber zum Könige sprach, welcher in dem Treiben seines Halbbruders nur den verderblichen Einfluß Escovedos zu erkennen glaubte. Andernseits steht unbezweifelt fest, daß Don Juan mit Antonio im unmittelbaren Briefwechsel stand und von diesem die Zusage erkaufte, den Abmarsch der spanischen Regimenter aus den Niederlanden verhindern zu wollen. Der Briefwechsel zwischen Don Juan und Elisabeth ging durch die Hände Draniens, der seinerseits für Veröffentlichung des Geheimnisses sorgte, um die Brüder zu entzweien und durch Abberufung Don Juans sich seines gefährlichsten Widersachers zu entledigen. Und während solchergestalt Dranien und der Papst, die Häupter des Protestantismus und Katholicismus sich gegen den katholischen Philipp die Hand boten, wurde Letzterer durch seinen Gesandten in London von den Einzelheiten des Planes in Kenntniß gesetzt. Unter diesen Umständen kam Escovedo nach Madrid, um für Don

Juan die Absendung der erbetenen Geldsummen zu betreiben.

Während zwischen Antonio und Escovedo scheinbar noch das frühere Einverständnis vorwaltete, näherten sich beide einander nur mit der höchsten Vorsicht. Antonio wollte für den Fall einer Ausgleichung zwischen Philipp und Don Juan den Freund des Letzteren nicht zum Feinde haben; Escovedo aber verkannte nicht, daß Antonio die ihm unter dem Siegel der Verschwiegenheit mitgetheilten Geheimnisse theilweise dem Könige ver-rathen habe. Er kannte des Letzteren Mißtrauen und Nachsicht und richtete deshalb seinen Blick mit verdoppelter Aufmerksamkeit auf alle einflußreichen Persönlichkeiten, auf alle Intriguen und Gerüchte am Hofe. In Folge dessen gelang es ihm, das Verhältnis Antonios zur Eboli zu durchschauen. Seitdem hielt er seine Stellung für gesichert; er glaubte beide durch angedrohte Veröffentlichung zur Willfährigkeit für seine Wünsche gezwungen zu haben. Aber während die Eboli der Drohung so weit trotzte, daß sie weniger als je ihre Liebe zu Antonio verhehlte, sann dieser nur darauf, den schlaunen Widersacher zu beseitigen und legte zu dem Behufe einen Theil der Correspondenz desselben dem Könige vor. Der in Folge dessen beschlossene Tod Escovedos erfolgte 31. März 1578 durch drei von Antonio erkaufte Mörder.

Bald bezeichnete die öffentliche Meinung Antonio und die Eboli als Anstifter des Mordes. Man entsann sich der Sarcasmen, der Drohungen, die Escovedo gegen beide ausgestoßen hatte. Einer wagte es, zum Könige über das Verhältnis des Ministers zur Prinzessin zu reden; es war der älteste Sohn Escovedos. Von dem Augenblicke an sprach sich der Haß des Hofes gegen den Günst-

ling in Vorwürfen jeder Art aus. Der König nahm jede Anklage kalt entgegen, ohne scheinbar auf eine derselben einzugehen; in seinem Verhältnisse zu Antonio ließ er äußerlich keinerlei Aenderung eintreten. Aber die Beweise von der Untreue des Dieners lagen in seinen Händen; er sah, daß er, trotz seiner Menschenkenntnis, zum Spiel einer unsinnigen Perfidie geworden war, übergab die gegen Antonio eingereichten Anklagen dem Rath von Castilien und wies Matheo Vasquez nicht zurück, als dieser sich erbot, den Beweis zu führen, daß der Mord auf Anstiften Antonios geschehen sei.

Daß ihm der König die erbetene Entlassung nicht gewährte, bestärkte in Antonio das Gefühl der Sicherheit. Ununterbrochen setzte er seine Besuche bei der Eboli fort; er kannte die hiermit verbundene Gefahr, ohne die Kraft zu besitzen, ihr zu entgehen. Die Prinzessin aber, erbittert über die von Seiten des Hofes ihr bewiesene Hintansetzung, beschloß, Alles auf einen Wurf zu setzen und schrieb in ihrer Weise, hastig, von Leidenschaft getrieben, an den König. Letzterer antwortete nicht; er konnte, während seine Seele litt und alte Liebe zu der, die ihn betrogen hatte, noch mächtig in ihm rang, die kälteste Gleichgültigkeit heucheln. In nächtlichen Stunden verließ er mitunter heimlich den Palast und schritt durch die Straße Almudena, als müsse er sich selbst von der Untreue der Geliebten überzeugen. Bei einer solchen Gelegenheit war es, daß er Antonio aus dem Hause der Eboli schleichen sah. Seitdem stand die Rache fest beschlossen; aber sie sollte weder seinen Ruf kränken, noch ein öffentliches Vergermiss wecken. In der Nacht auf 28. Julius 1579 wurden Antonio und die Eboli verhaftet.

Erst in der Einsamkeit der Gefangenschaft begriff Antonio den Abgrund, der sich vor ihm öffnete; er kannte die Welt hinlänglich, um zu wissen, daß er auf wenige Freunde werde zählen dürfen und schon damahls beschloß er, sich schlimmsten Falls auf die Vorrechte von Aragon zu berufen, deren sich seine Familie erfreute. Das von Vasquez geführte Zeugenverhör bot allerdings keinen Beweis, daß Escovedos Tod auf Anstiften von Antonio erfolgt sei, lieferte aber eine Menge von Aussagen über des Ministers Käuflichkeit; eine sorgfältige Durchsichtung der Registratur bestätigte dieselbe und zog überdies die heimliche Correspondenz desselben nach den Niederlanden und manche verfälschte Actenstücke ans Licht. Doch wagten die Untersuchungsrichter nicht, sich auf letztere zu stützen, weil sie mit Recht voraussetzten, daß das Verfahren Antonios nicht ohne die Mitwissenschaft, oder gar den Befehl des Königs erfolgt sei. Schon fürchtete der Hof die Freisprechung des Gefangenen, als Vasquez dem Könige mittheilte, es sei durch Antonio das Gerücht verbreitet, daß Escovedo auf allerhöchsten Befehl gemordet sei. Philipp erschrock, aber sein Entschluß war schnell gefaßt; in einem Handschreiben an Vasquez gestand er, den Mord Escovedos wegen der gegen diesen von Antonio erhobenen Beschuldigungen geboten zu haben; darum möge Letzterer jetzt, zur Beruhigung des königlichen Gewissens, die damahls vorgebrachte Anklage noch ein Mahl begründen.

Antonio, welcher in der an ihn hiernach gerichteten Aufforderung zum Geständnisse nur eine List seiner Gegner zu erkennen glaubte, verharrte auch jetzt noch beim Leugnen. Da wird der Unglückliche trotz seiner Berufung auf die Vorrechte

seiner Familie, auf die Folter gelegt. Ueber den schönen, lebensstarken Mann beugt sich der dem Grabe nahe stehende Vasquez, den nur noch das Verlangen nach Rache ans Leben fettet; er schwelgt im Genusse des Augenblicks, indem er mit zitternder Stimme Fragen an Antonio richtet, die dieser stark und ungebeugt beantwortet. Aber die Folter wird wiederholt, verstärkt; über die Kraft der Seele siegt der mürbe Leib, und mit freudelichtigem Auge hört Vasquez das Geständnis des Mordes. Er habe bisher geleugnet, setzt der Gefolterte hinzu, weil ihm von seinem Könige Still-schweigen auferlegt sei. Seine einzige Bitte, ihm ein menschliches Wesen im Kerker beizugeben, weil ihm der Gebrauch seiner durch die Folter zerrissenen Glieder nicht gestattet sei, wurde gewährt. Seitdem theilte sein edles Weib mit ihm die Haft. In ihrer Kleidung gelang ihm Flucht.

Kaum in Salatayud, der Grenzstadt Castiliens, angelangt, traf hier auch der Befehl zu seiner Verhaftung ein. Antonio floh in das Dominicanerkloster, gegen die ihm nachfolgenden Häscher setzten sich die Mönche zur Wehr; von hier aus sandte er den in der Treue bewährten Gil de Mesa nach Saragossa, um für sich den Schutz der Gesetze von Aragon zu ersuchen. Trotz des strengen Befehles von Philipp II., den Flüchtling nicht über den Ebro gelangen zu lassen, kam dieser, geschützt von Bürgern und Studenten, glücklich nach Saragossa. Haft wurde ihm auch hier zu Theil, aber Haft unter den Fueros von Aragon. Eben dahin wurden von Madrid die Proceßacten gesandt, vermehrt durch die Anklagen auf Unterschleif, Verfälschung wichtiger Documente, Verrath gegen König und Staat; man sah der Fällung des Spruches in der Hauptstadt Aragon's entgegen. Mehr-

sach wandte sich Antonio an den König mit der Bitte, den Proceß nieder zu schlagen, weil er widrigenfalls zu gefährlichen Eröffnungen gezwungen sein werde. Diese Drohung fand keine Beachtung, weil man im Besitze aller Originaldocumente zu sein vermeinte. Nun schrieb Antonio seine Vertheidigung, belegte sie mit Originalschreiben vom Könige, von Don Juan d'Austria, Escovedo, Belege, welche einen tiefen Blick in das geheimste Verfahren Philipps gestatteten, so daß es eines starken Gegenbeweises bedurfte, wenn der Gefangene schuldig befunden werden sollte. Deshalb trennte der König seine Sache von der des Staats; als Verräther gegen letzteren sollte über Antonio zunächst entschieden werden und dann erst wollte der König selbst als Privatkläger auftreten. Zugleich bediente er sich auch hier der Inquisition, welche die Auslieferung des Flüchtlings verlangte, weil derselbe heimlich mit Protestanten im Einverständnisse gelebt habe.

Die an dieses Ereignis geknüpften Bewegungen in Saragossa, die gewaltsame Befreiung Antonio's aus den Händen des Glaubensgerichts, der Volksaufstand am 24. Mai 1591, die vom Justicia und der Diputacion ergriffenen Mittel, um die Fueros zu schützen — Bewegungen, welche bekanntlich den Untergang der höchsten Vorrechte Aragon's zur Folge hatten, werden in den Capiteln 11 bis 13 mit einer Lebendigkeit geschildert, die den Leser inmitten des nationalen Lebens von Aragon, seiner Verfassung, seiner Gerichtsformen versetzt. Als das königliche Heer den Ebro überschritt, flüchtete Antonio über die Pyrenäen. Zu Pau, am Hofe Katharinas von Bourbon, der Schwester Heinrichs IV. fand er die zuvorkommendste Aufnahme, während in Saragossa der

Justicia mayor unter dem Schwerte des Nachrichters endete.

Von Bearn, von wo aus er einen erfolglosen Einfall in Aragon betrieben hatte, begab sich Antonio nach Paris, wohin ihn Heinrich IV. berufen hatte. Hier gab er den Mittelpunkt des Hofes ab; Alle fesselte seine Persönlichkeit, die Erzählung seiner Schicksale, der Ruf seiner Talente. Ein vom Könige ihm angebotenes Jahrgeld schlug er aus, theils um sich nicht jeden Weg zur Rückkehr in sein Vaterland zu verschließen, theils aus Besorgnis, die Lage seiner gefangenen Familie dadurch zu erschweren. Die Flucht Antonios zu den Bourbons diente indessen der Inquisition in Saragossa als Vorwand, die Ketzerei desselben als unbezweifelt hinzustellen. In einem feierlichen Auto-da-se wurde er als hartnäckiger Ketzer in effigie verbrannt, seine Güter eingezogen, die Infamie über seine ganze Nachkommenschaft ausgesprochen.

Nicht minder wohlwollend als in Paris war die Aufnahme, welche Antonio 1592 am Hofe Elisabeths fand. Die Königin vergalt ihm, daß einst sein Vater hintertrieben hatte, daß sie, dem Wunsche ihrer Halbschwester gemäß, als Gefangene nach Castilien gesendet werde. Ihr Anerbieten, die Gemächer des königlichen Schlosses zu beziehen, schlug Antonio aus; aber den dringenden Bitten des Grafen Essex, mit ihm die Wohnung zu theilen, konnte er nicht widerstehen. Die Eleganz seines Ausdrucks, sein feines, von jeder steifen Abgemessenheit freies Wesen, die treffenden, oft beißenden Mittheilungen über den Hof in Madrid und über fast alle hervorragenden Persönlichkeiten der diplomatischen Welt Europas ergöhten Elisabeth, die ihm nur ungern 1595 die Erlaubnis ertheilte, nach Paris zurückzukehren, wo er abermahls den Gegenstand der

Aufmerksamkeiten des Königs und der Großen abgab. Seine belebte, heitere Unterhaltung im Louvre verrieth nicht, wie oft er in der Celle seines Beichtvaters über das Schicksal der gefangenen Gemahlin, der entehrten Kinder seinen Schmerz ausweinte, wie er Nächte hindurch an seine geliebte Tochter Gregoria schrieb, in der heiligen Schrift, in den Kirchenvätern Trost für sein gebrochenes Leben suchte. Der damals von ihm unter dem angenommenen Namen Rafael Peregrino (Raphael-Pélerin) abgefaßte Bericht über seine Schicksale wurde in London, Paris und Rom verschlungen, vielfach übersezt, die in ihm enthaltenen Sentenzen zusammengestellt, einzeln abgedruckt und unter dem Titel *Las sentencias doradas de Antonio Perez* verkauft.

In diesem Leben scheinbaren Glanzes und heimlichen Grames vergingen mehrere Jahre, während welcher Antonio mit seinen Freunden in England, namentlich mit Essex, in ununterbrochenem Briefwechsel stand. Da weckte der Tod Philipps II., die Gnade, welche dessen Nachfolger der gefangenen Juana und den Bürgern von Saragossa erwies, vor allen Dingen der Sturz des rachsüchtigen Vasquez, im Herzen Antonios neue Hoffnungen. Aber er vergaß, daß es leichter sei, bei Philipp III. Verzeihung zu finden, als bei der Inquisition. Seine Stellung in Paris war nicht mehr die alte; der Reiz der Neuheit war von ihm gewichen, und in gleichem Grade als Frankreichs Verhältnis zu Spanien sich freundlicher gestaltete, nahm Heinrichs IV. Theilnahme für ihn ab. Hatte der an verfeinerte Genüsse gewöhnte Antonio früher das angebotene Jahrgeld verschmäht, so lebte er jetzt in drückender Armuth. Sein einziger Trost bestand in dem brieflichen Verkehr mit Frau und

Kindern. Die Nachricht vom Tode seiner geliebten Gregoria brach sein Leben; ihm blieb nur noch der einzige Wunsch, die über seine Familie ausgesprochene Ehrlosigkeit zurückgenommen zu sehen. Nun fiel Heinrich IV. durch Meuchelmord. Antonio zählte 61 Jahr; sein ältester Sohn, Gonzalo, wandte persönlich in Rom alle Mittel an, um des Papstes Fürsprache bei der Inquisition zu gewinnen, damit der Vater auf spanischer Erde sterben könne. Letzterer lebte nur noch im Gebet; als er entschlossen war, sich in Saragossa vor das Glaubensgericht zu stellen, warf ihn Krankheit darnieder. Unter der Versicherung, stets ein treuer Diener der katholischen Kirche gewesen zu sein, ging er 3. November 1611 aus dem Leben. Französische Erde deckte seine Gebeine; am Hofe im Louvre war sein Name vergessen.

Zum Schlusse gibt der Vf. die Erzählung von der endlich durch die Söhne erreichten rehabilitacion de la memoria de Antonio Perez, eine Reihe von interessanten Briefen und Actenstücken desselben, endlich eine Abhandlung über die politische Richtung und die literarischen Leistungen des merkwürdigen Mannes. Dieser letztgenannte Abschnitt zeigt sich ungleich weniger erschöpfend als die vorangegangenen. Handelt es sich namentlich um den bedeutenden Einfluß, welchen Antonio Perez auf die Richtung der französischen Literatur ausübte, so ist dieser Gegenstand gründlicher und umfassender von Philarète Chales in der *Revue des deux mondes* und nach diesem in dem mit großem Fleiße ausgearbeiteten Werke von Puibusque (*histoire comparée des littératures espagnole et française*. Paris 1844. T. II. S. 101.) behandelt.

Hav.

B e r l i n ,

bei Dümmler 1844. *Descriptiones animalium, quas in itinere ad maris australis terras per annos 1772, 1773 et 1774 suscepto collegit observavit et delineavit Johannes Reinoldus Forster. Nunc demum editae auctoritate et impensis Academiae literarum Regiae Berolinae curante Henrico Lichtenstein. XIII und 424 Seiten in Octav.*

Obgleich in Georg Forsters Reisebeschreibung zahlreiche und wichtige zoologische Beobachtungen enthalten sind, so hatte doch die Wissenschaft von Reinhold Forsters trefflichen zoologischen Beobachtungen und Untersuchungen auf der zweiten Cookschen Reise fast keinen Gewinn. Der Unstern, welcher über dem Schicksal dieses Mannes in so manigfaltiger Weise waltete, traf auch sein naturhistorisches Diarium. Nach vollendeter Reise sollte dieses zugleich mit eigenen und seines Sohnes Georgs Abbildungen erscheinen, indes, während er diese Abbildungen verpfänden mußte, und selbige nicht wieder zurück erhielt, schien er auch nach und nach an der ferneren Ausarbeitung des Diariums die Lust verloren zu haben, und das Manuscript gelangte im Jahre 1800 in die königliche Bibliothek zu Berlin. Hier wurde dasselbe von einzelnen spätern Naturhistorikern, z. B. von Schneider bei der Bearbeitung von Blochs *Systema piscium* benutzt, wie denn auch die verpfändeten Abbildungen, welche sich später in der Bankschen Bibliothek wieder fanden, von Kul, Temminck und mehreren Andern benutzt worden sind. Es ist wahr, wäre das Werk bald nach vollendeter Reise heraus gegeben, so würde schon damals eine große Zahl von Thieren bekannt geworden sein, welche viele Decennien später von englischen und französischen Reisenden entdeckt worden sind. Aber auch noch gegenwärtig enthält das Manuscript viel Neues und Interessantes, — und so müssen wir es Herrn Lichtenstein Dank wissen, daß er nicht allein einen correcten Abdruck davon besorgte, sondern diesen auch mit mehreren wichtigen Anmerkungen bereicherte und mit einer interessanten, besonders das Schicksal des Manuscripts betreffenden Vorrede und einem den Gebrauch des Werkes sehr erleichternden Namen- und Synonymenregister begleitete. Berthold.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

76. Stück.

Den 12. Mai 1845.

H a m b u r g,

bei Friedrich Perthes 1845. Geschichte der Philosophie von Dr. Heinrich Ritter. Achter Theil. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Vierter Thl. XVI und 723 Seiten in Octav.

Dieser Band führt die Geschichte der Philosophie im Mittelalter zu Ende, d. h. bis zu dem Abschnitte, wo in der Mitte des 15. Jahrhunderts die so genannte Wiederherstellung der Wissenschaften auf die Philosophie einzuwirken begann. Die Fortsetzung des 11ten Buches beschäftigt sich mit den Arabischen Aristotelikern, deren Lehren einen bedeutenden Einfluß auf die Systeme der christlichen Theologie im 13. Jahrhundert ausgeübt haben, welche überdies wichtig sind, weil sie anfangs im Geheimen, später offenbar eine Gegenwirkung der physischen Ansicht der Dinge gegen die einseitig ethische Richtung der Theologie nährten. Die Geschichte der Arabischen Philosophie hat nur aus Uebersetzungen gezogen werden können, welche un-

streitig sehr unvollkommen sind, und nicht einmahl diese sind vollständig zur Hand gewesen. Der Vf. kann daher nicht hoffen in diesem Theile seines Werkes etwas geleistet zu haben, das nicht alsbald übertroffen und von einem glücklichern Nachfolger völlig beseitigt werden könnte: dennoch glaubt er aus mangelhaften Hilfsmitteln einen Zusammenhang in der Geschichte der arabischen Aristoteliker nachgewiesen zu haben, welcher, indem er ihren Sinn enthüllt, sie von bisheriger, unverdienter Verachtung befreien wird. Ihn zu erkennen, dazu wird die hier eingeführte Unterscheidung zwischen orientalischen und spanischen Arabern dienen. Es ist merkwürdig, daß die neuern Orientalisten fast nur den Lehren Algazel's ihre Aufmerksamkeit geschenkt haben, welcher doch nur den Verfall des orientalischen Aristotelismus bezeichnet. Die Metaphysik des Avicenna, des Averroes ist in arabischer Sprache noch nicht gedruckt, in neueren Zeiten nicht wieder übersetzt worden. Eben so steht es mit den psychologischen Schriften dieser Männer. Und doch läßt die Philosophie der arabischen Aristoteliker nur aus diesen Werken sich erkennen und auch nur aus ihnen der Skepticismus Algazel's sich erklären. Mögen unsere fleißigen Orientalisten nicht zu lange vor jenen Schätzen vorüber gehen. Zum ersten Versuche schlage ich ihnen vor die kleine Metaphysik des Averroes (epitome metaphysices) heraus zu geben und zu übersetzen, ein Werk von nicht sehr großem Umfange. Die scharfsinnigen Lehren dieses Mannes über die in der Materie liegenden Keime aller Dinge, über Früheres und Späteres, Immaterielles und Materielles, über die Einheit des leidenden und des thätigen Verstandes, über die unvergängliche Speculation auf Erden u. s. w. genauer ermittelt zu

haben, wird reichlich die Mühe verlohnen. Noch einen andern Wunsch kann ich hierbei nicht unterdrücken. Unter den arabischen Philosophen wird *Alvicebron* aufgeführt, wahrscheinlich ein verdorbener Name, ausgezeichnet durch eigenthümliche Philosophie. Seine Schrift *de forma et materia sive de fonte vitae* findet sich gewiß noch in Bibliotheken verborgen, wenn nicht im arabischen Originale, doch in Uebersetzungen. Wer sie herausgäbe, würde sich ein Verdienst erwerben. Schon eine Nachricht über sie würde mich verpflichten.

Bei den großen theologischen Systemen, welche hauptsächlich das 13. Jahrhundert hervor brachte, war Beschränkung des allzu reichen Stoffes nothwendig. Im 12. Buche habe ich mich begnügt die Systeme *Albert's des Großen*, des *Thomas von Aquino* und des *Duns Scotus* auseinander zu setzen. *Alexander von Hales*, *Heinrich von Gent*, *Bonaventura* sind nur nebenbei erwähnt worden. Der erstere könnte als Begründer der scholastischen Systeme einer sorgfältigern Beachtung werth scheinen; doch ist seine Summe erst nach seinem Tode von seinen Schülern vollendet und heraus gegeben worden, und die philosophischen Gedanken sind bei ihm nicht in gleichem Grade vorherrschend, wie bei *Albert dem Großen*. So weit ich die Werke *Heinrich's von Gent* und *Bonaventura's* habe durchsehen können, schienen sie mir von keiner entscheidenden Bedeutung für die Bewegung ihrer Zeit zu sein. Doch mögen spätere Forscher auch aus ihnen Licht über manche noch dunkle Streitpunkte dieser noch zu sehr vernachlässigten Geschichte ziehen. Mir ist es hauptsächlich darauf angekommen die allgemeinsten Züge der philosophischen Entwicklung heraus zu heben, durch welche die wissenschaftliche Bildung des Mittelalters ihre

höchste Blüte erreichte. Diese geben unstreitig die drei genannten Männer ab, deren Schriften eine so große Fülle von Gedanken enthalten, daß ich nur über die Auswahl verlegen gewesen bin. Im Einzelnen meinen Gegenstand vollständig zu behandeln habe ich nicht streben können. Theils fehlten mir dazu die Hilfsmittel, indem ich manche seltene Schriften der Scholastiker ungern entbehrt habe, theils habe ich, um die Last der Arbeit mir nicht unerträglich zu machen, mich darauf beschränken müssen die Hauptschriften aus den bändereichen Werken der Scholastiker zu lesen. Bei dem gegenwärtigen Standpunkte unserer Gelehrsamkeit schien es mir nöthig zu sein nur eine Grundlage für weitere Forschungen zu geben, und damit Andere das Mangelhafte meiner Arbeit leichter ergänzen könnten, habe ich gewissenhaft bei jedem einzelnen Schriftsteller angegeben, was ich von ihm benutzen konnte oder wollte. Mit dem 13. Jahrhundert tritt der Einfluß der Aristotelischen und arabischen Philosophie ein. Die Vorurtheile, welche über ihn verbreitet sind, mußten berichtigt werden; es war also zu zeigen, daß man den Aristoteles und die Araber im Ganzen recht gut verstand, aber auch keinesweges geneigt war weder dem einen noch den andern eine unbedingte Autorität einzuräumen. Auch wurde die Platonische Philosophie darüber nicht ganz vergessen, vielmehr gestand man ihr in wichtigen Punkten eine richtigere Einsicht vor der Aristotelischen Lehre zu; doch war das Ansehen der letztern im Wachsen und diente dazu den Gegensatz zwischen natürlicher und übernatürlicher Erkenntnis zu steigern. Durch den Einfluß der Araber wurde erst jetzt die Lehre vom intellectus infusus, doch nicht ohne Abweichungen ausgebildet. Ein glänzender Beweis, wie wenig

die Autorität der Kirche die freie Forschung ausschließen konnte, ist der Versuch des Duns Scotus in der übernatürlichen auch die natürliche Erkenntnis nachzuweisen. Doch geht dies in einem viel weitern Umfange aus der Freiheit der metaphysischen Untersuchungen in diesem Zeitraume hervor. Als Abweichungen von der systematischen Ausbildung der Theologie, welche ihn vorherrschend beschäftigten, sind noch die Lehren des Roger Bacon, des Raimundus Lullus, des Bonaventura und Meister Eckhart's in ihrer Beziehung zur Philosophie untersucht worden.

Mit dem 14. Jahrhundert beginnt der Verfall der mittelalterlichen Philosophie, von welchem das 13. Buch handelt. Nicht durch äußere Einwirkungen wurde er herbeigeführt, sondern weil die hierarchische Richtung der früheren Zeit sich überlebt hatte und jetzt nur noch in grellen Uebertreibungen gegen das Emporstreben des weltlichen Bewußtseins sich zu behaupten wußte. Daher die Maßlosigkeit, mit welcher im 14. und 15. Jahrhundert der Gegensatz zwischen natürlicher und übernatürlicher Erkenntnis geltend gemacht wurde. Ihr diente der Nominalismus dieser Zeit, welcher darauf abzweckte zu zeigen, daß wir in natürlichem Wege die Wahrheit der Dinge nicht, sondern nur Zeichen oder Erscheinungen der Dinge zu erkennen im Stande sind, daß aber die übernatürliche Erkenntnis uns alles lehrt, was zu unserm Heile dient, oft im graden Widerspruche mit den Grundsätzen des natürlichen Verstandes. Wilhelm Durand von St. Pourçain und Wilhelm Occam hoben diesen Gegensatz am schneidendsten hervor, weniger die Spätern. Bei diesen hatte sich, weil der theoretischen Vernunft alle Kraft abgesprochen wurde, die Untersuchung auf die practische Vernunft gewor-

fen, eine Richtung, welche der ethischen Natur der Kirche entsprechend schon von Duns Scotus in das hellste Licht gesetzt worden war und zu den Untersuchungen des Indifferentismus in der Freiheitslehre geführt hatte. Diese setzte Buridanus fort, welchen man fälschlich für einen Anhänger des Determinismus gehalten hat. Bei Gerson führte diese Richtung zum Mysticismus, der erst jetzt eine völlig practische Wendung nahm und von der wissenschaftlichen Forschung sich abwandte, weil der Nominalismus zu der Behauptung geführt hatte, daß die theoretische Vernunft von der übersinnlichen Wahrheit doch nichts zu erkennen vermöge. Doch blieb diese practische Richtung noch ganz in den Grenzen der kirchlichen Ascese, nur der Bildung der frommen Gesinnung zugewendet; zu einer gerechten Würdigung des weltlichen Lebens und Handelns konnten die hierarchischen Bewegungen des Mittelalters nicht gelangen. In diesem letzten Abschnitte der mittelalterlichen Philosophie ist das geistige Uebergewicht, der Fortschritt in der Entwicklung auf der Seite der Nominalisten. Daß jedoch der Realismus von ihnen keinesweges ganz verdrängt wurde, dafür steht hier zum Beweise die Lehre des Raimund von Sabunde, welcher jedoch auch zeigt, daß die feineren und gründlicheren Untersuchungen des Systems einer schwachen Wahrscheinlichkeitslehre gewichen waren und daß die practische Richtung der Kirchenlehre auch bei den Realisten den Sieg über die theoretische Forschung davon getragen hatte. Allgemeine Betrachtungen über den Gang der Philosophie im Mittelalter schließen das Buch.

Fast gleichzeitig mit diesem Theile ist der 10. Band von Neander's Kirchengeschichte erschienen, welcher einen großen Theil derselben Geschichte be-

handelt, welche im 7. und 8. Bande meiner Geschichte der Philosophie enthalten ist. Ich habe es sehr bedauert dies gründliche Werk nicht benutzen und mit den Ergebnissen meiner Untersuchungen vergleichen zu können. Verschiedenheiten der Auffassungsweise würden sich dabei heraus gestellt haben und hätten sich, wenn sie auch nicht überall zur Ausgleichung gekommen sein sollten, so besprechen lassen, daß ich der dankbaren Verehrung gegen meinen Lehrer dadurch nicht zu nahe getreten wäre.

H. Ritter.

M a i n z.

Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann 1844. Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. Von Dr Joh. Bapt. Lüft, erstem katholischen Stadtpfarrer, bischöflichem Decan und Großherzogl. Hessischem Oberschulrathe zu Darmstadt. Erster Band: Allgemeine Liturgik. XIV und 518 Seiten in gr. Octav.

Was einer Kirche das geschriebene Wort Gottes ist, und welche Bedeutung daneben die Ueberlieferung für sie hat; ob und wo sie in ihrer geschichtlichen Bildung stehen geblieben oder in ungehemmtem Fortschritte auf geschichtlichem Grunde begriffen ist; insbesondere aber wie sie sich unter den gewaltigen geistigen Bewegungen des sechszehnten Jahrhunderts verhalten hat, ob theilnehmend oder theilnahmlos, ob hingebend oder widerstrebend: das kommt nirgends deutlicher als in ihrem Cultus zur Erscheinung. Denn der Cultus ist die That ihres Glaubens, der Leib ihres Dogma, das Resultat ihrer Geschichte. Jede Liturgik oder wissenschaftliche Darstellung des Cultus einer Kirche, und zwar vom Standpuncte dieser Kirche aus, wird nun zunächst dem Interesse dieser Kirche dienen und dar-

stellen, wie sich der ursprüngliche christliche Cultus seinem ganzen Wesen, seinen dogmatischen Grundlagen und allen seinen Hauptformen nach in dieser Kirche erhalten und am vollkommensten ausgebildet hat, nicht weniger, wie er auf eine seiner Bestimmung entsprechende Weise innerhalb dieser Kirche auszuführen ist. Doch wird die Liturgik bei dieser Darstellung die Existenz anderer Cultusformen nicht ignoriren können, und dem Interesse ihrer Kirche auch nach Außen hin apologetisch dienen, mithin auch ein Wort zu den Auswärtigen reden müssen. Dazu kommt noch, daß die verschiedenen Kirchengemeinschaften nicht nur ihre gemeinschaftliche Wurzel in derselben Religion, sondern auch ihre gemeinschaftliche Bildung in derselben Kirche, und eben daher auch bis auf gewisse Abzweigungen ihre gemeinschaftliche Geschichte haben. Es wird deshalb für jede Kirchengemeinschaft nicht anders als erspriesslich sein, von den gegenseitigen Leistungen auf dem Gebiete der Liturgik Notiz zu nehmen.

Die extensive Reichhaltigkeit des katholischen Cultus zeigt sich nicht nur in seiner reichen liturgischen Literatur, sondern auch in dem Umfange, den eine wissenschaftliche Darstellung desselben erfordert, um ihrer Aufgabe zu genügen. Von der vorbezeichneten Liturgik des Hrn Dr Lüft enthält der erste Band auf 518 Seiten nur die Einleitung und erste Abtheilung der allgemeinen Liturgik, nämlich die allgemeinen Grundlagen und Principien des katholischen Cultus, deren zweite Abtheilung, die einzelnen allgemeinen Bestandtheile und Formen des Cultus enthaltend, im zweiten Bande, die Vollendung des Ganzen aber in drei Bänden versprochen ist.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

77. 78. Stück.

Den 15. Mai 1845.

M a i n z.

Schluß der Anzeige: 'Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. Von Dr. Joh. Bapt. Lüst.'

Nach dem vorliegenden ersten Bande zu urtheilen, ist diese Liturgik, sowohl durch die Fülle des zusammengestellten liturgischen Stoffes, als durch die wissenschaftliche Vermittelung und Auffassung desselben, nicht bloß eine namhafte Vermehrung, sondern auch eine wirkliche Bereicherung der bezüglichen Literatur. Es ist nicht die Absicht dieser Anzeige, dieses Urtheil durch eine ausführliche Relation des Inhalts zu erweisen. Von einem anderen kirchlichen Standpunkte aus beschränkt sich das Interesse auf diejenigen Partien eines solchen Werkes, die auf der Seite kirchlicher Differenz liegen und am deutlichsten den Geist bezeugen, der durch das Ganze waltet. Für einen Anhänger des protestantischen Cultus möchte es aber wohl in einer wissenschaftlichen Darstellung des katholischen Cultus kaum eine interessantere

Partie geben, als die, welche das Verhältnis desselben in seiner durch das Tridentinum fixierten Gestalt zu den urchristlichen Cultus = Elementen und Formen behandelt. Beruft man sich hier und ohne Weiteres nur auf die Tradition, wie Tertullian von den Tauf- und Abendmahlsgewohnheiten sagt *de coron. milit. c. 4: Harum et aliarum hujusmodi disciplinarum si legem expostules scripturarum, nullam invenies. Traditio tibi praetenditur auctrix, consuetudo confirmatrix, fides observatrix* —, so beurkundet sich damit doch innerhalb der katholischen Kirche ein ganz anderer Geist als der, welcher den Nachweis versucht, daß die katholische Kirche nicht nur alle Elemente des urchristlichen Cultus sich angeeignet und in sich bewahrt habe, sondern daß in ihr auch die augenfällige Erweiterung des Cultus über das Maß des urchristlichen hinaus nur durch Ausbildung und Vervollkommnung der urchristlichen Cultuselemente geschehen sei. Der Geist, der diesen Nachweis versucht, hat die Hauptaufgabe wissenschaftlicher Darstellung des katholischen Cultus erkannt. Denn die Lösung dieser Aufgabe würde nicht nur die glänzendste Apologie des katholischen, sondern zugleich auch die schlagendste Confutation des protestantischen Cultus sein. Sehen wir, welcher Geist uns in dem Werke des Hrn Dr Lüft begegnet! Bei der Darstellung der allgemeinen Grundlagen und Principien des katholischen Cultus wird von dem Begriff des Cultus im Allgemeinen ausgegangen, das Verhältnis desselben zur Religion bestimmt, als Grundgedanke aber des christlichen Glaubens und Lebens die Erlösung durch Christus, so wie als Grundbedingung zur Erlangung der Gnade und Frucht der Erlösung die innige Gemeinschaft mit Christus hervorgehoben.

‘In diese innige Gemeinschaft mit Christus — sagt der Hr Verf. — Kommen wir zunächst durch den Glauben, der in der Liebe thätig ist, durch das gottselige christliche Leben, indem Christus, sein Gehorsam, sein Leben, der Geist seines Opfers in uns Gestalt gewinnt; ferner durch das Gebet; auf eigenthümliche und reale Weise aber durch die christlichen Heilsgüter, die Sacramente, und vorzugsweise durch das große Sacrament, die Feier der Eucharistie.’ Noch bestimmter tritt die katholische Anschauung hervor nicht sowohl in der der Kirche vindicirten Bestimmung für die Erhaltung und Fortführung des Werkes Christi, als in der Darstellung der Kirche selbst, als eines großen, göttlich geordneten Organismus, ‘in welchem die einzelnen Glieder, die Gläubigen, unter ihrem sichtbaren Oberhaupte zu einer großen Gemeinschaft vereinigt sind, von der Christus das unsichtbare Haupt, und der heilige Geist die alles belebende Seele, die Liebe aber das bindende Princip des Ganzen ist.’ Weil nun die Kirche die angegebene Bestimmung durch den Cultus als eines ihrer wesentlichsten Institute erfüllt, so werden zunächst die Elemente des urchristlichen Cultus, wie er sich durch Christus und die Apostel gestaltet hat, zusammengestellt. Daß sich aber hier neben Gebet und Gesang, Vorlesung der heiligen Schrift und Predigt, Taufe und Abendmahl, auch, und mit beständiger Hinweisung auf die bezüglichen Schriftstellen, die unterschiedenen Gebehrden des Gebets und der Anbetung, die Segenspendung und Handauslegung, die Würde und Heilighaltung des Gotteshauses, die feierliche Erleuchtung des Versammlungsraumes u. a. m. zusammengestellt finden, und eben so die Anordnung eines besonderen Priesterthums, das heilige Abendmahl als Repräsentation des als

Opfer für uns hingegebenen Christus, ja als Opfer im eigentlichsten Sinne, als Gipfel- und Mittelpunkt des Gottesdienstes, ferner die Firmung u. a. m. aus der Schrift zu erweisen versucht wird: das ist als bloßer, ja selbst als mißlungener Versuch, doch ein erfreuliches Zeugnis erkannter Nothwendigkeit, den Cultus der kathol. Kirche seinen Grundlagen nach aus der Schrift zu rechtfertigen. Wie daher durch eine sorgfältige, citatenmäßige Zusammenstellung der Elemente des urchristlichen Cultus eine Gesamtanschauung desselben erzielt wird, so tritt für die nachfolgende Darstellung der Geschichte des christlichen Cultus die Aufgabe hervor, die weitere Ausbildung desselben durch die Kirche als auf dem Grunde seines urchristlichen Daseins nachzuweisen. Der erste Zeitraum dieser Geschichte von dem apostolischen Zeitalter bis auf Gregor d. Gr. umfaßt die allmähliche Ausbildung des Cultus. Die ältesten Zeugnisse über den Cultus werden hier ausführlich behandelt, weil sie mit den biblischen Zeugnissen für die ganze folgende Geschichte desselben die Grundlage bilden. Hatte sich der Cultus bereits nach allen seinen Theilen sehr manigfaltig unter dem äußeren Druck ausgebildet, so trat mit der Erlangung äußerer Freiheit und freier Oeffentlichkeit durch Constantin d. Gr. ein neues Entwicklungsmoment ein zu reicherer Ausbildung desselben, namentlich in seinen äußeren Formen und Hilfsmitteln, wodurch er ein um so viel glänzenderes Aussehen gewinnen mußte. Mit dem Eintritt des zweiten Zeitraums von Gregor d. Gr. bis auf das Concilium zu Trient hatte, wie der Hr Verf. bemerkt, das kirchliche und christliche Leben alle Situationen durchlaufen, die zur Gestaltung des Cultus eine wesentliche Beziehung darbieten kön-

nen. Drei Jahrhunderte lang hatte man nach seinen inneren, gleichfalls drei Jahrhunderte nach seinen äußeren Beziehungen hin seiner freien Entwicklung Raum gelassen. Jetzt war es nöthig, demselben eine stehende Form zu geben, das, was allen Liturgieen gemeinsam und echt christlich war, beizubehalten und das Ganze abzurunden und auszugleichen. Diese endliche Hauptrevision der Liturgie wurde durch Gregor d. Gr. vorgenommen. So entstand das Gregorianische Sacramentarium oder die römische Liturgie, deren allgemeine Einführung im Abendlande die Einheit des Cultus erzielte. Die Darstellung der Schicksale des christlichen Cultus durch das Mittelalter hindurch leitet der Hr Verf. mit der Bemerkung ein, daß diese als eintretende Modificationen, welche theils in der fortschreitenden Entwicklung der Kunst, theils in der Eigenthümlichkeit und dem Bedürfnisse des kirchlichen Lebens, theils auch in der Natur der Sache ihren Grund hatten — nicht von kirchlichen Bestimmungen, sondern vom kirchlichen und Volksleben von selbst ausgingen. Daß sie 'Schicksale' genannt werden, klingt doch fast wie eine Klage der Kirche über sie und wie ein theilweises Zugeständnis der Anklage von protestantischer Seite. Auch in einer vom katholisch kirchlichen Standpunkte geschriebenen Geschichte des Cultus während des Mittelalters ergibt sich die Nothwendigkeit der Reformation, selbst dann, wenn Ausschweifungen, wie die mittelalterlichen Narrenfeste, als solche erwiesen werden, die keinesweges dem Gebiete des Cultus angehören. Wenn an die Stelle der wirklichen die s. g. geistliche Communion trat; wenn es Gebrauch wurde, dem Volke das Abendmahl unter einer Gestalt zu reichen; wenn die Privatmessen in solchen Mißbrauch ausarteten, daß ein

und derselbe Priester mehrere, ja bisweilen fünf-, sieben- und gar neunmahl das heilige Opfer darbrachte — so war das und Anderes doch nichts weniger als Ausbildung des urchristlichen Cultus auf dem Grunde seines ursprünglichen Daseins. So viel Wahres und Treffendes der Hr Vf. auch sowohl gegen eine einseitige Auffassung und Uebertreibung der Schattenseiten des mittelalterlichen Cultus, als zur Erinnerung an das Gute, Schöne und Große vorbringt, das uns auf dem Gebiete des Cultus jener Zeit und in seinem Gefolge begegnet; die Nothwendigkeit einer durchgreifenden und nachhaltigen Verbesserung, oder vielmehr Herstellung des Cultus in seiner ursprünglichen Reinheit ergibt sich ihm unwidersprechlich. Er findet diese Reformation durch das Concilium zu Trient vollzogen, indem dasselbe auf der einen Seite die durch die Protestanten angefochtenen oder verworfenen Institute und Grundlehren des christlichen (katholischen) Cultus neu begründete und bestätigte, auf der anderen Seite aber mit eben so entschiedenem Ernste aller willkürlichen und abergläubischen Beimischung und allen Mißbräuchen entgegen, befahl, sich an den allgemeinen kirchlichen Cultus streng zu halten, das Volk darüber gründlich zu belehren, und denselben im Geiste der Kirche würdig zu verwalten. Läßt es sich nun auch nicht wohl in Abrede stellen, daß das Concil eine für den Cultus beziehungsweise reformatorische Thätigkeit entwickelt hat, so hat es doch im Großen und Ganzen nicht reformiert, ja durch seine gegenreformatorische Tendenz gegen eine aus dem Schrifte hervorgegangene und ihm zuvorgekommene Reformation den mittelalterlichen Cultus nicht bloß restauriert, sondern auch fixiert. So wenig aber der katholische Cultus in seiner durch das Tridenten-

tinum bestimmten Gestalt sich am Schriftworte als eine reine und völlige Ausbildung des urchristlichen Cultus rechtfertigen kann, so wenig vollzieht sich die geschichtliche Fortentwicklung des christlichen Cultus innerhalb der christlichen Kirche auf Seiten der katholischen Kirche. Sie hat an ihrem Cultus ein Gewordenes und in sich Abgeschlossenes; die protestantische Kirche ein auf dem Grunde des urchristlichen Gewordenes, werdendes und sich zu weiterer Ausbildung Erschließendes. S—a.

P o t s d a m ,

bei Ferdinand Riegel. Elemente der Arithmetik und Algebra in System, Commentar und Anwendungen als Lehr- und Übungsbuch für die mittleren Classen höherer Lehranstalten und zum Gebrauch für Hauslehrer und beim Selbstunterricht dargestellt von Focke Hoissen Müller, Doctor der Phil. und K. Professor am Gymnasium zu Brandenburg a. d. H. 1. Thl. 1839. 2. Thl. 1841.

Indem wir hier ein Werk zur Anzeige bringen, wovon der erste Theil schon vor sechs, der andere vor vier Jahren veröffentlicht worden, müssen wir unser Bedauern aussprechen, nicht bereits früher mit demselben bekannt geworden zu sein. Unter den Lehrbüchern der mathematischen Elemente, welche seit längerer Zeit erschienen sind, möchten wenige im gleichen Maße eine allgemeinere Aufmerksamkeit und namentlich in diesen Blättern eine ausführlichere Besprechung verdienen. Sein Verfasser gehört zu den Schülern jenes geistvollen Lehrers der Georgia Augusta, der für das Studium der mathematischen Wissenschaften an derselben eine beispiellose Theilnahme zu erregen wußte, und mit Vergnügen begegnet man in der Schrift, welche

uns hier dargeboten wird, den in Thibauts anziehenden Vorträgen ausgestreueten Ideen, jedoch in so eigenthümlich ausgeprägter Fassung und practischer Durchbildung, daß man bald inne wird, wie man es hier mit einem durchaus selbständigen Bearbeiter der Wissenschaft zu thun hat. Ueber das Verhältnis, in welchem das dem theoretischen und practischen Unterricht gewidmete Lehrbuch zur Wissenschaft stehen und inwieweit es sich deren strengeren Anforderungen entziehen soll, um seiner eigentlichen Aufgabe und Bestimmung zu genügen, spricht sich die Vorrede des Buchs mit eben so viel Klarheit als pädagogischer Einsicht aus. Sie rechtfertigt damit zugleich die vom Verfasser vorgenommene Sonderung des Inhalts in dreierlei Bestandtheile, in System, Commentar und Anwendungen. Das erstere, als Gesamtheit der zu einer wissenschaftlichen Einheit verbundenen Sätze, das eigentliche Lehrobject, hat das Buch im Wesentlichen mit andern bessern Schriften seiner Art gemein; der Commentar dagegen ist das ihm (wenigstens in solcher Ausdehnung) Eigenthümliche, worin wir hauptsächlich den besondern Werth des vorliegenden Lehrbuchs anzuerkennen haben. Er besteht nach des Verf. eigenen Worten 'in einer fortlaufenden Besprechung über das System und dessen einzelne Sätze, dazu bestimmt, das Verständnis des Einzelnen und die Einsicht in dessen organische Verzweigung und Gliederung zu erleichtern, in Vor- und Schlußbemerkungen, die Ausichten eröffnen, Rückblicke veranlassen, in Beispielen zur Erläuterung und Fragen zur Anregung eigener Thätigkeit und selbständigen Fortschritts. Man hat sich mit andern Worten darunter erweiterte Scholien zu denken, deren Aufgabe es ist, die Gedankenentwicklung, die eigentliche Ge-

neß der einzelnen Sätze im Systeme nachzuweisen. Solche Scholien treten zu den Definitionen und Voraussetzungen in ein Verhältnis, wie es die Demonstrationen zu den Lehrsätzen und Aufgaben haben.' Zu bedauern ist, daß die Rücksicht auf den Preis des Buchs den Verf. bewogen, mit manchem schon Aufgenommenen namentlich auch historische Notizen über Bord zu werfen, da gerade diese vielen Lesern höchst willkommen gewesen sein würden, wie sie z. B. in Egen's Handbuch der allgemeinen Arithmetik eine sehr schätzbare Zugabe bilden.

Mit dem vollsten Rechte erklärt der Verf., 'bei einer kritischen Durchmusterung des Vorhandenen sich aufs entschiedenste genöthigt gesehen zu haben, von einem System abzuweichen, das seit Nothe in Aufnahme gekommen, auf dem Standpunkte des Kantischen transcendentalen Schematismus erwachsen, die Zahl zum bloßen Schema der auf das Continuirliche eingeschränkten Quantität herabsetze und durch Aufhebung des Gegensatzes zwischen discreten und continuirlichen Größen so wie durch einige geschickt vereinfachte Mechanismen allerdings dem Denken viele Mühe erspare und sich den Beifall der Menge, namentlich in den Regionen des populär Practischen zu erwerben gewußt habe.' Für nur wenige Leser wird die Notiz erforderlich sein, daß hier kein anderes als das berühmte Dhm'sche System gemeint ist, dessen mechanische Methode nicht verfehlt hat in unsern Tagen einen ansehnlichen Kreis von Anhängern zu gewinnen. Solchem Verfahren gegenüber, unter welchem die Wissenschaft zu einem Complex von Theoremen und Corollarien (nach Weise der Euclidischen Elemente), zu einem regelrechten Mechanismus erstarrt, erscheint die Behandlung, welche

ihr von unserm Verf. widerfährt, im Gegentheil als eine wahre Flüssigmachung des in systematischer Vereinzelnung dargebotenen Stoffes. Dabei verfährt er eben so naturgemäß als wissenschaftlich, indem er seine Betrachtungen stäts mit dem concreten Falle anhebt, vom Einfachsten ausgeht, um sich erst allmählich zum Allgemeinen zu erheben. Sehr bestimmt spricht er sich in dieser Beziehung durch Aufstellung folgender Vorschriften aus (Th. II, S. 239): '1) Man mache sich an Beispielen vertraut mit der Bedeutung jedes neuen Zeichens und Kunstausdrucks noch bevor von demselben Gebrauch gemacht wird. 2) Man suche sich die Vorstellung von dem Inhalt jedes neuen Satzes noch vor dem Studium seines Beweises möglichst geläufig zu machen, indem man an einfachen Einzelfällen seine Probe macht. — Jede solche Probe ist eine Erfahrung, und aufmerksam angestellte Proben führen oft den Anfänger auf den Weg, den der Beweis einzuschlagen hat. 3) Man beweise Lehrsätze nicht sofort in der Allgemeinheit, wie sie die Theseis aufstellt, sondern bereite sich zu dem allgemeinen Beweise durch Beweise von Specialfällen vor. — Indem man so überall von dem Einzelnen durch das Besondere zum Allgemeinen aufsteigt, fürchte man nicht, einen Umweg zu machen; es ist der kürzeste Weg, wenn man mehr erreichen will, als ein bloßes Auswendigwissen der Sätze und Beweise, das oft nur an äußerlichen Merkmalen der Zeichensprache haftet. 4) Um aber über dem Einzelnen nicht die Gesamtheit zu verlieren, bilde man namentlich am Schluß einzelner Abschnitte summarische Uebersichten, in welchen die allgemeinen Hauptsätze hervor gehoben werden.' Wir haben geglaubt, diese vom Verf. aufgestellten Grundsätze hier ausdrücklich hervor heben

zu müssen, sowohl weil sie sehr bestimmt sein Lehrverfahren und den in seinem Lehrbuche beobachteten Gang bezeichnen, als auch weil sie den entschiedenen Gegensatz jener neuerdings beliebt gewordenen Verfahrungsweise bilden, nach welcher man — um ja recht wissenschaftlich und unpädagogisch zu verfahren — von vorn herein in möglichster Allgemeinheit auftritt und die Arithmetik zu einem regelrechten Spiele mit Zeichen macht, bei denen auch nicht entfernt an einen bestimmten Inhalt gedacht werden soll. Solcher Ansicht gegenüber, welcher sie nur als ein Formalismus von Operationen an inhaltslosen Symbolen gilt, dringt unser Verf. vielmehr unaufhörlich auf genaue Beachtung des Inhalts dieser Symbole, auf die Verbindung bestimmter Vorstellungen mit der angewandten Bezeichnung; ja er verschmäht nicht, auf die unmittelbare Anschauung an einer Reihe von Beispielen zurück zu gehen, um zu zeigen, wie wir in der Zahl nichts anders als die vermittelnde und präcise Darstellung eines realen Inhalts haben, woraus sich dann sofort ergibt, daß die Zahlenlehre zugleich zur Größenlehre wird, und nicht etwa ein specifischer Unterschied zwischen beiden zu suchen ist.

Auf den Inhalt des Buches selbst specieller einzugehen müssen wir fast Bedenken tragen. Dem Sachkundigen wird schon der Titel sagen, was er hier zu erwarten hat, namentlich wenn er denselben durch den Zusatz 'und die oberen Classen' ergänzt, ein Zusatz, der freilich so wesentlich ist, daß wir nicht begreifen, wie der Verf. diese Auslassung hat übersehen können. Im ersten Theile schließt die Arithmetik mit der Wurzelauziehung ab, und von der Algebra sind hier die Gleichungen des ersten Grades (mit einer und mehreren unbe-

kannten Größen) so wie die quadratischen Gleichungen aufgenommen. Der zweite Theil umfaßt die Potenzen und Logarithmen, die Differenz- und Factorenreihen, die Kettenbrüche, die Syntactik (Combinationslehre) und Reihenentwicklung; aus der Algebra noch die Gleichungen des dritten und vierten Grades, die unbestimmten Gleichungen vom ersten und zweiten Grade, und endlich die Auflösung reeller numerischer Gleichungen überhaupt. Wie sehr der Verf. bemüht gewesen, für den vorausgesetzten Standpunct der Schüler jedesmahl das relativ Beste zu geben und dabei die neuesten Fortschritte der Wissenschaft zu beachten, gibt sich durchgängig zu erkennen, und gerade in der größtentheils sehr gelungenen, eben so faßlichen als gründlichen Darstellung beurkundet sich sein bedeutendes Lehrtalent. Um dieses vollständig zu würdigen, muß man indessen erst selbst durch langjährige Erfahrung die wahren Bedürfnisse der zu unterrichtenden Jugend, ihre allmählich wachsende Fähigkeit für das volle Verständniß mathematischer Lehren und die rechten Mittel, ihr Interesse anzuregen, erkannt haben. Dann wird man namentlich auch die Anhänge zu schätzen wissen, in denen das Müllersche Lehrbuch nicht allein einen reichen Stoff zu den so unumgänglich nöthigen Uebungen mittheilt, sondern zugleich auf so manche interessante Betrachtungen näher eingeht, die als weitere Ausführungen und Ergänzungen des Systems anzusehen sind. Daß wir in einem Buche, welchem wir im Allgemeinen unsern vollen Beifall auszusprechen uns gedrungen fühlen, auch Einzelnes gefunden, was uns weniger befriedigt oder zugesagt hat, ist wohl sehr natürlich; doch betrifft diese Divergenz im Grunde nur Nebenpuncte. So müssen wir das S. 35 (Th. II) angegebene Verfahren für

die approximative Bestimmung des Logarithmus einer gegebenen Zahl als völlig unpractisch mißbilligen und auf das von C. G. Fischer angegebene verweisen, bei welchem nicht von unausführbaren Potenzierungen die Rede ist. In der Combinationslehre würden wir das Variieren als das Einfachere dem Combinieren vorangehen lassen, wodurch namentlich die Bestimmung der Anzahl von Combinationsformen sehr erleichtert wird; in der Reihenentwicklung die logarithmische Reihe als identisch mit dem Modulus der Exponentialreihe nachgewiesen haben, statt sie durch die (von dem Verf. übrigens sehr consequent angewandte) Coefficientenbestimmung abzuleiten. Unbefriedigend erscheint uns, was (S. 189) über den Sinn der höheren Analysis gesagt wird. Andeutungen 'für diejenigen berechnet, die zu ihrem Studium nicht gelangen, und geeignet, die so natürliche Wißbegierde derselben einigermaßen zu befriedigen,' können nach unserer Ueberzeugung nur mit Hilfe geometrischer Betrachtungen ihren Zweck erreichen und an anschaulichen Objecten ihre nöthige Deutlichkeit gewinnen. Wie bei mancher andern Partie des mathematischen Unterrichts wird man auch hier den historischen Gang der wissenschaftlichen Entwicklung sich am zweckmäßigsten für den Gang der Belehrung zum Muster nehmen.

H.

H. E.

B e r l i n.

Verlag von Hermann Schultze 1844. Der ungenährte graue Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des

alten Drucks, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen. XXIX und 122 Seiten in Octav.

Diese alte Dichtung dürfte bei dem Zeitinteresse, welches sie durch ihren Inhalt hat, vielleicht einen größeren Kreis von Lesern finden, als manche andere mittelhochdeutsche Poesien von einem ungleich höheren Kunstwerthe; sie zieht indessen noch mehr durch die Eigenthümlichkeit der ihr zum Grunde liegenden Sage und durch ihre Bedeutung für die Geschichte der ältern deutschen Nationaldichtung die Aufmerksamkeit auf sich. So wie wir das Gedicht jetzt lesen, enthält es eine sonst in anderer Fassung bekannte Legende, die hier in zwei Haupttheile zerfällt. Der erste Theil berichtet uns die Urgeschichte des heiligen Rockes. Maria spann ihn aus Lammswolle, St. Helena wirkte ihn auf dem Selberge, Christus zog ihn sogleich an. Nach der Kreuzigung erhielt ein alter Jude von Herodes den Rock für seine 32jährigen Dienste, konnte aber die Blutsflecken nicht heraus waschen, worauf Herodes gebot ihm den Rock aus den Augen zu schaffen, und dieser in einem Steinsarg ins Meer versenkt ward. Diesen trieben die Wogen, bis ein Siren ihn aufbrach und den Rock drei Tage weit auf einen Strand trieb, wo er neun Klaster tief bis ins neunte Jahr lag. Da findet ihn der (auch in andern deutschen Gedichten erwähnte) Pilger Tragemund, der 72 Königreiche kannte, auf dem Wege nach Cyprien. Weil auch er das Blut nicht auswaschen kann, erkennt er den Rock des Heilandes und wirft ihn wieder ins Meer. Da verschlingt ihn ein Wallfisch und trägt ihn acht Jahre lang in sich. Hier hat, wie in dem Gedichte selbst B. 64 bemerkt wird, das erste Buch ein Ende.

Der zweite Theil hat einen andern Charakter.

Hier wird uns erzählt, wie Drendel, der Sohn des Königs Sigel von Trier, mit 72 Schiffen eine Fahrt über das Meer unternahm um Frau Breide die Königin des heiligen Grabes, die schönste aller Frauen zu erwerben. Er leidet Schiffbruch, findet Aufnahme bei einem Fischer, erwirbt den heiligen Rock und verrichtet mit demselben angethan viele tapfere Thaten, wodurch er Frau Breide und das heilige Grab gewinnt. Darauf zieht der Held auf die Mahnung eines Engels zum Kampfe gegen die Heiden vor Trier, läßt dort, wieder auf die Erinnerung eines Engels, den heiligen Rock zurück, der in einen Steinsarg eingeschlossen wird, und stirbt zuletzt nach manchen neuen Kämpfen im heiligen Lande selig.

Dieser zweite Theil des Gedichts scheint ursprünglich eine altnationale, für sich bestehende deutsche Heldensage gewesen zu sein, die erst später mit der Geschichte des heiligen Rockes in Verbindung gesetzt ward. Denn die Vorrede des Heldenbuches, welche bekanntlich eine kurze Uebersicht über die deutsche Heldensage gibt, nennt den König Drendel von Trier den ersten Helden, welcher je geboren ward, und berichtet die Ereignisse seiner Brautfahrt fast eben so, wie unser Gedicht, stimmt aber doch nicht (wie der Herausgeber S. v meint) ganz mit demselben, weil sie Drendel in Trier sterben und begraben sein läßt, und namentlich weil hier der heilige Rock gar nicht erwähnt wird. Diese ursprünglichere Erzählung drehte sich also hauptsächlich um eine Brautfahrt, wie solche auch in andern deutschen Heldensagen in sehr ähnlicher Weise sich wiederholen. Und in der That zeigt auch die Geschichte des Königs Drendel nach unserm Gedichte so viele andere gleiche Züge mit deutschen Sagen, sie erwähnt namentlich, was auch der Herausgeber bemerkt hat, so manche Na-

men, welche auch in den deutschen Nationalepen erscheinen, daß wir kein Bedenken tragen die Grundlage derselben mit den Erzählungen von Siegfried, Ottnit, Hugdietrich in eine Reihe zu stellen und eben so wenig bezweifeln, daß ihr Ursprung noch in die Zeiten des Heidenthums hinaufreicht.

Der Name Drendel ist ohne Zweifel ein altdeutscher und gehört der Mythologie an, da ein Riese Dervandill in einer bekannten Erzählung von dem Gotte Thörr erscheint (S. J. Grimm d. Mythol. S. 348. Uhlund der Mythus von Thörr S. 47 f.). Eigel, der Name von Drendels Vater, lebt noch jetzt in den Eigelsteinen in der Rhein- und Moselgegend, dem ursprünglichen Lokale unserer Sage, und denselben Namen führte der Bruder des bekannten mythischen Schmiedes Wieland. Zudem erscheinen Riesen und Zwerge, diese heidnischen Wesen, welche so häufig in der deutschen Heldensage auftreten, auch in unserer Erzählung unverhohlen, und ganz besonders ist noch der charakteristische Zug hervor zu heben, daß Drendel durch den heiligen Rock unverwundbar wird, wie Siegfried durch seine Hornhaut, wie Wolsdietrich durch S. Georgs Hemde. Die Sage verwandelte ohne Zweifel mit der Zeit das unverwundbar machende Gewand in den ungenähten Rock Christi und verband sich auf solche Weise mit dieser Legende, wodurch sie zugleich ihre christliche Färbung erhielt. — Eine solche Umwandlung einer deutschen Nationalsage in eine Legende ist in der Geschichte unserer Dichtung nicht unerhört; sie zeigt sich auch in dem Leben des heiligen Oswald, welches ganz ähnlich auf die Verschmelzung einer Legende mit einer sagenhaften Brautfahrt beruht, die sich insbesondere eng an das Gedicht von Ottnit anschließt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

79. Stück.

Den 17. Mai 1845.

B e r l i n .

Schluß der Anzeige: 'Der ungenähte graue Rock Christi. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des alten Drucks, herausgegeben von Friedrich Heinrich von der Hagen.'

Wann diese Veränderung unserer Sage eingetreten ist, läßt sich nicht genau ermitteln; das Gedicht selbst gehört allem Anscheine nach noch dem zwölften Jahrhundert an. Der Herausgeber setzt S. XIX die Abfassung desselben um das Jahr 1300, indem er sich besonders auf die zweideutige Erscheinung des Tempelherrn stützt, welche der Verfasser gegen den christlichen König Drendel feindlich auftreten läßt; und allerdings scheint selbst die Sprache des Gedichts, namentlich wie sie in der Handschrift vorliegt, einer spätern Zeit, dem vierzehnten, ja selbst dem funfzehnten Jahrhundert anzugehören. Aber wenn wir B. 3711 den Reim vorderöst: tröst lesen, die häufig ungenauen Reime und den Charakter des Versbaues überhaupt in

Erwägung ziehen und noch dazu bedenken, daß der Anfang des Gedichts fast wörtlich mit einem andern des zwölften Jahrhunderts (die Zeichen des jüngsten Tages in der Zeitschrift für deutsches Alterthum I, 117) stimmt, so wird unsere obige Zeitbestimmung nichts gegen sich haben, wenn auch wohl zugegeben werden muß, daß die Handschrift des Gedichts im funfzehnten Jahrhundert mehrfache sprachliche Aenderungen erlitt, während der alte Druck (vom Jahre 1512) der ursprünglichen Gestalt getreuer bleibt. Daß das Gedicht in das zwölfte Jahrhundert gehört, hat schon W. Wackernagel (in Hofmanns Fundgruben I, 213) gesehen; indessen hat der Herausgeber auf diese Ansicht keine Rücksicht genommen.

Der Verfasser dichtete, weil er sich mehrere Male auf ein Buch oder auch auf ein Lied beruft (S. XXI der Vorrede), nach einer ältern Grundlage, weshalb in Frage kommt, welcher Art dieselbe war. Unserer Ansicht nach hat sich das Gedicht auf alten Volksesängen vom König Drendel aufgebaut. Denn der volksmäßige Ton der Erzählung zeigt sich in der kurzen, eben nur die Hauptpunkte berührenden Darstellung, in der dramatischen Lebendigkeit, welche an manchen Stellen hervor tritt, in den formelhaften Beiworten und den häufig wiederkehrenden epischen Wendungen, welche zum Theil an den Ton des Nibelungenliedes erinnern. Zudem sind die kurzen Reimpaare des Gedichtes so gebaut, daß mit jedem der Sinn gewöhnlich auf eine gewisse Weise abgeschlossen ist, — eine Weise, die in der Kunstpoesie bekanntlich ungewöhnlich, in der Volkspoesie dagegen ganz hergebracht ist — und es leuchtet durch diese kurzen Reimpaare noch durch, daß, wie der Herausgeber richtig bemerkt, die ältere Grundlage der Dichtung

in der volksmäßigen Strophe von vier Kurzzeilen oder zwei Langzeilen abgefaßt war.

Wir wollen versuchen dem Ursprunge unsers Gedichtes noch etwas näher zu kommen. Erwägen wir das Unbeholfene der Darstellung und die allem Anscheine nach ziemlich willkürliche Behandlung der Sage, so rechtfertigt sich die Vermuthung, daß wir hier das Werk eines fahrenden Volksängers des zwölften Jahrhunderts vor uns haben. In dieser Zeit, welche eben sowohl die Uebergangsperiode zu der Blüte des deutschen Nationalepos als zu der ritterlichen Kunstdichtung des dreizehnten Jahrhunderts ist, muß die Poesie der fahrenden Sänger ganz besonders in Ausnahme gewesen sein. Damahls wurden Salmân und Morolt und König Ruother, wie Lachmann erwiesen hat, von fahrenden Leuten verfaßt, und die dem zulezt genannten Gedichte zum Grunde liegende Sage wurde, wie der nicht ganz entsprechende, aber echtere Bericht der Bilkinasaga zeigt, gleichfalls ziemlich willkürlich geändert. Eben so scheint das schon erwähnte Gedicht von Dswald in der von Ettmüller heraus gegebenen Gestalt einem fahrenden Volksänger anzugehören. Auch dieses hat augenscheinlich eine ältere strophische Grundlage und ist in seinem ganzen Tone der Legende vom heiligen Noth so ähnlich, daß man selbst vermuthen möchte, der Dichter des heiligen Dswald und derjenige, welcher die Geschichte des Königs Drendel sang, seien eine Person gewesen, wenn nicht anzunehmen stände, daß der Charakter volksmäßiger Poesieen sich nothwendig ähnlich sein muß.

Daß der Dichter des Drendel ein Fahrender war, ergibt sich außerdem aus der Art, wie er B. 1359 f. die varnde diet auftreten läßt. Auch pflegt er, ähnlich wie der Verfasser des Morolt,

bei besonders gefährlichen oder bedenklichen Situationen sich an die Hörer zu wenden und ihren Rath zu verlangen. Vergl. B. 1155, 2489 f.

Die vorliegende Ausgabe soll einen meist buchstäblichen Abdruck der Handschrift mit den nöthigen Berichtigungen und Ergänzungen aus dem alten Drucke enthalten. Die inconsequente und oft fehlerhafte Schreibweise ist beibehalten, eben so ist auch die Schreibweise des aus dem alten Drucke Aufgenommenen nicht geändert und dieses nur durch runde Klammern kenntlich gemacht, während eckige Klammern das in dem alten Drucke Fehlende oder das in solchen Ergänzungen Ueberflüssige bezeichnen. Außerdem ist ein Verzeichniß der abweichenden Lesarten angehängt. Diese Vermischung von zwei verschiedenen Texten hat ihre Uebelstände. Besser war es jedenfalls den alten Druck, der am wenigsten überarbeitet ist, zum Grunde zu legen, diesen, so weit es möglich war, zu verbessern und unter dem Texte die Abweichungen der stärker überarbeiteten Handschrift zu bemerken.

W. M.

U t r e c h t,

gedruckt bei N. van der Monde 1844. Disputatio literaria, qua examinatur, quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam mores ac studia immutanda, quam . . . pro gradu doctoratus . . . examini submittit Theodorus Carolus Matthaeus von Baumhauer, Bruxellensis. XII u. 182 S. in Octav.

Wem der Gegenstand dieser Abhandlung vielleicht erschöpft und verbraucht erscheinen sollte, wird den fleißigen Verfasser jedenfalls damit entschuldigen müssen, daß derselbe von der philosophi-

schen Facultät als Preisfrage aufgegeben war; doch können wir auch dieser keinen Vorwurf daraus machen, wenn sie ihre Jünger auf die Forschungen, welche die letzten Decennien bei uns über diesen Gegenstand hervor gerufen haben, hat aufmerksam machen und zu deren Prüfung und Zusammenstellung veranlassen wollen; und in diesem Sinne dürfen wir die vorliegende Schrift auch dem deutschen Gelehrten von der besten Seite empfehlen. Der Verfasser stellt sich ganz auf den heutigen Standpunct der Wissenschaft, und seiner Umsicht, der es wenige deutsche Inauguraldissertationen in Beziehung auf holländische Literatur gleich thun möchten, ist nicht leicht etwas Wesentliches entgangen, was von deutschen Forschungen in das Gebiet seiner Aufgabe einschlug; oder sollen wir es rügen, daß er Spengels Recension der Fossischen Abhandlung de Gorgia Leontino in Seebo des Bibliothek 1829, S. 245 fgg. nicht gekannt hat, wo er allerdings die Berichtigung der Anekdote bei Plutarch Praec. conj. p. 144 aus Isocrates de permut. p. 301, die er S. 106 als die seinige vorträgt, schon hätte nachgewiesen finden können? Gewis nicht; vielmehr soll uns dieses Beispiel nur auf ein zweites Verdienst seiner Arbeit führen, das wir gern noch über das erste stellen, daß er nämlich nicht etwa bloß aus den abgeleiteten Quellen neuerer Schriftsteller geschöpft, sondern offenbar auch die alten, so weit sie seinen Zwecken entsprachen, nochmal's gründlich und methodisch gelesen hat, wodurch seiner Schrift neben dem frischen und lebendigen Colorite, das wir überhaupt mit Vergnügen an den Leistungen der jungen holländischen Gelehrten wahrnehmen, auch der Vorzug geworden ist, daß selbst wer mit den Grundgedanken derselben längst vertraut ist, doch immer

noch einen einzelnen Zug oder ein Zeugniß, das er übersehen hat, in ihr zu finden hoffen kann. Nur für das Ganze bedauern wir, daß er sich vielleicht zu buchstäblich an die Fassung der Aufgabe gehalten hat, an welche sich auch die Eintheilung eng anschließt, in so fern sie nach den beiden Vorfragen, welches der Zustand Athens zur Zeit der Sophisten, und wer diese selbst gewesen seien, die Einflüsse derselben auf die Erziehung, die Sitten, und die geistigen Beschäftigungen schildert; aber so wenig auch an dieser Anordnung auszusetzen wäre, wenn es sich nur um die äußere Schilderung der sophistischen Thätigkeit handelte, so wenig reicht sie da aus, wo die Sophistik in ihrem umgestaltenden Einflusse auf das ganze Leben des griechischen Volkes begriffen werden soll; und hier müssen wir allerdings urtheilen, daß der Verfasser den Doppelsinn des Wortes *immutare* nicht in seinem ganzen Umfange gefaßt und die Sophistik fortwährend, wie man es früher gewohnt war, mehr in ihrem Gegensatze zu der Gegenwart und Vergangenheit als in ihrem Vorwärtsschreiten zur Zukunft dargestellt hat. Nicht daß ihm dieser Gesichtspunct als solcher fremd geblieben wäre; im Gegentheil hat er ihn nicht nur wiederholt ausgesprochen, sondern namentlich auch das letzte Kapitel: *quam vim Sophistae habuerint ad aetatis suae studia immutanda*, von p. 140 an ausdrücklich dazu bestimmt, zu zeigen, *quam egregie eorundem doctrina valuerit ad humanitatis cultum et literarum studia sua aetate provehenda*; da man aber doch eben so wenig behaupten kann, daß der Einfluß der Sophisten auf Erziehung und Sitten ganz der destructiven, als daß der auf Geist und Bildung ganz der constructiven Richtung angehört habe, so sind hier offenbar zwei an sich

heterogene Eintheilungsgründe durcheinander gemischt, statt den doppelten Einfluß der Sophistik, den schädlichen auf die Gegenwart und den nützlichen auf die Zukunft, als Princip voraus zu stellen, und dann beides in jeder der genannten Kategorien nachzuweisen; und weil dieses nicht mit der nöthigen Schärfe geschehen ist, so hat auch jenes Kapitel selbst den sehr richtigen Gedanken, von dem es ausgeht, doch nicht einmahl mit der Gründlichkeit und Specialität ausgeführt, daß es den vorbergehenden negativen Abschnitten gleich gesetzt werden könnte. So ist namentlich gleich der erste Paragraph desselben, mit der Ueberschrift: *humanitatis cultus*, äußerst dürftig ausgefallen, und nimmt kaum drei Seiten ein, unseres Erachtens aus dem einfachen Grunde, weil der Verfasser wohl fühlte, daß die Sophisten für Menschenbildung noch etwas mehr gethan hätten, als er unter den folgenden besondern Rubriken *Philosophia*, *Rhetorice*, *Poesis* behandeln konnte, gleichwohl aber erst hier unter der Kategorie der *studia* auf ihre nützlichen Einflüsse kommen wollte und also auch unter dem, was sie für *humanitas* gewirkt hatten, nur die *studia humanitatis* betrachten konnte; hätte er dagegen auch schon unter der Kategorie der *mores* auf die Fortschritte der Sophisten geachtet, so würde er noch manchen weitem Zug gefunden haben, der gleichfalls zum *humanitatis cultus* gerechnet werden durfte, z. B. eine mildere Behandlung der Slaven, wie wir sie u. A. bei dem Sophistenschüler Agathon in Platos *Symposition* p. 175. B. nicht ohne Selbstgefälligkeit erwähnt finden, und die wir unbedenklich mit dem von Hrn von Baumhauer selbst p. 10 aber mehr im schlechten Sinne erwähnten Kosmopolitismus dieser Richtung in Verbindung setzen können. Außer-

dem aber sind auch die besondern Verdienste der Sophisten um die studia ihrer Zeitgenossen durch jene drei Rubriken nichts weniger als erschöpft, und wenn sich der Verfasser den Umfang und die Bedeutung der umgestaltenden Thätigkeit dieser Richtung recht klar vergegenwärtigt hätte, so würde er hier gerade noch manche Gelegenheit zu eignen Zusammenstellungen gefunden haben, die sich nicht, wie das, was er über Dialektik, Rhetorik und Poesie gesagt hat, schon in vielen Büchern und Abhandlungen wiederholt finden. Sa selbst aus dem Gesichtspuncte des Gegensatzes mit früherer Sitte konnte gewis mit demselben Rechte wie die Aenderung des poetischen Geschmacks durch Euripides die veränderte Gestalt erwähnt werden, welche die Gesundheitspflege durch eine Diätetik, wie sie Herodikos von Selymbria oder Akumenos und sein Sohn Eryrimachos einführten, erhielt; auch was die Gymnastik betrifft, hat Hr von Baumhauer nur p. 78 die nachtheiligen Einwirkungen der Sophistik auf sie besprochen, ohne der rationellen Behandlung, welche auch ihr durch Ikkos von Tarent, ja in einer eigenen Schrift von Protagoras (Plat. Sophist. p. 231. D) zu Theile ward, mit einem Worte zu gedenken; und wenn er auch bei seiner Schilderung vorzugsweise die philosophische und rhetorische Sophistik ins Auge gefaßt hat, so verlohnte es sich doch gewis der Mühe, wenigstens zum Schlusse auch die Ausdehnung zu verfolgen, welche Plato Protag. p. 316 D und Aristophanes Nubb. v. 330 diesem Begriffe auch über ein noch viel größeres Gebiet menschlicher Kunst und Wissenschaft gegeben haben. Wenn aber die Rhetorik erwähnt werden sollte, die ja eigentlich auch erst durch die Sophisten aus einer Sache rein practischer Uebung zur Würde einer methodischen

Kunst erhoben worden ist, so ist nicht abzusehen, warum die Staatskunst weggeblieben ist, deren erste wissenschaftliche Behandlung jedenfalls auch den Sophisten verdankt wird; nicht einmahl die Namen eines Lykophron oder Hippodamos von Milet erinnern wir uns in der ganzen Schrift gelesen zu haben, und doch läßt es sich selbst nach dem Wenigen, was Aristoteles Polit. II. 5 und III. 5 von ihnen berichtet, nicht verkennen, daß sie für diesen und andere Denker über die letzten Gründe von Recht und Staat mindestens eben das gewesen sind, was Hr v. Baumhauer p. 149 fgg. mit Recht zeigt, daß die sophistische Dialektik für die sokratische geworden sei. Und ist es nicht endlich gewis, daß auch die mathematischen und naturkundlichen Studien, wenn sie auch schon durch die vorhergehenden Philosophen ins Leben gerufen worden waren, doch durch die Sophisten erst ihre gemeinnützige Bedeutung und manche Erweiterung oder Anwendung erhalten haben, in welcher das Leben eben so auf die Wissenschaft zurück wirkte, als diese, wie Hr von Baumhauer S. 27 aus Gerlachs Studien anführt, durch die Sophisten mit dem Leben vermittelt ward? Mag man auch noch so ungünstig über Hippias Polyhistorie urtheilen, so viel ist jedenfalls sicher, daß er geometrische, astronomische, harmonische Begriffe unter die Leute brachte, die früher nur als Eigenthum einiger Wenigen im Dunkel der Schule oder der Tradition verschlossen geblieben waren; und an welche Probleme sich diese Richtung bereits wagte, zeigt der *τετραγωνισμὸς* des Bryson, von dem Hr v. Baumhauer auch kein Wort sagt, den wir aber nach Aristoteles Sophist. elench. II. 3 und Rhetor. III. 2. 5 gewis mit demselben Rechte, wie den Dichter Elymnios von Chios, den er p. 160 be-

rührt, unter die Sophisten rechnen dürfen. Doch genug dieser Bemerkungen, die nur kurz andeuten sollten, nach welcher Seite hin die culturgeschichtliche Bedeutung der Sophistik noch immer einer neuen und selbständigen Betrachtung fähig ist; daß Hr von Baumhauer diese nicht weiter verfolgt hat, ist ein Mangel, den er mehr oder minder mit allen seinen Vorgängern theilt und der ihm um so weniger zum besondern Tadel gereichen soll, als wie gesagt der Wortlaut seiner Aufgabe ihn von selbst viel mehr auf die negative als auf die positive Stellung der Sophistik hinwies; und je richtiger er gleichwohl auch diese wenigstens im Allgemeinen erkannt und ausgesprochen hat, desto näher liegt die Hoffnung, daß er entweder selbst noch einmahl später diesen fehlenden Abschnitt aus dem Schatze seiner schönen Belesenheit ergänzen, oder es wenigstens gerechtfertigt finden werde, wenn andere darauf ein größeres Gewicht, als er gethan hat, legen.

K. Fr. H.

G ö t t i n g e n .

Printed for the London Society for the publication of Oriental texts, and sold by Dieterich.

كتاب تهذيب الاسماء The Biographical Dictionary of illustrious Men chiefly at the beginning of Islamism, by Abu Zakariya Yahya el-Nawawi. Now first edited from the Collation of two Mss. at Göttingen and Leiden by Ferdinand Wüstenfeld. Part I—VII. 672 (672) Seiten in groß Octav.

Es ist von mehreren Seiten dem Herausgeber die Erinnerung gemacht, daß das vor beinahe drei Jahren begonnene Werk noch immer einer Vorrede entbehre, und er versucht daher diesem Man-

gel vorläufig durch diese Selbstanzeige abzuhefen, da, um das Material erst noch vollständiger sammeln zu können, die Vorrede erst mit dem zehnten und letzten Hefte, dessen Erscheinen sich leicht noch ein Jahr verzögern könnte, wird ausgegeben werden. Sie wird zunächst alle Nachrichten, die uns über das Leben und Wirken des Nawawi erhalten sind, aus Ibn Schohba's Classen der Schafi'iten, Abd el-Reuf el-Monawi's Lebensbeschreibungen der Sufiten, el-Dhehebi's Classen der Traditionarier, Sojuti's Geschichte von Misr und Cahira u. A. zusammenstellen und die arabischen Texte dazu liefern. Besonders ist es Sojuti, welcher mehrere neue Aufschlüsse gibt; so war es z. B. bekannt, daß el-Nawawi am Ende seines Lebens Damascus verließ und sich in seinen Geburtsort Nawa zurückzog, wo er auch gestorben ist; ob er dies aber seiner Kränklichkeit wegen oder aus anderen Gründen that, darüber erwähnen die zuerst genannten Biographen nichts, el-Sojuti dagegen gibt hierüber genaue Auskunft.

Mit großer Freimüthigkeit trat nämlich el-Nawawi in mehreren an den Sultan el-Melik el-Dhahir Bibars gerichteten, von Sojuti mitgetheilten Schreiben den Eingriffen desselben in die Angelegenheiten Syriens entgegen, indem er theils die Rechte der Professoren vertheidigte, denen Bibars die Gehalte verkürzen und jedem nur die Einkünfte einer Stelle zugestehen wollte, theils das Volk gegen drückende Auflagen zu schützen suchte. Als daher Bibars nach Damascus kam und das Ausschreiben einer Kriegsteuer, um gegen die Tataren zu Felde zu ziehen, durch die Unterschrift einiger angesehenen Männer sanctioniren lassen wollte, wozu el-Nawawi namentlich aufgefordert wurde, weigerte er sich dessen und sagte

zu Bibars: Ich weiß noch, daß du in den Diensten des Emir's Bondocdar standest und gar kein Vermögen hattest, als dann ist dir Gott gnädig gewesen und hat dich zum Herrscher erhoben; nun höre ich, daß du zweihundert Sklavinnen habest, deren jede kostbare Schmucksachen besitze. Wenn du alles dieses verwendet hast, so will ich dir meine Zustimmung geben, dem Volke eine Abgabe aufzulegen. Hierüber aufgebracht, verwies ihn Bibars aus Damascus, worauf sich el-Nawawi nach Nawa begab, und als auf die Vorstellungen der Gelehrten der Sultan ihm die Rückkehr gestatten wollte, nahm er diese Erlaubnis nicht an, sondern erklärte, daß er Damascus nicht wieder betreten würde, so lange Bibars darin verweile. Er starb dann am 24. Radscheb 676 zu Nawa, nachdem Bibars schon ein halbes Jahr früher am 17. Moharrem 676 zu Damascus gestorben war.

Unter den vierzig Schriften des Nawawi, über welche die Vorrede nähere Auskunft geben wird, ist von mehreren die Zeit ihrer Abfassung durch die Unterschriften der erhaltenen Handschriften oder durch sonstige Angaben bekannt, bei anderen läßt es sich nachweisen, in welcher Reihenfolge sie geschrieben wurden, und nimmt man hierzu, daß der Verf. in dem Tehdhîb neun andere seiner Schriften citiert, so wird man es wahrscheinlich finden, daß dieses eins seiner letzten Werke war, und hieraus werden sich einige Erscheinungen in demselben erklären lassen. Es findet sich nämlich darin eine ziemlich bedeutende Anzahl unvollendeter Artikel, auch hin und wieder Lücken im Texte, wobei in dem Göttinger Codex immer ein leerer Raum gelassen ist, mit der Bemerkung am Rande, daß es in dem Exemplare, aus welchem der Abschreiber copierte, eben so war, während in dem

Leydener Codex diese Lücken nicht sichtbar sind, sondern der Text ohne Unterbrechung fortläuft. Solche abgebrochene Artikel sind in dem gedruckten Texte daran kenntlich, daß am Schlusse das Interpuncti= tionszeichen weggelassen wurde. Eben so kommen auch einige Male Verweisungen auf spätere oder vorhergehende Artikel vor, die dann doch nicht aus= gearbeitet wurden, und auf der anderen Seite fin= den sich mehrere wörtliche Wiederholungen, ein= mahl ganz dicht hinter einander. Alles dieses zu= sammen genommen wird zu der Annahme berech= tigen, daß el= Nawawi an der letzten Uebersarbei= tung dieses Werkes durch den Tod verhindert wurde, was bei dem zweiten Theile über die theo= logisch= juristischen Kunstausdrücke, schweren Wörter und geographischen Namen, welche in den sechs Büchern vorkommen, wozu das Tehdlüb den all= gemeinen Index bildet, noch mehr der Fall zu sein scheint, weshalb wir, zumahl da dieser zweite Theil nur in dem schwer zu lesenden Leydener Co= dex enthalten ist, auf dessen Herausgabe verzich= ten müssen.

Das Leydener Manuscript ist zwar in reichlich großen Zügen, aber doch sehr eng geschrieben, so daß es häufig schwer zu unterscheiden ist, zu wel= cher Zeile die diacritischen Punkte gehören, da sie oft weit von den Worten abstehen; auch fehlt da= von eine nicht unbeträchtliche Anzahl ganz, und von Vocalzeichen findet sich kaum eine Spur. Je= doch ist der ganze Codex bis zu Ende revidiert und der Corrector hat beim Durchlesen etwa alle vier bis sechs Seiten am Rande angemerkt, wie weit er mit der Revision gekommen war بلغ مقابله und bei Fehlern, die er nicht zu verbessern ver= mochte, hat er am Rande ein ط d. i. غلط beige=

schrieben. Der Göttinger Codex ist kleiner, aber deutlicher geschrieben, nur selten fehlen die diacritischen Punkte und häufig sind die Vocale beige-
 setzt, jedoch nicht immer richtig. Beide Handschriften stimmen in dem Texte ziemlich genau überein und bei vorkommenden Abweichungen ist man über die richtige Lesart nicht leicht im Zweifel, so daß es im Ganzen nur selten nöthig erscheinen wird, die Varianten anzugeben; es bleiben aber, da der Herausgeber seine Conjecturen nicht gleich in den Text bringen wollte, noch manche Stellen zu verbessern, wo keine der beiden Handschriften recht sein kann, und die am Schlusse folgenden Anmerkungen werden daher einige Verbesserungsversuche, so wie auch die Druckfehler, welche sich eingeschlichen haben, enthalten.

Ueber die Eintheilung seines Werkes spricht der Verf. gleich im Anfange der Einleitung ausführlich, nur erwähnt er nicht, warum er die Namen in so verschiedene Classen theilte und nicht, wie z. B. Ibn Challikan, alle Personen nach ihrem wirklichen Namen im Alphabete ordnete. Der Grund hiervon kann kein anderer sein, als daß die betreffenden Personen unter demselben Namen, also auch Bei- oder Zunamen, verzeichnet werden mußten, unter welchem sie in den sechs Büchern vorkommen, damit, wenn Jemand darin z. B. auf einen Abu Hamid stößt, und darüber den Nawawi nachschlagen will, er ihn gleich in dem Abschnitte über die mit Abu zusammen gesetzten Namen finden kann, ohne dessen eigentlichen Namen zu kennen. — Außerdem hat auch der Verfasser zu bemerken unterlassen, daß er zuweilen gleichnamige Personen, oder auch solche, die in der alphabetischen Reihenfolge dicht hinter einander stehen, dadurch in ein Kapitel vereinigt, daß er ihnen

eine gemeinschaftliche Ueberschrift gibt, z. B. Pab Abi Bekr, wo die Abu Bekr hinter einander folgen; und da beide Handschriften in dieser, wie wohl ziemlich überflüssigen Abtheilung, genau übereinstimmen, so mußte sie beibehalten werden.

Das Auffuchen der Namen wäre wohl erleichtert worden, wenn es möglich gewesen wäre, sie durch eine größere Schrift auszuzeichnen; da indes eine solche beim Beginn des Druckes hier noch nicht vorhanden war, und zu viel Raum würde verloren gegangen sein, wenn diese Namen immer einzeln als Ueberschrift über jeden Artikel gesetzt wären, so sind sie einigermaßen dadurch hervor gehoben, daß sie am Anfange der Zeile stehend immer vocalisirt sind, wodurch zugleich der Zweck erreicht wurde, die Aussprache genau zu bestimmen; denn dies war ein Hauptaugenmerk des Herausgebers, und wenn die Angaben des Nawawi selbst in dieser Beziehung fehlten, so ist immer der Camus zu Rathe gezogen, und wo sich Abweichungen von diesem finden, werden die Gründe dafür in den Anmerkungen angegeben werden.

F. W.

S a a g,

bei A. D. Schinkel 1844. Een romeinsche tegel voorzien van Latijnsch cursiefschrift, gevonden in de nabijheid van Nijmegen, opgehelderd door Dr. L. J. F. Janssen, Conservator bij's Rijks Museum van oudheden te Leijden. Niet in den Handel. 20 Seiten Octav mit einer Inschrifttafel in Steindruck.

Seit die griechischen Papyrusurkunden aus Aegypten uns neben der bekannten Quadratschrift auch eine echt antike Cursiv kennen gelehrt haben, hat man auch auf ähnliche Erscheinungen der la-

teinischen Paläographie zu achten angefangen und besonders hat sich darum Hr Maßmann in seinem Libellus aurarius (Leipzig 1840) wesentliche Verdienste erworben. Die siebenbürgischen Wachstafeln, an welche er seine desfallsigen Untersuchungen geknüpft hat, sind zwar von namhaften französischen Gelehrten, wie Letronne und Natalis de Wailly im Journal des Savants 1841, p. 555 und den Mém. de l'Acad. d. Inscr. T. XV, P. I, p. 399 fgg. als unecht verdächtigt worden; wenn jedoch schon im folgenden Jahre eine ganz ähnliche Entdeckung, wie das Institut von 1842 p. 33 berichtet, auch diese Denkmähler wieder in ihr Recht eingesezt hat, so ist daneben jene nämliche Schrift auf einer andern Classe antiker Reste, gebrannten Ziegeln, zum Vorscheine gekommen, die sich nunmehr mit den genannten Wachstafeln wechselseitig unterstützen und erklären. Eine Inschrift dieser Art hat der verdiente Verf. vorliegenden Schriftchens schon 1842 in seinen Inscr. Musei Lugduno-Batavi auf Tab. XXXIII. mitgetheilt und mit Hn Maßmanns Hilfe entziffert; eine andere theilt er jetzt aus einem bei Holdeurnt in der Nähe von Nimwegen gemachten Funde mit und verbindet damit eine kurze Notiz über dessen sonstige Ergebnisse, die auch für die Zukunft noch eine reichere Ausbeute versprechen. Die Inschrift selbst lautet: Kal. Junis Quartus laterclos n. CCXIII, d. h. am ersten Juni hat Quartus 214 Ziegelsteine gemacht; eine ähnliche ist auch vor einigen Jahren in Steiners Archiv für hess. Geschichte und Alterthumskunde, Darmstadt 1840, B. II, S. 183 abgedruckt worden, die wir aber mit Hn Janssen wohl richtiger so lesen: Stratura tertia latercli capitlares n. CCCLXXV.

K. Fr. H.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

80. Stück.

Den 19. Mai 1845.

L o n d o n ,

bei Samuel Highley 1844. The Physiology of inflammation and the healing process by Benjamin Travers.

Eine Schrift über Entzündung aus der Hand eines berühmten Arztes und Physiologen muß uns immer eine willkommene Gabe sein. Kein Gegenstand ist wohl so vielfach besprochen und doch so wenig erledigt als dieser. Daß der Grund hierfür in dem Thema selbst zu suchen sei, ist wohl hinreichend klar. Die Entzündung schließt sich so unmittelbar an die normalen Lebensvorgänge an, daß oft eine Grenze kaum zu ziehen ist, und so lange uns die normalen Vorgänge ihrem Wesen nach dunkel sind, kann es nur als ein thörichtes Vermessen erscheinen, über das Wesen der Entzündung Licht verbreiten zu wollen. Deshalb ist die Aufgabe der Zeit, die Erscheinungen des krankhaften Vorganges erfahrungsmäßig festzustellen und in einen richtigen Zusammenhang zu bringen, von den meisten der neueren Arbeiter erkannt und verfolgt,

und die Früchte dieses Strebens sind schon wirklich erfreulich. Semehr ein solches Kapitel von allen Seiten beleuchtet wird, desto reicher werden unsere Ansichten, und deshalb dürfen wir jede gediegene Arbeit der Art mit Freude begrüßen, selbst wenn sie nicht gerade neue Gesichtspuncte in die Frage einführt. Unser Verf. hat sein Thema mit Klarheit und Scharfsinn aufgefaßt und durchgeführt. Er vermeidet nach Möglichkeit die vielfachen unnöthigen Streitfragen, weist mit wenigen Worten offenbar einseitige Auffassungsweisen zurück und hält sich mit practischem Sinne im Wesentlichen immer an den Hauptsachen. Seine Darstellung scheint mir besonders geeignet, dem Arzte und Chirurgen einen Haltpunct zu gewähren, von welchem aus er sich leicht und richtig in dem Gebiete der Entzündung orientieren kann.

Um eine kurze Uebersicht über die Ansichten des Verfs zu geben, wird es am zweckmäßigsten sein einige Präliminarsätze auszugswise mitzutheilen.

‘Entzündung ist die Bezeichnung für eine Reihe von Phänomenen, welche von einer Veränderung in den Eigenschaften und der Vertheilung des Blutes herrühren.

Entzündung ist entweder primär oder secundär mit so vielen Krankheiten verbunden, daß man im allgemeinen Sinne fast jede Art organischer Veränderung in ihren Unterabtheilungen wieder findet. Ueber ihre Universalität zu disputieren würde nicht minder thöricht sein, als über ihre Existenz überhaupt. Der Ausdruck ist gewis von Manchen in zu ausgedehntem Sinne gebraucht, wie von Andern in zu engem. Sicher ist nichts besser bekannt als das, was die Pathologen im Allgemeinen als Entzündung zu bezeichnen pflegen,

und doch sind wenig Dinge im Detail ungenügender verstanden und erklärt.

Der Gelegenheitsursachen zur Entzündung gibt es viele und verschiedene, chemische, mechanische und vitale; die nächste Ursache ist immer eine und dieselbe. Kälte und Hitze, Wunden, fremde Körper, Einklemmungen, Gifte spielen unter ersteren eine Hauptrolle. Letztere ist immer eine Unterbrechung des Kreislaufes und der Bluthätigkeit (use of the blood) im afficierten Theile.

Diese Unterbrechung ist dem Grade nach so verschieden, wie die Entzündung, und die Symptome sind in entsprechendem Maße verschieden.

Der Entzündungsproceß zeigt zwar verwandte, aber nach dem Charakter der Entzündung verschiedene Eigenthümlichkeiten, nämlich nach dem Ursprunge, der Heftigkeit, Ausdehnung und Dauer derselben.

Eine bestimmte Tendenz der Entzündung, zu erhalten oder zu zerstören, darf nicht in die Betrachtung ihres pathologischen Charakters hinein gezogen werden; eben so wenig paßt sie zur Bildung der Nomenclatur. Jeder Entzündungseffect kann heilsame oder unglückliche Folgen nach sich ziehen. So ist Adhäsion oft destructiv, Brand oft heilsam.

Entzündung hat nicht ausschließlich ihren Sitz im Blute, in den Blutgefäßen, Lymphgefäßen oder Nerven, im Capillarsysteme oder Zellgewebe eines Theils. Alle diese verschiedenen Gewebe bilden ein homogenes Ganzes und können so wenig durch eine krankhafte Thätigkeit einzeln afficiert werden, als durch eine gesunde. Jedes ist ein integrierender Theil des Ganzen, und sie erhalten sich durch gegenseitige Einwirkung. Hitze, Schmerz, Ge-

schwulst und Röthe könnten sich bei der Entzündung so wenig zeigen, als die Normaltemperatur, Gefühl, Gestalt und Farbe am gesunden Theil bleiben würde, wenn entweder das Blut oder die Gefäße oder die Nerven hinweg genommen würden. Eben so gut möchte man gesunde Verdauung bei fehlendem Magen erwarten.

Man hat die Frage vielfach verhandelt, in welchen Theilen der Entzündungsproceß seinen Anfang nehme, ob z. B. in den festen oder flüssigen, den Gefäßen oder dem Blute, den Arterien oder Venen u. s. w.? Damit hat man die Frage verbunden, ob der Beginn in einer physicalischen, chemischen oder nervösen Veränderung zu suchen sei? Gestützt auf den vorigen Satz behaupte ich, daß bei der Unentbehrlichkeit jedes einzelnen Theils zum Ganzen kein einzelner Theil auch nur momentan für sich erkranken kann.

Entzündung ist und bleibt Entzündung, selbst wenn eins oder alle der gewöhnlichen Zeichen so schwach ausgeprägt sind, daß ihre Gegenwart einem unerfahrenen Beobachter entgeht. Die kleinste Wunde heilt unter dem Einflusse des Entzündungsprocesses, der bei schlechter Behandlung oder beim Eintreten widriger Verhältnisse sich bald genug so steigern kann, daß er dem ungeübtesten Auge einleuchtet. Hätten wir ein Pyrometer für die Entzündung, es würde uns die zusammenhängende Scala zwischen diesem scheinbaren Nullpunkte und dem Siedepuncte, der Gangren auf das bestimmteste ausweisen. Ein ausgezeichnete neuerer Schriftsteller (Dr Macartney) behauptet, die Entzündung sei nie der Heilung günstig; sie unterbreche und verzögere vielmehr die schon begonnene Wiederherstellung. Das gilt nur von der übermäßigen. Man hat auch gesagt, Entzündung sei nicht da, wo kein Schmerz sei. Ich erinnere nur an manche Ent-

zündungen der Lunge, der Gelenke, des Auges, die oft eben so still als sicher die Gebilde zerstören.

Die meisten Entzündungstheorien stützen sich auf der Thatsache der Obstruction der Blutbahn. Einige lassen diese Hemmung von mechanischen Ursachen ausgehen, andere von chemischen, wieder andere von den Nerven. Mag die Einleitung zu dem Leiden von einer dieser drei Seiten ausgehen können, — wirkliche Entzündung kann nur bei gleichmäßiger Betheiligung aller Statt finden; wie bei allen organischen Thätigkeiten, krankhaften oder gesunden, sind auch bei der Entzündung die mechanischen, chemischen und vitalen Kräfte unzertrennlich betheiligt.

Zur Hervorbringung von Entzündung muß die erregende Ursache eine gewisse Größe und Dauer haben. Die bloße Hinderung der Blutbewegung, der vermehrte Zufluß zu einem Punkte, oder die Einwirkung mancher kräftigen Nervenreize reichen für sich nicht hin. Die Eindrücke müssen eine gewisse Höhe und Stabilität erreichen, um als Resultat die Entzündung zu erzielen.

Das Angeführte wird hinreichen den Standpunct des Verfs im Allgemeinen darzustellen. Es ist der practische Standpunct, von welchem aus die Chirurgie und Medicin die Entzündung aufzufassen pflegt. Die Entzündung mit ihren Vorläufern und allen möglichen Folgen ist ein Ganzes, ein Ablauf gewisser, nothwendig zusammen gehöriger Krankheitserscheinungen. Diese betrachtet man als Phänomene eines darunter verborgenen Krankheitsprocesses, und diesen Complex von Begriffen bezeichnet man als ein *ens sui generis*, als Entzündung. Von diesem Standpuncte aus und für denselben hat der Verf. seine Aufgabe vortrefflich gelöst und in allen einzelnen Rubriken höchst lehrreich durchgeführt.

Bei den physiologischen Erörterungen dieser Frage hat man jedoch in neuerer Zeit angefangen einen anderen Weg einzuschlagen. Man hat die Ueberzeugung gewonnen, daß man, um wissenschaftlich gültige Resultate zu bekommen, die Frage so stellen müsse, daß bündige Antworten darauf möglich sind. Dies ist bei obiger Methode kaum möglich. Man fragt nach der Ursache der Entzündung. Welche monströse Frage! Ein Ablauf einer Reihe von Phänomenen soll eine Ursache haben! Nicht eine einzige Erscheinung in der ganzen Reihe läßt sich auf eine Ursache zurück führen. Deshalb ist bei einer wissenschaftlichen Erörterung eine Zergliederung dessen, was man im Complexe Entzündung nennt, so nothwendig, und nur auf diesem Wege werden manche Controversen, welche noch in dieser Lehre herrschen, ausgeglichen werden können. So, um nur ein Beispiel anzuführen, erörtert unser Verf. die Frage, ob eine einfache kleine Wunde unter dem Einflusse der Entzündung heile, oder nicht. Er entscheidet sich dafür. Dennoch ist kein einziges Zeichen, welches dafür spräche, aufzufinden. Ein solcher Streit dreht sich um Worte und wird nicht eher geschlichtet werden können, bis man auf die physiologischen Grundphänomene zurück geht. Die eingeschnittene Schwimmhaut des Frosches heilt durch Entzündung, der abgeschchnittene Schwanz des Salamanders wächst durch Regeneration wieder; ein Substanzverlust des Zellstoffes, des Muskels ergänzt sich durch Entzündung, ein verlorener Nagel durch Regeneration. Es ist leicht zu sehen, daß der Grund der abweichenden Meinungen in unserem Abweichen von einer einfachen natürlichen Auffassung liegt. Durch die vielen künstlichen und systematischen Grenzen sperren wir uns selbst von der Natur ab.

Man sollte bei jedem Krankheitsproceß zuerst

zu ermitteln suchen, wie viel davon den Functionen des normalen Lebens angehört oder sich daran anschließt. Dies würde eine verbindende Kette zwischen den normal physiologischen und abnorm physiologischen (pathologischen) Vorgängen bilden und zugleich zeigen, daß nur Uebergänge, nie Grenzen zwischen beiden vorhanden sind. In dieser Beziehung finde ich des Verfs Bild von dem Entzündungsthermometer sehr sinnreich, wo der Heilungsvorgang in einer kleinen Wunde als der Nullpunct der Scala bezeichnet wird. In der That ist diese Histogenese in nichts verschieden von der normalen Gewebekonstruktion, in Bezug auf krankhafte Vorgänge also ein wirklicher Nullpunct, und dennoch der Ausgangspunct für die übrigen Ziffern der Scala, die bis zum Brande hinaufführen.

Wir werden noch lange arbeiten müssen, bis wir dahin kommen, bei der Erklärung der Krankheitsvorgänge auf eine zweckmäßige Weise an den normalen Lebensvorgängen anzuknüpfen. Der Wunsch und Wille dazu spricht sich in unserer Zeit lebhaft genug aus; aber die Mittel fehlen und werden noch lange fehlen. Der Weg, welcher in neuerer Zeit betreten ist, scheint der richtige, wenn er mit Ausdauer und ohne Uebereilung verfolgt wird. Eine umfassende Analyse des Materials muß der Application voran gehen.

Das Wesentlichste bei der Entzündung ist die Bildung eines Cytoblastems unter Congestion und Circulationshemmung. Damit ist aber auch eigentlich die Entzündung erschöpft. Die ferneren Schicksale des Cytoblastems sind nicht von vorn herein durch die Ursachen gegeben, welche die Entzündung bedingten. Deshalb sollte man sie, wenigstens in Gedanken, immer von dem krankhaften Proceß, welcher als Entzündung zur sinnlichen Wahrnehmung kommt, getrennt halten.

Die normale Bestimmung eines Cytoblastems ist der Uebergang in Gewebusbildung (im histologischen Sinne). Diesen Ausgang finden wir oft im entzündlichen Cytoblastem wieder. Wenn auch nicht alle Gewebe in dieser Art neu gebildet werden können, so ist es doch von vielen, z. B. Zellstoff, Gefäßen, Nerven, Knochen u. erwiesen. Bei einigen davon ist auch gewiß, daß sie denselben histologischen Bildungsgang durchmachen, wie bei ihrer ersten Entstehung im Fötus. Hier hat sich also ein ganz normaler Proceß des krankhaft geschaffenen Materials bemächtigt; die Entzündung als solche hat mit dem Eintreten des normalen Processes zu existieren aufgehört.

Die Resorption des Entzündungsproductes schließt sich gleichfalls genau an die normalen Vorgänge an. Ist das Exsudat noch flüssig, so wird es ohne Zweifel nach denselben Gesetzen in den Kreislauf zurück kehren, welchen die beständig vorhandenen tränkenden Flüssigkeiten gehorchen. Ist es schon fest, so muß es vorher die flüssige Form wieder annehmen. Ob es direct aus seinem amorphen Zustande wieder verflüssigt und aufgesogen werden kann, scheint noch nicht ausgemacht. Gewöhnlich beginnt zunächst eine Zellenbildung als erster Schritt zur Gewebusbildung; die weitere Ausbildung kommt aber nicht zu Stande, sondern die Zellen zerfallen, werden allmählich aufgelöst und das Flüssige resorbiert. Da auch in normalen Zuständen, zumahl im Fötusalter, solche Rückbildungen mit Resorption vorkommen, muß man die Vertheilung und Resorption nach Entzündungen den normalen Lebenserscheinungen anreihen, nicht zum Entzündungsverlaufe selbst zählen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

81. 82. Stück.

Den 22. Mai 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'The physiology of inflammation and the healing process by Benjamin Travers.'

Der Ausgang in Brand gehört gleichfalls nicht im Geringsten zur Entzündung selbst. Das Entzündungsproduct nebst den von ihm eingeschlossenen Theilen verfällt den chemischen Gesetzen, weil es den vitalen Einwirkungen unzugänglich geworden ist. Mag dies vom gänzlichen Mangel der Circulation, mag es vom Drucke der dazwischen eingebetteten und gleichsam eingeklemmten Nerven herrühren, immer hat die Entzündung aufgehört, so bald der örtliche Tod eintritt. Man hat eine Art des Brandes wohl als den höchsten Grad der Entzündung bezeichnet. Gerade an solchen Bezeichnungen sieht man das Ungenügende der summarischen Auffassung des Entzündungsprocesses. Die Entzündung, ein Ereigniß des Lebens, nur denkbar am Lebenden, soll in ihrer höchsten Ausbildung auftreten als örtlicher Tod!

Die Eiterung könnte man noch am ersten als ein Product des fortdauernden Entzündungsprocesses betrachten. Das Cytoblastem geht in eine Neubildung über, die nichts mit den normalen Gewebbildungen gemein hat, die zu histologischer Fortbildung keine, zur Resorption nur sehr geringe Neigung zeigt. Denkbar wäre es gewis, daß ein nachhaltiger Einfluß des entzündlichen Processes die Einwirkung der normalen Thätigkeiten von dem Cytoblastem abhielte. Wenn aber auf der einen Seite die Beweise fortdauernder Entzündungserscheinungen in sehr vielen Fällen mangeln, auf der andern Seite aber die Erfahrung zeigt, daß verschiedene pathologische Umwandlungsprocesse in einem Cytoblastem vor sich gehen können, denen eine Entzündung nicht zur Seite steht, so wird man wohl am naturgemähesten in der Eiterbildung einen eigenthümlichen pathologisch-histologischen Vorgang annehmen dürfen, welcher von der Entzündung nicht direct abhängt. Wenn ein festes Exsudat der Brust (bei vorwaltender Disposition) in krebsige Entartung übergeht, wird man dies doch nicht als Entzündungsausgang bezeichnen wollen. Dennoch beruht der Krebs auch nur auf der Umwandlung des Cytoblastems in ein besonderes pathologisches Neugebilde. Der Uebergang in Eiterung ist aber gleichfalls die Bildung eines solchen pathologischen Neugebildes, welches wir nur deshalb in einen viel näheren Zusammenhang mit der Entzündung stellen, weil es so gewöhnlich darauf folgt.

Der hier bezeichnete Standpunct unterscheidet sich wesentlich von dem des Verfs und möchte zu einer scharfen Erörterung der einzelnen Fragen wohl der vorzüglichere sein, wenn er auch für jetzt noch den practischen Bedürfnissen etwas ferner zu liegen scheint. Allmählich müssen wir doch auch dahin

kommen, die anzuwendenden Heilmethoden auf sichere theoretische Grundsätze zurück zu führen, der Antiphlogose, Derivation, Resolution, Maturation u. ihre bestimmten Grenzen anzuweisen, und das kann nur erreicht werden, wenn die pathologischen Fragen alle auf das Reine gebracht und scharf gesondert sind. Bis dahin bleibt unsere Praxis rein empirisch, und die Theorie folgt der Praxis, statt ihr voran zu leuchten. D. Koblrausch.

Paris,

bei Langlois und Leclercq 1842. Louis XV. et la société du XVIII^e siècle par M. Capéfigue. T. I. XVI und 439. T. II. 424. T. III. 451. T. IV. 466 Seiten in Octav.

‘Ich bin kein Freund von Reactionen, so wenig im Gebiet der Geschichte als der Politik’, sagt der Verf. in der Vorrede und bemerkt zugleich, daß eine beliebige Declamation gegen das achtzehnte Jahrhundert für ihn eine zu geringe Aufgabe sei. Wer des Verfs politisch-historische Ritterfahrten kennt, sein ‘mich dilettirt’s den Vorhang aufzuziehn’, wird wenigstens eingestehen, daß in Bezug auf sie dem obigen Ausspruch eine Art von Consequenz innewohnt. Er sieht in jenem Zeitraum die großen nationalen Traditionen aus der Zeit Ludwigs XIV. untergehen, er sieht verdrießliche Ideen über Stände und parlamentarische Debatte verstocken aufwachsen, und erkennt darin den Untergang der auf Einheit, d. h. auf die magische Gewalt einer Maintenon und die Lettres de cachet eines Louvois, gestützten Macht Frankreichs. Voltaire — er läßt ihn gelten, denn derselbe hat wenigstens den Edelmann nicht über den Journalisten vergessen, — hat weder einer Gleichheit, noch dem Volke das Wort

geredet, vor allen Dingen, *il déteste la canaille* und bleibt ein Franzose. Aber Fluch treffe jene Philosophen, die nach der Fremde haschten und außerhalb der Heimath nach *esprit* suchten, Männer wie Montesquieu, der in unsinniger Vorliebe für das öffentliche Leben Englands kaum *la grande oeuvre de Louis XIV.* begreifen wollte, wie Rousseau, der, statt der brillanten Monarchie voll Kraft und Eroberung, einen Zustand cannibalischer Rohheit einführen möchte, der es wagt, in Holland, so gar in dem kleinen Genf für Frankreich ein Vorbild aufzustellen. Das ist die Größe Ludwigs XV., daß er diesen *fatales tendances* sich entgegen stämmte. Solcher Männer Schriften setzt der Verf. weit dem *Mercure de France* nach, in dem er gewissermaßen eine Fortsetzung der *Chroniques de St. Denis* erblickt (!). 'Ich habe, heißt es hier, immer so gern den *Mercure de France* gelesen; er ist unendlich national; so stolz auf sein Vaterland, daß er *toutes les nobles distractions de ce peuple de gentilshommes* aufzählt. Dann aber schlich sich in die Literatur ein öder Puritanismus mit destructiven Doctrinen ein, und mit unerhörter Straslosigkeit verbreiteten sich die geistigen Erzeugnisse des Auslandes über das schöne, glückliche Frankreich.'

Guter, möchte man dem Verf. zurufen, warum so derbe in deinen Mystificationen? Warum so zeitig, gleich dem Löwen im Sommernachtstraum, für eine gutmüthige Beruhigung des Publicums Sorge tragen? Beurtheilen wir den Verf. nicht falsch. Er tändelt nicht, er scherzt nicht, es ist ihm ein heiliger Ernst; er geht mit Resignation einer Kritik entgegen, von der er weiß, daß sie ihm aufpaßt, wie damahls, als er in der Bartholomäusnacht nur eine energische Bewegung des

Volkslebens zeichnete. 'Geduld, ruft er dem Leser entgegen, es wird der Tag kommen, an dem man die ganze Größe der Regierung Ludwigs XV. zu begreifen im Stande ist'. — So Gott will, hat man diese Größe begriffen! Frankreichs Volk begriff sie, als es die Vertreter derselben zu Blutzengen stempelte. Lassen wir den Verf. immerhin ein süß-melancholisches Gefühl beschleichen, wenn er auf eine gebrochene Größe blickt. Aber besser wäre es, er lüde keine Gäste zu diesem Ragout von Gefühlen, die sich schließlich in nachfolgendes Raisonnement auflösen: *Oui, la noblesse fit la France, son esprit, sa croyance, ce sentiment d'honneur, qui nous créa une grande nation; elle donna son sang, ses terres à la patrie; tandis que la bourgeoisie se rachetait, égoïste, par quelques tailles, les gentilshommes et les paysans marchaient fièrement aux batailles; il y a plus qu'on ne croit de sympathie entre ces deux forces de la société, l'aristocratie et le peuple.*

Ueberall spiegelt sich, nach dem Vf., die Größe dieser Zeit ab. Die Oper bildet sich durch; die kleinen Soupers mit ihren kleinen Unzüchtigkeiten und beißenden Witworten, wo der Glanz der Kerzen sich im Diamantenschmuck schöner Frauen und den wogenden Lockenwellen der Perruquen abspiegelte, gewannen an Bedeutung, Amoretten lauschten im Mundwinkel der Frauen, kriegerisches Feuer verschmolz mit der Freude am Genuß in den Augen der Söhne alter Familien, deren einziges Lebensgestirn in dem bildschönen Könige leuchtete. Der Verf. vertieft sich mit der Wichtigkeit einer Kammerfrau in jede neue Mode, welche in Versailles Berücksichtigung findet; zahlreiche, in den Notizen enthaltene, Chansons leuchten in die

nackte Wahrheit der Begebenheiten hinein, die, trotz der Fassung in den glänzenden Rahmen der Darstellung, gespenstisch uns entgegen treten und, wenn auch in schwankenden Umrissen, die Schrecknisse von 1794 erkennen lassen.

Es geht eine alte Sage von der tiefen sittlichen Verderbtheit Ludwigs XV. und seiner Umgebung; man pflegt sie namentlich in England und Deutschland als eine grauenhafte Wirklichkeit hinzustellen, und selbst Frankreich schloß einst die lustigen Säale in Versailles und im Parc-aux-cerfs und trat in entsetzlicher Nüchternheit zu einem Gericht über Todte und Lebendige zusammen. Das Alles ist eben nur Sage, vererbte Tradition, böswillige Verläumdung, vielleicht gar aus der Propaganda in Paris hervor gegangen. Denn Keuscheres gab es nichts als das Herz Ludwigs XV., der bis zum 21sten Jahre wie in einem Sanctuarium gelebt hatte. Freilich, die Memoiren von Zeitgenossen erzählen Manches anders; aber sie stammen eben von Männern, in denen der reine Cultus gegen das Haus Heinrichs IV. nicht mehr lebte. Den König hegte Liebe zur Jagd bis zur Tollheit (*jusqu'à la frénésie*); aber sein Körper erheischte diese kräftige Bewegung, und das Vergnügen war ein königliches, wenn in Nymphentracht schöne Frauen mit ihm durch den Forst sprengten. — Gefallen an den Freuden der Tafel stellt sich gewöhnlich erst in späteren Jahren ein. Bei Ludwig XV. war es anders; er hatte während dessen Zeit, *tous les ravissements de la grace et de l'esprit* zu zeigen, und, was nicht weniger sagt, der Anstand verbot, während der Tafel von ernstesten Dingen, also beiläufig auch vom Staate zu sprechen. Wunderbar, wie Ludwig so lange in der Treue gegen die Königin nicht wankte, obwohl die-

selbe avait quelque chose de blanc et de blond comme toute la race allemande. Endlich, es konnte nicht anders sein, fühlte der König selbst das Unschickliche dieser ordinären Ehetreue. 'Wer kann, ruft der Verf., dieser Versuchung widerstehen, wenn man nicht ein Anachoret der Wüste ist!' Und dazu fehlten allerdings dem Könige so ziemlich alle Eigenschaften. So opferte sich die liebe, sanfte Frau von Mailly den Wünschen des Hofes und wurde die Gebieterin des königlichen Herzens.

Nun folgen die petits appartements, deren 'zauberische Anmuth' schwerlich eine andere Sprache als die französische mit scheinbarem Anstande zu beschreiben vermöchte. Der Verf. räumt ein, daß von wahrer Bildung am Hofe Ludwigs XV. nicht die Rede sein könne; für sie blieb den Hofleuten keine Muße; und doch wußten sie viel und zeichneten sich durch Grazie des Geistes und den feinsten Tact aus. Die jungen Cavaliere stürmen aus der Umgebung des Königs eben so begeistert in die Schlacht als zum Ball. Der wahre Vertreter dieses Standes war derselbe Richelieu, dem es nicht gelungen ist, in seinen Memoiren eine so glückliche Schilderung von seiner Liebenswürdigkeit zu entwerfen, wie sie uns hier geboten wird.

Wir haben vor dem Leser hiermit einen nur kleinen Theil des Gemählde von Capesigue aufgerollt. Gleichwohl scheint dieses Bruchstück für die Beurtheilung des Ganzen auszureichen. Der Künstler hat aus denselben Farbentöpfen und mit derselben Ueberschwänglichkeit die Politik, die kirchlichen Verhältnisse, die Finanzverwaltung und die Kriege Frankreichs gemahlt. Ein Vorüberführen dieser einzelnen Theile würde ermüden. Wollen wir ein pikantes Salongespräch, das sich mit Beibehaltung anständiger Ausdrücke in Schlüpfrig-

keiten und rohe Unsittlichkeiten versenkt, daß mit liebenswürdigem Leichtsinne über die Krankheiten eines mit der Verzweiflung ringenden Volkes dahin gleitet, daß sich mit Emphase über diese 'delicieuſen Regionen' eines Hofes verbreitet, gegen den sich täglich der Fluch von Millionen richtete — wollen wir es Geschichte nennen? Hav.

L ü b i n g e n ,

bei Heinrich Laupp 1845. Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Recensuit et explicavit Theodorus Obbarius, philos. Dr. etc. XLVIII und 324 Seiten in Octav.

Der Sohn des verdienten Herausgebers der horazischen Episteln, welcher seine Absicht und Befähigung, die Denkmahle der späteren Latinität in compendiösen und doch selbständig bearbeiteten, den Anforderungen heutiger Wissenschaft entsprechenden Ausgaben in die Hände des philologischen Publicums zurück zu führen, schon vor zwei Jahren durch den kritischen Abdruck des Boethius de consolatione philosophica beurfundet hat, erfreut uns hier mit einer neuen Ausgabe des christlichen Dichters, der als Augenzeuge und Zeitgenosse des untergehenden Heidenthums auch für den Philologen durch zahlreiche Einzelheiten seines Ausdrucks und insbesondere seiner Polemik kein geringeres Interesse darbietet, als es der dogmatische und kirchengeschichtliche Inhalt seiner Gedichte im Ganzen für den Theologen hat. Allerdings wird es auch den Theologen nur erwünscht sein, von einem so wichtigen Kirchenschriftsteller, der seit Cellarius — Halle 1730 — in Deutschland nicht wieder abgedruckt worden ist, einen neuen zuverlässigen Text mit den nöthigen biblischen und sonstigen exegeti-

schen Nachweisungen zu erhalten; doch ist Richtung und Verdienst dieser Ausgabe vorherrschend philologischer Art; und so weit wir auch, sei es von dem Wunsche oder der Befürchtung entfernt sind, auf welche kürzlich Lobeck in der Vorrede seiner *Pathologia sermonis graeci* anspielte, daß dieser Dichter und seines Gleichen statt der Classifier der ciceronianischen und augustischen Zeit in unseren Schulen eingeführt werden möchten, so können wir es doch nur im höchsten Grade willkommen heißen, wenn der Alterthumswissenschaft, welche die letzten Zeiten des antiken Lebens gewöhnlich nur aus dessen eigenen Organen kennen lernt, auch die gleichzeitigen Zeugen der entgegengesetzten Seite zugänglich und gleichsam commenturabel gemacht werden. Hat auch Hr Obbarius seinem ganzen Plane zufolge keinen solchen Reichthum antiquarischen und lexilogischen Apparats, wie Hildebrand zu seinem *Arnobius* ausgegossen, so hat er dagegen die hier ungleich schwerere Aufgabe der Kritik mit solcher Umsicht und Besonnenheit geübt, wie man jeden classischen Autor ediert zu besitzen wünschen könnte, und auch für Erklärung ist wenigstens das Wesentlichste mit solcher Auswahl beigebracht, daß man leicht sieht, wie der vielseitig gebildete Herausgeber auch noch das Drei- und Vierfache hätte geben können, wenn er es nicht für einfacher gehalten hätte, den Leser, der mehr wünschte, auf seine Vorgänger zu verweisen, die in dieser Hinsicht eher zu viel als zu wenig gethan haben. Die Hauptsache blieb jedenfalls die Kritik, die seit *Nicolaus Heinsius* — Amsterdam 1667 — eher Rückschritte als Besserung erfahren hatte, und namentlich bei dem letzten Erklärer *Arvalus* — Rom 1788 — von der richtigen Bahn, auf die sie *Heinsius* ge-

lenkt hat, abgekommen war, indem dieser den Unterschied zwischen reinen und interpolierten Handschriften nicht beachtete und damit das Fundament verließ, das jener durch Vergleichung von sechszehn Codd. der ersteren Art gelegt hatte. Dem großen holländischen Kritiker dagegen gibt Hr. Obbarius selbst das Zeugniß, daß illius artem criticam tractandi rationis, quam Heinsius non ita multo post in edendo Ovidio exercuit, ubi conjecturas permultas et lectiones vel unius vel duorum tantum codicum auctoritate confirmatas recipere ausus est, in hac Prudentii editione perpauca reperiuntur vestigia; was er am Meisten beklagt, ist, daß Heinsius nach der Unsitte seiner ganzen Zeit nicht die vollständigen Varianten der von ihm verglichenen Codd. mitgetheilt habe, und namentlich gilt dieses von dem Cod. Puteanus der Pariser Bibliothek, der, wenn auch nicht, wie Manche gefabelt haben, gleichzeitig mit dem Dichter, doch aus dem VIten Jahrhundert zu sein scheint, und in so fern die beste Grundlage für alle weitere Kritik abgeben könnte. Leider hat auch Hr. Obbarius diesen Mangel nicht ersehen können; er klagt S. XXXVIII: *asservat sane vir quidam humanissimus hujus libri collationem accuratissime factam in scriniis suis septem repagulis clausis, sed mihi eum ter per epistolas roganti, ut illam mihi concederet — istum enim virum hoc codice uti neque posse neque velle certo scio — ne respondit quidem*; doch hat er wenigstens fünf andere Handschriften, worunter zwei aus Saec. IX, selbst verglichen, und diese mit dem Apparate von Arevalus und dem größeren Theile der älteren Ausgaben verbunden geben immer hier einen achtungswerthen Apparat, auf welchen er dann mittelst seiner oben bereits erwähnten Schei-

dung der interpolierten von der reinen Familie und jener selbst wieder in mehre Verzweigungen einen eben so kritisch genügenden als lesbaren Text hergestellt hat. Auch Druckfehler haben wir nur wenige gefunden, was wir um so mehr hervor heben, als der freilich in einer andern Officin erschienene Boëthius durch solche Flecken sehr entstellt ist; ja außer *considerare* für *confidere* adv. Symm. I, 643, was wahrscheinlich aus dem zum Abdrucke gegebenen Texte herrührt, sind wir in den meisten Fällen ungewis, ob das, was uns in dieser Hinsicht aufgefallen ist, nicht der eigenthümlichen Orthographie angehört, die Hr Dbbarius nicht gerade zu unserer Freude aus seinen Handschriften angenommen hat, und wohin wir nicht nur *alumpnus*, *columpna* u. dgl. oder *inmundus*, *inpedit* u. s. w., sondern auch *inervans* und *inervatus* für *enervans*, *enervatus* mit verkürzter Präposition rechnen; doch wird *versicolorus* adv. Symm. II. 56 und *caelistis* Peristeph. II. 42 schwerlich in seiner Absicht gelegen haben. Außerdem bleibt hier und da wohl noch Raum zu einer Conjectur, worauf die ausschließliche Bedachtnahme auf Sichtung der urkundlichen Lesarten vielleicht zu wenig hat achten lassen; so würden wir *Cathem*. VII. 151 unbedenklich schreiben *squalent recincta veste pullati patres* statt *bullati*, und Peristeph. II. 44 *votisque dispensans opes* statt *notas*; auch in der alten *Vita*, welche Hr Dbbarius S. III mittheilt, ist unstreitig für *recipiens*, was *Arevalus* durch die Ellipse *fidem* erklärt hat, zu lesen *resipiscens et factus Christianus*.

Zur Erklärung hat der Herausgeber, wie wir vorhin bemerkten, mit sparsamer Hand nur das Wichtigste aus seinen Vorgängern oder sonstigen Hilfsmitteln heraus gehoben, in der Regel aber

bei dem Widerstreite manigfacher und mitunter höchst abenteuerricher Ansichten mit gesundem Urtheile das Einfachste und Wichtigste erwählt, und nur selten anders entschieden, als wir es an seiner Stelle gethan haben würden. Selbst was des Dichters Geburtsstadt betrifft, wollen wir es nicht gerade tadeln, wenn er auf die Wahl unter den dreien, welche die nächsten Ansprüche darauf zu haben scheinen, Cäsaraugusta, Tarracon, und Calagurris, bescheiden verzichtet, und zuletzt geradezu sagt: quae quum ita sint, certam et urbem et Hispaniae regionem utpote (?) poëtae patriam constitui posse despero; doch würden wir allerdings keinen Anstand nehmen, nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit den Ausschlag für Calagurris zu geben, theils weil diese Stadt unter den dreien, die Prudentius durch nostra als ihm näher angehörige bezeichnet, die unbedeutendste ist, so daß sich von ihr am Wenigsten denken läßt, wie sie sonst als Ort seiner Bildung oder Sitz seines Richteramtes Wichtigkeit für ihn gehabt haben könnte; theils weil er seine Martyrhymnen gerade mit ihren Heiligen eröffnet; theils weil er sie noch einmahl Peri-teph. IV. 31 neben Cäsaraugusta, dem der ganze Hymnus gewidmet ist, unter vielen andern hispanischen und benachbarten Städten allein mit jenem Beiworte bezeichnet, was gewis auf ein besonders inniges Verhältniß schließen läßt. Von sonstigen Einzelheiten, die vielleicht anders gefaßt werden konnten, erwähnen wir die Note zu Cather. V. 56 über die Drachen ähnlichen Feldzeichen, worüber unser Commentar zu Lucian de Hist. scr. p. 185 Genaueres gibt; ferner adv. Symmach. l. 203, wo saxa illita ceris gewis wörtlich, wie Juvenals genua incerare deorum, zu verstehen, nicht mit Hrn Obbarius auf statuas sive oscu-

lando siveprehendendo (besser contractando) sordidas factas et quasi cera obductas zu beziehen sind, in welchem letztern Sinne wohl cereus, aber nicht cera illitus metaphorisch gebraucht wird; und ebend. v. 349, wo es nicht genügte, die Worte post trabeas et eburnam aquilam sellamque curulem aus den römischen Antiquitäten zu erklären, sondern auch die Breviloquenz zu bemerken wäre, von der jetzt Boissonade zum Babrius S. 29 zahlreiche Nachweisungen gegeben hat: 'nach der Annahme der consularischen Insignien' d. h. nach dem Antritte des Consulats; auch zu Peristeph. II. 193 sehen wir nicht ein, weshalb die Meinung, welche das 'von dem reißenden Strome in seinem Sande verhüllte Gold' auf den Pactolus oder Tagus bezieht, mit einem Ausrufungszeichen gebrandmarkt ist, da dieses doch die beiden den Alten bekanntesten goldhaltigen Flüsse waren! Unter den Etymologien, welche die Gelehrten alter und neuer Zeit für den Ausdruck paganus in der Bedeutung eines Anhängers des alten Polytheismus aufgestellt haben, schließt sich Hr. Obbarius S. 258 derjenigen an, die da glaubt, das Heidenthum habe sich länger auf dem platten Lande als in den Städten erhalten, in offenbarem Widerspruche mit seiner eigenen Bemerkung, daß die ältesten christlichen Kirchen vielmehr außer als innerhalb der Städte lagen, und mit der allgemeinen Beobachtung, daß das Christenthum weit früher unter der niederen Classe als unter den Gebildeten Eingang fand; uns ist es nie zweifelhaft gewesen, daß paganus ein eben so relativer Begriff wie das griechische ἰδιώτης ist, der seine nähere Bestimmung immer erst aus dem Gegensatze mit einer bestimmten und abgeschlossenen Menschenclasse erhält: wie es ursprünglich den Landbewohner im Gegensatze

des Städters bezeichnet, so ist es später der Ungebildete dem *πεπαιδευμένος* (Plin. Epist. VII. 25. 6), das profaische Gemüth dem dichterischen (Pers. prol. v. 6 *semipaganus*, wie Prudent. Peristeph. II, 574 *poeta rusticus*), der Bürgerliche dem Soldaten gegenüber, und auch ohne gerade mit Gesner an die bestimmte Metapher des *miles Christi* und der *ecclesia militans* zu denken, sind wir gewis berechtigt, in der Anwendung jenes Namens auf die Heiden mit Heinrich zum Juvenal Bd. II, S. 529 gleichsam den Kaufenstolz der siegenden Christengemeinde ihren verachteten Feinden gegenüber zu erkennen. Endlich hätte der Herausgeber vielleicht hier und da noch etwas genauer auf die Anspielungen und Reminiscenzen eingehen können, welche sein Dichter so manchemahl in Worten und Sachen aus Schriftstellern des classischen Alterthums darbietet. Er bemerkt zwar sehr richtig Prolegg. p. XVI: *ceterum Prudentium poetas veteres, Virgilium, Horatium, Juvenalem, alios, saepius ante oculos habuisse constat, quamvis eos non ita imitatus sit expresseritque quam (vielmehr ut) Juvenus aut Victorinus*, und hat dieses auch für die drei erstgenannten fleißig und glücklich nachgewiesen; doch hätte er wenigstens noch Persius hinzufügen können, an den z. B. Cathem. IV. 13 erinnert: *omnes quod sumus ac vigemus inde est*, vgl. Pers. V. 152: *hoc quod loquor inde est*; eben so die rubrica adv. Symmach. II. 462 nach Pers. V. 90; und irren wir nicht, so liegt der ganzen Stelle Peristeph. II. 229 fgg. die nämliche Idee zu Grunde, wie sie jener am Ende der dritten Satire ausspricht, daß die menschlichen Leidenschaften in ihren Aeußerungen ganz den körper-

lichen Krankheiten analog sind, was Prudentius nur mehr im Einzelnen ausführt, z. B. v. 249: *quid ille fervens ambitu sitemque honoris aestuans, mersis anhelat febribus, atque igne venarum furit?* Ja selbst aus Juvenal ließen sich noch manche andere Parallelen anführen, z. B. *adv. Symmach. I. 405 mit Sat. I. 171, II. 558 mit Sat. VIII. 3, und v. 1010 mit Sat. XII. 92*, wo die bekränzte Thüre, welche *matutinis operatur festa lucernis*, wenigstens auf einen ähnlichen Gebrauch des späteren Cultus hinweist, wie der Baum bei Prudentius, *quae fumificas vittata lucernas servabat*; und lassen wir unseren Blick in einem weiteren Kreise schweifen, so konnte Peristeph. X. 227 eben so wenig der Verweisung auf Plautus Amphitruo als Hamartig. v. 947 der Erinnerung an Platos Gorgias p. 524 fg. entbehren, der sei es direct oder mittelbar als die Quelle aller der Vorstellungen betrachtet werden muß, welche die Seelen die Spuren ihrer Vergehungen wie Narben oder Flecken in die andere Welt mitbringen lassen. Noch besser wäre freilich zu der ersteren Stelle Arnobius VII. 33, zu der anderen Plutarch *de sera num. vind.* verglichen worden, wo nicht nur Wytttenbach S. 110 auch über jene Vorstellung gelehrt gehandelt hat, sondern sich auch das offenbare Vorbild jenes *truculentus aliquis de gente latronum* findet,

— *qui me maculosum aspergine morum*

In praeceps ut praedo trahet nigrisque ruentem

Immerget specubus, cuncta exacturus adusque;
 vgl. Plutarch T. X. p. 274. Hutt.: *εἶναι δὲ καὶ λίμνας παραλλήλας . . . καὶ τινας ἐφρεστᾶναι δαίμονας, ὡσπερ οἱ χαλκεῖς ὀργάνοις ἀναλαμβάνοντας καὶ καθιέντους ἐν μέρει τὰς*

*πυχὰς τῶν δι' ἀπληστίαν καὶ πλεονεξίαν πο-
νηρῶν*: doch fühlen wir hierbei allerdings, daß wir mit solchen Anforderungen bereits die Grenze überschreiten, die sich der Herausgeber nothwendig setzen mußte, um nicht durch die Consequenz solcher Bemerkungen zu einem Commentar von dop-
peltm und dreifachem Umfange fortgerissen und zu-
gleich auf das theologische und dogmengeschichtliche Gebiet hinübergelockt zu werden, das er mit solcher Sorgfalt vermieden hat, daß die Apotheosis, Hamartigenia und Psychomachia noch viel sparsamer als die anderen Bücher mit erklärenden Noten versehen sind. Eher konnte er seinem Principe unbeschadet *adv. Symmach. I. 226* den Gebrauch erwähnen, welchen Welcker, das akademische Kunstmuseum zu Bonn, 2te Aufl. S. 135 von jener Stelle in archäologischer Hinsicht gemacht hat, wie denn überhaupt noch manche mythologische und antiquarische Einzelheit in diesen Büchern verborgen liegt, über die auch der Philologe noch mehr als hier geschehen ist gesagt zu sehn wünschen möchte; inzwischen halten wir es auch so für unbillig, bei einem Commentar, dessen Maß von den Zwecken des Herausgebers abhängt, mehr nach dem, was noch hätte geleistet werden können, als nach der Beschaffenheit des wirklich geleisteten zu fragen; und von diesem Standpuncte aus wird auch der exegetische Theil dieser Ausgabe der überwiegenden Anzahl ihrer Leser eben so genügen, als der kritische selbst die höheren Ansprüche der Wissenschaft nicht unbefriedigt läßt.

K. Fr. H.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

83. Stück.

Den 24. Mai 1845.

M ü r n b e r g.

bei Cramer 1844. Vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie. Ein öffentlicher Vortrag gehalten am 3. Februar 1844 zu Leipzig von C. G. Carus. 59 S. in Octav.

Es ist erfreulich einen Arzt, Physiologen und Zootomen wie Hr Carus die Aufmerksamkeit einem Gegenstande zugewandt zu sehen, welcher in unsern Zeiten und in unserm Vaterlande von den meisten Physiologen gänzlich unbeachtet, und zunächst dem grundlosen Phantasienspiel von Dilettanten überlassen ist. Auch Hr Carus hat erst seit etwa 5 Jahren die Kranioskopie näher beachtet und zuerst in seiner Physiologie, dann aber in besondern Schriften darüber sich ausgesprochen. Das vorliegende Schriftchen ist nun zwar nicht eigentlich für Männer vom Fach, obgleich nach des Ref. Dafürhalten auch sie nicht ohne Vergnügen und Belehrung dasselbe lesen werden, sondern vielmehr für das gebildete Publicum bestimmt, und liefert diesem auch so viel aus der Physiologie und Psychologie

als zum Verstehen des Verfs Ansicht nothwendig ist. Man würde sich aber sehr teuschen, suchte man in diesem Schriftchen eine Exposition und Weiterbegründung der Gall'schen Organenlehre, — vielmehr ist der Verf. derselben zuwider und betrachtet sie als absurd, besonders auch weil die psychologischen Richtungen des menschlichen Geistes, denen entsprechend einzelne Gehirnthteile speciell dargestellt und entwickelt sein sollen, fast durchgängig sehr unlogisch getrennt worden.

Als wir über des Verfs Atlas der Kranioskopie in Nr. 72 unserer vorjährigen Anzeigen referirten, theilten wir unsern Lesern die Ansicht desselben mit, daß in den 3 Schädelwirbeln eine bestimmte Bedeutung des individuellen Verhältnisses der 3 urwesentlichen Richtungen der Seele zu erkennen seien. Dieses ist auch in vorliegender Schrift die grundwesentliche Ansicht des Verfs. Diesen 3 Hauptschädelwirbeln ist aber auch die Bildung der 3 Haupttheile des Gehirns entsprechend. Bei denjenigen Thieren, wo das Seelenleben nur ein unbewußtes ist oder höchstens zu einem dunkel sich der Welt bewußt sein erhoben wird, ist auch die Nervenmasse, welche das Gehirn vorstellt, und aus welchem dann gewöhnlich nur die Augennerven hervor treten, im Allgemeinen ein einfacher rundlicher Nervenknoten. In den höheren Thieren aber, wo ein klares (?) Vorstellen und Empfinden der Welt sich hervor thut, und wo, von den Fischen an, und zu höchst durch die Amphibien zu den Vögeln und Säugethieren alle die 3 wesentlichen Richtungen des Seelenlebens, Erkennen, Fühlen und Wollen, mit Bestimmtheit sich offenbaren, trennt sich durchaus die Gestaltung des Hirns in eine Dreiheit, und überall kann zwischen 3 Hirnmassen deutlich unterschieden werden, welche den

Namen Vorhirn, Mittelhirn und Nachhirn führen. Unter diesen 3 Hirnmassen erinnert das Mittelhirn noch am meisten an den einfachen Hirnknoten der niederen Thiere und gleicht ihm vollständig durch das Austreten der beiden Sehnerven. Das Vorhirn gibt dem Nerven zwar den Ursprung, bildet sich aber in der ganzen Thierreihe Stufe für Stufe um so mehr aus, je mehr das Erkennen, die Intelligenz des Thieres, wächst. Das Nachhirn gibt den Hörnerven, d. h. den Sinnesnerven für die freiste, am meisten vergeistigte Bewegung den Ursprung und liegt zunächst am Rückenmarke, als in welchem vorzüglich die Primitivfasern der Gliedmaßen, also die wesentlichsten Bedingungen der Bewegung, vereinigt sind. Was den Menschen betrifft, so finden wir auch bei ihm dieselbe Gliederung des Hirns, nur das Verhältnis seiner Massen unter einander ist ein sehr viel anderes geworden — das Vorhirn hat nämlich eine enorme Entwicklung erlangt und das Nachhirn im Verhältnis zum Mittelhirn ebenfalls beträchtlich sich vergrößert und in seinem Baue sich verfeinert, während das Mittelhirn räumlich sehr beschränkt geblieben ist. Demnach seien wir sehr bestimmt darauf hingewiesen, jene 3 wesentlichen Hirnabtheilungen seien nicht bloß hinsichtlich der Ursprünge der Nerven großer Sinnesorgane, sondern auch in ihrer seelischen Bedeutung verschieden. Das Mittelhirn, als dasselbe, was schon den unbewußten oder nur weltbewußten Geschöpfen eigen war, repräsentiere eben deshalb auch in den höheren Classen das directe unbewußte Seelenleben, das dunkle Gefühl; das Vorhirn, welches mit jeder Stufe des Erkennens sich stärker ausbildet und im Menschen als die so genannten Hemisphären eine enorme Entwicklung erreicht, repräsentiere das Erkennen;

das Nachhirn, welches die Nerven des Bewegungssinnes aufnimmt und am Anfange des Rückenmarks liegt, repräsentiere das Wollen, d. h. zunächst die Entscheidung jeder Art von Reaction nach Außen, und namentlich das Antreiben zur Bewegung, und überhaupt den Trieb. Die Betrachtung des Verhältnisses nun, in welchem die 3 dem Vorder-, Mittel- und Nachhirn entsprechenden Schädelwirbel des Erwachsenen zeitlichen verharren, muß sicher sehr bedeutungsvoll sein, um daraus zu schließen auf das eigenthümliche und ursprüngliche Verhältniß, in welchem die 3 Hirnmassen gerade bei einer bestimmten Persönlichkeit in ihrer ersten Anlage vorhanden waren, also auch um zu schließen, wie somit die Anlagen für Erkennen, Gefühl und Willenskraft gerade hier vertheilt waren.

Das Wesentlichste des Verfs Kranioskopie ist nun in den folgenden 6 auf Beobachtung und Untersuchung gestützten Sätzen enthalten.

1) Eine gleichmäßige schöne und insbesondere auch im Vorderhaupt hinreichend geräumige Wölbung des Schädels, z. B. an Höhe im Vorderhaupte vom Ohr aus gemessen 4" 10'" — 5" 2'" — 3"', im Mittelhaupt 5" 2'" — 5"', im Hinterhaupt 3" 6'" — 8'" nebst entsprechender Breite und Länge jedes Wirbels, deutet gleich dem groß und regelmäßig entwickelten Gehirn, auf eine glückliche, für Erkennen, Fühlen und Wollen gut und kräftig organisierte Seelenanlage.

2) Eine gleichmäßig verkümmerte, besonders im Vorderhaupt dürftig entwickelte Wölbung des Schädels, z. B. an Höhe im Vorderhaupt 3" 6'" — 10"', im Mittelhaupt nur 4"', im Hinterhaupt nur 2" 6'" nebst entsprechenden Breiten und Längen der 3 Wirbel, deutet, wie ein verkümmertes Hirn, auf

eine für Erkenntnis, Gefühl und höhere Willensfreiheit selbst unglückliche Seelenanlage, und jegliche bedeutende Verkümmerng dieser Art wird von Idiotismus oder Blödsinn unzertrennlich sein.

3) Ebenfalls eine höhere geistige Entwicklung ausschließend ist der übermäßig aufgetriebene mit Wassersucht des Gehirns verbundene Schädel. Ist dabei die Gehirnssubstanz noch wenig beeinträchtigt, so ist eine mäßig intelligente Ausbildung sehr wohl möglich und kommt vor.

4) Bei den unendlich vielfältigen mittlern Bildungen des Schädels, welche weder die vollkommene großartige harmonische, noch die übermäßig verkümmerte oder wassersüchtig aufgetriebene Form darstellen, ist durch Vergleichung unter den 3 Wirbeln auszumitteln, auf welchen, oder welche, die relativ vorzüglich kräftige, regelmäßige und schöne, und auf welche eine verkümmerte, unregelmäßige und unschöne Entwicklung fällt, und man wird allemahl hiervon auf die in dieser Individualität insbesondere vorherrschende Anlage des Seelenlebens für Erkenntnis, Gefühlsleben oder Willenstrieb einen wohl begründeten Schluß zu machen im Stande sein. Die merkwürdigsten Combinationen ergeben sich hier dann ganz von selbst. — Wir finden z. B. am Schädel des Negers in der Regel sehr dürftiges Vorderhaupt, mäßig entwickeltes Mittelhaupt, und stark ausgebildetes Hinterhaupt, und die Individualität einer sehr beschränkten Intelligenz, eines nicht eben reichen Gemüthes, aber eines heftigen mit viel Muskelkraft verbundenen Triebes ergibt sich. Anderntheils finden wir wohl ein starkes Vorderhaupt, aber geringes Mittelhaupt und Hinterhaupt, und die Anlage zu dem, was man einen bloßen Verstandesmenschen

nennt, ohne Gemüth und ohne Thatkraft, wird uns deutlich werden.

5) Bei den Messungen zur Beurtheilung bestimmter Kopfformen ist es aber von Wichtigkeit a) später erworbene oder entstandene krankhafte Aufstrebungen oder Einsenkungen am Schädel von der ursprünglichen Form zu unterscheiden, b) ebenso gewaltsame Verdrückungen des Kopfes (wie sie bei vielen amerikanischen Stämmen gefunden werden) nicht in gleicher Weise wie eine ursprüngliche Bildung zu beurtheilen, c) die sehr verschiedene Stärke der Schädelknochen und die verschiedene mögliche Qualität der Hirnsubstanz nie zu vergessen.

6) Man erkennt, daß schlechterdings keine besondern ursprünglichen Anlagen für das moralisch Gute oder Böse in der wissenschaftlichen Kranioskopie nachgewiesen werden können. — Wäre es, wie die abstruse Phrenologie der Anhänger von Gall sagt, daß es ein besonderes Diebsorgan, ein Zerstörungsorgan, ein Verheimlichungsorgan, und hinwiederum ein Organ des Gewissens gäbe, so wäre die menschliche Freiheit ein Unding, und der Mörder und Dieb, der die ersteren Organe hätte, und dem das letztere fehlte, er wäre vollkommen gerechtfertigt. Aber diese Irrthümer schließt die wissenschaftliche Kranioskopie vollkommen aus. Das Gewissen, das moralische Gefühl ist das eigentlich Göttliche in jedem Menschen, der nur überhaupt zum Selbstbewußtsein erwacht ist, und der Mensch mit schwachen Geistesanlagen, der im Schädel so dürftig gebildete Neger z. B., kann, wenn er diese Stimme hört, eben so gut sein, als der mit großen geistigen Anlagen und einem sehr guten Schädel geborne Mensch unter Umständen sehr schlecht werden kann, wenn er dieser Stimme nicht hört. — Nichts desto weniger ist aber die wahre Gra-

nioscopie auch für Criminaljustiz sehr wichtig, und der Verf. hat in der Zeitschrift der sächsischen Bezirksärzte (2. Heft) einige Andeutungen auch darüber gegeben. Es versteht sich nämlich, daß allerdings eine Anlage, z. B. von wenig Gefühl, sehr schwacher Intelligenz und starkem Trieb des Begehrens und Wollens, den Menschen sehr leicht in Verbrechen der verschiedensten Art gerathen lassen kann, in Verbrechen, welche der mit höherer Intelligenz Ausgerüstete schon deshalb unterläßt, weil ihm sein Wissen sagt, daß er sich selbst dadurch unglücklich machen müsse. In Wahrheit findet man deshalb bei vielen Verbrechern sehr ungünstige Schädelbildungen, ein Umstand, der von dem Richter jedenfalls berücksichtigt zu werden verdient, da er die höhere Milde anruft, mit welcher jede größere menschliche Individualität auf den Verbrecher blickt, und die, wenn sie auch die Strafe nicht aufheben kann, sie doch nicht als Rache, sondern als Hinführung zur Besserung anordnet.

Dieses Wenige aus des Hrn Carus Schrift möge genügen, um unsere Leser auf letztere aufmerksam zu machen. Wir erinnerten früher schon, daß auch die Gallische Kraniologie den Sitz der Intelligenz im Vorderhaupte, den des Gemüths im Mittelhaupte und den des Triebes im Hinterhaupte finde, und daß also bis zu diesem Punkte die Gallische und die in Rede stehende Kraniologie übereinstimmen. Was aber besonders erfreulich ist, ist eine Idee, welche von manchen Köpfen beschränkterer Art Anfangs für ein bloßes Phantasiespiel gehalten wurde, nämlich Oken's großartige Idee von dem gemeinschaftlichen Typus in der Bildung der Wirbelsäule und des Schädels, nun noch zur Basis und Principe der wissenschaftlichen Kranioskopie werden zu sehen. Berthold.

S t o c k h o l m.

1842. Resor i Södra - Amerika, åren 1836, 1837 och 1838, af Carl August Gosselman K. M. F. — Med kartor och plancher. Första Delen. XXII u. 308 Seiten Octav.

Der Hr Verf., schon bekannt durch seine anziehende 'Reise zwischen Süd- und Nord-Amerika' (Aus dem Schwedischen übersetzt von N. Lappe, Rostock 1834), veröffentlicht hier einen Bericht über eine größere Reise, welche er im Auftrage der schwedischen Regierung durch verschiedene Staaten von Südamerika machte. Obgleich die officiellen Berichte, welche der Hr Verf. schon während seiner Reise über die commerciellen und politischen Verhältnisse der von ihm besuchten Staaten seiner Regierung einsandte, nicht in diese Reisebeschreibung wieder aufgenommen sind, so bietet sie doch, obgleich vorzüglich für ein größeres Publicum bestimmt, Mancherlei über wenig bekannte Länderstrecken dar, was auch den Geographen und den Statistiker interessirt, weshalb wir uns erlauben hier kurz über den Inhalt dieses Bandes zu berichten.

Der Hr Verf. verließ am 15. Aug. 1836 den Hafen von Plymouth am Bord der britischen Fregatte Imogene, Kapitain Bruce, welche Ordre für Rio de Janeiro hatte und unterwegs Madeira anlaufen sollte. Das erste Kapitel (S. 1—28) beschreibt in der anziehendsten Weise die Reise bis Madeira, wo die Fregatte am 24. Aug. auf der Rhede von Funchal (Hauptstadt mit 10000 Einw.) zu Anker ging, und das 2te Kapitel (S. 29—55) gibt eine sehr interessante Schilderung der 'zwei angenehmen Tage', welche der Hr Verf. auf diesem 'atlantischen Paradise' zubrachte. Am 27. Aug. geht die Fregatte wieder unter Segel mit einem

sehr schwachen Landwinde, der aber, so wie sie sich weiter von der Insel entfernt, allmählich in den ganz entgegengesetzten regelmäßigen Nordostpassatwind übergeht. So begünstigt passieren die Reisenden schon am 2ten Tage im Osten der Kanarischen Inseln und am 31. Aug. den Wendekreis $20^{\circ}4'$ westl. L. von Greenwich. Nach 8 Tagen gelangen sie im 8° N. Br. in die Zone der variablen Winde, der Region der Stürme und Windstillen, doch haben sie das Glück schon am 16. September noch im Norden der Linie den Südostpassat zu erreichen, mit dem sie gleich am folgenden Tage den Aequator unter $20^{\circ}45'$ L. durchschneiden, der sie aber schon am 26. Septbr. auf $18^{\circ}30'$ S. Br. verläßt, wo sie stürmisches Wetter treffen. Dennoch kamen sie schon drei Tage später in Sicht des weit hin sichtbaren Kap Frio ($25^{\circ}1$ N. Br., $41^{\circ}3$ W. L.) der vornehmsten Landmarke zum Ansegeln von Rio de Janeiro und hatten, als sie am Tage darauf in die wunderschöne Bai von Rio, die der Hr Verf. ausführlicher schildert, einliefen, von Plymouth aus nur eine Reise von 44 Tagen gehabt.

In Rio erhielt der Capitain Bruce von dem daselbst stationirenden britischen Admiral die Ordre, einige Tage zu verweilen und dann nach dem Plata=Strome zur dortigen britischen Station zu segeln. Unser Hr Verf., froh diese schöne Gelegenheit zur Weiterreise zu erhalten, wendet die auf der Fregatte gegebene Muße an, um sich in der Stadt, 'dem New-York Südamerika's' und in ihren reizenden Umgebungen umzusehen (Kap. IV. p. 78—100) und geht am 8. Octbr. mit der Imogene wieder unter Segel. Nach einer Reise von 14 Tagen, die in diesen Gewässern jedoch nicht mehr so angenehm war, als die in der schönen Region der Ost=Passate, gelangt er, nachdem er

unterwegs noch auf einem flüchtigen Besuche in Montevideo (Hauptstadt der Republik Uruguay mit 20,000 Einw.) einer Aufführung eines Scribe'schen Lustspiels im dortigen Theater beigewohnt hatte, auf der Rhede von Buenos-Ayres, (Kap. V). Ein heftiger 'Pampero' verhindert unsern Reisenden drei Tage lang am Landen, welches bekanntlich in dieser Stadt des sehr flachen Ufers wegen mit Umständen verknüpft ist, die der Hr Verf. sehr anschaulich beschreibt. — Kap. VI. (S. 122 bis 157) berichtet über den Aufenthalt in Buenos-Ayres. Wir finden hier manche treffende Bemerkungen über das Leben und Treiben der Porteños, über das Ansehen der Stadt, (deren Bevölkerung der Hr Verf. zu 75000 Individuen angibt, von denen $\frac{3}{4}$ Weiße) ihre politischen Zustände, ihren Handel u. s. w. Da sich von Buenos-Ayres keine Gelegenheit zur Seereise nach Chile, dem nächsten Reiseziel des Hrn Verf. fand, so mußte er sich zur Landreise dahin entschließen, welche immer beschwerlich, zu der Zeit noch unangenehmer war durch den Krieg zwischen Buenos-Ayres (den Federales) und den inneren Provinzen (den Unitarios), ein blutiger verheerender Bürgerkrieg, der bekanntlich noch heut zu Tage dauert und dem Lande nach einem dem Ref. mitgetheilten glaubwürdigen Berichte jetzt schon 45 bis 50,000 Menschen gekostet haben soll. — Am 25. Novbr. tritt Hr Gosselman seine Reise an (Kap. VII). Von nun an wird die Erzählung für den größeren Theil des deutschen Publicums, welcher, weniger vertraut mit der Seefahrt, die gleichwohl sehr werthvollen, den gebildeten Seeofficier verrathenden Berichte über die Seereise von Plymouth bis Buenos-Ayres vielleicht etwas zu lang gefunden haben wird, an Interesse zunehmen, da sie den Leser nun durch

Gegenden führt, welche von europäischen Reisenden seltner besucht werden und welche, obgleich ihrer Oberflächenbeschaffenheit nach sehr einförmig, doch einen eigenthümlichen Reiz gewähren. Im VII. Kap. (S. 158—210) werden wir über Luxon und Frayle Muerte nach Cordova geführt, ($31^{\circ}26'$ S. B. und $314^{\circ}36'45''$ L. v. Ferro nach der Bestimmung des Hrn de Souillac, Astronomen der spanischen Grenzcommission im J. 1784), der Hauptstadt der Provinz gleichen Namens, nach Buenos-Ayres der bedeutendsten der ganzen Union, doch hält sich der Hr Verf. hier mehr bei der Schilderung seiner Art des Reisens und seiner Reiseabenteuer auf, als dem, der hier geographische Belehrung erwartet, lieb sein wird. Das folgende Kapitel dagegen (S. 211—238) bietet in dieser Beziehung mehr Ausbeute dar, denn wenn auch die hier mitgetheilten historischen Bemerkungen über die erste Colonisierung dieses Theils von Südamerika und die allgemeineren statistischen Nachrichten über die verschiedenen Staaten der gegenwärtigen Union dem, der das treffliche Werk von Sir Woodbine Parish (Buenos-Ayres and the Provinces of the Rio de la Plata, London 1839) kennt, eben nicht viel Neues gewähren werden, so möchten doch die aus eigener Anschauung geschöpften Nachrichten über die Stadt Cordova, und ihre Bewohner auch dem Statistiker manches Interessante darbieten. Die Universität zu Cordova, früher unter Leitung der Jesuiten, auf welcher zur Zeit der Spanier der größte Theil der besseren Classen des ganzen Vice-Königreiches von Buenos-Ayres, (welches außer der gegenwärtigen argentinischen Republik auch noch die Provinzen von Ober-Peru, jetzt Bolivia genannt, Paraguay und die Banda Oriental oder Uruguay umfaßte) seine Bildung empfing

und welche damals in so hohem Rufe stand, daß Cordova das Salamanca Amerika's genannt wurde, fand unser Reisende so gut wie zerstört. Die 'Alameda (öffentliche Promenade) der Stadt schildert er als eine der schönsten von ganz Süd = Amerika, die Zahl der Bewohner der Stadt gibt er auf 12,000 an. Kap. IX. (S. 239 — 278) beschreibt die Reise von Cordova bis Mendoza vom 26. Decbr. 1836 bis 8. Jan. 1837. Hier verbreitet sich der Hr Verf. etwas ausführlicher über die Oberflächenbeschaffenheit der durchreisten Gegend, die gegen Mendoza zu manigfaltiger wird, und über den Reichthum der Heerden, mit welchen die Pampas bedeckt sind. Er schätzt die Zahl des Rindviehes in diesen Pampas gleich wie Parish, dem er überhaupt in seinen statistischen Angaben oft gefolgt zu sein scheint, zu 6 Millionen, was gewis nicht zu hoch ist, wenn man erwägt, daß allein aus dem Hafen von Buenos = Ayres jährlich nahe an eine Million Stück Ochsen = und Kuhhäute ausgeführt werden. Nach Azara sollen sogar gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts die Pampas von Buenos = Ayres 12 Millionen Stück Rindvieh und 3 Millionen Pferde enthalten haben und gewis ist, daß seit Anfang dieses Jahrhunderts durch die politischen Verhältnisse der Republik die Heerden abgenommen haben, wie denn auch durch eine anhaltende Dürre im Jahr 1831 über zwei Millionen Stück Rindvieh umgekommen sein sollen. — Das letzte Kapitel dieses Theils (S. 179 — 308) berichtet über den Aufenthalt in Mendoza, wo der Hr Verf. Gelegenheit hatte einige Beobachtungen und Nachrichten über die auf dem Gebiete der Provinz wohnenden Indianer zu sammeln. Auch erhalten wir darin einige statistische Notizen über die Producte der schönen Provinz Mendoza, in welcher vorzüglich Wein gebaut wird und über die

Lage und das Clima der Hauptstadt gleichen Namens, welche wohl mit Recht das Montpellier Süd-Amerika's genannt wird.

Obgleich, wie aus dieser Anzeige hervorgehen wird, die geographische Ausbeute, welche dieser erste Theil der Reisebeschreibung gewährt, nur beschränkt ist, so müssen wir doch den beiden noch versprochenen Theilen mit Verlangen entgegensehen, weil sie uns durch Länder führen sollen (wie z. B. Ecuador und Neu-Granada) über welche uns neuere Berichte zuverlässiger Reisender fast ganz fehlen. Die diesem ersten Theile beigegebene Karte eines Theils der vereinigten Staaten von Rio de la Plata und der Republik Chile scheint nur eine nicht besonders schön ausgeführte Copie eines Theils von S. Arrowsmith's schöner Karte der Provinzen von La Plata u. s. w. zu sein, die typographische Ausstattung dagegen ist sehr schön. Wappäus.

Paris,

bei Bertrand 1841. Voyage autour du Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la Corvette La Bonite commandée par M. Vaillant Capitaine de Vaisseau. Publié par ordre du Roi sous les auspices du département de la Marine. Zoologie par M. M. Eydoux et Souleyet, médecins de l'expédition. T. I. P. I. XXXIX und 132 Seiten in Octav.

Als die franzöf. Regierung gegen Ende 1835 nach verschiedenen Stationen Consularagenten zu senden in Begriff war, sollte diese Gelegenheit benutzt werden, um auch für die Wissenschaft Vortheile zu erzielen. Von den oben genannten Herren ist leider der erstere vor Vollendung der zoologischen Arbeiten am gelben Fieber auf Martinik gestorben. Die Officiere der Bonite hatten von der Akademie eine Instruction erhalten, welche ihre Aufmerksamkeit

vorzüglich auf solche Thiere lenkte, die entweder sehr selten sind, oder in der Sammlung des Museums der Naturgeschichte noch fehlen. Besonders war ihnen noch empfohlen worden Versuche über die Temperatur der warm- und kaltblütigen Thiere, über das Gas in der Schwimmblase der Fische, und Beobachtungen über die Phosphorescenz kleiner Seethiere anzustellen. Das Schiff war 631 Tage unterwegs; es segelte am 6. Februar 1836 von Toulon ab, erreichte am 24. März Rio = Janeiro, am 24. April Montevideo, am 11. Juni Valparaiso, am 1. Juli Cobija, am 11. Callao, am 26. Payta, am 5. August Puna, am 1. Octb. Kérakakoa, am 8. Honolulu, am 7. December Manilla, am 31. Macao, am 25. Januar 1837 Touranne (Cochinchina), am 17. Februar Syngapore, am 24. Malacca, am 3. März Pulo = Penang, am 5. April Diamond's Harbour, etwa 10 Meilen unterhalb Calcutta, am 29. Mai Pondichery, am 11. Juli St. Denis (île Bourbon). An diesen sämtlichen Stationen hielt sich die Corvette kürzere oder längere Zeit auf, und kehrte mit einer reichen Beute aus allen Thierclassen am 6. November nach Brest zurück. Die Zoologie wird aus 2 Bänden mit einem Atlas von 100 Tafeln bestehen. Von den physiologischen Punkten, auf welche die Akademie aufmerksam gemacht hatte, konnten nur die thierische Temperatur und die Phosphorescenz des Meeres berücksichtigt werden. Ueber die Wärme des Menschen sind über 4000 Beobachtungen angestellt, welche das Resultat lieferten, daß die Temperatur des Menschen gleichzeitig mit dem Steigen oder Sinken der äußern Temperatur zu- oder abnimmt; sie sinkt sehr langsam beim Uebergang aus heißen Gegenden in kalte, hebt sich aber schneller, wenn man umgekehrt aus kalten in heiße Zonen gelangt. Ein

solches Steigen und Fallen ist übrigens nach der Individualität etwas verschieden; und überhaupt verhältnißmäßig nur unbedeutend: die mittlere Temperatur der am Cap Horn (50° S. B.), bei äußerer Temperatur von 0° Cent., und dann wieder auf dem Ganges bei Calcutta, bei einer äußern Temperatur von + 40° Cent., beobachteten Menschen zeigte nur ein Schwanken von kaum 1° Cent. — Die Temperatur mehrerer Vögel und zweier Haifische wurde gemessen, der eine der letztern zeigte 24° 6 bei höchstens 25° 3 Luft- und 23° 2 Wassertemperatur, der andere aber 28°, bei höchstens 28° Luft- und 27° 2 Wassertemperatur, so daß also diese Thiere nur kaum eine vom äußern Medium verschiedene Wärme zeigten. — Als Grund des Meeresleuchtens betrachten die Reisenden mehrere phosphorescierende Thiere, besonders kleine Crustaceen aber auch verschiedene Mollusken, Medusen und Zoophyten, in manchen Meeren, besonders sehr zahlreich bei den Sandwichinseln und auf der Fahrt von da zu den Marianen, trafen sie auf der Meeresfläche sehr zahlreiche kleine, runde, durchsichtige gelbliche Körperchen, welche das Meer wie ein dichter gelblicher Staub bedeckten und die in besonders hohem Grade phosphorescierten. Es war nicht möglich mittelst des Mikroskops eine Bewegung derselben zu entdecken; nach ihrem Verhalten gegen Reagentien erwiesen sie sich aber als organisierte und lebende Wesen.

Die in diesem Theile beschriebenen und meist auch abgebildeten Thiere sind 2 Affen, 7 Raubthiere, 1 Gliederthier, 9 Nager und 1 Wiederkauer; ferner 1 Falk, 1 Geier, 1 Pitla, 1 Astrapia, 1 Tros, 1 Phoenicophaeus, 1 Phytotoma, 1 Dacelo, 1 Fulica und 1 Anas. Besonders wichtig ist aber eine zootomisch = zoologische Abhandlung des Hrn v. Blainville über den Scheidenvogel (Chionis,

Forst.), welcher ein Strandbewohner der südlichsten Spizen Amerikas ist, bald zu den Tauben und Hühnern, bald zu den Strand- und Schwimmvögeln gestellt wurde, nach seinen von Hrn von Blainville mitgetheilten anatomischen Charakteren aber mit den Austernfischern (*Haematopus*, L.) die meiste Verwandtschaft zeigt. Berthold.

L e i p z i g.

Verlag der J. J. Weber'schen Buchhandlung 1842. Wörterbuch der deutschen und französischen Sprache mit Rücksicht auf Begriffsbestimmung, Ursprung, Verwandtschaft, Umendung und Umwandlung der Wörter, und mit besonderer Bezugnahme auf die in der Arzneikunde, den Naturwissenschaften, dem Handel u. s. w. üblichen Kunst- und Fach-Ausdrücke, von C. W. T. Schuster Dr der Rechte und Medicin, durchgesehen für das Französische von A. Régnier, Professor der Rhetorik am Collège royal de Charlemagne in Paris. 2 Bde 1079 u. 1014 Seiten in Lexikon-Octav.

Unter allen lexikographischen Arbeiten der neuesten Zeit nimmt vorliegendes Buch eine der ersten Stellen ein, nicht sowohl um seiner Vollständigkeit willen — selbst die bändereichsten sind nicht vollständig — als wegen der höchst zweckmäßigen wissenschaftlichen Bearbeitung und consequenten Durchführung der zum Grunde gelegten Idee. Es hat den großen Vorzug, daß es den Anfängern der französischen Sprache eben so gut als den Gelehrten empfohlen werden kann, Letzteren besonders für die Naturwissenschaften. Den Anfänger führt es wie an der Hand allmählich in die Erkenntnis des eigenthümlichen Geistes der zu erlernenden Sprache — ein Vorzug, den wahrlich nicht viele solcher Arbeiten in Anspruch nehmen dürften. Esr.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

84. Stück.

Den 26. Mai 1845.

L o n d o n.

Wiley and Putnam (printed by C. Sherman, Philadelphia, U. S. A.) 1845. — Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition, M. A. Ph. Soc. etc. In five volumes and an Atlas. — Theil I, LX u. 434 S., Theil II. 476 S. Theil III. 438 Seiten in Quart.

Wir beeilen uns, auf ein Werk aufmerksam zu machen, welches schon durch seinen Umfang und sein glänzendes Aeußere ein allgemeineres Interesse in Anspruch zu nehmen geeignet wäre, welches dasselbe aber noch in viel höherem Grade verdient durch seinen reichen Inhalt und als officieller Bericht über die erste und zur Zeit noch die einzige große See-Expedition, welche von Amerika zu wissenschaftlichen Zwecken ausgerüstet worden. — Wollen wir das Werk vollkommen würdigen, so

müssen wir an demselben gleichmäßig die Bedeutung hervor heben, welche es für die Wissenschaft, die gemeinschaftliche Aufgabe des Menschengeschlechts, und diejenige welche es insbesondere für die Neue Welt hat, welche dahin gekommen zu sein glaubt, in jeder Beziehung selbständig zu sein und der Hilfe Europas enttrathen zu können. Es ist in neuerer Zeit vielfach darüber gestritten, ob Amerika (es kann hier eigentlich nur von den Vereinigten Staaten von N. A. die Rede sein, jedoch streben die spanisch-amerikanischen Republiken offenbar in jeder Beziehung den Vereinigten Staaten nach), wie es politisch seine eigene Mission habe, auch schon dazu berufen sei, selbständig neue Wege zur Fortbildung der menschlichen Erkenntnis zu eröffnen, eine amerikanische Civilisation, wenn auch nicht im Gegensatz zur europäischen, doch gänzlich unabhängig von derselben mit wahren Gewinne für das Wohl der Menschheit anzufangen. Die Sinen, und darunter viele Deutsche, haben gemeint, das Streben der Anglo-Amerikaner in jeder Beziehung der alten Welt als Muster zur Nachahmung aufstellen zu können. Andere dagegen haben, ohne zu verkennen was in Amerika Einzelne in einzelnen Zweigen des menschlichen Wissens Ausgezeichnetes geleistet haben, die Meinung ausgesprochen, die Amerikaner hätten die europäische Schule der Wissenschaft und Kunst zu unreif verlassen um mit wahren Gewinn für die höhere sittliche Aufgabe der Menschheit auf selbständige Weise wissenschaftlich frei producierend auftreten zu können, ihre jetzt schon von der europäischen sich trennende wissenschaftliche Richtung, ihre so genannte nationale, müsse viel eher als ein Abweg vom rechten Wege denn als ein Richtweg zum wahren Ziele

betrachtet werden. — Es wäre anmaßend, wollten wir hier in dieser Sache ein Urtheil aussprechen, wir erlaubten uns nur die vorstehenden Andeutungen um die eigenthümliche Bedeutung des vorliegenden Werkes mehr hervor treten zu lassen, da es in der That unter den obwaltenden Verhältnissen ein wichtiges Document zur Entscheidung in der angedeuteten Frage darbietet. Welch ein Zeugnis legt aber nun dieses Werk für Amerika ab? Es wäre leicht das Zeugnis auszustellen, dürften wir hier in ausführlicheren Auszügen das Werk selbst sprechen lassen. Da indes dies durch den großen Umfang und die Manigfaltigkeit seines Inhalts unmöglich gemacht wird und da wir überdies die Absicht haben, bei der Anzeige der noch zu erwartenden Theile die wissenschaftlichen Hauptresultate dieser großen Untersuchungs-Expedition kurz hervor zu heben, so beschränken wir uns hier auf eine kurze Darlegung der Zwecke, welche die Regierung der Vereinigten Staaten durch ihre erste Expedition um die Welt zu erreichen beabsichtigte und der Mittel, welche sie dazu bestimmte, überzeugt jedoch, daß auch diese allgemeine Betrachtung schon hinreichen wird, die Aufmerksamkeit der Geographen und Naturforscher auf dies Werk hinzulenken.

Der Hauptzweck der Reise war, gemäß der Instruction des Marine-Secretärs Herrn Paulding an den Commander Wilkes, datiert vom 11. August 1838, eine genaue Untersuchung und Durchforschung der Südsee sowohl um die Existenz aller zweifelhaften Inseln und Untiefen in derselben zu constatieren, als auch diejenigen, welche auf den durch die amerikanischen Schiffe in diesem Meere bei ihrer Fischerei und anderen Expeditionen am

meisten frequentierten Wegen liegen, zu entdecken und genau zu untersuchen. Zu diesem Ende wurden zwei Kriegsschiffe, Vincennes und Peacock, das Transportschiff Relief, die Brigg Porpoise und die beiden Tender Sea-Gull und Flying Fish ausgerüstet. Diese sollten von Norfolk (Seehafen im Staate Virginien, in dessen Nähe Gosport mit den bedeutendsten Schiffswerften der B. St.) abgehend, zuerst ihren Kurs nach Rio de Janeiro richten, die Linie zwischen 18° und 22° W. Greenw. passieren und diese Länge bis ungefähr 10° S. halten, um Aufklärung zu geben über einige als zweifelhaft in den Seekarten verzeichnete Vigias (eigentlich Schildwachen, ein nautischer Ausdruck für zweifelhafte Untiefen auf hoher See, wo die Schiffe auf ihrer Hut sein müssen), deren genaue Kenntniss von großer Wichtigkeit für die Handelsschiffe ist. In Rio sollte die Flotte sich mit Proviant versehen und besonders reichhaltig mit allen denen Artikeln, welche als die besten Anti-Scorbutica bekannt wären. Zugleich sollte hier die Länge von Rio und die des Cap Frio genau bestimmt werden und auf der Weiterreise die der Mündung des Rio Negro (41° S.). Nach Beendigung dieser Untersuchung sollten die Schiffe einen sichern Hafen Feuerlands aufsuchen um den Mitgliedern des wissenschaftlichen Corps Gelegenheit zu wissenschaftlichen Untersuchungen zu gewähren. Während hier die größeren Schiffe sicher geankert zurück blieben, sollte der Befehlshaber mit der Brigg Porpoise und den beiden Tendern eine Untersuchungsreise in den antarktischen Ocean südlich von der Powell's Gruppe unternehmen und dem Kurs des Capt. Weddell folgend, so weit wie möglich gegen Süd vordringen, sich in diesen südlichen Regionen

jedoch nicht vom Winter überraschen lassen, sondern zwischen Mitte Februar und Anfang März zu den zurückgebliebenen Schiffen zurück kehren, deren Besatzung während der Abwesenheit des Oberbefehlshabers mit einer genauen Untersuchung der Küsten u. s. w. des so genannten Feuerlandes zur Bestätigung oder Ausdehnung der Aufnahmen des (britischen) Capt. King beschäftigt werden sollte. Nach Vereinigung des ganzen Geschwaders beim Feuerlande sollte dasselbe gegen S. W. bis zum 105° W. (dem Ne plus ultra Cook's) vordringen und darauf nach Valparaiso segeln, woselbst im Monat März 1839 ein Proviantschiff für das Geschwader eintreffen sollte. Von Valparaiso sollte die Reise nach der Navigator-Gruppe gehen und auf derselben, indem die Schiffe sich so weit von einander trennten als es ohne Gefahr sich zu verlieren, geschehen könne, ein möglichst breiter Streifen des Oceans durchschnitten und Nachts beigelegt werden, damit keine auf diesem Wege liegende Insel oder Untiefe unbemerkt bleibe. In der Erwartung, daß das Geschwader auf diese Weise die Navigator-Gruppe ungefähr im Juni 1839 erreichen werde, sollte es diese Gruppe mit allen ihren Häfen auf das Genaueste aufnehmen und wenn die Zeit es erlaubte einen Abstecher nach den Sandwich-Inseln zur genauen Untersuchung von Eimeo unternehmen. Von der Navigator-Gruppe sollten die Schiffe nach den Feejee- (Fidji-) Inseln versiegeln und dieselben mit besonderer Aufmerksamkeit zur Entdeckung eines zugänglichen Hafens untersuchen, indem das Gouvernement die Absicht habe in Zukunft in der Nähe dieser Inseln einen Theil der Südsee-Station kreuzen zu lassen. Nach geschehener Untersuchung dieser Inseln auch in

Bezug auf ihre Producte und nach Unterweisung der Eingebornen zur Production solcher Erzeugnisse, welche den Südseefischern zu Proviant dienen könnten, sollte das Geschwader Ende Octobers nach dem Hafen von Sidney gehen, dort sich von neuem ausrüsten und darnach einen zweiten Versuch in die antarktische Region, südlich von Van-Diemens Land vorzudringen, unternehmen, Enderby's Land besuchen und Kerguelen's Land (Isle of Desolation) zum Rendezvous machen, wo sie wahrscheinlich Ende Merz 1840 zusammentreffen würden. Von hier sollten die Schiffe nach den Sandwich-Inseln gehen, wo sie ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten vorfinden würden, und von da nach der Nordwest-Küste von Amerika segeln um daselbst die Seeküste der Vereinigten Staaten, den Columbia-Fluß und darauf die Küste von Californien mit besonderer Berücksichtigung der Bai von San Francisco aufzunehmen. Für diese Untersuchung sollte die Zeit bis Ende October bestimmt sein, worauf das Geschwader nach der Küste von Japan sich zu begeben hätte, um unterwegs so viele zweifelhafte Inseln u. s. w. wie möglich zu bestimmen und die Gewässer von Japan und die See von Sulu oder Mindoro insbesondere zur Bestimmung einer sicheren und kürzeren Straße für die Schifffahrt nach und von China zu untersuchen. Nach Beendigung dieser Untersuchungen sollten die Schiffe nach den Sunda-Straßen gehen, die Straßen von Billiton untersuchen und darauf Sincapore anlaufen, wo sie muthmaßlich Anfangs April 1841 eintreffen und ein Proviantschiff aus den Vereinigten Staaten finden würden. Nach geschעהner Berproviantierung in Sincapore sollte das Geschwader dann,

in der Voraussetzung daß es die Hauptaufgabe seiner Untersuchungsreise gelöst hätte, seine Rückreise nach den Vereinigten Staaten um das Cap der Guten Hoffnung antreten und dafür einen den Zwecken der Expedition am meisten entsprechenden Kurs einschlagen.

Niemand wird leugnen, daß der hier vorgezeichnete Plan in der That ein großartiger genannt werden müsse, wenn gleich das practische Interesse, nämlich das der Südseefischerei, darin sehr hervor leuchtet. Dies Vorwalten des practischen Gesichtspunctes wird auch gar nicht verhehlt. In derselben Instruction, der wir die angeführte Reisekizze entnommen haben, heißt es: 'daß, obgleich der Hauptzweck der Expedition die Förderung der großen Interessen des Handels und der Schifffahrt sei, der Oberbefehlshaber doch keine mit dem großen Zwecke der Expedition nicht unverträgliche Gelegenheit vorüber gehen lassen solle, die Grenzen der Wissenschaft zu erweitern und die Einsammlung von Kenntnissen zu befördern. Zur erfolgreicheren Erreichung dieser Zwecke soll ein Verein von Gelehrten, bestehend aus dem Philologen, Herrn Hale, den Naturforschern, Herren Pickering und Peale, dem Conchyliologen, Herrn Couthouy, dem Mineralogen, Herrn Dana, dem Botaniker, Herrn Rich, den Zeichnern, Herren Drayton und Ugate und dem Horticulturisten, Herrn Brackenridge, die Expedition begleiten und unter die Direction des Commander Wilkes gestellt werden.' — Es wäre wohl unbillig, wollte man von einer Regierung wie die der Vereinigten Staaten größere Opfer im Interesse der Wissenschaft verlangen, wenn auch die Engländer, welche in neuerer Zeit und noch in unseren Tagen so

glänzend ausgestattete See-Expeditionen zu rein wissenschaftlichen Zwecken mit ungeheuren Mitteln ausgerüstet haben, im Rechte sein möchten, wenn sie die ganze Anlage der amerikanischen Untersuchung-Expedition, auf deren Ausrüstung doch zwei volle Jahre vergingen, etwas kleinlich und beschränkt-krämerartig finden sollten. Gewis reicht das ganze Unternehmen den Nordamerikanern zum ehrenvollen Zeugnis eines höheren Strebens und zum Beweise daß sie den ersten Versuch mit Franzosen und Engländern auch auf diese Weise zu concurriren, nicht ohne Ehre ausgeführt haben, was nicht wenig sagen will, wenn man erwägt, daß die Nationaleitelkeit, die in den Vereinigten Staaten Ungeheures zu leisten vermag, sich noch nicht dieser Art der Demonstration gegen die alte Welt zugewendet hat.

Indem wir aber aus bester Ueberzeugung die Ausführung dieser ersten großartigen Exploring-Expedition als einen Glanzpunct in der Geschichte der Vereinigten Staaten bezeichnen, dürfen wir auch nicht unerwähnt lassen, daß die Art der Ausführung der Expedition — abgesehen von den nautischen, geographischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten, welche einer besonderen Besprechung aufgehoben bleiben müssen — auch zu ungünstigen Betrachtungen über die Nation welche diese Unternehmung machte Veranlassung gibt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

85. 86. Stück.

Den 29. Mai 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: ‘Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. By Charles Wilkes, U. S. N. Commander of the Expedition, M. A. Ph. Soc. etc.’

Zwar liegen noch nicht alle Documente zur vollständigen Beurtheilung der Ereignisse vor, welche selbst in den Vereinigten Staaten so harte Urtheile über die Officiere des Untersuchungsgeschwaders hervorgerufen haben, doch geht auch schon aus dem bisher Mitgetheilten hervor, daß — und dies scheint uns sehr wichtig — die seemännische Zucht auf der Flotte nicht die beste gewesen und daß dieser Umstand wohl die Hauptveranlassung dazu gegeben, daß von den sechs für die Untersuchungsreise ausgerüsteten Schiffen nur zwei die ganze Expedition mitmachten (zwei gingen verloren, eins wurde in Sincapore als unbrauchbar verkauft und eins schon von Callao, dessen Besuch gar nicht im Plan der Reise lag, nach Hause geschickt), daß in der Liste der Seeleute

so viele als run (desertiert) aufgezehlt sind, daß mit den Officieren während der Reise so viele Wechsel vorgenommen wurden (gewis nicht zum Vortheil der nautischen Zwecke der Expedition), daß unter ihnen selbst Insubordination vorkam, daß endlich der Commander, Charles Wilkes, als er am 11. Juni 1842 nach fast vierjähriger Abwesenheit mit der Kriegsschiff Vincennes nach New-York zurück kehrte, daselbst kalt, ja mit öffentlichem Tadel empfangen wurde. Viele der ungünstigen Urtheile, welche sich in der nordamerikanischen Presse über die Ausführung der Expedition laut gemacht haben, mögen übertrieben ja ganz ungerecht gewesen sein, daß es auf derselben aber auch nicht ohne bedenkliche Fehler zugegangen sei, wird aber leider nicht zu leugnen sein und jedenfalls ist es nicht erfreulich und ermuthigend, daß der Oberbefehlshaber in seiner der Reisebeschreibung voran geschickten Einleitung, statt stolz auf die im Dienste des Vaterlandes geschehene Ausführung eines großartigen Plans zurück blicken zu können, sich gegen vielfache Anklagen rechtfertigen und über ungerechte ja undankbare Behandlung, wenn auch noch so verblümt, sich beklagen muß.

Was nun den allgemeinen, den wissenschaftlichen Werth des Werkes betrifft, so dürfen wir uns hier auf die vorläufige Bemerkung beschränken, daß der Inhalt der vorliegenden drei Theile, welche die Geschichte der Expedition bis zur Ankunft auf Honolulu zu Ende August 1840 führt, das beste Zeugnis für die wissenschaftliche Befähigung und das gewissenhafte Streben der Hauptpersonen der Unternehmung ablegt und daß das Werk von um so höherem Werthe werden wird, weil die Reise vorzugsweise eine genaue Erforschung der Südsee zum Zwecke hatte, der Region, welche gegenwärtig die volle Aufmerksamkeit nicht allein des Geo-

graphen, sondern eines jeden wahrhaft Gebildeten in Anspruch nehmen sollte.

In Bezug auf die äußere sehr würdige, ja glänzende Ausstattung glauben wir noch dankbar anerkennend die dennoch dabei angewendete weise Deconomie hervor heben zu müssen, welche die Anschaffung dieses jedem Geographen unentbehrlichen Werkes auch solchen Privaten und Vereinen möglich macht, denen viele neuere französische, dem vorliegenden an wissenschaftlichem Gehalte zum Theil weit nachstehende Reisewerke, ihrer verschwenderischen Pracht wegen unzugänglich bleiben müssen. Diese Deconomie hat nicht verhindert das Werk mit einer außerordentlichen Menge durchgängig sehr schön ausgeführten Kupfern u. Holzschnitten zu schmücken, deren die drei vorliegenden Bände zusammen über zweihundert enthalten. Wappäus.

R i e l.

Schwersche Buchhandlung 1844. Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz. 1. Band. 295 Seiten in Quart.

Ungeachtet die Geschichte der ältesten deutschen Verfassungszustände vorzüglich in neuerer Zeit viele und darunter sehr tüchtige Bearbeiter gefunden hat; so hatten doch noch immer über einzelnen Partien viele Dunkel und Zweifel, was bei der Dürftigkeit der Quellen, und bei der großen Ferne, in welcher uns jene Zeiten liegen, auch wohl nicht anders sein kann. Das Feld der Hypothesen ist gerade hier so groß und so weit, daß nur durch den Kampf der Ansichten und Meinungen und durch den Austausch der Ideen eine größere Helle in dieser Urwaldsdichtung zu erlangen steht. Deshalb begrüßen wir freudig jedes neue Werk, welches die

Besprechung dieses Gegenstandes sich zum Ziele gesteckt hat, so bald es nur den Forderungen entspricht, welche die Gegenwart an den Geschichtsforscher macht. Zu diesen uns willkommenen Werken gehört nun auch das oben genannte in ganz vorzüglicher Weise. Von einem so gediegenen Forscher, wie Hr Waik ist, durften wir schon mehr als Gewöhnliches erwarten und wir bekennen es mit Vergnügen, wir haben uns in keiner Weise geteuscht.

Das Buch theilt sich, nach einer vorhergeschickten Einleitung, in welcher der Verf. einen Ueberblick der äußeren Geschichte der deutschen Volksstämme gibt, in acht Abschnitte.

Der erste Abschnitt bespricht Lebensweise und Sitte, nach den Mittheilungen des Tacitus; der zweite Ackerbau und Grundbesitz. Mit Recht gibt der Verf. den alten Deutschen einen festen Grundbesitz mit Ackerbau. Wir begreifen kaum, wie man früher daran ernstlich zweifeln konnte, denn nicht nur alles, was Tacitus von den Deutschen erzählt, weist darauf hin, sondern schon Natur und Klima unseres Landes mußten zu der Annahme führen, daß ein großer Theil der vegetabilischen Lebensbedürfnisse von jeher nur durch besondere Pflege gewonnen worden sei. Auch den Gegensatz, den man häufig zwischen Sueven und Nichtsueven aufgestellt hat, indem diese den Acker gebaut, jene unstät und unseshaft gewesen seien, verwirft der Verf., und unserer vollen Ueberzeugung nach mit Recht.

Die Nachricht des Tacitus: *arva per annos mutant; et super est ager*; bezieht sich — d. Vf. ist zwar zweifelhaft — sicher auf die Dreifelderwirthschaft. Diese bildet so sehr die Grundlage des ganzen deutschen landwirthschaftlichen Lebens,

daß man genöthigt ist, ihr Bestehen, wir möchten sagen von Uransfang, als eine wesentliche Bedingung anzunehmen. Alles, was zur Landwirthschaft gehört, steht in nächster unzertrennlicher Verbindung dazu. Das aber was Cäsar von dem Ackerbaue der Sueven sagt: *Neque quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum et quo loco visum est agri attribuunt, atque anno post alio transire cogunt,* — ist allerdings von der Nachricht des Tacitus streng zu scheiden; jeder dieser Schriftsteller spricht von einer andern Ackerbauweise, und daher die Verwirrung, welche durch das Bemühen erzeugt worden ist, beide Schilderungen mit einander zu vereinigen. Eine Erklärung jener cäsarischen Nachricht bleibt der Verf. jedoch schuldig, denn jene umfassendste Feldgemeinschaft darin wieder zu finden, von welcher Hansen (Ueber das Agrarwesen der Vorzeit in Falcks neuem staatsbürgerlichen Magazin mit besonderer Rücksicht auf die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg VI. Bds 18 Hest. Schleswig 1837) redet, nimmt er Anstand. Auch wir können das nicht, denn eine solche Gemeinschaft kann nur durch besondere Verhältnisse hervor gerufen werden, niemahls aber allgemein gewesen sein. Wir glauben jedoch den Schlüssel zur Erklärung näher zu haben. Noch jetzt besteht in vielen Hochgegenden Deutschlands, namentlich im waldeckischen Oberlande, im s. g. kölnischen Sauerlande, am Westerwalde, an einigen Orten in Hessen, am Speshart zc. eine Ackerbauweise, die früher noch viel ausgedehnter war und ganz der Schilderung des Cäsar entspricht. Es ist dieses nämlich die Trieschwirthschaft, wie

sie am Westerwalde, oder der Torfbau, wie sie im Waldeckischen genannt wird. Mittelft einer flachen Hacke wird die Rasendecke abgeschält, in Scheiben aufgestellt und getrocknet, dann verbrannt und über den Boden gestreut. Dieser Boden, den man nur an einzelnen Orten und auch da nur in ganz geringer Tiefe mit dem Pfluge aufwühlt, wird meistens mit Hafer oder Buchweizen besät. Nach wenigen Jahren Benutzung läßt man die Strecke wieder frisch werden und nimmt das nachbarliche Stück in Bau, so daß oft erst nach 20 Jahren wieder zu dem ersten Stücke gegriffen wird. Es ist dieses augenscheinlich eine uralte, der Kindheit des Ackerbaues angehörige Weise, bei der Viehdünger ganz außer Betracht bleibt. Nur auf diese rohe Weise des Ackerbaues, die nur durch besondere örtliche Verhältnisse sich noch bis heute erhalten hat, lassen sich mit Zuverlässigkeit die Nachrichten des Cäsar beziehen, denn dieselbe entspricht ganz dem Leben der Sueven, wie er es uns schildert. Ihm mochte freilich dieser Ackerbau so neu sein, daß er sich den Wechsel der Aecker nur durch eine vom Staate angeordnete Maßregel erklären konnte. Eine solche Erklärung erscheint aber schon an sich gezwungen und setzt eine viel künstlichere Staatsorganisation voraus, als sie damals nur hätte möglich sein können. Allerdings war jener Ackerbau eine Folge des kriegerischen und unstäten Lebens, auch ist es nicht unwahrscheinlich, daß jährlich von den Vorständen des Volkes eine Vertheilung dieser Felder vorgenommen wurde, aber dieser Ackerbau war nicht geboten, wie d. Vf. meint, und es ist deshalb gar nicht nöthig, einen 'eigenthümlich organisierten militärischen Staat' anzunehmen, 'dessen Verhältnisse solche Einrichtungen zweckmäßig, vielleicht nothwendig erscheinen ließen.'

Auch dem, was d. Vf. über die Wohnsitze der Deutschen sagt, ob sie Dörfer oder Einzelhöfe gehabt, pflichten wir im Allgemeinen bei, nur können wir in den Worten: *Colunt discreti ac diversi, ut fons, ut campus, ut nemus placuit* nur allenfalls dann die Schilderung des Hofsystems finden, wenn wir die Stelle aus ihrem Zusammenhange mit dem, was vorher geht, und was nachfolgt, heraus reißen und für sich allein betrachten. Das Ganze aber: 'Daß die Germanen keine Städte bewohnen, ist zur Genüge bekannt; sie leiden nicht einmahl an einander stoßende Häuser. Gesondert und einzeln bauen sie, wie etwa eine Quelle, ein Feld, ein Wald gesiel. Die Dörfer (*vicos*) legen sie nicht nach unserer Art an, wo die Gebäude mit einander verbunden sind und zusammen hängen, sondern jeder umgibt sein Haus mit einem Raume z.', von dem jene Stelle nur ein Glied bildet, gibt uns ein Bild, welches wir noch jetzt in den meisten deutschen Dörfern wieder finden, namentlich in Ostphalen und Engern, im fränkischen Hessen, im Oberlahngau z. Nicht in Straßen zusammenhängend, sondern einzeln und zerstreut liegen die Häuser, wie dem ersten Erbauer die Dertlichkeit zusagte, und bei jedem Gehöfte ist eine Hofraide und häufig ein Garten; nicht selten ist das Gehöfte auch umfriedigt. Ja, wenn auch die römischen Schriftsteller über die Anbauweise der Dörfer gänzlich schwiegen, so würde doch schon die in drei Felder geschiedene Feldflur mit ihren Hufen zur Annahme wirklicher Dörfer zwingen, denn Welch' eine große, das ganze Leben bis in den Grund erschütternde Revolution hätte dazu gehört, um die vereinzeltten Höfe zu Dörfern, die einzelnen Hoffluren zu Dorffluren zusammen zu rücken; eine

solche Revolution ist aber nicht nur an sich schon durchaus unhistorisch, sondern man kann sie sogar geradezu für eine Unmöglichkeit erklären. Gern geben wir übrigens zu, daß zwischen diesen Dörfern auch vereinzelte Gehöfte lagen, aber mehr nur als erste Beginne neuer Ansiedelungen, wie wir dieses noch im 8. und 9. Jahrhundert sehen, wo aus den s. g. Bisängen, welche in der Nähe der Dörfer angerodet werden, anfänglich nur einzelne Gehöfte und erst nachher durch weitere Umbauten ganze Dörfer erwachsen. Tacitus schildert nur die deutschen Dörfer im Gegensatz zu den italiänischen, und wir können in seiner ganzen Germania kein Bild finden, welches mit Bestimmtheit auf einen Anbau in einzelnen weit auseinander gestreuten Höfen deutet, wie dieser namentlich in Westphalen besteht. Gewiß war dieses Vereinzlungssystem schon in römischer Zeit in Westphalen vorhanden, denn es ist dasselbe weit weniger aus einer Eigenthümlichkeit des Volkes erwachsen, als durch die besondern Verhältnisse des Bodens hervorgerufen. Allenthalben, wo ähnliche Gründe nicht dazu nöthigten, rückten die Bewohner näher aneinander und schlossen sich in Dörfern zusammen.

S. 25 ff. schildert der Vf. mit Beziehung auf Tacitus die Art der Ansiedelung der Dorfschaft und die Vertheilung des Bodens unter die Bewohner nach der Weise, die uns in neuerer Zeit hauptsächlich aus nordischen Quellen und mit besonderer Rücksicht auf dänische Verhältnisse nachgewiesen ist. Mag auch die hier angegebene Art der Niederlassung nicht ganz analog sein mit der, welche in Deutschland üblich war, so ist doch eine große Aehnlichkeit zwischen jener nordischen Einrichtung und der Art und Weise, wie Tacitus sie bei den Deutschen schildert, nicht zu verkennen. Auch zei-

gen die drei Felder mit den in ihnen vertheilten Hufen, daß gleich bei der ersten Niederlassung die Bewohner eine Vertheilung des Grundes und Bodens unter sich vorgenommen haben müssen.

Der dritte Abschnitt ist der Untersuchung der politischen Eintheilung des Landes (Dorf, Gemeinde, Gau) gewidmet. Der Vf. hält die Eintheilung in Hundertschafte für die älteste; er glaubt, daß man dieselbe nicht aus einer Uebertragung militärischer Verhältnisse auf Grund und Boden erklären dürfe, und hat gewiß darin Recht, weil es weit natürlicher ist, gerade umgekehrt, jene militärische Abtheilungsweise aus der bei dem Grundbesitze üblichen herzuleiten. 'In späterer Zeit — sagt der Vf. S. 36 — wurde wenigstens bei den nordischen Germanen der Kriegsdienst nicht nach der Zahl der waffenfähigen Männer, sondern der Grundstücke geleistet; so viele Hufen (Hafnir) in einem District, so viele Krieger mußten zum Heer gestellt werden; waren es Hundert, so mußten eben so viele Hufen da sein, und eben aus diesen bestand die hundari des Nordens. Auch Tacitus sagt nicht, daß das Heer nach Hausen von Hundert und Tausend getheilt war, sondern daß je Hundert aus einem District (Gau) hervor gingen; eben darum war dieser eine Hundertschaft, hundari, und diese Eintheilung also gewissermaßen vor dem Heer, wenigstens unmittelbar mit demselben gegeben; das Vorkommen derselben im Heer läßt stäts auf die ihr entsprechende des Landes schließen. Wir werden uns daher nicht der Folgerung entziehen, daß eine solche schon in den deutschen Verhältnissen, die Tacitus schildert, sich vorfand, wenn er ihrer auch nicht ausdrückliche Erwähnung thut.' Daß der Kriegsdienst nach der Hufenzahl geleistet wurde, dem entspricht auch die spätere Hufenver-

fassung, wo die meisten Dienste auf den Hufen lagen und nach dem Hufenbesitze vertheilt wurden. — Uebrigens hält d. Vf. eine noch weitere Unterabtheilung des Volkes und Landes in Zehntschaften für mindestens zweifelhaft.

Der vierte Abschnitt handelt über die Volksversammlungen. Jede Hundertschaft hatte ihr eigenes Thing, in welchem über ihre Angelegenheiten berathen und beschlossen wurde, und eben so wieder der Gau. Nur glaubt der Vf., daß man die Gegenstände nicht mit Sicherheit bezeichnen könne, welche vor das Gauthing und welche vor das Centthing gehörten, doch sei im letztern sicher auch über freies Eigen gerichtet. — Als die Völkerschaften zu größeren Gemeinschaften erwachsen, kam erst das allgemeine Landething hinzu, in welchem nur die Auserwählten des Volkes erschienen, und woran das Volk nur als Umstand Theil nahm.

Der fünfte Abschnitt ist der Untersuchung des altgermanischen Adels bestimmt. Der Verf. nimmt nämlich einen solchen an. Uns kommt die Idee eines Adels bei den Deutschen der ersten historischen Zeit wie eine durch Alter festgewurzelte Lieblingsidee vor, von der man sich nicht wieder zu trennen vermag. Wir haben das, was d. Vf. darüber sagt, mit aller Aufmerksamkeit gelesen, und alle seine Gründe geprüft, sind aber in keiner Weise in unserer Ansicht zweifelhaft gemacht worden. Die Annahme eines allgemeinen erblichen Adelstandes bei den Germanen ist schon mit den historisch unbestreitbaren Grundzügen ihrer Verfassung unvereinbar. *Tene nobiles*, welche uns die römischen Schriftsteller und die alten Gesetzbücher nennen, sind gewiß nichts anderes, als die mit Grundbesitz versehenen Freien, die echten Vollbürger, die *liberi*, *ingenui* u. nichts anderes, als die

besitzlosen Freien. Betrachtet man das, was d. Vf. sagt, näher, so ist unsere Meinungsverschiedenheit nicht so groß, wie es im ersten Augenblicke scheinen möchte, und liegt mehr im Namen als in der Sache.

‘Von anderen bestimmten Vorrechten des Adels ist in den Quellen nichts zu lesen. Es ist durchaus wahrscheinlich, daß diese Adelsgeschlechter im Besitze eines ausgedehnten Grundbesitzes waren, auf dem Hörige saßen und den Acker bauten. Aber auch die Freien hatten das; der Besitz des Adels mochte größer sein, und daher dem Einzelnen größeres Ansehn, höheren Einfluß, eine bedeutendere Stellung verleihen; aber es ist das kein charakteristischer Unterschied, und besondere Vorrechte dieses Grundes und Bodens, ich wiederhole es, lassen sich nicht nachweisen. Nicht anders ist es mit Vorzügen und Vorrechten, die man sonst dem Adel zugeschrieben hat. Nur aus Mißverständnis anderer Verhältnisse ist man zu solchen Annahmen gelangt. Was man dem Adel beilegt, kommt den Fürsten zu.’

‘Die Meinung, daß der Adel, wie er uns sich zeigte, bloß auf größerem Grundbesitze beruht habe, müssen wir nun entschieden aufgeben. Das müßte ein ganz anderer, viel ausgedehnterer, zahlreicherer gewesen sein; der hätte sich vielfach, alle Tage neu bilden, auch nicht untergehen können; denn wer den gleichen, oder doch wer den einmahl berechtigten Grundbesitz erwarb, mußte auch die darauf haftenden Rechte erlangen. Der Vorzug wäre doch immer nur ein beschränkter gewesen; kein so eigenthümlicher Gegensatz zwischen diesen Geschlechtern und dem übrigen Volk, wie er sich findet, könnte sich heraus gebildet haben.’ S. 76 liest man: ‘Zahlreich sind aber die Adelsgeschlechter

bei den einzelnen Stämmen niemahls gewesen. Bei den Baiern finden wir neben dem herzoglichen Hause der Agilolfingen, — —, vier andere Geschlechter, mit bestimmten Namen bezeichnet vor allem Volke ausgezeichnet und geehrt', obwohl dieses im Widerspruche mit S. 73 steht, wo d. Vf. sagt: Tacitus kenne überall Adel, spreche von demselben ohne alle Beschränkung; 'es gibt der adeligen Jünglinge so viele, daß sie bei den Kriegen benachbarter Stämme auftreten; in den Volksversammlungen ist der Adel von Bedeutung, er erscheint durchaus als ein Stand, der den übrigen zu vergleichen (also an Zahl?) war.' Wenn man aber nur den Stand unter den übrigen Volksständen als Adelsstand betrachten kann, für welchen mit dem anerkannten Vorzug einer besonderen Abstammung, bestimmte vom Staate gewährte politische oder bürgerliche Vorrechte vor den übrigen Staatsgliedern verbunden sind, so ist es unmöglich, in dem, was d. Vf. als Adel bezeichnet, einen Adel zu erkennen.

Ungeachtet Hr. Waitz dem angeblichen Adel ein Attribut nach dem andern abdemonstrirt, welches andere demselben beilegen, kann er sich von dem Adel selbst doch nicht trennen, und alle Mühe, welche er sich gibt, ihn in seiner Darstellung heimisch zu machen, erscheint als vergeblich. Er scheint dieses auch selbst zu fühlen, und läßt ihn deshalb gewissermaßen spurlos verschwinden, und einen durchaus neuen Adel aus den Gefolgen entstehen. Selbst J. Grimm, obgleich auch er einen altgermanischen Adel annimmt, wagt nicht nur die Erblichkeit des Adels nicht zu behaupten, sondern gesteht sogar, daß der Beweis für das Vorhandensein eines Adels noch nicht erbracht sei; er 'hält es nicht für unmöglich (!), daß über das zwölfte

und elfte Jahrhundert hinaus Beweise eines durch Geburt fortgepflanzten Adels beigebracht werden könne, so gern er zugibt, daß damals und früher der Unterschied zwischen Edlen und Freien im gewöhnlichen Leben unmerklicher war, als er es später wurde u.' (S. Gött. gel. Anz. 1832. S. 1934).

Die beste Ausführung darüber, daß bei den alten Deutschen kein Adel bestanden, welche wir in neuerer Zeit gelesen haben, die aber dem Vf. unbekannt geblieben zu sein scheint, ist Welckers Abhandlung über den Adel in Kottcks und Welckers Staatslexikon. Bd. I. S. 257—354, insbesondere 278—313.

In dem sechsten Abschnitte (die Fürsten und das Gefolge) tritt d. Vf. gegen die Ansicht von Savigny und Eichhorn auf, wonach die principes Adlige seien. Er erkennt in ihnen nur die Vorsteher, die vom Volke gewählten Beamten, die Grafen, welche keineswegs ausschließlich aus dem Adel gewählt worden seien. 'Wenn man unbefangen' — heißt es S. 89 — 'an die Zeugnisse der Alten heran tritt, wird man keine Spur eines solchen Vorrechts finden, das der Adel gehabt habe, wenigstens Tacitus gedenkt desselben mit keinem Worte. Nirgends bezeichnet bei ihm 'principes' die Adligen; diese werden 'nobiles' genannt, und auß genaueste wird zwischen beiden Begriffen unterschieden. — Wo von den Volksversammlungen die Rede ist, sagt er, hier rede der König oder Fürst, weiter wen Alter, Adel, Kriegsrhm oder Beredsamkeit auszeichnen; er rechnet Adel zu den persönlichen Eigenschaften, die Achtung und Ansehn gewähren; der Fürst aber wird dem König hier wie an andern Stellen gleich gestellt. Anderswo wird gesagt, ausgezeichnete Adel oder große Verdienste des Vaters verschafften auch dem Jünglinge

schon die Beachtung des Fürsten; den Vorzug also, den der Adel, gewähren auch persönliche Verdienste des Vaters; ganz verschieden von jenem ist die Würde und die Stellung eines Fürsten. Die Begriffe wie die Worte werden genau auseinander gehalten; der nobilis ist ausgezeichnet durch das Ansehn, das ihm sein Geschlecht verleiht, der princeps verdankt seine Bedeutung dem Amte, das er bekleidet, der Würde, zu der er gewählt ist. Auch Adlige konnten dazu genommen werden, wie sie heute Beamte werden; aber Beamte und Adel fielen so wenig damals wie heute zusammen.'

Nur diese Fürsten hatten, nach der sorgfältig begründeten Ansicht des Verfs, das Recht zu einem Gefolge.

Die von Tacitus erwähnten 100 Begleiter des Fürsten erklärt d. Vf. durch die 100 Hufenbesitzer der Hundertschaft. 'Ich hebe aber hervor' — sagt er nach vorangegangener Untersuchung S. 112 — 'daß nicht, wie Tacitus es zu denken scheint, die Obrigkeiten das Recht sprachen, es ist doch sehr die Frage, ob sie auch nur Antheil daran hatten; sondern ihre Aufgabe war, das Gericht zu leiten; die Gemeinde selbst, mitunter vielleicht außerwählte Urtheiler aus derselben, entschieden, was Recht sei. Und hiervon spricht vielleicht Tacitus, wenn er der hundert Begleiter des richtenden Fürsten erwähnt. Es ist möglich, daß bloß der Name der Hundertschaften und des Beamten, der an der Spitze derselben stand, centenarius, hunno und wie derselbe deutsch lauten mochte, zu dieser Nachricht den Anlaß gegeben hat; doch wahrscheinlicher, daß eben die hundert Grundbesitzer, die die Gemeinde ausmachten, die wir Hundertschaft nennen, gemeint sind. Sie waren es, die in der Versammlung erschienen, hier ihre Stimme gaben und die Urtheile

fanden; mit dem Fürsten zusammen bildeten sie das Gericht, und sie konnten wohl als ein Rath, als eine ihm zugeordnete Behörde angesehen werden; sie führten vielleicht einen Namen, der sich erhielt, als lange die Hundertzahl überschritten, in Vergessenheit gerathen war.'

Er unterscheidet deshalb auch dieses von dem eigentlichen Gefolge, welches er als ein mehr persönliches betrachtet. 'Tapfere Männer aus dem Volke' — sagt er S. 120 — 'schlossen sich dem Fürsten an, in der Kraft der Jugend, doch keine Kinder mehr, sie mußten stark, ihr Muth erprobt sein; jüngere wurden nur aufgenommen, wenn erlauchte Herkunft oder Verdienst der Väter sie dem Fürsten empfahlen. Eidlich verpflichteten sich alle zur unbedingten Treue. Und es galt für eine Ehre im Gefolge zu sein, dem Fürsten zu dienen. Edle und Freie waren hier verbunden, zu gleicher Treue, gleicher Pflicht. Unter ihnen herrschte Wett-eifer, der Beste zu sein; von dem Urtheile des Fürsten aber hing es ab, er bestimmte die Folge, wie jeder des höhern Plazes würdig erschien; und so gab es Stufen im Comitatus, die man durch aus-haltenden treuen Dienst der Reihe nach ersteigen konnte. Im Frieden gab das Gefolge Ehre und Ruhm, die Fürsten strebten darnach, die zahlreichsten und eifrigsten Gefährten zu haben; im Kriege dienten sie zum Schutz, sie umgaben die Person des Fürsten, sie wetteiferten mit ihm an Tapferkeit und kühnem Muth, auch ihre Thaten nützten nur seinem Ruhm, denn ihm wurden sie zugeschrieben, in seinem Namen, zu seinem Vortheile geübt: die Fürsten stritten für den Sieg, die Gefährten nur für den Fürsten. Sie mußten ihn vertheidigen, selbst mit ihrem Leben; fand er den- noch seinen Tod im Kampfe, so galt es für schimpf-

lich ihn zu überleben, für ihn nicht bloß, auch nach ihm mußten sie den Tod suchen. Als Lohn erhielten sie Waffen und Rosse, auch von der Beute des Krieges ihren Antheil; die Geschenke, die dem Fürsten dargebracht wurden, kamen auch ihnen zu Gute.'

Nachdem an die Stelle der Fürsten Könige getreten waren, bildete sich — wie der Vf. ausführte — ein neuer Adel. 'Es war das' — sagt er S. 128 — 'ein reiner Dienstadel, dessen Bedeutung in der Ehre lag, die ihm der Dienst gewährte und die ihren Ausdruck fand in dem Wehrgeld, das die Könige ihren Genossen zuerkannten. Weil er dem Könige diente, wurde er vor den andern erhoben; ob er ihm näher oder ferner stand, war der Maßstab, der angelegt wurde. Aber nur die Königsherrschaft, nicht das alte Fürstenthum, konnte einen solchen Einfluß äußern, konnte neue Verhältnisse dieser Art hervor rufen und begründen. Es mag gelingen, den Keim zu diesen Entwicklungen in den altgermanischen Verhältnissen nachzuweisen; mehr als bedenklich aber, völlig unzulässig muß es erscheinen, diese nach den späteren Bildungen zu beurtheilen. Neue Standesverschiedenheiten sind entstanden, ein neuer Adel hat sich gebildet; aber ganz und gar ist er von dem alten Adel verschieden; er hat nichts als die höhere Ehre, die er genoß, mit ihm gemein; Entstehung, Stellung, Rechte und Pflichten sind andere und gehören einer ganz andern Zeit und Entwicklung an.'

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

87. Stück.

Den 31. Mai 1845.

K i e l.

Schluß der Anzeige: 'Deutsche Verfassungsgeschichte von Georg Waitz.'

'Es sind nun nicht bestimmte, uralte Geschlechter, die uns entgegen treten, sondern zu Anfang bloß einzelne Bevorzugte, deren Recht sich erst nach und nach mit bestimmtem Grundbesitz verknüpft, dann erblich, und dadurch erst wahrer Standesvorzug, Adel wird. Zwischen diesem Adel und dem Rechte zum Königthum, gibt es keinerlei Verbindung; die Mitglieder desselben sind dem Königsgeschlechte nicht mehr gleich an Würde und Recht, selbst der alte Name Adalingi, Edelingi, wird nicht von ihnen gebraucht.'

Entschieden erklärt sich der Verf. S. 141 gegen die meisten neuern Forscher, welche die Gefolge 'zur Grundlage neuer Staatsbildungen machen, nicht bloß größere Schaaren, Heereshaufen, sondern ganze Völker auf diese Weise vereinigen, das Königthum sammt dem Adel, überhaupt die Ordnung

gen des spätern germanischen Staatslebens auf diese Weise gebildet denken.'

Dem Schlusse dieses Abschnittes sind noch zwei Anmerkungen angefügt, in welchen der Vf. über die principes in einigen Stellen des Tacitus und die anstrustiones sich specieller ausspricht.

Der siebente Abschnitt enthält die Untersuchung über die Könige. Nicht alle deutschen Völker hatten Könige; der Ursprung des Königthums läßt sich aber nicht nachweisen. Das Königthum war im Bewußtsein des Volkes wesentlich von jeder andern Herrschaft verschieden; 'fast immer ist es ein bestimmter Akt, durch den es eingeführt wird, nicht immer historisch nachweisbar, oft aber wenigstens in der Sage als wichtige, ohne Zweifel die wichtigste Verfassungsveränderung festgehalten.' (S. 165) — 'Das Königthum ist erbliche Herrschergewalt nach allen Seiten hin, so weit Herrschergewalt bei den Deutschen überhaupt reichte, mit allen Befugnissen, die der Einzelne, dem Volke gegenüber, erhalten und ausüben konnte.' (S. 169) — 'Das Königthum ist weder priesterlich noch militärisch, seinem Ursprunge und seinem Wesen nach, aber es ist beides zugleich und anderes dazu, denn der König ist Herrscher, und alles was dem Fürsten bei andern Stämmen zusteht, das gehört zum Recht und zur Gewalt des Königs.' (S. 170)

Der achte Abschnitt endlich handelt über Freiheit und Recht. Der Vf. erklärt hier die Leten, Liten oder Lazzen den Freigelassenen gleich. Er sagt, sie waren weder Freie noch Unfreie. 'Sie waren eben keins von beiden, sie bildeten einen besonderen Stand, der unter den Freien stand wie der Adel darüber, der sein besonderes Recht hatte und anerkannt war, als Theil der Gemeinde. Schon darum waren sie keine Knechte, der Werth der Per-

fönlichkeit war gesichert durch das Wehrgeld, das ihnen gebührte; aber frei können wir sie nicht nennen, da sich mit dem Worte ein politischer Sinn in jener Zeit verbindet. Sie besaßen ihren Grundbesitz nicht als freies Eigen, sondern er war mit Abgaben und Diensten belastet; das war das Wesentliche des Verhältnisses, damit verband sich der Begriff geringerer Ehre, minderen Rechtes, und diesen Begriff hielt man fest auch in seiner Verschiedenheit gegen andere unfreie Verhältnisse. Dies Bewußtsein rechtlicher Verschiedenheit würde sich erhalten haben, wenn auch nicht bestimmte Leistungen daran erinnert, die Einzelnen den Einzelnen gegenüber in gewisser Abhängigkeit gestanden hätten. Ob das letzte immer der Fall war, läßt sich freilich bezweifeln; die Regel scheint es allerdings gewesen zu sein. Es kommt darauf an, wie der Stand der Viten entstanden war. Man meint wohl, daß ganze Völker durch Unterwerfung in denselben versetzt worden sind, so daß ein Stamm den andern besiegte, sich unterwarf, dieser seinen Grundbesitz ganz oder theilweise behielt, aber mit geminderter Freiheit, zu Abgaben und Diensten verpflichtet. Doch sind Veränderungen dieser Art nicht mit Sicherheit in der Geschichte nachzuweisen; nur von den Viten der Sachsen sagen es einige Quellen; und wenigstens dieser früheren Zeit scheinen solche Verhältnisse ganz fremd gewesen zu sein; Kriegsgefangenschaft begründete Knechtschaft. War es aber der Fall, so mochten vielleicht die Unterworfenen den Siegern überhaupt, nicht der Einzelne dem Einzelnen dienen. Doch noch weniger ist von solchen Zuständen die Rede.

Es folgen nun noch zwei Beilagen. Die erste enthält eine Untersuchung über die Gesamtbürgschaft. Der Vf. zeigt darin, auf welche Weise die-

ses angebliche Institut von den Forschern in die deutsche Verfassung übertragen worden ist, wie man dasselbe lediglich von den Angelsachsen entlehnt habe, und weist mit vieler Gründlichkeit nach, daß das, was man dort dafür angesehen, nichts weniger als eine Gesamtbürgerschaft, daß es nichts Angelsächsisches, nichts eigenthümlich Germanisches, sondern das 'Product einer lange fortgesetzten, consequent fortschreitenden polizeilichen Legislation' sei. Auch führt er dabei aus, daß eine Unter = Abtheilung der Hundertschaften in Zehntschaften (Decanaten) bei den Deutschen niemahls bestanden haben könne.

Die zweite Beilage untersucht die Zwölfzahl, wie diese in den verschiedensten germanischen Verhältnissen, göttlichen wie menschlichen, in sagenhaften Ueberlieferungen und politisch = rechtlichen Institutionen wiederkehrt, und wie deshalb diese Zahl als eine heilige betrachtet werden müsse.

Der Schluß besteht aus einem Verzeichnisse derjenigen Stellen der Germania des Tacitus, welche in dem Buche erklärt worden sind, und einem Wortregister.

Wir gestehen mit Vergnügen, daß wir dem Vf. viele Belehrung verdanken. Sein Werk zeigt alenthalben das gründlichste Studium und ein ebenso tiefes als lebenswarmes Eindringen in alle Verhältnisse des germanischen Seins, gleich wie einen hellen, mit Scharfblick prüfenden Geist. Frei und selbständig, an keinen Stab sich lehrend, schreitet er in seinen Untersuchungen ruhig vorwärts, und erkennt keine Autorität an, als seine eigene auf die Quellen gestützte Ueberzeugung. Aber indem wir dieses alles rühmend anerkennen, können wir doch nicht umhin, auch eine Seite in dem Wesen des Vfs zu rügen, die uns oft unangenehm be-

rührt hat. Bescheidenheit und Anerkennung fremden Verdienstes ist eine Tugend, die den Hohen wie den Niedern ziert, den Hohen oft am schönsten. Diese Tugend — obwohl der Verf. in der Zueignung sich zu ihr bekennt — haben wir im Buche zu oft hintangeseht gefunden, wo er häufig mit einem verletzenden Stolge, man kann wohl sagen, mit Misachtung auf andere Forscher herabblickt. * * *

L o n d o n.

Printed for the Oriental translation fund of Great Britain and Ireland 1842. كشف الظنون عن أسامي الكتب والفنون Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine Haji Khalfa celebrato compositum. Ad Codicum Vindobonensium, Parisiensium et Berolinensis fidem primum edidit, latine vertit et commentario indicibusque instruxit G u s t a v u s F l ü g e l, scholae regiae Afranae, quae Misena in Saxonia floret, professor. Tomus tertius, literas Há-Sín complectens. XX u. 647 Seiten in Quart.

Mit Beziehung auf die Beurtheilung der beiden ersten Bände dieses Werkes in diesen Blättern, Jahrg. 1837 St. 184 u. 185 und 1839 St. 144, muß die verspätete Anzeige dieses dritten Theiles damit entschuldigt werden, daß ein solches, fast nur aus Titeln, Namen der Verfasser und Jahrszahlen bestehendes Werk wenig zu einer fortlaufenden und anhaltenden Lectüre geeignet ist, wenn nicht Jemand ganz besondere Zwecke verfolgt, die ihn dazu veranlassen, sondern fast nur gelegentlich zum Nachschlagen gebraucht wird, und es kann daher der Zweck dieser Anzeige auch nur der sein,

neben einigen allgemeinen Bemerkungen wieder einige Verbesserungen vorzuschlagen, welche sich dem Ref. beim Gebrauche dargeboten haben, da die früher zum ersten und zweiten Theile gegebenen zum größten Theile die Billigung des Herausgebers erhalten haben. Es ist nämlich diesem Bande ein dreißig Columnen langes Verzeichniß von Emendationen und Varianten zu den beiden ersten Bänden vorausgeschickt, die meistens aus zwei neu verglichenen Handschriften genommen sind, der d'Ohsson'schen und einer erst vor einigen Jahren nach Paris gekommenen sehr werthvollen, und es ist dies ein neuer Beweis, wie sehr der Herausgeber es sich angelegen sein läßt, diesem unschätzbaren Werke die größt mögliche Vollkommenheit zu geben, und was der Verf. hierin versehen oder versäumt hat, wird der Herausgeber noch in einem besonderen Commentare nachholen. — Der gegenwärtige Band enthält in den bezeichneten sieben Buchstaben des Alphabets über 3000 Artikel von Nr. 4363 bis 7371, darunter das Heer der Diwane oder Gedichtsammlungen, über 600, und eine fast eben so lange Reihe von Dissertationen, Risálet, über 500. Wir lassen nun unsere einzelnen Bemerkungen der Reihe nach folgen.

§. 100 3. 10 statt Mibedi ist Meibodzi zu lesen; Sojuti in dem Lob el-Lobáb schreibt ميبذ Meibodz, eine Stadt in der Nähe von Tezd; im Camus ist Meibidz vocalisirt. — §. 102 3. 1 Sheháb ließ Shiháb; und eben so §. 418 Nr. 6225 und §. 465 3. 1. — §. 114 3. 6 statt Ben Seyyid ist ابن سيده Ibn Sída zu lesen; vgl. Ibn Chalikán, Nr. 460. — §. 158 Nr. 4726 statt Kitáb ließ Khitáb. — §. 161 3. 3 für Jewáni ist entweder Jewwáni, von Jewwania

einem Orte bei Medina, oder Jowáni, nach einem Vorfahren Jowan, auszusprechen. — S. 173 Z. 4 v. u. Tonukhi ließ Tenukhi. — S. 208 letzte Z. Rostaghni ist Rostoghfeni zu schreiben, wie in der Vorrede S. IX. zu Th. I. S. 258, nach Sojuti von Rostoghfen, einem Dorfe bei Samarcand. — S. 229 Nr. 5087 Ben Betlán ließ Ibn Botlán, und Ibn-elberdi ist wahrscheinlich Ibn-elbordi auszusprechen. — S. 240 Nr. 5146 Sháshi ist in الشاشى Shaboshti zu verbessern und das Todesjahr 388 oder 390 hinzu zu fügen, nach Ibn Chalikán, Nr. 456. — S. 438 Nr. 6328 Mezyd ließ Mezyad. — S. 460 Nr. 6438 Nahrijauri ist nach dem Moschtarif Nahrojúri zu lesen. — S. 476 Nr. 6513 für الخنطلى Khantali ließ الخنطلى Hantzali. — S. 609 Nr. 7220 Ckiráyi sprich Corráyi. — S. 626 Nr. 7268 Senáyi ließ Nesáyi. — S. 634 Nr. 7308 Hadhráwi ließ الحضراوى Khadhráwi. — S. 636 Nr. 7312 Asteráini sprich Isferáyini; die Schreibart mit Hamza in der Endsilbe ist in Handschriften zwar häufig, aber Sojuti setzt zu der im Lobáb angegebenen Aussprache ausdrücklich hinzu: ohne Hamza. — S. 639 Nr. 7321 Ibn Himároweihi ließ Ibn Khomáraweihi, nach Ibn Chalikán, Nr. 220. — Der lückenhafte Artikel Nr. 6738 fällt mit dem Nr. 6725 zusammen.

In Nr. 4861 ließe sich die Uebersetzung des letzten Satzes et interdum in libro Hosn el-mohádharet commemorat wohl vertheidigen, es ist ihr aber das wirkliche Verhältniß der beiden genannten Schriften des Sojuti entgegen; er citiert nämlich sein Verzeichnis der Gefährten des Propheten, welche nach Aegypten kamen, nicht in seiner Geschichte von Mihr und Cahira, sondern er

hat es dieser vollständig einverleibt, so daß es ein besonderes Kapitel in derselben ausmacht, und dadurch ist es uns erhalten, während es als einzelne Schrift nicht mehr vorhanden ist; die Worte sind also zu übersetzen: et libro Hosn el-mohádharet inseruit. — Von der erwähnten Geschichte von Aegypten besitzt jetzt die hiesige königl. Universitäts-Bibliothek ein schönes Exemplar, ein Geschenk des Hrn Baron Hammer=Purgstall aus seiner Sammlung Nr. 181; die in dem Handschriften=Cataloge bezeichnete Lücke, welche gerade in den Anfang des gedachten Verzeichnisses der Gefährten des Propheten fällt, ist von Ref. in seiner Abschrift aus dem Gothaer Codex Nr. 255 ergänzt. Dies führt uns zu einer anderen Bemerkung aus demselben Geschichtswerke in Bezug auf unsern Hadschi Chalfa, Th. II. Nr. 3912. Sojuti bediente sich in seiner Traditions=Sammlung zur Bezeichnung der Verfasser der früheren Sammlungen, welche er vereinigte, einzelner Buchstaben, z. B. M. für Moslim, T. für Tirmidi, und Hadschi Chalfa gibt die Bedeutung aller dieser Abkürzungen an; dasselbe that Sojuti in dem erwähnten Geschichtswerke, wo auf das Verzeichniß der Gefährten des Propheten gleich das der Nachfolger, el-Tábi'in, welche nach Aegypten kamen, folgt, indem in dem Gothaer Codex über den Namen der Personen, welche Traditionen überliefert haben, dieselben Abkürzungsbuchstaben stehen, um darauf hinzuweisen, in wessen Sammlung sie vorkommen; hiernach sind bei Hadschi Chalfa einige Verbesserungen zu machen, nämlich S. 550 Z. 9 muß statt و Waw ein و Dál als Abkürzung für Abu Dawud stehen, und Z. 10 ist ع 'Ain in das Zahlzeichen ٤ IV zu verändern, denn ع kommt auf

der folgenden Seite 3. 3 noch einmahl vor und ist dort richtig, so daß die in der Uebersetzung vermuthete Auslassung eines Buchstaben nicht Statt findet.

Zum Schlusse noch eine Bemerkung zum zweiten Theile Nr. 3639, wo gleich zu Anfange des Artikels durch die Umstellung eines Satzes in der Uebersetzung ein falscher Sinn entstanden ist; nämlich die Worte qui Sheikhi Abu Hámid Merwezi verba in Appendice sequitur sind nicht auf Rewewi zu beziehen, sondern gehören ans Ende des Satzes, oder bilden vielmehr einen neuen Satz, und sind so zu verstehen, daß Abu Ishac el-Schirazi sein Werk el-Tenbih aus der Ta'licat des Abu Hamid Merwezi genommen habe. — In Nr. 3582 ist der Titel anstatt amuleta thermarum zu übersetzen amuleta columbarum, denn das Werk handelt über die Taubenpost, worüber sich in den Geschichtswerken des Macrizi und Sojuti über Aegypten ein besonderer Abschnitt findet, in welchem sie Auszüge aus jenem Buche geben.
F. W.

E r l a n g e n ,

bei C. Heyder 1845. Grundzüge der übereinstimmenden und der unterscheidenden Lehren der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche, für gebildete Laien beider Confessionen, hauptsächlich nach Dr Winers comparativer Darstellung des Lehrbegriffs der verschiedenen christlichen Kirchenparteien dargestellt von Dr Joh. Konrad Trmischer, königl. II. Pfarrer an der Neustädter Kirche zu Erlangen. VI und 95 Seiten in Octav.

Mit Recht bemerkt der Verf., daß die großen

Kirchlichen Bewegungen der Gegenwart manche berühren, denen sonst die Kirche und ihr Bekenntnis ganz gleichgiltig war, ja daß jetzt gar nicht selten gerade solche, die am wenigsten inneren und äußeren Beruf dazu haben, so gern Glaubenssätze der einen oder der anderen Kirche zum Gegenstande öffentlicher Discussionen in geselligen Kreisen machen, wobei es ihnen freilich eben so oft begegnet, daß sie sich mit merkwürdiger Naivität für gute Protestanten oder Katholiken halten, während sie doch, ohne es zu wissen und zu wollen, nur die Dogmen der eignen Kirche verleugnen und bekämpfen. Solchen, die nicht auf festem Boden der confessionellen Erkenntnis stehen, will der Verf. eine Hilfe geben, nicht in polemischer, sondern einfach belehrender Weise. Er gibt dazu I. die durchgehends gemeinsamen öffentlichen Bekenntnisse der römisch-katholischen und der evangelisch-protestantischen Kirche (Symb. Apost. Nic. Athan.), II. nur zum Theil gemeinsame, zum Theil aber abweichende und einander widersprechende Glaubenslehren und Institutionen der röm.-kathol. und der evangel.-protestant. Kirche, in 51 §§. III. als Anhang die Eidesformel des Trident. Bekenntnisses (Prof. fid. Trid.), d. C. A. im Auszuge, und die Darstellung der Differenz der kathol. und prot. Glaubens- und Kirchenlehren von Dr G. F. U. Schmidt, Regierungs- und Medicinalrath. Mit großer Bescheidenheit legt der Hr Verf., der verdiente Herausgeber der Werke Luthers, für die Vergleichung der Gegensätze das bekannte Werk von Dr Winer durchgehends zum Grunde. Winers wissenschaftliche Leistung ist bekannt genug und eben so anerkannt genug. Gegen die Richtigkeit des Gegensatzes haben wir also so wenig zu erinnern, als gegen die obige Absicht des Verfs über-

haupt, den Bedürfnissen der Laien entgegen zu kommen. Doch tritt in Dr Winers trefflicher vergleichender Darstellung wohl zu wenig der innere systematische Zusammenhang und Fortschritt der Lehren hervor, und wir können dem Hrn Verf. nicht einräumen, daß er gerade diese Haupttrübsicht für die Laien ganz befriedige. Winers Werk hat großen Werth für die wissenschaftlichen Theologen, namentlich durch die Quellenstellen, und es schadet dieser Bedeutung nicht, daß die Dogmen mehr neben einander als auseinander entwickelt sind. Die Laien bedürfen aber vorzugsweise eine Darstellung, in welcher, wenn auch populär, der Syllogismus und Aufbau des Systems und damit die Bedeutung des Einzelnen im Ganzen zur Anschauung komme. Köllner.

B e r l i n ,

bei Ferdinand Dümmler 1844. Die Ober-Donau-Straße der Peutinger'schen Tafel von Brigobanne bis Abusena. Von F. W. Schmidt, Obristlieutenant im Königl. Preuß. Generalstabe. VI und 74 Seiten in Octav nebst einer Steindrucktafel, welche das betreffende Segment der Peutinger'schen Tafel enthält.

Gegenwärtiges Schriftchen ist ein neuer Beweis, wie mißlich es auf dem Gebiete historischer Forschung mit Drakelsprüchen und Trümpfen bestellt ist, die nur den Trägen in der Scheu vor eigener Anstrengung bestärken, während der Forscher unbekümmert um sie seinen Weg fortsetzt. 'An der Identität des von Saumann in Rottenburg am Neckar nachgewiesenen Sumlocenne mit dem als Colonie bezeichneten Samulocenis der Peutinger'schen Tafel wird nun wohl Niemand mehr im

Ernste zweifeln, und es war dem Einsender angenehm zu sehen, daß der Verfasser des magusanischen Europa in seinem neuesten Schriftchen: *Sumlocenne ob Samulocenis?* Auch ein Wort über die Vindonissa - Regino - Straße, Hildburghausen 1841, in den Hauptsachen mit den Bestimmungen übereintrifft, welche der erstere in seiner Abhandlung über diesen Straßenzug, Stuttgart 1836. 4. aufstellen zu müssen geglaubt hat, wiewohl wir gestehen, daß wir den mathematischen Weg bei Weitem dem der celtischen Etymologien vorziehen' — so schrieb erst 1842 Hr Prof. Pauly in den Jahrbüchern des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande Bd. 1, S. 72, und gleichwohl begegnet uns hier aufs Neue eine Stimme, die auf rein mathematischem Wege zu dem entgegengesetzten Resultate gelangt ist, und so weit wir nach den vorliegenden Acten ermessen können, einen weit höheren Grad von Wahrscheinlichkeit auf ihrer Seite hat. Bekanntlich handelt es sich bei diesem alten Streite hauptsächlich um die Frage, ob die Straße zwischen Vindonissa und Regensburg auf der T. P. mit Recht oder Unrecht von Samulocenis an auf dem rechten Donauufer verzeichnet sei, welche Zeichnung als richtig vorausgesetzt jene Colonie begreiflicherweise nicht in die Neckargegend fallen konnte, und so hatte dann die berühmte Saumannische Entdeckung bei allen, welche die Straße auf das linke Ufer verlegt wissen wollten, große Freude verursacht, indem sie jetzt mit Bestimmtheit den Hauptort derselben in Rottenburg gefunden zu haben glaubten und die Verschiedenheit der Namen Sumlocenne und Samulocenis nur einem Schreibfehler zurechneten; vergl. jetzt auch Ufert Geogr. d. Gr. u. Römer Thl. III, Abth. 1, S. 292; Saumann selbst aber beharrte nichts desto

minder auf seiner früheren Ansicht, daß die Straße der Tafel ihrer Zeichnung entsprechend auf dem rechten Ufer gesucht werden müsse und mithin Samulocenis nicht daß Sumlocenne von Rottenburg gewesen sein könne; und für diese Behauptung erhebt sich hier nun ein sehr wohlgerüsteter neuer Kämpfer, der die fragliche Straße an Ort und Stelle Schritt für Schritt verfolgt und ihre einzelnen Stationen in neuern Orten, wo sich noch jetzt römische Alterthümer finden, mit solcher Genauigkeit nachgewiesen hat, daß die Differenz zwischen den wirklichen Entfernungen der angenommenen Orte und den Zahlen der Tafel auf einer Wegstrecke von 45 deutschen Meilen nicht mehr als 5 römische Millien beträgt. Ausgehend von Hüfingen an der Brige, worin er mit Buchner das Brigobanne der Tafel erkennt, folgt er den Spuren des alten Weges, der nach dem Principe des römischen Straßenbaues, wie er es S. 29 aufstellt, selbst mit Ueberwindung großer Terrainschwierigkeiten in der möglichst kürzesten Linie über Höhen und Thäler führte, und noch jetzt an vielen Punkten unter den Namen Hochstraße oder Hochgesträß, Heerstraße, auch Ochsenstraße bekannt ist, geht dann zwischen Möhringen und Meßkirch unweit der alten Burg Conzenberg, in deren Namen er mit Gruter und Saumann den transitus Danubii Contiensis (nicht Guntiensis) des Rhetors Cumenius (Paneg. Constant. c. 2) erkennt, auf das rechte Donauufer über, und setzt Samulocenis selbst an die Stelle der von dem Pfarrer Gyttenbenz in einem eignen Schriftchen (Constanz 1836) nachgewiesenen römischen Niederlassung bei Meßkirch, deren Erinnerung noch jetzt der Name Altstadt auf ähnliche Art erhalten hat, wie der Vf. die Aras Flaviae derselben Straße in einer andern Altstadt bei Immendingen erkennen

will. Die Anhänger des linken Ufers halten freilich insgemein Nottweil für diesen letztern Ort, der auch bei Ptolemäus unter $30^{\circ} 40'$ und 48° vorkommt; um dieses jedoch zu bewerkstelligen, müssen sie die auf der Tafel mit XIII angegebene Distanz von Brigobanne als Leugen rechnen, während dieselbe in Millien gezählt geradezu mit Hn Schmidt auf Immendingen führt; und wenn dann auch die folgenden Ziffern einige Verwirrung darbieten, so daß der Vf. S. 52 zwischen ad Lunam und Aquileja, welches er nach Günzburg verlegt, eine Station als überschlagen voraussetzen muß, so gleicht sich doch zuletzt, wie bereits bemerkt, mit einer unbedeutenden Differenz Alles auf das befriedigendste aus. Hinsichtlich des Einzelnen müssen wir natürlich auf das Büchlein selbst verweisen, dessen selbständiges wissenschaftliches Interesse trotz seines geringen Umfangs schon aus dem Gesagten hinlänglich hervor geht; nur darauf gebührt es sich allerdings auch hier noch aufmerksam zu machen, welche Wichtigkeit das Ergebnis desselben außer der geographischen Aufklärung mittelbar auch für die Kriegsgeschichte und das Vertheidigungssystem der römischen Besitzungen im südlichen Deutschland hat. 'Hätte man,' sagt der Vf. am Schlusse, 'die Bestimmung und Bedeutung dieser Straßenlinie — als einen Theil der großen Heerstraße, die von Lugdunum bis Tomi, von der Küste der Nordsee bis zum schwarzen Meere, hinter den beiden großen Grenzströmen des Römerreichs in Europa die Grenzbefestigungen mit einander verband — richtig erkannt, und wäre man, statt in der Stube mit dem Zirkel in der Hand auf Karten nach Namensähnlichkeiten zu suchen, den bestimmten Angaben der Tafel und den Ueberresten der Straße über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf nachgegangen,

so würde man nicht auf den unglücklichen Gedanken gekommen sein, dieselbe auf das linke Donauufer in Feindes Land zu verlegen' — und gibt damit zugleich einen höchst fruchtbaren Wink über die Entstehungszeit der Tafel in ihrer jetzigen Gestalt und das Fehlen so mancher Punkte aus Hadrianischer und nächst folgender Zeit, die eben so wohl auf derselben zu erwarten sein würden, wenn wir mit Buchner, Leichtlen u. s. w. die fragliche Straße mit der so genannten Teufelsmauer in Beziehung zu setzen berechtigt wären. Näheres dürfen wir übrigens von den Forschungen hoffen, welche derselbe der Vorrede zufolge auch auf dem linken Ufer jenes Flusses und auf beiden Seiten des Mittel- und Nieder-Rheins, behufs einer übersichtlichen Darstellung des römischen Angriffs- und Vertheidigungssystems gegen Germania magna beabsichtigt; möge er solche dem Publicum nicht zu lange vorenthalten!

K. Fr. H.

N e u f c h a t e l.

In der Wolfrath'schen Buchdruckerei 1844. La Muse de Platon. Développement de l'Hellénisme dans ses rapports avec l'idée de la Science. Par M. Prince, professeur. 61 S. in Octav.

An der neuen Akademie zu Neuenburg in der Schweiz ist mit ihrer Stiftung auch die löbliche Sitte eingeführt, daß bei der jedesmahligen Eröffnung der Course einer der Professoren eine wissenschaftliche Rede hält. Im Monat November des vorigen Jahres war die Reihe an Herrn Prince, aus dessen Vortrage sich leicht schließen läßt, daß der Verf. dem ihm anvertrauten Fache gewachsen ist. Von einem wackeren Lehrer, der nicht bloß

mit der alten Literatur und seiner Muttersprache vertraut, sondern auch — wie die Benugung der Werke eines Schleiermacher, C. Ritter, C. D. Müller, F. v. Schlegel, F. Kreuzer, Welcker und anderer hervorragender Männer bezeugt, — mit den Fortschritten der Wissenschaft in Deutschland bekannt ist, und überdies die Kunst besitzt seine Gedanken gut zu ordnen und das Ergebnis gründlicher Forschungen in erschöpfendem Auszuge auf eine deutsche, gefällige Art darzustellen, dürfen wir etwas Tüchtiges erwarten. Jedenfalls berechtigt uns die vorliegende Schrift zu den schönsten Hoffnungen.

Haben — fragt er am Eingange derselben — die Griechen Alles aus dem Orient erhalten? oder haben sie vielmehr, wie Mehrere behaupten, sich selbst Alles zu verdanken? Beide Meinungen scheinen ihm übertrieben. Herr Prince erforscht den Ursprung der griechischen Cultur: er weist nach, einerseits was die Griechen von Ankömmlingen empfangen, andererseits was ihr erfindungsreicher Geist geschaffen; wie sie das von Fremden Angenommene sich zu eigneten und auf dasselbe den hellenischen Stempel drückten. Er zeigt die Durchbildung der Nation, den eigenthümlichen Charakter derselben in der Religion, Poesie, Kunst und Philosophie; und beseitigt den Vorwurf, den man dem poetischen Genius der Griechen gemacht, als hätte dieser den erhabenen, tiefen Gedanken des greisen Alterthums in ein Spiel der Phantasie entarten lassen; kurz er verfolgt den Fortschritt der griechischen Bildung in den verschiedenen Perioden ihrer Entwicklung, welche durch die Muse Platons, die Schwester der Muse der griechischen Poesie, die höchste Stufe erreicht. In dem Gefühl für das Schöne, das ewig Wahre, in dem durch die Kunst entwickelten moralischen Sinn, liegt nach unserm Verf. das Geheimnis der Ueberlegenheit der Griechen über alle Völker, welche ihnen in der Civilisation voran gingen. — Wir müssen diese Anzeige auf einige Andeutungen beschränken. Behaupten zu wollen, daß in der Rede des Herrn Prince Alles neu sei, konnte nicht die Absicht des Referenten sein. Er wollte bloß auf eine akademische Abhandlung aufmerksam machen, die hinsichtlich des Inhaltes, der lichtvollen Darstellung eines wichtigen Gegenstandes und des anziehenden Stils der Beachtung würdig ist.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

88. Stück.

Den 2. Junius 1845.

G ö t t i n g e n.

Seine Majestät der König haben allergnädigst geruhet, den Professor Dr Briegleb, bisher in Erlangen, zum ordentlichen Professor der Rechte und zum ordentlichen Mitgliede des juristischen Spruch-Collegii hiesiger Universität zu ernennen.

C a p o l a g o,

in der helvetischen Buchdruckerei und Buchhandlung 1844. Platone compendiato e commentato da Lorenzo Martini. Erster Band XII und 668 S.; zweiter Band 644 Seiten in Octav.

Obgleich Italien schon eine vollständige Uebersetzung der platonischen Schriften in lingua volgare von Dardi Bembo besitzt, die zuerst im Anfange des XVIIten Jahrhunderts erschienen und dann im Jahre 1742 nochmahls aufgelegt worden ist, so würde doch ein neues Unternehmen dieser Art nach der völligen Umgestaltung, welche Text und Erklärung des Philosophen in den letzten Jahr-

zehenden erhalten, für jenes Land eben so wenig unnütz sein, als es befürchten dürfte, bei den wissenschaftlichen Regungen und Keimen, an welchen namentlich die nördlichen Provinzen desselben so reich sind, ohne Anklang zu bleiben. Diesen Regungen verdankt unstreitig auch gegenwärtiges Werk seine Entstehung, das, wenn auch auf Schweizerboden im Canton Ticino gedruckt, doch keineswegs als ein Flüchtling betrachtet werden darf, da es sogar dem Thronerben von Sardinien gewidmet ist; aber freilich wird es in der epitomatorischen Gestalt, die ihm wahrscheinlich buchhändlerische Rücksichten gegeben haben, schwerlich geeignet sein, dem Italiäner sei es von Plato's schriftstellerischer Kunst oder philosophischer Darstellungsweise einen genügenden Begriff zu geben. Gleich der Anfang des Euthyphro zeigt, wie dem Uebersetzer das dramatische Leben der platonischen Eingänge ein unnützer Ballast dünkt, dessen er sich möglichst zu entledigen gesucht hat: *vuolsi avere special cura de' giovani, acciocchè diventino uomini dabbene; siccome a buon agricoltore si addice mostrarci sollecito delle piante più tenere primieramente, e poi provvedere alle altre u. s. w.*, und wie wenig er die Feinheiten fühlt, die Plato bis in die kleinsten Aeußerungen seiner Mitunterredner gelegt hat, möge folgendes Beispiel aus Symp. p. 189 A beweisen, wo die ganze Verflage des Eryximachos durch Aristophanes, die zugleich die schlagendste Kritik seiner vorhergehenden Rede enthält, in den völlig gleichgiltigen Satz zusammen gezogen ist: *ciò che mel fe' cessare (il singhiozzo) è lo starnuto*, und Aristophanes dann sogleich fortfährt: *io dissento da te e da Pausania sull' Amore u. s. w.* Besser sind ihm die streng dialektischen Partien gelungen, wo der scharfe Gedankengang von selbst

jede Auslassung oder Abkürzung verbot, und auch die mythischen Schilderungen sind mit Wärme und anerkennenswerther Gewandtheit behandelt; doch fehlt es auch den eigentlich philosophischen Abschnitten nicht an Freiheiten, welchen man deutlich ansieht, daß der Uebersetzer die Bedeutung, welche die zusammengezogenen oder modificierten Stellen für den Verfasser hatten, nicht geahnt hat. Besonders geringschätzig ist in dieser Hinsicht die berühmte Auseinandersetzung im Phädon p. 97—106 behandelt, die bekanntlich in allen ihren Einzelheiten eben so wichtig für Plato's Bildungsgeschichte wie für das Verständnis seiner Ideenlehre ist; diese sehen wir hier auf drei Seiten zusammengedrängt, die noch dazu durch die untergesetzten Noten an ihrem Raume sehr verlieren, und dabei eine Hauptstelle selbst auf eine solche Art mißverstanden, daß Sokrates förmlich das Gegentheil von dem untergelegt wird, was er wirklich sagt. Nachdem dieser nämlich erzählt hat, wie er vergebens gestrebt habe, auf dem Wege der Naturphilosophie zur Erkenntnis der Wahrheit zu gelangen, so bedient er sich des Gleichnisses von der Sonne, in die man auch nicht unmittelbar hereinschauen könne, ohne sich die Augen zu verderben, und deren Erscheinungen man folglich in irgend einem Medium, Wasser oder dergleichen beobachten müsse; auf ähnliche Weise, sagt er, habe auch er gefürchtet an der Seele zu erblinden, wenn er sich nicht der *λόγῳ* bediene, um durch sie zu den *πράγμασι* zu gelangen, und bezeichnet folglich gerade die *λόγους* als ein bloßes Medium und als Abbilder der Wahrheit, wie sie auch im Kratylos und anderswo geschildert werden, obgleich er allerdings zuletzt noch hinzu fügt, daß sein Gleichnis in so fern hinke, als auch die Thatsachen nicht minder bloße Abbil-

der seien (*οὐ γὰρ πάνυ συγχωρῶ τὸν ἐν τοῖς λόγοις σκοπούμενον τὰ ὄντα ἐν εἰκόσι μᾶλλον σκοπεῖν ἢ τὸν ἐν τοῖς ἔργοις*), in so fern nämlich die Wahrheit über beide erhaben ist. Nach unserer Art ließe sich dieses etwa so ausdrücken: er habe eingesehen, daß es unmöglich sei, zur metaphysischen Erkenntnis auf dem unmittelbaren Wege der physischen Wahrnehmung zu gelangen, und habe daher die Vermittelung des logischen oder dialektischen Wegs versucht, der aber eben deshalb noch nicht die metaphysische Erkenntnis selbst ist, obgleich der physische dieser wenigstens nicht näher steht; unser Uebersetzer dagegen denkt nur an den Gegensatz zwischen sinnlicher und geistiger Erkenntnis, welche letztere er in den *λόγοις* selbst erblickt, und tadelt deshalb auch das Gleichnis des Sokrates, daß es diese gleichsam nur als ein Surrogat darstelle: anzi la vista è troppo debole, conviene far uso d'un occhio assai più energico, che è l'occhio della mente, während ihm in den oben angeführten Worten, wo Sokrates selbst dasselbe mangelhaft findet, ein Zugeständnis für die sinnliche Erkenntnis zu liegen scheint: qui Socrate dichiara apertamente, di non volere ripudiare ogni testimonianza del senso; vuol solamente che il senso si abbia a suddito della mente! Was diese Worte sollen, hat schon Stallbaum richtig eingesehen: intelligit eum, qui rationibus utens ipsam rerum naturam contempletur, eique opponit eum, qui ex effectis atque sensuum ope eam cognoscere studet; et hunc quidem censet non minus imaginem rerum, non res ipsas videre, quam qui rationis principia sequatur; obgleich auch dieser sich in den Widerspruch verwickelt hat, daß er denjenigen, welcher sich der *λόγοι* bedient, zuerst ipsam rerum natu-

rum und dann doch wieder eben so gut wie sein Gegentheil nur *imaginem rerum* erblicken läßt; und in so fern theilt allerdings auch er den Fehler unseres Uebersetzers, der die *λόγους* durch *ragioni*, Gründe, gibt, während es dem ganzen Zusammenhang nach vielmehr die in den Worten und dem sprachlichen Ausdrucke enthaltenen Begriffe sind, mittelst deren sich der Philosoph allmählich zur Wahrheit, die jenseits aller Sprache liegt, hinauf arbeiten soll. In diesem Mißgriffe öffnet sich uns übrigens zugleich noch ein neuer Gesichtspunct für die vorliegende Arbeit, der, wenn er auch einerseits ihrem Urheber für manche seiner Verstöße zur Entschuldigung gereicht, doch andererseits auch sein etwaiges Verdienst noch weit mehr herunter zu setzen dient: sie ist mit einem Worte nicht sowohl nach dem griechischen Urtexte, als nach der lateinischen Uebersetzung des Ficinus gemacht, die hier gleichfalls das verkehrte *rationibus* hat; und wem ein einzelner Ausdruck zum Beweise einer solchen Unschuldigung nicht genügend erscheint, der vergleiche z. B. die nicht minder wichtige Stelle im Timäus p. 28, wo es sich gar nicht begreifen ließe, wie der Verf. die Präcision und Bündigkeit seines Originals so hätte verwischen können, wenn nicht die Vergleichung des lateinischen Textes Alles erklärte. *Γέγονε*, sagt Plato von der Erscheinungswelt; *ὄρατος γὰρ ἀπτός τέ ἐστι καὶ σῶμα ἔχων· πάντα δὲ τὰ τοιαῦτα αἰσθητὰ· τὰ δὲ αἰσθητὰ δόξη περιληπτά μετ' αἰσθήσεως, γιγνόμενα καὶ γεννητὰ ἐγάνη*: dieses übersetzt Ficinus: *idque profecto cernitur tangiturque et corpus habet; omnia vero hujusmodi sensus movent, opinione per sensum percipiuntur; haec vero talia esse constat, ut gignantur et genita sint*; und nun urtheile man, welchem von

beiden die italiänische Nachahmung näher liegt, welche wie Ficinus das *γέγονε* ganz ausläßt und vielmehr so fortfährt: per sermo (das profecto des Ficinus, wovon im griechischen Texte nichts steht) si vede e si tocca ed ha corpo; tutte le cose muovono i sensi. Si percepisce coll' opinione per mezzo del senso; egli è chiaro che queste cose sono tali che sono generate e furono generate; obschon es auch nach Ficinus vielmehr so hätte heißen müssen: tutte le cose, che muovono i sensi, si percepiscono coll' opinione u. s. w. Was endlich die Anmerkungen betrifft, so verrathen sie zwar ein eifriges philosophisches Streben; während sie aber auf diese Weise einen modernen Maßstab mitbringen, der das Verständnis des Textes oft mehr trübt als fordert, ist ihr Standpunct selbst doch wieder ein solcher, der auch dem heutigen Philosophen oft ein Lächeln abnöthigen wird, um des Historikers nicht zu gedenken, der seinen Augen nicht traut, wenn er bei Erwähnung des großen Königs im Cuthydem p. 274 A eine Anspielung auf die Reichthümer des Krösus unterstellt sieht! Daß es dem Uebersetzer mit der Philosophie Ernst ist, zeigt seine Note zum Anfang des Symposions, wo Apollodor zu Glaukon sagt: ἀθλιώτερος ἢ ὀτινοῦν, οὐχ ἧτιον ἢ οὐ νυνὶ, οἰόμενος δεῖν πάντα μᾶλλον πράττειν ἢ φιλοσοφεῖν, und Hr Martini daran folgende Betrachtungen anknüpft: In questo secolo, che pieno di modestia, s'intitola del progresso, non pochi sono coloro, i quali all' udire i nomi di filosofia, di metafisica, d'astrazioni, danno in grasse risate, e gridano: positivo, positivo, positivo; in verità che nel loro delirio traggono pure il riso a' sapienti; ma quello che è da

notare in questo luogo si è che non è mica una novità; già a' tempi di Socrate la maggior parte degli uomini erano positivisti; cioè nulla admettenti fuor quello che si può vedere, toccare, pesare; aber von welcher Art nun seine Metaphysik ist und wie sie sich zu der platonischen verhält, beweise z. B. die Anmerkung zu Plato's berühmtem Unsterblichkeitsbeweise im Phädrus p. 244: l'immortalità dell' anima non sarebbe sufficientemente dimostrata da che muove si stessa; più validi argomenti sono la tendenza, che l'anima ha all' immortalità, il non potere in questa vita raggiungere la sua perfezione, la sanzione della legge, che è il premio a' buoni e la pena a' cattivi u. s. w., und wer seine Auctoritäten in dem secolo del progresso sind, sehen wir aus der Note zum Sophisten p. 251 B. welche Stelle er offenbar sogar erst umgemodelt hat, um seine Belesenheit daran entwickeln zu können. Plato sagt: ὄθεν γε τοῖς νέοις καὶ τῶν γερότων τοῖς ὀψιμαδέσι θοῖνῃν παρεσκευάκαμεν, unter welchen letzteren namentlich Antisthenes verstanden zu sein scheint; Hr Martini übersetzt: tu avrai udito or giovani or vecchi di età ma giovani di mente, und glossiert diese Uebersetzung dann wie folgt: l'uomo, considerato in quanto all' intelletto, non si può dire che cresca, se non coltivi il suo ingegno; gl' inculti sono sempre, non che giovani, fanciulli; Zimmermann esprime la stessa cosa in modo inverso, dicendo che coloro i quali non posero mai opera nell' esercitare il loro intelletto non debbono vantare i loro anni accumulati, perocchè erano già cauti nel ventre materno! Nach solchen erbaulichen Proben wird es des Schlusses kaum mehr bedürfen, daß

die deutsche Wissenschaft aus dieser Arbeit keinen Nutzen ziehen kann; doch sollte es uns auch um die italienische leid thun, wenn wir dieses Werk als einen Maßstab betrachten müßten, wie sei es classische Texte dort verstanden oder philosophische Forschungen betrachtet und beurtheilt zu werden pfliegen.

K. Fr. H.

W i e n.

In der Mechitaristen = Congregations = Buchhandlung 1844. Befehung Armeniens durch den heiligen Gregor Illuminator. XIX und 200 Seiten in Octav.

Der auf dem Titel befindliche Zusatz: 'Nach national-historischen Quellen bearbeitet' erregt Erwartungen, welche das Werk selbst keinesweges befriedigt. Die Erzählung, welcher mehr die Biographie eines Heiligen, als die Geschichte der Verbreitung des Christenthums in Armenien zum Grunde liegt, mag in dieser Beziehung als Erbauungsbuch in gewissen Kreisen seinen Werth behaupten; nach einer auf historischen Grundlagen beruhenden Darstellung des für die Kirchengeschichte so wichtigen Zeitraums der Regierung von Diocletian sucht man eben so vergebens, als die ausführliche Mittheilung über die zwölf Märtern Gregors, von denen jede für sich hinreichend gewesen wäre, um dem Dulder das Epitheton des Heiligen zu verschaffen, nicht geeignet sein dürfte, diesen Mangel zu ersetzen.

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

89. 90. Stück.

Den 5. Junius 1845.

L o n d o n ,

bei Longman 1843. The Influence of Climate and other Agents on the human Constitution, with reference to the Causes and Prevention of Disease among Seamen: with observations on fever in general, and an account of the epidemic fever of Jamaica, by Robert Armstrong, M. D. deputy inspector of hospitals and fleets. XV und 207 S. in Octav.

L e i p z i g ,

bei Weigel 1844. Ueber die Eigenthümlichkeit des Klima's der Wallachei und Moldau und die sogenannte wallachische Seuche unter der zweiten russischen Armee während des letzten türkischen Kriegeß. Von Dr Christian Witt, Oberarzt des Hospitals für Hofbeamte. Aus dem Russischen übersetzt von W. Thalberg. XX und 284 Seiten in Octav.

Nr. I. Diese Schrift enthält eine Reihe von Vorträgen, welche der Verf., als er noch an dem

Schiffshospital zu Jamaika angestellt war, vor den Aerzten und Wundärzten an den Kriegsschiffen zu halten beabsichtigte, um sie auf die wesentlichen Punkte, welche zur Erhaltung des Gesundheitszustandes der Schiffsmannschaft beitragen, aufmerksam zu machen. Diese Punkte werden in 11 Kapiteln besprochen, wozu noch im 12ten Kapitel eine ausführliche Darstellung des in Jamaika häufig vorkommenden endemischen oder gelben Fiebers kommt.

Der Verfasser zeigt sich durchweg als einen erfahrenen, klar denkenden und beobachtenden Mann, und wenn gleich seine Vorschriften zunächst auf seinen speciellen Zweck, die Sicherung des körperlichen Befindens derjenigen, welche als Matrosen oder Schiffssoldaten die Seereise aus den nördlichen Gegenden in die tropischen Climate zu unternehmen haben, hinzielen, so sind doch außerdem viele Bemerkungen von allgemeinem Interesse eingeflochten. Wir zählen dahin die über die Wirkungen der verschiedenen Climate auf Menschen und Thiere, über die Veränderungen, welche ein rascher Wechsel derselben, ein plötzliches Hinübertreten in sehr kalte oder sehr heiße Erdstriche auf die verschiedenen Lebensfunctionen ausübt; über die Kraft, womit der Organismus längere oder kürzere Zeit diesen ihn ergreifenden Störungen zu widerstehen vermag, und über die Mittel, welche Vorsicht und Kunst anzuwenden haben, um ihn hierbei zu unterstützen.

Wir geben als Beispiel eine Stelle aus Kap. 2. S. 22: 'Das Bedürfnis nach animalischer Nahrung nimmt in wärmeren Climate immer mehr ab und in Ostindien lebt ein großer Theil der Bewohner bloß von vegetabilischer Diät. Die Hitze ihres Climats macht alles Reizende unnöthig und

nachtheilig, so daß Mäßigkeit kaum als Tugend betrachtet werden kann. In Westindien ist die schwarze und braune Rasse in ihren Bedürfnissen mäßig, und sie lieben nicht animalische Nahrung. Obgleich Rum wohlfeil ist, so kommt ein Fall von Trunkenheit unter den Negern nur selten vor. Der Widerwille gegen reizende Kost und Getränke entspringt nicht aus vorhandenen Hindernissen, sondern aus einem instinktartigen Gefühl, daß der Körper sie nicht bedürfe und daß sie leicht unangenehme Empfindungen und Störungen der Gesundheit veranlassen. Die geringe Quantität animalischer Nahrung bedingt eine verhältnißmäßig geringere Energie der Lebensäußerungen. Man findet unter ihnen sehr schöne und muskulöse Formen, aber hinsichtlich der physischen Kraft stehen sie unter den Europäern. Ein weißer Arbeiter in den Werften vermag meistens zweimahl so viel zu beschaffen als ein farbiger. Starke Ueberlässe vertragen sie nicht; der Verlust von 8 oder 10 Unzen Blut verursacht bei ihnen dieselben Folgen als wie die doppelte Menge beim Europäer. Darum bedürfen sie auch nur kleine Gaben Arzneimittel.'

Sehr beachtungswerth ist die Darstellung (S. 26 u. f. w.), wo er annimmt, ein Schiff werde in einem englischen Seehafen ausgerüstet und segle nach Westindien, wo er genau die Veränderungen angibt, welche allmählich in dem Befinden und in der Stimmung der Mannschaft eintritt, so wie sie sich den niedrigeren Breiten und der Linie nähert.

Da die Europäer, bei climatischen Ortsveränderungen, besonders an Küstengegenden, Inseln, an den Ausmündungen großer Flüsse oder wo sonst sich leicht stehende Wasser = Ansammlungen bilden, Nachtheil in ihrer Gesundheit erfahren, so untersucht der Verf. die Ursachen und Bedingungen hier-

von umständlich. Er findet, daß fast immer warme Feuchtigkeit und darauf folgende schnelle Abkühlung auf die Körper solcher Ankömmlinge, welche überhaupt dem climatischen Wechsel nicht gewachsen oder durch Unmäßigkeit im Essen und Trinken, durch deprimierende Leidenschaften, durch Vernachlässigung in der gehörigen Bekleidung, durch Aussetzen des Körpers einer heftigen Sonne, oder durch zu große Anstrengungen, vorzüglich durch den Schiffs- und Boots = Dienst bei Nacht, am meisten ungünstig disponiert sind, sehr verderblich wirken. Ob aber hierbei auch die so genannten Sumpf = Miasmen, die Ausdünstungen stagnierender Gewässer und feuchter Landstrecken einen Antheil haben, zieht er ganz und gar in Zweifel.

Da er hier sich völlig im Widerstreit mit der fast allgemein giltigen Annahme befindet, so geht er ausführlich in die Discussion dieses Gegenstandes ein. Er stellt eine große Zahl eigener und fremder Erfahrungen zusammen, woraus hervor geht, daß sehr häufig da, wo die günstigsten Umstände zur Entwicklung eines solchen Miasmas vorhanden waren, es sich durchaus nicht wirksam zeigte, so bald jene genannten Bedingungen fehlten, und daß umgekehrt diejenigen Zufälle, namentlich die Fieber, welche sonst als Folgen jenes Miasmas angesehen werden, eben so häufig sich einstellten, wo keine Veranlassung zur Erzeugung eines solchen nachweisbar war, wohl aber jene Bedingungen Statt fanden.

Wir halten die hier aufgeführten Gründe, womit die Existenz des so genannten Sumpf = Miasma's angefochten wird, für bedeutend genug, um zu wünschen, daß sie genauer gekannt und erwogen und deshalb vollständig, etwa in einer unserer medicinischen Zeitschriften, mitgetheilt würden.

Beachtungswerth ist der Ausspruch des Verfs (S. 71): 'der Glaube an ein solches Wesen, an ein eigenthümliches vegeto = animalisches Gift, hat einen entschiedenen schädlichen Einfluß, weil er dahin führt die kritische Nachforschung in die verschiedenen Ursachen des Erkrankens zu unterdrücken; wogegen wir bei scharfer Beobachtung und Anwendung wohlgeprüfter Grundsätze bald finden werden, daß ganz andere und mächtige Gewalten, zumahl in heißen Climates, auf den menschlichen Körper einwirken, und welche vollkommen hinreichen die Verwüstungen der Krankheiten zu erklären, ohne daß man nöthig hat wesenlose Luftgebilde zu Hilfe zu rufen (without the necessity of calling in the aid of aerial and unsubstantial phantoms).'

Nr. II. Als in den Jahren 1828 und 1829 die russischen Armeen die Moldau und Wallachei besetzten, über den Balkan in Rumelien eindrangen, türkische Städte und Festungen einnahmen und besetzten, da zeigte sich bald eine bösertige Krankheit, welche Schrecken und Verheerung unter ihnen verbreitete. Sie entwickelte alle Symptome der orientalischen Pest.

Dieses Uebel, fast unzertrennbar von dem politischen und socialen Zustande der Türkei, wird von dem civilisirten Europa nur durch die strengsten und consequentesten Sicherheits = Maßregeln fern gehalten. Aber der Krieg, der Einbruch zahlreicher Armeen in die türkischen Provinzen oder in solche, welche in der unmittelbarsten Abhängigkeit von der türkischen Regierung standen, hatte in jenen Gegenden alle Einrichtungen, welche das Einschleppen der Pest zu verhindern bezweckten, unmöglich oder illusorisch gemacht. Man suchte sich zwar, als häufige Krankheitsfälle die Gegenwart

jenes Uebels innerhalb der russischen Cantonirungen darzuthun schienen, durch theilweise Absper- rungen zu helfen; aber wie unzureichend und auch wiederum für den ganzen Feldzugs-Plan störend diese sein mußten, sprang in die Augen.

Um so bereitwilliger fand man sich allmählich die Ansicht derer zu billigen und zu unterstützen, welche die Krankheit gar nicht für die orientalische Pest, sondern für eine endemische oder climatische Krankheit jener Gegenden, die ohne alle Ansteckungs- fähigkeit, höchstens durch zufällige Umstände mo- dificiert sei, erklärten.

Unter den Aerzten der russischen Armee, welche mit allem Eifer für diese Ansicht stritten und wirk- ten, war der Verfasser dieser Schrift einer der thä- tigsten, und eben diese Schrift ist bestimmt, diese Ansicht auch wissenschaftlich zu begründen.

Wir müssen jedoch gestehen, daß uns diese Be- gründung keinesweges genügend scheint, da sie als ihre Hauptbasis 'eine besondere bössartige Constitu- tion der Luft', die in jenen Jahren in den besag- ten Gegenden geherrscht haben soll, voraussetzt.

Wir glauben nicht an eine solche Constitution und alle Citate, welche der Verf. im Uebermaße zu ihrem Beweise anführt, können uns nicht von ihrer Existenz überzeugen. Noch viel weniger kön- nen es Sätze, wie z. B. S. 58: 'Es ist Allen be- kannt, daß die Ausdünstungen der Sümpfe, Mist- haufen, fauliger Gruben und Keller, die Respira- tion einer großen, in engem Raume eingeschlossenen Menschenmenge durch ihre erstickende, mephitische, Luft verschiedene Krankheiten unter den Menschen erzeugen, und zuweilen sie schleunig tödten. Nur wissen nicht Alle, wie die Erfahrung uns zeigt, daß diese mephitischen Ausdünstungen keine epide- mische Krankheit erzeugen und verbreiten können,

wenn nicht eine bestimmte, dazu erforderliche Bedingung gegeben ist. Unter dieser Bedingung versteht man die epidemische Constitution der Atmosphäre. Letztere ist eine morbide Disposition der atmosphärischen Luft, ein abnormer, der Atmosphäre und Erde angehörender chemischer Proceß; die Erde hat daher eine glückliche, und wiederum eine solche Zeit, in welcher sie schädliche Ausdünstungen, zuweilen aber auch die für Menschen und Vieh verderbliche Malaria, *aria cattiva*, so zu sagen, ausathmet; sie ist eine innere Verderbniß der Luft, die als ein Factor epidemischer Krankheiten sich, wie es scheint, über den ganzen Erdball verbreiten kann, indem sie ihren eigenen meteorologischen Gesetzen folgt.'

Es mögen in jenen Ländern düstere Wälder, ausgedehnte Sümpfe und Haiden genug sein, welche in Verbindung mit dem armen und hilflosen Zustande vieler ihrer Bewohner zu manchen körperlichen Beschwerden Veranlassung geben; aber gewis reichen sie nicht hin, die schlimme Benennung 'Wallachische Seuche' zu rechtfertigen, welche der Verf. ausersonnen hat, um eine der Pest so ähnliche Krankheit, die aber durchaus aus inländischen Ingredienzen hergeleitet werden soll, zu charakterisieren.

Daß während eines blutigen Feldzugs, wo der Soldat außer großen Anstrengungen auch mit Mangel an gesunden Nahrungsmitteln, schützender Kleidung, gehöriger Pflege bei Verwundungen, verdorbener Luft in eingeschlossenen Räumen zu kämpfen hat, Krankheiten entstehen, die in manchen Symptomen große Aehnlichkeit mit der Pest darbieten, wollen wir dem Verf. gern zugeben; jedoch das sind immer nur vereinzelte Erscheinungen, welche gegen die ganze Reihe von Thatsachen, wie sie

das Auftauchen, Verbreiten und Verlaufen der eigentlichen Pest begleiten, kaum in Betracht kommen.

Wir sind zu wenig mit den einzelnen Umständen jener Ereignisse bekannt, als daß wir uns eine unbedingte Beantwortung einer so wichtigen Frage erlauben könnten; aber so viel aus den Angaben von andern Aerzten, welche der Verf. anführt, um sie zu widerlegen, ja aus vielen Ausführungen des Verfassers selbst, obgleich von ihm in ganz anderer Absicht mitgetheilt, bei unbefangener Prüfung hervor geht, scheint uns die orientalische Pest in ihrer vollen und ausgesprochenen Form in den russischen Feldlagern in Wahrheit vorhanden gewesen zu sein.

So wie jedoch diese in der Türkei selbst nicht immer von gleicher Heftigkeit ist, indem diese theils von der Intensität des ursprünglichen Contagiums, theils von atmosphärischen Verhältnissen abzuhängen scheint, so daß in Constantinopel in manchen Jahren von ihr nur wenige Individuen, in andern hunderttausende hingerafft werden, so hat sie sich auch damahls in der Moldau, Wallachei und Rumelien mit geringerer Stärke gezeigt. Zu ihrer Bekämpfung und endlichen Tilgung haben sodann eben so sehr die Bemühungen europäisch gebildeter Aerzte als auch die Wachsamkeit der russischen Oberbehörden mitgewirkt, indem diese, trotz der widerstreitenden Meinungen über die Natur der Krankheit, und trotz der Schwierigkeit, welche in dem Gange der Kriegsoperationen selber lagen, nicht aufhörten, wo es nur immer anging, geeignete Sicherungs- und Absperrungs-Maßregeln zu handhaben.

Der Verfasser, um sein Hirngespinnst von einer wallachischen Seuche, der er noch dazu alle Ansteckungsfähigkeit abspricht, zu rechtfertigen, geht noch weiter als es die Klugheit gebietet, indem er

in der letzten Abtheilung seiner Schrift, aus vielerlei, besonders von französischen Scribenten entlehnten und ohne alle Kritik als baare Münze angenommenen Angaben, den Schluß zieht: die Pest selbst ermangle der Contagiosität.

Schwerlich werden die betheiligten Regierungen, auf solche lose Behauptungen hin, ihre mit so großen Kosten und Opfern unterhaltenen, aber auch zum Segen für das übrige Europa in Kraft stehenden, schützenden Einrichtungen, vernachlässigen oder aufgeben.

P a r i s.

bei Th. Ballimore (Verleger), Lausanne bei S. Chantrens 1844. Histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Gloutz-Blotzheim et J. J. Hottinger, traduite de l'allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par M. M. Charles Monnard et Louis Vulliemin. — Tome quatorzième. XV und 609 Seiten in Octav.

Ein von den edelsten Gesinnungen gegen die Schweiz beseelter Buchhändler und Verleger, Herr Ballimore in Paris, gerieth auf den Einfall das von Müller begonnene, zweimahl durch den Tod, zum dritten Mahle durch eine schwere Krankheit unterbrochene nationale Denkmahl, in französischer Sprache wieder aufzubauen und zu vollenden, und lud zwei rühmlich bekannte Schriftsteller der französischen Schweiz, die Herren Monnard und Vulliemin, ein mit ihm an dem beabsichtigten Werke Theil zu nehmen. Dem guten Erfolge der großartigen Unternehmung traten aber bald Hindernisse in den Weg. Das vom großen Meister errichtete Denkmahl schien das Schicksal der Berner Doms-

Kirche theilen zu müssen, welche unvollendet blieb. Es fehlte zwar nicht an fähigen Baumeistern um es weiter aufzuführen, aber wohl an der nöthigen Unterstützung. Schon war Hr Ballimore im Begriffe seinen Plan aufzugeben, als ein glücklicher Umstand ihn zur Ausführung desselben einmuthigte, indem zwei patriotisch gesinnte Waadtländer, Hr Perdonnet und der General F. C. de la Harpe (und seit dessen Hinscheiden seine großmüthige Wittwe) zur Beförderung der Herausgabe des beabsichtigten Werkes die Hand boten und es weder an Aufmunterung noch an reeller Hilfe fehlen ließen.

Hr Prof. Monnard hat die von S. v. Müller und Gluz-Blozheim verfaßten Theile (bis 1517) übersetzt, mit neuen Noten versehen, ferner mit einer, besonders abgedruckten, schätzbaren Lebensbeschreibung Müllers (231 S. in Octav), und einer biographischen Notiz über dessen unmittelbaren Nachfolger, bereichert. Hrn Bulliemin verdanken wir eine freie Uebersetzung von S. J. Hottingers 'Geschichte der Eidgenossen während der Zeiten der Kirchentrennung' (1517 — 1532), und die Fortsetzung (1532 — 1712) in drei Originalbänden, welche ins Deutsche übertragen werden. Hr Monnard übernahm die Vollendung des Werkes, die aus vier Bänden bestehen wird, von welchen wir den eben erschienenen ersten Band mit wahrer Freude begrüßen.

Die ununterbrochene Fortsetzung und baldige Vollendung der Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft verbürgen (nach menschlicher Berechnung) einerseits der schon dazu gesammelte Stoff, andererseits die Thätigkeit des Verfs, der gegenwärtig der historischen Wissenschaft lebend, seiner wichtigen Aufgabe mit Beharrlichkeit und Treue obliegt.

Seit längerer Zeit sammelte Hr Monnard Ma-

terialien zu seiner Arbeit, indem er mehrere Theile der Schweiz besuchte und den Forschungen mit Gewissenhaftigkeit, Wahrheitsliebe und unermüdetem Eifer oblag. Der Charakter dieses Mannes, seine Freundschaftsverhältnisse zu den ausgezeichnetsten Männern der Schweiz, und der patriotische Sinn vieler, die sich um sein Werk interessieren, verschafften ihm leichten Zutritt zu den Privat- und öffentlichen Archiven; so daß ihm die Sammlungen schriftlicher Urkunden jeder Art zu Gebote standen, und überdies mancher Besitzer von Handschriften, seltenen Büchern u. s. w. ihm dieselben mit der größten Bereitwilligkeit anvertrauten.

Die Geschichte der Schweiz im 18. Jahrhundert erhält ein besonderes Interesse dadurch, daß zu keiner andern Zeit die Regierungen sich mit einem tiefern Geheimnisse umhüllten. Die Erforschung der innigsten Gedanken der Regenten jener Zeit hatte für den neuen Geschichtschreiber einen Reiz, den auch seine Leser öfter empfinden werden. Das beobachtete Stillschweigen über Gedanken und Meinungen, die man im Rathsaale um so unverhohlener aussprach, als man sie auf immer verborgen wähnte, bürgt, wie Hr Monnard bemerkt, für die Glaubwürdigkeit der von ihm geschriebenen Geschichte. Triebfedern, Mittel und Absichten waren in den Quellen, aus welchen dem Forscher das Glück zu Theil ward unmittelbar zu schöpfen, seinem Auge dargelegt, wiewohl er bekennt, daß der lange mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckte Briefwechsel und die Verhandlungsbücher, ob sie gleich interessante Aufschlüsse über oben gedachtes Zeitalter geben, nicht immer das Räthsel lösen. Es wurde nicht Alles schriftlich verhandelt. So schickte z. B. der französische Gesandte seinen Secretär nach Luzern zu dem päpstlichen Botschaf-

ter, oder zu der Obrigkeit, um mündlich dasjenige zu verhandeln, was er dem Papier nicht anvertrauen wollte. Allein was der Geschichtsforscher in der Schweiz nicht erfahren konnte, das lehrte ihn das diplomatische Archiv in Paris. In Frankreichs Hauptstadt, wo Hr Monnard in dem von L. Ranke eben verlassenen Cabinette, durch die Erinnerung an diesen geistreichen Historiker gestärkt, fleißig arbeitete, bezeigte sich die wissenschaftliche Gastfreiheit nicht minder edelmüthig gegen ihn, als in der Schweiz. Die liberale Gesinnung der französischen Regierung, die ihm die Quellen der Vergangenheit erschloß, machte es ihm möglich denselben das Wichtigste für seinen Zweck zu entnehmen. Das Ergebnis seiner Untersuchungen in beiden Ländern war eine reiche Ausbeute, deren Hauptinhalt er dem Publicum mittheilt. Denn er wollte weder Denkwürdigkeiten noch die Geschichte der einzelnen Cantone, sondern die der gesammten Eidgenossenschaft, seit der brudermörderischen Schlacht bei Wilmergen und dem bald darauf zu Narau geschlossenen Landesfrieden schreiben. Abgesehen von den Umständen, welche Hrn Monnards Forschungen besonders begünstigten, war in einer andern Hinsicht seine Lage von der seiner Vorgänger ganz verschieden. Ihm erging es einigermaßen wie dem Tacitus, der den innern Zustand eines durch Bürgerkriege zerrissenen, durch heillose Umtriebe, Despotismus und Empörungen mit dem Untergang bedroheten Staates zum Gegenstande seiner Betrachtung nehmen mußte, während die früheren Geschichtschreiber erhabnere Ereignisse zum Inhalt ihrer Werke hatten. — In dem Zeitraum von fünf und siebenzig Jahren, zwischen dem katholischen Bund mit Ludwig XIV. und der französischen Revolution, welchen die zwei ersten Bände

umfassen, hatte Hr Monnard keine großen Begebenheiten zu erzählen, wenige hervorragende Charaktere zu schildern. Indessen sind die aus bisher unbenutzten Quellen geschöpften Erzählungen schon deshalb anziehend und belehrend, weil sie uns das traurige Bild schweizerischer Zustände nach dem heillosen Kampfe deutlich darstellen, und uns das menschliche Herz in seinen innersten Tiefen erblicken lassen. 'Die Begebenheiten, sagt der Verf., sind weder das einzige, noch das vorzüglichste Feld der Geschichte: unterhalb der Thatsachen bewegt sich die Welt der Ideen. Der Herbst des Jahres eines Volkes bietet wohl den reichsten Stoff zu fruchtbaren Betrachtungen dar.' — Die Leser der vorigen Bände, bemerkt er ferner, mögen sich erinnern, in welchem Zustande der neue Geschichtschreiber die Schweiz aus den Händen des Mannes empfing, der ihre religiösen Zwiste erzählt hat. Durch Waffen und Zwietracht zerrissen, durch Siege und Niederlagen erschöpft, durch fremdes Gold und Fürstengunst entfittlicht, von jeder Thatkraft beraubt; aus Völkerschaften zusammengestellt, welche nicht mehr ein Volk sind, aus Landen bestehend, welche nicht mehr ein Vaterland bilden, zur Ohnmacht herab gesunken, lebt die Schweiz zwar noch, allein Erbitterung, Angst, Unbehaglichkeit ist es was sie durchzuckt. Sie bewegt sich noch, aber ohne Kraft; sie schreitet, aber nicht eines edelen Ganges. — Die scheinbar fortbestehende Eidgenossenschaft, welche das Gewissen Europas nicht aufhört die Schweiz zu nennen, leidet durch immer sich erneuernde Staatshandel, bald eines Cantons mit dem andern, bald der Obrigkeiten mit den Unterthanen, durch Umtriebe, Verschwörungen, Aufrühre, bis endlich das morsch gewordene Gebäude der alten Eidgenossenschaft beim ersten Stoß den es erleidet zusammenstürzt.

Der Verf. geht von dem Grundsatz aus, daß die Demokratie, mit ihren verschiedenen Gattungen und Formen das Lebensprincip der schweizerischen Völkerschaften ist; eine Ansicht, deren Richtigkeit durch die Geschichte des gesammten Schweizerlandes erwiesen ist, und auch von dem, im vorigen Jahrhundert berühmten, General von Zurlohen anerkannt wurde. Die Demokratie ist, nach unserm Geschichtschreiber, ein durch die Vorsehung den Schweizern vorgeschriebenes Gesetz, dessen Verletzung oder Nichtbeobachtung die Eidgenossenschaft ins Elend stürzte. Mit Aufhebung der auf Bürgertugend gegründeten Gleichheit ging die ursprüngliche Regierungsform zu Grunde. Im 18. Jahrhundert hatte das Uebel die höchste Stufe erreicht. Mit den großen Cantonen hatte die Aristokratie auf dem Schlachtfelde bei Wilmergen ihren Sieg gefeiert. Eine scharf gezogene Unterscheidungslinie trennte zwei Classen, welche gleichsam zwei verschiedene Menschenrassen bildeten, die eine zum Gebieten, die andere zum Gehorchen bestimmt. Bei dem Anblick der Unterthanenlande, konnte man bezweifeln, ob das Joch eines willkürlichen Herrschers schwerer drücke als der Despotismus der Republiken.

Der oben erwähnte Verfall der Schweiz, so traurig er an und für sich ist, erhält jedoch eine gewisse Größe, wenn man darin das erste Moment eines dreifachen Geschickes gewahrt. Die Schweiz ist der gänzlichen Auflösung nahe, und sucht unter ihren Trümmern ein gemeinschaftliches Band. Unter dem Drang äußerer Umstände gestaltet sie sich zu einer gekünstelten Einheit. Sie löset dieses lockere Band auf, und, zum ursprünglichen Föderalismus zurückkehrend, nimmt sie in ihre neue Laufbahn die wachsende Kraft eines mo-

ralischen Bandes mit. Dies sind die drei Hauptmomente der Geschichte der Schweiz in einem Zeitraum von hundert und zwanzig Jahren (1712 bis 1832), die drei Aufzüge des letzten helvetischen Dramas, der Gegenstand der neuen Bände, wovon der vierte das ganze Werk abschließen wird.

Wir haben es für nöthig erachtet, meist nach den Worten des Verfs, den Standpunct zu bezeichnen, von welchem er die Geschichte seines Vaterlandes betrachtet. Daß seine Aufgabe eine sehr schwierige sei, wird wohl Niemand in Abrede stellen. Aber er besitzt alle zur glücklichen Lösung derselben erforderlichen Eigenschaften. Der vor uns liegende Band zieht theils durch die Art der darin besprochenen Gegenstände, theils durch die Behandlung derselben, durch die Wahrheit und Treue der Erzählung, die Aufmerksamkeit auf sich. Es werden darin mehrere früher unbekannte Thatsachen mitgetheilt, nicht unwichtige, bisher noch dunkle Partien der vaterländischen Geschichte mit der Fackel der historischen Kritik beleuchtet. Was den Leser, außer dem inneren Gehalte des Werkes, befriedigen wird, ist die Gründlichkeit der Untersuchung und die Reife der Beurtheilung, die Einfachheit und Klarheit der Darstellung; der freie, durch kein Vorurtheil getrübe Blick des Verfs, der Gleichmuth und die Selbständigkeit, womit er seine Ansichten ruhig und besonnen, aber auch unverhohlen darlegt; echter Freisinn mit wahren Patriotismus gepaart; ein fester Glaube an die Wahrheit der Geschichte und an die Macht dieser Wahrheit. Der Verf. verhält sich nicht passiv zu dem Lebensdrama der Schweiz, sondern er nimmt mit dem Zuschauer Antheil an demselben, je nachdem ein Charakter zu würdigen ist, Handlungen zu loben oder zu tadeln sind. Nach diesen allgemeinen Bemerkungen

gehen wir zur Anzeige des Inhaltes gegenwärtiger Schrift über.

Im ersten Kapitel bespricht der Verf. die Verhältnisse der Schweiz zu den auswärtigen Mächten; das — durch den Karauer Frieden aus den Herzen nicht getilgte — gegenseitige Mißtrauen der Katholiken und Protestanten; den endlich, nach dem Tode des 70jährigen Leodegar, Abtes zu St. Gallen, des hartnäckigen Vertreters des Religionskrieges, mit dessen Nachfolger zu Baden geschlossenen Friedens, welchen der Papst beharrlich verwarf; die deswegen gepflogenen Unterhandlungen; den berüchtigten Udligenschwyler Handel, in welchem der ränkevolle Nuntius Passionei eine Hauptrolle spielte, oder den denkwürdigen Kampf der römischen Kirche mit der Staatsgewalt, die Eingriffe Roms in die Souverainetätsrechte und die Freiheit Luzerns. Es wird erzählt, wie die Obrigkeit dieses Ortes sich den Anmaßungen des päpstlichen Stuhles widersetzte, und sich weder durch den Bannstrahl einschüchtern, noch durch Kunstgriffe und Umtriebe irre leiten ließ; wie sie beschloß Gut und Blut zur Erhaltung erworbener Rechte aufzuopfern, und die Unabhängigkeit der Republik behauptete. — Darauf folgt die Geschichte der Zerwürfnisse in Graubündten, wo einerseits der Papst, andererseits Oesterreich seinen Einfluß zu gründen suchte, bis endlich durch Vermittelung zweier einsichtsvoller Männer, die Bern und Zürich dorthin sandten, Friede und gutes Einverständnis wieder hergestellt wurden. — Die Verfolgungen, welchen die Pietisten in mehreren Cantonen in jener Zeit ausgesetzt waren, werden nicht mit Stillschweigen übergangen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

91. Stück.

Den 7. Junius 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Gloutz-Blotzheim et J. J. Hottinger, traduite de l'allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu'à nos jours par M. M. Charles Monnard et Louis Vulliemin.'

Hiernach heftet der Verf. seine Augen auf den volksthümlichen Religionsinn, der sich hauptsächlich in den Sitten der kleinen demokratischen Republiken kund gibt. Auf einzelne, den Alpenbewohner bezeichnende Züge, folgt zuerst die Erzählung einer merkwürdigen, von zwei Jesuiten zu Stanz gehaltenen Mission; dann die Geschichte der Heiligsprechung des frommen Nikolaus von der Flüe, die bei jener Gelegenheit, für die ganze katholische Schweiz höchst wichtige Statt gesundene Feierlichkeit; endlich die Darstellung der Verhältnisse der Geistlichkeit zu den erwähnten Freistaaten.

Das zweite Kapitel handelt zuerst von der aristokratischen Tendenz einzelner Orte und Städte.

Hr Monnard zeigt deutlich, wie der im letzten Religionskrieg von den Protestanten erfochtene Sieg den großen, aristokratisch gesinnten Cantonen das Uebergewicht zusicherte, wie durch jenen Sieg die Tendenz zur Aristokratie gestärkt wurde und das Patriciat sich empor hob. Das republikanische Leben erlosch allmählich. Die kleineren Cantone blieben dem Einfluß der aristokratischen Richtung der größeren keinesweges fremd, wie der Verf. aus der Geschichte Nidwaldens und Appenzellen Inner-Rhoden nachweist. Schon im 17. Jahrhundert hatten die Patrizier in Nidwalden eine Familienregierung eingeführt, welche sie im folgenden zu befestigen suchten. In Appenzell Inner-Rhoden existierte ein 'Heimlicher' = oder Geheimer = Rath, über welchen die Appenzeller selbst wenig Auskunft zu geben vermögen; denn man kennt weder den Ursprung desselben, noch die Zeit seiner Entstehung, noch den Zweck seines Daseins und die Art seiner Zusammensetzung. — Wie die Cantone, so schritten auch die Städte zur Aristokratie. Titel und Auszeichnungen jeder Art schmeichelten den Herren, und bezauberten sogar Bauern und Hirten. Letztere trugen ein Wappen im Siegel, wenn sie auch nicht im Stande waren ein Briefchen zu schreiben. Die Bürgerschaften und Zünfte wollten alte Vorrechte behaupten und neue erzwingen. Daher Invalität und Streit, wie z. B. zwischen Winterthur und Zürich, Neuenburg und Balangin. — Die demokratischen Staaten übten über die Ortschaften, welche unter ihrer Botmäßigkeit standen, eine herbe Herrschaft. 'Wie viele Streitigkeiten (ruft der Verf. aus), wie viele Verlegenheiten wären der Eidgenossenschaft erspart, wie viele Kräfte für das Gemeinwesen, für das gesammte Vaterland, erhalten, hätten die Obrikeiten die Bewoh-

ner ihrer Herrschaften als freie Männer, als gleiche Bürger betrachtet!' Mißbrauch der Gewalt veranlaßte den Aufstand der Werdenberger gegen Glarus, — ein wichtiges Ereigniß, über welches Hr. Monnard zum Theil ganz neue Aufschlüsse gibt —, die Empörung der Einwohner des Fleckens Wilchingen gegen Schaffhausen, ein heftiger Streit, der endlich — durch Dazwischenkunft Oesterreichs, dessen Schutz zum Nachtheil der nationalen Unabhängigkeit anzurufen, Schaffhausen kein Bedenken trug — zu Gunsten dieser Stadt beigelegt ward.

Bern regierte das Waadtland wie ein erobertes Land. War die Herrschaft dem Aeußern nach eine milde, so gab sie doch zu verschiedenen Klagen Anlaß. Zwar lehnte sich das Volk am Leman nicht gegen Bern auf, und dennoch schien selten ein Staat mit dem Abfall einer schönen, eintraglichen Provinz ernstlicher bedroht als Bern damals. Was geschah war das Werk eines einzigen Mannes, des noch immer zu wenig bekannten Davel, über welchen wir hier eine Menge neuer und interessanter Mittheilungen erhalten.

Das dritte Kapitel enthält den heillosen Streit zweier Parteien, der Harten und Linden, in Appenzell Auser-Rhoden, der lange währte und beinahe in einen förmlichen Bürgerkrieg ausgebrochen wäre.

Auch Zug war in derselben Zeit der Schauplatz der Parteiwuth. In vier von einander unabhängige, jedoch vereinigte Gemeinden (Zug, Angeri, Menzingen und Baar) getheilt, welche über das Gemeinwesen nicht in einer allgemeinen Versammlung, sondern einzeln berathschlagten, bildete der Freistaat Zug eine Art Föderativstaat, in welchem ein Princip der Ungleichheit, nämlich das Uebergewicht der Stadt und die Vorrechte der Adels-

geschlechter, besonders der Zurlauben, in den Landgemeinden Unwillen erregten. Die drei Landgemeinden zählten für $\frac{2}{3}$, Zug für $\frac{1}{3}$; ein heillosler Unterschied zwischen dem Bürger und dem Landmann, wegen dessen einst die drei Gemeinden die Stadt verstoßen und einen eigenen Canton bilden wollten.

Die Flamme des Aufruhrs loderte gleichzeitig in Wallis, und es war nahe daran, daß sie einen Bürgerkrieg angezündet hätte. Oberwallis lehnte sich gegen die Regierung und den Bischof auf, und begehrte eine gänzliche Umgestaltung der Regierungsform, die Verminderung der obrigkeitlichen Gewalt, und der Herrschaft des Hochstiftes, durch Einführung einer Landsgemeinde. Diese Reibung war die natürliche Folge früherer politischer Verhältnisse der Walliser (S. Götting. gel. Anz. 1844. 104 St.). Es blieb aber nach einer Demonstration Alles beim Alten. — Jener Vorfall ist bloß ein Auftritt des langen politischen Dramas, das sich in jüngster Zeit nur verwickelt, nicht entwickelt hat. — Hieran knüpft der Verf. die Darstellung des Kampfes der Aristokratie und Demokratie in Genf und der in Basel ausbrechenden Gährung, die erst durch das Einschreiten Frankreichs beseitigt werden konnte.

Das vierte Kapitel handelt von dem Bündnisse der Schweizer mit Frankreich, von dem auswärtigen Dienste seit 1715, von den Capitulationen und deren verderblichen Folgen für das gesammte Vaterland (im letzten Jahre des österreichischen Successionskrieges befanden sich über siebenzig tausend Schweizer unter den Fahnen fremder Mächte); ferner, von Collisionen und diplomatischen Verwicklungen, welche durch den fremden Dienst entstanden; endlich von dem Einfluß Frankreichs über die Schweiz.

Das fünfte Kapitel erzählt den vierzigjährigen Streit der Toggenburger mit dem Fürstbiste von St. Gallen, dessen Unterthanen sie waren. — Der Friede konnte erst im Jahre 1759, durch Dazwischenkunft Frankreichs und der Stände Zürich und Bern zu Stande kommen.

Wichtiger ist der 1749 unternommene Sturz der aristokratischen Regierung Berns. Mit dem Anfange des 18. Jahrhunderts erneuerte sich in Bern der alte Streit zwischen Bürgern und Patriciern, oder der Bürgerschaft und Oligarchie. Im Jahre 1710 verlangten mehrere Bürger in einer Denkschrift an den großen Rath Herstellung der alten, für das 18. Jahrhundert nicht mehr passenden, Verfassung; Kerker und Verbannung traf die Unzufriedenen. Als darauf im Jahre 1744 27 demokratisch gesinnte Bürger in ehrfurchtsvoller Bitte die Abschaffung großer Mißbräuche und die Herstellung alter Rechte der Bürgerschaft begehrteten, wurden die Einen auf zehn, Andere auf fünf Jahre des Landes verwiesen, noch Andere zu geringeren Strafen verurtheilt. Die Regierung, ein Muster aristokratischer Herrschaft, glaubte um so mehr ihre Macht genug befestiget, um jedem Revolutionsversuche trohen zu können, da sie unlängst, in einer Hungerstoth, durch Oeffnung des Speichers und billigen Verkauf des Kornes die Herzen der niederen Classen gewonnen hatte, und überhaupt im In- und Auslande Achtung genoß. Von Veränderungen im Staatswesen und Verbesserungen war keine Rede. Die Bürger mußten sich nach wie vor Bedrückungen jeder Art von ihren Herren gefallen lassen, die sich — mit Ausnahme Einzelner — durch Titel- und Herrschsucht, durch Reichthum, Pracht und Stolz auszeichneten, die besten Aemter ihren Söhnen, Verwandten und

Günstlingen ertheilten, niedere, wenig einträgliche Stellen aber den schlichten Bürgern bewilligten: 'Man muß den Bürgern die Federn ausreißen, damit sie nicht fliegen können,' sollen die hochherzigen Patricier öfters gesagt haben. Im J. 1755 waren nur sieben und siebenzig Familien durch die zwei hundert neun und neunzig Mitglieder des großen Rathes vertreten, und dieß sogar in einem auffallenden Misverhältnisse; denn vierzehn Geschlechter sahen hundert sieben und zwanzig der Ihrigen im hohen Rathe. Bei einem solchen Ausbeuten der Souverainität war die Aufnahme des Göttinger Professors Albrecht Haller, den die Nachwelt durch den Beinamen des Großen verewigt, in den großen Rath seiner Vaterstadt, ein geringer Ersatz. Man hat es öfters in Abrede gestellt, und dennoch scheint es urkundlich erwiesen, daß das Abzeichen der Rathsherrnwürde bisweilen verkauft, auch wohl als Heirathsgut gegeben worden.

Unter den zu fünfjähriger Verbannung verurtheilten Bittstellern von 1744 befand sich Samuel Henzi, der Sohn eines unbemittelten Pfarrers, wissenschaftlich gebildet und nicht ohne Talent. Keiner blickte so tief wie er in die Gebrechen der Regierung, die er durch offene Gewalt zu beseitigen sich entschloß. — Die Darstellung dieses Gegenstandes gehört zu den interessantesten Partien des vor uns liegenden Werkes. Die Hauptfiguren sind mit dem Talente eines Künstlers gezeichnet, der sich in der Schule eines Sallust gebildet hat.

Nach den Trauergeschichten von Bern vernahm man bald die unglückliche Empörung der Einwohner des Val Leventina oder Livinenthals. Mit Milde beherrschte Uri dieses, im 15. Jahrhundert

erworbene Thal. Eintracht herrschte zwischen Herren und Unterthanen bis ins 18. Jahrhundert. Bei einer Veranlassung, wo Uri einen begangenen Irrthum erkannte, gewährte dieser Stand den Leventinern neue Vorrechte und den Titel: 'Liebe getreue Landleute.' Sie wurden also für freie Leute anerkannt, ohne jedoch aufzuhören Uri's Unterthanen zu sein. Im Anfange des Jahres 1755 wurde im Thale die Ruhe gestört. Einige selbstsüchtige Männer, die sich Unordnungen in der Verwaltung des Waisengutes hatten zu Schulden kommen lassen, und die Uri deswegen aufforderte Rechnung abzulegen, klagten über diese 'Neuerung', leiteten das Volk irre, und lehnten es gegen Uri auf. Uri bewaffnete seine Mannschaft, zog mit derselben und eidgenössischen Hilfstruppen in das rebellische Thal und unterwarf es. Die Rädelshörer wurden gefangen. Dann begann das furchtbare Gericht über die ganze Völkerschaft. In Traido wurde das Volk aus allen Orten versammelt. Bei drei tausend Männer erschienen auf dem Platz, wo die Landgemeinde sich zu vereinigen pflegte. 'Da wurden dem Volke die verwirkten Rechtsame seiner Vorfahren, Ehren und Wehren genommen. Dann ward es verdammt, baarhüptig auf den Knien, Zeuge von der Hinrichtung seiner Häupter zu sein, und den Eid des Gehorsams an Uri zu schwören. Acht Männer des bestraften Thales gingen gefesselt, weil auf ihnen das Verbrechen der Empörung schwer lag, vor den heimkehrenden Fahnen Uri's her, und empfangen erst in Altorf den Todesstreich.'

Diese traurige Begebenheit wirkte zum Unglück des von Gott gesegneten Thales.

Das sechste Kapitel enthält die 'Organisation sociale et vie morale.' Zum Schluß

gibt der Verf. in einem Anhang (S. 563—609) bisher unedierte Briefe und andere Belege, für welche die Geschichtsfreunde ihm gewis ihren Dank zollen werden. H—y.

S t. G a l l e n ,

bei Scheitlin und Zollikofer 1844. Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838, 1839, 1840, 1841 und 1842 von F. J. von Eschudi. Ite Lieferung. XXX und 20 Seiten nebst VI Taf. Abbildungen in Folio.

Peru, ohne Zweifel eines der interessantesten Länder des westlichen Continents, wurde vom Vf. während der genannten 5 Jahre besonders in zoologischer Hinsicht untersucht. Manche wichtige Resultate seiner Forschung hat derselbe bereits in verschiedenen Zeitschriften zum Gemeingut der Wissenschaft gemacht; das vorliegende Werk wird aber nach und nach die zahlreichen Entdeckungen und Beobachtungen durch die treuesten Abbildungen erläutert zur Deffentlichkeit bringen. Der Verf. betrachtet die Organismen nicht bloß als bestimmte Formen, sondern vielmehr faßt er selbige auch in ihrem Verhältnis zur gesammten Physiognomik des Landes auf, und in dieser Hinsicht entwirft derselbe ein schönes Bild von der organischen Schöpfungskraft Südamerikas: Eine lebensvolle Kraft setzt sich (in Osten) vom atlantischen Ocean in Bewegung, mächtig rückt sie nach Westen vor, üppig schaffend steigt sie am Ostabhange der Cordilleren empor, besiegt den Kamm dieses Gebirgszuges, aber schon geschwächt wälzt sie sich über die Hochebenen und die tiefer liegenden Thäler, in denen

sie neue Kraft sammelt. Mühsam erklimmt sie den Ostabhang der Küstencordillera, deren ewig beeiste Häupter oder tobende Feuerberge ihr eine Grenze zu setzen suchen, und nur mit letzter Kraftanstrengung reißt sie sich los, windet sich den Westabhang hinunter und erstirbt an der Küste des stillen Oceans. — Von Peru ist eine bestimmt in sich abgeschlossene Fauna aus dem Grunde nicht zu erwarten, weil die Grenzen des Landes in S. den Anfang des großen bolivianischen Plateau noch umfassen, im Osten aber die Grenzen gänzlich fehlen, und die unermesslichen peruanischen Urwälder mit den brasilianischen verschmelzen. Das Klima in den Tropen zeigt bei geringer oder großer Entfernung vom Aequator unter der nämlichen topographischen Länge nur sehr geringe Temperaturabweichungen, bleibt sich sogar mit sehr schwachen Abänderungen noch bis zu 30° S. B. gleich; und dem entsprechend ist auch eine Menge von Formen aus allen Thierclassen durch den größten Theil des südlichen Amerikas in den ihnen zusagenden Regionen verbreitet, — obgleich allerdings andere Formen eine noch größere und allgemeinere Ausbreitung haben, z. B. der amerikanische Löwe bis zu den kalten Theilen Nordamerikas. Manche Formen aber, und zwar solche, deren Existenz vorzüglich durch Localitätsverhältnisse bedingt ist, wiederholen sich in andern Ländern nicht und bilden demnach die eigentliche charakteristische Fauna des Landes, und zu ihnen gehören in Peru besonders mehrere Hautflügler, Raubthiere, Nager und Didelphen. — Alle Säugethiere, deren Existenz von einer reichen Vegetation, Sümpfen, großen Flüssen und erhöhter Temperatur abhängt, finden sich nur östlich von der Binnen- oder Mittelcordillera; die aber, welche

trockne, wenn auch sterile Gegenden nöthig haben, oder die ausschließlich oder doch hauptsächlich im Meere leben, nur an der Küstenregion, während die Familien, die bei nüchternen vegetabilischer Nahrung ein kaltes Klima vertragen, auf den Hochebenen der Andes ihre Heimath haben.

Die Zahl der Quadrumanen Perus beträgt 20, welche 3 Gattungen angehören und hauptsächlich in der Waldregion (2000 — 5500' über dem Meere) sich finden; Chiropteren gibt es 5 Genera mit 17 Species, — auch besonders in der Waldregion, — Raubthiere 10 Genera mit 25 Species, in allen Regionen, (wobei merkwürdig, daß die ganze Abtheilung der Insectivora in Peru und Brasilien und wahrscheinlich in ganz Südamerika fehlt) — Beutelthiere 1 Genus (*Didelphis*) mit 7 Arten, — Nagetiere 16 Gattungen mit 23 Arten (sehr allgemein verbreitet), — Bruta 3 Gattungen mit 6 Arten, — Dickhäuter 2 Gattungen mit 4 Arten, und Wiederkäuer 2 Gattungen mit 7 Arten. Es beträgt also die Zahl der Säugethierarten 109, welche 48 Gattungen angehören, wobei jedoch die Hausäugethiere und die Cetaceen nicht mitgerechnet sind; von jenen 109 Thieren hat der Verf. 16 selbst entdeckt. — Schweine, Pferde, Rinder, Ziegen und Schafe wurden nach der Eroberung von Peru durch die Spanier eingeführt; die ersten 3 sind verwildert und zwar die Schweine besonders in der Küstenregion, Rinder in der Gejaregion (5500 — 8000' über d. M.), die Pferde in der Punaregion (11000 — 14000' über d. M.); von verwilderten Schafen und Ziegen sind dem Verf. keine Beispiele vorgekommen.

Die diesem Hefte beigegebenen Abbildungen lie-

fern 4 Chicoptere, 1 Nasua und 1 Staria, — wozu die Beschreibung aber annoch fehlt. — Das ganze Werk wird aus 12 Lieferungen, jede mit 6 Tafeln Abbildungen, bestehen, deren rasche Folge sehr wünschenswerth ist. Berthold.

B e r l i n.

Im Jahre der 4. Säcularfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst. Verlag von G. Eichler. Martin Luthers Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Mit historischen Erläuterungen, Anmerkungen und Registern, herausgegeben von Otto von Gerlach, Lic. Theol., Prediger an der S. Elisabethkirche in Berlin. Erste Abtheil. Martin Luthers reformatorische Schriften. 10 Bändchen in kl. Octav. Jedes Bändchen mit einem Bildniß von Männern der Reformationszeit, Theologen und Fürsten.

Unsere deutsche evangelische Kirche ist volle drei hundert Jahre über Luther hinaus. Das ist ihr Lebensfortschritt, den er selbst gewollt. Aber in diesem Fortschritt kann sie doch nimmer von dem Manne loskommen, auch wenn sie seinen Namen nie getragen hätte; auch der Theil nicht, der mehr von der Reformation, als dem Reformator genannt sein will. Wenn sie auch könnte, sie dürfte es nicht. Die Regel des Fortschritts, die wahre Lebenskunst der Kirche ist, je mehr sie sich von ihrem Anfang zeitlich entfernt, desto mehr auf ihn, als ihren Quellpunct, innerlich zurück zu kommen, ihn immer von Neuem zu bedenken und auszuschöpfen, die Weisungen und Weissagungen ihrer Stiftung immer besser zu verstehen und vollkommen zu er-

füllen. Dies gilt, wie von der christlichen Kirche überhaupt, so von der evangelischen insbesondere.

Hiernach ist es mehr, als Dankbarkeit, auch mehr, als historisches Interesse, daß unsere deutsche evangelische Kirche, besonders seit dem Jubeljahre 1817, das Gedächtnis des großen Reformators wiederholt erneuert hat, seine Schriften emsiger wieder studiert, neu auflegt, neu verbreitet. Aus innerem Lebenstriebe, im Fortschritt des Lebens geschieht dies Alles, und geschieht nur so auf die rechte Weise.

Zu dieser rechten Weise aber gehört, daß man Luthers Wort und Werk, seine Person und Geschichte recht versteht, d. h. im rechten Grund und Zusammenhang, das Vergangene und Vergängliche von dem Unvergänglichen und immer fort Lebendigen in ihm unterscheidet und sich so aus seinem Geiste und an demselben erbauet, kräftigt, fortbildet. Wer über ihn nicht hinaus kann, schlechthin bei ihm stehen bleibt, ist nie recht lebendig bei ihm gewesen. Wäre eben die rechte Art nur, die Kirche bei ihm festzuhalten, schlechthin an ihn zu binden, ohne sie durch ihn selbst wieder frei von ihm zu machen, so wäre er eben längst sammt seiner Kirche rein vergangen. Die Geschichte hat bereits darüber gerichtet. Man überhöre ihren ernstestn Spruch nicht, der dahin lautet, daß wer Luthers Wort und Werk ungeistig und ungeistlich gebraucht, aus dem für lange Jahrhunderte wirksamen und belebenden Reformator in grausamer Ironie ein vorübergehendes Sectenhaupt oder einen tödtenden Buchstaben-Schulmeister macht. Haben wir das nicht erfahren?

Wir müssen es an der vorliegenden Ausgabe rühmen, daß sie aus Luthers Schriften für das

evangelische deutsche Volk zwar eine Auswahl macht, aber eine vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Frühere Sammlungen der Art waren zugleich meist nur Auszüge, welche immer etwas Individuelles, Willkürliches behalten, die Freiheit des Lesers durch besondere Zwecke und Gesichtspuncte beschränken und es zu keinem rechten Verständnis, welches nur im Zusammenhange des Ganzen liegt, kommen lassen. Auch ist zu loben, daß der Herausgeber dem allgemeineren Verständnis durch historische Einleitungen und Anmerkungen zu Hilfe gekommen ist. Diese, wie derselbe bemerkt, von Andern geschrieben, entsprechen durch Kürze, Klarheit und Popularität ganz ihrem Zwecke.

Diese erste Abtheilung umfaßt die reformatorischen Schriften, anfangs, wie es scheint, auf 8 Bändchen berechnet; es sind aber 10 daraus geworden. Die Schriften sind chronologisch geordnet und in die üblichen Perioden der Reformationszeit vertheilt. Auch sind die Actenstücke der Hauptbegebenheiten aus den Briefen und Bedenken Luthers mit aufgenommen, was wir für sehr zweckmäßig halten müssen. So ist diese Abtheilung eine Art von documentierter Lebensgeschichte Luthers oder Reformationsgeschichte vom biographischen Standpuncte geworden. Man kann daraus sehen, was ein wahrer Reformator ist, was für ein hervorragender Geist dazu gehört, kein Kind des Tages, sondern ein Mann aus ganzem Stück, ein Mann der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, eben so tief gelehrt, als fromm, der die Schule kennt und die Kirche und das Volk aus dem Grunde versteht. Sapienti sat!

Der Abdruck ist, so viel wir haben sehen können, correct, aus Walchs Ausgabe gemacht.

Die Sammlung soll aus 4 Abtheilungen bestehen. Die zweite wird die exegetischen Arbeiten (das Meiste in Auszügen), die dritte Predigten Luthers, die vierte gleichsam Miscellaneen (manche der Vorreden, Auszüge aus den Tischreden, Briefe Luthers) enthalten.

Der Verleger, der auch mit seinem Herzen dabei zu sein scheint, hat zur Erleichterung der Anschaffung, angeordnet, daß jede Abtheilung und jeder einzelne Band (zu 10 Silbergroschen) gekauft werden kann.

Indem wir sonach das Werk — eben zur rechten Verbreitung und Würdigung unseres großen Reformators und deutschen Kirchenvaters (er ist der einzige durch und durch deutsche Kirchenvater) dem evangelischen Volke empfehlen, können wir nicht unterlassen, darüber zu klagen, daß wir immer noch keine, der gegenwärtigen gelehrten Theologie, ihren Bedürfnissen und Forderungen entsprechende Ausgabe von den sämtlichen Werken Luthers haben. Walchs Ausgabe genügt in keiner Art mehr. Darüber werden alle einig sein. Wir bedürfen eine kritische, diplomatische Ausgabe, von kunstgeübter Hand. Die Schweizer haben ihrem Zwingli das Ehrendenkmal einer solchen Ausgabe bereits gesetzt. Wollen die Deutschen mit ihrem Luther zurück bleiben? Dr de Wette hat einen schönen Anfang mit seiner Ausgabe der Briefe Luthers gemacht. Soll es in diesem Geschlecht dabei bleiben? Gewis nicht!

Dr Carl Eduard Förstemann in Halle gibt so eben heraus: Dr Martin Luthers Tischreden oder Colloquia so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen und seinen Tischgesellen

geführt, nach den Hauptstücken unserer christlichen Lehre zusammen getragen. Nach Murisabers erster Ausgabe, mit sorgfältiger Vergleichung sowohl der Stangwaldschen als der Selneccerschen Redaction, herausgegeben und erläutert. Erste Abtheilung, Leipz. 1844. 8. Gebauersche Buchhandlung.

Eine treffliche Ausgabe! Der Mann ist der rechte Mann, er kommt, wie gerufen, der deutschen evangelischen Kirche der Zeit zu helfen, daß sie ihre Schuld gegen den großen Namen abträgt.

Die Schrift hat einen zweiten Titel, darauf steht: Dr Martin Luthers sämtliche Schriften. XXII. Band. Also der Anfang am Ende! — Ich bin in den Buchhändleranzeigen nicht recht bewandert. Es kann sein, daß die Gesamtausgabe, worauf der Titel hinweist, bereits angekündigt ist. Aber man sollte von dem Unternehmen mehr hören und sprechen und helfend dazu thun, daß Luthers Sterbejahr nicht vergeht, ohne daß das Werk einer wahren Gesamtausgabe sicher gestellt ist. Wir wollen nicht fürchten, daß es bei jenem stillen Titel bleibt. Herr Dr Förstemann sei hierdurch gebeten, das edle Unternehmen, welches er still angekündigt, zu einem lauten Nationalwerke unserer Kirche zu machen, welcher mit solchen Werken des gelehrten Fleißes und der Pietät mehr gedient sein wird, als mit dem streitsüchtigen Stolzieren auf Luthers Namen und mit diesem und jenem Worte von ihm in den Tagesblätter.

Lücke.

L e i p z i g,

bei Ernst Geuther. Der Ultramontanismus oder

die römische Kirche und die neuere Gesellschaft. Von Edgar Quinet. Aus dem Französischen übersezt von Sigismund Eduard Pföhner. XII und 148 Seiten in Octav.

Ein Büchlein, wie die Gegenwart es liebt, geistreich und deshalb verführerisch, elegant, witzig, aber nicht immer mit besonnener Kritik abwägend. Der Verf. überstürzt sich in Reflexionen und Resultaten, aber letztere ermangeln häufig der klaren Begründung. Wie ein Blitz durchzuckt er die Vergangenheit, läßt hier und dort auf Vorsprünge und scharfe Ecken die volle Beleuchtung fallen und überspringt die bedingenden Mittelglieder. Im leichten, gewandten Spiel wirft er sich neckend, spottend, vernichtend auf den Gegner; jede rasch in seiner Seele aufsteigende Anschauung wird ebenso rasch und gewandt in Worte gekleidet. Andererseits tritt bei mehr als einer Gelegenheit die Frucht eines ernstesten historischen Studiums hervor. Scharfe Ueberblicke, in denen Oberflächlichkeit mit Tiefe wechselt, viel Declamation und viel Wahrheit. Daß Frankreich unbedingt als Mittelpunkt aller kirchlichen und politischen Gestalten in dem Staatenleben Europas hingestellt wird, überrascht weniger, als daß Göthe 'die zauberische Gabe, den Volksmassen Leben und Feuer mitzutheilen' von Voltaire erlernt haben soll und Lord Byron nur als Schüler Rousseaus aufgefaßt wird.

Diese wenigen Worte werden genügen die Aufmerksamkeit des Publicums auf diese Abhandlung Quinets hinzulenken, welche auf musterhafte Weise ins Deutsche übertragen vor uns liegt. Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

92. Stück.

Den 9. Junius 1845.

G ö t t i n g e n .

Die im November 1841 mit 63 Präparaten begründete pathologische Sammlung zählt jetzt 954 Nummern, nämlich:

- 345 Präparate in Weingeist,
- 138 getrocknete Präparate,
- 357 Concremente und Aehnliches,
- 12 Nachbildungen in Wachs, Gyps &c. und
- 102 Zeichnungen, Kupferstiche u. dgl.

Sie verdankt diese rasche Zunahme hauptsächlich den Pathologicis, welche sich früher im Königl. Museum, im Blumenbach'schen und im Oslander'schen Cabineten befanden und ihr einverleibt wurden; doch erhielt sie auch zahlreiche Beiträge von den Sectionen, die an meiner Klinik vorkamen, und durch die Güte naher und ferner Collegen, der Hrn DD. Spangenberg, Kaufmann, Hausmann, Wöhler, Berthold, Ruete, Vogel, v. Siebold, B. Langenbeck, Häser, Broers, Gercke, Münchmeyer B. u. S., Lünemann, Krämer, Staub, Fäsebeck, Hennecke, Rincke, Wiechers, Lohmann, Brandes,

Harnier, Döbner, Döring, Heins, Bloedau, Rosenstein u. s. w. Die mit diesen Namen bezeichneten Geschenke machen nicht den kleinsten und uninteressantesten Theil unserer Sammlung aus, und indem ich den freundlichen Gebern im Namen des mir anvertrauten Institutes öffentlich Dank sage, hoffe ich, daß ihr Beispiel unter den zahlreichen Schülern der Georgia Augusta noch recht viele Nachahmer finden werde.

Die Sammlung füllt gegenwärtig 8 Schränke. Sie ist genau katalogisirt und geordnet. Der Zugangskatalog enthält die Krankheitsgeschichten der Individuen, von welchen die Präparate stammen, oder was sonst von Notizen über dieselben aufzufinden war. Es steht das Cabinet den Studierenden auf Verlangen offen und wird sowohl von Herrn Professor Vogel für seine Vorlesungen über pathologische Anatomie, als von mir zur Erläuterung meiner Collegien benutzt: obgleich es noch im Entstehen begriffen ist und sich nicht mit den reichen Sammlungen anderer Hochschulen messen kann, enthält es doch schon zahlreiche instructive und manche seltene Exemplare und hat dem Unterrichte bereits wesentliche Dienste geleistet.

Der Realkatalog bringt die 954 Präparate, von denen 709 vom Menschen, 234 von Thieren und 11 von Pflanzen kommen, in 16 Abtheilungen.

Die erste derselben (A) umfaßt kranke Knochen (101 Nummern). Es befinden sich unter ihnen mehrere schöne hydrocephalische Schädel, Köpfe mit Hieb- und Schußwunden, Beispiele von Caries des Schädels, der Gesichtsknochen, der Gelenke u. s. w., Exemplare von Hyperostose, Rhachitis, Osteomalacie und Necrose, verschiedene Mißbildungen des Sternum, gut und schlecht geheilte Knochenbrüche 2c. 2c. Besonders interessant sind

aber eine große Exostose des Stirnbeins, welche über 2 Pfd. wiegt, von J. P. Frank dem hiesigen Museum geschenkt und von Kömhild (Diss. inaug. Gött. 1800) beschrieben wurde, eine eigenthümliche durch Favus hervor gebrachte Porosität der äußeren Tafel des Osis parietalis, welche ich von Prof. Broers in Leyden erhielt, und eine Zerstörung der obersten Halswirbel von einem 15jährigen scrophulösen Mädchen, durch welche der Processus odontoideus ins Foramen magnum drang und durch Compression der Medulla oblongata tödtete. Beachtenswerth ist auch die Sammlung von kranken Zähnen, welche größtentheils aus Osianders Cabinet übernommen, unter 19 Nummern über 400 Stück enthält. Von der großen Hyperostosis capitis, welche in Darmstadt aufbewahrt wird, ist ein Gypsabdruck vorhanden.

Die zweite Abtheilung (B) enthält krankhafte Veränderungen des Nervensystems und der Sinneswerkzeuge (30). Die meisten der hieher gehörigen Präparate gehen das Gehirn an: wir besitzen Exemplare vollkommener Acephalie, der Hemicephalie und des Gehirnbruchs, 2 Gehirne hydrocephalischer Kinder, Beispiele von Apoplexia sanguinea, Meningitis, Tuberkeln und Skirrhcn des Gehirn's, Verkücherungen der dura mater von beträchtlichem Umfange, Echinococccn an der Arachnoidea eines alten Mannes, Cysticerken im Gehirne eines Hundes u. s. f. Dagegen fehlen der Sammlung fast alle pathologischen Anomalien der Medulla (2 spinae bifidae sind aufgestellt) und der peripherischen Nerven und Ganglien: auch ist sie arm an kranken Sinnesorganen. Wir besitzen zwar durch die Güte des Hn Prof. Berthold die große schalenförmige Verkücherung aus dem Auge, welche Haller (Opuscula patholog.

obs. 65) als officirierte Retina beschrieb, und Hr Prof. Häser in Jena hat uns mit einem melanotischen Krebse des Auges beschenkt: allein außer diesen beiden Cabinetstücken haben wir nur noch einige kataraktöse Linsen, das Auge eines mondblindens Pferdes, Gehörknöchelchen, die einem an Scharlach leidenden Kinde ausgeitert, und dgl., im Ganzen 6 Nummern.

Reicher ist die dritte Classe (C) mit Präparaten des Gefäßsystems (39) ausgestattet. Fast alle Herzkrankheiten sind repräsentiert, Hypertrophie und Atrophie, Erweiterung und Verengerung, Cor villosum und Verwachsung des Herzbeutels, Cardiorrhesis, Verdickung und Verknochnerung der Klappen, Herzpolypen u. s. w. Besonders bemerkenswerth ist das Herz eines 6jährigen Knaben mit offenem Foramen ovale und einer dem Finger zugängigen Perforation des Sept. ventriculorum, bei welchem dessenungeachtet die Erscheinungen der Blausucht erst 2 Jahre nach der Geburt eintraten, und jenes einer 43jährigen, von Hrn Dr Hennecke zu Goslar behandelten Frau, in dessen beiden Hälften sich durch chronische Endocarditis 12 eitergefüllte Kysten von der Größe der Kirschkerne bis zu der einer Wallnuß zwischen den Trabeculis carnis gebildet haben: Patientin starb hydropisch. Hierzu kommen noch 3 große Aneurysmen der Aorta (2 von Hrn Prof. Ruete), ein offener Ductus Botalli, eine abnorm (aus der Aorta) entspringende Art. thyreoidea inferior, durch plastisches Exsudat verschlossene Subclavia, zahlreiche Ossificationen manigfacher Schlagadern, Producte der Phlebitis u. s. f.

Von den Krankheiten der Stimm- und Athmungsorgane, welche die vierte Abtheilung (D) bilden, (40) sind namentlich die des

Kehlkopfes gut vertreten. Eine Reihe von 10 Präparaten gibt einen Ueberblick der verschiedenen Grade des Croup; es finden sich einfache, tuberculöse, typhöse und krebshafte Kehlkopfgeschwüre, eine Laryngostenose (*Oedema glottidis chronicum*), Narben im Larynx und der Trachea nach syphilitischen Exulcerationen, Verkücherungen der Knorpel in verschiedenen Graden, die Luftwege eines Mannes, der sich die Kehle abschnitt, und dgl. mehr. Minder zahlreich sind die krankhaften Veränderungen der Bronchien, doch haben wir ein ausgezeichnetes Beispiel sackförmiger Erweiterung, schöne baumförmige Pseudoplasma, welche ein 50jähriger Mann Monate lang von Zeit zu Zeit expectorierte, und die Bronchien eines Widders mit *Strongylus filaria*. Entzündung, Emphysem, Tuberculose und Melanose sind die Krankheitsvorgänge, welche uns Lungenpräparate geliefert haben, und hiezu kommen noch eine Verkücherung der Pleura und zwei Kröpfe mit großen Colloidmassen.

Die fünfte Classe (E), pathische Anomalien der Verdauungsorgane enthaltend, zählt viele Nummern (77). Maligne, pilzhaltige Aphthen der Mundhöhle, eine Pseudomembran im Oesophagus eines Typhösen, welche ebenfalls aus Fadenpilzen besteht, ein Skirrhus und eine Gangrän der Speiseröhre sind die interessanteren Veränderungen im Anfange des Dauungskanals: es hat die Sammlung 7 Exemplare von Magenkrebs, 5 von perforierenden Geschwüren dieses Organs, deren eines Verwachsung des Fundus ventriculi mit der Rippenwand und Erweichung der Rippenknorpel durch die Dauungssäfte bedingt hatte, eine große Federgeschwulst vom Magen einer Gans, Magentuberkeln u. s. w.; vom Darne sind Stücke mit Di-

vertikeln, Invaginationen und Verschlingungen, Verwachsungen durch plastische Exsudate, Hypertrophien, typhöse, tuberculöse und krebssige Entartungen, schöne Alveolarkrebse, Bandwürmer noch im Darne gelagert, eine Perforation durch Erweichung u. s. w. aufgestellt; von der Leber finden sich fettige Degeneration und Cirrhose, Markschwämme, Skirrhien und Schinococcenkyste, eine Nähnadel im Parenchyme, mit Gallensteinen gefüllte Gallenblasen u. dgl., von der Milz ungewöhnliche Spaltung, Tuberkeln und Geschwüre, von den meseraischen Drüsen tuberculöse und markschwammige Entartung und Verkalkung, vom Peritoneum Faserstoffersudate, Hydatiden und Krebse. Nur an den Speicheldrüsen und dem Pankreas haben wir, so lange die Sammlung besteht, keine krankhafte Veränderung gefunden, welche des Aufbewahrens werth gewesen wäre, und auch von Auswärts hat man uns nichts auf diese Gebilde Bezügliches zugesandt.

Arm ist das Cabinet an Präparaten von den männlichen Geschlechtstheilen (F). Zwei Missbildungen des Penis von neugeborenen Kindern, eine Phimosis, ein Cryptorchismus, ein Scirrhus der Vorhaut, ein Markschwamm und eine Vereiterung des Hodens und eine Hypertrophie der Prostata (im Ganzen 8 Nummern) sind Alles, was es besitzt.

In der siebenten Abtheilung (G) hingegen, aus den weiblichen Genitalien, befinden sich eine menschliche und zwei thierische Extrauterin-schwangerschaften, ein Hydrops und ein Scirrhus ovarii, eine schöne, aus 7 Präparaten bestehende Suite von Haar-, Zahn- und Knochenbildungen in den Eierstöcken, eine Hypertrophie, eine Verschwärung und mehrere Polypen, Fibroide, Blasen-

molen u. s. w. des Uterus, ein Scirrhus mammae vom Menschen, ein anderer vom Hunde &c. Die Schürze einer jungen Hottentottin und eine große Blutgeschwulst der rechten Nympe sind in Wachs nachgebildet. Wir zählen im Ganzen 27 Nummern.

Von den Harnwerkzeugen (H) ist unter andern (22) eine Verschmelzung beider Nieren von einem Kinde, sind Markschwämme, Tuberkeln, Steine, Erweiterungen, Hydatiden u. s. f. in den Nieren, ein offener Urachus von einem jungen Manne, eine Hypertrophia vesicae, eine Blase mit eingekysteten Steinen u. dgl. aufgestellt.

Die neunte Abtheilung (I), Veränderungen im Bewegungsapparate (17) enthaltend, zeigt mehrere überzählige Finger und Zehen von Menschen und Thieren, einen spontan abgefallenen Arm eines Kindes, eine durch Gangraena senilis losgestoßene Zehe, ein schönes Enchondrom der Hand u. dgl. mehr. Beachtenswerth sind die großen Massen in Adipocire verwandelter Muskelsubstanz, welche wir besitzen, namentlich der Oberschenkel einer in einem See bei Sezierzany in Polhynien gefundenen Leiche.

Ziemlich zahlreiche Präparate (44) haben uns die Haut und ihre Unhänge (K) geliefert. Wir besitzen Feuermale, Warzen, Leichdornen, Schwielen, Condylome, Scirrhomata, eine Reihe großer durch Desquamation abgetrennter Epidermisstücke, Hornschuppen der Ichthyosis cornea von Fr. Kroone, tatowierte Hautstücke, hypertrophische und sonst veränderte Nägel, Haare von Albinos u. s. f. und haben von Hrn Inspector Heinemann in Braunschweig 6 ausgezeichnet schön gearbeitete Nachbildungen verschiedener Hautaus-

schläge in Wachs. Besonders reich ist die Sammlung aber an Weichselzöpfen und an abnormen Hornbildungen. Von ersteren besitzt sie 3 ganze Exemplare und zwei Fragmente, von welchen ich eines der Dorothea Stielkraut aus Kups abschchnitt, die von Steinkühl (Würzburg 1817) beschrieben und abgebildet wurde: von letzteren aber sind 4 von Menschen, 1 vom Ohre eines Hundes und 1 am Kopfe einer Ente vorhanden. Das Größte unter den menschlichen Hörnern, welches Blumenbach 1821 von Prof. Günther in Duisburg erhielt, stammt von einer 73jährigen Frau, der es in ihrem 33sten Jahre nach der Exstirpation einer Balggeschwulst in 22 Monaten wuchs: es ist gegen 8" lang, spiralförmig gewunden und an der Basis $\frac{3}{4}$ " dick. Das zweite Horn (gleichfalls aus Blumenbach's Sammlung) trug Anna Stubenhofer im Odenwalde. Es ist $2\frac{1}{2}$ " lang und 1" dick. Die Kranke hat 5 solcher Hörner producirt, indem sie von Jahr zu Jahr abwarf. Kleiner sind die beiden andern Hornauswüchse von Menschen, welche das Cabinet von Herrn Leibmedicus Dr Spangenberg zum Geschenke erhielt, und von denen der eine einer 40jährigen Köchin, der andere einem 73jährigen Prediger hinweggenommen wurde. Das Hörnchen vom Ohre eines Hundes zu Diekmarden bei Göttingen ist nur 11" lang, aber sehr zierlich gewunden, während der Auswuchs an der linken Seite eines Entenschädels, welchen Blumenbach 1821 von Pattensen, wo das Thier lebte, erhielt, über 1" lang, gerade, weiß von Farbe und verhältnismäßig ziemlich dick ist.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

93. 94. Stück.

Den 12. Junius 1845.

G ö t t i n g e n

Schluß des Berichtes über die pathologische Sammlung.

Die elfte Abtheilung (L) bilden die Entozoen, deren wir 57, 25 von Menschen und 32 von Thieren, aufbewahren. Wir verdanken namentlich Hn Dr Lünemann viele derselben. Unter denen vom Menschen befinden sich außer den gewöhnlichen *Cysticerci cellulosa*, *Echinococci* der Leber und des Gehirns und (durch Hrn Prof. G. v. Siebold) *Trichina spiralis*; unter denen der Thiere stehen Repräsentanten aller Familien und der verschiedensten Gattungen. Wir bewahren auch eine junge Blindschleiche und einen *Julus terrestris*, von denen nach glaubhaften Zeugnissen erstere einem Kinde nach manigfachen Beschwerden durch den Stuhl abging und letzterer nebst vielen andern von einer Frau zu Wehlar ausgebrochen wurde. Sie stammen beide aus dem Cabinet Dsianders.

Die zwölfte Abtheilung (M) umfaßt Concremente und fremde Körper und zählt 321

Nummern, 249 von Menschen und 72 von Thieren. Unter den Concretionen befinden sich 10 aus dem Gehirne, in spec. der Glandula pinealis, 1 (eine versteinerte Linse) aus den Sinneswerkzeugen, 10 aus dem Gefäßsysteme, vorzüglich Venensteine, 22 aus den Athmungswerkzeugen, 30 (2 menschliche und 28 Darmsteine und Haarbällen von Thieren) aus dem Tractus intestinalis, 19 aus den Drüsen der Ghylopoese (7 Speichelsteine, 2 aus dem Pancreas, 4 aus der Milz etc.), 96 Gallensteine, 106 Harnsteine, 4 aus den männlichen und 3 aus den weiblichen Genitalien und 10 (Steine und Krusten) aus der Haut. Von den meisten Steinen hat Hr Prof. Vogel die chemische Zusammensetzung bestimmt, und in dieser Hinsicht am seltensten ist wohl eine große Concretion aus Lithofellinsäure, die in einer Apotheke unter den Bezoards gefunden, wahrscheinlich aus dem Darne eines Thieres stammt. Harnsteine aus Xanthin oder Cystin haben wir nicht. Dagegen findet sich manches durch seinen Ursprung oder sein Volumen ausgezeichnete Concrement. So haben wir einen Gallenstein vom Elephanten, Harnsteine vom Hasen, der Maus und dem Huhne, echte Gemsbälle und Bezoards, Pancreassteine vom Schweine, einen Speichelstein, ein Herzbeutelconcrement und mehrere Concretionen aus den Lufsfäcken vom Pferde u. dgl. mehr, und unter den Steinen, welche von Menschen stammen, sind vorzüglich ein Gallenstein, ein Nierenstein und ein Speichelstein durch ihre Größe bemerkenswerth. Der erste, nicht in der Gallenblase, sondern im vereiterten Leberparenchyme eines 56jährigen Mannes gefunden, hat den Umfang eines großen Apfels und wiegt 3 Unzen, $6\frac{1}{2}$ Drachmen: der zweite, von der Größe und Gestalt der Niere, aus Harn-

säure bestehend und von einem Manne stammend, ist über 9 Unzen schwer, und der dritte, 15''' lang und 4½''' im Querdurchmesser haltend, wurde aus dem Ductus Whartonianus einer Frau geschnitten. Verhältnißmäßig groß sind aber auch die 20 Hautsteine, welche Hofrath Richter aus verschiedenen Körpertheilen eines gichtkranken Grafen nahm, die 6 Prostatasteine, welche Hr Leibmedicus Spangenberg in der skirrhösen Vorsteherdrüse eines mehr als 70jährigen Mannes fand, die 3 Harnsteine aus dem Prolapsus vaginae einer 46jährigen Frau (Stöller, Beobachtungen und Erfahrungen. Gotha. 8. 1777. 2te Beob. u. 1 Taf.), die Vorhautsteine, welche 20 an der Zahl einem Knaben ausgezogen wurden u. s. w. Besonderes Interesse bekommen aber viele unserer Concretionen noch durch die Krankheits- oder Operationsgeschichten, welche wir zu denselben besitzen. Wir haben 13 Harn- und 11 Gallensteine, die (manche auf sehr ungewöhnlichen Wegen) spontan abgegangen sind, und unter den letzteren mehrere von 2 — 6 Drachmen Schwere, z. B. den, welchen Meier in seinem Programme an Zimmermann (Hann. 1768) beschrieb und abbildete, und einen noch größeren von der Gestalt und dem Umfange einer großen Pflaume, welcher 1774 einer 75jährigen Frau zu Hoya kurz vor ihrem Tode abging und den R. A. Vogel damals von Dr Hansen, der die Frau behandelt hatte, erhielt. Von 14 unserer Blasensteine aber wissen wir, daß sie durch den Steinschnitt, von einem, daß er durch die Lithotritie zu Tage gefördert worden, wann und von wem sie ausgezogen wurden, und welches der Erfolg der Operation gewesen. Den Concrementen reihen sich Proben von Zucker aus dem Harn dreier Diabeteskranker, Cholestearin aus Gallensteinen und aus

der Flüssigkeit einer Ovariumswassersucht, mehrere ungewöhnliche Harnsedimente und dgl. an. Von fremden im menschlichen oder thierischen Organismus gefundenen Körpern sind außer verschiedenen im Tractus vorgekommenen Kirsch- und Pflaumenkernen, Nadeln, Metallstücken u. s. f. eine Nähnadel aus dem Herzen einer Kuh, ein Grashalm aus der Glandula submaxillaris eines jungen Menschen, der Draht eines Hosenträgers aus einer tödtlichen Schußwunde der Lunge u. dgl. aufbewahrt.

Die dreizehnte Rubrik führt die Ueberschrift *Microscopica* (N), enthält aber bis jetzt nur drei Nummern, mehrere Exemplare von Favuspilzen, Fadenpilze aus Aphthen und 2 Krähmilben. Hr Prof. Vogel hat zwar in der letzten Zeit noch mehrere andere pathologische Objecte für das Mikroskop zugerichtet: wir wollen sie aber der Sammlung nicht eher einverleiben, als bis wir überzeugt sind, daß sie sich conservieren lassen.

In der vierzehnten Abtheilung (O) stehen thierische Mißbildungen (55), theils aus Blumenbachs und Oslanders Cabinet, theils aus dem Königl. Museum an die pathologische Sammlung übergegangen. Zahlreiche Doppelmisgeburten und selbst verwachsene Drillinge (vom Schweine), viele Monophthalmien, Gaumenspalten, Beispiele von fehlenden Augen, Unterkiefern, Extremitäten, ein Lammskopf mit 4 Ohren, ein Schweinchen mit doppelter Mantibula und 2 Zungen, 3- und 4beinige Hühner, Enten und Gänse, von denen eine mit doppelter Kloake, ein 6beiniges Ferkel u. s. w. sind hier aufgestellt.

Die Abnormitäten aus dem Pflanzenreiche (II), welche die fünfzehnte Abtheilung (P) bilden und sämmtlich von Oslander gesammelt

wurden, sind größtentheils Zwillingss- und Drillingssfrüchte: doch befinden sich auch einige Rosenkönige und wunderbar gestaltete Spargeln unter denselben.

Die letzte Abtheilung (Q) endlich umfaßt Zeichnungen und Kupferstiche (102). Die Handzeichnungen machen etwa $\frac{3}{4}$ des Ganzen aus. 20 derselben stellen krankhafte Veränderungen des Nervensystems, 3 der Sinnesorgane, 7 des Gefäßsystems, 3 der Respirationsorgane, 12 der Verdauungswerkzeuge, 6 der männlichen Genitalien, 7 des Harnsystems, 16 des Bewegungsapparates, 14 der Haut, 11 thierische Mißgeburten u. s. w. vor. 69 von ihnen, meistens menschliche oder thierische Deformitäten darstellend, befanden sich in Blumenbachs Sammlung; 33 sind neu hinzugekommen. Die Mehrzahl der letzteren wurde von den Herren Prof. B. Langenbeck und Vogel oder einzelnen meiner Zuhörer nach der Natur gezeichnet und gemahlt; nur wenige sind Copien oder Lithographien.

Es wird, wie ich hoffe, aus dieser gedrängten Zusammenstellung hervor gehen, daß für dieses jüngste der Universitätsinstitute geschehen ist, was in der kurzen Frist von $3\frac{1}{2}$ Jahren und ohne ein größeres Krankenhaus möglich war. Möchten die zahlreichen Lücken unserer Sammlung recht viele Collegen veranlassen, mich in dem Bestreben zu unterstützen, dieselbe unserer Universität immer würdiger und dem Unterrichte immer ersprießlicher zu machen.

Göttingen, am 1sten Junius 1845.

Fuchs.

L e m g o und D e t m o l d.

1843. Kritische Beleuchtung des Neuesten im

Forst- und Jagd-Wesen und in der Forstwissenschaft. Eine Zeitschrift in jährlichen Heften von J. C. L. Schulke. Erstes Heft. 144 S. in Octav.

Hr J. C. L. Schulke (in seinen früheren Schriften bezeichnete er sich als Forstsecretär) ist ein eifriger Schriftsteller, ein warmer Freund der Wälder! Von seinen größeren Werken ist seine Wald-erziehungslehre zc. im 170 und 171 u. f. Stücken des Jahrg. 1839, und sein Lehrbuch der Forstwissenschaft zc. im 78 u. f. Stücken des Jahrg. 1841 dieser Blätter ausführlich angezeigt und beurtheilt worden. Außerdem hat er in verschiedenen Zeitschriften, im Braunschweigischen Magazin, in Pölik's Neuen Jahrbüchern zc., in Behlens Forst- und Jagdzeitung, mehrere kleinere Aufsätze forst- und staatswirthschaftlichen Inhalts, z. B. Ueber die nachtheiligen Folgen der zu geringen Benutzung eines Forstes (Br. Magaz. 1835. St. 10—11); Der gegenwärtige Waldzustand Deutschlands und was dieserhalb Noth thut; Ueber die Abschätzung der Gebäude bei Feuerversicherungs-Anstalten und die dabei auf Bauholzberechtigung zu nehmenden Rücksichten; Der Selbsthieb in den Gemeindewaldungen (Pölk. N. Jahrb. 1841 u. 1842) u. s. w. einrücken lassen und bei der Versammlung der Naturforscher und Aerzte in Braunschweig Reden über forstwissenschaftliche Gegenstände gehalten. Gegenwärtig kündigt er uns eine Forstverwaltungs- und Geschäftskunde an; und da er in der vorliegenden Zeitschrift erklärt: die Feder nicht eher niederlegen zu wollen, bis seine Lehren Eingang gefunden haben; so haben wir allerdings noch Vieles von ihm zu erwarten.

Die Schriften des Hrn Verfs athmen sämmtlich eine warme Liebe für die Wälder und für das Wohl Deutschlands! — Er will die Wälder in einen

blühenden Zustand durch Anbau und richtige Behandlung versetzt sehen, damit die Einwohner nicht durch (immer noch steigende) Holzpreise gedrückt werden; er will ein tüchtiges Personal heranbilden, das im Stande ist, den Anforderungen der Zeit und der Wälder zu genügen; er ruft 'Feuer! Feuer!' weil es ihm dünkt, daß die deutschen Wälder dem Ruine und die Staats-Einwohner damit großem Unglücke entgegen gehen, indem die Ansprüche an die Wälder immer größer würden, ihre Behandlung jedoch sich immer mangelhafter zeige, inzwischen aber das Wohl und Weh der Staats-Einwohner auf das Innigste mit dem Zustande der Wälder verknüpft sei. — Noth thue es daher diesem Zustande ein Ende zu machen; und das will der Hr Bf. durch die angeführten, in diesen Blättern angezeigten Schriften!

In wie ferne ihm dies gelungen, in wie weit seine Befürchtungen gegründet, sind wir bemüht gewesen in den Anzeigen seiner reformatorischen Schriften, unparteiisch, auseinander zu setzen; wir dürfen uns darauf, als auf ein *fait accompli*, beziehen und wiederholen hier sehr gern, daß unter den Ideen und Vorschlägen des Hn Berfs sehr viel Wahres, aber auch sehr Viel enthalten ist, was erst noch weiter geprüft und durch die Erfahrung bestätigt werden muß. Dahin gehört insbesondere seine Walderziehungslehre und in dieser seine Lehre von Erziehung der Büchen im freien Stande! Diese Lehre vibriert, wie ein lebendes Element durch alle seine Vorschläge und Ansichten; sie ist der Cardinal-Punct seines ganzen forstwissenschaftlichen Systems; an denselben reihet sich Alles (Forsteinrichtung, Forstabschätzung &c.) in größeren oder kleineren Abständen, an; gibt man ihm diesen unbedingt zu, so muß man ihm auch die meisten sei-

ner übrigen Vorschläge zugeben; man stellt mit ihm die Lehre von Erziehung der Büchen = Hochwälder auf den Kopf und gelangt zu einem Waldbenutzungs = System, das auf Flächeneintheilung begründet, mit einer Regelmäßigkeit sich abwickelt, die nichts zu wünschen übrig läßt.

Aber die verstockte Forstwelt, die Leute, die am 'alten Schlendrian' kleben, die 'abgelebten Greise' aus dem 'vorigen Jahrhunderte' wollen immer noch nicht recht auf die neue Lehre hören; sie mögen sich mit ihrer bisherigen Erfahrung nicht 'auf das Freie' begeben; und während Natur der Wissenschaft und bittere Erfahrungen die größtmöglichste Einfachheit in technischen und administrativen Einrichtungen dringend heischen, verlieren andere sich in künstlichen Theorien und unhaltbaren Betriebs- und Abgaben = Vorschlägen!

Da ist nun unser Hr Vf. auf ein anderes Mittel, sich Gehör zu verschaffen, gefallen: auf die Stimme einer ewig wiederkehrenden Zeitschrift, die mit kritischem Tone ruft, was ist, was sein sollte und was sein wird im Forstwesen!

In der Adresse an den Leser sagt der Hr Vf., was er eigentlich kritisch, aus dem Standpunkte der Forstpolizei und der Forstverwaltung, beleuchten wolle, nämlich: 'das überhaupt, sowohl in den Journalen, als in systematischen selbständigen Werken, vom Forst = und Jagdwesen erscheinende Neue, in so weit es wirklich von Einfluß, entweder nützlich oder schädlich ist;' 'die Jagd reihet er mit unter, weil ... die Zeitbegebenheiten (?) in Betreff des Verhältnisses der Jagd zum allgemeinen Culturzustande es erfordern.' 'Der ganze Schwall der sonstigen Ueberkommnisse aus der alten Zeit, als: Forsthöheit, Forstregal, Forsteiligkeit (?), Jagdregal, Communal = Forstverwaltung, Beförderung der Pri-

vatforsten, Forstrecht, Jagdrecht und wie sie sonst den Namen haben, sind (ist) theils schon ins Meer der Zeit versunken (das wäre schlimm!!), theils aber fallen die Ueberreste davon, aus dem Gesichtspuncte des Hn Verfs angesehen, gänzlich hinweg.'

Da haben wir also das Feld für die kritische Laterne des Hrn Verfs, es ist nicht eine Beleuchtung en gros, sondern eine Beleuchtung en détail; nicht ganze Zweige der Forst- und Jagdwissenschaft, nicht neu erschienene ganze Werke, die diesen oder jenen Gegenstand besonders und in seinem ganzen Umfange abhandeln, sollen, wie das eigentlich bei kritischen Zeitschriften voraus gesetzt wird, hier ihre Beurtheilung finden, sondern nur einzelne, gleichsam zur Tagesordnung gehörende Materien, *themata disputationis*; Fragen, die bei Versammlungen deutscher Land- und Forstwirthe zur erfreulichen allgemeinen Theilnahme aufgeworfen werden u. s. w.

Das kann allerdings auch seinen Nutzen haben und die Wissenschaft und ihre practische Anwendung fördern. Auch werden wir gleich sehen, wie der Hr Vf. sich seines Vorwurfs entledigt, und uns dann ein Urtheil erlauben.

In den hierauf als Einleitung folgenden 'Bemerkungen über die Forstwissenschaft und das Forstwesen, ihr Entstehen und ihre Fortbildung' gibt der Hr Verf. eine, allerdings nur höchst unvollständige Geschichte des Entstehens und Ausbildens der Forstwissenschaft zc. — Stahls Forstmagazin (1763) und insbesondere aber der 'große', 'geniale' Georg Ludwig Hartig und späterhin der 'große' Cotta sind die wahren Schöpfer der Forstwissenschaft; alle Uebrigen, zum Theil Genannten, haben früher nur Bausteine zusammen getragen oder später das errichtete Gebäude nur

ausgeschmückt. — Wir verkennen die Verdienste der genannten Männer um die Forstwissenschaft und um das Forstwesen überhaupt keinesweges; im Gegentheile sind wir eben so davon durchdrungen wie der Hr Vf. Aber wir können nicht umhin ihre Bezeichnung als 'große' Männer mindestens für sprachwidrig zu halten. Das Beiwort der Größe pflegt man wohl Königen, Feldherrn oder Anführern, zu Zeiten auch wohl Staats-Ministern, mit einem Worte, Männern beizulegen, die sich durch Heldenmuth, große Willenskraft zc. auszeichnen und sich um Staat, Staatserhaltung zc. durch ihre besondere Persönlichkeit verdient gemacht haben. Aber bei Gelehrten, am allerwenigsten bei harmlosen Forstleuten ist dieser Ausdruck nicht gewöhnlich; man spricht wohl von großen Astronomen, großen Chemikern zc., aber eben nicht von einem großen Kepler oder von einem großen Lavoisier zc., die Wissenschaft eigentlich ist es, die hier den Charakter der Größe verleiht!

Der Verf. geht sodann zu den Ursachen über, die, nachdem die Wissenschaft durch die genannten Heroen so außerordentlich in die Höhe gehoben worden, einen Stillstand in ihrer fortschreitenden Ausbildung herbei geführt haben. Er führt deren neun verschiedene an, von denen wir nur ein Paar, als charakteristisch heraus heben wollen, nämlich: 1) die geistige Erschlaffung, die immer nach einer so großen Anstrengung einzutreten pflege, und 2) die übermäßige Cultur der Hilfswissenschaften bei Vernachlässigung der eigentlichen reinen Forstwissenschaft! Wirft man indessen einen Blick auf die Meßkataloge oder auch nur auf die von Hrn Th. Hartig gegebene Uebersicht von dem Fortschritte der Forstwissenschaft; so kann man sich von jener Art von geistiger Erschlaffung nicht recht überzeugen;

im Gegentheil möchte man wünschen, daß die Federrührigkeit der Forstmänner minder groß wäre und sie sich mehr mit dem Anbaue der Wälder, als mit dem vermeintlichen Anbaue der Wissenschaft beschäftigten; auf der einen Seite wäre dann öfter nicht viel verloren, auf der andern aber gewis viel gewonnen!

Was inzwischen die angeklagte Richtung der Thätigkeit der Forstschriftsteller nach den s. g. Hilfswissenschaften hin, betrifft, so kann der Vf. darin Recht haben; auch wir haben diese Richtung öfter bemerkt und zur Sprache gebracht. Allein sie liegt in der Natur der Forstwissenschaft an und für sich selbst. Ihr eigenthümliches Feld ist bald ausgebauet (oder kann wenigstens bald ausgebauet werden); die Männer, die sich mit der Schöpfung einer neuen Wissenschaft, begründet auf Erscheinungen an Wäldern und Bäumen, beschäftigten, mußten bald gewahr werden, daß sie mit diesen Erscheinungen nicht weit reichten; sie verliefen sich daher in die mancherlei Nebenwissenschaften, die nothwendig mit organischen, massenhaften zc. Gegenständen verbunden werden müssen, wenn man sie erklären oder begreifen zc. will; und so ist es ihnen denn gelungen unter unseren Augen ein wissenschaftliches Gebäude aufzurichten, was an Umfang manchen anderen gleich kommen, an reinwissenschaftlicher Basis aber von den meisten übertroffen werden möchte; was in Deutschland mindestens in zwanzig Hörsälen expliciert wird und was nach unserem Hrn Vf. 'für Deutschland, wo das Forstwesen unstreitig einen der ersten Ränge unter den verschiedenen Branchen des Staatshaushalts einnimmt, eine erhabene, höchst werthvolle Disciplin ist.'

Ob dies Gebäude, wissenschaftlich und practisch

d. h. in seiner Anwendung auf die Verwaltung der Forsten, sich wird halten können, ob es nicht zusammen fallen und in naturgemäßer Form wiederum werde aufgeführt werden? ist eine andere Frage, die wir der Zeit in Entwicklung an Wissenschaft und Praxis, überlassen müssen. Daß aber mit diesem enormen Umbau der Nebenwissenschaften eine absolute Vernachlässigung der reinen Forstwissenschaft, wie unser Hr Verf. meint, verbunden sei, können wir demselben nicht zugeben, obwohl es demselben nicht gefällig gewesen ist, uns zu sagen: was er denn eigentlich unter reiner Forstwissenschaft verstehe und wo er ihre Quellen und Grenzen finde? denn ihm muß es bekannt genug sein, von wie vielen Seiten her Waldanbau, Waldbetrieb, Waldbenutzung, Waldabschätzung und Würdigung ic. unaufhörlich empfohlen und gelehrt werden; in der That, an Propheten fehlt es nicht, wollten die verstockten Waldleute nur hören!

Unser Hr Vf. aber ist, wie gesagt, anderer Meinung; und das hat, wie wir glauben, seine sehr guten Gründe!

Die obangezogenen Werke desselben, obwohl sie in dem Sinne der reinen Forstwissenschaft und in der Absicht geschrieben worden sind, die Wissenschaft und ihre practische Anwendung vorwärts zu bringen, haben vor dem Forum der Kritik und der practischen Forstmänner nicht die allgemeine Anerkennung gefunden, die der Hr Vf. davon erwartete: Widersprüche und Zweifel, auf Theorie und Erfahrung gestützt, sind dawider erhoben worden, obwohl man das viele darin enthaltene Gute nicht verkennen konnte. Jedenfalls wollte man in einer reinen Erfahrungs-Wissenschaft die Erfahrung erst zu Rathe ziehen, bevor man urplötzlich, auf Empfehlung des Hr Verfs ein System adop-

tierte, welches das bisherige in seinen Grundfesten erschütterte.

Damit ist aber der Hr Wf. nicht zufrieden, das geht ihm zu langsam; und doch thut es, seiner Meinung nach, hoch Noth, daß Theorie und Praxis in Deutschland reformiert werde; außerdem möchten die Wälder immer mehr sinken, die Holzpreise immer mehr steigen und die Noth des Volkes und die Verluste an Einnahme immer größer werden zc.

Dazu kommt, daß anscheinend der Hr Wf. sich in seinen dienstlichen Verhältnissen nicht glücklich fühlt; Meinungen von nicht geschehener Anerkennung schimmern durch, und doch will er Alles nach Verdienst gewürdiget wissen zc.

Daher hat er die Feder ergriffen und den Vorsatz gefaßt, in einer Zeitschrift (so wie sie im südlichen Deutschlande schon länger vorhanden) den Lesern vorzuführen, was in diesem Geburtslande der Forstwissenschaft Neues in Forstpolizei- und Forstverwaltungs-Sachen hier und da, in Zeitschriften, bei Versammlungen zc. aufgetaucht ist, und solches mit dem Spiegel der Kritik zu beleuchten. Leider! ist dieser Spiegel kein anderer, als seine eigenen Werke, also jedenfalls ein einseitiger, und da, wie wir glauben in der Anzeige derselben nachgewiesen zu haben und auch jetzt nachweisen können, sich hin und wieder eine Unbekanntschaft mit den ersten Grundsätzen der physikalischen zc. Wissenschaften verräth, zugleich auch ein getrübler! Alles, wie wir gleich sehen werden, was mit den Ansichten und Lehren des Hrn Wfs nicht übereinstimmt, wird verworfen, das Gegentheil aber angenommen und empfohlen und dabei, was uns wundert, da der Wf. sich so unabhängig und fest in seinen Ansichten darstellt, großes Gewicht auf Autoritäten:

Pfeil, v. Wedekind, G. Th. Hartig, Gotta u. s. w., auf das jurare in verba magistri gelegt.

Nach dieser Entwicklung des Geistes der vorliegenden Schrift, wollen wir nun zu ihrem Inhalte schreiten. Die s. g. Kritik nimmt den allergrößten Theil des ganzen Werkes ein.

Sie befaßt von S. 25 bis 122 unter drei Hauptabtheilungen, Pflanzenphysiologie und Forstwissenschaft betreffend, 35 verschiedene Gegenstände, entlehnt aus Liebig's organischer Chemie, Pfeil's kritischen Blättern, v. Wedekind's Neuen Jahrbüchern der Forstkunde, zum allergrößten Theile aber aus einem einzigen Jahrgange von Behlens Forst- und Jagdzeitung, nämlich von dem des Jahres 1841.

Dann folgen auf 12 Seiten Original-Abhandlungen und Recensionen auf 2 Seiten.

Welcher Art die kritischen Beleuchtungen des Hrn Werfs sind, ist schon oben angegeben; sie beziehen sich gleichsam auf Tagesgegenstände der Natur- und Forstwissenschaft, insbesondere ist dies der Fall bei den reinforstlichen Gegenständen, doch aber nicht aus dem ganzen Felde der Wissenschaft, sondern nur in so weit sie die Lehren des Hrn Wfs, entgegenstehend oder bestätigend u., berühren; sie gehen aber auch keinesweges in eine wahrhaft kritische Untersuchung des hervorgezogenen Gegenstandes hinein, sondern sie sprechen nur den Beifall oder Tadel des Hrn Wfs im Allgemeinen aus, ohne das Dafür und Dawider gründlich zu erwägen (was in der That innerhalb der Bogenzahl des Buchs auch gar nicht möglich gewesen wäre), und ziehen, zur Unterstützung der vorgetragenen Meinung, gern Autoritäten: Hartig, Gotta, von Wedekind, Pfeil u., herbei. Es wäre in Wahrheit eine herkulische und zugleich auch eine die Wissenschaft wenig fördernde Arbeit nun auch unsererseits in eine kritische Beleuch-

tung der Laterne des Hrn Wfs bei 35 verschiedenen Gegenständen hinein zu gehen; man würde in *diminutissima* verfallen und *Themata* von Neuem verhandeln, die anderer Orten und insbesondere bei den Anzeigen der Werke des Wfs längst abgemacht sind. Nur Einiges wollen wir, um den Geist der Kritiken *zc.* näher zu bezeichnen, hervor heben.

In Nummer III und IV wird von der Circulation des Saftes in den Bäumen, einmahl nach Liebig's organischer Chemie und dann nach der Theorie Theod. Hartig's in Braunschweig, gehandelt, beider Männer zum Theil entgegengesetzte Ansicht über diesen zarten Gegenstand in Schutz genommen, jedoch eine weitere Untersuchung desselben anempfohlen. — Wozu nützt ein solches bloßes Anführen? die Leser lernen die Theorie beider Männer nicht vollständig kennen; auch nicht, was für und wider sie spricht; der Wf. selbst hat keine Versuche, keine Beobachtungen, ' . Aufklärung des Gegenstandes, der eigentlich auch wohl jenseits seiner Grenze liegt, angestellt; und wollte er gleichsam *pro auctoritate* sprechen, so hätte er doch den Gegenstand in einem Aufsatze behandeln sollen. Aber dieses Weitläufigkeit und Wiederholung herbeiführende Trennen ein und eben desselben Gegenstandes widerfährt ihm öfter; er hat sein Buch zur Hand genommen, darin angemerkt, was ihm anstößig war und darüber geurtheilt, unbekümmert, ob es wissenschaftlich *zc.* zusammen gehöre oder nicht.

Die Ertrags- oder Erfahrungs-Tafeln werden, und wir glauben mit Recht, als ein vortreffliches und unentbehrliches Hilfsmittel zur Abschätzung junger, nachwachsender Wälder und Waldtheile angesehen, und fast alle Forstleute, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigen, so z. B. der Hr Ober-

forstmeister Smalian in Behlens Forst- und Jagdzeitung, fordern practische Männer auf, sie durch Beobachtungen zu berichtigen und zu möglichst richtigen Maßstäben der Entwicklung junger Wälder und Waldbestände zu erheben. Unser Hr Wf. hält diese Ertragstafeln und ihre Anwendung nicht allein für entbehrlich, sondern auch für nachtheilig, weil sie einmahl, vermöge des verdorbenen Zustandes unserer Wälder, nicht richtig aufgestellt und dann nicht passend angewandt werden konnten, indem die Waldbestände so unendlich verschieden seien, daß der so künstlich, aus fremden Bestandtheilen zusammen getragene Maßstab niemahls richtige Resultate gebe. — Werde dagegen sein empfohlenes Taxations- und Betriebs-Regulierungs-System angewandt, so seien sie gänzlich entbehrlich und man entginge einer fehlerhaften Ausmessung u.s.w.

Ueber des Hrn Verfs Lehren haben wir uns in den angezogenen Stücken dieser Anzeigen bereits hinlänglich ausgesprochen; wir wollen daher das Gesagte nicht wiederholen und hier nur bemerken: wie das Angeführte zum Beleg unserer früheren Aeußerung, daß der Wf. nur solche Gegenstände vor das Forum seiner Kritik zieht, die mit seinen persönlichen Ansichten zc. im Widerspruche oder in Uebereinstimmung stehen, dienen solle. Er tritt hier immer wie ein gereizter Autor auf, der es nicht ertragen kann, daß das forstmännische Publicum nicht gleich seiner Meinung ist, der aber die 'alten Vorurtheile' aus der Wissenschaft und der Praxis entfernen, das Forstwesen reformieren will, es mag ihm auch kosten was es wolle!

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

95. Stück.

Den 14. Junius 1845.

Le m g o und D e t m o l d.

Schluß der Anzeige: 'Kritische Beleuchtung des Neuesten im Forst- und Jagd-Wesen und in der Forstwissenschaft. Eine Zeitschrift in jährlichen Heften von S. G. L. Schulze.'

Auf diesen heroischen Beschluß betreffen wir ihn noch mehrere Mahle! z. B. bei Nr. 6: Das Verfahren bei der Schlagstellung, behufs natürlicher Verjüngung; bei Nr. 8: Unter welchen Umständen kann das Laub an dem Verderben der Buchmast Schuld sein und ist es rathsam dasselbe bei bevorstehenden Mastjahren aus den Samenschlägen zu entfernen? bei Nr. 9: Zwei Ernten von einer Bestellung u. s. w. In den angezogenen Aufsätzen wird seine Lehre von Erziehung der Büchen im freien Stande, und von Erziehung der Wälder durch künstlichen Anbau, vorzugsweise durch Pflanzung zc., in Bezug auf Aufsätze in dem Behlenschen Journale zc. in Schutz genommen. — In dem letzteren Aufsätze gibt uns der Hr Verf. eine Probe von seiner Kenntniß der Lebensverrichtungen

der Pflanzen, insbesondere der Bäume. Er ist ein Vertheidiger der Lehre von der Ausleerung schädlicher und entbehrlicher Bestandtheile der Bäume durch die Wurzeln (Secretionen der Wurzeln) und schreibt dieser Ausleerung die Erscheinung, daß an dem Standorte der alten junge Bäume derselben Art nicht wieder erzogen werden könnten, zu, weil die jungen Pflanzen von Etwas, was die alten als untauglich ausgeschieden hätten, sich nicht wohl ernähren könnten. — Dem Hn Vf. muß die in Tübingen gekrönte Preisschrift des Hn Walser über diesen Gegenstand, die sogar eine Aufnahme in den *Annales des sciences naturelles etc.* 1841 gefunden hat, nicht bekannt geworden sein. Sonst würde er wahrscheinlich die Ursachen jener Erscheinung in etwas Anderem gesucht und gefunden haben.

Die Lehre von den Durchforstungen ist gleichsam eine forstliche Controverse: mehrere Versuche auf mathematischem und physikalischem Wege, und so auch von unserem Hrn Verf., sind gemacht worden, sie zu lösen, aber immer noch nicht mit Glück! In der Behlenschen Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1841 ist ebenfalls davon, aber nicht von dem Lösungs-Versuche des Hn Vfs die Rede. Diese Omission wird in dem Aufsätze Nr. 13: Beitrag zur Revision der Lehre von den Durchforstungen, gerügt und die ungemaine Zuwachsmehrung mittelst Vornahme von Durchforstungen durch einige Beispiele belegt.

Die Durchforstungen sind gewaltsame Eingriffe in die freie, selbsteigene Entwicklung eines Waldes vor seiner Reife, theils durch Aufnutzung seines todten Abwurfs, theils durch Ausjätung von Eindringlingen und von (wirklichen und vermeintlichen) Schwächlingen; es ist, wenn wir uns des Aus-

drucks bedienen dürfen, ein Trainiren des Waldes, und es kommt Alles darauf an ein Princip zu finden, wonach der Wald durch dieses Trainiren zur höchsten, beabsichtigten Vollkommenheit erzogen werde.

Aber ob der Hr Vf. es gefunden habe, ob dasselbe überall in einer einzigen Formel, z. B. der Zweigberührung, genügend für den Zweck der höchsten Waldvollkommenheit, ausgedrückt werden könne? ist eine sehr zu bezweifelnde Frage; wenigstens halten auch wir dafür, daß die von dem Hn Vf. angegebene einige nicht für alle Waldformen ausreiche und daß die angeführte Art der Zuwachsvermehrung nicht die einzige Rücksicht sei, die man dabei im Auge haben müsse. — Bei den Durchforstungen kommt die Verarmung oder Bereicherung des Bodens, die Lüftung desselben, die Entfernung von Vermehrungs- u. Orten der Insecten, die gewaltsame Verminderung des Wachsthums der Bäume in die Höhe bei Vermehrung ihres Wachsthums in der Dicke und in ihrer Kronenbildung, der Verlust an Zuwachs bei noch lebenden, wenn gleich auch vielleicht minder kräftigen jungen Stämmen u. s. w. neben der wirklichen frühzeitigen, materiellen Benutzung vor der eigentlichen Reifezeit, so wie noch manche andere, entferntere Folgen, in Betracht, und wir zweifeln sehr, daß alle diese verschiedenen Rücksichten bei der Vornahme der Durchforstungen sich durch eine einzige Formel werden erledigen lassen. Den von dem Hn Vf. hervor gehobenen Gewinn an Durchmesser = Zuwachs bezweifelt wohl Niemand.

Bei der folgenden Nummer (14), die dienstliche Stellung der Königl. baierischen Revierförster betreffend (Behlens Forst- und Jagdzeitung 1841), scheint die dienstliche Stellung des Hn Verfs selbst

die Feder geführt zu haben. Er verweist dabei auf seine, noch zu erwartende Forstverwaltungs- und Geschäftskunde und gestattet vorläufig nur zwei Classen von Forstbeamten, nämlich: 1) Betriebs- und 2) Schutz-Beamte. Die ersteren sollen vom Revierförster anfangen und der Revierförster bis zur höchsten Stelle steigen können! In Baiern mag es wohl anders sein.

Zwischen dem Hn Oberforstrath Pfeil und dem Hn Oberforstmeister Smalian findet eine Differenz in den Ansichten über die s. g. periodische Ausgleichung in der Art Statt, daß Ersterer, ein Vertheidiger der s. g. Fachwerksmethode, den Wald nach seinen verschiedenen Zuständen, Letzterer hingegen, ein Vertheidiger der s. g. rationellen Methode, nach seiner allgemeinen Ertragsfähigkeit im normalen Zustande, benutzen will: eine Ausgleichung der verschiedenen Zustände gegen einander bei der ersten Methode ist fast nicht zu vermeiden. Die beiden Methoden liegen wie Ideal und Wirklichkeit auseinander. — Unser Hr Verf. hält sich (Nr. 18) 'vermöge seiner langen Erfahrung in diesem Fache verpflichtet, die Uebel des Wahns (bei diesem Zwiste) zu zerstreuen und ein einfaches, wahrhaft practisches und auf alle und jede Localität anwendbares (Taxations- und Betriebs-Regulierungs-) System zum Gebrauche anzubieten.' Dies System, 'was von allen bisherigen Lehren abweicht', ist in seinem im Jahre 1841 erschienenen Lehrbuche enthalten und besteht im Wesentlichen in Bildung von 4 Perioden im Hochwalde und in Ermittlung des Etats für jede Periode, 'einschließlich der Durchforstungen u. s. w.

Die Bitterungslehre für den Forstmann von Hn Oberforstrath Pfeil gibt der Hr Vf. (Nr. 24) abermals Gelegenheit das künstliche Anziehen von

Holz durch Verpflanzung aus Kämpfen und eine lichtere Samenstellung an den Sonnenseiten der Berge zu empfehlen. Zufällig sei er der Erste gewesen, der diese neue Lehre vorgetragen; und da sie nun auch von Pfeil und von v. Wedekind adoptiert sei, so würde es wohl keinen Zweifel leiden, daß sie endlich Eingang finden werde! — Wir wollen wünschen, daß der Zufall, so achtungswürdiger Gewährsmänner unerachtet, den Hn Vf. seine Entdeckung und Empfehlung nicht bereuen lasse, und machen, in dieser Beziehung, die Leser auf die merkwürdige Verdunstungs= Theorie aufmerksam, die er bei dieser Gelegenheit vorträgt und wonach das Auflockern des Bodens nicht die Verdunstung befördere, sondern das Zurückhalten der Feuchtigkeit im Boden veranlassen solle. Was kann man von der Aeußerung solcher physikalischen Kenntnisse erwarten!?

Hr Oberforstrath Pfeil beklagt im 16. Bande 1. Hest seiner kritischen Blätter sehr den häufigen Wechsel der Betriebs=Regulierung u. eines und eben desselben Waldes und schreibt diesen Wechsel persönlichen und administrativen Ursachen zu. Der Hr Vf. bemerkt in Nr. 30 seiner kritischen Prüfungen, daß Hr DFR. Pfeil völlig in einer irrigen Ansicht befangen sei. Nicht in den angegebenen Ursachen, sondern darin sei der beklagte Wechsel begründet, daß man keine richtige Verfahrensweise bei Begründung einer Betriebs= und Abgaben=Regulierung gekannt und angewandt habe. Bei dem von ihm anempfohlenen Verfahren sei ein solcher Wechsel in unregelmäßig bestandenen Waldungen gar nicht möglich; und hätte Hr Pfeil dieß Verfahren gekannt, so würde er es haben vorschlagen können, anstatt daß er jetzt bloß klage, ohne etwas Besseres an die Stelle zu setzen!

Das heißt eine gute Meinung von sich selber, ein naiver Tadel und ein vertrauensvoller Blick in die Natur und das Wesen der deutschen Waldwirthschaft!

Nun noch eine kritische Nummer (32), wo wir dem Hn Vf. beitreten müssen; dann mag es genug sein, um den Leser mit dem Geiste dieser Kritiken bekannt zu machen.

In der angeführten Nummer wird nämlich über das Princip der Entschädigung der Berechtigten bei Ablösung der Waldweide in Bezug auf Behlens Forst- und Jagdzeitung vom Jahre 1841 gehandelt und der Hr Vf. vertheidigt bei diesem Anlasse die von ihm in seiner Betriebslehre aufgestellte Ansicht, daß Holzzucht und Waldweide recht gut neben einander bestehen könnten und jedenfalls neben einander bestehen müßten, wo die Berechtigungen dem Forstbetriebe untergeordnet seien!

Dies ist so wahr, daß wir die Beibehaltung der Wald-Berechtigungen unter der angeführten Bedingung nicht bloß bei der Huth und Weide, sondern auch noch in vielen andern Fällen für ganz unschädlich, ja, wenn die Länder ihre Wälder für Gegenwart und Zukunft, in aller und jeder Hinsicht erhalten wollen, für nothwendig erachten. Es bedarf keines großen prophetischen Geistes, um einzusehen und voraus zu sagen, wohin das System der s. g. Purification der Wälder durch Theilung und Abfindung zc. endlich führen werde. — Ganz einfach, zur allmählichen Waldverwüstung, wenn man unter Waldverwüstung zunächst die Herabdrückung der Wälder zur Insufficienz versteht. Denn die Natur der Wälder erlaubt kein Zerfehen in viele kleine, unabhängige Betriebs- zc. Theile; und die Gesetzgebung wird schwerlich jemahls dahin gelangen, die einzelnen Theile eines flüssig gewor-

denen großen Waldes so behandeln und bewirthschaften zu lassen, wie es an und für sich, zu ihrer Erhaltung erforderlich, geschweige denn, wie es bei Beibehaltung ihrer Integrität möglich gewesen wäre.

Auf 12 Seiten folgen dann hinter diesen Kritiken Original = Abhandlungen. Sie befassen drei verschiedene Gegenstände, nämlich: 1) den Wiederanbau von sonnigen Heideköpfen; 2) die Cultur der Lerche und 3) die Fortbildung des Forstmannes mittelst der Literatur.

Der Hr Verf. ist ein großer Freund der Lerche, er will sie auf jenen Köpfen, anstatt der Fichte, und zwar durch Bepflanzung angebauet wissen, weil sie erfahrungsmäßig auch mit schlechtem Boden vorlieb nehme. Er will sie aber mit Sorgfalt und Zärtlichkeit erziehen. Der Lorchensamen soll vor der Ausfaat ins Freie in Erdkübeln an einen warmen Ofen gestellt, zuvörderst zum Keimen gebracht und dann erst ausgesäet werden.

Ref. ist auch ein großer Freund der Lerche, allein daß sie bei schlechtem Boden, unter allen Umständen, der Fichte vorzuziehen sei, ist seinen Erfahrungen nicht entsprechend. Und was das Treiben ihres Samens durch Ofenwärme betrifft; so möchte er sich unbedingt dagegen erklären, theils als völlig überflüssig, weil die Natur den Samen auch ohne Ofenwärme keimen läßt, theils aber als nachtheilig, weil doch mancher Keim abbrechen und verloren gehen möchte.

Die letzte Abhandlung, die Fortbildung des Forstmannes durch Literatur betreffend, hat Ref. einigermaßen in Bewunderung gesetzt, weil der Hr Verf. sich in allen seinen Schriften gegen Ueberbildung des Forstmannes, gegen das Hinziehen desselben aus dem Walde in die Studier- und Schreibstube u. s. w. erklärt und bei dem unteren Per-

sonale mehr auf physische, als auf geistige Ausbildung zu halten scheint. — Hier aber wird über Mangel an Lust zum Lesen geklagt, so nöthig es auch wäre. Dieser 'betrübende' und 'das Wohlfeyn des Staatsverbandes störende' Zustand, rühre von der dienstlichen Stellung des unteren Forstpersonals her, was schlecht besoldet, schlecht geachtet und schlecht befördert werde, also weder Lust noch Mittel zum Lesen habe (videat. Kap. 2. S. 57 der Forstpolizeilehre).

Ob die Zeitschrift des Hrn Verfß eine Abhilfe sein solle?

Den Beschluß macht nun die Rubrik: Recensionen. Sie enthält aber nur die Anzeige eines einzigen Werkes und zwar einer Anleitung zum Gebrauche der ganz neu erfundenen k. k. ausschließlich privilegierten gläsernen Berechnungs- und Auftrags-Apparate von Joh. Dobener, Ingenieur sämtlicher hochfürstl. Anton Palfyschen Herrschaften mit 3 lithograph. Tafeln, in einer Kürze (auf 2 Seiten), daß man weder die Construction des Apparates noch seine Anwendung kennen lernt.

Hat Ref. sich in dem Vorstehenden über Gehalt und Tendenz des Buchs, insbesondere der Kritiken, ausgesprochen; so will er zum Schlusse auch noch sein Urtheil über die Form desselben aussprechen: dieser kann er durchaus nicht das Wort reden. Wollte der Hr Verf. Erinnerungen und Bemerkungen zc. über einzelne Gegenstände des Forstwesens, zumahl wenn sie seine vorgetragenen Lehren berührten, kritisch beleuchten; so mußte er es an demselben Orte z. B. in Behlens Forst- und Jagdzeitung thun, wo sie vorgetragen. Hier standen sie an ihrem rechten Platze, hier waren sie in Verbindung mit dem ganzen Gegenstande und hier

konnte von dem Leser das Dafür und Dawider von allen Seiten, in ein und demselben Werke erwogen werden. Bei dem von dem Hrn Verf. eingeschlagenen Wege ist Alles auseinander gerissen; man ist gezwungen die Bücher und Zeitschriften, aus denen die Materien entlehnt sind, nachzuschlagen, um nicht auch einseitig oder ungerecht zu werden; und will man die Kritiken des Hrn Verfs nicht entbehren, so muß man sein Werk kaufen, während man sie umsonst mit jenen Zeitschriften zugleich erhalten haben würde, wenn sie dort eingedruckt worden wären. Das heißt 'Büchermachen' aus einzelnen kleinen Spänen des Waldes, der freilich tüchtig genug behauen wird!

L ü b i n g e n ,

bei H. Laupp 1844. Der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. und Anfange des 16. Jahrhunderts. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition von C. S. Hefele. VIII und 601 Seiten in Octav.

Wir begegnen in der Vorrede der Klage, daß Ximenes in der neueren Zeit keine ausführliche Schilderung gefunden habe, daß die Werke von Gomez und Flechier den Anforderungen unserer Zeit nicht genügen, 'weil sie mit dem berühmten Mann nicht auch zugleich dessen ganze Zeit abschildern, lieber ein einzelnes Portrait, als eine größere historische Composition geben.' Man habe, heißt es ferner, die Zeit eines Ximenes meist stiefmütterlich behandelt und in stereotyper Phrase als völlig finster geschildert, damit der angebliche Glanz des 16. Jahrhunderts um so heller hervor trete.

Wir wollen über den 'angeblichen Glanz des 16. Jahrhunderts' mit dem Verf. nicht rechten; auf Aeußerungen der Art wird der Leser in diesem Buche häufig stoßen und eben dadurch rasch den Standpunct aufzufassen vermögen, den der Vf. für seine Mittheilungen eingenommen hat; wir wollen ferner nicht bei der im hohen Grade befremdenden Behauptung verweilen, daß die Zeit eines Kimenes vorzugsweise stiefmütterlich behandelt, daß sie meist als eine finstere dargestellt sei; wir machen nur darauf aufmerksam, daß man sich nach diesem Vorworte der Besorgniß nicht erwehren kann, eine große Erscheinung in einer großen Zeit nicht mit der erforderlichen Freiheit und Tiefe in ihren verschiedenen Stellungen aufgefaßt zu sehen. Es wird sich zeigen, wie weit diese Besorgniß gerechtfertigt erscheint.

Beachten wir zunächst, in wie weit der Verf., statt 'eines einzelnen Portraits, eine größere historische Composition' gibt.

Außer den bekannten Monographien von Gomez, Nobles und Flehier liegen dem Werke besonders die Briefe von P. Martyr zum Grunde. Prescott wird fast nur citiert, um widerlegt zu werden; seine lebensvolle Frische, die Freiheit seines Blickes, die Unabhängigkeit, welche er im Laufe der Untersuchung behauptet, sagen dem Verf. nicht zu, der sich zwischen engen Schranken einem festgesteckten Ziele, der unbedingten Verherrlichung des Kirchenfürsten, entgegen windet. Dasselbe gilt hinsichtlich der, trotz mancher kleinen Irrthümer, tüchtigen Abhandlung Lavergne's in der Revue des deux mondes. Ranke's, so wie der in den memorias de la real academia de la historia enthaltenen

Digression von Vicente Gonzalez Arnao geschieht nur dann Erwähnung, wenn die Ansichten derselben der Auffassung des Verfs entsprechen.

Nach einer kurzen, kein festes, sicheres Bild zurücklassenden Uebersicht der politischen Lage Spaniens um die Mitte des 15. Jahrhunderts, geht der Vf. sogleich zu der Geburt von Ximenes über. Und doch that gerade hier eine gründliche Schilderung des gesammten spanischen Lebens um so mehr Noth, als die Umwandlungen, welche dasselbe durch Ximenes erleiden sollte, sich durchgreifend nach allen Richtungen erstreckten. 'Unter denjenigen, sagt der Vf., welche dem lange unglücklichen Spanien am Ende des 15. und Anfange des folgenden Jahrhunderts schönere, ja seine schönsten Tage bereiteten, steht in erster Linie unbestritten der Cardinal Ximenes.' 'Ximenes, heißt es unmittelbar darauf, war als Bischof fromm wie ein Heiliger; als Staatsmann gerecht, energisch und weise und noch jetzt segnet Spanien sein Andenken.' — Man sieht hiernach den Gegenstand der Untersuchung im voraus absolviert und kann man schon jetzt den Gedanken nicht zurück drängen, daß die angegebenen Worte den nachfolgenden Erörterungen nur als Thesis dienen werden, so wird man später keines Irrthums eingeständig sein. Im dritten Hauptstück wendet sich der Vf. zu der politischen Lage Spaniens in der zweiten Hälfte des funfzehnten Jahrhunderts zurück; aber auch hier mangelt Tiefe der Auffassung und das aus selbstständigen Studien gewonnene Resultat. Die Aufzählung der äußeren, dürr aneinander gereihten Begebenheiten zeigt sich als ein jeder Farbe beraubtes Excerpt aus Prescott, dem der Vf. mit nicht verhehlter Freude einige Unrichtigkeiten nach-

weist; kleine Verstöße, der ernstern Beachtung kaum werth, die man da, wo im Großen und Ganzen so Bedeutendes geleistet ist, gern übersieht. Wo aber bei Gelegenheit des granadinischen Kampfes die spanischen Quellen überströmen, wird 'die treffliche Schilderung von Irving' citirt. So lange die katholischen Könige leben, bieten nur sie den Hintergrund für das Leben von Ximenes; die Richtung des Volks, das Verhältnis der Stände zu einander bleibt fast gänzlich unbeachtet. Das geschieht selbst dann noch, wenn Ximenes als Regent im Tiersétat den Stützpunkt gegen die Aristokratie sucht und findet und nachdem er letztere gebeugt hat, auch die Communen zum dienenden Gehorsam zurück zu führen versteht. Dagegen stoßen wir auf eine Menge von nichtsagenden Zügen aus dem Leben des Cardinals, von unerheblichen Ereignissen, die mit ihm in Verbindung gebracht und in demselben Tone, wie die wichtigsten Begebenheiten, erzählt werden. Auch das literarische Spanien findet eine nur matte Berücksichtigung, ohne je als ein Ganzes in Verbindung mit der politischen Durchbildung des Volks aufgefaßt zu werden. So im zwölften Hauptstück, welches die Gründung der Universität zu Alcala de Henares behandelt; man begegnet hier fast nur einer Nomenclatur von gestifteten Collegien und von Gelehrten, welche an dieselben berufen sind.

Als eine der bedeutenden Wirkungen des granadinischen Krieges wird hingestellt, daß in Folge dessen die Aufmerksamkeit Isabellas sich auf Columbus gewandt habe. In Folge desselben? Man sieht den Zusammenhang schwer ein, wüßte man auch nicht, daß gerade dieser Krieg das Eingehen der Königin auf die Vorschläge von Columbus

der Natur der Sache nach erschweren mußte. — Die Theilnahme an jener perfiden Theilung Neapels, hinsichtlich welcher sich Ludwig XII. 1501 mit Ferdinand zu Granada verständigte, wird dem Ximenes so wenig verargt, als überall dieser Staatsstreich hier seine Rechtfertigung findet und Ferdinands Charakter fast nie in die gehörige Beleuchtung gestellt wird. Während der König überall bevorzugt ist, wird Erzherzog Philipp wie ein störrischer, eigenwilliger Knabe geschildert; beider Politik, Frankreich gegenüber, wird in ihren eigentlichen Grundzügen falsch gezeichnet.

Der Verf. ist stets sorgsam beflissen, die katholische Kirche auch von dem kleinsten Vorwurfe zu reinigen, der in jener Zeit sie treffen könnte; sein Schiboleth ist 'der Boden des historischen Rechts', welcher in der hier gegebenen Fassung bereitwillig das beliebige Gepräge aufnimmt. Das überrascht. Der deutsche Leser ist an dergleichen nicht mehr gewöhnt; er kennt seit dem 15. Jahrhundert der gewichtigen Stimmen zu viele, die aus dem innersten Leben der katholischen Christenheit hervorgingen und eben deshalb des Geständnisses der Gebrechen sich nicht schämen. Ximenes wird in seinem Auftreten in Granada, selbst hinsichtlich der Vernichtung der prächtigen Handschriften, vollkommen gerechtfertigt. Aber, sagt der Verf., diese That ist nicht mit der Verbrennung der Bibliothek von Alexandrien durch den Kalifen Omar zu vergleichen, 'denn Ximenes war kein ununterrichteter Barbar, sondern einer der größten Freunde der Wissenschaften.' Wir überlassen eben hiernach dem unbefangenen Leser den Schluß, auf wessen Seite Barbarei und Fanatismus am entschiedensten hervor treten. 'Eher ließe sich, heißt es fer-

ner, in der Geschichte Luthers eine Parallele zur Handlungsweise des Kimenes finden, doch mit dem Unterschiede, daß Luther durch sein Feuer vor dem Elstertthore das canonische Recht der christlichen Kirche zu vertilgen vermeinte, während im Gegensatze Kimenes das Wachsthum der christlichen Kirche durch sein Feuerzeichen zu befördern trachtete.' Eine Menge ähnlicher, nicht minder unglücklich aus dem Gebiete der protestantischen Kirche gewählter Parallelstellen zeugen nur zu sehr von der krankhaften Stimmung des Vfs, welche ihn häufig den Weg einer besonnenen, treuen Forschung verfehlen ließ.

In Abschweifungen der Art ergeht sich der Verf. mit besonderer Vorliebe. Bei Gelegenheit des Todes von Isabella begegnet man plötzlich, gewaltsam in das Leben von Kimenes eingezwängt, einer Parallele zwischen der Gemahlin Ferdinands des Katholischen und der Königin Elisabeth von England, ohne daß sich ein anderer Grund dafür auffinden ließe, als daß Erstere den Beinamen der Katholischen führt, Letztere mit Recht als die Vertreterin der protestantischen Interessen gilt. — Bei Gelegenheit der complutensischen Polyglotte steigt der Verf., nicht etwa in Noten oder in einer dem Werke angehängten Digression, sondern im Texte selbst bis auf die neueste Zeit herab und bespricht die auf diesen Gegenstand bezüglichen Streitigkeiten der Gelehrten.

Das achtzehnte Hauptstück behandelt die Inquisition, 'die zunächst ein kirchliches Glaubensgericht andeutend, später auch für eine Staatsanstalt gebraucht wurde (der Passus diene zugleich als Probe des Stils), die wegen ihrer wahren oder vermeintlichen Härte ein Schrecken Europas

geworden ist.' Der Verf. geht hierbei bis auf Kaiser Constantin zurück; er zeigt, wie das Glaubensgericht in der Zeit der Kämpfe mit den Albigensern seine weitere Ausbildung gewonnen habe. 'Innocenz III. sandte, heißt es S. 264, eine Mission aus dem Cistercienser-Orden nach dem südlichen Frankreich ab, weil diese damals junge geistliche Genossenschaft eben den größten Ruhm der Tugend und Tüchtigkeit besaß.' An der Spitze dieser Mission standen bekanntlich jener Peter von Castelnau, dem keine Heiligsprechung den Ruf eines, im günstigsten Falle, zügellosen Fanatikers abwaschen konnte, jener Arnold von Citeaux, der im Namen des Allbarmherzigen rastloses Morden der Irrgläubigen gebot, dessen Auge sich gläubig an den Strömen Blutes weidete, das die Felder von Beziers und Carcassonne düngte. Sind das, fragen wir, die Vertreter einer Genossenschaft, die 'den größten Ruhm der Tugend und Tüchtigkeit besaß'? — Der Vf. zeigt sodann, wie im Laufe der Zeit vorzugsweise die Dominicaner an der Inquisition theilhaftig wurden, er verfolgt die Durchbildung der letzteren bis zum 15. Jahrhundert und wendet sich dann plötzlich zu der Zeit westgothischer Herrschaft in Spanien zurück, um die Gestaltung des nämlichen Instituts hier speciell wieder aufzunehmen.

Begreiflich finden hierbei Prescott und mehr noch Florente eine kurze Abfertigung; dem Einen wird Mangel an Kritik, dem Andern an Ehrlichkeit vorgeworfen. Es wird uns berichtet, daß der Vorwurf des Cryptojudaismus in Spanien zu allen Zeiten nur zu begründet gewesen sei. Nebenbei erfährt man, daß, wie in neuerer Zeit wohl die Behauptung aufgestellt ist, daß die Zahl

der Opfer des Terrorismus in Frankreich eine höchst unbedeutende gewesen sei, auch die Inquisition höchst mäßig habe verbrennen lassen. Der Vf. ist entschieden gegen die auch von Sixtus IV. verworfene Staatsinquisition, aber die gegen Ungläubige und Abtrünnige der Kirche findet er durchaus angebracht. Alle Unschuldigungen gegen Juden, jene von Lissabon bis Warschau ihnen vorgeworfene Verstümmelung von Crucifixen, Schändung von Hostien, Kreuzigung von Christenkindern — warum nicht auch die Brunnenvergiftung? — werden getreu wiederholt. Es soll Spanien ernstlich in Gefahr gewesen sein, dem Glauben der armen, zertretenen, keiner bürgerlichen Rechte fähigen Juden zum Opfer zu fallen! Es ist überall ein vererbter Irrthum, daß die Inquisition barbarisch verfahren sei; sie war überaus human, christlich, lammsanft. Es könnte den Leser das Gelüste anwandeln, dieser liebevoll straffenden Mutter überwiesen zu werden. Der Verf. beseitigt in dieser Beziehung alle Vorurtheile, wie wir neuerdings belehrt sind, daß den nach Sibirien Verbannten ein im Allgemeinen beneidenswerthes Loos zufalle.

Der steife, aller Bewegung ermangelnde Stil gleicht einer unbeholfenen Uebersetzung und kann durch die eingeschobenen Erzählungen von Träumen, Prophezeihungen und Mirakeln keinen Genuß gewähren. Ausdrücke wie 'der große Capitain' begegnen uns eben so häufig, wie Redensarten gleich der S. 213: 'Philipp bestand u n e n t w e g l i c h darauf.'

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

96. Stück.

Den 16. Junius 1845.

G ö t t i n g e n .

In der Sitzung der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften am 31sten Mai hielt Prof. Hermann die zweite Vorlesung zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus.

Nachdem derselbe bereits in der vorhergehenden Vorlesung über diesen Gegenstand (Gött. gel. Anz. 1844, St. 194 — 196) die literaturgeschichtliche Beglaubigung dieses Briefwechsels dargethan und einige der hauptsächlichsten Gründe, wodurch selbst neuere Forscher zum Zweifel an jenem bestimmt worden zu sein schienen, beseitigt hatte, blieb der gegenwärtigen noch die vollständige Erledigung der historisch = antiquarischen Verdachtsgründe übrig, welche von den englischen Kritikern Tunstall und Markland dagegen aufgestellt, von den meisten Neueren aber mehr auf deren Auctorität hin angenommen als einer genaueren sei es bestätigenden oder widerlegenden Prüfung unterzogen worden sind, zu welchem Ende der Verf. die ein-

zelnem Briefe nach der bereits früher als nothwendig nachgewiesenen umgekehrten Reihenfolge der beiden erhaltenen Bücher kritisch durchging. Für den ersten Brief des zweiten oder richtiger achten Buchs beschränkt sich der ganze Angriff darauf, daß Cicero hier, wo D. Brutus in Mutina eng belagert war, eine gute Zuversicht auf den Stand der Dinge ausspreche, während er in einem spätern Briefe (I. 2) nach der Befreiung desselben Unheil weissage, was durch Hinweisung auf die verschiedenen Wirkungen, welche der Brieffschreiber bei seinem Correspondenten beabsichtigte, leicht beseitigt werden konnte; doch benutzte der Verf. diese Gelegenheit, um ein für alle Male auf die staatsmännische *εἰρωνεία* aufmerksam zu machen, mit welcher Cicero nicht selten gerade das Gegentheil von dem zu sagen scheint, was der feinere Beobachter unschwer zwischen den Zeilen liest, und an die Rücksichten zu erinnern, welche die mangelhaften und jeder Gewährleistung entbehrenden Transportmittel jener Zeit einer jeden politischen Correspondenz aufnöthigten; obgleich andererseits auch abgesehen davon selbst wirkliche Widersprüche nicht nur Ciceros ganzem Charakter und Denkungsart nach als möglich anerkannt, sondern auch nach Drumanns Vorgänge in zahlreichen Beispielen seiner übrigen Briefe aufgezeigt wurden. Um so weniger aber konnte auch für den zweiten Brief ein Verdachtsgrund darin liegen, daß Cicero demselben Lepidus, von welchem er Philipp. V. 14 sagt: *semper ille populum Romanum liberum voluit*, hier einen *animum semper inimicum rei publicae* beilegt, wo es ohnehin kaum einem Zeitgenossen zweifelhaft war, ob jenes Lob oder dieser Tadel Ciceros wahre Ansicht sei, der jenen schon mehre Jahre früher ad Att. IX. 9. 3 *omnium*

turpissimum et sordidissimum nennt, während es sich in den philippischen Reden darum handelte, den schwachen und charakterlosen Pontifex maximus durch die letzten Reste von Ehrgefühl und Dankbarkeit an die Sache des Senats zu fesseln, non quo faceret, sed ut faceret, wie sich Cicero in einem andern Falle ad Att. II. 25 über dieses nur zu oft völlig verkannte Mittel seiner Politik ausdrückt. Auch das Bedenken, ob Cicero ohne übernatürliche Sehergabe schon vor Lepidus Vereinigung mit Antonius und deren Folgen von dessen levitas und inconstantia, so wie von dessen Feindschaft gegen seinen Bruder Paullus habe reden können, ließ sich ganz zu Gunsten unserer Briefe beantworten, und damit zugleich ein weiterer Widerspruch heben, den der vorliegende Tadel mit den praeclaris literis zu bilden schien, von welchen Cicero an Brutus I. 12 schreibt, daß Lepidus sie wenige Tage vor seinem Abfalle an den Senat geschickt habe; findet es doch Lepidus selbst gleichzeitig nöthig, sich bei Cicero ad Fam. X. 34 gegen die falschen Gerüchte, wie er sie nennt, zu vertheidigen, durch welche nonnulla se indigna a suis obtrectatoribus ausgesprengt seien, und spricht nicht schon wenige Tage nach dem Entsätze von Mutina D. Brutus das. XI. 9 seine Besorgnisse gegen denselben aus? Ja schon vor diesem Ereignisse mußte Lepidus Vermittelungsversuch, gegen welchen Philipp. XIII gerichtet ist, Ciceros Argwohn rege machen; und was sein Verhältnis zu seinem Bruder betraf, so trug der Verf. kein Bedenken, bereits die Stelle ad Att. XIV. 8 aus dem Mai des vorhergehenden Jahres mit Drumann B. I, S. 9 auf eine Spannung zwischen beiden Brüdern zu deuten, die durch Lepidus Argwohn und Feindschaft gegen Cäsars Mörder veranlaßt

worden sei, wie es denn auch überhaupt unbegreiflich wäre, daß Paullus Theilnahme an Lepidus Aechtung der erste Act ihrer wechselseitigen Feindschaft gewesen sein sollte. Wenn endlich T unstall zwischen dem fünften Briefe des ersten und dem zweiten des zweiten Buchs den Widerspruch findet, daß Cicero dort noch am 5ten Mai nichts von Cassius syrischem Heere wisse, während er hier schon am 9ten April von Lentulus aus Kleinasien Berichte de Cassio, de legionibus, de Syria empfangen haben wolle, so hob sich auch dieser Vorwurf zugleich mit dem verwandten, daß Cassius Uebernahme der syrischen Legionen, welche nach Famil. XII. 11 und 12 erst am 7ten Merz erfolgte, auf dem Umwege über Kleinasien überall nicht habe schon am 9ten April nach Rom gelangen können, durch die einfache Betrachtung, daß Cassius die zwölf Legionen, welche er am 7ten Merz in seinen castris Taricheis vereinigte, sehr allmählich gesammelt hatte, so daß immerhin Lentulus darüber schon früher hatte aus Hörensagen berichten können, ohne daß jedoch Cicero, wie eben aus I. 5 erhellt, diese Berichte als authentisch ansah; und noch geringfügiger erschien Marklands Einwand, daß dem ad Famil. XII. 14 erhaltenen Briefe desselben Lentulus vom 29sten Mai kein anderer vorausgegangen sein könne, weil Lentulus erst dort schreibe: *filium tuum videre non potui, quod jam in hiberna erat profectus*, als ob diese späte Entschuldigung nicht gerade voraussetzte, daß Cicero in einem frühern Briefe etwas über diesen Punct vermist habe!

Die Untersuchung über die folgenden Briefe des zweiten Buchs wandte sich zunächst die chronologische Ordnung verlassend zu dem siebenten, um in diesem nicht allein die Wichtigkeit der ihm ge-

machten Vorwürfe sondern auch eine solche Feinheit echt ciceronischer Diplomatie nachzuweisen, daß daraus auch auf die Schwierigkeiten der vorhergehenden ein günstiges Vorurtheil fallen mußte. Die chronologischen Anstöße Tunstalls sind schon von Schück glücklich beseitigt, wenn aber auch dieser gleichwohl ohne allen Beweis so schließt: *tota tamen epistolae compositio prorsus a Ciceronis elegantia abhorret, ut eam ceteris falso sub Ciceronis nomine venditis annumerare nulli dubitemus*, so wurde im Gegentheil auf die wohlberechnete Wendung aufmerksam gemacht, mit welcher Cicero hier einem eigensinnigen, polternden, leicht verletzten, aber dabei unentbehrlichen Parteifreunde gegenüber seinen entschiedenen Tadel eines von diesem begangenen politischen Fehlers ausdrückt, und zugleich den kitzlichen Vorschlag unter den Fuß gibt, den ganzen Schritt förmlich zu desavouieren. Uebrigens verschwanden auch in den vorhergehenden Briefen alle wesentlichen Anstöße sofort durch die bereits von Manutius aufgestellte und von Middleton adoptierte Vermuthung, daß der dritte und fünfte, so wie der vierte und sechste Brief nur auseinander gerissene Theile zweier ursprünglicher Ganzen seien, eine Vermuthung, die der Verf. durch eine ähnliche Blattversehung, wie sie erst kürzlich von Mommsen (Zeitschr. f. d. Alterth. 1844, S. 593) in derselben Handschrift für die Briefe an Quintus nachgewiesen worden ist, vollständig motivierte, und mittelst dieser Annahme auch Middletons Anordnung noch in einigen untergeordneten Punkten berichtigte. Wenn aber Tunstall behauptet, die Nachricht von C. Antonius Gefangennehmung sei überhaupt erst nach der Schlacht bei Mutina in Rom eingetroffen, so konnte er aus derselben

dreizehnten Philippika, auf welche er sich beruft, widerlegt werden; und nicht besser begründet erschienen die Einwürfe, welche derselbe an Brutus Verlangen nach Verstärkungen und Ciceros Antwort darauf knüpft: daß es ganz 'im Stil eines Sophisten' sei, Brutus einen Widerspruch von Seiten des Consuls Pansa befürchten und Cicero ihm darin Recht geben zu lassen; daß Cicero nach Pansas Entfernung aus Rom nicht mehr habe von dessen Gesinnungen unterrichtet sein können; daß Pansa, dem nach Famil. XI. 8 die Recruten in solcher Menge zuströmten, keinen Grund gehabt habe, so geizig mit denselben zu sein; und daß auch Brutus seinerseits Streitkräfte genug gehabt habe, um 'bei einiger Bescheidenheit' auf Verstärkung zu verzichten — als ob bei der Eifersucht der damaligen Machthaber jemahls einer hätte genug haben können! Eher könnte man sich noch den Einwurf gefallen lassen, daß Brutus nach den Gesinnungen, welche er später über Octavians Begünstigung durch Cicero ausspricht, die fünfte Philippika nicht so loben konnte, wie es hier im 5ten Briefe geschieht; inzwischen ließ sich auch darauf nach Lunsstalls eigenem Vorgange antworten, daß Brutus Sehrgabe besessen haben müßte, wenn er schon damals die Folgen jener Rede hätte voraussehen sollen; und was die Bezeichnung der philippischen Reden selbst betrifft, die hier als ein Scherz betrachtet wird, so kann sie immerhin von Cicero früher so hingeworfen und gleichwohl, als sie Beifall fand, später auch ernstlich gebraucht worden sein.

Im ersten oder eigentlich neunten Buche konnte die Untersuchung, da der erste Brief so gut wie gar nicht angefochten, ja von Markland geradezu als echt anerkannt ist, sofort zu

dem zweiten übergehn, dessen Anstände übrigens auch bereits in der ersten Vorlesung dergestalt erledigt waren *), daß für die gegenwärtige hauptsächlich nur der Schluß und die Datierung übrig blieb. Daß letztere unrichtig sei, hat Middleton selbst durch die Ueänderung von XIV Kal. Majas in Junias anerkannt; dem Verfasser schien jedoch nicht einmahl diese nöthig, sobald man annehme, ein Abschreiber habe diesen Brief seinen Eingangsworten nach für ein Postscript zum vorhergehenden gehalten und sich dadurch berechtigt geglaubt, das Datum, das eigentlich zu jenem gehörte, an den Schluß des vermeinten Ganzen zu setzen; und noch weniger konnte er in der Warnung am Schlusse: *opprimemini, mihi crede, Brute, nisi provide-ritis*, die Prophezeiung aus dem Erfolge erblicken, welche Tustall als hauptsächliches Motiv seiner Verdächtigung ausgebeutet hat. Wäre freilich in jener Stelle Grund vorhanden, sie auf die spätere Niederlage bei Philippi zu beziehen, so würde eine solche Sehergabe des Briefstellers höchlich befremden; dieses gestattet jedoch, von der Abwesenheit aller positiven Spuren abgesehen, schon das *Verbum opprimemini* kaum, da Brutus und Cas-

*) Auch die Schwierigkeit wegen der *eruptio D. Bruti* hat der Verf. vorgezogen nachträglich in der ersten Abtheilung zu erörtern, weil diese allerdings auch von Drumann B. I, S. 308 als positive geschichtliche Unrichtigkeit zum Nachtheile unserer Briefe gedeutet worden ist, obgleich selbst im schlimmsten Falle die Möglichkeit vorlag, daß die Partei durch falsche Nachrichten zu Gunsten ihres Freundes geteuscht worden wäre; noch wahrscheinlicher aber ist das Gegentheil, daß die Geschichtschreiber, welche Decimus thätigen Antheil an dem Siege leugnen, einseitigen Darstellungen der Gegenpartei gefolgt sind, und jedenfalls war Pontius Aquila, der im entscheidenden Treffen neben Sirtius fiel, ein Unterbefehlshaber des Decimus.

sius bei Philippi weder von der Uebermacht erdrückt noch in blinder Sicherheit überrascht worden sind; und so erblickte der Verf. in diesen Worten nichts weiter als eine Ermahnung zur kräftigen Benutzung des Augenblicks und zur Vorsicht gegen die gegenwärtigen Feinde, insonderheit gegen Dolabella, dessen gleichzeitige Verfolgung durch Brutus keineswegs, wie Tunstall glaubt, mit den Bestimmungen der eilften Philippika im Widerspruche steht. Außerdem aber ergriff derselbe diese Gelegenheit, um überhaupt zu zeigen, wie alle jene vaticinia ex eventu, auf welche Tunstall in seinem Angriffe so großes Gewicht gelegt hat, erst von ihm durch Mißverständnis oder offenbare Sophisterei herein getragen sind, wie wenn Brutus nach dem Tode der beiden Consuln die Möglichkeit fürchtet, daß der junge Octavian auf die erledigte Stelle Anspruch machen könne, wenn derselbe auf die Gerüchte von Lepidus Abfall hin bei Cicero für dessen Kinder, seine Nefen, bittet, ohne noch die amtliche Bestätigung seiner Nennung abzuwarten, oder zur nämlichen Zeit, wo Cicero ihm den Trostbrief wegen des Todes seiner Gattin Porcia schreibt, in dem Briefe an Atticus Besorgnis über deren Gesundheit hegt, oder gar wenn Cicero sich bei Brutus für seinen Sohn um das Pontificat bewirbt, welches diesem später durch August zu Theile geworden sein soll; und nach solchen Vorgängen konnte selbst in der einzigen Stelle, die wirklich eine Art prophetischen Geistes athmet, nichts gefunden werden, was auch nur den einzelnen Brief, worin sie steht, geschweige denn die ganze Sammlung verdächtigen könnte.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

97. 98. Stück.

Den 19. Junius 1845.

G ö t t i n g e n.

Schluß der Anzeige der Vorlesung 'zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus', welche Prof. Hermann am 31. Mai in der Sitzung der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften gehalten hat.

Brutus erwidert im 16ten Briefe die Vorwürfe der Schwäche, welche ihm Cicero bei verschiedenen Gelegenheiten gemacht hatte, mit ähnlichen Recriminationen wegen seiner maßlosen Begünstigung des jungen Octavian: Kann ein Consular, fragt er, der gegen andere Hochverräther so kräftig aufgetreten ist, im Angesichte seiner früheren Thaten sich so erniedrigen? und hieran knüpft sich nun die Parenthese: *quibus oppressis vereor ne in breve tempus dilata sit abs te perniciēs*, worin T u n s t a l l nichts Geringeres als eine 'umständliche' Vorausfagung des gewaltsamen Todes erblickt, welchen Cicero so bald nach dem vermeinten Siege über Antonius erlitten habe! Der Verf. wollte

nicht einmahl erwähnen, daß der Hochverrath, dessen Unterdrückung nur vorübergehenden Nutzen gebracht haben soll, selbst die catilinarische Verschwörung bedeuten könnte: jedenfalls aber machte er darauf aufmerksam, daß pernicies gar nicht auf Ciceros persönliches Schicksal zu gehen brauche, sondern abs te auch für das Subject der Thätigkeit genommen werden könne: 'ich fürchte, daß durch alle Deine Anstrengungen nur eine kurze Frist für das gemeine Beste gewonnen sei'; und darin lag doch gewiß keine außerordentliche Sehergabe des Schreibenden, sondern wieder nur die einfache Warnung, Schritte zu vermeiden, durch welche Ciceros Verdienste selbst vereitelt und unfruchtbar werden würden.

Gegen den dritten Brief beschränkte sich der wesentlichste Einwurf wieder auf das Datum X Kal. Majas, welches aber der Verf. hier wirklich zu emendieren um so weniger Bedenken trug, als nicht nur ähnliche Corruptelen in den übrigen Briefsammlungen derselben Handschrift erst neuerdings wieder von Drumann und Mommsen mehrfach nachgewiesen worden sind, sondern es sich hier auch nicht einmahl, wie bei dem vorigen, um den Monat, sondern einfach um die Ziffer des Tags handelte, worin bekanntlich die Abschreiber unzählige Mahle gefehlt haben. So viel räumte er allerdings ein, daß der Brief nicht eher geschrieben sein könne, als die Nachricht von der zweiten entscheidenden Schlacht vor Mutina in Rom angelangt war, und doch wieder zeitig genug geschrieben sein müsse, um von Brutus unter dem 15ten Mai beantwortet werden zu können; das vertrug sich aber selbst mit Junstalls Berechnung sehr gut, nach welcher die zweite Schlacht frühestens sechs Tage nach der ersten, deren Datum auf den

15ten April feststeht, vorgefallen und mindestens fünf Tage für den Weg von Mutina nach Rom nöthig gewesen sein sollen; und es brauchte also nur noch Drumann's Ansaß, der B. I, S. 309 die zweite Schlacht allerdings erst auf den 27sten April verlegt, beseitigt zu werden, um selbst im Laufe des April noch zwei oder drei Tage für unsern Brief zu gewinnen. Drumann's ganzer Schluß beruht darauf, daß Decimus Brutus bei Cicero Famil. XI. 9 am 29sten April aus Reggio schreibt, was etwa vier deutsche Meilen von Modena entfernt liegt, und sein Ausbruch aus Mutina zwei Tage nach Antonius Rückzug erfolgt war, wobei er unterstellt, daß einerseits Antonius diesen schon am Schlachttage selbst angetreten habe, andererseits Decimus mit seinen ausgehungerten und von Krankheiten heimgesuchten Truppen in einem Tage nach Reggio marschirt und sein Brief noch am Tage seiner dortigen Ankunft abgegangen sei; gerade diese Unterstellungen aber wies der Verf. als ganz willkürlich und mit allen Umständen so wie mit den bestimmten Angaben Appians, dem Drumann ohne Grund den Glauben versagt, streitend nach, und gelangte dadurch aus denselben Prämissen vielmehr zu dem Ergebnis, daß die Entscheidungsschlacht schwerlich später als den 23sten April angefaßt werden dürfe, wornach dann auch unser Brief zwar nicht am 10ten aber doch am 3ten oder 2ten Tage vor den Kalenden des Mai geschrieben sein könnte. Tunstall's weitere Ausstellung an der Phrase: qui M. Antonii sectam secuti sunt, die schon in den von Markland verglichenen Stellen Liv. XXXVI. 1 und XLII. 31 ihre Widerlegung fand, und den colossalen Vorwurf eines neuen Kritikers (Wiener Jahrbücher B. XCVIII, S. 23), daß der Verfasser der Briefe gar

nicht in Rom gelebt habe, weil er in den Worten usque in Capitolium deductus maximo clamore atque plausu in Rostris collocatus sum, die Rednerbühne auf das Capitol verlege, konnte der Verf. nur mit zwei Worten berühren, um zu dem allerdings auf den ersten Blick begründetern Bedenken überzugehen, welches sowohl gegen diesen als namentlich auch gegen den folgenden vierten Brief in der Kälte zu liegen scheint, mit welcher beide Correspondenten über die Consuln Hirtius und Pansa sprechen, die ihre Treue gegen sie so eben erst mit dem Leben bezahlt hatten. Doch auch dafür genügte die einfache Bemerkung, daß die politische Verbindung, welche Cäsars Tod und gemeinschaftliche Interessen zwischen diesen Staatsmännern hervor gebracht hatten, nicht so herzlich und aufrichtig war, daß nicht die Freude über den errungenen Sieg und die Sorge für dessen Benutzung den Schmerz des persönlichen Verlustes hätte überwiegen sollen; und gleichwie sich Marcellands Anstoß an den Worten: Pansa iugerat, durch Verweisung auf die thatsächliche Wahrheit des Vorfalles von selbst hob, so fand auch selbst der geringe Grad von Freude, den wenigstens Ciceros Brief zu erkennen gibt, seine Rechtfertigung nicht nur in dem hohen Alter des Briefstellers, sondern auch in den neuen Verwickelungen, welche dieser in Folge der gewonnenen Schlacht selbst unschwer vorhersehen konnte.

Hiermit war übrigens auch zum vierten Briefe alles, was nach den obigen chronologischen und Brutus angebliche Sehergabe betreffenden Bemerkungen noch zu rechtfertigen blieb, erledigt, und die Untersuchung wandte sich daher zu dem fünften, dessen hauptsächlichster Anstoß für beide Gegner in der Stelle liegt, wo Cicero sich für seinen

Sohn um die Aufnahme in das Collegium der Pontifices bewirbt und dabei die Frage erörtert, ob eine solche Aufnahme dessen Anwesenheit in Rom erfordere oder nicht. Zwei von Tunstalls Einwürfen schienen freilich zu lächerlich, um anders als beiläufig abgefertigt zu werden: daß jene Zeit zu bewegt gewesen sei, um nicht Ciceros ganze Aufmerksamkeit für wichtigere Dinge in Anspruch zu nehmen, und daß es einem Brutus gegenüber nicht eist der Erörterung über jene Rechtsfrage bedurft habe; aber die Beweisgründe selbst, mit welchen Cicero diese Erörterung führt, erheischten wenigstens in so fern eine nähere Beleuchtung, als es galt, die Maske antiquarischer und historischer Gelehrsamkeit herab zu reißen, mit welcher die Gegner gerade diesen ihren Angriff ausgestattet hatten. Zwar bemerkte der Verf., daß sogar ein wirklicher Fehler, den Cicero in dieser Hinsicht begangen hätte, noch kein Präjudiz gegen die Echtheit des Briefs abgeben könne; doch konnte er selbst darin keinen solchen erkennen, daß Cicero sich bei Brutus lieber auf ein älteres Beispiel seines Landsmanns Marius als auf das neuere Casars bezieht; und was Marius selbst betrifft, so mußte Marklands Argument, daß er nicht ex lege Domitia (650 u. c.) habe Augur werden können, weil er diese Würde bereits 649 u. c. bekleidet habe, dem Zusammenhange der Inschrift, welche jener nur halb hat abdrucken lassen (Orelli Coll. ampl. n. 543), eben so unbedenklich weichen, als Tunstalls Einwürfe gegen den Satz: dum unus erit patricius magistratus, auspicia ad patres redire non possunt, vor der wörtlichen Bestätigung des letzteren bei Dio Cassius XLVI. 45 und seiner übereinstimmenden Billigung durch die competentesten Kenner, wie Kubino Unters. S. 99

und Becker röm. Alt. II. 1, S. 307, verschwanden. Höchstens konnte dieses eingeräumt werden, daß mitunter schon der Tod beider Consuln zur Begründung eines interregnum hinreichte, wofür T unstall noch dazu gerade das sprechendste Beispiel, die Wahl des Valerius Flaccus vor Sulla's Dictatur, vergessen hat; inzwischen diente auch diese Waffe nur dazu, den andern Einwurf zu beseitigen, wie Cicero, wenn ein interregnum rechtlich unmöglich war, so großer Anstrengung, als er es I. 14 schildert, bedurft habe, um die Wahlen auf das nächste Jahr zu verschieben, in so fern es nämlich allerdings controvers sein konnte, wie weit der Begriff eines patricius magistratus reiche; und in ähnlicher Art ließ sich auch die letzte Schwierigkeit, die schon Manutius in der Stelle ad Att. II. 5 gegen die von Cicero behauptete Möglichkeit der Wahl eines Abwesenden gefunden hatte, zugleich mit dem oben erwähnten Bedenken T unstalls über die Unnöthigkeit einer solchen Erörterung vor Brutus dahin lösen, daß eine derartige Wahl allerdings factisch so selten und ungewöhnlich war, daß ihre rechtliche Zulässigkeit immerhin auch zwischen Staatsmännern Gegenstand einer Discussion werden konnte. Ein anderer Einwurf des letzteren hinsichtlich der Unmöglichkeit eines Senatsbeschlusses gegen Ventidius am 27sten April, wo dieser noch lange nicht mit Antonius vereinigt gewesen sei, erledigte sich leicht durch den Nachweis, daß derselbe gleichwohl sich schon längst offen für den Gegner des Senats erklärt hatte; und in gleicher Weise bedurfte es auch zur Rechtfertigung des sechsten Briefes nur der Erinnerung, daß nach Cicero's eigenen wiederholten Aeußerungen Famil. XII. 8 — 10 vor Dolabella's wirklicher Besiegung zahlreiche Gerüchte desselben Inhaltes nach

Rom gedrungen waren, um zu erklären, wie Brutus unter dem 16. Mai in ähnlichem Sinne an Cicero schreiben und gleichwohl directe Nachrichten aus Kleinasien und Syrien noch im Junius nur Hoffnungen in dieser Hinsicht ausdrücken konnten.

Gegen den siebenten und achten Brief lagen so gut wie gar keine Verdachtsgründe vor, und der neunte war schon in der vorhergehenden Vorlesung gerechtfertigt, so daß erst der zehnte wieder in so fern Stoff zur Bertheidigung darbot, als hier Tunstall allerdings Plutarchs und Appians Zeugnis für sich hat, daß Cicero selbst Octavians Ansprüche auf das Consulat begünstigt habe, welchen der Brieffsteller entgegen getreten zu sein versichert; gerade dafür aber brauchte sich der Verf. nur auf Drumann B. I, S. 329 zu stützen, der trotz seiner sonstigen Geneigtheit, in Ciceros Politik ein doppeltes Spiel und die Berstellungskunst der Schwäche vorauszusetzen, jene Angabe selbst für Verläumdung erklärt und die Auctorität der späten Zeugen mit Gründen bestritten hat, welchen die Bertheidigung nur wenig hinzuzufügen brauchte. Auch zum eilften blieben nach demjenigen, was schon in den *Vindiciis Latinitatis* gesagt war, nur noch einige Bemerkungen über die Person des Antistius Vetus übrig, welchen der Verf. keineswegs mit Markland für einen angehenden Staatsmann, sondern für denselben hielt, der früher bereits unter Cäsar mit Auszeichnung gedient hatte, so daß seine Bewerbung um die Prätur eben so wenig als Brutus Anerbieten eines selbständigen Commandos in seinem Heere auffallen konnte; und noch weniger lag für die folgenden ein Grund zu längerem Verweilen vor, bis dann freilich der funfzehnte oder Ciceros umständliche Bertheidigung gegen Brutus Vor-

würfe auf eine um so sorgfältigere Prüfung Anspruch machte, als Tunstall ihn geradezu für das schlechteste Stück der ganzen Sammlung erklärt hatte. Ja selbst Drelli hat sich durch den Anfang dieses Briefes bestimmen lassen (Onom. Tull. I. p. 100), die ganze Sammlung von einem Mitgliede des schöngeistigen Kreises herzuleiten, welchen der berühmte Valerius Messala zu Augustus Zeit um sich versammelt hatte, indem er daraus die Lobeserhebungen erklärt, welche Cicero hier über jenen ausspricht; so wenig aber der Verf. mit Tunstall daran Anstoß nehmen konnte, daß Cicero trotz seiner Differenz mit Brutus über das Ideal der Redekunst demselben Messala gerade auch als Redner empfiehlt, eben so leicht ward jener Gedanke durch die Bemerkung abgelehnt, daß ein Mann, der als *diligentissimus Latini sermonis exactor* geschildert wird, durch eine solche Fälschung nicht zu teuschen gewesen sein würde; und auch der Hauptinhalt des Briefes selbst erschien bei näherer Betrachtung weder den Umständen seiner Abfassung noch den bekannten historischen Thatsachen entgegen. Was die Umstände betrifft, so erklärte sich die Ausführlichkeit und logische Disposition des Ganzen, in welcher Tunstall im directen Gegensatz mit dem Vorwurfe der Nachlässigkeit, den er anderen Briefen macht, gleichfalls die Spur sophistischen Ursprungs erblickt, zur Genüge aus dem *longum intervallum*, welches sich Cicero genommen hatte, um seines Freundes Tadel einmahl gründlich und allseitig zu widerlegen, und worin man doch wahrlich nicht mit Tunstall bloß eine sophistische Berechnung erblicken darf, um aus den beiden gleichzeitigen Beschuldigungen der Milde und Strenge — deren letztere auch keineswegs, wie Tunstall aus einem ironischen Fortasse schließt, nur anticipiert ist — eine

rhetorische Antithese zu bilden; und eben so fand sich unter den historischen Einzelheiten keine, auf welche nicht im ungünstigsten Falle dasselbe paßte, was Drumann bei einer anderen Gelegenheit B. VI, S. 129 von dem echten Cicero urtheilt: 'auch übrigens bleibt er sich nicht gleich, weil er theils sich nicht mehr genau an das Vergangene erinnerte, theils die Dinge sich so fügen mußten, wie es sein Zweck erforderte.' Doch glaubte der Verf. auch dazu kaum seine Zuflucht nehmen zu müssen; ein Hauptpunct, daß Cicero hier Marcus Brutus statt Decimus die Schuld der Verschönerung des Antonius an den Iden des März beilege, erledigte sich nicht nur dadurch, daß die Angabe Plutarchs und Appians, wodurch Tunstall den Fälscher geteuscht glaubt, von Männern wie Kuhnkenius ad Vell. II. 58 und Drumann B. III, S. 723 als die richtige erkannt wird, sondern schon durch den einfachen Nachweis, daß die Worte unseres Briefes gar nicht das sagen, was Tunstall hereingelegt hat; und Aehnliches galt von der Mehrzahl seiner übrigen Vorwürfe, wenn er z. B. den Worten instrumentum regni die spätere Bedeutung eines Actenstücks unterschiebt, oder in dem einfachen Ausdrucke des Schmerzes über Brutus Entfernung aus Rom und Italien eine Mißbilligung dieses von Cicero selbst als unvermeidlich erkannten Schrittes erblickt, oder wo dieser seine eigene Entfernung aus der Hauptstadt als Folge dieser nämlichen Nothwendigkeit darstellt, den chronologischen Maßstab anlegt, wer von beiden ein Paar Tage früher oder später abgereist sei. Auch der Widerspruch, welchen Tunstall zwischen der Angabe, daß Servius und Servilius am 1sten Januar vor Cicero für Octavians Auszeichnung gestimmt hätten, und der Abstimmung dieses letztern in der 5ten Philippica findet, ließ

sich dadurch beseitigen, daß diese Rede in ihrer schriftlichen Redaction gewiß in ähnlicher Art wie die Corneliana als Resumé mehrtägiger Debatten zu betrachten ist; und selbst das Argument, worauf auch Drumann Gewicht legt, daß Ciceros Brief an Decimus Brutus Famil. XI. 14 von dem Antrage, die an dessen Geburtstage eingetroffene Siegesbotschaft von Mutina den Fasten beizuschreiben, nichts wisse, fand die leichte Entgegnung, daß die Kunde von diesem, wie uns unser Brief deutlich sagt, durchgefallenen Antrage auf Decimus nur ungünstig hätte wirken können; so daß von allen vermeinten Schwierigkeiten zuletzt nur noch die kritische in den Worten: *notam esse in fastis gratissimae victoriae sempiternam memoriam volebam*, übrig blieb, wofür der Verf. *notatam* zu lesen vorschlug.

Unter den drei letzten Briefen dieses Buchs endlich lag nach Abzug des bereits früher besprochenen gegen den achtzehnten gar nichts, gegen den sechszehnten wenigstens nichts Wichtigeres vor, als daß Brutus von Atticus nur einen Theil des Briefs, welchen Cicero an Octavian geschrieben hatte, erhalten haben wolle, und daß zu solchen Bitten, wie sie hiernach Cicero an Octavian für die Mörder Cäsars gerichtet haben solle, vor dessen Vereinigung mit Antonius und Lepidus kein Anlaß gewesen sei; wogegen sich mit zwei Worten erwidern ließ, daß man ja nicht wissen könne, ob die übrigen Theile jenes Briefes für Brutus Interesse gehabt hätten, und daß jene Bitte Ciceros dem ganzen Zusammenhange zufolge keine Fürbitte oder Gnadengesuch, wozu sich allerdings Cicero am Schlechtesten geeignet haben würde, sondern eine Aufforderung enthalten habe, mit Verzichtleistung auf seine persönliche Antipathie den Männern des Senats zum gemeinschaftlichen Kampfe d. Hand

zu reichen. Nur der siebzehnte bot die allerdings überraschende Aeußerung dar, daß Cicero einen der Mitverschworenen des Brutus, Casca, einen Meuchelmörder genannt habe; gerade diese aber, bemerkte der Verf., würde ein Fälscher am Wenigsten in Ciceros Mund gelegt haben, und so wenig er ihre Möglichkeit anders als durch die Vermuthung eines augenblicklichen Unmuths über die Feigheit der Mörder Cäsars erklären konnte, so nahm er doch auch für sie Drumanns Wort B. VI, S. 33: 'die Sache muß auf sich beruhen, wie so manche andere hingeworfene Bemerkung in Briefen dem Dritten unverständlich bleibt', um so mehr in Anspruch, als die übrigen Anstände desselben Briefes sich mit gleicher Leichtigkeit wie die früheren erledigten. Daß Atticus Tochter, deren Geburt allerdings auch Drumann wegen Att. V. 19 erst ins Jahr 50 a. Chr. setzt, nach richtiger Auslegung dieser und zahlreicher anderer Stellen im Jahr 43 schon zwölf oder dreizehn Jahre zählen und also nach römischer Sitte schon damals an ihre Verlobung gedacht werden konnte, war im Wesentlichen bereits von Middleton erwiesen; was aber den Triumph, wie sich Brutus hier ausdrückt, oder nach dem 15ten Briefe genauer die Ovation betrifft, welche Cicero für Octavian decretiert hätte, so ließ sich dieses mit der historischen Thatsache, daß Octavian keine solche Auszeichnung erhielt, durch die einfache Bemerkung vereinigen, daß Ciceros Antrag — und mehr braucht in decernere nicht zu liegen — im Senate an dem Rigorismus der pompejanischen Partei scheiterte; und so konnte der Verf. auch hier nur auf die wichtige Quelle aufmerksam machen, deren sich die moderne Zweifelsucht selbst verlustig macht, wenn sie Actenstücke verschmäht, die uns begreiflicher Weise tiefere Blicke als alle griechische Historiker der Kai-

ferzeit in das Wechselspiel der Interessen und politischen Motive der Parteien in jener entscheidenden Epoche der römischen Geschichte thun lassen. Freilich blieb auch so fortwährend die Möglichkeit übrig, welche Niebuhr in seinen neuerdings erschienenen Vorträgen (*The history of Rome*, edited by Schmitz, T. II, p. 105) aufgestellt hat, daß dieselben schon in der ersten Kaiserzeit unter dem frischen Eindrucke der Ereignisse und Persönlichkeiten gefälscht seien, und in so fern historische Zuverlässigkeit haben könnten, ohne dadurch auch literarhistorisch echt zu werden; gleichwie aber Niebuhr dort selbst gleichsam zwischen der wissenschaftlichen Ansicht von ihrer Echtheit und der moralischen Ueberzeugung, wie er es nennt, von ihrer Unechtheit schwankt, ohne letztere anders, als durch die Auctorität der nämlichen Kritiker zu begründen, deren historischen Zweifeln sein Urtheil direct entgegen tritt, so würde es doch nach der gänzlichen Beseitigung der letzteren wieder völlig neuer Gründe bedürfen um eine solche betriegerische Entstehung nicht nur möglich, sondern auch irgend wahrscheinlich zu machen; und diesem Puncte war nun noch der letzte Abschnitt der Vorlesung gewidmet, um zu zeigen, wie die Argumente der Gegner sich nicht selten gerade durch inneren Widerspruch oder wechselseitigen Contrast aufheben. Daß manches Aehnliche, und gerade auch in der angegebenen Zeit gefälscht worden, gab der Vf. unbedenklich zu, machte aber dabei auf den wesentlichen Unterschied aufmerksam, daß dort überhaupt selten oder nie bewiesen werden, ja oft gerade der Beweis des Gegentheils geführt werden könne, daß der vorgebliche Verfasser wirklich ein solches Werk geschrieben habe, während es sich hier um die Leugnung der Identität unserer Sammlung mit einer im Alterthume selbst als authentisch beglaubigten handle, wofür

bei Briefen, welchen Cicero selbst Famil. IX. 21 plebejum sermonem und verba domestica vindiciere, selbst sprachliche Gründe nicht immer ausreichten; er wies auf den Widerspruch hin, wenn die meisten Philologen den Dialog de Oratoribus trotz seiner durchgängigen stilistischen Abweichungen für tacitinisch hielten und um eines Duzends ungewöhnlicher Ausdrücke willen unsere Briefe verdamnten; und bemerkte schließlich auch noch den Contrast, daß dieselben nach Niebuhr aus historischen Gründen nicht jünger als das erste Jahrhundert sein könnten, während keiner der sprachlichen Anstöße, welche die englischen Kritiker gefunden hätten, auf das silberne, sondern eher auf das eiserne oder eiserne Zeitalter deuten sollte, so daß auch darin nur ein Grund mehr liege, die Gegner sich untereinander aufreiben zu lassen, und uns selbst dagegen des wiedererlangten Besizes einer interessanten Urkunde classischer Sprache und Geschichte zu freuen.

R o m.

Tipografia della Minerva 1844. Lezione sopra l'arcaica paleografia monumentale di Corinto e delle sue colonie, e illustrazione d'un antico epigramma Corcirese, dal P. Giampietro Secchi, della compagnia di Gesù, bibliotecario e professore nel collegio Romano. 30 Seiten in Octav.

Die Inschrift, welche zu obiger Abhandlung des gelehrten Padre Secchi Anlaß gegeben hat, befindet sich auf der Base eines Grabmonuments, welches im Jahre 1843 an einem alten Begräbnißplatze in Corfu ausgegraben wurde. Sie ward zuerst vom Prof. Orioli in der gazzetta di Corfu 12. Oct. 1843 bekannt gemacht. Die Buchstaben tragen einen überaus alterthümlichen Charakter,

ähnlich denen der alten Korinthischen Vase. Die Schrift läuft von der Rechten zur Linken: überall gilt *E* und *O* für *H* und Ω , aber *EI* und *OT* erscheinen in gewöhnlicher Form. Secchi setzt darnach die Inschrift mit vollem Rechte vor *DI. XCIV.* Er beginnt seine Erklärung mit paläographischen Betrachtungen, und findet in der Uebereinstimmung der Schriftzüge auf Korinthischen, akarnanischen, sicilischen und großgriechischen Monumenten einen Beweis von der engen Verbindung dieser Länder. Die merkwürdige Grabschrift wird von der Gemeinde zu Korkyra und dem Bruder Praximenes dem auf der See verunglückten Menekrates, Elasiab Sohn, aus Dianthe im Lande der ozolischen Lokrer, ihrem Proxenos, gestiftet. Nach Secchis Restauration wäre sie so zu lesen:

Ω νιοῦ Τλασίαφο Μενεκράτεος τόδε σᾶμα
 Οἰανθέος γενεάν· τόδε δ' αὐτῷ δᾶμιος ἐποίηι
 ἧς γὰρ πρόξενος δάμου φίλος· ἀλλ' ἐνὶ
 πόντ[ω]
 ὄλετο, δαμόσιον δὲ καθ[ῆ]κε[εν φάστεϊ πένθος].
 Πραξιμένης δ' αὐτ' Οἰ[άνθας] ἀπὸ πατρίδος
 ἐνθῶν

σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτοιο πονήθη.
 Ein attischer Archont *Τλησίας* kommt bei Paus. IV, 15, 1 vor: *Πραξιμένης* fehlt noch bei Pape. In der Herstellung scheint Secchi hin und wieder das Richtige verfehlt zu haben. Gleich im Anfange hatte Drioli in dem Δ richtig ein bloßes Ornament erkannt. Der Klageruf ω ist so undenkbar wie die Messung von *Τλασίαφο* falsch ist. Dagegen wird Niemand an der Verlängerung des $\bar{\iota}$ Anstoß nehmen. Außer dem Digamma ist die Genitivform $\bar{\alpha}\bar{o}$ merkwürdig. Denn wird sie auch von einigen alten Grammatikern dorisch genannt, so haben doch unsere bisherigen Quellen nicht ein sicheres Beispiel

zum Vorschein gebracht, s. Ahrens Dor. p. 225. Der Verf. des Epigramms scheint sich hiernach die Freiheit genommen zu haben, die ihm das heroische Maß verstattete, die epische Form zu gebrauchen. Sehr merkwürdig ist das im dritten Verse deutlich auf dem Steine stehende *πρόξενος*. Niemand darf an eine Aenderung in *πρόξενος* oder *προξένιος* denken, obschon *ξ* und *ι* in der Schrift sehr ähnlich sind. Die dialektischen Formen *ξείνος*, *ξέννος*, *ξένος* gehen auf die ursprüngliche *ξένιος* zurück, s. Ahrens Aeol. p. 55. Hier wird nun das *ι* durchs Digamma ersetzt, während andere Dorier, wie z. B. die Rhodier, *ξείνος* gehabt zu haben scheinen, Ahrens Dor. p. 190. — Die Herstellung des vierten Verses hat wenig Wahrscheinlichkeit, schon wegen des schlaffen Rhythmus: allein der Gedanke ist wohl getroffen. Ich vermute etwa *καθίκετο πένθος ἀπαντας*. Im fünften Verse verschmäht Secchi das näher liegende *αὐτῶ γαίας ἀπὸ πατρίδος*: was er gesetzt hat, ist mindestens nicht elegant, da Menekrates Heimath oben genannt war: auch *πατρίδος* würde neben *Οἰάνθας* schleppend sein. Die Form *ἐνθῶν* gibt eine erwünschte Bestätigung der Lehre der alten Grammatiker, daß die Dorier vor *τ* und *θ* das *λ* in *ν* umwandeln, von welcher aus Theokrit hinlänglich bekannten Wandlung in den reinen Quellen der Doris bisher sich kein Beleg gefunden hatte, s. Ahrens p. 110 sq. — Im sechsten Verse steht deutlich *κασιγνετοιο πονεθε* auf dem Steine. Allein abgesehen von der nichtdorischen Genitivform auf *οιο*, die man durch *Τλασίαο* vertheidigen könnte — auch *γαίας* kommt auf Rechnung des Verses, da die Dorier *γᾶ* sagten —, ist der Genitiv an sich in eben dem Maße unnatürlich, wie der Dativ natürlich. Dazu kommt der neben *ἔποιει* und *ᾠλετο* immerhin auffallende Wegfall des Augments in *πονήθη*. Ich schreibe deshalb

κασιγνήτω ἐπονθήθη, wobei bloß ο in ε geändert wird. Liest man nun im fünften Verse αὐτῷ γαίας ἀπὸ πατρὶδος ἐνθῶν, so verträgt sich κασιγνήτω wohl zur Noth damit, aber die Frage mag doch gestattet sein, ob nicht αὐτοῖ (d. h. αὐτόσε, nach Κορκυρα) gemeint gewesen sein könnte? Die Angabe des wohin? scheint sehr angemessen. An ἐπονθήθη wird man nicht zweifeln dürfen, obgleich der mediale Gebrauch der passivischen Morisiform meines Wissens neu ist; aber er wird durch bekannte Analogien geschützt. Uebrigens widerstreitet ἐπονθήθη der Annahme von Ahrens Dor. p. 148., daß die Dorier und Aeoler πονάω gesagt hätten, aber auch zugleich der subtilen Unterscheidung der Formen auf ᾱ und ῆ nach der Modification der Bedeutung, wie Hermann und Böckh geglaubt haben. Man wird ein Schwanken der verschiedenen Zweige der Doris annehmen müssen, da allerdings ᾱ gut beglaubigt ist.

Hiernach würde das nicht unelegante, aber eine gewisse alterthümliche Unbeholfenheit des Verses namentlich in B. 2 verglichen mit B. 6 und in der häufigen Nennung des δᾶμος verrathende Epigramm so zu lesen sein:

Τίου Ἰλασίαφο Μενεκράτεος τόδε
σᾶμα,

Οἶανθέος γενεάν· τόδε δ' αὐτῷ δᾶ-
μος ἐποίει.

ῆς γὰρ πρόξενφος δάμου φίλος· ἀλλ'
ἐνὶ πόντῳ

ᾔλετο· δαμόσιον δὲ καθίκετο πέν-
θος ἅπαντας.

Πραξιμένης δ' αὐτοῖ γαίας ἀπὸ πα-
τρίδος ἐνθῶν

σὺν δάμῳ τόδε σᾶμα κασιγνήτῳ
ἐπονθήθη.

F. W. G.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

99. Stück.

Den 21. Junius 1845.

P a r i s.

Imprimé par Bèthune et Plon 1843. Études de Physique animale par Jacques Maissiat, Agrégé de Physique à la Faculté de Médecine de Paris. 276 Seiten in Quart, einige lithographische Tafeln und eine Tabelle.

Unter diesem Titel liegen hier einige Abhandlungen vor, welche sich vorzugsweise mit der mechanischen Theorie des Stehens und Gehens der Menschen und Thiere beschäftigen. Da in den Aufsätzen, welche sich auf diesen Gegenstand beziehen, einige der Hauptresultate, zu welchen die Herren Weber in ihrer Arbeit 'über die Mechanik der menschlichen Gehwerkzeuge' gekommen sind, ebenfalls vorgetragen werden, und der Verf. die Webersche Arbeit keinesweges als seine Quelle anerkennt, so kann man wohl zunächst hier eine Darlegung der Hauptpunkte erwarten, welche die Originalitätsfrage angehen.

Eine Uebereinstimmung zwischen den Weberschen Ansichten und denen dieses Buches liegt vor Allem darin, daß beiden die Grundanschauung gemeinsam

ist, daß die Bewegung der Beine beim Gehen wesentlich unter der Herrschaft der Pendelgesetze steht. Ueber sein Eigenthum an dieser Ansicht erklärt sich der Verf. besonders in einer pièce justificative sur un point de l'histoire de la locomotion (p. 273). Es scheint hiernach für unsern Verf. kein anderes Datum für wissenschaftliche Leistungen zu geben, als das der Mittheilung an die Akademie. Der Verf. hat am 17. Julius 1837 der Akademie eine versiegelte Note übergeben, welche 1843 geöffnet wurde und worin die Phrase vorkommt: 'Tout animal pour se transporter à une distance quelque peu considérable d'un lieu où il est, est obligé de voyager dans l'attitude où une partie de ses mouvemens des membres se fait par les lois du pendule'. — In Beziehung auf die Weber'sche Arbeit hat dann Herr Maissiat nichts weiter zu untersuchen als: ob und wann darüber eine Mittheilung an die Akademie gemacht sei. Derselbe sagt: 'Nous croyons nous rappeler que MM. Weber ont fait prendre date à l'Académie des sciences, pour cette même idée (par M. de Humboldt. Nous n'avons pu toutefois en retrouver la mention faite dans les comptes-rendus de 1837, 2^e sém., à 1840, que nous venons de parcourir), mais à une époque postérieure à notre date 17. juillet 1837. Nous disons ceci non pour réclamer la priorité sur MM. Weber: il y a de l'honneur, comme du travail, pour tous: ce que nous désirons montrer, et qui est la vérité, c'est que nos travaux, sur ce point, ont été tout à fait indépendants de ceux de ces habiles et intelligents physiologistes allemands.' — Die Herren Weber werden hoffentlich diese Großmuth zu erkennen wissen. — Es ist Ref. unbekannt, wie es sich mit der erwähnten Mittheilung an die Akademie von Seiten der Brü-

der Weber verhält. Mag diese indessen erfolgt sein oder nicht, mag sie erfolgt sein wann sie will: das Buch über die Mechanik der Gehwerkzeuge ist schon 1836 erschienen, in dem Jahre vorher ehe Hr Maissiat eine einzelne Idee daraus als Geheimniß bei der Akademie nieder legte!

Mit dem deutschen Werke ist Hr Maissiat aber unbekannt, er kennt die Weberschen Untersuchungen nur durch dasjenige, was in Müllers Physiologie daraus ausgezogen ist, von welchem Werke Verf. eine Uebersetzung vor sich liegen hatte.

Wenn in diesem Vorgeben so viel Wahres ist: daß Maissiat bei der Deposition jener Note von den Weberschen Untersuchungen noch nichts wußte, daß er ferner bei Niederschreibung der von uns citierten Worte das Publicationsjahr der Weberschen Schrift nicht kannte, so kann man nicht umhin ihn zu bedauern, da er einem bedeutenden Verdachte arger literarischer Freibeuterei und Mystification nicht entgehen kann. Auch würde er dann mit vieler Mühe etwas viel Unvollkommeneres geleistet haben, als wenn er geradezu jene deutschen Untersuchungen den seinigen zum Grunde gelegt hätte. — Daß Maissiat entweder mit dem Weberschen Originalwerke oder auf irgend eine Weise mit seinem Inhalte bekannt ist muß man wohl daraus schließen, daß er sich ein Urtheil über die Arbeit erlaubt, wie man sich es billiger Weise nicht herausnehmen sollte, wenn man etwa nur Auszüge kennt. Außerdem weist noch ein anderer Umstand auf eine Bekanntschaft mit den Weberschen Leistungen hin, welcher dem Verf. keine Ehre macht: daß nämlich einige sehr wichtige Theile der Weberschen Ansicht hier möglichst als gleichgiltig bei Seite gesetzt sind, während unbedeutendern Sachen, welche Verf. als neu vorträgt, eine Wichtigkeit gegeben wird, welche hin und wieder ans Ko-

mische grenzt. — So wird unter andern nur ganz beiläufig die Theorie erwähnt, nach welcher der Luftdruck den Schenkelkopf im Acetabulum trägt, obgleich Maissiat doch sonst gerade sich zur Aufgabe macht diejenigen Verhältnisse hervor zu heben, durch welche physikalische Agentien die Arbeit leisten, welche man früher gewöhnlich ohne Weiteres den Muskeln zuschrieb, und obgleich jene Theorie doch auch durchaus nicht gleichgiltig ist für einen Hauptgegenstand des Verfs, nämlich eben für die Pendelschwingungen. Wenn der Rumpf beim Ruhen auf einem Beine an den Ligamenten oder einem der Ligamente hängt, durch welche Becken und Oberschenkel mit einander verbunden sind, woran hängt denn das Bein während seiner Schwingung? Die Ligamente müssen dann erschlaffen, welche den Rumpf trugen, andere sich spannen; das kann nicht ohne ein Herabfallen des Beines geschehen, es muß sowohl in dem Augenblicke, wo der Rumpf auf das Bein gelangt, als auch in dem, in welchem das Bein zu schwingen beginnt, eine Bogenwindung des Drehungscentrums des Schenkelkopfes im Verhältnis zum Becken Statt finden. Alles dieses wird aber bei der Fixation des Schenkelkopfes durch den Luftdruck vermieden. Hat das Hr Maissiat nicht begriffen? — So ist auch der anatomischen Ursachen, durch welche das Kniegelenk im Zustande der Streckung einer Rotation unfähig ist, während letztere Bewegung bei der Flexion möglich wird, p. 100 sq. ganz kurz aber dabei auf eine Weise gedacht, daß offenbar Maissiat die anatomischen Beobachtungen u. s. w. für sein Eigenthum ausgeben will, während auch gerade hierüber in dem Weberschen Werke eine so schöne Ausführung sich findet. — Daneben ist denn auf einige andere Dinge sehr viel Werth gelegt, wenn auch ihre Bedeutsamkeit zweifelhaft oder gering-

fällig ist, wenn sie nur mit mehr Recht als mehrere Hauptsachen für Eigenthum des Verfs gelten können. So ist derselbe sehr ausführlich über eine gewisse bande ilio - trochantéro - tibiale (wie hier ein Theil der fascia lata genannt wird), und die Declamationen über deren Wichtigkeit werden hin und wieder wirklich komisch. Wir führen eine solche später mehr in ihrem Zusammenhange auf.

Sechs Abhandlungen bilden das Buch: Ier Mém. De la station des animaux. IIe Mém. De la locomotion de l'homme et des animaux. — Essai d'une théorie. IIIe Mém. Vérification de la théorie par les faits observés; généralisations philosophiques. IVe Mém. Essais partiels d'une classification des animaux d'après leurs mouvemens extérieurs et les qualités physiques de l'aliment dont ils se nourrissent. Ve Mém. Sur les fluides élastiques intérieurs et les tissus élastiques des animaux, généralement des êtres. — Ire partie. Exposé général et considérations anatomiques préalables. VIe Mém. Même sujet. — 2e partie. Détails plus explicites. Rapports des mouvements des animaux, ou des fonctions physiologiques, avec l'atmosphère intérieure, l'atmosphère enveloppe, et l'état actuel des tissus élastiques régulateurs des pressions dans les divers milieux de l'économie animale.

Die vier ersten Abhandlungen stehen natürlich in näherer Beziehung unter einander als zur fünften und sechsten, und des Verfs Bemühungen, dem Leser begreiflich zu machen, daß die letzten beiden sich ihrem Inhalte nach den frühern innig anschließen, dürfen wohl für Mehrere als den Ref. unfruchtbar sein.

Im ersten Mém. wird erläutert, wie die Physiologen im Allgemeinen beim Stehen u. s. w. den Muskeln mehr Antheil an der Arbeit zuschreiben

als sie wirklich haben. — Die natürliche Stellung des Menschen sei die auf einem Beine und in dieser die Muskelanstrengung sehr gering. Anspannung von Bändern, Torsion, erhalte den Rumpf auf dem Oberschenkel, den Rumpf und Oberschenkel auf dem Unterschenkel ruhig. [Bis auf Weniges finden sich dann doch dieselben Grundlagen auch bei den Weber, obgleich Maissiat in dem kurzen historischen Ueberblicke am Ende des 3ten Mém. sich sehr absprechend über das äußert, was man bei diesen unsern Landsleuten vermisse, daß sie namentlich eben von der 'Torsion' nichts gewußt hätten!] Hier kommt denn die große Wichtigkeit der bande ilio-trochantéro-tibiale zum Vorschein. Dies ist eine starke Portion der fascia lata, welche von der crista oss. il. aus dem trochanter vorbeilaufend, mit demselben auch durch Sehnen verknüpft, zur tibia geht. Dieselbe wird durch den Glutaeus maximus nach hinten (und oben) gezogen. Nach dem Verf. sollen auch besonders Sehnenbündel an den trochanter gehen um das Vorwärtsgleiten der bande zu verhüten. [Für die Bewegung der fascia auf dem trochanter ist durch einen großen Schleimbeutel gesorgt, besondere Befestigungsfasern habe ich daselbst nicht wahrgenommen]. Dieser bande nun, zugleich mit dem obern Verstärkungsbande des Kapselbandes liegt es ob den Rumpf zu halten wenn derselbe auf einem Beine steht in jener ruhigsten Haltung, bei welcher eine Extremität als Stütze gebraucht, die andere dagegen theils vom Rumpfe selbst, theils mehr oder weniger vom Becken getragen wird, und bei seitlichen Störungen das Gleichgewicht wieder herstellt, indem sie entweder einen Augenblick mehr als Gewicht oder mehr als Stütze wirkt. Findet aber keine Störung Statt, so fällt, wenn z. B. auf dem rechten Fuße gestanden wird, der Schwer-

punct des Kumpfes durchaus nicht senkrecht über den Stützpunkt im Acetabulum, sondern links davon, spannt in dieser Lage die genannten Bänder und wird von ihnen schwebend erhalten. Am Knie ist ein ähnliches Verhältnis, indem hier der höchste Grad von Extension angewandt wird, durch welche dieses Gelenk anfängt einen schwachen Winkel nach hinten vorspringend zu bilden, während der Schwerpunkt der darauf ruhenden Masse vor dem Stützpunkte im Gelenke herabfällt. — Diese Verhältnisse sind im Ganzen recht klar dargestellt; mit Beweisen hat sich der Verf. nicht eben aufgehoben. Freilich hatte er sie auch da nicht nöthig, wo die Brüder Weber ihre genauen Untersuchungen angestellt hatten, welche doch nichts von dem Nutzen der Torsion der Ligamente verstanden haben sollen. — Indem Verf. nun glaubt in dieser Function der Bänder etwas Neues vorzutragen, legt er so hohen Werth darauf, daß er p. 132 sagt: ‘Si maintenant nous faisons un retour sur l’homme, nous pouvons dire, que la prééminence dont nous l’avons vu briller entre tous les animaux, remonte anatomiquement et initialement à la bande il. - tr. - tib.’ Man kann bekanntlich, wenn man die Function der Organe genau kennt, auf eine ähnliche Weise sehr vielen andern die Präeminenz zuschreiben, wie sie hier (mit eben so viel und eben so wenig Recht) einer Sehne zugeschrieben wird.

Will man irgend einem Theile eine Präeminenz ernsthaft zuschreiben, so versteht es sich stillschweigend von selbst, daß das nur das Gehirn sein kann.

Sehr weit ausgeführt hat der Verf. den Grundgedanken, daß die Gehwerkzeuge so eingerichtet sind, daß sie nach physikalischen Gesetzen Bewegungen machen müssen, welche nicht allein beim Gehen einen großen Theil der Arbeit leisten, wenn sie durch

die gehörigen Anstöße in Bewegung erhalten werden, sondern auch unter mehreren speciellern Verhältnissen zweckmäßig wirken. In diesem Sinne werden die Functionen der Beine bei Wendungen, von kurzem oder weiterm Bogen betrachtet. In dem sich der Körper aus der ruhenden Stellung auf einem Fuße in Bewegung setzen will, wird ein Theil der Bewegung schon durch die Schnellkraft der gespannt gewesenen Bänder bewirkt. Verf. rechnet es sich zum besondern Verdienst an, auf die Wirkungen dieser *détente* aufmerksam gemacht zu haben. — Die Arme werden durch die Schwankungen des Rumpfes in Bewegungen gesetzt. [Deren Zweckmäßigkeit beim Gehen in dem Weberschen Buche schon erläutert ist]. Die Arme werden durch eintretende Störungen, welche einen Fall nach vorn veranlassen können, voraus geschleudert. — Der Schenkel krümmt sich bei seiner Schwingung, weil der Oberschenkel für sich genommen eine kürzere Schwingungsdauer haben muß, als der ganze Schenkel. — Die Schwankungen des Körpers werden untersucht und die des Schwerpunktes des ganzen Systemes und seiner Theile einzeln betrachtet. Beim Uebergange des Körpers aus seiner auf einem Beine ruhenden Lage in dieselbe Lage auf dem andern Beine macht der Schwerpunkt eine Lateralschwenkung mit nach oben convexem Bogen. Beim Gehen wirkt dieser Schwenkung eine Ursache (welche für sich allein eine entgegengesetzte Bewegung des Schwerpunktes bewirken müßte) entgegen, wodurch sie schwächer ausfällt. Eine Reihe solcher Elemente wird in einer Tabelle mit den Thätigkeits- und Ruhezuständen der betreffenden Organe zusammen gestellt. Man vermißt manigfach die Beweise für die Behauptungen, die feinen Beobachtungen, deren Mangel neben der Weberschen Schrift so auffallen muß. —

Die Darstellung ist häufig recht glücklich, geistreich. Die Selbständigkeit des Gehirnsmechanismus wird, vielleicht etwas zu prägnant so ausgedrückt (p. 95): 'Ainsi le fond du mouvement ne dépend point de nous, ce sont les lois physiques et l'organisation initialement donnée qui en déterminent le mode, et à nous de le conduire, de nous en servir': — — — — — 'nous sommes, pour ainsi dire, matelots sur notre barque, nous pouvons ramer — — — fort ou mollement, etc. nous disposons de l'aviron, mais les qualités propres de la barque — — lui ont été primitivement données — —.'

In Beziehung auf Schönheit der Bewegung ist theils Gewicht auf die glückliche Vertheilung der Masse an den schwingenden Pendeln gelegt, theils auf die Qualitäten der Bänder, weder zu schlaff noch zu fest.

Ueberall weiß der Verf. Beobachtungen, welche das gewöhnliche Leben ohne Mühe darbietet, recht hübsch für seine Zwecke zu analysieren, während, wie schon bemerkt, die Schärfe des Experimentes ihm abgeht. Darum ist Manches aber recht angenehm zu lesen. So finden wir in den Betrachtungen über die Beziehung der Bewegungsfähigkeit der Thiere zu ihrer Erhaltung Schilderungen der Natur, z. B. eines vom Hunde verfolgten Hasen, seiner Sprünge u. s. w., welche sogleich den Jäger verrathen, als welchen sich Hr Maissiat auch noch an vielen andern Stellen seiner Schrift darstellt, den Jäger, welcher diese Vorgänge oft und mit Vorliebe betrachtet hat. Oft führt den Verf. auch diese Naturschilderung ziemlich vom Zwecke ab. Im Ganzen tritt auch hier wieder die Einseitigkeit der Auffassung gar zu scharf hervor, welche vor dem Gegenstande, mit welchem sie sich gerade beschäftigt, nichts weiter sieht: 'Tout animal a

pour condition première d'existence ses qualités locomotives propres.' Freilich eine sehr verbreitete Bedingung, aber warum die erste? Warum ist das nicht die Sinnenschärfe? Warum nicht die Muskelkraft mehr allgemein, und die Waffen, welche durch diese Muskeln geführt werden? Auch kann der Verf. schon nicht umhin manche Instinkte noch zu Hilfe zu nehmen, welche z. B. die Vögel, welche nicht sehr rasch fliegen, schwach sind und dabei weite Reisen zu machen haben, bei Nacht oder in der Dämmerung fliegen lassen. Eine hübsche Zusammenstellung der Sitten verschiedener Vögel, in dieser Beziehung finden wir p. 159 f. in der Note. Sie schließt mit einer Begeisterung über die Schwalbe: *Mais l'hirondelle tient le plein air, sous le soleil, sous les yeux de tous; l'air appartient à son aile modèle, à sa queue d'évolution instantanée etc.*

Der vierte Aufsatz ist eine Wiederholung vieler Dinge, welche in der systematischen Zoologie bekannt und hinreichend gewürdigt sind. Der Verf. legt hier und da mehr Gewicht darauf und wird dabei auch gelegentlich absurd. Den Bären vertheidigt der Verf. mit vieler Beredsamkeit gegen den Verdacht ein reißendes Thier zu sein, und darum soll seine Stelle im Systeme auch eine andere werden. Folgen wir dem Verf., so werden wir den braunen Bären vom *U. maritimus* zu trennen haben!

Im fünften Aufsatze geht der Verf. darauf aus die Wichtigkeit der Darmgase begreiflich zu machen. Man möchte fast glauben, der Aufsatz sei in Folge einer auf der Jagd gemachten Wette geschrieben. An die früher behandelten Gegenstände knüpft sich der vorliegende an, weil die Elasticität der Baucheingeweide, auf diesen Gasen beruhend, bei der Locomotion wegen der Erschütterungen derselben

wichtig sei! Nachdem im Anfange viel versprochen wird, verliert der Verf. sich am Ende zwischen einer Menge verschiedenartiger Gegenstände. An Paradoxieen und auffallenden Unrichtigkeiten fehlt es nicht: die Gase entwickeln sich aus der chemischen Zersetzung des Darminhaltes, darum sind antiseptische Stoffe so schädlich, z. B. Arsenik!! Die Darmgase verschließen den After (wie das Blut in der Aorta die Valveln am linken Ventrikel); es fehlt nur die Nachweisung der Valvel!

Man kann also das Buch im Ganzen keineswegs loben, wenn auch mehrfach in den Beobachtungen nützlicher Stoff, in den Betrachtungen Anregung zu finden ist.

Bergmann.

Paris.

Arthus Bertrand, éditeur 1843. Voyage en Islande et au Groënland executé pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche commandée par M. Tréhouart dans le but de découvrir les traces de la Lilloise, publié par ordre du roi sous la direction de M. Paul Gaimard. Littérature Islandaise par M. Xavier Marmier. 176 Seiten in Octav.

Der vorliegende erste Theil der isländischen Literaturgeschichte des Hrn Marmier umfaßt die Geschichte der isländischen Dichtung in zwei Kapiteln, von denen das erste vornehmlich die Poesieen der Skalden bespricht, das zweite ausschließlich der ältern Edda gewidmet ist. Schon aus dieser unpassenden Ordnung, nach welcher die ältesten dichterischen Erzeugnisse der größtentheils jüngern Skaldendichtung nachgestellt werden, wird derjenige, welcher mit den deutschen und nordischen Forschungen auf diesem Gebiete vertraut ist, abnehmen

Können, daß der Verf. sich nicht die Aufgabe gestellt hat, eine zeitgemäße genaue und scharfe Charakteristik der altnordischen Poesie zu geben und den Gang, welchen dieselbe seit den ältesten bekannten Zeiten genommen hat, in historischem Zusammenhange darzustellen. Und in der That begnügt sich derselbe hauptsächlich damit in seinem Buche, welches allerdings für ein größeres Publicum berechnet ist, von einigen besonders hervorragenden und bekannten isländischen Poesieen durch Inhaltsangaben und Uebersetzungen eine ungefähre Ansicht zu geben; im Uebrigen wird man sich, abgesehen von der eleganten äußeren Darstellung, durch diese Arbeit wenig befriedigt fühlen, da sich von einem gründlichen Selbststudium wenig oder gar keine Beweise finden und selbst die vorhandenen Hilfsmittel nicht einmahl so benutzt sind, wie es erforderlich war.

Die Abhandlung über die Skalden beschränkt sich auf die Angabe einzelner Namen, die Darlegung der allgemeinsten Grundsätze, der isländischen Verskunst und auf einige Proben von den bekanntesten Dichtungen. Es sind aber mehrere der wichtigsten Poesieen nicht einmahl genannt; wogegen es doch nur als Raumverschwendung anzusehen ist, wenn die Sagen von Starkadhr und Hagbardhr, welche der Verfasser für historische Lebensbeschreibungen hält, dem Saxo nacherzählt werden.

Vollständiger ist das Kapitel, welches über die Sämundscedda handelt. Hier wird doch wenigstens von allen Eddaliedern der Inhalt angegeben und von mehreren die Uebersetzung mitgetheilt. Aber alles Uebrige ist nur die Darstellung bekannter Sachen oder eine unnöthige Polemik gegen längst veraltete und abgethane Ansichten, während die neuesten Untersuchungen nicht berücksich-

tigt sind, und manche Stellen von der Ungründlichkeit und Oberflächlichkeit des Verfassers zeugen. So werden S. 76 alle alten Deutungen des Namens Edda aufgezählt, aber die einzig richtige Erklärung, nach welcher Edda so viel als *avia* ist, wird nicht angeführt. Nach S. 78 finden sich bei Saxo in jedem Kapitel seines Werkes deutliche Spuren (*traces évidentes*) von der *Völuspa*, *Vegtamsquidha* und andern eddischen Gesängen, was Niemand behaupten wird, welcher Saxo gründlich gelesen hat. S. 81 wird es als möglich hingestellt, daß Sämund die Lieder von den Nibelungen in Deutschland gehört und in das Isländische übersezt habe, eine Behauptung, welche schon durch die oberflächlichste Vergleichung der deutschen und nordischen Nibelungensage als unmöglich erscheint. S. 86 wird bei der Aufzählung der Ausgaben und Uebersetzungen der ältern Edda der dritte Band der Kopenhagener Ausgabe und Rasks Ausgabe nicht genannt.

Greifswalde.

Universitätsbuchhandlung 1843 (1844). Codex Pomeraniae diplomaticus. Herausgegeben von Hasselbach, Rossegarten und von Medem. 1. Band, 2. Lieferung. Mit 3 Lithographien. (Vergl. die Anzeige der 1. Lieferung S. 1844, Stück 120 *).

In dieser 2. Lieferung ist die Beschreibung der Copiarien zc. noch nicht geschlossen, sondern mit der frühern Sorgfalt und Vollständigkeit, um nicht Breite zu sagen, fortgesetzt auf S. XXV—XL. Die beschriebenen Copiarien sind: 10 (eigentlich 11, da 5 doppelt stand). Die Matrikel des Klosters Mariensfließ (dürftig; Sec. 15). 11. Der Codex rugianus, angelegt unter dem Fürsten von Rügen

*) Wo S. 1186 Z. 5 der Druckfehler daß statt da s steht.

Wizlav IV (Sec. 14). 12. Codex dipl. Rugianus (Urkunden aus Sec. 13 enthaltend). 13. Die Bamberger Transsumte von a. 1450. 14. Die Glandrianschen Copeien. 15. Die Matrikel der S. Mariencollegiatkirche zu Colberg. 16. Urkunden des Klosters Sarnowiz. 17. Codex Pruthenus (Abschriften Dreger's). 18. Die Matrikel des Jungfrauenklosters Stettin. 19. Diplomatarium Klemptzenianum. 20. Diplomatarium Deminense. 21. (Durch einen Druckfehler mit 12 bezeichnet.) Die Matrikel des Klosters Hiddensee. — Es folgen nun S. 169—344 die Urkunden Nr. 71 bis 144 mit ihren Ueberschriften und erklärenden Anmerkungen wie im 1. Hefte. Die erste, Nr. 71, ist eine schon mehrmahl's abgedruckte Urkunde des rügischen Fürsten Teromar I. vom Jahr 1193. Die 3 nächsten sind von 1194. Nr. 75 und 76 ist eine Urkunde des pommerschen Fürsten Grimislaw von 1198, unter Nr. 75 aus dem Originale im Königsberger Archiv, unter Nr. 76 aus einem Transsumte vom Jahre 1262 in demselben Archive geliefert, nach Abschriften von Voigt. Die doppelte Mittheilung wird gerechtfertigt dadurch, daß das Transsumt eine Ausfertigung der Urkunde enthält, in welcher die ausführlichere Beschreibung der Grenzen des geschenkten Gebietes ausgelassen, dagegen eine Stelle über 4 geschenkte Dörfer hinzugefügt ist: auch sind die Zeugen zum Theil andere. Das abgedruckte *pervisitatores* ist keine glückliche Emendation in den vorliegenden Abdrücken für das *per visitatores*, wie der Hr. Prof. Voigt geschrieben hatte. Durch die ansehnliche Schenkung seiner Burg Stargard in Pomerellen mit Zubehör schließt sich Grimislaw an den Wohlthäter des Hospitals des h. Grabes u. St. Johannes des Täufers zu Jerusalem*), und diese Wohl-

*) Des Johanniterordens, von dem die Schenkung dar-

thäter waren zunächst die 'visitatores dominici sepulchri.' — Nr. 77 u. 78 werden (nach Drezger) um 1200 gesetzt. Nr. 79 ist der Anfang ($\frac{1}{3}$) des Testaments des Erzb. Absalon von Lund um 1200 (1201), aus Langebeck aufgenommen, $2\frac{1}{2}$ Seiten mit den Anmerkungen, die sich meistens nicht auf Pommern beziehen, wegen einer Zeile (Dominae Margarethae duo ciffos Rojanorum Idolorum) Becher der rügischen Götzen betreffend. — Nr. 80 vom Jahre 1200 ist das letzte Stück aus dem 12. Jahrhundert in diesem pommerschen Urkundenwerke, welches im Ganzen 69 Nrn. aus diesem Jahrhunderte gibt. Die 64 Stück Nr. 81 bis 144 sind aus den Jahren 1201—1223. Der Urkundenvorrath wächst also auch in Pommern im 13. Jahrhundert ansehnlich, und derselbe wird noch viel mehr wachsen in den folgenden Jahrhunderten, so daß es nicht nöthig sein wird, fremde Urkunden heran zu ziehen, die Pommern wenig angehen, ja daß es, selbst bei bedeutender Geldunterstützung, kaum möglich sein wird, den ganzen pommerschen Urkundenschatz des 13., 14. und 15. Jahrhunderts so vollständig zu veröffentlichen und in gleicher Weise zu commentieren. Daß in einem solchen Sammelwerke auch die ungedruckten Urkunden mit aufgeführt werden, welcher man nicht habhaft werden konnte, deren Inhalt man aber aus Citaten kennen lernte (Nr. 91. 112. 113. 124), tadeln wir nicht, wenn die Herausgeber darin sich der Kürze befleißigten; daß aber (um hier nur von der 2. Lieferung zu sprechen) Urkunden wie Nr. 115. 116. 117, auch wie 119—123, vollständig in einen Codex Pomeraniae aufgenommen wurden, verdient offenen Tadel; denn die erstern sind preussische Urkunden, und als solche auch bereits gedruckt, die letztern beauf (durch Tausch?) in den Besitz des deutschen Ordens in Preußen kam.

treffen den Cistercienserorden im Allgemeinen. Wollte man das Verfahren der Herausgeber überall, oder wir wollen nur sagen in allen preussischen Provinzen nachahmen: welche Wiederholungen, welche Verschwendung von Zeit und Geld! — Mögen die Herausgeber in den folgenden Lieferungen sich einschränken lernen. Der Patriotismus wird sie da weniger nöthigen, die Armuth des Landes an werthvollen Urkunden durch Zusammenraffen fremden Gutes zu verdecken, und die Bogen mit unnöthigen Worten und unwichtigen Dingen zu füllen, die ein strenger Recensent Quisquilien nennen könnte. Dahin gehören die Varianten s c h l e c h t e r A b d r ü c k e oder Abschriften solcher Urkunden, die in dem Werke selbst nach den Originalen gegeben werden, und sonst noch Manches. — Wir verkennen ungeachtet der Bemerkungen, wozu wir uns genöthigt sahen, das Gute nicht, was auch in dieser 2. Lieferung der Fleiß der Herausgeber uns geschenkt hat, und danken ihnen dafür. Auf Einzelnes einzugehen und darüber ausführlicher zu sprechen, erlaubt die Natur dieser Blätter nicht; doch möchten wir fragen, warum Hr. H. die lateinischen Verse S. XXVI 'bloße Scheinverse' nennt? Es sind wirkliche Verse, freilich schlechte, aber Verse im Charakter ihrer Zeit. — Die dieser 2. Lieferung beigegebenen Steindrucktafeln enthalten: Tafel F Schriftproben zweier Urkunden von 1203 und 1205, G Siegel von 1) Bogislaus II. 2) Casimir II. 3) Bischof Sigwin. 4) Propst Conrad zu Camin, alle vom Jahre 1214. H Siegel von 1) Casimir II. 1214, 2) Bischof Sigwin 1216, 3) Capitel zu Camin 1216. Von diesen Siegeln sind 5 mit unvollständigem Rande, und dazu gehören beide Abbildungen des Siegels von Casimir II., das erste Mal nach einem Breslauer, das zweite Mal (besser) nach einem Schweriner Originalabdrucke. G. G. F.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

100. Stück.

Den 23. Junius 1845.

Ἐν Ἀθήναις,

ἐκ τῆς τυπογραφίας Κωνσταντίνου Γκάροπλα,
1841. Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσὸς ἢ ἀπάν-
θισμα τῶν ἐκλεκτοτέρων ποιήσεων τῆς ἀνα-
γεννηθείσης Ἑλλάδος. Ὑπὸ Κωνσταντί-
νου Ἀλ. Χαντσερῆ. ζ' und 382 S. in Octav.

L e i p z i g.

Verlag von Leo 1844. Neugriechische Antho-
logie. Original und Uebersetzung. Herausgegeben
von Dr Theodor Kind. Erstes Bändchen. XVI
und 180 Seiten in Octav.

M a n n h e i m.

Verlag von Bassermann 1844. Das Volksle-
ben der Neugriechen, dargestellt und erklärt aus
Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten zc., nebst
einem Anhang von Musikbeilagen und zwei kriti-
schen Abhandlungen von Dr D. H. Sanders.
XII und 358 Seiten in Octav.

So friedlich die Titel dieser drei Sammlungen

neugriechischer Poesien hier neben einander stehen, so schwer möchte es halten unter den drei Herausgebern Frieden zu stiften. Hr Kind hat sich in den Jahrb. für wissenschaftliche Kritik über die (1842) von den Herren Sanders und Oppenheim heraus gegebenen neugriechischen Volks- und Freiheitslieder, bei unbefangener Anerkennung des Guten, auch einige tadelnde Bemerkungen erlaubt. Dafür nennt Hr Sanders in einer seinem 'Volksleben der Neugriechen' zc. angehängten Antikritik jene Recension eine 'kindische' und bedient überhaupt den Gegner mit einer Polemik, deren Witz durch Heraushebung der pikantesten Stellen zu charakterisieren wir uns hier versagen müssen, die ihm selbst jedoch, nach ihrer weiten Ausspinnung zu schließen, sehr wohlgefällt. Vor dem Herausgeber des neugriechischen Parnass aber dürfen, in Betracht seines in der Vorrede, wie in der Auswahl der Gedichte sich beurkundenden Fremdenhasses, jene beiden Schriftsteller trotz ihres Philhellenismus schwerlich Gnade finden.

Hr Chantseris erzählt in der Vorrede, wie geringschätzig Neuserungen eines deutschen Buchhändlers (*ἀνιδεος Πάραρος*) und eines französischen Officiers über das griechische Volk, namentlich über den vermeinten Mangel einer neugriechischen Poesie, ihn zur Herausgabe seiner Blumenlese bewogen, besonders um den Europäern zu zeigen, daß das erst gestern zur Selbständigkeit erwachte Griechenland allerdings eine Literatur besitze und sich auch bereits eine poetische Sprache geschaffen habe, während Frankreich es erst nach 400jährigem Ringen, im 16. Jahrhundert bis zu seinem Malherbe, dem Schöpfer seiner Poesie gebracht. — Hr Chantseris verbreitet sich hierauf mit großem Phrasengeräusch über die Verdienste

der neugriechischen Dichter, deren nach seinem Urtheil vorzüglichste Leistungen er in der vorliegenden Blumenlese zusammen gestellt. Nun dürfen wir es freilich mit dem Worte ἀπάνθισμα hier nicht allzu genau nehmen, sondern müssen manche gar duft- und farblose Pflänzchen, nur weil sie exotisch und noch dazu auf 'klassischem Boden' gewachsen sind, mit deutscher Genügsamkeit für Blumen gelten lassen, analog wie der mäßige Grieche so manches nur ihm genießbar scheinende Unkraut mit dem allgemeinen Namen λάχανον beehrt und froh verspeißt. Sind es doch auch in der alten Anthologie nicht bloß Rosen, Lilien und ihnen ebenbürtige Blumen, die uns entgegen duften, und enthält doch auch das uns hier gebotene Sträußchen wenigstens einzelne Knospen und Blüten, aus deren lieblicher Frische und Fülle wir die tröstliche Gewisheit schöpfen, der Boden, der sie erzeugt, vermöge wohl noch edlere Gewächse zu zeitigen. Die Gedichte zwar, die einen großartigern Aufschwung und besonders eine originellere Entfaltung der neugriechischen Poesie am sichersten zu verbürgen schienen, die herrlichen Volks- und Klephtengesänge sind in Hr Chantseris Sammlung fast gar nicht vertreten, da es ihm nicht sowohl um Zeugnisse für die hohen geistigen Anlagen seines Volks zu thun war, als um Belege des dermaligen Standes seiner geistigen Kultur, die leider nicht so befriedigend ausfallen. Wir finden von jener Gattung im neugriechischen Parnas nur das bekannte Klephtenlied vom Olymp, hier mit der nicht sehr passenden Ueberschrift: Ὁ ἐπαναστάτης τοῦ Ὀλύμπου, und der pretiösen Unterschrift: Ποιητῆς ὁ ἑλληνικὸς λαός. Es steht seltsamer Weise unter der Classe von Dichtungen, die Hr Chantseris als thyrtsäische bezeichnet, wie

wir denn überhaupt hinsichtlich seiner Classification bemerken müssen, daß er sich des Talents einer Glycerion auch im Anordnen der Blumen nicht rühmen darf. Er theilt seine Anthologie in lyrische, erzählende, beschreibende, philosophische und moralische, rhetorische, erotische (anakreontische und sapphische), bakchische, tyrtäische, satirische, heroikofomische, hero-elegische, elegische und dramatische Dichtungen, welche letztere in komische und tragische Scenen zerfallen. So willkürlich und unhaltbar diese Eintheilung an sich ist, so willkürlich und inconsequent verfährt der Herausgeber bei der Vertheilung der ausgewählten Gedichte unter die verschiedenen Classen. So findet man z. B. ein paar Kampfschilderungen aus dem *Erotókritos* unter den beschreibenden Gedichten und eine andere, die sich in nichts Wesentlichem von jenen unterscheidet, unter den rhetorischen. Unter letztere Rubrik gehören freilich streng genommen die meisten der mitgetheilten Dichtungen. Nur aus verhältnismäßig wenigen weht uns der erquickende Hauch echter, dem Herzen entströmender Poesie entgegen, während die meisten, bei aller rühmend anzuerkennenden Formvollendung und einer in andern Sprachen wohl kaum zu erreichenden Melodie der Verse, doch auf die Dauer mit dem leeren Geräusch des *χαλκός ἤχων καὶ κύμβαλον ἀλαλάζον* das Ohr ermüden, da ihr Inhalt selten die Seele zu erwärmen vermag. Ueberhaupt herrscht in der neugriechischen Poesie etwa dasselbe Verhältniß zwischen *μοῶση* und *ῥήγη*, wie es uns im materiellsten Sinne die äußere Erscheinung des Landes darbietet. Entzückt hängt der Blick des Fremden, der sich den Küsten Griechenlands nähert, an den herrlichen Umrissen der Berge, die die Aussicht begrenzen, und weilt mit Wohlgefallen auf den weißen

Mauern der Städte und einzelnen Häuser, die ihm aus der Ferne vielverheißend entgegen glänzen. Bald aber erregt der gänzliche Mangel des saftigen Grüns der Wälder, deren Schatten ihn in der Heimath wohlthuend umfing, in seiner Seele ein unheimliches Gefühl der Leere und des Mißbehagens, das weder die schönen Bergformen noch der heitere Himmel auszugleichen vermögen, und das noch wächst, wenn er, näher gekommen, in den von weitem so einladend schimmernden Häusern rohe, ärmliche Hütten erkennt, so öde und unfroh im Innern, wie die erstorbene Pflanzenwelt draußen auf Berg und Ebne. So lauschen wir freudig und erwartungsvoll den Tönen der Sprache Homers und Pindars — denn das ist sie, wie unser Deutsch die Sprache der Nibelungen —, die wir in den Liedern der neugriechischen Dichter vernehmen, und erbauen uns an Versformen, die uns in dieser Sprache an Anakreon und Aristophanes erinnern. Bald aber vermiffen wir den Reichthum und die Ursprünglichkeit des Gedankens, die Unbefangenheit der Empfindung, vor Allem die ungetrübte göttliche Heiterkeit des Geistes, die uns aus den Werken der alten Sänger von Hellas so wunderbar ansprechen, Eigenschaften, die in den meisten Dichtungen der neuesten durch eine eben so wortreiche als inhaltlere, fast nur in leidigen Abstractionen sich bewegende und bei allem Schwulst nicht selten zu versificierter Prosa herabsinkende Rhetorik und eine unstäte, den Mangel eigener Schaffungskraft nur zu deutliche beurkundende Nachahmungsfucht ersetzt wurden, welche letztere sich besonders in unbeholfenen, oft wahrhaft caricaturmäßigen Copien des modernen europäischen 'Weltschmerzes', mithin des directen Gegensatzes des alten heitern Griechengeistes, gefällt.

Rühmlich anzuerkennen ist allerdings die männliche Gesinnung, das redliche Ringen und Streben der meisten neugriechischen Dichter, so wie vor Allem die Begeisterung für Freiheit und Volkswohl, wovon die besten Dichtungen der bedeutendern unter ihnen durchdrungen sind und die sich namentlich nach Hrn Sanders Ausdruck (S. 291) als der rothe Faden durch alle Gedichte des begabtesten, Alexander Sutsos, schlingt. Nur Schade, daß dieser 'rothe Faden' (den also ein berühmter Kritiker aus der Bildersprache der deutschen Kritik vergebens als allzu abgenutzt endlich beseitigt zu sehen wünschte) statt der echten Perlen der Poesie meistens nur allgemeine Freiheitsphrasen an einander reiht und ohne alle concreten Beziehungen, ohne eine Spur jenes streng nationalen Gepräges, das eben den vorhin erwähnten Aephtenliedern einen so unwiderstehlichen Reiz verleiht, sich oft so dissolut ins Breite zerfasert, daß er an jene Schilderei des rothen Meeres erinnert, wo man nur das rothe Meer, das heißt eine scheckig roth überpinselte Wand sah, aber weder die Kinder Israel, weil sie bereits durchgegangen, noch Pharaon mit seinem Heer, weil die bereits ertrunken waren. Und doch steht es fast noch übler mit den Dichtungen, worin besondere Zustände und Ereignisse auf volksthümliche Weise gefeiert werden sollen, denn hier vermögen die neugriechischen Dichter nicht einmahl mit der ungeschminkten Poesie der Geschichte gleichen Schritt zu halten. So beginnt z. B. eine Hymne auf den Geburtstag der griechischen Freiheit in der, *Κιθάρα* betitelten, Sammlung patriotischer Dichtungen von Panagiotis Sutsos mit den Worten: 'Wir haben heute den fünfundzwanzigsten März, wenn ich nicht irre', und diese Worte werden als besonders effectvoll in dem Gedichte,

dessen ganzer Inhalt dem Anfange entspricht, noch drei oder viermahl wiederholt. Ungefähr eben so poetisch ist desselben Dichters Gespräch in Elysson, worin die Geringsfügigkeit der Einwohnerzahl, Streitkräfte etc. des neuen Griechenlands dem alten gegenüber, katastermäßig abgehandelt wird; und seines Bruders Alexander, übrigens sehr lobenswerthe Erinnerung an die Zeiten, wo die (bei Namen aufgezählten) gelehrten Auserwählten des griechischen Volks in Göttingen und Pisa und auf den Universitäten an der Seine und an der Themse aus dem Borne der Weisheit schöpften*). Weit vorzüglicher als alle diese Elegien und die ernst gehaltenen Freiheitslieder eines Kalvos, Salomos, Rhangawis und der Brüder Sutsos scheinen uns die Dichtungen, worin die socialen und politischen Gebrechen der Zeit, zunächst die der Gegenwart Griechenlands mit den Waffen der Satire bekämpft werden. Hr S. stellt als den Koryphäus dieser Gattung M. Sutsos hin, der in seinem Panorama von Griechenland (2 Bde 1831 und 1833) gegen die Tyrannei Kapodistrias und seiner Anhänger und gegen die mannigfachen Uebelstände der spätern Zeit zu Felde zog und der bei Vielen seiner Landsleute noch jetzt für den neugriechischen Juvenal gilt. Doch kann man seine eigene bescheidene Aeußerung im zweiten Theil des Panorama (Chantseris S. 53), 'daß er mit schwachen, ungeübten Händen zuerst das Geschloß der Satire probiert habe und bessern Dichtern einen bessern Erfolg auf der von ihm eröffneten Bahn wünsche,' immerhin, wenn es auch nicht so ernstlich damit gemeint sein sollte, als

*) — *λόγιοι τοῦ γένους μας λογάδες*

*Εἰς τὰς σχολὰς συνέτρεχον τῆς Γκέντιγγας, τῆς Πίζας,
Καὶς τὰ πανεπιστήμια τῆς Σένας καὶ Ταμίνας.*

wohlbegründet gelten lassen, und nach einigen von Gh. mitgetheilten politischen Satiren neuester Zeit hat sich in ihrem Verfasser, Theodor Orphanidis, bereits ein Dichter gefunden, der jenen Wunsch Alexanders verwirklicht, indem er mit mehr Glück in der strengen kaustischen Weise Barbier's, als jener in der leichten, tändelnden Manier Béranger's sich versucht. Orphanidis bekämpft in seinem *Τοξότης* die Mängel der dem Ausstande vom 15. September vorhergegangenen Verwaltung mit einer Rückhaltlosigkeit, die trotz der Pressfreiheit in Gh. zu Auslassungen veranlaßt, die sich wie Censur-lücken ausnehmen. — Aus gleichem Grunde, wie die Satiren, nämlich als Schilderungen wirklicher und eigenthümlicher Zustände, zählen wir die komischen Scenen aus Al. Soutsos' *Ασωτος* zu den beachtungswerthesten Stücken der Gh.'schen Sammlung, wiewohl sie der Form nach nur schwache, zum Theil rohe Nachbildungen Molière's sind und in dieser Hinsicht des Dichters, dem Charalambos in den Mund gelegter Ausdruck der Zufriedenheit mit seinem eignen Witz: *Νὰ κωμῳδία ζωντανή ... τὸν Μολιέρο τι θέλω;* doppelt naiv heraus kommt. Origineller als diese Scenen von Soutsos, wenn auch in technischer Hinsicht ihnen noch nachstehend, schien uns das Lustspiel *ὁ τυχοδιώκτης* von Churmussis, worin sich lange vor der Septemberrevolution die damals vorherrschende Leidenschaft der Griechen, ihr Fremdenhaß, in der schlagendsten Form, in der der Verspottung, Luft machte.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

101. 102. Stück.

Den 26. Junius 1845.

Athen, Leipzig und Mannheim.

Fortsetzung der Anzeige dreier neugriechischen Gedichtsammlungen von Chantseris, Kind und Sanders.

Bei des Herausgebers entschiedner Sympathie mit dieser Gesinnung ist es zu verwundern, daß der Parnas aus jener zu ihrer Zeit Epoche machenden Komödie keine Proben enthält. Die ersten Spuren echt komischer Kraft finden sich, nicht in dramatischer sondern in epischer Form, in einem ältern Gedichte von Rhisos Nerulos, *νοῦνας ἀσπασίη*, worin das eigennützig und ränkevolle Treiben der frühern Phanarioten mit grellen Farben geschildert wird und woraus Ch. unter den 'heroikokomischen' Dichtungen einige Bruchstücke mittheilt. Eben dieser Rhisos, ehemahls Minister in der Walachei und später in Griechenland, schrieb auch eine ziemlich frostige Komödie zur Verspottung der freilich übereilten Sprachreinigung, wie sie einige Schüler Korais' beabsichtigten, und zwei noch frostigere Tragödien, Aspasia und Polyxena, welche durch die sich unwillkürlich dabei aufdrängende

Vergleichung mit Sophokles und Euripides noch ungenießbarer werden, die indessen immer noch als Meisterwerke erscheinen, wenn man sie mit den von Gh. reichlich ausgebeuteten Nachwerken des Joh. Sabelios (*Ζαμπέλιος*) zusammen hält, eines Poeten, der die dankbarsten Stoffe, wie den Brudermord Timoleon's, den Fall von Byzanz und die Verschwörung des Rhigas im leichtesten Gallimatias und, was im Griechischen doppelt unverzeihlich, in holprigen, dem Ohre widerstehenden Versen verdirbt. Hoch über diese traurigen Tragiker erhebt sich allerdings P. Sutsos in seinem *Ὀδοπόρος* und seinem *Μεσσίας*, über die Brandis (Mittheilungen über Griechenland III.) ein sehr nachsichtiges Urtheil fällt, die aber gleichwohl von jenen der neugriechischen Poesie überhaupt anhaftenden Mängeln durchaus nicht frei sind. Das Höchste im Drama scheint uns nach allen bis jetzt vorliegenden Proben Alexander Rhangawis geleistet zu haben, dem, bei warmer und tiefer Empfindung und nicht geringer dichterischer Regsamkeit, nur das Erbübel der meisten neugriechischen Sänger, unsägliche Breite, zur Last fällt, und bei dem daher auch die vollendetste Harmonie der Verse, verbunden mit einer nur allzu ängstlich hellenisirenden Reinheit der Sprache, zur ermüdenden Monotonie wird. Auch von ihm gilt, was Gh. in der Vorrede (S. 8) von Vinzenz Kornaros, dem Verfasser des *Ερωτόκριτος* sagt: *Εἰς τὸ ποιημᾶ του ἀπαντῶνται τεμάχια ὑψηλῆς ποιήσεως, ἄξια τοῦ Ὀμήρου καὶ τοῦ Αἰσχύλου, τὰ ὅποια ὁμῶς πνίγονται εἰς τὸν καταρῶακτὴν τῆς πολυλογίας του.* In seinem Trauerspiel *Phrosyne* verewigt Rhangawis das Schicksal einer auf Ali Pascha's Befehl ertränkten griechischen Jungfrau, der Geliebten eines Sohnes jenes Ty-

rannen, und liefert so, ohne es zu wissen, ein Seitenstück zu Graf Lörring's weiland hochgepriesener Agnes Bernauerin, das wenigstens hinter diesem jetzt glücklicherweise vergessenen Ritterspectakelstück nicht zurück bleibt. Bei Gh. finden sich mehre Bruchstücke aus jenem Trauerspiel, eins u. a. mit der Ueberschrift: *Ἰσοὺς φέρων εἰς τὸν θάνατον τὴν ὡραίαν Εὐφροσύνην τῶν Ἰωαννῶν*, was ungefähr so heraus kommt, als läse man in einer Anthologie aus dem Sophokles den 'Monolog der schönen thebanischen Prinzessin Antigone, ehe sie sich erhängt.' Weit über jenen ersten dramatischen Versuch, der durch einen sehr naiven Dialog über den Gegensatz der classischen und romantischen Schule eingeleitet wird, erhob sich Rh. in seinem spätern Drama *ἡ Παράμυθη* (der Vorabend), welches nicht, wie Hr Kind (neugriech. Anthol. S. 176) irrthümlich bemerkt, die Zeiten unmittelbar vor dem Ausbruch der griechischen Revolution, sondern die Verschwörung des Rhigas im Jahre 1798, und einen damit in Verbindung stehenden, aber rein erdichteten Aufstand der Griechen unter Phloros, einem Emisär des Rhigas, zum Gegenstande hat. Dies Drama, bei dem sich der Einfluß Schillers auf keiner Seite verkennen läßt, ist reich an herrlichen, wahrhaft ergreifenden und auch den höhern Anforderungen der Kunst genügenden Stellen und würde für ein Meisterwerk gelten können, wenn der Verf. sich nicht scheute, es auf die Hälfte seiner dermaligen Ausdehnung zu reducirern. Nur gewinnen könnte es auch durch größere Annäherung an die Rede-weise des Volks, dem es jetzt durch zahllose, dem gemeinen Mann wohl noch größtentheils unverständliche Hellenismen entfremdet wird. Ungern vermisten wir darin Wörter, die, wenn auch nicht

classisch, doch durch ihre historische Bedeutsamkeit nicht bloß in Griechenland, sondern in ganz Europa einen guten Klang gewonnen haben. So ist z. B. der schöne Ehrenname des Braven, *Παλλήναριον* *), sorgfältig vermieden und durch das altgriechische *Γενναῖος* ersetzt worden, wobei den Waffengenossen oder den Söhnen und Enkeln eines Botsaris und Karaiskakis unmöglich die Seele schwellen kann, wie bei jenem durch tausend siegreiche Kämpfe geweihten Worte, das man nun als barbarisch ausmerzen will. Die im Parnas abgedruckten Stellen aus der *Παραμονή* gehören als patriotische Betrachtungen über den Zustand der Griechen und über das, was dem Volke noth thut, z. B. über die Entfernung der Priester vom weltlichen Regiment, zu den besten, wenn gleich hinsichtlich ihres poetischen Werths zu den schwächern Theilen des Drama. Hr Kind gibt daraus nur eine dialogisirte Schilderung des Parnas beim Sonnenaufgang, die er aber nicht als Dialog, sondern in der Form eines einfachen Gedichts mittheilt und die sich eben so bei Chantseris findet, und Hr Sanders kennt den zweiten Theil der Gedichte von Rhangawis überhaupt nicht. Unter den darin enthaltenen Dichtungen verdient nächst jenem Drama ein Epos in fünf Gesängen, *ὁ Λαοπλάτης*, die meiste Beachtung. Der Held desselben ist der montenegrinische Mönch Stephanos, einer der vielen falschen Peter III., welche die Regierung der Mörderin dieses unglücklichen Fürsten beunruhigten. Der Dichter entwirft darin von der gepriesenen Semiramis des Nordens, die er eine *ἄσχημονοῦσα Φρύνη* nennt, ein eben so wahres

*) Diese Diminutivform des altionischen *πάλλης* kommt in der heutigen Bedeutung schon im *Chronicon Alexandrinum* vor.

als abschreckendes Bild, erzeugt aber dabei offenbar ihrem blödsinnigem Gemahl und Schlachtopfer zu viel Ehre, wenn er ihm nachrühmt, er habe Rußland *μὲ ἰδιώτου ἀρετὰς καὶ φρένας κυβερνήτου* beherrscht, man müßte denn das Wort Idiot im französischen Sinne nehmen. Ein Hauptzweck dieses Gedichts ist, Griechenland vor den lockenden Vorspiegelungen seines mächtigen nordischen Glaubensgenossen, die ihm von jeher nur zum Verderben dienten, zu warnen. Dabin deutet schon das Motto: ‘Sic notus Ulyxes?’ Setzt freilich möchte solche Warnung kaum noch nöthig sein, da seit den Ereignissen der letzten Jahre auch dem kurzichtigsten Griechen über die wahren Absichten Rußlands die Augen müssen aufgegangen sein. — Ein eben so kühner und freisinniger Geist, wie in Rh.’s dramatischen und epischen Dichtungen, athmet auch in seinen kleinern unter den Ueberschriften *Δημοτικά* und *Λύρα* gesammelten lyrischen und romantischen Productionen, worin der Dichter überdies eine noch größere Gewandtheit im Versbau bei einer in neugriechischen Gedichten überraschenden Manigfaltigkeit der Versformen bethätigt. Insbesondere gilt dies von mehreren dem Original treu nachgebildeten Bearbeitungen deutscher Gedichte, worunter namentlich eine Uebersetzung von Göthes Erlkönig (*ὁ Βουρκόλακας*) Erwähnung verdient. Auch in fremden Sprachen bewegt sich der griechische Dichter mit großer Leichtigkeit, wie dies mehre im zweiten Theil seiner Werke enthaltene französische Oden und Lieder und seine zwar nichts weniger als meisterhaften, doch in ziemlich fließender Sprache und erträglichen Versen abgefaßten deutschen Uebersetzungen einiger Satiren aus H. Sutsos ‘*Πανόραμα*’ beurfunden. Was dagegen seine aus lauter Dak-

tylen bestehenden Hexameter betrifft, so müssen wir dem Verdammungsurtheil, welches Hr Sanders (S. 295) darüber fällt, völlig beistimmen. — Für einen der bedeutendern unter den jüngsten neugriechischen Dichtern erklärt Hr Kind den Syrioten Joh. Karasutsas, dessen in der neugriechischen Anthol. S. 134 mitgetheilte *Πανελληνία* allerdings von kräftiger patriotischer Gesinnung zeugen, dabei aber leider, wie andere in Chantseris Parnas abgedruckte Gedichte von ihm, in einer allzu gespreizt declamatorischen, affectiert hellenisierenden Sprache verfaßt sind, um den griechischen Leser in gleichem Maße, wie einst die glühenden Schlachtgesänge Rhigas, deren Sprache jetzt für barbarisch gilt, zu ergreifen. Jedes Gedicht von ihm ist eine Aufeinanderhäufung allgemeiner und uns wenigstens ziemlich abgedroschen scheinender Redensarten, jede Zeile, mag er nun klagen oder jubeln, ein *opus operatum*, und bei einer von Ch. mitgetheilten Herbstelegie über den Tod seines Freundes können wir den Dichter weniger wegen dieses Verlustes bedauern, als wegen seines Wunsches, man möge (mit Uncialbuchstaben) auf sein und seines Freundes Grab schreiben: ‘Die Freundschaft des Damon und Pythias.’

Es würde uns zu weit führen, wollten wir jeden Dichter, dem Hr Chantseris eine Stelle in seiner Blumenlese gegönnt, näher charakterisieren. Als des Vorzüglichsten unter den von ihm ausgewählten Musterstücken sei daher nur noch einiger Fragmente aus dem *Περιπλανώμενος* des A. Sutsos gedacht, wovon sich bei Brandis a. a. D. ein ziemlich vollständiger Auszug findet, so wie einer Episode aus Dionys Salomos’ poetischer Erzählung *Lambros* in achtzeiligen Stanzeln, die Hr Ch. in jämmerlicher Verstümmelung, Hr S.

aber vollständig und mit einer trefflichen Uebersetzung mittheilt. Wir nennen diese Spukgeschichte als das einzige uns bekannte Gedicht, worin die Manier Victor Hugo's bei den, die Koryphäen des alt- und neufranzösischen Parnasses so eifrig ausbeutenden neugriechischen Dichtern ihre Vertretung findet. — Aus dem Erotokritos finden sich mehre Bruchstücke, die aber Hr. Ch. von einem seiner Freunde, einem 'bewährten Poeten' (*δοκιμος ποιητής*), wie er selbst sagt, dermaßen hat verarbeiten, d. h. castrieren lassen, daß z. B. die Geschichte des kretischen Fürsten Charidimos, eine merkwürdige Parodie der Geschichte des Kephalos und der Prokris und wohl die anziehendste Episode des ganzen Gedichts, zu einer völlig unbedeutenden Erzählung von einer halben Seite (S. 76) zusammen geschrumpft ist. Daß dies Gedicht trotz seiner Weiterschweifigkeit nicht so tief gestellt zu werden verdient, wie Leake in seinen *Researches in Greece* es thut, versuchten schon Zen und Andre darzuthun, und noch vollständiger würde durch eine gute Uebersetzung dieser Zweck erreicht werden. Beflagenswerther jedoch, als die Geringschätzung des Erotokritos, ist die unbegreifliche Gleichgiltigkeit, womit alle Sammler neugriechischer Gedichte von Fauriel bis auf die Herren Chantseris, Rind und Sanders, bei fast übertriebener Aufmerksamkeit auf die unbedeutendsten Fegen jedes Volksliedes, die vielen im Volksdialekt geschriebenen griechischen Gedichte ignorierten, die schon zu Du Cange's Zeit auf der Pariser Bibliothek moderten und wovon dieser Gelehrte in seinem *Glossarium mediae et infimae Graecitatis*, außer zahllosen linguistischen Belegstellen daraus, ein vollständiges Verzeichniß mittheilt. Sicher würde man aus den poetischen

Klagschriften des Ptochoprodromos *) über seine Armuth und gegen seinen Abt, aus des Emanuel Georgillas Geschichte der Pest zu Rhodos (*Θαυατικὸν τῆς Πόδου*), aus dem historischen Gedichte eines Griechen über die Niederlage der Ungern bei Barna, aus den romantischen Erzählungen der Abenteuer des Libyströs und der Rhodamne, der Geschichte des Römers Belthandroß, den versificierten Historien vom Alexander und vom Belisar und vielen andern jener, seit Du Cange, also seit etwa anderthalbhundert Jahren, vielleicht von Niemand angesehenen Handschriften ein treueres und lebensvolleres Bild des mittelalterlichen Griechenlands und insbesondere des damaligen Standes seiner geistigen Bildung gewinnen, als aus der gesammten bibliotheca Byzantinorum. Eine der wichtigsten und interessantesten der von Du Cange nach dem Manuscript allegierten historischen Dichtungen, die Chronik der Kriege der Franken in Morea im 13. Jahrhundert, veröffentlichte in neuester Zeit als ein Seitenstück zu der provençalischen Chronik des Ramon Muntaner der um die Aufhellung eines Theils der byzantinischen Geschichte hochverdiente Buchon, und von der als Pendant zur nordischen Thierfabel und wie diese als versteckte Satire auf den Clerus beachtenswerthen Geschichte vom Esel, Wolf und Fuchs, die in Venedig als Volksbuch unzählige Male aufgelegt wurde, besorgte Jacob Grimm einen Abdruck mit vorausgeschickter epitomatischer Uebersetzung in seinem Sendschreiben an Lachmann über Meineke Fuchs. Als besonders merkwürdig durch seinen Gegenstand nennen wir von den Pariser Handschriften noch

*) Nach Du Cange (l. c. p. 955 und ind. auct. p. 32 et 62) identisch mit dem byzantinischen Erotiker Theodor Prodromos.

ein Klaglied über Konstantinopels Fall (*Θρήνος τῆς Κωνσταντινουπόλεως ἠχμαλωτισμένης*), woraus Du Gange 62 Verse einzeln anführt und das sich, aus dem Inhalt einiger derselben zu schließen, wiewohl sich kein einigermaßen zusammenhängender Theil des Ganzen daraus herstellen läßt, einem durch mehrfachen Abdruck bekannten kürzern Trauerliede über denselben Gegenstand an historischem und poetischem Interesse mindestens an die Seite stellen kann.

Mit dem letzterwähnten kürzern *Θρήνος*, der zuerst bei Fauriel abgedruckt steht, eröffnet Hr Kind den ersten Abschnitt seiner Anthologie, die historischen Volkslieder. Charakteristisch für den Geist der damaligen Griechen ist es, daß darin nicht von dem Untergange des Reichs und der Knechtschaft des Volks die Rede ist, sondern von der heiligen Sophia und ihren Glocken und Glöcklein, und von der heiligen Mutter Gottes und ihren weinenden Bildern. Unter den übrigen historischen Liedern bei Kind, wovon die meisten sich schon bei Fauriel finden, scheint uns das letzte, welches den Tod des (1825) bei Navarin gefallenen Hydrioten Tsamados feiert, den Vorzug zu verdienen.

Ueber die Klephtengesänge bei Kind ist eben nichts zu sagen, da die bedeutendsten darunter aus Fauriel entlehnt, mithin als bekannt vorauszusetzen sind. In den beiden schönsten (*ἡ βοή τοῦ μνημιατοῦ* und dem bekannten Olympsliede) finden sich Zusätze und Veränderungen, wodurch die Gedichte eher verloren als gewonnen haben.

Eben dies gilt von einigen Liedern des folgenden Abschnitts, die Hr Kind nach Fauriel als romantische (*πλαστὰ τραγούδια*) bezeichnet. Doch verdient der verstorbene Ulrichs Dank, diese Vari-

anten gesammelt, und die Herren Kind und Sanders, sie in ihre Blumenlesen aufgenommen zu haben, da sie zur Bestätigung des Umstandes dienen, daß alle jene Lieder fast unbewußt aus Geist und Gemüth des Volkes hervorquellen, im Munde desselben leben und beinahe jeder Tag sie sich vermehren und umgestalten sieht, wie schon Thiersch in seiner trefflichen Abhandlung 'über die neugriechische Poesie' (S. 33) bemerkt. Eine Hauptrolle und gewissermaßen die der alten *Εἰμαρμένη*, spielt in diesen Gedichten der Genius des Todes *Χάρος* oder *Χάροντας*, der als unzweifelhafte Umgestaltung des alten Charon wenigstens sicherer auf einen Zusammenhang des heutigen Volksglaubens mit den alten Mythen hinweist, als die Heiligen *Ἐλευθέριος* und *Στειλχανός*, die nach Bybilakis' gezwungener und von Hn Sanders mit Recht verspotteter Hypothese aus der Göttin *Εἰλειθρία* und dem alten *Σειληνός* entstanden sein sollen. Nicht minder als Charon scheint sich *Ἐρως* beim Volke im alten Ansehen behauptet zu haben, worauf schon die populäre Veränderung seines Namens in *Ἐρωτας* schließen läßt. In Christopoulos Liebesliedern tritt er als Pallikar auf und hat natürlich mit nichts in der Welt weniger gemein, als mit der christlichen *ἀγάπη*.

Auf die romantischen Lieder folgen bei Hn Kind unter der Ueberschrift: 'Bermischtes', verschiedene Dichtungen, die unsers Bedünkens großen Theils noch in den vorigen Abschnitt gehören, wie denn auch Hr Sanders mehrere davon seiner Auswahl der romantischen Lieder einverleibt hat. Das erste, *ὁ ἀναγνώριμος*, zeichnet sich durch reges dramatisches Leben aus, und durch die von dem unerkannt heimkehrenden Gatten zu seiner Legitimation angegebenen Kennzeichen des Hauses wird man

unwillkürlich an die ähnliche Scene in der Odyssee (*Ψ*, vs. 173 — 206) erinnert, wiewohl wir weit entfernt sind, in diesem Liede, dessen Verfasser vielleicht den Homer nie nennen hörte, eine Nachahmung desselben finden zu wollen.

Den Beschluß des ersten Theils der Anthologie machen 'Gedichte Einzelner', d. h. genannter Verfasser, worunter als das bedeutendste einige Elegien der Brüder Sutsos und das schon oben erwähnte, den Fall Kretas beklagende Gedicht *Πανσλήνια* von Karatsutsas hervor zu heben sind. Als das historisch merkwürdigste dagegen erscheint uns, in Betracht seines berühmten Verfassers, ein kleines Lied von Alexander Ypsilantis, dem unglücklichen Schilderheber der Revolution, unter der Ueberschrift: τὸ πένθος τοῦ πατριώτου "Ελληνας, das nach dem Muster eines französischen Gedichts von Arnault unter dem Bilde eines aus seinem Neste vertriebenen Vögleins, das Schicksal des heimathlosen, unstät umherirrenden Hellenen in rührender, wenn auch etwas allzu sentimentaler Weise beklagt. — In den Anmerkungen zu den in diesem Abschnitt mitgetheilten Dichtungen der Brüder Sutsos und namentlich zu einer Elegie des Jüngern, Panagiotis, über die Ruinen von Athen, worin Kapodistrias ein korphiotischer Betrüger (*πλάνος Κερκυραῖος*) genannt wird, spricht sich Hr Kind über die maßlose Erbitterung dieser Dichter gegen den Präsidenten mißbilligender aus, als früher in seiner Ausgabe des *πανόραμα τῆς Ἑλλάδος*. Er theilt bei der Gelegenheit eine Aeußerung jenes von seinen Anhängern in den Himmel erhobenen und von seinen Gegnern den verabscheuungswürdigsten Tyrannen beigezählten Staatsmannes ein Jahr nach seiner Ankunft in Griechenland mit, die in mehr-

facher Beziehung zu merkwürdig ist, um sie hier nicht anzuführen. 'Ce pays (soll Kapodistrias zu einem nahen Freunde gesagt haben) n'a pas les élémens pour former un état; je me suis trompé, et j'ai trompé l'Europe. Pour moi il n'y a plus de porte de salut qu'un coup de pistolet. Je ne me le donnerai pas moi-même, mais je bénirai la main, qui me le donne.' Es ist zu wünschen, daß Kapodistrias, dessen für seine Zeit als nothgebotene Dictatur zur kräftigen Steuer der Anarchie wohlthätiges Walten trotz seiner von ihm eingestandenen Irrthümer die Anerkennung auch seiner Gegner verdient, es ist zu wünschen, sagen wir, daß er sich in der oben ausgesprochenen traurigen Prognose über Griechenlands Zukunft eben sowohl geteuscht haben möge, als in seinen frühern, vielleicht allzu hoch gespannten Hoffnungen. An Elementen zu einem Staate fehlt es Griechenland so wenig, als irgend einem Lande auf Erden, nur hat sich allerdings bis jetzt der Demiurgos nicht gefunden, der diese Elemente dem Zustande der rudis indigestaque moles zu entreißen vermöchte, und lange noch wird freilich die hochfliegende von A. Sutsos im Namen seines Volks ausgesprochene Hoffnung auf die Wiedererrichtung des Thrones Konstantins*), womit Hr Kind sein Buch bedeutungsvoll beschließt, für eine Chimäre gelten müssen. Doch mag das Volk sich diesen schönen Träumen immer hingeben, so bald sie es nicht in eitle Träume einwiegen, sondern zu verdoppelter Thatkraft anspornen.

*) *Ἡ ἀδιάμαστος φυλή μας ἴσως ἐνωθῆ ἔν νεόν
 Ἀπὸ κορυφῶν τοῦ Αἴμου μέχρις ἄλτρων τοῦ Μαλεῖου,
 Κ' εἰς τὰς θύρας τοῦ Ἐυξείνου
 Ἀνυψώσωμεν τὸν θρόνον τοῦ μεγάλου Κωνσταντίνου.
 Περιπλανώμενος, p. 79.*

Ob die heutigen Griechen mehr oder weniger hellenischen oder slawischen Ursprungs sind, ist hierbei ein höchst gleichgiltiger Umstand und daher der ganze Streit für und wider die Fallmerayer'sche Ansicht, abgesehen von seinem historischen Interesse, wenn man die Abstammung eines Volks als ein Kriterium seines Werths oder Unwerths ansehen will, ein wahrer Windmühlkampf. Schon mehrfach ist dieser Satz ausgesprochen, und auch Herr Sanders bekennt sich in der seinem Buche (S. 299) angehängten Abhandlung über den Einfluß fremder Nationen auf die heutige griechische, namentlich in Bezug auf Volksglauben und Volkspoesie, zu derselben Ansicht. Ohne F.'s Ueberzeugung, daß in den Adern der heutigen Griechen kein Tropfen echten Hellenenbluts fließe, zu theilen, sucht er gleichwohl, im Widerspruch mit seinem Freunde Oppenheim und in Uebereinstimmung mit dem schönen Satze Percy's, 'nicht aus einem emporgeworfenen Stein, wohl aber aus einem Strohhalme lasse sich die Richtung des Windes, nicht so sicher aus schwerern Dingen, als aus Liedern und Flugschriften, lasse sich der Geist der Zeit erkennen,' mit großem Scharfsinn die Verwandtschaft der griechischen Anschauungsweise mit jener des Serben, Wlachen und Russen aus der Volkspoesie dieser Nationen nachzuweisen. Eine Menge interessanter und schlagender Belegstellen zu diesem Behuf liefern ihm unter andern Talvj's *) Sammlung serbischer Volkslieder, Sulzers Geschichte des transalpinischen Daciens und Göthe's Stimmen des russischen Volks. Auch Anklänge aus der deutschen, schwedischen, finnischen und selbst aus der neuhebräischen Volkspoesie sind nicht unberücksichtigt geblieben, doch eben daß auch diese

*) L. A. L. (Robinson, geb.) v(on) J(acob).

sich finden, könnte zum Beweise dienen, wie mislich es ist, aus der Uebereinstimmung einiger allgemein menschlichen, wenn auch überraschend ähnlich verarbeiteten und eingekleideten Anschauungen auf eine nahe genetische Verwandtschaft der Völker zu schließen.

Auch den Grundsatz, aus der Volkspoesie den Geist des Volks und der Zeit zu erkennen, scheint uns Hr Sanders allzu weit auszudehnen, wenn er es in den Bemerkungen zu den häuslichen Liedern (S. 121) 'zur richtigen Charakterisierung des griechischen Volks' für nöthig hält, auf einige 'obscöne' so genannte Kinderlieder aufmerksam zu machen, wie sie allerdings obscöner gewis noch in keiner Sprache gedruckt sind und wie sie Hr Sanders hier nicht bloß im Original, sondern auch in sorgfältig ausgefeilten metrischen Uebersetzungen mittheilt. Percy spricht in dem oben angeführten Motto von empor geworfenen Strohhalmen, nicht aber von empor geworfenem Mist. An Botenliedern erquickt sich der Pöbel aller Völker ohne Ausnahme, und wir halten die Beleuchtung solches übelduftenden Kebrichts der Poesie zur Charakterisierung eines Volks für nicht nothwendiger, als es etwa behuf der physischen Vergleichung der Racen die chemische Analyse der faeces sein würde. Hr Sanders weist übrigens (S. 125) jeden Tadel 'ehrsamer Deutschen' hierüber mit dem Vorwurf der Prüderie im voraus zurück und erinnert an die mephistophelische Botenapologie:

Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können.

Wir beschränken uns also darauf, jedem 'keuschen Herzen,' das Süßigkeiten, wie die dort aufgetischten, 'nicht entbehren kann,' zu seinem Ge-

schmack Glück zu wünschen, und wenden uns zu den Liedern, in deren Auswahl Hr Sanders seinen Zweck auf eine erspriesslichere Weise verfolgte und in deren Uebersetzung er sein rühmlich anzuerkennendes Talent würdigern Stoffen zuwandte. — Wie Hr Kind, eröffnet er seine Sammlung mit historischen Liedern, unter denen wir das erste, aus Pashley's travels in Crete entlehnte, die Zerstörung Adrianopels (1361), als eine der ältesten gedruckten Proben neugriechischer Poesie, und das dreizehnte, *Γιαράρης*, als ein Klephtenlied der neuesten Zeit, worin sich schon der Volkshaß gegen die steuereintreibenden *Μισοβάρδοι* ausspricht, als die merkwürdigsten hervorheben. Der Herausgeber knüpft an dies Lied, worin ein Grieche sich weigert, gegen Koliopulos und Kolokotronis zu zeugen, eine Digression über die Verdienste des letztgenannten Häuptlings, für den er unbedingt eingenommen ist, der indessen bei unleugbaren, dem Vaterlande geleisteten Diensten den eignen Vortheil am wenigsten vergaß und sich nicht selten als einen Klephten im schlimmsten Sinne des Wortes bewährte. Hr Sanders verdankt das Lied so wie sehr viele andere und darunter die interessantesten in dem ganzen Buche der mündlichen Mittheilung eines befreundeten Griechen, Iraklis Mitsopoulos aus Patras, von dem er manchen Gedichten auch erläuternde Bemerkungen in griechischer Sprache beigefügt und der ihm (nach S. 350) aus seinem Vaterlande noch viele in Deutschland unbekanntes Volkslieder mitzutheilen versprochen hat.

Die Klephtengefänge im engern Sinne sind hier den historischen Liedern einverleibt und nicht mit Unrecht, da sie sämmtlich das Gepräge historischer Ueberlieferung in sich tragen und überdies in dem Zeitraum der Unterdrückung die unabhängigen Kleph-

ten allein die Geschichte der Griechen, als eines selbständigen Volkes, repräsentierten. Es wäre überflüssig, noch etwas zum Lobe dieser kräftigen Lieder zu sagen, aus deren Mehrzahl uns erquickend die frische Waldluft, die markige Fülle des Lebens und der That entgegen strömt, die wir in den neugriechischen Kunstgedichten vermißten. — Eine ergiebige Fundgrube für den Sammler wären vielleicht noch, die bisher wenig oder gar nicht berücksichtigten Familiensagen, die in einzelnen Häuptlingsgeschlechtern fortleben und die zum Theil wunderbar an die Mythen der Urzeit erinnern. (In einer solchen Tradition über den Ursprung des Geschlechts der Navromichaläer, die sich in den Bergen der Mani erhielt und wovon in einer 1840 in Göttingen gedruckten Sammlung neugriechischer Gedichte (S. 107) eine poetische Umschreibung steht, kann man, wenn man will, eine Nachbildung der Liebesgeschichte des Peleus und der Thetis finden, wiewohl sich freilich ähnliche Sagen von Verbindungen sterblicher Helden mit Nixen, Undinen u. fast bei allen Völkern finden).

Der Abschnitt der romantischen Lieder bei Hrn Sanders ist reich an neuen Stücken, worunter einige durch ihre schalkhafte Naivetät, die der Uebersetzer meisterhaft wiederzugeben gewußt, sehr ansprechen. Wir zählen dahin die Geschichte von dem Pfaffen, der seine schöne Beichttochter für einen Kuß absolviert, die des jungen Mädchens (Nr. 10), die für die Beköstigung und Bettung des Gastes schnell Rath weiß, das Lied von dem tanzlustigen Weibe, wozu es außer dem vom Herausgeber angeführten Seitenstücke aus Erlach's deutschen Volksliedern noch ein anderes plattdeutsches gibt, und 'die schwere Wahl' (Nr. 11), die an das Studentenlied *Filia, filia mea* etc. erinnert.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

103. Stück.

Den 28. Junius 1845.

Athen, Leipzig und Mannheim.

Schluß der Anzeige dreier neugriechischer Gedichtsammlungen von Chantseris, Kind u. Sanders.

Der dritte Abschnitt (*τραγούδια οίκιανά*) besteht aus kleinen Hochzeit-, Wiegen-, Fest- und Kinderliedern, die dem Herausgeber zu besonders anziehenden Parallelen mit gleichartigen Volksdichtungen in andern Sprachen Veranlassung geben. Beachtenswerth unter den Anmerkungen ist eine an Goethe und Lady Montague sich knüpfende Bemerkung über die orientalische Blumensprache und eine Digression über die Todtenklagen der Griechen (*μυριολόγια*), deren Ursprung sich im grauesten Alterthum verliert (vgl. II. 2, 720; Od. 2, 58 u.) und wovon ein classisches Beispiel aus Lukians Schrift *περὶ πένθους* angeführt wird.

Von den 264 Distichen, die Hr Sanders im vierten Abschnitt mittheilt, sind einige aus Fau-riel, Pashley und Bybilakis entlehnt, die meisten aber für uns neu und fast alle durch die natürliche Lebendigkeit und Frische, wodurch sie sich als unmit-

telbare Eingebungen des Augenblicks ausweisen, sehr anziehend.

Die Sprichwörter im folgenden Abschnitt mit dem Goethe'schen Motto: 'Sprichwort bezeichnet Nationen, muß aber erst unter ihnen wohnen', zeugen von derbem, gesundem Volkswitz; die Räthsel sind zum Theil höchst cynischer Natur und veranlassen den Herausgeber, als Seitenstück (zur Erquickung 'keuscher Herzen' vielleicht?) ein deutsches zu citieren, das freilich an Cynismus alle griechischen von dem der Sphinx an um eine Welt hinter sich läßt.

Den Abschnitt der Kunstpoesie eröffnen erotische und bakchische Lieder von Christophulos, dem 'neugriechischen Anakreon', den Hr Kind absichtlich, doch wissen wir nicht warum, aus seiner Anthologie ausgeschlossen hat. Außerdem enthält dieser Abschnitt ein Kriegeßlied von Kokkinakis, wovon nicht zu begreifen, wie es nach der Melodie: 'Es ritten drei Reiter zum Thor hinaus' gesungen werden kann; ferner das schon früher erwähnte Fragment aus Salomos' Lambros und schließlich mehrere Dichtungen von Alexander Sutsos, über deren Werth im Allgemeinen wir uns gleichfalls bei Gelegenheit der Chantseris'schen Sammlung bereits aussprachen. In dem kritischen Anhange gibt Hr Sanders eine verbesserte Uebersetzung der in seinen und Oppenheims neugriechischen Volks- und Freiheitsliedern enthaltenen Satire des letztgenannten Dichters 'über die Pressfreiheit' (unter Kapodistrias) im Versmaß des Originals. Von eben diesem Gedicht existiert noch eine deutsche Bearbeitung von dem Griechen Rhangawis (zum Theil abgedruckt in Wigand's Vierteljahrsschrift, Bd. 2. S. 300), die sich freilich an Wort- und Formtreue mit der Sanders'schen nicht messen kann, sie aber an

Leichtigkeit der Sprache und ungezwungener Naivität vielleicht übertrifft.

Hr Sanders besleißigt sich als Uebersetzer durchweg einer Treue im Wiedergeben nicht bloß jeder Assonanz, jeder Alliteration, jedes absichtlichen oder zufälligen Reims, sondern auch jeder Härte und Holprigkeit des Originals, die bis jetzt schwerlich Ihresgleichen fand, und in dieser letztern Beziehung artet sein sonst höchst anerkanntes Streben nach Genauigkeit in eine Künstelei aus, die weder der Uebersetzung zum Vortheil gereicht, noch zur richtigen Würdigung des Originals erforderlich ist.

Was seine Behandlung des Urtextes betrifft, so können wir seinen Grundsatz, daß ν am Schlusse des Wortes bei nachfolgendem π in μ zu verwandeln, weil es in diesem Falle so ausgesprochen wird, unmöglich billigen, da derselbe, consequent durchgeführt, die maßlosesten Willkürlichkeiten, z. B. die Gleichschreibung sämtlicher S-Laute, rechtfertigen und endlich die ganze Orthographie übereinander werfen würde.

Die Musikbeilagen sind eine dankenswerthe Zugabe für den Ethnographen, nur nicht für den Musikfreund, da sich bekanntlich die neugriechische Musik, bei deren Erwähnung als solcher der Herausgeber (S. 324) mit Recht hinzusetzt: *Sit venia verbo*, an ohrzerreißender Disharmonie mit der chinesischen vollkommen messen kann, wiewohl ihre, von Sulzer angenommene Verwandtschaft mit derselben so grundlos ist, wie Hr Sanders sie darstellt.

Erlissen.

H a m b u r g ,

bei Perthes = Besser und Mauke 1845. Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Rück-

sicht auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur. Herausgegeben von F. W. Oppenheim. (10ter Jahrgang) 1845. Bd. 28. Januar und Februar. Hest 1. 2. S. 1—144 u. 145—288.

Die Zeitschrift, über welche wir in diesen Blättern zu gewissen Zeiten zu berichten gedenken, indem es uns wünschenswerth scheint, daß in unsrer Journal-reichen Zeit die Ansprüche des Lesepublicums von Zeit zu Zeit laut werden, bietet durch die Verbindungen Hamburgs und der Redaction so mancherlei seltenere literarische Erscheinungen dar, daß wir in unseren kurzen Bemerkungen öfters zugleich willkommene Notizen zu geben hoffen dürfen. Sie zerfällt in 6 Rubriken, je 3 für größere und kleinere Arbeiten: I. und III. für Original-Mittheilungen, II. und V. für Auszüge und Recensionen; unter letzteren werden auch einzelne deutsche Werke besprochen, III. und VI. für Journal-Artikel; doch ist diese 6te Rubrik (Vermischtes) unter keinen bestimmten Namen zu fassen; sie hat 4 Abtheilungen, deren erste oft längere Abhandlungen bringt, und ist in ihrer ganzen Manigfaltigkeit nur aus eigner Anschauung kennen zu lernen. —

I. u. III. Prof. Dr. Otto hatte zu phrenologischen Zwecken die Wirkungen einzelner Arzneien auf besondere Geisteskräfte darzustellen gesucht; Dr Weber in Hannover tritt nun hier gegen seine Behauptungen auf, indem nach W. diese Wirkungen bereits bekannter seien, als O. angibt. Auf die seltsame Grundidee Otto's geht W. kaum ein, idealisiert aber z. B. die Wirkungen der Canthariden dahin, daß sie das treueste Bild der Wuthkrankheit darstellen und wohl deshalb das einzige Mittel wären, 'welches in dieser unheilvollsten aller Krankheiten öfters von unbezweifeltem Nutzen sich erwies.' Wir anerkennen weder diese homöopathische

Folgerung, noch die Genauigkeit der von diesem und von andern Mitteln angegebenen 'Erstwirkungen,' noch überhaupt, daß eine gründliche Pharmacodynamik bei der noch immer mangelhaften thierischen Chemie und Nervenphysiologie möglich sei; — die Wirkungen der Mittel sind Lebenserscheinungen des Organismus.

Recht befriedigend fällt hingegen die Beschreibung der Pariser Heilanstalten und Curmethoden für Venerische (S. 17), von Dr Boeneck in Altona aus; der practische Arzt wird im Verf. seinen erfahrenen, überall treffenden Collegen erkennen.

Sehr wackere Beobachtungen über eine Keuchhustenepidemie im Alexandrinischen Waisenhause zu Moskau theilt Dr Panck, Arzt an demselben mit (S. 145). Nach Verf. sind es besonders die Complicationen, welche die Krankheit intractabel machen; als trefflicher Beobachter sind seine Erfahrungen mit mehreren Mitteln von entschiedenem Werthe; die vielleicht wenig gebräuchliche, von Zhiel empfohlene Salzsäure that ihm mehrmals gute Dienste.

Einen seltenen Fall von plötzlichem Tode commentiert Bloßfeld, Prof. der Med. for. in Kasan, recht gut (S. 85): 'Alles wohl erwogen, scheint der Tod von einer freiwilligen Luftentwicklung hergeleitet werden zu müssen.' In den Hirnvenen viele Luftbläschen. Der Bruder schien auf gleiche Weise in gleichem Alter untergegangen zu sein. — Das Verhalten des vorhergegangenen rheumatischen Fiebers, die Analyse des Bluts, der Luft fehlen. Aus amtlichen Nachrichten dänischer Aerzte entlehnt Prof. Dr Otto (S. 232) mehrere Fälle: Leberabsceß, Lebensgefahr nach Mandeln, traumatischer Starr, Mißgeburt (Acephalus); bemerkenswerth sind eigenthümliche, warzenartige Auswüchse, die Bloch

in der Mundhöhle eines Mädchens antraf, c. 140 an der Zahl, erbsengroß, aus verdicktem Zellgewebe bestehend, die abgetragen wurden. Interessant ist auch: ein Hypospadiæus, der bis zum 26sten Jahre für ein Mädchen galt. (S. 237).

II. u. V. Williams' allgemeine Pathologie (S. 31), in Amerika mit Zusätzen von Glymer nachgedruckt, hat schon dadurch, daß sie den Fortschritt des englischen Unterrichts von Empirie zur Rationalität bezeichnet, Bedeutung und umschreibt diese schwer begrenzte Disciplin mit Gewandtheit; namentlich werden mit Recht die s. g. 'näheren Elemente der Krankheit', wie Anhämie, Hyperhämie, Hypertrophie zc., hieher gezählt und, was bei allgemeineren Betrachtungen besondere Anerkennung verdient, Hypothesen vermieden. Eigenthümliche Betrachtungen, besonders über 'angeschwollene Leber' (Pfortaderstockungen) und ihre Folgen, zu welchen Schwäche des Gehirns und Lungenucht gezählt werden, bringt uns Philip's 'treatise on protracted indigestion' (S. 47); aber man ist nicht sicher, ob Verf. nicht besonders die englische Diät vor Augen hatte und nicht aus gewöhnlichen Erscheinungen ein ungewöhnliches Bild componierte. Diese symptomatische Lungenucht, durch functionelle Störung der Leber erzeugt, reibe ganze Familien auf und sei in ihrem frühestem Stadium heilbar. — Aus Fallot's Krankenhausbericht (Etudes cliniques. Brüssel 1843) wird (S. 61) eine Reihe Notizen ausgezogen; F. verdient sicher Beachtung, nur hat der Hr. Ref. zu viel gewollt, Ansichten und Facta, Meteorologie und Pathologie berührt, und eben dadurch nur berührt. — Eine nicht unwichtige Relation über die 'méningites cérébro-spinales,' die 1837—42 in französischen Garnisons epidemisch herrschten, liefert E. Broussais (S. 71) nach officiellen Berichten; sie

verdient besonders rücksichtlich der Essentialität der Fieber mit den Beschreibungen epidemischer Schleim-, Gallen-, gastrischer Fieber verglichen zu werden. Einzelne Beobachter beschuldigen Malaria, der intermittierende Charakter war häufig; kurz man ist nicht sicher, ob der Krankheit der Begriff Meningitis nach jeder Schule zukomme.

Die Auszüge des 2ten Heftes sind ausschließlich psychiatrischen Inhalts. Ein Opus posthumum J. Cheyne's über partielles Irresein hat uns wenig, oder wenig Neues gewährt; selten wird hier eine Ansicht gut begründet und selbst für die Grundansicht: partieller Wahn, Pluralität der Geisteskräfte ist wenig geschehen. Es folgen dann 10—11 nicht in den Buchhandel gekommene amerikanische Irrenhausberichte; zuerst eine allgemeine Statistik (S. 182—220) der Irren in den Ver. Staaten; rein numerischer und historischer Art, so daß der geehrte Hr Ref. gut gethan hätte, die Tabellen möglichst zu compensieren. Was ist z. B. damit anzufangen, wenn (sub Stand der Irren) 1, 2 oder 3 als diesem oder jenem Stande angehörig aufgezählt werden, da hier der kleinste Zufall das ganze etwaige Resultat bestimmt? Sämmtliche übrige, ebenfalls mehr statistische Berichte über die Anstalten von New-York, Philadelphia, Ohio (1842 u. 1843), Maine, New-Hampshire, Vermont, Boston und Bethlem sind S. 220—31 gegeben. Die Distinction zwischen mechanischer und lebendiger Kraft, oder was dasselbe sagt, zwischen der Anwendung todter Zwangsmittel und der Wärterarme ist in diesen Anstalten noch nicht allgemein aufgenommen; in mehreren gilt der Riemen und die Sacke selbst für milder, als das s. g. Nicht-Zwangssystem. Die Statistik von Bethlem ist eine treffliche, raisonnierende Arbeit von Webster, ein gan-

zes Jahrhundert und c. 18000 Fälle umfassend. Man ersieht aus ihr: stete Zunahme der Heilungen, Abnahme der Todesfälle, Prävalenz des acuten Irreseins unter Weibern, Abnahme des Suicids (im Irrenhause!). Forschenden Irrenärzten müssen diese Data höchst willkommen sein. Von den 21 recensierten Schriften (V. Bibliographie) wollen wir nur einzelne berühren. Puchelt's Venensystem, oder namentlich der 2te, specielle Theil, ist eine treffliche Sammlung; auch Tiedemann, über Würmer in den Geruchsorganen kann nur Gutes leisten. An Ganstatt's Pathologie (Bd. 3), als an einem bedeutenden Werke sagen kleine Ausstellungen freilich nicht zu, indeß sind die hier gemachten einleuchtend; doch scheint uns z. B. der vom Ref. urgierte Zusammenhang zwischen Ruminatio und Masturbation (als Ursache) nicht erwiesen. Eine seltsame, fast unglaubliche Enttuschung gewährt Münter's Schrift: Aufschluß einer wichtigen Entdeckung, welche wesentlichen Einfluß auf die Physiologie hat, indem diese Entdeckung in einer Methode des Vortrags besteht. Von Klendke's Schriften sind hier die Störungen des Sprachorgans und neue physiologische Abhandlungen besprochen, leider ohne die in diesem Falle eben so wünschenswerthe, als schwierige Kritik. Am neuesten war uns der 'merkwürdige Parallelismus zwischen den Erscheinungen des Schwindels und der Gegenwart infusorieller Thierchen im lebenden Blute', soll heißen: Verf. fand in seinem Blute, während er an Schwindel litt, Thierchen, die ihm auch ohne Schwindel vorgekommen sein sollen. Bei andern neuen Abhandlungen hätten füglich ältere Autoren mit ganz gleichen Ansichten genannt werden sollen. — In sofern auch Kartenhäuschen gut und schlecht gebaut werden können, wollen wir

das Lob, das Hirschfelds Umriffe der Phrenologie trifft, gern unterschreiben.

Vom Auslande wird S. 108 ff. eine Reihe Gelegenheitsreden mitgetheilt, unter welchen die von Paine, einem heftigen Gegner der auch in Amerika anklingenden Liebig'schen Theorien, am anregendsten ist. — S. 272 belegt Coates mit Todes-Zahlen, daß der schwarze Mensch Luft und Licht im hohen Grade bedürfe und das Isolierungssystem schlecht ertrage; unstreitig kommt ein Theil der Wirkung auf Rechnung der Baulichkeit. — Hoefler stattet 'à S. Exc. M. le Ministre de l'instruction publique' einen officiellen, recht unparteiischen Bericht über das deutsche Unterrichtswesen ab. — Jackson machte einen speculativen Versuch, die Analogie der Placenta und Milz, welche er 'a permanent placenta', so wie umgekehrt die Placenta eine temporäre Milz nennt, darzuthun; — aber über diese organische Quellkraft, wie wir bildlich die Contractilität der Zellgeweben- und fibrösen Faser nennen möchten, fehlen allerdings noch nähere Aufschlüsse, von denen eine nähere Einsicht in manche Erscheinungen der Circulation zu erwarten sein dürfte.

IV. u. VI. Die Redaction, die überhaupt jedem Hefte einen möglichst gleichartigen Inhalt zu geben sucht, wählt auch unter den Journal-Artikeln nach diesem Principe; Hest 1 bringt pathologisch-therapeutische, Hest 2 historisch-statistische und psychiatische. Dort spricht Prof. Bang aus seiner langen Hospital-Erfahrung über Leberleiden, Abercrombie über eine Hämorrhagie der Leber (wobei der Hr Ref. die überflüssigen Recepte besser weggelassen hätte), Duparcque über Gallenconcremente, die sich durch einen clonischen Krampf der Bauchhälfte und durch Convulsionen im Schenkel cha-

arakterisieren sollen, und Rees deduciert den Morbus Brightii aus Anämie, wodurch aber die Nierendegeneration nicht erklärt wird. Unter den psychiatrischen Artikeln macht sich das Marine-Asyl zu Haslar durch die Einführung eines mildereren und den Seeleuten angemesseneren Systems, (nach Vorbild von Hanwell, wo Conolly den Geist Pinel's nach allen Richtungen walten läßt,) sehr angenehm bemerkbar. Eine scheinbar kühne Idee: ein Boot zum Rudern und Segeln, ward hier zum kostbaren Mittel, dessen Wirkungen die Erwartungen noch übertrafen. — Thore theilt einige durch physische Uebel günstig critisirte Fälle von Wahnsinn mit. Von den statistischen Artikeln dürften die Uebersichten über die Mortalität nach größeren Operationen von Inman und über die Mortalität in der englischen Marine am wichtigsten sein; für Hospital-Dekonomie ist auch die Statistik der französischen Hospitäler von Interesse.

Eine durch ihre Genauigkeit bemerkenswerthe 'authentische Mittheilung über die in Cairo auf Veranlassung der russischen Regierung angestellten Untersuchungen und Versuche, verpestete Stoffe mittels erhöhter, trockner Wärme zu desinficieren', aus den Protocollen der Untersuchungs-Commission gezogen, bringt das Vermischte (S. 114 — 133). Das Resultat stimmt mit der apriorischen Wahrscheinlichkeit, daß organische, vitale Materien durch eine etwas anhaltende Wärme von 40 — 60° R. in ihrer Natur alteriert werden, vollkommen überein, und die Gesamtuntersuchung geht natürlich von der Voraussetzung aus, daß solche Materien die Pest nach den ihr fremden Regionen zu verbreiten im Stande seien. Für den Anticontagionisten aber, d. h. bei der Voraussetzung einer Generatio aequivoca der Pest, wird es nicht eben

merkwürdig erscheinen, daß s. g. verpestete Stoffe durch Wärme wie durch Luft, Wasser, Chlor u. nicht gerade ansteckend werden. Verkennen wir jedenfalls nicht, daß diese Untersuchungen im Sinne der Quarantänep Praxis geführt und höchstens noch ein Desinfectionsmittel gefunden haben, welches freilich den großen Vorzug hat, einer Zeit anzugehören, wo ein solches Zeit sparendes Mittel mehr und mehr Bedürfnis wird; wenigstens könnte es nicht auffallen, wenn sich Frankreich dieser russischen Entdeckung bemeisterte, um seine Quarantänen unschädlich zu machen.

Im 2ten Hefte ist Trélat's Bericht über den Irrentransport aus der Salpêtrière u. mitgetheilt und für ähnliche Gelegenheiten von Nutzen.

Der kleinen Notizen, die hier als 'Neues vom Auslande' zu folgen pflegen, gedenken wir nicht weiter: es sind wissenschaftliche Embryonen, oft genug eines guten Kopfes zum Ausbrüten werth. Läßt sich z. B. die stäts tödtliche Paralyse der Irren durch Application eines Cauteriums im Nacken heilen, wie Boissin in der Acad. de méd. behauptet? (S. 284).

Preisaufgaben, Todesfälle. Unter letzteren (S. 137—144) der Necrolog des von seinen Collegen und Kranken gleich betrauernten Dr G. H. Gerson.

P a r i s.

Germ. Baillièrè 1843. *Traité clinique et pratique des Maladies des Enfants* par M. M. Barthez et Rilliet, Doct. en médec. anciens internes lauréats de l'hôpital des Enfants malades à Paris etc. Tome I. 850 S. Tom. II. 782 S. Tom. III. 744 Seiten in Octav.

Während in Deutschland und Großbritannien die

Kinderkrankheiten längst eine nähere Würdigung und ausführliche Darstellung erfahren hatten, fehlte es in Frankreich immer noch an einem Werke, welches diesen wichtigen Theil der Heilkunde zu einem Ganzen vereinigt vorgetragen hätte. Dieses Bedürfnis fühlend hatten die würdigen Verfasser bereits im Anfange des Jahrs 1837 den Plan gefaßt, die Krankheiten des kindlichen Alters vom ersten Lebensjahre bis zur Pubertät zu bearbeiten, und schon 1838 mit der Bekanntmachung des ersten Fragments ihrer Untersuchungen begonnen (*Maladies des Enfants, affections de poitrine. 1re partie, Pneumonie. 1838*). Die reiche Gelegenheit, welche ihnen das Hôpital des Enfants malades darbot, auf das getreuste benutzend, fuhren sie fort, die zur Herausgabe ihres Werkes nöthigen Erfahrungen zu sammeln, und sind endlich in vorliegendem Buche mit der Bekanntmachung ihrer gewonnenen Resultate hervorgetreten, eine Arbeit liefernd, wie solche bis jetzt Frankreich noch nicht aufzuweisen hatte. Eine besondere Aufmerksamkeit bei ihren Darstellungen haben die Vf. der Symptomatologie und Diagnostik gewidmet, so wie die pathologische Anatomie, welche die Definition jeder Krankheit und ihre Stelle, die sie im Systeme einnimmt, rechtfertigen soll, auf das genaueste berücksichtigt. Die Krankheiten selbst haben die Verf. in acht Classen gebracht: 1) Phlegmasies, 2) Hydropisies, 3) Hémorrhagies, 4) Gangrènes, 5) Neuroses, 6) Fièvres continues, 7) Tuberculisations, 8) Entozoaires, welche acht Hauptabschnitte ihre gehörigen Unterabtheilungen haben. Ein p. XXIV des ersten Theils aufgestelltes Tableau synoptique du plan de l'ouvrage gibt den Ueberblick des reichhaltigen Inhalts. In einem Anhange zum dritten Band geben die Verf. Be-

trachtungen über den physiologischen Zustand des Kindes: sie setzen (M. 2) die Art des Krankeneramens auseinander, und fügen (M. 3) noch Einiges über die Darreichung und Form der Arzneien, wie solche Kindern zuträglich, hinzu. — Wir können uns hier nur darauf beschränken, auf das erschiene Werk selbst aufmerksam gemacht zu haben, welches bereits in Frankreich die größte Anerkennung gefunden hat.

B e r g z a b e r n ,

bei D. Hügenell 1845. Der Rationalismus, seine Berechtigung und Bedeutung in der protestantisch-evangelischen Kirche überhaupt und insbesondere in der vereinigten Kirche der Pfalz. Eine durch das dritte Sendschreiben des Hrn Hofrath Dr Fr. Thiersch veranlaßte Erörterung von Fr. Th. Frank, protestant. Pf. zu Ingenheim in der bayerischen Pfalz. 41 Seiten in Octav.

Der ultramontane Vorkämpfer Professor Ignaz Döllinger in München hatte in der Frage über die Kniebeugung den Protestantismus selbst mit gewohnter römischer Anmaßung befehdet, Thiersch in seinen trefflichen Sendschreiben an Döllinger, durch welche er sich den Dank aller Gebildeten erworben, 'über Protestantismus und Kniebeugung im Königreich Bayern' den Stand der Fragen würdig und trefflich beleuchtet, namentlich aber in dem 3. Sendschreiben 'über den Protestantismus im Allgemeinen und über seine Stellung in Baiern' (bekanntlich ein sehr zartes Thema) den Protestantismus als solchen als ein würdiger Jünger der Reformatoren gläubig, classisch, freimüthig vertheidigt. Der Verf. vorstehender Schrift erkennt nun 'ungemein viel Wahres, Gutes und Treffendes' bei Thiersch

an, findet aber im 3. Sendschreiben von Thiersch den 'rationalen' Standpunct des Protestantismus, auf dem er allein dem Katholicismus gegenüber im wissenschaftlichen Kampfe festen Halt und Stärke habe, verlassen, und namentlich die principiellen Verhältnisse der unierten Kirche der Pfalz zwar mit sehr milden Ausdrücken, aber nichts desto weniger entschieden und völlig verworfen. Der Verf. meint, es sei unevangelisch, die Schrift allein als Norm anzunehmen, und doch Symbole aufzustellen und daran zu binden, und vertheidigt die Union in der Pfalz, die 'zwar die Symbole in gebührender Achtung hält (Vereinigungsurkunde, letztlich sanctioniert den 20. Junius 1822, §. 3), jedoch keinen anderen Glaubensgrund, noch Lehrnorm, erkennt, als allein die heilige Schrift'. Ihm genügt nicht etwa die Restriction über die Symbole: quatenus cum S. S. consentiunt, er glaubt nur an die göttliche Offenbarung im Evangelium, quia et quatenus Evangelium cum ratione consentit, erklärt als innerstes Wesen und großen Vorzug des Rationalismus 'Unbefangenheit', meint, nur der Rationalismus könne die Frage beantworten, worauf der Protestantismus die Auctorität der Schrift gründe (nämlich auf die Uebereinstimmung mit der Vernunft), und fragt, wie die Orthodorie dies vermöge, mit der Behauptung, daß sie es nicht könne. Aber die Kirche argumentiert ja aus den unmittelbaren Erklärungen des Erlösers selbst, seiner Bildung, und hat seine heilige Geschichte, seine Lehre, wie ihre Wirkungen für sich, da es gerade nach der Geschichte dem Rationalismus schwerer sein dürfte, Lehre und Wirkungen des Christenthums ohne höhere Offenbarung und Hilfe zu erklären, zumahl die im Christenthume erwachsene und gebildete Vernunft sich nur ungeberdig und

undankbar erweist, wenn sie sich als alleiniges Kriterium, und damit als alleinige Quelle der Wahrheit hinstellt. So wenig wir darum den ganzen Standpunct des Vf. billigen, so wenig halten wir auch seine Bemerkungen gegen Thiersch begründet: d. Vf. unterscheidet nicht genug, daß die Symbole nicht Grund des Glaubens, aber Ausdruck desselben und Norm der Lehre sein wollen und sein müssen, und daß damit die Freiheit der Schriftforschung sich sehr wohl verträgt. Wir brauchen kaum zu bemerken, daß wir ebenfalls die ganze Fassung des §. 3 über die Union in der Pfalz für sehr nachtheilig und verfehlt halten, weil sie der subjectiven Willkür in der Lehre Thür und Thor öffnet.

Köllner.

D a r m s t a d t.

Druck u. Verlag von C. W. Leske 1842. Das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für und gegen ihn. Aus zeitgleichen Quellen. *Omni phantasmate sublato. Guenericus.* Von Georg Cassander. XIV und 200 Seiten in Octav.

Geschichtsforschung und Quellenkritik sind löbliche Dinge und sollen der Geschichtschreibung immer vorgehen. Meint aber Jeder, der in den Quellen zu Hause ist, nun sofort Geschichte schreiben zu müssen, so geschieht meistens ein Unglück. Vorliegendes Werk ist ein solches. — Der Vf. behauptet, man sei neuerdings in Betreff Gregors nur wenig mit den gleichzeitigen Quellen vertraut. Was die ultramontane Geschichtschreibung betrifft (namentlich Voigt), so werden Unterlassungssünden und historische Schönfärberei-Bersuche gebührend nachgewiesen. Auch ist nicht zu verkennen, daß der Vf. die Literatur des 11. Jahrh. auf eine bewunderungswürdige Weise durchforscht hat. Sein Zweck ist nämlich, eine Geschichte Hildebrands zu verfassen. Als Vorläufer derselben gibt er uns hier

ein Bild des Zeitalters, das heißt mit andern Worten eine Kritik der gleichzeitigen Quellen. Wäre nicht die Methode sehr weitläufig, die Darstellung erschreckend rauh und ungelent, und der Geist des Ganzen mehr polemisch und misvergnügt, als selbständig, so würde das Werk größeren Nutzen haben, als der ist, daß man sich Einzelheiten daraus zu geschicktem Gebrauche aneignen kann.

Die Zeitgenossen (Wf. nennt sie Coäven) werden, so weit sie Schriftliches hinterlassen haben, in Classen getheilt und über den Helden des Zeitalters abgehört. Nachdem Fanatiker, Politiker und perfide Verdreher und Schmeichler auf beiden Seiten (für den Papst wie für den Kaiser) gemustert sind, werden als urtheilfähige, unbescholtene Zeugen anerkannt (S. 125 ff.): Sigebert von Gemblours, Wido von Snabrück, Waltram v. Raumburg, Othbert v. Lüttich und vorzüglich Guenericus von Trier. Besonders machen wir darauf aufmerksam, daß der Wf. den Jesuiten Gretser überführen will, eine Menge untergeschobener Schriften für Gregor (sogar den lib. apologeticus) selbst verfaßt zu haben. Auch findet sich im Schlußabschnitte unsers Buches viel Brauchbares über Gregors Regestum, in welchem Interpolationen auch früher schon vermuthet sind. — Bei vielen Männern schließt übrigens der Verf. aus einzelnen Zügen zu viel Gutes oder Böses.

Eine gründliche Geschichte Hildebrands ist sicher nicht überflüssig. Will der Verf. sie geben, so rathen wir ihm größere Sorgfalt in Darstellung (und Druck), weniger räthselhaft Aufschiebendes in den Beweisen, mehr Nachweis für Einzelheiten und umfassendere Benutzung der neuern Literatur. Dieselbe ist doch nicht durchweg so schlimm, als der Verf. geneigt scheint zu glauben. K. Kd.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

104. Stück.

Den 30. Junius 1845.

F i r e n z e .

Società editrice fiorentina. Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta sugli autentici manoscritti palatini. Tomo I, 1842, Tomo II, 1843, Tomo III, 1843, Tomo IV, 1844.

Es ist bekannt, unter welchem entsetzlichen geistigen Zwange Galilei seine letzten Lebensjahre zubrachte. Nicht bloß machte man es ihm selbst unmöglich seine gesammelten Schriften, wie er beabsichtigte, heraus zu geben, überall wo die Macht der römischen Inquisition hinreichte, war gemessener Befehl gegeben, weder einen neuen Abdruck seiner bereits erschienenen Schriften, noch die Herausgabe der ungedruckten zu gestatten (Venturi Memorie etc. P. II. p. 257). Auch nach seinem Tode hörte diese fanatische Verfolgung nicht auf, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß hierdurch Manches für immer verloren gegangen ist. Gewiß ist, daß sein Enkel Cosmus, der in den geistlichen Stand trat, in einem Anfälle von Schwärmerei

eine Menge werthvoller Papiere den Flammen übergab, und bei dieser Gelegenheit mögen manche Schriften vernichtet worden sein, welche Galilei selbst als fertige bezeichnet, von welchen aber nie eine aufgefunden worden ist. Dahin gehören die Abhandlungen *de sono et voce, de visu et coloribus, de compositione continui*, deren Inhalt sich nicht aus dem Titel errathen läßt, *de animalium motibus*, von welchen er in einem Briefe vom 7. Mai 1610 spricht (Fabroni lettere inedite T. 1. p. 18). Eine Mechanik in drei Büchern, die an derselben Stelle erwähnt wird, ist wenigstens im Auszuge bekannt, eben so eine Abhandlung *de maris aestu*. Eine Gnomonik, welche Galilei in den ersten Jahren seines Aufenthaltes zu Padua schrieb, ist ebenfalls verloren, und auch seine Vorlesung über den neuen Stern von 1604 ist nie im Druck erschienen, nur der Anfang findet sich bei Venturi (a. a. D. P. II. p. 331).

Galileis Schriften waren theils im Auslande, theils sogar in Uebersetzungen erschienen, und diejenigen, welche er selbst herausgegeben hatte, waren schon während seines Lebens so selten geworden, daß er sich, wie er in einem Briefe sagt, oft genöthigt sah sie für seine Freunde abschreiben zu lassen; eine Gesammtausgabe seiner Schriften ward daher nach seinem Tode ein fühlbares Bedürfnis. Sein Liebling Viviani, der sich selbst Galileis letzten Schüler zu nennen pflegte, beabsichtigte zuerst eine solche. Zu diesem Zwecke sammelte er alle Ausgaben von Galileis einzelnen Werken und alle für und gegen ihn erschienenen Schriften, besonders solche, die mit eigenhändigen Randbemerkungen Galileis und seiner Schüler versehen waren, und bemühte sich außerdem von dessen Briefen und ungedruckten Sachen, so viel er konnte, zu-

sammen zu bringen. Auf seine Veranlassung erschien im Jahre 1656 zu Bologna die erste Ausgabe von Galileis Werken in zwei Quartbänden. Eines seiner Hauptwerke, der nicht minder verfolgte als berühmte *dialogo dei massimi sistemi*, durfte nicht aufgenommen werden, sonst enthält diese Ausgabe, außer den meisten schon früher einzeln gedruckten Schriften auch noch einige bis dahin ungedruckte, welche Viviani dem Herausgeber mitgetheilt hatte. Der größte Theil der Manuscripte wurde jedoch hierbei nicht benutzt, und aus dem Tone, in welchem eine biographische Notiz geschrieben ist, die Viviani für den Prinzen Leopold von Medici aufsetzte, läßt sich schließen, daß er keinesfalls Alles, was er in Händen hatte, bekannt gemacht haben würde. Nicht bloß eilt er über den berüchtigten Inquisitionsproceß weg, er treibt sogar die Vorsicht so weit, daß er Galileis Vorliebe für das Kopernikanische System als einen Tribut bezeichnet, den dieser große Geist der menschlichen Schwäche zollte. Inzwischen starb der freisinnige Ferdinand der Zweite, und mit der Thronbesteigung seines Sohnes Cosmus kam in Toskana ein so trüber Geist zur Herrschaft, daß Viviani alle Gedanken an die fernere Herausgabe der Werke Galileis, dessen Namen bei Hofe kaum genannt werden durfte, aufgeben mußte; er sah sich sogar veranlaßt, alle gesammelten Bücher und Papiere in einer unterirdischen Korngrube seines Hauses zu verbergen, da er befürchten mußte, daß ihm dieser Schatz auf obrigkeitlichen Befehl entrisen werden könnte. So starb er ohne etwas weiter bekannt gemacht zu haben, einige Bruchstücke aus Galileis Correspondenz ausgenommen, welche man in seinem *quinto libro degli elementi d'Euclide* findet.

Im Jahre 1718 erschien die zweite Ausgabe von Galileis Werken zu Florenz in drei Quartbänden. Auch in dieser fehlt der erwähnte Dialog, sonst ist sie beträchtlich reichhaltiger als die erste. Nicht bloß enthalten die zwei ersten Bände, welche im Ganzen ein Abdruck der ersten Ausgabe sind, Einiges mehr, sondern der dritte Band besteht ganz aus bis dahin ungedruckten Stücken, welche sich zum Theil im Besitze der Erben Vivianis befanden.

Noch vollständiger ist die dritte Ausgabe, welche 1744 zu Padua in vier Quartbänden heraus kam; außer einigen ungedruckten Stücken erschien hier zum ersten Male nach seiner Verbannung der dialogo wieder mit höherer Erlaubnis, doch mußte er sich einige Modificationen gefallen lassen, welche Venturi angibt (a. a. D. II. p. 117). Dagegen sind noch einige Zusätze aufgenommen worden, welche Galilei selbst einem Exemplare der ersten Ausgabe beigeschrieben hatte.

Die früher erwähnte vergrabene Sammlung hielt man für ganz verloren, als sie nach langem Zeitraume wieder zu Tage kam. Nachdem Vivianis Haus schon durch die Hände mehrerer Besitzer gegangen war, entdeckte ein Bedienter im Jahre 1739 den vergrabenen Schatz, von welchem er keinen bessern Gebrauch zu machen wußte, als daß er die Handschriften allmählich einem Wurstkrämer verkaufte, der seine Waaren darin einwickelte. In diesem Zustande fiel ein Blatt in die Hände des Ritters Nelli, welcher es sogleich als ein Autograph Galileis erkannte; er kaufte von dem Krämer was sich bei diesem noch vorfand und erhielt später von dem rechtmäßigen Besitzer Alles was sich noch in der Grube vorfand. Nelli arbeitete hierauf viele Jahre an einer Biographie Galileis,

an deren Ende auch die Actenstücke, auf welche er sich stützte, abgedruckt werden sollten; die Biographie wurde auch im Jahre 1793, nach dem Titelblatte zu Lausanne, in Wahrheit zu Florenz, in zwei Quartbänden gedruckt, durfte aber nicht ausgegeben werden.

Inzwischen kam Einiges auf anderem Wege zum Vorschein. Fabroni machte in seinen *lettere inedite di uomini illustri 1773* eine Anzahl sehr wichtiger Briefe Galilei's bekannt. Ein Theil von Viviani's Sammlung, welchen Nelli nicht erhalten hatte, kam an Targioni Tozzetti und erschien in dessen *Notizie degli aggrandimenti delle scienze fisiche u. s. w.* In Rom fand sich eine Beurtheilung des Tasso von Galilei und wurde dort 1793 heraus gegeben.

An die paduanische Ausgabe schließt sich die vierte und bis zur anzuzeigenden letzte an, welche die *società dei classici italiani* im Jahre 1811 zu Mailand heraus gab. Die ersten zwölf Bände sind ein Abdruck der vier paduanischen, der 13te enthält den berühmten Brief Galilei's an die Großherzogin Christina über das Verhältniß der Naturwissenschaft zur Bibel, welcher zwar schon 1634 bei Elzevir erschienen und mehrfach wieder abgedruckt worden war, den man aber keiner der frühern Ausgaben einzuverleiben gewagt hatte, dann die erwähnte Beurtheilung des Tasso und einige andere kleine Aufsätze.

Einen sehr bedeutenden Zuwachs erhielt die auf Galilei bezügliche Literatur durch die mehrfach früher erwähnte Schrift *memorie e lettere inedite u. s. w.* von Venturi. Der erste Band erschien 1818, bei welchem der Verf. außer der noch immer zurückgehaltenen Schrift Nelli's, die Handschriften mehrerer italiänischer Bibliotheken benutzte.

Hier erschien auch zum ersten Male Galileis ausführliche Abhandlung über die Fortification. Bald darauf, im Jahre 1820, wurde endlich Nelli's Biographie frei gegeben und zugleich seine Sammlung für die großherzogliche Bibliothek zu Florenz angekauft. Diese Biographie enthält einige Auszüge aus Galileis Correspondenz, aber gerade das Wichtigste, die Actenstücke nämlich, auf welche sich Nelli häufig bezieht und die als Fortsetzung seiner Schrift folgen sollten, vermißt man. Im folgenden Jahre kam auch der zweite Band von Venturis Werk heraus, bei welchem er die Nellische Sammlung benutzte. So schätzenswerth Venturis Arbeit ist, da er nicht bloß viel Seltenes und Zerstreutes der Vergessenheit entriß, sondern auch bedeutende ungedruckte Stücke zuerst bekannt gemacht hat, so muß man doch bedauern, daß er sich häufig mit dürftigen Auszügen begnügt hat.

Rechnet man hierzu noch einige Briefe, welche Hr Libri in der Bibliothek von Carpentras gefunden und in seiner *histoire des sciences mathématiques en Italie* T. 4, p. 473 sq. bekannt gemacht hat, ferner einige andere Mittheilungen desselben Gelehrten in dem *Journal des Savans*, März und April 1841, und dessen Nachweisungen über Copien von Briefen Galileis, die sich in verschiedenen Bibliotheken finden (*hist. des sc. mathém.* T. 4, p. 242), so dürfte das Vorstehende so ziemlich alle bekannten Quellen enthalten, in welchen etwas von Galileis Schriften zu finden ist. Hr Libri hat uns Hoffnung gemacht, die ganze ungedruckte Correspondenz Galileis, in deren Besitz er ist, zu veröffentlichen, eine Hoffnung die, so viel Ref. weiß, bis jetzt noch nicht in Erfüllung gegangen ist.

Aus dem Gesagten erhellt, daß eine vollstän-

dige Ausgabe aller Schriften Galileis, im strengsten Sinne des Wortes, wohl schwerlich zu Stande kommen wird, da Manches wahrscheinlich unwiederbringlich verloren ist. Man wird eine Ausgabe schon als vollständig ansehen müssen, wenn sie nur alles bis jetzt Bekannte gesammelt enthält. Gewis nur in diesem Sinne ist die neue Ausgabe *la prima completa* genannt worden, aber selbst in dieser beschränkten Bedeutung wird sie schwerlich ganz ihrem Titel entsprechen, da Manches, wie schon erwähnt wurde, besonders briefliche Mittheilungen, außerhalb Italiens zu suchen ist und den Herausgebern schwerlich zu Gebote stehen wird. Hauptsächlich aber stützt diese neue Ausgabe ihren Anspruch auf Vollständigkeit auf den allerdings wesentlichen Umstand, daß die Herausgeber durch die Munificenz des Großherzogs von Toskana in den Stand gesetzt sind, den ausgedehntesten Gebrauch von der mehrfach erwähnten Mellischen Sammlung zu machen. In der Vorrede sprechen sie zugleich den Wunsch aus, auch einige kleine Schriften Galileis, die sich bis jetzt in Privathänden befinden, ihrer Ausgabe einverleiben zu können.

Galileis Schriften sind in dieser neuen Ausgabe nach den Gegenständen geordnet und in sechs Abtheilungen gebracht, von welchen die erste die Astronomie, die zweite die Mechanik, die dritte vermischte wissenschaftliche Gegenstände, die vierte Literatur, worunter auch eine Komödie vorkommen muß, die, von Galileis eigener Hand geschrieben, in der Bibliothek zu Florenz liegt (Venturi II, p. 356), die fünfte Galileis Correspondenz in so fern sie nicht schon zu den früheren Abtheilungen gezogen ist, die sechste die Actenstücke und Briefe, welche auf Galilei Bezug haben, enthalten soll.

Die vier vorliegenden Bände gehören zur ersten Abtheilung. Den ganzen ersten Band füllt der *dialogo dei massimi sistemi*. Ich habe schon früher die Mängel und Vorzüge der paduanischen Ausgabe *) dieses Dialogs erwähnt, zu ersteren gehört auch, daß das sehr ausführliche Inhaltsverzeichnis, welches die erste Ausgabe 1632 enthält, und das jedenfalls wenn nicht von Galilei selbst, doch unter seiner Aufsicht angefertigt ist, weggelassen wurde, vielleicht weil in demselben, was gerade das Merkwürdigste daran ist, das Kopernikanische System als eine Wahrheit und nicht, wie im Dialog selbst, als eine Hypothese dargestellt wird. In der neuen Ausgabe ist Alles wieder hergestellt worden, wie es in der ersten war, doch sind auch die Zusätze der paduanischen beibehalten worden, zugleich sind mehrere Fehler in den Zahlen, die sich in allen früheren Ausgaben finden, verbessert worden.

*) In dem Urtheil der Inquisition, welches Riccioli in seinem *Almagestum novum* lateinisch abdrucken ließ, wird der Dialog als *dialogo delle due massime systeme* aufgeführt. Hr Libri in seiner *hist. des sc. mathém.* (T. 4, p. 265 n.) macht sich über diese *fautes grossières de grammaire* lustig und sagt: *On doit être étonné que la cour de Rome n'ait pas songé à condamner comme hérétiques tous les Italiens qui s'obstinaient à faire sistema masculin.* So wenig vom Italiänischen, als Hr Libri hier voraussetzt, hat man gewis zu keiner Zeit am römischen Hofe verstanden, und die erwähnten Fehler sind Druck- oder Schreibfehler, denn in dem italiänischen Originale der Inquisitionsfentenz, welches bei Venturi (II, 170) abgedruckt ist, heißt es richtig: *delli due massimi sistemi.*

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

105. 106. Stück.

Den 3. Julius 1845.

F i r e n z e .

Schluß der Anzeige: 'Le opere di Galileo Galilei. Prima edizione completa, condotta, sugli autentici manoscritti palatini.'

Den zweiten Theil eröffnen sechs bereits bekannte Briefe Galileis über das Kopernikanische System. Die vier ersten finden sich auch bei Venturi (I, p. 14, 203, 208, 212), der fünfte ist der schon früher erwähnte Brief an die Großherzogin Christine, der sechste, zuerst in einem italienischen Journal abgedruckt, findet sich ebenfalls bei Venturi (II, p. 6). Hierauf folgt die Streitschrift des Antonio Rocco, der nach seinem eigenen Geständnisse durchaus Nichts von Mathematik verstand (Mem. II, 130), gegen den Dialog, welcher zu Venedig im Jahre 1633 unter dem Titel *esercitazioni filosofiche* erschien. Außer der satyrischen aber ruhig gehaltenen Antwort Galileis, die unter dem Titel *postille al libro di Antonio Rocco* auch schon in den früheren Ausgaben vorkommt, sind hier zum ersten Male noch 71 kurze aber

heftige Randnoten abgedruckt, welche Galilei einem Exemplare der Rocco'schen Schrift beige geschrieben hat, die letzte heißt: *oh grandissimo buè!*

Die Schrift eines andern Gegners Lodovico delle Colombe, der wo möglich noch weniger als Rocco von der Sache verstand und dessen Stil ein Muster von Arroganz ist, nebst den Randglossen Galileis sind hier zum ersten Mahle aus einer florentinischen Handschrift bekannt gemacht. Die Herausgeber scheinen aber das Verhältniß des Colombe zu Galilei nicht ganz richtig aufgefaßt zu haben (Vorrede p. x). Colombe hat nicht gegen den Dialog geschrieben, seine Schrift ist vielmehr viel älter als dieser. Allerdings zielt er auf Galilei, indem er gegen Kopernikus polemisiert, aber direct gegen diesen ist nur der Theil der Schrift gerichtet, wo er die Entdeckungen über den Bau des Mondes, welche Galilei in seinem *nuncius sydereus* bekannt gemacht hatte, angreift. Auch hat Galilei hierauf in einem Briefe an Gallanzoni geantwortet, wo er auch eine Stelle aus dieser Schrift anführt. Eigentlich hätte also diese im dritten Bande abgedruckt werden sollen, wo Galileis Brief aufgenommen ist. Da dieser vom 16. Julius 1611 ist, und der *nuncius sydereus* im März 1610 erschien, so muß Colombe's Schrift in der Zwischenzeit abgefaßt sein.

Den Schluß dieses Bandes bildet Galileis Brief an den Cardinal Orsino über Ebbe und Fluth, welchen, wie oben bemerkt wurde, schon Targioni bekannt gemacht hat, der aber hier nach einer correcteren Handschrift der florentinischen Bibliothek ediert ist.

Der dritte Band beginnt mit dem *trattato della sfera*, einer Schrift, die, wenn sie von Galilei

herrührte, seiner durchaus unwürdig wäre. Aber äußere und innere Gründe können kaum einen Zweifel darüber lassen, daß sie untergeschoben ist, wie auch schon Nelli (Vita I, p. 59) geurtheilt hat. Sie erschien zuerst im Jahre 1656 in Rom, heraus gegeben von einem Jesuiten, einem eifrigen Anhänger des Aristoteles; in der Bologneser Ausgabe der Galileischen Werke, die, wie oben bemerkt wurde, unter Viviani's Anleitung erschien, fehlt sie, wie auch in der zweiten, und wurde erst in die paduanische aufgenommen. Der Verfasser dieser Schrift ist ganz und gar in den Banden der aristotelischen Physik gefangen, wie paßt dies zu Galilei, der, wie Viviani erzählt, schon als Student gegen Aristoteles ankämpfte, und nach seinen eigenen Aeußerungen von Jugend auf ein Anhänger des Kopernikus war? Wer nun gar die erbärmlichen Beweise gelesen hat, welche der Verf. dieser Schrift für die Wahrheit des ptolemäischen Systems anführt, wird gewiß überzeugt sein, daß hier ein Mißbrauch mit dem Namen Galileis getrieben worden ist. Gegen solche Gründe kann ein Umstand, welchen die Herausgeber anführen, gar keine Berücksichtigung verdienen, daß nämlich in der Bibliothek zu Venedig ein Manuscript dieser Schrift ist, in welchem bemerkt wird, daß die Studenten zu Padua sich dessen bis zum Jahre 1606 bedient hätten.

Es folgt hierauf der berühmte sydereus nuncius, zu welchem sich unter den florentinischen Handschriften zwei Autographe Galileis gefunden haben, über welche die Herausgeber Genaueres mittheilen. Außer verschiedenen Varianten sind hier aus der einen Handschrift auch noch die Beobachtungen Galileis vom 9. März bis zum 18. April abgedruckt. Eine Reihe bekannter Briefe

und Aufsätze über die Mondoberfläche folgen, zu den meisten sind Handschriften, zum Theil Autographe Galileis verglichen worden und daraus manche Zusätze und Aenderungen bemerkt, die ich übergehe.

Wegen einiger Randbemerkungen Galileis sind hier auch wieder zwei ausführliche Dissertationen eines La Galla, die im Jahre 1612 erschienen, abgedruckt; einige dieser Bemerkungen hat auch schon Venturi (II, 334).

Den Schluß dieses Bandes bildet die bekannte Correspondenz über die Sonnenflecken; auch zu dieser enthält die florentinische Sammlung die Autographen.

Der vierte Band umfaßt die Schriften, welche sich auf den bekannten Streit zwischen Galilei und dem Pater Grassi beziehen. Zuerst Grassis Abhandlung *de tribus cometis* und die Entgegnung von Guiducci, Galileis Schüler; letztere findet sich von Guiducci selbst geschrieben unter den Handschriften der florentinischen Sammlung, nebst Zusätzen und Verbesserungen von Galileis eigener Hand. Die Handschrift weicht oft bedeutend von der gedruckten Ausgabe ab; der gegenwärtige Abdruck ist genau nach der Originalausgabe von 1619 veranstaltet, und die Varianten der Handschrift nebst den Bemerkungen Galileis sind in Noten beigefügt. Hierauf folgt die Antwort Grassis, *libra astronomica* u. s. w. nebst hier zum ersten Male gedruckten Randbemerkungen Galileis, welche die ersten Grundlinien zu der berühmten hierauf folgenden Streitschrift *il saggiaiore* enthalten, die nach der ersten Ausgabe von 1623, nebst einigen Aenderungen von Galileis Hand, die noch nicht bekannt waren, abgedruckt ist. Dann die Antwort Grassis, *ratio ponderum* u. s. w. nebst vie-

len bisher ungedruckten Randbemerkungen Galileis, von welchen Venturi (II, 339) schon eine Probe gegeben hat. Stern.

B o n n ,

bei Eduard Weber 1844. Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte. VI und 464 Seiten in Octav.

‘Wer viele Arbeiten über einzelne Gegenstände in verschiedenen Zeitschriften ausgestreut hat, ist demjenigen Publicum, für welches sie ursprünglich bestimmt waren, gewissermaßen schuldig sie zusammenzustellen, da nach Verlauf von Jahren es den Meisten schwer fallen würde sie in bändereichen Sammlungen aufzusuchen’ — mit diesen Worten gibt der verehrte Verf. den Zweck und Gesichtspunct dieser Sammlung der reichhaltigen Abhandlungen und Recensionen an, mit welchen er in dem langen Zeitraume von dreißig Jahren neben seinen zahlreichen größeren Werken die philologische Welt beschenkt hat; und obgleich Ref. nicht hofft, daß unter seinen philologischen Altersgenossen viele seien, für die es erst dieser Sammlung bedurft hätte, um ihre Aufmerksamkeit auf jene Arbeiten zu lenken, so verdient es doch jedenfalls den Dank der Wissenschaft, daß dieselben auf diesem Wege auch dem jüngeren Geschlechte zugänglich gemacht worden sind, dem sie sonst allerdings leicht hätten in ihrer vereinzeltten Erscheinung entgehen können. Daß aber ein solches Entgehen für jeden, den es beträfe, ein wahrer Verlust sein würde, kann Niemand bezweifeln, der mit der Thätigkeit des Vfs und seiner wissenschaftlichen Stellung näher bekannt ist. Ref. gehört zwar keineswegs zu denjenigen, welche jedem Ausspruche desselben die Auctorität

eines Orakels beilegen und mitunter seine subjectivsten Vermuthungen als unumstößliche Grundlagen betrachten, auf welche sie ihre eigenen Luftgebäude aufführen; im Gegentheil sträubt sich sein nüchterner Sinn eben so sehr gegen jene schwindelnden Combinationen, zu welchen der Reichthum seiner von einem unerschöpflichen Schatze gelehrter Analogien unterstützten Phantasie den Verf. nicht selten hinreißt, als gegen jene auflösende Kritik, die nur die Möglichkeit einer Fälschung oder Täuschung erweisen zu dürfen glaubt, um diese sofort als wirklich unterstellen und aus dieser Unterstellung neue Schlüsse ziehen zu können; wenn aber in der heutigen Generation auf ein entzündliches Gemüth, das da Ansteckung befürchten ließe, hundert kalte Köpfe kommen, die der Erwärmung und Anfeuerung bedürfen, so werden wir dieselbe Flamme, die so manches überlieferte Gebilde vor unsern Augen verzehrt und dagegen hundert andere Stoffe zu nie erwarteten Gestalten zusammen schmilzt, gleichwohl nur als eine erwünschte und segensreiche Erscheinung in der Wissenschaft betrachten müssen. Es war eine schöne Zeit, in welcher dieser reiche Geist seine Schwingen zu entfalten anfang, und deren heilige Glut er in unverehrter Frische auch bis ins höhere Alter treu bewahrt hat: die Eisrinde, welche viele Menschenalter hindurch über dem Gebiete der Alterthumswissenschaft gelegen hatte, war geschmolzen, und mit freudigem Entzücken sah sie die Gegenstände, die sie bisher nur in dem vereinzelt und verwelkten Zustande gelehrter Herbarien zu betrachten gewohnt gewesen war, in organischem Wachsthum aus dem Boden des vergegenwärtigten Alterthums hervor sprießen; hunderte von Namen, die ihr nur leere Klänge gewesen waren, fingen an Leben und Bedeutung

zu gewinnen, hunderte von Zügen, die in ihrer Vereinzelnung höchstens den gelehrten Sammelfleiß beschäftigt hatten, flogen sympathetisch zusammen und bevölkerten das weite Leichensfeld einer großen Vergangenheit mit den jugendwarmen Gestalten eines rührigen Volks- und Kunstlebens, und über dem Ganzen lag der heitere Frühlingshimmel mit seinen Blütendüften, an welchen das kleinste Blümchen wie der prangendste Baum seinen verhältnismäßigen Antheil ansprach, während andererseits alle Theile dieses reichen Bildes als Kinder eines Vaters, des antiken Geistes, und einer Mutter, der classischen Erde, als ein großer Organismus erschienen, von welchem kein Glied richtig verstanden und dargestellt werden könne, ohne in seiner Verwandtschaft und seinem Zusammenhange mit den übrigen aufgefaßt zu sein. Jetzt ist es anders geworden; was damahls in Blüte stand, ist jetzt zur Frucht gereift, aber in der Erndte theilen sich die Bestrebungen und muß die uneigennützig Freude an dem gemeinschaftlichen Besizthum eifersüchtiger Zersplitterung der gesteigerten Kräfte weichen: der Sprachforscher nimmt den gemeinschaftlichen Namen der Philologie für sich allein in Anspruch und wirft den sachlichen Theil der Wissenschaft in eine Classe mit der Geschichte und den Antiquitäten der Indier und Chinesen; der Archäologe verschmäht es hinwiederum Philologe zu heißen, und dünkt sich reich genug, um getrennt vom Mutterhause eine eigene Niederlassung zu gründen; und selbst die redlichste Alterthumsforschung hat Mühe, die Früchte dieser beiden Zweige auch nur mit dem Auge zu verfolgen und den gebührenden Antheil davon für den gemeinschaftlichen Heerd einzuziehen, so daß es der höchsten Aufmerksamkeit und Anstrengung bedarf, wenn die kaum begründete Wissenschaft

nicht ihren eigenen Schwerpunct wieder verlieren und in eine Anzahl selbständiger Beschäftigungen auseinander fallen soll, die den Mangel an einem eigenen Principe nur durch den Anschluß an irgend ein fremdes ersetzen können. Eben darum aber thut es Noth, daß Männer, die ihre Stellung von vorn herein inmitten dieses Schwerpunctes genommen haben, immer wieder aufs Neue mit ihrem Beispiele zeigen, daß die Philologie es wirklich und wahrhaft mit einem lebendigen Gesamtkörper zu thun habe, in welchem jeder Theil durch hundert und hundert Fäden mit den übrigen verknüpft ist, und wo selbst die speciellste Untersuchung sich der gleichzeitigen Rücksicht auf das Ganze und alle seine Aeußerungen nicht ent schlagen kann; und daß dieser Standpunct gerade ganz und gar der unseres Verfs ist, hat derselbe nicht nur in seiner wissenschaftlichen Laufbahn bethätigt, sondern auch an mehr als einem Orte — vgl. nur sein Rhein. Mus. B. II, S. 456 — und selbst in der Vorrede der vorliegenden Sammlung ausdrücklich zu erkennen gegeben. Freilich können wir hier nur mit tiefem Bedauern lesen, daß Hr Welcker auf den großartigen Plan eines Gesamtwerkes 'über die Religion, Poesie und Kunst der Hellenen von dem Ursprunge an bis zur Höhe ihrer Entwicklung', wovon der größere Theil dieser einzelnen Aufsätze nur Proben oder Abfälle gewesen seien, so gut wie verzichtet; jedenfalls aber drückt auch diesen jener Ursprung aus einer gemeinschaftlichen Lebensquelle die Weihe einer höheren Ansicht ihres Gegenstandes und einer Allseitigkeit der Betrachtung auf, deren Verdienst man nicht besser erkennen und würdigen kann, als indem man sie mit den monographischen Erstlings- Arbeiten vergleicht, deren Beurtheilung die Mehrzahl derselben zunächst

ihre Entstehung verdankt, und die, obgleich sie fast durchgehends zu den vorzüglichsten in ihrer Art gehören, doch gegen diesen Reichthum innerlichster Kenntniß und lebendigster Anschauung des Alterthums mager und todt erscheinen. Ja wenn Ref. nicht mißdeutet zu werden fürchten darf, so möchte er fast behaupten, daß diese kleineren Aufsätze, in welchen die Natur der Gegenstände die Behandlung auf ein bestimmteres Maß zusammen gedrängt und durch diese Concentration der Fülle des Stoffs gleichsam den Fünfstelstast seiner duftigsten und sublimsten Theile abgenommen hat, noch einen wohlthätigern Eindruck zurücklassen, als die größeren Schriften des Verfs, in welchen sich die Massen seiner Gelehrsamkeit bisweilen überstürzen, und statt dem Strome seines Geistes einen Damm zu setzen, die Fluten desselben immer höher und höher schwellen, so daß sie zuletzt alles, was auf ihrem Wege liegt, mit sich fortreißend und hunderte von Seitenbächen, die ihnen begegnen, in sich aufnehmend, zu der oben geschilderten Frühlingslandschaft noch das Bild einer Ueberschwemmung hinzufügen, die neben den fruchtbaren Keimen, die sie zurück läßt, doch auch krankhafte Erscheinungen erzeugen kann; hier fließt dagegen der volle Strom in tiefem und sicherem Bette anmuthig einher, und wenn er auch in seinen mäandrischen Windungen hier und da ein Stückchen des Ufers ablöst und wegschwemmt, so theilt er dafür allen Gegenden, durch welche sein Lauf führt, eine erquickliche Frische mit, und bildet zugleich ein Verbindungsmittel, durch welches die Producte der einzelnen erst zu einem Gegenstande lebendigen Verkehrs und Austausch werden.

Bei dieser allgemeinen Schilderung des Eindrucks und wissenschaftlichen Charakters der hier

dargebotenen Aufsätze müssen wir es übrigens um so mehr bewenden lassen, als der größere Theil derselben, wie gesagt, schon seit Jahren in philologischen Zeitschriften oder sonst abgedruckt ist und ihr Inhalt jedem Freunde dieser Literatur als bekannt vorausgesetzt werden darf. So hat der erste Artikel 'Namen' ursprünglich hinter Schwencks etymologisch = mythologischen Andeutungen, ein anderer 'über die unechten Lydiaka des Kanthos' in Seebodes Archiv 1830, und 'ein Stoff der alten Attischen Komödie' in den Annalen des Instituts für archäologische Correspondenz von demselben Jahre gestanden; drei andere sind aus den Recensionen entlehnt, welche Hr Welcker in den Jahren 1828 — 30 über die Bruchstücke der Sappho von Neue, des Stesichoros von Kleine, und des Alkaios von Matthä, in Jahns Jahrbüchern für Philologie geliefert hat, so wie die über den Linos und Epicharmos, und 'ein Vers aus einer Iliupersis des Aeschylos bei Aristophanes', nebst dem Bruchstücke über 'die späteren Thebaiden, auch die des Statius', den Lesern der Darmstädter Allg. Schulzeitung von 1829 — 32 noch wohl erinnerlich sein werden; endlich folgen noch aus dem inzwischen in des Verfs Hände übergegangenen Rheinischen Museum die Abhandlungen über die Zweikämpfe des Herakles bei Pissander, das ABG = Buch des Kallias in Form einer Tragödie, den Delphin des Arion und die Kraniche des Ibykos, die Unechtheit der Rede des Lysias gegen den Sokratiker Aeschines, Heraklides Pontikos *περὶ πολιτειῶν*, und Auszüge aus den Beurtheilungen des Ibykos von Schneidewin, des Anakreon von Bergk, und des Aufsatzes über die griechische Elegie in Osanns Beiträgen zur griechischen und römischen Literaturgeschichte. Ueber das Verhältniß dieser neuen Ab-

drücke zu der ursprünglichen Erscheinung erklärt sich der Verf. selbst in der Vorrede so: 'die Aufsätze dieser Sammlung mußten wegen der vielfältigen Bezugnahme auf mehrere derselben in der neuesten philologischen Literatur unverändert bleiben — was ich stillschweigend verbessert habe, beschränkt sich auf wenige einzelne Worte oder unbedeutende Dinge; sonst sind Berichtigungen oder Zusätze durch Klammern unterschieden oder in Noten beigebracht — nur ist in den Recensionen alles, was sich speciell auf die angezeigte Schrift bezog und nicht zur Fortleitung der eigenen an diese geknüpften Bemerkungen nothwendig schien, weggestrichen' — und gewiß wird man diesen Grundsätzen volle Beistimmung nicht versagen können; nur was derselbe noch weiter hinzufügt: 'auch sind die Bemerkungen über die einzelnen lyrischen Fragmente der verschiedenen besprochenen Sammlungen ausgeschlossen geblieben', erregt großes Bedauern, in so fern wir nicht hoffen dürfen, daß diese Beiträge zur Erklärung und Kritik jener interessanten Bruchstücke vielleicht in einem spätern Bande ihre Stelle finden werden; und jedenfalls vermissen wir manchen einzelnen Zug, der uns in jenen Recensionen lieb geworden war, und auf den die Unspruchlosigkeit des Verfs geringeres Gewicht gelegt hat, als die meisten seiner Leser thun dürften. So namentlich den Anfang der Recension über Neue's Sappho, wo Hr Welcker von seinem eignen Vorsatze spricht, den er von Voss veranlaßt schon früher zur Herausgabe der griechischen Lyriker gefaßt hatte und darin namentlich auch von Heeren aus seinen reichen Sammlungen unterstützt ward; wenigstens hätte diese Erzählung in der Vorrede des ganzen Werkes einen schönen Platz gefunden, da sie doch wesentlich zur Erläuterung

dient, wie gerade aus diesem Gebiete die volle Hälfte der hier wiederholten Erörterungen entnommen und dabei mit einer Vollständigkeit und Tiefe des Eingehens behandelt ist, die ohne eigene langjährige Beschäftigung mit demselben Gegenstande bei einer bloßen Recension fast unerklärlich wäre. Doch über das Maß des zu Gebenden wollen wir mit dem Verf. um so weniger rechten, als derselbe uns für diese Weglassungen auf der andern Seite durch so manche neue Bemerkung in seinen Zusätzen entschädigt und außerdem sogar zwei neue noch nie gedruckte Abschnitte hinzugefügt hat, von welchen der eine 'über Archilochos' gleichfalls zu einer Recension der Ausgabe von Viebel bestimmt war, die aber nie das Tageslicht gesehen hat, der andere 'über den Ursprung des Hirtenliedes' nur mit der Zeitbestimmung 1820 oder 21 versehen ist; und über diese halten wir uns denn auch verpflichtet unsern Lesern in aller Kürze etwas näher zu berichten. Zwar sind es der Zeit ihrer Entstehung nach gerade die frühesten von allen, die uns hier geboten werden; da jedoch hier die Rücksicht wegfiel, welche dort den Verf. zu unverändertem Abdrucke bestimmte, so dürfen wir annehmen, daß sie jedenfalls in der Fassung erscheinen, welche derselbe noch jetzt billigt, wie denn auch in Gedanken und Ausdruck kein Unterschied zwischen ihnen und den jüngsten der vorliegenden Arbeiten bemerkbar ist.

Was den Archilochos betrifft, so beschäftigt sich der Verf. vorzugsweise mit der iambischen Poesie, deren künstlerischer Begründung jener hauptsächlich seine Stellung in der griechischen Literatur und seinen Ruhm bei der Nachwelt verdankte; in den übrigen Gattungen, an deren Spitze er allerdings als metrischer Erfinder gleichfalls steht, scheint sein

reicher Geist mehr zeitweilig gespielt und augenblickliche Stimmungen nieder gelegt zu haben, als daß dieselben in seiner Hand bereits den scharf ausgeprägten ästhetischen Charakter erhalten hätten, den ihnen die weitere Entwicklung der griechischen Dichtkunst mittheilte. In dem strafenden Ernste des Tambos dagegen fand die Energie seines Charakters den entsprechendsten Ausdruck; Hr Welcker erinnert sehr passend an eine Aeußerung Luthers: 'ich habe kein besser Werk denn Zorn und Eifer; denn wenn ich wohl dichten, schreiben, beten und predigen will, so muß ich zornig sein'; und so richtig er warnt, über den Tambos nicht zu vergessen, daß Archilochos auch Dichter priesterlicher, politischer, ethischer, lyrischer Art gewesen sei, so verlangt er doch mit Recht, daß wir außer Geist und Gemüthsanlagen überhaupt in der Kunstgeschichte am meisten das berücksichtigen, was der Form nach neues und eigenthümlich schöpferisches von einem Manne ausgegangen sei. Nur hätten wir eben deshalb gewünscht, dieser eigenthümlichen Schöpferkraft des Dichters nicht den größern Theil ihrer Originalität wieder dadurch geraubt zu sehen, daß sein Haß und die Poesie, die dessen Ausdruck ist, statt aus der Quelle seines Inneren aus allerlei äußerlichen gottesdienstlichen und politischen Umständen abgeleitet wird; ein Abweg, auf welchen die geschichtliche Betrachtungsweise, gerade indem sie ein Individuum lebendig mit seiner Zeit und den Gebräuchen seines Volkes verschmelzen will, nur allzu leicht verfällt, den Boden, aus welchem ein Gewächs hervorsprießt, mit den Keimen zu verwechseln, die doch der eigentliche Grund dieses Hervorsprießens sind, und so wenig sie auch ohne jenen Boden hätten gedeihen können, doch ihre Entstehung nicht dem Boden als solchem verdanken.

Nach moderner Ansicht könnte es freilich wünschenswerth erscheinen, das Anstößige, was die Archilochische *rabies* für unser Gefühl hat, dadurch zu mildern, daß man theils seinem Hasse selbst höhere patriotische Beweggründe, aus Parteispannung hervorgegangen, unterlegte, theils die alles Maß übersteigenden Aeußerungen desselben durch einen 'weit verbreiteten Festgebrauch' entschuldigte, 'wodurch das Gehässige und der Mißbrauch, welche irgend darin vorausgesetzt werden, von dem Individuum auf das Volk, auf uralte und geheiligte Einrichtungen zurückfällt'; aber gerade wenn wir auf den sittlichen Charakter des Alterthums zurückgehen, bedarf es einer solchen Entschuldigung eben so wenig, als sie auf Archilochos irgend historisch nachweisbare Anwendung finden möchte. Für die griechische Volksmoral standen Haß und Liebe völlig gleich, und war jener eine eben so geheiligte Leidenschaft wie diese: *μισοῦντα μισεῖν, τὸν φίλον δ' ὑπερφιλεῖν*, galt als Norm des geselligen Lebens, und die Tüchtigkeit des Mannes ward eben sowohl darein gesetzt, seinem Feinde Böses, als seinem Freunde Gutes zufügen zu können; was Wunder, wenn sich dieser Trieb eben sowohl durch die Poesie adelt, wie das Homerische *οἶνοβαρές, κυνὸς ὄμματ' ἔχων, κραδίην δ' ἐλάφοιο* in den Augen jener Zeit keinen Mißklang gegen die sonstige Würde des Epos bildet, und wie die kriegerische Elegie der erotischen vorausgeht, eben so bei einem thatkräftigen Volke die Lyrik des Hasses überhaupt der der Liebe voraneilt? Um Mimnermos Empfindungen für seine Nanno, oder Anakreons für den schönen Bathyllos zu erklären, bedarf es keiner Annahme, daß die Dichter mit den Aeltern der Geliebten politisch befreundet gewesen; wozu also bei Archilochos auch nur die An-

deutung einer möglichen Parteiverschiedenheit zwischen ihm und dem Vater seiner ungetreuen Neobule, von welcher Hr Welcker selbst sagt, daß sie sich auf keine Weise mit Bestimmtheit entscheiden lasse: 'vermuthlich war auch Archilochos von Lykambe nicht bloß für sich, sondern auch als Bürger und Parteimann gekränkt; und vielleicht stand jener von seinen Freunden so wohl umschirmt, daß die Sage, Neobule habe sich der Zamben wegen erhängt, im Sinne der Zeit selbst lächerlich gewesen wäre'? — und wenn es Niemanden einfallen wird, die erotische Poesie aus den Festen der Aphrodite abzuleiten, so halten wir es auch für die iambische nicht für nöthig, auf die Thesmophorien weiter zurück zu gehen, als es in etymologischer und vielleicht auch metrischer Hinsicht zur Erklärung des Wortes *ἰαμβος* nöthig ist. Hören wir Müller Gesch. der griech. Liter. B. I, S. 238, so wäre es nicht zu begreifen, 'wie die Parier es dulden konnten, daß der wüthende Dichter dieselben Personen, mit denen er kurz vorher sich zu verbinden so lebhaft verlangt hat, mit so schmachvollen Lasterungen überhäufte, wenn nicht eben diese Zamben bei einem Feste, dessen hergebrachte Feier jeder Ausgelassenheit zum Schutze diente, zuerst hervortraten, und wenn es nicht als ein Recht dieser Art von Poesie betrachtet ward, die üble Nachrede, zu der ein Grund vorhanden war, nach Lust und Laune zu übertreiben', wonach also die Archilochischen Zamben ursprünglich für das Demeterfest verfaßt gewesen wären; und wenn Hr Welcker auch nicht so weit geht, so legt er doch darauf Gewicht, daß des Dichters Großvater unter den Stiftern des Demeterdienstes in Thasos gewesen sei, und Archilochos angebliche Mutter *Ἐρινώ*, welche er sehr scharfsinnig als allegorische

Bezeichnung seiner Tadelssucht deutet, der Tambor des eleusinischen Demetermythus entspreche; — Ref. bekennt offen, daß er sich die Tonier der Inseln und kleinasiatischen Colonien in jener Zeit der einbrechenden Sittenverderbnis und politischen Zerrüttung viel zu weltlich denkt, als daß es der Maskenfreiheit eines Festes bedurft hätte, um einem Manne voll innerer Glut und Energie des Charakters Anlaß oder Vorwand zum Ausdruck seiner Empfindungen zu geben, und so lange daher keine nähere als die etymologische Verwandtschaft des Archilochischen Tambus mit cerealischen Festgebräuchen nachgewiesen werden kann, halten wir uns lieber an die von Hrn Welcker selbst erwähnte politische Freiheit der Tonier, die, während sie den bürgerlichen Zusammenhang des Ganzen auflöste, dem Einzelnen den ungehemmtesten Spielraum individueller Aeußerung gewährte, wie er selbst in der attischen Demokratie wenigstens ihren gesetzlichen Grundlagen nach nicht zu finden war. Von diesem Standpuncte aus fällt dann aber zugleich aller Grund weg, an den Wirkungen zu zweifeln, welche der Nachricht des Alterthums zufolge die Angriffe des Dichters in dem Selbstmorde der Angegriffenen hervorgebracht haben sollen, obgleich diese auch Müllern nur 'im Charakter des Tambus travestiert' scheint; und eben so rechtfertigt sich die Plutarchische Erzählung von dem Widerwillen, den Archilochos durch die Schilderung seiner Flucht im Kriege den Spartanern eingeflößt habe, welche Hr Welcker gleichfalls 'unter die Mißdeutungen späterer Jahrhunderte' rechnet, während sie doch nicht das Entfernteste enthält, was spartanischer Denkungsart oder der Natur der Umstände zuwider liefe.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

107. Stück.

Den 5. Julius 1845.

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Kleine Schriften von F. G. Welcker. Erster Theil: zur griechischen Literaturgeschichte.'

Daß Archilochos eben so wie Terpandros, Tyrtaos, und andere Dichter und Künstler dieser und der nächstfolgenden Zeit Sparta als damaligen Mittelpunkt der hellenischen Nationalcultur aufgesucht habe, hat durchaus nichts Unglaubliches; und wenn wir annehmen dürfen, daß man dort eben sowohl wie in Delphi, wo später seinem Mörder der Tempel verboten ward, von seinen Gedichten Kenntniß genommen hatte, so müßte Spartas Disciplin eine ganz andere gewesen sein, wenn nicht gerade dieselbe Beschönigung seiner Feigheit, deren sich Hr Welcker zu seiner Entschuldigung bedient, seine Ausweisung beschleunigt hätte: zu einer so feinen Distinction, wie zwischen 'Zurücklassen' und Wegwerfen des Schildes, war der spartanische Sinn nicht gemacht, und daß er 'sich gelobt einen schöneren wieder zu erwerben', können wir in den

Worten des Bruchstücks nicht finden, die vielmehr den leichtsinnigen Trost enthalten, daß an dem verlorenen Waffenstücke nicht viel gelegen sei, weil ein eben so gutes wieder neu zu kaufen stehe.

Kürzer können wir über den andern hier zum ersten Male gedruckten Aufsatz 'über den Ursprung des Hirtenliedes' sein, indem hier gerade das, worauf es uns besonders ankommen würde, auch von dem Verf. scharf gewahrt ist, daß nämlich die bukolische Poesie des Theokrit mit den so genannten Bukoliasmen, wie sie bei den Festen der Artemis im Peloponnes sowohl als in Sicilien vorkamen, nichts gemein hat, und die Scholiasten jenes Dichters so wie die römischen Grammatiker, die aus derselben Quelle geschöpft zu haben scheinen, wenn sie das theokritische Gedicht von jenen Hirtenliedern herleiten, eine große Verwechslung begehen. Denn wenn man auch annehmen kann und muß, daß auch die Wettgesänge und sonstigen Altercationen, welche Theokrit in künstlerische Form gebracht und gleichsam theatralisch gestaltet hat, uralte volkspoetische Elemente enthalten, so sind doch diese erstens rein weltlicher Art, und zweitens, so weit wir sie verfolgen können, wesentlich in Sicilien heimisch, während jene Bukoliasmen einem gottesdienstlichen Gebrauche angehörten, der mit dem peloponnesischen Cultus derjenigen Artemis, welche Müller Dor. B. I, S. 372 die arkadische nennt, zusammenhing, und folglich erst mit der griechischen Colonisation nach Sicilien kommen konnte; und so hat Hr Welcker gewis Recht, wenn er S. 408 schreibt: 'es ist vollkommen klar, daß die Erklärungen der Alten über den Ursprung der bukolischen Poesie aus den Festen der Artemis, sowohl aus den dabei von Hirten gesungenen Hymnen als aus dem Liedchen beim Erheben von Ga-

ben die eigentliche Frage ganz vorbeigehen und ohne alle Kenntniß der Natur der Sache geschrieben sind.' Die einzige Frage, die vielleicht noch entstehen könnte, wäre die, ob nicht zulezt auch alles das, was die Grammatiker von solchen artemisfischen Bukoliasmen in Syrakus erzählen, nur durch Verwechslung mit Theokrit und seiner Bukolik auf diese Stadt übergetragen sei, wie es z. B. in der schönen Abhandlung von Schneidewin, die wir uns wundern von Hrn Welcker nicht wenigstens nachträglich berührt zu sehen, *Diana Phacelitis et Orestes apud Rheginos et Siculos*, Gott. 1832, p. 26 heißt: iidem tamen aliorum referunt sententiam, qui Syracusis ortum carmen bucolicum voluerunt, ob Theocritum puta Syracusanum, qui, si non primus ad artis praecepta id genus cantilenas revocavit, maximam tamen consecutus est celebritatem; vergl. p. 16: seduxisse grammaticum videtur vel carminis bucolici princeps Theocritus, qui Syracusas patriam habuit, vel Diana *ποταμία* ex Peloponneso cum colonis Graecis in Ortygiam propagata, cujus similis indoles fuit atque Phacelinæ; doch bestimmt uns der hier zulezt erwähnte Umstand selbst, auch Syrakus nicht von den Dren auszuschließen, nach welchen jener gottesdienstliche Gebrauch aus dem Peloponnes verpflanzt worden zu sein scheint. Halten wir uns freilich an die besondere Form des Mythos und Cultus, in welcher Artemis als *Phacelitis* erscheint, so beruht diese für Syrakus auf dem einzigen Zeugnisse des Probus zum Virgil, und dürfte sich für Sicilien vielleicht nur auf messenischem Gebiete sicher nachweisen lassen, wohin sie aus dem heimischen Cultus von Limnä verpflanzt war; denn die Sage, daß Antiphemos, der Gründer von Gela,

dort zum Andenken des Mopsos der Artemis Phakelis Spiele gestiftet habe', deren Quelle Hr Welcker S. 406 nicht wieder finden konnte, beruht auf offenbarem Mißverständnis von Athen. VII, p. 297 F, wo die Gründung der Stadt Phaselis durch Antiphemos Bruder Lakios im Auftrage des Mopsos erzählt wird; — aber wie Hr Schneidewin selbst sehr richtig bemerkt, so ist diese Phakelitis nur eine einzelne Erscheinung derselben Gottheit, deren Verehrung aus uralter vordorischer Zeit unter mancherlei Beinamen im Peloponnes und an vielen andern Küsten wiederkehrt, und die wir am liebsten von den Lelegern herleiten möchten, welchen vielleicht mit Uschold der ganze Mythenkreis des Drestes und der Sphigenia wie der Helena beizulegen ist; und gleichwie der Cultus von Karyä, wohin gleichfalls eine Angabe jene Bukoliaëmen verlegt, gewiß von dem zu Limnä nicht wesentlich verschieden war, so dürfen wir wohl auch die syrakusische Artemis nicht zu specifisch von der rheginischen und messenischen trennen. Dürften wir einer Etymologie folgen, die Hr Welcker anderswo (über eine kretische Colonie in Theben, Bonn 1824, S. 75) aufgestellt hat, so wäre die syrakusische Ortygia geradezu identisch mit der spartanischen Orthia oder Orthosia, die keine andere als die tauische und folglich auch die Phakelitis ist; und jedenfalls ist es nicht zu übersehen, daß die Ephezier, deren Artemis mit jener lelegischen doch noch näher, als auch Müller annimmt, verwandt sein dürfte, neben dem ortygischen Haine bei Tacitus Annal. III. 61 auch einen Fluß Cenchrius nennen, dessen Name deutlich an den Hafen Kenchreä bei Korinth, der Mutterstadt von Syrakus, erinnert; außerdem hat Müller selbst bereits in dem Mythos von der Arethusa den Zusammenhang des

syrakusischen Artemisdienstes mit peloponnesischen Natursagen nachgewiesen, und so tragen wir kein Bedenken die entschiedene Aehnlichkeit derselben mit der Phakelitis auch bis auf den besonderen Gebrauch des Bukoliasmos an ihrem Feste zu erstrecken. Ja auch ohne der begrifflichen Scheidung dieses Bukoliasmos von der theokritischen Bukolik Abtrag zu thun, kann man sich doch denken, daß gerade in Syrakus der pastorale Wettgesang zu Ehren der Artemis mit dem allgemeinen Charakter des dortigen Hirtenliedes auf ähnliche Art verschmolz, wie die megarische Posse in Sicilien durch den Zusatz der örtlichen Mimië einen wesentlichen Aufschwung nahm; und so würde es sich denn auch erklären, wie gerade die sicilischen Bukolisten einen solchen Ruf erhielten, daß sie mit ihrer Kunst auch auswärts und bis nach Kleinasien und Aegypten gegangen sein sollen. Nur die besondere Erwähnung Lydiens bei Diomedes hat etwas Auffallendes und dürfte erst aus dem Namen *Lydiastae* abgeleitet sein, den derselbe offenbar aus seiner griechischen Quelle neben *Bucolistae* entlehnt hat. Hr Welcker meint: 'die Lydiasten lassen sich entweder als Banden sicilischer Bukolisten denken, die ein jährliches Fest in Lydien bezogen, oder als lydische Bukolisten, die man bei der Aehnlichkeit mit den sicilischen von diesen durch den Namen unterschied'; aber letzterer Annahme steht doch die ganze Fassung der Stelle entgegen: *nonnulli et in Italiam et in Lydiam et Aegyptum transisse creduntur, quos Lydiastas et Bucolistas appellant*, und für erstere bieten die Formen *Ἰοθμιασταί*, *Λιοννοιασταί* u. s. w. bei dem Mangel eines Festes unter dem Namen *Ἄλδια* auch keine genügende Analogie; wie wenn wir an eine sikulische Form des lateinischen *Ludio* oder *Ludius* zu

denken hätten, den ja schon Dionys von Halikarnaß irrigerweise aus Lydien abgeleitet hat?

Zum Schlusse noch einige zerstreute Bemerkungen zu den Zusätzen, mit welchen Hr Welcker seine älteren Aufsätze reichlich und mit dankenswerther Berücksichtigung neuerer Arbeiten versehen hat. So bespricht er S. 98 fgg. die theräische Inschrift, die nach Böckhs Restauration in den Abhandl. der Berl. Akad. 1836 ein gleichzeitiges Zeugnis für die Wundergeschichte des Arion abgeben würde, in so fern dessen eigener Bruder sie durch ein Denkmahl verewigt hätte:

*Κυκλείδας Κ[υκλήος ἀδελφειῶν Ἀρίωνι,
τὸν δελφίς [σῶσε, μναμιόσυνον τέλεισεν:*

was Hr Welcker dann so auffaßt, daß, wenn der theräische Poseidondienst, wie Böckh gezeigt habe, von dem tänarischen abstammte, das bekannte Denkmahl des Dichters auf Tánaron dort 'unter der vermittelnden Form, daß es von einem Bruder herrühre', nachgeahmt worden sei. Ref. kann sich aber überhaupt nicht davon überzeugen, daß ein öffentliches Weihgeschenk, welches einen Mann auf einem Delphin sitzend vorstellte, keine tiefere Bedeutung gehabt habe, als wie der Verf. will, das poetische Bild zu verkörpern, daß der das Schiff begleitende Delphin gleichsam selbst den Reisenden seinem Ziele entgegen trage; und wie er sich freut, daß Hr Welcker jetzt S. 95 die jüngere Entstehung des unter Arions Namen erhaltenen Hymnenbruchstücks einräumt, so hält er auch fortwährend die Ansicht Müllers u. A. fest, daß in jenem Weihgeschenke zunächst ein älterer poseidonischer Mythos dargestellt gewesen sei, den man erst später irgendwie auf den Sänger Arion übertrug. Wie dieses vielleicht sogar durch eine einfache Namensverwechslung veranlaßt werden konnte,

hat er Quaestt. Oedipod. p. 81 und 105 angedeutet, in so fern der Name des bekannten poseidonischen Rosses 'Αρσιών auch auf einen Delphin um so mehr paßte, als ähnliche erdgeborene Wunderthiere anderswo geradezu δελφίνη oder δελφύνη heißen; dem sei jedoch wie ihm wolle, so kann er jedenfalls in der obigen Inschrift zwar die Beziehung auf Arion, nicht aber die Ergänzung ἄδελφειῶ einräumen, worauf doch eigentlich erst ihre Anwendung für den vorliegenden Zweck beruht. Selbst die völlige Richtigkeit des Böckhischen Facsimile vorausgesetzt bleibt zwischen ΑΔΕ und Ε kein Platz für drei Buchstaben ΑΠΗ, wie hier statt ΑΦ geschrieben werden müßte; sollen wir aber einmahl abweichen, so öffnen sich unzählige Möglichkeiten sonstiger Ergänzung, worunter keine der entlegensten die ist, daß in jenen Anfangsbuchstaben der Name 'Αρσιών selbst enthalten sei; und auch ohne den Trumpf in Anwendung bringen zu wollen, welchen der dummstolze Zetæes in Gramers Anecd. Oxon. T. III, p. 352 darauf gesetzt hat, daß man diesen Namen nicht mit langem sondern mit kurzem Vocale flectiere (ὅτι Ἀριονος τὸ ο μικρὸν δεῖ γράφειν ... καὶ οὐχ ὡς οἱ βούβαλοι σχεδευδύται μέγα), werden wir doch wenigstens verlangen dürfen, daß das theräische Epigramm dem tänarischen, von welchem es abgeleitet oder nachgeahmt sein soll, in der Flexion und Quantität des Namens entspreche. Noch sicherer übrigens glaubt Ref. seine Emendation bei Athenäus XIII, p. 610 C: ἐκ τῆς Ἀγία τοῦ Ἀρσιῶν für ἐκ τῆσακάτου Ἀρσιῶν Ἰλίου περιόδος gegen den Verf. in Schutz nehmen zu können, der sie aus Cäsar de Carm. eleg. p. 54 anführt, aber fortwährend den Flötenspieler Saka das als Verfasser jenes Gedichts in Anspruch

nimmt, wogegen schon der fehlende Artikel vor *Ἀγορείου* sprechen dürfte. Hr Welcker sagt S. 177: 'daß ein Dichter, nicht ein Antiquar, zu verstehen sei, ergibt der Zusammenhang, dünkt mir, deutlich'; aber gerade hiervon hat unseres Erachtens Otto Zahn in der Zeitschr. f. d. Alterth. 1841, S. 164 den überzeugenden Beweis geliefert, daß auch der jüngere Agias, der mit Derkyllos verbunden zu werden pflegt, als Dichter betrachtet werden müsse, während für Sakadas als Dichter außer der höchst zweideutigen Stelle des Plutarch, die ihn eben so gut als *μελοποιὸς* bezeichnen kann, keine Spur vorliegt. Zu einer andern Bemerkung veranlaßt uns die Note S. 199, wo der Verf. die neueren Ansichten über die Sage von Daphnis und ihre Behandlung bei Theokrit insbesondere nachträgt. Ref. kann allerdings auch nicht glauben, daß wie Döderlein in dem Erlanger Programme von 1843 annimmt, ein Schwur unverbrüchlicher Treue gegen den Gegenstand der ersten Liebe in Aphrodites Augen ein Verbrechen sein könne, daß sie mit den Lockungen einer neuen hoffnungslosen Liebe strafe, sondern nimmt lieber mit Hrn Welcker an, daß diese Hoffnungslosigkeit, an welcher Daphnis verschmachtet, die Strafe für seine Gleichgiltigkeit gegen eine andere entgegenkommende Liebe sei; über den Gegenstand jener hoffnungslosen Sehnsucht jedoch kann er sich mit dem nichts sagenden Eigennamen Kenea oder gar Kenia, wie ihn Hr Welcker mit Meineke und dem alten Scholiasten aus Idyll. VII. 73 ableitet, nicht zufrieden geben. Schon der Artikel dürfte uns nöthigen, in den Worten:

ὡς ποκα τὰς ξενέας ἠράσσατο Δάφνις ὁ
βώτας

vielmehr ein Appellativum *ξενέα*, die Fremde, zu

finden, daß sich zu ξένη eben so verhielte, wie δένδρον, ἀδελφεός, κενός, βροτεός zu den gewöhnlichen Formen ohne ε; für den Sinn aber paßt dieses ganz vortrefflich, wenn wir annehmen, daß Aphrodite eben aus Rache den Hirten zur Liebe gegen eine Unbekannte entflammt habe, die er nun nicht finden kann, während er die Mädchen, die ihn umschwärmen, zu suchen verschmäht; und wenn wir mit dem Verf. und Lennep annehmen, daß diese ξενέα dieselbe sei, die bei Servius ad Virgil. Ecl. VIII. 68 Chimära heißt, so wird man uns die Frage wenigstens verzeihen, ob dieser Name nicht schon in der sinkenden Latinität ein Phantom oder Hirngespinnst bedeuten könne? Wenigstens ist diese Bedeutung in den romanischen Sprachen so allgemein und alt, daß wir wohl berechtigt sind, sie schon aus dem Gebrauche des frühen Mittelalters abzuleiten; dieses vorausgesetzt wären also Servius Worte: hunc igitur cum Nympha Nomia amaret et ille eam sperneret et Chimaeram sequeretur, etwa in dem Sinne des Sprichworts: nubem pro Junone anplecti, nicht wie Hr Welcker will, von einem andern Hirtenmädchen, sondern von einer eingebildeten Liebe zu einer namenlosen Schönen zu verstehen, die Aphrodites Zorn in ihm erzeugt hätte; und dadurch würde sich dann auch in der ersten Idylle das sonderbare Schweigen des Leidenden über den Gegenstand seiner Sehnsucht, so wie das allzu späte Mitleiden der Aphrodite erklären: τὸν δ' Ἀφροδίτα ἠθέλ' ἀνορθῶσαι, welches Aufrichten doch nur den Sinn haben kann, daß sie gleichsam den Zauber, den sie auf ihn gelegt hat, lösen will. — S. 430 beweist der Verf. dem Unterzeichneten die Aufmerksamkeit, auch seinen gelegentlichen Widerspruch gegen die vermuthete Unechtheit der Rede des Lysias

gegen Aeschines aus der Abhdl. de Socratis magis-
 tris anzuführen; einem so verehrten Gegner ge-
 genüber ist es Schuldigkeit, eine abweichende Mei-
 nung wenigstens mit zwei Worten zu motivieren.
 Was in jener Abhandlung über versteckte Anspie-
 lungen in Platos Menexenos auf Angriffe des Ly-
 sias gegen Sokrates und seine Schule vermuthet
 ist, sind freilich nur Vermuthungen und könnte
 sich auch auf die andern Reden, die Hr Welcker
 selbst als echt betrachtet, κατ' Αιοχίνου συνο-
 φαντίας oder βλάβης beziehen; aber auch die
 Schuldfrage, um die es sich hier handelt, können
 wir schon aus dem doppelten Grunde nicht mit
 dem Verf. für ein sophistisches Machwerk halten,
 weil es überhaupt um die alten Reden schlecht
 stünde, wenn ihnen alle Reden abgesprochen wer-
 den sollten, in welchen sich thatsächliche Unwahr-
 heiten oder Uebertreibungen fänden, und weil diese
 Rede jedenfalls schon früher existierte, als solche
 sophistische Machwerke, wie sie Hr Welcker voraus-
 setzt, üblich wurden. Derselbe beruft sich darauf,
 daß schon Cäcilius und Dionys von Halikarnas
 unter den 425 Reden, die Lysias Namen führten,
 nur 230 für echt erklärten; aber auch die unech-
 ten unter diesen waren schwerlich viel jüngeren Ur-
 sprungs als Lysias, sondern rührten von andern
 gleichzeitigen Logographen geringeren Ranges her,
 und gesetzt also auch die fragliche Rede gegen Ae-
 schines wäre unter diesen begriffen gewesen, so bliebe
 noch immer die Schwierigkeit, die Hrn Welckers
 Annahme allein bestimmt hat, wie ein Zeitgenosse
 dergleichen Dinge von Aeschines habe sagen kön-
 nen. Die Eifersucht der Rhetoren auf die Philo-
 sophen einerseits, die geflistentliche Fabrication fal-
 scher Producte auf die Namen berühmter Redner
 andererseits, wie sie der Verf. voraussetzt, scheint

erst in der Kaiserzeit begonnen zu haben; nehmen wir also mit dem Verf. selbst an, daß bereits Harpokration unsere Rede als echt citiere, so wird sie nach Meiers neuesten Untersuchungen (Comm. An- doc. VI part. XIII, p. 69) schwerlich in jene Kategorie fallen können, da kein Citat dieses Grammatikers jünger als Liberius, wenige jünger als August sind; und eben so wenig können wir nach dem Begriffe, den wir aus den erhaltenen Resten alter Rhetorik und aus den von dem Verf. angezogenen Stellen in Schömanns Att. Proc. S. 288. 297. 311 von den fictarum litium exercitationibus der Rednerschulen gewinnen, annehmen, daß eine einfache Schuldklage, und sei es auch gegen einen gefeierten Namen, Aufgabe solcher Schulübungen geworden sei. Beiläufig bemerken wir dagegen, daß wir unter den von Hrn Welcker anerkannten Reden noch zweifeln, ob es wirklich eine βλάβης gegeben habe; das einzige Fragment, das in Bekk. Aneëdd. p. 130 unter diesem Titel existiert, scheint uns nur durch Mißverständnis des Grammatikers so aufgefaßt zu sein, während die Worte: οὗτος ἐμοὶ βλάβης δέδικασται, in ihrer einfachsten Bedeutung: 'dieser hat gegen mich auf Schadenersatz geklagt' vielmehr zu der Beschwerde über Sykophantie gehören dürften. Endlich erlauben wir uns zu S. 440 noch auf einen Gesichtspunct aufmerksam zu machen, unter welchem das von Hn Welcker geradezu in das Reich der Fabeln verwiesene Gemählde des Bularchos bei Plinius VII. 39 und XXXV. 34 doch vielleicht zu retten und mit den anderweitigen Nachrichten über die ungleich spätere Entwicklung griechischer Malerei zu vereinigen sein dürfte. Der Vf. schließt so: jene Erzählung, nach welcher der Indische König Randaules ein Schlachtgemählde mit Gold aufgewogen haben

soll, stammt wahrscheinlich aus den Lydiacis des Xanthos, diese waren aber wahrscheinlich unecht, und so verliert sie allen urkundlichen Grund; — eine Kritik, von der uns jedenfalls die erstere Prämisse um so ungewisser scheint, als Plinius unter den Quellen beider Bücher keinen Xanthos nennt; und warum soll denn die vorderasiatische Technik nach dem Maßstabe der mütterländischen beurtheilt werden? Daß die organische Entwicklung der Malerei zur schönen Kunst in Griechenland erst viel später fällt, ist gewiß; gemahlt aber wurde dessenungeachtet gewiß viel früher im Oriente eben so wohl wie in andern Gegenden, die diese Kunstübung nicht erst von Griechen zu erlernen brauchten; und warum sollte in dieser — freilich barbarischen — Art nicht auch ein kleinasiatischer Grieche für einen orientalischen König haben arbeiten können? müssen wir doch auch im Löwenthore, das von vorderasiatischen Arbeitern verfertigt ist, eine uralte Sculptur erkennen, die mit der spätern hellenischen in keinem organischen Zusammenhange steht; begegnet uns doch mehre Menschenalter vor Diponos und Skyllis der Bildhauer Malak und sein Geschlecht auf Chios, dessen Kunstübung mit derjenigen, welche die erstgenannten Meister in Griechenland begründeten, wenigstens analog gedacht werden muß, ohne darum in den Entwicklungsgang der mütterländischen Plastik einzugreifen; eben so ist es gewiß auch möglich jenen Bularchos zu denken, der immerhin kein Maler im künstlerischen Sinne gewesen zu sein brauchte, um einen der menschlichen Natur angeborenen Trieb so weit zu entfalten, daß er dem Maßstabe eines barbarischen Hofes entsprach. Doch es ist Zeit diesen Hariolationen ein Ziel zu setzen, obgleich auch sie selbst mit dem obersten Zwecke dieser Anzeige in so fern

eng verbunden sind, als sie zeigen, zu wie manigfacher Anregung diese Abhandlungen Stoff enthalten; inzwischen versteht sich dieses bei einem jeden, der den Vf. kennt, ohnehin von selbst, und so mögen sie denn auch nur unsererseits als Beweis der Aufmerksamkeit dienen, die wir neben dem Hauptinhalte auch der gelegentlichsten Bemerkung des hochverehrten Verfassers schuldig zu sein geglaubt haben.

K. Fr. H.

D r e s d e n.

Verlag von Justus Naumann 1844. Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden. Herausgegeben von Joh. Karl Seidemann, Pfarrer zu Eschdorf. VIII und 174 Seiten in Octav.

In Sachsen ist es noch Etwas werth, Reformator gewesen zu sein. Mit welcher Emsigkeit werden die Archive durchforscht, mit welcher Aufrichtigkeit die Actenstücke veröffentlicht! Manches norddeutsche Land dürfte, um seine eigene Reformationsgeschichte kennen zu lernen, getrost ein paar sächsische Pfarrer kommen lassen oder seine Reformatoren an Sachsen zu Lehen geben. In der That muß man ja das Leben unsers Urbanus Regius in *Zeibichii de theologis ad tempus commodatis schediasma* auffuchen.

Zu solcherlei Zucht und Selbstvermahnung ist das vorliegende Werkchen ein erfreulicher Anlaß. So wenig wir des Vfs 'Leipziger Disputation im J. 1519' rühmen konnten (s. d. Bl. 1844. St. 84. S. 839 f.), so lobenswerth finden wir die Herausgabe dieser Urkunden. Sind ihre Ergebnisse auch nicht von der Art, daß sie Hauptpunkte der Reformationsgeschichte umgestalten, so ergänzen und berichtigen sie doch Manches nicht unerheblich, zu-

mahl des Herausgebers Genauigkeit Nichts zu wünschen übrig läßt; gibt er doch die ganze archaische Orthographie und Abbrevierweise und bringt sogar das Latein in deutschem Druck. Wenn freilich auf diesem Gebiete noch so viel Unerfahrenheit oder Nachlässigkeit im Lesen und Abschreiben der Urkunden zu rügen ist, wie sie (in der Vorrede) In Dr Neudecker nachgewiesen wird, so darf man etwas zu viel Genauigkeit kaum tadeln. — Einen besondern Nutzen auch minder wichtiger Quellenstücke sehen wir darin, daß sie uns in die Gedanken und Lebenssphäre der Zeit versetzen, aus der sie stammen. Sie sind Stücklein des geistigen Herculanium, welches die Geschichte aufzugraben unablässig beschäftigt ist.

Zuerst finden wir ein paar Actenstücke, in denen sich Tetzl bescheinigen läßt, er habe Dem, der die Jungfrau Maria etwa schänden werde, keinen Ablass versprochen, December 1517, — eine Nachwirkung der 75. These Luthers. — Ueber die Veröffentlichung der Bannbulle wider Luther zu Leipzig wird eine Correspondenz Herzogs Georg mit Eck und des Merseburger Bischofs mit dem Kanzler Joh. Kochel veröffentlicht S. 5 ff. Interessanter ist aber ein späterer Brief Ecks an den Herzog (S. 172 ff.), weil dieser theologische Schaarwächter von Ingolstadt sich darin sehr unverblümt selbst charakterisiert. Die Religionsache behandelt er wie ein Geschäft und von seinen Schriften redet er wie ein Kaufmann. Aber die Bücher wollen nicht gehen! Und doch weist er den Herzog an, die 30 Gulden, so ihm derselbe 'zu der Consutation gnädiglich gelihen', von Cochleus zu verlangen, der seiner Bücher viel habe. Eck spricht auch von seiner auf Befehl des baierischen Herzogs zu verfassenden Bibelübersetzung; die Hauptsache ist: 'nach dem puren lateinischen text' und ohne Verände-

rung der Eigennamen, auch die Bücher nicht nach der Ordnung von Erasmus Ausgabe. Aber das Deutsch wird dem würdigen Manne schwer, auch will er Emsers Version nicht in den Weg treten. Dieser Eck die Bibel übersetzend muß ausgesehen haben wie ein Bock, der eine Rose zerkaut. — Einzelne reformatorische Genrebilder finden sich über Jac. Seidler auf der Glashütte bei Döbeln, den Joh. Konge Meißens, und über Gabriel Zwilling in Eilenburg. Obschon Herzog Georg die neue Lehre auf jedem Schritt hemmte, so macht sie doch täglich neue Erwerbungen. Wie erinnert doch dies Aufspassen, Denuncieren, Verhören, Einsperren, Exilieren an so manche politische Vorgänge der neuern Zeit: damals war jeder verdächtig, der sub utraque communiciert hatte. Das meiste Interesse erregt indessen Herzog Georg. Er hat einen rein persönlichen Groll auf Luther und steigt daher oft auf gleichen Boden des Streites zu ihm hinab, vergißt aber nicht, auch seiner landesherrlichen Macht sich zu bedienen, wenn es gilt die Schriften des Doctors zu verfolgen; wobei denn Vieler Herzen offenbar werden. In einem Trostbriefe an Hartmuth von Kronberg hatte Luther einer Wasserblase erwähnt, die dem Himmel trotz mit ihrem hohen Bauche. Der corpulente Herr in Dresden fängt darüber einen Briefwechsel theils mit Luther theils mit dem Kurfürsten an, der ein halbes Jahr auf das Eifrigste geführt wird und einige 20 Actenstücke umfaßt *).

*) Da heißt es z. B. S. 64: 'So wir doch vorwar wissen, Das wir einem menschen vil Genlicher sein denn Einer wasserblasen, zum andern Als doctor Martinus luter schreybt, das wir mit vnnserm Grosszen Bawch, dem Hymel Truxen, Ist am tag das vnnsere bawch also groß nicht ist, das wir damit Syedann gein Wittenberg Truxen megen, u. f. w.'

Sehr charakteristisch sind endlich die Actenstücke, welche die Kanonisation des heil. Benno betreffen. Herzog Georg betreibt die Sache eifrig, weil es die Verherrlichung eines seiner Verwandten betraf. Die mitgetheilten Documente zeigen nun, wer gerade in Rom Einfluß hatte und wie Jedem beizukommen war. Da ist von einem 'verguldeten becher von — lxx fl. werdt' die Rede; diesen soll erst der Cardinal von Medici haben. Als aber Leo X. stirbt, bei dem er galt, wird verordnet, daß Wilh. von Enckenvoirt, Hadrians Freund, den Becher bekomme. Auch berechnet der Herzog die von der Kanonisation gehofften Finanzvortheile auf sehr ungeistliche Weise, S. 92 ff. — Endlich finden sich Mittheilungen, die tiefe Blicke ins damalige Klosterleben gestatten, z. B. von Annaberg: 1508 bis 1514 stattlicher Neubau der Klostergebäude; 1524 Klage über lutherische Communion, Verzeichniß der Theilnehmer, Untersuchung gegen sie, 1534 Klage der ganz verlassenen Mönche und Bitte, der Herzog möge ihnen wieder 'zcu getrencke' verhelfen, auch nach Weihnachten sie 'mitt eynem sweyne' begaben. — Im Jahre 28 entfloh die Herzogin Ursula von Münsterberg aus dem Freiburger Nonnenkloster, und es hebt eine lange Untersuchung an, deren Protocolle S. 115 ff. mitgetheilt werden. Wie Blumen zum Lichte, so hatten sich die armen Jungfrauen zu Luthers Schriften gedrängt, und machen zum Theil gar kein Geheimniß vor den Commissarien daraus, daß sie zu entfliehen suchen würden, wenn man ihnen den alten evangelischen Prediger nehme. R. Kd.

B e r i c h t i g u n g e n .

- S. 988. 3. 16 v. unten statt Bogenwindung I. Bewegung.
 — 990. 3. 6 v. unten statt Becken I. Boden.
 — 1020. 3. 4 v. unten statt Träumen I. Hoffnungen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

108. Stück.

Den 7. Julius 1845.

W i e n.

Verlag von Kaulfuß Wittwe, Prandel und C. 1844. Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Knolz, k. k. nied. österr. Regierungsrathe, Sanitäts-Referenten und Landes-Protomedicus u. s. w. Neueste Folge. Erster Band. CXXXVI u. 216 Seiten in Octav.

Die Erhaltung der Gesundheit und des Lebens gehören zu den vorzüglichsten Gütern, welche den Menschen von der Staatsverwaltung verliehen wird; und wenn auch viele weise Anordnungen aus andern Verwaltungszweigen unbeachtet bleiben, so ist doch die Abtheilung der Sanitätsgesetzgebung mit dem eigenen Interesse der Selbsterhaltung eines jeden Einzelnen zu innig verbunden, als daß sich nicht dessen Anordnungen des ungetheilten Beifalls er-

freuen und mit allgemeinem Danke jederzeit aufgenommen werden sollten. Die Fürsorge des österreichischen Staates war von jeher dahin gerichtet, das Sanitäts-Wesen zur Förderung des öffentlichen Gesundheitswohles durch den Erlaß der zweckdienlichsten Verordnungen sachgemäß zu organisieren, von Zeit zu Zeit zu vervollkommen, und die oberste Leitung desselben dazu vollkommen gewachsenen Männern, die Ausföhrung selbst aber den competentesten, mit Willen und Kraft ausgerüsteten öffentlichen Behörden anzuvertrauen, weshalb auch in den neuesten Zeiten die Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung Oesterreichs in Anerkennung ihrer Vortrefflichkeit manchem ausländischen Staate eingestandenermaßen zur Grundlage gedient hat. Als Beispiel dieses Letztern wollen wir hier nur den preußischen Staat anführen, in welchem zu jener Zeit wenigstens, als Ruß an der Spitze der dortigen Medicinal-Verfassung stand, gar Manches nach österreichischem Vorbilde angeordnet wurde. Dankenswerth erscheint aber auch die Mühe derjenigen, welche in regelmäßigen Berichten uns über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung einzelner Staaten Nachricht geben, wodurch in weiterem Kreise von den Ergebnissen und Fortschritten jenes so wichtigen Zweigs der Staats-Verwaltung Kenntniß genommen werden kann. In vorstehendem Werke hat der würdige Hr Verf. unter zwei Abtheilungen seinen Jahresbericht uns vorgelegt, und zwar enthält die erste die Leistungen der Medicinal-Verwaltung, und die zweite die Sanitäts-Verordnungen des Jahres 1843. — Der erste Abschnitt der ersten Abtheilung handelt von der Witterungs-Beschaffenheit, dem Krankheits-Charakter und den herrschenden Krankheitsformen im Allgemeinen, dann der Stadt Wien

und des flachen Landes insbesondere. In Bezug auf den Krankheits-Charakter bemerkt der Verf., daß dieser abweichend von den vorhergegangenen Jahren als ein catarrhalisch = rheumatisch = entzündlicher auftrat. Während seit einer langen Reihe von Jahren der gastrisch adynamische sich stets zu dem allein herrschenden erhob und fast zu dem stationären Charakter sich ausgebildet hatte, dem sich nur selten und nie auf längere Zeit der entzündlich catarrhalisch = rheumatische als Lateralcharakter zur Seite stellte, änderte sich in diesem Jahre die Rangordnung, und der letztere behielt, mit nur kurzen Zwischenräumen aussetzend, die Oberhand über den gastrisch = adynamischen Charakter, so daß dieser theilweise ganz in den Schatten gedrängt, theilweise nur als umstimmender Lateralcharakter erschien. Dem zu Folge wurden auch die catarrhalischen und rheumatischen, so wie die entzündlichen Fieber mit den verschiedensten Localaffectionen am zahlreichsten beobachtet. Zahlreich kamen zwar auch die gastrischen und typhösen Fieber, aber im Vergleich mit den Vorjahren in bei weitem geringerer Anzahl vor. Unter den Exanthemen waren die Blattern, Masern und der Scharlach die häufigsten Krankheitsformen. Bei den mehr chronischen Leiden war der Einfluß eines vorherrschenden Krankheitscharakters nicht bemerkbar. Ausführlich und zwar nach Monaten gibt der Verf. die Uebersichten sowohl der Stadt Wien als des flachen Landes, die letztere in Viertel = Jahr = Berichte zusammen gedrängt. — Der zweite Abschnitt enthält die in Nieder = Oesterreich 1843 geherrschten Epidemien. In 21 Fällen mußte auf dem flachen Lande N., somit mit Ausschluß der Stadt Wien, das Auftreten der 7 Krankheitsformen als: der Blattern, der Masern, des Typhus, des Keuchhu-

stens, des Scharlachs, der Ruhr und des Groupß als epidemisch erklärt werden. Die Epidemien selbst schildert der Verf. ausführlich. Die numerischen Verhältnisse der Genesenen und Gestorbenen stellen sich folgendermaßen heraus: An Blattern sind 1690 erkrankt, 1552 genesen und 138 gestorben; an Masern 4848 erkrankt, 228 gestorben. Am Typhus erkrankten 904, es genesen 815 und starben 85 u. s. w. — Dritter Abschnitt. Die Epizootien. Der Gesundheitszustand der Nutz- und Hausthiere war ungeachtet des naßkalten Jahrgangs sehr befriedigend. Im Ganzen wurde unter dem Rindviehe die Lungenseuche an 6 Orten, der Milzbrand an 1 Orte beobachtet. Die Schafräude herrschte nur unter einigen Schafsheerden im Viertel unter dem Mannhardsberge, und in eben diesem Kreise wurde an einem Orte der Rogz bemerkt. — Vierter Abschnitt Resultate der Trauungs-, Geburts- und Sterbelisten von Wien und den 4 Kreisen. Geschlossene Ehen: 11,903. Geborene: 57,353. Verstorbene: 53,641. Unter der Anzahl der Geborenen waren 1546 todt geboren. Rücksichtlich des Geschlechts waren unter den Geborenen 28,488 männlichen und 27,219 weiblichen Geschlechts, also um 1271 Knaben mehr als Mädchen, welcher Ueberschuß sich regelmäßig von Jahr zu Jahr zeigt, und daher nicht als eine vorübergehende Erscheinung betrachtet werden kann. Unter den Geborenen waren 41,582 eheliche und 14,125 uneheliche Kinder: daher fast von vier Kindern eines unehelich, und ein uneheliches Kind kam auf 102 Bewohner. In Wien war von zwei Kindern eins unehelich, und es kam auf 44 Einwohner eine uneheliche Geburt. Auf 35 Geburten kam überhaupt ein todtgebornes Kind. Unter den Gestorbenen waren 115 Selbstmörder, 4 Wasserscheue, 20 Ermordete, 366 Verunglückte und 6

Justificierte. So verschieden die Veranlassung zum Selbstmorde, als: getuschter Ehrgeiz, unglückliche Liebe, häuslicher Verdruß, Verlust des Vermögens, Krankheit, Irreligiosität, und die Motive zur freiwilligen Abkürzung des menschlichen Lebens angegeben wurden, so lassen sie sich doch alle auf eine Hauptursache zurückführen, nämlich auf ein Mißverhältniß der Anforderungen und Ansprüche an das Leben zu den äußern Umständen und Verhältnissen. Unter den Unglücksfällen kamen vor 2 Todesfälle durch Blitz, einer durch eine Schneelawine, 2 durch Erdstürze und 2 durch Erfrieren. In Wien ereigneten sich durch Fahren oder Reiten 16 und auf den Eisenbahnen durchs Ueberfahren 2 Unglücksfälle. — Fünfter Abschnitt. Die Leistungen der sämtlichen Humanitäts-Anstalten Niederösterreichs. Hier betrachtet der Verf. 1. das Wiener k. k. allgemeine Krankenhaus mit seinen 3 Anstalten, der Kranken-, Gebär- und Irrenanstalt. Im Ganzen wurden 35105 Individuen verpflegt: in der Krankenanstalt betrug die Zahl der Behandelten 22618, von welchen 15714 geheilt, 1458 gebessert, 634 ungeheilt entlassen, und 72 in die Versorgung abgegeben wurden: 2923 starben. (Eine Uebersicht der Krankheitsformen nebst Bemerkungen hat der Verf. hinzugefügt). Interessant ist die Mittheilung des Todesfalles eines Weibes, bei welchem die Wuth erst nach dem so langen Zeitraume von 5 Jahren nach dem Bisse zum Ausbruche kam. In der Gebäranstalt, welche auf den Gratisabtheilungen zugleich auch als Lehranstalt benutzt wird, waren am Schlusse des Jahrs 252 Wöchnerinnen verblieben; zu diesen wurden im Jahre 1843 5914 Schwangere aufgenommen, von denen 137 unentbunden und 5341 nach der Entbindung entlassen wurden. Gestorben sind 457 Wöchnerinnen: die Gesamtzahl der Entbindungen

betrug 5792, worunter 63 Zwillingส์geburtен waren. Der Gesundheitszustand der Wöchnerinnen kann im Ganzen als befriedigend angesehen werden, dagegen früher weniger Sterbefälle vorkamen. Unter den Krankheitsfällen der Wöchnerinnen waren Kindbettfieber die zahlreichsten und gefahrvollsten. Die Gesamtzahl betrug 679. Das Kindbettfieber trat unter den verschiedenartigsten Formen, und besonders heftig und zahlreich in den ersteren 4 und den letzten 2 — 3 Monaten — mithin in den Winter- und Herbstmonaten — auf. Das örtliche Leiden beschränkte sich selten auf das Bauchfell allein, mehrentheils war Metrophlebitis mit Endometritis compliciert, wozu sich erst im weiteren Verlaufe Peritonitis exsudativa gesellte, das Allgemein-Leiden sprach sich durch heftiges Fieber aus, welches meistens gleich anfangs den adynamischen Charakter an sich trug. Die Irrenanstalt hatte 591 Kranke zu behandeln: 100 wurden geheilt, 22 gegen Revers entlassen, 38 in die Versorgung und 2 in die Krankenanstalt abgegeben: 105 starben und mit dem Jahreschlusse blieben 324. Unter den eigentlichen psychischen Krankheiten wurde Melancholie am häufigsten beobachtet. Besonders waren Weiber dieser Krankheitsform unterworfen: sie war bei denselben meist religiöser Art und führte zu 18 Selbstmordversuchen. Der Melancholie reiheten sich, der Anzahl nach, die Fälle von Blödsinn, Ekstasis, Eknoia, und Tobsucht an. Die Behandlung dieser Formen wurde weniger durch pharmaceutische Mittel, als durch geistiges Einwirken und durch ein entsprechendes diätetisches Verhalten versucht, und ungeachtet der so ungünstigen Räumlichkeiten der Anstalt wurde in vielen Fällen vollkommene Heilung dadurch erzielt. Die gewöhnlichen Arzneimittel waren Brechweinstein in getheilten Gaben als

alterans, und gelinde Abführmittel als Ableitung. Dagegen bewährten sich kalte Waschungen, Ueberschläge und besonders die Douche in den verschiedensten Leiden als die erfolgreichsten Heilmittel. Das zweckmäßigste Mittel übrigens blieb stets eine entsprechende Beschäftigung der Geisteskranken, daher dieselben zu allen häuslichen Arbeiten nach Möglichkeit verwendet wurden. Um auch dem Geiste schwächerer Irren einige Beschäftigung bieten zu können, wurde versuchsweise eine kleine Lese- und Schreibstube ins Leben gerufen, welche sich besonders bei Melancholischen und Blödsinnigen auf das ersprießlichste bewährte. Die Todesfälle in der Irrenanstalt erfolgten meistens durch Lungensucht, Marasmus, Wassersucht und Auszehrung, welche körperliche Leiden gleichzeitig mit den verschiedensten Geisteskrankheiten bestanden. Der Sectionsbefund solcher Leichen wies stets Hydrocephalus chronicus, Gehirncysten, Tuberculose, Herzfehler oder Entartungen in den Unterleibseingeweiden nach. Ein öconomischer Nachweis zeigt, daß die Unterhaltung der Krankenanstalten sich folgendermaßen verhielt: für die Krankenanstalt betrug die Summe aller Ausgaben 332,315 fl. Conv. Münze, für die Gebärenstalt 45,289 fl. und für die Irrenanstalt 67,127 fl. — II. Das k. k. Findelhaus. Der Zweck dieser Anstalt ist uneheliche Kinder zu verpflegen, und bis zum vollendeten 10. Jahre zu versorgen: jedoch ist dies auch bei ehelichen Kindern der Fall, wenn die Eltern derselben aus irgend einem triftigen Grunde ihren Pflichten nicht nachkommen können, und wenn solche Kinder wegen des noch nicht erreichten Normalalters zur Aufnahme in das k. k. Waisenhaus untauglich sind. Alle Kinder, welche demnach in die Findelanstalt aufgenommen werden, bleiben so lange in der Anstalt selbst zur Pflege, bis sie bei entsprechenden

Privat-Parteien gegen Entgelt untergebracht werden können. Zur Verpflegung der Kinder in der Anstalt selbst werden stäts 70 bis 80 Ammen unterhalten, welche aus vollkommen gesunden, jüngeren, zum Ammendienste tauglichen, im Gebäuhause unentgeltlich Entbundenen gewählt und 6 bis 8 Wochen in der Anstalt behalten werden. Zu gleicher Zeit kann das Publicum von hier aus vollkommen gesunde Ammen erhalten. Mit dem Schlusse des Jahrs 1842 waren im Findelhause selbst 210 und in auswärtiger Pflege 10585, also im Ganzen 10795 Findlinge verblieben. Zu diesen wurden neu aufgenommen 5642, zurückgebracht oder zurückgefordert 5759, so daß sich die Zahl der überhaupt Aufgenommenen auf 22196 belief. Davon sind gestorben 3852, also kommen auf 100 Findlinge 34,3 gestorbene. Eine Uebersicht der herrschenden Krankheiten ist hinzugefügt, unter welchen besonders die Ophthalmien sich in den ersten 3 Monaten in ihrer ganzen Heftigkeit zeigten, und in einer merkwürdigen abhängigen Beziehung mit den zu derselben Zeit im Gebäuhause am häufigsten und heftigsten vorgekommenen Puerperalkrankheiten standen. Mit dem Beginne des Frühjahres wurden die Augenentzündungen seltener, bis sie im Nov. und December an Intensität wieder zunahmen und einen besonders trägen und hartnäckigen Verlauf entwickelten; vorzüglich erheischten die bedeutenden Wucherungen der Bindehaut der Augenzlieder eine energische Anwendung der wirksamsten adstringierenden Mittel, als: Sublimat, Sulf. Cupri, selbst Lapis infernalis mit Opium, dadurch wurde meist eine vollkommene Heilung erzielt, bis auf wenige Fälle, welche mit Zerstörung einzelner Hautgebilde des Auges endeten.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

109. 110. Stück.

Den 10. Julius 1845.

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung und Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns vom Jahre 1843, als Fortsetzung der Sammlung der Sanitäts-Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns, bearbeitet und herausgegeben von Joseph Johann Krolz.'

Im Findelhause besteht auch noch das Hauptimpfungs-Institut, mit welchem der Zweck verbunden ist, alle Findlinge, so weit es Alter und Gesundheit zulassen, so wie auch fremde Kinder der Impfung zu unterziehen, und immer frischen, brauchbaren Impfstoff zur Vertheilung an die Impfärzte in der Provinz in Bereitschaft haben zu können. — III. Die Stadtarmen und die k. k. Polizei-Bezirks-Armenanstalten in Wien. Sie bilden einen integrierenden Theil der Armenkrankenpflege überhaupt, und haben den Entzweck, den hierortigen Armen in ihren Wohnungen selbst eine unentgeltliche ärztliche Hilfeleistung, so wie Arzneien

und andere therapeutische Mittel unentgeltlich zu verschaffen. Von dazu bestimmten Sanitätsindividuen wurden im Jahre 1843 20068 Arme behandelt. — IV. Das k. k. Waisenhaus. — V. Die k. k. Arbeits- und Besserungsanstalt. Hier wird jedem erkrankten freiwilligen Arbeiter sowohl, als auch jedem daselbst angehaltenen Zwänger unentgeltliche ärztliche Hilfe geleistet. Bei den abgehaltenen Ordinationen erschienen im Verlauf des Jahrs 1767 Hilfsbedürftige, als Ambulanten, die schwer Erkrankten und Bettlägerigen wurden stäts in das allgemeine Krankenhaus gebracht. — VI. Das k. k. nieder-österr. Provinzial-Strafhaus. Unter den gesammten Sträflingen (1006) kamen 894 Erkrankungsfälle vor. — VII. Die Irrenanstalt zu Ybbs. Diese Anstalt, aus der ehemahligen Abtheilung des dortigen Versorgungshauses für unheilbare Geistesranke — wegen Ueberfüllung der Wiener Irrenanstalt — seit 1842 in eine eigene Staatsanstalt auch für heilbare Geistesranke umgeschaffen, besitzt seitdem, ganz getrennt von der Versorgungsanstalt ein eigenes für sie allein provisorisch angestelltes Sanitätspersonal, und nur die administrativ-öconomischen Geschäfte werden von der dortigen Versorgungshaus-Verwaltung gleichzeitig als k. k. Irrenanstalts-Verwaltung zu Ybbs unter der unmittelbaren Aufsicht der Landesstelle besorgt. Es wurden hier 373 Geistesranke verpflegt. — VIII. Das Bezirkskrankenhaus Wieden. — IX. Das Inquisitionsspital des Wiener Criminalgerichts. — X — XIII. Das Spital der barmherzigen Schwestern in Wien, Humpendorf und in der Leopoldstadt, so wie das der Elisabetherinnen auf der Landstraße. — XIV. Das Wiener Kinderkranken-Institut. — XV. Das erste Kinderspital des Dr Mauthner am Schottenselde, und

XVI. das unentgeltliche St. Josephs Kinderspital auf der Wieden. Diese drei Anstalten sollen dem Bedürfnisse eines geeigneten Zufluchtsortes für zartere erkrankte Kinder abhelfen. — XVII. Das Wiener Israelitenspital. — XVIII u. XIX. Das Wohlthätigkeitshaus und das Marienspital in der Stadt Baden. — XX. Die Privat-Heil-Irren- und Pflegeanstalten in Niederösterreich. — Zu diesen Anstalten, deren Hauptzweck ärztliche Behandlung und Verpflegung der erkrankten Individuen ist, kommen noch diejenigen, deren Bestimmung die Versorgung von armen, alten und gebrechlichen, daher erwerbsunfähigen Menschen ist, von welchen Instituten Wien sieben an der Zahl besitzt. — Diesen größeren Humanitätsanstalten reihen sich die kleinen in den verschiedenen Ortschaften Niederösterreichs bestehenden so genannten Landspitäler an, welche den Localbedürfnissen und den speciellen Zwecken hinlänglich entsprechen, jedoch von zu geringem Belange sind, als daß sie einzeln aufgeführt werden könnten. — Sechster Abschnitt. Die Badeanstalten und Mineralquellen. Auch an diesen ist die Provinz sehr reich, und zwar sowohl an Badeanstalten als Reinigungsmittel, als auch an eigentlichen Heilbädern. Unter diesen letztern ist besonders das schwefelhaltige Baden zu bemerken, welches im Jahre 1843 5323 Curgäste zählte. — Siebenter Abschnitt. Resultate der Schutzpocken-Impfung. Diese wurde seit dem Jahre 1802 in Niederösterreich als Schutzmittel gegen die natürlichen Blattern eingeführt und gesetzlich angeordnet, und seither nicht nur stäts von der Staatsverwaltung als ein wichtiger Theil der Sanitätspflege mit einer besondern Observe überwacht, sondern es werden auch alle hierdurch anwachsenden Unkosten aus dem Staatsschatze, und nur einige

wenige von der Wiener städtischen Casse bestritten. — Der achte Abschnitt endlich enthält eine Uebersicht des gesammten Sanitäts = Personals von Niederösterreich, und beschreibt ihre Leistungen in rein practischer, in sanitäts = polizeilicher und wissenschaftlicher Beziehung. In Wien selbst sind 447 Aerzte, 204 Wundärzte, 536 Hebammen, und 44 öffentliche Apotheken. Auch das flache Land ist mit einem hinlänglichen ärztlichen Personal versehen, wie aus den zusammengestellten Uebersichtstabellen des Verfs zu ersehen ist. Aus den weiteren ausführlichen mitgetheilten Berichten über die Wirksamkeit der Aerzte überhaupt geht hervor, daß das Sanitätswesen in Niederösterreich in allen seinen Zweigen und Wirkungen vortrefflich eingerichtet ist. — Die zweite Abtheilung des interessanten Buches enthält die Sammlung der Sanitäts = Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns von dem Jahre 1843, 147 Nummern, die freilich hier nicht näher angeführt werden können. In einem Anhange befinden sich die Instructionen für das Krankenhaus = Verwaltungspersonal, 14 an der Zahl enthaltend. — Wir empfehlen das Buch mit seinem reichen Inhalte jedem Staatsarzte, und versprechen ihm volle Befriedigung in Bezug auf die ihm daraus werdende Belehrung.

H a l l e,

bei Mühlmann 1844. Predigten zur Erkenntniß christlichen Glaubens von A. S. Neuenhaus, drittem Prediger an der Domkirche zu Halle.

Unsere Zeit ist in mancher Beziehung eine bedenkliche und gefährliche Patientin, eine religiöse Ungewißheit und Lauheit ist nicht das kleinste un-

ter ihren Gebrechen. Darum haben ihr schon viele Doctoren den Puls gefühlt; der Eine hat den Grund des Uebels hier, der Andere dort gesucht, der Eine hat dies verordnet, der Andere das. Unser Verfasser, offenbar ein reich gebildeter, geistvoller Mann, der sich in seiner Zeit umgesehen, findet die Wurzel der Krankheit in dem Mangel an christlicher Erkenntnis und hält darum Predigten 'zur Erkenntnis des christlichen Glaubens' für nöthig und zeitgemäß. Ohne Denen beizutreten, welche schon in diesem Titel einen inneren Widerspruch entdecken, erlaubt uns Neuenhaus anderer Meinung zu sein; sind doch nur selten die wirklichen Aerzte bei einem Kranken derselben Ansicht. In einer Confirmationsrede sagt der Redner (S. 295): 'Was man nicht recht kennt, das kann man nicht recht achten und nicht recht lieben.' Aber erlaubt dieser Satz wohl die Converse: Wenn man etwas nicht recht achtet, oder nicht recht liebt, so hat dies nur darin seinen Grund, daß man es nicht recht kennt? Nur bei einem durch die Sünde nicht getrübbten Zustande der menschlichen Seele würde eine solche Behauptung ihre Wahrheit haben. Auch der Apostel Paulus schickt in der trefflichen Stelle Col. 2, 2. 3, welche den Predigten statt der Vorrede vorgedruckt ist, dem Reichthum des gewissen Verstandes, 'zu erkennen das Geheimnis Gottes' ein 'Zusammengefaßtwerden in der Liebe' voraus. Auch an des tiefsinnigen Pascal Wort erinnern wir: 'Menschliche Dinge muß man kennen, um sie zu lieben; göttliche Dinge muß man lieben, um sie zu erkennen.' Mit einem Worte, wir suchen, von dem Verf. abweichend, den Grund des Zeitübels wo anders. Christliche Erkenntnis ist im Verhältnis zu andern Zeitaltern, relativ gesprochen, in Menge da; aber sie ist unbeweg-

licher, starrer und spröder als jemahls. Macht sie flüchtig, macht sie lebendig! Schon ein Tropfen, wirklich und wahrhaftig in den Adern einer Menschenseele zu Blut und innerstem Eigenthum geworden, macht sie gesund. Schreibt, schreit, ruft, predigt zur Verlebendigung, — zur Menschwerdung christlichen Glaubens!

Aber wir legen wohl in den Titel mehr und Anderes hinein, als nach dem Willen des Verfs darin zu suchen ist. Er ist vielleicht nur ein Feind gewisser Predigten, die in unsern Tagen sehr beliebt sind und jedenfalls etwas Imponierendes und Ergreifendes haben. Wie bei einem Feuerwerk staunt man über die kühnen Bilder=Raketen, die pikanten, aufgeworfenen Leuchtkugeln, über die Brillantsonnen der Sentenzen und geistvollen Aperçus — aber wenn Alles verpufft und verfliegen ist, fühlt man sich hohl und flau, als sähe man das leere Gerüst und Sparrenwerk. Außer einem allgemeinen, unbestimmten Eindruck nimmt man nichts mit. Das will Neuenhaus nicht. Jede Predigt soll einen lehrhaften Kern haben, jede einen Stein zu dem Gebäude christlicher Erkenntnis in der Gemeinde hinzutragen. In diesem, durchaus nicht verwerflichen Sinne ist Neuenhaus ein 'lehrhafter' Prediger, der am Lehren und Erkennen offenbar besondere Freude findet. Fast in jedem der mitgetheilten Vorträge ist irgend ein Punct des christlichen Glaubens oder Lebens in den Schwinkel einer zuweilen fast wissenschaftlichen Betrachtung genommen; die christlichen Festzeiten — denn an diese, seltener an ihre Pericopen — schließen sich die 25 Vorträge an, gaben dazu ungezwungene Veranlassung. Nur über Eins müssen wir mit dem lehrhaften Prediger rechten. Wie es in der Mathematik Axiome gibt, die nicht weiter

bewiesen werden und bewiesen werden können, so gibt es für die einfache Frömmigkeit Sätze, die man dauernd ins Herz drücken, aber nicht weiter zerlegen, oder aus einer Meute von Zweifeln, welche die Skepsis etwa gegen sie losgelassen hat, herausretten darf. Das Volk weiß von solchen Zweifeln Nichts — der Gelehrte weiß von ihnen, kann er sie etwa immer genügend lösen? Nehmen wir die 18te Predigt: Ohne Gott kann uns nichts begegnen, so halten wir es für ganz unnöthig, auf der Kanzel eine Vermittelung der Naturordnung mit menschlicher Freiheit zu suchen. 'Hier, meine Brüder — sagt Neuenhaus — sind wir mit unserer Betrachtung an eine Schwierigkeit gelangt, deren Lösung wir zu finden haben. Die Schwierigkeit ist also diese: Geschieht Nichts ohne Gottes Willen, nun so thut Gott auch das Uebel durch den Menschen, und der Mensch ist darum nur ein willenloses und auch unschuldigcs Werkzeug; thut aber der Mensch das Uebel aus seinem Willen, nun so ist Gottes Wille darin beschränkt, und es geschieht also ohne seinen Willen. Wie lösen wir diese herben Widersprüche?' Darauf ist freilich die Antwort schwer, es hat sie noch Keiner ordentlich gegeben, auch Neuenhaus in seiner Predigt nicht. Aber warum dies schwierige Problem (mehr der Philosophie, als der Theologie) auf die Kanzel bringen? Fast möchten wir glauben, weil zuweilen mit dem Redner, geistlichen Gemeindepredner, der Scholasticus die Kanzeltreppe hinaufsteigt, und von Zeit zu Zeit mit einspricht. Seine unleugbar philosophisch angelegte Natur soll Neuenhaus nicht verleugnen, ja es erbauen, es festigen sich auf ihr bei ihm gerade schöne Bestrebungen; aber I Cor. I würde ich immer von Zeit zu Zeit einmahl nachlesen.

Die Wahl gerade dieses paulinischen Abschnittes könnte nun aber in Bezug auf die Form dieser Predigten zu dem großen Mißverstände verleiten, als hätten wir es mit gekünstelten Producten, mit unverständlicher, abstruser Darstellung und hohen Worten zu thun. Nichts von alledem. Vielmehr ist es zu bewundern und an den meisten Stellen mit großem Lobe anzuerkennen, wie dem oft schwierigen Inhalte gegenüber, die Sprache so einfach und durchsichtig, an vielen Stellen kindlich und gemüthlich, fast überall popular ist. In dogmatische Expositionen klingt die Sprache des Lebens hinein, und oft wird an einem alten Volksspruchwort die wissenschaftliche Rede weiter geleitet. Wie es die Reisenden von den Alpen erzählen, so sprossen dicht neben den erhabensten Partien die gewöhnlichsten und bescheidensten Blümlein. Das ist ein schöner und hoher Vorzug, und der Redner wird schon zusehen, daß die gerühmten Tugenden nicht, wie man dies vereinzelt Passagen vorwerfen könnte, in ein nicht immer wohlthuendes Sich gehen lassen und in Lockerkeit des Redegewebes ausarten.

Da Neuenhaus Vorträge sehr geeignet sind, sowohl das Herz in Erbauung zu erwärmen als auch den Geist zu weiterem Nachdenken anzuregen, so möchten sie sich zur Hausandacht für gebildete Christen besonders schicken. Dl.

G r ä ß.

Im Verlage der Damian und Sorge'schen Buchhandlung 1844. Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von M u c h a r, Stiftskapitular von Admont, k. k. Professor an der Universität zu Grätz. VI und 474 Seiten in

Octav mit achtzehn Steindrucktafeln und einer Karte der römischen Steiermark.

Zwanzig Jahre nachdem der gelehrte Verf. in seinen Schriften über das celtische und römische Norikum den ersten Versuch gemacht hatte, die zerstreuten Nachrichten der alten Schriftsteller über dieses merkwürdige Grenzland deutscher und itali-scher Bildung mit dem reichen Schatze seiner au-toptischen Untersuchungen und Sammlungen über alte Denkmähler in jenen Gegenden zu einem Gan-zen zu verbinden, beginnt er dieses dankenswerthe Unternehmen aufs Neue, wenn auch nach einem etwas veränderten Plane, der, wie der Titel lehrt, in seinem Verfolge über die Grenze des classischen Alterthums hinaus zu gehen verspricht, und deshalb schon hier vielmehr durch die heutige, als durch die antike Abmarkung des Landes bestimmt ist. Denn das alte Noricum umfaßte bekanntlich außer dem größeren Theile der heutigen Steiermark noch eine beträchtliche Anzahl benachbarter Landschaften, wäh-rend dagegen von Steiermark selbst der jenseits des Mons Cetius gelegene Theil schon zu Panno-nien gerechnet ward; gleichwie jedoch der Vf. schon in der Vorrede des frühern Werkes als natürlich voraussetzt, daß er 'bei Ausarbeitung des Gan-zen seinen Blick mächtig erweitern und denselben auf die jenseits gelegenen germanischen Landes-theile, auf Oberpannonien selbst, auf die zehnte Region Italiens, und auf die beiden Rhätien aus-dehnen mußte', so hat auch hier die obige Grenze nicht so scharf gehalten werden können, daß nicht auch die übrigen Theile von Norikum und Pan-nonien, ja Illyrikum mehrfach zur Ergänzung des Bildes herein gezogen worden wären, und in so fern bewegt sich im Ganzen auch dieses Werk mit jenem so ziemlich auf gleichen Boden. Nur darf

es darum nicht etwa als eine zweite Auflage des früheren angesehen werden, die jenes in sich aufgenommen und seinen Inhalt zu einer neuen Form verarbeitet hätte; wie wenig dies die Absicht des Verfs gewesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß er wiederholt auf sein römisches Morium verweist; und sollen wir offen sprechen, so ist uns letzteres durch gegenwärtige Arbeit so wenig entbehrlich gemacht, daß wir ihm vielmehr im Puncte der Forschung wie der Darstellung fortwährend den Vorzug vor dieser einräumen. Dort sprach er es klar aus, daß sein Werk 'keine für Jedermann cursorisch zu lesende Geschichte, daß es vielmehr nur eine kritische Vorarbeit, eine Quellsammlung zu einer künftigen vollkommen ausgearbeiteten Geschichte sein solle' — und diesem bescheidenen aber mit richtiger Berechnung seiner Kräfte gesteckten Ziele entsprach denn auch die Behandlung und Vertheilung des Stoffs dergestalt, daß jeder Punct, der dabei in Betracht kam, einen abgeschlossenen und befriedigenden Eindruck zurückließ; jezt hat er mehr als Sammler und Forscher, er hat auch Geschichtschreiber sein, und den ganzen reichen, fast überwältigenden Stoff zugleich für ein größeres Publicum, für seine steirischen Landsleute insgemein übersichtlich machen wollen, und indem er zu diesem Ende die Massen seiner Sammlungen und Notizen auf einander thürmt, statt sie wie früher vor den Augen des Mitforschers auseinander zu legen, verrückt er diesem den Standpunct der Betrachtung, ohne ihn darum, wie wir glauben, dem Laien wesentlich zu nähern. Wir wollen nicht von dem Stile reden, obgleich nicht unbemerkt bleiben darf, daß derselbe keinesweges durchgängig der Versicherung der Vorrede entspricht: 'in der Darstellung selbst habe ich mich eines ein-

fachen und schlichten Ausdruck besessen, weil es mir nur um historische Richtigkeit und Wahrheit zu thun war'; was uns aber besonders störend angesprochen hat, ist die Eintheilung des Ganzen, die einen großen Theil des schönen Stoffs geradezu auf den Kopf stellt, und dadurch nicht nur das methodische Eindringen in denselben erschwert, sondern auch Anticipationen auf der einen, Wiederholungen auf der andern Seite hervor bringt, die bei der oft nur allzu gedrängten Kürze des Uebrigen doppelt unangenehm sind. Von den drei Theilen, in die jede Specialgeschichte eines Landes von selbst zerfällt, ist der erste oder topographische unter der Ueberschrift: 'des Steirerlandes Gegenwart', einschließlichs eines Abschnitts 'über des Steirerlandes Naturgestalt und Veränderungen in der Urzeit', auf sechs Seiten erledigt, die begreiflicher Weise kein organisches Bild des Landes in der Gliederung seiner örtlichen Grundlagen, sondern nur eine Namen- und Productenliste in dem Rahmen declamatorischer Schilderung bieten können; und statt daß man hiernächst die äußere Landesgeschichte erwarten sollte, an welche sich dann die Beschreibung seiner ursprünglichen und nachfolgenden Culturzustände anschloße, folgen zuvörderst 'die inneren Verhältnisse und das innere Leben im Steirerlande in der vorchristlichen Epoche und in der Römerzeit' (S. 9—204), und darauf erst 'die Geschichte des Steirerlandes' (S. 205—344) in geschichtlicher Darstellung, so daß man also früher von der 'Verfassung der celtisch-germanischen Völkerschaften der Steiermark' liest, ehe man von der Einwanderung dieser Völkerschaften etwas weiß, und fast 200 Seiten eher die Namen der römischen Statthalter in Pannonien und Norikum kennen lernt, als man die Eroberung dieser Länder durch

die Römer erfährt! Wohl bestimmt der Verf. in der Vorrede S. IV seinen Vorsatz dahin, 'nicht bloß eine trockene Reihe von vaterländischen Begebnissen zusammen zu stellen, sondern auch vorzüglich das innere Leben der Steiermark nach der Hauptidee der fortschreitenden Humanität, des öffentlichen und privaten Rechts, der bürgerlichen und religiösen Verhältnisse und Wirksamkeit zu schildern'; aber dann hätte er sein Buch erstens von vorn herein nicht als eine Geschichte der Steiermark, sondern als eine steirische Culturgeschichte ankündigen müssen, für welche alles Uebrige nur als Voraussetzung gedient hätte, und zweitens sieht man nicht ein, was unter diesem Gesichtspuncte nun doch jener ganze große Abschnitt soll, der unter den 'Geschicken der Steiermark' auch das erzählt, daß mehr als zweihundert Jahre der Senat den neuen Kaisern zuzurufen pflegte: 'herrsche glücklich wie Augustus, gut wie Trajanus!' und mehre Seiten auf die Beschreibung des Aussehens der Gothen und Hunnen nach Jornandes verwendet!

Mit allem diesem wollen wir jedoch nur verhüten, daß man nicht in diesem Werke einen inneren Fortschritt erwarte, der dem langen Zeitraume, welcher zwischen ihm und seinem früheren Vorläufer liegt, entspräche; das Verdienst, welches es nur mit diesem gemein hat, tüchtigen und umfassenden Quellenstudiums und Sammlerfleißes, lassen wir ihm ungeschmälert, und erkennen auch gern an, daß diese Eigenschaften sich inzwischen in demselben Maße, wie der Stoff selbst gewachsen ist, noch über ein größeres Gebiet ausgedehnt haben. Namentlich gilt dieses von den culturgeschichtlichen Kapiteln über die uralten steiermarkischen Berg-

werke, Salinen u. s. w. (S. 115 fgg.) und über die Religion der celtisch-germanischen Urbewohner und die römische Götterverehrung in der Steiermark (S. 146 fgg.), die mit reichen Beobachtungen aus dem heutigen Leben untermischt, gewis Niemanden, der sich für diese Zweige interessiert, unbefriedigt lassen werden; und, wenn auch andere Kapitel dieses Abschnitts nur Auszüge aus der früheren Schrift, ja ganze Untersuchungen dieser hier in einer Note zusammengedrängt sind, so wird man doch nicht leicht eine Notiz vermissen, die bei irgend einem alten Schriftsteller oder auf einem sonstigen Denkmale in näherer oder entfernterer Beziehung auf die Steiermark und deren Bewohner stünde. Das Einzige ist auch hier zu bedauern, daß der Verf. sich nicht auch mit neuern Forschungen, wie z. B. Grimms deutscher Mythologie und dessen Rechtsalterthümern, vertraut erhalten*) oder auch nur gegen die antiquarischen Annahmen seiner früheren Schrift durchgehends eine ähnliche Kritik geübt hat, wie er z. B. S. 181 die Echtheit der ersten Pallium-Bulle des Papstes Symmachus an den Vorcher Bischof Theodor, welche er dort B. II, S. 61—88 vertheidigt hatte, jetzt aufgibt; eine consequente Strenge in dieser Art würde sein Buch von manchen häßlichen Makeln befreit haben, die es jetzt namentlich in Beziehung auf römische Provinzialverwaltung entstellen und meistens aus der ältern Schrift ohne erneuerte

*) So lesen wir z. B. S. 150 von der Frau Perchte (Berhta, Perahta): 'nach römischen und christlichen Auslegungen scheint sie die Isis, Serobias, Diana Abundia, Minerva gewesen zu sein' — wer versteht das, ohne Grimm S. 250 fgg. zu vergleichen? Oder hätte der Verf. auch nur diesen, ohne ihn zu nennen, excerpiert?

Prüfung herüber genommen worden sind. So lesen wir S. 18: 'zum Behufe der politischen und militärischen Verwaltung theilte Constantin der Große das ganze Römerreich in vier große Prätorien, jedes Prätorium in Diöcesen' u. s. w., fast wörtlich wie im Röm. Norikum B. I, S. 11, aber ohne die geringste Auctorität für jene Bezeichnung der vier großen Statthalterschaften, die offenbar nur aus Mißverständnis des Titels ihrer Vorsteher, der Praefecti Praetorio hervorgegangen ist, während man nach Walters richtiger Bemerkung (Rechtsgesch. S. 382) nicht einmahl von einer Einteilung des Reichs in vier Präfecturen reden darf. Aehnlichen Schlags ist was wir S. 73 lesen: 'unter den Kaisern entrichteten die Provinzen die Abgaben nicht mehr in Zehnten, sondern jeder derselben ward ein bestimmtes Quantum an Getreide auferlegt ... alle diese Abgaben und Einkünfte wurden von den Censoren in Rom im Namen des Senats verpachtet', als ob es unter den Kaisern überall noch Censoren im Sinne und mit den Geschäften der Republik gegeben hätte, oder auch nur alle Provinzialeinkünfte fortwährend dem Senate zugeflossen und nicht vielmehr ein großer Theil derselben, wohin gerade auch die von Norikum und Pannonien gehörten, von Procuratoren für den kaiserlichen Fiscus verwaltet worden wären. Aber auch von diesen Procuratoren hat der Verf. einen sehr unklaren Begriff, wenn er z. B. S. 65 schreibt: 'in den ersten Zeiten römischen Besitzes, in welchen Augustus die illyrischen Provinzen unmittelbar sich selbst vorbehalten hatte, war die Steiermark unter Procuratoren gestellt, welche alle Civil- und Militärgeschäfte leiteten' — eine Behauptung, deren Unbegreiflichkeit nur durch die

nächstfolgende übertroffen wird: 'in der Epoche von Vespasianus bis Commodus war der Einfluß der Prätorialpräfecten auf die Steiermark entscheidend, aus welcher Zeit wir auch die trefflichen illyrischen Befehlshaber L. Plautius Silvanus u. s. w. kennen'! Was der Verf. damit meint, versteht man überhaupt erst, wenn man das Römische Norikum aufschlägt, wo es B. I, S. 77 heißt: 'da erhielten auch gewöhnlich die Prätorialpräfecten ausgedehntere und fast ungemessene Gewalt, das Obercommando über die Grenzgardien und alles in den Limesprovinzen vertheilte Militär'; doch ist auch dieses für die angegebene Zeit in solcher Allgemeinheit eben so falsch wie die den Procuratoren beigelegte Civil- und Militärgewalt, die gleichfalls aus dem früheren Buche S. 76 entnommen ist, obgleich dort wenigstens die pannonischen Legaten Atellius (nicht Attilius) Hister (Tac. Ann. XII. 29) und Titus Flavianus (Hist. II. 86) nicht in eine Classe mit dem Procurator Norici Petronius (Hist. I. 70) geworfen sind, während wir hier unmittelbar nach jenem Passus von den Procuratoren weiter lesen: 'in solcher Macht und Würde erscheinen von Augustus bis Vespasian auch in der Steiermark Fusius (vielmehr Fufius) Geminus, Attilius Hister, Petronius und Titus Flavianus'! Erst S. 241 begegnet uns Hister in seiner richtigen Stellung als Befehlshaber in Pannonien; aus dem Vorhergehenden aber sieht man offenbar, wie der Verf. von der römischen Provinzialverfassung keinerlei klaren Begriff gehabt, sondern was von einem Amte oder einem Lande galt, schlechtthin auf das andere übertragen hat, wie er denn auch z. B. S. 406 schwankt ob er die Abkürzung Proc. in einer Zu-

schrift durch Procurator oder Proconsul Pannoniae ausfüllen soll, welchen letzteren Titel es nie gegeben hat; und eben dahin gehört es, wenn er wiederholt von Propätores in Pannonien u. s. w. spricht, indem er von der inschriftlichen Formel legatus Augusti pro praetore die beiden ersten Worte wegläßt und die letzten als alleinigen Amtstitel betrachtet. Auch die Vicuri (S. 79) statt viocuri oder curatores viarum, die ein philologisches Auge seltsam afficieren werden, sind unverbeßert aus dem Römischen Norikum B. I, S. 226 herübergefloßen; und nehmen wir dazu, daß das frühere Werk, was bei gegenwärtigem bei Weitem nicht in solchem Maße der Fall ist, für jede Angabe doch seine Quelle hinzufügt, wodurch dieselbe jedenfalls sofort kontrolliert werden kann, so werden wir selbst in seinen Fehlern jenem noch einen Vorzug einräumen müssen, den dieses durch einzelne Zuwüchse seinerseits kaum aufwägt.

Nur in einem Stücke, das wir bisher noch nicht berührt haben, hat allerdings das vorliegende Buch ein selbständiges Verdienst, auf das wir noch mit einigen Worten näher eingehen müssen, obgleich wir freilich auch hier nicht immer gerade mit dem Verf. einverstanden sein können: wir meinen das höchst willkommene Urkundenbuch römischer Inschriften, die freilich zum größern Theile auch früher schon benutzt waren, hier aber nicht nur vervollständigt, sondern auch nach dem Orte, wo sie sich befinden, alphabetisch geordnet und zugleich mit den nöthigen Notizen über sonstige Alterthümer steirischen Fundorts verbunden sind.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

111. Stück.

Den 12. Julius 1845.

G r ü ß.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil von Dr Albert von M u c h a r.'

Unter den letztern, die uns auch durch die beigegebenen Steindrucktafeln bildlich vor das Auge geführt sind, zeichnet sich vor Allen der so genannte Pranger in Pettau aus, ein Grabmonument mit mehreren Feldern, von welchen das hauptsächlichste einen Orpheus unter den Thieren vorstellt; doch kehrt diese nämliche Vorstellung noch auf einem zweiten Denkmahle zu St. Martin am Bachern bei Windisch Feistritz wieder, und auch andere kleinere Steine bieten manches interessante Bild, sei es aus der Typik des Alltagslebens oder aus der Mythologie, worunter wir für letztere Kategorie nur auf Tafel XVIII mit Leda, die der Schwan umarmt, und der zu Endymion herabsteigenden Selenen*), für erstere aber auf Tafel I aufmerksam

*) Der Verf. sagt zwar S. 441: 'eine weibliche Gestalt auf einem von zwei Pferden gezogenen Wagen vor-

machen, wo der Verf. S. 351 sehr glücklich zwei von den 'in den Gegenden um Nussen und dessen Salzbergen einheimischen Hallaunen oder Hellingern' mit Werkzeugen, die sich auf die Bearbeitung der Salinen und das Salzsieden beziehen (Kufe, Becher, Krug, und Sudtöpfe) erkennt. Auch was die Inschriften betrifft, so hat derselbe ihrer Auslegung keine geringe Sorgfalt zugewendet und zugleich manche Lesart, der er in dem frühern Werke gefolgt war, nach wiederholter Autopsie berichtigt, wie dies namentlich von dem deus Chartus gilt, über welchen er dort B. II, S. 29 — 33 eine lange, jetzt aber von ihm selbst zurückgenommene Erörterung gegeben hatte; gehen wir inzwischen ins Einzelne ein, so bleibt allerdings auch hier nicht Weniges zu wünschen übrig, was besser hätte ausfallen können, wenn der Verf. theils das Bedürfnis seiner gelehrten Leser klarer ins Auge gefaßt, theils sich selbst durch genauere epigraphische und antiquarische Studien diesen gleicher gestellt hätte. In der erstern Hinsicht hätte er wenigstens vielen Raum sparen und die Uebersicht wesentlich erleichtern können, wenn er dieses Urkundenbuch mit einem oder mehreren Registern versehen und jedenfalls einen Nomenclator Noricus beigefügt hätte, aus dem man sich mit einem Blicke selbst hätte entnehmen können, was er jetzt mit vielen Worten bei jeder betreffenden Inschrift anmerkt.

stellend, welche einer andern zur Seite unter einem Baume liegenden Person ein Kind in flüchtiger Fahrt zu rauben scheint'; wenn aber das über dem Haupte flatternde Gewand der einen, und der Schlaf, wie der Hirtenstab der andern Figur an der Bedeutung der Hauptpersonen nicht zweifeln läßt, so werden wir auch in dem vermeintlich geraubten Kinde vielmehr Gros erkennen müssen, der Selenes Wagen zu dem geliebten Schläfer lenkt.

Es ist gewiß sehr schön und verdienstlich, wenn er überall auf die eigenthümlichen Namen dieser Gegend achtet, deren manche er bis in das Mittelalter, ja bis auf die lebenden Geschlechter herab zu verfolgen gesucht hat; aber bedarf es dazu bei jedem einzelnen Steine mit langer Rede zu erzählen: 'die Namen Calventus und Veraucus sind hier einzig; Secundus kommt auf vielen andern vaterländischen Monumenten vor; der Name Jucundus kommt auf steiermarkischen Römersteinen niemahls, wohl aber Jucunda auf einem Denksteine zu Seckau bei Leibnitz vor; Attilius liest man auf Denkmählern zu Gilly und St. Dionysen bei Bruck' u. dgl.? In der andern Beziehung aber braucht man nur wenige Seiten zu lesen, um auf Auslegungen zu stoßen, die den Proben, welche wir oben von der antiquarischen Unsicherheit des Verfs gegeben haben, völlig entsprechen. Selbst in der bereits berührten Inschrift S. 440, wo er seine frühere Lesart jetzt so berichtigt hat: deo invicto Charito Neviod. summ., dürfte sein deus Charitus, der 'so viel als deus Amor, Cupido puer, Amor Charis (gr. Charitos, *χαρις*) Gratia, die Huldgöttin' bedeuten soll, um kein Haar besser als der frühere deus Chartus bestellt, und eben so wenig am Schlusse an Summanus zu denken sein, welchen 'die meisten Alterthumsforscher für den Jupiter selbst halten'; sondern der deus invictus wird wohl wie gewöhnlich (Orelli n. 450) Sol oder Mithras, Charito aber der Name eines Mannes aus Neviodunum sein, und am Schlusse vielleicht etwas fehlen, so daß die Inschrift eine ähnliche Form wie die Urnselzer S. 350 gehabt hätte: J. O. M. Venustinus sum. pontif. signum Larum (so scheint für L. arup. gelesen werden zu müssen) cultoribus cum basi. In einer andern

S. 360 hat der Verf. zwar selbst gesehen, daß für Aur. Justino militi leg. II. Italo vielmehr zu schreiben ist Ital. Θ d. h. mortuo, vgl. Jahn Spec. epigr. p. 54; wenn er dagegen zum folgenden: in exp. Dac. ... scae an. XXXIII Aur. Verin. Vet. et Mess. Quartina parentes fecerunt, zuerst bemerkt: 'statt des in der Mitte verstümmelten Wortes lesen Einige Dacoisca, was auch einen bestimmten Sinn gibt', und sodann zu parentes: 'wahrscheinlich die Aeltern oder Blutsverwandte', so weiß man nicht ob man seinen Augen trauen soll. Nach DAC. folgt in seiner Abschrift IIRSCAE; aller Wahrscheinlichkeit nach ist darunter die panionische Stadt Siscia verborgen, so daß jener Soldat in expeditione Dacica Sisciae gestorben wäre. Auch S. 348 dürfte mit leichter Aenderung herzustellen sein Secundus Veraci f. et Secunda Calventi fil. v. f. sibi u. f. w., wo der Verf. LE für ET gelesen und durch legavit erklärt hat; noch sicherer aber ist S. 353 Genio Aug. nicht durch augusto zu ergänzen und 'dem hehren Schutzgeiste' zu übersetzen, oder S. 355 mil. leg. s. s. b. f. praef. stip. an. VI. Θ ann. XXV mit dem Verf. zu lesen: militi legionis supra scriptae bona fortuna praefecto stipendio. Annis Sex. mortuis annorum viginti quinque, sondern dort nach Analogie unzähliger Stellen Augusti, hier aber nach supra scriptae zu setzen beneficiario praefecti (wie legati bei Orelli n. 3182) und dann fortzufahren: stipendiorum annuorum VI, mortuo annorum XXV. Was die Worte S. 407 sollen: 'Ve- und Flamen ist der besondere Priester einer eigenen Gottheit', wollen wir eben so wenig untersuchen, als die Richtigkeit der Inschrift S. 356: STATIVS. V. FI. SATVRNINVS. C. STATIO. SEIANO. T. EX.

VOTO, wo nur so viel gewiß ist, daß keine von beiden Auslegungen des Verfs paßt: 'Staius vovit. Filius Saturninus C. Statio Sejano terminavit, oder Staius Veberanus, Filius Saturninus C. Statio tribuno ex voto posuerunt'; aber wie derselbe auch da, wo ihm das Richtige vorliegt, auf eine unbegreifliche Weise schwankt, sehen wir S. 363, wo er M. L. durch miles legionis und erst in Klammern durch Marci libertus erklärt, oder S. 358, wo er die bekannte Abkürzung D. N. M. Q. in divo numini majestatique auflöst, obgleich er anderswo S. 364 die ausgeschriebene Formel devoti numini u. s. w. vor Augen hatte und selbst S. 425 richtig so ergänzt hat. Doch nur zu lange haben wir uns bei diesen Steinen verweilt, die allerdings mit geringen Ausnahmen, wohin wir z. B. den Genius Anigemius S. 353 rechnen, nur bekannte Erscheinungen und Verhältnisse darbieten; deshalb zum Schlusse lieber noch ein Wort über die höchst interessanten Schriftzüge, die sich nach S. 446 auf zwölf vor mehreren Jahren in den so genannten windischen Büchern bei Megau zwischen Pettau und Radkersburg ausgegrabenen Bronzehelmen finden. Der Verf. nennt sie Runenschrift, und hat zur Vergleichung auch ein Runenalphabet darunter abdrucken lassen, mit welchem inzwischen die Ähnlichkeit jedenfalls nur eine scheinbare weniger Zeichen ist und außerdem die offenbare Richtung der Schrift von der Rechten zur Linken in directem Widerspruche steht; für diese gibt das Runengebiet nur in den beiden uplandischen Steinen bei W. Grimm Taf. VI eine Analogie, die aber nach dieses Erklärers eigenem Zeugnisse S. 171 fgg. mit allen übrigen bekannten Denkmählern dieser Art eben so contrastiert, als sie auch in sonstigen Einzelheiten unserer Helm-

schrift entspricht; und wenn man schon bei jenen Steinen unwillkürlich an etruskische Buchstaben erinnert wird, so sind wir hier, wo Rhätien (Liv. V. 33) als Verbindungsglied so nahe liegt, gewiß noch ernstlicher an diese Quelle zu denken berechtigt.

K. Fr. H.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1844. Das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht dargestellt von Dr. D. W. H. Busch, Geh. Medicinalrathe u. s. w. Fünfter Band. VIII und 495 Seiten in Octav.

Mit diesem Bande ist das ganze Werk geschlossen, über dessen frühere Theile wir bereits in unseren gel. Anz. 1842. 2. St. und 1844. 20. St. berichtet haben. Es enthält dieser letzte Band die Operationen in den Geschlechts-Krankheiten des Weibes, und zwar sind dieselben in neun Abschnitten dargestellt. — Der erste Abschnitt gibt die chirurgische Anatomie und Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtsorgane, in seinem ersten Theile die Einleitung für das ganze Buch selbst bildend, in so fern die Geschlechtsorgane des Weibes hier einer genauen Darstellung unterworfen werden. Die neuesten Untersuchungen Visfranc's, Riccord's, Krause's und Anderer hat der Verf. überall mit eingeschaltet. Der zweite Theil dieses Abschnitts, welcher der Untersuchungslehre der weiblichen Geschlechtstheile gewidmet ist, lehrt die Untersuchung durch das Gesicht, das Gefühl und das Gehör. Ein besonderes Kapitel ist dabei den Mutterspiegeln gewidmet: der Verf. gibt den einfachen Speculis den Vorzug, wenn der Mutterhals untersucht werden soll, welche auch bei der Application

von Narkmitteln die Scheide vollkommen schliessen: besonders sind zu letzterem Zwecke die gläsernen Instrumente zu benutzen, welche durch die Narkmittel nicht angegriffen werden. Im Kapitel von der Untersuchung durch das Gehör folgt der Verf. im ersten Kapitel 'Untersuchung mittelst des Pleßimeters' dem Franzosen Piorry, da ihm die Angaben des Letzteren durchaus richtig und practisch erscheinen: das zweite Kapitel (die eigentliche Auscultation) berücksichtigt besonders die Erfahrungen und Lehren Hohl's. — Der zweite Abschnitt handelt von den Operationen, welche zu verschiedenen Zwecken angewendet werden. In sechs Kapiteln sind hier erläutert: 1) die Injectionen in die Mutterscheide und Gebärmutter. 2) Die Einbringung der Schwämme und des Charpiepfropfes in die Scheide. 3) Die Anlegung der Bauchbinden und der T-Binde für die Geschlechtstheile. 4) Die Application der Narkmittel an die Geburtstheile. 5) Die Application von Blutegeln an die Gebärmutter. 6) Der Catheterismus. — Der dritte Abschnitt ist den Operationen am Unterleibe und Becken gewidmet, und zwar das erste Kapitel der Laparotomie (*ἡ λαπαρότα* heißt nicht der Bauch, sondern bezeichnet nur einen Theil desselben, den Weichtheil an den Seiten unter den Rippen bis an die Hüften): auch ist hier die Glytrotomie (nicht Glythromie, wie im Buche steht) näher auseinander gesetzt. Im zweiten Kapitel sind die Verrenkungen und Brüche der Beckenknochen dargestellt. Das dritte Kapitel ist der Exstirpation krankhafter Geschwülste im Becken, der Crostosen und Osteosteatome gewidmet. — Der vierte Abschnitt bringt die Operationen am Perinäum, und zwar 1) die Operation der Dammrisse, 2) das Einschneiden des Perinäums. Letz-

tere Operation ist zur Verhütung von Dammrissen bei der Geburt, und in solchen Fällen empfohlen worden, in welchen man sich einen Zugang zu den inneren Geschlechtstheilen behufs der Ausführung von Operationen verschaffen will. (Bei einer Totalerstirpation des Uterus sah Ref. dieses Verfahren von Langenbeck in Anwendung gebracht). Mit Recht verwirft der Verf. das Einschneiden des Damms zu geburtshilflichem Zwecke, und beschränkt dasselbe nur auf bedeutendere Verengerungen des Scheideneingangs, welche in organischen Anomalien ihren Grund haben. Bei einer mäßigen Verengerung oder Unnachgiebigkeit des Scheideneingangs ist es zweckmäßiger, unter Anwendung der erschlaffenden Verfahrensarten, den Fall der Natur zu überlassen, zumahl, da oft noch die Geburt ohne Zerreißen des Mittelfleisches selbst in den verzweifeltsten Fällen erfolgt. — Fünfter Abschnitt. Operationen an den äußeren Geburtstheilen. Erstes Kapitel: Von der Operation der Verwachsung der großen und kleinen Schamlippen. Zweites Kap.: Von der Operation des imperforierten Hymen. Drittes Kap.: Von der Nymphotomie. — Sechster Abschnitt. Operationen an der Mutterscheide. 1) Von der Operation bei Verwachsung der Mutterscheide. 2) Von der Operation der Blasenscheidenfisteln. 3) Von der Operation der Mastdarmscheidenfisteln. — Der siebente Abschnitt handelt von den Operationen an der Gebärmutter. 1) Von der unblutigen Erweiterung des Muttermundes. Sie wird nothwendig in der Geburtshilfe zur Ausführung der künstlichen Frühgeburt, und bei krankhaften Zuständen, um anomale Körper aus der Gebärmutter zu entfernen, wenn die Zeit nicht beschränkt und der Mutterhals nachgiebig ist, so daß man eine unblutige

Erweiterung zu erreichen im Stande ist. Die Erweiterung selbst geschieht entweder mit dem Finger, dem Pressschwamm oder mit Dilatorien. 2) Von der Operation zur Eröffnung der verschlossenen Gebärmutter. 3) Von dem Gebärmutterstich. In diesem Kapitel ist auch die *Punctio abdominis* durch die Scheide aufgenommen. 4) Von den Operationen zur Heilung des Gebärmutter- und Mutterscheidenvorfalles. In diesem Kapitel werden betrachtet: a) Verengerung der Scheide; b) Epistiorraphie (Schamlezzennaht); c) die Abtragung des vorgefallenen Theils der Scheide; d) die Anwendung der Mutterkränze. 5) Die Operation der Gebärmutterpolypen. Besonders sind hier die zwei Methoden, die Unterbindung und Abschneidung näher gewürdigt. 6) Die Erstirpation der Gebärmutter. Der Verf. betrachtet hier sowohl die theilweise wie die Totalerstirpation. — Der achte Abschnitt behandelt die Operationen bei den Krankheiten der Eierstöcke: 1) die Paracentese derselben, und 2) ihre Erstirpation. — Der neunte Abschnitt endlich ist den Operationen an den Brüsten gewidmet: 1) von dem Aufbinden derselben; 2) von den Brustwarzenhütchen; 3) von den Mitteln zur künstlichen Entleerung der Milch; 4) von der Amputation und Erstirpation der weiblichen Brüste. — Hinter jedem Abschnitte ist auch in diesem Bande eine bedeutende Menge von Büchern angeführt, wobei wir nur eine größere Auswahl gewünscht hätten, wie sich solche für ein practisches Lehrbuch besser eignet und dann auch wirklichen Nutzen stiftet.

B e r l i n,

bei Dehmißke 1844. Sinnius Capito. Eine

abhandlung für geschichte der Römischen grammatik von Martin Hertz. 37 S. in gr. Octav.

Sinnius Capito, den die Alten in eine Reihe mit Aelius Stilo, Cincius und andern Zeit- und Fachgenossen Barro zu stellen pflegen, muß etwas junger als jene Männer gewesen sein, da ein Brief von ihm an Dvids Freund Clodius Tuscus erwähnt wird. Sinnius gehört zu den grammatisch=antiquarischen Forschern, die seit der Mitte des 2. Jahrhunderts nach dem Muster der alexandrinischen Polyhistorie ihr vaterländisches Alterthum in Literatur und Sage mit edlem Streben und großem Kraftaufwand durchforschten und als deren erste Größe Barro dasteht. Doch sammelt sich um diesen eine Reihe nicht unbedeutender Mitforscher, unter denen Sinnius und Nigidius Figulus hervorstechen. Die Werke dieser Gelehrten blieben indes fast ausschließlich ein Eigenthum der engern gebildeten Kreise, bis sie von spätern Grammatikern compendiarisch verarbeitet, dem größern Publicum zugänglicher gemacht wurden. Eben dieser Umstand ist aber Ursache, daß unsere Kenntniss ihrer Werke äußerst lückenhaft ist.

Sinnius, zu den *viri eruditissimi* gerechnet, zeichnete sich durch Genauigkeit seiner grammatischen Untersuchungen aus, ohne die antiquarische Seite zu vernachlässigen. Grammatische Streitfragen verhandelten namentlich seine *epistolae* mit reichen Stellensammlungen aus der ältern Literatur, wie den zwölf Tafeln, Navius, Ennius, Pacuvius u. s. w. In den von Hn Hertz S. 18 ff. überzeugend unserm Sinnius vindicirten *libri spectaculorum* unterwarf er die verschiedenen Spiele und öffentlichen Schauspiele in enger Verbindung mit den gottesdienstlichen Beziehungen, denen sie ihren Ursprung verdankten, seiner Betrachtung. Beson=

dere Aufmerksamkeit muß er auf Erklärung von Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redeweisen verwandt haben, welche ihm vielfach Anlaß boten, gelehrte antiquarische Ausführungen anzuknüpfen. Es scheint fast, als habe er in einem eigenen Werke den griechischen Sammlungen eine vaterländische zur Seite gestellt. In geographisch = ethnographischen Studien, die ihm nicht fremd blieben, scheint er sein Augenmerk besonders auf griechische Colonisationen in Italien gerichtet zu haben, während er in der Etymologie lateinischer Wörter in der Regel sich an die Muttersprache hielt. Eng verwandt sind seine Forschungen in Bezug auf Gegenstände der römischen Religion, der Verfassung und des Rechtswesens, wobei auch die außerrömische Bevölkerung Italiens Berücksichtigung fand. Die meist inhaltreichen von S. 27 — 37 zusammengestellten Bruchstücke seiner Schriften lassen nur noch die ungefähren Umrisse so umfangreicher Bestrebungen erkennen.

Wir bedürfen noch vieler Monographien so gründlicher Art, wenn die lange Zeit hintangesetzte römische Erudition in ihren zusammenhängenden Einwirkungen auf die Literatur und Bildung des Volkes ganz ermessen werden soll. Je mehr die ältern Werke der Art zerstückelt sind und das Material zerstreut und verschüttet, desto wünschenswerther sind so gelehrte Vorarbeiten für eine zusammenfassende Darstellung. Da die neueste Zeit auch hier frisch Hand ans Werk gelegt hat und fortzufahren verspricht — wie wir denn von Herrn Herk zunächst eine Schrift über Nigidius Figulus erwarten dürfen —, so scheint sie die Verwirklichung einer solchen sehr wünschenswerthen Gesamtdarstellung nicht in allzu weite Ferne hinaus zu rücken.

F. W. S.

S t u t t g a r t ,

bei Chr. Belfer 1845. Ist die evangelisch=lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? Aus den symbolischen Büchern dieser Kirche beantwortet von A. F. C. Mengert, Pfarrer zu Fischbach in Oberfranken. 76 Seiten in Octav.

Bei Gelegenheit des zu Augsburg erfolgten Uebertrittes des evangelischen Pfarrers Dr Haas zur römischen Confession hat ein hoher katholischer Geistlicher eine Rede gehalten und bald hernach veröffentlicht, in welcher die alt römische kindische Ansicht vom baldigen Untergange des Protestantismus und seinem vermeintlichen Irrthum, in alt hergebrachter Beschränktheit aber mit der ganzen Zuversicht der neuen römischen Polemik zu Tage tritt. Der Uebertritt des gedachten Pfarrers sei ein 'Vorwärts', das 'die Aufgabe der Zeit macht', 'die Gläubigen an Gottes Wort unter den Protestanten werden über kurz oder lang vorwärts gedrängt werden zur Anerkennung des unfehlbaren Richters der Kirche', 'Stillstand in der Mitte sei Halbheit, nur gedankenloser, nicht denkender Geister würdig, unwürdig ihres Heiles bekümmelter Seelen' u. s. w.; 'mit Wehmuth trauere jeder Katholik um den irrenden Bruder', weil er ihn 'draußen stehen sieht, nackt, außer der Kirche, ohne wahre Predigt, ohne wahre Lossprechung, ohne wahren Leib des Herrn, ohne wahre Gnadenmittel zur Seligkeit' u. s. w. Der Verf. hält nun wenigstens die Veranlassung solchen Geredes, die Convertierung eines evangelischen Geistlichen, für bedeutend genug, die Frage aufs neue gründlich zu erörtern, wo die wahre alte, Eine heilige, apostolische, katholische Kirche sei, und zeigt dies in genügender Weise aus den Erklärun-

gen der evangelischen lutherischen Symbole über ihre Principien, ihren Charakter und ihre Lehren. Wir bezeugen dem Verf., daß er die Sache der evangelischen Kirche würdig führt, und freuen uns seines würdigen Zeugnisses evangelischer Wahrheit, wenn wir auch seine Befürchtung, daß mancher Evangelische sich, leichtgläubig und schwach, als 'irrenden Bruder' ansehen, und 'auf den Mutterruf der römisch = katholischen Kirche sich aus den teuflischen Schlingen des Betruges erretten und zur Einheit der Wahrheit zurückführen lassen werde' (Worte des Festredners in Augsburg), nicht theilen. Sonst machen wir noch darauf aufmerksam, daß diese Rede des Festredners in Augsburg sich wohl dazu eignet (neben den vielfältigen Injurien der Münchener historisch-politischen Blätter gegen das evangelische Bekenntnis, neben Riffel u. s. w.) bei der Klage des Domcapitels von Trier am Bundestage über Verletzung der Parität der Confessionen durch die protestantische Presse mit in Frage zu kommen. Köllner.

B o m b a y.

Printed for Collett et Comp. Transactions of the medical and physical Society of Bombay. Vol. 1. 1838. XV. 370 S. — Vol. 2. 1839. 269 Seiten in Octav mit 2 (sehr schlechten) Lithographien.

Schon seit einer Reihe von Jahren verdanken wir der medicinisch = physikalischen Gesellschaft in Calcutta durch die Herausgabe ihrer Verhandlungen manche interessante Mittheilungen über die medicinischen Verhältnisse Indiens. Im Jahre 1835 hat sich nun auch in Bombay eine ähnliche Gesellschaft gebildet, die in Calcutta bestehende sich zum Vorbilde nehmend. Sie stellte sich die Aufgabe, vorzüglich für das westliche Indien, Un-

tersuchungen anzustellen über Meteorologie, medicinische Topographie, über die physischen Verhältnisse der Bewohner, ihre Krankheiten, der Eingebornen sowohl als der Europäer; über den Zustand der Medicin unter den Eingebornen; indische *Materia medica*; Botanik, Zoologie und vergleichende Anatomie, so weit sie sich auf Indien beziehen. Die wichtigeren dieser Untersuchungen sollen in den jährlich erscheinenden Transactions dem Publicum mitgetheilt werden.

Die zwei ersten dem Ref. vorliegenden Bände dieser Transactions enthalten Abhandlungen, welche dem oben mitgetheilten Plane entsprechen. Sie sind als schätzenswerthes Material für die Kenntniss indischer Zustände zu betrachten, und wir wollen deshalb die wichtigeren ihrem Inhalte nach aufzählen.

Zu den wichtigeren Abhandlungen des ersten Bandes über medicinische Topographie und Epidemiologie gehören: eine Skizze der Provinz Guzerat von Deesa bis Damaun mit Karte, von Gibson (S. 1—77), die sich über Landesbeschaffenheit, Producte und herrschende Krankheiten verbreitet. Eine Abhandlung über das Clima der Berge von Mahabuleshwur, die für die Präsidentschaft Bombay eine bedeutende medicinische Wichtigkeit haben, da sich dort eine sehr besuchte ärztliche Anstalt für Kranke und Reconvalescenten befindet, von S. Murray (S. 78—154). Dann ziemlich kurze Bemerkungen über die warmen Quellen im Konkan von A. Duncan. Auch die Epidemiologie ist reich vertreten. Wir finden: Berichte über epidemische Krankheiten (nach den Chinen Bubonenpest, nach Andern typhöse Fieber), die in den Jahren 1815—1820 in Kutch, Kattywar und im Zillah von Ahmedabad herrschten von Th. Whyte, S.

M'Adam und J. Gilder. Berichte über die Krankheiten, die unter verschiedenen Regimentern der Garnisonen des westlichen Indiens herrschten, von Brown, Forbes, Hunter, worunter Ref. besonders Angaben über den Guineawurm (*Dracontulus*) von Interesse waren (S. 216 ff.). Percival Lord schildert in einer Abhandlung den Zustand der Medicin unter den Anwohnern des Indus — er entspricht noch ganz der ersten Kindheit des Menschengeschlechts. Ein ziemlich voluminöser Appendix enthält Casuistik und die Proceedings der Gesellschaft.

Der Inhalt des zweiten Bandes ist im Wesentlichen von derselben Art, wie der des ersten. Er bringt Berichte: über das Klima von Sattara, von Young, eine topographische und statistische Schilderung von Ahmednuggur, von L. Barra; eine Abhandlung über Vegetation, Volk und Krankheiten im Deccan von Gibson; einen zweiten Bericht über die Reconvalescentenstation auf den Bergen von Mahabuleshwar von S. Murray; Berichte über einzelne Epidemien, über den Gesundheitszustand mehrerer Garnisonen u. s. w. Auch hier bilden Mittheilungen einzelner Krankheitsfälle und die Proceedings der Gesellschaft den Schluß.

Nur wenige der in beiden Bänden enthaltenen Aufsätze sind von allgemeinerem Interesse und wohl keiner nach des Ref. Urtheil von irgend bedeutendem wissenschaftlichen Werthe, aber das Ganze gibt doch zu interessanten Betrachtungen über die indischen Verhältnisse Anlaß, läßt eine erfreuliche Erweiterung unserer Kenntnisse derselben hoffen und darum ist auch die Fortsetzung dieser transactions zu wünschen.

S. B.

B a s e l.

In der Schweighäuser'schen Buchhandlung 1844.

Die Waldstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 und ihr Verhältniß zum Hause Habsburg. Von Rem. Meyer, V. D. M. Hauptlehrer am Gymnasium. 51 S. in Octav.

Die — vorzüglich durch Kopp's Forschungen angeregte — Streitfrage über die ältesten Verhältnisse der Waldstätte und die Entstehung der Eidgenossenschaft, hat mehrere Arbeiten hervor gerufen, deren Verfasser eines Theils der Ansicht Tschudis und Müllers beitreten, andern Theils aber in bedeutenden Stücken von derselben abweichen. Zu den ersteren gehört v. Bf. dieser Schrift, zu den letzteren Referent. Der Verf. sucht darzuthun, 'daß bis zum ewigen Bunde vom Jahre 1291 das Haus Habsburg in keinem der drei Länder Uri, Schwyz und Unterwalden erbliche Hoheitsrechte besessen habe.' Als ein Hauptargument gilt ihm, in Bezug auf Schwyz, eine durch den 'Geschichtsfreund der fünf Orte' erst bekannt gemachte Stelle, welche Tschudis Aussage, Graf Rudolf von Rapperswyl habe die (bis her bald für echt, bald für unecht erklärte, von uns nicht ohne Gründe dem Grafen Rudolf von Habsburg zugeschriebene) Urkunde von 1217 ausgestellt, und den alten Grenzstreit zwischen Einsiedlen und den Schwyzern geschlichtet, bestätigen soll. — Der Bf. breitet seine Untersuchung auch über das Siegel von Unterwalden aus, und will beweisen, daß die auf Tschudis Autorität sich stützende Selbstständigkeit Unterwaldens in sehr frühen Zeiten keine erdichtete sei. Es lassen sich aber demokratische Einrichtungen späterer Zeit, ein vom Volke gewählter Landammann und ein Landrath im 13. Jahrhundert, und schon früher, mit dem alten Verfassungszustand jener Thäler nicht vereinbaren; sie würden, wie Hr Blumer in seiner gelehrten Abhandlung (Archiv für Schw. Gesch. B. III) bemerkt, der ganzen staatlichen Entwicklung des übrigen Deutschlands, — wozu die Schweiz einmahl gehörte, da sie in das deutsche Reich eingegliedert war — widersprechen. Es sei uns vergönnt diese kurze Anzeige mit einer merkwürdigen Stelle aus Joh. Conrad Füssli's Staats- und Erbschreibung der Schweiz zu beschließen: 'Die Scribenten haben eine gute Absicht. Sie machen die Freiheit der Städte und Länder alt, und wollen damit beweisen, daß diejenigen, welche Freiheit erlanget, nichts anderes gewonnen, als was sie vorher verloren hätten. Die Sache wäre recht, wenn die Historie nicht dadurch umgekehrt würde. Meines Bedünkens ist es eben so löblich, aus einem Slaven frei werden, als die Freiheit verlieren und hernach wieder erwerben.' S—s—y.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

112. Stück.

Den 14. Julius 1845.

B e r l i n,

bei Reimer 1845. Guil. Mauricii Schmidt
Diatribē in dithyrambum poetarumque dithy-
rambicorum reliquias. VIII und 271 Seiten in
groß Octav.

Da ich dieses reichhaltige Buch eines tüchtigen
jungen Philologen in einer andern Zeitschrift einer
ausführlichen Beurtheilung unterworfen habe, so
will ich mich hier auf die Prüfung eines kleinen
Abschnitts beschränken. Ueber den bisher allge-
mein in seiner Bedeutung und merkwürdigen In-
dividualität verkannten Dithyrambiker Sikymnios
von Chios gibt auch vorliegendes Werk nur
ungenügende und vereinzelte Bemerkungen, aus
denen kein klares Bild des Mannes hervor tritt.

Nachdem Hr Schmidt p. 83 sq. einige Verse
des Sikymnios zu verbessern gesucht hat, bemerkt
er, daß Hr Bergk Poett. Lyr. Graec. p. 840
entweder das achte Bruchstück weglassen oder auch
die Stelle in den scholl. Ven. II. B, 106 dem
Dithyrambiker habe zulegen sollen. Die Stelle

heißt so: *Λικύμνιος δὲ παραδηλοῦσθαι φησι λεληθότως τὴν ἔχθραν, ἵνα μὴ λοιδορήσῃ τὸ γένος· τὸ μὲν γὰρ δῶκε φιλίας τεκμήριον, τὸ δὲ καταλιπεῖν ἀνάγκης· διὸ ἐφ' ὧν μὲν τῷ ἔδωκεν ἐχοῖσατο, ἐφ' ὧν δὲ τῷ ἔλιπεν.* Herr Schmidt kann den Zweck der Bemerkung des Licymnios nicht gehörig erwogen haben, wenn er schließt, *Licymnium quoque aliquem inter eos nomen professum esse, qui Homericis lectionibus illustrandis operam navaverunt.* Licymnios Beobachtung, die etwas Sophistisches verrieth und recht wohl in der *τέχνη* des Rhetors stehen konnte, sollte keineswegs bloße Worterklärung sein. Denn schon früh mußte es auffallend scheinen, daß die Feindschaft des Atrous und Thyestes, der Stoff so vieler Tragödien, von Homer dort nicht angedeutet wird. Da dies Manchem unglaublich vorkommen mochte, so verfiel man auf spitzfindige Deutungen des *λείπε* und *δῶκε*, welche Aristarch's gesunder Sinn verwarf, indem er geradezu erklärte, daß dem Dichter die tragische Fabel unbekannt sei: das lehren die scholl. Ven. A: *ἡ διπλῆ, ὅτι οὐ γινώσκει τὴν ἔχθραν Ἀτρέως καὶ Θυέστου, ἀλλὰ συμφωνοῦντας αὐτοὺς συνίστησιν.* Mit dieser richtigen Auffassung der Sache verschwindet zugleich die Folgerung Herrn Schmidt's, das achte Bruchstück sei ursprünglich ein Scholion zu *Il. P, 211* gewesen, zu welcher Stelle eine ähnliche Ableitung des Namens *μέλος* aus Myrsilos von Lesbos angeführt wird, wie sie Licymnios aufgestellt hatte. Nämlich das Excerpt des Mel. Festus Aphthonius bei Gaisford *scrr. metr. lat. p. 240 sq.* lautet: *Μέλος dictum putant a Meline (Melia) Oceani filia, quam primam quattuor chordis usam affirmat Lysanias, sive, ut Licymnius, ἀπὸ τοῦ μελεάζειν, τουτέστι*

Ἰσημεῖν. Daß aber eine solche Ableitung auch unabhängig von der Stelle der Ilias und zu ganz anderm Behufe aufgestellt werden konnte, versteht sich von selbst und ist klar durch das aus gleicher Quelle geflossene Excerpt *περὶ λυρικών* in Boissonades Ann. Gr. IV, 458.

Nachher verwirft Hr Schmidt die Ansicht Spengels, der Artt. scriptt. p. 91 den Likhymnios der Scholien, den er für eine Person mit dem Dithyrambiker hält, mit den alten Erklärern Homers, einem Theagenes, Stesimbrotos und Andern, auf gleiche Linie stellt. Hr Schmidt wendet ein, diese Männer haben sich mit physischer und ethischer Auslegung der Mythen im wissenschaftlichen Sinne ihrer Zeit beschäftigt. Das ist kein Grund gegen Spengel, da er gar nicht behauptet hat, daß Likhymnios eine gleiche Richtung verfolgt habe. Daß Hr Schmidt ferner sich versehen hat, wenn er dem Likhymnios eine *satis ieiuna verborum derivatio* beilegt, ergibt sich aus dem Obigen. Wenn Likhymnios der Rhetor und der Homerische gleich seien, meint weiter Hr Schmidt, so brauche man sich nicht über seinen großen Ruf zu verwundern, den er *his ipsis conaminibus* habe damahls (wann?) erwerben können. Und Manche hielten allerdings den Rhetor und lyrischen Dichter für identisch, wogegen sich außer Heindorf zum Phädrus namentlich Geel hist. crit. sophist. p. 179 erklärt habe, wie denn andere neuere Gelehrte den Dichter für älter als Simonides, den Rhetor für weit jünger ausgaben. So weit Hr Schmidt.

Bei diesem ungewissen Schwanken ist es der Mühe werth, der Sache einmahl auf den Grund zu gehen, zumahl tüchtige Gelehrte, um von den Nachschreibern abzustehen, im Irrthum befangen sind. Die allgemeine Annahme ist für Verschie-

denheit des Dithyrambikers vom Rhetor, wie z. B. noch W. Dindorf thes. Steph. s. v. beide unterscheidet. Ja, die Literaturhistoriker haben den Dithyrambiker unter die ältesten attischen Dithyrambiker gestellt, wie auch Hr Bergk ihn nach Kydias und Lamprokles, vor Pratinas und Lasos von Hermione aufgeführt hat, wovon schon Form und Inhalt der Ueberreste hätten warnen sollen. Ulrich, der den Sikymnios eben so anseht, verweist auf Fabricius zum Sertus p. 700 und da haben wir die alleinige Quelle des verjährten Vorurtheils. Fabricius nennt ihn *poeta dithyrambicus antiquissimus*. Und mit welcher Flüchtigkeit hat man dieß nachgebetet! Er setzt ausdrücklich hinzu, er meine älter als Platon, da sich die Stelle im Phädrus auf denselben Mann zu beziehen scheine. — Der einzige Forscher, der meines Wissens widersprochen hat, ist L. Spengel l. c. p. 91 sq., indem er sich auf die Zusammenstellung des Rhetors beim Dionysius mit Agathon beruft und wegen der poetisch zierlichen termini seiner *τέχνη* sich dahin ausspricht: *vix possumus quin contra vulgarem sententiam eundem esse atque poetam Parium (vielmehr Chium) lyricum Licymnium statuamus, nec quemquam, qui Empedoclem, Euenum, alios idem fecisse meminit, poetam rhetoricen tractasse male habebit*. Wegen der Notiz über *δῶκε* und *λεῖπε* hält Spengel es für erlaubt, ihm auch grammatische Erklärung des Homer zuzutrauen.

Man müßte sich darüber wundern, daß Spengels gesundes Urtheil nicht allgemein Eingang gefunden hat, wenn nicht der treffliche Gelehrte es versäumt hätte, die Nachrichten über den Pyriker und seine Ueberreste gleichfalls zu untersuchen und

wenn von ihm nicht zufällig eine entscheidende Stelle des Aristoteles übersehen worden wäre.

Zuvörderst wollen wir uns den Rhetor näher bringen. Wir finden ihn zuerst erwähnt bei Platon im Phädrus p. 267, C. τὰ δὲ Πώλου πῶς φράσσομεν αὐτῆς μουσεῖα λόγων, ὡς διπλασιολογίαν καὶ γνωμιολογίαν καὶ εἰκονολογίαν, ὀνομάτων τε Δικυμνιείων, ἃ ἐκείνῳ ἐδωρήσατο πρὸς ποιήσιν εὐπειρίας; Platon sagt nach der richtigen Lesart, daß Polos sich habe vom Sikymnios die Sammelpätze von ὀνόματα (d. h., wie sich gleich zeigen wird, poetische, klingende Ausdrücke, Kühne Metaphern und dgl.) schenken lassen, um dadurch eine schöne Diction zu erreichen. Sikymnios nämlich, gleich Polos ein Schüler des Gorgias, trachtete selbst in den termini seiner Technik nach zierlichen, bildlichen Ausdrücken; darin überbot er gar den Polos, weshalb Platon ironisch sagt, Polos habe sich die μουσεῖα ὀνομάτων von Meister Sikymnios schenken lassen. Die Scholien freilich denken sich wirklich Polos als Schüler des Sikymnios: p. 318 Bekker. Ὁ Δικύμνιος Πώλου διδάσκαλος, ὃς διήρει τὰ ὀνόματα εἰς κύρια, σύνθετα, ἀδελφά, ἐπίθετα καὶ εἰς ἄλλα τινά, welches Hermias p. 192. Ast. und Gregorios Kor. Walz. VII, 2, 1224 nachsagen. Doch ist das eben so gut ein Trugschluß aus Platon, wie die umgekehrte Angabe bei Suidas s. v. Πῶλος, wonach dieser διδάσκαλος Δικυμνίου gewesen. Beide waren Schüler des Gorgias, und der Akragantiner konnte weder Lehrer noch Schüler des Chiers sein. Auch würde ich auf die Angabe der Scholien von der διαίρεσις ὀνομάτων des Sikymnios nicht so großes Gewicht legen, wie Spengel p. 88, der es nicht un-

glaublich findet, daß Polos als Sikuler sich vom Eikhymnios dergleichen angeeignet habe. Allein zur *εὐπέεια* gehörten doch Definitionen der Art nicht eigentlich. Auch darin greift Spengel fehl, wenn er Suidas Nachricht vom Polos: *ἔγραψε — περὶ λέξεων* hierher zieht. Denn nach der richtigen Lesart *περὶ λέξεως* muß man an Polos *τίχνη* denken.

Ueber Eikhymnios rhetorische Richtung kann hier nach schon kein Zweifel sein. Genauer lehrt ihn uns Dionysios von Halikarnaß kennen: Gorgias, Polos, Eikhymnios stellt er zusammen als nach schmucken Redefiguren haschende Künstler, wie de Thuc. iudic. p. 869 (131. Krüger.) *Εὔροι δ' ἄν τις οὐκ ὀλίγα καὶ τῶν θεατρικῶν σχημάτων κείμενα παρ' αὐτῶ, τὰς παρισώσεις λέγω καὶ παρονομασίας καὶ ἀντιθέσεις, ἐν αἷς ἐπλεόνασε Γοργίας ὁ Λεοντίνος καὶ οἱ περὶ Πῶλον καὶ Δικύμνιον καὶ πολλοὶ ἄλλοι τῶν κατ' αὐτὸν ἀκμασάντων.* Vgl. p. 792. (223. Kr.). Dadurch erhielt die Prosa ein buntes, poetisches Flitterkleid: Dionys. de Lys. iud. p. 457. stellt diese poetische Prosa der schlichten Art des Eysias gegenüber: *οἱ βουλόμενοι κόσμον τινὰ προσεῖναι, τοῖς ὅλοις ἐξήλλαττον τὸν ἰδιώτην καὶ κατέφευγον εἰς τὴν ποιητικὴν φράσιν μεταβολαῖς τε πολλαῖς χρώμενοι καὶ ὑπερβολαῖς καὶ ταῖς ἄλλαις τροπικαῖς ἰδέαις, ὀνομάτων τε γλωττηματικῶν καὶ ξένων χρῆσει καὶ τῶν οὐκ εἰωθότων σχηματισμῶν τῇ διαλλαγῇ καὶ τῇ ἄλλῃ καινολογίᾳ καταπληττόμενοι τὸν ἰδιώτην.* *Δηλοῖ δὲ τοῦτο Γοργίας ὁ Λεοντίνος ἐν πολλοῖς πάνυ φορτικὴν τε καὶ ὑπέρογκον ποιῶν τὴν κατασκευὴν καὶ οὐ πὸ ῥῶ διθυράμβων ἔνια φθεγγόμενος, καὶ*

τῶν ἐκείνου συνουσιαστῶν οἱ περὶ Λικύμνιον τε καὶ Πῶλον. In einer andern Stelle nennt er ihn neben Agathon als Vertreter des καλλωπίζειν τρυφεροῖς καὶ περιέργοις σήμασιν, s. de admir. p. 1035. Nachdem Dionysios die Worte des Menexenos angezogen: Δεῖ δὴ τοιούτου τινος λόγου, ὅστις τοὺς μὲν τετελευτηκότας ἱκανῶς ἐπαινέσει, τοῖς δὲ ζῶσιν εὐμενῶς παραινέσει, ruft er aus: Οὐκουν ἐπιρῶρημα ἐπιρῶρηματι παράκειται καὶ ῥήματι ῥῆμα, τὸ μὲν ἱκανῶς τῷ εὐμενῶς, τῷ δ' ἐπαινέσει τὸ παραινέσει, καὶ ταῦτα πάρισα; Οὐ Λικύμνιοι ταῦτ' εἰσὶν οὐδ' Ἀγάθωνες οἱ λέγοντες

ὑβριν ἢ πρην μισθῶ ποθὲν ἢ μόχθον πατρίδων *), ἀλλ' ὁ δαιμόνιος ἐρμηνεῦσαι Πλάτων. Mögen die Worte dem Likhymnios, wie es scheint, oder dem Agathon gehören, immer ist die Stelle ein bedeutender Grund, den Rhetor zugleich als Dichter zu denken, und schon Spengel hat hierauf besonders Nachdruck gelegt.

Auf die τέχνη des Likhymnios bezieht sich Aristoteles einige Male, wie Rhet. III, 13. p. 137. Bekker. Δεῖ εἶδος τι λέγοντα καὶ διαφορὰν ὀνομά τι θέσθαι· εἰ δὲ μὴ, γίνεται κενὸν καὶ ληρῶδες, οἷον Λικύμνιος ποιεῖ ἐν τῇ τέχνῃ, ἐπούρωσιν ὀνομάζων [τὴν ἐπανά-

*) Vortrefflich emendiert Herr Schmidt:

ὑβριν ἢ Κύπριν, ὅσων πόθον ἢ μόχθον
πραπίδων.

Namentlich ist πραπίδων glücklich erkannt. Statt ὅσων würde ich aber lieber auf μύθων raten, wodurch eine Assonanz zwischen πόθον und πραπίδων, μύθων und μόχθον gewonnen werden würde. Doch läßt sich Sicheres nicht sagen.

ληψιν] καὶ ἀποπλάνησιν ὄζους. So hat Spengel p. 89 mit Hilfe des Scholiasten die Worte überzeugend hergestellt. Aristoteles tadelt die lächerliche Ziererei der Worte, wo es auf eine Bezeichnung ankommt, die den neuen Begriff scharf und bestimmt angebe. Was wir schon aus Platon wissen, daß Eikymnios besonders auf εὐέπεια ausging, bestätigt Aristoteles III, 2. p. 117. *Κάλλος ὀνόματος τὸ μὲν, ὡσπερ Λικύμνιος λέγει, ἐν τοῖς πόφοις ἢ τῷ σημαινομένῳ, καὶ αἰσχος δὲ ὡσαύτως· ἔτι δὲ τρίτον ὃ λύει τὸν σοφιστικὸν λόγον.*

Jetzt können wir die Ueberreste der lyrischen Gedichte des Eikymnios mustern und zusehen, ob sie zu der Eigenthümlichkeit des Redekünstlers stimmen. Nur einmahl werden ausdrücklich Dithyramben angeführt, Ath. XIII, 603, D. *Λικύμνιος* (codd. *ἀλικύμνιος*) ὁ Χῖος ἐν διθυράμβοις; einmahl kommt *Λικ. ὁ Χῖος μελοποιός* vor bei Parthen. Erot. 22., und es ist gar nicht nöthig, die lyrischen Poesien des Dichters auf Dithyramben zu beschränken, obschon sie allerdings die Hauptsache sind. Ich halte mich an die Folge der Bruchstücke bei Herrn Bergk.

Das erste und zweite hatte Apollodor im zwanzigsten Buche *περὶ θεῶν* (Heyne I, 391 sq.) angeführt wegen der *ὀνομάτων παρέμφασις* der Ströme im Hades. Und zwar nach Anführung von Melanippides Persephone sagt er: *ἔτι καὶ Λικύμνιος φησιν·*

*Μυρίαϊς παραῖς δακρύων Ἀχέρων
ἀχέων τε βροῦει·
καὶ πάλιν·*

Ἀχέρων ἄχεα βροτοῖσι πορθμεύει.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

113. 114. Stück.

Den 17. Julius 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Guil. Maur. Schmidt
Diatribē in dithyrambum poetarumque dithy-
rambicorum reliquias.'

An und für sich würde eine solche Etymologie
noch keineswegs ein Beweis rhetorischer Ländelei
sein, wie denn außer Melanippides selbst Aeschylus
Agam. 1536 mit πόρθμενι' ἀγέων dieselbe eben-
falls angewandt hat. Allein die Wiederholung
mahnt an den Redekünstler, den συνοσιαστής
des Gorgias, der nach Gleichklängen jagte. Und
nun werden wir auch der Etymologie μέλος von
μελεάζειν bei dem μελοποιός ihr Recht lassen,
da sie in ähnlicher Verbindung sehr wohl denkbar
ist. — Sentimental nach Inhalt und Form ist
das dritte Bruchstück, worin Eikhymnios die zärt-
liche Liebe des Hypnos zum schönen Endymion
ausmählt, den der Schlafgott mit offenen Augen
einschläfert, um sich ihrer auch dann zu freuen:

"Ἵπνος δὲ χαίρων ὀρμάτων αὐ-

γαῖς ἀναπεπταμένοις ὄσοις
ἐκοίμιζεν κόρον*).

Schon die Häufung ὀρμάτων ἀργαῖς und ὄσοις verräth den zierlichen, Synonyma mit spitzer Schärfe abwägenden Wortkünstler: auch scheint die Assonanz ἐκοίμιζεν κόρον nicht unabsichtlich zu sein. — Das vierte schöne Bruchstück kann nicht in Betracht kommen, da die Ansicht Meinekes Comm. gr. 2, 362 viel für sich hat, daß Sertus fälschlich den Sikymnios statt des Atriphron genannt hat. Indes ist es so zart, daß es, gehöre es wem es wolle, platterdings nicht aus so alter Zeit stammen kann, wie man annimmt. Das scheint auch Passow bewogen zu haben, den Sikymnios zu den Alexandrinern zu schlagen. — Das fünfte, Hymenäos Liebe zum schönen Argynnos, stimmt auffallend zu Hypnos Liebe zum Endymion und kam vielleicht in demselben Dithyrambus vor. — Das sechste geht auf die Liebe der Manis, Krösos Tochter, zu Kyros, dem sie die Akropolis von Sardes übergibt, ohne daß Kyros ihre Leidenschaft erwidert. Wer wollte leugnen, daß die Erzählung von einem unglücklichen Liebesabenteuer historischer Zeit in einem μέλος eben so schwer zu denken wäre bei einem Dichter älter als Lasos, wie sie bei ei-

*) Weder darf daran gedacht werden ἀναπεπταμένοις ὄσοις zu streichen, wie Fiorillo wollte, noch darf man durch die Aenderung Hrn Schmidts ἐκοίμιζεν κόρας dem Dichter allzu viel Ungeschmack aufbürden. Obenein bestätigt Athenäus Paraphrase: ἀναπεπταμένων τῶν βλεφάρων κοιμίζειν τὸν ἐρωμένον entschieden κοῦρον oder κόρον. Uebrigens erwähnt Eubulos im Ganymedes bei Athenäus VI, 248, C. die Liebe des Hypnos zum Ganymedes:

Ἵπνος γὰρ αὐτὸν ὄντα κακόοιτον τρέφει.

Meineke Comm. 3, 213 vergleicht Sikymnios Mythos, irrt aber, wenn er den Ganymedes stillschweigend selbst im Texte des Athenäus statt des Endymion substituirt.

nem rhetorisierenden und nach dem Zierlichen strebenden Dichter begreiflich ist?

So stimmen die Nachrichten vom Rhetor und die Reste des Dichters vortrefflich zusammen. Und daß wir unter Eikhymnios nur eine Person, die eines vielseitigen Zeit- und Kunst-Genossen des Pulos zu denken haben, erweist allein die Stelle des Aristoteles Rhet. III, 12. p. 135 unwiderleglich: *βαστάζονται οἱ ἀναγνωστικοί, οἷον Χαιρήμων (ἀκριβῆς γὰρ ὥσπερ λογογράφος), καὶ Αἰκύμνιος τῶν διθυραμβοποιῶν.* Es bedarf für die Kenner der griechischen Poesie keiner Worte, daß ein Dithyrambiker vor Lasos unmöglich mit einem Chäremon zusammen als ein Dichter bezeichnet werden konnte, dessen Dithyramben einem lesenden Publicum gefallen mußten. Nur zu dem subtilen Rhetor stimmt eine *ἀκριβεία ὥσπερ λογογράφου*, wie beim Chäremon. Dazu kommt nun noch der äußere Grund, daß Aristoteles in der Rhetorik nicht *Αἰκύμνιος* ohne weitem Zusatz als Techniker und Dithyrambiker genannt haben würde, wäre an zwei verschiedene Personen zu denken.

So gewinnen wir im Eikhymnios von Chios eine äußerst interessante Persönlichkeit. Es ist der zweite Dithyrambiker, den die Weininsel den Athenern geliefert hat: denn in Athen werden wir ihn uns seiner rhetorischen Studien wegen zu denken haben. Als ein würdiges Seitenstück zu seinem vielleicht wenig ältern Landsmann Son ergriff er mit ionischer Leichtigkeit die eben aufgekommene sicilisch-athenische Rhetorik, mit der er in Poesie wie in Prosa prunkte. Wir werden ihn neben Son zu den ersten Männern zu zählen haben, die die früher streng abgegrenzten Gebiete der Poesie und Prosa gleichmäßig anbauten, dergestalt, daß die

Prosa noch ganz poetische Diction behielt und in die Poesie Manches aus den rhetorischen Studien übertragen wurde. Auch diesen Schritt thaten zwei bewegliche Sonier zuerst. F. W. S.

Frankfurt a. M.

1844. Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet u. herausgegeben von C. P. Laur op.

Es dürfte nicht unangemessen erscheinen, in diesen Blättern, die als Archive des wissenschaftlichen Fortschreitens in allen Fächern anzusehen sind, eine kurze Nachricht über die neueste forstliche Bibliographie nieder zu legen. — Bücherverzeichnisse sind Nachweisungen des Ganges, den der menschliche Geist auf dem Wege der Wissenschaften nimmt; Meilensteine, um darauf abzulesen, wie weit er in dieser oder jener Richtung fortgeschritten; zugleich aber auch Warnungstafeln, um nicht auf Seiten- oder Abwege, denn jede Wissenschaft hat ihre Abwege, zu weit abzuschweifen.

Die Forstwissenschaft, unter ihren Geschwistern die jüngste, verdient vielleicht am meisten diese Art von Controle; noch so jung und im Wachsen begriffen, kann sie, wenn sie es bedürfen sollte, vielleicht noch recht gut erzogen werden; einer guten Erziehung aber bedarf sie gewis, theils dieser Jugend wegen, theils aber ihrer eigenthümlichen Natur und hohen Verwandtschaft wegen.

Aus empirischem Boden erwachsen kann sie sich, gleich der ihr so nahe stehenden Landwirthschaft zc., der Urproduction überhaupt, nur durch Verbindung mit andern Fächern in der Reihe der Wissenschaften aufrecht erhalten: die naturwissenschaftlichen und mathematischen Fächer sind gleichsam

die Ammen, die die Forstwissenschaft aus ihrer kleinen Wiege aufgenommen und groß gezogen haben. — Ihr Object, der Wald, ist allgemein ein Gegenstand gleichsam von ewiger Dauer; in der jedesmahligen Gegenwart wurzelnd, verfällt er sehr häufig erst der Zukunft zur Erndte anheim; er ist mehr Gemeingut als Privatgut, dagegen aber mit einer Menge privatrechtlicher Gerechtsame belastet und in der freien Natur belegen, manigfachen Angriffen von Innen und Außen durch Menschen und Thiere und durch Naturereignisse ausgesetzt.

Der Staat und die Gesetzgebung muß sich daher seiner Verwaltung, seiner rechtlichen Benutzung und seiner Beschützung durch Maßregeln und durch Menschen (Officianten) annehmen.

Also abermahls Verbindungen der Forstwissenschaft mit Grundsätzen der Staats- und Rechts-Verwaltung, der National-Deconomie und des polizeilichen Schutzes der National- und Privat-Güter; Verbindungen, die zwar ihr eigenes Feld, die Verbindung der Erhaltung des Waldes mit seiner Benutzung, zwar nicht unmittelbar berühren, aber doch nicht davon getrennt werden können, wenn die Zwecke der Forstwissenschaft im Staate erreicht werden sollen.

Bei dieser großen und zahlreichen Verwandtschaft der Forstwissenschaft mit andern Fächern (wir hätten den genannten noch andere, z. B. historische und medicinische, hinzufügen können) kann, wenn ich mich des Ausdrucks eines unserer größten Philosophen bedienen darf, bei ihrer Ausbildung leicht ein Streit der Facultäten entstehen; eine jede will ihre Lehren vorzüglich geltend machen; und da kann der Fall, wie bei der Concurrnz mehrerer Präceptoren bei einem Zögling, leicht eintreten,

daß eine Disciplin vernachlässigt, eine andere aber über die Gebühr vorgezogen wird.

Wir haben noch ganz vor Kurzem, in diesen Blättern eine Schrift (Kritische Beleuchtung 2c.) angezeigt, deren Verf., Hr Schulze, über die dormalige Bevorzugung der s. g. Hilfswissenschaften und Vernachlässigung der eigentlichen reinen Forstwissenschaft, bittere Klage führt und hierin einen Hauptgrund der augenblicklichen Stockung in der Ausbildung der Forstwissenschaft sucht.

Ein Blick auf ihren Entwicklungsweg mag also wohl an der Zeit sein.

Das Jagdwesen, seit den ältesten Zeiten und in vielen Ländern auch noch jetzt, mit dem Forstwesen aus bekannten Gründen, in administrativer Hinsicht, verbunden, steht, so wie auch die Fischerei (Jagd im Wasser), wissenschaftlich mit dem Forstwesen fast in gar keiner Berührung: beide liegen in dieser Hinsicht so weit auseinander, wie Thierkunde und Pflanzenkunde. — Practisch hingegen, weil der Wald der Hauptaufenthalt des Wildes ist, kommen beide wesentlich mit einander in Berührung; und man kann, in Folge dieses Naturverhältnisses, auch nicht in Abrede stellen, daß die Ausübung beider, zweckmäßig, in einer Hand verbunden und es nützlich sei, daß der Jäger mit dem Förster eine Person bilde.

Dieses Verhältnisses wegen ist es denn auch von jeher Gebrauch gewesen, die Literatur des Forstwesens mit der des Jagdwesens gemeinschaftlich abzuhandeln; ja, da die Bienen (allerdings auch jagdbare Thiere) ihre Waben auch in hohlen Bäumen aufbauen und der Torf brennt wie Holz, auch wohl im Walde gefunden wird, so hat man auch die Literatur dieser beiden Fächer, des Zeidelwesens und des Torfstichs, an die des Forstwesens

geknüpft, obwohl die Bienenzucht längst den Händen des Jägers, für welchen sie eigentlich gehörte, entrückt und das Torfwesen für den Förster sowohl als für den Jäger ein so heterogenes Geschäft ist, daß, um das Maß voll zu machen und dem Förster (wahrlich oft ein Lastträger!) neben dem Waldhammer, der Wolfsangel, dem Fischhaken, der Bienenkappe, dem Torfmesser auch noch Schlägel und Eisen in die Hand zu geben und ihm ein Leder umzubinden, weiter nichts fehlt, als auch noch die Lehre von der Stein- und Braunkohlen-Gewinnung zu dem Kreise der erforderlichen forstlichen Kenntnisse hinzu zu rechnen; und sehr wohl erinnert Ref., als er noch zu den Füßen seines forstlichen Lehrers saß, es sich noch, daß unter den verschiedenen Kohlenarten auch die Braun- und Steinkohlen figurirten.

In der That, die Cumulation so vieler Hilfs- und Nebenfächer auf ein einziges Haupt, beweiset recht schlagend die wahre Natur der Forstwissenschaft und das grenzenlose Bestreben ihrer Berehrer, immer noch Mehr in ihren Kreis herab zu ziehen. — Das kann sie aber nicht ertragen; ihre Basis ist nicht breit genug, um eine solche Last auf sich zu nehmen, und es gehört nicht viel prophetisch-wissenschaftlicher Geist dazu, um voraus zu sagen, daß sie dereinst, wie ein Gebäude auf schwachem Grunde, umfallen, dann aber, mit sammt ihren practischen Consequenzen von Männern in einer Gestalt aufgerichtet werden werde, die ihrem Standpuncte in der Reihe der Wissenschaften (und zugleich auch verwirklicht) in der Reihe der Staatseinrichtungen angemessen ist.

Wir werden die Belege zu diesen Aeußerungen zum Theil in dem Folgenden finden und uns jetzt

näher zu dem Inhalte unsers anzuzeigenden Buchs wenden.

Mit Uebergangung der früheren Bibliographen des Forst- und Jagdwesens zc., von Rohr, Kreyzig, Zinken, Bergius, selbst des um die wissenschaftliche Landwirthschaft so hochverdienten Joh. Beckmanns u. A., deren Verzeichnisse sich nicht bloß auf Schriften des Forst- und Jagdwesens zc., sondern zugleich und hauptsächlich auch auf cameralistische, oeconomische, mercantilische, physikalische zc. Wissenschaften beziehen, wollen wir uns sogleich zu dem von Moser im 18. Bde seines Forst- und Jagd- Archivs 1796 gelieferten und in den folgenden Bänden fortgesetzten Verzeichnisses der damaligen Forst- und Jagd- Literatur zc. wenden.

Das Verzeichniß ist, so weit man urtheilen kann, vollständig und systematisch und zugleich auch kritisch; es umfaßt nicht bloß die deutsche, sondern auch die ausländische (französische, engl., italiänische, schwedische zc.) Forst- und Jagdliteratur; es enthält aber auch zugleich eine Menge von Werken aus dem Fache der Mathematik, Physik, Chemie, Botanik u. s. w., die durchaus nicht forstlicher Natur, sondern nur als Lehrbücher dieser Hilswissenschaften überhaupt anzusehen und sowohl für den Forstmann als für jeden andern Studierenden von Nutzen sind.

Das System, welches Moser seinem Verzeichnisse zum Grunde gelegt hat, fällt mit dem, jetzt vor uns liegenden in vielen Stücken zusammen, nur ist die Reihenfolge der einzelnen Abtheilungen eine andere. Die Kritiken sind nur kurz, in den meisten Fällen aber bündig und treffend.

Um, zur Vergleichung, nur eine kleine Probe seiner Arbeit zu geben, will Ref. den ersten Abschnitt des I. Kapitels, die Einleitungsschriften enthaltend,

in den Hauptsummen vollständig und aus den folgenden Kapiteln zc. nur Einiges mittheilen: jener Abschnitt enthält 'die forstwissenschaftlichen Hilfswissenschaften' (Mathematik, Physik, Botanik, Zoologie, Mineralogie, Chemie und Technologie) und zählt folgende Werke (Compendien zc.) auf:

1) Mathematische Forstchriften	46	Schrift.
(Vermessung zc. der Waldungen ins=		
besondere	21	
Gehalt der Bäume zc.	26)	
2) Physikalische (Compendien, z. B.		
Erleben zc.)	1	—
3) Botanische (Linnéische System zc.)	34	—
4) Zoologische (nur einige auf Forst=		
wissenschaft bezogen).	9	—
5) Mineralogische Forstchriften (Sy=		
steme zc.)	1	—
6) Chemische (z. B. Suckow zc.)	1	—
7) Technische (Beckmann, Lam=		
precht zc.)	2	—

überhaupt also = 141 Schrift.

Der zweite Abschnitt enthält die forstwissenschaftlichen Hilfsmittel (ähnlich dem Lauropschen Verzeichnisse) nämlich: Abbildungen, Sammlungen, Herbarien zc., Forstakademien zc. Von den letzteren waren damahls in Deutschland nur 7 vorhanden, jetzt sind deren 13. — Im III. Kapitel werden Wörterbücher aus allen Sprachen aufgeführt und an deutschen allein = 23, worunter sich indessen Werke wie das Krünichsche zc. befinden.

Das rein Forstwissenschaftliche bei dieser großen Vermischung mit ganz allgemeinwissenschaftlichen Gegenständen auszuziehen, würde eine höchst mühsame und am Ende wenig lohnende Arbeit sein. — So viel gibt sich schon aus dem ersten Abschnitt zu erkennen, daß Mathematik und Botanik schon

damahls als die vorzüglichsten Hilfswissenschaften der Forstwissenschaft angesehen und ausgebeutet wurden, Physik und Chemie zc. aber noch sehr im Hintergrunde standen.

Dagegen mögen die verzeichneten Jagdschriften, als ihrem Inhalte nach rein abgeschlossen, hier vollständig folgen:

1) Griechische und lateinische (ältere).	14.
2) Deutsche	73.
3) Französische	30.
4) Englische	7.
5) Holländische	3.
6) Italiänische	15.
7) Schwedische	1.
8) Spanische	2.
9) Portugiesische	1.
10) Jagdrechtliche Schriften	15.
11) Vom Vogelfang	9.
12) Von der Falkonierkunst	23.

überhaupt = 193.

Das Europäische Verzeichniß enthält an deutschen Jagdschriften allein 480 Nummern in dem Zeitraume von 14 Jahren. Die Jagd hat zwar, wie die Wälder, abgenommen; die Leidenschaft zur Jagd, die Kunst des Schießens (Gewehr = Construction zc.), die Berührung der Jagd mit der Land = und Forst = Wirthschaft u. s. w. haben aber zugenommen; daher neuerdings so viele Schriften über Jagd = Gewehre, Wildschäden, Wildschäden = Verhütung zc., Gegenstände, die man zu Mosers Zeiten, allerdings auch kannte und bearbeitete, aber nicht in der Maße wie jetzt, wo durch unaufhörliche Verminderung und Theilung der Wälder das regale Wild auf die Felder der Einwohner getrieben und nicht selten vom Fleiße des Landmanns genährt wird.

Nicht übergehen dürfen wir hier ein im Jahre 1823 in Berlin bei dem Buchhändler Th. Chr. Fr. Enslin erschienenenes alphabetisches Verzeichniß der in älterer und neuerer Zeit, insbesondere aber vom Jahre 1750 bis zur Mitte des Jahrs 1823 in Deutschland im Forst- und Jagdwesen, in der Fischerei und im Vogelfange heraus gegebenen Schriften in kl. Octav auf 41 Seiten. Es macht auf Vollständigkeit und Wissenschaftlichkeit aber keinen Anspruch und ist mehr als eine Buchhändlerspeculation, als wie ein literarischer Ueberblick anzusehen, weshalb es auch die Ladenpreise, aber keine Kritiken enthält. Inzwischen dient es doch auf den ersten Angriff zur Abhilfe, und sein Sichbeschränken lediglich auf deutsche Forstschriften ist für uns erwünscht.

Im Jahre 1829 erschien in Gotha unseres Hn Vfs systematisches Handbuch der Literatur der Forst- und Jagd-Wissenschaft von den ältesten Zeiten bis Ende des Jahrs 1828 und fast gleichzeitig mit demselben Dr W. Pfeils kritisches Repertorium der Forstwissenschaft und ihrer Hilfswissenschaften. Berlin 1830.

Das systematische Handbuch etc. ist in Hrn Dr W. Pfeils kritischen Blättern 5. Bds. 2. Heft beurtheilt worden und ohne Zweifel längst in den Händen aller Literatoren. Wir können daher über eine Anzeige desselben hier in diesen Blättern hinausgehen und zwar um so mehr, als wir gleich die Fortsetzung desselben, das jetzt vorliegende Handbuch, weiter besprechen wollen. — Eben so wenig kann eine Anzeige des Pfeil'schen Werks im Plane liegen, da es nun auch schon seit einer Reihe von Jahren bekannt ist; bemerken wollen wir nur, daß es sich durch seine kritische Natur von dem Laurop'schen Unternehmen unterscheidet und sich dadurch

dem Moserschen Werke mehr nähert, um so mehr, als in den kritischen Blättern des Hrn Bfs neu erschienene Schriften fernerhin eben so angezeigt werden, als dies in der Fortsetzung des Moserschen Werkes geschehen ist.

Hrn Laurop's gegenwärtiges Handbuch schließt sich, wie die darauf angeführten Zahlen beweisen, an das vorige an, es ist also als eine Fortsetzung desselben bis in die neueste Zeit anzusehen. Auch in Form und Inhalt ist es dasselbe geblieben; es umfaßt den Zeitraum von 14 Jahren, also beinahe von $1\frac{1}{2}$ Decennium, und enthält in nachfolgender systematischen Ordnung: A. an Forstschriften 2664 Nummern und B. an Jagdschriften 480 Nummern: nämlich in der ersten Abtheilung: Forst- und Jagd = Literatur überhaupt 549 Nummern und zwar

A. Einleitungsschriften :

I. Geschichte des Forst- u. Jagdwesens 42 Num.

II. Literatur des Forst- u. Jagdwesens 8 —

B. Abhandelnde (?) Schriften :

I u. II. Forstgeographie u. Forststatistik 221 —

III. Forst- und Jagd-Topographie 3 —

IV. Biographien 40 —

V. Forst- und Jagd-Wörterbücher 6 —

VI. Forst- und Jagd-Zeitschriften . 40 —

VII. Forst- und Jagd-Vereine und deren Verhandlungen 77 —

VIII. Forst- und Jagd-Taschenbücher und Kalender 9 —

IX. Vermischte Forst- und Jagd-Gegenstände 30 —

In der zweiten Abtheilung: Forstliteratur insbesondere betreffend 2664 Nummern in folgenden Unterabtheilungen :

A. Forstwissenschaftliche Hilswissenschaften :

I. Naturkunde 36 Num.

II. Naturgeschichte	541	Num.
III. Forstmathematik	29	—
IV. Baukunst	18	—
B. Forstwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Naturalien = Sammlungen	3	—
II. Holzpflanzen = Abbildungen	8	—
C. Forstwissenschaft überhaupt:		
I. Hand = und Lehrbücher der Forstwissenschaft	26	—
II. Vermischte forstliche Gegenstände	38	—
D. Forstwirthschaft überhaupt	55	—
I. Waldbau	519	—
II. Forstpfl ege (z. B. Forsttaxation)	342	—
III. Forstbenutzung (Forsttechnologie)	344	—
IV. Forstschutz (z. B. vor Insecten zc.)	199	—
V. Forstpolizei (Forstrecht, Forstorganisation, Staats=Forstwissenschaft; Bildung des Personals)	508	—
In der dritten Abtheilung werden die Jagdschriften aufgeführt und zwar in folgender Ordnung (480 Num. überh.)		
A. Jagdwissenschaftliche Hilfswissenschaften:		
I. Jagdthierkunde	113	Num.
II. Kenntniß der zur Jagd erforderlichen Hunde	39	—
B. Jagdwissenschaftliche Hilfsmittel:		
I. Jagdgewehre	33	—
II. Jagdgeräthschaften	2	—
C. Jagdwissenschaft überhaupt:		
I. Lehr = und Handbücher der Jagdwissenschaft	17	—
II. Wörterbücher der Jagdwissenschaft	10	—
III. Vermischte Jagdgegenstände	73	—
D. Jagdausübung:		
I. Wildzucht	4	—
II. Wildjagd (auch Trüffel= und Bienenjagd zc.)	114	—

III. Wildschuß	7 Num.
IV. Jagdzustand und Jagdertrag	20 —
E. Jagd = Polizei:	
I. Jagdrecht	32 —
II. Maßregeln zur ordnungsmäßigen Jagd = Benutzung (bei Verpachtun- gen, Wildschäden)	16 —

Man muß aber nicht glauben, daß die hieraus sich ergebende Zahl von überall 3693 Nummern eben so viele besondere Werke oder auch nur eben so viele Bände wären; es sind zum größten Theile nur Nummern von den verschiedenen Gegenständen, die in ein und demselben Werke oder in ein und eben derselben Zeitschrift enthalten sind und die hier nur unter der Abtheilung aufgeführt stehen, wohin sie gehören. So z. B. befinden sich in Behlens Forst- und Jagdzeitung, in Pfeil's kritischen Blättern zc. Abhandlungen und Aufsätze über alle und jede Gegenstände des Forst- und Jagdwesens; sie sind ausgezogen und zur Bequemlichkeit des Suchenden mit einer Nummer in ihr betreffendes Fach gestellt worden.

Eben so finden sich auf der anderen Seite auch hier, ähnlich, wie in dem Moserschen Verzeichnisse, Bücher, die rein Wissenschaftliches im Allgemeinen abhandeln (Compendien zc.) ohne gerade in unmittelbarem Bezug auf das Forst- und Jagdwesen zu stehen; z. B. Dietrich's Handbuch der Botanik, Wiegmann's Handbuch der Zoologie u. s. w.

Sind diese Werke als die Quellen der Wissenschaft anzusehen, so sind jene Auszüge gleichsam die Canäle, die auf die verschiedenen Gegenstände abgeleitet werden.

Ueber das von dem Hrn Verf. gewählte System der Verzeichnung wollen wir mit demselben nicht rechten. Er hat dasselbe in einer systematischen Uebersicht entwickelt, und nach derselben wird es

Jedem leicht werden das gewünschte Buch 2c. zu finden. Nur ein paar Bemerkungen, zum Theil mit Bezug auf das, was wir oben beim Eingange über die Natur der Forstwissenschaft gesagt haben, wollen wir uns in dieser Beziehung erlauben; jedes System ist am Ende ein künstliches Gebäude, in welchem man sich erst durch Uebung zurecht finden muß.

Gleich in der I. Abtheilung unter dem Buchstaben B. hat der Hr Verf. 'abhandelnde Schriften' und als solche Werke über Forstgeographie, Forststatistik, forstliche Reisen 2c. aufgeführt. Was soll dieser Ausdruck hier besonders bedeuten? Ref. will bedünken, daß alle Bücher ohne Unterschied, Etwas 'abhandeln' und Reisebeschreibungen nicht mehr, als ein Compendium, das ruhig in der Stube abgefaßt worden ist. — Die bloße Ortsveränderung oder die Ortsverschiedenheit 2c. kann den Begriff nur 'abhandeln', nicht constituieren; wir halten dafür, daß der Ausdruck nicht gut gewählt sei.

Der Begriff von Polizei ist freilich ein ziemlich weiter; man kann Alles dahin rechnen, was zum Schutze und zur Sicherheit der Waldungen in ihrem äußeren und inneren Zustande gereicht; und so ist es ein Leichtes Forsttaxationen und Betriebsregulierungen als forstpolizeiliche Maßregeln anzusehen, sie gehen geradezu auf den Schutz und die Sicherheit der Waldungen los; ja, die ganze Forstverwaltung ist hiernach am Ende weiter nichts, als eine polizeiliche Maßregel!

Unser Hr Verf. führt nun unter Forstpolizei unter andern auch die Staatsforstwirthschaft und unter dieser mit Recht 'die Forstorganisation' und die 'Oberaufsicht über die Nationalforstwirthschaft' auf. Dies, dünkt uns, ist ein Versehen gegen die Gliederung der Wissenschaft selbst. Die Staatsforstwirthschaft ist ein Ausfluß der höchsten Regie-

rungs-Gewalt im Staate selber; sie umfaßt alle Wälder im Staate ohne Unterschied, und zwar, zum Zwecke einer dem Wohle des Ganzen angemessenen Behandlung, und aus ihr müssen alle Bestimmungen, die zu diesem Zwecke führen, also auch forstpolizeiliche, sowohl für die eigenen Staatswaldungen, als auch für alle übrigen Waldungen im Staate, hervorgehen; sie ist der Quell aller forstlichen Gesetzgebung.

Die Staatsforstwirtschaft, weit entfernt, ein untergeordnetes Glied der Forstpolizei zu sein, ist also vielmehr die Urheberin derselben; sie ordnet die Forstpolizei nicht allein in den eigenen Staatswaldungen, sondern auch in den Gemeinde-, Stifts-, Privat- u. s. w. Waldungen an u. s. w.

Vollständig, den Quellen nach (denn bei der vorhin angeführten Numerierung muß man allerdings von Quellen reden), ist das Verzeichniß nicht ganz, obwohl es, soweit wir es haben prüfen können, auf diese wesentliche Eigenschaft hohen Anspruch machen kann. So z. B. vermiffen wir unter der Literatur des Forst- und Jagdwesens, Rubrik: Kritische Anzeigen, die Götting. gel. Anzeigen ganz, obwohl sie seit einer langen Reihe von Jahren mehrere Anzeigen von forstlichen Werken enthalten, was wir um so mehr bedauern, da hieraus hervor zu gehen scheint, daß der Hr Verf. diese Anzeigen nicht liest, also auch von dieser unserer wohlgemeinten Kritik nichts erfährt. Das Hann. Magazin, ein anderes norddeutsches periodisches, obwohl nicht so allgemein verbreitetes Blatt, ist zwar hin und wieder, aber doch nicht in allen Fällen, wo es forstliche Aufsätze liefert, angeführt. Ueberhaupt scheint dem Hrn Verf. die forstliche u. s. w. Literatur im Norden von Deutschland fremder, als im Süden, geblieben zu sein.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

115. Stück.

Den 19. Julius 1845.

Frankfurt a. M.

Schluß der Anzeige: 'Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom Jahre 1829 bis zum Jahre 1843. Systematisch geordnet und herausgegeben von C. P. Lauroy.'

Vollständig, der Materie nach, kann das Verzeichniß nicht allein genannt werden; es enthält nach des Ref. Ansicht sogar Gegenstände, die durchaus nicht zum Forstwesen gehören. Dahin zählt Ref. beim Forstwesen den Torfstich und die Steinkohlen-Gewinnung und beim Jagdwesen das Trüffel-Suchen. Torf und Steinkohlen sind Gegenstände der bergmännischen Gewinnung; wenn auch angenommen werden mag, daß der Torf sich wieder erjünge, so geschieht es doch auf eine Art und mit einer Langsamkeit, die mit der beim Holz durchaus nicht verglichen werden kann; im Gegentheile stehen beide in dem größten Widerspruche mit einander. Weßwegen will man nun zwei Gegenstände, die in ihrem Ursprunge und in ihrem innern Wesen so ver-

schieden von einander sind, mit einander vermischen? Etwa weil der Torf auch brennt und wärmt, oder weil er auch verkohlt wird, oder weil er zu Zeiten auch im Walde gefunden wird und der arme Förster (öfter ein Träger vieler Würden und Bürden) den Stich in seinem Walde auch beaufsichtigen muß? Dann könnte man noch viele andere Gegenstände unter diese Kategorie rechnen, und die Zahl der Hilfs- und Nebenwissenschaften des Forstbedienten nähme kein Ende!

Bei den Steinkohlen und deren Gewinnung ist der Widerstreit mit den Grundprincipien des Forstwesens noch größer.

Eben so groß ist er in seiner Art beim Jagdwesen, hinsichtlich der Trüffel und deren Auffuchens. Jedermann weiß, daß die Trüffel ein wohlriechender und wohlschmeckender Schwamm ist, der unter der Oberfläche der Erde allerdings zu Zeiten im Walde wächst, nicht in jedem Jahre zur Vollkommenheit gelangt und bei seiner Reifzeit an Hunde und Schweine durch seinen Geruch verrathen wird. Kann man nun das Auffuchen solcher Schwämme eine Jagd nennen, deswegen weil es mit Hunden geschieht? oder kann man es dem Förster zc. aufbürden, deswegen weil die Trüffel an einer Baumwurzel erwächst? Was wächst nicht alles unter Bäumen und was spürt der feine Geruchssinn der Hunde nicht alles aus! Man sollte doch dergl. Dinge aus Forst- und Jagd-Lehrbüchern und Bücherverzeichnissen weglassen; die Literatur ist doch übermäßig reich!

Dagegen will Ref. es nicht verhehlen, daß es ihm außerordentlich angenehm gewesen sein würde, wenn der Hr Verf. seine Arbeit auch auf die auß-

ländische Forst- und Jagdliteratur (wenn letztere nun einmahl eine treue Begleiterin der Forstliteratur sein soll) ähnlich, wie sein Vorgänger Moser, erstreckt oder Hoffnung gegeben hätte, sie noch bis dahin erstrecken zu wollen.

Ref. weiß wohl, daß ein solches Unternehmen mit großen Schwierigkeiten und mit geringem Lohne, hinsichtlich der Vollständigkeit, verbunden ist; die landwirthschaftliche Literatur des Auslandes ist, begreiflich, gerade diejenige, die am wenigsten die Grenzen überschreitet, so nützlich und unschädlich dies auch im Allgemeinen geschehen könnte. Nichts desto weniger aber sind die Wege hierzu gegenwärtig doch auch vielseitig eröffnet; das auch im Auslande, z. B. sogar in Schweden und Rußland, fühlbar werdende Bedürfnis den Wäldern Aufmerksamkeit zu widmen, hat Verbindungen aller Art mit Deutschland, dem Geburtslande der Forstwissenschaft, zuwege gebracht; deutsche Forstleute werden herbei gerufen; deutsche Lehrbücher zum Grunde gelegt, und nach Deutschland reisen Ausländer, um sich an Ort und Stelle von der deutschen Waldwirthschaft zu unterrichten u. s. w. Dies und die manigfaltigen Canäle, worin die Literatur von ganz Europa nun einmahl hin und her fließt, würden, sollte man glauben, hinreichen, um sich auch einigermaßen mit der Forst- und Jagdliteratur des Auslandes bekannt zu machen.

Nun noch einige Betrachtungen über den Zustand der Forstliteratur im Allgemeinen und über die Richtung, die sie nach dem vorliegenden Verzeichnisse zu nehmen scheint; die Jagdliteratur wollen wir von diesen Betrachtungen ausschließen, weil die Jagd, gegenwärtig mehr ein Gegenstand des Vergnügens, als des Nutzens, niemahls so tief

in das National=Wohl eingreifen kann, als die Waldwirthschaft.

Daß über die Wälder nicht genug geschrieben werde, kann man wahrlich nicht behaupten; was für eine reiche Bibliothek hat nicht schon eine so junge Wissenschaft, als die Forstwissenschaft, aufzuweisen! Eher mögte man sagen, es werde zu viel geschrieben; und in der That, geht man in die Wälder, erwägt man die Einfachheit der Waldwirthschaft und ihr wahres Bedürfnis, so weiß man öfter nicht, woher der Stoff zu den vielen Büchern u. kommt, die über sie erscheinen; wie lange, wenn es so fortgeht, wird es dauern, so überflügelt die forstliche Literatur die landwirthschaftliche, wenn gleich die Landwirthschaft fast ein so ehrwürdiges Alter hat, wie das Menschengeschlecht!

Was ist hiervon der Grund? Nach des Ref. Meinung nicht die Tiefe und Uerschöpflichkeit der Wissenschaft selber, obwohl die Natur, die erhabene Natur in allen ihren Zweigen, unerschöpflich genannt werden kann, sondern ihr eigenthümliches, beschränktes, aber vielseitig mit andern Fächern verbundenes, Feld und der lebhafte Wunsch ihrer Verehrer, sie geltend zu machen und sie zu dem Range zu erheben, den sie, ihrer Ansicht nach, in der Aula und im Staate einnehmen müsse! Je weniger Stoff, desto mehr Gerede! Das soll nicht eine Anklage, ein Wühlen in eigenen Eingeweiden, sondern nur der Ausdruck des Gedankens sein, daß praktische, empirische Wissenschaften zwar allerdings auch Grundsätze, aber doch mehr Handeln, als Schreiben, verlangen!

Die Naturkunde und die daraus abgeleiteten praktischen Gegenstände, z. B. der Waldbau, haben die

vorzüglichste Bearbeitung gefunden; bezüglich 576 und 519 Nummern! Das ist ganz in der Ordnung und höchst erfreulich, denn eine gute treue Naturbeobachtung muß den Stoff zur Forstwissenschaft liefern! Dann folgt die reine und forstlich angewandte Mathematik (29 und 342 Nummern), von dem Hrn Verf. Forstpflanze genannt (Bermessung und Bonitierung der Forsten, Berechnung des Inhalts der Bäume &c.), und das ist abermahl in der Ordnung und erfreulich: ohne Mathematik kann die Forstwissenschaft, deren Object organische Massen sind, die sich erzeugen und ausbilden und massenhaft manigfaltig verwandt werden und wirken, gar nicht fertig werden!

Hier aber kann Ref., wie er es schon zum öftern gethan, es nicht unterlassen, vor wissenschaftlich unnützen und practisch nachtheiligen oder höchst kostbaren Abwegen zu warnen! Und diese Warnung besteht darin: von der Mathematik nicht mehr zu erwarten, als sie bei organischen Körpern leisten kann!

Die Forstmathematiker sind z. B. sehr bemüht gewesen den körperlichen Inhalt der Bäume auf das Genaueste zu berechnen, und sie haben hierzu mehrere Formeln, gestützt auf regelmäßige mathematische Körper: Cylinder, Kegel, Paraboloid, angewandt und hiernach dicke Rechenknechte, zum practischen Gebrauche, angefertigt. — Die Form der Bäume, Wurzel- und Stammende zusammengenommen, im Allgemeinen, ist die zweier mit ihren Grundflächen gegen einander stehender Kegel; der eine, der bei weitem regelmäßige, der überirdische, geht mit seiner Spitze in die Luft; der andere, öfter unregelmäßige, verbreitet sich in die Erde, und der erste behält die Kegelform noch bei, wenn

man sich auch alle vom Stamme divergierenden Zweige an den Hauptschaft angelegt denkt. Unsere Bäume sind, wenn wir einen Ausdruck von der Mineralogie entlehnen dürfen, zwei mit ihren Grundflächen verwachsene organische Crystalle (Pyramiden), von denen sich der eine in der Erde (in Wurzeln), der andere in der Luft (mit den Zweigen), vermöge der Lebensthätigkeit, ausbreitet.

Nun aber ist der lebensthätige Organismus der Bäume ein widerspenstiges Ding, das sich durchaus nicht in die regelmäßige Kegelform zwingen läßt; es nimmt bisweilen, je nach seinem Standorte, seinem Wachsthumszustande, seinem Alter 2c. sonderbare bauchige, zusammengeschnürte 2c. Gestalten an, deren körperlicher Inhalt, ohnerachtet aller Reductionszahlen 2c. nach einer einzigen Formel nicht richtig gefunden werden kann. Wozu hilft nun das ewige und ewig wiederholte Anlegen von dieser oder jener starren mathematischen Formel an die lebendige Form der Bäume, wenn man doch weiß, daß man die Wahrheit nie ganz erreicht, daß eine Abweichung von einigen Kubikzollen, ja, wenn man will, von einem Kubikfuß, für die Forstbewirthschaftung von gar keinem, für den Verkehr von nur geringem, sich gewöhnlich wieder ausgleichendem, Einflusse ist! Man quält sich hier bei einem Baum mit einer Mikrologie, während man öfter im Walde, z. B. durch unvorsichtiges s. g. Durchforsten wachsender Bäume, ein gros verschwendet. Ferner: die Bäume, nach unserer Angabe gestaltet, wachsen alle Jahre so zu, daß sich über dem alten soliden Kegele und allen seinen Zweigen, ein neuer Hohlkegel, Zuwachs, Jahresring genannt, herzieht.

Sollte der jedesmahlige neue Zuwachs von glei-

chem körperlichen Gehalte sein; so müßte nach Maßgabe der verschiedenen Höhen die Dicke der Wand des neuen Kegels mit der Dicke der Wand des vorhergehenden in einem umgekehrten Verhältnisse stehen, oder die Dicke der Wände des neuen Kegels müßte verhältnismäßig geringer sein, als die Dicke der Wände des vorigjährigen.

Nun aber hat die Natur sich in dieser Beziehung durchaus an kein feststehendes Gesetz gebunden. Im Allgemeinen zwar ist in den ersten Jahren eines dikotyledonischen Baumlebens der Zuwachs im Zunehmen; in den mittleren Jahren gleichförmig in der Schwebe; im späteren Alter aber, den organischen Gesetzen gemäß, im Abnehmen; allein von diesem allgemeinen Gesetze der Ausbildung organischer Körper machen die Bäume eine große Ausnahme, so z. B., daß die Dicke der Jahresringe im Zunehmen begriffen, wenn sie, theoretisch, im Abnehmen begriffen sein sollten und umgekehrt; und alles dies bisweilen so plötzlich, daß es scheint, als habe die Natur einen Sprung gethan, was doch sonst ihrem regelmäßigen Gange nicht angemessen. Meistentheils liegt der Grund hievon in den verschiedenen Erdschichten, die die Wurzeln beim fortschreitenden Wachsthum des Baums durchdringen, zu Zeiten aber auch in anderen äußeren klimatischen oder Standorts u. - Ursachen.

Aus dieser unbezweifelten Thatsache ergibt sich nun, daß der körperliche Inhalt der so alljährlich auf einander geschobenen Zuwachskegel einem angenommenen Gesetze der Zunahme, Gleichförmigkeit und Abnahme durchaus nicht entspreche, sondern, daß das wirkliche Wachsthum diesem angenommenen Gesetze auf die auffallendste Weise widerspreche; daß also auch alle Berechnungen von einem zukünft-

tigen Wachstumsgänge oder die s. g. Zuwachsrechnungen, die nothwendig von irgend einer bestimmten räumlichen Grundlage ausgehen müssen, in der Regel unrichtig und falsch sind oder nur durch einen Zufall das Richtige treffen und vor Erfahrungssätzen über den Wachstumsgang der Bäume nur das voraus haben, daß man nachrechnen könne, um wie Vieles man sich geirrt habe? zc.

Nun aber ist es bekannt, daß auf diesem Wachstumsgänge, auf dieser Entwicklung der Baum- und Waldformen, die ganze Taxationslehre oder die Lehre sich stütze, wonach dictatorisch voraus bestimmt werden soll, wie ein organischer Körper nach mathematischen Gesetzen sich entwickele!

Man fühlt ohne Weiteres, daß dies, um sich mäßig auszudrücken, ein Unding ist; daß die Mathematik hier ihre Grenzen erreicht habe, daß also alle wiederholten Versuche Versuchen gleichen, ein leeres Faß zu füllen, und daß es der Wissenschaft, den Wäldern und den Cassen bei weitem förderlicher sein dürfte, die Natur zu beobachten und den Bäumen oder den Wäldern ihren Entwicklungsgang unter allen Umständen abzulauschen, damit man so aus der Erfahrung Maßstäbe gewinnen möge, die man an einen jungen Wald mindestens mit eben der Sicherheit anlegen könne, wie einen mathematischen, der am Ende jedenfalls sich auf Erfahrung stützen muß!

Die Forstbenutzung (Forsttechnologie zc.) ist auch nicht vernachlässiget worden; sie zählt sogar noch mehr Nummern als die Forstpflanze, nämlich 344.

Je mehr die Wälder ab- und die Holzbedürfnisse zunehmen, desto mehr muß man auf eine möglichst-größte und zweckmäßigste Benutzung dessen, was sie dermalen noch liefern (ihres Material-

Ertrages), bedacht sein; und dies kann nur durch eine sorgfältige Sortierung des Materials, je nach seiner Gebrauchsfähigkeit bewerkstelliget werden.

Wie unendlich vieles Holz, was zu edlern Zwecken geeignet wäre, zu Bau- und Nutzholz aller Art, wird in den Ofen gesteckt und zu Asche gebrannt!

Dies mag sanguinisch klingen, denn die Menschen müssen doch Brandholz vor Allem haben, und am Ende könnte jede Brandkluft noch zu irgend einem technischen Zwecke dienen; wohin würde dies zuletzt führen? Allerdings zu etwas Kleinlichem. Allein bis zu einem solchen Detail wollte Ref. auch nicht herab steigen; er wollte nur auf den möglichen Gang der Forstbenutzung im Großen, auf den Aufschwung der Wälder zu einem höheren Gebrauche aufmerksam machen, wenn der niedere, zum Brandbedarfe, auf andere Weise beschafft werden kann und nützlich beschafft wird.

Eine wie unendlich große Masse von Torf ist nicht in Deutschland, insbesondere im nördlichen Deutschlande vorhanden; man könnte sagen, es gäbe hier Gegenden, wo mehr Torf als Ackerland! Und dieser unermessliche Reichthum von Brennmaterial liegt, wenn nicht ganz, doch größtentheils unbenutzt da und dient zu weiter nichts, als zu schlechten Weide- und Jagd-, selten zu Getreide-Gründen! Wie große Lager von Braun- und Steinkohlen unter der Erde verborgen sind, wissen wir freilich nicht. — Gering mag aber ihre Menge und Masse dennoch nicht sein, denn fast täglich werden deren neue zufällig entdeckt; und suchte man nach, würde man deren noch mehrere entdecken!

Gesetzt diese für Jahrhunderte, ja vielleicht für Jahrtausende unerschöpfliche Menge von Brennmaterial, die zu nichts Anderem gebraucht werden

kann (kleine Nebengebrauche kommen hierbei nicht in Betracht), käme auf den Markt, zum Gebrauche der Nation, was würde davon zunächst die Rückwirkung auf die Wälder sein oder sein können? Aufblühen derselben, denn ihre (jetzige) Hauptlast, Herbeischaffung des Brenn=Materials, wäre dann von ihren Schultern gewälzt; sodann aber bessere, technische Verwendung ihres Holztrages (sie würden gleichsam als lebende Nutz= und Bauholz=Magazine anzusehen sein) und endlich Reduction der vorhandenen Waldflächen auf das wahre Land= und Staats=Bedürfnis, denn aller Boden, der nicht von Natur lediglich zur Erzeugung von Holz bestimmt ist, würde dann zum Ackerbau zc. bestimmt werden können; den Umstand, daß ein großer Theil der abgestochenen Torfmoore ebenfalls die herrlichsten Acker= und Wiesengründe liefern würde, nicht einmahl in Anschlag gebracht. — Welcher Gewinn für National=Reichthum und Wohlstand liegt hier verborgen! Aber er ist nur, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, durch Staats=Forstbenutzung und durch Staats=Technologie zu erreichen.

Daß unsere jungen Forstmänner sich nicht genug in den Wäldern umsähen, nicht genug reiseten, und daß überhaupt die Forststatistik vernachlässiget würde, kann man auch nicht sagen; dies Fach zählt 221 Nummern, immer genug in einem Zeitraume von 14 Jahren!

Die forstlichen Reisen haben gewis eben die guten Folgen wie alle übrigen Reisen. Sie erweitern die Kenntnisse und den Blick des Reisenden; beladen mit dem, was er in fremden Wäldern Gutes und Schlechtes sah, kehrt er zu den heimischen zurück; und wenn er auch nicht alles Vortheilhafte sogleich bei sich einführen kann, so bleibt doch die

Idee wach und tritt ins Leben, wenn die Umstände günstig werden.

In Deutschland ist mit den forstlichen Reisen noch ein besonderer Vortheil, nämlich der verbunden, daß es seine (immer noch ungemeinen) forstlichen Kräfte besser kennen lernt. Die deutsche Forststatistik ist noch sehr häufig im Dunkeln gehalten und belegen: gehalten, weil man, sonderbarer Weise, aus den Waldverhältnissen hin und wieder noch ein Geheimniß macht; belegen, weil vieler Orten die Wälder, und namentlich die Gemeinde- und Privat-Wälder, nicht vermessen, kartiert und reguliert sind.

Würde nun durch forstliche Reisen der Waldreichtum Deutschlands aufgeschlossen, zeigten die Reisenden, wie hier der Ueberfluß benutzt, dem ärmeren Nachbar oder wohl gar dem Auslande zugeführt, dort dem Mangel durch Surrogate, bessere Einrichtungen zc. abgeholfen werden könne u. s. w., so würde auch hinsichtlich der Wälder eine Einheit in Deutschland, dem zerrissenen Deutschland, herbei geführt und dem Lande ein Aufschwung und den Wäldern eine Sicherheit, z. B. in Betreff allgemeiner polizeilicher Maßregeln gegeben werden, deren nur wenige andere Länder Europas sich zu erfreuen haben dürften.

Mit einer Bemerkung über die s. g. Forstpolizei, die in der von dem Hrn Verf. beliebten, oben bereits getadelten, Anordnung, eine reiche Bearbeitung gefunden (508 Nummern), wollen wir die Anzeige über diese Bibliographie schließen.

Was hat alles Cultivieren, Betriebsregulieren, Taxieren zc., alles Schreiben am Ende, für einen Zweck? Natürlich keinen andern, als: die Wälder

für den Staat und seine Einwohner so nutzbar, wie möglich, zu machen und in diesem Zustande zu erhalten.

Aber was hilft alles Cultivieren und Taxieren zc., wenn man mit der einen Hand nimmt, was man mit der andern gibt? man kommt nicht einen Schritt weiter; ja, viel mehr zurück, als vorwärts; und dies ist der Fall sehr häufig bei unserer Wald- und Forstwirthschaft im Großen!

Bei der Erzielung keines Bodenerzeugnisses ist der Einschluß der Fläche in feste Grenzen, der Bühne, auf welcher dies Erzeugnis vor sich gehen soll, nothwendiger, als beim Holze, eben, weil hier die Erndte nicht unmittelbar hinter der Saat folgt und die Einrichtungen auf Jahrhunderte gemacht werden. Aber geschieht dies? Keinesweges so dauernd und feststehend, als erforderlich wäre!

Bei der Vornahme einer Betriebs- und Abgabe-Regulierung zc. hat man freilich in der Regel nichts Siligeres zu thun, als die Grenzen zu regulieren und festzulegen: das Bedürfnis drängt sich auf; und es ist in dieser Beziehung nichts vergänglicher, als die Schärfe der Grenzwinkel gewahr zu werden, die bei dieser Gelegenheit gezogen werden.

Aber wie lange dauert diese genaue und allerdings im höchsten Grade erforderliche Unveränderlichkeit (Starrheit möchten wir sagen) des Waldbodens, auf welchen alle Betriebsabgaben und Culturpläne zc. gegründet sind, in unendlich vielen Fällen? Häufig nicht länger, als einige Jahre ($\frac{1}{4}$, $\frac{1}{2}$ zc. der Betriebszeit); dann treten Gründe ein, den regulierten Wald zu beroden, zu theilen, zu purificieren; in ihm den Betrieb und den Abgabesatz zu ändern u. s. w.

Was ist die Folge davon? Neue Cultur und

Taxationspläne, nicht selten den früheren schnurstracks entgegen gesetzt; der arme Wald muß sich Alles, gleich einem Patienten, der auf dem Todtenbette liegt, ruhig gefallen lassen: die Hartigsche Fachwerks- oder die Hundeshagensche rationelle Methode u., er kann sich, da die Wälder keine Kohlgärten sind, nicht sogleich wieder erheben; er braucht Jahre dazu.

Mittlerweile aber wechseln Menschen und Ansichten, nicht die Eigenschaften des Waldes; die Nachkommen verlieren die Geduld; ähnliche Gründe von der früheren Unveränderlichkeit abzuweichen, treten vielleicht von Neuem ein; also abermahl's neue Betriebs-Taxations- und Cultur-Pläne; so oft, als eine neue Generation auftritt! Wer zu diesem Gemälde aus seiner eigenen Erfahrung keine Beispiele auffinden könnte, und dasselbe zu grell finden sollte, den verweise ich auf die geistreiche Schilderung der preussischen Forsten durch den Hrn v. Bülow; dort wird er den Anbau fremder, nord-amerikanischer Holzarten noch hinzutretend finden.

Liegt dies in dem Verhältnisse eines rohen Naturzustandes zu einem cultivierten, des Waldbodens zum Ackerboden, und sagt man, daß diese Angriffe nicht eher aufhören würden, als bis nicht viel mehr, ähnlich, wie in England, Frankreich u., übrig bliebe, als was gar nicht anders, als zu Wald, benutzt werden könne; gut, dem mag sein, denn mag man, auch ähnlich, wie in England und Frankreich, Prämien auf die neue Anpflanzung von Wäldern ausgeloben und Hunderte und Tausende von Morgen, wie der Herzog von Athol, künstlich anpflanzen. Aber wozu denn diese unaufhörlichen Wiederholungen der Taxationen und

Betriebs = Regulierungen und Anweisungen zum Waldbau zc., wenn man die Wälder nicht in ihrer erforderlichen Integrität bestehen läßt?!

Also vor allen Dingen: Festlegung des Waldbodens, außerdem sind alle Empfehlungen von Waldbau und Wald-Regulierung schöne, aber leere Formen, ohne realen Inhalt; und des Schreibens nimmt kein Ende.

B a s e l.

Schweighauser'sche Buchhandlung 1844. Ueber die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege, von C. F. Schönbein, Professor der Chemie zu Basel. X und 159 Seiten in Octav.

Es ist theoretisch gar nicht unwahrscheinlich, daß viele von den Stoffen, welche die gegenwärtige Chemie als einfache Elemente bezeichnet, dieses nicht sind, sondern sich noch weiter in einfachere Stoffe werden zerlegen lassen. Aber seit einer Reihe von Jahren wurde diese Seite der Chemie nur sehr wenig bearbeitet. Man hielt mit Recht Forschungen auf diesem Gebiete für schwierig und dabei verhältnismäßig unfruchtbar, wandte sich daher lieber anderen Gegenständen zu, die mehr Erfolg versprachen. Ja, man scheute sich beinahe, Versuche der Art anzustellen, weil sie gar häufig von vorne herein von den Fachgenossen mit Geringschätzung betrachtet wurden und dem Rufe dessen, der sie anstellte, in der Regel mehr schadeten als nützten.

Der Verf. der vorliegenden Schrift ließ sich durch diese Bedenklichkeiten, die er wohl kannte, nicht abhalten, gewisse Beobachtungen, welche eine zusammengesetzte Beschaffenheit des Stickstoffes vermuthen ließen, weiter zu verfolgen, und wurde dadurch zu der Ansicht geführt, daß der Stickstoff

ein binär zusammengesetzter Stoff sei, bestehend aus einer früher unbekanntem Substanz, welche unser Verf. Ozon nennt, und aus Wasserstoff. Es ist nun der Zweck der vorliegenden Schrift, die Beobachtungen des Verfs, welche für diese Ansicht sprechen, den Fachgenossen zur Prüfung und weiteren Verfolgung vorzulegen. Die erste Anregung zu seiner Ansicht bekam Schönbein durch die Beobachtung, daß bei der elektrolytischen Zersetzung des Wassers durch die Volta'sche Säule sich neben dem Sauerstoff, also am positiven Pole, noch eine eigenthümlich riechende gasförmige Substanz entwickelte, die er eben ihres Geruches wegen Ozon nannte. Ganz denselben Geruch beobachtet man auch beim Ausströmen der Reibungselektricität aus den Spitzen eines Conductors. Auch bei Gewittern wird ein ähnlicher Geruch bemerkt. Aus zahlreichen, verschieden abgeänderten Versuchen, zu denen diese Beobachtungen Anlaß gaben, glaubte nun Schönbein schließen zu dürfen, daß diese riechende gasförmige Substanz durch eine elektrolytische Zersetzung des Stickstoffes der Atmosphäre entstehe, und daß also der Stickstoff nicht als ein einfacher Körper, sondern als eine binäre Verbindung des elektro-negativen Ozon mit dem elektropositiven Wasserstoff anzusehen sei. Damit nicht zufrieden versuchte unser Verf. auch auf chemischem Wege der Lösung der Frage näher zu kommen, und es gelang ihm auch durch Einwirkung von Phosphor auf atmosphärische Luft unter gewissen Bedingungen Ozon zu erhalten. Diese und ähnliche Versuche sind die Hauptbeweise, welche der Verf. für seine Ansicht, daß der Stickstoff aus Ozonwasserstoff bestehe, beibringt.

Von einer genaueren Prüfung der Versuche des Verf. und der daraus gezogenen Schlüsse kann hier nicht die Rede sein. Das Gebiet, auf dem sie sich bewegen, ist ein sehr dunkles, und es dürfte ihm noch lange Zeit hindurch nur wenig abzugewinnen sein. Ref. begnügt sich, zu bemerken, daß die Arbeit des Verf. jedenfalls die Aufmerksamkeit der Chemiker verdient und viel Anregendes enthält, daß aber die beigebrachten Thatfachen durchaus nicht hinreichen, die Zusammengesetztheit des Stickstoffes aus Ozon und Wasserstoff zu beweisen. Zur Führung dieses Beweises sind noch weitere, aber nur mit großem Aufwand von Zeit und Hilfsmitteln auszuführende Untersuchungen, namentlich die Darstellung von größeren Quantitäten Ozon, als sie dem Verf. bisher gelang, nothwendig, Untersuchungen, zu denen eben wegen der großen Schwierigkeiten, die sie darbieten, nur wenige befähigt sind und die daher aller Wahrscheinlichkeit nach in der nächsten Zeit nicht unternommen werden. Bis dahin werden die Ansichten des Verf. wohl die Berücksichtigung einzelner Forscher verdienen und gewiß auch finden, aber es wäre voreilig, ihnen jetzt schon den wichtigen Einfluß auf die ganze chemische Wissenschaft einzuräumen, welchen sie nothwendig ausüben müssen, wenn sie sich bestätigen sollten. *) B.

*) Seit der Abfassung dieser, schon vor mehreren Monaten niedergeschriebenen Anzeige, sind einige Versuche über das Ozon publiciert worden, wodurch jene Ansicht unseres Vfs., daß es ein Bestandtheil des Stickstoffes sei, sehr unwahrscheinlich wird, ohne daß man jedoch dadurch über seine wahre Natur ins Reine gekommen wäre. Ref.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

116. Stück.

Den 21. Julius 1845.

B e r l i n.

Mit akademischen Schriften 1845. Inscriptio-
nes Graecae ineditae, collegit ediditque Ludo-
vicus Rossius, Holsatus, Professor Halensis etc.
Fasciculus III; insunt lapides insularum Meli,
Therae, Casi, Carpathi, Rhodi, Symes, Chalces,
Calymnae, Coi, Astypalaeae, Amorgi, li. Acht
unpaginierte und 64 Seiten groß Quart.

Hr Prof. Roß, dem die Munificenz eines deut-
schen Monarchen nach der beklagenswerthen Zer-
nichtung seines athenischen Wirkungskreises nicht
nur eine ehrenvolle Stätte zu erneuerter Thätig-
keit, sondern auch die nöthige Muße gewährt hat,
um seine angefangenen Forschungen auf classischem
Boden abzuschließen, beschenkt uns hier mit einer
neuen Frucht der Lettern, die dieses Mahl vorzugs-
weise auf den sporadischen Inseln des Archipels
gesammelt den Erträgnissen seiner früheren Reisen
nicht nachsteht, sondern sie vielleicht in mancher
Hinsicht noch übertrifft. Gleich der Anfang bietet
uns in einer Reihe melischer Grabschriften neue

und lehrreiche Beiträge zu der dorischen Paläographie, wie wir sie wohl im Gegensatze des bekann-
 teren attischen und ionischen Alphabets unbedenklich
 nennen dürfen, und von der sich nachgerade so
 viele homogene Probestücke sammeln, daß man ihre
 Denkmähler nicht mehr, wie noch im C. I. mit
 der gleichfalls aus Melos stammenden Columna
 Naniana geschehen ist, unter die willkürlich rohen
 Incunabeln der Epigraphik wird verweisen können:
 können sich auch die vorliegenden Einzelnamen nicht
 mit dem Prachtstücke dieser Classe messen, das uns
 kürzlich aus Kerkyra zugekommen ist — vgl. des
 Padre Secchi Lezione sopra l'arcaica paleografia
 monumentale di Corinto e delle sue colonie,
 Rom 1844 — so bieten sie doch auch ihrerseits
 manche interessante Eigenthümlichkeit dar, wohin
 wir namentlich das halbe C für Omikron im Ge-
 gensatze des ganzen O für Omega und das Zeichen
 7 rechnen, dessen Bedeutung als Koppa sich mit
 den Angaben des berühmten abcdarischen Gefäßes
 bei Lepsius in den Ann. dell Inst. Archeol. T.
 VIII, p. 186 fgg. wechselseitig bestätigt. Auch
 aus Thera erhalten wir p. 10 ein ähnliches nur
 von der Rechten zur Linken geschriebenes Monu-
 ment: *Αρωνος Ηεμ*, das übrigens auch be-
 reits von Welcker im N. Rhein. Mus. 1843, S. 443
 mitgetheilt worden ist; fast möchten wir daher un-
 ter diesem Fundorte das größere Interesse für eine
 andere Reihe von Grabchriften in Anspruch neh-
 men, die obzwar einer ganz entgegengesetzten Zeit
 und Geistesrichtung angehörend doch in ihrer Art
 kein minder neues Licht in der Epigraphik verbrei-
 ten dürften. Schon das C. I. n. 2476 kennt eine
 theräische Inschrift "*Αγγελον Κρατέρου*, wozu in
 den Nachträgen p. 1088 noch eine andere schon
 früher von Hn Rosß gefundene "*Αγγελος Μητρο-*

δώρου kommt, und nun bietet uns derselbe auf einmahl sechs ähnliche, in welchen durchgehends das Wort *ἄγγελος* mit einem oder zwei folgenden Genitiven steht. Er selbst faßt es freilich nur als einen auf jener Insel häufigen Namen, kann aber eben unter dieser Voraussetzung wenigstens die eine dieser Inschriften: *Ἄγγελος Καλλινοῦ καὶ Συφιανπικῆς* (?) begreiflicherweise nicht anders erklären, als daß er sagt: ab ultimo titulo interpretando abstineo; uns scheinen dieselben alle christlich zu sein, und *ἄγγελος* den Schutzengel des Grabes zu bedeuten, mit welchem dann die Namen des oder der Verstorbenen auf ähnliche Art im Genitiv verbunden wird, wie solches in heidnischen Grabschriften nach *Dis Manibus* zu geschehen pflegt. Unter dieser Voraussetzung würde auch die räthselhafte Erscheinung n. 252 ihre einfache Erklärung dahin erhalten, daß das in schönen großen Zügen oben stehende *Ἄγγελος* schon im Voraus auf den verkäuflichen Stein gemeißelt war, während die darunter folgenden kaum leserlichen Züge den später eingegrabenen Namen des Todten enthalten; über jene Bedeutung von *ἄγγελος* aber findet sich der triftigste Beleg in der vorliegenden Sammlung selbst p. 9, wo in einer entschieden christlichen Inschrift folgende Stelle vorkommt: *ἐνορκίζω ὑμᾶς τὸν ὄδε ἐφειῶτα ἄγγελον, μή τις ποτὲ τολμήσῃ ἐνθάδε τιὰ καταθέσθαι.* Unter den folgenden Nummern sind die kasischen und Karpathischen hauptsächlich nur dadurch interessant, daß von diesen Inseln bisher noch keine monumenta literata bekannt waren; die rhodischen dagegen haben theilweise sehr positiven Werth und geben in mehr als einer Hinsicht überraschende Aufschlüsse zur Statistik dieses wichtigen Punctes der alten Geschichte, dessen reiches Leben die Alter-

thumsforschung noch bei Weitem nicht erschöpft zu haben scheint. Dahin rechnen wir vor Allem die Entdeckung von sieben Demen oder, wie sie in dorischem Ausdrucke genannt werden müssen, κώμαις, deren Einzelne auch schon früher bekannt, aber theilweise entstellt und jedenfalls unklar waren, bis wir ihre Bedeutung jetzt aus einem Verzeichnisse priesterlicher Personen kennen lernen, hinter deren jeder einer dieser sieben Namen: Βρυγινδάριος, Ἰστανίος, Νεοπολίτας, Ἀστυπαιεύς, Ποντωρεύς, Πολίτας, Σιβύδιος, steht; hierdurch erhalten nicht nur C. I. n. 2513. 2537. 2545. 2546 ihr Licht, wo Böckh Brytindara, wie er laß, und Pontorea für Städte der kleinasiatischen Küste gehalten hatte, sondern Hr. Kofß berichtigt darnach auch Athen. XIV, p. 652 und Pollux VI. 81, wo bisher ἰσχάδες Βρυγινδαρίδες oder Βαγινδάριαι mit der Erklärung Ῥόδιαι gelesen wurde, ohne daß man weder der Lesart noch der Bedeutung sicher gewesen wäre. Ferner lernen wir eine Anzahl öffentlicher Beamter kennen, die in frühern Urkunden gar nicht oder höchstens beiläufig erwähnt waren, hier aber uns in amtlichen Namensverzeichnissen begegnen: vor Allem μαστροί, die schon Hesychios als βουλευτῆρες παρὰ Ῥοδίοις erklärt, dann στραταγοί (zwölf, vielleicht einer für jeden Monat), ταμίαι (sieben, etwa nach der Zahl der obigen Komen), ἐπίσκοποι (drei), ein γραμματεὺς τὰς βουλᾶς, zwei ὑπογραμματεῖς, und eine Reihe gottesdienstlicher Stellen, worunter der ἀρχιεροθύτας ganz neu und auch die ἱεροφύλακες wenigstens in dieser Art noch nirgends da gewesen sein dürften, außerdem ἐπιστάται, ἐπίσκοποι, und ἱεροποιοί mit einem ταμίᾳ. Noch interessanter aber sind die διασῶται oder gottesdienstlichen Körperschaf-

ten, dergleichen wir zwar auch früher schon, z. B. *Ἀλιασταί*, auf Rhodos kannten, jetzt aber eine ganze Reihe, und zwar mitunter in seltsamer Namensbildung lesen: *Διοξεινιασταί*, *Διονυσιασταί* *Χαιρημόνιοι*, *Παναθαναίοσταί* *Λινδιασταί*, *Σωτηριασταί*, *Διοσαταβυριασταί*, *Ἀγαδοδαίμονιασταί* *Φιλώνιοι*, welche letztere nach des Herausgebers richtiger Bemerkung offenbar auch den Namen ihres Stifters verewigen; und daran reihen wir dann noch die sonstigen Localculte, deren einige wenigstens eine schätzbare Bereicherung zu Hefters Götterdiensten auf Rhodus, Zerbst 1827—1833 abgeben. Den Dionysos und Helios, die *Ἀθάνα Πολιάς* von Lindos, den *Ζεὺς Πολιεὺς*, *Σωτήρ* und *Ἀταβύριος*, kennt zwar auch dieser schon, und eben so dürfen wir in dem *Ἀπόλλων Πυθαεὺς* seinen *Πύθιος*, in dem *Ἐρεθίμιος* seinen *Ἐρυθίβιος* erkennen, den außerdem Hr Rosß sehr glücklich auch in dem lykischen *Ἐρεθύμιος* des Hesychios nachweist; dazu kommt aber nun noch eine *Ἀρτεμις ἐν Κεκοία*, ein *Ἀπόλλων Ὀλιος* oder *Οὔλιος*, wie Hr Rosß gewiß richtig nach Macrob. Saturn. I. 17 deutet, ein *Ἀπόλλων Στρατάγιος*, und was dem Ref. am allerwillkommensten war, ein *Ζεὺς Πάναμιος*, wie wir ihn wenigstens aus dem Feste der *Διπανάμια* n. 277 mit derselben Sicherheit entnehmen können, wie die athenischen *Διπόλια* den Namen des *Ζεὺς Πολιεὺς* enthalten, und woraus nun zum ersten Male auf den eben so häufig wiederkehrenden als räthselhaften dorisch-äolischen Monatsnamen *Πάναμιος* wenigstens in so fern ein Licht fällt, als wir die früher nur geahnte Cultusbeziehung desselben jetzt mit Sicherheit bestätigt finden. Was freilich im Uebrigen Sinn und Zweck jener merkwürdigen n. 277 sei, was insbe-

sondere die *πανάγυρις μετὰ τὸν πόλεμον* und die *Ῥωμαία τριετηρίς* bedeute, wollen wir für jetzt nicht weiter untersuchen, und eben so wenig uns bei den Namensverzeichnissen n. 273 und 274 aufhalten, so interessant auch diese in ihrer Art als Liste von Geldbeiträgen sind, zu welchen einerseits auch Fremde, andererseits Kinder gesteuert haben; nur zu n. 275 sei noch die Bemerkung erlaubt, daß Hr Kos sie offenbar mißverstanden hat, wenn er die Worte: *Ἐπιγόνου Ῥοδιοπολίτα μετοίκου ἐλευθερωθέντος ὑπὸ τᾶς πόλεως*, so deutet: qui quum fuisset inquilinus, postea jus civitatis nactus est! Denn wäre Epigonos nicht mehr Beisasse, so würde er sich auch nicht mehr so nennen, und wie könnte der Uebertritt ins Bürgerrecht aus dem Fremdenstande eine Befreiung heißen, da doch der Beisasse eben so wohl ein Freier ist? Offenbar war jener Staatsslave und trat nach seiner Befreiung eben unter die Beisassen, in welcher Eigenschaft er immerhin, wie in Athen auch, Choregie leisten konnte, s. Staatsalterth. §. 115, Note 11. Es folgen Inschriften der rhodischen Inseln Syme und Chalke, auf deren letzterer uns gleichfalls merkwürdige *διασοι* begegnen: *Ἀφροδεισιασταὶ, Παναθαναιῖσταὶ*, und vor Allem *Σουσαριασταὶ*, bei welchen Hr Kos an den megarischen Namen *Σουσαρίων* denkt; und hieran knüpft sich noch eine nachträgliche Sammlung von solchen Sporaden, die Hr Kos bereits im vorhergehenden Hefte behandelt hatte, ohne daß jedoch die gegenwärtige jener an Zahl oder Interesse wesentlich nachstünde. Namentlich gilt dieses von Kos, dessen frühere Inschriften gleichzeitig auch von Leake in den *Transactions of the R. society of literature* publiciert worden

sind, während die jetzigen mit Ausnahme dreier als völlig unedirt gelten können; und unter diesen befinden sich dann mehrere, die uns einen ganz neuen δᾶμος Ἰσθμιωτᾶν auf jener Insel kennen lehren, andere, die von einem δᾶμος Ἀντιμαχιδᾶν καὶ Αἰγυλιῶν καὶ Ἀργιδᾶν herrühren; und endlich ein großer Stein mit einer vierseitigen Inschrift, deren antiquarische Bedeutung dem berühmten Testamente der Epikteta nicht viel nachsteht, wenn gleich zunächst nur je zwei Seiten zusammen gehören dürften, indem zwei derselben in dorischem, die beiden andern im gemeinen Dialecte abgefaßt sind. Leider fehlen beide Anfänge der breiten Seite; doch sehen wir so viel, daß es sich um einen in dem Geschlechte eines Diomedon erblichen Cultus handelt, der insbesondere dem Herakles galt und diesen wie einen Fremdling bewirthe zu haben scheint (ξενισμὸν ποιεῖν τῷ Ἡρακλεῖ); zu diesem Ende waren Grundstücke, ein κᾶπος und ξενῶνες darin, angewiesen, und eine Sklavenfamilie, wie es scheint, mit der Bedingung in Freiheit gesetzt, dieses Gartens und seiner Zubehörungen zu warten: εὐντῶ δὲ ἐλεύθεροι ποιεῦντες τὰ συντεταγμένα, ἐπιπαέσθων δὲ ἀπ' αὐτῶν τῶν ἱερῶν κοινωνεῦντες, ὅπως ἐλεύθεροι ὄντες διατελέωντι καὶ μηθεὶς αὐτοὺς ἀδικῆ. Daß die Opfer selbst von den Nachkommen des Diomedon versehen werden, versteht sich, und zwar von dem Ältesten, weshalb wir I. 25 vielmehr wie bei Epikteta II. 29 πρεσβύτατος als πρεσβύτερος lesen würden; die Einzelheiten sind verwischt, und nur so viel scheint aus dem Anfange von Col. II hervor zu gehen, daß derselbe dafür nach bekannter Sitte (Boeckh Prooem. Berol. 1835 — 36) Theile des Opfer-

thiers erhielt; wir ergänzen nämlich: γέρον (für γέρα, γέρεα, wie δόρη) δὲ λαμβανέτω τοῦ ἱερείου ἐκάστου σκέλος καὶ τὸ δέριμα. Dann folgen Bürgschaften zur Sicherung des Fideicommisses, Anweisung der Reparaturkosten auf die Einnahme, und Verordnung der Einführungssteuer neuer Mitglieder: εἰσαγώγιον δὲ διδόντω ᾧ κα γένηται παιδίον οἷς μέτεστι τῶν ἱερῶν χοῖρον (nach des Verfs Ergänzung) ἱερὰ λιβανωτὸν σπονδειὸν στέφανον: insbesondere aber die Zeitbestimmung, die unsere Monatskunde um einen sehr erwünschten Beitrag bereichert: θύεν δὲ ἐκκαιδεκάτα μηνὸς Πεταγεινύου, τὰν δ' ἀποπυρίδα ἐπτακαιδεκάτα u. s. w. Ueber die ἀποπυρίς können wir nicht mehr sagen als Hr Rosß mit der freilich unzureichenden Verweisung auf Athen. III, p. 111 und VIII, p. 334 gethan hat; hinsichtlich des Πεταγεινύου aber, den derselbe ganz richtig mit dem attischen Μεταγεινιῶν vergleicht, sei es uns vergönnt, auf die doppelte Beglaubigung aufmerksam zu machen, welche unsere Theorie durch diese Vergleichung erhält, indem nicht nur das Verhältniß der dorischen Monatsendung auf ος zu der ionisch-attischen auf ῶν durch ein neues Beispiel dargethan, sondern auch unsere Vermuthung bestätigt wird, daß die attischen Monate, die in dem ionischen Kalender nicht vorkommen — dem Μεταγεινιῶν entspricht dort Βουφονιῶν — dorischen Ursprungs sind; außerdem ist auch die Verwandlung des ι in υ wie bei Ἀμφικτύων zu bemerken.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

117. 118. Stück.

Den 24. Julius 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Inscriptiones graecae ineditae, collegit Ludovicus Rossius, Fasc. III.'

Zum Schlusse der zweiten Columne werden ἐπιμήνιοι angeordnet, wie wir sie auch in einer kaiserlichen Inschrift des zweiten Heftes p. 60 und auf andern Urkunden (C. Inscr. II. p. 1133) finden, d. h. wie schon Hesychios erklärt, ἱεροποιοί, die mit dem Priester die jährlichen Opfer besorgen und alles übrige versehen sollen, ὡς καὶ δὲν ποτὶ τὰν δεξιῶσιν, d. h. zum Empfange und der Bewirthung des Gottes; dann begegnen uns auf der dritten Columne nach einigen verstümmelten Verordnungen, die nur eine genauere Wiederholung der vorhergehenden zu sein scheinen, eine Reihe neuer, die darauf hindeuten, daß wenn in der Familie eine Hochzeit war, diese eben auch in dem heiligen Monate Petageitnyos nach Vollendung der gottesdienstlichen Cerimonien gefeiert zu werden pflegte. Mit welchem Rechte Hr. Ross damit die Erzählung in Plutarchs Qu. Gr. 58 verglichen

hat, nach welcher zu Antimachia auf Roß der Priester des Herakles in weiblicher Kleidung opferte und auch Bräutigame ihre Bräute in ähnlichen Gewändern empfangen, steht dahin; eine directe Beziehung darauf ist jedenfalls nicht wahrzunehmen, und der wesentliche Inhalt jener Bestimmungen, so weit wir ihn verfolgen können, geht nur dahin, daß die heiligen Geräthe, so viel davon nöthig sei, für die Tafel gebraucht werden, der Priester für seine Mühwaltung acht Drachmen aus den Tempelinkünften bekommen, und diejenigen, welche die zugehörigen Wohnungen, *τὴν τε ἀνδρείαν καὶ τὴν γυναικίαν*, inne haben, sie für den Bedarf der Hochzeit hergeben sollen, *παροξολόμενοι οἰκήματα εἰς ἀπόθεσιν τῶν σκευῶν*. Auch zu Anfang der vierten Columne dürfte Hr. Roß das Naheliegende zu weit gesucht haben, wenn er hinter den Worten der Inschrift: *τοῖς δὲ ἐπιμελομένοις ὅπως ἕκαστα συντελῆται καθὰ διαγράφεται ὥστε δύναμιν εἶναι εὖ εἶη καὶ αὐτοῖς καὶ τοῖς ἐγγόνοις αὐτῶν*, einen Fehler argwohnt und für *εὖ εἶη* etwa *ἐξέτη* vermuthet, während es doch eine einfache Segensformel für diejenigen ist, welche die Bestimmungen des StifTERS nach Kräften (*ὥστε δύναμιν εἶναι* wie *ὥστε καὶ μέγ' εἰδέναι* und dgl.) erfüllen; im Uebrigen aber sind wir mit dem, was er über *παρασκευὸς* als Adjectiv und *πυρὸς* in der Bedeutung von Feuerbecken oder dgl. sagt, völlig einverstanden, und gedenken unter den Weihgeschenken, welche diese Columne aufzählt, nur noch der zwei Keulen, welche offenbar zum Costüme des Priesters gehören, der bei jenen Cerimonien den Herakles vorstellte. Noch einmahl werden hierauf die Nachkommen des Diomedon ermahnt, es nicht zu dulden, daß jemand diese Sakung überschreite, und diese Sorge

namentlich den aus ihrer Mitte zu wählenden ἐπιμνησίοις übertragen, woran sich noch die bemerkenswerthe Bestimmung knüpft: ἂν δέ τις νόθος ὢν κριθεὶς γνωσθῆ μετέχειν τῶν ἱερῶν, μὴ ἐξέστω αὐτῷ μετέχειν τῶν ἱεροσύνων: und dann schließt wenigstens unser Bruchstück mit der nicht minder eigenthümlichen Verordnung, daß die Nachkommen männlicherseits (οἱ κατ' ἀνδρογένειαν) den Mōren und dem Πάσιος opfern sollen, welcher letztere Name hier auch zum ersten Male vorkommt, obgleich seine Bedeutung als dorischer Ausdruck für κτήσιος nicht zweifelhaft sein kann. Doch diese Proben mögen genügen, um das alterthumsliebende Publicum auf die neue Bereicherung seines Stoffs aufmerksam zu machen, welche es auch dieser Arbeit des unermüdlichen Verfassers verdankt, wie denn Andere leicht Manches noch für wichtiger als das von uns Hervorgehobene halten werden; ebendeshalb aber überlassen wir jedem Leser für seinen Geschmack und sein Bedürfnis selbst das Uebrige zu finden, und fügen nur noch die weitere erfreuliche Nachricht hinzu, daß wir mehrfachen Anführungen zufolge demnächst auch einen dritten Band der Inselreise des Verfs zu erwarten haben, welcher diesen Inschriften selbst wieder wenigstens in äußerlicher Hinsicht zum Commentar dienen wird. K. Fr. H.

S o l o t h u r n .

Verlag von Tent und Gasmann 1844. Die Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Hochgebirge von Dr Wilhelm Fuchs, K. K. Bergverwalter zu Agordo im Venetianischen. Mit einer geognostischen Karte und Gebirgsprofilen in achtzehn Tafeln. 60 Seiten in Querfolio.

Kein Theil der Alpen besitzt einen größeren Reichthum an merkwürdigen und räthselhaften Erscheinungen als der, welchem das vorliegende Werk gewidmet ist. Seitdem Leopold von Buch die Aufmerksamkeit der Geologen auf das südliche Tyrol lenkte, und seinen dort gesammelten Beobachtungen durch ihre eigenthümliche Deutung ein hohes Interesse verlieh, hat jene Gegend den Ruf erlangt, der Schlüssel für das geologische Studium der Alpen zu sein. Die geistreiche Auffassung der dortigen Erscheinungen und die Neuheit der daran geknüpften, großartigen Ansichten, übten eine starke Anziehung auf viele reisende Gebirgsforscher aus, und nur wenige wagten es, Zweifel an der Richtigkeit der auf die Beobachtungen in Fassa und Fleims gegründeten Theorien laut werden zu lassen. Der Verfasser des obigen Werkes gehört zu den unbefangenen Forschern, die sich durch eine große Auctorität nicht blenden lassen, und hatte vor anderen Beobachtern, welchen nur ein kurzes Weilen in jener Alpengegend vergönnt war, den Vortheil, in derselben zu wohnen, und ein anhaltendes, genaues Studium aus ihrem Bau machen zu können, der um so höher anzuschlagen, je schwieriger es ist, bei Gegenständen von so kollossaler Größe in kurzer Zeit zu einer richtigen Auffassung der oft verborgenen und verwickelten Verhältnisse zu gelangen.

Die erste Abtheilung des vorliegenden Werkes liefert ein geognostisches Bild der ganzen Gruppe der Belluneser Hochalpen. In der zweiten ist die Darstellung der Lagerungsverhältnisse der Boralpen von den Hügeln Conegliano's an, bis an den Lago di Garda enthalten. In der dritten Abtheilung ist eine kritische Zusammenstellung der Beobachtungen befindlich; die vierte enthält eine kurze

Schilderung der Vegetation des Gebirges; die fünfte ein Verzeichniß von neuen Höhen = Bestimmungen. Referent muß sich auf die Mittheilung der wichtigsten, aus den Beobachtungen des Verfassers hervorgegangenen Resultate beschränken.

Als tiefstes und ältestes Gebilde treten in dem bezeichneten Alpenzuge überall Thon- und Glimmerschiefer auf. Den Schiefer durchbrechend, oder ihm angelagert und ihn theilweise überdeckend, hebt sich der rothe Feldsteinporphyr aus der Tiefe, der ohne Zweifel die zweite Stelle in der Reihe der dortigen Formationen einnimmt. Mit dem rothen Sandstein, der aus Feldsteinporphyr und Thonschiefer sich allmählich entwickelt und alle übrigen Gesteinsformen, mit Ausnahme der abnormen unterteuft, beginnt die Reihe der versteinерungsführenden Straten, und sein paläontologischer Charakter spricht dafür, daß er dem bunten Sandsteine zuzuzählen sei. Aus dem rothen Sandsteine entwickelt sich Kalk, in welchem Posidonomyen beinahe ausschließlich sichtbar werden, bis höher hinauf Plagiostomen und Pectiniten erscheinen, um später Crinoideen Platz zu machen. Nun folgt durchgehends feuersteinführender Kalk mit Ammoniten und Belemniten, zwischen denen nur selten Bivalven sich erkennen lassen. Wo die Dolerite keine Einwirkung hatten, entwickelt sich aus dem feuersteinführenden Kalk durchgängig ein rother, glimmriger, versteinерungsarmer Mergel, über den sich mächtige Kalklagen mit Polyparien, Radiarien u. s. w. und zuletzt mit mehreren Brachiopoden legen. Der an den rothen Sandstein zunächst sich reihende Kalk ist nach dem Verfasser als ein Äquivalent des Muschelkalkes zu betrachten, wogegen der Cephalopodenkalk und rothe Mergel für Stellvertreter der Jurabildung, und die höheren

Straten für Repräsentanten der Kreide anzusehen sein dürften. Der Ichthyolithenkalk des Vicentinischen und der Belluneser Sandstein entwickeln sich aus den letzteren Gebilden allmählich, ohne bestimmbare Grenzen, und beide Formen scheinen einander gegenseitig zu vertreten. Auf denselben lagern im Vicentinischen und im Piavethale blaue und gelbe Mergel, auf welche im Trevisanischen Nagelslue, im erstgenannten Gebiete Nummulitenkalk folgt. Ichthyolithenkalk oder Belluneser Sandstein bilden das Verbindungsglied zwischen den Kreidebildungen und den tertiären Schichten, und nur wo dieselben fehlen, wird ein plötzlicher Wechsel der Gesteinsformen und mithin eine scharfe Grenze sichtbar.

Granit, Syenit, Melaphyr, Dolerit und andere oft unter den so genannten Trappgebirgsarten begriffene Gesteine, durchbrechen in den Hochalpen alle Formationen bis zu den rothen Mergeln hinauf, beinahe stets begleitet von Unregelmäßigkeiten in der Lage der durchsetzten Schichten. Sene massigen Gesteine erscheinen in solchen Verhältnissen zu den erwähnten stratificierten, daß man bei ihnen nothwendig eine spätere Entstehung und ein Emporsteigen durch dieselben annehmen muß. Dasselbe gilt von den Basalten des Veronesischen, denen nach dem Verfasser eine gleichartige, wiewohl keine gleichzeitige Bildung mit den Augitporphyren der Hochalpen zuzuschreiben ist; aber nicht von gewissen Gesteinen der letzteren, denen häufig unpassend der Name Basalt beigelegt wird, die nichts Anderes sind, als aus den Trümmern der Dolerite gebildete Conglomerate, Sandstein- und Tuffmassen.

Aus den im ersten Abschnitte enthaltenen Schilderungen geht hervor, daß Doleritgänge Kalk

und Dolomit gleichmäßig durchbrechen; daß Dolomit oft an Puncten auftritt, welche von den schwarzen Porphyrn entfernt liegen, während Kalk sie unmittelbar berührt; daß auf mächtigen Doleritmassen Kalk ruhet, welchem Dolomit sich auflagert; kurz, daß der Dolomit nicht in solchen Beziehungen zu den Mugitgesteinen steht, wodurch die Annahme einer Umwandlung des Kalkes in Dolomit durch Einwirkung derselben gerechtfertigt erscheint. Während häufig dichter und krystallinisch-körniger Kalk den Melaphyr berühren, ist gerade der dem Granite von Predazzo angelagerte Marmor, Dolomit, und hier könnten die zahllosen Serpentinflüße, welche ihn durchsetzen, wohl eher jene Hypothese unterstützen, wenn nicht auch hier zu viele Gründe dagegen sprächen.

Zu den auffallendsten Erscheinungen in den Venetianer Alpen gehört die Art, wie die Spuren organisirter Wesen in den stratificirten Massen vertheilt sind, welche mit den allgemeineren Erfahrungen im Widerspruche stehen, wiewohl es auch andere Gegenden, namentlich in den Dauphinéer Alpen und in den Apenninen gibt, welche ähnliche Ausnahmen von den hinsichtlich der Vertheilung der Petrefacten in den Erdrindlagen geltenden Regeln wahrnehmen lassen. Thierüberreste, welche sonst dem Uebergangsgebirge oder der Steinkohlenformation angehören, z. B. Orthocerathiten, finden sich in Schichten, denen für jüngere Flöze charakteristische Petrefacten eigen sind, und überhaupt zeigen sich in jenem Theil der Alpen in den versteinерungsführenden Schichten nicht die scharfen Grenzen hinsichtlich des Vorkommens gewisser Petrefacten, wodurch die Flözformationen anderer Gegenden bezeichnet zu werden pflegen. Die paläontologischen Charaktere können daher in den

Venetianer Gebirgen nur mit großer Vorsicht in Anwendung gebracht werden, so wie denn jene Erfahrungen überhaupt die Lehre geben, daß es nicht gerathen ist, sich auf die Petrefacten allein zu verlassen, wenn es darauf ankommt, zu sicheren Bestimmungen des relativen Alters von Gebirgsschichten zu gelangen. Bei dem Versuche, jene Erscheinungen zu erklären, stößt man auf große Schwierigkeiten. Der Verfasser hat folgende Deutung gegeben, deren Richtigkeit er übrigens dahin gestellt sein läßt. Er hält es nicht für unmöglich, daß, so wie auf dem Lande in den verschiedenen Niveau's über dem Meere bestimmte organische Formen leben, die weder abwärts noch aufwärts über gewisse Grenzen steigen, dieses auch unter dem Meerespiegel der Fall sei, und daß jene organischen Reste weniger die Repräsentanten der Zeit, als der Höhe seien, in der jene Ablagerungen Statt fanden. Wie nach und nach die Straten dem Meerespiegel sich näherten, verschwanden die Wesen, deren Dasein durch tieferes Wasser bedingt war, und andere traten an ihre Stelle, um wieder bei steigendem Meeresboden neuen Formen Platz zu machen, während an den tieferen Punkten, wenn solche sich noch fanden, die früheren Organismen nach wie vor lebten. Wo nun solch' ruhiges Ablagern und Steigen gewaltsam gestört wurde, und tiefere Lagen plötzlich in höhere Horizonte stiegen, oder umgekehrt, mußten die tiefer lebenden Organismen mit hinauf gehoben werden, oder die höheren herab sinken und sich dann mit anderen fremdartigen Formen mengen.

Man hat in dem Emporsteigen des Melaphyrs die Hauptursache der Erhebung der Alpenkette zu finden geglaubt. Der Verfasser sucht zu zeigen, daß diese Ansicht nicht haltbar sei. Nach seinen

Untersuchungen ist ein großer Theil der stratificirten Massen der Hochalpen erst nach dem Emporsteigen des schwarzen Porphyr's entstanden. Diese jüngeren Schichten zeigen nun noch größere Störungen und Berwerfungen, als bei den älteren Gebilden wahrgenommen werden. Man wird daher zu der Annahme genöthigt, daß die Alpen noch nach der Erhebung des Melaphyr's bedeutende Veränderungen erlitten haben. Wollte man der Basalterhebung am Rande der Alpen einen Einfluß darauf zuschreiben, so würde man doch auch damit nicht ganz ausreichen, da mächtige und sehr gestürzte Ablagerungen sich finden, die offenbar lange nach dem Emporsteigen des Basaltes gebildet worden. Das jüngste und zugleich bedeutendste Glied dieser späteren Ablagerungen ist die Nagelflue, welche der Alpenkette entlang einen zwei bis vier Miglien breiten Saum bildet, und deren steil vom Gebirge abfallende Schichten sich zu ansehnlicher Höhe erheben. Obgleich durchgehends ein breites Thal die steilen Risse dieses Conglomerates von den Hochalpen trennt, so beurfunden doch der Parallelismus der Schichten und die verbindenden Glieder der Bellunefer und Kreidebildungen den Zusammenhang derselben hinsichtlich ihrer Bildungsweise und der Periode ihrer Aufrichtung. — Diese Forschungen in den Venetianer Alpen liefern also dasselbe Resultat, zu welchem auch die in anderen, zum Theil kleineren Gebirgen angestellten Untersuchungen geführt haben: daß die Erhebung der Gebirgsketten nicht einer einzigen Ursache zugeschrieben werden kann, sondern daß man zur Erklärung ihrer gegenwärtigen Höhe, Gestalt und Structur oft eine Reihe von Wirkungen annehmen muß, die sich nicht durchgehends auf das Emporsteigen am Tage liegender Massen zurückführen lassen.

Das vorliegende Werk zeichnet sich durch Schönheit des Druckes aus, wobei nur zu beklagen, daß der Text durch eine große Anzahl von Druckfehlern entstellt worden. Eine aus sechs Blättern bestehende geognostische Karte nebst zahlreichen Gebirgsansichten und Darstellungen von Lagerungs- und Structurverhältnissen erhöhen dem Werth der schätzbaren Arbeit. Auch hierbei ist der Verfasser streng der Natur gefolgt, und hat keine ideale Gebirgsprofile, die eine so beliebte Ausschmückung geognostischer Schriften sind, geliefert.

W o l f e n b ü t t e l.

In der Holle'schen Buch = Kunst = und Musikalien = Handlung 1845. Anton Ulrich und Elisabeth Christine von Braunschweig = Lüneburg = Wolfenbüttel. Eine durch archivalische Actenstücke begründete Darstellung ihres Uebertritts zur römischen Kirche, von Wilhelm Hoek. XIV und 320 Seiten in Octav.

Die Einleitung dieser trefflichen, auf der Benutzung von meistentheils noch nicht veröffentlichten Actenstücken beruhenden Monographie führt in der Einleitung das Leben am Hofe zu Wolfenbüttel während der zweiten Hälfte des 17. und im Anfange des 18. Jahrhunderts an uns vorüber. Die Charakteristik der Glieder der fürstlichen Familie, die gelehrte und theologische Richtung von Herzog August und dessen Kindern, die Stellung von Helmstedt und besonders von Georg Calixt in den confessionellen Streitigkeiten, das Alles ist mit Glück gezeichnet. Wenn sich dann der Verf. den politischen Verhältnissen und namentlich den Spaltungen zwischen den beiden welfischen Linien zuwendet, so glaubt Ref. bei dieser Gelegenheit

eben so wenig die Bemerkung, daß die Darstellung nicht durchweg mit der erforderlichen Unbefangenheit abgefaßt sei, zurückdrängen zu können, als derselbe, von dieser einzigen kleinen Ausstellung abgesehen, in dem vorliegenden Werke einen eben so wichtigen als interessanten Beitrag für die innere Geschichte Deutschlands erkennt.

Die Persönlichkeit von Ernst August und ein Zusammentreffen verschiedener glücklicher Verhältnisse bewirkten das Steigen des jüngeren Hauses von Braunschweig=Lüneburg. Die Macht derselben wurde durch die Begründung der Primogenitur concentrirt. Daß Ernst August die letztere ordnete, zeugt nur davon, daß er die Forderungen seiner Zeit richtig verstand, daß er das durch Einheit bedeutende Gewicht eines welfischen Hauses nicht abermahls durch Theilungen geschwächt sehen wollte. Daß des Herzogs nachgeborene Söhne sich hierüber erbittert zeigten, liegt nahe; daß sie am Hofe zu Wolfenbüttel, der mit Mißbehagen auf die Macht der jüngeren Linie sah, Rath und Unterstützung fanden, mag immerhin eine 'Vertheidigung auf echt politische Weise' genannt werden; ehrlich war es nicht gehandelt, und man muß zugeben, daß dadurch der Grund zu einem tiefen Zwiespalte zwischen den Vettern gelegt wurde und zwar ohne Provocation von Seiten der jüngeren Linie. Sonach gab sich die feindselige Gesinnung zuerst in Wolfenbüttel kund. Der Eindruck hiervon war in Hannover zu bleibend, als daß er durch darauf folgende Versicherungen freundlicher Gesinnung hätte wieder verwischt werden können. Die Erwerbung der Kur steigerte das Mißbehagen in Wolfenbüttel. Daß Blume in die Verschwörung von Maximilian Wilhelm verwickelt gewesen sei, ist allerdings nicht erwiesen,

da die auf diesen merkwürdigen Hochverraths-Proceß bezüglichen Acten nicht veröffentlicht sind, darf aber, bei des Prinzen Verhältnis zu Wolfenbüttel, mit einigem Rechte vorausgesetzt werden. Unbezweifelt ist das nahe, durch ununterbrochenen Briefwechsel genährte Verhältnis von Anton Ulrich zu der unglücklichen Sophia Dorothea, und zwar in einer Zeit, als diese nicht ohne Grund die höchste Erbitterung gegen den Hof in Hannover hegte. Am entschiedensten aber förderte der Ehrgeiz von Anton Ulrich die mißliche Stimmung, welche allerdings in der Theilung zwischen Heinrich und Wilhelm ihren primitiven Grund hat, ohne daß man jedoch bei dieser Gelegenheit zu dem Ausspruche berechtigt ist, 'es habe Heinrich seinen jüngeren Bruder gutmüthig zum Mitregenten angenommen.' Eine Regierung zur gesammten Hand brachte das Herkommen im welfischen Hause mit sich. Wie nach dem Tode von Ernst dem Frommen dessen vier Söhne, wenn auch unter Vormundschaft, der Regierung vorstanden, so, nach dem Tode von Friedrich und Franz Otto, die beiden überlebenden Brüder Heinrich und Wilhelm. Anton Ulrich trug kein Bedenken, diese von seinem Großvater eingegangene, von seinem Vater anerkannte Theilung anzufechten. Er war es vornehmlich, der den Bund der correspondierenden Fürsten ins Leben rief, der, um nur des Bruderhauses aufringende Macht zu beschränken, sich mit Ludwig XIV., dem Erbfeinde des deutschen Reichs, in Unterhandlungen einließ, dann den Bund abschloß. Allerdings unternimmt der Verf. nicht, das Verfahren von Anton, dem weder der ältere und regierende Bruder, noch später der eigene Erbprinz beistimmten, zu rechtfertigen. Aber die Bil-

ligkeit hätte erheischt, daß neben den wolfsbüttelschen Beschwerdeschriften auch die Rechtfertigungen von Hannover und Celle *) in der Darstellung ihre Berücksichtigung gefunden hätten.

Das Vermählungsproject in Bezug auf Elisabeth Christine und Erzherzog Carl, die hierauf bezüglichen Verhandlungen, die kleinen Schliche und Umwege von Anton Ulrich sind genau, nicht ohne die Würze einer gewissen Laune, mitgetheilt, häufig mit Correspondenzen verwebt, überall in jener eigenthümlichen Frische, welche schwerlich auf künstlichem Wege gewonnen werden kann, sondern sich immer als eine Folge der Studien von Originalurkunden ergibt, die nach und nach das treue Bild der Vergangenheit in dem Leser erstehen lassen. Eine Auseinandersetzung der s. g. irenäischen Versuche von Leibniz und Molanus findet hier mit Recht ihren Platz. Doch thut der Verf. dem frommen Molanus Unrecht, indem er ihn der Eitelkeit zeibt. Daß sich der Abt von Loccum nur mit seinem Taufnamen unterschrieb, war eine Sitte, die aus der eigenthümlichen Stellung des Klosters hervorging und die sich bekanntlich bis in die neueste Zeit erhalten hat.

Treuer ist der Helmstedter Fabricius geschildert. Doch möchte man ihn lieber als den geschmeidigen, unterthänigst dienstbesessenen Hoftheologen, denn als den 'liberalen Theologen' bezeichnen. Sein Gutachten hat mit Recht hier Raum gefunden, so wie die Opposition der Hofprediger in Wolfsbütt-

*) Ursachen, warumb das Haus Braunschweig-Lüneburg Cellischer Linie gegen die vom Hause Braunschweig-Lüneburg Wolfsbüttelscher Linie vorgenommene ungemeyne Armatur seine Sicherheit zu beobachten ic. gemüßigt worden. 1702. Quart.

tel — wollen wir sie etwa illiberale Theologen nennen, weil sie, der Stimme des Gewissens treu, mit der Gluth der Ueberzeugung gegen den Uebertritt der Prinzessin eifern? — welche durch keine Drohung bewogen werden konnten, anders zu handeln, als die Pflicht ihres Amtes ihnen auferlegte —. Der Verlauf der dadurch herbeigeführten Streitigkeiten, in welche heimische und ausländische Theologen hineingezogen wurden, der Abdruck des Gutachtens von Leibnitz, der Ansichten von Molanus, Thomasius u. A., die zum Theil mit großer Schärfe abgefaßten Gegenschriften, sind eben so interessant als gründlich erörtert.

Dann führt uns der Verf. zu Elisabeth zurück. Wir finden sie meist von Katholiken umgeben; die im Catechismus des Canisius enthaltenen Lehrensätze werden ihr erläutert; ein von Wien gesandter Jesuit überzeugt sich persönlich von den Fortschritten der Prinzessin im Auffassen der römischen Lehre. Ihm folgen bald andere Ordensbrüder von Wien und Hildesheim, mitunter, wie einst in Stockholm, als der Tochter von Gustav Adolph der Glaube des Vaters nicht mehr genügte, verkappt, unter erdichteten Namen, als routinierte Weltleute. Ihnen übergibt Elisabeth ihre schriftlich abgefaßte 'moderirte' Glaubenserklärung. Nahm man diese anfangs als ausreichend entgegen, so zeigte sich bald, wie wenig man sich durch dieses Document gebunden fühlte. Der Verf. vermeidet mit Recht bei dieser Gelegenheit jedes Raisonnement; er ist des Eindrucks gewis, den die beredte Sprache der mit Feinheit an einander gereihten Thatsachen auf jeden Leser machen wird; er bedarf der Ueberredung nicht, da er zu überzeugen versteht. Hiernach begegnen wir der Prinzessin

in Wien und auf der Reise nach Spanien. Ihr Empfang am kaiserlichen Hoflager, der Eindruck, welchen die liebenswürdige Fürstentochter dort machte, wird nach den in Wolfenbüttel aufbewahrten Correspondenzen geschildert.

Die im vierten Abschnitt enthaltene Erörterung des Uebertritts von Anton Ulrich zur römischen Kirche wird den Leser nicht in gleichem Maße befriedigen. Sollte in der That das Archiv zu Wolfenbüttel die erwünschten Aufschlüsse, namentlich über des Herzogs merkwürdigen Plan, die kölnische Kur und das Bisthum Hildesheim zu erwerben, nicht mehr enthalten? Ist die Aeußerung, welche Poellnitz in seinen hier nicht berücksichtigten Memoiren gibt, gegründet, daß Anton Ulrich seiner Enkelin schon bei deren Uebertritt das Versprechen ertheilt habe, gleichfalls den evangelischen Glauben zu verlassen? Daß der Herzog nicht aus religiöser Ueberzeugung, sondern aus politischen Gründen handelt, kann, trotz des Raisonnements von Käsewiz, keinem Zweifel unterliegen und wird von dem Verf. auf kurze aber schlagende Weise auseinander gesetzt.

Hiermit schließt diese Monographie, für welche sich jeder Leser, dem es um Wahrheit zu thun ist, dem Verf. zum wärmsten Danke verpflichtet fühlen wird. Der Anhang enthält eine scharfe aber gerechte Kritik der 1843 zu Einsiedeln erschienenen Schrift *Thainers* (Geschichte der Zurückkehr der regierenden Häuser von Braunschweig und Sachsen in den Schooß der katholischen Kirche.), deren gehäuften Gebrechen, absichtliche Verfälschungen, schlaue Deutungen und kleine dialectische Kunstgriffe, offen, wie es sich gebührt, aufgedeckt werden.

Hav.

P a r i s.

Librairie philosophique de Ladrangé 1843.
 Les fées du moyen-âge, recherches sur leur
 origine, leur histoire et leurs attributs, pour
 servir à la connaissance de la mythologie gau-
 loise par L. F. Alfred Maury. IX u. 101
 Seiten in Octav.

Diese kleine Schrift enthält eine geordnete und
 übersichtliche historische Zusammenstellung des mit-
 telalterlichen Feenglaubens; sie bietet aber dem-
 jenigen, welcher mit den frühern Bearbeitungen
 dieses Gegenstandes, namentlich den gründlichen
 Untersuchungen von H. Schreiber (die Feen in
 Europa, Freiburg im Breisgau 1842) bekannt ist,
 wenig Neues von Erheblichkeit. Auch Hr Maury
 sucht nachzuweisen, daß die Feensagen sich auf den
 Ueberresten des altceltischen Cultus der unter dem
 Namen matres, Junones etc. häufig erwähnten
 Gottheiten und auf verdunkelten Erinnerungen an
 das celtische Priesterthum aufgebaut haben, wo-
 mit sich in christlicher Zeit noch andere Ueberbleib-
 sel des Heidenthums verschmolzen. Die Zusam-
 menstellung der celtischen Sagen von den Feen
 mit den deutschen Zwergensagen, welche von S. 69
 an gegeben wird, zeigt allerdings, daß eine große
 Uebereinstimmung derselben in Einzelheiten Statt
 findet; aber der Verfasser hätte auch auf den be-
 deutenden Unterschied aufmerksam machen sollen,
 welcher zwischen den Feen des celtischen und den
 Zwergen und andern untergeordneten Wesen des
 deutschen Volksglaubens besteht.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

119. Stück.

Den 26. Julius 1845.

Benachrichtigung.

Um den beschränkten Raum dieser Blätter zu erweitern, wird denselben von nun an, in zwanglosen Lieferungen und ohne den bisherigen Preis zu erhöhen, ein Beiblatt beigegeben werden, welches zur Aufnahme von Berichten über die Verhandlungen der Societät, so wie über die Institute und Angelegenheiten der Universität bestimmt ist.

P a r i s,

bei Brockhaus und Avenarius 1841. Le Parménide, dialogue de Platon, traduit et expliqué par J. A. Schwalbé, docteur-és-lettres. 404 Seiten in Octav.

E b e n d a s e l b s t,

bei Charpentier 1842—1844. Oeuvres de Platon, précédés d'arguments et d'une esquisse sur la philosophie de Platon par M. Schwalbé. Série I und 2, dialogues biographiques et mo-

raux; série 3, dialogues métaphysiques. XXXVI und 533, 615, 599 Seiten in Duodez.

Hr Schwalbe, der nicht nur einen deutschen Namen trägt, sondern auch deutsche Wissenschaft kennt und schätzt, hätte sich ein wahres Verdienst erwerben können, wenn er dem Publicum, für welches er zunächst geschrieben hat, die Resultate der neueren Forschungen deutscher Gelehrten über platonische Schriften und Lehren hätte mittheilen und diese dann selbst mit der Klarheit und Schärfe des gefundenen Urtheils würdigen wollen, deren Palme wir bei allem gerechten Stolge auf die Gründlichkeit und Tiefe unserer wissenschaftlichen Bestrebungen doch in vieler Hinsicht unseren westlichen Nachbarn einräumen müssen. Aber leider hat er keines von beidem gethan, sondern sich größtentheils mit Uebersichten und Auszügen begnügt, die nur zu häufig an die weiland Tiedemannischen Argumenta erinnern, oder wo er auch eigene Ansichten und Betrachtungen damit verknüpft, so sind diese doch wieder so modern und dem Geiste und Inhalte der platonischen Gespräche so fremd, daß man mitunter nicht einmahl ihren Zweck und jedenfalls nicht ihren Nutzen einseht. So reißt ihn die heraklitische ἀρμονία τῶν καὶ λόγων in der Rede des Eryximachos im Symposion zu folgender Ergießung fort: ainsi, lorsque l'esprit s'oppose à lui-même comme à quelque chose de différent et qu'il revient à lui-même, il produit la pensée; il existe d'abord en lui-même, ensuite il entre en rapport avec la nature et existe en autre chose, puis il revient à lui-même et produit en conception, worauf dann gar noch eine naturphilosophische Anwendung folgt: c'est encore ainsi que le soleil s'opposant à lui-même lance ou distingue les planètes dans

l'espace u. s. w.; und vor den Anterasten hat der Verf. statt einer Einleitung in das Gespräch geradezu eine Art von eigenem philosophischem System aufgestellt, parce qu'il est douteux que ce dialogue soit de Platon, et que j'ai cru utile de montrer comment il faut interpréter le précepte de Delphes ou ce qu'il faut entendre par la philosophie!

Nur die Gerechtigkeit muß man ihm widerfahren lassen, daß er den Windungen der platonischen Dialektik mit Feinheit und Geschicke zu folgen versteht, und dadurch wird auch sein Parmenides, durch welchen er sich zunächst für die größere Arbeit empfohlen zu haben scheint, jeden Leser so lange und in so weit befriedigen, als er die scheinbaren Widersprüche, in welchen sich jenes Gespräch bewegt, auf ihr rechtes Verhältnis zurückführt und den Gegensatz des abstracten Eins mit dem seiend gedachten in seinen formalen Wirkungen nachweist; um so bedauerlicher ist es aber, daß er sich auf dieser idealen Höhe, welche die eigentliche Sphäre platonischer Speculation ist, nicht halten kann, sondern in Allem nach einem concreten Inhalte, einer realen Beziehung sucht, ohne zu bedenken, daß für den wissenschaftlichen Standpunct, welchen Plato einmahl einnimmt, die als seiend gedachten Formen eben das höchst Reale sind, das seine Bestimmung in sich selbst trägt und nicht erst von Außen zu empfangen braucht. Es geht ihm, möchten wir sagen, wie dem Anfänger in der Mathematik, der zwar die Functionen der Buchstabenrechnung mit mechanischer Geschicklichkeit vollzieht, dabei aber sich immer nicht der Frage erwehren kann, welche bestimmte Zahl denn dieser oder jener Buchstabe bedeute; wenigstens können wir es nicht anders auffassen, wenn er plötzlich

in der besten dialektischen Entwicklung das seiende Eins des Parmenides, l'unité en acte, wie er es nennt, als die Seele deutet, als die denkende und freie Seele (p. 342: ame intelligente et libre), auf welche er dann alles weitere, was Plato von jenem Eins sagt, bezieht, und eben so auch in der Skizze der platonischen Lehre vor seiner Uebersetzung p. XXVII die Idee zu einer vernünftigen Ursache macht, welche das, was den Gegenstand ihres Denkens ausmache, nicht allein denke, sondern auch in der erscheinenden Welt verwirkliche. Was daran Wahres ist, ist wiederum nur die negative Seite, daß die Idee nicht bloß ein abstracter Begriff unseres Geistes sei, nicht bloß in unserer Seele wohne; aber wenn er nun weiter die Frage aufwirft, wie denn die Idee in den Dingen existiere, oder mit Plato's Worten, wie die Dinge an den Ideen Theil haben, so ist es unbegreiflich, wie er sie so beantworten kann: de là il faut conclure que les choses participent aux idées en recevant d'elles l'être et la forme, et que les idées sont des causes intellectuelles, qui peuvent être partout présentes, parceque telle est la nature de l'esprit, comme notre volonté dans une sphère inférieure peut être présente en différents lieux, et faire exécuter plusieurs mouvements sans tomber elle-même dans le mouvement, zumahl nachdem er selbst vorher p. IV das richtige Verhältniß der Ideen zu dem Geiste, dessen reinste Gestalt die Gottheit ist, im echt platonischen Sinne geschildert hat: dieu a formé le monde sur les idées, exemplaires éternels de tout ce qui existe u. s. w. Verstehen wir ihn recht, so hat ihn das Schreckbild des *τοῖτος ἀνθρώπος* abgehalten, diese Geltung der Ideen als Musterbilder consequent zu verfolgen:

si les choses participaient aux idées par le moyen de la ressemblance, comme elles auraient en ce cas quelque chose de commune avec les idées, il y aurait une autre idée qui s'élèverait au dessus de la copie et du modèle et qui établirait ce rapport de ressemblance; Dieser Einwurf aber coordiniert den Begriff mit seiner concreten Erscheinung wechselseitig auf dieselbe Art, wie es die einzelnen Erscheinungen unter einander sind, während es doch die Natur dieses Verhältnisses mit sich bringt, daß letztere ersterem subordiniert sind, und dieses folglich den logischen Grund ihrer Gleichartigkeit unter einander und mit ihm in sich selbst trägt, ohne deshalb sei es mit der mechanischen Zersplitterung eines Ganzen in seine Theile oder mit der dynamischen Thätigkeit einer schaffenden Vernunft verwechselt werden zu dürfen.

Was den Verf. zu der letzteren Verwechslung namentlich verleitet zu haben scheint, ist die Stelle im Sophisten p. 247 C, die allerdings von den bisherigen Auslegern noch nicht so genügend behandelt worden ist, daß er nicht auch schon dafür Dank verdiente, die Aufmerksamkeit auf ihre möglichen Consequenzen gelenkt zu haben, die inzwischen doch bei näherer Betrachtung nicht das sagen dürfte, was Hr Schwalbe daraus folgert, daß nach Platos Ansicht alles Seiende und folglich auch das seiend gedachte Eins eine Kraft, also etwas Belebtes und mithin Seelenhaftes sein müsse, wenn es nicht der abstracten Gedankenform, in welcher es das Nichts ist, anheimfallen wolle. Allerdings sagt Plato anscheinend mit dürren Worten: λέγω δὴ τὸ καὶ ὁποιοῦν τινα κεκτημένον δύναμιν εἶν' εἰς τὸ ποιεῖν ἕτερον ὀτιοῦν πεφυκὸς εἶν' εἰς τὸ παθεῖν καὶ σμικρότατον

ὑπὸ τοῦ φαυλοτάτου, καὶ εἰ μόνον εἰςάπαξ, πᾶν τοῦτο ὄντως εἶναι· τίθεμαι γὰρ ὄρον ὀρίζειν τὰ ὄντα, ὡς ἔστιν οὐκ ἄλλο τι πλὴν δύναμις: gehen wir jedoch weiter, so werden wir inne, daß diese δύναμις keine puissance in dem Sinne von activité ist, wie es unser Verf. nimmt, sondern eben so wohl, ja noch mehr die Passivität, die Möglichkeit erkannt zu werden bezeichnet; vgl. p. 248 E: τὴν οὐσίαν δὴ κατὰ τὸν λόγον τοῦτον γινωσκομένην ὑπὸ τῆς γνώσεως, καθ' ὅσον γινώσκεται, κατὰ τοσοῦτον κινεῖσθαι διὰ τὸ πάσχειν, ὃ δὴ φάμεν οὐκ ἂν γενέσθαι περὶ τὸ ἠρεμοῦν: und wenn auch begreiflicherweise die erkennende Thätigkeit gleichfalls zu den οὔσι gehört, so folgt doch daraus noch nicht, daß diese gerade unter der οὐσία gemeint sei, welche sich im Parmenides mit dem Eins verbindet, geschweige denn daß diese seiende Einheit selbst die Vernunft wäre, deren Identität mit sich uns noch keineswegs gestattet, sie allerwärts, wo von Einheit die Rede ist, zu substituieren. Andere haben die Vernunft und ihre höchste Erscheinung, die Gottheit selbst, zu Ideen gemacht, weil sie doch seien und das Seiende nach Plato die Ideen seien; umgekehrt macht unser Verf. die Ideen und ihre höchste Form, die Einheit selbst, zur Vernunft, weil unter dem Seienden doch auch die Denkkraft begriffen sei; je schärfer aber Plato anderswo dieses Subject des Denkens von seinem Objecte, den Ideen, trennt, desto weniger darf man beide Gebiete durcheinander werfen, und wenn er dieses in der Stelle des Sophisten selbst zu thun scheint, so muß man nur bedenken, daß er dort zunächst einen polemischen Zweck verfolgt, dem es gar nicht auf jene Unterscheidung, sondern nur darauf ankommt, der Sphäre des Denkens als solcher mit

dem Sein, daß auch er in sie setzt, zugleich das Leben und die Bewegung zu retten, welche die megarische Schule ihr absprach. Aus dem Standpuncte dieser Schule, die er hier, wie im Parmenides, mit ihren eigenen Waffen bekämpft, ist daher auch das Einzelne zu fassen: wenn diese die ganze subjective Seite des Denkens mit der objectiven in dem seienden Eins als alleiniger Wahrheit zusammenfaßte und Gottheit, Vernunft u.s.w. nur als verschiedene Namen des Absoluten betrachtete (Diog. L. II. 106), so bedurfte es ja nur der Bemerkung, daß jene doch nicht als todt und unthätig gedacht werden könne (Sophist. p. 249 B: *συμβαίνει οὖν ἀκινήτων ὄντων νοῦν μηδενὶ περὶ μηδενὸς εἶναι μηδαμῶν*), um den Stillstand (*στάσις*), welchen die Gegner als unbedingte Eigenschaft des Absoluten aufstellten, in solcher Allgemeinheit als nicht vorhanden nachzuweisen; und so wenig wir auch selbst in der Stelle des Sophisten den Gegensatz zwischen der thätigen *δύναμις* des Geistes und der leidenden seines Object's verkennen können, so theilt sich doch die Gleichgiltigkeit, mit welcher die Megariker diesen Unterschied ansahen, auch ihrer Widerlegung in so fern mit, als es auch für diese völlig einerlei ist, in welchem Theile des Seienden und was für eine Art von Bewegung sie darthut, sobald diese nur mit irgend einem auch nach megarischer Ansicht wahrhaft Seienden verbunden erscheint.

Gerade hierin liegt dann aber noch ein weiterer größerer Mangel der vorliegenden Arbeit, den man nach so vielem, was bei uns seit Schleiermacher über die platonischen Dialoge geschrieben und geforscht worden ist, nicht mehr erwarten sollte: wir meinen die Nichtberücksichtigung der manigfachen Beziehungen, in welchen diese Schriften zu der

wissenschaftlichen Bewegung ihrer Zeit stehen, und was damit aufs Engste zusammenhängt, der eigenen Fortbewegung und Entwicklung ihres Verfassers, die sich an inneren und äußeren Merkmalen wenigstens im Ganzen und Großen so leicht verfolgen läßt. Wir wollen hier auf einen bekannten Streit nicht eingehen: aber so viel ist doch gewis, daß eine Anordnung, welche aus Guthyphron, Apologie, Kriton, Phädon, Gorgias, beiden Alkibiades, Menon und Philebos eine erste, aus Anterasten, Charmides, Laches, Hipparchos, Hippias II, Protagoras, Theages, Phädrus, Hippias I, Menexenos, Ion, Lysis, Symposion, Politikos eine zweite, aus Theätet, Kratylos, Guthydemos, Sophist, Parmenides, Timäos und Kritias eine dritte Reihe in dieser Folge zusammensetzt, von keiner deutschen Ansicht als eine wissenschaftliche betrachtet werden wird, obgleich der Herausgeber, wie schon die Zusätze auf dem Titel lehren, wirklich eine derartige Classification bezweckt zu haben scheint; und dieser Schiefheit und Confusion, die einerseits in dem Symposion, dem Phädon, dem Phädrus und Philebos nichts als einen biographischen oder moralischen, andererseits in dem Guthyphron einen metaphysischen Charakter erkennen kann, entsprechen denn auch die Einleitungen, aus welchen wir schon oben einige Proben mitgetheilt haben und hier zum Schlusse noch ein Paar andere hervorheben wollen. So wird gleich die Bestimmung des Guthyphron in nichts Geringeres gesetzt, als die Religion des Heidenthums umzustürzen: on voit l'importance de ce petit dialogue, qui ne tend à rien moins qu'à renverser la religion et le culte tels qu'ils étaient établis chez les païens, et c'est là une tentative, que Socrate a payée de la vie, woran sich

dann noch eine weitere Diatribe schließt, die mit den Worten endigt: ainsi il était facile à Socrate, avec sa droite et ferme raison, et à Platon avec sa dialectique profonde, d'attaquer et d'ébranler le paganisme; et ces deux hommes ont été en quelque sorte les préparateurs de la doctrine meilleure qui devait suivre celle qu'ils ont combattue! Letzteres können wir allerdings bis zu einem gewissen Grade einräumen; aber jedenfalls hat daran der Euthyphron den geringsten Antheil, dessen practische Bedeutung höchstens die sein kann, zu zeigen, welche unklare Begriffe über Frömmigkeit unter Menschen herrschten, die Sokrates wegen Gottlosigkeit verurtheilen wollten; und wer Sokrates oder Platon die bewußte Absicht unterlegt, die Religion ihres Volkes zu verdrängen, kann weder an Mem. I. 3. 1 und IV. 3. 16, noch an Republ. IV, p. 427 und Tim. p. 40 gedacht haben. Nicht minder seltsam tritt uns die Einleitung zum Charmides entgegen, wo der Verf. geradezu die platonische σοφροσύνη mit der σοφία verwechselt hat; wenigstens stellt er das Thema ganz einfach so: il s'agit de la sagesse humaine et des différentes manières de la définir, und in diesem Sinne hat er dann auch versucht dem Gespräche, dessen Ergebnis er für rein negativ hält, einen positiven Schluß zu geben, wo von der ἐπιεικήμη περί τὸ ἀγαθὸν καὶ κακὸν p. 174 C, deren Bedeutung ihm allerdings nicht entgangen ist, gleichwohl folgende dem Wesen des Ganzen völlig fremde Anwendung gemacht wird: or ce qui est bien, c'est tout ce qui entretient et développe l'être physique et l'être moral qui constituent l'homme; c'est donc vers l'être que l'homme sage doit toujours tendre, et lorsqu'il y renonce, ce doit encore être pour conserver l'existence à

ce qui l'emporte sur lui; et le dévouement le plus absolu et le plus sublime, au lieu de perdre l'ame, ne fait que l'élever à la plus haute vertu, c'est à dire lui procurer la plus grande somme possible d'être et la consommer tout d'un coup en perfection! Daß der Verf. überhaupt nur zu geneigt ist, solchen Dialogen, die ihr quod erat demonstrandum nicht am Schlusse auf den Händen tragen, ein bloß verneinendes Resultat beizulegen, hat er freilich auch mit vielen andern Zeitgenossen gemein; im Theätet ist es aber doch unseres Erachtens zu klar, daß die Definition der *ἐπιστήμη* als *ἀληθῆς δόξα μετὰ λόγου*, die sich ja im Menon p. 98 A fast wörtlich wiederfindet, nicht so schlechthin wie die vorhergehende, sondern nur in so fern verworfen werden kann, als man den *λόγος* in einer falschen Bedeutung auffaßt, und mithin kein Grund vorhanden war den Leser mit einer trockenen Verweisung auf das fünfte Buch der Republik abzuspiesen, von dem man höchstens sagen kann, daß es den versprochenen und nicht zu Stande gekommenen Philosophos ersetze. Aber freilich hat er auch den Schluß des Menon nicht verstanden, der ihn zu folgendem ganz unplatönischen Raisonnement veranlaßt: *mais pour assujétir ainsi la partie animale à la partie humaine, il faut aimer l'ordre, il faut trouver son bonheur dans sa propre perfection et dans celle de ses semblables; en un mot il faut aimer, et c'est le côté de la vertu, qui ne peut s'enseigner; on peut bien apprendre les différents devoirs qu'on a à remplir, mais on ne peut apprendre la force nécessaire à leur accomplissement, et lorsque l'ame n'est pas doucement inclinée vers la vertu, tout effort purement humain devient stérile et vient échouer devant les passions,*

dont la voix tumultueuse étouffe celle de la raison; — was würde Plato, der es geradezu für unmöglich erklärt, daß Jemand das Rechte wissen und nicht thun sollte, dazu sagen, daß alles Lernen zur Tugend nicht hinreiche, und es einer *ῥοπή ἀλογος* bedürfe, um die Vernunft vor der Ueberwältigung durch die Leidenschaften zu retten? Und was sollen wir endlich dazu sagen, daß die ganze Analyse des Phädroß sich ausschließlich mit dem ersten Theile oder der Lehre von der Liebe beschäftigt, von dem Inhalte des zweiten oder der Rhetorik kaum beiläufig die Rede ist und der Leser über das Verhältnis beider auch nicht mit einem Worte aufgeklärt wird? Hr Schwalbe meint zwar, dieser Dialog, den er nach der gemeinen Ueberlieferung für Platos erstes Werk hält, enthalte die Keime des Phädon, des Gorgias, und des Parmenides; und von dem ersten kann man es immerhin einräumen; vom Parmenides aber dürfte es schwer zu beweisen sein, und was den Gorgias betrifft, so muß man erst in diesen hineinlegen, was Hr Schwalbe B. I, S. 183 thut: l'orateur homme de bien ne cherchera donc pas à nourrir ou à soulever les passions qui fermentent dans les ames, il tâchera de les calmer u. s. w., um auch nur einen Schatten von der Definition zu finden, die derselbe aus dem Phädroß von der Rhetorik entnimmt: qui est l'art de persuader par la connaissance de la vérité.

Wie wenig hiernach für uns aus dieser neuen Bearbeitung der platonischen Gespräche zu gewinnen ist, leuchtet ein; in wie fern sie für Frankreich neben der Cousin'schen überhaupt nöthig war, wollen wir um so weniger entscheiden, als wir uns nie die Mühe genommen haben, den Text der letztern mit dem Originale zu vergleichen, obgleich wir der gegenwärtigen das Zeugnis nicht versagen können,

daß sie, wo wir nachgeschlagen haben, uns freu und sinngemäß erschienen ist. Der Vorrede zufolge scheint sie allerdings ursprünglich nur auf eine Revision der früheren Uebersetzungen von Dacier und Grou abgesehen gewesen zu sein; da diese inzwischen bei Weitem nicht alle Gespräche umfassen, so hat Hr Schwalbe die übrigen ergänzt und auch jene so verbessert, daß das Ganze als seine Arbeit angesehen werden darf. Nur Republik und Gesetze fehlen, wie unsere Leser auch schon aus der obigen Uebersicht entnommen haben werden, weil sie schon früher bei demselben Buchhändler erschienen waren; doch hat er wenigstens von der erstern in seiner Einleitung einen weitläufigen Auszug gegeben, wo wir aber freilich auch wieder nicht begreifen, wie er wiederholt von vier Bürgerclassen reden und dieselben gar p. XXIV mit den vier Elementen vergleichen kann, während die Dreitheilung nach den entsprechenden Theilen der Seele eine Grundform platonischer Ethik ist, und laboureurs artisans und commercants ihre gemeinschaftliche Stelle in der dritten Classe finden. K. Fr. H.

U t r e c h t,

bei Kemink und Sohn 1843. Disputatio historico-antiquaria de provinciis Romanorum, quam ... pro gradu doctoratus ... examini submittit Petrus Fontein, Franequera-Frisus. Acht unpaginierte und 188 Seiten in Octav.

Eine gelehrt aussehende Erstlingsarbeit, die in- zwischen mehr den Charakter einer leichten und gedrängten Uebersicht des Bekannten als einer auf selbständiger Forschung beruhenden Monographie trägt, und deshalb, nachdem sie ihren nächsten Zweck erreicht hat, in der Wissenschaft schwerlich einen Platz

behaupten wird. Höchstens mag sie, da der Verf. eigentlich Jurist ist, dem Philologen einige Nachweisungen aus diesem Gebiete an die Hand geben, oder umgekehrt dem Juristen die Bekanntschaft einiger neuer philologischer Erscheinungen verschaffen können; im Ganzen haben jedoch beide ihren Sigonius, über dessen Standpunct auch unser Vf. nicht wesentlich hinausgeht, und was Einzelheiten betrifft, so bieten selbst Compendien wie Kreuzer und Fuß manche Züge dar, von welchen derselbe keinen Gebrauch gemacht hat. Wie ungenau er im Detail verfährt, zeigt z. B. die kurze Erledigung p. 95, wo er vom Gefolge der Statthalter spricht: *quibus omnibus sub imperatoribus accedebant feminae, libera republica exclusae*, mit dem Citate Sueton. Aug. c. 24, wo gerade das Gegentheil steht: *ne legatorum quidem cuiquam nisi gravate hibernisque demum mensibus permisit uxorem intervisere*, während er Tac. Ann. III. 33 und IV. 20 oder Juv. VIII. 128 anführen konnte; eben so p. 97: *deinde in itinere faciendo, i. e. provincia ingredienda, ratione (?) viae praescribebantur quaedam, a quibus recedere non licebat praesidibus . . . idcirco leges latae erant, quae viam diserte definiebant*, mit Verweisung auf Cic. ad Att. V. 13 und VI. 8, wo nichts weiter zu finden ist, als die nackte Thatsache, daß Cicero als Statthalter von Cilicien über Ephesus ein- und ausgereist ist, während der classischen Stelle in Vatin. c. 5 mit keinem Worte Erwähnung geschieht. Ueber Controversen gleitet er gewöhnlich trockenen Fußes hinweg, wie p. 91 über die *lex curiata de imperio*; in der einzigen, auf die er p. 112—117 etwas näher eingeht, über die Jurisdiction des Senats in politischen Vergehen der Provinzialen zu Verr. II. 1. 24 gegen Dirksens civilist. Abh. B. I, S. 137,

fand er von seinem Landsmanne Tresling in der gediegenen Abhandlung *de Romanorum prudentia in populis sub imperium suum subjungendis conspicua* (Groningae 1834) genügend vorgearbeitet, wogegen er z. B. p. 109 über die *Recuperatoren* nicht einmahl die Arbeiten von Huschke und Sell kennt, und p. 160 über den *Arabarchen* und *Arabarchen* außer *Barges de statu Aegypti*, dessen Ansicht er noch dazu sehr mangelhaft excerpiert, keinen andern Schriftsteller angesehen hat. Auch gleich zu Anfang ist es eben so unzulänglich als verkehrt, von dem weitesten Sinne des Wortes *provincia*, in welchem es jeden Beruf bedeutet, auszugehen und diesen als den ursprünglichen an die Spitze zu stellen, indem *vincere* s. v. a. *acquirere*, *consequi* sei: unde *provincia proprie id sit, quod quis acquirit, consequitur, faciendum v. c. nanciscitur, munus idcirco*; als ob das Amt oder Geschäft eine Art von Eroberung heißen könnte; betrachten wir das höchst charakteristische Mittelglied der *provinciae quaestoriae*, von welchen Hr. Fontein freilich auch sehr unklare Vorstellungen hat — er spricht von *vieren*, in *quas Romani, Italia sibi stipendiaria reddita, quaestores mittere solebant* — so kann man wohl kaum zweifeln, daß das Wort, welches ursprünglich nur das auswärtige *Commando* eines Magistrats bezeichnete, zunächst auf alle durch das Loos unter die öffentlichen Beamten vertheilten Geschäfte überging, und dann erst metaphorisch zu jener Bedeutung ausgedehnt ward, die, wenn sie auch schon bei den frühesten Zeugen der römischen Schriftsprache vorkommt, doch nach allen Gesetzen gesunder Sprachforschung nicht die älteste sein kann. Was endlich die Aufzählung und Geschichte der einzelnen römischen Provinzen betrifft, so finden wir auch hier nur das Alte, wie es seit

Sigonius in Duzenden von Büchern und noch neuerdings in dem *Hy Fontein* wie es scheint unbekannt gebliebenen Staatsrechte der römischen Unterthanen von Hopsensack (Düsseldorf 1829) wiederholt ist; wie wenig sich der Verf. auch in dieser Hinsicht von überlieferten Irrthümern zu freier Forschung erhoben hat, zeigt z. B. die längst widerlegte Annahme, daß Achaja schon nach der Eroberung Korinths römische Provinz geworden sei, während sich bis auf Cäsar die deutlichsten Spuren seiner Freiheit nachweisen lassen (Griech. Staatsalterth. §. 190, Note 3); und wenn er auch der Zeit nach über Sigonius hinausgeht, und die Provinzen der Kaiserzeit gleichfalls mit in den Kreis seiner Betrachtung zieht, so geschieht dies doch so aphoristisch ohne alles geographische oder chronologische Princip, daß man deutlich sieht, wie er seine schöne Aufgabe gar nicht nach Gebühr verstanden hat. Was sich auch nach den vorhandenen Vorarbeiten, insbesondere auf dem Grunde der mit verzüngten Kräften auslebenden Epigraphik, für die Einzelgeschichte der römischen Provinzen thun ließe, ist keinem Alterthumsforscher unbekannt; eben deshalb aber glaubten wir unserem Publicum gegenwärtige Anzeige schuldig zu sein, um dasselbe vor der trügerischen Hoffnung zu warnen, als ob hier Etwas in diesem Sinne beabsichtigt oder geleistet worden sei; möge eine richtigere Einsicht in das Bedürfnis der heutigen Wissenschaft den Verfasser, dem wir Talent dazu nicht absprechen wollen, oder einen seiner Altersgenossen recht bald zu einer neuen und selbständigen Arbeit über diesen Gegenstand begeistern!

K. Fr. H.

M a n n h e i m,

bei Bassermann 1844. Von lebenden Würmern und

Insecten in den Geruchsorganen des Menschen. Von Friedrich Tiedemann.

Der berühmte Vf. erfreut uns wiederum durch eine kritische Monographie über einen Gegenstand, dessen Besprechung sehr erwünscht erscheinen muß. Die Naturwissenschaften haben jedem Aberglauben so den Tod geschworen, daß sie mit inquisitorischer Strenge zuweilen auch über Unschuldigen den Stab brechen, wenigstens den juristischen Grundsatz, daß man Jeden so lange für einen ehrlichen Menschen halten solle, bis er sich als Spitzbube erwiesen hat, umkehren und jede Geschichte für ein Märchen halten, bis sie 7 Zeugen zur Gewährleistung aufzuweisen hat. So vortheilhaft ein gewisser Grad von Skepsis ist, so wenig wissenschaftlich ist eine Uebertreibung derselben. Haben wir es doch kürzlich erleben müssen, daß ein Chemiker alle Fälle von spontaner Verbrennung für Märchen erklärt, aus dem einfachen Grunde, weil der Körper zu $\frac{3}{4}$ aus Wasser bestehe! Wunderbar! Abends legt sich ein Mensch ins Bette, am Morgen liegen da nur Reste von verbrannten Gliedern, — dieselbe Sache kommt mehrfach vor, — gerichtliche Untersuchungen finden natürlich Statt, — dennoch ist Alles Erdichtung und Märchen, weil der Körper zu $\frac{3}{4}$ aus Wasser besteht. — So hat man auch in neuerer Zeit mehrfach die hier berührten Thatsachen in Zweifel ziehen wollen, und deshalb scheint es mir wichtig, daß ein Naturforscher von Gewicht in seiner bekannten treuen historischen Weise die Fälle zusammenstellt, wo lebende Thiere in den Nasenhöhlen und den damit zusammenhängenden Höhlen gefunden sind. In Bezug auf das Detail muß ich auf das Schriftchen selbst verweisen, welches alles Hierhergehörige in solcher Kürze zusammenstellt, daß ein Auszug einem Nachdrucke ähnlich werden würde. Die Thiere, welche bis jetzt in den besagten Theilen gefunden wurden, sind: *ascaris lumbricoides*, *scolopendra*, *forficula*, Larven von *dermestes*, *musca carnea* und *vomitaria*, *oestrus avinus*, und schließlich Blutegel, deren einer bei beabsichtigtem Ansetzen in die Nase kroch und tödtliches Nasenbluten veranlaßte; der andere war ohne Wissen des Kranken hineingekommen und wurde noch ausgenießt. Als Schlussfolgerungen gibt der Verf. die Erscheinungen an, welche solche Thiere hervor rufen, und die zweckmäßigen Mittel sie zu entfernen.

D. Kohnrausch.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

120. Stück.

Den 28. Julius 1845.

S t u t t g a r t.

In C. Schweizerbarts Verlagsbandlung 1836 bis 1844. Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt, von K. L. v. Leonhard, Geheimenrathe und Professor an der Universität zu Heidelberg. Erster bis fünfter Band. Mit Stahlstichen, colorirten Lithographien und mehreren dem Texte inserirten Abbildungen.

Der gelehrte, durch viele naturwissenschaftliche Schriften berühmte Hr Verfasser beabsichtigt, durch diese ausführliche, von vielfältig abgeänderten Standpunkten ausgehende, Betrachtung der Veränderungen, welche unser Erdball erlitt, und wodurch die Formen hervorgerufen wurden, in welchen derselbe dem aufmerksamen Beobachter gegenwärtig erscheint, allen Gebildeten ein unterhaltendes Handbuch zu überreichen, aus welchem ein Jeder klar und deutlich, eine hinlängliche und gründliche Belehrung über diejenige Wissenschaft schöpfen kann, welche wir Geologie oder Naturgeschichte der Erde benennen.

Das von dem Herrn Verfasser auch schlechtthin 'Populäre Vorlesungen über Geologie' benannte Werk, handelt die darin von ihm aufgenommenen Gegenstände, in 87 Vorträgen, mit einer solchen Umsicht und in einer solchen klaren Reihenfolge ab, daß selbst dem in die zur Auffassung der abgehandelten Gegenstände erforderlichen Vorkenntnisse nicht eingeweihten Leser, Nichts von den in diesem Werke so angenehm und unterhaltend vorgetragenen Materien, unklar und unverständlich bleiben wird.

Es umfassen die Vorträge, welche durch eine große Anzahl von Stahlstichen und durch viele dem Text inserierte Abbildungen geziert und erläutert, ferner zur Erleichterung der Auffindung einzelner in denselben abgehandelter Gegenstände, mit einem ausführlichen Register versehen worden sind, einen so überaus reichen Schatz von allgemein wissenschaftlichen naturwissenschaftlichen Kenntnissen, daß dieselben in keiner Büchersammlung eines auf wissenschaftliche Bildung Anspruch machenden Mannes fehlen dürfen. Gewiß wird jeder Leser derselben durch den anziehenden Vortrag der Schrift gefesselt und durch die unzähligen Erläuterungen und Belehrungen, wovon jede Seite derselben zeugt, zum rastlosen Fortschreiten in dieser Lectüre erregt und angetrieben werden. Kein einziger Leser wird das Werk, ohne vielfache Belehrung empfangen zu haben, aus der Hand legen, von vielen abgehandelten Materien wird er die Lesung wiederholen, ja es wird sich bei ihm gewiß, mit jedem durchgelesenen Bande, das Interesse für die abgehandelten Gegenstände steigern, welche ihm so viel Wunderbares vorführen, das von unsern größten Naturforschern beobachtet, aus den besten Quellen zusammengetragen und auf so angenehme

Weise wiedergegeben wurde. Von der ersten, zweiten und dritten Abtheilung des ersten Bandes dieser Geologie ist in diesen Blättern bereits früher (Jahrg. 1837 St. 25) von einem andern Recensenten eine Anzeige geliefert; es wird aber dennoch bei der jetzigen gänzlichen Vollendung des Werkes nicht überflüssig erscheinen, einen kurzgefaßten Ueberblick über den Inhalt des ganzen Cyclus der Vorträge hier vorfinden zu können.

Im ersten Bande enthalten die ersten 8 Vorlesungen, als Einleitung in das Studium dieses Werkes, eine Anzeige der Hilfsquellen und eine kurze: Einführung in die zur Geologie nöthigen Hilfswissenschaften, Physik, Chemie und Mineralogie. Mit der neunten beginnt die Erläuterung des eigentlichen Hauptzwecks mit Erörterung der Frage: 'wachsen heutiges Tages noch Steine?' Die 10te, 11te und 12te Vorlesung handelt von einfachen und gemengten Gesteinen, von ihrer Betrachtung nach Masse und Gefüge, von ihrer Lagerung, von den Merkmalen neptunischer Gebilde, ihrer Altersfolge und Schichtung, die 13te und 14te Vorlesung führen dem Leser die Versteinerungen und ihre Urbilder vor, die 15te und 16te, mit welcher der erste Band geschlossen wird, handeln von Feuergebilden und ihrer Massenbeschaffenheit.

Im zweiten Bande spricht der Verfasser in der 17ten und 18ten Vorlesung von säulenförmigen Absonderungen und Blasenräumen plutonischer und vulcanischer Gesteine, ferner von den Einwirkungen der plutonischen Gesteine auf andere Felsarten: in der 19ten und 20sten von Reibungs-Conglomeraten, von Zerklüftung der Gesteine und den damit zusammenhängenden Phänomenen. Die 21ste Vorlesung enthält Betrachtungen über die Entste-

hung der Erdrinde, die Vorlesungen 22 bis 25 handeln vom allmählichen Emporsteigen und Sinken fester Felsmassen, von der Verbreitung ältester plutonischer Massen, vom Erzeichthum und vom Vorkommen von Edelsteinen in Gneisen, Graniten und Glimmerschiefeln, endlich vom Syenit, Feldsteinporphyr, Pechstein, Serpentin, Gabbro und körnigem Kalk. In der 26sten und 27sten Vorlesung wird die Thonschiefergruppe mit den in ihr vorkommenden Versteinerungen und Erzen abgehandelt. In den Vorlesungen 28 und 29 spricht der Verfasser von Grotten und den in ihnen vorkommenden Merkwürdigkeiten. Die Vorlesungen 30, 31 und 32 beschreiben die Steinkohlen-Gebirge, deren gefahrvollen Bergbau, und Quecksilber-Lagerstätten im Steinkohlengebirge.

Der dritte Band, welcher so wie die beiden auf ihn folgenden Bände, so reich an interessanten Abhandlungen und Bemerkungen ist, beginnt mit der 33sten Vorlesung, welche das Kupferschiefergebirge beschreibt. Die 34ste, 35ste, 36ste und 37ste Vorlesung handelt von der Gruppe des bunten Sandsteins, des Muschelkalks und des Keupers, von den Steinsalz-Ablagerungen in denselben und vom Erbohren artesischer Brunnen, wofür das Keuper-Gebilde besonders geeignet scheint. In den Vorlesungen 38 und 39 wird das Merkwürdigste der Juragebilde, ihre merkwürdigen Thierreste, ihre Grotten, Knochenbreccien, Steinsalz-Ablagerungen u. s. w. besprochen. Die 40ste und 41ste Vorlesung verhandelt die Gruppen der Kreide und des Quadersandsteins, wobei der Gebirgshebungen gedacht wird, welche sich während der Periode der Entstehung von Kreide und Quadersandstein ereigneten. In der 42sten, 43sten und 44sten Vorlesung ist von Erzgängen, Gangarten, Aenderun-

gen welche Erze und Gangarten erlitten, und von Theorien über das Entstehen der Gänge die Rede. Die Vorlesungen 45 und 46 beschreiben die Gruppe des plastischen Thones, des Grobkalks und Süßwasser = Gypses. Im 47sten, 48sten und 49sten dieser Vorträge werden diluvianische Formationen beschrieben und das Vorkommen von Thiergebeinen, Edelsteinen, Gold und Platinwäschen in Diluvial = Ablagerungen angeführt. In der 50sten Vorlesung ist von postdiluvianischen Gebilden die Rede.

Der 4te Band, welcher an lehrreichen Bemerkungen und Beschreibungen den vorigen Band noch überbietet, spricht in den Vorträgen 51, 52, 53 und 54, von Erhöhungen und Vertiefungen der Erdoberfläche, Gestaltverhältnissen der verschiedenen Welttheile, von Thälern, Gebirgen, den Alpen, Pyrenäen, Karpathen, dem Kaukasus, Ural, Altai, den Cordilleren, dem Himalaja, dem Riesengebirge u. s. w., von Ersteigungen des Montblanc, Mont = Perdu, des Glockners, Ortlers, Ararats, Sinai und des Adam = Pics, endlich von Pflanzen und Thierleben im Gebirge. Die Vorlesungen 55 und 56 zeigen die Beschaffenheit der Atmosphäre und deren Phänomene an, als Winde, Stürme, Orkane, Nebel, Wolken, Thau, Regen, Hagel, Gewitter und Meteorsteine, von welchen letzteren sehr ausführlich gehandelt wird. Die Vorlesungen 57 bis 63 besprechen das Wasser in geologischer Hinsicht, Quellen, Mineralwässer, Bäche, Flüsse, Ströme, Strudel, Wasserfälle, Deltabildung, Seen, Salzseen, Sümpfe, Moräste; das Meer und dessen Straßen, Ufer, Tiefen und Boden, Beschaffenheit des Meerwassers, Thier- und Pflanzenleben in demselben, Leuchten des Meeres, Temperatur desselben, Eisfelder u. s. w., Inseln, den Charakter runder und in die Länge gezogener

Eilande, schwimmende Inseln u. s. w.; endlich wird des Schnees, der Eis- und Schnee-Krystalle, Schneefälle, Schneestürme, der Schneegrenze, Lavinen u. s. w. gedacht. Mit der 64ten Vorlesung schließt sich dieser interessante Band, worin von Gletschern sehr ausführlich gehandelt und viel Interessantes vorgetragen wird.

Der fünfte und letzte Band, unstreitig der interessanteste und am ausführlichsten durchgeführte von allen, handelt von der 65ten Vorlesung bis zur 87ten, oder bis zum Ende des ganzen Werks, von den Vulkanen, ihren Eigenthümlichkeiten, ihren älteren und neueren Erzeugnissen, von ihren Gestaltsverhältnissen, Eruptionen, Lavenergüssen und ihren submarinen Eruptionen. Ferner beschreibt dieser Band den Aetna, die Liparischen Inseln - Ischia, den Vesuv, Eruptionen desselben, Island, dessen Feuerberge, Schwefelberge und Quellen, die Faröer, das griechische Inselmeer, die Azoren, die Halbinsel Kamtschatka und deren Feuerberge, die Aleuten, die Kurilen, japanischen Inseln, Inner-Asien. Das indische Inselmeer: als die Philippinen, die Banda-Inseln, die Amboina-Gruppe, die Sunda-Inseln, Java, Sumatra u. s. w. — Die kanarischen Inseln, die Capoverdischen, St. Helena, Ascension, Bourbon, Isle de France u. s. w. Endlich die südamerikanischen Vulkane, in Chile, Bolivia, auf den großen Antillen, Guatimala, auf den Sandwichinseln, Freundschafts-, Gesellschafts- und Marquesas-Inseln u. s. w. Den Beschluß macht die Aufzählung einiger ausgebrannter Vulkane in Auvergne, Belay und Eifel, Niedermendig mit Erwähnung der Verbreitung von Basalten in Frankreich, Italien, Böhmen, am Rhein u. s. w. Das ganze Werk endigt mit einer Theorie der Vulkane, und der Leser bedauert nur, daß damit

die vortrefflichen geologischen Vorträge geschlossen, und nicht noch weiter ausgedehnt worden sind. — e.

E r l a n g e n,

bei Ferdinand Enke 1844. Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr Maffei, practischem Arzt zu Salzburg, und Dr Kösch, K. Württembergischem Oberamtsarzt zu Urach. 2 Bde in Octav.

Erster Band, auch unter dem Titel: Untersuchungen über den Kretinismus in Württemberg von Dr Kösch &c. Mit Anmerkungen von Dr Guggenbühl, Vorsteher der Anstalt zur Heilung von Kretinenkindern auf dem Abendberg in der Schweiz, und einem Vorwort von Dr Georg Säger, Königl. Württembergischem Obermedicinalrath. XVIII und 234 Seiten in Octav.

Zweiter Band, auch unter dem Titel: Der Kretinismus in den norischen Alpen. Von Dr Maffei. X und 202 Seiten in Octav.

Die vorliegenden Untersuchungen über den Kretinismus stellen sich nicht allein als die vorzüglichsten, sondern auch als wirklich gründliche und brauchbare Arbeiten über diesen, für die Geschichte der menschlichen Natur höchst wichtigen, im Allgemeinen aber, namentlich in früherer Zeit, zu wenig beachteten Gegenstand dar. Sie enthalten die Beobachtungen über den Kretinismus in zwei ausgedehnten, hinsichtlich ihrer geographischen und geologischen Verhältnisse, und in Ansehung der Lebensweise ihrer Bewohner merklich verschiedenen Landstriche. Beide Verfasser haben der Lösung ihrer Aufgabe ausdauernden Fleiß, Scharfsinn und menschenfreundliche Vorliebe gewidmet, und mit

den Gefühlen wahrer Hochachtung unterziehen wir uns dieser Anzeige. Beide Monographien ergänzen einander zu einem Gesamtwerke, dessen erster Theil als der allgemeinere, der zweite als der specielle angesehen werden kann.

Der Verf. des ersten Theils, Hr Dr Kösch, war im Jahre 1841 von dem K. Württembergischen Ministerium mit der Untersuchung des Kretinismus im Königreich Württemberg beauftragt. Die, während einer fünfmonatlichen Reise, in 210 Ortschaften von ihm selbst gesammelten Beobachtungen bilden, in Verbindung mit den, über denselben Gegenstand, von allen betreffenden Behörden des Reichs an das Ministerium eingesandten Berichten, die Basis seiner Abhandlung.

Der Vf. des zweiten Theils hat schon im J. 1813 durch eine Inaugural-Dissertation: de Fexismo specie Cretinismi, seinen Eifer für die Untersuchung des Kretinismus bewährt, und seit jener Zeit hat er, als Gerichtsarzt, Geburtshelfer und Impfarzt, während eines 25jährigen Aufenthalts in den norrischen Gebirgs-Gegenden und deren Abdachungen, seine günstige amtliche und örtliche Stellung, welche ihm hinlängliche Gelegenheit zum fortwährenden Verkehr mit den Kretinen und deren Familien eröffnete, zu einer gründlichen Beobachtung und Untersuchung des Uebels benutz. Seine Ansichten und Aussprüche verdienen deshalb volle Beachtung, und wir müssen bedauern, daß der Vf. nicht die ganze Summe seiner Beobachtungen, sondern nur seine Erfahrungen über den angeborenen Kretinismus dem Druck übergeben hat, während auch der andere Theil seiner Untersuchungen: über den Kretinismus a vitae ratione, zur allseitigen, vollständigen Auffassung des Wesens des kretinischen Zustandes nicht unwichtig gewesen sein würde.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

121. 122. Stück.

Den 31. Julius 1845.

E r l a n g e n.

Schluß der Anzeige: 'Neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entartung des Menschen in ihren verschiedenen Graden und Formen. Herausgegeben von Dr Maffei, practischem Arzt zu Salzburg und Dr Kösch, K. Württembergischem Oberarzt zu Urach. Erster und zweiter Band.'

Nach einer geschichtlichen und literarischen Uebersicht über das Vorkommen des Kretinismus in verschiedenen Ländern und Himmelsgegenden, und der über denselben erschienenen Abhandlungen, finden wir in dem ersten Theil zunächst, unter dem Titel: Geographie und Statistik, eine allgemeine und specielle Beschreibung der geologischen Verhältnisse der einzelnen Kreise und Ortschaften des Königreichs Württemberg, des Zustandes der Vegetation, der Lebensweise, der Nahrungstoffe, Beschäftigungen, Erwerbszweige, der Körperconstitution, des Temperaments, der Sitten und Gebräuche der dortigen Bewohner, des Charakters der gewöhnlichen Krankheiten, und der Veränderungen,

welche in manchen Gegenden, in Ansehung des mehr oder weniger häufigen Vorkommens gewisser Krankheitszustände und des Kretinismus selbst, im Verlaufe der Zeit eingetreten sind. Mit Bewunderung ersieht man aus den Nachrichten über die ungemeine Verbreitung des Kropfes, eines mit dem Kretinismus im engsten, ursächlichen Zusammenhang stehenden Uebels, die erstaunliche Ausdehnung der kretinischen Anlage. Eine tabellarische Uebersicht ergibt, daß die Summe der im höheren und geringeren Grade kretinischen Individuen im Königreich Würtemberg, unter einer ungefähren Gesamteinwohnerzahl von anderthalb Millionen, sich zur Höhe von 4967 beläuft. Unter den vom Vf. selbst untersuchten 2901 Kretinen befanden sich 769 im Alter unter 15 Jahren, 1193 von 15 bis 30 Jahren, und 939 von 30 Jahren und darüber. Sieben Zustände werden als Grade und Formen des Kretinismus angeführt: Kropf, verkümmertes körperliches Wachsthum, Abstumpfung der Sinne, Leukäthiopie, Taubstummheit, Blödsinn und der Kretinismus in höchster Potenz.

Der Verf. räumt zwar ein, daß der Kropf nicht überall als ein zum Kretinismus gehöriges Uebel zu betrachten sei, daß namentlich der sporadische Kropf nicht als Zeichen der kretinischen Disposition und Entartung gelten könne, so wie denn auch nicht alle kretinischen Individuen mit einer Vergrößerung der Schilddrüse behaftet sind, und sogar Mangel des Kropfes, namentlich in den schwersten Graden des Kretinismus, nicht selten beobachtet ist; indessen hat sich ihm als sichere Erfahrung herausgestellt, daß der Kretinismus nirgends als eine häufige Erscheinung auftritt, wo nicht zugleich der Kropf ein sehr verbreitetes, entschieden endemisches Uebel ist, und zwar so, daß in dem Maße, in

welchem die Entartung der Schilddrüse allgemeiner und größer ist, auch das Uebel des Kretinismus einen höheren Grad und größere Verbreitung erreicht. Aus diesem Grunde hält er den endemischen Kropf für die erste und wesentlichste Andeutung der kretischen Entartung. In seltenen Fällen ist der Kropf schon angeboren, gemeiniglich aber erscheint er nicht vor Ablauf des zweiten Jahres. Vom achten Jahre an wird er immer häufiger und größer, und der Verf. sah öfters in Orten, in welchen der Kretinismus einheimisch war, Kinder von 10 bis 14 Jahren schon mit beträchtlichen, sogar hühnereigroßen, harten Kröpfen versehen. Solche Kinder hatten sämmtlich ein leuko-phlegmatisches, kachektisches Aussehen, waren körperlich und geistig träge, und der Entartung nahe oder wirklich schon anheimgefallen. In mehreren dergleichen Orten fand er kaum $\frac{1}{10}$ der mehr erwachsenen Schulkinder von Anschwellungen der Schilddrüse frei.

Der ganze Körper der kretinischen Individuen ist meistens ungleichmäßig, mangelhaft ausgebildet, und verkümmert: aus diesem Grunde betrachtet der Verf. das verkümmerte Wachsthum als eine besondere Form des Kretinismus, auch in Fällen, in welchen außerdem keine bedeutende Gebrechen, namentlich in der Sphäre des psychischen Lebens, vorkommen. Die Größe der Kretinen ist gewöhnlich unter der mittleren, und wir finden hier drei Beobachtungen von zwergartigen Personen, deren Größe wenig mehr als 3' betrug, mitgetheilt.

Als dritter Grad des Kretinismus ist der Stumpfsinn bezeichnet, welcher zugleich das körperliche und das geistige Leben niederdrückt. Die Wirksamkeit äußerer Verhältnisse für die Entwicklung oder Heilung des Kretinismus fällt bei dieser Classe am

meisten in die Augen, indem derartige Individuen, wenn ihnen eine sorgfältige körperliche und geistige Erziehung zu Theil wird, zur Erfüllung des einfachsten, alltäglichen Berufs tauglich werden können, während sie durch Verwahrlosung in gänzliche körperliche Apathie und Geistesnacht versinken.

Bei mehreren Geschwistern einer Familie, in einem vom Kretinus heimgesuchten Orte, traf der Verf. Leukäthiopie, zugleich mit zurückgebliebener körperlicher und geistiger Entwicklung; in einer andern Familie desselben Orts war Leukäthiopie, bei übrigens völlig normaler Entwicklung, vorhanden. Obgleich nun bei der Seltenheit der Leukäthiopie, das Zusammentreffen dieses Bildungsfehlers mit dem Kretinismus für ein zufälliges angesehen werden könnte, so rechnet doch der Verf., vielleicht durch das bekannte Dafürhalten Troxler's bewogen, auch diese Abnormität unter die Arten des Kretinismus, indem er zugleich bemerkt, daß Kretine häufig Gesichtsschwäche und Lichtscheue unterworfen sind, und daß auch außerdem andere Fehler des Gesichts: Amblyopie, Cataracte, Mangel der Regenbogenhaut bei ihnen vorkommen. Letzteren Mangel beobachtete er zwei Mal. In beiden Fällen befand sich an der Stelle der Regenbogenhaut eine dunkle, schwarzblaue Membran, welche von ihm für die an deren Platz getretene Choroida (!?) gehalten wird. In dem Vorwort äußert indessen Hr Obermedicinalrath Säger die Ansicht, daß die Leukäthiopie mit der kretinischen Entartung wenig gemein habe. In ähnlicher, aber noch bestimmterer Weise spricht sich der Verf. des zweiten Theils aus, indem seine Prüfungen ergaben, daß unter 26 von ihm beschriebenen Kretinen, 10 ein gutes und sehr gutes, 11 ein mittelmäßiges, und nur 4 ein anscheinend schwaches Auge hatten;

sogar traf er unter allen Kretinen keinen einzigen Blinden.

Auch die Taubstummheit, die angeborene Uebelhörigkeit und das Stammeln sind als Grade des Kretinismus angeführt, wobei es sonderbar ist, daß in der Regel die geistige Unvollkommenheit um so geringer sein soll, je vollständiger die Taubstummheit ist. Die arge Verbreitung dieses Uebels in manchen Gegenden, namentlich im St. Gallischen Rheinthale und im Canton Graubünden, bestätigt Hr Dr Guggenbühl in einer Note, und er fügt hinzu, daß er in den Dörfern St. Margaretha, Kagaz, Trimmis, Kazis u. s. f. mehrere hundert Individuen fast ausschließlich unter dieser Form des Kretinismus gesehen habe.

Bei der Behandlung der sechsten Form des Kretinismus, des Blödsinns, ist auch auf das Verhältnis des Schädels Rücksicht genommen, und der Verf. theilt zugleich seine Ansichten und Erfahrungen in Betreff der Zuverlässigkeit der Kranioskopie mit. Hierauf folgt die Beschreibung des Zustandes, welcher als höchste Entwicklung des Kretinismus alle Formen und Grade, in abschreckender Weise in sich vereinigt. Obgleich die Classe dieser Unglücklichen am wenigsten zahlreich ist, so umfaßt sie doch im Bereiche des Königreichs Württemberg, 144 Individuen, von denen der Verf. 135 mit eigenen Augen gesehen hat.

Kretine sind fieberhaften und epileptischen Krankheiten um so weniger unterworfen, je torpider und unempfindlicher sie sind; von den epidemischen Kinderkrankheiten aber bleiben sie nicht nur nicht verschont, sondern ihr Zustand kann sogar durch dieselben verschlimmert werden, so wie auch die Entartung selbst bisweilen von dergleichen Krankheiten ihren Anfang nimmt. In directer Bezie-

hung aber zum Kretinismus soll die Scrofelsucht stehen, welche in allen ihren Gestalten mit Einfluß der Rhachitis, in allen Gegenden und Orten zu Hause sei, wo der Kretinismus entschieden häufig und endemisch sich zeige. Dem endemischen Auftreten des letzteren soll sogar eine allgemeinere Verbreitung der Scrofelsucht und ein häufigerer Ausbruch ihrer schlimmeren Formen stäts vorher gehen, wie denn auch die Kretine selbst häufig mit ausgesprochenen Scrofelformen, scrofulösen Geschwüren, Pödarthrocace, freiwilligem Hincken, scrofulösen Augenentzündungen, Flechten u. s. w. behaftet seien.

Die nächste Ursache sucht der Verf. in einer angeborenen Anlage, deren erste Entstehung wahrscheinlich von der frühesten Grundlegung datiere, und die, nach der Geburt, unter dem begünstigenden Einfluß gelegentlicher, dem Organismus nachtheiliger, Momente zur weiteren Entwicklung gedeihe und die sichtbare Entartung veranlasse. Jene Anlage sei begründet 'a) in der Eigenthümlichkeit ganzer, oft weit verzweigter Familien, b) in der besondern Beschaffenheit der Eltern, c) in dem Momente der Zeugung, d) in den Einflüssen, welche während der Schwangerschaft auf die Mutter und auf den Fötus in ihrem Schooße Statt finden.' Wenn nun aus der Geschichte der Generationen der wichtige Einfluß angeerbter Familieneigenthümlichkeiten, und gewisser hervorstechender Eigenschaften der Eltern auf die Bildung und organische Thätigkeit der nachfolgenden Geschlechter unzweifelhaft erhellt, so dürfte es doch ungewis sein, ob die bisherigen Erfahrungen ausreichen, um, mit dem Verf., auch gewissen vorübergehenden, den Moment der Zeugung und den Verlauf der Schwangerschaft begleitenden Umständen eine bestimmte

Bedeutung für die Hervorbringung der kretinischen Anlage beizumessen. Auch die vom Verf. aufgestellte Behauptung, daß die kretinische Organisation des Vaters, unter gleichen übrigen Umständen eine größere Entartung der Kinder nach sich ziehe, als die der Mutter, dürfte nur durch eine größere Anzahl von Erfahrungen begründet werden können. Zwar sind dafür einige Beobachtungen angeführt; allein dieselben stehen zu sehr vereinzelt, und es läßt sich ihnen die aus Biographien berühmter Männer historisch zu begründende Erfahrung entgegenstellen, daß nicht bloß die körperlichen Eigenschaften, sondern sogar die höheren und höchsten geistigen Anlagen ungewöhnlich begabter Mütter häufig in ausgezeichnete Weise auf die Kinder übergegangen sind. Nicht minder schwierig möchte der Beweis zu führen sein, daß die Eigenthümlichkeiten der Mutter mehr den Söhnen, die des Vaters aber den Töchtern zu Theil werden. Auch können wir dem von den Müttern zur Entschuldigung der Deformitäten ihrer Kinder, häufig in Anspruch genommenen Versehen, an der in neuerer Zeit mitunter beobachteten schnellen Ausbreitung des Kretinismus, in vorher davon frei gewesenen Ortschaften, einigen Antheil nicht zugestehen.

Die Beschaffenheit des Trinkwassers, worin häufig die Ursache des Kropfs und des Kretinismus gesucht ist, hat der Verf. auf seiner Reise fast allenthalben geprüft, ist aber hierdurch zu der Ueberzeugung gelangt, daß dieselbe an der Erzeugung der beiden Krankheitszustände keinen Antheil hat. Das unleugbar wichtigste und wesentlichste Moment für die Entstehung des Kretinismus ist der Grad der Erhebung der Ortschaften über das Meer, und ihre verhältnismäßige Erhebung gegen die Umgebung und die Terrainbildung. In Württemberg

erhebt sich der Kretinismus meistens nicht über 1300' über der Meeresfläche. Am häufigsten zeigt er sich in engen und tiefen Thälern, und in von allen Seiten vertieften, unebenen, wellenförmigen Thalsohlen, wobei jedoch auf die Richtung der Thäler nichts ankommt. Die Orte, welche mitten im Thale stehen, sind dem Kretinismus weniger ausgesetzt, als die zunächst an den Thalwänden liegenden und an denselben heraufgebaueten. Außerdem steht die Entartung zu dem Wasserreichthum der Thäler, zu den Hindernissen des Wasserabflusses und zu der Häufigkeit der Ueberschwemmungen im Verhältniß.

Als Maßregeln zur Verhütung und Ausrottung des Kretinismus empfiehlt der Verf.: Entwässerung der Niederungen, Befolgung einer angemessenen Bauordnung, Entfernung hoher, dickbelaubter Bäume aus der unmittelbaren Nähe der Wohnungen, Reinigung der Trinkquellen, Einschränkung des Branntweingenusses, gute Nahrungsmittel, Reinlichkeit, Verbesserung der Kinderpflege und Kindererziehung, und rücksichtsvolle Behandlung der Schwangeren. Als Heilmittel des eintretenden Kretinismus aber ist, in Uebereinstimmung mit den günstigen neueren Erfahrungen, die Versekung der Kinder in hochgelegene Wohnplätze, verbunden mit einer der körperlichen und geistigen Entwicklung angemessenen Erziehungsweise gerühmt worden.

Der zweite Band, eine treffliche Arbeit des Hn Dr Maffei, beginnt mit der ausführlichen anschaulichen Beschreibung des Lebens und Treibens von 26 gradweise verschiedenen Kretinen, durch welche der aufmerksame Leser in den Stand gesetzt wird, sich ein selbständiges Urtheil über die Natur der Entartung zu bilden. Hierauf schildert der Verf. mit großer Präcision und Ausführlichkeit, alle ein-

zelnen Körperlichen Eigenschaften und Fähigkeiten der Kretinen, und die hiernach folgende, nicht minder genaue Darstellung des Verhältnisses ihrer geistigen Eigenschaften, Fähigkeiten und Neigungen erweist sich als das mühsam gewonnene, aber interessante Ergebnis einer Jahre lang fortgesetzten, vorurtheilsfreien Beobachtung jener unglücklichen Menschenklasse, und der nahen Berührung, in welcher der Verf. zu ihr gestanden hat. Sehr gelungen ist die Vergleichung der Aeußerung des Kretinismus in den verschiedenen Lebensperioden, des Kindlichen, des erwachsenen und des höheren Alters. Der dritte und letzte Theil des Bandes enthält eine kritische Beleuchtung und Würdigung der Ursachen, welche bei den Bewohnern der norrischen Alpen, auf die Entstehung und Ausbildung des Kretinismus Einfluß haben können, in deren Hinsicht wir die reiche Erfahrung und das vorsichtige, dabei aber sichere Urtheil des Hrn Verfs abermahls zu rühmen uns gern genöthigt sehen, und wir bemerken nur noch, daß die Uebereinstimmung der beiden, unter verschiedenen Umständen beschäftigt gewesenen Verff. in Ansehung aller wichtigeren, das Wesen und die Veranlassungen des Kretinismus betreffenden Punkte an und für sich schon für die Richtigkeit ihrer Ansichten ein günstiges Zeugnis ablegt.

Herbst.

Z ü r i c h.

Im Verlage von Meyer und Zeller 1844. Die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystemes durch anatomische Beobachtungen bewiesen von A. Kölliker. Ein akademisches Programm. 40 Seiten in Quart.

Die Untersuchungen, welche uns in dieser Schrift

vorliegen, sind zwar größtentheils nur Wiederholungen solcher, die auch von Andern angestellt wurden, es sind aber mühsame feine Untersuchungen und somit die Arbeit schon willkommen, wenn sie auch nur Bestätigungen schon ausgesprochener Resultate enthielte. Da fast alle die Verhältnisse, welche die Schrift bespricht, im gegenwärtigen Augenblicke Gegenstand sehr lebhafter Discussion sind, so ist jeder competente Forscher, der zu den Bearbeitern der Sache hinzutritt, von Werth. Außerdem aber findet man natürlich bei einem Zeden, der ruhig eine, von manchen Andern zum Theil nicht ohne Leidenschaft behandelte Sache aufnimmt, die Neigung und Fähigkeit die Ursachen, welche das bestehende Mißverständnis veranlassen, aufzudecken. Damit ist denn auch die Stellung von Köllikers Arbeit bezeichnet. Derselbe ist den Untersuchungen von Volkmann und Bidder nachgefolgt. Er hält den Versuch, anatomische Unterschiede zwischen den sympathischen Fasern und den vom Hirne und Rückenmark kommenden aufzustellen, für unglücklich, stimmt aber mit jenen in den Ansichten über den Sympathicus demungeachtet und zum Theil aus neuen, zum Theil aus den von ihnen selbst gelieferten Gründen überein. Er theilt also gewisse Einwendungen mit Valentin, während er dessen Resultate widerlegt. Die Untersuchungen von Volkmann und Bidder über das Durchmesserverhältnis zwischen den Strängen, die als Wurzeln des Sympathicus an dem Cerebrospinalcentrum betrachtet werden können, und den Ästen des Sympathicus in die Eingeweide u. s. w., so wie manches über den Verlauf der Fasern in diesen Strängen von Tenen Gefundene, bestätigt er. Auch habe Valentin die Resultate aus den Messungen mit Unrecht durch die Behauptung ver-

dächtigt, daß Volkmann und Bidder die Remak'schen Fasern mit den feinen Nervenfasern verwechselt hätten. Vielmehr sei diese Verwechslung Valentin selbst begegnet. Die Remak'schen Fasern verwirft Kölliker durchaus als Nervenfasern, indem er dieselben nur in die Scheiden der Ganglienkugeln übergehen sieht, während echte Nervenfasern aus den Ganglien selbst entspringen. Noch wichtiger ist der andere Grund, daß nicht nur eine Verbreitung derselben in die Gewebe, gleich der der übrigen Fasern nicht zu finden, sondern bei den nackten Amphibien und Fischen dieselben sogar auch in den Nervenstämmen und in der Nähe der Ganglien vorkommen, weiterhin verschwinden.

Eine wichtige Bervollständigung erfährt die Volkmann-Bidder'sche Ansicht über den Ursprung von Nervenfasern in den Ganglien durch die Nachweisung des Ursprunges derselben an den Ganglienkugeln. Hier kommt Kölliker mit den von Helmholtz und Will bei Wirbellosen, von Hannover bei Wirbelthieren und Wirbellosen gemachten Beobachtungen (welche auch schon Joh. Müller S. 528 und 529 der vierten Auflage seiner Physiologie Bd. I zusammengestellt hat) überein. Er unterscheidet, wie Hannover, Ganglienkugeln ohne und mit Fortsätzen. Diese Fortsätze gehen in feine Nervenfasern über, indem sie in einer kleinen Entfernung vom Ganglienkörperchen (selten ganz nahe dabei, aber auch selten über 0,015'' davon entfernt) plötzlich ihr Aussehen in das der Nervenfasern umändern. Diese Beobachtung an den Ganglien (sowohl denen des Sympathicus als den spinalia) bei Fröschen angestellt, sind ferner gelungen am Ganglion Vagi der Fische, dem G. ciliare der Krake, den Spinalganglien der Schildkröte und Krake, dem G. Gasseri der Krake und des Meer-

schweinchens, dem G. thoracic. quart. der Kahe. Aber es gehören viele Bemühungen dazu, um die Anschauung einmahl zu gewinnen. Die Scheiden der Ganglienkugeln kann man durch Essigsäure durchsichtiger machen u. s. w. — — Ueber die Vertheilung der feinen Fasern in den Nerven greift der Verf. die Zulässigkeit einiger Regeln an, welche Volkmann und Bidder gefunden zu haben glauben, und führt dagegen zum Theil ihre eigenen Zählungen an. Das Vorwiegen dicker Fasern in den motorischen Nerven z. B., der bedeutende Antheil feiner in den sensibeln und namentlich die numerischen Verhältnisse, wie Volkmann und Bidder sie angeben, lassen sich nicht behaupten. Der Sympathicus würde nach Kölliker aus feinen und einigen dicken Fasern bestehen. Die feinen entspringen zum Theil aus den Ganglien. Ein anderer Theil derselben und die dicken kommen von Rückenmark und Gehirn. Die feinen Fasern, welche in den Wurzeln der Rückenmarksnerven vorkommen, mögen sich zum Theil unmittelbar mit diesen Nerven verbreiten, so daß also für den Sympathicus eine noch größere Anzahl eigenthümlicher Fasern zu berechnen sind. Ueber den Verlauf der in den Ganglien entspringenden Fasern ist Kölliker der Ansicht, daß die der sympathischen theils zu den Eingeweiden, theils zu den vordern Aesten der Rückenmarksnerven gehen, während die der Spinalganglien theils durch die Verbindungsäste in den Sympathicus eingehen, theils den rami posteriores der Spinalnerven sich anschließen. 'Als unausgemittelt ist dagegen zu betrachten, ob die sympathischen Ganglien auch Fasern an die hintern Aeste der Spinalnerven und die Spinalganglien solche an die vordern Aeste abgeben, ferner ob die feinen Fasern, die aus dem Rückenmarke

Kommen, zum Sympathicus, oder zu den Spinalnerven oder zu beiden gehen, und ebenfalls nicht festgestellt ist es, welchen Weg die mit den Spinalnerven verlaufenden feinen Fasern nehmen, ob schon sich aus der großen Menge feiner Fasern in den Stämmen sensibler Nerven der Schluß ziehen läßt, daß sie vorzugsweise mit diesen Nerven sich verbreiten.'

Verf. nimmt nun an, daß auch die aus den Ganglien entspringenden Fasern, wie die Cerebrospinalfasern sich in solche theilen, die centripetal, und solche, die centrifugal wirken, daß Reflex in den Ganglien selbst geschehen könne. Zur Bestätigung dessen beruft er sich besonders auf die neuen Beobachtungen von Bidder (Müll. Archiv 44), auf Beobachtungen von Henle, und auf solche von Volkmann (Müll. Archiv 44. p. 426 ff.) und dem Verf. selbst am Herzen. Kolliker findet, daß einzelne Stücke des Herzens ihre pulsierende Bewegung beibehalten, wenn sie nicht von dem Theile getrennt sind, welcher Ventrikel und Aurikel verbindet.

Abbildungen vermißt man. Indessen hat ja Hannover in den Mikroskopische Untersögelser af Nervesystemet sowohl cerebrospinale als sympathische Ganglienkörper mit ihren Uebergängen in Nervenfasern abgebildet. Bergmann.

L o n d o n,

Printed for Longman, Brown, Green and Longmans 1843. Medico - chirurgical transactions, published by the royal medical and chirurgial society of London. 2d series Vol. the 8th. (Vol. the 26th).

Der Werth dieser von der Königlischen medicinischen und chirurgischen Gesellschaft in London her-

ausgegebenen Abhandlungen für die wissenschaftliche und practische Medicin ist längst anerkannt. Eine Anzeige des vorliegenden jüngsten Bandes derselben kann sich daher darauf beschränken, die darin enthaltenen Abhandlungen kurz mitzutheilen und einige ihrer Hauptresultate dem deutschen ärztlichen Publicum vorzuführen.

Den Anfang macht ein Fall von Paralyse ohne Verlust der Empfindung, veranlaßt durch eine organische Veränderung der Medulla cervicalis, mitgetheilt von Dr. J. Webster (S. 1—18), mit anatomischer und mikroskopischer Untersuchung, der, keines Auszuges fähig, der Aufmerksamkeit der Nervenpathologen zu empfehlen ist. — J. Ch. Graham Fice. Fall von Absceß mit Ablagerung von Concretionen in den Bronchialdrüsen, der in den linken und rechten Bronchus und Oesophagus aufbrach und tödtlich verlief (S. 19 bis 28). — J. E. Erichsen über congestive Pneumonie nach chirurgischen Operationen, Krankheiten und Verletzungen (S. 29—50). — G. Robinson, Untersuchungen über den Zusammenhang zwischen einem vermehrten Druck des Blutes in den Nierengefäßen und der Gegenwart gewisser abnormer Substanzen in dem Urin (S. 51—79). Der Verf. beweist durch sehr interessante Versuche, wie sie zur Begründung einer rationellen Pathologie häufiger angestellt werden sollten, daß alle Ursachen, welche eine vermehrte Anhäufung des Blutes in den Nieren und damit einen vermehrten Blutdruck in diesen Organen hervorbringen (wie Unterbindungen der Nierenvenen, Exstirpationen der einen Niere und Unterbindungen der Aorta unterhalb der Abgangsstelle der Nierenarterien), den Urin bald mehr bald weniger eiweißhaltig machen. Diese Versuche führten also zu denselben

höchst interessanten Resultaten, wie die ähnlichen in Deutschland von Meyer angestellten (Koser und Wunderlich's Archiv f. physiol. Heilkunde. 1844. Heft 1. S. 119). — Wilson, über einen ungewöhnlich großen Gallenstein, der durch das Rectum ausgeleert wurde (S. 80 — 85). Die chemische Untersuchung ergab, daß dieser Stein aus einem Kern von Cholestearin mit einer Hülle von verdickter Galle bestand. — G. Gulliver über die fettige Entartung der Arterien, mit mikroskopischer Untersuchung und Abbildungen, nebst Bemerkungen über einige andere fettige Entartungen (fettige Entartung des Hoden, Fettleber) S. 86 — 99. — H. Vence Jones Bemerkungen über die im St. George Hospital befindliche Sammlung von Harnsteinen (S. 100 — 111). — Bloyam, Fall von Verschwärung der Vena jugularis interna, welche mit einem Absceß communicierte (S. 112 — 114). — D. Clayton, über eine hysterische Affection des Stimmapparates, mit mehreren Fällen (S. 115 — 119). — R. Liston Exstirpation einer erektilen Geschwulst in der Kniekehle (S. 120 — 132). — R. A. Frogley, zwei Fälle von Osteosarcom des Schenkels, mit Abbildungen (S. 133 — 144). — H. Hunt, Bemerkungen über den Mundkrebs (Cancrum oris) S. 142 — 153. — W. Crowfoot, Fall von Verschwärung der Lungenarterie bei einem Lungenabsceß (S. 154 — 158). — J. Luke, Fälle von eingeklemmten Brüchen, die 'en masse' reducirt wurden (S. 159 — 187). — J. Glendinning, Bemerkungen über die arzneilichen Wirkungen der indischen Cannabis sativa (S. 188 bis 210). Dieses Mittel soll schmerzstillend und schlafmachend wirken, die Irritation vermindern, Krampf und Husten aufheben zc., ohne dabei Appetitlosigkeit und Indigestion zu verursachen. —

H. B. Jones über die Gegenwart von Zucker im Blute Diabetischer (S. 211—215). Der Verf. konnte durch das Trommer'sche Mittel keinen Zucker im Blute nachweisen. — R. Liston einige Beobachtungen über Hydrocele cystica (S. 216 bis 222). Die Flüssigkeit enthielt Spermatozoen. Daran schließt sich eine spätere Mittheilung von G. A. Lloyd, über die Gegenwart von Spermatozoen in der Flüssigkeit der Hydrocele (S. 368—373). — G. W. Bell Mittheilungen über eine Epidemie, welche im Januar und Februar 1842 in Teheran herrschte (S. 223—237). Die Krankheit, scheinbar eine Apoplexie, war mehr nervöser Natur und besserte sich schnell beim Gebrauch von Eisen. — J. Dalrymple, über die (so genannte) Verknochernng von Balggeschwülsten, mit Abbildungen (S. 238—241). — Th. Hodgkin, über die anatomischen Charaktere einiger Neubildungen, ein Versuch, die Beziehung zwischen den mikroskopischen Charakteren derselben und denjenigen Verhältnissen nachzuweisen, welche dem unbewaffneten Auge sichtbar sind (S. 242—285); enthält eine Vertheidigung und weitere Begründung der bekannten Ansichten des Vfs, daß manche pathologische Neubildungen aus Cysten entstehen. — Sir B. C. Brodie, Mittheilung eines Falles, wo ein fremder Körper im rechten Bronchus saß (S. 286—297). — J. Lymbree, zweite Reihe von Beobachtungen über Pathologie des Ohres, gegründet auf 120 Bergliederungen dieses Organes (S. 298—335). Die erste Reihe der Beobachtungen des Vfs befindet sich im 24. Bde der Transactions. — N. Shaw, über den Einfluß der Rhachitis auf das Wachsthum des Schädels (S. 336—367). — Eine Abhandlung v. J. Webster, die Statistik des Bethlem Hospitals mit Bemerkungen über den Wahnsinn (S. 374—416), bildet den Schluß dieses Bandes.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

123. Stück.

Den 2. August 1845.

S t u t t g a r t ,

J. G. Cotta'scher Verlag 1844. Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI ad annum MCCCXIII. — Die Regesten des Kaiserreiches unter Heinrich Raspe, Wilhelm, Richard, Rudolf, Adolf, Albrecht und Heinrich VII. 1246 bis 1313. Neu bearbeitet von Joh. Friedrich Böhm er. X und 380 Seiten in gr. Quart.

Mit großer Freude begrüßen wir dieses neue Werk des hochverdienten Verfassers, ein Werk, welches auf lange Zeit die unentbehrlichste und tüchtigste Grundlage zunächst für die deutsche Reichsgeschichte einer wichtigen Periode sein wird, doch auch für die Specialgeschichte der Provinzen, Städte u. s. w. sehr brauchbar. Wie sehr die Arbeit gegen die 1831 erschienenen, alle früheren Arbeiten dieser Art weit übertreffenden Regesta (911—1313) unserß Verß gewonnen hat, zeigt schon der äußere Umfang. In jenen Regesten wurden auf den betreffenden (nur 75) Seiten 1560 Urkunden der

Könige und Kaiser besprochen; jetzt werden uns noch einmahl so viel, nämlich 3118 Urkunden derselben Regenten Deutschlands in sorgfältigen Auszügen vorgelegt, und es sind gegeben von K. Wilhelm statt (1831) 178 Nummern jetzt 287, von Richard st. 79 jetzt 128, von Rudolf st. 592 jetzt 1140, von Adolf st. 221 jetzt 400, von Albrecht st. 255 jetzt 601, von Heinrich VII. st. 235 jetzt 562; ferner gehen diesen voraus 14 Nummern von K. Heinrich Raspe, und beigefügt sind noch 343 Nummern der Päpste (1245 — 1314) und 311 Nummern Reichsachen *), so daß wir in dem vorliegenden Bande für einen 68jährigen Abschnitt der deutschen Reichsgeschichte die ansehnliche Zahl von 3786 Urkunden ercerpiert und nachgewiesen finden. Die neu hinzugekommenen Urkunden sind nicht bloß aus gedruckten, bei der ersten Bearbeitung der Regesten übersehenen oder erst seitdem erschienenen Büchern entnommen, sondern nicht wenige, vorher ganz unbekannte und zum Theil sehr wichtige sind aus den Archiven und Bibliotheken Deutschlands und der Nachbarländer gesammelt auf den wissenschaftlichen Reisen des Verfs, oder mitgetheilt aus den reichen Vorräthen der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde und von mehreren Geschichtsfreunden.

Doch nicht allein durch den äußeren Umfang und die größere Zahl der Urkunden, sondern auch innerlich und in der Bearbeitung des Stoffes hat das neue Werk bedeutende Vorzüge vor der früheren Arbeit des Verfs, und entspricht in seiner gegenwärtigen Gestalt in höherem Grade den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit: nicht nur sind die

*) Darunter sind auch 13 Urkunden des K. Alfons enthalten und nachgetragen.

Auszüge vollständiger und mit manchen trefflichen Bemerkungen ausgestattet; auch aus den gleichzeitigen Geschichtschreibern sind hierher passende Thatfachen eingereiht und mit Nachweisungen und Erläuterungen versehen; über wichtigere Punkte sind selbst kleine Abhandlungen eingestreut; jeder König ist mit einem Vorwort eingeführt, und das Einzelne ist durch Vor- und Rückblicke so in Verbindung gebracht, daß der Zusammenhang des geschichtlichen Verlaufs deutlicher hervortritt. Mit gerechtem Selbstvertrauen spricht der Verf. es aus, daß sein Buch nun dem Geschichtsforscher eine ganze Bibliothek ersetzt, und daß ein solcher in den meisten Fällen auskommen wird, wenn er noch den vierten Band der *Monumenta Germaniae historica* zur Hand hat. Eine wesentliche Verbesserung ist es auch, daß bei Hoftagen und andern wichtigen Ereignissen und Verhandlungen die bedeutendsten Zeugen angegeben sind, wodurch man eine bessere Kenntniss von den theilnehmenden Personen gewinnt. Weniger einverstanden können wir damit sein, daß es dem Verf. nicht gefallen hat, die Zeitdaten in ihrer ursprünglichen Form mitzutheilen, und was er zur Entschuldigung seines Verfahrens anführt, wird schwerlich ihm selbst völlig genügen. 'Jener Mittheilung,' sagt er, 'habe ich mich enthoben, weil man meinen Reductionen im Ganzen Vertrauen beimessen darf, und weil in einzelnen Fällen das Datum aus den vollständigen Abdrücken entnommen oder bei ungedruckten Urkunden von mir oder den betreffenden Archiven erfragt werden kann.' — Die Beifügung der 343 päpstlichen Urkunden, so wie der in der letzten Abtheilung unter der Ueberschrift Reichsachen enthaltenen Stücke, ist durch ihre Wichtigkeit hinläng-

lich gerechtfertigt. Möge es dem Verf. gelingen, eine geistliche Corporation (ein Stift in Oestreich, wie er meint) zu vermögen, wenn auch nicht durch vollständigere Ausbeutung der hochwichtigen Original-Kanzleibücher (Regesten) der Päpste*), wenigstens durch Zusammenstellung der zerstreuten päpstlichen Urkunden (aus Baronius, Raynald u. A.) sich ein entschiedenes Verdienst und allgemeinen Dank zu erwerben.

Unbedingt verdient es Lob, daß der Verf. aus allen gleichzeitigen Geschichtschreibern, oft mit wörtlicher Mittheilung der Stellen, die Thatsachen, welche sich nach Zeit und Ort an die Könige knüpfen, eingereiht, auch durch Verbindung mit den Urkunden viele Angaben genauer, manche zum ersten Male richtig bestimmt hat. Durch fortwährendes Citiren der Quellen bei den Hauptvorgängen ist das Buch gleichsam ein Repertorium über die betreffenden Geschichtschreiber dieser Zeit geworden, deren bedeutendste der Vf. in den Bänden seiner *Fontes rerum Germanicarum*, deren erster 1843 erschien, vollständig herausgeben will. In der Einleitung zu jedem Könige ist, außer der Bestimmung der Zeit und des Ortes der Wahl, eine Uebersicht der Wahlverhandlungen, eine Schilderung der Persönlichkeit des Gewählten und seiner Stellung, und ein Urtheil über seine Leistungen, auch Nachweisungen über sein Kanzleiwesen und endlich über die Quellen seiner Geschichte gegeben. Diese, so wie die bei den Urkundenauszügen eingestreuten Erörterungen und Bemerkungen werden vielfachen Nutzen gewähren, und jeden-

*) Hier ist die reichste archivalische Ernte zu machen auf der ganzen Erde: wann wird aber die Zeit kommen, und wo sind die Schnitter?

falls anregend wirken, auch wo man sich bewogen fühlen könnte, der Ansicht des Verfs nicht ganz beizupflichten. Da das Buch ein Nachschlagebuch sein soll, so sind einzelne Wiederholungen nicht vermieden, unter welche, wie der Verf. gesteht, selbst einige kleine Widersprüche sich eingeschlichen haben. Ein besonderes Register ist nicht beigegeben, da das ganze Buch in gewissem Sinne ein Register ist, und ein Geschichtsforscher oder ein Freund gründlicher Geschichte, wie zu rathen und zu erwarten ist, bald so vertraut mit demselben sein wird, wie ein guter Schüler mit seinem Schulbuche. Zum bequemen Citieren sind die Urkunden der einzelnen Könige am Ende mit Nummern versehen, so daß man z. B. angeben kann Reg. Rud. 69. — Berichtigungen und Ergänzungen verspricht der Verf. nachzuliefern, sobald sie sich hinlänglich gehäuft haben, um damit einige Bogen zu füllen, für deren Einfügung in den Band man am Schlusse vom Buchbinder einen Falz einlegen lassen kann. An Stoff zu solchen Nachträgen wird es dem fleißigen Verf. nicht fehlen. Das soll aber kein Vorwurf sein; im Gegentheil ist es mit dem aufrichtigsten Dank zu erkennen, daß uns schon jetzt eine so reiche Gabe beschert ist, wie kein Andern sie uns gewährt haben würde.

Als Grund, weshalb er sich zunächst diese Periode zur Bearbeitung ausgewählt habe, bezeichnet der Verf. die große Wichtigkeit derselben für das Gesamtschicksal der deutschen Nation. Ein anderer Band der Kaiserregesten (wir erwarten ihn mit Sehnsucht) soll die Staufer enthalten, einschließlich Manfred und Conradin. — Zur Orientierung entwirft der Vf. S. VI ff. der Vorrede in kräftigen Grundzügen eine Skizze der deutschen

Reichsgeschichte und ihrer Perioden und Phasen bis auf die neueste Zeit. Darauf weiter einzugehen scheint hier der Ort nicht zu sein. Nur das werde bemerkt, daß mit Recht nicht der Vertrag von Verdun, nicht der Tod Karls des Dicken, sondern die Erhebung des sächsischen Hauses auf den Thron als Anfang des zweiten Abschnitts bezeichnet wird; wir möchten sogar lieber mit diesem Ereigniß die deutsche Reichsgeschichte beginnen.

Schließlich machen wir aufmerksam auf die günstige, und zwar, wie es uns bedünkt, die wohl motivierte günstige Darstellung des K. Albrecht, gegen welchen Adolf desto mehr im Schatten steht. — Einzelne, scheinbare oder wirkliche, kleine Flecken des schönen Werkes zu rügen, halten wir für unwürdig, und überlassen alle Berichtigungen und Nachträge, die wir etwa geben könnten, dem Verf. selbst, der gewiß nicht aufhören wird, für die Verbesserung seiner Arbeit thätig zu sein. Großes hat er geleistet und noch ist Großes von ihm zu erwarten.

E. G. F.

K a r l s r u h e.

Verlag der Ehr. Fr. Müllerschen Hofbuchhandlung 1844 und 1845. Geschichte der Römischen Literatur von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. Dritte durchaus verbesserte und vermehrte Ausgabe. Erster Band, den allgemeinen Theil und die Poesie enthaltend. XXV und 521 Seiten in groß Octav. Zweiter Band, die Prosa, Nachträge und Register enthaltend. XI und 747 Seiten.

Plan und Anlage dieses äußerst brauchbaren Werkes sind auch in dieser dritten Ausgabe im

Ganzen unverändert geblieben, aber die Ausführung hat im Einzelnen wesentliche Veränderungen und namhafte Erweiterungen erfahren, so daß das Ganze jetzt in zwei Bände abgetheilt werden mußte. Namentlich ist der allgemeine Theil, besonders in allem, was den Ursprung und die Bildung der Sprache, so wie die Entstehung der aus der alt-römischen hervorgegangenen romanischen Sprachen, was die ganze Entwicklung und Gestaltung der römischen Literatur, die verschiedenen Bildungsanstalten und dgl. betrifft, vielfach umgestaltet und bereichert. Aber auch der folgende besondere Theil ist nicht leer ausgegangen, indem zumahl die Geschichte der ältern poetischen Literatur eine ungleich umfassendere Darstellung erhalten hat, vor Allen die dramatische Poesie, über welche inzwischen Welckers großes Werk und Untersuchungen anderer Forscher neues Licht vielfach verbreitet hatten. Kaum Eine Seite der ältern Ausgabe ist unverändert in die neue übergegangen, keine neue Erscheinung, so weit es nur immer möglich war, unbeachtet gelassen worden. Ein Gleiches gilt auch von dem zweiten, die Prosa umfassenden Bande, dem sehr umfangreiche Indices und reichhaltige Nachträge angehängt sind, zu denen namentlich M. Herk in Berlin viele interessante Einzelheiten beigefügt hat.

So ist denn die Brauchbarkeit dieses Werkes durch den rastlosen Fleiß des gelehrten Hrn Verfs wesentlich erhöht. Es ist ein Vortheil der rasch gefolgten neuen Ausgaben, daß Hr Bähr mit den neuen Forschungen hat Schritt halten können und durch die ämstigste Beachtung auch der verstreuten Beiträge sein Werk zu einem wahren Repertorium der neuen Resultate und Ansichten gemacht hat. Man kann das nicht zu hoch anschla-

gen, da weder der Einzelne alles Einzelne lesen noch auch überhaupt alle legenda herbeischaffen kann.

Es würde sehr überflüssig sein, unsern Leser über die Anordnung des Ganzen und über die Ausführung im Einzelnen zu berichten, da wir die frühern Ausgaben als bekannt voraussetzen dürfen. Auch bedarf ein Werk keiner weitern Empfehlung, das sich der Gunst des Publicums schon in seiner minder vollkommnen Gestalt in dem Grade zu erfreuen gehabt hat, daß seit 1828 drei Auflagen nöthig geworden sind. Ungemessener erscheint es, einige Nachträge zu gefälliger Beachtung vorzulegen und diesen und jenen Wunsch für eine folgende Ausgabe auszusprechen.

Vor allen Dingen wünschten wir, daß wirkliche Thatsachen schärfer von Vermuthungen geschieden und Vermuthungen nach dem Grade ihrer Probabilität strenger abgewogen werden möchten. Da ein Darsteller der Geschichte einer reichen Literatur unmöglich Alles selbst erforschen kann, so ist sehr nothwendig, daß er wenigstens die Resultate der gewissenhaften Disquisition nicht mit den vielen leicht hingeworfenen Hypothesen zusammenwirft. Hr Bähr läßt gern jede Vorstellung gewähren und scheint nicht überall die nöthige Unterscheidung des äußerst Wahrscheinlichen und des nur auf leerer Vermuthung Beruhenden getroffen zu haben. Die Versicherung der Vorrede, Hr Bähr habe wollen nur das, was auf positiver Grundlage ruht, geben, ist natürlich so zu verstehen, daß die Darstellung nur da dogmatisch ist, wo von Thatsachen die Rede ist, und daß Hr Bähr alle subjectiven Ansichten eben nur als solche darstelle. Allein hier scheint, wie gesagt, nicht immer das Rechte getroffen zu sein. So heißt es I, 125, Attius

Didascalica seien wahrscheinlich in Versen abgefaßt gewesen, und in der Note dazu heißt es schlechtweg, Osann wolle lieber bei dieser Schrift an Atejus denken. An poetischer Form der Schrift ist aber nach Gottfr. Hermanns Beweisführung nicht entfernt zu zweifeln und Osanns Irrthum wird von Osann selbst längst aufgegeben sein. — S. 271 wird Ciceros Pontius Glaucus 'wie es scheinen will, eine Bearbeitung eines Aeschyleischen Gedichtes' genannt. Der Ausdruck könnte leicht zu falscher Vorstellung von Aeschylos *Γλαῦκος Πόντιος* führen, der doch dramatisch war: Ciceros Gedicht war in Tetrametern geschrieben: er konnte den Stoff leicht auch aus andern Dichtern schöpfen. — S. 284 ist der Ausdruck 'was bei Ovid aus ältern cyprischen Gedichten geflossen ist' höchst unbestimmt. Man sollte denken, daß es mehrere ältere cyprische Gedichte gegeben habe, wovon doch das Gegentheil sicher ist. — S. 331 wird über Terentianus Maurus Lebenszeit die Annahme als die begründetste dargestellt, die ihn unter Nerva und Trajan stellt, während Lachmanns Beweis, der ihn ans Ende des dritten Jahrhunderts setzt, eben nur als eine andere Ansicht in die Noten verwiesen ist. Aber Lachmanns Gründe sind zwingend. — S. 404 'Daß Catullus außer den erhaltenen Gedichten noch andere verfaßt, läßt sich kaum bezweifeln.' Nach diesem kaum sollte man fast meinen, die Sache sei doch einmahl bezweifelt gewesen, während noch Bruchstücke genug vorhanden sind, die Lachmann zusammengestellt hat. — S. 443 heißt Propertius Geburtsort eben so ungewis, wie sein Zeitalter, indem sich mehrere Städte, wie Nevania, Ameria, Hispellum, Assisium um ihn streiten. In den Noten werden die Ge-

Lehrten genannt, die für eine oder die andere dieser Städte sich entschieden. Jetzt sollte aber nach Lachmann und Herzberg entschieden Aſſiſium der Vorzug gegeben werden. — S. 471 wird Sarpeſ gänzlich verunglückter Einfall über das Zeitalter und die Perſon des Calpurnius ſogar im Texte angeführt, ohne ein Zeichen der Mißbilligung. Ich verweiſe darüber auf meine Beurtheilung in dieſen Anz. 1842, St. 181 f. — S. 507. Die Ueberschriften der Epigramme Martials ſcheinen von ſpäteren Händen hinzugefügt. Das iſt die allerſicherſte Thatsache. — II, S. 616 wird Fulgentius de abſtrusiſ ſermonibus immer noch nicht als das waß das Ding iſt bezeichnet, nämlich eine ganz nichtſwürdige Fäliſchung, daß unwiderleglich erwieſen zu haben ein Verdienſt von Verſch iſt, deſſen ſcharffſinnige Aufdeckung deß kläglichen Machwerkß den Freund der römischen Literatur von einem unheimlichen Gaſte auf immer befreit. Auch über den ſo genannten Apulejus de orthographia hätte Hr Bähr ſich II, S. 619 vielleicht entſchiedener erklärt und Madvigß Beweisführung gebilligt, wäre ihm gegenwärtig geweſen, daß Merkel Prolegg. Ovid. Ib. p. 383 ſq. darin ein Machwerk deß Cölius Rhodiginuß nachzuweiſen ſich nicht ohne Probabilität bemüht hat. Ueberhaupt aber ſcheinen Merkelß eindringende Unterſuchungen über Ovidß Faſten u. ſ. w. nicht ganz nach Gebühr berücksichtigt zu ſein. Selten vermißt man freilich bei dem ſo ſehr beſeſenen Hrn Wf. die Benutzung bedeutenderer Forſchungen, aber doch hin und wieder. So iſt z. B., wenn ich mich recht erinnere, nirgend weder in der Einleitung noch in dem Abſchnitte über die Anfänge deß Drama auf Klenzeß ſchönen Auffaß ‘zur Geſchichte der altitaliſchen

Völkstämme besonders nach den Ueberresten ihrer Sprache' in den von Lachmann herausgegebenen Abhandlungen Rücksicht genommen, obschon es namentlich I, §. 34 wünschenswerth gewesen wäre, Klenzes Auffassung der bekannten Nachricht des Strabo über die oescische Mundart der Atellanen nicht übergangen zu sehen. — S. 204 werden als ungewisse und durchaus nicht näher bekannte Mimographen genannt Calpurnius, Callimachus, Flaccus Tibulus, Lucillius, Publilius, Rammachius. Dazu wird auf Bothes Poett. Scenic. p. 271 sqq. verwiesen. Aber ein Blick auf Bothes Angabe lehrt, daß sämtliche Dichter zu Mimographen aus bloßem Irrthum gemacht sind. Fast alle sind lediglich aus Fulgentius Lugschrift genommen, übrigenß von Bothe nur als scenici poetae, nicht als Mimographen bezeichnet. Calpurnius wird in Phronesi comoedia citiert, worüber Versch S. 54 richtig urtheilt; Callimachus heißt jetzt Lysimachus und auch er ist eine vom Fulgentius rein erdichtete Person, s. Versch S. 62, der auch den Flaccus Tibulus S. 50 vernichtet hat; Lucillius lautet jetzt Lucretius comicus in Nummolaria, s. Versch S. 77; Publilius ist aus Nonius S. 133. Merc., wo schon Junius den Turpilius erkannt hat; endlich Pammachius (Rammachius ist Druckfehler), der in codd. auch Palmatus heißt, ist gleichfalls ein Fignent des Fulgentius, s. Versch S. 56. — S. 290 konnte für Lactantius als Verfasser des Phoenix noch eine alte Anführung in Haupts Ovid. Haliut. p. XXVIII. benutzt werden. — Hinsichtlich des Incertus de figuris stimmt Hr Bähr S. 323 den Gelehrten bei, welche, wie noch neuerdings Fröhlich, die Entstehung des wunderlichen Nachwerks etwa um das Jahr 735 u. c. setzen. Fr.

Haases entgegengesetzte Annahme einer weit spätern Abfassung und eines affectierten Archaismus erwähnen die Nachträge. Gleich nach der Herausgabe des Gedichts schrieb mir auch Dübner, er habe beim ersten Lesen den Eindruck eines Zeitgenossen des Fronto zu verspüren geglaubt. Ich behalte mir eine nochmalige Prüfung vor und bemerke hier nur, daß es ein Versehen ist, wenn Hr Bähr in der Note angibt, ein Abdruck sei auch von C. C. Struve zu Görlitz 1842 erschienen. Dieser Gelehrte hat im Programm von 1841 allerdings *Incerti auctoris versus heroici de figuris et de prosodia fragmenta* aus einer Görlitzer Handschrift abdrucken lassen. Diese gehören aber einer ganz spätern Zeit des Mittelalters an und belegen den fortdauernden Geschmack desselben an solchen versificierten Compendien. Der Anfang lautet:

Clausas dissimiles ligat una voce syllepsis:
 In te, Christe, salus, in te sunt prae-
 mia nostra.
 Tum colectivo iunctam plurale syllepsin
 Assignat. Aliqui: plebs ista parant
 equitare.

Daß, wie S. 514 gesagt wird, die *poetae scholastici* erst wahrscheinlich ins zwölfte Jahrhundert fallen, ist eine Unmöglichkeit, da sie in Handschriften des neunten bereits vorkommen. — Nach II, 703 ist die edit. Ferrariens. 1471 des *Martialis* zweifelhaft. Ich habe sie aber selbst in Händen gehabt und die Lesarten der allerdings nur in wenigen Exemplaren bekannten Ausgabe in meinem *Martialis* vollständig mitgetheilt.

Doch genug dieser unbedeutenden Einzelheiten,

die Unterzeichnetem beim Lesen des Werks eingefallen sind. Ein fernerer Wunsch für eine neue Ausgabe wäre der, in der Charakteristik der Zeitalter und Schriftsteller das zu Unbestimmte und Allgemeine mehr und mehr aufzugeben und Licht und Schatten des Gemähldeß gleichmäßiger zu vertheilen. Der Raum gestattet nicht, einzelne Ausstellungen der Art hier anzuführen: ich verweise z. B. auf die Schilderung des jüngern Plinius II, 346 oder auf das über das neunte Buch von Lucilius Satiren I, 343 Bemerkte: 'Darin kam Einiges über Orthographie vor, aber auch Anderes, was auf Habsucht, Bucher und dgl. sich bezieht; wie denn der Inhalt der einzelnen Bücher sich nicht auf einen Gegenstand beschränkt, sondern Verschiedenartiges enthalten haben mag.'

Sodann scheint uns der Werth des Buchs noch erhöht werden zu können durch einen wörtlichen Abdruck der Hauptquellen selbst. Allerdings gibt Hr Bähr meistens die Stellen der Alten in den Noten an, doch wünschten wir eine noch größere wörtliche Mittheilung. Hingegen möchten Wenige die stäten genauen Verweisungen auf nunmehr veraltete allgemeine Hilfschriften vermissen.

Endlich wünschten wir, daß der verehrte Hr Vf. gewisse kleine Mängel der Darstellung, namentlich provincielle Ausdrücke, wie das oft gemißbrauchte immerhin, allerdings, selbst künftig meiden möchte. Ich erlaube mir, einige Proben anzuführen, die jenen Wunsch entschuldigen werden. I, 25. 'bei der Unsicherheit und Schwanken'; 79. 'eine eigenthümliche Bedeutung und Werth'; 321. 'in welchen (Spielen des Witzes) sonst Ovidius sich so wohl gefällt, hier aber sie unterlassen hat';

382. 'Der Keim des Guten, der unter Vespasian und Titus aufzublühen schien, ward bald durch Domitianus wieder erstickt; bis mit Trajanus und Hadrianus eine bessere Zeit aufzublühen begann'; 384. 'Art von Abhandlungen, gerichtet und gewidmet einzelnen Freunden des Dichters'; 390. 'ein Aufenthalt des Dichters in Aegypten, den er aus andern Gründen dort gemacht hat'; 403. 'Als Dichter hat sich Catullus auf verschiedene Weise in der Poesie versucht'; 430. 'die Grundlage, auf welcher die Elegie hätte wurzeln können'; II, 176. 'ohne daß wir die Grundsätze kennen, — und überhaupt nicht wissen' u. s. w. 567. 'von größerer Ausdehnung und Umfang.' Schaden solche kleine Nachlässigkeiten der Hauptsache auch nicht, so wünscht man sie doch lieber weg.

Druck und Papier sind ganz vorzüglich: Druckfehler im Ganzen nicht erheblich. Ich will auf einige hinweisen. S. 118, Anmerk. 11. lies *petita* statt *posita*; 120, 9 *mentibus* st. *in mentibus*; 126 *Nieberding* st. *Wiebeding*; 139 steht *Phylargyrius*; 159 lies *Asinaria* nach dem *Ὀναγρός* st. *ὄναγρός*; 359 *Echthlypsen*; 418. 420 und 502 lies *Erotopaegnia* statt *Eratop.*; II, 688 steht öfter *Ihre* statt *Ihne*; 602 'Servius Commentar zur *Georgica*'; 698 *profaische* st. *poetische* u. s. w.

Wie rasch die frische Forschungslust unserer Zeit weiterdringt, zeigen die in Jahresfrist nothwendig gewordenen Zusätze. Schon jetzt würde Hr Bähr manche Partien seines Werkes nicht unbedeutend erweitern und vervollständigen können, wie z. B. durch Ritschls meisterliche Abhandlungen über *Plautus* und *Terentius*, Bergks Erörterungen zu dem

interessanten Anecdoton Parisinum über die notae, wodurch namentlich Bal. Probus kritisches Verfahren in ein helleres Licht tritt. Sollte es nicht gewiß im Sinne vieler Freunde der Literatur sein, wenn der Hr Verf. sich entschlösse, von Zeit zu Zeit Nachträge bekannt zu machen, wodurch er sich selbst die Arbeit bei einer sicherlich nicht ausbleibenden neuen Ausgabe sehr erleichtern würde.

F. W. S.

U I m.

Wohler'sche Buchhandlung 1843. Die Entwicklung der deutschen Sprache vom vierten Jahrhundert her bis auf unsere Zeit. Ein Beitrag zur deutschen Phonologie von Max Woher. VIII und 84 Seiten in Octav.

Die Haupttendenz des genannten Werkes ist, so viel Ref. sehen kann, die, an der Entwicklung des Deutschen den allgemeinen Satz zu erörtern, daß die Sprache durch ein zunehmendes Streben nach Wohl laut und bequemer Kürze mit der Zeit immer fügsamer und geschmeidiger werde. Dieser Satz ist im Allgemeinen richtig, und es verlohnte sich auch wohl der Mühe an der deutschen Sprache nachzuweisen, wie der Sinn für Wohl laut Umänderungen der sprachlichen Formen hervorgerufen hat; jedoch können wir die Art und Weise der Begründung und Ausführung, welche Hr Woher in seinem Buche befolgt hat, nur eine einseitige und fehlerhafte nennen, der noch dazu Klarheit der Darstellung gebricht. Anstatt die Wohl lautsgesetze der deutschen Sprache aus den einzelnen Resultaten der historischen Grammatik zu erweisen, hat er einer vorgefaßten und nicht in

jeder Hinsicht geltenden Theorie zu Liebe den sichersten Ergebnissen der Sprachforschung widersprechen, ohne doch seine Meinung anders als durch Berufung auf allgemeine Sätze erweisen zu können. Wie wenig aber mit einem solchen Verfahren ausgerichtet wird und zu welchen Irrthümern es verleitet, mag man daraus sehen, daß der Vf., auf die allgemeine Annahme sich stützend, daß Gothische habe noch eine uns ungewohnte Wölle und Breittönigkeit seiner Formen gehabt, präsumiert, daß in dieser Sprache die Anzahl der Längen die der Kürzen überwog. Nach ihm haben wir ein gothisches langes *â, î, û* anzunehmen; selbst das *a* der Präterita *nam, stal* u. a. ist ihm eine bedeutende Länge; daneben wird jedoch auch ein kurzes gothisches *e* und *o* vertheidigt (vgl. S. 18. 19. 21. 27) — wovon die Grammatik bisher gerade das Gegentheil gelehrt hat. Nach S. 66 beruhen die grammatisch verschiedenen mittelhochdeutschen Formen *drîe* und *driu*, *alle* und *elliu*, *schoene* und *schöne* nur 'auf einem bequemen organischen Formenwechsel, auf einem bequemen Sichgehnlassen nach den Einflüssen des lautlichen Elements' und dgl. Wenn solche Behauptungen zu dem Schlusse berechtigen, daß der Verf. über dem Studium der Phonologie die Grammatik vernachlässigt habe, so möchten wir ihm zu bedenken geben, daß die Phonologie sich auf der Grammatik aufbauen muß und von derselben unzertrennlich sein soll, wenn sie klare und sichere wissenschaftliche Resultate gewinnen will, welche das angezeigte Werk nicht darbietet.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

124. Stück.

Den 4. August 1845.

L e i p z i g,

bei Fr. A. Brockhaus 1844. Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ordentl. Prof. der Philos. an der Universität zu Leipzig. XVIII und 574 S. in Octav.

In nicht minderem Grade als die übrigen theoretischen Theile der Wissenschaft hat auch die Ethik im Wechsel der letzten philosophischen Systeme sehr verschiedenartige Bearbeitungsweisen erfahren. Das vorliegende Werk fordert zu einer vergleichenden Betrachtung dieser verschiedenen Standpunkte und des Gewinnes, den sie gebracht haben, um so mehr auf, als es neben der Durchführung einer Ansicht, für deren gewandten und scharfsinnigen Anhänger der Verf. seit längerer Zeit bekannt ist, sehr kenntlich eine Polemik verfolgt, die, wie es uns scheint, mit voller Berechtigung zwar gegen eine große Masse leichtsinniger Gedanken gerichtet werden kann, aber doch Manches zu gering schätzt, was aus dem im Ganzen ziemlich wüsten Treiben der letzten philosophischen Zeit gerettet zu werden verdient. Her-

barts Darstellung der Grundlehren seiner practischen Philosophie, in ihrer Kürze und der lebendigen Frische originaler Conception zu imponierend, als daß sie durch des Verfs zwar höchst sorgsame aber etwas breite Wiederholung beträchtlich gewinnen könnte, ist ohne Zweifel auch als ein wohlthätiges Ereignis in der Entwicklung der Ethik zu betrachten, und der Vortheil, den eine unbefangene, selbst durch diejenigen Voraussetzungen, die man wirklich machen zu müssen scheint, noch unbefangene Betrachtung der ethischen Verhältnisse haben mußte, ist um so mehr anzuerkennen, als wir anderseits einem solchen Unternehmen die Bezeichnung zu der Polemik nicht zugestehen können, die sich auch durch dieses vorliegende Werk hindurchzieht. Der Verf. erklärt übereinstimmend mit Herbart in der Vorrede, hauptsächlich die Unabhängigkeit des ästhetischen und ethischen Urtheils von jeder theoretischen Speculation begründen zu wollen, und auf den Beifall Derer zu verzichten, die nur in Schellings und Hegels Systeme einen Fortschritt zu finden gesonnen sind. Ich meine indessen, daß auch der Beifall dieser den Bestrebungen des Verfs gar nicht zu entgehen braucht, wenn nur er selbst nicht versuchte, in seiner Betrachtungsweise alle übrigen zu absorbieren. Es ist allerdings wahr, daß Hegel nirgend eine ähnliche Lehre von ethischen Ideen und Musterbildern aufgestellt, aber in der That doch gewis nicht deswegen, weil er etwa überzeugt gewesen wäre, daß innere Freiheit, Wohlwollen, Billigkeit u. s. f. die Richtschnur menschlichen Handelns nicht sein sollten, sondern nur deswegen, weil er es für unnütz hielt, das ausdrücklich zu lehren, was Keinem entgeht, und weil er meinte, daß aus solchen unmittelbaren ästhetischen Urtheilen des Gewissens,

wenn man sie in derselben Unmittelbarkeit auffaßt, mit der sie sich aufdrängen, theoretisch Nichts weiter werden kann. Wir mögen von Hegels Standpunct ganz gern zugeben, daß eine unbefangene Besinnung uns zeigt, wie der Inhalt jener ästhetisch-ethischen Urtheile ganz unabhängig von jeder theoretischen Speculation in seiner Gültigkeit erkannt werden kann; ist er aber auch deswegen ohne Zusammenhang mit dem, was die theoretische Philosophie über die Verknüpfung des Seienden und die Anordnung der Welt lehrt? Und worin besteht nun eigentlich das Geschäft der speculativen Philosophie? Darin, auf besonnene empirische Weise nur den Thatbestand jener innerlichen Gesetzgebung oder jener sittlichen Urtheile heraus zu arbeiten, oder darin, das was zu Gunsten aller sittlichen Entwicklung sich im Bewußtsein ohne seine Vermittlungen darstellt, in seinem Zusammenhange mit theoretischen Voraussetzungen aufzuzeigen, und dadurch zwar nicht seine Gültigkeit und Verbindlichkeit zu stützen oder zu vermehren, wohl aber die vernünftige Uebereinstimmung der sittlichen und natürlichen Welt aufzusuchen? Hegel entschied sich für das Letzte, und obwohl er einer Darstellung, wie die Herbarts, etwas wesentlich Widerlegendes nicht entgegensetzen könnte, so würde er doch den Standpunct, den sie wählt, trotz aller seiner unbestreitbaren Nützlichkeit wesentlich nur für den außerphilosophischen gelten lassen können. Und in dieser Hinsicht gestehe ich, daß mich weder Herbarts noch Hartensteins Darstellung vom Gegentheil überzeugt hat. Die Ethik, wo sie den Zusammenhang mit metaphysischer Theorie verschmähete, ist immer in Gefahr gewesen, in einen unspeculativen Predigtton zu verfallen; was sie davor behütete, ist die Unabweisbarkeit, mit der

sich bei Betrachtung sittlicher Gegenstände all-
 hand metaphysische Fragen nach der Einrichtung
 aufdrängen, durch welche die Welt und der Lauf
 ihrer Erscheinungen ein vernünftig angeordneter
 Schauplatz für das sittliche Leben werden kann,
 dessen Musterbilder in ihrer strengen Giltigkeit frei-
 lich auch ohne alle Speculation erkannt werden
 können. Wenn wir daher auch gern anerkennen,
 daß eine deutliche und klare Auseinandersetzung des
 Thatbestandes der sittlichen Primitivurtheile eine
 vortreffliche, vielleicht unentbehrliche Vorarbeit für
 das Gedeihen der Ethik sein mag, so ist uns doch
 unbegreiflich, wie eine solche Tendenz alle Bedürf-
 nisse bei Seite setzt, die in Hegels Philosophie zu
 einer allerdings sehr mangelhaften Befriedigung
 gekommen, aber doch festgehalten worden sind, und
 woher sich die Bitterkeit schreibt, mit welcher diese
 Polemik von Seiten der Herbart'schen Schule nicht
 selten geführt wird. Wenn ich recht sehe, meint
 Hegel, daß die Nothwendigkeit, durch speculative
 Betrachtung den unmittelbaren Aussprüchen des
 Bewußtseins zu Hilfe zu kommen, nur da bestehe,
 wo es sich darum handelt, den Phänomenen der
 Sittlichkeit in dem Ganzen der Welt ihre Stelle
 und ihre Bedeutung anzuweisen, eine Betrachtung,
 die noch nichts zu thun hat mit der apodiktischen
 Giltigkeit der ethischen Urtheile für unser sittliches
 Leben, nur daß sie den Trost enthält, zu zeigen,
 daß wir nicht durch eine innere Stimme beherrscht
 werden, für deren Befolgung die Welt nicht
 geschaffen wäre. Gewis beabsichtigte Hegel nie
 eine practische Philosophie, die den Menschen
 lehren soll, was er zu thun habe, in der Ueber-
 zeugung, daß für jede einzelne Gelegenheit zu ei-
 ner Handlung eben jenes unmittelbare sittliche Ur-
 theil zur Norm des Willens hinreicht, daß aber

im Ganzen die Lenkung des eigenen Lebens aus der Betrachtung des Weltlaufs leicht sich die nöthigen Vorschriften ziehen könne, die Lenkung der Ereignisse aber nicht dem weltverbessernden Verstande des Einzelnen überlassen werden kann, sondern der Entwicklung einer umfassenderen Idee gemäß erfolgt. Gerade diese Meinungen sind häufig der Gegenstand sehr ungerechter Angriffe geworden. Herbart hat ohne Zweifel sehr gut gewußt, was er wollte; ob er auch gewußt, was Andere wollen, darf man nach der allgemeinen Phytognomie seiner Polemik bezweifeln. Schon er hat gegen Hegels vielberühmten Satz, daß das Vernünftige wirklich, das Wirkliche vernünftig sei, jene mißverständlichen auch vom Verfasser wiederholten Einwurfe vorgebracht, die nur begriffen werden können, wenn man den andern Satz unterschiebt, daß was gut sei, gethan werde, und was gethan werde, gut sei. Und doch ist es einleuchtend, daß Hegel Nichts mit seinem Satze sagte, als das, was jede christliche Predigt eben so gut wiederholen kann, daß nämlich alles was ist und geschieht, in dem Plane einer vernünftigen Idee seine Stelle hat, sei es als ein Gut oder als ein nothwendiges Uebel. Nur die Vernünftigkeit in jenem dialectischen Sinne, der ihm eigenthümlich ist, schrieb Hegel allem Geschehenden zu, weit entfernt, sie mit ethischer Billigung zu verwechseln. Mag nun auch mit diesem Satze Mißbrauch genug getrieben worden sein, so fällt Hegel doch nur dies zur Last, über das nothwendige Eingehen jenes schlimmen Elements in die Entwicklung der Idee sich nicht hinlänglich gerechtfertigt zu haben, gewiß aber nicht dies, eine Lehre aufgestellt zu haben, für welche, wie Herbart einmahl mit sehr übel angebrachter Emphase sagt, glücklicherweise die sitt-

liche Kraft der Zeit noch nicht schlaff genug geworden wäre.

Die Verbindung der Metaphysik mit der Ethik ist der Boden, auf dem manche Kämpfe bisher geführt worden sind, und auf dem Herbart die Nothwendigkeit späterer nicht erspart zu haben scheint. Aber die Begriffe über die Art dieser Verbindung sind verschieden und sie mögen manche Misverständnisse veranlaßt haben. Man pflegt zuerst häufig zu erwähnen, daß das Sein keine Hindeutung irgend einer Art auf ein Sollen enthalte. Ich glaube nicht, daß diesen Satz Jemand leugnen wird, aber sehe eben so wenig, welches Gewicht er in die Wagschale werfen soll, besonders da ja umgekehrt jene Verknüpfung der Ethik und Metaphysik sich vielleicht noch mehr auf eine Hindeutung stützt, die in dem Sollen auf ein Sein hinweist. Abgesehen davon aber enthält der Begriff des Seins analytisch in der That gar keine solche Hindeutung, so daß eine ganz interesselose, jeder Werthschätzung baare Vernunft in ihm die Nothwendigkeit einer idealen Ordnung freilich nicht erkennen kann. Allein es gibt auch synthetische Hindeutungen, wenn wir so sagen wollen, d. h. solche, die nicht in dem Begriffe des hindeutenden Gliedes allein liegen, sondern, mit Herbart zu reden, sich in einem ästhetischen Urtheile zwischen zwei Beziehungspuncte einstellen. Nicht allein das Widersprechende in logischem Sinne, sondern auch das Absurde hat die Philosophie zu vermeiden; dies letztere aber besteht in seiner eigentlichsten Natur darin, selbst, wenn es logischen Gesetzen genug thut, doch durch die Consequenzen eines ästhetischen Urtheils verworfen zu werden. Welches System auch immer Metaphysik und Ethik verbunden hat, der Grund seiner Ueberzeugung war gewis kein Syllogismus logischer Art, sondern ein un-

mittelbares ästhetisches Urtheil, das einen Gedanken verwarf, weil er absurd schien; den Gedanken einer solchen realistischen Grundlegung nämlich, die an sich bloß durch formelle, nicht auch durch ästhetische und sittliche Begriffe beschränkt ist. Der Realismus Herbarts ist der Ansicht, daß Alles, was geschehe, aus dem zu erklären sei, was ist; was aber sei, sei ganz einfach, und alles könne sein, was nur gewissen formellen Bedingungen der Einfachheit, Positivität, Relationslosigkeit entspreche. Was die Verhältnisse zwischen diesen Seienden betrifft, so seien sie ihnen gleichgiltig, und wovon sie sonst abhängen sollten, zeigt sich auch nicht. Dem entgegen behauptet jene andere Ansicht: allerdings beruhe das Zustandekommen aller Ereignisse auf der Natur des Seienden und den Gesetzen, nach denen dies ein für allemahl wirken kann; als seiend oder vielmehr sein könnend aber dürfe man nicht alles das betrachten, was lediglich jenen formellen Bedingungen genug thut, sondern so viel, solches Seiende und solcherlei Beziehungen zwischen den Dingen dürfe man allein annehmen, als gleichzeitig von dem Gegebenen der Erfahrung und den Bestimmungen einer höheren Idee gefordert werden, die um ihres eignen werthvollen Inhalts als das vor Allem zu Realisierende angesehen werden muß. Dies ursprüngliche Passen des Gegebenen zu dem Sollenden, die Harmonie zwischen dem Thatbestande des Seienden und den Forderungen der Idee scheint der Gedanke zu sein, in dem die verschiedenartigen diesseitigen Systeme zusammenstimmen. Wie jene Harmonie hergestellt sei, oder durch welche Identität des Idealen und Realen man sie sich weiter vorstellen will, überhaupt alle weiteren metaphysischen Fragen, zu denen jene Grundüberzeugung Veranlassung gibt, sind Gegenstände, über welche jedes System in seiner eigen-

thümlichen Weise denkt und irren mag; dem Realismus Herbarts gegenüber ist es jedoch gar nicht nöthig, auf sie einzugehen; vielmehr können wir ihm, der das ewige Dasein, die absolute Position der Dinge festhält, entgegenen, daß jene Ueberzeugung einer solchen Ansicht sich anzubequemen auch im Stande sei. Weit entfernt, etwa die Idee des Guten als eine Substanz zu betrachten, aus der die Dinge gemacht werden, verlangt sie nur zu den Bedingungen, welche ein solcher Realismus für die Möglichkeit der Ertheilung einer absoluten Position macht, noch eine Beschränkung hinzuzufügen; daß nämlich mit demselben Rechte, mit dem eine mit der Idee nicht übereinstimmende Anordnung der Beziehungen zwischen den Dingen angenommen werden kann, jedenfalls ohne größere Schwierigkeit eine mit ihr übereinstimmende angenommen werde. Eben deswegen aber, weil diese Ansicht auf einem ästhetischen Urtheile beruht, wird sie sich so wenig als die Realität der ethischen Ideen selbst Jemanden andemonstrieren lassen. Hiermit ist freilich nur ein sehr unbestimmter Grundgedanke gegeben, allein es kam uns nur darauf an, ein Bedürfnis hervor zu heben, welches in Hegels Lehre hat befriedigt werden sollen; so weit wird hoffentlich Niemand diese Ansichten mißverstehen, um mit dem Verf. sie demjenigen überlassen zu wollen, dem alles Bestehende in einem sehr rosenfarbenen Lichte erscheint. Denn wenn wir ein Füreinanderpassen des Seienden und des Sollenden annehmen, so ist damit freilich noch keine Identität des Guten mit dem Wirklichen ausgesprochen, noch sollen die ernstesten und schwierigsten Fragen, die sich hier anknüpfen lassen, damit im Voraus niedergeschlagen sein.

(Fortsetzung folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

125. 126. Stück.

Den 7. August 1845.

Leipzig.

Fortsetzung der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Auch hier hätte eine billigere Berücksichtigung des Sinnes, in welchem Hegel seine Ausdrücke gefaßt wissen wollte, gleichviel ob passend oder unpassend, ihm manchen ungeredeten Vorwurf ersparen können. Wo er von der Vortrefflichkeit des Wirklichen sprach, galt ihm als wirklich nicht jedes speciell Vorhandene, sondern die allgemeinen stabilen Formen geistiger und natürlicher Ereignisse, so wie das Historische in so weit, als es sich in größeren Massen der Entwicklung der Idee und ihren Momenten anzupassen schien. Dies sind ungenaue Begriffsbestimmungen, ohne Zweifel; allein es ist ein Unterschied, ob man Hegel den Vorwurf logischer Ungenauigkeit macht, oder ob man alle Gehässigkeit sittlich verworrener Ansichten auf ihn häuft.

Bei dieser allgemeinen Verschiedenheit der Ideen, die Hegel und Herbart verfolgen, kann es uns

nicht wundern, aber leid thun, wenn der geehrte Verf. in dem ersten Abschnitte seines Buchs, der der Entwicklung früherer Ansichten über Ethik gewidmet ist, die vielen Ausstellungen, die sich ohne Zweifel mit Recht gegen Hegel machen lassen, durch ein nicht ganz ruhiges Mißverstehen auch noch um solche vermehrt hat, die ihn nicht treffen, wenigstens dann nicht, wenn man Hegels eigene wissenschaftliche Gesinnung seinen Ausdrücken interpretierend zu Grunde legt. So bezeichnet es der Verf. als eine Taktik Hegels, dem ersten besten Gemüthszustande den Namen z. B. der Tugend beizulegen, um ihn dann als einen Gegner aus Lumpen und Stroh nieder zu schlagen, und bezieht dies auf die Art, wie Hegel in der Phänomenologie von einer Stufe der sittlichen Idee zu einem andern Momente übergeht. Diese Uebergänge mögen nun sehr viele Mängel haben, aber eine Unredlichkeit der Art liegt Hegels Verfahren nicht zu Grunde. Bei ihm geht dem Geiste seiner dialectischen Methode nach jede frühere Stufe der Idee deswegen unter, weil sie zwar an sich das Wahre ist, aber in ihrer inneren expliciten Gliederung es noch nicht so tadellos organisiert ausdrückt, daß es nicht in Gefahr wäre, in sein Gegenteil umgedeutet zu werden. So wie das erste Sein seiner Logik in der That das wahrhafte Sein meint, aber diesen Inhalt nicht genug durch abwehrende Merkmale bestimmt und daher sich nicht von dem Nichts unterscheiden kann, so mag auch eine Stufe der sittlichen Idee, wenn ein Bewußtsein, wie das des Verfs., einstweilen ergänzend die fehlenden Bestimmungen festhält und sie vor dem Uebergang in ein Gegenteil behütet, wirklich als etwas Werthvolles feststehen; aber in ihrem eignen Inhalt ist sie diesem labilen Zustande ausgesetzt, und deswegen

wird der Fortschritt zu einer höheren Idee eingeleitet, nicht weil die frühere Stufe in ihr häßliches Gegentheil umschlagen müßte und nichts weiter als dies verkappte Gegentheil selbst wäre, sondern weil die Gefahr und Möglichkeit dieses Uebergangs hinweg geräumt werden soll. So kann es allerdings dem Verf. scheinen, als mache Hegel jede Stufe der sittlichen Ausbildung mit Gewalt schlecht, weil nur der mögliche Uebergang zum Schlechten, nicht aber auch das mögliche Fortbestehen des Guten eine Aufforderung zu weiterem Fortschritt enthält.

Nicht minder unbillig erscheinen uns des Verfs Worte, welche die Methode Hegels für einen bloßen Machtspruch erklären, der willkürlichen Phantasien den Schein einer wissenschaftlichen Berechtigung anzuwingen soll, S. 138. Dies ist weder der geschichtliche Ursprung der Methode noch ihr Zweck. Wie wenig auch die Methode als solche taugt, ein Thema, das jetzt doch wohl bis zum Ekel abgehetzt ist, so wäre es doch neben diesem gerechten Verwerfungsurtheil billig gewesen, auch der überwältigenden Anschauungen zu gedenken, die Hegel dazu verführten, sie für eine Methode zu halten. Freilich sagt der Vf., eine Methode, die in dem Widersinne den eigentlichen Ausdruck des speculativen Wissens finde, lasse keine Widerlegung zu, aber bedürfe auch keiner. Allein er ist nicht glücklich darin, daß er diesen sehr strengen Richterspruch auf eine Stelle Hegels basiert, die er so anführt: das speculative Denken besteht nur darin, daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich fest hält. Werke IV. S. 69. So lautet freilich die citierte Stelle nicht, die weder den Accent auf jenes fest legt, noch überhaupt hiermit zu Ende ist. Hegel sagt: 'das speculative Denken besteht nur darin,

daß das Denken den Widerspruch und in ihm sich selbst festhält, nicht aber, daß es sich, wie es dem Vorstellen ergeht, von ihm beherrschen, und durch ihn sich seine Bestimmungen nur in andere oder in Nichts auflösen läßt.' Man sieht wohl, daß der vom Verf. weggelassene Nachsatz dem Ganzen die entgegengesetzte Bedeutung von der gibt, die der Vf. ihm unterlegt, indem offenbar nicht das Festhalten, sondern das Sich selbst im Widerspruch bewahrende Festhalten das Eigenthümliche des Speculativen ausmachen soll. Abgesehen jedoch von diesen minutiösen Ausstellungen, weiß der Verf. ohne Zweifel, daß Hegel, welchen Werth er nun auch immer auf den Widerspruch gelegt haben mag, doch weit davon entfernt gewesen ist, jeden Widerspruch hoch zu achten, bloß weil er einer ist, oder gar den Widersinn, wie der Verf. ihm nicht sehr freundschaftlich unterschiebt. Es ist daher zu beklagen, daß der Verf. gerade in der Beurtheilung dieser Hegelschen Ansichten so Manches übertreibt, und mit einer zu hastigen Polemik eine schlimme Seite an dem hervorkehrt, was bei ruhigerer Betrachtung sich leicht zurecht legen ließe; und wenn er, wie oben bemerkt, von Hegel sagt, daß er öfters sich einen Gegner aus Lumpen und Stroh zusammensetze, um ihn leichter niederzuschlagen, so fürchten wir, daß er mit Unrecht die Ansichten dieser Schule so sehr gering schätzt, als könnten sie trotz der vielfachen Mangelhaftigkeit ihrer Ausführung durch eine so ungenaue Beleuchtung in ihr Nichts zurückgeschleucht werden. Von den übrigen Versuchen, Ethik wissenschaftlich zu begründen, hat der Verf. eine vielfach belehrende und ruhigere Darstellung gegeben; doch können wir vielleicht nur von der Kantischen Lehre sagen, daß er ihr völlig gerecht gewesen sei; für Fichte, Schleiermacher,

Schelling hat er ein scharfes Auge für ihre Fehler mitgebracht, ohne, da man hier freilich oft den Willen für die That nehmen muß, diesem erstern wenigstens alle billige Berücksichtigung widerfahren zu lassen.

Gehen wir nun mit dem Verf. zu der Darstellung der ethischen Ideen über, die das zweite Buch enthält, und zwar zunächst zu der der ursprünglichen, so ist zwar nicht zu besorgen, daß unser ethisches Urtheil des Beifalls oder der Mißbilligung in Bezug auf die angeführten Willensverhältnisse von dem des Verfs abweichen werde, denn in der That sind alle diese Gegenstände so einfach, daß ihre Darstellung, eines demonstrativen Beweises eben so unbedürftig als unfähig, sich getrost auf die entgegenkommende unmittelbare Zustimmung Aller berufen darf. Aber andere Befürchtungen liegen näher. Es kommt hier nicht allein auf die Richtigkeit jener Musterbilder an, sondern auch darauf, daß sie vollständig alle einfachen Verhältnisse umfassen, die ein sittliches Urtheil rege machen; daß sie ferner unter einander keine weitere Zurückführung gestatten, sondern jedes sich als ein eigenthümlicher Gegenstand ethischer Beurtheilung den übrigen nur coordiniere; endlich müssen wir wünschen, daß jedes dieser Musterbilder nicht nur von der Beziehung auf einen bestimmten Fall der Anwendung losgelöst erscheine, sondern auch, daß als die Beziehungspuncte und die Beziehungen, durch welche das sittliche Urtheil erregt wird, solche auftreten, an deren eigenthümlicher Natur dieses Urtheil in der That haftet, nicht aber solche, an denen es nach einer leicht entstehenden Illusion deswegen nur zu haften scheint, weil sie nothwendige abstracte und formelle Voraussetzungen jener concreten und inhaltvollen Verhältnisse sind, die ver-

möge ihres Inhalts, aber nicht allein vermöge jener abstracten Gestalt ihres inneren Gefüges zu einer sittlichen Beurtheilung auffordern. Dieser letzte Punct wird sich später weiter erklären, in allen drei Hinsichten aber scheinen sich uns gegen Herbarts Ideenlehre und gegen deren Modification durch den Verf. Schwierigkeiten zu erheben, denen nicht überall durch die von ihm selbst im Voraus getroffenen Vorkehrungen Abhilfe geleistet wird.

Was zuerst die Idee der inneren Freiheit betrifft, so wird wohl jeder Leser, der die etwas wortreiche Einleitung durchgelesen hat, und nun zur Betrachtung dieser Idee übergeht, eine Art getuschter Erwartung empfinden. Er hatte gehofft, hier einen neuen Inhalt zu finden, aber er begegnet demselben, den er in der Einleitung dargelegt gesehen hat. In der That ist die Idee der inneren Freiheit keineswegs eine den übrigen practischen Ideen coordinierbare Idee, sondern sie ist der Ausspruch der Basis, auf der alle sittliche Beurtheilung beruht; und daher kommt es, daß ihre Darstellung nur die Gedanken der Einleitung wiederholen kann. Dort bereits wurde behauptet, daß überhaupt nur ein Wille, der weiß, was er will, sittlicher Beurtheilung unterliegen kann, und daß diese undenkbar ist, wofern nicht ein absolut normierendes Urtheil über den Willen, eine innere ethische Gesetzgebung, diesem seinen Werth bestimme. Wenn nun die Idee der inneren Freiheit nur darin besteht, daß der Wille harmoniere mit dieser inneren Gesetzgebung, und durch diese Harmonie ein sittliches Billigungsurtheil erwecke, so haben wir in der That hier nur den identischen Satz, daß das Gute gefalle, das Böse des Willens aber misfalle, oder daß jeder Wille, der von der inneren Gesetzgebung, weil er mit ihr harmoniert, gebilligt sei, auch ge-

billigt werden müsse. So ist aber die Idee der inneren Freiheit lediglich der Ausdruck der Grundvoraussetzung, welche die Ethik, um sich überhaupt ihren Boden zu gewinnen, machen muß, die alleinige Autonomie des ethischen Urtheils. Sie kann daher nicht den andern Ideen coordiniert werden, sondern muß allein stehen, da sie formell alle übrigen Ideen in sich enthält, weil nur unter der Voraussetzung dieser hier ausgesprochenen Autonomie des ethischen Urtheils den übrigen die Heiligkeit der Muster zukommt, welche in ihnen sich successiv darstellen, während sie zugleich materiell kein so bestimmtes Verhältniß zu ihrer Voraussetzung macht, wie jede der übrigen Ideen dies thut. Mit Recht hat der Verf. die Idee der Vollkommenheit oder Größe, die Herbart aufgestellt, gestrichen und gezeigt, daß alle Größe hier nur als Coefficient gelten könne, welcher die Billigung oder Misbilligung der benannten, eigenthümlich charakterisirten Handlung theilt, welche er zu messen bestimmt ist. Eine ähnliche Absonderung hätte auch die Idee der inneren Freiheit verdient, freilich nicht, um wie der Begriff der Größe, auf einen niedrigeren, sondern um auf einen systematisch höheren Platz gestellt zu werden. Man wird gegen diese Bemerkung sogleich einwenden, daß nach dem Verf. die Idee der inneren Freiheit nicht die Angemessenheit des Willens zu dem objectiven sittlichen Ideale enthalte, sondern nur seine Angemessenheit zu dem, was die subjective Ueberzeugung als solches aufstellt. Wie weit daher auch diese Meinung von dem entfernt sein möge, was mit allgemeiner Verbindlichkeit für ein Musterbild des Handelns gelten müsse, so werde doch eine solche 'Treue des Wollens gegen die eigene Einsicht' immer die hier geforderte billigende Achtung in Anspruch nehmen.

Allein von einer solchen inneren Freiheit möchten wir noch viel weniger behaupten, daß sie den übrigen Ideen sich coordinieren lasse, die alle darauf ausgehen, eine über alle subjective Ansicht der Bildung hinausliegende Reihe von Musterbildern aufzustellen, während jene ihren Beifall auf ein nur formelles Verhältnis des Willens zum Bewußtsein des Wollenden wirft. Es scheint mir ein unlogischer Gedanke zu sein, einerseits von unbedingt anzuerkennenden practischen Ideen zu sprechen, anderseits als eine dieser Ideen eine solche Beziehung zwischen einzelnen Bewegungen des Geistes aufzuzählen, welche jene absolute Musterbilder eben nicht anerkennt. Abgesehen jedoch hiervon, so fragt sich noch, ob eine solche Treue des Wollens gegen die eigene Ueberzeugung wirklich so unbedingt ein Urtheil der Billigung auf sich ziehe, das von der Billigung oder Misbilligung der befolgten Grundsätze selbst und des factischen Inhalts der That unabhängig wäre. Handlungen, die von wirklich ethischen Motiven ausgehend, durch die Ungunst der nicht genug berücksichtigten Umstände zu übeln Folgen ausschlagen, entnehmen wir allerdings dem Tadel und loben die Treue des Wollens gegen die subjective Ueberzeugung; aber in zahlreichen Fällen tadeln wir die Ueberzeugung selbst, und rechnen sie der Verantwortlichkeit des Individuum zu, und hier kann man wohl kaum sagen, daß die Consequenz des Wollens nach jener Ueberzeugung noch ein ethisches Billigungsurtheil auf sich ziehe; wohl aber kann sie ein ästhetisches Gefühl des Beifalls erregen, wie Alles, was seiner Form nach an sittliche Verhältnisse erinnert, ohne deren Gehalt in sich aufgenommen zu haben. Entfernen wir diese Teuschung, die von der Verwechslung des ästhetischen Eindruckes einer Harmonie überhaupt

mit der sittlichen Beurtheilung herrührt, so dürfte ethisch wohl jene Uebereinstimmung des Willens mit der eigenen Beurtheilung ein indifferentes Phänomen sein, welches nur so weit auf einen Grad sittlicher Würde Anspruch machen kann, als in jener subjectiven Ueberzeugung sich die objectiv anzuerkennenden Ideen mehr oder weniger vollständig und intensiv geltend gemacht haben. In der That ist die Vorkehrung nicht hinreichend, die der Verf. sogleich, die Inhaltlosigkeit der inneren Freiheit gewährend, gegen die Consequenz macht, alles Handeln gut zu heißen, was mit irgend einer Ueberzeugung zusammenstimme. Gesezt nämlich, sagt er, es rede Jemand ernsthaft davon: er habe nun einmahl die Ueberzeugung, was ihm beliebt oder nütze, oder ihn vergnüge, sei das Vortreffliche, so würde diese Berufung immer nur der Interpret des Willens, nicht aber ein Urtheil über den Willen sein, nur das Drängen dieser Begierde in das Wissen von diesem Drängen übersetzen, aber sie keiner Frage nach ihrem Werthe unterwerfen. Mag dies nun wahr sein, so kann man doch ein Aehnliches von den Ideen selbst sagen. Auch sie würden dann Nichts sein, als das Drängen des Wohlwollens und der Gerechtigkeit, in ein Wissen von diesem Drängen übersetzt, welches auch nur in so fern einer Frage nach seinem Werthe unterworfen wird, als sich die Beantwortung dieser Frage mit derselben Evidenz aufdrängt, mit der jenem fingierten Eudämonisten sich die Vortrefflichkeit des Vergnügenden aufzwingt. Sobald das Urtheil über den Werth des Willens den Charakter eines unmittelbaren, indemonstrablen, kurz den eines ästhetischen hat, so wird auch diese Idee der inneren Freiheit immer ein gefährlicher Punct bleiben; theoretisch aber wird sie entweder doch zu den Unge-

reimtheiten führen, denen der Verf. zu entgehen sucht, oder wenn der Fortschritt zu den übrigen practischen Ideen ihrer gefährlichen Unbestimmtheit ein Gegengewicht hält, so wird sie an sich bedeutungslos werden, und der Reihe dieser Ideen als ein selbständiges Glied, eine Grundvoraussetzung der Ethik gegenüber stehn.

Eine andere Erinnerung ist über die Idee des Wohlwollens zu machen. Sie soll dem Schema der logischen Eintheilung der Willensverhältnisse gemäß, daß der Auffindung der Ideen zu Grunde liegt, dem Falle entsprechen, daß ein Wille einem vorausgesetzten fremden Willen sich widmet. Hierauf falle unmittelbar ein Urtheil des Beifalls, während das Uebelwollen mißfalle. Es scheint uns nun, daß hier zunächst gar kein sittliches Urtheil rege wird, so lange wir kein anderes Verhältnis voraussetzen, als das, was der logischen Eintheilung möglicher Verhältnisse nach oben angegeben ist. Ob ein Wille mit einem andern vorausgesetzten harmoniert oder nicht, (daß er sich ihm widmet, enthält schon eine Voraussetzung mehr) ist vorerst eine eben so gleichgiltige Beziehung, als der Gegensatz oder die Begünstigung zweier physikalischer Kräfte unter einander, und nur ein höchst schwankendes ästhetisches Urtheil wird sich daran knüpfen, je nachdem uns Einheit oder Gegensatz der Bestrebungen durch Associationen der Phantasie zu dem Bilde eines Schönen, Erhabenen oder Häßlichen hinführen. Es ist hier einer der oben erwähnten Fälle, wo als das Verhältnis, auf dem das sittliche Urtheil ruht, ein solches angegeben ist, auf dem es nur zu ruhen scheint. In allen Fällen nämlich, wo wir Liebe und Wohlwollen zu billigen haben, wird freilich ein Anschmiegen eines Willens gegen einen vorausgesetzten fremden Statt finden,

aber jene Gesinnungen werden nicht um dieses formalen Beziehungskelettes, das in ihnen liegt, sondern um des viel concreteren Inhalts willen, den sie darum ausbreiten, das Urtheil des Wohlgefallens auf sich ziehen. Der Vf. hat dies selbst gefühlt, und sagt: einen fremden Willen voraussetzen, heißt ihn denken als begehrend ein Wohl, sich sträubend gegen ein Uebel; und nur so konnte man natürlich der hier in Rede stehenden Idee den Namen des Wohlwollens geben. Abgesehen jedoch davon, daß diese ausdrückliche Erwähnung des Inhalts, den man im fremden Willen voraussetzen muß, der ganzen Betrachtung jetzt eine andere Basis gibt, indem nämlich nun nicht mehr die Harmonie der beiden Willen, sondern die Tendenz des Einen, fremdes Wohl zu begünstigen, das eigentlich Gefallende ist, so scheint mir auch jene Voraussetzung nicht vollständig und umfassend. Mag auch das eudämonistische Streben nach Wohl, welches also immer nicht bloß einen Willen, sondern den Willen eines fühlenden Wesens voraussetzt, ein hauptsächlichliches Object des Wohlwollens sein, so haben wir am fremden Willen mehr zu ehren als dies. Und wenn wir einmahl den vorausgesetzten fremden Willen nicht als Willen überhaupt, sondern als einen bestimmten inhaltvollen betrachten, also das Verhältnis unsers Willens zu einem nur theoretisch erkennbaren Objecte eines fremden berücksichtigen, so ist hier kein Grund, eine weitere Anknüpfung des Theoretischen sich zu versagen, und davon abzusehen, daß überhaupt unser Wille nicht bloß im Verhältnisse zu einem andern, sondern auch dadurch Werth erhält, daß er sich den bewußten oder unbewußten Strebungen anschließt, durch welche ein anderer Geist die seiner eigenthümlichen Natur gesetzte Bestimmung zu erreichen

sucht. Hierdurch aber wird die ganze Betrachtung über die vom Verf. eingehaltenen Grenzen erweitert; das Motiv, welches in allen diesen Verhältnissen die Billigung erweckt, ist weder die ganz gleichgiltige abstracte Uebereinstimmung des Willens mit dem vorausgesetzten fremden, noch auch einzig die Sympathie, die fremdes Wohl zu befördern, Wehe abzuwenden strebt, sondern dies Motiv liegt ganz allgemein in der Pietät und der Achtung, die wir jeder sich entwickelnden Natur und den Bestrebungen zu zollen haben, durch die sie ihre Bestimmung verwirklicht. In so fern könnten wir diese Idee nicht mehr mit dem Namen des Wohlwollens bezeichnen, der nur statthast sein wird, wo ein Bedürfnis des fremden Willens uns Gelegenheit zu einer helfenden Leistung gibt, wir würden vielmehr einen Namen für sie suchen müssen, der auch die Achtung gegen die unabänderlichen Gesetze der Natur, so weit sie in den Kreis unsers Handelns fallen, und so weit also diese Achtung selbst durch Thun oder Unterlassen ausgedrückt werden muß, der ferner die Achtung gegen den Geist der Geschichte umfaßt, die uns nicht erlaubt die Begebenheiten als eine willkürlich zu gestaltende Masse anzusehen. Nun freilich würde die Herbart'sche Ethik wenigstens in Bezug auf das Letzte lieber geneigt sein, das Object eines solchen Willens zu leugnen; allein wenn wir von dem Verhältniß unsers Willens zu einem vorausgesetzten andern sprechen, so möchte doch zu diesen letztern gewiß der Wille Gottes gehören, und schon diese nicht abzuweisende Betrachtung könnte uns lehren, daß der Beifall, den die Harmonie unsers Willens mit einem vorausgesetzten fremden sich erwirbt, nicht immer darauf beruht, daß wir den andern als 'sich sträubend gegen ein Weh' vorauszusetzen haben,

und daß diese Idee, da Wohlwollen gegen Gott ziemlich seltsam sein würde, in den allgemeineren Gedanken einer Pietät umzuwandeln ist, der den Werth alles Seienden achtet, der allerdings nur auf theoretischem Wege zu erkennen ist.

Ähnliches findet sich bei der Idee des Rechtes vor. Gesezt, zwei Willen berührten sich unabsichtlich in einem äußeren Gegenstande, so wird behauptet, der Streit, abgetrennt von allen fremdartigen Nebenrückichten, misfalle. Hier kommt es offenbar darauf an, was man unter Streit, und was unter jenen Nebenrückichten versteht. Wir geben leicht zu, daß der Zank überall misfalle, allein je mehr wir den Begriff des Streites von allen Affecten und jeder sonstigen Erbitterung, die dem unabsichtlichen Zusammentreffen zweier Willen fremd ist, abtrennen, je weniger wir überhaupt an ein bestimmtes Beispiel denken, weil in einem solchen immer Nebenrückichten das Urtheil bestimmen, um so weniger können wir die Evidenz jenes Misfallens finden. Vielmehr scheint uns der Streit zweier Willen an sich etwas ganz Gleichgiltiges, das aber in concreto nie gleichgiltig sein kann, weil nicht zwei Willen, sondern zwei wollende Subjecte auftreten, die mehr gegenseitig an sich zu achten haben, als ihren bloßen Willen. Dies könnte nun in dem weitem Fortgange gleichgiltig sein, allein meine Bemerkung ist dagegen gerichtet, daß die Ideen durch ästhetische Primitivurtheile gefunden sein sollen, die sich unmittelbar an ein gedachtes Verhältnis der Willen knüpfen. In so fern ist es wichtig, daß das wahre Motiv hervorgehoben werde, welches das sittliche Urtheil erregt, und die scheinbare Evidenz verschwinde, mit welcher gewisse Verhältnisse es auf sich zu ziehen scheinen, weil man jenes Motiv, das in ihnen nicht liegt,

durch allerhand Vorstellungssociationen getrieben, hinzu supplirt. Wenn nun der Verf. aus dem Mißfallen am Streite die Uebereinkunft über die Grenzen der Willen und dann den Vertrag als Grundlage alles Rechts herleitet, das für ihn immer ursprünglich, persönlich und positiv, nie angeboren ist, so mag gern zugestanden werden, daß auf dem Wege dieser Betrachtung dies consequent ist und andere Rechte sich nicht finden ließen. Will man jedoch selbst den Begriff des Rechts auf diese Bedeutung einer durch Uebereinkunft entstandenen Willensgrenze beschränken, so vermissen wir wenigstens einen Quell, aus dem andere Beschränkungen und Berechtigungen der Willen, die z. B. aus natürlichen gegenseitigen Verhältnissen der Individuen hervorgehen, abgeleitet werden könnten.

Die Idee der Billigkeit, die bei Herbart nicht auf dem Verhältnisse zweier Willen beruht, ist vom Verf. auf ein solches zurückgeführt worden, das jedoch an Anschaulichkeit und Deutlichkeit mit der Herbart'schen Entwicklung nachzustehen scheint. Fassen wir nur z. B. den wehthuenden und den das Weh leidenden aber nicht leiden wollenden Willen auf, so knüpft sich hieran zwar Mißbilligung, aber keine Hinweisung auf billigen Ersatz und Vergeltung, sondern nur auf Auflösung des mißfallenden Verhältnisses. Im Wesentlichen wird dagegen auch dies Motiv, welches uns Ersatz suchen heißt, auf der Anerkennung beruhen, die auch der Idee des Wohlwollens zu Grunde liegt, auf der Achtung jedes fremden Seins, die nicht nur durch positive Pietät, sondern auch durch die Wiederherstellung der versagten Leistungen oder den Ersatz der zugesügten Unbill zu bewähren ist. Die strafende Billigkeit dagegen als einen Rückgang des

gleichen Quantum von Wehe auf den Thäter zu betrachten, wird immer noch nahe an den Begriff der Rache streifen, und würde sich angemessener als eine entsprechende Anerkennung des Schlechten darstellen lassen, die sich eben sowohl wie jene ersetzende Pietät in Handlungen ausdrückt, nicht um einen Rückgang des Wehs von dem Beleidigten zu bewirken, sondern um der allgemeinen Idee der Billigkeit auch diese entgegengesetzte Wirklichkeit zu verschaffen.

Mit der Idee der Billigkeit schließt bei dem Vf. die Reihe der practischen Ideen; wir haben nur noch den Nachweis zu betrachten, daß sie überhaupt geschlossen sei. 'Vor dem Verhältniß zwischen dem eignen Willen und der eignen Beurtheilung dieses Wollens, sagt der Verf., kann es kein früheres geben, weil, wo Wille und Beurtheilung in dem Bewußtsein derselben Person sich nicht begegneten, da für sie von Ideen überhaupt nicht die Rede sein könnte.' Dies zeigt, wie wir oben bemerkten, daß die diesem Verhältnisse entsprechende Idee der inneren Freiheit überhaupt eine besondere Stelle, nicht als einzelne Idee, sondern als Basis der Betrachtung einnehmen müsse. Es kommt nun bei der Entwerfung der Ideenreihe darauf an, alle die Verhältnisse, in die der Wille gerathen kann, und die eine sittliche Beurtheilung erwecken, aufzufinden; in die Idee der Freiheit aber kann man entweder alle diese Urtheile schon verlegen, oder auch keines ausgesprochen in ihr vorfinden. Der Nachweis nun für die Vollständigkeit der hier aufgestellten Reihe practischer Ideen soll auf dem schon in der Einleitung bemerkten Grundsatz beruhen, daß nicht der Gegenstand den Werth des Wollens bestimme, überhaupt nicht das

eine Glied des Verhältnisses bilden könne, auf dem das sittliche Urtheil ruht. Bleibt aber der Gegenstand unbestimmt, so lassen sich in einem wollenden Subject oder zwischen mehreren keine anderen Willensverhältnisse durch eine vollständig nach contradictorischen Gegensätzen ausgemessene bedeutungsvolle Eintheilung mehr finden als die angegebenen, daß ein Wille entweder zu einem vorausgesetzten oder zu einem wirklichen, und wenn zu einem wirklichen, entweder absichtlich oder unabsichtlich in Berührung träte. Dieses Schema, nach welchem die Ideenreihe in ihrer Vollständigkeit gefunden werden soll, scheint mir in zweierlei Hinsicht ungenügend. Erstens in so fern als es nur sehr von Weitem auf wirklich ethische Verhältnisse hindeutet, und anstatt ihrer nur die abstracten Beziehungsformen aufstellt, die man noch mit vielem concreten Inhalt bereichern muß, ehe sie überhaupt ethische Beurtheilung erwecken; zweitens aber deswegen, weil es auf einer willkürlichen Beschränkung der Aufgabe beruht. Es mag allerdings sein, daß der Gegenstand keinen Werth des Willens bestimme, allein der Gegenstand ist kein Correlat für den Willen im Allgemeinen; wir können überhaupt nie einen Gegenstand wollen, sondern nur, daß dieser Gegenstand in gewisse Verhältnisse entweder zu uns oder zu einem Andern trete. Wir können nicht wollen ferner, daß etwas sei, sondern daß es werde oder bleibe oder vergehe; Veränderung des Seienden ist also das, was jeder Wille will, oder Schutz des Bestehenden gegen eine drohende Veränderung.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

127. Stück.

Den 9. August 1845.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften dargestellt von G. Hartenstein, ord. Prof. d. Philos. an d. Univ. zu Leipzig.'

Wollten wir in der That nur einen Gegenstand, was an sich unmöglich ist, da man ihn doch entweder haben, oder nicht haben, erhalten oder vernichten wollen muß, so möchte allerdings das Object unsers Wollens keinen Einfluß auf die Werthbestimmung des Willens haben; denn ein Object steht, so lange wir keine Beziehungen hinzudenken, in keinen. Wohl aber kann der Inhalt unsers Wollens, die Veränderung, die wir veranlassen wollen, die Zerstörung der bestehenden Beziehungen zwischen dem Seienden und die Stiftung neuer, oder das Festhalten einzelner gegen den Andrang anderer Veränderungen in uns die Frage veranlassen, ob nicht auf diesen Umwälzungen und dem Verhältnis des durch uns Veranlaßten zu dem unabhängig von uns Bestehenden etwas ethisch Misfälligeliege. Ohne Zweifel ist alles unser Han-

deln ein Stören des grade Bestehenden; auf welchen dieser Handlungen ruht das Misfallen, so daß sie selbst im strengeren Sinne als Störungen zu betrachten sind, auf welchen das Urtheil der Billigung? Unleugbar kommen wir nun, wenn wir die Veränderungen, die wir durch unsere Handlungen verursachen, classificieren wollen, auch auf eine Anzahl Beziehungen, in denen unser Wille die Handlungen und den Willen Anderer zu bestimmen und zu verändern unternimmt, und diese Classe der Verhältnisse liegt dem gewöhnlichen Bewußtsein um so näher, je mehr es die Ethik zu einer bloßen Norm des Handelns gegen andere Menschen herabdrückt; aber diese Verhältnisse, welche im Wesentlichen, wie oben ausgeführt wurde, auf der Pietät gegen fremde Individualität beruhen, sind nicht die einzigen. Vielmehr verlohnte es einer weiteren Untersuchung, ob nicht auch unsere Handlungen, wo sie die Gesetze der natürlichen Entwicklung des Seienden zu hemmen drohen, wo sie überhaupt etwas Anderes beabzwecken, als die Ordnung der Welt deutlich mit sich bringt, ganz ähnlichen ethischen Urtheilen unterliegen würden, und es scheint mir, als läge gerade in dieser Richtung die Ethik der inneren Gesinnung, die zu ihrem Dasein gar keines Verhältnisses zu andern Willen nothwendig bedürfe. Allerdings aber setzte diese Ethik, weit entfernt von metaphysischen Voraussetzungen unabhängig zu sein, dieselben gerade voraus, nicht jedoch so, als flösse aus dem was ist, der Werth dessen was sein soll, sondern so, daß der erkannte Umfang dessen, was als ewige Norm des Geschehens ist, weil es sein soll, unsere Blicke auf die Vollständigkeit aller der Verhältnisse lenkt, in denen unser Wille auf Uebereinstimmung mit einem Andern bedacht sein muß, um dem ethischen Tadel zu entgehen. Alles,

was die Heiligkeit der Sitte bildet, Alles, was über das Handeln hinaus zur Frömmigkeit der Gesinnung gehört, wurzelt auf diesem Grunde einer immerhin nur unvollkommenen Uebereinstimmung mit den Verhältnissen, den Gesetzen, der Idee dessen was ist, während Herbarts Ideen, sobald der Beifall, den hier das ethische Urtheil ausspricht, auf sein wahres Motiv zurückgeführt wird, dieselbe Pietät und Harmonie zwar fordern, aber nur fragmentarisch in Bezug auf einige Theile der Bestimmung wollender Wesen. Es ist uns unmöglich, hier mit gleicher Ausführlichkeit auf das Weitere einzugehen, und wir können nur kurz andeuten, wie der Verf. die ursprünglichen ethischen Ideen in der Bedeutung verfolgt, die sie als gesellschaftliche, d. h. für eine irgend wie große Mehrheit vereinigter Willen annehmen. In allen diesen Ueberlegungen erscheinen jene ursprünglichen Ideen als die einzigen eigentlich zu realisierenden Muster, die gesellschaftlichen Einrichtungen aber als die Mittel, jenen höchsten Zweck und Inhalt alles vernünftigen Lebens an dem zufälligen Material der empirischen Verhältnisse in die wir gestellt sind, zur Verwirklichung zu bringen. Hieraus entsteht für eine Neigung der Ansicht, wie wir sie im Anfang dieses Referats andeuteten, eine gewisse Trockenheit und Ziellosigkeit alles dessen, was an socialen Mitteln aufgeboten wird. Wie groß auch der ethische Werth des Wohlwollens, der Billigkeit und des Rechts sein mag, und welches Gewicht auf sie bei allen Handlungen des einzelnen Individuum zu legen ist, so meinen wir doch, daß nach ihnen auch nur das Leben des Einzelnen ausgemessen werden kann, das Leben der Gesellschaft aber nicht bloß diese ethischen Ideen, sondern vermittelst der geselligen Formen, die sich auf sie

gründen, einen bestimmten concreten idealen Inhalt zur Verwirklichung zu bringen hat, der sich an der leitenden Hand der äußern Verhältnisse sowohl als in der Entwicklung der Geschichte bildet. Setzen wir voraus, daß kein Streit sei, daß jeder Wille dem andern wohlwollend sich widme, daß Billigkeit überall herrsche, was ist nun das Ziel, der für sich werthvolle Zweck einer solchen beruhigten Gesellschaft, in der alle Motive der Störung eines gemeinsamen Zusammenwirkens hinweggeräumt sind, während doch nun erst sich zeigen sollte, welche Richtung diese ethisch idyllische Vorbereitung einschlagen soll. Oder soll die Rechtsgesellschaft nur um der Idee eines hier ganz formell gehaltenen Rechts willen da sein, das Lohnsystem nur um der billigen gleichmäßigen Vertheilung der Güter und Leistungen? Ich meine, daß die oben der ganzen nachfolgenden Behandlung gestellte Frage, welche Bedeutung diese Ideen für eine Gesellschaft annehmen, nicht die richtige sei, sondern daß zuerst erörtert würde, ob überhaupt das Individuum bloß zufällig in sociale Verhältnisse komme, oder ob diese eine nothwendige Ergänzung sei, die ihm zur Erreichung seiner Bestimmung zukommen müsse; dann ließe sich nach dem Ziele der Gesellschaft fragen und zuletzt nach der Bedeutung, welche die für den Einzelnen in seinem Handeln verbindlichen Ideen unter Voraussetzung dieses Zieles für die Gesellschaft haben können.

Die Idee der Rechtsgesellschaft, wie sie hier dargestellt ist, veranlaßt noch besonders zu diesen Zweifeln. Durch gegenseitiges Ueberlassen werde der auf irgend welche zufällige Weise entstandene Besitzstand, die Disposition über irgend ein Aeußeres zum Recht ausgebildet, gleichgiltig, welches der Inhalt und die gegenseitigen Verhältnisse dieses

Besitzstandes wären. Möchten auch durch dieses formelle Recht die Interessen Einzelner empfindlich gekränkt werden, so würde zwar ein solches Recht vielleicht der Billigkeit und dem Wohlwollen widersprechen und es möchte gut sein, einen solchen Uebelstand zu vermeiden, allein Recht bliebe es nicht minder. Wir zweifeln nicht daran, daß es formelles Recht bliebe; allein wie schon oben erwähnt wurde: können wir schon in einem Streite der Willen, von dem der Begriff jeder selbst unabsichtlichen Kränkung entfernt würde, keinen Gegenstand einer ethischen Mißbilligung und keine Nothwendigkeit eines streitendigen Rechts finden, so können wir eben so wenig in einem Rechte, das die Kränkung der Willen, zu deren Beseitigung allein das Aufhören des Streits gewünscht werden kann, nicht verhindert, noch irgend etwas erblicken, woran das Merkmal ethischer Würde unmittelbar haftete, obwohl vermittelte Verbindlichkeiten genug vorhanden sein mögen, die den Gehorsam gegen ein solches Rechtsgesetz nöthig machen. Zum Glück hat die Geschichte nie eine solche Rechtsbildung lange bestehen lassen, sondern aus dem Bewußtsein, das jede Zeit und jedes Volk sich über das Ziel und den Zweck alles menschlichen Lebens und Strebens gebildet hatte, sind durch die Sitte hindurch die Rechtsgrenzen da angebracht worden, wo sie jenem Bewußtsein gemäß Statt finden mußten, und haben sich umgewandelt, wenn eine sich umwandelnde Ansicht des Lebens sie unpassend, in einzelnen Beziehungen unrecht und drückend erscheinen ließ. Der Verf. hat in der Betrachtung der gesellschaftlichen Ideen die des Rechts vorangestellt, und nachdem er im Lohnsystem die die Rechtsvorthelle und Nachtheile der Würdigkeit anpassende Billigkeit, in dem Verwaltungs-

system die das öffentliche Beste berücksichtigende und vorsorgende Idee des Wohlwollens darstellt, gelangt er erst am Ende zu der Bedeutung, welche die Idee der inneren Freiheit in der beseelten Gesellschaft erlangt, in der jedes Glied das Bewußtsein der geselligen Aufgaben mit dem Willen verbindet, ihnen in dem ihm zukommenden Kreise Genüge zu thun. So ungern wir diesen letzten mannigfaltig anregenden Abschnitt vermissen würden, so schien uns doch die Idee der inneren Freiheit, auch hier als Basis an die Spitze gestellt, die oben erwähnte Unpaßlichkeit des formellen Rechtssystems zu heben. Nur wo ein gesellschaftliches Gewissen vorhanden ist, wird ein diesem angepaßtes formelles Recht für diejenigen ein wirklich ethisches Recht sein, die diese Ueberlegung in sich finden; und wie auch z. B. die Geschichte über die innere Trefflichkeit eines solchen Rechts später urtheilen mag, so würde es doch verbindlich für den Einzelnen sein, da es nicht, wie die primitive Idee der Freiheit, die bloße Treue des Wollens gegen ein subjectives Gewissen, sondern die gegen eine objectiv anerkannte Grenze der Willen sanctioniert.

Bis zu Ende dieses zweiten Buchs seines Werkes haben wir den Verf. mit einigen Nebenbemerkungen begleitet; es folgen noch zwei Bücher, an Inhalt und specieller Belehrung, an vielen treffenden Bemerkungen reich, aber um der Mannigfaltigkeit ihrer Ansichten und der behandelten Gegenstände willen zu wenig geeignet, um hier in der Kürze, die nöthig sein würde, besprochen zu werden. Das dritte Buch behandelt die regulativen Principien, die Bedingungen und Grenzen der Darstellung der Ideen im menschlichen Leben und stellt zuerst die formellen Begriffe auf, die nothwendig gemacht werden durch die Anwendung der Ideen, die an sich nur Gegenstände ästhetischer Urtheile

sind, zum Maßstabe der Beurtheilung des wirklichen menschlichen Wollens; die Begriffe des Vollkommenen und Unvollkommenen, der Tugend, der Pflicht, des sittlichen Gutes. Diesen folgt die Betrachtung des Menschen in der Mitte der Natur und der Gesellschaft oder der materiellen Bedingungen, die bei der Verwirklichung ethischer Ideen concurriren. Der Einzelne als solcher, der Einzelne neben Andern, die Gesellschaft, der Staat sind die Gegenstände der Untersuchung. Das vierte Buch endlich handelt von der Gliederung des ethischen Organismus im menschlichen Leben, und betrachtet den Einzelnen als Subject und Object der Pflicht einestheils im Verhältnisse zu sich selbst, andernteils die Einzelnen als für einander Gegenstand der Pflicht, sodann die Gesellschaft als Subject und Object der Pflicht.

Wir würden dem überall sorgsam durchgearbeiteten und in seinen einzelnen Theilen fest zusammengefügtten Werke des Verfs, so wie dem langen Nachdenken, das in diesen letzten Abschnitten eine große Masse Material deutlich und lichtvoll zusammengestellt hat, Unrecht thun, wenn wir, unfähig einen kurzen Abriß seines Gedankengangs zu geben, uns an eine Polemik gegen einzelne seiner Lehrmeinungen halten wollten. Da er sein Werk Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften genannt hat, so begnügen wir uns mit der kurzen Relation der ersten Bücher, überzeugt, daß bei der Verbreitung des Werks eine bloße Inhaltsangabe der letztern überflüssig sein würde. Ob der Verf. durch diese Bearbeitung der Herbart'schen Ethik der Schule, der er angehört, in der That einen reellen Dienst geleistet, daran kann man noch zweifeln, ich glaube wenigstens, daß auch eine so gründliche und sorgsame Arbeit wie diese doch weder dem Standpuncte, den Herbart hier eingenommen, ein

dauerndes Interesse zuwenden, noch die Bedürfnisse wird immer zurückdrängen können, die in einer andern Schule mit weniger Genauigkeit, aber doch lebendig und nicht ohne Berechtigung festgehalten werden. H. L.

B ü r i c h.

Im Verlag von Meyer und Zeller und S. Höhr 1845. Archiv für Schweizerische Geschichte herausgegeben auf Veranstaltung der allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz. Dritter Band. 398 Seiten in Octav.

Mit Freude begrüßen wir die Erscheinung dieses inhaltreichen Bandes, der Abhandlungen, Urkunden und Denkwürdigkeiten enthält, welche die vaterländische Geschichte beträchtlich bereichern, und nicht nur Schweizern, sondern auch deutschen Historikern und Rechtsgelehrten viel Interessantes darbieten. Die Reihe der in diesem Bande enthaltenen Arbeiten eröffnet eine Abhandlung unter dem Titel: 'Das Thal Glarus unter Säckingen und Desterreich und seine Befreiung.' Ein rechtsgeschichtlicher Versuch von Joh. Jacob Blumer.

Es haben schon mehrere durch Kenntnisse und Scharfsinn hervorragende Schweizer die Geschichten einzelner Cantone von einem neuen Standpunct aus betrachtet, besonders die Staatsverfassung und Rechtsverhältnisse derselben behandelt, und so die Entwicklung des inneren Zustandes einzelner Orte und deren allmähliche Bildung zu Freistaaten urkundlich dargestellt. Vortreffliche Arbeiten dieser Art sind von Urz's Geschichte von St. Gallen, Zellweger's Geschichte des Appenzellischen Volkes, Bluntzschli's Zürcherische Staats- u. Rechtsgeschichte. Durch Kopp's Forschungen veranlaßt, haben Heusler, v. Gingins u. A. den ursprünglichen Zustand derjenigen Länder, aus denen der

Bund hervorgegangen, zum Gegenstand ihrer Untersuchungen gewählt, und zur genaueren Kenntniß der Entstehung der schweizerischen Eidgenossenschaft viel beigetragen. An die verschiedenen, aber unter sich nahe verwandten Arbeiten jener Freunde vaterländischer Geschichten schließt sich die in jeder Hinsicht schätzenswerthe, besonders aber durch die gründliche und klare Darstellung ausgezeichnete Abhandlung des Hrn Blumer. Nicht nur wirft dieselbe ein helles Licht über die älteren Zustände des Thales Glarus, und zugleich auf die Verfassung anderer schweizerischer Landschaften im Mittelalter, sondern sie liefert auch Beiträge zu einer unbefangenen Würdigung der in neuerer Zeit in Frage gestellten Glaubwürdigkeit des berühmten Geschichtschreibers Aegidius Tschudi, dessen Nachrichten über seine nächste Heimath hier geprüft werden. Wir glauben unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir, — jedoch ohne Hrn Blumer Schritt für Schritt zu folgen — in gedrängter Kürze das Hauptresultat seiner Forschungen hier mittheilen.

Der jetzige Canton Glarus gehörte, nachdem die Alamannen dem fränkischen Reiche sich unterworfen hatten, in der Eintheilung desselben zum Herzogthum Alamannien, und, wenigstens seinem größten Theile nach, zum Thurgau, wie in kirchlicher Hinsicht zum Bisthum Constanz. Als der große Thurgau in zwei kleinere Gaue zerfiel, so mag Glarus, wie mehrere benachbarte Ortschaften zum Zürichgau geschlagen worden sein. — Im Anfange des elften Jahrhunderts kommt das Thal Glarus — welches zwar nicht alle zum gegenwärtigen Canton dieses Namens gehörenden Gemeinden umfaßte, aber dennoch ein Ganzes, d. h. einen zusammenhängenden Landesbezirk bildete — als im Eigenthum und unter der Grundherrschaft des Stif-

tes Seckingen stehend, urkundlich vor. Seckingen war eine Immunität wie die Frauenmünsterabtei in Zürich, und die Leute des Thales Glarus standen in eben dem Verhältniß zu der Abtissin von Seckingen, wie die Urner zum Frauenstifte in Zürich. — Die Geschichtschreiber theilten bisher die falsche Ansicht des irgeleiteten Regidius Eschudi, 'der dem Thale Glarus, welches er doch als unter seckingischer Herrschaft stehend anerkennt, schon für die ältere Zeit eine Art von demokratischer Verfassung, einen vom Volke an der Landsgemeinde gewählten Landammann und einen Landrath, 'der die gemeinen täglichen Landsgeschäfte zerlegte', gibt. Besonders auffallend ist es, daß selbst Joh. v. Müller, obgleich er zugibt, daß die meisten Glarner zu jener Zeit Hörige des Stiftes waren, sie doch schon beinahe als einen souverainen Staat behandelt, dessen Gemeinde sich selbst Gesetze gibt, über Krieg, Frieden und Bündnisse entscheidet.'

Das Thal Glarus, als echtes Grundeigenthum des Stiftes Seckingen, läßt sich in der ältesten Zeit als ein großer herrschaftlicher Hof, als eine *Curtis indominicata* auffassen. Der Haupthof (*hoba indominicata*), d. h. dasjenige Grundstück, zu welchem alles übrige Land im Umkreise des Hofes gewissermaßen als *Pertinenz* gehörte, dem alle übrigen bewohnten und bebauten Grundstücke innerhalb desselben pflichtig waren und dienten, lag in der Gegend des jetzigen Fleckens Glarus. Bei weitem der größere Theil des Landes war an die eigenen Leute in bedeutenden Stücken (*Huben*) ausgethan, von denen sie nur zu jährlichen Zinsen und Abgaben verpflichtet waren. In späterer Zeit gingen jene abgeleiteten Besitzungen immer mehr an freie Leute über, deren verliehene Grundstücke wie die der Hörigen sich vererbten, seitdem die freien Hintersassen das herrschaftliche

Hofgericht auch für sie anerkannten, und mit ihnen die Hörigen nun eine Gemeinde bildeten. — Die Bewohner des Thales Glarus zerfielen in drei Stände: 1) die freien Wappengenossen, 2) die übrigen freien Gotteshausleute, auch *Semperleute* genannt, 3) die Hörigen, eigenen Leute des Gotteshauses. Die Verhältnisse dieser drei Classen wie zum Stifte so zu einander, ihre Verpflichtungen und Vorrechte werden vom Verf. sorgfältig auseinandergesetzt und deutlich dargestellt. Eben so entwirft er als Sachkundiger das Bild der Rechtspflege in seiner Heimath während des Mittelalters. Das Recht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, welches der Lebtiffin von Seckingen zustand, verwaltete der Meier. Nur alle vier Jahre pflegte die Lebtiffin einmahl persönlich im Thale zu erscheinen, um ihr Hofgericht mit zwölf Rechtssprechern (*jurati*) zu besetzen. Bei den grundherrlichen Gerichten war die Theilnahme aller Hofgenossen, im Gegensatz zu dem Urtheilen eines bloßen Ausschusses von Schöffen, das Gewöhnliche. Die Urtheile, welche im Gerichte des Meiers gefunden worden, konnten weiter gezogen werden an das Hofgericht zu Seckingen, welchem die Lebtiffin selbst vorstand. Es konnte ein solcher Weiterzug nicht bloß dann Statt finden, wenn die Minderheit des Gerichts den Beschluß der Mehrheit nicht anerkennen wollte, sondern auch dann, wenn eine Partei sich über ein, selbst einstimmig gefälltes Urtheil beschwerte und dasselbe anfocht. Es erinnert dieses Verfahren an das Urtheilschelten der Rechtsbücher, und nähert sich den Appellationen des neueren Rechtes, weshalb es auch schon frühe nicht nur in Urkunden, welche die deutsche Schweiz betreffen, sondern auch öfters im Chartular von Romainmotier, unter diesem Namen erwähnt wird. Ueber den Meier wird von Hrn

Blumer ausführlich gehandelt; auch der ihm zur Seite stehende Keller, so wie die übrigen Angestellten des Gotteshauses, der Bannwart, der Schreiber, der Fischer, der Bote und ihre Amtsverrichtungen näher bezeichnet. Als Stellvertreter des Meiers von Glarus kommt der Ammann (minister) vor. Im J. 1288 ging das Meieramt an das Haus Desterreich über. Der Ammann blieb zu dem höheren Beamten, der die hohe Gerichtsbarkeit verwaltete, im Verhältnisse eines Untervogtes, in dem sein Amt fort dauerte. Erst im J. 1352 kann der Ammann als Repräsentant der auflebenden Volksfreiheit gelten.

Das Stift Seckingen befand sich wahrscheinlich unter dem unmittelbaren Schutz des Reichs, das in diesem Fall einen besondern Kastvogt für dasselbe bestellte. Als geistliche Immunität bedurfte Seckingen eines Kirchenvogts, und zugleich eines Schirmvogts (defensor). Beide Vogteien waren, besonders im späteren Mittelalter, unter dem Titel der advocatia, Kastvogtei, gewöhnlich mit einander vereinigt. Im Anfange des 13. Jahrhunderts war die Kastvogtei (und höchst wahrscheinlich damit zugleich die Reichsvogtei) über Seckingen in dem Besiz des Habsburgischen Hauses, nach dessen Trennung (1239) sie auf die ältere Linie überging. Wir sehen Rudolf nach seiner Königswahl als Kastvogt über das seckingische Thal Glarus handeln. König Albrecht brauchte nicht, wie Tschudi erzählt, jene Vogtei an sein Haus zu ziehen, weil dieses sie — zwar nicht als Eigenthum, aber als erbliches Reichslehen — schon lange besaß. — Die Glarner waren, wie die Waldstätte, der Gefahr ausgesetzt, allmählich ganz unter die österreichische Landeshoheit zu kommen. Offenen Widerstand boten sie dann erst, als die Herzoge von ihnen verlangten, daß sie in ihren (der Herzoge) Kriegen mitkämpfen sollten. Andere

unrechtmäßige Ansprüche und die Bedrückungen auswärtiger Vögte, die sie ins Land schickten, erbitterten die Thalleute vollends. Im Kriege Oesterreichs gegen Zürich und die Waldstätte (1351) fanden sie die gesuchte Gelegenheit, das verhasste Joch mit Gewalt abzuschütteln. Im J. 1352 schlossen sie einen Bund mit den vier alten Orten, ohne sich jedoch vom Habsburg=österreichischen Hause ganz losreißen zu können. Im J. 1387, nach der Schlacht bei Sempach (1386), traten die Männer von Glarus in eine Landsgemeinde zusammen, um sich zum ersten Male selbst Gesetze zu geben. Im folgenden Jahr (1388) errangen sie in der glorreichen Schlacht bei Näfels über das österreichische Heer einen völlig entscheidenden Sieg. Endlich wurde das in dem Zeitraum 1288—1372 ziemlich locker gewordene Verhältnis des Thales Glarus zum Stifte Säckingen dadurch gänzlich aufgelöst, daß die Glarner sich, im J. 1395, von allen ihren Verpflichtungen gegen dasselbe loskauften.

Aus dieser Uebersicht der Abhandlung des Hrn Blumer läßt sich leicht auf ihren Inhalt und Werth schließen. Die Wichtigkeit des Gegenstandes, der hier zum ersten Male vom Standpuncte der deutschen Reichsverfassung aus betrachtet wird, mag uns entschuldigen, wenn wir länger bei demselben verweilen.

Auf die Arbeit des Hrn Blumer folgt (S. 96—108) ein Aufsatz des Hrn J. C. Zellweger unter dem Titel:

II. Hatte im Jahr 1405 ein Treffen bei Wolfhalden Statt oder nicht? — Als der Vf. in seiner 'Geschichte des Appenzellischen Volkes' den Krieg des Herzogs Friedrich von Oesterreich mit den Appenzellern schreiben sollte, fand er in den gedruckten Geschichten der Eidgenossenschaft so viele Abweichungen in ihrer Erzählung, als er Autoren zu Rathe zog. Dies veranlaßte ihn die Quellen aufzusuchen.

Durch eine sorgfältige Vergleichung und Prüfung derselben gewann er unter anderm das Resultat, daß von den zwei Schlachten, welche gewöhnlich an einen und denselben Ort verlegt werden, erstere an der Wolfhalde, letztere am Stoß Statt gefunden habe. Da aber neuere Schriftsteller, die auf historische Kritik Anspruch machen, der alten, irrigen Meinung beipflichten, erachtete es Hr Zellweger zweckmäßig, die Gründe, auf welche seine Erzählung sich stützt, auseinander zu setzen. In der Kritik der Quellen wirft der berühmte Vf. über die besprochene Begebenheit ein neues Licht.

III. Développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais. Par M. Fréd. de Gingins-La-Sarraz. S. 109—162, nebst Urkunden die Geschichte von Wallis betreffend S. 165 bis 251. — Ueber die erste Abtheilung dieser gelehrten, höchst interessanten Abhandlung wurde schon in diesen Blättern (Jahrg. 1844. (St. 137. S. 1362 ff.) ein kurzer Bericht erstattet. In der zweiten Abtheilung handelt der Vf. von der Regierung Walthers von Superfay (auf der Flüe), von dessen Politik, und von den nächsten Ursachen des Bruches zwischen dem bischöflichen Wallis und dem savoyischen Hause; in der dritten und letzten erzählt er die Eroberung und Einverleibung des unter Savoyen stehenden Wallis durch die Ober-walliser. Der scharfe Blick des Hn v. Gingins hat den Schleier, welcher einen Theil der Geschichte von Wallis im 15. Jahrhundert umhüllte, durchdrungen. Es ist ihm gelungen, den ziemlich verworrenen Faden derselben zu entwirren. Die genauere Kenntniß dieser Geschichte ist nicht bloß in Bezug auf genanntes Land, sondern auch in Betreff der gesammten Eidgenossenschaft und des Burgunderkrieges von Belang. — Der erwähnte Bischof von Sitten erscheint hier als ein würdiger Prälat und ein kluger Staatsmann, der seine Fähig-

keit und Vaterlandsliebe dadurch bewährte, daß er sich aus großen Verwickelungen zu ziehen, den drohenden Bürgerkrieg abzuwenden, und dem Lande die Unabhängigkeit von der savoyischen Vormundschaft, nebst Vergrößerung des Gebietes zu verschaffen mußte. Freilich hatte er zunächst auf die Vermehrung und Befestigung der weltlichen Macht des Bischofs hingezielt; denn die eroberten Unterwalliser mußten sich mit der Gleichheit der bürgerlichen Rechte begnügen und auf die politischen Rechte verzichten, welche die Oberwalliser allein genossen. Eine der letzten Handlungen Walthers von Supersax, nach einer sehr thätigen Regierung von vier und zwanzig Jahren, war eine allgemeine Tagessatzung in Sitten (1482) zu berufen, in welcher er unter andern die Abschaffung jener berüchtigten Volksbewegungen (die Mazze) dringend anempfahl, welche dem Lande mehr geschadet als gefruchtet haben. — In einem Anhange erhalten wir — als eine dankenswerthe Zugabe — einen Aufsatz über die deutschen Ansiedelungen in Piemont und die Straße über den Simplon. Derselbe dient zur Erläuterung einiger Punkte der besprochenen Schrift. — Die zahlreichen Urkunden, welche sie begleiten, sind um so willkommener, da in den gedruckten Geschichten von Wallis manche Lücken zu ergänzen, manche Thatsachen zu erörtern sind. — Für die Freunde der Geschichte bemerken wir noch, daß derselbe Schriftsteller vor kurzem, in der *Revue Suisse* (février 1845. p. 83—93) einen vortrefflichen Aufsatz: ‘*La Trêve de Dieu dans la Transjurane*’ bekannt gemacht hat. Merkwürdig ist es, daß des burgundischen Königs Rudolf III. angenommener Sohn, Hugo, Bischof von Lausanne, gegen Ende des J. 1036, oder im Frühling des J. 1037 auf einer — den Reisenden wohl bekannten — waldigen Anhöhe Montrion (in monte rotundo), zwischen Lausanne und dem herrlich umgebenen Lemanersee, eine Versammlung von Prälaten veranstaltete, und den ersten Gottesfrieden im burgundischen Helvetien ausrufen ließ. — Hr. v. Gingins, dem wir diese Entdeckung verdanken (denn bisher wurde jene denkwürdige Begebenheit nach Romont verlegt), weist in seinem Aufsätze nach, wie der Landfriede aus der *Treuga Dei* hervorging.

Das lateinische Statut der deutschen Colonien im Thal von Formazza im obern Piemont, vom J. 1487, nebst Nachträgen und einem Auszuge aus den Freiheitsbriefen der Thalgemeinde von J. Rud. Burchardt, Dr. jur., Fiscal in Basel (S. 251—290). — Das deutschredende Thal Formazza oder Pommat im obern Eschenthal an den Quellen der Tosa

gelegen, von Reisenden wegen des Tosafalles häufig besucht, wird von schweizerischen Chronikschreibern nicht früher als beim J. 1410 erwähnt. In italiänischen Quellen scheint dasselbe zuerst um das Jahr 1200 vorzukommen. Es macht einen Theil des Eschenthals aus, und kam 1381 mit Domo d'ossola unter Mailand. Die Schweizer haben sich desselben in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. öfters bemächtigt. Schweizerische Ansiedler, die sich in Formazza niedergelassen, trachteten unmittelbar unter die Herrschaft der Herzoge von Mailand zu kommen; was ihnen 1485 auch gelang. Dieses Thal hatte ansehnliche Freiheitsbriefe und regierte sich nach eigenen Statuten, die von dem Herzoge von Mailand und den nachfolgenden Regierungen bestätigt worden sind. Diese Statuten, so wie das Gemeinwesen der Thalbewohner tragen offenbar einen schweizerischen Ursprung an sich. Sie sind für den Historiker u. Rechtsgelehrten von Belang. Hr Dr Burckhardt hat durch diesen wichtigen Beitrag der Wissenschaft einen Dienst erwiesen, der auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden wird. — Dasselbe sagen wir auch von den Mittheilungen des Hn Altregierungsrathes E. v. Reding in Baden u. des Hn Aug. Näf-Oberteuffer, Rathschr. u. Archivar in St. Gallen. Es sind dies 'Urkunden zu Beleuchtung der Thätigkeit der westphälischen Gerichte in der Eidgenossenschaft' (S. 291—321) — nämlich zwei (vom J. 1435) aus dem Archiv der Stadt Baden, und drei (v. 1494, 1495 u. 1496) aus dem in der Stadt Chur befindlichen Staatsarchive des Cantons Graubünden. Hr v. Reding hat denselben Erläuterungen vorangeschickt, und Hr Näf-Oberteuffer sie mit einem 'Beleg' für die Einmischung der westphälischen Freigerichte in die Rechtspflege eidgenössischer Stände, als Beitrag zur Geschichte des Gerichtswesens der alten Eidgenossenschaft' — dazu elf Urkunden aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. — (S. 322—360) begleitet. — Darauf folgte ein — durch Kopp's (Urk. S. 14) Ansicht veranlaßter Aufsatz: 'Ueber das Verhältniß von Zofingen zu dem Grafen zu Froburg,' von Dr Heinr. Escher, Prof. (S. 361—366).

Den Beschluß dieses inhaltreichen Bandes macht eine der Leuischen Sammlung auf der Stadtbibliothek in Zürich entlehene Erzählung: 'der Feldzug Zürcherischer Truppen nach dem Belkin im Jahre 1620.'

Die Redaction u. die Mitarbeiter des 'Archivs f. Schweiz. Geschichte,' haben auf den Dank des gelehrten Publicums den rechtmäßigsten Anspruch; und dieser wird ihnen auch wohl zu Theil werden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

128. Stück.

Den 11. August 1845.

H e i d e l b e r g.

Universitätsbuchhandlung von K. Winter 1844.
Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren
Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich
Sack, Consistorialrath und Professor der Theolo-
gie in Bonn. Erster Theil. X und 301 Sei-
ten in Octav.

P o t s d a m.

Stubrsche Buchhandlung 1845. Beiträge zur
Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritan-
nien von A. d. Sydow, Hof- und Garnisonpre-
diger in Potsdam. Erstes Heft, enthaltend der
Schottischen Kirchenfrage erste Abtheilung. Zwei-
tes Heft, enthalt. der Schottischen Kirchenfrage
Schluß und Documente. Zusammen XXII und
390 Seiten in Octav. Das Ganze unter dem
Titel: Die Schottische Kirchenfrage mit den dar-
auf bezüglichen Documenten. Ein kirchliches Rechts-
gutachten.

Es kann für die Theologie mit dem Interesse

an der kirchlichen Gegenwart leicht zu viel werden, zumahl wenn, wie die vom Neuen Licht meinen, fortan nur die Gegenwart in der Kirche Recht haben soll. Eine Theologie und Kirche nur von Heute und für Heute, ist weder Theologie noch Kirche; 'sie fähret dahin, als wäre eine Wolke da gewesen und vergehet wie ein Nebel.' Wie die Kirche ihr Wesen und Leben darstellt in dem ununterbrochenen Zeitfluß der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, so ist auch die wahre lebendige Theologie nichts anderes, als die rechte Verbindung des geschichtlichen, statistischen und prophetischen Wissens mit der idealen Betrachtung der ewigen Wahrheit Christi.

Beide Schriften beschäftigen sich mit einer der interessantesten kirchlichen Erscheinungen der Gegenwart; sie geben Zeugnis von derselben aus unmittelbarer Anschauung und Beobachtung. Aber, wie beide von wissenschaftlichen, sachverständigen Männern herrühren, so haben sie auch nichts an sich von jener modernen, nachgerade abständig werdenden Gegenwarts- und Raisonnier-Literatur, sondern gehören zu dem bleibenden, gründlichwissenschaftlichen Schriftthum als bedeutende Beiträge zu jener dem Theologen immer nothwendiger werdenden Kenntnis der Kirche, welche wir die physiologische nennen möchten.

Die schottische Kirche gehört zu den merkwürdigsten, eigenthümlichsten Formationen des protestantischen Princips, und die gegenwärtige schottische Kirchenfrage mit ihrer factischen Entscheidung, der energischen Losagung der freien schottischen Kirche von der so genannten Staatskirche, ist unstreitig eine der bedeutendsten Krisen oder Epochen der schottischen Kirchengeschichte.

Wie man auch über jene Trennung urtheilen

möge, immer ist und bleibt sie eins der mächtigsten Zeugnisse gegen jene alte und neue Thorheit des abergläubigen Unglaubens, welcher die Kirche eben nur als ein Departement der Staatsverwaltung betrachtet, oder gar das ganze positive, geschichtliche Christenthum für nichts achtet, als eine Antiquität, als einen längst abgeworfenen Kinderschuß der erwachsenen Menschheit.

Gute Bücher haben an sich, durch die lebendige Auffassung und Darstellung ihres besondern Gegenstandes zu einschlagenden allgemeineren Betrachtungen unmittelbar anzuregen. Und so wollen wir auch nicht verschweigen, daß beide Schriften, indem sie uns an ihren besondern Gegenstand gefesselt, uns zugleich die Freiheit gewährt haben zu allgemeineren Betrachtungen theils über den Unterschied zwischen der schottischen und deutschen evangelischen Kirche, theils über die lehrreiche Beziehung der neueren schottischen Kirchenbewegungen zu unseren einheimischen kirchlichen Angelegenheiten. Indem wir unsere Gedanken hierüber kurz vorlegen, bezeichnen wir zugleich den Standpunct, von welchem wir beide Schriften beurtheilen.

In dem gemeinsamen protestantischen Princip können wir zwei Momente oder, wenn man will, Lebensfactoren deutlich unterscheiden. Der eine, vorzugsweise theoretische Factor ist die lebendige, freie, allein durch das Wort Gottes in der heiligen Schrift gebundene oder normierte theologische Wissenschaft, — der andere, vorzugsweise practische Factor ist die lebendige und somit freie, nur durch die heilige Schriftidee der Kirche des Herrn gebundene, Kirchenbildung oder, wenn man will, Kirchlichkeit. Zwischen beiden Lebensfactoren besteht ein Antagonismus, wodurch die organische Lebensbewegung der Kirche wesent-

lich bedingt ist. Dieser Antagonismus ist, allgemeiner gefaßt, die gegenseitige Erregung und Spannung zwischen der individuellen Freiheit und der gemeinsamen Gebundenheit, von denen jene das Princip der theologischen Wissenschaft, diese das Princip der Kirche ist. Beide Principien, die Doppelwurzel alles geistigen und sittlichen Lebens in und außer der Kirche, schließen einander nicht aus; sondern sind zur Erhaltung und Vollendung des Lebens unzertrennlich mit einander verbunden. Der vollkommen gesunde Zustand der Kirche ist eben der, daß beide Factoren gleichkräftig und in und miteinander wirksam sind. Aber dieser Gesundheitszustand ist nur ein Ideal. Im wirklichen Leben der Kirche finden wir im glücklichsten Falle nur approximative Zustände, in denen bald der eine bald der andere Factor überwiegt mit größerem oder geringerem Zurücktreten des andern. Mit dieser relativen Gesundheit müssen wir, so lange das Reich Gottes noch nicht vollendet ist, in der Kirche zufrieden sein. Wenn daher in der schottischen Kirche der Factor der Kirchlichkeit und damit das Interesse an der Verfassungsbildung der Kirche überwiegt, in unserer deutschen evangelischen dagegen der Factor der theologischen Wissenschaftlichkeit, so haben weder wir ein Recht, die schottische Kirche, noch die Schotten ein Recht, unsere Kirche eine krankhaft leidende zu nennen. Nur wenn dort die theologische Wissenschaftlichkeit, hier die Kirchlichkeit unterdrückt würde und gar nicht zu ihrem Rechte käme, würde man beide Kirchenzustände für krankhaft erklären müssen. Es gibt bei jedem Ueberwiegen des einen oder anderen Factors allezeit Gefahren der Erkrankung durch Ueberspannung und Erschlaffung, und wir Deutschen wenigstens wissen

es, daß wir kaum wieder anfangen, uns von der fast chronisch gewordenen Krankheit der Unkirchlichkeit zu erholen, und in diesem Genesungsstadium immer noch an einzelnen Rückfällen leiden, zum Theil sehr gefährlichen, wie jetzt eben, wo Ueberkirchlichkeit hier und Unkirchlichkeit dort einander schroff gegenüber stehen, zu täglichen, aber hoffentlich eben nur ephemeren, Schlachten bereit. Hat die schottische Kirche Selbsterkenntnis, so wird sie ihrerseits gut thun, einzusehen, daß etwas mehr deutsche Wissenschaftlichkeit ein heilsames Temperament ihrer kirchlichen Spannung sein würde. Aber das Rechte ist, wenn eben, wie in diesen beiden Schriften, beide Kirchen sich miteinander vergleichen und benehmen, jede von der andern lernt und in eigenthümlicher Weise sich aneignet, was ihr zur vollen Gesundheit fehlt. Und so wollen wir unsererseits von der schottischen Kirche gern lernen, was nach den vorliegenden Darstellungen, ihr wahrer Vorzug ist, nämlich das Interesse an der Kirche, als einer Lebensordnung Gottes, welche weder vom Staate her ist, noch von der Wissenschaft, als solcher, — in das innerste Volksleben, in Fleisch und Blut aufzunehmen, energisch zu erhalten, unvermischt und unverwirrt mit weltlichen Interessen, aber auch ohne Gefahr für die Freiheit und Lebendigkeit der theologischen Wissenschaft und zugleich fern von dem Mißtrauen gegen den christlichen Staat, mit welchem die Kirche zur Ganzheit des göttlichen Reiches verbunden ist. Unsere Kirche hat eine andere Geschichte, als die schottische, sowohl in Beziehung auf den Staat, als die Wissenschaft. Und wie es unhistorisch wäre, die neuere Bewegung in der schottischen Kirche rein vom deutschen Standpunkte zu beurtheilen, eben so ver-

fehrt wäre es, zu verkennen, daß wir in der deutschen Kirche historische Voraussetzungen haben, welche es weder zu einer schottischen Kirchenfrage kommen lassen, noch, wenn es dazu käme, dieselbe Entscheidung nothwendig machen. Dies zum Theil in Uebereinstimmung, zum Theil aber in Widerspruch mit der Art, wie Herr Sydow in der Vorrede der deutschen Kirche die schottische als Musterspiegel vorhält. Wir geben gern zu, daß wir mehr wissende und gelehrte, als practisch thätige und organisierende Männer in der Kirche haben, und daß wir von der letzteren Art immer noch mehr bedürfen. Aber die Männer der theologischen Wissenschaft sind auch Männer der Kirche, und die Theorie hat so gut ihre großen Charaktere, wie die Praxis. Neben der Melanchthonischen Männerreihe haben wir allezeit auch eine Lutherische oder Spenersche gehabt. Aber die Practischen unter uns haben nach der deutschen Eigenthümlichkeit weniger Eil mit den politischen Fragen und der Verfassungsbildung der Kirche, als Eifer für die innere religiöse Gemeindebildung, die Seelsorge, den Cultus und das rechte Verhältniß zwischen Wissenschaft und Kirche. Gewis ist, daß man das Eine thun und das Andere nicht lassen soll. Aber Ref. würde es als ein großes Unglück betrachten, wenn unsere Practischen ihren Vorzug in der Praxis der Gemeinde- und Schulbildung aufgaben, um hinter den englischen und schottischen Männern in den kirchenrechtlichen und politischen Fragen der Kirche nicht zurückzubleiben. Soll eins sein, so würde ich immer vorziehen, etwas in der allgemeinen Verfassungsbildung der Kirche, als in der religiösen und — wissenschaftlichen Gemeindebildung mangeln zu lassen.

Hr Dr Sack ist schon durch seine frühere Schrift über die englische Kirche, Berlin 1818, als ein gewandter, feiner Beobachter und treuer Zeuge auf dem kirchlichen Gebiete unter uns bekannt. Jene Schrift hat ganz vorzüglich dazu beigetragen, an die Stelle der früheren mehr äußerlich statistischen Beobachtung und Notizenkunde, die physiologische, organische Charakteristik fremder Kirchenformen zu setzen. Die gegenwärtige Schrift, wie jene, aus unmittelbarer Anschauung hervorgegangen, ist durch des Verfs Aufenthalt in Schottland im J. 1843, gerade in derselben Zeit, wo die so genannte Freikirche sich von der gesetzlich festgestellten losriß, veranlaßt. Weder Zufall, noch leere Neugier, führte ihn nach Schottland, sondern das wissenschaftliche und zugleich practische Bedürfnis, seine früher in England gewonnenen Anschauungen der großbritannischen kirchlichen Zustände zu ergänzen, und — man sieht es dem ganzen Werke an, — durch einen erweiterten Erfahrungskreis auch eine tiefere theoretische Einsicht in die wichtigsten Lebensfragen der evangelischen Kirche überhaupt zu gewinnen. Ein solcher Mann kann die Gegenwart nur aus der Vergangenheit verstehen, und so ist es ganz in der Ordnung, daß der Vf. sich aufgefordert fühlte, wie er selbst sagt, den Ursachen der damahls alles Andere in sich aufnehmenden schottischen Kirchenfrage nachzuforschen, und sich vermittelst der zur Anschauung hinzugekommenen Geschichtsbetrachtung die gehörige Ruhe und Sicherheit in der Auffassung des Neuesten zu verschaffen. Daraus ist denn der in diesem ersten Bande S. 25 ff. mitgetheilte Abriß der schottischen Kirchengeschichte von der Reformation bis zur Entstehung der Freikirche im J. 1843. (S. 25—231) hervorgegangen. Wer jene

Geschichte auch schon kennt, wird doch dem Verf. zu danken haben für diesen aus den Quellen und einheimischen Geschichtschreibern geschöpften, mit historischer Kunst geschriebenen Abriß. Mehr als ein Compendium hat derselbe vor einer ausführlicheren Geschichte den Vorzug, daß er ein concentrirtes und doch sehr deutliches, belebtes Bild der geschichtlichen Entwicklung gibt. Solch ein Bild ist keines Auszugs, keiner Abbildung en miniature fähig. Wir können nur bezeugen, daß uns der Abriß den Genuß eines wahren Kunstwerkes gewährt hat.

Der gelehrte Leser wird außerdem angezogen durch die den Abriß einleitende literarische Charakteristik der neueren oder neu herausgegebenen Werke über die schottische Kirche, so wie durch die Beilagen, welche interessante Actenstücke aus der älteren und neuesten schottischen Kirchengeschichte, zum Theil im Original, zum Theil in fließender Uebersetzung enthalten. Darunter sind zwei von Augenzeugen herrührende Beschreibungen von Heerlagern aus den kirchlichen Kriegen der Schotten, die eine von dem Lager von Dunse Law im J. 1639, die andere von den Gottesdiensten der Covenanten auf freiem Felde im J. 1677. Unwillkürlich wird man dabei an alttestamentliche Heerlager des Volkes Gottes erinnert. Welch' eine naturwüchsige Energie des religiösen Lebens! Alttestamentlich theokratisch, aber im christlichen protestantischen Stile. So etwas ist jetzt kaum denkbar. Das moderne Weltbewußtsein wird dergleichen unfehlbar für mythisch halten.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

129. 130. Stück.

Den 14. August 1845.

Heidelberg und Potsdam.

Fortsetzung der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von H. d. Sydow, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Eingefasst ist der Abriss der schottischen Kirchengeschichte von zwei allgemeineren statistischen Darstellungen. Die erste, einleitende, stellt zu Anfang des Buches die Volksthümlichkeit der Britten in Bezug auf Religion und Kirche dar. Die andere, Züge aus dem gegenwärtigen Leben der schottischen Kirchenparteien, Parallelen und Betrachtungen enthaltend, schließt sich zu Ende dieses Bandes an die letzte Epoche der Kirchengeschichte, die Entstehung der freien Kirche, an.

Beide sind sehr anziehend auch für Nichttheologen. Wir theilen das Wesentliche daraus mit.

Die Darstellung der Volkseigenthümlichkeit der Britten eröffnet der Verf. mit einer Bemerkung, welche wegen ihrer positiven Christlichkeit Wenigen munden wird, aber nichts destoweniger vollkommene allgemeine Wahrheit hat. Die Eigenthümlichkeiten, also Verschiedenheiten der Völker, sagt der Vf., lassen sich nur im Zusammenhange mit ihrer Gleichheit oder dem gleichen Antheile Aller, sowohl an dem allgemeinen Verderben, als an der allgemeinen göttlichen Gnade recht verstehen, und der eigenthümliche Werth eines christlichen Volkes bestimmt sich nach dem Grade, in welchem dasselbe von dem Geiste Christi durchdrungen ist und die gemeinsame christliche Aufgabe gelöst hat. Dies ist in der That nur der bestimmte christliche Ausdruck für das, was alle Verständigen meinen und thun, wenn sie unparteiisch rein objectiv vom sittlichen Standpunkte die Volkseigenthümlichkeiten bestimmen und abschätzen, aber dies meist mehr abstract oder mehr rein empirisch ausdrücken.

Der Mittelpunkt, das Princip der brittischen Volksthümlichkeit ist nach dem Verf. der praktische Geist und die praktische Tüchtigkeit, die vorherrschende Richtung auf die Anschauung des Wirklichen, die That, ja man kann sagen, auf das Geschäft. — In einer solchen realistischen Denkweise muß das Ideale zurücktreten. Es fehlt den Britten nicht an tiefem lebendigen Gefühl, aber theils bleibt es tief und innerlich auf dem Gebiete der Frömmigkeit, theils legt es sich in dem allgemeinen Lebensverkehr mit aller Energie in die politische oder kirchliche Partei, theils zeigt es sich in den seltsamsten Sonderlichkeiten, Liebhabereien und Privatschwärmereien.

Man hat bei den Engländern schon oft auffallend gefunden, daß sie sich mit einer gewissen Ironie

wie zur Erholung von ihrer politischen Freiheit mehr als andere Nationen zu Slaven äußerer Gewohnheiten und Lebensformen, der so genannten fashion, machen. Der Vf. findet den Grund hiervon darin, daß der Engländer mit seiner productiven Thätigkeit eben nur auf die Bewältigung der Massen gehe, ohne sonderlichen Sinn für das Schöne, und so in das Einförmige hineingerathe. Indessen glauben wir, daß daran eben so viel Antheil hat das sittliche Gesetz, wonach sich der individuellen Freiheit im politischen Leben die Gebundenheit durch gemeinschaftliche positive Formen als Gegengewicht anhängt.

Die Nationalverschiedenheit der Engländer und Schotten bestimmt der Verf. durch die etwas undeutliche Formel, daß jene mehr seelisch (psychisch), diese mehr geistig seien. Das Seelische ist ihm nicht die deutsche Gemüthlichkeit, obwohl der Gegensatz, die geistige Schärfe der Schotten, mit der Neigung zur Trockenheit behaftet ist, was eben das Ungemüthliche ist. Sa er schreibt auch den Engländern im Verkehr eine gewisse Trockenheit und Kälte zu bei großer männlicher Offenheit. Es ist schlimm mit dergleichen psychologischen Formeln; sie haben sehr verschiedene Geltung. Verstehen wir den Verf. recht, so liegt in dem Engländer eine gewisse sinnliche, dem Realen oder, wenn man will, dem Materiellen zugewendete geistige Energie, während der schottische Geist sich mehr dem Idealen, dem reinen Gedanken zuneigt. Und so wäre der oben bezeichnete allgemeine Charakter der brittischen Nationalität, nämlich der Realismus, im Engländer stärker ausgeprägt, als in dem Schotten.

Gemeinsam ist beiden Nationen eine sehr energische practische Frömmigkeit, in echt protestanti-

scher Art, aber mit der eigenthümlichen Bestimmtheit, daß beide das Evangelium mehr als ein bestimmtes göttliches Gesetz auffassen. Damit, sagt der Verf., hange die eigene Macht des Begriffes Pflicht unter den Britten zusammen. Die religiösen Germanismen, die mehr betrachtende, speculative, so wie die mystische oder Gefühls-*Frömmigkeit*, sind den Britten im Ganzen fremd. Aber annäherungsweise an die deutsche Art liebe der Engländer auch wohl eine gewisse ascetische Mystik, und dem Schotten sei eine Art von poetischer Sehnsucht im religiösen Leben nicht fremd, und eigenthümlich sei diesem das prophetisch visionäre *second sight*.

Wie sehr aber die Religiosität der Britten an der göttlichen Lebensordnung, dem göttlichen Gesetz im Evangelium festhalte, zeige sich besonders in der strengen Heilighaltung der Ehe und des Sabbathgesetzes. Die Festigkeit und Reinheit der Ehe und die Seltenheit der Ehescheidungen, besonders im Mittelstande hange eben so sehr mit der inneren christlichen Sitte des Volkes, als mit der entsprechenden strengen Gesetzgebung, welche die Ehescheidungen sehr erschwere, zusammen. Also — ein freies Volk ohne die moderne Lizenz der Ehescheidung. Hört! — Die strenge Beobachtung des Sabbath unter den Britten hat eine gewisse alttestamentliche Härte und Einseitigkeit, aber der Verf. meint, diese werde zehnmal aufgewogen durch die dadurch begründete edle Lebensordnung im Volke. So etwas lasse sich unter uns am wenigsten durch Staatsbefehle machen, aber wahr bleibe auch, daß das Beispiel der Engländer etwas Beschämendes für uns habe.

Wir übergehen die anregenden feinen Bemerkungen des Verfs über die neuere Literatur der Eng-

länder, ihre Beredsamkeit, ihren Mangel an höherem Kunstsinne, ihre eigenthümliche Verehrung der Vornehmen und Reichen (our betters), heben aber nachdrücklich hervor das ernste Wort über den heillosen, immer gefährlicher werdenden Gegensatz zwischen der luxuriösen, überreichen Adels- und Handelsaristokratie und der bitteren Armuth und sittlichen Verwahrlosung der niederen Volksclassen in England. Der Verf. fürchtet gerade keine unmittelbare politische Zerstörung davon, aber er hält das Uebel für unheilbar, so lange die alte Sünde, die Vernachlässigung des Volksunterrichts, nicht getilgt werde. Das frühere Nichtwollen straft sich, wie er sagt, mit dem jetzigen Nichtkönnen und dies in dem ganzen Umfange der brittischen Nationalverhältnisse. Hört! Gerade das einzige Heilmittel, die gründliche Verbesserung des Volksunterrichts, werde einstweilen durch die politische Entgegensetzung der Kirchenparteien gehemmt. — Kirchliche Parteien bezeichnen und wirken also auch einen verdorbenen Zustand. — Das ist die Schattenseite in dem sonst hellglänzenden Gemälde des englischen Lebens. Wir sagen noch einmahl Hört! Starres, liturgisches und meinetwegen auch dogmatisches und bischöfliches Kirchenthum ohne lebendige Volksgemeinde, wohin führt es?

Zum Schluß concentriert der Verf. den Gegensatz der englischen und schottischen Nationalität in einer sehr lebendigen Vergleichung der beiden Hauptstädte, in denen sich die Nationalverschiedenheit abspiegelt.

Die Statistik der schottischen Kirche S. 237 ff. stellt in einer sehr klaren Uebersicht zuerst das gegenwärtige Leben der Nationalkirche dar, dann die Dissenter unter folgenden Benennungen: 1) die reformierte presbyterianische Kirche (Cameronianer

oder M' Millaniten) seit 1706, die strengen Covenanten, jetzt stillstehend. 2) Die Seceder seit 1732 (wozu ein besonderer Stammbaum). Unter den vielen, zum Theil schon wieder zusammengewachsenen oder in die Nationalkirche zurückgewachsenen Zweigen hebt der Verf. als die beiden noch bestehenden Hauptzweige der Seceſſion hervor: a) die vereinigten Seceder und b) die ursprünglichen. Jene seit 1820 die Neu-Licht Burgher und Antiburgher vereinigend, sind die größere, bedeutendere Partei, welche zwischen 300 — 400 Gemeinden zählt und besonders in den Fabrikstädten ihren Sitz hat. Die ursprünglichen Seceder streiten mit der Nationalkirche nur noch über das so genannte Patronat und einige andere Mißbräuche, bestehen aus etwa 41 Gemeinden, (die beiden M' Gries, Vater und Sohn gehören zu ihnen). 3) Die Synode der Abhilfe, nämlich zur Aufnahme aller, welche sich von dem Joch des Patronats gedrückt fühlten, seit 1761, über 100 Gemeinden stark. 4) Die Independentengemeinden, auswärtigen englischen Gewächses seit 1797 und 5) die bischöfliche Kirche in Schottland, bestehend aus dem Stamme und den wieder aufgegründeten Zweigen der dreimahl von der schottischen Nation zurückgestoßenen protestantischen Episcopalkirche, — kein Zweig der englischen, von dieser auch liturgisch = dogmatisch in mehr katholischer Neigung abweichend in dem Abendmahlseritus, in sechs kleinen bischöflichen Diöcesen mit 86 Kirchen.

Die schottische Nationalkirche zählt nach dem Verf. 1210 Gemeinden. Von diesen haben sich vom Mai 1843 bis Mitte d. J. 1844 etwa 600 Gemeinden losgesagt und als Freikirche organisiert.

In der Schilderung der Nationalkirche hebt der Vf. Folgendes hervor: Die nach deutschem Maßstabe aller-

dingß mangelhafte theologische Universitätsbildung, in der das exegetische philologische Element fast ein Minimum ist, (— fortunati, sua si bona norint, rufen wir den Deutschen zu,) wobei beachtungswerth ist, daß die übrige nationale Bildung und das kräftige kirchliche Leben jenen Mangel zum Theil überträgt; ferner die Art des schottischen Gottesdienstes, welcher dem französisch reformirten am meisten ähnlich ist, und selbst bei fast holländischer Länge mehr begriffsentwickelnder, als gemüthanregender Predigten die Gemeinden nicht ermüdet; die Abendmahlsfeier nach altapostolischer Einfachheit; sodann der unerfreuliche Mangel an hohen Festen in der schottischen Kirche; die Eigenthümlichkeit, ohne eigentlichen Katechumenen- und Confirmandenunterricht und Confirmation (— nur eine erste Communionfeier nach vorangegangener kurzer Prüfung findet Statt), durch den Religionsunterricht bloß in den Schulen und Familien ein kräftiges religiöses und auch bibelfestes Volk zu erziehen; die Kirchenzucht, besonders mit halbjährlicher Communionfeier verbunden; der häusliche Gottesdienst; endlich die fünf großen kirchlichen Vereine für Erziehung und Unterricht besonders in den Hochlanden und auf den Inseln, die Erbauung von Kirchen, die Missionen u. s. w.

Diese statistische Uebersicht schließt mit einer kurzen Betrachtung über die Bedeutung der schottischen Kirche für die Gegenwart, besonders der deutschen evangelischen Kirche.

Das Grundprincip der schottischen Kirche ist das echt reformirte, näher insbesondere was die Verfassung betrifft, das Princip des Presbyterianismus, oder der Grundsatz von dem göttlichen Rechte der Kirche, in ihrem eigenthümlichen Lebensgebiete frei und unabhängig zu sein. Die schottische Kirche

hat dies apostolische und echt protestantische Princip mit einer Glaubensstreue und Gewissenhaftigkeit in sich herrschend und nach außen geltend gemacht, wie keine andere Kirche. Ueberspannungen hier und da werden nicht verkannt und nicht gelobt. Aber der schottische Protestantismus hat, indem er dies Princip mit heroischer Tapferkeit rechtfertigt, nicht bloß eine nationalschottische, sondern zugleich die Sache der ganzen evangelischen Kirche geführt. Indessen ist die schottische Art, eben weil durch den natürlichen Gang der Geschichte eine extreme geworden, nicht die einzig denkbare Form des presbyterianischen Princips. Es kann unter andern nationalen Verhältnissen mit gleicher apostolischer Wahrheit auch anders gestaltet, selbst mit dem Episcopat, auch mit der Consistorialform verbunden gedacht werden; nur muß jener, wie diese rein kirchlich organisiert sein. Zenes Princip trennt nicht in unnatürlicher Weise Kirche und Staat, aber jener Cäsaropapismus, die unnatürliche Herrschaft des Staates über die Kirche, verneint es entschieden und das von Rechtswegeren. Wir Deutschen müssen, wenn wir vor dem Bilde der schottischen Kirche stehen, vielfach beschämt die Augen niederschlagen, so lange unseren Gemeinden das lebendige Bewußtsein der Kirche und Kirchlichkeit noch so sehr fehlt. Wir werden beschämt, aber wir verzweifeln nicht. Die Gemeinden mit ihren echt kirchlichen Lebenswurzeln fehlen nicht. Es kommt nur darauf an, das zum Theil noch schlummernde Bewußtsein zu wecken, auszubilden. Schon gebe es, sagt der Verf., Staatsbehörden, welche in christlicher Weisheit anfangen, die unveräußerlichen Rechte der Kirche anzuerkennen, und schon lerne man je länger je mehr einsehen, daß kirchliche und bürgerliche Freiheit, jede in ihrer

Sphäre einander reinigen, vertiefen, ermäßigen. 'Der Staat gestatte, daß die Kirche ihrer eigenen Idee gemäß sich gestalte, lehre und handele. Er wird dann als christlicher Staat nicht nur die Pflicht haben, die Kirche zu schützen und zu unterstützen, (also kein Nordamerikanerthum!), sondern auch das Recht behalten, von der Kirche für seine reinen Zwecke eine kräftige Mitwirkung zu erhalten, so wie die Macht, ihre verschiedenen Hauptformen, sich über ihnen haltend, in einem christlichen und billigen Nebeneinanderbestehen zu erhalten.' Der alte Mischmasch von Staat und Kirche sei weder jenem noch dieser heilsam. Schützt die Kirche sich nicht selbst vor Unglauben und Abfall, der Staat kann sie nicht schützen. 'Ihr echtkirchliches Dasein ist ihr Schutz, der Abfall der Lauen, wie der Spott der Schlechten, ihr Stärke, ihre innigere Vereinigung.' — Er lehrt und rät und warnt der Verfasser, und Referent, in alter bewährter Geistesgemeinschaft, eben so!

Die Beiträge von Sydow beschäftigen sich ausschließlich mit der schottischen Kirchenfrage, und zwar, während Dr Sack von derselben nur kurz erzählt und urtheilt, in ausführlicher urkundlicher Erzählung und rechtsgutachtlicher Erörterung.

Der Königl. preussische Hofprediger Sydow war gerade im Auftrage seines Königes in England, um sich von den dortigen kirchlichen Zuständen genauer zu unterrichten, als die letzte Krisis der schottischen Kirchenfrage eintrat und die Gemüther in Schottland und England aufs lebhafteste beschäftigte; und er war, wie Dr Sack, selbst gegenwärtig in Schottland, als jene Krisis im Mai 1843 mit der Entstehung der Freikirche, we-

nigstens einstweilen, endigte. Als er nach London zurückkehrte, um ungesäumt zur Heimath abzureisen, erhielt er von Sr Königl. Hoheit, dem Prinzen Albert, welchem daran lag, über die Sache das Urtheil eines unparteiischen Mannes und 'am liebsten eines deutschen Theologen' zu vernehmen, den Auftrag zu einer umfassenden diplomatisch begründeten Darlegung seiner Ueberzeugungen. So entstand das hier mitgetheilte kirchliche Rechtsgutachten, in 5 Abschnitten nebst einem Anhange von Documenten, Abhandlungen und Ausführungen über einzelne specielle Momente. Schade, daß dies Gutachten höheren und allerhöchsten Ortes nicht früher gegeben werden konnte. Vielleicht hätte dann die englische Regierung die Sache etwas anders behandelt. Einer so gründlichen Erörterung und evidenten Nachweisung, daß die freie schottische Kirche in ihrem Rechte gewesen, von Seiten eines unparteiischen Fremden, würde die Regierung kaum haben widerstehen können.

Der Hergang ist kurz dieser: Die nächste Epoche der großen Bewegung ist die von der Generalversammlung der Nationalkirche am 27. Mai 1834 erlassene, am 29. Mai 1835, zum ständigen Gesetz erhobene so genannte *Bevoacte*. In dieser Acte ward als Grundgesetz der Kirche aufgestellt, daß kein Geistlicher einer Gemeinde wider ihren Willen aufgedrängt (*intruded*) werde, und die Presbyterien (die Diöcesancollegien der Geistlichen und Aeltesten, welche die Ordination zu ertheilen und die Einführung zu verwalten haben) werden zu dem Ende angewiesen, im Fall die Mehrheit der männlichen Familienhäupter, welche Glieder der erledigten Gemeinde sind und in voller Gemeinschaft der Kirche, d. h. im Communicantenverzeichniß stehen, den Candidaten verwerfen, für welchen

die Ausfertigung des Rufes (call) vorgeschlagen war, auf dem Grunde einer solchen Verwerfung den Candidaten abzuweisen. Dabei wird aber ausdrücklich erklärt, daß Niemand zu einem solchen Protest berechtigt sei, der nicht aufgefordert von dem Presbyterium, feierlich zu erklären vermöge, daß er aus keinerlei parteisüchtigem und bösllichem Grunde, sondern lediglich aus gewissenhafter Rücksicht auf sein und der Gemeinde geistliches Wohl handle.

Diese Betoacte durch die damahls herrschende Mehrheit der so genannten evangelical gegen die Partei der so genannten Moderaten durchgesetzt, — bezieht sich auf ein uraltes gravamen der schottischen Kirche, das so genannte Patronat, und hat den Zweck, dasselbe für das innere Leben der Kirche und die naturgemäße Entwicklung ihres presbyterianischen Principß so unschädlich als möglich zu machen.

Mit jenem Patronat aber hat es folgende Bewandniß.

Das Patronat der Kirche, wie bei uns, mit dem Grundeigenthumsverhältniß zusammenhängend, war für die schottische Reformation ein nicht zu beseitigendes, aber dem streng reformierten Princip derselben widersprechendes Erbstück aus der mittelalterlichen Kirche. Durch das mit dem Patronat zusammenhängende Präsentationsrecht, so wie das darin liegende Recht über die Temporalien, schien der schottischen Kirche ein weltlicher Einfluß auf das innere Leben und die geistliche Unabhängigkeit der Gemeinden aufgebürdet zu sein, gegen welchen das presbyterianische Princip nicht anders, als reagieren konnte. Wie unschädlich auch ein solches Verhältniß gemacht werden kann, und wie sehr auch Fälle gedacht werden können, wo es so-

gar etwas Heilsames hat, immer bleibt es von dem Standpuncte des consequenten reformierten Princips etwas Fremdes in der Kirche, selbst wenn es unter dem Gesichtspuncte eines kirchlichen Apha-phorons betrachtet werden könnte. Was aber das Patronat zu aller Zeit in der schottischen Kirche bei der Mehrheit der Nation verhaßt und widerlich gemacht hat, ist eben dies, daß das Patronat größtentheils in den Händen katholisierender oder bischöflicher, der kirchlichen Nationalität der Schotten abgeneigter Herren ist. Abgesehen von dem wirklichen Mißbrauch, welchen die Aristokratie zu verschiedenen Zeiten mit dem Patronat getrieben hat, so hat es in der That etwas Berlegendes, wenn Herren, welche einer fremden, zum Theil feindlichen Kirche angehören, in der Kirche einen Einfluß auszuüben vermögen, welcher das mit vielem Blut theuer erworbene kirchliche Grundprincip der Nation in Frage stellt. Hieraus erklärt sich, daß ein großer Theil der blutigsten Kämpfe in der schottischen Kirchengeschichte, so wie der so genannten Seessionen durch das Patronatverhältniß veranlaßt worden ist. Als 1690 nach schweren Kämpfen die schottische Kirche in dem so genannten revolution settlement zu einem bestimmten Abschluß und Befestigung ihrer Rechte und Freiheiten kam, wurde mit dem Episcopat auch das Patronat abgeschafft. Die Grundeigenthümer und Ältesten der Gemeinde bekamen durch jene Acte das Präsentationsrecht, die Gemeinde das Verwerfungsrecht. Man muß es als ein Unglück ansehen, daß es bei diesem theuererworbenen und dem kirchlichen Princip entsprechenden Rechtszustande nicht verblieb. Viel Kampf und Noth wäre der schottischen Kirche erspart worden. Aber alte Gewohnheiten und Verhältnisse lassen sich nicht so

leicht beseitigen. So genannte wohlervorbene Rechte behalten immer ihre Reaktionskraft. Als die alten Patronatsverhältnisse reagierend neue Streitigkeiten erzeugten, beschloß nach der Union beider Königreiche das vereinigte Parlament, ohne gehörige Erwägung der Sache, und ohne ruhige Anhörung der schottischen Kirchenmänner, 1711, das Patronat wieder herzustellen und zwar in der Art, daß die Patrone wieder berechtigt sein sollten, qualifizierte Candidaten zu präsentieren, die Presbyterien aber verpflichtet, die so präsentierten zur Prüfung und Ordination zuzulassen, daß aber in dem Falle, daß der Patron nach 6 Monaten nicht präsentiere, das Präsentationsrecht jure devoluto an das Presbyterium, — nicht an die Gemeinde — fallen solle. Die früheren bischöflichen Patronate wurden nach der Abschaffung der Bischöfe ohne weiteres der Krone zugelegt, und was die Schotten noch mehr verletzete, die Zehntentheile, welche den Patronen zum Ersatz für das Präsentationsrecht zuerkannt worden waren, wurden diesen belassen, auch nachdem sie jenes Recht wiedererhalten hatten.

Es muß ausdrücklich bemerkt werden, daß die Generalversammlung alsobald gegen jenen unheilvollen Parlamentsschluß bei der Regierung Beschwerde führte, und ihre Commission diese Beschwerde bis zum Jahre 1784 ununterbrochen wiederholte, wiewohl vergebens. Anfangs wirkte die Acte vom Jahre 1690 noch fort, so daß viele Geistliche sich weigerten, sich von Patronen präsentieren zu lassen, auch viele Patrone sich scheueten, ihr Recht auszuüben. Das Recht der Gemeinde, den so genannten call auszufertigen, blieb; und je nachdem die Gemeinden ihr Einwilligung- und Widerspruchrecht ausübten, konnten sie das Präsentationsrecht neutralisieren. Allmählich aber

verlor sich jene Scheu und jene Weigerung; der Widerspruch ermäßigte sich, eine mildere, aber auch indifferentistische Denkweise verbreitete sich; was Stand hielt, zog sich in die Secessionen hinein; am Ende brachte es der berühmte Geschichtschreiber W. Robertson durch seinen Einfluß in der Nation und in der Generalversammlung dahin, daß sein Moderantismus herrschende Denkweise wurde, und damit ein stilles Vertragen mit dem Patronate und dem Einfluß des obersten schottischen Gerichtshofes, welcher alle das Patronat betreffenden Streitigkeiten nach jener Acte vom J. 1711 entschied. Dabei aber konnte es nicht bleiben. Von dem Augenblicke an, wo das kirchliche und auch innerlich religiöse Leben in der Nationalkirche einen neuen Aufschwung nahm, mußte die alte Opposition wieder hervortreten. Dieser Aufschwung ist eben das Hervortreten der so genannten Evangelicalpartei. Das Princip dieser Partei ist eben der echt schottische Presbyterianismus, wohl zu unterscheiden von dem so genannten Freiwilligkeitsgrundsatz einiger Seceder, jenem amerikanischen Princip, wonach die reine Freiwilligkeit des Einzelnen der einzige Grund seines Hinzutritts zur Kirche und seiner kirchlichen Mitgliedschaft ist, und jeder staatliche Charakter der Kirche verneint wird. Der schottische Presbyterianismus, in der neueren Zeit vorzüglich von dem berühmten Prediger Dr Chalmers vertreten, will mit dem Staate nicht brechen, sondern eben nur den anti-presbyterianischen Einfluß desselben, besonders im Patronat, aufgehoben wissen. Besonders seit dem Jahre 1832 machte sich die Partei der evangelical in der Generalversammlung unter der Anführung des Dr Chalmers geltend, und es gelang ihr im Mai 1834, die oben bezeichnete Vetoacte, wodurch der call der Gemeinden, welcher in der

Periode von Robertson eine leere Form geworden war, wieder eine kirchliche Wahrheit wurde, mit einer Majorität von 184 Stimmen gegen 138 durchzusetzen. Allein schon aus diesem Zahlenverhältnisse sieht man, daß die Vetoacte in der kirchlichen Repräsentation selbst noch einen bedeutenden Widerspruch fand. Eine Acte geben und durchführen ist zweierlei. Die Observanz, das positive Recht, die staatliche, weltliche Denkweise in der Praxis zu überwinden, war die schwerere Aufgabe.

Schon gegen Ende des Jahrs 1834 ereignete sich ein Fall, welcher zeigte, wie schwer das ideale Recht, wenn es auch noch so sehr historischen Grund hat, sich gegen das einmahl in der Gegenwart bestehende positive Recht geltend macht. Ein schottischer Graf präsentiert dem Presbyterium von Muchterader einen Geistlichen für die Gemeinde dieses Namens, welche aus 330 stimmberechtigten Familienhäuptern besteht. Der call für den Candidaten ist schon ausgefertigt, aber nur von 3 Personen, unter denen der Factor des Grafen ist, unterschrieben, während 287 Glieder der Gemeinde sich ausdrücklich gegen ihn erklären. Gemäß der Vetoacte verweigert das Presbyterium dem Candidaten die Zulassung zur Prüfung u. s. w. Der Abgewiesene klagt bei der Synode und der Generalsynode, wegen Formfehler, nicht wegen der Vetoacte. Diese kirchlichen Behörden weisen den Kläger ab. Nun verklagen der Patron und der Präsentierte das Presbyterium bei dem obersten bürgerlichen Gerichtshof, dem court of session. Dieser entscheidet mit 8 gegen 5, daß die Zurückweisung des Präsentierten wegen der Vetoacte eine Gesetzwidrigkeit sei. Darauf kommt die Sache vor die Generalversammlung, welche erklärt, daß in Sachen der Lehre, Disciplin und Kirchenregierung den kirchlichen Gerichtshöfen, und nicht dem bürgerli-

chen ausschließliche Macht der Entscheidung zustehet. Zugleich wird das Presbyterium von Aucterader ermächtigt, nach der Ordnung von dem court of session an das Haus der Lords zu appellieren und zwar wegen Zurückhaltung der Einkünfte von Seiten des Patrons. Das Haus der Lords bestätigt den Spruch des court of session. Hierauf Verhandlungen zwischen der kirchlichen Commission der Generalversammlung und der Regierung, während neue und noch bedenklichere Collisionenfälle sich ereigneten. Die Angelegenheit beschäftigt je länger je mehr alle Gemüther. Die Mehrheit der kirchlichen, besonders in der Mittelklasse, unter den Landleuten, unter den Hochländern ist entschieden non-intrusionistisch. Vornehmlich der Adel widerspricht, schon weil er meist bischöflich ist. Streitschriften für und wider, Versammlungen der Freunde der Freiheit erregen noch mehr. Die Generalversammlung faßt 1842 einen förmlichen Act der Rechtsforderung mit einer begleitenden Adresse an die Königin ab, und bittet um Aufhebung des Patronats. Ein besonderes Promemoria an R. Peel bittet um Untersuchung und Rechtsgewährung. Endlich nach langer, die Schotten verletzender Zögerung erscheint im Januar 1843 die Antwort des brittischen Ministeriums durch James Graham. Vorzugsweise vom englischen politischen und zwar torystischen Standpunkte, erklärt das Ministerium, daß der oberste Justizhof vollkommen richtig entschieden und daß die Vetoacte selbst eine unbefugte Einmischung der Kirche in bürgerliche Dinge und eine Gesetzwidrigkeit sei. Würde ein Whigministerium anders geantwortet haben? Staatsmänner sind Staatsmänner. Der schottische Kirchenernst ist der Politik fremd und unbegreiflich.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

131. Stück.

Den 16. August 1845.

Heidelberg und Potsdam.

Schluß der Anzeigen: 'Die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung von Karl Heinrich Sack, Consistorialrath und Professor der Theologie in Bonn. Erster Theil und Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien von Ad. Sydow, Hof- und Garnisonprediger in Potsdam. Erstes und zweites Heft.'

Die Generalversammlung ließ durch eine Commission das Schreiben des Ministers beantworten, aber ohne allen Erfolg. Man wendete sich an das Unterhaus. Aber dieses hielt für gut, die Sache gar nicht zur Verhandlung zu bringen. Jetzt ist die höchste Spitze erreicht. Unter diesen Verhältnissen konnte kaum etwas anderes geschehen, als was geschah. Am 18. Mai 1843 wurde die Generalversammlung mit einer Predigt über den Spruch: ein Jeglicher sei in seiner Meinung gewis, von dem vorjährigen Moderator, Dav. Welsh, Prof. der Kirchengeschichte in Edinburgh, eröffnet, und

darauf ein Protest vorgelesen, worin der zeitige Moderator erklärt, daß das Gewissen ihm und 193 gleichgesinnten Geistlichen und Aeltesten nicht erlaube, länger in der staatlich unterstützten Kirche zu bleiben, unter den Bedingungen, welche die Regierung ausgesprochen; indem sie auf alle mit der Staatskirche verbundenen Rechte und Vortheile verzichteten, sähen sie sich genöthigt, die Versammlung zu verlassen. Unter allgemeiner Theilnahme des Volks begeben sich die Protestierenden aus der Kirche in feierlichem Zuge durch die Straßen der schottischen Hauptstadt nach einem andern Versammlungsorte (Canonmill Hall) und constituieren sich hier als die Generalversammlung der freien protestierenden presbyterianischen Kirche von Schottland. Dr. Chalmer's wird zum Moderator erwählt. Die Zurückbleibenden, kaum noch die Hälfte, heben alsobald die Betoacte auf. Die Gemeinden folgen auf beiden Seiten mit wenigen Ausnahmen ihren Geistlichen und Aeltesten. Die freie, aber arme Kirche, wächst; bei allen Opfern, welche sie von den Andern fordert, hat sie sich bereits über die Hälfte der Nationalkirche verbreitet. Interessant ist, daß die Deputationen der amerikanischen, irländischen, englischen, holländischen Presbyterianer, sammt denen der früheren Secederparteien, welche nach herkömmlicher brüderlicher Weise die schottische Kirche in ihrer Generalversammlung besuchten und begrüßten, obwohl sie alle an die ungetheilte schottische Kirche geschickt waren, doch ohne einen Augenblick zu zweifeln, an St. Andrewschurch vorübergangen und zur freien Kirche in Canonmill Hall sich wendeten.

Das ist der Hergang. Wer hat nun Recht, die Scheidenden oder die Bleibenden?

Nach deutscher, insbesondere lutherischer Kirchen-

rechtlicher Art werden die meisten Theologen wie Staatsmänner unter uns, nicht bloß auf den ersten Anblick, den Gemäßigten, den Gebliebenen, Recht geben. Sie werden den strengen Freien zu bedenken geben, daß in jeder Kirchenform, auch unter den lästigsten Patronatverhältnissen möglich sei, das innere Leben der Gemeinde zu pflegen und zu fördern, ferner daß das schottische Patronat in den Händen christlicher, wenn auch bischöflicher Laien, und des christlichen vorzugsweisen protestantischen Staates sei, ein Verhältnis, welches sich die deutsche Kirche ohne besonderen Schaden gefallen lasse, daß auch die Kirche ein einmahl bestehendes, wenn auch lästiges positives Recht nicht antasten dürfe, endlich, daß das Gemeindeveto bei der Wahl der Geistlichen sehr seine Schattenseite habe, indem es der Unwissenheit, dem Eigensinne, dem Vorurtheil und den Einfällen der beweglichen Volksmasse auf eine doch nur geistig und geistlich zu richtende Sache Einfluß gestatte. Auch Referent war, ehe er den historischen Zusammenhang der schottischen Kirchenfrage genauer kannte, geneigt, die neue Secession mehr zu tadeln, als zu loben. Allein, nachdem er sich aus diesen beiden Schriften genauer unterrichtet und den strengen Ernst und den edlen Geist der Nonintrusionisten kennen gelernt hat, tritt er jetzt entschieden dem zusammenstimmenden Urtheile von Sack und Sydow bei. Des Referenten Argumentation ist kurz diese: Hat der Staat einmahl das Princip der schottischen Kirche anerkannt, so muß er sich auch seine Consequenzen gefallen lassen. Aus jenem Princip folgt aber consequent, daß das Patronat, als ein widersprechendes fremdartiges Element in der schottischen Kirche ist. Die Consequenz eines anerkannten Principes ist das Urrecht, welches durch keine

positive Rechtsform aufgehoben werden kann. Jenes Princip ist ein angeborenes Recht der apostolischen Gemeinde, nämlich in dem Sinne, daß die Kirche Christi, in ihrem Unterschiede vom Staate und jedem weltlichen Verhältnisse, in ihrem inneren Leben schlechtthin unabhängig ist, wobei einerlei ist, ob diese Freiheit der Kirche durch die gesammte Gemeinde selbst, oder ihre Repräsentation, und diese in rein klerikalischer oder presbyterialischer Weise ordnungsmäßig ausgeübt wird. Die Grundform der schottischen Kirche ist aber die presbyterianische, die dem Staat am wenigsten gefährliche, antihierarchische. Es kommt dabei besonders in Betracht, daß dies Princip des Presbyterianismus mit entschiedener Aufhebung des Patronats 1690 förmlich öffentliches Recht geworden war, und daß der aufhebende Parlamentsbeschluß von 1711 auf einer einseitigen Transaction beruhete und von Seiten der schottischen Kirche, als solcher, nie förmlich anerkannt worden ist. Auch fragt man, warum ließ dies Staatsregiment, welches doch in der Generalversammlung repräsentiert ist, die Betoacte zu, wenn dieselbe wesentliche Rechte des Staates verletzete?

Wie man aber auch darüber denken mag, selbst in dem Falle, daß die neueste Seccession ihre Ueberspanntheiten hätte, — immer ist die Entstehung der freien Kirche aus der Macht des christlichen Gewissens ein Beweis, daß das ideale Recht eines im Worte Gottes gegründeten Principes der Kirche nie sterben kann. Hofprediger Sydow schließt sein Gutachten an den Prinzen Albert, daß Jeder, der nach der schottischen Kirche in ihrem wahren historischen Sinne frage, von jetzt an die freie protestierende Kirche Schottlands zu verweisen sei. — Er fügt hinzu: 'Entweder die Ungerechtigkeit, die

an der schottischen Kirche begangen ist, muß redressiert werden (was aber mit jedem Tage schwieriger wird), oder die Staatskirche von Schottland wird unter Begleitung vieler für die socialen Verhältnisse des Landes schlimmen Umstände mit zunehmender Geschwindigkeit in die Geringschätzung der Nation und in Unwirksamkeit versinken.'

Wir stimmen ihm in dieser Alternative vollkommen bei. Lücke.

G ö t t i n g e n.

In der Dieterichschen Buchhandlung 1845. Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Zweiter Band. Von den Jahren 1842—1844. 68 Bogen in gr. Quart, mit zwei Kupfertafeln.

Die Vorrede von dem Geh. Hofr. Hausmann gibt eine kurze Uebersicht von der Geschichte der Königlichen Societät in dem bemerkten dreijährigen Zeitabschnitte. Der Inhalt der einzelnen Abhandlungen ist bereits aus diesen Blättern bekannt; daher hier die Anführung ihrer Titel genügen wird.

Abhandlungen der physicalischen Classe. Geologische Bemerkungen über die Gegend von Baden bei Rastadt. Von Joh. Friedr. Ludw. Hausmann (Gött. gel. Anz. 1842. S. 2017). Ueber die Abnahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation. Von G. Friedr. Heinr. Marx (Gel. Anz. 1843. S. 921). Seitliche Zwitterbildung (Hermaphroditismus lateralis) beim Menschen beobachtet. Von Arn. Ad. Berthold (Gel. Anz. 1843. S. 1401). Ueber die in des Hippokratès Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die

von Littré geäußerte Meinung von denselben. Von Joh. Wilh. Heinr. Conradi (Gel. Anz. 1844. S. 41). Untersuchungen über das Narcotin und seine Zersetzungsproducte. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 490). Untersuchungen über das Chinon. Von F. Wöhler (Gel. Anz. 1844. S. 1161).

Abhandlungen der mathematischen Classe. Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie. Von C. F. Gauß. Erste Abhandlung (Gel. Anz. 1843. S. 1761).

Abhandlungen der historisch-philologischen Classe. Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie und besonders über die Philosophie der orthodoxen arabischen Dogmatiker. Von H. Ritter (Gel. Anz. 1843. S. 1929). Ueber griechische Monatskunde und die Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen. Von K. Fr. Hermann (Gel. Anz. 1844. S. 201). Zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus. Von K. Fr. Hermann. Erste Abtheilung (Gel. Anz. 1844. S. 1934). Nachtrag zu der Abhandlung über griechische Monatskunde. Von K. Fr. Hermann. Arnold Hermann Ludwig Heeren. Eine Gedächtnisrede von K. Hoed (Gel. Anz. 1842. S. 1961).

P r a g.

1844. Albanien, Rumelien und die österreichisch-montenegrinische Gränze oder statistisch-topographische Darstellung der Paschaliks Skutari, Prizrend, Speß, Voh-Banastir, Jakova, Tirana, Kavaja, Elbassan und Schrida, so wie des Gränzdistricts von Budua in Dester. Albanien, von Jos. Müller. Nebst einer Charte von Albanien (statt Oberalbanien). 1 Band in Octav von 103 Seiten.

P a r i s.

Les Slaves de Turquie serbes, monténégrins, bosniaques, albanais et bulgares; leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques. Par Cyprien Robert. 2 Bände in Octav von 357 und 416 Seiten.

E b e n d a s e l b s t.

1843. Voyage en Bulgarie pendant l'année 1841, par Blanqui, membre de l'Institut de France. 1 Band in Octav von 414 Seiten.

Diese Schriften, auf Reisen in der europäischen Türkei entstanden und von den verschiedensten Standpunkten aus über die Zustände Rumeliens sich verbreitend, stehen in einem auffallenden Gegensatz, selbst da wo sie über dieselben Thatsachen berichten. Die statistischen Angaben Robert's und Müller's über Oberalbanien stimmen fast niemahls überein, wiewohl beide Schriftsteller in dieser Provinz selbst ihre Nachrichten geschöpft haben. Der Kritik liegt es ob zu entscheiden, auf wessen Seite die bessere Einsicht zu finden ist. Des französischen Reisenden Untersuchungen erstrecken sich auf die ganze europäische Türkei, so weit diese von Slaven und Albanesen bewohnt wird, demnach auf ein weit größeres Gebiet, als die Darstellung Müller's, der sich auf Nordalbanien und das Paschalik Bitolia beschränkt. Diese Provinzen standen sämmtlich unter der Verwaltung des Ahmed Pascha, als Müller aus Dalmatien in die Dienste desselben berufen wurde, um in der ganzen Statthalterschaft Contumaz-Anstalten einzurichten. In dieser Stellung ward ihm die Gelegenheit zu Theil, sich eine gründliche Kenntniß des Landes zu erwerben. Sein Buch ist ganz trocken, aber es zeichnet sich durch

einen Reichthum von neuen, aus den besten Quellen geschöpften, geographischen Thatsachen und statistischen Angaben aus.

Der Verf. beginnt mit der politischen Eintheilung, wie dieselbe im Jahre 1836 festgestellt worden ist. Die Grenzen der durch Hadshi Chalsa bekannt gewordenen Sandschakate sind größtentheils beibehalten. Als unabhängig, nur in einem Tributverhältnisse zur Pforte stehend, ist das alte Gandavien zu betrachten, welches in die Districte Zadrim, Miridit und Dibra zerfällt und von selbstgewählten Häuptlingen beherrscht wird. Aber auch andere Theile Oberalbanien's, wie das Ducajin, welches zum Paschalik Ipek gezogen ist, stehen nur nominell unter türkischer Verwaltung. Eben so verhält es sich mit Montenegro und mit 8 südöstlich von diesem slavischen Priesterstaat den Vertiscus bewohnenden Arnautenstämmen. Dem Vertiscus gibt Müller den Namen Kujai-Gebirge. Die Charakteristik der übrigen Bergzüge ist undeutlich, doch wird die von Boué bezweifelte Verbindung der alpinen Kette von Bitolia (Gandavaberge M.'s) mit dem Schardagh von Prisdren durch seine Karte und Beschreibung bestätigt. Neu sind die Nachrichten über das Vorland des Mati, die Hismo-Ebene, welche zwischen der Mirditenstadt Croja und Cap Redoni im Frühjahr regelmäßig drei bis fünf Meilen weit überschwemmt wird. In diesen Küstengegenden, zwischen Alessio und Tirana, sollen sogar große Torflager vorkommen (S. 11), eine bemerkenswerthe Erscheinung im Küstenclima des 42sten Breitegrades.

Die Bevölkerung von Oberalbanien (nördlich vom 41sten Grade, jedoch mit Einschluß von Bitolia) berechnet Müller nach sorgfältigen Untersuchungen im Jahre 1838 auf 642000 Seelen, un-

ter denen ungefähr die Hälfte noch jetzt das Christenthum bekennt und etwa der dritte Theil als von der Pforte mehr oder minder unabhängig zu betrachten ist. Die Zahl der Türken ist ganz unerheblich, die Hauptmasse der Population wird von den Arnauten gebildet, von denen ein großer Theil zum Islam übergetreten ist, die Uebrigen zur katholischen Kirche gehören und den Slaven griechischer Confession feindlich gegenüber stehen. Die Letztern sind Serben und wohnen vorzüglich im nördlichsten Theile des Gebiets. Ihre Zahl beträgt nach Angabe ihrer eigenen Bischöfe 109000, und außerdem sollen etwa 15000 Slaven Muhamedaner geworden sein. Walachen, Griechen und Juden sind von diesen Gegenden größtentheils ausgeschlossen. Die Zahl der Arnauten zwischen Berat, Dhrida, Prisdren und Skutari, das heißt in dem Theile Albaniens, wo sie sich unvermischt erhalten und ihre Sprache, ihre Sitte und Freiheit am reinsten bewahrt haben, würde nach diesen Angaben auf eine halbe Million anzuschlagen sein.

Die topographischen Specialitäten, welche den größten Theil des Müller'schen Buches füllen, scheinen durchweg genau zu sein. Zum Belege stelle ich das Itinerar der wenig bekannten Straße durch das Ducajin nach Boué's und meiner Reise mit Müller's Angaben zusammen. Der zweite Chan von Prisdren aus an der großen Brücke über den Drin heißt Hani-Urs d. h. im Albanesischen Brücken-Gau und eben so Köprili-Han bei Boué. Die Entfernung des 4 Wegstunden von da entfernten vierten Chans wird irrig nur zu einer Stunde angegeben, aber dieser Chan richtig Spas genannt und die dortige Fähre beschrieben. Der fünfte Chan heißt bei Boué Su-

Kat, bei Müller Sakat. Sakat und Flet (zehnter Chan), welche Boué zu nahe zusammenrückt, werden in richtiger Entfernung angeführt und die Lage von Flet deutlich charakterisirt. Der Paß zwischen Flet und dem elften Chan, nach Boué 3438' hoch, heißt nach diesem Kiapha=Mala, bei Müller Kiapha=Malit. Der elfte Chan wird von Boué Latin=Han genannt, Müller scheint ihn unter dem Namen Brdet zu bezeichnen. Sodann beschreibt er richtig den wilden Trümmerabhang Fusch=ars, der drittheil Meilen weit gegen den Drin herabreicht (vergl. meine Reise durch Rumelien 2. S. 351). Der Paß beim funfzehnten Chan wird wie bei Boué Puka genannt und mit Recht als der höchste Punct des dortigen Gebirges bezeichnet. Uebrigens ist diese Zusammenstellung nur auf den Text Müllers gegründet, nach Maßgabe der Karte würde sie unmöglich sein. Denn diese ist gar nicht zu loben und stimmt auch häufig nicht einmahl mit den Angaben des Verfassers überein. Sie versetzt sogar den Paß Kiapha=Malit auf das nördliche Ufer des Drin. Namentlich muß die Terrainzeichnung nach den zum Theil noch nicht publicierten Untersuchungen Biquesnel's durchweg als fehlerhaft bezeichnet werden, wiewohl die Einzelheiten, besonders im oberen Thale des schwarzen Drin, schätzbar sind und trotz der übel verzeichneten Gebirgsketten von einer kundigen Hand benützt werden können.

Robert erklärt sich nirgends darüber, welche türkische Landschaften er aus eigener Anschauung kennt. Nur in der Vorrede erwähnt er kurz, daß er mehrere Jahre lang unter den rumelischen Slaven gelebt habe. Diese Zurückhaltung erweckt gleich Anfangs ein Vorurtheil gegen die Genauigkeit seiner Darstellungen. Hätte er sich doch Leake

zum Muster gewählt, er würde nicht so oft in Ungewisheit lassen, ob er nach eigenem Ermessen urtheilt und berichtet oder nur als Dolmetscher die verdächtige Ansicht irgend eines Rumelioten vertritt. Nur aus einzelnen Andeutungen läßt sich schließen, daß er die Straße von Constantinopel nach Sophia, so wie einige Districte von Albanien und Bosnien selbst bereist und wahrscheinlich die längste Zeit in Serbien sich aufgehalten hat. Aber auch da, wo er eigene Anschauungen besitzt, weiß er die Natur des Landes nicht in ihrer Eigenthümlichkeit aufzufassen. Für ihn, den nur die politische Lage der Nationen zu berühren scheint, ist überall Wüstenei, wohin der Ackerbau nicht reicht. Die albanischen Eichenwälder, wie die baumlosen Weideländer Thraciens schildert er mit gleichen Farben, er bezeichnet sie mit derselben ärmlichen Ausdrucksweise. Selbst die Gebirge scheidet er nicht von den Ebenen und nennt die engen Felsenkessel von Prisdren den Mittelpunkt einer großen Wüste (*ville au milieu d'un vaste désert* 2. p. 363). Er häuft auf die felsigen, waldbekränzten Ufer des Drin, an denen die Straße von Prisdren nach Skutari entlang führt, die widersprechendsten Bezeichnungen der Unfruchtbarkeit (*aussi l'espace de trente lieues de Prisdren à Skadar est-il un vaste désert, un chaos de rochers arides et de savanes désolées* 2. p. 162). Savanen in ein tiefes Waldland zu versetzen ist seltsam genug. Doch in weiten Ebenen läßt Robert sogar die Mirditen wohnen, welche das zerstückelte, vulkanische, selbst von den Römern als unwegsam gemiedene Mittelgebirge Sandaviens inne haben (*vastes plaines connues spécialement sous le nom de Mirdita* 2. p. 144). Durch solche Unbegreiflichkeiten verräth sich der völlige Mangel

an Beobachtungsgabe für die einfachsten geographischen Verhältnisse. Und doch war Robert nach seiner eigenen Angabe (p. 158) am östlichen Fuße dieser wilden Berge selbst von Schrida nach Prisdren durch den unbekanntem District der Dibren gezogen, zu dessen Kenntniß er so wenig beigetragen hat. Den Schardagh, den der Reisende auf diesem Wege als albanisch-macedonisches Grenzgebirge zur Rechten hatte, machte er zur Scheide von Albanien und Serbien (p. 162). Die fruchtbare, von friedlichen Bulgaren sorgfältig bebaute Ebene von Kalkandele nennt er einen Theil dieser Gebirgskette und läßt ein so wohlgeordnetes Paschalik von unnahbaren Räubern bewohnt sein. Den weißen Drin, dessen Quellen im Hochgebirge von Speß, am Endpuncte der bosnischen Alpen, liegen, versetzt er über das große nordalbanische Becken hinüber weit nach Osten in den Schardagh von Pristina (p. 163). So erhebliche Irrthümer in Gegenden, welche Robert selbst bereist hat, zeugen von einer ungemeinen Leichtfertigkeit in der Aufnahme der geographischen Thatsachen. Von dieser Seite also ist für die Kenntniß Rumeliens von dem französischen Berichterstatter nirgends ein sicherer Gewinn zu ziehen.

Naher liegen seiner Richtung zwar die statistischen Verhältnisse des Landes, und mit unbeschränkter Zuversicht spricht er sich über die Populationen aus, welche in Rumelien untereinander gemischt leben. Aber so schwer es jedem Reisenden fällt, über numerische Verhältnisse Nachrichten einzuziehen, um so unzuverlässiger finden wir auch hierin seine Angaben. Mit den Borwürfen, welche er Bialla de Sommières, einem Schriftsteller über Montenegro, macht, fällt er sich selbst ein scharfes Urtheil, indem er sagt (1. p. 100): quant aux

données statistiques du voyageur, elles ne peuvent servir qu'à égarer par l'audace même, avec laquelle il précise les faits les plus importants. Zum Beispiel rechnet Robert auf die europäische Türkei fast 8 Millionen Slaven (près de huit millions 1. p. 20) und theilt diese ferner ein in $4\frac{1}{2}$ Millionen Bulgaren und $2\frac{1}{2}$ Millionen Serben, so daß 'fast' eine Million in dieser Rechnung fehlt. Der Stadt Prisdren mit ihren 6000 Häusern, welche der Reisende nach eigener Anschauung beschreibt, gibt er eine Bevölkerung von nur 8000 Seelen (2. p. 363): sie besaß nach einer Zählung im J. 1838 gegen 26000. Speß soll statt 12000 nur 5—6000 Einw. zählen (2. p. 352) und die große Nachbarstadt Sakova mit 21000 Einw. wird in der Uebersicht der Städte gar nicht genannt. Auch auf Skutari rechnet Robert nur 20000 Bewohner, und doch ist dies noch immer die volkreichste und wichtigste Stadt Albaniens. Allein die Irrthümer in den Zahlen sind nicht größer, als in den Sachen. Hier folgt gleich die Behauptung, daß Skutari von jeher eine slavische Stadt gewesen sei, und hieraus wird die Wichtigkeit ihres Besizes für die Montenegriner (2. p. 361) hergeleitet. Nichts ist bekannter und dem Fremden, der sie betritt, augenfälliger, als daß sie den Stammsitz der Nationalalbanesen bildet. Auch zählte sie im Jahre 1831 nicht mehr als 1500 slavische Einwohner, dagegen 29000 Arnauten, von welchen 16000 zum Islam, die übrigen zum katholischen Glauben sich bekannten (Müller S. 48). Nach solchen Fehlern in den wichtigsten Angaben wäre es überflüssig, noch mehr Beweisstellen für die Unbrauchbarkeit des Buches zu geographischen Zwecken beizubringen, die ungenaue Schreibart zu rügen oder bei dunkeln Namen von Volksstäm-

men, Gegenden und Ortschaften zu verweilen, denen, wie bei Pouqueville, so oft kein bestimmter Begriff unterlegt ist.

Aber wenn Robert die Kenntniß des Landes auf keine Weise zu fördern versteht, so bewegt er sich freier und klarer, sobald er von den Vertlichkeiten und Thatsachen zu dem Charakter der Nationen, zu persönlichen Beziehungen übergeht. Sein Sinn ist empfänglich für fremde, menschliche Naturen und unzweifelhaft treu und mit echter Localfarbe spiegelt er diese Eindrücke ab. Hier begegnen wir einer höchst lebendigen und in den allgemeineren Zügen gewiß richtigen Charakteristik der slavischen und albanischen Bevölkerung. Eine starke Parteifarbe trübt zwar jede politische Erörterung, aber hierbei wird es dem Leser leicht, die schlechten Eindrücke und treffenden Bilder von den Reflexionen des Verfassers abzuscheiden. Durch die eingestreuten slavischen Dichtungen, welche unter dem Namen der Piešma's bekannt sind, werden die bosnischen und montenegrinischen Zustände in ein helles Licht gestellt. — Der größte Theil des Werkes ist der neuesten Geschichte Serbiens, Bosniens und Rumeliens gewidmet, woran sich die politischen Aussichten in die nächste Zukunft knüpfen. Aber von officiellen Documenten entblößt, sind solche der Tradition entlehnte Darstellungen nicht geeignet, den Quellenforscher für sich allein zu befriedigen.

Das Buch von Blanqui besitzt zwar den Vorzug, in der Form eines Tagebuches geschrieben zu sein, aber auch dieses verfolgt nur politische Zwecke und theilt fast alle Mängel und zum Theil auch die Fehler Roberts. Nach der Insurrection in Bulgarien reiste Blanqui als Commissair des französi-

schen Gouvernements von Belgrad über Wibdin nach Constantinopel auf oft betretenen Wegen, und er kann kein anderes Verdienst in Anspruch nehmen, als daß er einige der Triebfedern der neueren Bewegungen aufgedeckt hat. Daß er nach eigener Angabe die specielleren Ergebnisse seiner Regierung vorbehielt und das Publicum nur mit persönlichen Eindrücken zu unterhalten beabsichtigt, ist inzwischen kaum zu bedauern: denn obgleich Mitglied des Instituts und Staatsmann, zeigt er schon auf der Reise durch Deutschland jene seltsame Oberflächlichkeit und Sucht zu übertreiben, welche man so oft seinen reisenden Landsleuten vorgeworfen hat. Zum Schluß mögen hier ein paar ergötzliche Stellen dieser Art Platz finden: p. 8. Carlsruhe est le type de ces jolies capitales allemandes —. Je ne les décrirai point, car elles se ressemblent toutes, et Stuttgart ne diffère en rien de Carlsruhe. P. 11. Walallah, une espèce de Panthéon moderne, où figurent tous les grands hommes de la Bavière. P. 17. Là (à Ratisbonne) commença pour moi le fléau des fumeurs —. Il n'y a pas un Allemand qui ne porte suspendu à la boutonnière un ignoble sac de cuir rempli de tabac, et une collection de pipes de diverses formes et de divers calibres. Nobles et vilains fument du matin au soir, debout, assis, couchés, en marchant, en mangeant, en buvant etc.

Dr Grisebach.

S a l l e,

gedruckt bei Plöb 1845. Aristophanis grammatici fragmentum Parisinum illustravit Augustus Nauck. 44 Seiten in Octav.

Ein gelehrter Vorläufer einer umfassenden Untersuchung über Aristophanes von Byzanz, dem bekanntlich schon F. A. Wolf eine Monographie, deren er vor andern Grammatikern werth ist, zugebracht hatte. Das anscheinend armselige Excerpt *ἐκ τῶν Ἀριστοφάνους τοῦ περὶ λέξεων διαλαβόντος* hinter Boissonades Pseudo-Herodian p. 283 sqq. weiß Herrn Nauck's Scharfsinn recht hübsch zu nutzen und den Titel als wohlbegründet zu rechtfertigen, indem er in vielen Fällen aus Eustathios die ursprüngliche gelehrtere Fassung der λέξεις nachweist, die Eustathios theils mit ausdrücklicher Nennung des Grammatikers, theils allgemein als von den παλαιοί entlehnt anführt. Nicht einleuchtend ist die Beobachtung, daß Reihen von Glossen nach gewissen Rubriken zusammengestellt sind, wie z. B. βλασφημιῶν παραδείγματα erkannt werden in den Glossen κήλων, κέπρος, ἄγγαρος, τρίπρατος, τριπέδων, τριδουλος; ferner als Excerpt des συγγενικός, welcher gleich den ἡλικιῶν ὀνομασίαι einen Theil der λέξεις gebildet zu haben scheint, die Glossen ἀνεψιαδοῦς, παράνυμφος, χῆρος. Die angeknüpften Erörterungen zeigen gute grammatische Schule und enthalten recht nette lexikalische Beiträge. Wir dürfen hiernach von der größeren Schrift Gediegenes erwarten und wünschen, daß die Schlußworte alia alias nicht Worte bleiben mögen.

F. W. S.

B e r i c h t i g u n g .

S. 1156. Zeile 9 von unten lies vergnüglicher
statt vergänglichlicher.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

132. Stück.

Den 18. August 1845.

L o n d o n ,

bei Samuel Highley 1843. Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I. Mit 25 lithographierten Tafeln.

Der vorliegende Band dieser inhaltreichen Hospitalberichte ist wiederum eine erfreuliche Frucht des treuen und organisch geordneten Zusammenwirkens des ärztlichen Personals an dem altberühmten Londoner Hospital. Da der Zweck solcher Berichte immer mehr die Darlegung des practischen Details als theoretischer Erörterungen umfaßt, darf man sich nicht wundern, auch in diesem Bande eine große Menge trockener und bei erster Lectüre unfruchtbar scheinender Krankengeschichten angehäuft zu finden. In der That haben aber auch diese ihren Nutzen, wie Jeder, der einmahl zu speciellen Studien über eine Krankheitsform solche Quellen benutzt hat, zugeben wird. Außerdem enthält aber auch dieser Band mancherlei theoretisch interessante Untersu-

chungen, die hier dem Boden der Erfahrung entsprossen sind.

In der Einleitung wird die Methode auseinandergesetzt, nach welcher die Beobachtungen gesammelt werden. Wenn auch die Verf. anerkennen, daß manche Verbesserungen dabei möglich seien, so drücken sie doch, und mit Recht, die Ueberzeugung aus, daß an der Zuverlässigkeit der gegebenen Thatfachen kein Zweifel aufkommen könne. Solche Bürgschaft ist hoch anzuschlagen, da wir leider so häufig in der Journal = Literatur auf Mittheilungen stoßen, welche auf solche Zuverlässigkeit keinerlei Anspruch machen können.

Mit Uebergehung derjenigen Aufsätze, welche entweder schwach und unbedeutend sind, oder nur eine Zusammentragung einzelner Krankheitsfälle enthalten, wollen wir den wichtigeren Arbeiten kurz folgen.

J. C. W. Lever, observations on pelvic tumors obstructing parturition. Dieß ist eine Fortsetzung der in einer früheren Nummer begonnenen Arbeit. Hier finden wir die Geschwülste der Eierstöcke, der Fallopischen Tuben, des Mastdarms, der Blase, im Zellgewebe der Beckenhöhle und die Beckenbrüche, so weit sie bei der Geburt in Betracht kommen können, abgehandelt. Nur von wenigen der zu diesen verschiedenen Rubriken gehörigen Geschwülste hat Verf. eigentliche Verhinderung oder Erschwerung der Geburt gesehen. Bei Eierstockgeschwülsten ist es nur ein seltener Fall, daß das vergrößerte Ovarium während der Geburt so in das kleine Becken gedrängt wird, daß es dem Vorrücken des Kindes hinderlich wird. Doch sah der Verf. einige Fälle. In einem Falle war die Cyste mit dem oberen Theile der linken Vaginalwand (wahrscheinlich während der Schwanger-

schaft) verwachsen und bildete ein fühlbares Hinderniß bei der Geburt. Bei vermehrten Wehen und Andrang des Kopfes plakte die Cystis und führte 2 Tage nach der Entbindung zum Tode. Peritonitis war nicht entstanden, aber großer Collapsus unter fortwährendem Ausfluß einer dunkeln fötiden Flüssigkeit.

In einem zweiten Falle trat, nachdem 4 frühere Geburten ganz leicht verlaufen waren, durch eine Sackgeschwulst des Ovarium eine große Verzögerung der Geburt ein. Es fand sich eine elastisch gespannte Geschwulst zwischen Vagina und Rectum zur linken Seite, so daß der Finger kaum zwischen Symphyse und Geschwulst und Steißbein und Geschwulst eingebracht werden konnte.. Die Geschwulst wurde deshalb mit der Lancette punctirt, eine Pinte Flüssigkeit entleert und dadurch die Geburt bald möglich gemacht. — Später soll die Patientin noch einmahl ohne alle Schwierigkeiten geboren haben.

Geschwülste im und am Rectum bilden häufiger Hindernisse. Verf. handelt bei dieser Gelegenheit auch von der Anhäufung verhärteter Kothmassen im Rectum, ohne gerade etwas Neues vorzubringen. Directe Entfernung der Massen ist das einzige Mittel. Purgative nützen, aus leicht ersichtlichen Gründen, hier nie, schaden eher.

Scirrhus recti hemmte in einem Falle, wurde aber durch die Zange überwunden. Verf. glaubt, daß dies in den meisten Fällen möglich sein werde. Im entgegengesetzten Falle würde nur die Wahl zwischen Perforation oder Kaiserschnitt sein. Verf. würde sich dann unbedingt für letzteren erklären, da die Mutter doch, in Folge des Scirrhus, bald verloren sein werde.

Die Erörterungen über einen Fall, wo das Hin-

derniß von Scirrhus der Blase herrührte, reducieren sich auf das beim Rectum Gesagte.

Unter dem Titel: *Descent of the bladder* bespricht der Verf. die Fälle, wo die gefüllte Blase vor dem Kopfe hergetrieben wird und so eine hindernde Geschwulst im kleinen Becken bildet. Er führt einige recht interessante Fälle an. Dieser Zustand ist um so beachtenswerther, da sich schwer eine Ursache der Urinretention in der Blase unter diesen Umständen, bei stattfindendem Druck auf die Blase, auffinden läßt. Dies mag auch die Veranlassung sein, weshalb mehrmahls die Verwechslung dieses Zustandes mit Hydrocephalus des Kindskopfes oder gespannten Eihäuten vorgekommen ist. Der Catheter hebt das Uebel immer sicher und leicht, weshalb es um so bedauernswerther ist, wenn durch Verkennung ein großes Uebel, z. B. Vesicovaginal-Fistel, herbeigeführt wird.

Interessant ist auch ein Fall von Absceß im kleinen Becken, in Folge eines Sturzes 3 Wochen vor der Entbindung entstanden. Erst nach der Eröffnung des Abscesses erfolgte die Geburt. Die Kranke genas und gebar später ohne Störung.

Durch Beckenbrüche hat Verf. nie Hindernisse bei der Geburt entstehen sehen. Die Abhandlung ist von 23 Krankengeschichten begleitet.

N. Chevers, inquiry into certain of the causes of death after injuries and surgical operations in London hospitals.

Der Verf. geht von der Erfahrung aus, daß in den großen Hospitälern Londons die Sterblichkeit unter den Verwundeten größer ist, als außerhalb derselben. Sehr häufig kommen Kranke mit scheinbar unbedeutenden Verletzungen in das Hospital, erkranken daselbst bald bedenklich und gehen in Folge dessen oft zu Grunde. Eben so geht

es nach den Operationen, die, in den Hospitälern vollführt, viel häufiger gefährliche Erkrankungen nach sich ziehen, als außerhalb derselben. Der Verf. gibt uns zwar keine statistischen Vergleichen, aus denen sich die Richtigkeit dieser Angaben nachweisen ließe, beruft sich aber auf die Angaben von Malgaigne und auf die Autoritäten eines Morgagni, Fontana, Dupuytren, Ch. Bell, Abernethy, Travers u. s. w.

Ob durch alle diese Autoritäten die oben ausgesprochenen Thatsachen als erfahrungsmäßig festgestellt betrachtet werden können, scheint mir noch immer zweifelhaft. Es ist nichts schwieriger, als die Resultate der Hospitalpraxis mit denen der Privatpraxis zu vergleichen. Während alle ungünstigen Ausgänge in der ersteren treu zum Berichte gelangen, wirken zu manche specielle Interessen zusammen, um diejenigen der Privatpraxis der öffentlichen Kenntniss zu entziehen. Die Erfahrungen, welche einzelne Männer aus ihrer Hospital- und Privatpraxis zusammenstellen können, sind selten quantitativ hinreichend, eine untriebliche Parallele zu ziehen. Die Totalsummen der Hospital- und Privat-Fälle zu vergleichen wird niemahls gelingen. Uebrigens geht auch aus den statistischen Nachweisungen Malgaigne's hervor, daß die Resultate in den verschiedenen Hospitälern so verschieden sind, daß Vergleichen mit den Fällen der Privatpraxis kaum größere Differenzen ergeben können. Von den Amputierten z. B. starben in dem glücklichsten Hospital 4 von 15, im unglücklichsten 19 von 20. Ohne deshalb den oben aufgestellten Annahmen widersprechen zu wollen, scheint es mir doch nothwendig, daß die Thatsachen erst besser festgestellt werden. Wir tragen uns immer noch mit zu vielen vorgefaßten Meinungen.

Doch folgen wir dem Verf. Die s. g. acuten Todesarten, wo der Patient innerhalb weniger Tage nach der Verletzung oder Operation stirbt, schließt der Verf. von seinen Betrachtungen aus, da sie eben so häufig außerhalb als in den Hospitälern vorkommen sollen. Diejenigen Fälle aber, wo der Tod erst nach längerer Zeit eintritt und welche Verf. als Folgen secundärer Leiden bezeichnet, unterwirft er einer genaueren Prüfung. Sie sind es, welche vorzugsweise in den Hospitälern beobachtet werden sollen.

An solchen secundären Effecten mechanischer Verletzungen gingen während der letzten 15 Jahre in Guy's hosp. 153 Individuen zu Grunde. Die Section ergab bei 134: Entzündung secernierender Oberflächen oder innerer Organe. In den übrigen 19 Fällen war die Ursache des Todes Tetanus, secundäre Hämorrhagie, Eiterung, Brand, Erysipelas u. In wenigen der 134 Fälle war die Entzündung auf ein einzelnes Organ oder einzelne secernierende Flächen begrenzt, sondern gewöhnlich waren mehrere, oft sehr von einander entfernt liegende wichtige Theile gleichzeitig ergriffen. Zugleich ergab sich, daß diese secundären Effecte keineswegs mit der Wichtigkeit der ursprünglichen Verletzung in geradem Verhältnisse standen, sondern bei den scheinbar unbedeutendsten eben so weit und mächtig um sich gegriffen hatten, als bei den schwersten.

Lungenentzündung, entzündliches Oedem, rothe oder graue Hepatisation, Absceß oder Brand fanden sich in 47 Fällen, Pleuritis in 35, Meningitis in 27, Pericarditis in 14, Peritonitis in 52. Neben diesen oder für sich allein bestehend kamen in 93 Fällen Leiden der Nieren, Leber oder Milz vor, worunter 72 Mal Nierenleiden als Congestion, Erweichung, Granularentartung u.

Verf. will auf die zuletzt genannten Organe

vorzüglich die Aufmerksamkeit lenken. Obwohl er der Ansicht ist, daß in manchen Fällen die Leiden dieser Organe schon ausgebildet mit in die Krankheit hereingebracht sein mögen, so mag er doch, bei der auffallenden Häufigkeit des Vorkommens, dieser Erklärungsweise keine zu große Ausdehnung gestatten. Eher glaubt er an eine mitgebrachte Disposition oder chronische Leiden der besagten Organe, welche in Folge der Verletzung oder des Hospitaleinflusses in einen acuten Zustand übergeführt werden. Mit Recht macht er in dieser Beziehung darauf aufmerksam, daß die meisten Hospitalsubjecte arme und verkommene Individuen sind, welche leicht vermöge unordentlicher Lebensweise oder vernachlässigter früherer Krankheiten solche Dispositionen mitbringen.

Nach des Verfs Ansicht sind es vorzüglich Nierenleiden, welche eine ungünstige und gefährliche Rückwirkung auf den Körper bei stattfindenden Verletzungen äußern. So soll eine Neigung zu secundären Blutungen eine Folge von Nierenleiden sein. Mir scheint es, als ob die Nierenleiden jetzt eine etwas zu große Rolle in England spielen. Die Nationalität des morbus Brightii mag in etwas die Schuld davon tragen. Dies Kapitel hat noch manche Dunkelheiten. Eine bloße Ansicht der Niere wird uns schwerlich je eine sichere Beurtheilung der darin vorgegangenen Veränderungen erlauben. Eine genaue mikroskopische Untersuchung ist nicht leicht, aber das einzige Mittel zum Ziele zu gelangen. Ohne sie können Teuschungen kaum ausbleiben. Die Bezeichnungen von Congestion und Erweichung belehren uns wenig über den Zustand eines Organes, welches in Rücksicht der Färbung und der Consistenz seiner Substanzen auch in den Leichen solcher Individuen manche Verschiedenheiten zeigt, welche ohne vorhergehende Krank-

heiten verstorben sind. In gewisser Beziehung finden diese Bemerkungen auch auf die Leber, besonders aber auf die Milz ihre Anwendung. Sicher ist es gut, bei den Sectionen auf diese Organe immer ein wachsames Auge zu haben; nicht gut aber, in jedem ungewöhnlichen Aussehen eine krankhafte Entartung und die Ursache des Todes zu finden. Es muß unsern Verdacht erregen, wenn immer gerade die Organe am meisten angeschuldigt werden, deren normalen Bau wir am wenigsten kennen.

Aus den besagten Gründen scheint mir des Wfs Nutzenanwendung, vor etwaigen Operationen die Nieren, die Milz und Leber sorgfältig zu untersuchen und etwaige Leiden präventiv zu behandeln, wenigstens für jetzt noch keinen großen Nutzen zu versprechen.

Mr. King: digestive solution of the oesophagus. Ein interessanter Fall von Erweichung des Magens und untern Theils des Oesophagus.

Ein 24-jähriger, kräftiger Mann, seit einigen Jahren professionierter Trinker, seit einigen Monaten über Verdauungsbeschwerden klagend, wird bei einem öffentlichen Abendessen plötzlich sehr unwohl, kann nur mit Hilfe Anderer seine Wohnung erreichen, erbricht, hat gewaltige Schmerzen in der Magengegend, große Athembeschwerde, bekommt Emphysem des Halses, des Gesichtes und der Brust und stirbt nach 15 Stunden. Die Section erweist die bekännten Erscheinungen der Magenerweichung mit Ausdehnung auf den Oesophagus, welcher nahe über dem Zwerchfell zerrissen war und die Magencontenta in das linke Brustcavum hatte austreten lassen. Speisefeste und Ricinusöl finden sich im linken cavum pleurae.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. 134. Stück.

Den 21. August 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I.'

Die dieser Krankengeschichte angehängten Reflexionen beziehen sich vorzüglich auf die s. g. Selbstverdauung des Magens, d. h. Lösung oder wenigstens Erweichung durch die eigene Verdauungsflüssigkeit. Ich bin der Meinung, daß gerade ein solcher Fall eher zu entgegengesetzten Betrachtungen Veranlassung geben sollte. Die Speiseröhre ist nicht der Ort, an welchem sich der Magensaft aufzuhalten pflegt, und selbst wenn er zuweilen dahin regurgitieren sollte, so würde eine Einwirkung von dieser Seite doch weit eher den Magen als die Speiseröhre perforieren müssen, da ersterer dem Angriffe beständig ausgesetzt ist. Ueberdies sind ja die Erweichungsprocesse in manchen andern Theilen bekannt genug, wo, wenigstens erfahrungsmä-

sig bis jetzt von einer einwirkenden Schärfe keine Rede sein kann. So scheint mir aus der angeführten Krankengeschichte der Beweis ableitbar, daß ein Erweichungsproceß in diesen Theilen Statt finden könne, der wenigstens nicht direct durch den Einfluß des Magensaftes herbeigeführt werde.

A. Poland report of cases of hernia enthält 45 Fälle von Brüchen, interessant für Specialstudien, zu einem Auszuge aber nicht geeignet.

Barlow, account of observations on patients whose urine was albuminous. Diese Arbeit ist unter Bright's Oberaufsicht und mit Hilfe des Chemikers Rees gemacht. Der Plan war mit vieler Sorgfalt entworfen und zu der Ausführung die besten Mittel vorhanden. Zwei Räume von 18 und 24 Betten wurden bloß zu dem Zwecke bestimmt, Kranke mit albuminösem Urin aufzunehmen, sorgfältig zu beobachten und den Grund dieser Leiden zu erforschen. Die Krankengeschichten, 35 an der Zahl, sind mit vieler Sorgfalt geführt. Alle betreffen Hydropische mit eiweißhaltigem Urin. Ob man andere Fälle, wo eiweißhaltiger Urin ohne hydropische Erscheinungen vorkommt, absichtlich ausgeschlossen hat, finde ich nicht angegeben; sicher wäre die Arbeit viel lehrreicher, wenn dies nicht geschehen wäre. Mir scheint es nicht, als ob viel Aufschluß durch die, mit so schönen Mitteln begonnene, Arbeit erzielt wäre. Die wichtige Frage, ob der Eiweißgehalt des Urins immer durch organische Leiden der Nieren verursacht werde, scheint mir unbeantwortet, wenn auch in 10 Fällen Nierenkrankung durch die Section nachgewiesen wurde. Die Art der Nierenleiden zeigte sich in den Leichen verschieden. Oft war es, so weit die äußere Beschreibung und die (im Durchschnitt sehr guten)

Lithographien ein Urtheil erlauben, allerdings die Brightsche Degeneration; in andern Fällen aber fanden sich Cysten in den Nieren, in wieder andern eine Umbildung in Fett. Meine Hoffnung, durch diese Arbeit das Wesen der s. g. Brightschen Degeneration und die Eigenthümlichkeit der daraus hervorgehenden Krankheitserscheinungen mehr aufgeheilt zu sehen, ist unerfüllt geblieben. Die chemischen Untersuchungen von Rees sind im Allgemeinen ohne großen Belang. Nur ist es interessant, daß er in 3 Fällen Harnstoff im Blute der Kranken nachgewiesen hat. Einfach ist seine Methode, Harnstoff in der Milch aufzusuchen. Sie wird im Wasserbade eingetrocknet, mehrmahl mit Aether ausgezogen, dieser mit heißem Wasser geschüttelt, wobei das Fett oben auf schwimmt, der Harnstoff gelöst bleibt und nun isoliert oder in Verbindung mit Oxal- oder Salpetersäure dargestellt werden kann. Ähnlich ist sein Verfahren bei Untersuchung des Blutes. — Da der Aether kaum eine Spur Harnstoff ausflößt, muß Rees wohl beim Ausdenken dieser Methoden darauf gerechnet haben, nur Spuren von Harnstoff in den untersuchten organischen Flüssigkeiten zu finden.

Addison on pneumonia and its consequences. Der erste Theil der Arbeit dreht sich um die Frage: ob bei der Pneumonie der Erguß in die Lungenzellen oder in das interstitielle Gewebe erfolge, eine Frage, die für uns heut zu Tage durch mikroskopische Untersuchungen dahin entschieden ist, daß vorzugsweise die Zellen vom Exsudat erfüllt werden, wobei die Interstitien auch Exsudatmasse enthalten können, ohne daß dadurch in frischen Fällen das eigentliche Fasergewebe der Lungen beeinträchtigt würde. Durch Abspülen und Behandeln mit

Ammoniak tritt das normale Ansehen^m des Gewebes wieder hervor (vgl. F. Vogel icones pathol.).

Im ferneren Verlaufe der Abhandlung geht der Verf. zu den Ausgängen der Pneumonie über und versinnlicht die Zustände durch wohlgelungene Abbildungen. Auf der ersten Tafel ist eine hübsche Darstellung kleiner Lungenabscesse in Folge von Pneumonie; der Zustand kommt selten vor. Häufiger fand der Verf. einen Erweichungsproceß und glaubt, daß dieser, bei gesunkenen Lebenskräften, an der Stelle der Abscesse eintrete. Eine diffuse Gangren fand der Verf. sehr selten, nur bei Individuen von sehr gesunkenen Lebenskräften und zerstörter Organisation. Er hält dies für einen Ausgang des Erweichungsprocesses. Die s. g. circumscripte Gangren glaubt der Verf. meistens als eine Folge von Lungenapoplexie ansehen zu dürfen.

Als permanente Folgen der Entzündung bezeichnet der Verf. 3 Formen. 1) Die gleichförmige albuminöse Induration. 2) Die Granularinduration. 3) Die graue Induration. Schwerlich möchten sich diese Unterscheidungen streng durchführen lassen, da es nur Uebergangsformen sind. Bei 1 und 3 ist der höchste Grad der Exsudation vorhanden und Verödung des Lungengewebes erfolgt; durch extravasirtes Blut ist stellenweise bei 3 die beschriebene und gut abgebildete rostgraue Farbe bedingt, so wie durch größere Consolidation des Extravasates die größere, als zuweilen knorpelähnlich beschriebene Festigkeit der Induration entsteht. Bei 2 ist dagegen das Fasergewebe der Lungen noch erhalten, und das Exsudat füllt die Lungenzellen. Daß aber Uebergänge zwischen diesen 3 Formen vorkommen, liegt in der Natur der Sache.

Schließlich sucht der Verf. noch die entzündliche Entstehung der Tuberkeln zu beweisen. Was er aber vorbringt scheint mir weder erschöpfend noch beweisend.

Die 7 beigegeführten Tafeln sind recht belehrend, da sie uns die Zustände versinnlichen, welche der Verf. bei seinen Mittheilungen vor Augen gehabt hat.

Th. Williams, on the pathologie of cells.

Dieser Aufsatz enthält Untersuchungen, welche in einzelne Theile der histologischen Pathologie einschlagen, ohne aber ein zusammenhängendes Ganzes zu bilden. Wir wollen deshalb nur einiges Bemerkenswerthes herausheben.

Verf. findet die Ausbildung der Eiterkörperchen verschieden nach dem Stande der Vitalität in dem erkrankten Theile. In einem activen (von Entzündung begleiteten) Abscesse findet er die Eiterkörperchen mit 2 Kernen; in oberflächlichen, nicht entzündeten, frischen und gut eiternden Wunden mit 1 Kerne; in schlecht eiternden alten Wunden ohne Kern. Kurz, die Anzahl der Kerne ist dem Stande der Vitalität proportional. Es wäre nicht ohne Interesse, wenn diese Angaben Bestätigung finden sollten. Ich habe sie in dieser Art bisher nicht bestätigt gefunden. In alten, schlecht eiternden Wunden finden sich allerdings immer viele zerstörte oder in Zersetzung begriffene Eiterkörperchen ohne Kern, aber immer auch wohlerhaltene daneben; eben so in frischen eiternden Wunden und Abscessen Körperchen mit 1 oder mehreren Kernen neben einander. Ob die eine oder andere Art bei dem verschiedenen Entzündungsgrade vorherrscht, vermag ich allerdings nicht zu bestimmen, da ich darauf bisher eine specielle Aufmerksamkeit nicht

gerichtet habe. Ausschließlich kommt aber die eine oder andere Form bestimmt nicht vor.

Ferner hat der Verf. seine Untersuchungen besonders auf die Leberzellen ausgedehnt, und stellt einige Resultate auf, welche nähere Prüfung zu verdienen scheinen. So will der Verf. eine optische Bestätigung der Liebig'schen Annahme gefunden haben, daß bei vermehrter Respiration der Kohlenstoff und Wasserstoff der Galle dem Sauerstoff zur Nahrung dienen. Er hat nämlich gefunden, daß im Fieber die Fettpartikel der Leberzellen fast ganz verschwinden. Mir scheint diese Beobachtung noch sehr intricat, denn ich habe in den Leberzellen gesunder Individuen (Selbstmörder etc.) die Fettpartikel keinesweges so constant gefunden, wie unser Verf. sie angibt und abbildet. Hier und da kommen sie immer vor, aber keinesweges in der Mehrzahl der Zellen. Ganz abgesehen aber auch von der Zuverlässigkeit der Beobachtung bleibt die Verzehung des Fettes durch den eingeathmeten Sauerstoff eine bloße Hypothese, die wohl schwerlich durch das Mikroskop bestätigt werden kann.

Auf der andern Seite findet der Verf., daß bei Respirationsstörungen die Fetttropfen in den Leberzellen sich anhäufen. Schon Bowman fand bei Lungenschwindsucht unter $\frac{1}{2}$ der Fälle die Leberzellen mit Fettpartikeln überfüllt; Verf. bestätigt dies und benutzt es in obigem Sinne zur Erklärung. Dagegen ist nur zu erinnern, daß bei Schwindsüchtigen eine verminderte Sauerstoffaufnahme und Kohlenäureausscheidung durch die Lungen durchaus nicht erwiesen ist. Die immer vermehrte Frequenz der Athemzüge ersetzt die Volumverminderung hinreichend, und da das übrige Fett des Körpers in dieser Krankheit rasch genug zu schwinden pflegt,

wird man consequenter Weise eine Fettablagerung in der Leber nicht derselben Ursache zuschreiben dürfen, die eine rapide Verzehrung des übrigen Körpers veranlaßt.

Einen interessanten Fall von Gelbsucht beschreibt der Verf., wo durch Degeneration des Pancreas der Gallenausführungsgang mechanisch zusammengepreßt und so Gallenverhaltung herbeigeführt war. Die Gallenblase, der Leber- und Blasengang waren übermäßig ausgedehnt und bei mikroskopischer Untersuchung keine einzige Leberzelle aufzufinden. Alles war in eine amorphe Masse mit untermischten Fetttropfen verwandelt. Der Verf. glaubt, die Leberzellen seien durch Ueberfüllung geplatzt. Ob dies der Fall ist, oder ob durch den Druck der angehäuften Galle vielmehr Compression und Verödung der Leberzellen anzunehmen sei, ist wohl nicht zu entscheiden; sicher ist das Factum sehr interessant und verdient sorgfältige Prüfung, wozu sich die Gelegenheit wohl in den nicht so gar seltenen Fällen von Gallenretention durch mechanischen Verschuß der Gallenwege darbieten wird.

Bei Granularentartung der Leber hat der Verf. die Leberzellen immer sehr transparent und ohne die gelbliche Färbung gefunden, welche man von enthaltener Galle abzuleiten pfllegt.

W. King, on a faeculent discharge at the umbilicus from communication with the diverticulum ilei.

Bekanntlich hat Meckel früher auf eine Art von abnormen Divertikeln aufmerksam gemacht, welche am untern Theil des Dünndarms zuweilen vorkommen, und hat dieselben als Hemmungsbildungen auf den Dottergang zurückzuführen versucht. Unser Verf. tritt dieser Idee bei und fügt zu den

bekannten Fällen, welche Meckel zusammengestellt hat, mehrere neue hinzu. Zuerst gibt er eine kurze Nachricht über 16 Präparate dieser Art, welche sich in Guy's und St. Thomas's finden. Dann folgen 2 Fälle, welche dem Verf. durch Freunde zur Untersuchung mitgetheilt wurden. In beiden Fällen hatte bald nach der Geburt eine säculente Aussonderung aus dem Nabel begonnen. Beide Fälle wurden zunächst geheilt, kamen aber später nach dem Tode der Kinder wieder in die Hände der ersten Beobachter, und in beiden fand sich ein Divertikel des Dünndarms, welches mit dem Nabel zusammenhing.

Ein gut beschriebener interessanter Fall von graviditas tubaria von B. Rose und Oldham findet sich p. 488.

Lever, cases of puerperal convulsions.

In Guy's Hospitals Lying-in-Charity kamen von 1834 — 1843 unter 7404 Entbindungen 14 Fälle von Puerperalconvulsionen vor, also $\frac{1}{5}$ Proc. Das Verhältniß wird noch geringer, wenn man ein paar Fälle abzieht, die mit Unrecht hierher gerechnet werden. Der 4te Fall z. B. gehört zu den Convulsionen der Schwangern, nicht der Gebärenden. Im 6ten Falle treten, 3 Tage nach der Entbindung, in Folge von Blutungen, Convulsionen ein, die gleichfalls nicht zu den charakteristischen Puerperalconvulsionen gerechnet werden können. Das Sterblichkeitsverhältniß ist recht günstig, denn es starben nur 2 Mütter und 4 Kinder. Rechnen wir 12 Fälle, so macht dies gegen 16 Procent, während die Zusammenstellung der übrigen, in der Literatur bekannten Fälle $26\frac{1}{2}$ Proc. Mortalität der Mütter ergibt. — Zu speciellen Schlussfolgerungen ist die Anzahl der von unserm Vf. mitgetheil-

ten Fälle nicht hinreichend, doch wollen wir einige Angaben hervorheben. Bei fast allen Fällen erfolgte, wie gewöhnlich, die Entbindung im bewußtlosen Zustande der Mutter. In 9 Fällen war evidente Blutcongestion zum Kopfe zugegen und dringende Indication zu Blutentziehungen vorhanden. Die Dauer der Convulsionen war verschieden. In 4 Fällen begannen die Convulsionen erst nach oder bei der Geburt des Kindes und dauerten nachher kürzere oder längere Zeit. In 3 Fällen hörten sie mit der Geburt auf. In den übrigen begannen sie mit den Wehen und dauerten einige Zeit nach der Entbindung. Ueber die Ursachen steht nichts fest; die meisten waren arme und nothleidende Subjecte, wo von allgemeiner Blutüberfülle keine Rede sein konnte. Erstgebärende waren 8, die übrigen schon früher entbunden. In 7 Fällen erfolgte die Geburt durch die Kräfte der Natur, in den übrigen wurde die Extraction mittelst der Zange oder durch die Wendung bewerkstelligt. Neun der Gebärenden waren verheirathet, 5 unverehlicht.

Besonderes Gewicht legt der Vf. auf die Erfahrung, daß bei allen Fällen von Puerperalconvulsionen der Urin albuminös war. Eine vergleichende Untersuchung bei 50 Kreisenden, die keine Convulsionen hatten, gab ein negatives Resultat. Daraus erklärt er sich die Angaben der Schriftsteller, welche ödematöse Anschwellungen als prädisponirend zu Convulsionen betrachten (Dugès, Belpeau, Olander). In einem Falle wurde deshalb das Blut auf Harnstoff untersucht, jedoch ohne Resultat. Zum Schlusse lasse ich des Verfs Zusammenstellung der ihm bekannt gewordenen Fälle von Puerperalconvulsionen nebst dem Mortalitätsverhältnisse der Mütter folgen (p. 509).

		Mortalität.		Procent.
Dr Bland	2	—	0	— 0
Mr. Perfect	14	—	5	— 35. 7.
— Gifford	4	—	2	— 50.
Dr J. Clarke	19	—	6	— 31. 5.
— Smellie	8	—	2	— 25.
— Merriman	36	—	8	— 22. 2.
— Rambbotham	26	—	10	— 38. 4.
— Maunsell	4	—	2	— 50.
— Collins	30	—	5	— 16. 6.
— Beatty	1	—	0	— 0.
— Churchill	2	—	0	— 0.
— Mantell	6	—	2	— 33. 3.
— Lever (Guy's)	14	—	2	— 14. 2.
	<u>166</u>		<u>44</u>	<u>26. 5.</u>

D. Koblrausch.

B e r l i n ,

bei Simon Schropp und Comp. 1845. Atlas des Aetna von W. Sartorius von Waltershausen mit Beihülfe von S. Cavallari, C. F. Peters und C. Roos. Erste Lieferung. Groß Querfolio.

Mit der Herausgabe des ersten Hefes dieses Atlases beginnt der Verfasser seine langjährigen Arbeiten über den Aetna zu veröffentlichen, welche als das vornehmliche Resultat seines zweimahligen Aufenthaltes in Sicilien zu betrachten sind.

Die erste Reise nach Sicilien wurde während der Jahre 1835, 1836 und 1837 vom Verfasser in Begleitung des Professors Listig unternommen. Die Vorarbeiten zu einer genauen physisch-geographischen Untersuchung des Aetna nahmen im Frühjahr von 1836 ihren Anfang und wurden in demselben Sommer mit Erfolg fortgesetzt. Na-

mentlich wurde am Strande des Meeres, am östlichen Fuße des Vulkans, unweit von Riposto eine Basis, als Grundlage einer geodätischen Triangulation, gemessen; eine Arbeit, die bei der drückendsten sicilianischen Gluth, in einer von Malaria heimgesuchten Gegend, mit Anstrengungen aller Art, selbst mit Gefahren verbunden war. Diese Basis erstreckt sich vom südlichen Anfangspuncte Portella bis zum nördlichen Endpuncte Gurna; ihre Länge beträgt 2121,7848 Meter, etwas über eine viertel geographische Meile. Ohne in die Details dieser Messung einzugehen, glauben wir bemerken zu müssen, daß sich das hier angewandte Verfahren, welches bei einer andern Gelegenheit ausführlich mitgetheilt werden wird, durch Schärfe und Einfachheit empfiehlt und der geringen Kosten halber in ähnlichen Fällen von andern Reisenden mit Vortheil benutzt werden dürfte.

Die Monate September und October verwendete man zu den ersten ausführlichen Untersuchungen der höheren Gegenden des Aetna, welche zu dieser Zeit, nach der vorausgegangenen Sommerhitze von Schnee befreit, dem Reisenden weite Aschenfelder, riesige Lavaströme und nackte, rothe, ausgebrannte Cratergestalten enthüllen.

Der Verf. verweilte in Gesellschaft des Professors Visting 42 Tage lang in der Casa Inglese am Fuße des Eruptionkegels unseres Vulkans, in einer Höhe von fast 3000 Metern über dem Meere. Von hier aus war es möglich, wenn auch nicht ohne Anstrengung, in die entlegensten Gegenden des Aetna häufige Ausflüge zu machen und manche geologische Verhältnisse kennen zu lernen, die den Schlüssel zur Bildungsweise des Vulkanes darbieten.

Der Aetna, der seit dem Jahre 1832 seine Thätigkeit eingestellt hatte, begann den 5ten October

1836 seine unterirdischen Schlünde zu eröffnen, und ein Ausbruch von braunrothen Aschenwolken, von Steinwürfen und unterirdischem Donner begleitet, war der Vorbote einer Eruption, welche fast ohne Unterbrechung, bis zum Frühjahr von 1839 fortbauerte.

Eben als an der bei Riposto gemessenen Basis die geodätischen Vermessungen zur Grundlage einer exacten Karte begonnen werden sollten, wurde der Verf. von einer tödtlichen Krankheit befallen, welche ihn drei Monate lang bis zum Februar von 1837 an den Rand des Grabes fesselte.

Seit dem lezt verflossenen Jahre hatte die asiatische Cholera in Italien gewüthet, und zahlreiche Opfer dahingerafft; Neapel und Livorno waren von der Seuche befallen, doch hielt sich Sicilien noch frei, durch einen strengen Gorden geschützt bis zum Junius von 1837. Dann brach die Krankheit in Palermo aus, ohne Zweifel durch ein neapolitanisches Schiff herübergeschleppt, und verpestete von hier aus die ganze Insel.

Zu den Schrecken der Seuche, die täglich tausende von Opfern forderte, gesellte sich in Catania und Syracus die Wuth des Volkes; der Glauben an Gistmischerei führte zu unerhörten Excessen, und zahllose Hinrichtungen waren die Folge.

Der Verf. verließ unter solchen Verhältnissen Sicilien und gelangte von einem glücklichen Zufalle begünstigt auf einem dänischen Schiffe nach einer Zwöchentlichen Reise nach Gibraltar, von wo aus er über England im September von 1837 nach Deutschland zurückkehrte.

Im Sommer des Jahres 1838 wurde die zweite Reise nach Sicilien vorbereitet und den 25. October des Morgens um 3 Uhr gelangte der Verf. zum zweiten Male an den Crater des Aetna, der

während dessen seine Gestalt bedeutend verändert hatte, und unter furchtbarem Donner Nacht und Tag glühende Steine in die Wolken schleuderte, und zwei Lavaströme, den einen gegen Süd = Ost, den andern gegen Norden ergoß.

Der Spätherbst war schön, heiter und sehr warm und erlaubte dem Verf. ohne Anstrengung und Hindernisse den Aetna = Crater zu verschiedenen Mahlen zu besteigen, um bei dieser Gelegenheit das vulkanische Wirken näher zu untersuchen und kennen zu lernen. Noch in demselben Jahre wurden vom Verf. in Verbindung des Herrn Dr Peters aus Flensburg die geodätischen Messungen wieder aufgenommen, und nach manchen erlebten Schicksalen bis zum Frühjahr von 1840 glücklich beendigt.

Um den ganzen Berg ist während dieser Zeit ein in sich zurücklaufendes Dreiecksnetz geführt, welches 29 Hauptpunkte enthält. Diese geodätischen Arbeiten, sowohl die Messungen, als die Berechnungen sind nach den besten in der heutigen Wissenschaft üblichen Methoden vorgenommen, und als Muster hat dem Verf. die Dreiecksmessung vorgeschwebt, welche vom größten Mathematiker unseres Jahrhunderts auf vaterländischem Boden vorgenommen ist.

Nach beendigter Triangulation legte man Hand an die Detailvermessungen. An die Hauptdreieckspunkte schließen sich etwa 1200 Punkte zweiter und dritter Ordnung, an welche sich das übrige Detail der aetneischen Karte, die Situation der Küste, der Ortschaften, Landstraßen, Crater u. s. w. anknüpft.

Diese Karte wird im Süden und Westen durch den Fluß Simeto begrenzt, der in den Sandsteingebirgen von Troina und Gesard seinen Ursprung nimmt, den flachauslaufenden Fuß des Aetna be-

spühlt und etwa eine Meile südlich von Catania das Meer erreicht; im Norden dagegen wird sie durch den Fluß Mcantara abgeschlossen, der die alten Laven des Vulkans von Mojo durchbricht und etwas südlich vom Cap von Schiso, dem alten Naros, mündet.

Die Karte des Aetna erstreckt sich so von Süden nach Norden durch 58000 Meter, von Westen nach Osten aber 48000 Meter weit, und umfaßt das ganze vulkanische Terrain des Aetna mit der nächsten Umgebung der neptunischen Gebirge, welche in einem weiten Halbkreise den Vulkan gegen Süden, Westen und Norden umgeben.

Die in Sicilien aufgenommene Originalkarte im Maßstabe von 1 : 30000, wird im Kupferstiche in dem etwas kleinern Maßstabe von 1 : 50000 mitgetheilt. Sie besteht in dieser letzten Form aus 15 Blättern, von denen drei leichter skizzierte den Lauf des Flusses Simeto enthalten. Jedes Blatt umschließt in der Natur ein Parallelogramm von 16000 Metern Länge und 13000 Metern Breite, und es besißt demnach eine Oberfläche von etwa $3\frac{3}{4}$ Quadratmeilen.

Beim topographischen Zeichnen dieser Karte hat man im Wesentlichen, obwohl mit einigen Verbesserungen, die Lehmannsche Methode befolgt; beim Zeichnen der Lavafelder ist eine conventiönelle Manier angewandt, durch welche man die eigenthümliche Art der rauhen Oberfläche der Ströme und das verschiedene Alter derselben auszudrücken sucht. Man hat dabei das Princip befolgt, die ältern Ströme mit blassen, die neuern mit dunklern Tönen darzustellen, so daß sich die Laven des laufenden Jahrhunderts in der Karte besonders deutlich hervorheben.

Der Kupferstich der Karte wird mit großem Fleiße

und Geschicklichkeit von Herrn Architekten Cavalari aus Palermo ausgeführt, der eine Reihe von Jahren dieser Unternehmung widmen wird.

Das eben erschienene Heft enthält außer einem erklärenden Texte 7 Kupfertafeln, von denen zwei der topographischen Karte angehören und 5 verschiedene landschaftliche Gegenstände, Ansichten des ganzen Berges oder einzelne Theile desselben vorstellen.

Von der topographischen Karte werden die Blätter 'Aci Castello', welches zugleich den Titel enthält, und 'Nicolosi' mitgetheilt. Man findet in dem letztern einen Theil der Süd- und Südostseite des Aetna verzeichnet, einen Ausschnitt aus der Waldregion und der bebauten Zone. Dieses Blatt ist mit dem reichsten Detail bedeckt; die tiefern Theile enthalten viele Ortschaften, die höhern eine nicht geringe Anzahl von Lateralcratern, zwischen denen sich Lavaströme verschiedener Epochen hindurchwinden.

Unter den Landschaften erblickt man zwei Generalansichten des Aetna, welche nach exacten Principien entworfen sind. Die eine zeigt den Vulkan von seiner Südseite, wie man ihn vom Monte Po unweit Catania erblickt; die zweite stellt ihn von seiner Nordwestseite dar, wie er vom Ufer des Simeto unterhalb Bronte erscheint.

Den Schluß bilden 3 Blätter mit Detailansichten: auf dem einen befinden sich die Basaltfelsen der Cyclopieninseln von Aci Trezza, auf dem folgenden erblickt man eine Ansicht des innern südlichen Randes des Valle del Bue, zwischen der Montagnuola (dem Crater von 1763) und dem Monte Zoccolaro, nebst dem im Valle del Bue freistehenden Felsen, Rocca Musarra genannt. Den Schluß bildet eine Ansicht des Valle di S. Giacomo bei Zafarana.

Der Verf. hofft, von nun an jährlich bis zum Schlusse der ganzen Arbeit ein dem eben erschienenen

ähnliches Heft zu veröffentlichen, und während dieser Zeit seine theoretischen Untersuchungen und Beobachtungen über den Metna in einem diesen Atlas begleitenden Werke unter dem Namen 'Der Metna und seine Umwälzungen' herauszugeben.

L e i p z i g,

bei Otto Wigand. Die Embryothlasie oder Zusammendrückung, und Ausziehung der todten Leibesfrucht in die geburtshülfslichen Operationen eingeführt und den ausübenden Geburtshelfern empfohlen von Dr. K. Chr. Hüter, Professor d. Geburtshülfe zu Marburg. Mit drei Taf. Abbildungen. 166 S. in Octav.

Schon der Titel zeigt, daß der Vf. zu denjenigen Geburtshelfern gehört, welche der in der neuesten Zeit von Baudelocque dem Neffen empfohlenen und an die Stelle der Perforation gestellten Cephalotripsie das Wort reden. Die von ihm gewählte Benennung ist richtig gebildet, da schon bei Hippokrates *ἔμφολάσαι τῷ νεύτρῳ* vorkommt. Fleißig hat der Vf. die Geschichte der Operation zusammengestellt, aus welcher ersichtlich, daß sie sich in die frühesten Zeiten hinein verliert. Dabei werden Diejenigen, welche ein ungünstiges Urtheil über die Operation gefällt, mit der Angabe ihrer Gründe genannt, zugleich aber die Geburtshelfer angeführt, welche sich günstig über das Verfahren ausgesprochen haben. Dann betrachtet der Verf. die verschiedenen Werkzeuge, gibt die Anzeigen, Vorhersage und Verrichtung der Operation an, und erzählt drei Fälle, welche zu Gunsten der Embryothlasie sprechen. Die Abbildungen stellen die Instrumente von Assalini, Baudelocque, von Ritgen, Busch, Kilian und vom Verfasser dar.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

135. Stück.

Den 23. August 1845.

L o n d o n ,

bei Longman Brown, Green und Longmans 1842.
The knights Templars, by C. G. Addison.
Second edition. XV und 559 Seiten in Octav.

Der Grund, aus welchem von dem vorliegenden Werke in der kürzesten Zeit eine zweite Auflage erforderlich wurde, darf, der Hauptsache nach, in dem Interesse gesucht werden, welches der Gegenstand einflößt, in der im Widerspruche mit den vererbten Ansichten stehenden Behauptung von der Unschuld des Tempelordens, sodann, und zwar nicht zum Geringsten, in der leichten, anmuthigen Darstellung, welche dem Leser die Erscheinungen des Morgen- und Abendlandes in einer thatenreichen Zeit auf anziehende Weise vorüberführt. Wir dürfen nicht verkennen, daß der Verf., dessen Arbeit von bedeutender Belesenheit zeugt, mit großer, vielleicht mit zu großer Gewandtheit den Stoff beherrscht, daß er dem Leser nie durch peinliche Beweisführung seiner Studien beschwerlich fällt, daß über seiner Erzählung eine erquickliche Frische

gebreitet ist; aber wir vermissen Kritik, eine genaue Würdigung des Werthes der Quellen, eine planmäßige Urtheilung des Stoffes. Man würde entschieden unrecht thun, wenn man dieses Werk einer umfangreichen historischen Literatur beigefellen wollte, die nur auf einen flüchtigen, bequemen Genuß berechnet ist, während man andrerseits gestehen muß, daß in ihm den Anforderungen der Wissenschaft nicht immer ein Genüge geschehen ist. Eine kurze Uebersicht des vom Verf. beobachteten Verfahrens wird diese Behauptung rechtfertigen.

Nachdem der Verf. eine Uebersicht der Pilgerfahrten nach Jerusalem vorangeschickt hat, läßt er die Erzählung von der Stiftung des Ordens der Tempelherrn folgen, gedrängt, anschaulich, aber allgemein gehalten, wenig auf Quellen beruhend. Wo in den Brieffsammlungen eines Bernhard und Petrus Venerabilis die Bedingungen, unter denen die geistliche Ritterschaft ins Leben trat, die Aufgabe, welche ihr durch die Richtungen der Zeit angewiesen wurde, enthalten ist, begnügt sich der Verf. mit kurzen, aber glücklich gewählten Auszügen moderner Historiker. Bernhards bekanntes Sendschreiben an die Ordensbrüder wird erst ungleich später mitgetheilt; der Hospitaliter geschieht bei dieser Gelegenheit überall keine Erwähnung, obgleich Verwandtschaft und Abweichung beider Orden von einander gerade hier um so weniger hätte übergangen werden dürfen, als man häufig, wenn schon mit Unrecht, in der Massenie des Tempels gewissermaßen nur ein Filial des Ordens von St. Johann hat erblicken wollen. Erst später wendet sich die Erzählung, welche bei dieser Gelegenheit auf den Mittheilungen des nicht immer unparteiischen Bertot beruht, dem letztgenannten und zwar älteren Orden zu.

Der hierauf folgende Abschnitt über die Regel, welcher eine um so genauere Erörterung erheischte, als der Grund oder Ungrund der nachmahligen Anklage gegen den Orden auf sie zurückgeführt werden muß, bietet, außer einigen allgemeinen Betrachtungen, nichts als eine Uebersetzung des größeren Theils der alten lateinischen Regel nach dem Abdrucke von Le Mire. Demnach erhält der Leser weder ein anschauliches Bild von der Gliederung und der sittlichen Richtung der Genossenschaft, noch eine Belehrung über die historische Entwicklung der Ordensgesetze. Der jüngeren, bei weitem mehr ausgeprägten Statuten, die, in französischer Sprache verfaßt, ein interessantes Zeugnis von der politischen Durchbildung des Ordens geben, geschieht kaum Erwähnung. Und doch hat der verdienstvolle Mänter dieselben vor einem vollen halben Jahrhundert nach der römischen Handschrift — aber leider in deutscher Uebersetzung — dem Publicum übergeben, und erfolgte im Jahre vor dem Erscheinen des vorliegenden Werkes die Veröffentlichung derselben Statuten nach den Handschriften zu Dijon und Paris durch Maillard de Chambure.

Der bei weitem überwiegende Theil des Werkes gehört der äußeren Geschichte des Ordens, der Erzählung seiner Kämpfe im Morgenlande bis zur Zeit des Verlustes von Acon, seiner Verbreitung in den verschiedenen christlichen Staaten des Abendlandes. Daß der Vf. in letztgenannter Beziehung vorzugsweise bei England verweilt, ist erklärlich, wenn schon die Aufgabe selbst erheischte, daß Frankreich den Mittelpunkt seiner Forschungen abgäbe. Diesem Abschnitte liegen die Berichte der bekannten europäischen, arabischen und syrischen Chronisten zum Grunde, jedoch ohne daß der Werth ihrer Mittheilungen im Verhältnis zu einander abgewo-

gen wäre. So hätten hinsichtlich Spaniens die sorgfältigen Untersuchungen von Campomanes eine glücklichere Ausbeute gewährt, als die Angaben von Mariana; sie hätten auch neben der Benutzung Zurita's nicht übersehen werden dürfen. Vaissète's gediegene *histoire de Languedoc* konnte freilich dem Vf. nicht entgehen, aber auch diese machte die Benutzung zahlreicher Provinzial- und Stadtgeschichten nicht entbehrlich, wohin wir namentlich, von anderen abgesehen, die Geschichte der Provence von Bouche, die der Bretagne von Lobineau, das fleißige Werk von Dubois (*historia ecclesiastica Parisiensis*) und Brumoi (*histoire de l'église gallicane*) rechnen. Am wenigsten durften die Sammlungen der Urkunden von Guérard, der Olin von Beugnot übergangen werden. Der bei Martene und Durand abgedruckten Chronik des Richard von Poitiers geschieht so wenig Erwähnung als der interessanten, in den *Spicilegien* veröffentlichten Dialogen Anselms von Havelberg. Andererseits hat der Vf. die Geschichten des Abulfeda und Abulfaradsch genauer berücksichtigt als Richauds reiche *bibliothèque des croisades*; die Chronik des Bernhardus *thesaurarius* — die Hauptquelle für einen großen Zeitraum —, des Abts von Peterborough, so wie die Sammlung der Briefe von Innocenz III., hätten mit größerer Gewissenhaftigkeit verfolgt werden müssen. Ja, es begegnet dem Leser, daß er neben einer Quellschrift des Mittelalters das Werk eines modernen Historikers, dessen Angaben auf ersterer beruhen, neben einem älteren Chronisten einen jüngeren, welcher ersteren ausgeschrieben hat, citiert findet. In letztgenannter Beziehung hätte die Namhaftmachung vieler Quellen, deren Erzählung ausschließlich auf die des Erzbischofs Wilhelm zurückgeführt werden kann, unterbleiben

können. Auf ähnliche Mängel stößt man auch in den bei Gelegenheit der Aufzählung der Ordensbesitzungen gegebenen geographischen Erörterungen, wo z. B. die Lage der Schlösser Krak und Montreal, den Ergebnissen neuerer Untersuchungen und namentlich den sorgsamem Nachforschungen von Robertson und Smith zuwider, in das peträische Arabien gesetzt wird. Daß die Chronisten von zwei Schlössern des Namens Krak reden, bleibt unbeachtet, obgleich schon Wilcken in seiner Geschichte der Kreuzzüge darauf aufmerksam macht.

Es sei bei dieser Gelegenheit noch folgende Bemerkung verstattet. Hinsichtlich der Reihenfolge der Großmeister und der Zeit, in welcher sie an die Spitze des Ordens traten, herrscht noch viel Ungewisheit. Es mangelt, da die Angaben der Chronisten schwankend sind und zum Theil einander widersprechen, an Urkunden, um die Zeit des Ueberganges der Großmeisterschaften zu bestimmen; selbst hinsichtlich der Namen der Vorsteher des Ordens weichen die Chronisten von einander ab, und es fehlt viel daran, daß man sich, wie es meist geschieht, auf die hierauf bezügliche Abhandlung in *L'art de vérifier les dates* verlassen könnte. Dagegen gibt der Vf. des vorliegenden Werkes ohne Beweisführung, ohne erläuternde Untersuchungen die Reihenfolge der Großmeister und die Zeitbestimmung ihrer Regierung.

Den oben hervorgehobenen Tadel der Einheit in der Darstellung anbelangend, so genüge zur Begründung desselben die Bemerkung, daß man inmitten der äußeren Geschichte des Ordens häufig auf Digressionen über das innere Leben der Bruderschaft stößt und daß eben so häufig die Erzählung durch eingeschaltete Aufzählung der Besitzungen des Ordens zerrissen wird, ein Uebelstand, der

die schlichte Uebersicht der Verhältnisse stört und aus der Lecture von Dupuy und mehr noch der *histoire critique et apologétique de l'ordre des chevaliers du Temple* auf den Vf. übergegangen zu sein scheint.

Die letzten Schicksale des Ordens sind mit überraschender Kürze behandelt. Um den Untergang desselben verständlich zu machen, hätte dessen Stellung zur Kirche und zu weltlichen Machthabern, so wie die Persönlichkeit von Papst Clemens und König Philipp dem Schönen in scharfen Zügen hervorgehoben werden müssen. Auch in diesem Abschnitte vermißt man ein ruhiges Fortschreiten der Erzählung, eine Entwicklung der bei den Berichterstattern zum Theil verwirrten oder verwischten Begebenheiten, ein zweckmäßiges Vertheilen des Stoffes. Allerdings fußt der Vf. bei der Verhaftung und Anklage der Tempelherrn auf den Hauptquellen, den von Baluze gesammelten *vitae paparum avenionensium*, und bedient sich nebenbei der *histoire de la condamnation des Templiers*; aber er legt auf Mariana und auf Le Gendie's Geschichte von Frankreich ein fast eben so großes Gewicht. Die bedeutendsten Actenstücke für die Untersuchung, der von Michelet veröffentlichte *Processus Templariorum* und die bei Rymer abgedruckten Urkunden, sind ungleich weniger benutzt, als die Natur der Sache es erheischte. Ménard, welcher in den *Preuves* zu seiner *Histoire de la ville de Nismes* die werthvollsten Beiträge — nächst dem *Processus* — zu dem Inquisitions-Verfahren bietet, ist gänzlich übersehen, und wenn Villani Berücksichtigung gefunden hat, so überrascht um so mehr, daß das gleichfalls bei Muratori abgedruckte *Chron. Astense* nicht benutzt wurde. Der Vf. scheint seinen ganzen Fleiß auf die Untersu-

chung in England verwendet zu haben, in Beziehung auf welche viel Neues durch ihn ans Licht gezogen ist. Aber den Mittelpunkt des Verfahrens gegen den Orden, der schuldig befunden wurde, weil Clemens und Philipp ihn schuldig finden wollten, gibt Frankreich und hier wiederum Paris ab. Gleichwohl ist der dort geführte Proceß nur nebenbei vom Vf. berührt. Der Gang der Untersuchungen in Spanien — und auch hier erhalten wir aus den Sammlungen von Concilien theilweise ziemlich genaue Nachrichten — so wie in Deutschland, Portugal und Stalien, wo freilich die Quellen überaus dürftig fließen, ist ganz übergangen. Das Concil zu Vienne wird mit nur wenigen Zeilen bedacht.

Der Verf. bemerkt in der Vorrede, daß man sich in England gewundert habe, in seinem Werke eine Apologie der Tempelherrn hervortreten zu sehen. Recensent hat von der Unhaltbarkeit der Anklage in allen wesentlichen Punkten derselben die feste Ueberzeugung gewonnen. Gleichwohl trägt er kein Bedenken, dem oben angedeuteten Urtheile englischer Kritiker beizustimmen. Wenn, um nur bei diesen Ländern stehen zu bleiben, die Provinzialconcilien in England und Frankreich den Orden für schuldig erkannten, der Vorsteher der Christenheit auf dem Grunde der Schuld die Aufhebung desselben gebot, die Stimmen zu Gunsten der Genossenschaft sich nur verstohlen erhoben, und noch in der neuesten Zeit die Anklage im Allgemeinen als wohlbegründet von den meisten Historikern hingestellt wird, so wäre unstreitig der Vf. verpflichtet gewesen, durch Widerlegung der Anklageartikel die Reinheit des Ordens zu erhärten. Das ist nicht geschehen. Er sammelt und vergleicht die Stimmen gleichzeitiger Berichterstatter nicht. Die treff-

liche Reimchronik des Godefroy de Paris ist ihm unbekannt geblieben, desgleichen das Urtheil eines Albericus de Rosate und die Mittheilungen des gelehrten Erzbischofs Antoninus. Er begnügt sich damit, anstatt die Anschuldigungen einzeln zu beleuchten, nach Art der Jury ein einfaches, unmotivirtes Verdict auszusprechen. Auf die Zusammenstellung der Anklagen bei Dupuy, auf die Behauptungen des von ihm namhaft gemachten Werkes von Wilcke, auf den Versuch einer Beweisführung von der Schuld der Tempelherrn, wie ihn Hammer in den Fundgruben des Orients dem Publicum vorgelegt hat, wird keine Rücksicht genommen. Und doch würde eine Widerlegung dieser Anschuldigungen seine Kräfte keinesweges überstiegen haben.

Nehmen wir aber hierzu, daß der Vf. schon in den Capiteln, welche die Geschichte der Kämpfe im gelobten Lande enthalten, jeden gegen den Orden laut gewordenen Vorwurf entweder übergeht oder nur leise berührt, daß er z. B. der Beschuldigung des Verraths bei Gelegenheit der Belagerung von Damaskus keine Erwähnung thut, obgleich gerade hierüber englische Berichterstatter, namentlich Radulph Coggeshale, am entschiedensten sich äußern, so kann man schwer umhin, dem Ausspruche englischer Kritiker beizustimmen. Hav.

L a u f a n n e,

bei Georges Bridel 1844. Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande. T. III. 2e livraison. 532 Seiten in Octav.

Am Schlusse der Recension über die Schrift: Recherches sur le couvent de Romainmotier et

ses possessions (Gött. gel. Anz. 1843. 36stes St.) haben wir die baldige Erscheinung der zu dieser Arbeit gehörenden Sammlung von Urkunden angekündigt. Dieselbe wurde aber durch Zuwachs des Materials während des weitem Nachforschens und durch andere Umstände bis gegen das Ende des vorigen Jahres verzögert.

Dieser Band beginnt mit einem, von Hrn von Gingins verfaßten, ausführlichen Bericht über das vor einigen Jahren zu Romainmotier entdeckte, 94 Zoll lange, Grabdenkmahl aus der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Dasselbe trägt eine eingehauene lateinische Inschrift, welche lehrt, daß es den berühmten Henri de Sivrige darstellt, der, nachdem er zehn Jahre Prior von Romainmotier gewesen, vom Papst Clemens VII. zur bischöflichen Würde von Maurienne, und später von Rhodéz erhoben ward, wo dieser Prälat dem nach Avignon verlegten päpstlichen Stuhle noch wichtigere Dienste leisten konnte. Dieser Fund ist nicht bloß in geschichtlicher, sondern auch in artistischer und paläographischer Hinsicht merkwürdig. Zwei lithographierte Tafeln stellen, die eine das Denkmahl selbst, die andere die Inschrift dar.

Auf diesen Bericht folgt zuerst ein Aufsatz desselben Schriftstellers über den Ursprung des Klosters Romainmotier, auf den wir weiter unten zurückkommen, und dann eine Vorerinnerung zu dem von ihm herausgegebenen Chartular. — Zur Zeit der Eroberung der Waadt durch die Berner und der Einführung der Reformation im J. 1536, wurden eine Menge Urkunden religiöser Corporationen dieses Landes weggeschafft und in freiburgischen Klöstern niedergelegt. Dieses Schicksal theilte auch das Chartular von Romainmotier, welches ungefähr drei Jahrhunderte unbekannt blieb, bis das-

selbe in das Staatsarchiv übergang, und dem Altschultheißen N. F. v. Müllinen mitgetheilt wurde, der die zehn ersten Blätter in dem III. Bde des schweizerischen Geschichtsforschers (Bern 1820), von Noten und Erläuterungen begleitet, herausgab. Da aber die vollständige Veröffentlichung dieses historischen Denkmahls unterblieb, beschloß die Gesellschaft für die romanische Geschichte die Herausgabe einer mit dem Original sorgfältig verglichenen Abschrift desselben, welche Hr v. Gingins zu diesem Zwecke freiwillig darbot, und deren Abdruck er selbst besorgte.

Das erwähnte Chartular bildet ein Bändchen von 45 Bl. kl. Fol. auf Pergament. Die 31 ersten Blätter, von einer Hand, deren Schriftzüge ein dieser Lieferung beigelegtes Facsimile darstellt, enthalten Urkunden aus dem X., XI. und XII. Jahrhundert; die übrigen 14 Bl. von einer neueren Hand, enthalten einige Actenstücke aus dem XIII., eine größere Anzahl aus dem XIV. Jahrh., mehrere ohne Datum. Diese Sammlung umfaßt aber bei weitem nicht alle auf das Priorat Romainmotier bezüglichen Urkunden. Die Ergänzung dieser Lücke verdanken wir dem Forschungsseifer des Hn Fr. v. Charrière, der in den Archiven eine beträchtliche Anzahl von Documenten gesammelt, dem Chartular beigelegt und mit den nöthigen Erläuterungen versehen hat. Hier haben wir also alle Actenstücke, welche sich auf die Besitzungen, die Verwaltung und Rechte des kleinen, aus der Stiftung eines Klosters hervorgegangenen, merkwürdigen Staates Romainmotier beziehen. Diese Sammlung ist für die genauere Kenntniß des Mittelalters so wichtig, daß die obgenannten Herren durch die Herausgabe derselben sich um die Wissenschaft große Verdienste erworben haben. Zu den vorzüglichsten Stücken gehören die, welche überschrieben sind: *Plaid général*

d'Apples; Plaid tenu à Moudon etc.; Règlement du Prieur et des preud'hommes de la Terre de Romainmotier, sur les cours de justice; Reconnaissance générale des usages de la Terre de Romainmotier; Les Francs de la T. de R.; Règlement sur l'intérieur du Couvent; u. a.

Da wir jetzt die Actenstücke selbst vollständig besitzen, so lassen sich einzelne in unserem früheren Bericht berührte Punkte theils ergänzen, theils berichtigen oder näher beleuchten. Es sind deren hauptsächlich drei, die Hr v. Charrière von neuem bespricht. 1) Der Ursprung u. die ältesten Zustände des Klosters Romainmotier. — Eine aus dem Ende des XV. oder dem Anfange des XVI. Jahrhunderts herrührende Notiz über jenes Kloster schreibt die Stiftung desselben den Mönchen Romanus und Lupicinus zu, welche im V. Jahrh. lebten. In einem auf jene Notiz folgenden, gelehrten Aufsatz vertheidigt Hr v. Charrière die alte Ueberlieferung. Nach Hn von Gingins in diesem Bande abgedruckter, gründlicher Untersuchung über denselben Gegenstand, wird die schon von S. v. Müller (B. I. K. 9) ausgesprochene Meinung bekräftigt, der zu Folge Rannelene, Patricius des burgundischen Helvetiens, Bruder des im J. 652 verstorbenen Donatus, Erzbischofes von Besançon, dasselbe um die Mitte des VII. Jahrh. (um 646) stiftete. Ueber diesen nicht unwichtigen Punkt verbreiten beide Gelehrte ein neues Licht. Ihre mehr dem Anschein als der Wirklichkeit nach von einander abweichenden Meinungen lassen sich versöhnen, wenn man — wozu hinlängliche Gründe vorhanden sind — annimmt, daß die erste Stiftung eine bloße Einsiedelei war, die Rannelene unweit des ursprünglichen Sitzes verlegte und in ein ansehnliches Kloster verwandelte, welches der burgundische König Chlodoveus II. bestätigte und bereicherte.

Zu diesem Resultat neigt auch Hr v. Charrière hin, der übrigens zu beweisen sucht, daß der Papst Stephan II. wirklich das erwähnte Kloster im J. 753 besucht, unter den besondern Schutz des römischen Stuhles genommen, und daher Romanmünster (*monasterium romanum und romanense*) genannt habe. Jedenfalls ist es Thatsache, daß das Stift Romainmotier eine Immunität war, und sich des unmittelbaren Schirmes des Papstes und des Kaisers freute. Als das Waadtland unter der Herrschaft des Fürsten von Savoyen stand, übte dieser zwar die Schirmvogtei (*defensio, guardia*) über das Stift Romainmotier aus; dasselbe blieb aber von der öffentlichen richterlichen Gewalt des Grafen, (später des Herzogs) oder seiner Beamten frei. Von den Unterthanen des Stiftes heißt es ausdrücklich: *non sunt de resorto et ballivatu Waudi, sed omnino seclusi.*

2) Der Landesherr, *dominus terrae R.* — oder *prior et conventus R.* — hatte das totale *dominium, merum et mixtum imperium atque omnimodam jurisdictionem, altam, mediam et bassam, spiritualem et temporalem in hominibus suae potestatis*; also die obere, mittlere und niedere Gerichtsbarkeit, die weltliche sowohl als die geistliche. Dies steht in mehreren Urkunden fest. Die geistliche Gerichtsbarkeit ließ er durch seinen Generalvicar (*per suum vicarium in foro Ecclesiae consueto*), die niederen grundherlichen Gerichte durch Meier (*villici*), die obere weltliche Gerichtsbarkeit aber, namentlich den Blutbann, durch seinen Castellan (*per castellanum suum, vel locumtenentem in foro seculari consueto*) ausüben. Es ist einige Male von *furchis seu patibulo* auf dem Gebiete des Stiftes, und von Gehengten die Rede, welche von den Beamten des Priors hingerichtet worden.

Es befremdet Hr v. Charrière, daß der Prior, wie er sagt, seines geistlichen Standes ungeachtet, den Blutbann ausübte, ohne sich an einen weltlichen Vogt zu wenden. — Die Sache verhält sich aber folgendermaßen. Der Prior von Romainmotier hatte, wie mehrere Bischöfe und andere geistliche Herren, die vollendete Immunität, d. h. das Privilegium erhalten oder bewirkt, nach welchem ihm die Gerichtsbarkeit des Grafen auf seinen Besitzungen zukam, die er durch seinen Castellan verwalten ließ, der das Gericht anzuordnen und das von den Rechtsprechern gefundene Urtheil durch die Beamten des Priors (per officarios Prioris) zu vollziehen hatte. Der Castellan von Romainmotier war aber wohl kein anderer als der vom Kloster selbst erwählte Kastvogt, dessen Geschäfte in der Ausübung der weltlichen Gerichtsbarkeit über die Unterthanen des Klosters und in Anführung derselben bestanden. Hr v. Charrière findet selbst in seiner Urkundensammlung den bündigen Beweis: ‘que dans la Terre de Romainmotier le Chatelain qui était le chef, le président de la Cour de justice, était en même temps chef militaire.’ Wollte Jemand die Identität des Castellans mit dem Kastvogte bezweifeln, so verweisen wir auf zwei Urkunden (S. 828, 830), wo die Chatellenie des Clées bald Cletarum avoeria, bald avoerie (avouerie, Vogtei) du chasteaul des Clées genannt wird. Ganz richtig bemerkt Hr Blumer (Archiv für Schweiz. Geschichte, Bd. III. S. 21), ‘man dürfe es als Regel ansehen, daß alle bedeutendere Klöster durch kaiserliche Privilegien die Immunität auch in dem Sinne zu erwerben wußten, daß die hohe Gerichtsbarkeit über ihre Grundherrschaften nur durch ihren Kastvogt (advocatus), dem der Kaiser den Blut-

bann verlieh, ausgeübt werden sollte.' Demnach widerrufen wir keinesweges den in diesen Blättern (Jahrg. 1843. St. 36. S. 353) ausgesprochenen Grundsatz, daß der Blutbann vom Reichsoberhaupt ausging, und in dessen Namen ausgeübt wurde.

Uebrigens sei noch bemerkt, daß der Prior von Romainmotier das schönste Vorrecht eines Landesherrn, nämlich das Begnadigungsrecht, hatte; und endlich daß, vermöge eines im Jahre 1272 mit dem Grafen Philipp von Savoyen getroffenen Vergleiches, der Castellan des Ortes les Clées die Gerichtsbarkeit über die auf dem Gebiete des Stiftes Romainmotier wohnenden Fremden (*extranei*) verwaltete.

3) Hr v. Charrière bespricht ausführlich einen für die Zusammensetzung der Gerichte (*placita*) wichtigen Punct. In vielen Urkunden nämlich kommt der Ausdruck *probi* (auch *boni*) *homines* vor. Unter dieser Benennung sind nicht nur Männer, Familienhäupter, sondern bisweilen auch Weiber zu verstehen, die bei den öffentlichen Mallstätten erschienen. Hr v. Ch. glaubt, daß alle Freien, als solche, *probi homines* waren. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf der Urkunde eines im J. 1327 zu Apples gehaltenen *placitum*, aus welcher wir erfahren, daß mehrere *probi homines* — *vice et nomine omnium aliorum proborum hominum* des genannten Ortes den Prior von Romainmotier, ihren Herrn, ersuchten, nach altem Brauch einen Tag zur öffentlichen Mallstatt zu bestimmen.

In einem 1399 zu Milden (Moudon) gehaltenen Gerichte ward vor dem Landvogt des Waadtlandes, von mehreren Edelen (*viros nobiles*), einem Rechtskundigen (*juris peritum*), *et per plures alios fide dignos in curia Melduni* (der Hauptstadt

der Waadt) *sedentes, cognoscentes et judicantes* ein Urtheil gesprochen. Aus dieser und ähnlichen Urkunden, in welchen dieselbe Formel erscheint und die *probi homines* um ihr Gutachten befragt werden, schließt Hr v. Gh. auf das Fortbestehen des altgermanischen Rechtswesens im Waadtlande. Er hatte schon in der ersten Lieferung den Satz aufgestellt, daß bis ins 16. Jahrh. die *probi homines* der Gemeinden von Rechtswegen an den Gerichten Theil nahmen, und daselbst nicht bloß als mit den rechtlichen Gewohnheiten vertraute Männer, sondern vielmehr als Richter erschienen. Zur Unterstützung dieser Meinung werden einige Stellen aus Hn v. Savigny's Gesch. des röm. Rechts im Mittelalter angeführt, und zugleich daran erinnert, daß Carl der Große *Scabini* oder amtliche Richter eingesetzt, und daß man, seit der Bekanntmachung der Capitularien, außer den *Scabini* eine unbestimmte Anzahl bloßer Freien findet, die als Schöffen (*échevins*, im Gegensatz zu *Scabini*) an den gerichtlichen Verhandlungen Theil nehmen. Es kommen aber in unserer reichen Urkundensammlung weder *scabini*, noch *judices* vor; ein Umstand, der Hn v. Gh. zu der Annahme veranlaßt, die *probi homines* von Romainmotier seien die eigentlichen Richter gewesen. Nach Hn v. Gingins, hingegen, wären dieselben bloß als der rechtlichen Gewohnheiten oder des Landrechts Erfahrene (*coutumiers, experts en fait de coutume*), erschienen. — Auch in diesem Punkte lassen sich vielleicht beide Meinungen versöhnen. Die *boni* oder *probi* (daher *preux*) *homines* (*preud'hommes* oder *prud'hommes*), 'erbere Männer', wie sie in deutschen Urkunden heißen, waren, wie Hr v. Gh. richtig bemerkt, keine Beamte. Sie mögen so geheissen haben, weil sie des Landrechtes erfahrene, der rechtlichen Gewohnheiten kundige Männer waren, und

wo die Rechtskenntnis sie verließ, nach Billigkeit, Herkommen und gesunder Vernunft entschieden. Sie hatten aber keine Gerichtsbarkeit, waren also nicht die Richter (*judices*) selbst — denn diese konnten in alten Zeiten nur das Gericht anordnen und schützen —, sondern vielmehr die Beisitzer in den Gerichten. Das Recht der grundherrlichen Gerichtsbarkeit, welches dem Prior von Romainmotier zustand, ließ dieser durch den Meier (*villicus*) verwalten. An dessen Gerichten nahmen alle Hofgenossen, sämtliche *probi homines* Theil: sie wurden um ihr Urtheil befragt und entschieden. — Bei den öffentlichen Jahrgerichten mußte jeder Grundbesitzer oder jedes Familienhaupt (*dominus und caput hospitii*, auch *rector domus und senior*) erscheinen. Indessen wurde vermuthlich bloß ein Ausschuss von Rechtsprechern (*probi hom., jurati*) um sein Urtheil befragt. Von diesen Schöffen (*échevins*) wurde das Urtheil geschaffeu d. h. gefunden oder gesprochen.

Von dem Urtheile, welches im Gerichte des Meiers gefällt worden, konnte an den Castellan von Romainmotier, von dem Castellan an den Appellationsrichter (*judex appellationum*) und von diesem an das Hofgericht (*curia domini*) d. h. an den Prior (*ad dominum in ejus camera*) berufen werden, der sein Gericht mit Rechtsprechern besetzte, und in letzter Instanz entschied.

Hoffentlich wird die bald erscheinende Sammlung von Gerichten (*placita*) im Waadtlande, über den hier besprochenen, wohl nicht hinlänglich erläuterten Gegenstand ein helles Licht verbreiten.

Schließlich zollen wir den Herren Herausgebern dieser schätzbaren Urkundensammlung unsern aufrichtigen Dank. Die Bemerkungen und Notizen, welche dieselbe begleiten, werden, wie die Actenstücke selbst, auch im Auslande die verdiente Anerkennung finden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

136. Stück.

Den 25. August 1845.

B e r l i n ,

bei G. Reimer 1845. Babrii fabulae Aesopaeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati. XX und 179 Seiten in Octav.

Manch schönes Blatt ist seit unserer Anzeige der editio princeps mit Vermuthungen über Babrius und Verbesserungen seiner Fabeln gefüllt worden, in Deutschland, Frankreich und der Schweiz. Die leichtern Emendationen, die sich oft durch Vergleichung der prosaischen Fabeln von selbst ergeben, sind großentheils vielfach gemacht worden, während die literarhistorischen Räthsel, die Babrius aufgibt, in sehr verschiedenem Sinne zu lösen versucht sind. Es ist sehr erfreulich, daß durch vorliegende Ausgabe hoffentlich manchen vagen Muthmaßungen gesteuert werden wird. Daß von Andern geleistete Gute findet man der Hauptsache nach auch hier wieder, während vielen Irrungen durch richtigere

Einsicht in die Kunst des Dichters und den feinen Tact des Herausgebers der Zugang versperrt ist.

Lachmann und Meineke, durch Imm. Bekkers Aufforderung bestärkt, welcher gleichfalls einen gewissen Antheil an der Arbeit nahm, vereinten ihre Bemühungen um die Herstellung des Fabulisten. Bald liefen auch Beiträge von auswärtigen Gelehrten ein, unter denen die Gottfried Hermanns die umfangreichsten und weit bedeutendsten sind. So hat Babrius ein neues Gewand angelegt: daß er aber nun fix und fertig sein solle, könnte nur der verlangen, der von der Schwierigkeit der Aufgabe unrechte Begriffe hätte. — Dem Texte sind die Lesarten des Codex und der sonstigen Quellen, so wie die beachtenswerthen Conjecturen der Kritiker untergelegt: in der Auswahl ist Lachmann streng, wohl zu streng gewesen: daß manche Muthmaßung nur deshalb gleich in den Text gesetzt ist, um ihn genießbar zu machen, hat Lachmann bevortwortet. In der Vorrede spricht er in Kürze über die persönlichen Verhältnisse des Dichters u. s. w., und über die Principien, nach welchen dieser das Formelle der Fabeln gearbeitet habe. Aus der Vorrede wünschte mit mir wohl Mancher das barsche Strafgericht über den verdienten ersten Herausgeber hinweg.

Lachmann knüpft zunächst an die Aeußerung im zweiten Proömion, daß nach Bekanntmachung einer früheren Sammlung choliambischer Fabeln Andere σοφωτέρως μούσης γρίφοις ὁμοίως ἐκφέρουσι ποιήσεις, μαθόντες οὐδὲν πλεῖον ἡμῆ γνώσκειν — die Bemerkung an, daß Suidas in einer Reihe von epischen und elegischen Stücken aus den *Μυθικά* Reste jener σοφωτέρον μούσα aufbewahrt zu haben scheine. Bekanntlich hielt Bentley diese Bearbeitungen Aesopischer Fabeln

für älter, während Andere sie in byzantinische Zeit rücken. Die S. VII sq. gegebene Zusammenstellung mit den Babrianischen Fabeln *) zeigt, daß die Ueberreste über Babrius nicht hinausreichen: auch mag man sich die Bezeichnung der Hexameter und Distichen als σοφωτέρη μοῦσα gefallen lassen, die von der schlichten Naivetät der Choliamben allerdings absticht; allein γρίφοις ὁμοίαι sind diese Verse in der That nicht zu nennen, wenn nicht Babrius den Mund sehr voll genommen haben soll. — Unter den 42 Fabeln des Avienus verrathen 25 die Abhängigkeit vom Babrius oft bis ins kleinste Detail hinein. Wäre deshalb die Zeit des Avienus ausgemacht, so würde sie eine dankenswerthe Grenze für Ansetzung des Babrius liefern. Etwas völlig Sicheres zu ermitteln ist auch Lachmann nicht gelungen: den Severus Alexander im βασιλεὺς Ἀλεξανδρος zu erkennen wehrt der auch schon in meiner früheren Anzeige in diesen Blättern St. 1. 2. S. 11 hervorgehobene Umstand, daß Dositheos Magister Babrianische Fabeln für den Schulgebrauch auswählte, als Kaiser Alexanders eigene Person kaum die Windeln verlassen hatte. Widersprechen muß ich aber den aus der Anführung dreier namenloser Choliamben im Lexikon des Apollonius gezogenen Folgerungen, da kein leiser Zweifel sein kann, daß jene Verse mit nichten dem Babrius, sondern dem

*) Bei einigen ohne Angabe der Quellen vom Suidas erhaltenen Hexametern bleibt es zweifelhaft, ob sie den *Μυθικά* angehören. Lachmann rechnet z. B. die Verse s. v. ὑποδράξ:

ἦ δὲ πελιωνοθεῖου καὶ ὄμμασι λοξὸν ὑποδράξ
ὀσομένη — den *Μυθικά* zu. Aber die Ähnlichkeit mit fab. 59 leuchtet nicht ein. Kubnken hat sie daher wohl richtig dem Kallimachos vindiciert, s. A. Hecker comm. Callimach. p. 118.

Kallimachus angehören. Betrachtet ja doch Babrius den Aesop als Syrer, Kallimachus als Sardinianer. Darum soll aber nicht bestritten werden, daß Lachmann mit gutem Grunde den Dichter tiefer herabrückt, als manche im ersten Genuß des schönen Fundes schwelgende und darüber mancherlei unleugbare Spuren späterer Zeit ignorierende Gelehrte Recht haben wollten. Denn daß in der Sprache sehr Vieles dem Gebrauche älterer Dichter zuwider läuft und die Herrschaft der κοινή verräth, wird Niemand mehr widerstreiten wollen. Auch die schulmäßige Behandlung des Verses schneidet jeden Gedanken an eine frühere freiere Zeit ab. Allein die Lebenszeit des Dichters läßt sich noch immer nicht mit völliger Bestimmtheit festsetzen. Lachmann bringt einen neuen Alexander, der wohl einen Sohn Branchos hätte haben können, aus Josephus antiqq. 18, 5 bei. Er gehörte zu einem Stamme Judäas, welcher sehr bald griechische Sitte annahm: mit Zotape, Tochter des Königs von Kommagene verheirathet, ward er vom Vespasianus zum König von *Ἰσοιάς ἢ ἐν Κιλικία* ernannt: 'hoc igitur tempore post annum a Chr. nato 72 in Syriae et Ciliciae confiniis Babrium fabellas Alexandri regis filio composuisse si dixero, vana specie me ludi non credam donec aliquis ipso Brancho indicando finem imposuerit opinionibus.' Also doch nur eine opinatio, wodurch andere, die bei der Menge der Alexander so leicht sind, noch immer nicht abgewiesen sind. Aber ohne einen Branchus mitzubringen möchte es rathsam sein, an Lachmanns Annahme vorläufig zu halten. Wenn nur der βασιλεύς überhaupt ein König gewesen ist.

Als Zeitgenossen des Martialis sieht Lachmann unsern Fabulisten um so lieber an, als beide im

Bau der Choliamben ziemlich gleichen Gesetzen sich gefügt haben, wie z. B. beide Dichter den Anapäst in primo sich verstaten, was vor ihnen sich Niemand erlaubt hat. (Vielleicht doch Hippon. fr. 21 im Eigennamen *Κοτίνης*). Danach wird man annehmen müssen, daß Martialis die größern Freiheiten gleichzeitiger griechischer Choliambiker sich zu Nutze gemacht habe? Aber an den Anapäst in andern Stellen will Lachmann nicht glauben, und er hat die meisten widerstrebenden Fälle leicht beseitigt, ohne seine Strenge auf die Verfasser der Epimythien auszudehnen. Ich würde den Anapästen weniger gram gewesen sein, wie ich nicht verhehle, überhaupt zu glauben, daß man der Conjecturalkritik ein zu großes Recht eingeräumt hat. So hat Lachmann fab. 69, 2 statt *κῦων ἐδίωκεν οὐκ ἀπειρος ἀγρεύειν* ohne Weiteres *ἐδίζητ'* gesetzt. Lieber den Anapästen als den unnatürlichen Ausdruck. Eben so kann ich 75, 16 statt *ἐπὶ τῷ θροαπέυειν τοὺς νοσοῦντας ἀνθρώπους* unmöglich *βραβεύειν* gut heißen u. s. w. Recht aber hat Lachmann, wenn er aus den wenigen Stellen bei Martialis den fremden Gast verjagt wissen will: 'quae apud Martialem sunt 3, 58, 39. 93, 24. 8, 44, 8. ea procurabunt alii,' — was geschehen soll. Die erste Stelle:

Et dona matrum vimineo ferunt texto
 ist bereits von Heinsius und Scriverius geheilt: *vimine offerunt texto*. Scriverius fügt hinzu: 'sic consuletur versui, alioquin insolentiori.' — In der dritten schwanken die codd. zwischen *omnia* — wie auch der Edinburger und die Pariser Excerpte bieten — und *omnes*:

Carris per omnia tertiasque quintasque.
 Jene Handschr. wollten *omnis* schreiben, wie sie Vers 6 *ante equos omnis* schreiben. Und

so schrieb der Dichter. — In der zweiten Stelle Sternatur a Coride archiclinico lectus rührt der Anapäst von mir her, indem ich statt der von Jos. Scaliger gemachten Bulgate a Coricle clinico mich den Spuren der Quellen anschloß. Denn Scaligers Lesart ist schon deshalb falsch, weil Martialis Coricle nicht amphibrachisch messen konnte. Corides wie *Λιοσκορίδης*. Wenn Lachmann fortfährt: ‘*propriis artium vocabulis major apud Graecos libertas est, itaque Babrius anapaestum admisit in κορυθαλλός 72, 20. 88, 8. 17.*’ — wo aber im Texte *κορυθαλλός* steht — ‘*et in σιούρη 18, 3. 13., nisi quod hoc σούρη scribi malo*’ — so wird er auch nichts einzuwenden haben, wenn ich dem Römer dieselbe Freiheit für ein nomen proprium zu Gute kommen lasse.

Darin weicht der Grieche wesentlich vom Martialis ab, daß er nach dem Muster der ältesten Choliambendichter den Spondeus im fünften Fuße nicht selten zugelassen hat, nicht bloß bei vierfüßigen, sondern auch bei dreifüßigen Wörtern. Bei zweifüßigen hingegen verwirft auch Lachmann, wie Dübner gethan hatte, den Spondeus entschieden, und er hat danach geändert. Ich sehe nicht ab, wie man den Spondeus auch im letztern Falle überall mit Sicherheit verbannen soll. So hat doch z. B. die um die Wette gemachte Emendation 1, 3 *φυγῆς τε πάντων καὶ φόβου δορυμὸς πλήρης* statt *δοόμος* eine hohe Wahrscheinlichkeit für sich. Zweifel an der gesetzten Schranke bleiben.

So eingehend und subtil Lachmanns Vorrede die Technik des Babrius ins Licht stellt, so wird doch einerseits manchem Bedenken noch Raum gelassen, und andererseits scheint alles dahin Einschlagende keineswegs erschöpft zu sein. So haben Fir in einem gehaltvollen Aufsätze der Revue de phi-

lologie etc. (Paris bei Klincksieck 1845) 1. p. 62 sqq., dessen Emendationen oft mit denen der Berliner Gelehrten zusammentreffen, und unser Ahrens bemerkt, daß Babrius äußerst selten den Vers mit einem zweisilbigen Worte schließt, dessen letzte kurz sei. In der Normalsabel 95 sträubt sich nur das einzige ἦτις B. 102. Inzwischen wird man sich begnügen müssen, ein Streben nach vollem Klange des Verschlusses anzuerkennen; die in keiner andern Rücksicht verdächtigen Stellen darnach umzuformen würde ein voreiliges Beginnen sein. Dazu sperren sich zu viel unverfängliche Stellen dagegen. Wohl aber muß man bei Emendationen auf der Hut sein, überlieferte Längen nicht ohne dringende Noth zu tilgen, wie z. B. 72, 14 ich nicht mit Lachmann *κρείσσον* an die Stelle des handschriftlichen untadligen *κρείσσω* setzen würde.

Viel wichtiger ist eine andere Entdeckung einer den Babrius vor allen bekannten Choliambikern charakterisirenden Eigenheit, welche Ahrens hinter der Abhandlung *de crasi et aphaeresi cum corollario emendationum Babrianarum* (Stolberg 1845) p. 31 in den Worten ausgesprochen hat: ‘Lex est, ut penultima versus syllaba accentum habeat, quae lex rarissime violatur.’ In den 1523 Versen der Züricher Ausgabe fand Ahrens nur 27 Ausnahmen, von denen ein Theil auf unüberlegte Aenderungen der Kritiker, ein anderer auf verdächtige Epimythien fällt, während andere Stellen auch aus andern Gründen für verderbt gelten müssen. Um von der Wahrheit der glücklichen Beobachtung völlig überzeugt zu werden, vergleiche man nur einmahl eine Reihe von Choliamben eines beliebigen andern Dichters. Man wird dort auch nicht die geringste Rücksicht auf diese Babrianische Eigenheit gewahren. Sämmtliche in

der weit vollständigeren Berliner Ausgabe dem Canon zuwiderlaufende Stellen, deren 40 sind, will ich in aller Kürze mustern und Ahrens' Entdeckung dadurch bestätigen. Die den Epimythien angehörenden Stellen schliesse ich in () ein.

Die erste Stelle ist 2, 3 *μη τῶν παρόντων τήνδ' ἔκλεψεν ἄγροικος*. A *ἀγροίκων*. Hat G. Hermann Recht, — denn es sind mehrere Herstellungen möglich, — so accentuierte Babrius *ἀγροίκος*. — 2. (4, 8 *σπανίως ἴδοις ἂν ἐκφυγόντα κίνδυνον*.) Ahrens *κινδύνων*, ich lieber *κινδύνους*. — 3. (10, 14 *θεοβλαβῆς τις ἐστι καὶ φρένας πηρός*) verräth spätern Ursprung. — 4. 12, 17 *ἄγε δὴ σεαυτήν σοφὰ λαλοῦσα μήνυσον* in einer stark interpolierten Stelle, welcher durch Bachmanns Vorschlag *σωφρονοῦσά γ' ἴδουσον* nicht geholfen wird. — 5. (12, 27 *λύπη δ' ὅταν τις οἷς ἂν εὐθενῶν ὀφθῆ, τούτοις ταπεινὸς αὐτὸς ὢν οὐνοικῆση*.) hier ist *οἷς ἂν* von Bekker. Darf die Stelle für echt gelten, so ist mit Dübner *οἷσιν*, oder lieber *οἷς ποτ' εὐθενῶν ὀφθῆ* zu schreiben. Gut vergleicht Hr. Rossignol, der die Babriusliteratur mit einer Reihe von Artikeln in der Pariser Gazette de l'instruction publique d. S. bereichert hat, Eurip. *Hec.* 970. *ὅτω γὰρ ὀφθῆν εὐνυχούσ', αἰδώς μ' ἔχει ἐν τῷδε πότμῳ τυγχάνουσ', ἴν' εἰμὶ νῦν*. — 6. 19, 2 *ἀπεκρέμαντο. τοὺς δὲ ποικίλη κερδῶ Ἰδοῦσα πλήρεις* stellt Ahrens gefällig um *πλήρεις Ἰδοῦσα κερδῶ*. — 7. 42, 8 *ὅς οὐδὲ ποίαν ἡλόων μ' ἐγίνωσκον*. Mit A und einer Paraphrase, die *οἶδα* setzt, ist *με γινώσκω* beizubehalten.

(Schluß folgt.)

Göttingische gelehrte Anzeigen

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

137. 138. Stück.

Den 28. August 1845.

Berlin.

Schluß der Anzeige: 'Babrii fabulae Aesopeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetarum choliambi ab Augusto Meinekio collecti et emendati.'

8. 50, 19 φωνῆ μ' ἔσωσας, δακτύλω δ' ἀπέκτεινας ändert Ahrens mit Beibehaltung der handschriftlichen Folge der Verse in με σώσας, δακτύλω δ' ἀποκτείνας. Bei Lachmanns Umstellung ist das unstatthaft. Ich halte den Vers ἐρύσσαμην σε, φησίν, ἀλλὰ μου μνήσκου — denn μιμνήσκου mit Fix, Lachmann, Meineke zu schreiben ist nicht nöthig — für eine spätere Variation des funfzehnten, behalte die überlieferte Folge der Verse bei und nehme Ahrens Aenderung an. Uebrigens erinnern die Worte an Soph. Aj. 1107 θεὸς γὰρ ἐκώζει με, τῶδε δ' οἶχομαι. — 9. 52, 8 (ἄλλων πονούντων, ὡσπερὶ κάμνων αὐτός) ist durch αὐτὸς ὡς ὑπερκάμνων oder αὐτὸς ὡσπερὶ κάμνων mit Ahrens oder Hermann zu heben. — 10. 57, 4 σχέδην ἀμείβων καὶ

μέρος τι τῶν ἀνδρῶν Νέμων ἐκάστω μικρόν. So Meineke: A ἀνθρώπων, Fix sehr gut δώρων. — 11. 73, 1 Ἴκτινος ἀρχὴν ὀξέην ἔχει κλαγγήν. Ahrens γῆρον. Babrius schrieb vielmehr κλάγγα, wie Ibykos κλαγγί hatte. — 12. 76, 9 τὸ πνεῦμα σώζων ἐπ' ἀχύροισι δύστηνος. So Meineke: A δυστήνοισι. Ich δυστήνως. — 13. 79, 8 (ἐλπίσι ματαίαις πραγμάτων ἀνήλωται) hilft Georgides ἀναλοῦται, wenn es nöthig ist. — 14. 94, 7 σοὶ μισθὸς ἀρκεῖ, φησί, τῶν ἰατρειῶν hat A ἰατροίων; Ahrens schlägt vor τὴν ἰατροίην κεφαλὴν. Das wäre geziert. Μισθός verlangt τῆς ἰατροείης. — 15. 116, 12 τὸν παῖδα δ' ἡμῶν πείσον εἰς δόμους ἐλθεῖν ist von Fix, Lachmann, Meineke statt εὔδειν gesetzt. Es muß ἦκειν heißen. — 16. 1. Εὐλινόν τις Ἐρμῆν εἶχεν ἣν δὲ τεχνήτορος. Letzteres ist von Lachmann: wüßte ich einen Grund, warum er τεχνίτης verlassen hat, aufzufinden, so würde ich τεχνήεις setzen. — 17. 125, 4 Ὁ δ' ὄνος πρὸς αὐτόν, ὃς τὸ νῶτον ἤλεγχεν, schreibe ich unbedenklich ὃς τὰ νῶτ' ἐληλέγχει, zumahl nach der feinen Bemerkung von Fix der auffallend häufige Gebrauch des Plusquamperfecti bei Babrius in dem Streben nach einem schwer wiegenden Schlusse seinen Grund hat. — 18. 126, 3 ὅστις φέρη πτωχοῖσι καὶ πανούργοισιν. Ob πανουροῖταις? — 19. 127, 1 Ὀδοιπορῶν ἀνθρωπος εἰς ἐρήμειαν ist um so sicherer ἐρημίην zu schreiben, als auch B. 4 τὴν ἐρημίην ναίεις wiederkehrt. — 20. 127, 8 Εἰ δ' ἔστιν εἰπεῖν καὶ κλύειν βεβούλησαι. Man schreibe καὶ κλύειν τί μου βούλη. — 21. 130, 10 Ἦκουσε τούτων ἢ κύων ἔφη τ' οἱ ἰ ist von Lachmann. Da F gibt: ταῦθ' ὡς ἤκουσεν ἢ κύων ἔφη τοῖα, so schreibe ich: τού-

των ἀκούσας ἡ κύων ἔφη τοῖα. — 22. 131, 5
 'Ο δέ γ' ὄνος αὐτὴν ἐσπέρον μὲν ἤληθεν.
 F: ὁ δέ γ' ὄνος τὴν μὲν νύκτα ἀλήθων κτλ.
 Sch versuche: 'Ο δέ γ' ὄνος αὐτὰς νύκτας
 ἤλεσεν πάσας Πυρὸν φίλης Δήμητρος, ἡμέρας
 δ' ὕλην κτλ. — 23. 134, 1 Σκύμνον λύκου
 νεογνὸν εὖρέ τις ποιμήν. C hat: ποιμήν
 νεογνὸν λύκου σκύμνον εὖρών. Also: ποιμήν
 τις εὖρε νεόγονον λύκου σκύμνον. —
 24. (137, 9 Κρεῖττον δὲ φροντίζειν ἀναγκαίων
 χρειῶν). — 25. 139, 1 Εἰ μὴ γὰρ ὑμεῖς
 στελεὰ πάντα τίκτοιτε. Das Richtige hat
 die Bodleyanische Paraphrase: ἐγεννᾶτε. —
 26. 140 μέλλονθ' ἑαυτὸν εἶδε κυριεύσεσθαι
 ist aus C κυριευθῆναι herzustellen. — Plötz-
 lich stößt man bei fab. 147 auf vier Verse, die
 merkwürdigerweise vier mahl gegen Babrius Weise
 fehlen. So wird nun von dieser Seite meine
 Vermuthung, daß die Verse in ein vom Kallima-
 chos seinen αἶνοι vorausgeschicktes Proömion ge-
 hören, zur Gewisheit erhoben. Auf Kallimachos
 ist zu meiner Freude Ahrens unabhängig durch die
 bloße Beobachtung jenes Gesetzes gleichfalls ge-
 kommen.

Außer diesen 26 Stellen sind noch 12 übrig,
 in denen ἡμεῖς und ὑμεῖς den Schluß bilden.
 Ahrens meint daher, Babrius scheine den Circum-
 flex auf der letzten nicht für verwerflich gehalten
 zu haben. Dafür scheint zu sprechen 39. 65, 1
 Ἥριζε γέρανος εὐφρεῖτα ὦ τε φροῆ. So hat
 Lachmann unnatürlich umgestellt. A Ἥριζε τε φροῆ
 γέρανος εὐφρεῖτα ὦ. 'Nulla arte hoc remo-
 veris' sagt Ahrens mit Recht. An der Länge der
 vorletzten Silbe wird man keinen Anstoß nehmen,
 wenn man das lateinische pāvo vergleicht und die
 Einwirkung des Hauchs in ταῶς in Anschlag bringt.

Freilich hat Lachmann eine zweite Stelle der Art beseitigt, indem er fr. 143 schreibt: *Λιβύσσα γέ-
ρανος ἢ ταῶς ἔν' εὐπήληξ Χλωρὴν αἰεὶ βό-
σκοιτο χεῖματος ποιήν*, während Suidas ἦδὲ
ταῶς εὐπήληξ und im zweiten Verse *βόσκοντο*
(mit den Barr. *βόσκοιτο, βόσκοντος*) bietet. Bei
der Ungewisheit der Fabel, wozu dieser Anfang
gehörte, wage ich keine Entscheidung, halte aber
Lachmanns Anordnung für gewagt und lasse Sui-
das ἦδὲ ταῶς εὐπήληξ ruhig gewähren. Im
zweiten Verse *αἰεὶ βόσκοντο*. — So bliebe nur
noch ein ungesügter Vers 47, 1 *Ἐν τοῖς παλαι-
οῖς ἦν ἀνὴρ ὑπέρογῆως*, der aber die unver-
brüchliche Regel um so weniger umstoßen kann, je
leichter die Ausnahme bei einem vierfüßigen Worte
zu ertragen ist. Ahrens folgert: 'in hac lege Ba-
briana politicae quam dicunt poesis initia spe-
ctari.' Auch dieser Umstand bestätigt, daß Ba-
brius nicht in vorchristliche Zeit gehören kann und
daß er inmitten der *κοινή* stand, die er durch fleißi-
ges Studium der ältern Dichter sinnig zu veredeln
mit Glück sich bestrebt hat.

Natürlich hält auch Lachmann unsere Samm-
lung für identisch mit den duo volumina des
Avienus, tritt aber der von Dübner und Andern
aufgestellten Unterscheidung einer vollständign frü-
hern Bearbeitung in zehn Büchern, wie Suidas
angibt, entgegen, indem er an Spuren der repe-
titae curae Babrii trotz der dafür beigebrachten
Indicien nicht glauben will. Denn der Codex sei
vielfach interpoliert, die nachweisbaren Variationen
in der Fassung kommen auf Rechnung von Inter-
polatoren: Suidas Lesarten verdienen in der Re-
gel den Vorzug; die Ausschmückungen der prosai-
schen Fabeln brauchten nicht aus jenen zehn an-
geblichen Büchern (*ex illis scilicet decem Ba-*

brii libris) zu stammen. — Ich finde, daß Lachmann hier Dübners Untersuchungen mit Unrecht nachsagt, sie gingen nimis subtiliter auf Dinge ein, quae sciri hodie non possunt. Damit kann keine Forschung sich zufrieden geben. Mit den in meiner frühern Beurtheilung angedeuteten Beschränkungen muß ich auf Dübners Seite treten. Vorliegende Schulausgabe für Branchos gilt mir für ein Compendium, und ich sehe keinen Grund an Suidas Nachricht zu zweifeln, obschon Joannes Siceliota VI, 503. Walz. "Ὅταν διηγῆται τὰ περὶ τὴν χελιδόνα καὶ λάμψαν καὶ ὄλωσ τὰ ἐν τῷ δεκαμύθῳ εἰρημένα, οὐ πολιτικά, ἀλλὰ δραματικά καὶ ποιητικά, nicht, wie ich einmahl glaubte, auf Babrius, sondern auf des Schönredners Nikostratos δεκαμύθια (Suidas s. v.) sich bezieht. Eine vom Tzetzes, wie ich annahm, aus jenen zehn Büchern erhaltene Fabel, die mit *Γάλλοις* anfangend in unserer Sammlung fehlt, hat Lachmann fab. 126 durch Umstellung der beiden Anfangsverse freilich der Ordnung der Buchstaben angeschmiegt, indem sie nun in die Lücke des Codex, in O, fallen würde. Doch scheint das Verfahren sehr mißlich, obwohl immerhin außerdem keine Anfänge nachweisbar sind, die vor O fielen.

Lachmann hat eine Reihe theils vollständiger theils zerstückelter Fabeln aus verschiedenen Quellen hinzugesügt, so daß wir im Ganzen 147 Nummern zählen. Die leitenden Gesichtspuncte bei Aufspürung Babriantischer Fabeln unter den profaischen Paraphrasen werden S. XVII sq. entwickelt, wonach größere Vorsicht als gewöhnlich zu beobachten sein wird. Gute Dienste haben die unechten Epimythien des Georgides geleistet, die handschriftlich, wahrscheinlich vollständiger erhalten, noch eine Nachlese in Aussicht stellen. Auch hofft

Lachmann, daß gleichfalls noch ungedruckte Tetra-
stichen des Ignatios Magister auf die Fährte Ba-
brianischer Fabeln führen werden. Lachmann hat
lieber die bereits von Früheren aufgefrischten Fabeln
nach den strengern Regeln der Kunst ausgefeilt.
Sie haben wesentlich gewonnen.

Ueber den Dialect des Babrius und einige an-
dere Punkte vermißt man Auskunft in der Vor-
rede. Im Texte hat Lachmann an der Ueberliefe-
rung gehalten mit allen ihren Inconsequenzen. Nur
zieht er Ionismen vor, wo sie bei Suidas erhal-
ten sind, wie 26, 1. 92, 8 u. s. f., schreibt dann
und wann ohne Auctorität η , wie 37, 4 $\chi\acute{\omega}\rho\eta\nu$;
28, 4 $\acute{\omega}\rho\eta\varsigma$; 104, 1 $\lambda\acute{\alpha}\theta\theta\eta$ mit Verweisung auf
107, 13. Auch $\kappa\rho\epsilon\acute{\iota}\sigma\omega$ ist 73, 3 gegen A gesetzt
und bei eigenen Vorschlägen neigt Lachmann zu
ionischen Formen, wie 27, 2 $\sigma\tau\epsilon\nu\nu\gamma\rho\acute{\iota}\eta$. Eines
Wortes hätte Lachmann über das beobachtete Ver-
fahren sich leicht zähmen können.

Auf alle Bedenken des Textes, die auch durch
so erfolgreiche Bemühungen noch nicht gehoben
sind, einzugehen ist nicht dieses Orts. Nur mö-
gen die Stellen verzeichnet werden, deren Verbesse-
rung mir ziemlich sicher scheint. Prooem. 1, 6
 $\acute{\epsilon}\pi\lambda\ \tau\eta\varsigma\ \delta\epsilon\ \chi\rho\upsilon\sigma\eta\varsigma$ mit Dübner, da δ' $\acute{\epsilon}\pi\acute{\iota}\sigma\eta\varsigma$
nach Lachmanns unmotivierter Athetese von B. 3.
4. 5 kaum verständlich ist. — 1, 2 $\acute{\alpha}\nu\epsilon\zeta\eta\tau\epsilon\iota$.
Lachmanns $\pi\omicron\tau'$ steht nicht an rechter Stelle. —
9, 3 $\acute{\alpha}\xi\epsilon\iota\nu$, wegen $\acute{\alpha}\mu\omicron\chi\theta\eta\tau\omega\varsigma$. — 9, 8 $\tau\omicron\iota$ -
 $\acute{\alpha}\upsilon\tau'$ mit Sauppe. — 9, 11 $\omicron\upsilon\ \kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$, da
 $\omicron\upsilon\ \beta\alpha\lambda\acute{\omicron}\nu\tau\alpha$ für das Epimythium zu eng ist, und
12 $\kappa\alpha\mu\acute{\omicron}\nu$. Letzteres auch Ahrens, der 13 gut
 $\tau\acute{\omicron}\tau\epsilon$ statt $\tau\acute{\omicron}$ vermuthet. — 13, 2 $\gamma\epsilon\rho\acute{\alpha}\nu\omicron\upsilon\varsigma$
 $\sigma\pi\omicron\rho\alpha\acute{\iota}\omega\nu\ \pi\omicron\lambda\epsilon\mu\acute{\iota}\alpha\varsigma$. Vielmehr $\sigma\pi\acute{\omicron}\rho\omicron\iota\omicron$,
wie B. 5 $\omicron\upsilon\ \sigma\pi\acute{\omicron}\rho\omicron\nu\ \kappa\alpha\tau\alpha\phi\theta\epsilon\acute{\iota}\rho\omega$. — 15, 3 ist

die Interpunction nach Anz. S. 27 d. F. zu ändern. — 18, 13 αὐτός? Dübner εὐθύς. — 28, 4 Τέθνηκε, μήτεο' ἄοτι προῖης ὄρης mit Dübner. — 29, 2 Ζευχθεῖς δ' ὑπὸ μύλην ἦλεσ' ἐσπέρην πᾶσαν. Vielmehr ἡμέρην πᾶσαν: ganz anders 131, 5. Verschieden Ahrens. — 36, 3 ἔδωκε ποταμῶ mit A. — 7 λεπτός τις ὢν. — 45, 12 γέλαστός. — 46, 3 ἐτοῖμον mit Fix. — 51, 10 πάροεσι und 62, 1 ἀργός mit demselben. — 64, 8. 9 ebenfalls: τῶν πελέκεών τε τῶν αἰεί σε κοπτόντων Τῶν προίωνων τε τῶν αἰεί σε τεμνόντων. — 72, 4 ἡμερος mit Dübner. — 75, 7 τό γ' ἄκρον mit Fix. — 85, 10 οἱ δ' ἐκ Μολοσσῶν εἰσίν, οἱ δ' Ἀκαρνανῶν mit demselben. — 94, 3 ἔλεξε statt ἔταξε. — 106, 8 ἄδην mit Boissonade: Alph. Hecker vergleicht Call. Cer. 55 sq. — 106, 10 συνεζήκει mit Fix vielleicht auch wohl 29 ἔλεως statt ὡς λέων mit Sauppe. — 107, 7 θέμις σῶν, den Zügen am nächsten und mit seiner Gravität hier gerade passend. B. 8 τοῦδε mit Fix, wie 10 φιλαργέταισι und 17 μηδέ πως. — Prooem. 2, 5. 6 Λιβυστίνοις λόγους Κιβύσσης, gegen welche auch von Andern gemachte Emendation Vachmann sich vergebens gestraubt hat.

Um die Veränderungen des choliambischen Maaßes im Verlauf der Zeit leicht überblicken zu können, hat Meineke sämmtliche Ueberreste der Choliambographen anhangsweise zusammengestellt und mit sehr lehrreichen kritischen Erörterungen ausgestattet. Daß unter den Händen eines so berühmten Fragmentisten jene kostbaren Reliquien wesentlich gewonnen haben, versteht sich und lehrt jede Seite des Buchs: ob schon der verehrte Herausgeber bekennt, in Eile und unter zerstreuten Geschäften gearbeitet zu haben. Ein kurzes Vorwort faßt die

befolgten strengen Grundsätze der Dichter, deren Verfahren mit dem der alten Sambographen ziemlich Schritt hält, übersichtlich zusammen. Hier nur ein paar Bemerkungen über Einzelheiten. Zu Hippon. fr. 13, 2 ist die in den Nachträgen gegebene Nachweisung eines *Ἀττάλης*, unehelichen Bruders des Alkattes und Bruders des Adramys doppelt dankenswerth, in so fern die Bücher nun Recht behalten und die S. 90 noch gestattete Verbindung aufgelöster Füße wegfällt. Zugleich ist dadurch die gemeine Annahme widerlegt, der Name sei makedonisch. Uebrigens steht ohne Zweifel die Stadt *Ἀττάλεια* in Lydien mit jenem Alttales in Verbindung. Inzwischen entsteht nun ein schwer zu lösendes *ἀπόρημα*, wie es kommt, daß Hipponax das weltberühmte Denkmahl des Alkattes übergehe und ein völlig verschollnes des fast verschollnen Alttales genannt habe? — Fr. 19 ist sicher nur vom Kallimachos, dem die Worte auch der bisher übersehene schol. Venetus Arist. Rann. 58 zuschreibt. Meineke will den Vers zugleich dem Hipponax vindicieren, weil die Metriker ihn als Muster eines Choliamben namenlos anzuführen pflegen. Sie brauchen aber lediglich diesen Kallimachischen Vers, weil der darin erwähnte Name des Erfinders der Gattung ihn auszeichnete. — Fr. 23, 4 war *βαμβάλυζω* zu schreiben: Bekker. Ann. 30, 25 *Βαμβάλυζειν τὸ ὑπὸ ῥίγους τρέμειν καὶ κρούειν τοὺς γομφίους*.

Unerwartet erscheint hinter Hipponax und Ananios Simonides von Amorgos mit dem Verse: *καὶ σαῦλα βαινῶν ἵππος ὡς κορωνίτης*, wofür die Kritiker *κορωνίης* emendiert hatten, um einen reinen Samben zu gewinnen. Meinekes Annahme, auch Simonides habe Skazonten gedichtet, ist nicht bloß ohne allen historischen Anhalt, sondern stößt

auf eine kaum begreifliche Weise die feste Tradition des ganzen Alterthums über den Haufen, dem Hipponax einstimmig als Erfinder gilt. In dem abgerissenen Stückchen ὄσπερ ἔγγελος κατὰ γλοιοῦ wurde ich mich eher dazu verstehen, das letzte Wort iambisch zu messen, als darin einen weiteren Beleg Simonideischer Skazonten zu finden.

Die Choliamben des Kallimachos würde ich etwas anders geordnet haben, da ich noch immer überzeugt bin, daß Babrius seine Proömien nach dem Muster seines Vorgängers in choliambischen Fabeln gedichtet hat. So würde fr. 6. 7. 8 mit 1, 2 eng zu verbinden sein. Meinekes Idee, Kallimachos habe den Hipponax selbst aus der Unterwelt kommen und ihn anreden lassen, finde ich unbegründet, da die Verknüpfung von fr. 1, 2 mit 1, 1 äußerst problematisch ist. Fr. 2 scheint gleichfalls minder glücklich gedeutet und über fr. 17 ist gar nichts zu errathen. — Der p. 174 aufgeführte namenlose Vers scheint nicht zu den Choliamben zu zählen. Sertus schreibt ihn ausdrücklich einem Komiker zu: an Irrthum darf man dabei schwerlich denken, da er einen Euripideischen Vers dem des Komikers gegenüberhält. Der Vers scheint Parodie eines tragischen Κέρδαιν', Ὀδυσεῦ, καὶ δίκαια κᾶδικα und ist wohl zu schreiben: Κέρδαιν', ἑταῖρε, καὶ θέρους καὶ χεῖματος, worin zugleich durch die epische und tragische Verbindung (χεῖματος οὐδὲ θέρους Homer, χεῖμα καὶ θέρους Aeschylus) eine scherzhafte Erhabenheit bezweckt scheint. Endlich sei noch kurz erinnert, daß der ionische Dialect nicht durchgängig in seine Rechte eingesetzt ist. So war Hippon. 68 κως, 72 μεν, 80 σευ, 81 μολοβρίζεω herzustellen. In τῷ fr. LXXXV wird dem Hipponax ein Dorismus aufgedrängt, der bei Herodes II, 1 doch wenigstens überliefert

ist. Bei Asklepiades p. 152 führt auf das vermuthete "Οκου entschieden der von Meineke übersehene Tzetzes Lyc. 315, wo die codd. "Ον και oder "Ο και, d. h. "Οκου, bieten. — Beim Herodes und Kallimachos haben sich sogar einige strenge Dorismen der Aufmerksamkeit der Kritiker entzogen oder sind von ihnen gar hineincorrigiert. So Herod. 1, 3 λωβῆται statt λωβεῖται, wie 4, 2 κῆν in κᾶν zu verwandeln ist. Und Call. 9, 3 mußte nicht κῆδίδαξε, sondern κἀδίδαξε geschrieben werden.

Am Hipponax hat sich kürzlich ein gelehrter Rec. meiner Beiträge mehrfach versucht. Einiges ist von ihm gut erinnert worden: es würde mehr sein, wenn nicht ungestüme Leidenschaftlichkeit seine Besonnenheit getrübt hätte. Ich will eine sehr künstliche Combination und die darauf basirte Annahme eines merkwürdigen Hipponaktischen Sambus gelassen prüfen, da sie, auf so gebrechlicher Grundlage sie ruht, doch manchen minder scharf nachprüfenden Leser berücken könnte. Ich hatte fr. 59, ich schmeichelte mir evident, so hergestellt: ἐγὼ δὲ δεξιῶ παρ' Ἀρήτην Κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηλίσθην. Der Rec. mäkelte die Wortstellung: der Sprachgebrauch δεξιῶ ἐρωδιῶ sei ungewöhnlich. Meineke hingegen hat meine Emendation angenommen, s. fr. L, und den Sprachgebrauch erweist auf's Erwünschteste Meinekes schöne Entdeckung fr. LXII Ἐγὼ μὲν, ὃ Αεύνιππε, δεξιῆ σίττη ... Indem mein Rec. von meiner Erörterung und der Homerischen Musterstelle II. K, 274 eine ganz andere Anwendung macht, glaubt er, daß auch Hipponax eben jene listige Unternehmung der beiden Helden schilderte und entweder Odysseus oder Diomedes die Worte sprach: ἐγὼ δὲ δεξιῶς παρὰ Πῆσον κνεφαῖος ἐλθὼν ῥωδιῶ συνηλίσθην. (Mit dieser Conjectur fällt ja aber der

Homerische δεξιὸς ἐρωδιὸς weg: und was *συνη-
λίσθη* ἐρωδιῶ heißen könnte, ist mir unklar).
Doch solle das, sagt der Rec. selbst, nur ein Ver-
such sein: die Beziehung auf die Dolonnia glaube
er festhalten zu müssen: denn daß der Dich-
ter diesen Stoff und zwar, wie es scheint, aus-
führlich behandelt, ergebe sich aus den von mir aus
Licht gezogenen Versen: Ἐπ' ἀρμάτων τε καὶ
Θρηϊκίων πύλων Λευκῶν εἰοῦς κατ' ἐγγὺς
Ἰλίου πύργων Ἀθηναρίσθη Πῆσος, Αἰνειέων
πάλλυς. Der erste Vers könne 'in seiner mon-
strösen metrischen Composition' nimmermehr vom
Dichter herrühren. Mit dem angeblichen Θρηϊ-
κίων werde von mir δῆϊος verglichen: das sei ir-
rig. — Dies ist Unwahrheit: S. 110 sagte ich:
'In Θρηϊκίων ist ἦ verkürzt, wie in δῆϊος'*).—

*) Mein Rec. sollte aufhören, vor aller Welt mir
baare Dummheiten anzudichten, um sich an würdelosem
Hohn hinterdrein zu laben. Ein Beispiel. Ich sage S.
116: 'Man schreibe *Καλησίππο*; derselbe Name kommt
in kürzerer Form auf Inschriften vor, *Κλήσιππος* statt
Καλέσιππος von *καλέω*, wie *Καλήσιππος* von *κάλημι*.'
Statt dessen werde ich S. 182 in folgender Art geschul-
meistert: 'Hier heißt es quot verba tot errores. Welche
Beweise hat denn S. für das Futurum *καλήσω* (!)? und
dies soll von *κάλημι* herkommen (!) wie *καλέσω* (!)
von *καλέω*! und meint denn S. wirklich, daß jene Na-
men von Futuris herkommen? Das heißt in der That
von den Gesetzen organischer Wortbildung auch nicht die
geringste Ahnung haben.' — Ich schrieb für Gelehrte. —
Wie wenig der Rec. Grund hat auf seine Grammatik zu
pochen — zu dem erborgten Witz von der Göttinger
Grammatik kann man nur lächeln — verräth die ein-
zige Erinnerung zu meiner Bemerkung, *μάνη* sei 'ein
starkes Wort' — d. h. dem schwachen *μανία* gegenüber,
wie *ἄσκη* gegen *ἄσκησις* —: 'Allein *μάνη* ist voll-
kommen richtig gebildet.' Und nun Belehrung
hinterdrein, wie sie für einen Gymnasialisten dienlich sein
mag. — Selbst auf das Allerharmloseste dehnen sich die

Ich hatte μετ' ἁρμάτων geschrieben, nach Anleitung der Ilias. Der Rec. 'konnte diese so genannte Emendation nicht begreifen, bis er S. 111 auf die Paraphrase stieß 'Mitten unter seinen Wagen und Rossen.' Das müsse aber μετ' ἁρμασιν καὶ ἵπποις heißen, 'wie die erste beste Grammatik zeigen könne.' 'Nach jener Emendation wären ja Rosse und Wagen auch mitermordet worden.' Folgen Witze. — Schon auf S. 110 hätte der Rec. sich unterrichten können, wie ich μετ' ἁρμάτων verstand. Die Ignoranz des Sprachgebrauchs, die sich mitten im Triumph verräth, ist bedenklich. Wer kennt nicht ein *Ἐρχομαι νῦν συμφέονδε, μετ' ἄλλων λέξο ἐταίρων, μετὰ θυῶν πίνε καὶ ἦσθιε, μὰ τὸν μετ' ἄστρον Ζῆνα?* — Weiter heißt es: 'Um es kurz zu sagen, Hipponax schrieb: *Ἐπ' ἁρμάτων καὶ Θρηκίων πώλων λευκῶν Ἡιονέος κατ' ἔγγυς Ἰλίου πύργων Ἀθηναρίσθη Πῆσος Αἰνειῶν πάλμυς.*' So schrieb Hipponax sicher nicht. Denn es ist eine widersinnige Art zu reden, von einem Subjecte etwas auszusagen und dieses selbst erst im folgenden Gliede nachrücken zu lassen. Wer redet so? 'Auf thrakischen Rossen des Cioneus: und nachgehends wurde Rhesos erschlagen.' Nun wird jeder Kenner zugeben, daß Hipponax von Rossen des Cioneus nur dann sprechen könnte, wenn sie im Epos geboten wären. 'Rhesos hatte vom Cioneus die Rosse erhalten' sagt der Rec. Der Beweis? Den findet er in II. K, 92 (soll heißen 435), wo Dolon sagt: *Ἐν δὲ σφιν Πῆσος βασιλεύς, πάϊς Ἡιονῆος τοῦ δὴ καλλίστους*

Unwahrheiten der Recension aus, auf die Citate. Nach S. 187 soll von vier Citaten aus Simonides nur eins richtig sein. Und sie sind es alle!

ἰππους ἴδον ἠδὲ μεγίστους. Natürlich hatte Dolon Rhesos Rosse gesehen. Der Rec. hat in seinem Eifer die Construction verfehlt. Mit Cio-neus Rossen verschwindet das monströse *κατα*. Hätte das die Glieder getrennt, so würde Zehes nicht über *λευκῶν* hinaus citiert haben, da er lediglich belegen will, daß Rhesos Rosse weiß waren. Denn wenn der Rec. sagt, Zehes 'führe aus einer längern *ὁῆσις* (?) nur den Schluß an, nebst dem kleinen Zusätze *καὶ ἐγγύς κτλ.*' so erfindet er das Wunderlichste. Den an sich unstatthafter Gedanken an eine längere *ὁῆσις* widerlegt die Erwähnung des Rhesos erst im letzten Verse: der Kleine, für Zehes Zweck völlig nutzlose Zusatz aber wäre ja dann länger als die Hauptsache selbst!

Nach Hipponax ist Rhesos König von Aenea. Nun sagt Zehes ad Lycophr. 424 *Καύης ὁ λάρος κατὰ Αἰνιάνας, ὡς φησι καὶ Ἰππῶναξ· Κίκων δ' ὁ παντάλητος ἄμμορος καύης.* Statt *Αἰνιάνας* verbessert der Rec. *Αἰνειέας* — wer *Αἰνειῶν* bei Hipponax schreibt, der sollte doch bei Zehes schreiben *Αἰνειῆς* — und er muthmaßt, daß eben jener Kikon mit König Rhesos von Aenea in Verbindung stand. So erkläre sich, wie man *καύης* als äneisches Wort bezeichnen konnte. — Die Schlußfolgerung des Rec. ist also diese: Ein Grammatiker nennt einen Ausdruck äneisch, weil er von einem ephesischen Dichter auf einen Seher angewandt ist, der dem König der Aeneer einmahl etwas gewahrsagt hat. Zu dieser Logik kenne ich nur ein Seitenstück. Mein Rec. vertheidigt in Simonides Danae *γαλαθηνῶ ἦθ' εἰ* als 'dem Charakter der Simonideischen Poesie am angemessensten, deren Grundzug eben das *ἦθος* ist'!

— Uebrigens will Meineke *Αινιάνας* unangetastet wissen. Möglich. Aber *Μαίονας*, d. h. *Αυδούς*, scheint mir immer noch das Probabelste, vgl. 1, 2 *Μηρονιστὶ Κανδαῦλα*. Konnte nicht in einer den Grammatikern bekannten Stelle *καύης* ähnlich bezeichnet sein oder zu sein scheinen?

Zener Rikon nun, fährt der Rec. fort, 'ist wohl der thrakische Seher, der dem Rhesus sein Unglück verkündet hatte, wie auch Virgil sich auf diese Prophezeiung bezieht, Aen. I, 469.' Niemand berichtet, daß ein thrakischer Seher oder sonst wer dem Rhesus sein Unglück prophezeit habe. Die angezogenen Belegstellen sagen nur, Troja's Geschick habe von Rhesos's Koffen abgehungen: ut, si pabulo Troiano usi essent, vel e Xantho bibissent, Troia perire non posset. Oder: *χορημὸς ἰδόθη αὐτῷ, ὅτι εἰ αὐτὸς γεύσεται τοῦ ὕδατος καὶ οἱ ἵπποι αὐτοῦ τοῦ Σκαμάνδρου πίωσιν καὶ τῆς αὐτόθι νομῆς, ἀκαταμάχητος ἔσται εἰς τὸ παντελές*. Folglich ist es nichts mit dem Unglückspropheten. Dieser soll nach dem Rec. auch wohl mit dem Sponymus der Rikonen identisch sein, den die Alten freilich Sohn Apollon's nennen: 'nach Andern mochte er ein Sohn des Amythaon sein.' Ich habe erwiesen, daß Hipponax den von ihm verhöhnten Propheten Rikon, natürlich einen Zeitgenossen, in scherzhafter Weise Amythaoniden nannte, nämlich *κατ' ἀντίφρασιν*. Auch darin erfreut Meinekes Beistimmung fr. II.

So zeigt sich, daß total heterogene Elemente zu einem phantastischen Misch zusammengerrührt sind. Daß Hipponax nur in obigen drei Versen des jähren Falles des stolzen Thrakerfürsten und zwar in practischer Nuzanwendung gedachte, ist nach der Fassung der Worte wie nach der Art der Poesie

jedem Unbefangenen klar. Wie sollte auch ein ionischer Dichter dazu gekommen sein, die Dolonia in Choliamben zu bringen? Das hätte der Rec. überlegen sollen, anstatt daß er mich so gründlich über den Unterschied zwischen Archilochos und Hipponax Poesie in die Schule genommen hat. Denn der Unterschied ist ja schon aus gangbaren Lehrbüchern auch Denen bekannt, die sich nicht mit Vorliebe mit der Lyrik beschäftigt haben. Aber mein Rec. baut seine thrakischen Lustschlösser noch höher.

Seiner Vers vom Nilon stand *ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου ἰάμβῳ*, 'was nach allem Anschein ein höchst ausgeführtes und eigenthümliches Gedicht war. Auf dieselbe Sage könnte sich recht gut auch fr. 1, was demselben Gedicht angehört, beziehen: "Ἐβωσε Μαιῆς παῖδα, Κυλλήνης πάλμιν, Ἐρμῆ κυναγχα, Μηονιστὶ Κανδαῦλα, φρωῶν ἑταῖρε, δευρό μοι σκαπαρδεῦσαι, so daß Dolon bei seinem nächtlichen Streifzuge die Hilfe des Hermes anruft' u. s. w. Dolon fällt weg sammt dem nächtlichen Abenteuer. Die Voraussetzung, der acer hostis Bupalos habe nur einen Tambus gegen seinen Erzfeind geschleudert, liegt den Vorstellungen, die Andere vom Hipponax haben, sehr weit ab. Natürlich gab es eine Reihe von Tamben gegen Bupalos, die zum Theil schon durch das Metrum sich als verschiedene Gedichte ausweisen. Obenein citirt Lzkes fr. 1 *ἐν τῷ κατὰ Βουπάλου πρώτῳ ἰάμβῳ*, und auch in obigem Citat muß vor *ἰάμβῳ* sei es *ἄ* oder *β'* oder eine sonstige Zahl erloschen sein. Ist nun trotz alle dem an des Rec. Combinationen irgend mehr als ein triegerischer Schein, so liegt das jedenfalls 'über dem Gesichtskreis der vulgären Kritik und Gregese hinaus.'

Meineke hat fr. LXVI die drei Verse vom Rhesus

behandelt. Er weist den ersten Vers freilich genau eben so geschrieben (nur steht dort nicht ἀρμάτων, sondern ἀρμάτων) nach bei Ezehes Exeg. II. p. 78. — das dort erwähnte ἐπιβούκων ist wohl καταβούκων fr. LVIII, 1. — bemerkt aber mit Recht, Hipponax habe schwerlich ohne Noth Θρηκίων mit erster kurzer Silbe gebraucht. Daher schreibt er κἀπὶ — nur nicht dorisch κῆπὶ — Θρηκίων. In ὀείους sucht er ουθείς, was ich bis auf Weiteres annehme. Aber κάτεγγυς, das durch die beigebrachten Analogien nicht gehörig begründet scheint, wird er gewiß gern gegen folgende Herstellung aufgeben: Ἐπ' ἀρμάτων τε κἀπὶ Θρηκίων πώλων Λευκῶν ουθείς κοτ' ἐγγύς Ἰλίου πύργων κτλ.

Unter den 'wirklichen' Beiträgen des Rec. für Hipponax ist nur die 'corrupte Glosse des Hesychius Θεῦτιν· σκαράδιν. Ἰππῶναξ —' ein wirklicher oder wenigstens beinahe wirklicher Beitrag. Denn Harpocr. s. v. κύπασσις steht längst bei Welcker p. 40. und Delect. 9, 3 an seiner Stelle. Seine corrupte Glosse hätte aber der Rec. doch berichtigen sollen. Schon Jf. Bossius sagt kurz: 'Id est τεύθιν'; und Hadr. Junius hat σκαρίδα erkannt. Nämlich τευθίδα wird ionisch θεῦτιν, wie κύθρη, κιδών und viele namentlich von Hesychius erhaltene Glossen, deren eine Menge Lobeck Paralipom. I, p. 47 zusammengestellt hat.

In einer angehängten 'Erklärung' soll dem Vernehmen nach — denn ich lese dergleichen nicht — mein Recensent einen famosus libellus geliefert haben. "Ἐγραψεν ἅσ' ἔγραψ'· ἐγὼ γὰρ οὐκ οἶδα. Auf wissenschaftlichem Boden wird niemals ausweichen

F. W. G.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

139. Stück.

Den 30. August 1845.

N e w - Y o r k ,

bei Appleton 1842 in Quart. Natural History of New-York. By Authority.

Dieses durch den Staat selbst veranlaßte und auf dessen Kosten gedruckte Werk besteht außer einer allgemeinen Einleitung aus 5 Abtheilungen: Zoologie von James E. De Kay, Botanik von John Torrey, Mineralogie von Lewis G. Beck, Geologie und Paläontologie von William W. Mather, Ebenezer Emmons, Gardner Vanuxem und James Hall. — Vor uns liegt die allgemeine 188 Seiten lange Einleitung von William H. Seward und der erste Theil der Zoologie unter dem besondern Titel: Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising detailed descriptions of all the animals hitherto observed within the state of New-York, with brief notices of those occasionally found near its borders, and accompanied by appropriate illustrations. By James E. De Kay. Part I. Mam-

malia. Albany 1842. XIII und 146 Seiten nebst 33 Kupfertafeln in Quart.

Die Einleitung enthält eine höchst interessante Staatsgeschichte New-York's: Flächenraum 46,200 engl. □ Meilen mit 2,428,921 Einwohnern, von denen 2,378,890 freie Weiße, 50,027 freie Gefärbte, und 4 gefärbte Slaven; die wenigen Nachkommen der Urbewohner sind weder gezählt, noch genießen sie bürgerliche Rechte. Für den Unterricht sorgen außer der Universität New-York, deren med. Facultät etwa 400 Studierende zählt, 3 Collegien, worin Moral, Philosophie, Hebräisch, Griechisch, Latein, neuere Sprachen und Literatur, Naturgeschichte, Experimentalphysik, Chemie, Mathematik, analytische Mechanik und physikalische Astronomie, Rechtswissenschaft, Civilpolitik, Geschichte und Staatswissenschaft gelehrt wird, und eine Anzahl von Akademien (Gymnasien), deren Zahl im Jahre 1820 auf 30, im J. 1830 auf 55, im J. 1841 auf 127 und gegenwärtig, im J. 1842, auf 131 sich beläuft, und welche von 11,306 Schülern besucht werden. Außer diesen für das männliche Geschlecht bestimmten Lehranstalten, gibt es in den Städten Albany, Canandaigua, Poughkeepsie, Troy, Schenectady, Utica, Batavia, Rochester, New-York, Auburn, Le Roy, Fulton und Albion auch ähnliche Erziehungsanstalten für das weibliche Geschlecht (Female Academy), welche von 1570 Mädchen besucht werden, und deren Unterrichtsgegenstände sind: Arithmetik, Algebra, Botanik, biblische Alterthümer, Kallisthenie (die Kunst durch zweckmäßige Körperübungen die Stärke und Schönheit zu erhöhen), Chemie, Aufsätze, Kegelschnitt, Aesthetik (Criticism), Zeichnen, Sticken, Kirchengeschichte, französische Sprache, Geographie, Geologie, Geschichte, Logik, Musik, Mechanik, Minera-

logie, Naturgeschichte, Physik, Moral und Verstandesphilosophie, Zeichnen, Rhetorik und Technologie. Die Zahl der Gemeindeschulen beläuft sich auf fast 11,000. — Angehängt ist eine Note über das Pönitentiarssystem New-York's, namentlich über die Gefängnisse zu Auburn und Sing-Sing.

Die im Staate New-York lebenden Säugethierarten belaufen sich auf 73: *Didelphis virginiana* (in den gemäßigten Gegenden Nordamerikas, nicht östlich vom Hudsonfluß). *Vespertilio noveboracensis* (die gemeinste dortige Fledermaus); *V. pruinus*, *V. subulatus*, *V. noctivagans* (Weibchen viel größer als Männchen), *V. carolinensis*. *Condylura cristata* (macht sich Höhlen in nassen Gegenden, nahe der Oberfläche und bildet erhabene Aufwürfe wie der Maulwurf). *Scalops aquaticus* (Lebensart wie Maulwurf, kommt nicht bloß in der Nähe des Wassers vor; ob unser Maulwurf in Nordamerika lebt, wird von den meisten dortigen Zoologen verneint, jedoch sollen Exemplare aus Nordamerika in der Sammlung der zoologischen Gesellschaft in London sich befinden). *Sorex Dekayi*, *S. brevicaudus*, *S. parvus*, *S. Forsteri*, *S. carolinensis* (halten sich alle in der Nähe des Wassers auf und schwimmen sehr geschickt; mehrere neuere Zoologen haben geglaubt, echte Spitzmäuse kämen nur in der alten Welt vor). *Otiosorex* (dieses neue Genus unterscheidet sich von den Spitzmäusen durch große aus dem Fell vorstehende Ohren; Schneidezähne $\frac{2}{2}$, Backenzähne $\frac{1}{8}$), *O. platyrhinus* (das kleinste Säugethier Nordamerikas, von 47 Gran Gewicht). *Ursus americanus* (der gelbe Bär von Carolina und der zimmtbraune der nördlichen Gegenden sind Varietäten dieser Art; verfallen in den nördlichen Staaten 3—4 Monate in Wintererstarrung; in mehr südlichen Breiten ist

diese Erstarrung von kürzerer Dauer und tritt bei milden Wintern, wenn sie Futter finden können, gar nicht ein; wenn die Thiere wegen Nahrungsmangel im Herbst nicht fett sind, verfallen sie nicht in Winterschlaf, sondern wandern vielmehr südlich in wärmere Gegenden, — so hat man zahlreiche Schaaren aus den nördlichen Gegenden in den Staat New-York wandern sehen, welche nur aus abgemagerten Männchen oder Weibchen — ohne Jungen — bestanden; tragen 7 Monate und werfen 2 Junge; früher war das Bärenfleisch ein sehr beliebtes Nahrungsmittel in New-York, weshalb noch einer der Hauptmarktplätze den Namen Bärenmarkt führt). *Procyon Lotor* (in ganz Nordamerika, bis zu 60° N. B. vorkommend; ob unser Dachs in Nordamerika einheimisch ist, ist sehr zweifelhaft, *Meles labradoria* ist ihm aber sehr ähnlich); *Gulo Iuscus*; *Mephitis americana*; *Mustela canadensis*, *M. Martes* (ob dieses Thier mit unserm Baummarder ganz übereinstimmt ist noch zweifelhaft), *M. pusilla*, *M. fusca*. *Putorius noveboracensis*, *P. Vison*. *Lutra canadensis* (früher sehr häufig, jetzt sehr selten). *Canis familiaris*. *Lupus occidentalis* (im Vergleich zum europäischen Wolf ist der Körper stärker, die Extremitäten kürzer, die Schnauze dicker und stumpfer, früher sehr häufig, jetzt selten). *Vulpes fulvus* (wurde früher mit dem europ. Fuchs für identisch gehalten), *V. virginianus*. *Felis concolor* (kommt von New-York bis Süd-Paraguay vor; vielleicht ist der nordamerikanische Cugar vom südamerikanischen specifisch verschieden. Die eigentliche wilde Kaze kommt in Nordamerika nicht vor). *Lyncus borealis* (der canadische Luchs ist auf 66 — 43° N. B. beschränkt, schwimmt sehr gut und oft weite Strecken); *Lyncus rufus*. *Phoca concolor*. Stem-

matopus cristatus. *Sciurus leucotis* (daß virginische Eichhörnchen ist sehr gemein, selten hat man es in großen Truppen Wanderungen antreten sehen, so z. B. im Herbst 1808 in der Nähe von Albany; an verschiedenen Stellen durchschwammen sie zwischen Waterford und Saratoga den Hudson; sie schwammen ungeschickt und tief, Körper u. Schwanz unter Wasser; viele ertranken, und diejenigen, welche das entgegengesetzte Ufer glücklich erreichten, waren so durchnäßt und abgemattet, daß sie leicht mit Knütteln erschlagen werden konnten; die Wanderung erstreckte sich in diesem Falle nicht weiter als bis zu den Gebirgen von Vermont; ein allgemeiner Nahrungsmangel soll Ursache solcher Wanderungen sein); *Sc. vulpinus*, *Sc. niger*, *Sc. hudsonicus*, *Sc. striatus*. *Pteromys volucella*. *Arctomys monax* (hält einen Winterschlaf, verschließt aber zuvor sorgfältig den Eingang zu seiner Höhle von innen). *Meriones americanus* (springt 10—12 Fuß weit). *Castor Tiber* (auch nach des Wfs Untersuchungen unterscheidet sich der amerikanische Biber durchaus nicht vom europäischen). *Fiber zibethicus*. *Hystrix hudsonius* (kommt bis zum 67° N. B. vor). *Mus decumanus* (die Wanderratte ist während der Revolutionskriege nach Nordamerika gekommen); *M. Rattus* (auch aus Europa eingeführt und in Amerika wie bei uns jetzt sehr selten); *M. americanus* (vielleicht von den vorhergehenden nicht verschieden); *M. Musculus* (von Europa eingeführt und jetzt bis in die westlichsten Staaten verbreitet); *M. leucopus* (sehr verwandt mit *M. agrarius*). *Arvicola riparius*, *A. rufescens*, *A. hirsutus*, *A. oneida*, *A. alborufescens*; *A. xanthognatus*. *Lepus nanus* (der amerikanische graue Hase ist dem unsrigen sehr ähnlich, er hält sich fast nur in offenem Felde, nicht in Wäldern auf); *L. americanus* (wohnt nur in

Wäldern). *Sus scrofa* (zahn von Europa eingeführt; der Staat New-York produciert jährlich 1,900,065 Schweine, die vereinigten Staaten aber 21,000,000, also mehr als in ganz Europa gefunden werden). *Equus Caballus* (die jährliche Production der Pferde und Maulesel in New-York ist 474,543). *E. Asinus* (wird hauptsächlich zur Mauleselzucht benutzt). *Bos taurus* (die jährliche Production an Rindvieh in dem Staate New York beläuft sich auf 1,911,244 Stück); *Ovis Aries* (die Schafe sind ursprünglich aus Holland eingeführt; der Staat New-York produciert jährlich 5,118,777). *Cervus virginianus* (erstreckt sich nicht bis Canada). *C. Alces* (das europäische und amerikanische Elenn sind nicht specifisch verschieden). *Elaphus canadensis*. *Rangifer Tarandus* (das gegenwärtige Vorkommen des Rennthiers in New-York ist zweifelhaft, wahrscheinlich kommt es südlicher als Quebeck nicht vor); *Balaena mysticetus*. *Physeter macrocephalus*. *Rorqualus rostratus*. *R. borealis*. *Globicephalus melas*. *Phocaena communis*, *Ph. orca*. *Delphinus Delphis*.

Wir wollen wünschen, daß das Werk bald vollständig sein möge. Berthold.

S t. P e t e r s b u r g.

1843. Verhandlungen der Russisch-Kaiserlichen Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg. Jahr 1843. 131 Seiten in Octav. Mit vier lithographierten Tafeln.

I. Uebersicht der Lagerungs-Verhältnisse der Gebirgsformationen des westlichen Theils des Gouvernement Drenburg von Major Wangenheim von Qualen. S. 1—58. Die wichtigste Abhandlung in dem

vorliegenden Bande, und der Vorläufer eines von dem Verfasser beabsichtigten, ausführlichen Werkes über die westuralische Kupfererzhaltige Gebirgsformation. Ueber das Alter derselben sind bekanntlich sehr verschiedene Meinungen geäußert worden. Bald hielt man sie für einen Repräsentanten der Steinkohlenformation; bald glaubte man darin bunten Sandstein oder Keuper zu erkennen; bis aus den Untersuchungen von Schtschurowsky, Murchison und Berneuil hervorzugehen schien, daß jenes weit erstreckte Gebilde, welches auf Bergkalk gelagert, und im Süden und Westen von der Juraformation und der Kreide bedeckt ist, für Todt= liegendes und Zechstein anzusprechen sei. Der Vf. zeigt, daß die scharfe Sonderung dieser Gebilde in petrographischer Hinsicht und in der Vertheilung der Petrefacten, wie sie in anderen Gegenden wahrgenommen zu werden pflegt, in der westuralischen Formation sich nicht findet, und glaubt in den unteren Sandsteinen, vom rothen bis zum grauweißen, leberbraunen Thon- und Lettenmergel, nebst allen untergeordneten Gebirgsarten der unteren Gruppe, so wie auch in den grauen Mergeln der mittleren Gruppe, nur eine einzige, gleichzeitige Ablagerung zu erkennen, die er für ein durch besondere Eigenthümlichkeiten ausgezeichnetes Aequivalent des Zechsteins hält.

II. Zwei neue Orthis=Arten aus dem Silurischen Kalksteine bei Pawlowsk und Pulkowa von Dr S. Kutorga. S. 59—65. Die hier beschriebenen und auf der 3. Tafel abgebildeten neuen Petrefacten=Arten sind: Orthis Strogonowii, nach dem Präsidenten der Gesellschaft, Grafen Alexander Grigoriewitsch Strogonow benannt, und Orthis tumida.

III. Oligoklas aus Finnland von A.

Chodnew. S. 66—69. Das Fossil, von welchem hier eine Analyse geliefert worden, ist dasselbe, welches von Nordenfkiöld in dem Bidrag till närmare Kännedom af Finlands Mineralier och Geognosie pag. 4 als rother Albit von Skogböhle, $\frac{3}{4}$ Meile von Kimitto's Kirche, beschrieben worden. Die gefundene Zusammensetzung entspricht ziemlich genau der von Berzelius für den Oligoklas aufgestellten Formel. Die Angabe des specifischen Gewichtes zu 3,630—3,632 ist vermuthlich ein Druckfehler, statt dessen 2,630—2,632 zu setzen sein dürfte.

IV. Ueber das Russische Riesen=Goldgeschiebe von Alexander v. Oersky, Berg=Ingenieur=Major. S. 70—84. Das in diesem Aufsatz beschriebene und auf der 4. Tafel abgebildete colossale Goldgeschiebe wurde am 26. October 1842 in den goldhaltigen Alluvionen von Zarewo=Alexandrowsk im Bergbauverwaltungs=Bezirk von Slatoust am Ural gefunden. Es wiegt 2 Pud 7 Pfund 92 Solotnik.

V. Chemische Analyse des Bittersalzes vom Kaukasus von A. v. Oersky, Berg=Ingenieur=Major. S. 85—97. Das Salz wurde bei dem Baue einer Bergstraße, etwa 90 Werste von der Festung Tjemnoless am Flusse Kuban gefunden, wo es in einem Kalkstein vorkommt. Es ist ziemlich reines Bittersalz, indem außer den wesentlichen Bestandtheilen desselben nur ein geringer Natrongehalt darin vorhanden ist.

VI. Bemerkungen über das Otkrelith von Major A. v. Oersky. S. 98—101. Die Bemerkungen betreffen nur die Formel, durch welche die chemische Zusammensetzung des Otkreliths nach den Resultaten der von Damour angestellten

Analysen auszudrücken sein dürfte. Die gewählte Formel stimmt mit der von Kammelsberg aufgestellten (1. Supplement zu dem Handwörterb. S. 110) überein.

VII. Bemerkungen über einige farbigen Steine des Altaigebirges und Nachricht über eine neue Lagerstätte von Milchquarz in Rußland. Von A. v. Sferfsky. S. 102—111. Lothrohrversuche ergaben, daß die Färbung des Milchquarzes aus den Steinbrüchen von Bjeloreßk von Titan herührt, worin also diese Quarzabänderung mit dem bairischen Rosenquarz übereinstimmt, dessen Tingtangehalt bekanntlich durch Fuchs zuerst nachgewiesen worden.

VIII. Linseit aus Orrijärwi in Finnland. Von A. Komonen. S. 112—114. Die Bestimmung der Krystallisation ist, wie die ganze Beschreibung, unvollkommen. Die Bestandtheile sollen sein: Kieselsäure 47,50 Thonerde 35,29 Eisenorydul 7,03 Talkerde 3,56 Wasser 6,62. Worauf sich der Name Linseit bezieht, ist nicht angegeben.

IX. Bemerkungen zu den Analysen des Uwarowits und des Leuchtenbergits. Von A. Komonen. S. 115—118.

Die drei letzten Mittheilungen in diesem Bande betreffen die mineralogische Gesellschaft zu St. Petersburg.

Z ü r i c h,

bei Meyer und Zeller 1844. Ueber die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere von J. Henle u. A. Kölliker.

Den Verfassern verdanken wir die Einführung und weitere Verfolgung einer interessanten und für die Zukunft vielleicht wichtigen Entdeckung des italienischen Arztes Philipp Pacini. Dieser Arzt fand schon in den dreißiger Jahren an den Nerven der Hand kleine, elliptische, weißliche Körperchen, die er damals für verhärtetes Zellgewebe hielt und nicht weiter verfolgte. Später nahm er die Untersuchungen wieder auf, fand den constanten Zusammenhang der Körperchen mit den Nerven, wies sie in der Fußsohle nach und fand sie sehr vereinzelt auch an anderen Stellen des Körpers.

Gleichzeitig und unabhängig von Pacinis Entdeckung fanden auch Andral, Camus und Lacroix im Jahre 1833 diese Körperchen, hielten sie aber für Gebilde, die mit dem Nerven in keinem näheren Zusammenhange stehen, sondern nur durch Zellstoff ihm angeheftet sind.

Die Verff. geben eine ausführliche Uebersicht der bisherigen Leistungen, woraus hervorgeht, daß Pacini einer richtigen Erkenntnis derselben schon recht nahe gekommen ist. Da aber der Zusammenhang mit dem Nervensystem erst durch unsere Verff. vollkommen herausgestellt ist, so gehen wir, mit Hintansetzung des historischen Details, gleich zu ihrer Beschreibung über.

Die Pacinischen Körperchen fanden sich: beim Menschen, Hunde, Kaze, Ochsen, Schafe, Ziege, Schweine, Affen. Sie fehlen bei den Vögeln, Amphibien und Fischen. — Die Körperchen stehen im unmittelbaren Zusammenhange mit den Nerven. Beim Menschen fanden sie sich (vom 1. bis 80. Lebensjahre) ohne Ausnahme an den Hauptnerven der Handfläche und Fußsohle; nicht an den Muskelnerven. An andern Stellen sind sie unbe-

ständig und vereinzelt aufgefunden; am plexus epigastricus und den davon ausstrahlenden Nerven fanden sie Pacini und unsere Verff.; ob beständig ist nicht angegeben. Dagegen finden sie sich beständig im Mesenterium der Kaze. Bei den andern Thieren, die Kaze eingeschlossen, finden sie sich an den Sohlen, doch nicht so beständig wie beim Menschen, da sie z. B. an einer einzelnen Extremität gänzlich fehlen können. Sie sind schon im Embryo vorhanden und bei einer menschlichen Frucht von 22 Wochen von den Verff. nachgewiesen.

Die Zahl und Gruppierung der Körperchen ist ziemlich unregelmäßig, doch stehen hierüber, weil sie schwer zu präparieren sind, die Resultate noch nicht fest. Beim Menschen zählten die Verff. von 150—350 an einer Extremität; im Mesenterium der Kazen von 50—200. Sie liegen entweder einzeln oder zu 2 und mehreren zusammen.

Die Körperchen sind ovale oder mehr oder weniger gebogene, vielfach in einander eingeschachtelte Hüllen, welche, im ausgebildeten Zustande, einander nicht berühren, sondern durch eine Flüssigkeit von einander getrennt sind. Nur am einen Ende, welches man wegen der eintretenden Nerven das centrale nennen kann, sitzen diese Hüllen an einem mittleren, cylindrischen Theile fest, einer Fortsetzung des Stieles, welcher die eintretende Nervenfasern in sich fuhr. Die Anzahl solcher in einander geschachtelten Kapseln ist verschieden, wird aber bei größeren Körperchen bis zu 60 gefunden. Sie laufen an der äußeren Partie des Körperchens der äußeren Oberfläche parallel, während sie, je mehr sie sich der Mitte nähern, einen mehr gestreckten Verlauf annehmen und endlich in der Mitte einer mehr oder weniger cylindrischen, am

peripherischen Pol geschlossenen Raum einschließen. Da die der A₂e näher liegenden Schichten durch ihren geraderen Verlauf, ihre größere gegenseitige Annäherung und ihr Ansehen sich etwas von den äußeren unterscheiden, theilen die Verff. das Körperchen in ein System der innern und der äußern Kapseln, geben jedoch zu, daß eine Grenze zwischen beiden eigentlich nicht zu ziehen sei. Das Vorhandensein einer Flüssigkeit zwischen den gesonderten Kapseln erweist sich leicht beim theilweisen Durchschneiden der Körperchen, wobei sich auch herausstellt, daß die Kapseln überall frei sind und sich abziehen lassen, den Stielfortsatz ausgenommen, dem sie adhäririeren. Dieser Fortsatz rührt von einem Stiele her, durch welchen die Körperchen mit den Nerven in Verbindung stehen. Vom Neurilem des Nerven ausgehend und nur eine einzelne Primitivfaser in sich führend, verläuft dieser Stiel eine kürzere oder längere Strecke bis zu dem Pacinischen Körperchen, an welches er sich, nachdem er meistens unmittelbar vorher eine scharfe Biegung gemacht hat, in der Art anschließt, daß seine Fasern zum Theil in directer Verlängerung in die Kapseln übergehen, der übrige, conisch verzüngte Theil aber mit dem darin eingeschlossenen Nerven als Stielfortsatz bis zu dem centralen Raum des Körperchens vordringt und daselbst entweder sich in das System der innersten Kapseln auflöst oder ringsförmig von denselben umfaßt wird. Die Untersuchungen haben noch nicht mit vollkommener Klarheit das Verhältniß des Stieles zu den Kapseln erkennen lassen.

Das Wesentlichste und Bedeutendste dieses ganzen Gebildes scheint aber die Nervenfasern zu sein, welche in dem Stiele zum Körperchen gelangt, in

den Raum der centralen Kapsel eindringt und darin regelmäßig frei endet. Im Stiele und Stielfortsätze ist die Nervenfasern durchaus den gewöhnlichen Spinalnervenfasern ähnlich, beim Menschen $\frac{1}{166}''$ — $\frac{1}{125}''$, bei der Katze $\frac{2}{27}''$ — $\frac{1}{129}''$ im Durchmesser, vollkommen cylindrisch, mit dunkeln, nach einiger Zeit oft varikösen Conturen. Beim Eintritt in die centrale Kapsel aber ändert sich das Ansehen der Faser plötzlich, und sie erscheint entweder als ein gleichförmiger blasser Streifen von der früheren Breite, oder als ein schmaler Streif von nur $\frac{1}{1000}''$ Breite und dunklerem Ansehen. Beim Rollen des Körperchens zeigte sich, daß diese Verschiedenheit von der Abplattung der Faser herrühre. Diese plötzliche Abnahme der Stärke der Faser führte die Verff. auf die Annahme, daß hier nur der s. g. Axencylinder von Purkinje in den centralen Raum eindringe und daselbst endige, eine Annahme, welche sie nicht unbedingt vertheidigen, aber auch nicht für unwahrscheinlich zu halten scheinen.

(Ich muß gestehen, daß mir nach meinen Untersuchungen diese Annahme nicht wahrscheinlich hat werden wollen, da ich den eintretenden Nervenfasern mehrmals schon in ziemlicher Entfernung vom Körperchen in derselben Stärke erkannte, welche er im Centralraum des Körperchens hatte. So einmal bei einem Körperchen aus der Handfläche $\frac{1}{4}''$ vor dem Eintreten von veränderlicher Breite zwischen $\frac{1}{450}''$ — $\frac{1}{280}''$; dieser Faden verlief in einem Bündel von Knötchenfibrillen, und es zeigte sich nichts, was auf das Vorhandensein einer Spinalnervenfasern, deren Axencylinder dieser Faden hätte sein können, zu schließen berechtigt hätte. Im Mesenterium neugeborener Katzen liegen zu-

weilen die Körperchen in einiger Entfernung von den Gefäßen so frei in der glashellen Membran, daß eine Beobachtung der dahin verlaufenden Nervenfäden sehr leicht ist; man kann sie zuweilen 1 Linie weit verfolgen. Auch hier sah ich die Nervenfäden meistens nicht viel breiter, als sie sich im centralen Raume des Körperchens zeigen, nämlich an den Stellen, wo nicht variköse Aufstreibung ihre Gestalt verändert hatte, in einer Stärke von $\frac{1}{500}$ ''' — $\frac{1}{800}$ '''. Daß nicht bloße Nrencylinder Linien weit für sich verlaufen, glaube ich annehmen zu dürfen, und da uns auch anderweit Nervenprimitivfasern von so geringer Stärke bekannt sind, halte ich es für einfacher, die Faser im centralen Raume als feine, aber vollständige Nervenprimitivfasern anzusprechen. (Ref.)

Sehr regelmäßig sahen die Berff. die Nervenfasern im Innern der centralen Kapsel endigen und zwar entweder einfach, oder gabelig getheilt, immer mit einer mehr oder weniger bemerklichen Knopfförmigen Anschwellung. Das histologische Gewebe, aus welchem die Kapseln bestehen, ist Bindegewebe mit Kernresten und eingestreuten, in Essigsäure unlöslichen Fasern, wie sie in der lamina fusca etc. vorkommen.

(Im System der äußern Kapseln fand ich beim Menschen regelmäßig elastische Fasern. Ref.)

Die Fasern sind in zwei Lagen sehr regelmäßig geordnet, so daß am innern Theile jeder Kapsel die Fasern nach der Richtung der Axa, an der äußern Fläche quer, also kreisförmig, verlaufen. An der Innenfläche der Longitudinalschicht zeigen sich die Kernreste häufig und sehr deutlich.

Die Größe der Pacinischen Körperchen ist verschieden. Bei einem 5monatlichen Fötus $\frac{1}{10}$ ''' bis

$\frac{1}{2}$ ''' . Bei Neugeborenen $\frac{1}{3}$ ''' . Bei Erwachsenen gegen 1''' ; einmahl fand sich eins von 2''' Länge. Zu bemerken ist, daß bei Neugeborenen noch die Kapseln, ohne dazwischenliegende Flüssigkeit aneinander grenzen; erst später erweitern sich die *spatia intercapsularia* und füllen sich mit Flüssigkeit.

Die bisher beschriebene Form ist im Allgemeinen die vorherrschende, doch finden sich auch manche Abweichungen in der Gestalt, der Anordnung der Kapseln, im Eintreten und Verlaufe der Nervenfibrille, — Abweichungen, die sich schwer in wenigen Worten beschreiben lassen, und für welche wir auf die gründliche und treffliche Arbeit unserer Verfasser selbst verweisen müssen, wo Alles auf das klarste beschrieben und durch Zeichnungen verfinnlicht ist.

Nun noch ein Wort über die Bedeutung der Pacinischen Körperchen. Cruveilhier, Andral und Blandin hielten sie für pathologische Producte. Unsere Verfasser erklären sich gegen diese Annahme, indem sie mit Recht hervorheben, daß keinerlei pathologischem Producte ein so regelmäßiges Vorkommen eigen sei. Da die Körperchen sich schon beim Fötus finden, müßten sie ein Fehler der ersten Bildung sein, und was sollte diesen Fehler grade in den Händen und Füßen oder im Mesenterium veranlassen? Warum sollten regelmäßig die Muskelnerven davon ausgeschlossen sein? — Als Ganglien sind die Körperchen gleichfalls nicht aufzufassen, da wohl Nerven in sie hineintraten, aber keine hinaus, wenigstens in der Regel nicht. — Pacini, welcher viel über die Bedeutung seiner Körperchen gegrübelt zu haben scheint, weiß sie mit nichts besser zu vergleichen, als mit den elektrischen Organen des Bitterrochen,

da beide aus einzelnen, durch Wasser getrennten, Schichten bestehen. Da auch unsere Verf. ihnen keine andere Bedeutung mit einiger Wahrscheinlichkeit zuzuschreiben wissen, so weisen sie diese Hypothese nicht ganz von der Hand. Dabei erinnern sie an die bekannte Elektrizitätsentwicklung der Katzen, zusammentreffend mit der großen Zahl der Pacinischen Körperchen bei diesen Thieren, — aber wohl nur im Scherz, denn was sollten wohl diese Mesenterialkörperchen mit der elektromotorischen Eigenschaft der Katzenhaare zu schaffen haben, die sich nach dem Tode noch erhält? (Katzenhaarelektroskop). Vielleicht so viel als die Seidenraupe mit der Eigenschaft der Seide und coccus ficus mit der des Schellaks. Uebrigens haben die Verf. die obige Hypothese auf experimentellem Wege geprüft, indem sie die Pacinischen Körperchen zweier lebender Katzen auf freie Elektrizität untersuchten, ohne ein Resultat zu erhalten.

Müssen wir uns somit vorläufig begnügen, über die Bedeutung der neuentdeckten Körperchen nichts zu wissen, so müssen wir doch die Arbeit unserer Verfasser als eine vortreffliche anatomische Untersuchung dankbar anerkennen und uns dadurch anleiten lassen, den betretenen Weg sorgfältig zu verfolgen. Die Verbreitung der Körperchen ist gewis größer, als man sie bis jetzt gefunden hat. Wie lange hat es nicht gedauert, bis man die Topographie der Schweißdrüsen vollständig kennen gelernt hat? Auch sie traten zuerst in der Handfläche und Fußsohle auf!

D. Kohlrusch.

Göttingische
gelehrte Anzeigen.

Unter der Aufsicht

der königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

Der dritte Band

auf das Jahr 1844.

Göttingen,
gedruckt in der Dieterichschen Univ.-Buchdruckerey.

öttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1845

by unknown author

Göttingen; 1845

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly

for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with

regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the

usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept

there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen

State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

140. Stück.

Den 1. September 1845.

L e i p z i g,

bei Teubner 1845. Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde. Herausgegeben von Dtko von Corvin-Wiersbicki. Mit einem Stahlstiche und vier kolorirten Kupfern. 310 S. in gr. Octav.

Von Wildungens Taschenbuch für Forst- und Jagdliebhaber zc. ist classisch geworden und hat vielfältige Nachahmung gefunden; niemahls aber ist es übertroffen, selten erreicht, häufig aber verfehlt worden. Die vorliegende ist keine der übelsten; sie unterscheidet sich indessen wesentlich von ihrem Vorbilde, daß sie lediglich Naturgeschichtliches und Weidmännisches, nichts Forstwissenschaftliches enthält, und Ersteres auch nur von Jagdthieren; die vier colorierten Kupferstiche stellen das rothe Repphuhn, das Schneehuhn, die Gemse und den Steinbock ziemlich grell; der Stahlstich einen im Eisen gefangenen Fuchs und der Holzschnitt einen gehaubten Falken auf dem Daumen dar.

Wir wollen uns bei Jagdgeschichten und bei Fangarten wilder Thiere in England, Deutsch-

land zc., als zum Gegenstande dieser Blätter eigentlich nicht gehörig, nicht aufhalten, obwohl, die Wahrheit zu gestehen, die Erzählung von den Gefahren einer Alpenjagd nach Gemsen und Steinböcken; von dem enormen Luxus der Engländer bei ihren Jagden nach Hasen und Füchsen; von dem Muth eines deutschen Fürsten, knieend mit seinem Hirschfänger eine wüthende Sau auslaufen zu lassen u. s. w., eben so interessant sein und ein eben so lebendiges Bild von den Sitten und Gebräuchen kleiner deutscher weltlicher und geistlicher Höfe in der Mitte des 18. Jahrhunderts zc. darbieten möchte, als die Erzählung von dem Fange eines wilden Stiers in den unermesslichen Ebenen Südamerikas mit dem Lasso, oder eines Büffelochsens in den eben so ausgedehnten Prairien des nordwestlichen Amerikas mit Speißen und Feuerwaffe eines Indianers oder Weißen; oder eines Straußes in den sandigen Wüsten Afrikas mittelst eines noch schnellfüßigeren Arabers u. s. w., die wir mit Vergnügen lesen und in allen Zeitschriften zc. über den Culturzustand und über die allmähliche Entwicklung der Völker in verschiedenen Theilen der Erde, wiederholen.

Jene Jagden liegen uns nur näher als diese, und wir sind bei ihnen einige Stufen weiter gerückt, als bei diesen.

Dagegen wollen wir den Lesern Einiges aus dem naturgeschichtlichen Theile des Büchelchens mittheilen und zwar um so mehr, weil es sich auf Thiere bezieht, die nicht tagtäglich zur Beobachtung des Jägers, vielweniger noch des Naturforschers, kommen, bei denen also Alles, was ihre Lebensart, ihre Natur zc. betrifft, von doppeltem Interesse ist, weil es gleichsam im Fluge erhascht werden und wie

eine Seltenheit aufbewahrt werden muß, die nicht immer wieder vorkommt.

Zwar wollen wir nicht behaupten, daß Alles, was wir mittheilen werden, neu sei. Im Gegentheile ist Manches davon schon seit langer Zeit bekannt, und insbesondere hat Gmelin in seiner Ausgabe des Linné'schen Systems verschiedenen Thierclassen eine Charakteristik beigefügt, die viele Züge von dem Bilde enthält, das der Verf. hier aufzustellen bemüht gewesen ist. Manches aber auch hat uns neu und einiges Andere berichtigend und erweiternd geschienen; und da das Ganze so mit einander verwebt ist, daß man das Eine von dem Andern nicht wohl trennen kann, ohne dem Zusammenhange zu schaden; so wollen wir auch Neues und Altes mit einander wiedergeben, in der Hoffnung, daß die Leser unser Bemühen, über das Letztere mit möglichster Kürze hinweg zu gehen, nicht verkennen werden.

Von Gemsen und Steinböcken.

Wenn beide, nicht selten in Haufen von 15 bis 20 Stücken, (auch bei Steinböcken?) auf Aesung ausgehen oder wieder nach den Gletschern zurückkehren, geht gewöhnlich eine alte Ziege voran; die alten Böcke beschließen den Zug und kommen häufig mehrere Minuten später. Merkt eine Gemse oder ein Steinbock Gefahr, so geben beide Thiere durch ihre Nasenlöcher einen dem Pfeifen ähnlichen, lang hinausgezogenen, scharfen Ton, wobei sie die Nase in die Höhe rümpfen und nicht selten zuvor mit dem Vorderlaufe stampfen. — Auf dieses Signal beginnt augenblicklich die Flucht. Eine Sicherheitswache steht stets auf der Lauer, wenn die andern, wiederkläugend, ruhen oder mit emporgehaltenem Kopfe schlafen. Es ist ein Irrthum, zu

behaupten, daß die Gemsen während des Schlafens die Augen nicht zudrückten; sie treten nur stark hervor. Thränendrüsen haben sie nicht. Wenn die Gemsziegen bemerken, daß ein Adler (*Vultur barbatus* — *Falco fulvus* — *F. ossifragus* L.) ihre Jungen angreifen will und seine Kreise immer tiefer und tiefer zieht, drängen sie sich sogleich zusammen, und die Jungen schmiegen sich dicht an die Alten. Alle Augen sind nach dem Feinde gerichtet, und jeder Stoß des Adlers wird nicht allein sehr geschickt mit den Hörnern pariert, sondern sie springen auch gemeinschaftlich gegen denselben in die Höhe und schlagen nach ihm mit den Vorderläufen. Wehe ihm, wenn ihn der Schlag trifft, denn er ist stark genug ihn auf der Stelle zu tödten.

Sowohl Gems- als Stein-Wild sucht sich stets die feinsten und trockensten Alpenkräuter zur Nahrung. Im Frühjahr äßt es indessen auch saftreiche Pflanzen, die an den Quellen und Sturzbächen wachsen. Im Winter scharren die Gemsen, wie anderes Wild, den Schnee weg, um Nahrung zu erhalten, bäumen, gleich Ziegen, an Bäumen und Felsen in die Höhe, um Moose und Flechten zu holen und beißen von Strauchgewächsen die vorigjährigen Zweige ab. Das an Felsen sich bildende Bittersalz genießen sie außerordentlich gern, und man sieht oft Alt und Jung auf den Hinterläufen stehen und eifrig lecken. Man nennt dies 'Salzen' (etwa an Dolomit-Felsen?). Im Frühlinge bekommen sie gewöhnlich den Durchfall, wahrscheinlich von dem Genuße der saftreichen Frühlingspflanzen und des jungen an den Quellen wachsenden Grases oder vom übermäßigen Genuße des Bittersalzes; sie gehen davon häufig zu Grunde.

Die Gemsen scharren kein Lager, wie anderes Wildpret, sondern thun sich auf den bloßen Schnee

oder Felsen nieder, und es scheint, als wenn sie, wie auch das Steinwild, von der Natur mit außerordentlicher Hitze begabt wären, denn man sieht sie sehr häufig den Schnee lecken und die Quellen besuchen (vielleicht Folge des Salzgenusses?). Die Hitze scheint ihnen unerträglich, und nur im Winter zc. sieht man sie an den Sonnenseiten der Gebirge.

Die Sprunggelenke der Gemsen haben unverhältnismäßig starke Sehnen; daher ihre Schnellkraft, welche durch die etwas längeren Hinterläufe noch vermehrt wird. Will die Gemse einen weiten Sprung thun, so setzt sie die Hinterläufe dicht an die Vorderläufe, drückt das Hintertheil zusammen und fliegt so von Klippe zu Klippe. Zum Aufsprung auf einen Felsen ist ein Raum von einem halben Fuß Breite völlig hinreichend, und wenn sie den Platz erreicht hat, hat sie auch schon wieder alle vier Läufe beisammen, ohne daß sie erst die hinteren nachzuziehen braucht. Auf der Flucht suchen die Gemsen die Höhen zu erreichen; ist dies aber nicht möglich, so stürzen sie wohl 20 — 25' hohe Felsenwände herab, ohne Schaden zu leiden, und treffen stets den Fleck, den sie zu erspringen suchen. — Daß die Gemsen, zur Verminderung des Sturzes, sich mit ihren hakenförmigen Hörnern an den Felsen hielten und öfter an Baumästen hängen blieben, ist eine Fabel (die hakenförmigen Hörner dienen wahrscheinlich zum Zweikampfe).

Im Augenblicke, wo die Gemse und der Steinbock die Kugel erhalten, schnellen sie die Blume (den Schwanz) in die Höhe und wedeln einige Male damit.

Springen die Gemsen bei heiterem Himmel lustig, mit allen vier Läufen (Füßen) gerade in die Höhe, so ist in kurzer Zeit Regen zu erwarten; das Zeichen hat den Gemsjäger noch nie betrogen.

Das Alter der Gemsen kann man mit Bestimmtheit nicht angeben, aber man kann vermuthen, daß sie ein ziemlich hohes Alter erreichen, denn man findet Böcke, die ganz weißgrau aussehen. Kennzeichen des Alters der Gemsen sind: 'ein grauweißer Bart, ein starkes Gehörn mit starken, erhabenen Ringen, gelbe abgestumpfte Zähne (Geäß), lange Bauchhaare, und ein starker Haarbüschel (Zopf) unter den Knieen der Läufe.

Die Brunstzeit fällt in November (Gmelin sagt in October und November). Zu dieser Zeit hat das Wildpret einen starken, bockigen Geruch; beim Eintritte der Brunstzeit ist dasselbe am feistesten und saftigsten und von sehr zartem, feinem Geschmack. Zu welchem Zwecke die Natur den Gemsen die Haarbüschel über den Knieen und die beiden Oeffnungen in der Haut, hinter dem Gehörn, gegeben hat, ist schwer auszumitteln. Vielleicht die einen zum Schutze und zur Erwärmung beim Liegen auf dem Schnee, die andern zur Absonderung und Aufbewahrung einer Feuchtigkeit, wenn gleich man bei den todten Gemsen keine dergleichen (Feuchtigkeit) bemerkt. (Sind diese Oeffnungen vielleicht der sinus subcutaneus pone cornua, von denen Gmelin a. a. D. redet?). Das Gehörne eines Steinbocks war 2'—10" rheinl. lang, zählte 20 Ringe, war schwarzbraun und wog 18 Pfund. (Blumenbach im Handbuche der Naturgeschichte 11te Ausg. gibt nur 8 Pfund an; vielleicht bezieht sich diese Angabe auf ein einzelnes Horn). Der Bischof Firmian (zu Salzburg) hielt im Parke zu Hellabrun gegen 30 Stück Steinwild, theils um Geschenke damit zu machen, theils aber um damit die Alpen wieder zu bevölkern, zu welchem Ende er einzelne Paare aussetzte. Zugleich machte er auch den Versuch, Bastarde von Steinböcken und zahmen Ziegen zu erziehen. Der Verf. hat meh-

vere davon gesehen, sie hatten den hirschähnlichen Kopf des Steinbocks. — Bei dem ersten Einfalle der Franzosen wurde indessen diese kleine Colonie gänzlich ruiniert: sie erschien nach und nach auf der Tafel der Generäle!

Von den Alpen führt uns nun der Hr Verf. nach Illyrien. Auf den Hochgebirgen daselbst findet sich der weiße Alpenhase (wahrscheinlich *Lepus variabilis* L.) und auch sein naher Verwandter *L. timidus* L., doch nicht höher, als etwa 2000' über dem Meere, wo er indessen eine ungewöhnliche Größe und Schwere erreicht und wohl 10 Pfund wiegt (gemeine Hasen, die jedoch zur Verbesserung der einheimischen Race in dem Auslande eingefangen waren, wogen nur 5 Pfd). Noch seltener findet man das Schneehuhn (*Tetrao lagopus* L.); von Raubvögeln: *Vultur barbatus*, *Falco ossifragus*, *fulvus* etc. L.

Von Bären gibt es in Illyrien zwei Arten: den braunen mit starkem Kopfe, dicker, abgestuhter Schnauze, kurzem, starkem Halse, u. den rothen, auch wohl Honigbär vorzugsweise genannt, mit nach der Schnauze zugespitztem, schweinsähnlichem Kopfe und beinahe von der Farbe des Fuchses, die jedoch nach dem Rücken hin dunkler wird. Ersterer wird wohl 6'—6½' lang und mehr als 5' hoch; letzterer hingegen nur halb so groß. Dagegen ist er viel gefährlicher, als der braune Bär; er greift, wenn verwundet, den Menschen an, tödtet in den Viehheerden mehr, als er verzehren kann, aus bloßer Mordlust, und stellt mit seinen Genossen ordentliche Jagden nach Wildpret an, das er auf den wohlbekannten Wechsellern ergreift und tödtet. Er erklettert mit größter Leichtigkeit die höchsten Bäume und steigt eben so schnell wieder herunter, was dem braunen Bären weit schwerer wird. (Der Hr Verf. hat den systematischen Namen dieser beiden

Bärenarten nicht angegeben. Wir halten den großen braunen Bären für den wahren *Ursus Arctos*, den kleinen rothen aber für die unter dem Namen *U. fuscus* im angeführten Linnéischen Systeme aufgeführte Varietät β . und können kaum glauben, daß so wesentliche Unterschiede, als zwischen ihnen beiden Statt finden, nicht mehr als eine bloße Varietät begründen sollten).

Der Bär streckt seine Beute in der Regel durch einen Schlag mit seinen Branten (Läzen) in die Seite nieder, nur im Nothfall springt er auf ihren Leib und packt sie in dem Nacken. Er wirft den Raub auf den Rücken und trägt ihn auf allen Vieren, nicht in aufrechter Stellung, fort; was er nicht verzehren oder seinen Tungen nicht bringen kann, verbirgt er unter Laub und Moos. Wird er bei seinem Mahle gestört, so geht er öfter dem Störer zu Leibe, und es entsteht ein Zweikampf (der Vf. beschreibt solche Zweikämpfe sehr lebendig).

Der Bär frißt sehr gern verschiedene Pflanzen, z. B. *Allium ursinum*, *Tormentilla reptans*, die Blätter von *Crataegus Azarolus*, *Mespilus Chamaespilus* (*Chamaespilus alpina*), *Veronica*, *Valeriana* etc., und er weiß die Wurzeln dieser Pflanzen so geschickt heraus zu stechen, wie der Dachs. Im Herbst sucht er Eicheln, Bücheln und wildes Obst; die Beeren von *Vaccinium myrtillus* und *Vitis idaea*, *Arbutus alpina*, *Rubus* und auch Schwämme. Er besucht auch gern die Hafer- und Ruckensaat, vorzüglich aber ist der reife Hafer für ihn eine wahre Leckerei. In aufrechter Stellung sieht man ihn dann in einem Haferfelde, wie er mit beiden zusammengeschlagenen Vorderbranten den reifen Hafer abstreift und ihn schmackend in seinen Rachen steckt.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

141. 142. Stück.

Den 4. September 1845.

L e i p z i g.

Schluß der Anzeige: 'Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde. Herausgegeben von Otto v. Corvin-Wiersbicki.'

Der Bär ist auch ein guter Fischer: aus den Waldbächen holt er sich die Forellen, wadet dabei dem Strome entgegen, hebt mit der einen Vorderbrante die Steine auf und greift (deckt) mit der andern die herausfahrenden Fische. Die Bärin nimmt ihre Zungen mit auf den Fischfang und wirft die gefangenen Fische, um die Zungen zum Selbstfange anzulocken, an das Ufer, wo sie dann von diesen mit den possirlichsten Sprüngen verzehrt werden. Die große Waldameise ist, mit ihren Eiern zc., eine vorzügliche Leckerei des Bären. Er geht stundenweit danach, scharrt die Ameisenhaufen auseinander und leckt die alarmierten Thiere und ihre Eier (Larven zc.) begierig auf. Aus den hohlen Bäumen holt er den Honig der wilden Bienen und zwar nicht mit der Schnauze, sondern mit seinen Branten. Er erweitert nämlich an den

alten, faulen Bäumen das Flugloch der Bienen mit seinen Branten, fährt dann mit der einen in das erweiterte Loch, während er sich mit der andern am Baume festhält, und holt die Waben heraus. Daß die Bären dabei von den Stichen der Bienen blind würden, ist eine Fabel. Das kleine, tief in seiner Höhle liegende Auge des Bären ist, außer dem Augenliede, noch mit einer starken Nickhaut versehen, und er kann dasselbe so zudrücken, daß es unter dem zottigen Haarwuchs kaum zu sehen ist.

Auch im Klettern unterrichtet der alte Bär seine Jungen. Ein Forstbedienter sah, wie eine Bärin den Baum hinan kletterte, die Jungen mit einem murrenden Tone zur Nachfolge lockte und dann noch eine Strecke höher stieg. Die Jungen sprangen nun, gleich Katzen, um den Baum herum, umklammerten ihn und folgten endlich der Mutter. Diese drückte ihr Wohlgefallen über die Folgsamkeit ihrer Kinder durch Belegen ihres Kopfes aus und stieg dann mit ihnen bis zum Gipfel hinan. Das Herabsteigen geschah eben so, mit großer Vorsicht, rückwärts, die alte Bärin voran. Gmelin a. a. D. sagt: ante pugnam pullos adscendere arbores cogit. Beide Bärenarten leben in Monogamie; ihre Bär- (Brunst) und Sekzeit ist indessen verschieden. Die Bärzeit des großen braunen Bären beginnt im Julius oder Anfange Augusts, und die Bärin wirft nach 36 Wochen; der kleine rothe Bär hingegen verfolgt erst im September oder im Anfange Octobers die Bärin, und diese hält dann im Merz oder April (also etwa nach 28 — 32 Wochen) ihr Wochenbett. (Gmelin a. a. D. setzt, die Brunstzeit der Bären in October und sagt, daß sie nur 112 Tage trüchtig seien. Dies weicht beträchtlich von jenen Angaben ab,

die übrigens die allgemeine Annahme, daß größere Thiere auch länger trüchtig seien, zu bestätigen scheinen). Bei alten Bären tritt die Bärzeit früher ein, als bei jungen. Der Akt der Begattung geschieht liegend bei zärtlicher Umarmung, vorher aber versichert der Bär der Bärin seine Liebe mit heftigen Schlägen mit den Vorderbranten in die Seite; sie sucht jedoch diesen Liebkosungen in aufrechter Stellung auszuweichen.

Dies mächtige Raubthier hat im Vergleiche mit andern Thieren eine geringe Zeugungskraft. Zum ersten Male bringt die Bärin nur ein Junges und in der Folge zwei, und nur alte Bärinnen setzen zu Zeiten drei in der Größe von Hamster. Die Jungen haben einen mehr oder weniger breiten, weißen Ring um den Hals; sie sollen neun Tage blind sein. Der Grund der geringen Fruchtbarkeit scheint in der Lage des Eierstockes gelegen zu sein, der so versteckt ist, daß bei der ersten Begattung, ohnerachtet der ansehnlichen Länge der Ruthe, kaum einzelne Eier befruchtet werden können. Die enggeschlossenen Schlüsselbeine, welche die Mutterscheide umgeben, mögen die anfängliche Kleinheit der Bärenjungen begründen. Nach der Geburt aber entwickeln die jungen Bären sich schnell; im Herbst haben sie schon die Größe eines starken Pudels erreicht. (Wir überlassen Physiologen die weitere Prüfung dieser Meinungen. Insbesondere scheint uns die von den Ursachen der geringen Fruchtbarkeit der Bärin einer genauen Untersuchung zu bedürfen, erwägt man, daß es die Samenthierchen sein sollen, welche die Tuben hinaufsteigen und die Befruchtung bewirken).

(Erzählung von dem ominösen Tode der Baronin v. W. in Neu—bg, die einem zahmen männlichen Bären, ihrem Liebling, sein Nachtlager neben

ihrem Schlafzimmer angewiesen hatte und eines Morgens zerrissen in ihrem Bette gefunden ward).

Der kleine rothe Bär ist schon im dritten Jahre zur Fortpflanzung fähig. Während der Säugezeit ihrer Jungen (8—9 Wochen) lebt die Bärin nur von Vegetabilien; erst nach Verlauf dieser Zeit geht sie wieder auf Raub aus. Die Bärin hat 6 Saugorgane, von denen die vordersten die meiste Milch geben (Gmelin a. a. D. legt ihr nur 4 bei). Merkt die Bärin Gefahr für ihre Jungen, so richtet sie sich auf und klatscht in ihre Vorderbranten, wodurch ein dumpfer Ton, ähnlich dem des Klatschens in hohler Hand, hervorgebracht wird. Ein angeschossener Bär richtet sich, sobald er seinen Feind erblickt, ebenfalls auf und geht ihm, Wuth und Rache schnaubend, mit furchtbarem Zähnefletschen, bedachtsamen Schrittes entgegen.

Der männliche Bär verläßt nach der Bärzeit die Bärin und lebt bis zum Wiedereintritt dieser Zeit einsam für sich.

Im October ist der Bär am feistesten, dann wiegt der braune Hauptbär gewöhnlich 300 bis 315, der kleine rothe 240 bis 260 Pfund; alte Bärinnen wiegen 25 bis 30 Pfund weniger.

Der Bär verfällt in einen Winterschlaf, wobei er in seinem Lager zusammengekrümmt und mehr oder weniger in einem schlafenden Zustande liegt. Das Winterlager wird in einer Höhle oder unter zusammengebrochenen Bäumen bereitet. Es ist nicht immer von Außen bedeckt, nur bei einem, welches den Winden ausgesetzt ist, geschieht dies. Er sammelt dabei keinen Wintervorrath ein, spürt weder Hunger noch Durst, hat also auch keine Ursache sein Winterlager verlassen zu müssen. Die Meinung, daß er während dieser Zeit von seinem eigenen Fette zehre, indem er es von den Takten, die es

auffaugten, wieder ablecke, ist völlig ungegründet. Bei zweien, vom Vf. im December erlegten männlichen Bären fand er im Magen eine gelbliche, fettige Feuchtigkeit, von der auch sämtliche innere Wände der Gedärme überzogen waren. Im Grimdarm fand sich ein bröcklicher Vorrath von vegetabilischer Substanz, dessen Ausleerung wahrscheinlich durch zu schnelles Eintreten des Winters verhindert ward. Beide Bären hatten übrigens noch nicht viel von ihrem Fette verloren. Die Theorie des Hrn Vfs über den Winterschlaf der Bären ist folgende: Die Gedärme absorbieren das Fett und führen es dem Magen wieder zu. Durch diesen Fettüberzug wird die Reibung desselben, wodurch der Hunger entstehe, verhindert und andere Nahrung unnöthig gemacht; die gänzliche Ruhe des Körpers, der um die Hälfte langsamere Blutumlauf und das damit in Verbindung stehende, ebenso langsame Athemholen, begünstigten nur noch diesen inactiven Zustand des Körpers. Bei dem Dachs, seinem Geschlechtsverwandten, verhält es sich anders: dieser sammelt sich einen Vorrath für den Winter ein und verläßt auch sein Lager, um Nahrung zu suchen und seinen Durst zu stillen.

Der Bär hört sehr leise. Sein Ohr ist wie das des Wolfes gebildet, nur ist die trichterförmige Ohrmuschel weiter geöffnet und daher zur Aufnahme des Schalls geeigneter. Eben so hat der Bär einen außerordentlich feinen Geruch. Dies mag seinen Grund in der besonderen Bildung der Nase haben. Man findet nämlich an ihrem Eingange vier knorpliche Schichten, welche durch horizontale Wände geschieden sind; eine Construction, welche der Vf. bei keinem andern wilden Thiere gefunden hat und wodurch nach seiner Meinung eine schnelle Erregung der Geruchsnerven herbeigeführt wird.

Das Alter, welches die Bären im freien Zustande erreichen, läßt sich nicht genau angeben. Da er aber spät mannbar wird und langsam völlig auswächst, schätzt es der Verf. auf etwa 30 Jahre.

So viel vom Bären und genug um zu ferneren Beobachtungen über die Naturgeschichte dieses merkwürdigen Thiers anzuregen. Insbesondere verdient seine Anatomie und sein Winterschlaf eine nähere Untersuchung; so viel uns bekannt, ist er das größte Säugethier unter den Winterschläfern, und unter den reißenden Thieren auch dasjenige, das den Namen eines Omnivors mit vollem Rechte verdient.

Für Jäger und Jagdliebhaber dürfte der Artikel 12, die Falkenbaise betitelt, am interessantesten und lehrreichsten sein, wenigstens erinnern wir uns nicht, die Lehre von der Falkenjagd irgendwo so vollständig vorgetragen gelesen zu haben. Nach unserem, am Eingange ausgesprochenen Grundsatz beschränken wir uns aber bloß auf das Naturhistorische und bemerken daher, daß es vorzüglich acht verschiedene Falkenarten sind, die zur Baise nach größeren und kleineren Thieren abgerichtet werden, nämlich:

1) *Falco islandicus* L., 2) *F. Gyrfalco*; franz. Gersaut, 3) *F. peregrinus*, 4) *F. Sacer*, 5) *F. lanarius*, 6) *F. palumbarius*, 7) *F. Aesalon* und 8) *F. Nisus*, letztere beide lediglich zur Baise auf Repphühner zc.

Die Kupferstiche könnten besser sein. Wenn einmal einem solchen Werke Abbildungen zum Nutzen und Vergnügen beigegeben werden sollen (und wir halten dies für wesentlich nothwendig), so müssen sie höchst naturgetreu, belehrend durch Darstellung der Besonderheiten der vorgestellten Thiere und nicht bloß bunte Farbenbilder sein.

L a u s a n n e ,

bei Georges Bridel 1845. *Etrennes nationales, faisant suite au Conservateur suisse, ou Mélanges helvétiques d'histoire, de biographie et de bibliographie.* Recueillis par E. — H. Gaullieur, prof. extraord. à l'Académie de Lausanne. XI und 264 S. in Duodez.

Dieses hübsche Bändchen, das inhaltreicher ist als manches dicke Buch, hat der Herausgeber dem greisen, hochverehrten Alt-Dechant und Pfarrer Philipp Bridel, zu Montreux, dem Vater und Beförderer der historischen Studien in der französischen Schweiz, zugeeignet. Dadurch erfüllte er eine Pflicht der Pietät und der Anerkennung der seltenen Verdienste, welche sich Hr Bridel um die vaterländische Geschichte und die Volksbildung erworben hat.

Dieser gelehrte und geistreiche Mann begann nämlich im J. 1783 die Herausgabe einer für das Schweizervolk bestimmten Schrift historischen Inhalts, unter dem Titel: *Etrennes helvétiennes, curieuses et utiles*, welche, als die sechszehn ersten Lieferungen oder Jahrgänge vergriffen waren, in einem andern Format, unter dem Titel: *Mélanges helvétiques*, aufs Neue verlegt wurden. Indessen setzte der Vf. seine mit dem schönsten Erfolg gekrönte Arbeit fort. Er ließ die *Etrennes helvétiennes et patriotiques* erscheinen. Als aber das Publicum die wiederholte Auflage mehrerer Nummern verlangte, und der Verf. es für zweckmäßig erachtete sein Werk zu verbessern, beschloß er die *Etrennes* vom Anbeginne an umzuarbeiten. Dem neuen Plane zufolge erschien nun der, jetzt im Waadtlande selbst zu den seltenen Werken gehörende, *Conservateur suisse*, welcher jedoch die

noch seltener gewordenen Etrennes nicht völlig ersetzt, da diese, während des Druckes des Conservateur, fortgesetzt wurden.

Hr Gaullieur fängt seine Sammlung mit einer bibliographischen Notiz über die hier angeführten historischen Schriften seines Vorgängers an, welche um so willkommener sein dürfte, da sie über die mehrfache Umgestaltung derselben, wie über den Wechsel des Druckortes und des Verlegers die erwünschte Auskunft gibt. — In dem Vorworte setzt er die Gründe auseinander, die ihn bewogen, von dem Plane des Hrn Bridel in mancher Hinsicht abzuweichen. In Betreff des Stils wollte und konnte er mit seinem Vorgänger nicht wetteifern. Denn die Schriften des Patriarchen von Montreux zeichnen sich in Heiterkeit und Anmuth durch Eigenthümlichkeiten des Stils aus, die unachahmlich sind. Auf unsern Nestor passen vollkommen die Worte des griechischen Sängers:

τοῦ καὶ ἀπὸ γλώσσης μέλιτος γλυκίων
ῥέειν αὐδῆ.

Herr Bridel gehört einem Zeitalter an, das schon weit hinter uns ist. Seine Schriften tragen das Gepräge einer von der Gegenwart sehr verschiedenen Zeit. Mit den Staatsumwälzungen traten neue Ideen, neue Sitten, neue Bedürfnisse ein. Auch in dieser Hinsicht konnte das Werk desselben nicht fortgeführt werden. Unsere sehr geschäftige und wißbegierige Zeit begnügt sich in historischen Dingen nicht mit einem Ungefähr. Sie verlangt strenges Quellenstudium und zuverlässige Berichte. Daher hat es Gaullieur, der die lange Zeit unterbrochene Fortsetzung der Etrennes unternahm, weislich unterlassen, bloße Erzählungen und Sittemählde zu geben, ob diese gleich von einer unbestrittenen Wichtigkeit sind, und die Eigenthüm-

lichkeiten jedes Gebirgsvolkes sorgfältig und treu dargestellt zu werden verdienen. Er wollte vielmehr die urkundlichen Berichte in ihrer eigenen Gestalt aufnehmen und dieselben, wo nöthig, durch eine kurzgefaßte Einleitung, oder hie und da durch einige Worte zum Uebergang von einem Momente zum andern beleuchten oder verständlich machen, und die vereinzelt Partien aneinander knüpfen. Durch eine kluge Wahl der Gegenstände ist seine Sammlung zugleich ein Lesebuch für das Schweizervolk und ein wissenschaftliches Buch geworden, das den gebildeten Bürger und den Gelehrten befriedigen wird.

Auf die bibliographische Notiz folgt zuerst, S. 1 bis 92 ein Stück mit der Ueberschrift: *Les études de Frédéric-César La Harpe et ses débuts au barreau (1772—1782)*. Wohl wenige Männer wurden vom Volke aufrichtiger geliebt und standen fortwährend in höherer Achtung ihrer dankbaren Mitbürger als der Erzieher des Großfürsten, nachmahligen Kaisers von Rußland, der Hauptgründer der waadtländischen Unabhängigkeit, dem zu Ehren unlängst, auf einem zu diesem Zweck künstlich gebildeten Gilande neben seiner Vaterstadt Rolle ein herrliches Denkmahl errichtet wurde. In seinen, an einen väterlichen Freund und Rathgeber gerichteten Briefen, die hier zum ersten Male mitgetheilt werden, bespricht de La Harpe seine Studien auf der Universität Tübingen und das damalige akademische Leben daselbst. Diese vertraulichen Briefe sind um so anziehender, da sie einerseits manchen interessanten Gegenstand berühren, andererseits in das Innere seines Geistes und seines Herzens blicken lassen, und den Mann verheißen, für welchen man ihn nachher wirklich erklärt hat.

2) S. 93 — 120. Annales de Neuchâtel, par le Maître-bourgeois Larche (1700 — 1770).

3) Une expédition de Savoie en 1689. Episode de la rentrée des Vaudois du Piémont dans leurs vallées (S. 121 — 146). Die Geschichte der Waldenser, d. h. der in den Thälern des Piemont angesiedelten Reformierten, knüpft sich durch mehrere Berührungspuncte an die Geschichte des Schweizerlandes. Dem Erzähler der Schicksale jener Thalbewohner, dessen Werk zu den Seltenheiten gerechnet wird, entnimmt Hr Gaullieur eine Episode, welche in so fern den Schweizern angehört, als es Schweizer waren, die in der verunglückten Unternehmung, welche der Hauptmann Bourgeois leitete, die Hauptrolle spielten.

Französischer Einfluß betrieb die Verfolgung der friedlichen, dem Glauben ihrer Väter treuen Waldenser. Ludwigs XIV. Gesandte am Turiner Hof bot dem Herzoge von Savoyen sogar 14,000 Mann an, um die Bekehrung jener Leute zu erzwingen, und im Monat April 1686 rückten die Franzosen unter Catinat ein. Nach einem verzweifelten Widerstand mußten die Verfolgten, bei 3,000, den vereinigten königlich-herzoglichen Truppen weichen und wanderten in protestantische Länder aus. Nach einer dreijährigen Verbannung faßten die in die Schweiz geflüchteten Waldenser, in der Mitte des Jahrs 1689, den heldenmüthigen Entschluß, ihre verwüsteten Thäler wieder zu erobern. Nachdem sie sich einige Zeit in dem Walde von Prangins, zwischen Nyon und Rolle (von wo aus 150 Jahre später italiänische und polnische Flüchtlinge einen so berühmten als unglücklichen Zug unternahmen), versteckt, wo sie sich zu einem Wagerstücke heimlich rüsteten, setzten endlich 8 bis 900 Mann, unter

dem Befehle des Henri Arnaud, der, wie die Richter Israels, die doppelte Würde eines Priesters und Kriegsobersten bekleidete, über den See, brachen bewaffneter Hand wieder in Piemont ein, schlugen sich durch die zahlreichen Feinde, und behaupteten sich in ihren Thälern.

Als man in der Schweiz das Gelingen der kühnen Unternehmung erfuhr, vereinigten sich zurückgebliebene Waldenser, viele Franzosen und eine beträchtliche Anzahl Schweizer unter dem Capitän Bourgeois, der sich des Verbotes von Bern ungeachtet, von seiner ruhm- und raubsüchtigen Bande zum Feldherrn ausrufen ließ. Sein etwa 1000 Mann starkes Heer schiffte sich (11. Sept.) in Vevey ein und landete am savoyischen Ufer an; allein schon am 7. Tage liefen seine zuchtlosen, entzweiten Truppen mit der gemachten Beute auseinander. Mehrere wurden ergriffen, die übrigen kehrten ins Waadtland zurück, Bourgeois ward in Nyon verhaftet, eingekerkert, und den 12. Merz 1690 allda enthauptet.

4) *Les derniers sires de Grandson*, von Hrn Pfarrer Martignier (S. 147—166), eine auf urkundliche Berichte gestützte, sehr anziehende Abhandlung über das Leben und die Thaten Wilhelm und Otto, der zwei letzten Freiherren von Grandson, einem der mächtigsten Häuser des Waadtlandes, dem selbst fürstliche Würde nicht fremd geblieben sein mag. Das traurige Schicksal des letzten Freiherren von Grandson bildet eine der interessantesten Episoden der waadtländischen Geschichte. Der gelehrte Verf. wirft über einige bisher dunkle Partien ein helles Licht, unter andern in einer Note (S. 263—264) über das merkwürdige Denkmahl eines Otto von Grandson in der Domkirche von Lausanne.

5) *Petite chronique de Genève*, par Pierre Millet (1553 — 1585). Historische Notizen von einem nach der Pariser Bluthochzeit aus Berry nach Genf geflüchteten Franzosen, die er auf den weißen Blättern seines Exemplars der *Histoire du Berry*, 1566. fol. geschrieben. Dieselben beginnen mit der Hinrichtung des zum Scheiterhaufen verurtheilten Michel Servet, und enthalten neben schon bekannten Dingen einige nicht unwichtige Angaben die Geschichte Genfs, besonders die des Protestantismus und der Religionskriege in der 2ten Hälfte des XVI. Jahrhunderts betreffend. Den Beschluß dieser kleinen Chronik wird das folgende Bändchen der *Etrennes* enthalten.

6) *Les Bibliothèques de la Suisse* (S. 179 — 190). Unter diesem Titel möchte der Herausgeber nacheinander eine Reihe von Berichten liefern, welche später dazu dienen könnten, ein Verzeichniß der literarischen Schätze der Schweiz aufzustellen. Von Hrn Gaullieur, der ein erfahrener Bücherkenner ist, dürfen wir gute Leistungen in diesem Fache erwarten.

7) *Quelques autographes suisses* (S. 191 — 208). Briefe von Voltaire, J. J. Rousseau, Frau von Stael, und ein Schreiben des Obersten v. Weiß, vom 29. August 1781, welches über die damahls von der Republik Bern gegen Frankreich besorgte Politik einige Aufschlüsse gibt.

8) *Les oeuvres poétiques de Samuel Henzi* (S. 209 — 230). Hr Professor Monnard spricht in der Erzählung der Verschwörung Henzi's von Gedichten, deren Verf. Henzi war, und die er, aller Forschungen ungeachtet, nicht ausfindig machen konnte. Hr Gaullieur besitzt ein Exemplar derselben und theilt uns einige Stücke mit, die

von einem dichterischen Talente, wenn nicht immer von einem reinen Geschmack, zeugen. Sie sind in französischer Sprache, die der Verf. mit Fertigkeit schrieb.

9) *Quelques traits de la guerre de Villmergen. 1712.* Beiträge zu den zahlreichen Berichten über die brudermörderische Schlacht.

10) *Pièces complémentaires pour l'histoire de Davel* (S. 243 — 257). Einige wichtige Actenstücke zur Bervollständigung dessen, was man bisher über die Erstaunen erregende Geschichte des Majors Davel (Gött. gel. Anz.) gesammelt hat.

H—S—Y.

Paris,

bei Arthur Bertrand 1842. *Relation d'un Voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance, entrepris dans les mois de mars, avril et mai 1836, par M. M. T. Arrousset et F. Daumas, Missionnaires de la Société des Missions évangéliques de Paris.* X und 620 Seiten in Octav mit 11 Zeichnungen und einer Karte.

Obwohl seit dem Anfange dieses Jahrhunderts öfters Kühne, wissenschaftlich gebildete Reisende von den europäischen Ansiedlungen an der Südspitze Afrikas aus bis tief ins Innere dieses abgeschlossenen aller Welttheile vorgedrungen sind und uns die ersten Blicke in das weite südafrikanische Binnenland eröffnet haben, so verdanken wir doch unsere gegenwärtige genauere geographische und ethnographische Kenntniss der oberen Stufenländer Südafrikas zumeist den Bemühungen der protestantischen Missionare, welche seit dem Uebergang der

Cap-Colonie unter britische Oberhoheit ihre Missionsstationen von der Colonie aus allmählich gegen Nord und Ost bis tief in die Länder der Hottentotten und Kaffern hinein ausgebreitet haben. Bewunderungswürdiges haben in dieser Beziehung die Wesleyanischen Missionare geleistet, ihnen würdig zur Seite sind ihre deutschen protestantischen Brüder getreten, und daß auch die französischen Protestanten angefangen haben, eifrig und segensreich mitzuarbeiten an der Bekehrung der zahlreichen Völkerstämme Südafrikas, welche, sich selbst und den räuberischen Einfällen entarteter Nachkommen europäischer Einwanderer überlassen, durch fortwährende blutige Kriege der gräulichsten Art zu Grunde zu gehen drohen, das zeigen viele Berichte in dem Journal des Missions évangéliques und namentlich auch die vorliegende Reisebeschreibung. Doch es kommt uns nicht zu, hier die großen Verdienste, welche unsere beiden Missionare sich um die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden Südafrikas erworben haben, hervorzuheben und zu beleuchten, wir überlassen dies Denen, welche zunächst berufen sind, mit Aufmerksamkeit und Fleiß die Richtungen zu verfolgen, nach welchen gegenwärtig mit erhebender Thätigkeit und Aufopferung Missionare der evangelischen Kirche die ersten Fäden zu dem Netze auszuspannen versuchen, für dessen schnelle Ausbreitung über einen weiten Raum der Erde gegenwärtig, bei der mächtigen Präponderanz der germanisch protestantischen Nationen in geistiger und materieller Macht, die glücklichsten Aussichten vorhanden sind, und welches ohne Zweifel die gewonnenen Völker schneller in den Kreis der europäischen Civilisation hineinziehen wird, als das, wodurch die bewunderungswürdige Missions-

thätigkeit der katholischen Kirche im 16. Jahrhundert den Erdkreis umspannt hat. Wir wollen hier auch Denen nicht vorgreifen, deren Beruf und Pflicht es ist, die allgemeine Aufmerksamkeit hinzulenken auf die hohe Bedeutung der gegenwärtig schon für dieses geistige Netz gewonnenen einzelnen Knotenpunkte, von deren Wichtigkeit für die Zukunft auch der europäischen Menschheit, ja von deren Dasein man bei uns im protestantischen Deutschland, das zeigt die Behandlung der Tahitifrage in unserer Tagespresse, kaum noch einen Begriff hat. Wir beschränken uns hier ganz auf eine kurze Darlegung der geographischen Resultate der vorliegenden Untersuchungsreise. Und diese Resultate sind nicht unbedeutend, obwohl unsere beiden Missionen bei ihrem Hauptzwecke, 'unbekannte Völkerschaften aufzusuchen, Verbindungen mit deren Häuptlingen anzuknüpfen, passende Dörfer zur Gründung neuer Missionen zu bezeichnen und den Einfluß des Christenthums und der Civilisation auszubreiten' den geographischen Untersuchungen nur nebenbei ihre Aufmerksamkeit widmen konnten. Wir lernen durch diese Reisebeschreibung einen Theil des südafrikanischen Hochlandes kennen, der uns bisher eine völlige terra incognita war, nämlich den südöstlichen Theil dieses Hochlandes, der im Westen durch die äußersten östlichen Vorposten der Wesleyanischen Missionen (wie Platteberg, Philippolis), im Südost und Ost durch die von S. W. nach N. O. unter dem Namen Blaue- und Witte-Bergen oder Quaslamba-(Quathlamba) Gebirge streichenden Gebirgszüge begrenzt wird, welche englische Reisende von der Natal-Küste landeinwärts vordringend bisher vergeblich zu übersteigen gesucht haben. Daß von unse-

ren Reisenden geschilderte Gebiet umfaßt einen Flächenraum von mehr als 600 Q. = Meilen, und dies Gebiet ist geographisch um so interessanter, weil dasselbe das bisher noch nicht untersuchte Quellenland der Flüsse einschließt, welche durch ihre Vereinigung den Orange = Rivier, den wichtigsten Strom Südafrikas, bilden. Aus den Untersuchungen unserer Reisenden, welche von Morijah, der Hauptstation der französischen evangelischen Missionen in Südafrika ($29^{\circ} 38' \text{ S.}$ und $26^{\circ} 12' \text{ D.}$ von Paris) ausgehend, anfangs in nördlicher Richtung bis ungefähr $28^{\circ} 20' \text{ S.}$ zogen, von da eine Excursion gegen Osten ins Gebirge machten und, davon zurückgekehrt, wieder gegen Norden bis zum Flusse Namagari über den 27° S. hinaus vordrangen, geht zunächst hervor, daß die von S. W. nach N. O. streichenden Gebirgszüge, welche diesen Theil Hochafrikas gegen das niedrige Land der Ostküste begrenzen (die Küstenterrasse zwischen 31 u. 28° S.), auf allen unseren Karten zu weit landeinwärts gelegt sind, ein leicht zu erklärender Irrthum, indem die Länge dieses Randgebirges in diesen Breiten durch Reisende bestimmt wurde, welche von der Küste her in dieselben einzudringen versucht hatten, und durch die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sie in der Territorialbeschaffenheit fanden, verleitet wurden, den geraden Abstand der Hauptgebirgsfette von der Küste bei weitem höher zu schätzen, als er in der That ist. (Vgl. z. B. Gardiner, Journey to the Zoolu country).

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

143. Stück.

Den 6. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Relation d'un Voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance, entrepris dans les mois de mars, avril et mai 1836, par M. M. T. Arbousset et F. Daumas.'

Die Missionsstation Morijah selbst, deren Länge wohl mit ziemlicher Genauigkeit bestimmt ist, würde, nach dieser Bestimmung in unsere bisherigen Karten eingetragen, im Osten des Gebirgskammes der Blauen Berge zu liegen kommen, während es in der That westlich davon auf der Hochebene liegt, die gegen Ost durch die genannte Gebirgskette begrenzt wird, und demnach müßte diese Randgebirgskette auf unseren Karten fortan beinahe um einen ganzen Längegrad der Küste näher gerückt werden, wenn nämlich der beigegebenen Karte zu trauen ist, auf welcher übrigens auch die Missionsstation Platteberg wohl um einen halben Grad weiter gegen Ost gerückt ist, als auf englischen Karten, während die Station Philippolis mit der Mo-

rijah in Communication steht, nicht verrückt ist. — Interessantere Aufschlüsse noch gewährt unsere Reisebeschreibung über die Lage des oberen Quellenslandes des wichtigen Wassersystems des Orange-Riviers. Unter ungefähr 29 S. und 28 D., wo der bis dahin in parallelen Ketten von S. W. nach N. O. streichende Gebirgszug der blauen Berge (Malutis d. h. Pifs, von den Eingebornen genannt, weil in diesem Gebirge diese Form vorherrscht, während die andern Gebirge Südafrikas im Allgemeinen die Plateauform haben) aufhören, tritt ein Gebirgsland auf, welches die Eingebornen Pofung nennen, dem unsere Missionare aber den Namen des Quellen-Gebirges (mont aux sources) gegeben haben. In diesem Gebirge, welches die Vf. zwar ansehen als eine Fortsetzung der Malutis, von denen es einen der culminierenden Punkte bilde (S. 143), welches jedoch, wie aus anderweitigen beiläufigen Bemerkungen derselben hervorgeht, wahrscheinlich ein selbständiges kleines Gebirgssystem bildet, liegen zugleich die Quellen der Küstenflüsse, welche gegen Ost dem indischen Ocean zufließen und, in geringer Entfernung von einander, die Quellen des Caledon, des Sinku und des Namagari, welche zusammen, durch eine Menge kleinerer, vom Pofung und den Blauen Bergen herabkommender Flüsse verstärkt, den Orange-Fluß bilden. Der Caledon (so nach dem ehemahligen Gouverneur der Cap-Colonie, Lord Caledon, von den Eingebornen aber Mogo-kare, der mittlere, genannt) entspringt an dem Westabfalle des Pofung und fließt anfangs gegen West und darauf, bei Merabing, der Hauptstadt der Mantätis (Beschuanenstamm), gegen Südwest, nach und nach auf seiner linken Seite eine Menge kleiner, in den Malutis entspringender Gewässer aufnehmend. Ungefähr unter 30½° S. und

24° 40' D. trifft er in seinem südwestlichen Laufe auf den Sinku (anfangs auch Noka-unchu, schwarzer Fluß, genannt S. 147), der auf dem südlichen Abfall des Quellengebirgs entspringend, anfangs ungefähr 40 lieues weit, gegen S. W. in einem Längenthale der Blauen Berge hinfließt, unter ungefähr 30½ S. die westliche Kette dieses Gebirges durchbricht und nun gegen West seinen Weg fortsetzend, den Namen Sinku annimmt, bis er an der oben genannten Stelle mit dem Caledon sich vereinigt, den Namen Orange-Rivier erhält, der ihm jedoch auch auf vielen Karten schon in seinem oberen Laufe beigelegt wird. Der Namagari endlich fließt, auf dem nördlichen Abfall des Pofung seinen Ursprung nehmend, anfangs gegen Nord ab, wendet sich ungefähr unter 27½° S. und 28½° D. durch N. W. nach W. und erhält, nachdem er auf seiner linken Seite nach und nach verschiedene wasserreiche Ströme aufgenommen, ungefähr unter 27° S. und 26° D. den Namen Fal (holländisch Vaal d. h. gelb, erdfahl), unter welcher Benennung er von nun an gegen S. W. dem Orange-Fluß zufließt, mit dem er sich in ungefähr 29° S. und 22½° D. unweit der Wesleyanischen Missionsstation Campbelsdorp vereinigt. Das von diesen Flüssen, vom Namagari und Fal gegen N. und N. W., vom Sinku und Orange-Fluß gegen S. und S. W. umschlossene, im Westen dem Malutis- und dem Pofung-Gebirge vorliegende Land bildet nach der Beschreibung unserer Reisenden eine fruchtbare, weidenreiche, wohlbewässerte Plateaulandschaft, in welcher jedoch, je weiter man sich gegen N. W. von den Gebirgen entfernt, der Boden sandiger und steriler und die Vegetation, besonders die Baumvegetation, seltener und ärmer wird. Die Flüsse, welche diese Gegend bewässern, sind, je wei-

ter sie sich von ihren Quellen und oberen Zuflüssen entfernen, immer mehr den Einflüssen des eigenthümlichen innerafrikanischen Klimas unterworfen, indem sie in der regnichten Jahreszeit reisende, die flachen Ufer weit überfließende Ströme bilden, in der trockenen Jahreszeit dagegen kaum die sandigen Flußbette allein auszufüllen im Stande sind. Näher dem Gebirge fließen diese Flüsse in engeren, zum Theil wohlbewaldeten und pittoresken Thälern, deren Anblick die Verf. oft an die Basses-Cévennes erinnerten, die sich öfters zu schönen, die Viehzucht sehr begünstigenden Wiesengründen erweitern und in welchen das Klima gesund und durchgehends angenehm ist, obwohl es in den Wintermonaten daselbst öfters friert und schneiet und heftige Hagelwetter, z. B. in Morijah selbst, nicht selten sind. Im Gebirge selbst, in den Malutis, ist der Winter zuweilen so strenge, daß im Freien sogar das Vieh und die Hirten mitunter erfrieren. In der Regel sind die Gipfel des Gebirges vier Monate lang, vom Mai bis August, mit Schnee bedeckt, vom Anfange October bis zu Ende Merz fallen im Gebirge sehr heftige Regen und während der beiden folgenden Monate ist es oft schweren Stürmen und furchtbaren Tromben ausgesetzt, welche es unbewohnbar machen. Sein östlicher Abfall jedoch, 'der eine Menge von Terrassen darbietet, welche stufenweise gegen die Ufer des Oceans niedriger werden' (S. 135), genießt eines milderen Klimas und hat auch eine manigfaltigere und kräftigere Vegetation, als der westliche Abfall, auf welchem jedoch auch prächtige Bäume vorkommen, unter denen unsere Reisenden am häufigsten eine schöne Varietät der *Cunonia Capensis* sahen, deren Stamm nicht weniger als 22 bis 30 Fuß Höhe hat. Auf beiden Abfällen der Malutiskette

wachsen *Olea Capensis*, *Euclea racemosa*, eine besondere Varietät von *Quercus Africana* und verschiedene Baumarten der gemäßigten Zone (S. 137). Zahlreiche Heerden von verschiedenen Antilopenarten bewohnen das Land im Osten und Westen der Gebirgskette, auch der *Hyrax Capensis*, dessen Fleisch den Eingebornen eine beliebte Speise und dessen Fell ein ausgezeichnetes Pelzwerk liefert, findet sich auf beiden Abfällen des Gebirgs, während der Elefant, die Giraffe, so wie das zweigehörnte Rhinoceros allein auf der Ostseite vorkommen.

Die geognostischen und hypsometrischen Nachrichten, welche die beiden Missionare über die von ihnen durchwanderte Gegend mittheilen, sind nur sehr unvollkommen und zum Theil selbst sehr unklar. Dennoch läßt sich aus den ersteren mit einiger Wahrscheinlichkeit schließen, daß im Gebirge selbst, vorzüglich aber in der demselben im Westen vorliegenden Hochebene, die für ganz Afrika so wichtige Kreideformation (vergl. z. B. für Südafrika Jahrg. 1837. St. 146 dieser Blätter) die Hauptrolle spielt, wie denn namentlich der so genannte Quadersandstein in den geognostischen und orographischen Schilderungen der Verff. nicht zu verkennen ist. In welchem Verhältnis aber diese Formation daselbst zu den gleichfalls öfters von den Verff. genannten abnormen Gebirgsgesteinen (Granite, Porphyre, basaltische Gesteine) und zu den hin und wieder beobachteten tertiären Ablagerungen stehen, ist eben so wenig aussündig zu machen, wie die Stelle, welche den Steinkohlen anzuweisen sein mag, von denen die Verff. an verschiedenen Punkten sichere Anzeichen gefunden haben wollen. Die Verff. sprechen auch einmahl (S. 101) von einer Platina-Mine, doch geht aus der Nachricht über den Gebrauch, den die Eingebornen von der

gefundenen Substanz machen, deutlich hervor, daß dieselbe kein Platina sein kann. — Die absolute Höhe des Pofung, die ungefähr 12 D. Lieues Umfang haben soll, schätzen unsere Verff. zu 10,000 engl. Fuß und seine Erhebung über die umgebende Hochfläche zu 200 Toisen.

Das Pofung-Gebirge, schon so interessant wegen der vielen Flüsse, denen es ihren Ursprung gibt, verdient noch besonders die Aufmerksamkeit des Geographen als ein wahrscheinlicher wichtiger Paß vom östlichen Küstenlande zur inneren Hochterrasse. Als ein weniger gesondertes Massengebirge, des höchste Erhebung ein Plateau (*un plateau tapissé de la plus riche verdure* S. 143) bildet, auf welchem in geringer Entfernung von einander die Quellen bedeutender nach allen Richtungen abfließender Gewässer liegen, muß seine Uebersteigung von Ost nach West viel leichter erscheinen, als die des südlich davon gelegenen, in mehreren Parallelketten von N. D. nach S. W. sich erstreckenden Malutisgebirges, dessen Unzugänglichkeit bisher für die Entwicklung der Ansiedelungen an der Küste von Natal (Victoria-Territorium) ein bedeutendes Hinderniß gewesen, indem diese Ansiedelungen nur durch ihre Verbindungen mit dem Inneren Bedeutung erhalten können. Auch haben in der That in neuerer Zeit die Zulus, der Kafferstamm, dessen Einfälle den Beschuanen- und Hottentotten-Stämmen zwischen dem Caledon und dem Namagari so verderblich geworden, durch die Communicationsstraße, welche sie sich über dies Gebirge von ihrer Residenz Mokokutlous (ungefähr 28 S. und 29½ D.) aus nach den Wohnplätzen der Mantatis im Westen des Quellengebirges eröffnet haben, die Richtung angezeigt, welche die Colonisten von Cap Natal zur Uebersteigung derjenigen Gebirgsgürtel einzuschla-

gen haben, welche sie bisher von jeder Verbindung mit dem Inneren abzuschließen schienen.

Bei Aufzählung der geographischen Früchte der vorliegenden Reisebeschreibung dürfen wir die, freilich nur sehr kurzen, Nachrichten nicht unerwähnt lassen, welche die Verf. S. 374 ff. über die Fransche = Bergen mittheilen, einen Gebirgszug, welcher unweit Namagari in ungefähr $26\frac{1}{2}^{\circ}$ S. u. $27\frac{1}{2}^{\circ}$ N. aufsteigend, als regelmäßige Kette zuerst von S. W. nach N. D. läuft und nach der einstimmigen Aussage der Eingebornen weit ins Innere (wonach sie jedoch ihre anfängliche Richtung nicht behalten können) sich erstrecken. Unsere Reisenden, welche dies Gebirge (vielleicht mit der von Archbell im Jahre 1829 unter 27° S. überstiegenen Gebirgskette identisch) nur von weitem (auf ihrer Reise längs des südlichen Ufers des Namagari oder Fal) sahen, schätzen die Höhe desselben bei seinem Ursprunge zu 2000 Fuß über den umgebenden Boden und zu 4 bis 5000 F. über das Meer, und nach den Versicherungen der Eingebornen soll die Höhe gegen N. noch bedeutend zunehmen. Der Schnee bedeckt das Gebirge im August, und drei Monate später fallen in demselben heftige Regen. Alsdann grünt darin Alles auf das schönste, und es wimmelt darin von Antilopen, aber auch von Löwen und Hyänen. Verbürgter als diese gewiß sehr unzuverlässigen Nachrichten ist die von unseren Reisenden selbst beobachtete Thatsache, daß diese Fransche = Bergen nicht eine unmittelbare Fortsetzung der Malutis bilden, wie es auf unseren Karten angegeben wird. Unsere Verf. fanden im Gegentheil zwischen diesen beiden Gebirgen nur ein Plateauland mit hügelichter Oberfläche, welches sich, aber nur sehr unmerklich, gegen N. W. senkt und von wasserreichen, tief eingeschnittenen Flüssen (Namagari mit seinen

Nebenflüssen Enketuane, Lekua u. a.) durchschnitten wird (S. 261). Dies ganze Land zwischen den Malutis und den Fransche-Bergen, welches uns hoffentlich bald genauer bekannt werden wird durch die fortgesetzten Untersuchungen der Missionare und durch die Expedition, welche kürzlich von der Cap-Colonie aus dahin abgegangen ist (Bullet. de la Soc. de Géogr. 1845. 1. p. 136), schildern unsere Missionare als reich an Wasser, fetten Weiden und Wild, jedoch gegenwärtig fast ganz entvölkert durch die neuerlichen grausamen inneren Kriege der verschiedenen Beschuanen- und Kafferstämme, über welche die Verff. sehr interessante und ausführliche Berichte mittheilen. Wir bedauern sehr auf diese wie auf die reichhaltigen ethnographischen Nachrichten der Verff., welche den größten und wichtigsten Theil der ganzen Reisebeschreibung ausmachen, hier nicht weiter eingehen zu können, weil die Auseinanderlegung der sehr complicierten Tribut-Verhältnisse dieser Gegenden uns viel zu weit führen würde. Nur das müssen wir hier im Allgemeinen noch bemerken, daß das Bild, welches die Verff. uns von dem socialen und sittlichen Zustande der von ihnen besuchten Völkerschaften entwerfen, ein gräßlich niederschlagendes ist, und daß sein Anblick auch den Gleichgültigsten mit schrecklicher Nothwendigkeit davon überzeugen muß, daß diese Völker vor gänzlichem moralischen und physischen Untergange allein die christliche Mission zu bewahren im Stande ist. Deshalb muß es uns um so mehr freuen, daß die französisch-protestantischen Missionare ihre schon nicht ohne Segen gebliebene Thätigkeit gerade diesen Gegenden zugewendet und, nicht abgeschreckt durch die im Verhältnis zur Arbeit allerdings nur gering zu nennenden Früchte, doch bereits einige feste Punkte unter den rohesten

dieser Völker gewonnen haben, von denen aus ein fernerer segensreicher Fortschritt um so mehr zu hoffen steht, da die französischen Missionare bisher durch ihre Wesleyanischen Brüder, deren Missionen bereits bis zum Caledon vorgeschritten sind, überall die freundlichste Unterstützung und Behandlung gefunden haben. Gegenwärtig hat die Société des Missions évangéliques, außer der schon 1833 gegründeten von Morijah, schon sechs Stationen in Südafrika, nämlich Mekuatling, Motito, Beerseba, Bethulie, Thaba-Bossiu und Wagenmakersvalley, welche sich alle, die letzte einige Meilen von der Capstadt gelegene ausgenommen, auf der dem Buche beigegebenen Kartenskizze verzeichnet finden. — Schließlich müssen wir noch auf die sehr reichen linguistischen Nachrichten unserer Missionare und insbesondere auf das reichhaltige dem Buche angehängte Wörterbuch der Zula-, Sessuto- und Seroa-Sprachen aufmerksam machen, auch können wir nicht umhin, die überaus schöne Ausstattung des ganzen Werkes zu rühmen, welches durch das Comité de la Société des Missions évangéliques de Paris chez les peuples non chrétiens herausgegeben ist. Wappäus.

D o r p a t.

Druck von H. Laakmann 1844. Untersuchungen über krankhafte Zustände der Oberkieferhöhle. Von Dr G. F. B. Adelman, Professor der Wundarzneik. an der R. K. Hochschule zu Dorpat, Director der chir.=ophth. Klinik, R. Hofrath u. s. w. Mit 3 Taf. Abbild. 66 S. in Fol.

Vorstehende Schrift ist das Weihgeschenk, welches nach guter alter Sitte bei feierlichen Gelegenheiten eine Universität der andern widmet. Mit

ihr wünscht die Kaiserliche Hochschule zu Dorpat der Schwester und Nachbarin Königsberg zu der Feier des 29sten Augusts, als des Tages ihres dritten Säcularfestes, Glück. Die Schrift selbst enthält Andeutungen über einige Krankheiten der Highmorschöhle, welche der Verf. größtentheils seit einer Reihe von Jahren sowohl in fremden als in eigenen Kliniken und in der Privatpraxis zu beobachten und zu behandeln Gelegenheit hatte. Eine Monographie der Krankheiten dieser Höhle zu liefern, lag nicht im Plane, da dergleichen schon vielfältig genug vorhanden sind, wenn sie auch den Gegenstand noch nicht gänzlich erschöpft haben. Zudem, meint der Verf., ist es jetzt auch nicht an der Zeit dergleichen Schriften abzufassen, welche der Natur der Sache gemäß compilatorisch ausfallen müßten, da die Physiologie und pathologische Anatomie in ihrer jetzigen Richtung der Kritik und exacter Beobachtung eigentlich mehr dahin zu wirken haben, destructiv gegen eingebürgerte Irrthümer zu verfahren, als aus wenigen Erfahrungen neue Wahrheiten aufzubauen. Veranlassung selbst, gerade den gewählten Gegenstand zu bearbeiten, gab dem Verf. ein Fall, welchen er vor zwei Jahren in seiner Klinik behandelte. Ein 12jähriger Bauerknabe suchte am 24sten Febr. 1842 wegen einer Geschwulst des Gesichts Hilfe: diese von sehr bedeutendem Umfange nahm die ganze rechte Wange ein; der sich längst der Basis des Unterkiefers hinstreckende Rand war sehr beweglich, und konnte leicht emporgehoben werden, so daß sich gleich voraussagen ließ, daß die Geschwulst vom rechten Oberkieferbein, und zwar besonders von der Highmorschöhle ihre Entstehung nähme. Dabei hatte sich Exophthalmos gebildet,

in dessen Folge der seiner natürlichen Bedeckungen entblößte Flugapfel allen äußerlichen Schädlichkeiten ausgesetzt, seine visuellen und trophischen Nervenverbindungen gezerzt wurden, woraus eine verschwärende Entzündung mit Auslockerung und Ernährungs-mangel entstehen mußte. Von der Hornhaut gewahrte man nur noch ein Rudiment. Hob man die Nasenspitze in die Höhe, so sah man, wie auch im rechten Nasenloche ein Theil der Geschwulst durch die Oeffnung der Highmorschöhle in der Nasenwand des Oberkiefers bis zur Nasenscheidewand gedrungen war, und die Respiration durch die Nasenhöhle sehr erschwerte, wo nicht möglich machte. Auch die Mundhöhle war nicht von der Entstellung frei geblieben. Mit den Fingern fühlte man deutlich zwischen der Zahnreihe wieder die harte und gespannte Geschwulst, so wie sie unter den Weichtheilen der Wange sich entwickelt hatte. Der harte Gaumen war schon in seiner Mitte durchbohrt, der ganze Gaumentheil des Oberkiefers verschoben, und die Schleimhaut ebenfalls durch Druck resorbiert worden. Die Respiration war sehr erschwert und ging besonders durch den Mund vor sich, da das linke Nasenloch, wenn auch nicht ganz unwegsam, doch nur einen geringen Luftstrom zuließ. Der Kranke war abgemagert, sprach sehr undeutlich, so daß ihn nur seine daran gewöhnten Eltern verstehen konnten. Das Leiden selbst begann vor zwei Jahren, und hatte seit dieser Zeit die angegebene Höhe erreicht. Am 12ten März ward zur Operation geschritten, und zuerst die gemeinschaftliche Carotis unterbunden, wobei die zu scharfe Deschampsche Unterbindungsnadel die Carotis verlegt hatte, so daß ein Strahl arteriellen Blutes erschien. Schnell

wurde die Carotis unterhalb des M. omohyoideus comprimiert, das Zellgewebe zwischen dem Stiche und der Compressionsstelle gelöst, und eine neue Ligatur angezogen. Nun hörte zwar die pulsierende Blutung auf, aber es entfloß arterielles Blut aus der Stichwunde von Oben nach Unten. Es ward demnach auch oberhalb der Stichwunde eine Ligatur angelegt, worauf jede Blutung verschwand. Nach Vollendung dieser vorbereitenden Operation wurde ein Hautschnitt halbmondförmig vom Wangenfortsatze des Schläfebeines bis zum rechten Mundwinkel geführt, der dadurch gebildete Hautlappen nach Aufwärts präpariert. Der nach der Schläfeseite hinziehende Theil der Geschwulst konnte leicht unter der Haut herabgezogen werden, worauf sein dünner Stiel, durch welchen er mit der Oberkiefergeschwulst verbunden war, mit einem Messerzuge abgetrennt wurde. Die in der Highmorshöhle wuchernde Geschwulst wurde mit einem Haken gefaßt, nach Vorwärts und nach allen Seiten gezogen, um auf solche Weise an ihren Stiel zu gelangen. So nahe als möglich wurde dieser an der untern Orbitalplatte abgeschnitten, um vorerst die Höhle zu räumen, und dann erst einen weiteren Operationsplan zu entwerfen. Die innere Wandung der Highmorshöhle ward nun sichtbar, die vordere ward gänzlich durchbohrt: die untere Augenhöhlenplatte war nicht resorbiert, sondern auffallend genug nach Abwärts gedrückt, wodurch die Höhe der Highmorshöhle vermindert wurde. Da aber der Kranke sehr schwach und selbst kalt wurde, so konnte die Operation nicht weiter fortgesetzt werden. Am 14ten März, bis zu welchem Tage der Leidende sich wieder erholt hatte, ward zur Fortsetzung der Operation ge-

schritten, welche in zwei Abtheilungen ausgeführt werden mußte, wovon die erste die Geschwulst in der Augenhöhle, die zweite die der Nase und des Gaumens betraf. Zuerst ward der Augapfel extirpiert, worauf der Polyp in die Höhe gehoben, und mehr zerrend als schneidend aus der Augenhöhle gezogen wurde: denn nur an seinem Stiele, welcher durch die *fissura orbitalis superior* aus der Highmorschöhle hervor kam, mußte mit dem Messer nachgeholfen werden. Da die Communications-Öffnung zwischen der Highmors- und Nasenhöhle von der hier besonders harten Geschwulst verstopft war, so ließ sich nicht hoffen, den Polypen in der Nasenhöhle aus der schon entleerten Oberkieferhöhle herauszuziehen. Es blieb nur die Nasenhöhle übrig: der Verf. erweiterte sie, spaltete die Nasenknochen: allein die Härte der Geschwulst war so groß, daß eine Zange nicht faßte, sondern ein Muz. Haken angewendet werden mußte. Aber auch jetzt gelang es nur stückweise die Geschwulst zu entfernen besonders bei dem den Gaumen durchbohrenden Anhange, so daß diese Höhle frei wurde. Immer tiefer drang der Operateur in die Nasenhöhle ein, aber es erschien kein Ende der Geschwulst, bis der Operateur an die vordere Wand der Wirbelkörper des Halses anstieß. Hier hatte die Geschwulst schon den *Constrictor pharyngis* ergriffen und drückte auf den Stimmdeckel. Der Parasit mußte die ganze Schädelbasis zu seiner Ernährungsfläche genommen haben. Eine Radical-Operation war in diesem Falle unmöglich: die der Stimmrinne zunächst liegende Anschwellung wurde noch abgeschnitten und der Verband angelegt. Am 15ten März starb der Patient unter leichten Convulsionen. — Ein sehr genauer Sections-Bericht folgt

der Beschreibung der Operation, woraus ersichtlich, daß vor Allem die Knochen der afficierten Seite im höchsten Grade degeneriert, theils ver-
 bildet, theils stellenweise resorbiert waren. So hatte der Processus frontal. oss. zygomat. noch die Dicke einer Linie, eben so der Processus zygomat. oss. frontal., dessen Orbitalfläche in dieser Gegend auch nur noch die Dicke von Postpapier besitzt. Der Processus zygomat. oss. temp. ist, besonders an seiner Verbindungsstelle mit dem Jochbeine, so stark resorbiert, daß nur noch 1''' Knochensubstanz übrig bleibt. Der Processus palatinus des Oberkiefers ist auf beiden Seiten gleichmäßig zerstört, nicht minder sind es die Ossa palatina, so daß auch nicht mehr die geringste Spur derselben aufgefunden werden kann. Der Sinus frontalis rechter Seite ist sehr stark erweitert und in die linke Seite hineingedrängt. Der Nasenknochen und der Processus nasalis des Oberkiefers ist stark concav nach Auswärts gebogen, und wendet sich erst in der Gegend der Spina nasalis wieder nach Innen, wo die Resorption des Processus palatinus des Oberkiefers Statt gefunden hat. Die der Nasenhöhle zugekehrte Wand der Highmorshöhle bietet eine große Deffnung dar, welche unten von dem Processus alveolaris, nach Aufwärts von den Ethmoidalzellen begrenzt wird. Von Vorne nach Hinten ist hingegen keine Grenze anzugeben, indem die Geschwulst, so weit sie nicht durch die Operation entfernt wurde, sich nach Hinten bis an den Pars basilaris des Os occip. und noch unter dieselbe erstreckt und die Corticalsubstanz dieses Knochens schon so zerstört hat, daß sie in die spongiöse Masse derselben überzugehen scheint, besonders mit einigen Stielen sich in die-

selbe hineinsenkt. Dies ist noch mehr der Fall an den Keilbeinzellen, bei deren leichter Durchdringbarkeit die Geschwulst schnell bis an die Hirnfläche des Keilbeinkörpers gerieth und dieselbe durch Druck so sehr zur Resorption brachte, daß in der Gegend der Sella turcica nur noch die dura mater die Grenze zwischen dem Gehirn und dem Tumor bildet. Aber auch nach der linken Seite erstreckt sich der Tumor, hinter der Spina nasalis beginnend, und nach Hinten bis zum foramen opticum mit freien Rändern gehend: nach Aufwärts längs der Pars basilaris des Hinterhauptbeins breitet sich sein Stiel aus in den Körper des Keilbeines, dessen Zellen ebenfalls, wie rechterseits, so durchbohrt sind, daß auch hier nur noch die harte Hirnhaut die Grenze zwischen Hirn- und Nasenhöhle ausmacht. Die Scheidewand der Nase bildet von der Nasenspitze an bis zum Vomer, wovon noch Rudimente da sind, eine durchaus homogene sehnige Wand, welche aber so stark an den Nasenfortsatz des Oberkiefers und an das Thränenbein angedrückt ist, daß man nur mit einem Scalpellstiele, in das linke Nasenloch eingeführt, etwas mehr nach einwärts dringen kann. Von Muscheln ist auch in dieser Nasenhöhle nichts zu bemerken. Die Communicationsöffnung zwischen Nasen- und linker Highmorschöhle zeigt eine ziemlich normale Weite, indem nur erst ein kleiner Arm des Polypen von der Länge von vier und der Breite zweier Linien sich in denselben hineinzusenken begann. Drei Abbildungen erläutern die sorgfältig gegebene Relation des Leichenbefunds. — An diesen Fall reiht der Verf. seine weiteren Untersuchungen über die Krankheiten der Highmorschöhle, und zwar betrachtet er: 1) die Entzündung der Schleimhaut derselben; 2) die Blennorrhöe der

Highmorshöhle; 3) die Balggeschwülste in derselben; 4) die Polypen; 5) Schwammauswüchse, Osteosarkome, Osteosteatome, Scirrhus und Krebs, Crostose des Oberkiefers; 6) fremde Körper. (Ein Fall, welchen Fr. Pauli in Landau in den medic. Heidelb. Annalen 1835. S. 296 mittheilt, hätte die von dem Verf. angeführten noch vermehren können. Eine 3 Zoll lange und $\frac{1}{2}$ Zoll breite Messerflinge ward aus dem Antr. Highmori gezogen, in welches sie bei einer Verwundung eingebrungen und über ein Jahr befindlich war). Eine Tabelle nach Alter und Geschlecht ist der Aetiologie beigelegt, um auch der jetzt so beliebten numerischen Methode zu genügen. Endlich handelt der Vf. die Operationen an der Highmorshöhle ab, welche in der Eröffnung derselben, in der Einziehung eines Haarseiles durch dieselbe, in der Wegnahme des größten Theils des Oberkiefers, und in der Wegnahme der in der Oberkieferhöhle befindlichen Gewächse bestehen. Mit einer Uebersicht gänzlicher oder theilweiser Excisionen des Oberkiefers oder in dessen Höhle befindlicher Geschwülste schließt der Verfasser. — Wir erkennen den rühmlichen Fleiß und die Sorgfalt, welche der Verf. seinem Gegenstande auch in Beziehung auf die beigebrachte sehr reichhaltige Literatur gewidmet, nach Verdienst an, und wünschen ihm bei seinen weiteren Bestrebungen auf der mühevollen Bahn, welche er sich in fernem Lande als Lebensberuf gewählt, jegliches Glück und den besten Segen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

144. Stück.

Den 8. September 1845.

P a r i s.

Chez Firmin Didot Frères 1843. De la Production des Métaux précieux au Mexique, considérée dans ses Rapports avec la Géologie, la Métallurgie et l'Économie politique; par St. Clair Duport. VIII, XIII und 429 Seiten in Octav. Mit 5 Kupfertafeln.

Die vorliegende Arbeit schließt sich dem berühmten Werke von Alexander von Humboldt und der schätzbaren Schrift von Joseph Burkart über Mexico (s. diese Anz. v. J. 1837. S. 771 bis 798) auf eine würdige Weise an, indem sie eine lehrreiche Uebersicht von Allem gibt, was die Gewinnung von Gold und Silber in Mexico betrifft, und in vielen Stücken die früheren Mittheilungen über diesen Gegenstand ergänzt. Der Verfasser, welcher eine umfassende Bildung und eine vertraute Bekanntschaft mit dem Berg- und Hüttenwesen überhaupt, so wie mit den bergmännischen Hilfswissenschaften an den Tag legt, lebte seit 1826 beinahe ohne Unterbrechung in Mexico,

und wurde durch seine Verhältnisse in den Stand gesetzt, genaue Beobachtungen über das dortige Bergwerkswesen anzustellen und sichere Notizen über die Metallproduction in jenem Lande sich zu verschaffen. In einer gut geordneten und klaren Darstellung berührt der Verf. das schon von Anderen Mitgetheilte verhältnißmäßig kurz, und verweilt dagegen länger bei Gegenständen, über welche man in früheren Schriften weniger genaue und ausführliche Nachrichten findet.

Das erste Kapitel gibt eine gedrängte Uebersicht von der geologischen Beschaffenheit des Landes und von dem Bergbau. Auf die Gewinnung und Zugutemachung der Erze ist es in Mexico von bedeutendem Einfluß, daß bei einem großen Theil der Gänge das Ganze derselben in zwei bestimmt verschiedene Zonen zerfällt: in den oberen Theil, in welchem die Gangmasse im Zustande der Zersetzung sich befindet, und in den unteren, in welchem die Erze noch ihre ursprüngliche Beschaffenheit haben. Unter diesen sind für die Silbergewinnung die einfachen und zusammengesetzten Verbindungen dieses Metalles mit dem Schwefel, nebst dem gediegenen Silber von größter Wichtigkeit, wogegen die Gewinnung aus dem Bleiglanze von geringem Belange ist. Da das Schwefelsilber, der Bleiglanz und die oft mit einbrechende Zinkblende der Gangmasse eine dunkle Färbung ertheilen, so werden von dem mexicanischen Bergmann die in größerer Tiefe vorhandenen Erze, negros, die in oberer Tiefe sich findenden, durch Eisenoryd gewöhnlich roth gefärbten, colorados genannt. In diesen ist das Silber besonders als Chlor-, zuweilen auch als Bromsilber enthalten, und andere Metalle kommen darin theils als Dryde, theils als Salze, zumahl als schwefelsaure und kohlen-saure

vor. Diese im zersehten Zustande befindliche Gangmasse gestattet nicht allein wegen ihres Vorkommens in oberer Teufe und wegen ihrer Lockerheit eine weit leichtere Gewinnung, sondern ist auch vortheilhafter zu Gute zu machen, als die aus so genannten schwarzen Erzen bestehende, aus welchen indessen nach dem Verf. etwa $\frac{7}{8}$ von dem in Mexico producierten Silber erfolgen. Das Vorkommen des Chlors und Broms, und nach der Entdeckung del Rio's, auch des Jods, in Verbindung mit Silber in der oberen Teufe der mexicanischen Gänge ist eine besonders beachtungswerthe Erscheinung, da man jene Stoffe nothwendig als von Außen eingedrungene betrachten muß. Diese Umwandlung des gediegenen Silbers in Chlor- und Bromsilber ist nach einem großen Maßstabe der merkwürdigen Erscheinung analog, welche Hr Münzmeister Brühl zu Hannover an alten Silbermünzen beobachtet hat (s. diese Anz. v. J. 1843. S. 1292). Uebrigens ist die Bildung jener Verbindungen in oberen Gangteufen nicht auf Mexico beschränkt. Schon vor vielen Jahren fand Referent in der sehr veränderten, durch verschiedene merkwürdige Zersehtungsproducte ausgezeichneten Masse des oberen Theils des Neufanger Ganges zu St. Andreasberg am Harz Chlorsilber auf, und neuerlich hat Berthier in den Erzen von Huelgoet in Bretagne, die viel Chlorsilber enthalten, auch Bromsilber nachgewiesen. Besonders ausgezeichnet ist nach den Mittheilungen von D o m e y k o das Vorkommen von Chlor- und Bromsilber in den Silbergruben von Copiapo in Chile, wo diese Verbindungen ebenfalls nur in den oberen Theilen der Gänge sich finden; und von demselben ist neuerlich auch Jodsilber auf einem Gange in der Porphyrfornation des Berges de los Algodones südlich von Arqueros in Chile

entdeckt worden. — Von dem Betribe des mexicanischen Bergbaues, der dem deutschen Bergmanne nichts Nachahmungswürdiges darbietet, hat Burkart ausführlichere Nachrichten mitgetheilt; und was die in Mexico geltenden Berggesetze betrifft, von welchen Hr St. Clair Duport eine kurze Uebersicht gegeben hat, so sind auch diese in Deutschland durch die von Nöggerath und Pauls gelieferte Uebersetzung der Reales ordenanzas para la direccion, régimen y gobierno del importante cuerpo de la mineria de nueva-españa, y de su real tribunal general, bereits vollständig bekannt.

Das zweite Kapitel ist den metallurgischen Processen gewidmet. Der Verf. beschreibt die Arbeiten der mechanischen Aufbereitung der Erze und ihrer Röstung, die Schmelzprocesse, so wie die Arbeiten der Amalgamation, und theilt interessante Bemerkungen in Beziehung auf die Theorie der letzteren mit. Die Verschmelzung der Erze ist im Wesentlichen gegenwärtig noch dieselbe, wie sie vor dreihundert Jahren von den Spaniern in Mexico zuerst eingeführt worden. Man wendet dazu niedrige Krummöfen, so genannte castilianische Defen an, und bedient sich zur Cupellation theils des Treibofens (vaso) mit einem aus Asche und Thon geschlagenen Herde, den man nicht bei jedem Proceß erneuert, sondern mehrere Monate lang gebraucht, theils anderer Vorrichtungen (Galeme und Chacuaco), die in Beziehung auf Brennmaterial-Aufwand und Bieverbrand noch unvortheilhafter sind, als die an den mehrsten Orten unvollkommen construirten Treiböfen. Reinere Silbererze werden hin und wieder durch Eintränkung in Blei (cebar sobre baño de plomo) auf einem aus Asche und Thon geschlagenen Herde (nulla) und

darauf folgende Cupellation zu Gute gemacht. Man kann nach dem Verf. annehmen, daß nur etwa $\frac{1}{10}$ von allem in einem Jahre producierten Silber durch den Schmelzproceß ausgebracht wird, wogegen man die übrige Quantität durch Hilfe der Amalgamation gewinnt, welche seit 1557 in Mexico mit Quecksilber von Almaden in Spanien betrieben wird. Das eigenthümliche, von der europäischen Amalgamation wesentlich verschiedene Verfahren hat seit der Einführung desselben keine Abänderungen erlitten, wenn man die seltneren Anwendung eines Kalkzusatzes und die an vielen Punkten üblich gewordene Anwendung von Pferden und Maulthierern statt der Menschen bei dem Durchtreten der Erzhausen ausnimmt. Die mexicanische Amalgamation ist bekanntlich durch Sonnenschild weitläufig beschrieben und als eine sehr vollkommene gepriesen worden. In einem solchen Lichte erscheint sie nun freilich nach dem was das vorliegende Werk darüber enthält, nicht. Es geht daraus hervor, daß, wie schon Karsten in dem System der Metallurgie bemerkt hat, der Proceß einen großen Zeitaufwand erfordert, zu überaus reichen Rückständen Anlaß gibt, und mit einem übermäßig großen Quecksilberverlust verknüpft ist. Der Verf. zeigt, daß die Quantität von Silber, welche bei der gewöhnlichen kalten Amalgamation (*beneficio de patio*) zurückbleibt, in sehr vielen Fällen 40 Procent des durch docimastische Versuche in den Erzen gefundenen Silbergehaltes beträgt. Zu Guanajuato beläuft sich nach seinen Untersuchungen der Silberverlust auf 10 Procent, zu Fresnillo auf 28 Procent und zu Beta grande (*Zacatecas*) auf 35 bis 40 Procent. Die Rückstände werden zwar verwaschen und einer neuen Amalgamation unterworfen; aber bei der großen Zerthei-

lung, in welcher sich die Erze nach der ersten Operation befinden, wird bei dem Verwaschen der größte Theil des Silbers durch das Wasser fortgeführt. Hr St. Clair Dupont hatte Gelegenheit, in dem Archive des zu Mexico von Cortez gegründeten Jesus-Hospitals Notizen über die Resultate der in den Jahren von 1570 bis 1585 bei den Gruben von Tasco betriebenen Amalgamation zu extrahieren, woraus sich ergibt: daß das gewonnene Silberquantum sich zur Quantität der Erze verhielt wie 16 : 10000, und daß der Quecksilberverlust 12 Unzen auf die Mark ausgebrachten Silbers betrug. Nach dem Verf. stimmen diese Verhältnisse mit den Erfolgen bei der jetzigen Arbeit ziemlich nahe überein. In einem im J. 1836 von der mexicanischen Bergwerksdirection an die Deputiertencammer erstatteten Bericht wurde der Quecksilberverlust zu einem Pfunde auf die Mark Silber angegeben, welches dem Verf. etwas zu hoch zu sein scheint. Er glaubt, daß man sich von der Wahrheit nicht weit entferne, wenn man den Quecksilberverlust bei der Amalgamation, wie sie zu Fresnillo und Guadalupe y Calvo betrieben wird, zu 13 Unzen auf die Mark Silber annimmt. Daß die mexicanische Amalgamation sehr wenig Brennmaterial erfordert, welches dort überaus hoch zu stehen kommt, ist der Hauptgrund, daß man den großen Quecksilberverlust nicht achtet und ohne Zweifel die alte Methode so lange beibehalten wird, bis es vielleicht einmahl gelingt, Mittel aufzufinden, wodurch an Quecksilber gespart werden kann.

Das dritte Kapitel handelt von den auf den Bergwerksproducten ruhenden Abgaben, von dem Verfahren bei dem Probieren der edlen Metalle und der Münzen, von der Goldscheidung, von dem Münzwesen, von der Production im J. 1841 und

von der Exportation. So lange die Gewinnung und Zugutmachung der Minern dauert, bekümmert sich das mexicanische Gouvernement um die Producte der von Privatpersonen und Gesellschaften betriebenen Bergwerke gar nicht; aber sobald Gold und Silber dargestellt sind, beginnt die Intervention desselben. Die Verwandlung der Metalle in Barren, die Probirung ihres Gehaltes, die Scheidung von Gold und Silber, die Ausmünzung und Exportation sind der Aufsicht des Gouvernements unterworfen. Diese verschiedenen Gegenstände werden von dem Verfasser in der angegebenen Reihenfolge beleuchtet. Referent muß sich darauf beschränken, von den vielen interessantesten Mittheilungen, welche dieses Kapitel enthält, Folgendes auszuheben. Da im J. 1841 die Ausfuhr von Barren nicht erlaubt war, so kommen die officiellen Angaben von der Gold- und Silberproduction in diesem Jahre der Wahrheit näher, als die aus früheren Zeiten. Es wurden 1841 gemünzt: 2,000,000 Piafter in Gold und 16,000,000 Piafter in Silber. Man kann nach dem Verfasser annehmen, daß von dieser Summe etwa 13,000,000 Piafter nach England und den englischen Besitzungen, 1,000,000 Piafter nach China und den Häfen von Südamerika, und 4,000,000 nach den vereinigten Staaten von Nordamerika, nach Frankreich, Deutschland, Spanien und anderen europäischen Ländern exportiert worden.

Das vierte Kapitel enthält specielle Nachrichten von den wichtigsten Bergwerks-Districten, namentlich von Guanajuato, Zacatecas, Fresnillo, Catorce, Guadalupe y Calvo, Tasco, Ramos, Sombrerete, Nieves, Charcas, Angeles, la Blanca, Djo caliente.

Das fünfte Kapitel, welches von den Kosten und den muthmaßlichen Veränderungen in der Production handelt, enthält zugleich Andeutungen, auf welche Weise der Betrieb des Bergbaues und die Verfahrungsarten bei der Zugutemachung der Erze in Mexico zu verbessern sein dürften. Obgleich die dort üblichen Schmelzprocesse großer Vollkommenungen fähig sind, so wird man sich ihrer doch bei dem hohen Preise des Brennmaterials, und bei der Schwierigkeit, die bewegende Kraft für das Gebläse zu erlangen, immer nur in beschränkter Maße, und nur bei reicheren Erzen bedienen können. Bei dem gewöhnlichen Gehalte der Erze von 0,0015 bis 0,0020 bleibt die Amalgamation für jetzt das einzige Mittel, um ihre Zugutemachung mit Vortheil zu betreiben. Dieser hat sich aber durch die Erhöhung des Preises des Quecksilbers gegen frühere Zeiten sehr vermindert. Wenn vormahls der Hof von Madrid dem mexicanischen Bergbau das Quecksilber von Almaden zu 42 Piafter 36 für den span. Centner (46 Kilogr.) lieferte, so wird gegenwärtig der Centner mit 130 Piafter bezahlt. Das Quecksilber ist, wie der Vf. bemerkt, das einzige Band, welches der Zerreißung der commerciellen Verhältnisse zwischen Mexico und Spanien widerstanden hat; und die durch die Erhöhung des Preises dieses Metalles bewirkte Mehrausgabe, kommt beinahe dem Betrage der Abgaben gleich, mit welchen vormahls die mexicanische Gold- und Silberproduction belegt war, und die in den spanischen Schatz flossen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

145. 146. Stück.

Den 11. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'De la Production des Métaux précieux au Mexique, considérée dans ses Rapports avec la Géologie, la Métallurgie et l'Économie politique; par St. Clair Dupont.'

Mexico besitzt selbst an manchen Punkten Quecksilbererze, und man muß sich mit Recht darüber wundern, daß man dort nicht schon längst ernstlicher sich bemühet hat, solche zu benutzen. Nach den neuesten dem Referenten zugekommenen Nachrichten, geht man jetzt in Mexico damit um, eine Quecksilbergewinnung einzuleiten. Am erwünschtesten würde es freilich sein, wenn ein Verfahren der Gold- und Silbergewinnung ausfindig gemacht werden könnte, wobei, ohne einen bedeutenden Aufwand von Brennmaterial in Anspruch zu nehmen, das Quecksilber entbehrlich gemacht, oder doch wenigstens der Verlust desselben vermindert würde. In letzterer Beziehung hat der Verf. Beachtung verdienende Vorschläge erteilt. Auch hält derselbe es nicht für unmöglich, daß die von

Becquerel angegebene, und mit einer Quantität von 4000 Kilogr. mexicanischer Erze versuchte Entsilberungsmethode auf elektro-chemischem Wege, im Großen mit Vortheil auszuführen sei. Vielleicht eröffnet das im Mannsfeldischen neuerlich erfundene Verfahren der Entsilberung des Kupfersteins, auch für Mexico künftig eine Aussicht, die Amalgamation entbehrlich zu machen, oder wenigstens zu beschränken.

Die fünf Kupfertafeln, welche den Werth dieses trefflichen und äußerst interessanten Werkes erhöhen, enthalten eine Zeichnung von dem neuen großen Amalgamierwerke zu Fresnillo, Darstellungen der verschiedenen Apparate bei der mexicanischen Amalgamation, einen Profiliriß von den Gruben zu Guadalupe y Galvo, und eine Karte von den wichtigsten mexicanischen Bergwerks-Districten.

P a r i s.

1843. Cours d'économie politique par M. P. Rossi, membre de l'institut, professeur du droit constitutionnel à la faculté de droit à Paris etc. 2ème édition (1ère édition 1839). II Voll. 464 und 448 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieser Schrift, bekanntlich einer der ausgezeichnetsten Criminalisten und Staatsrechtslehrer in Frankreich *), hat ein vielbewegtes, wechselvolles Leben geführt. Geboren 1787 zu Carrara, war er in der Zeit des Königreiches Italien als practischer Jurist und Professor der Rechte zu Bologna thätig. Schon in dieser Periode scheint er der Gesinnung nach mehr Franzose, als Italiäner gewesen zu sein, und trug deshalb 1815

*) *Traité du droit pénal.* III Voll. 1829. *Cours du droit constitutionnel.* 1836.

kein Bedenken, sich von Murat als Civilcommissär in den von ihm besetzten drei Legationen brauchen zu lassen. Nach Murats Sturze flüchtete er nach Genf, wo er durch Vorlesungen und schriftstellerische Arbeiten in kurzer Zeit großen Beifall erhielt, so daß er 1819 zum Professor des Criminalrechts ernannt, später selbst in den großen Rath und zum Gesandten auf der Tagsatzung erwählt wurde. Mit seinen Collegen an der Akademie gerieth er übrigens bald in unangenehme Spannung: er widersetzte sich nämlich mit großem Eifer, oft mit beißendem Witz der unter Decandolles Führung entschieden vorherrschenden Partei der Realisten, welche von humanen Wissenschaften Nichts hören mochte. Diese Streitigkeiten verbitterten ihm seinen Genfer Aufenthalt. Längst hatte er, namentlich in der Zeitschrift *Fédéral*, die Ansichten Guizots und Broglies zu den seinigen gemacht, und es gelang diesen Männern deshalb, als Rossi in einer diplomatischen Mission nach Paris kam, ihn für den Lehrstuhl der politischen Deconomie am Collège Royal de France an J. B. Sais Stelle zu gewinnen. Anfangs hatte er hier, als Schützling der doctrinären Minister, mit allerlei Unannehmlichkeiten zu kämpfen, lärmenden Störungen im Vortrage u. Doch nicht auf die Dauer. Er ist nachmahls an die Rechtsfacultät als Professor des constitutionellen Rechts versetzt; 1839 zum Pair von Frankreich ernannt worden. In diesem Augenblicke nimmt seine diplomatische Mission an die römische Curie das öffentliche Interesse bedeutend in Anspruch. — Man wird schon hiernach erwarten können, daß Rossi ein 'Vermittler der Extreme' zu sein wünscht *): ein gemäßigter Freund

*) *Théorie mixte* in seinem Criminalrechte.

constitutioneller Formen, aber doch zugleich Anhänger starker Regierungsgewalt; für einen Practiker etwas doctrinär, für einen Theoretiker nicht übermäßig gelehrt; dabei vielseitig, gewandt, billigdenkend, in der Form nicht ohne Anmuth.

Die heutige französische Nationalökonomie theilt sich, gerade wie die deutsche und einigermaßen auch die englische, in zwei große Hälften: Anhänger und Gegner der Ad. Smithischen Schule. Unter den Lehteren gibt es wiederum drei Hauptgruppen, die weiter Nichts mit einander gemein haben, als die Opposition gegen die herrschende Smithische Richtung. Zuerst die Nationalisten, welche den bei Smith, viel mehr noch bei S. B. Say, allzusehr vernachlässigten Begriffen Staat, Volk &c. in der politischen Deconomie wieder ihr Recht verschaffen wollen. Ihr merklichstes Kennzeichen ist die Vertheidigung der Schutzzölle. Einen literarischen Anführer von der großen Bedeutung, wie unser List, hat diese Schule in Frankreich nicht. Dagegen huldigen ihr sowohl die einflussreichsten Practiker, als die wichtigeren Zeitschriften fast ohne Ausnahme. Also in so fern gerade umgekehrt, als in Deutschland; wie denn überhaupt, bei der Mangelhaftigkeit des französischen Universitätswesens, die dortige Staatspraxis viel weniger von der Theorie gebildet wird, als bei uns. — Sodann die Conservativen, um nicht Reactionärs zu sagen, welche bei jeder Gelegenheit die Abschaffung der mittelalterlichen Wirthschaftsinstitute, wozu Ad. Smith so mächtig beigetragen hat, beklagen. Sie dringen auf Beschränkung der Gewerbefreiheit, der Bodenmobilisierung, der vorherrschenden Geldwirthschaft, der freien Concurrency überhaupt. Diese Richtung hat ihren trefflichsten und zugleich gemäßigtesten Vertreter vor

Kurzem in Sismondi verloren. Gegenwärtig dürfte, wenn wir die Ultras unbeachtet lassen, Villeneuve-Bargemont an ihrer Spitze stehen. — Endlich die Socialisten. Sie gehen gleichfalls von den Schattenseiten der durch Ad. Smith vertretenen höheren Wirthschaftsstufen aus, und wollen zur Abhilfe die bisherigen Grundlagen der socialen Welt radical umgestalten. Gütergemeinschaft und Weibergemeinschaft ist das letzte Ziel, dem sie, bewusst oder unbewußt, consequent oder inconsequent zustreben, im schroffen Gegensatze des von ihnen so hart verklagten 'Individualismus.'

Nach ihren Hauptumrissen, wie gesagt, läßt sich diese Schilderung auch auf Deutschland anwenden. Jedoch ist das Verhältnis der Schulen unter sich hier ein wesentlich anderes. In wie ferne dies von den Nationalisten gilt, habe ich schon erörtert. Die conservative Schule hat in Deutschland bei Weitem nicht die Ausbildung und den Anklang gefunden, wie in Frankreich. Dies erscheint auffallend, wenn man die ungeheure und tiefbegründete Macht bedenkt, welche die conservativen Interessen bei uns im Staate besitzen. Allein gerade dieser Umstand könnte die Ursache sein: die mittelalterlichen Wirthschaftsinstitute sind bei uns noch längst nicht alle abgeschafft, die Ansichten der Smith'schen Schule noch längst nicht alle durchgeführt, daher von einer Uebertreibung derselben, die nun durch eine entgegengesetzte Uebertreibung auf die rechte Mitte zurückgebracht werden müßte, kaum die Rede sein kann. Auch die socialistische Schule, die in Frankreich so viele und bedeutende Jünger findet (vor Allen jetzt Considerant), die so gewaltig in das ganze dortige Volksbewußtsein eingreift, hat es bei uns nur zu wenigen und geringfügigen Nachah-

mungen bringen können *). Unser Vaterland ist Gottlob von den vornehmsten Elementen, auf denen der Socialismus beruhet, Geldoligarchie, Proletariat, übergroße Fabrikstädte, politischer, religiöser und moralischer Skepticismus der niederen Classen, noch ziemlich frei geblieben. — Dagegen steht die Schule Ad. Smiths bei uns Deutschen nicht bloß factisch noch in weit größerer Achtung, als bei den Franzosen, sondern sie verdient diese Achtung auch durch das ungleich frischere und selbständigere Leben, das ihr einwohnt. Während die heutigen französischen Anhänger des großen Schotten fast nur auf dem von ihm selber längst Gewonnenen ausruhen, hat er in Deutschland wirkliche Fortsetzer gefunden, sowohl nach der allgemein theoretischen Seite hin, als nach der speciell practischen. Ich gedenke namentlich der trefflichen süddeutschen Triumvirn, Rau, Hermann und Nebenius.

Die französischen Smithianer, deren vornehmstes Organ die Zeitschrift von Foelix, pflegen als ihr gegenwärtiges Haupt den Verf. unsers Buches zu betrachten. Pellegrino Rossi gilt als der eigentliche Nachfolger von J. B. Say: nicht bloß auf dem akademischen Lehrstuhle, sondern eben so wohl auch in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Er hat seinen Ad. Smith, Ricardo, Malthus, J. B. Say fleißig studiert und in hohem Grade klar verstanden; er ist eben deshalb auch wohl geeignet, die Theorie dieser Männer Andern, selbst Anfängern, klar zu machen. Besonders freuet es ihn, wenn er Mißverständnisse unter seinen Lehrern selbst aufhellen und berichtigen

*) Die Stromeyerschen Arbeiten z. B. sind weiter Nichts, als Fourierismus, wovon die ärgsten Extravaganzen, die meistens auch gar keinen wirthschaftlichen Charakter besitzen, ausgeschieden worden.

gen kann. Er verfährt dabei mit einer Unparteilichkeit, die bei einem Franzosen doppelt anzuerkennen ist; indem er z. B. andeutet, daß sich Say gegen mehrere Wahrheiten, die ihm von jenseits des Canales herüberkamen, bloß darum gesperrt habe, weil er sie nicht selber gefunden.

So hat u. A. Say die Ricardosche Theorie von der Grundrente in ihrer eigentlichen Bedeutung offenbar mißverstanden. Zum Theil allerdings durch Schuld von Ricardo selbst, welcher für seine großartigen Entdeckungen selten die passendste Formel zu geben wußte. Ricardo führt bekanntlich das Beispiel eines neubevölkerten Landes an, um seine Grundsätze dabei deutlich zu machen. Der Boden zweiter Qualität wird hier erst in Anspruch genommen, wenn der erster Qualität gänzlich besetzt ist u. s. w. Der schlechteste Boden nun, welcher zur Zeit doch bebaut werden muß, um den Gesamtbedarf zu befriedigen, trägt keine Rente, sondern ersetzt im Preise seiner Erzeugnisse nur den zur Hervorbringung derselben nothwendigen Arbeits- und Kapitalsaufwand. Der bessere Boden liefert auch Rente, und zwar um so mehr, je mehr er producirt bei Anwendung derselben Kapital- und Arbeitskräfte. Say meint diese Theorie damit zu widerlegen, daß er nachweist, es gebe gar kein Land, zum Ackerbau benutzt, welches gleichwohl keine Rente trüge. Ricardo hatte dies behauptet, und damit allerdings die Statistik verlegt. Allein Rossi erörtert sehr gut, wie die Ricardoschen Resultate selbst durch diesen Irrthum nicht im mindesten wankend werden. Statt verschiedener Bodenarten zu gedenken, führt er das Gesetz an den verschiedenen Kapitalverwendungen durch, welche nacheinander auf denselben Boden gemacht sind. Gesetzt z. B. ein Pächter wendet 10,000 Franken

auf die Bestellung eines Grundstückes, und erzielt damit 100 Hektoliter Getreide. Soll diese Production nachhaltig fortgesetzt werden, so muß ihm natürlich der Preis der 100 Hektoliter seine Auslagen nebst dem landesüblichen Unternehmergewinne wieder ersetzen. Nun steigt die Bevölkerung. Der vermehrte Bedarf veranlaßt den Pächter, ein zweites Capital von 10,000 Fr. in sein Geschäft zu stecken. Dies wird begreiflicher Weise absolut minder einträglich sein *), als das erste, vielleicht statt neuer 100 Hekt. nur davon 80 zu Wege bringen. Doch aber werden diese 80 Hekt. eben so viel kosten, wie früher die 100, weil sie denselben Productionsaufwand zu decken haben: widrigenfalls der Markt nicht auf die Dauer nach Bedarf versehen würde. Da nun aber alles Korn von gleicher Güte auf demselben Markte dieselben Durchschnittspreise haben muß, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit der Gewinnungskosten, die ja den Consumenten nicht kümmern; so muß jetzt in dem Gesammttrage der 180 Hekt. ein Ueberschuß von 20 Hekt. über die Capitals- und Arbeitskosten zc. enthalten sein, den der Grundeigenthümer als neuentstandene Rente oder Vermehrung derselben, wenn früher schon eine vorhanden war, fordern kann. Steigt die Bevölkerung und Nachfrage abermahls, so daß wieder neue 10,000 Fr. auf den Boden verwendet werden, die alsdann aber nur einen Ertragszuwachs von vielleicht 60 Hekt. abwerfen, so wird die Rente von der Gesammtmasse der 240 Hekt. = 60 Hekt. sein u. s. w., u. s. w. — Diese Argumentation ist

*) Wenigstens von einem gewissen Punkte an, der sich im Allgemeinen freilich nicht bestimmen läßt. Es müßte sonst möglich sein, durch Anwendung unendlich vieler Arbeit, unendlich vielen Saatkorns, Düngers zc. auf einem Morgen Land für die ganze Menschheit Korn zu erzielen.

allgemeiner giltig, als die von Ricardo selbst. Jedoch bemerke ich, daß in Bezug auf neubewohnte Länder, in welchen noch guter herrenloser Boden existiert, auch die letztere vollkommen brauchbar ist. Wenn Rossi tiefer unten (Vol. II. p. 20 ff.) behauptet, der Reinertrag des Bodens und die Grundrente seien wesentlich verschiedene Dinge, so widerspricht er damit offenbar seinen eigenen Grundsätzen. Da es nur drei Productionsfactoren gibt, Naturkraft, Arbeit und Capital, so kann es außer der Rente, dem Lohne und Zinse auch keinen vierten Einkommenszweig von coordinierter Bedeutung geben. Rossi beruft sich auf neucolonisierte Länder, wo der Boden einen sehr hohen Ertrag abwirft, und an Grundrente gleichwohl nicht zu denken ist; er vergißt aber dabei, daß überall, wo die Grundrente niedrig steht, Zinsfuß und Arbeitslohn, oder wenigstens einer von beiden, hoch stehen müssen.

Dem Malthusischen Gesetze der Volksvermehrung gegenüber, hat sich eine weit verbreitete Opposition vornehmlich an die Formel gehalten, daß die Bevölkerung in geometrischer Progression zu wachsen strebe, die Menge der Nahrungsmittel nur in arithmetischer. Man hat dagegen bekanntlich eingewandt, dieser Satz ermangele jedes strengen Beweises; es sei nicht abzusehen, warum sich die Thiere, also ein Hauptbestandtheil der menschlichen Nahrung, nicht eben sowohl in geometrischer Progression vermehren sollten, wie die Menschen *z.* Allerdings rührt jene Formel, jener ungenaue Ausdruck von Malthus her. Allein man glaube nur ja nicht, daß mit deren Beseitigung irgend ein Grundstein des Malthusischen Systems hinweggezogen werde. Man kann sie vollkommen preisgeben, ohne doch irgend eine wichtigere Schlußfol-

gerung von Malthus mitzuverlieren. Auch hier legt Rossi mit Geschick seine Feile an. So viel, sagt er, ist gewiß, wenn die menschliche Fortpflanzung ungehindert wirken kann, so muß der absolute Zuwachs ein von Periode zu Periode steigender sein. Sollen dagegen die Nahrungsmittel, d. h. die Producte der Landwirthschaft, vermehrt werden, so muß man im Laufe der Zeit entweder zu immer schlechterm Boden seine Zuflucht nehmen, der also immer weniger lohnt, oder immer mehr Capitalien und Arbeiten auf denselben Boden verwenden, deren Einträglichkeit sich dann absolut auch vermindert. Hier folglich eine abnehmende, dort eine zunehmende Reihe des Zuwachses, mögen die Progressionsverhältnisse nun auch immerhin nicht genau dort arithmetisch, hier geometrisch sein.

In Bezug auf die vielfach, namentlich zwischen Malthus und Say, bestrittene Frage, ob eine allgemeine Zuvielproduction, ein general glut möglich sei, unterscheidet unser Verfasser sehr richtig die reine und die angewandte politische Oeconomie. Auf dem ersteren Gebiete gibt er Say unbedingt Recht, es könne niemahls allgemein, d. h. zugleich an allen Orten und in allen Waarengattungen, zu viel angeboten, also producirt werden. Denn jedes Angebot setze von selbst schon eine Nachfrage voraus. Angebot und Nachfrage seien weiter Nichts, als verschiedene Seiten einer und derselben Handlung. Dahingegen muß er dem Malthus wieder zugeben, daß in der Wirklichkeit die Geseze, Zollsysteme u. der verschiedenen Staaten, die Sitten, Nationalgefühle u. der verschiedenen Völker, und tausend ähnliche Dinge recht wohl den Ueberfluß des einen Marktes verhindern können, sich mit dem Mangel des andern ins Niveau zu setzen. — Rossi hätte zu Malthus Gun-

sten immerhin noch mehr sagen dürfen. Wäre selbst der ganze Erdkreis ein einziges großes Zollsystem, so würden doch schon die Transportkosten der reinen Say'schen Théorie des débouchés mindestens eben solche Hindernisse in den Weg legen, wie die Friction, der Widerstand der Luft u. den Gesetzen der reinen Mathematik. Wenn Malthus lehrt, daß mit der Fähigkeit der einen Hälfte der Menschen, die Producte der anderen einzutauschen, durchaus noch nicht immer der Wille gegeben ist, dies wirklich zu thun, und sich dabei vornehmlich auf die Langsamkeit beruft, mit welcher ganze Nationen ihre Bedürfnisse ändern oder vermehren: so mache ich daneben noch auf die Wirkungen aufmerksam, welche eine jede bedeutende Verminderung der Circulationsmittel haben muß. Man denke sich einen Markt, welcher seinen Verkehr bis dahin mit 1000 Millionen Gulden vermittelte. Durch irgend welche Umstände, vielleicht eine bedeutende Entwerthung des Papiergeldes, sinkt diese Circulationsmasse auf 500 Millionen herab, so wird auf der Stelle, weil man sich vom Tauschhandel meist entwöhnt hat, die Hälfte aller Angebote nicht mehr den entsprechenden Nachfragen begegnen können. Nach einiger Zeit freilich hilft sich der Verkehr schon selbst: entweder wird die Masse der Umlaufsmittel durch neues Prägen, neue Papieremissionen, Zufuhr edler Metalle von fremdher wieder auf die frühere Höhe emporgehoben, oder die Waarenpreise sinken. Aber, wie gesagt, alles Dergleichen erfordert Zeit, und bis dahin kann es wirklich zugleich allen Waaren an Absatz fehlen. Auch liegt in der reinen Theorie durchaus kein Grund, weshalb sich ein solcher Glut nicht auf alle Länder der Erde zugleich erstrecken könnte.

Auf solche, immer dankenswerthe, aber nur kleine

Außbesserungen an dem alten, tiefgefahrenen Gleise der Smithischen Doctrin beschränkt sich übrigens das selbständige Verdienst Rossis beinahe gänzlich. Wenn er selbst eine angewandte Staatswirthschaft von der reinen unterscheidet, so ist in seinem Werke mit wenig Ausnahmen bloß die letztere behandelt: d. h. also die allgemeinsten Grundbegriffe und Grundgesetze, so allgemein, daß sie mit Volk, Staat, Kulturstufe, überhaupt den 'Umständen' aller Art noch gar Nichts zu schaffen haben. Niemand glaubt nun zwar weniger, als der Unterzeichnete, daß diese allgemeine Theorie schon gänzlich abgeschlossen wäre. Wie viel auch nach Ricardo in dieser Hinsicht geleistet werden kann, hat namentlich Hermann in seinen Untersuchungen bewiesen. Aber dazu gehört eben der bewunderungswürdige Scharfsinn und die erschöpfende Gründlichkeit Hermanns. Daß unser Rossi in ähnlicher Weise die Wissenschaft vertieft und erweitert hätte, läßt sich durchaus nicht behaupten. Einzelne Ausführungen, auf die er selbst nicht geringen Werth zu setzen scheint, — wie z. B. der beständig wiederkehrende Satz, daß der Tauschwerth eigentlich nur im Augenblicke des Tausches, der Gebrauchswerth dagegen dauernd existiere, daß die Wissenschaft folglich vorzugsweise den letztern behandeln müsse; die Lehre, daß Angebot und Nachfrage, also die Elemente des Preises, auf die menschlichen Bedürfnisse zurückzuführen sind; die Unterscheidung dreier Elemente der Production, Kraft, Anwendung derselben, Resultat; — sie sind, wenn auch richtig, doch aber von geringer Fruchtbarkeit, und deshalb, trotz aller Eleganz des Vortrages, mitunter langweilig. Dasselbe gilt in noch höherm Grade von der breiten Erörterung (II. p. 193 ff.), daß die Unterhaltsmittel der Arbeiter nicht zum Capitale gerechnet werden dürften.

Worin heutzutage am meisten für die Nationalöconomie geleistet werden kann: die verschiedenen Erwerbszweige, Staatsformen und Culturstufen, überhaupt das weite Gebiet der Cameraldisciplinen, der Statistik und Geschichte mit unserer Wissenschaft in organischen Zusammenhang zu bringen, sie wechselseitig mit einander zu bereichern und zu erleuchten; das hat Rossi nur äußerst selten und wenig genügend angestrebt. Es kommen allerdings Erörterungen vor, die über das engere Gebiet der Nationalöconomie hinauszugreifen scheinen: so z. B. ein ziemlich langer Excurs über die Testierfreiheit, das Motherbenrecht und dgl. mehr. Allein dieser Excurs ist rein juristischer Art, mit dem Hauptgegenstande in gar keinem nothwendigen Zusammenhange. Bei einer Menge von Dingen, welche Say unbedingt verworfen oder begehrt haben würde, gesteht Rossi zu, daß neben dem wirthschaftlichen Gesichtspuncte noch ein politischer, ein sittlicher zc. zu beachten sei, daß man den Forderungen der Nationalöconomie nur 'bis zu einer gewissen Grenze' nachgeben dürfe. Das ist recht schön, wenn wir es mit der einseitigen, oft geradezu materialistischen Rücksichtslosigkeit J. B. Says vergleichen. Aber heißt es nicht, mit andern Worten, auf die strenge Wissenschaft verzichten, und dagegen die Billigkeit, den Tact und ähnliche unzuverlässige Führer wählen? Eine Nationalöconomie, welche der Moral, der Politik zc. widerspricht, ist gar keine Nationalöconomie, sondern höchstens Chrematistik, 'Kunstreich zu werden.' Adam Smith und seine Schule besitzen das große Verdienst, die Regel aufgestellt zu haben; man hat nachher eine Menge Ausnahmen geltend gemacht, Umstände, welche die Regel modificierten; jetzt ist es an der Zeit, diese Ausnahmen mit in die Regel hinein zu arbeiten, die

Regel demgemäß zu erweitern, auch das Chaos der Umstände nach wissenschaftlichen Gesetzen anzuordnen. Wie viel weiter ist in solchen Dingen der Landsmann und Colleague Rossi, M. Chevalier! wie eifrig und geistvoll bemühet, alle practischen Resultate unserer Zeit in die Nationalöconomie aufzunehmen, und sie zugleich durch den bedeutenden Borrath seines cameralistischen Wissens recht lebendig zu machen. Chevalier ist ungleich weniger correct als Rossi, weniger klar; aber, weil er selbst mehr Leben hat, mehr Leben anregend. — Ich nannte oben den Verfasser unsers Buches als den Nachfolger von J. B. Say. Nur schlimm, daß Say selber nicht in dem Sinne Nachfolger von Ad. Smith ist, wie Aristoteles von Plato, sondern wie Wolff von Leibniz! In einem wesentlichen Vorzuge Says, ich meine der Klarheit und systematischen Anordnung, ist sogar bei Rossi ein Rückschritt unverkennbar. Nicht als ob seine einzelnen Darstellungen unklar wären, — die sind in hohem Grade klar — aber es fehlt an Durchsichtigkeit des Ganzen. Wie so viele neufranzösische Koryphäen, so hat es sich auch Rossi etwas leicht gemacht; fast unverändert scheinen seine Vorlesungen dem Drucke übergeben zu sein. Ueberschriften, Unterabtheilungen etc. sind doch gewis zur Orientierung des Lesers bestimmt. Wie können da nun die simplen, durch nichts Anderes, als den Glockenschlag motivierten Abschnitte: première, seconde leçon etc. helfen? Die dritte Vorlesung des ersten Bandes z. B. wird zur Hälfte noch mit der Einleitung angefüllt; in der anderen Hälfte, ohne daß irgend etwas hier abgrenzte, geht der Verf. schon zur Untersuchung des Begriffes Valeur über! So ist es auch gewis nicht zu billigen, daß gar häufig bei Widerlegung einer Ansicht bloß gesagt wird, 'ein

berühmter Schriftsteller hat gesagt' u. s. w., anstatt den Namen und Ort zu nennen. Nichts kann mehr dazu beitragen, den Leser und Zuhörer oberflächlich zu machen, als solche Nachlässigkeiten. Es scheint beinahe, als wenn es in Paris allzu leicht wäre, ein berühmter Gelehrter zu werden.

Die beiden vorliegenden Bände beschäftigen sich bloß mit der Production; die Lehre von der Vertheilung der Güter wird einen fernern einjährigen Cursus ausfüllen. Die Consumption, meint der Verf., bedürfe keiner besondern Abhandlung, weil sie in den beiden anderen Elementen schon mitbegriffen werde. — In der Erklärung des Begriffes *Valeur* hält sich Rossi auf einem hinreichend weiten Spielraume: Werth habe Alles, was zur Befriedigung menschlicher Bedürfnisse brauchbar ist. Er entgeht hierdurch den fast unvermeidlichen Inconsequenzen oder Auslassungen, die eine engere Definition herbei zu führen pflegt. Die Einwendungen, welche er gegen Ricardos Preistheorie erhebt, sind allerdings begründet; aber seine ganze Lehre darüber nimmt sich etwas dürftig aus, wenn man die vortreffliche Hermannsche kennt. — Die viel besprochene Frage nach einem constanten Preismaße bezeichnet Rossi mit Recht als eine unklar gedachte, weil jedes Preismessende Gut selbst wieder den Gesetzen des Preises unterworfen ist. In dessen geht es damit fast eben so, wie mit der Quadratur des Kreises: jeder Mathematiker weiß, daß eine scharfe Lösung dieses Problemes nicht möglich ist, und doch operieren wir im gemeinen Leben beständig mit einer ungefähren. Die Kritik nun, welche Rossi über die gewöhnlichsten Preismaße hinzufügt, das edle Metall, das Korn, die menschliche Arbeit, ist allerdings correct, entbehrt

aber gänzlich einer genauen Formulierung der Resultate, wie sie in Deutschland schon lange üblich.

Nach dieser allgemeinen Erörterung der Begriffe Werth, Preis, Reichthum u. c., geht der Verf. in der zwölften Vorlesung des ersten Bandes zur Production über. Die Streitfrage, welche Arbeiten productiv, welche improductiv seien, führt er sehr treffend auf seine Erklärung von Production zurück: Producieren heiße nicht Schaffen, sondern Brauchbarmachen. Er nennt deshalb jede Arbeit, welche ein Bedürfnis befriedigt, productiv: eine Ansicht, die bekanntlich durch Say, M' Culloch und Hermann schon länger bewiesen ist, die aber doch von Rossi noch auf selbständige und sehr faßliche Weise gestützt wird. — Ob es passend ist, die Lehre von der Grundrente in dem Abschnitte zu erörtern, welcher von den Monopoliën als Störungen des Preisgesetzes handelt; die Lehre von der Bevölkerung in der Streitfrage von der production libre ou réglementaire: dürfte sehr zweifelhaft erscheinen. — Die Malthusischen Populationshindernisse werden von Rossi recht hübsch dahin verallgemeinert, daß in demselben Verhältnisse, wie die Civilisation, auch die vernünftigen Gegengewichte gegen den Vermehrungstrieb zunehmen. Man kann diesen Satz, unter den gehörigen Ausnahmen, (z. B. das frühere Norwegen, die schweizerischen Urcantone u. a. m., wo bei geringer Civilisation jene vernünftigen Gegengewichte doch sehr stark waren) allerdings gelten lassen. Je mehr auch die niederen Classen an der Cultur Theil nehmen, desto mehr erstreckt sich die Wirksamkeit dieses Gesetzes auch auf sie.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

147. Stück.

Den 13. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Cours d'économie politique par M. P. Rossi.'

Bei dieser Gelegenheit redet der Verf. über die absolute Vergeblichkeit aller von Außen her wirkenden Heilmittel gegen den Pauperismus: der Auswanderungen, der angeblich bessern Vertheilung des Nationalreichthums zc. Er zeigt, wie das Uebel, allzu viele Menschen im Vergleich mit den Nahrungsmitteln, dadurch meistens noch schlimmer werden müsse. Alles natürlich im Hinblick auf die Socialisten unserer Zeit. Wem dieser Theil des Rossischen Werkes ungründlich erscheint, der bedenke, daß die Haupterörterung des betreffenden Gegenstandes ohne Zweifel dem letzten Coursus, der Lehre von der Gütervertheilung, vorbehalten worden. Sehr zu beherzigen ist die Ansicht, daß die Verbesserung des Volksunterrichtes gegen jede Art von Pauperismus das wirksamste Schutz- und Heilmittel ist. Rossi spricht bei dieser Gelegenheit wiederholt den Wunsch aus, daß doch in den Volks-

schulen mit Hilfe eines populären Katechismus auch die Anfangsgründe der Nationalöconomie gelehrt werden möchten. Ob dieser Wunsch ein ausführbarer ist, wage ich für jetzt nicht zu entscheiden. So viel ist aber gewis, daß eine derartige Belehrung der niederen Classen über die Elemente des Arbeitslohnes, Capitalzinses, Maschinenwesens zc. unzählige verderbliche Irrthümer zerstören, und zur Sicherung der bürgerlichen Gesellschaft mächtig beitragen würde. 'Die Wahrheit wird Euch frei machen.' — In den drei letzten Vorlesungen des ersten Bandes (18—20) wird die Gewerbefreiheit abgehandelt. Rossi erklärt sich unbedingt dafür. Die Zünfte will er nur als politische Sicherheitsanstalt in den Zeiten des Faustrechtes gelten lassen, obwohl sich doch, wie ich meine, ihre wirthschaftliche Nothwendigkeit auf den niederen Culturstufen eben so gut nachweisen ließe. Nur bei einzelnen Gewerben höherer Art, wo die Immoralität des Betreibers ganz exorbitanten Schaden thun würde, gestattet der Verf. eine Beschränkung der Zahl von Staatswegen. Zumahl sich keine Moralitätsexamina veranstalten lassen. Der Einfluß des Staates, der als Ausschließung unerträglich fallen würde, tritt hier in der Form einer Anstellung auf. So bei den Wechselagenten, Notaren zc. 'Ueber die Geschlossenheit ihrer Zahl sich zu beklagen, würde eben so thöricht sein, als wenn man in Bezug auf die Minister- und Präfectenstellen Gewerbefreiheit begehrte.' Den Verkauf jener Posten übrigens, wie er noch jetzt in Frankreich üblich ist, mißbilligt Rossi entschieden.

Im zweiten Bande wird das bekannte Paradoxon von Say widerlegt, als wenn für die Volkswirtschaft im Allgemeinen Rohertrag und Reinertrag identisch wären. — In Bezug auf die

Zerstückelung des Grundbesizes führt Rossi zwar die bekannten Gründe der Engländer für die großen Güter redlich an, erklärt sich selbst aber doch sehr bestimmt für den kleinen Besitz. Seine Gründe sind die in Deutschland zur Genüge bekannten. In einem reichen und thätigen Lande, meint er, sei an übermäßige Zersplitterung schwerlich zu denken. Uebrigsten Falls können die Zwerg-eigenthümer zu Associationen zusammentreten, und nun wieder Landbau im Großen betreiben (?), nach Art der im Jura und in den Alpen üblichen Käsevereine *). Neben der Staatswirthschaft sei in dieser Frage auch die Politik zu hören; und da erfordere eine so demokratische Verfassung, wie die französische, durchaus auch freie Theilbarkeit und ansehnliche Parcellierung des Grundbesizes. Bei dieser Gelegenheit ist es von großem statistischen Interesse, unsern Verf., einen in solchen Dingen völlig sachkundigen Mann, über die gegenwärtige Parcellierung Frankreichs zu vernehmen. Bekanntlich einer der dunkelsten Gegenstände der wirthschaftlichen Statistik, weil die französischen Katasternummern, der einzige officiële Anhaltspunct, bloße Häuser und Grundstücke ohne Unterschied vermengen. Noch vor Kurzem haben sonst wohl unterrichtete Schriftsteller **) die ganz ungereimte Behauptung aufgestellt, es gebe beinahe 10 Millionen Grundeigenthümer in Frankreich. Schon 1820 beklagte Jemand in der Pairscammer, daß sich das Grundeigenthum 'pulverisierte.' Dieselbe Ansicht wurde 1825 in der Deputiertencammer ausgesprochen, und sie hat seitdem wiederholt im Journal

*) Ich bemerke, daß diese Vereine ganz notorisch ein sehr viel schlechteres Product liefern, als die großen Heerdenbesitzer.

**) So namentlich Blanqui 1839.

des Débats gespukt. Rossi meint dagegen, der bloße Augenschein lehre schon, wie sehr dies übertrieben. Er berechnet das nutzbare Land der Monarchie auf 40 bis 42 Millionen Hektaren und die Anzahl der besitzenden Familien auf 4 bis 5 Millionen *), so daß jede einzelne im Durchschnitte beträchtlich über 8 Hekt. inne hätte. Die Zahl der Katasternummern betrug:

1815 = 10083751,

1826 = 10296693,

1833 = 10750000,

1835 = 10893528.

Die Anzahl der Häuser soll von 1822 bis 1835 um beinahe 500000 gestiegen sein. Da sind denn jene Resultate Nichts weniger, als beunruhigend, zumahl wenn man bedenkt, daß die Volksmenge sich zwischen 1815 und 1835 um 14 Procent vermehrt hat: d. h. also in höherm Grade, als die Bodenparcellierung. Man rechnet in Frankreich, daß die Grundsteuer etwa $\frac{1}{7}$ bis $\frac{1}{6}$ der Grundrente beträgt. Hiernach gab es 1826, und die Verhältnisse haben sich kaum seitdem geändert, etwas über 8 Millionen Parcellen **), die 140 Fr. und weniger jährlich eintrugen; nur etwas über 400,000 mit 700 Fr. jährlich und darüber. Rossi adoptiert die bekannte Annahme von Lullin de Chateaufieux, daß 3500000 kleine Besitzer, zu je 6 Hektaren durchschnittlich, die Hälfte des Bodens inne haben; 350000 mittlere, zu je 30 Hekt., ein Viertel; 90000 größere, zu je 120 Hekt., wieder ein Viertel.

Wie es seine Ansicht von der Unmöglichkeit ei-

*) Moreau de Jonnés nimmt für 1825 die Zahl = 4832000 an.

***) Von denen gar oft mehrere denselben Eigenthümer haben.

ner allgemeinen Ueberproduction erwarten ließ, so bestreitet es Rossi gleichfalls, daß jemahls zu viel Capital vorhanden sein könne. Alles rein materielle Wohlsein der Völker, bemerkt er richtig, beruhet darauf, daß die Capitalien sich rascher vermehren, als die Arbeiter. Aus diesem Grunde glaubt er auch nicht an die menschenfeindlichen Wirkungen des Maschinenwesens im Allgemeinen, in deren Schilderung sich bekanntlich Sismondi und neuerdings die Socialisten so gern ergehen.

Die zwölfte und dreizehnte Vorlesung des zweiten Bandes beschäftigen sich mit der Handelsfreiheit. Rossi ist der entschiedene Vertheidiger derselben. Das Prohibitivsystem ist ihm weiter Nichts, als ein Privilegium für gewisse Producenten auf Kosten anderer Producenten, welche doch eben so gut dem Vaterlande angehören. Seine Gründe hierfür sind fast unverändert die seit Ad. Smith hergebrachten. Nur zwei Ausnahmen von der Regel läßt er gelten. Zuerst eine politische, die schon Ad. Smith hervorgehoben, daß nämlich jeder Staat die Mittel seiner Vertheidigung, selbst wenn es nur treibhausartig geschehen könnte, selbstständig in seinem Innern erzeugen muß. Sodann auch eine öconomische, eine Concession den Nationalisten und Practikern gegenüber, daß neue Erwerbszweige, die bald einen großen Gewinn abzuwerfen versprechen, deren erstes Aufkommen aber von der überlegenen Concurrenz des Auslandes gänzlich würde niedergehalten werden, temporär einer Schutzmaßregel werth sein können. Immer aber nur auf ganz kurze Zeit! Es ist dies die nämliche Ansicht, welche Thiers am 3ten Februar 1834 in der Deputirtencammer ausgesprochen hat: *Employé comme repressailles, le tarif est funeste;*

comme faveur, il est abusif; comme encouragement à une industrie exotique, qui n'est pas importable, il est impuissant et inutile. Employé pour protéger un produit, qui a chance de réussir, il est bon; mais il est bon temporairement; il doit finir, quand l'éducation de l'industrie est finie, quand elle est adulte. Die Idee, daß die Industrie im Allgemeinen erzogen werden müsse, wird übrigens Rossi schwerlich zu der seinigen machen. Mit großem Eifer bekämpft er die Ansicht, als wenn gewisse Völker in wirtschaftlichen Dingen lethargisch wären, und nun durch Schutzzölle u. angespornt werden müßten. Während man sich in Deutschland mehr und mehr darüber einigt, daß zwar auf den niedrigsten und höchsten Culturstufen volle Handelsfreiheit am besten, auf den mittleren dagegen ein mäßiger und weise vertheilter Schutz der Gewerbe unerläßlich ist, ein Resultat, welches die extremen Gegensätze von Theorie und Praxis am ersten vermitteln kann: ist Rossi für alle jungen Länder dem Schutzsysteme unbedingt abhold, und will sich höchstens dazu herbeilassen, wo es im Staate von Alters her tiefe Wurzeln geschlagen, es nur allmählich zu beseitigen. Um die umlaufenden Capitalien ohne Verlust in andere Wirtschaftszweige überzuleiten, reiche es hin, wenn die Abstellung des Schutzes ein paar Jahre vorher bekannt gemacht werde; größere Vorsicht sei bei den stehenden Capitalien nöthig, doch werde auch hier in der Regel die Gefahr übertrieben. Die Maschinen würden sich ja doch in kürzerer oder längerer Zeit abgenutzt haben; die Gebäude könnten mit wenig Ausnahmen auch für andere Zwecke dienen. Le système prohibitif mourra de ses propres excès. — Wenn M. Chevalier die Gegensätze des Socialismus,

dem er früher selbst huldigte, und der Wirklichkeit dadurch zu versöhnen strebt, daß er unsere Zeit mit Allem, was sie drückt, nur für eine Uebergangsperiode erklärt, jenseits welcher eben die Maschinen, die Communicationsmittel, die Centralisation &c., sobald ihre Wirkungen sich erst gesetzt haben, ein goldenes Zeitalter materiellen Wohls herbeiführen werden: so ist der Ausdruck *Rossis* ziemlich gleichbedeutend, daß mit dem Fortschreiten der Cultur die 'angewandte Nationalöconomie' sich immer weniger von der 'reinen' unterscheiden werde.

Ueerblicke ich noch einmahl das vorliegende Werk, das ohne Frage zu den angesehensten Productionen der heutigen französischen Literatur gehört, so kann ich die angenehme Ueberzeugung nicht verhehlen, daß unsere deutsche Nationalöconomie, bekanntlich jünger, als ihre Schwestern in Italien, England und Frankreich, der französischen an wirklicher Lebenskraft schon jetzt überlegen ist, und alle Aussicht hat, es immer noch mehr zu werden. Sollte ich hierin Recht haben, so wird auch die Anerkennung von Seiten des Auslandes nicht allzu lange auf sich warten lassen. Mit Vergnügen erwähne ich hierbei schließlich, daß derselbe Verleger, welcher das vorliegende Buch ediert, schon 1840 eine Uebersetzung des Hauptwerkes von unserm trefflichen Rau veranstaltet hat. Möge das edle Saatkorn in Frankreich einen guten Boden finden!

Wilhelm Roscher.

L o n d o n.

Sold by J. Murray 1843. Magnetical and meteorological Observations made at the Royal Observatory, Greenwich, in the years 1840 and

1841: under the direction of George Biddell Airy, Astronomer Royal. Published by order of the board of admiralty. LXXXV und 458 Seiten in gr. Quart.

Die in dem vorliegenden Werke enthaltenen Beobachtungen sind in Uebereinstimmung mit dem großartigen Plane angestellt, den das englische Gouvernement im Jahre 1839 faßte, durch Einrichtung mehrerer festen Observatorien in verschiedenen Theilen Großbritanniens und seiner Colonien und durch Ausrüstung einer eignen Expedition ein möglichst vollständiges System magnetischer und meteorologischer Beobachtungen auszuführen zu lassen.

Die Einleitung gibt zuerst die Beschreibung des in der Nähe der Sternwarte erbaueten eisenfreien magnetischen Observatoriums, dann folgt die Angabe der Instrumente, mit denen es ausgestattet ist, eine Darlegung der Methoden, welche man bei der Anstellung der Beobachtungen angewendet hat, und die Bestimmung der Constanten für ihre Reduction.

Für die Declination bediente man sich des Unifilar-Magnetometers, für die Variationen der horizontalen Intensität des Bifilar-Magnetometers. Die Einrichtung beider Instrumente, wie die Art und Weise ihrer Aufstellung weicht in vielen wesentlichen Punkten von der ursprünglichen Form ab, und wir vermiffen nur ungerne eine Motivierung dieser Abweichungen, die um so nothwendiger erscheint, da die Beobachtungen durch dieselben an Einfachheit wie an Schärfe nach unserer Meinung nur verloren haben. Es würde uns hier zu weit führen, diese Modificationen im Einzelnen anzugeben, und wir führen nur Beispielsweise die Methode an, welche man bei der Regulierung des Bifilar-Magnetometers angewendet hat. Die hierzu nöthigen Constanten können, auf einem von Herrn

Geheimen Hofrath Gauß (s. Resultate aus den Beobachtungen des magn. Vereins im Jahre 1840) angegebenen Wege, sehr einfach durch Beobachtung der Richtung des Magnetstabes und seiner Schwingungsdauer bei zwei verschiedenen Stellungen des Torsionskreises gewonnen werden. Bei den Greenwicher Beobachtungen zog man es jedoch vor, den Torsionskreis zu drehen, bis man die Aze des Magnetstabes der nördlichen Wand des Observatoriums parallel schätzte, und beobachtete so bis zur Mitte des Merz 1841. Da man jedoch fand, daß die Schwingungsdauer bei dieser Stellung $21'' 71$ war, wenn das Nordende des Stabes nach Westen gerichtet war, während sie $19'' 73$ betrug, wenn man dasselbe nach Osten brachte, so erkannte man, daß die magnetische Aze des Stabes bisher einen von 90° sehr verschiedenen Winkel mit dem magnetischen Meridian gemacht hatte, und daß man den Apparat auf eine andere Weise regulieren müsse. Man drehte nun den Torsionskreis von 307° bis 317° von Grad zu Grad, während der Magnetstab mit dem Nordpol nach Westen eingelegt war, und beobachtete für jede Einstellung die Richtung und Schwingungsdauer des Stabes. Eben so verfuhr man, nachdem der Stab Nordpol nach Osten eingelegt war, von 30° bis 40° , und bestimmte so durch Latonnement die Stellung des Torsionskreises, bei welcher die Schwingungsdauern für Nordpol Ost und Nordpol West nahe gleich waren. Alle in dem Werke in Detail angegebenen Beobachtungen von Schwingungsdauern harmonisieren ungemein schlecht, und es ist deshalb um so auffallender, daß man die Bestimmung derselben immer nur aus wenigen (höchstens 20) einzelnen Schwingungen geschlossen hat. Von einer Reduction auf unendlich kleine Bögen

ist nicht die Rede. Correspondierende Beobachtungen zur Elimination der Variationen wurden weder bei dieser Einrichtung des Bifilarapparates noch bei der Ermittlung der übrigen Constanten gemacht.

Die Aenderungen des verticalen Theils der magnetischen Kraft beobachtete man an einem Magnetstabe in nahe horizontaler Lage, der sich wie eine Waage um eine horizontale Ase drehen konnte.

Meteorologische Beobachtungen wurden am Barometer, an Thermometern, Regennessern und am Anemometer angestellt.

Mit den Beobachtungen waren die Herren Glaisher, Dunkin und Ruffel Hind beauftragt. Um die Anwesenheit des Beobachters zu der vorgeschriebenen Zeit zu controlieren diente eine so genannte Wächter-Uhr. Dies ist eine Uhr ohne Zeiger, deren Zifferplatte sich dreht; auf dem Umfange derselben befindet sich eine große Menge von Stiften, deren jeder für sich niedergedrückt werden kann. An der Uhr ist ein Hebel, der mittelst einer Schnur, welche aus dem wohlverschlossenen Uhrkasten heraustritt, bewegt werden kann und dann den obersten der Stifte niederdrückt. Das Zifferblatt geht nun weiter und behält 11 Stunden hindurch ein Register der Zeiten, zu welchen die Schnur gezogen worden. Durch einen sehr einfachen Mechanismus nehmen die niedergedrückten Stifte dann ihre ursprüngliche Stellung wieder an.

Nach der Einleitung folgen die regelmäßigen Beobachtungen der Magnetometer. Sie wurden täglich, mit Ausnahme des Sonntags und der Weihnachtstage, von zwei zu zwei Stunden (0h, 2h, 4h u. s. w. mittlerer Göttinger Zeit) und außerdem um 1h 50' und 2h 10' angestellt. Die Declinationsbeobachtungen beginnen mit dem 8ten

November 1840. Am Bifilar-Magnetometer wurde vom 6ten Dec. 1840 an beobachtet, 2' 30'' nach den Declinations-Bestimmungen. Die Beobachtungen am Magnetometer für die verticale Kraft wurden zuerst am 31. Mai 1841 gemacht, 2' 30'' vor den einzelnen Declinationsbeobachtungen. Außer diesen Beobachtungen enthält jede Seite die nöthigen Reductions-Elemente und Anmerkungen, welche ungewöhnliche Aenderungen in den Stellungen der Magnetometer hervorheben.

Termins-Beobachtungen. Die Anzahl der Termine beläuft sich auf 13, an jedem derselben wurde 24 Stunden hindurch beobachtet. Die Declinationen wurden von 5 zu 5 Minuten, die Variationen der horizontalen und der verticalen Intensität von 10 zu 10 Minuten beobachtet.

Außerordentliche Beobachtungen der Magnetometer. Sie wurden angestellt, wenn bei einer täglichen Beobachtung sich ein ungewöhnlicher Stand zeigte, oder wenn ein Nordlicht sichtbar war. Die Intervalle zwischen den Beobachtungen sind sehr ungleich, meistens jedoch betragen sie 2 Minuten.

Ordentliche meteorologische Beobachtungen. Sie wurden wie die magnetischen Beobachtungen täglich (mit Ausnahme des Sonntags) gemacht. Die geraden Seiten sind in 18 Vertical-Columnen getheilt, welche nach der Reihe enthalten:

- 1) Tag und Stunde der Beobachtung.
- 2) Corrigierter Barometerstand.
- 3) Thermometer.
- 4) Befeuchtetes Thermometer.
- 5) Unterschied zwischen den Zahlen der Columnen 3 und 4.

- 6) Hauptpunct.
- 7) Unterschied zwischen den Zahlen der Columnen 3 und 6.
- 8) Maximum = und Minimum = Thermometer.
- 9) Maximum = und Minimum = Thermometer zur Bestimmung der Strahlung.
- 10) 11) Richtung des Windes nach dem Anemometer und nach Schätzung.
- 12) Größe des Druckes des Windes nach dem Anemometer in Pfunden auf den Quadratfuß ausgedrückt.
- 13) Stärke des Windes nach Schätzung.
- 14) 15) 16) Regenmenge nach drei verschiedenen Regenmessern.
- 17) Größe der Bewölkung.
- 18) Mondphasen.

Die Columnen 1—5, 10, 11, 13, 17 sind im Allgemeinen von 2 zu 2 Stunden ausgefüllt, die Columnen 6 und 7 für 4h, 10h, 16h und 22h, die Columnen 8, 9, 14, 15, 16 täglich einmal, der Druck des Windes ist nur hin und wieder angeführt, die Columne 18 gibt die Zeit für Culmination des Mondes, Mondwechsel, Apogeum, Perigeum, Durchgang durch den Aequator, Extreme der Declination.

Die ungeraden Seiten dieses Abschnitts, General remarks überschrieben, enthalten meistens Bemerkungen über die Form und den Ort der Wolken.

Meteorologische Termins-Beobachtungen. Es wurden an 20 Terminen theils von 24, theils 38 Stunden die Beobachtungen stündlich ange stellt, sie umfassen dieselben Bestimmungen wie die ordentlichen meteorologischen Beobachtungen mit Ausnahme der Columnen 8, 9, 14, 15, 16, 18.

Außerordentliche meteorologische Be-

obachtungen; sie umfassen Ableesungen am Barometer, wenn dasselbe rasch fiel, um das Minimum zu erhalten, Notizen über Gewitter, Beobachtungen von Sternschnuppen u. s. w.

Die Resultate aus den Beobachtungen sind am Ende des Werks in vielfachen, zum Theil recht interessanten Combinationen zusammengestellt. Die erste Tafel enthält die aus den 12täglichen Beobachtungen des Unifilar-Magnetometers abgeleiteten mittleren Ableesungen, woraus sich dann, durch Subtraction der in Tafel V enthaltenen Zahlen, die absoluten mittleren Declinationen ergeben sollen. Die so gewonnenen Declinationen zeigen sehr bedeutende Differenzen. Selbst in den Mittelwerthen der Declination für die einzelnen Monate finden sich plötzliche Aenderungen die auf mehr als 12 Minuten steigen; so ist z. B. 1841 im September die mittlere Declination $23^{\circ} 24' 19''$, während sie im October nur $23^{\circ} 12' 19''$ beträgt. — Noch stärker treten diese Anomalien hervor, wenn man für kleinere Perioden die Mittelwerthe nimmt. So ist z. B. für

1840 Dec. 14 — 19	$\delta = 23^{\circ} 5' 5''$
21 — 26	$\delta = 23 39 0$
28 — Jan. 2	$\delta = 23 16 54.$
Ebenso 1841 Mai 31 — Juni 5	$\delta = 23^{\circ} 12' 47''$
Juni 7 — 12	$\delta = 23 24 45$
Juni 14 — 19	$\delta = 23 9 42$

Dagegen ist es sehr auffallend, daß die mittlere Declination eines einzelnen Tages selten um mehr als 2 bis 3 Minuten vom Mittel der Declinationen des vorhergehenden und des folgenden Tages abweicht. Man wird hierdurch leicht zu der Vermuthung geführt, daß jene Disharmonie auf Ursachen beruhe, welche mehrere Tage hindurch in

demselben Sinne die aus den Beobachtungen abgeleitete Declination afficirt haben.

Eine solche Ursache ist die Torsion; das Verhältniß der Torsionskraft zur erdmagnetischen Kraft war ziemlich bedeutend, es wurde aus mehreren (zwischen $\frac{1}{140}$ und $\frac{1}{213}$ schwankenden) Bestimmungen im Mittel zu $\frac{1}{182}$ angesetzt, und es war deshalb eine scharfe Bestimmung des Nullpuncts der Torsion erforderlich. Dieser wurde mit Hülfe eines Messingstabes (ohne eingelegten schwachen Magnetstab) ermittelt, indem man den Torsionskreis drehete, bis der Stab sich im magnetischen Meridian befand. Im Laufe des Jahrs 1841 wurden 44 Bestimmungen dieser Art vorgenommen, und man findet mehrfach die Bemerkung 'the brass bar would not take any definite position. Hierbei wurde der Torsionsindex oft in sehr bedeutendem Maße gedreht. Wir finden für

1840 Dec.	190h	Torsionsindex auf 182°	
—	—	26	— 246
1841 Jan.	2	—	285
—	—	9	— 263

u. s. w. Wären es wirklich Aenderungen des Nullpuncts der Torsion, die diese Drehungen des Torsionskreises nöthig gemacht hätten, so würde natürlich nicht anzunehmen sein, daß sie erst in dem Moment eingetreten wären, wo man den Torsionsstab einlegte, und daß der Faden zwischen zwei successiven Bestimmungen seinen Nullpunct der Torsion nicht geändert habe, die Beobachtungen wären dann in hohem Grade unsicher. Abgesehen von dem Umstande, daß eine solche Veränderlichkeit den bisherigen Erfahrungen durchaus zuwider läuft, spricht auch der Umstand dagegen, daß die großen Aenderungen der mittleren Declination in der Regel nur dann eintreten, wenn bedeutende Drehun-

gen am Torsionskreise vorgenommen worden, und es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß fremdartige Ursachen, etwa Luftzug, die verschiedenen Einstellungen des Messingstabes herbeigeführt haben. Um sich von der Richtigkeit dieser Vermuthung zu überzeugen, hat Ref. die in Taf. I. enthaltenen Zahlen sämmtlich auf ein und denselben Stand des Torsionskreises (auf 230° , etwa das Mittel aus den verschiedenen Einstellungen) reducirt. Hiernach zeigen die Declinationen einen viel höhern Grad von Regelmäßigkeit, und die großen Differenzen zwischen den Ableisungen bei verschiedenen Stellungen des Torsionskreises verschwinden fast gänzlich, immer aber bleiben noch Discordanzen, wie man sie sonst bei magnetischen Beobachtungen nicht anzutreffen pflegt und die auf das Einwirken noch anderer Fehlerursachen hinzudeuten scheinen.

Den monatlichen Mittelwerthen der Declination, die sich aus den reducirtten Zahlen ergeben haben, sind in der folgenden Uebersicht Miry's Angaben hinzugefügt.

1841	Tors. Ind. auf 230°	Miry
Januar	$23^{\circ} 20' 15''$	$23^{\circ} 11' 46''$
Februar	21 18	17 35
März	17 47	19 14
April	13 59	11 46
Mai	14 54	17 38
Junius	15 15	16 11
Julius	12 44	15 34
August	15 59	19 1
September	17 58	24 19
October	16 58	12 18
November	14 49	17 11
December	13 41	11 5

Die gewonnenen Declinations-Bestimmungen können hiernach nicht zu Untersuchungen über die absolute Declination und deren Aenderungen in längern Perioden benutzt werden. Noch weniger können die Beobachtungen der horizontalen und der verticalen Intensität zu Forschungen dieser Art angewendet werden, da absolute Bestimmungen der Intensität und der Inclination nicht angestellt sind, und da es scheint daß die Constanten zur Reduc-tion jener Variations-Beobachtungen sich in einem sehr starken Maße geändert haben. So zeigen z. B. die monatlichen Mittelwerthe der verticalen Intensität von Junius bis December 1841 eine regelmäßige Abnahme, die für jene sieben Monate 0,011089 in Theilen der verticalen In-tensität beträgt, woraus sich unter Annahme einer Inclination von 69° und unter der Voraussetzung, daß die ganze Intensität sich nicht geändert habe, eine Verminderung der Inclination von $1^{\circ} 39'$ für diesen Zeitraum ergibt.

Wenn indessen die Beobachtungen dieses Ban-des unsere Kenntnisse vom gegenwärtigen magne-tischen Zustande des Erdkörpers nicht bereichern, so liefern sie doch einen schätzbaren Beitrag zur Bestimmung des mittleren täglichen Ganges der magnetischen Aenderungen und vermehren das reiche Material für die Untersuchung der interessanten Phänomene der magnetischen Perturbationen.

Den Schluß des Bandes machen Auszüge und Resultate aus den meteorologischen Beobachtungen.

B. Goldschmidt.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

148. Stück.

Den 15. September 1845.

H a n n o v e r.

Im Verlage der Helwing'schen Hofbuchhandlung 1845. Geschichte der churhannoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien, von G. von dem Kneesebeck. 188 Seiten in Octav.

Während der letzten dreißig Jahre eines für Deutschland ungestörten Friedens ist die Literatur in Bezug auf die Geschichte deutscher Heerestheile ungewöhnlich vergrößert, so daß, abgesehen von der vermehrten Zahl militärischer Zeitschriften, für die Geschichte kriegerischer Unternehmungen, hervorragender Waffenthaten, einzelner Regimenter eine Menge wichtiger Werke der Deffentlichkeit übergeben sind. Daß seit der Zeit, in welcher der unvergeßliche Scharnhorst sein Taschenbuch gründete, Hannover in dieser Beziehung nicht zurückblieb, beweisen die Monographien von Beamish, von der Decken, Jacobi, Glünder und die zum Theil höchst bedeutenden Abhandlungen, welche sich in dem hannoverschen militärischen Journal befinden. Gleichwohl bleiben auch hier noch erhebliche Lücken aus-

zufüllen. Das Werk von Wiffels (Geschichte der Errichtung sämmtlicher churbraunschweigischer Truppen) bedarf z. B. vielfacher Berichtigungen und Bervollständigungen, in der vor sieben Jahren erschienenen Abhandlung Schneidawinds über die Schlacht bei Dettingen vermißt man die Benutzung zahlreicher handschriftlicher Berichte, welche sich in Hannover befinden, die Arbeit von Redens (Feldzüge der alliirten Armee von 1757 bis 1762) enthält wenig mehr als ein dürres Verzeichniß von Märschen, Resultaten und Tagesbefehlen, die 'Uebersicht der Campagne der kurhannoverschen Truppen in Flandern 1793' ist mit größerem Fleiße als Talent verfaßt, gewinnt aber einen reichen Hintergrund durch die Arbeit Scharnhorsts über die Vertheidigung der Stadt Menin, welche sich ihm anschließt. Auf diese Zeit, für deren richtige Auffassung ein analoges Werk wie das des geistreichen Bärenhorst fehlt, hat der Verf. des oben genannten Buches, wie er in der Vorrede bemerkt, vorzugsweise seine Studien gerichtet, deren Ergebnisse, nach dem vorliegenden Werke zu schließen, einen sehr willkommenen Beitrag zu der Kriegsgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts abgeben werden.

Der Verf. hat sich nicht, wie es bei Arbeiten ähnlicher Art meistens geschieht, mit einem Abdrucke von amtlichen Berichten, tabellarischen Uebersichten und Tagesbefehlen begnügt, sondern diese mit der aus Monographien und Memoiren gewonnenen Anschauung zu einem Ganzen verwebt, welches, wenn Referent nicht völlig irrt, den Mann vom Fache in gleichem Grade befriedigen wird, als es dem Leser eine interessante und belehrende Unterhaltung gewährt. 'Wenn übrigens die Darstellung, heißt es in Vorrede, weniger streng militä-

risch, als allgemein historisch gehalten ist, so dürfte das wohl in der Natur des behandelten Stoffes seine Rechtfertigung finden.' Daß diese Methode die richtige, wenn auch die schwierigere ist, daß durch sie dem Buche auch in größeren Kreisen der Zugang geöffnet ist, wird der weiteren Beweisführung nicht bedürfen.

Von den drei Abhandlungen, welche uns hier geboten werden, 'Hannoversche Truppen in Gibraltar, in Minorca und in Ostindien' ist die erstere, der Natur der Sache nach, die umfassendere und inhaltsreichere. Ohne für den Leser den gelehrten Apparat der Citate beizugeben, verräth der Verf., abgesehen von den bisher noch nicht benutzten Quellschriften, überall eine gründliche Bekanntschaft mit den auf diesen Gegenstand bezüglichen geschichtlichen Werken, und Referent möchte nur eins derselben als übergangen bezeichnen, welches vielleicht noch kleine Notizen geboten hätte. Es ist die ausgezeichnete history of the british colonies von Montgomery Martin, welches sich im fünften Bande über die Belagerung Gibraltars verbreitet. Diese denkwürdige Begebenheit, in deren Erzählung die Persönlichkeit eines Elliot, Howe, Arçon, jenes geistreichen Prinzen von Nassau-Siegen hervortritt, dessen Haschen nach dem Ungewöhnlichen weder in der neuen Welt noch in Laurien Befriedigung fand, die Schilderung von der Besonnenheit und starken Ausdauer der Engländer und Hannoveraner, von der Zähigkeit der Spanier, der sich überstürzenden Hitze der Franzosen — das Alles, getragen durch eine frische, jedes äußeren Prunkes entbehrende Darstellung, läßt das Interesse des Lesers an dieser Abhandlung nie erschaffen.

Jeder dieser drei Abhandlungen sind tabellarische

Uebersichten, Erläuterungen, Ausführungen einzelner Gegenstände beigegeben. Zwei sauber gezeichnete Karten versinnlichen die Lage Gibraltars und die damalige Ausdehnung seiner Befestigungen.
Hav.

P a r i s.

Imprimerie royale 1844. Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi. Première série. Histoire politique. In Quart.

I. Papiers d'état du cardinal de Granvella d'après les manuscrits de la bibliothèque de Besançon publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. T. V. 704 Seiten.

Der fünfte Band dieser wichtigen Sammlung, über welche schon mehrfach in diesen Blättern Bericht abgestattet ist *), enthält nicht weniger als 289 Actenstücke, deren Abfassung, mit Ausnahme der wenigen Schriften, welche sich auf die gegen Simon Renard, spanischen Gesandten in Paris, erhobene Anklage beziehen, dem Zeitraume von der Mitte des Jahres 1556 bis zum Ausgange des Jahres 1559 angehört. Den an Umfang wie an Inhalt schwersten Theil dieser Sammlung bildet die Correspondenz zwischen Granvella u. Philipp II. Sie beginnt von Seiten des in Brüssel zurückgebliebenen Cardinals sogleich nach der Abreise des Königs über London nach Spanien und verbreitet sich hauptsächlich über äußere und innere Angelegenheiten der burgundischen Erblande, über die politischen Verhältnisse zu Frankreich und England, über Ereignisse und Stimmungen in Italien und dem deutschen Reiche, dessen Kaiserkrone von Fer-

*) Jahrgang 1844. Stück 82.

dinand auf güttlichem Wege zu gewinnen noch im Jahre 1557 den Gegenstand der geheimsten Wünsche und Intriguen Philipps abgab. Die Nothwendigkeit von Geldsendungen behufs der Besoldung der in den Niederlanden zurückgelassenen spanischen Fähnlein hat in fast jedem Schreiben des Cardinals ihre Erörterung gefunden; desgleichen fehlt es nicht an Mittheilungen über A katholische, welche die Ketzerei abgeschworen haben, oder über Katholische, welche sich von dem Glauben ihrer Väter lossagen. Ein an den König gerichtetes, ziemlich umfangreiches Memoire von Don Juan de Vega, Vizekönig über Sicilien, berichtet über Verwaltung und Kriegsbereitschaft des letztgenannten Reiches.

Mit der zweiten Hälfte des Jahres 1558 beginnen die Conferenzen mit Frankreich wegen Abschlusses eines Waffenstillstandes, dann eines Friedens und bilden seitdem den Hauptgegenstand der gegenseitigen Mittheilungen und Berathungen zwischen dem Könige und dessen bewährtem Diener. Bei dieser Gelegenheit begegnet man den für die spanischen Diplomaten ausgefertigten Instructionen, den Nachrichten, welche die Letztgenannten von Cercamp und dann von Chateau = Cambresis aus über den Verlauf der Unterhandlungen ihrem Könige zukommen lassen. Man ersieht daraus, mit wie geringem Nachdrucke Philipp auf die Rückgabe der lothringischen Bisthümer zu Gunsten des deutschen Reichs drang und bis zu welchem Grade ihm von der andern Seite die Einstellung der Feindseligkeiten Bedürfnis war, wenn er selbst (12. Februar 1559) an Granvella schreibt: 'Yo os digo, que yo estoy de todo punto imposibilitado a sostener la guerra, y que tengo gastado un million y docientos mil ducados, que por cambio me

han traydo de España de dos a tres meses a este parte, y que e menester otro million para de aqui a marzo.' In einem Schreiben aus der Mitte des Jahres 1559 theilt Philipp II. seinem Granvella, unter dem Siegel der tiefsten Verschwiegenheit, die von ihm aufgestellten Bedingungen mit, unter denen allein der Orden vom goldenen Bließe ausgegeben werden solle. Sie lauten also (S. 629): 'el uno, que no eligan sino catolico y no sospechoso; el otro, que en sus tierras tengan gran cuydado de castigar lo de la religion y por aqui adelante en quanto pudieren; y el otro, que oyan misa cada dia, no teniendo notable incombeniente.' Wie wenig sich der König später in diesen Ansichten consequent blieb, oder wie er vielmehr durch Verleihung des Zeichens seiner höchsten Gunst auch freie, starke Geister der evangelischen Partei für seine Kirche zu gewinnen trachtete, ergibt sich daraus, daß er bekanntlich dem edlen Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, einem der gewichtigsten Vertreter des Protestantismus in Deutschland, den Orden übersandte, von diesem jedoch das verdächtige Geschenk zurück erhielt.

Bildet die Correspondenz zwischen Granvella und Philipp den überwiegenden Theil dieser Sammlung, so begegnet man einer Menge eingestreuter Schreiben von Fürsten, Feldherrn und Diplomaten, als Schreiben von König Ferdinand an Granvella und Philipp, des Letzteren an Claude de Bergy und Elisabeth von England, Emanuel Philiberts von Savoyen an Claude de Bergy, Albas an Granvella, des Letzteren an Emanuel Philibert, an den Präsidenten Viglius und an den Grafen von Feria, spanischen Gesandten in London, des Cardinals Carl von Lothringen an den Marschall

von St. André, Margarethas von Parma an König Philipp 2c.

Wie früher, so sind auch dieses Mal die in spanischer Sprache abgefaßten Briefe Granvellas und Philipps mit einer französischen Version versehen, und nur solche, deren Inhalt von keiner besonderen Wichtigkeit ist, machen hiervon eine Ausnahme. Die Notizen, deren Inhalt meistentheils aus historischen und genealogischen Erörterungen besteht, sind auch dieses Mal dem Leser als willkommene Zugabe geboten. Die kleine Bemerkung möge hier schließlich noch Raum finden, daß die Vermählung Erichs des Jüngeren von Calenberg-Göttingen nicht 1575, wie es in der Anmerkung S. 228 heißt, sondern erst im Jahre darauf Statt fand.

II. Les Olim ou registres des arrêts rendus par la cour du roi, publiés par le comte Beugnot. Tome III. Première partie. 1844. LXXXVIII und 711 Seiten.

Der vorliegende Band enthält die Hälfte der in der Vorrede des zweiten Bandes *) versprochenen Enquêtes, welche das vierte und letzte Register der Olim bilden und die lateinisch abgefaßten richterlichen Entscheidungen und königlichen Ausschreiben während des Zeitraums von 1299 bis 1318 begreifen. Ein weitschichtiges Material für die innere Geschichte Frankreichs in dem angegebenen Abschnitt, für richtige Auffassung der Verhältnisse der hohen Vasallen zur Krone, des niederen Adels zu den ersteren, der Geistlichkeit und der Städtebewohner zu beiden und zu einander, vor allen Dingen für die Geschichte der Verdrängung des schwanken Gewohnheitsrechtes durch die

*) Dessen Anzeige findet sich Jahrgang 1843. St. 66.

festen Satzungen des römischen Rechts, so wie der allmählichen Entwicklung eines wenig beschränkten Königthums. In letzteren Beziehungen hatte das gerichtliche Verfahren in Frankreich in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts eine zu breite Basis gewonnen, als daß der raschen Fortbildung desselben noch bedeutende Hindernisse hätten entgegen treten können. Es hätte des durchgreifenden Verfahrens eines Philipp des Schönen nicht bedurft, der durch Waffengewalt und gesetzliche Bestimmungen die Macht der großen Lehensträger beschnitt, dem Fehdewesen Schranken setzte, den Zweikampf als Ordal in bürgerlichen Streitigkeiten abschaffte, geistlichen und weltlichen Großen ein Privilegium nach dem andern, namentlich die Münzgerechtigkeit, entwand.

Das Vorwort des Herausgebers läßt sich im Allgemeinen als eine Apologie Philipps des Schönen bezeichnen, eines Fürsten, dem seine Zeit fluchte und von dem dieser Fluch nur dann hinweg genommen werden kann, wenn man über den Zweck die Mittel vergessen, und in dem ersteren — Unbeschränktheit der königlichen Gewalt — die alleinige Aufgabe des Herrschenden erkennen will. Man sieht, sagt der Herausgeber, in diesem Könige gewöhnlich nur den 'Falschmünzer', den bitteren, leidenschaftlichen Gegner eines Bonifaz VIII. Cependant, fährt er fort, il suffit d'étudier les édits et les chartes qu'il promulgua, pour demeurer convaincu que peu de souverains l'ont surpassé dans l'art de mettre les institutions d'un peuple en rapport avec ses besoins et que ce fut lui qui posa véritablement les bases définitives de l'ancien gouvernement de la France.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

149. 150. Stück.

Den 18. September 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Collection de documents inédits sur l'histoire de France publiés par ordre du roi. Première série. Histoire politique.'

Dann folgt eine Auseinandersetzung, daß Philipp die Communen auf zweckmäßige Weise überwacht, die von der Krone fast unabhängige Stellung, welche dieselben ohne rechtlichen Titel eingenommen, auf gebührende Grenzen zurückgeführt habe. Philipp, heißt es ferner, sei kein Gesetzgeber im höheren Sinne des Wortes gewesen, aber er habe einen so glücklichen politischen Instinct und neben diesem einen solchen Grad von Energie besessen, daß er dadurch zum Segen Frankreichs das Ungewöhnliche geleistet habe.

Diesem Raisonnement gegenüber kann man nicht umhin auf die freilich im entgegengesetzten Sinne lautende Charakteristik zu verweisen, wie solche von Sismondi und Michelet gegeben wird, auf die

Stellung, welche der König den drei Ständen gegenüber einnahm, auf die gegen ihn gerichtete Ligue des Adels, die wiederholten Aufstände der Bürgerschaft von Paris, welche durch die Münzverfälschungen des königlichen Wucherers betrogen wurde, die Persönlichkeit seiner nächsten Räte und Freunde, eines Wilhelm von Nogaret und Enguerrand de Marigny, die sich der Rache des Volks nicht entziehen konnten, endlich auf den Ausgang des Dreißigjährigen Krieges der Tempelherren. In Bezug auf die letzteren die Vertheidigung des Königs zu übernehmen, trägt auch der Herausgeber Bedenken. Dagegen hebt er als ein besonderes Verdienst des Königs hervor, daß derselbe die Communen zu den Berathungen der Stände hinzugezogen habe: ein Act, der hinsichtlich der Folgen unstreitig verdienstlich war, hinsichtlich der Gründe, wie alle Thaten Philipps, das Gepräge schmutzigen Eigennutzes trägt.

— Diese Hinzuziehung der Bürger zu den Ständen, heißt es ferner, sei drei Mal erfolgt: im Kampfe mit Bonifaz VIII., während des Krieges mit Flandern und zur Abhilfe der in Folge der stäten Münzveränderungen entstandenen Wirren.— Diese Angabe ist übrigens nicht ganz richtig. Die Theilnahme des tiers état an den ständischen Berathungen beschränkt sich keinesweges auf die hier namhaft gemachten Berufungen der Stände. Auch auf dem für 1. Mai 1308 nach Tours ausgeschriebenen Tage, wo der König die Billigung der états généraux hinsichtlich seines Verfahrens gegen die Tempelherren einholen wollte, sah man die Vertreter der Städte. Das ergibt sich aus der von Johann von St. Victor abgefaßten Lebensbeschreibung des Papstes Clemens V. (bei Baluzius, vilt. papar. avenionens.), in der es heißt: *Fecitque parlamentum nobilem et ignobilem*

de cunctis regni sui castellanis et urbibus Turonis congregari, consilium habiturus etc. Hav.

B e r l i n.

Verlag von Th. Chr. Fr. Enslin 1845. Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe, von Ed. Casp. Jac. von Siebold, der Philos., Med. und Chir. Dr. u. s. w. Zweiter Band. XVIII und 802 Seiten in Octav.

Ueber den ersten Band des vorstehenden Werkes haben die Anzeigen des Jahres 1838 St. 193 bereits Nachricht gegeben: wenn aber der zweite Band erst sieben Jahre nach der Herausgabe des ersten erschienen ist, so wird den Verf. die Schwierigkeit der Aufgabe, eine Geschichte seines Fachs bis auf die heutige Zeit vollständig zu liefern, hinlänglich entschuldigen. Der Vorarbeiten waren nur sehr wenige, und selbst diese konnten nicht genügen, da die letzte, auf welche einigermaßen Rücksicht genommen werden konnte, dem Jahre 1799 angehört; daß aber seit dieser Zeit der Standpunct der Geburtshilfe ein ganz anderer geworden, mithin dem Geschichtschreiber oblag, seinen Gegenstand von einer solchen Seite aufzufassen, wie er am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht bearbeitet sein konnte, ist Jedem, welcher nur einigermaßen die neueren Fortschritte der Geburtshilfe verfolgt hat, bekannt genug. Dem Grundsatz getreu, überall die Quellen selbst aufzusuchen, um so zu reinen und wahren Resultaten zu gelangen, hat der Verf. keine Mühe gescheut, nach seinen besten Kräften die nothwendigen Forschungen anzustellen: sie erforderten aber Zeit, und darum mag man ihm das späte Erscheinen des zweiten Bandes, mit welchem das Ganze geschlossen ist, zu Gute halten.

— Der erste Band umfaßte den großen Zeitabschnitt von den ältesten Zeiten bis zum Anfang des 16ten Jahrhunderts (1513); mit diesem letztern beginnt der zweite Band, nämlich mit dem Erscheinen des ersten gedruckten Buches über Geburtshilfe von Euchar. Koeslin bis zur Wiederherstellung der Wendung auf die Füße durch Ambr. Paré (1550). Diesem Zeitraume, dem sechsten, gehören die Bemühungen des schon genannten Koeslin und des Schweizer Rueff (1554) an, die Geburtshilfe in faßlichem Ueberblicke besonders für Hebammen darzustellen, und wenn auch eine große Zahl fehlerhafter Ansichten in den Schriften jener Männer sich vorfindet, so muß doch schon das Streben, die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf die Geburtshilfe hinzulenken, rühmend anerkannt werden. Eine besondere Aufmerksamkeit hat der Verf. in diesem Zeitraume den Fortschritten der Anatomie und ihrem Einflusse auf die geburtshilflichen Lehren gewidmet: hauptsächlich waren es A. Vesal's geläuterte Lehren und seine auf eigene Zergliederungen gegründete Entdeckungen, welche auf die Geburtshilfe einflußreich werden mußten. Er beschrieb unter andern das weibliche Becken, und die dasselbe zusammensetzenden Knochen genauer als alle seine Vorgänger: seinem Scharfblicke konnte die Wichtigkeit desselben für Schwangerschaft und Geburt nicht entgehen, er erkannte die Wichtigkeit des heiligen Beins, widerlegt die alte Meinung von dem Auseinanderweichen der Beckenknochen bei der Geburt, und bezeichnet deutlich die großen Bänder des Beckens. Von ihm rührt auch der bis jetzt noch fortdauernde Name 'Pelvis' her. Eben so groß sind Vesal's Verdienste um eine richtigere Kenntniß der weiblichen Genitalien, als solche bis auf seine Zeit Statt

fand. Nächst ihm sind N. Columbus, G. Falloppia und B. Eustachius näher gewürdigt. Daß aber auch in Deutschland die Fortschritte der italiänisch=anatomischen Schule nicht ohne Erfolg blieb, wird vom Verf. ebenfalls nachgewiesen. Hier sind L. Fuchs, Volch. Coiter, F. Plater und vor allen E. Bauhin genannt. Die umgestaltete und mit neuen Ansichten bereicherte Anatomie kam aber besonders der Chirurgie zu statten: groß waren daher die Fortschritte, welche jene Doctrin besonders in der zweiten Hälfte des sechszehnten Jahrhunderts, besonders in Frankreich machte, wo sich seit jeher eine große Vorliebe für dieses Fach zeigte. Wenn aber die Geburtshilfe fortwährend Theil der Chirurgie blieb, in so fern sie von Männern ausgeführt ward, und daher auch hauptsächlich von Chirurgen gepflegt wurde, so mußte sich erwarten lassen, daß in den Fortschritten der Chirurgie selbst auch die Geburtshilfe mit einbegriffen war, sie theilte das Geschick ihrer Oberin, und Chirurgen waren es daher, welche ihr eine bessere Gestalt zu geben versuchten, die nöthig werdenden Hilfen zu verbessern und mit neuen zu vermehren strebten, wobei freilich immer nur die mechanische Seite des Fachs gefördert wurde. Indessen mußte schon dieses nach und nach weiter führen, es konnte bei der bloßen Hilfeleistung in Gefahren nicht sein Bewenden haben, der Grund der gebildeten Abnormität, der innere Zusammenhang mußte näher erforscht werden, und die Zusammenstellung von geburtshilflichen Lehren in eigenen Werken machte sich nach und nach immer mehr geltend. So ward die äußere und innere Gestalt des Faches eine andere, und es kann daher auch von der Geschichte eine neue Epoche begonnen werden, welche noch dazu durch die Wie=

derherstellung einer höchst wichtigen Operation, der Wendung auf die Füße, näher bezeichnet wird. Dieser siebente Zeitraum, mit Ambr. Paré beginnend, geht bis zur ersten wissenschaftlichen Bearbeitung der Geburtshilfe durch H. van Deventer und der Erfindung der unschädlichen Kopfzange. Dieser Zeitraum beginnt mit einer Uebersicht auf die Blüte der Chirurgie in Frankreich, da die Geburtshilfe, in so fern sie von Männern ausgeübt wurde, eüz mit diesem Fache verbunden war. Letztere selbst befand sich im Anfange dieser Epoche in einem nicht sehr erfreulichen Zustande, indem die Hilfen, welche in schwierigen Fällen angewendet wurden, meistens nur in Kinder zerstörenden Operationen bestanden. Um so höher war daher das Verdienst des berühmten französischen Chirurgen A. Paré, welcher die Wendung auf die Füße wieder herstellte, indem er in einer eigenen Schrift (1550) diese ganz vergessene Methode wieder dringend empfahl. Der Verf. kann nicht umhin, sich hier, wie er auch in seinem Buche selbst gethan, eines Irrthums zu zeihen, welchen er in dem ersten Bande dadurch begangen, daß er den Anfang dieses Zeitraums nicht mit dem Namen Paré, sondern mit dem des Pierre Franco bezeichnete; es mag ihn die Unmöglichkeit entschuldigen, die interessante, aber sehr seltene Schrift des Paré, welche eben die Wendung auf die Füße abhandelt, früher eingesehen zu haben, als bis die schöne Gesamtausgabe des Paré von Malgaigne (1840) erschien. Erst durch diese konnte er von des Paré genannter Schrift Kenntniß nehmen, und sich überzeugen, daß P. Franco in den geburtshilflichen Kapiteln seines Buches über die Brüche (1561) den Paré wörtlich ausgeschrieben hatte, und daher auf die Ehre der Wiederherstel-

lung der Wendung keinen Anspruch machen kann. Bei Gelegenheit einer Anzeige der Ausgabe des *Malgaigne* in diesen Blättern (Jahrgang 1842. St. 181. S. 1812) hat übrigens der Verf. seinen Irrthum bereits berichtigt. Nach *Paré* wird *Guillemeau*, wie er verdiente, gewürdigt, welcher die von *Paré* vorgezeichnete Bahn rühmlichst verfolgte, und die wichtige Wendung auf die Füße weiter bearbeitete. Eine zweite Operation, welche dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts angehört, ist der Kaiserschnitt an Lebenden: der Verf. hat sich bestrebt, das Dunkel, welches die Erfindung dieses Verfahrens umhüllt, aufzuhellen, und nachzuweisen, daß dasselbe zuerst bei Schwangerschaften in der Bauchhöhle angewendet, und so allmählich auch bei Uterin-Schwangerschaften ausgeführt wurde. Der erste glaubwürdige Kaiserschnitt (bei einer Bauchschwangerschaft) ist der von *Paul Dirlewang* in Wien (1549) verrichtete. Wichtig sind die Sammlungen gynäkologischer Schriften durch *Casp. Wolf* (1566), *Baubin* (1586) und *Spach* (1597). In Deutschland erschienen am Ende des sechszehnten Jahrhunderts einige Hebammen-Lehrbücher, deren Werth aber kein bedeutender ist: ihren Hauptinhalt bildet eine Anzahl von Arzneimitteln; ein Verweisen in schwierigen Fällen auf männliche Hilfe findet sich nirgend vor, wovon der Grund sicher darin lag, daß, wie *Welsh* sagt, die meisten Weiber in Deutschland aus Schamhaftigkeit lieber sterben wollten, als daß sie einen Arzt oder Chirurgen irgend eine Operation an sich machen ließen, was auch *Fabricius Hildanus* bestätigt. Dieselben Klagen, welche in Deutschland über das Wirken der Hebammen erhoben wurden, fehlten auch im sechszehnten Jahrhundert in dem benachbarten Frankreich nicht, wenig-

stens ist die Unwissenheit und die Tollkühnheit der französischen 'Sages femmes' von einem Zeitgenossen, Gervais de la Touche, in einer eigenen Schrift abschreckend genug geschildert worden. Indessen scheinen in diesem Lande doch nicht die Vorurtheile gegen männliche Hilfen so geherrscht zu haben, wie in Deutschland, wodurch einer freieren und besseren Entwicklung der Geburtshilfe selbst so schwer zu überwindende Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Das siebzehnte Jahrhundert zeigt auch in der That in Frankreich eine Reihe von Männern, welche mit dem regsten Eifer sich der Geburtshilfe zuwendeten, und das Fach auf eine bedeutende Höhe brachten. François Mauriceau ist unter diesen vor allen zu nennen (1668 und folg.); ihm zunächst steht der treffliche Paul Portal (1685), dessen herrliche Lehren leider für die nächste Zeit ohne besondern Erfolg blieben, während Mauriceau den Geburtshelfern auf lange Zeit hin leuchtender Stern und nachzuahmendes Vorbild blieb: nur die Holländer und Schweden beachteten Portal, indem sie Uebersetzungen seines Buchs brachten. Portal's Hauptgrundsatz war, in keiner Weise Geburten zu übereilen, und sie durch vorzeitiges Einschreiten in ihrer Regelmäßigkeit zu stören: mit der größten Zuversicht sprach er es aus, daß auch Gesichtsgeburten, welche man so sehr fürchtete, der Beendigung durch die Natur überlassen bleiben könnten. Im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts trat Guill. Mauquest de la Motte auf, welcher mit einem trefflichen Beobachtungsgeiste ausgerüstet und von heiligem Feuer für sein Fach beseelt, sein Hauptbestreben dahin richtete, den Gebrauch der scharfen, Kinder tödtenden Instrumente, welche zu seiner Zeit so sehr an der Tages=Didnung waren,

zu verwerfen, oder wenigstens zu vermindern, und die Wendung auf die Füße, in welcher er das Hauptmittel zur Erreichung seines Zweckes sah, auf den höchsten Grad der Vollkommenheit zu bringen. Ihm galten daher Auctoritäten durchaus nichts, und er sah sich oft genöthigt, denselben geradezu zu widersprechen, was er stets mit der offensten Geradheit und der nur das Gute wollenden Wahrheitsliebe that. Er sah ein, daß der Geburtshelfer bei der Ausübung seines Fachs etwas Höheres anerkennen müsse, als seine bloße Geschicklichkeit im Herausbefördern des Kindes, die großen Kräfte, über welche die Natur zur Beendigung der Natur gebieten kann, waren ihm nicht unbekannt, Geduld und Zeit daher oft die größten Mittel. De la Motte wurde seinen Zeitgenossen ein nachahmungswürdiges Muster, und seine Grundsätze fanden in und außerhalb seinem Vaterlande die vollste Anerkennung. So eilte in Frankreich die Geburtshilfe rüstigen Schrittes vorwärts, und hatte sich ein Ansehen erworben, welches ihren festen Stand für alle künftigen Zeiten sicherte. In Deutschland dagegen geschah für das Fach von wissenschaftlicher Seite wenig: was von geburtshilflichen Schriftstellern geleistet wurde, hatte bloß den Unterricht der Hebammen zum Zweck, und selbst dieser konnte nur ein mangelhafter sein, in so fern er von Männern ausging, deren Lehren aus Entbehrung eigener Erfahrung nur unvollkommen sein mußten. Daher konnten die schlichten Anweisungen einer sonst ungebildeten Frau, der Berliner Siegemundin, ein so großes Ansehen erhalten, und vergebens sieht man sich nach Werken um, welche den Wundärzten Anleitung geben konnten; wurden diese in verzweifelten Fällen gerufen, so übten sie jene alten grausamen Künste, welche sie

von ihren Vätern erlernt hatten, zerstückelten und perforierten die Kinder, und lange noch blieb das Fach in Deutschland auf dieser niedrigen Stufe stehen, während in Frankreich lange schon die Geburtshilfe sich zu einer eigenen Wissenschaft emporgeschwungen hatte. Nur in der höchsten Noth traten deutsche Chirurgen ein, den Hebammen sonst gerne das Feld überlassend, auf welchem keine Lorbeeren zu pflücken waren. Erst spät im folgenden Jahrhundert änderte sich auch bei uns das bis jetzt bestehende Verhältnis, und Deutschlands Geburtshilfe kam endlich auch zur Erkenntnis des zu erreichenden Ziels, welches die Nachbarstaaten schon früher ins Auge gefaßt hatten. — Holland dagegen nahm schon mit dem Anfange des 17ten Jahrhunderts regen Theil an den Bemühungen der französischen Nachbarn: hier zeichneten sich H. van Roonhuysen, Corn. Solingen, Fr. Ruysch, Jac. Denys, vor allen aber Heinr. van Deventer aus, so daß dieser letztere treffliche Geburtshelfer durch seine ausgezeichneten Lehren das Fach einer schönen Zukunft entgegen führte, auch sein schätzbares Lehrbuch in alle Sprachen übersetzt wurde. Seine Verdienste um die Geburtshilfe hat der Verfasser ausführlich zu schildern versucht. — Von den schwedischen Geburtshelfern mußte Joh. van Hoorn hervorgehoben werden, welcher in Amsterdam unter Ruysch, und in Paris unter P. Portal gebildet, in seinem Vaterlande die Kultur der Geburtshilfe sich angelegen sein ließ, und besonders für einen zweckmäßigen Unterricht der Hebammen sorgte. — Weniger war von der englischen Geburtshilfe in diesem Zeitraume zu sagen: erst mit dem Ende des 17. Jahrhunderts wird England durch die Erfindung der Zange wichtig, welche aber durch das eigenthüm-

liche Verfahren der Erfinder längere Zeit ein Geheimniß blieb. Die Darstellung dieser Erfindung gehört aber dem folgenden Zeitraume an. — In Spanien erschien 1638 das geburtshilfliche Werk von Pedro Munnez, welches 1721 neu aufgelegt wurde. — Eine Schilderung der wichtigsten anatomischen und physiologischen Entdeckungen schließt diesen Zeitraum, und die Verdienste Harvey's, R. de Graaf's, Swammerdam's und Anderer sind näher gewürdigt. Auch sind die Bestrebungen des Thom. Bartholin nicht unerwähnt geblieben, welcher zwar auf die Fortschritte der Geburtshilfe keinen unmittelbaren Einfluß hatte, der aber doch durch seine vielseitigen, und die ganze Medicin umfassenden Arbeiten, welche daher geburtshilfliche Gegenstände nicht ausschlossen, die Wissenschaft zu seiner Zeit mächtig forderte. — Der achte Zeitraum beginnt mit der Erfindung der unschädlichen Kopfzange, und geht bis zur Bearbeitung der Geburtshilfe durch L. c. Joh. Boër. Eine ausführliche Untersuchung ist der Erfindung des neuen Instruments gewidmet, welches von so bedeutendem Einflusse auf die ganze Umgestaltung der Geburtshilfe werden mußte. Der Verf. ist bemüht gewesen, das Dunkel, welches über die Erfindung selbst herrscht, nach allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln aufzuhellen, und hat zu dem Ende seine Forschungen theils dem Insellande, theils aber dem Continente zugewendet. Der weitere Verlauf der Geschichte mußte aber vor allen auf die französische und englische Geburtshilfe Bedacht nehmen lassen: in Frankreich zeichneten sich die beiden Gregoire, Vater und Sohn, S. Mesnard, in England R. Manningham und Fielding Duld aus. In der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts trat aber in Frankreich

ein Mann auf, der mit dem größten Eifer sich der Beförderung der Geburtshilfe zuwendete, und dessen rastlose Bestrebungen auch mit dem glücklichsten Erfolge gekrönt wurden, da ein großer Theil seiner Lehren noch heutigen Tages in vollstem Ansehen sich erhalten hat, wenn auch bei manchen des ersten Urhebers nicht mehr gedacht wird. André Levret war es, welcher auf eine so entscheidende Weise sich um die Geburtshilfe verdient gemacht hatte, daß sein Namen nie aus den Annalen dieses Fachs verschwinden wird: zu einer Zeit geboren (1703), in welcher die Geburtshilfe einen neuen Aufschwung zu nehmen begonnen hatte, trat er gerade da in das practische Leben ein, als die Bemühungen der Geburtshelfer Englands und Hollands, so wie seines eigenen Vaterlandes, dem lange verwaisten Fache bleibendes Ansehen und ehrenvollen Ruhm gesichert hatten: das neue Instrument war erfunden, harrte aber noch gar vieler Verbesserungen, wenn es seinem hohen Zwecke entsprechen sollte: vieles Andere war durch Levret's Vorgänger angeregt, und mußte weiter verfolgt werden, eine schöne und weite Bahn des Wirkens hatte sich mithin dem strebenden Geiste eröffnet, und diese betrat Levret muthig, das sich gesteckte Ziel bis an sein Lebensende verfolgend (1780). Des Zeitgenossen Levret's, Nic. Puzos, geschieht die verdiente Erwähnung, so wie des letztern Lehrers Element. Aber auch England hatte um dieselbe Zeit, als Levret in Frankreich wirkte, seinen W. Smellie, welcher als trefflicher Lehrer und glücklicher Practiker, wie auch als gediegener Schriftsteller sich auszeichnete. Was Levret der französischen Geburtshilfe, das war Smellie der englischen: seine Grundsätze fanden zunächst im Vaterlande die vollste Anerkennung, und hatten

auf die ganze Gestaltung der englischen Geburtshilfe, auf ihre Licht- und Schattenseite den offenbarsten Einfluß. Auf Smellie folgten Burton, Counsell, B. Pugh, Will. Hunter, Johnson und Leake. Letzterer hatte im Jahre 1765 das Westminster Lying-in-Hospital mittelst öffentlicher Subscription gegründet, welches dem practischen Unterrichte von Geburtshelfern dienen sollte, wodurch einem wichtigen Bedürfnisse abgeholfen wurde. Näher zu bezeichnen waren noch die Bemühungen Hamilton's in Edinburgh, Foster's und Dease's in Dublin, Th. Denman's in London, welcher in seinem Lehrbuche zuerst die künstliche Frühgeburt hervorhob: erwähnt mußten ferner werden die Verirrungen W. Osborn's in Bezug auf die so häufige Anwendung der Perforation, J. Nitken und Dav. Spence. Es hatte somit die Geburtshilfe seit dem Anfange des 18ten Jahrhunderts in zwei Ländern einen bedeutenden Aufschwung genommen, und der rühmlichste Wettstreit fand zwischen den Franzosen und Engländern Statt. In Frankreich ward aber fast nur allein der Kunst gehuldigt, die Engländer berücksichtigten mehr die großen Kräfte der Natur bei dem Geburtsgeschäfte: sie bestrebten sich die Ausübung des Fachs mit dieser selbst in Einklang zu bringen, und erzielten auf diese Weise ganz andere Resultate der Praxis, welche ihrer Geburtshilfe einen von der französischen so verschiedenen Charakter ertheilten. Eine Folge dieser Grundsätze war freilich auch oft ein zu großes Vertrauen auf die Natur, welches sie die Kunsthilfe zur rechten Zeit versäumen ließ: daraus entsprang ihre große Vorliebe für die Perforation, welche am Ende das letzte Hilfsmittel bleiben mußte, da ihnen die Anwendung der Zange sowohl nach ihren Grundsätzen

als auch selbst nach der Beschaffenheit ihres Instruments in so ausgedehnter Gebrauchsweise nicht zu Gebote stand, wie diese bei den französischen Geburtshelfern Statt hatte. Beide Nationen verfolgten daher ihre eigene Bahn, trugen aber beide gleichviel zur Vervollkommnung und Bereicherung der Geburtshilfe bei: in einer richtigen Ausgleichung der Grundsätze der einen Nation durch die der andern, wobei die Extreme vermieden wurden, konnte aber die Geburtshilfe der Vervollkommnung zugeführt werden, und daß dieser hier vorgezeichnete Weg auch wirklich eingeschlagen wurde, und zum gewünschten Ziele führte, lehrt der weitere Verlauf der geschichtlichen Untersuchungen. — In Deutschland bietet in der ersten Hälfte des 18ten Jahrhunderts die Gestalt der Geburtshilfe nicht viel Erfreuliches dar: sie war immer noch in den Händen der Chirurgen, das Fach war zu einem mechanischen herabgesunken, welchem jede wissenschaftliche Umkleidung und jeder höhere Aufschwung fehlte. Die Geburtszange ward erst spät einheimisch, da sich ihrer früheren Einführung theils Unbekanntschaft mit dem Auslande theils die allem Guten hinderlichen Vorurtheile entgegen stellten. Den besten Beweis, wie die Geburtshilfe immer noch an die Chirurgie gekettet war, gaben die geburtshilflichen Lehren des berühmten Laur. Heister, welcher dieselbe vereint mit den chirurg. Lehren vortrug. Nur dem Hebammenwesen fuhren die Deutschen fort Aufmerksamkeit zu schenken, was eine Menge Lehrbücher aus jener Zeit beurfundeten. Dagegen hatte sich in Straßburg unter dem trefflichen J. J. Fried eine geburtshilfliche Schule gebildet, welche auf den Umschwung der deutschen Geburtshilfe bedeutenden Einfluß übte. Eine dem

Unterrichte gewidmete Gebäranstalt zog von weit und breit Schüler herbei, und die vorzüglichsten Geburtshelfer Deutschlands gingen aus dieser Schule hervor. Mit *Cranz* beginnt die Wiener Schule: ihn hatte *van Swieten* nach Paris und London geschickt (1750), um sich daselbst unter tüchtigen Lehrern mit der Geburtshilfe zu beschäftigen um sie dereinst im Vaterlande zu lehren. Seit 1754 nahm *Cranz* in Wien den neu gegründeten Lehrstuhl der Geburtshilfe ein: er begann vor Allem das Hebammenwesen in den österreichischen Staaten zu verbessern, zugleich aber bemühte er sich auch, gute Geburtshelfer zu bilden. Ihm folgte im Amte *Lebmacher*. Ueberall ward nun das Bedürfnis eines zweckmäßig geleiteten Unterrichts der Geburtshilfe gefühlt: schon 1751 ward in Göttingen eine Entbindungsanstalt auf *Haller's* Betrieb unter dem ausgezeichneten *Roederer* errichtet, nachdem dieser sich unter *Levret*, *Smellie* und *Fried* gebildet hatte. Leider war es aber *Roederer* nicht vergönnt, lange thätig zu sein, der schon 1763 im 37sten Lebensjahre starb. Was *Roederer* aber in dieser kurzen Zeit geleistet, das steht mit unauslöschlicher Schrift in den Annalen der Wissenschaft da. Bald folgte Berlin in der Gründung von geburtshilflichen Lehranstalten nach: hier wirkten *Meckel*, *Henckel* und *Hagen*. In Cassel, später in Marburg trat *G. W. Stein*, *Roederer's* und *Levret's* Schüler, auf: an beiden Orten gründete er eine Gebäranstalt, und von allen Seiten strömten ihm wißbegierige Schüler zu, welche nun nicht mehr die letzte Weihe außer den Grenzen ihres Vaterlandes zu erhalten für nöthig hielten. Groß sind *Stein's* Verdienste um das Fach: sein

Bestreben ging besonders dahin, die Operationslehre zu verbessern, feststehende Indicationen aufzustellen, und besonders der Zange, deren Führung er bei seinem Meister *Levret* erlernt hatte, den wichtigen Werth zu verschaffen. Treffliche Schüler und später Coryphäen des Fachs gingen aus *Stein's* Schule hervor. Aber auch in *Wien* fuhren die Geburtshelfer fort, sich auf der erreichten Stufe zu erhalten; hier waren *Plenk*, *Steideler* und *Zeller* thätig; die große Gebäranstalt, welche unter des Kaiser *Joseph's* Regierung 1784 errichtet war, mußte aber die besten Früchte tragen, und in der That fing gerade in *Wien* die Geburtshilfe an, eine andere Gestalt anzunehmen; hier begann man, die Natur in ihren großen Kräften näher zu erforschen und achten zu lernen, sie ward in die ihr gebührenden Rechte eingesetzt, und der weitem Verfolgung dieser Bahn hatte die Geburtshilfe ihre schönsten Erfolge zu verdanken. Die Geschichte muß aber mit dem Manne, der als Kämpfer für die heiligen Rechte der Natur in die Schranken trat, eine neue Epoche anfangen lassen, welche demnach mit *Boër* beginnt. Langsam hatte sich die Geburtshilfe auf deutschem Boden entwickelt, aber, nachdem sie einmahl eine gewisse Stufe der Ausbildung erreicht, eilte sie rasch vorwärts, und süßte auf diese Weise das früher Versäumte. — In *Frankreich* hatte sich der Eifer und die Vorliebe für die Geburtshilfe auch in der zweiten Hälfte des 18ten Jahrhunderts forterhalten, *Astruc*, *A. Petit*, *Pean*, *Deleurye* und Andere legen davon das beste Zeugnis ab.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

151. Stück.

Den 20. September 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe, von Gd. Casp. Jac. von Siebold, der Phil., Med. und Chir. Dr u. s. w. Zweiter Band.'

Dagegen führte das Bestreben, die Geburtshilfe immer mehr zu verbessern, Frankreichs Geburtshelfer auf einen Abweg, welcher das größte Aufsehen erregte, und bei den Geburtshelfern aller Nationen den regsten Antheil hervorrief. Es war die Synchondrotomie, welche 1768 von Sigault vorgeschlagen, und 1777 wirklich zuerst verrichtet ward. Der Verf. hat dieser merkwürdigen Operation eine genaue Untersuchung gewidmet, und in fortlaufender Reihe ihre ganze Geschichte mitgetheilt; was Deutschlands Geburtshelfer (hier verrichtete sie zuerst G. Casp. v. Siebold schon 1778), was die Holländer und Italiäner gethan, ist erschöpfend erzählt, da die Acten über das Verfahren geschlossen sind, und dieses jetzt gänzlich der Geschichte anheim gefallen ist. Genau mit der

Geschichte des Schambeinknorpelschnitts ist J. L. Baudelocque verflochten, da dieser bereits 1776 eine Gegenschrift verfaßt hatte, und in dieser schon kund that, was die Wissenschaft einst von ihm zu erwarten hatte. Ihm sind daher die folgenden Seiten gewidmet: doch mußten hier die Bestrebungen seines Lehrers Solayrès de Renhac vorher gehen, dieses in der Blüte seiner Jahre der Wissenschaft entrißenen Geburtshelfers, welcher auf Baudelocque's Leistungen von so entschiedenem Einflusse war, wie dieser selbst überall in seiner Schrift rühmlich anerkannte. Nachdem in diesem Zeitraume noch die Bestrebungen der holländischen Geburtshelfer, Pet. Camper und Anderer angeführt sind, folgt noch die Schilderung der Geburtshilfe in Dänemark, wo vor allen Matth. Saxtorph glänzte. Den Schluß des Zeitraums bildet ein Hinblick auf die Geburtshilfe Italiens, wohin vorzüglich die Levret'schen Lehren gedrungen waren. — Der neunte und letzte Zeitraum umfaßt die neuere und neueste Geburtshilfe, mit Luc. Joh. Boër beginnend, da dieser als der eigentliche Gründer des jetzigen Zustandes der Geburtshilfe anzusehen ist. Mit ihm zugleich trat der Göttinger Lehrer Fr. B. Oslander in die Schranken, und während Boër mit aller Macht dahin strebte, der natürlichen Geburtshilfe allgemeinen Eingang zu verschaffen, und dem Wahne entgegen zu treten, in glücklich vollzogenen Operationen allein bestände das Heil der Geburtshilfe, verfolgte Oslander sein ganzes Leben hindurch den Grundsatz, daß nur wahre Kunst bei jeder Geburt Sicherheit und Hilfe verschaffen könne, und schon der Namen, welchen er seinem Fache überall gab, Entbindungskunst, deutet sein Wirken hinlänglich an. Der Verf. hat es sich ange-

legen sein lassen, Oslander's große Verdienste, welche der operative Theil der Geburtshilfe durch ihn erfahren, in das richtige Licht zu setzen, mit Entrüstung die Schmähungen abweisend, welche noch nach des alten Lehrers Tode von manchen Seiten über ihn laut werden. Trug auch im Verlaufe der Zeit die Wiener Schule den Sieg davon, und ist die Operationslust den besseren Ansichten gewichen, so muß der Ruhm der Verbesserung der Operationen, welche die Geburtshilfe nimmermehr entbehren kann, dem Göttinger Lehrer dennoch ungeschmälert bleiben, und die großen Verdienste Oslander's sichern ihm ein bleibendes Andenken im Gebiete der Wissenschaft. Eine Uebersicht aller unter Oslander's Leitung in der Göttinger Entbindungsanstalt behandelten Geburten ist hier mitgetheilt worden: es lag ihr keine andere Absicht zum Grunde, als sie zum Belege dienen zu lassen, wie sehr Oslander der Kunsthilfe ergeben war, da gerade der Verf. am allerwenigsten der Reihe Derjenigen sich anschließen mag, welche des alten Göttinger Lehrers Wirken zu verletzern streben. Schon vor dem Verdachte einer solchen Absicht, hegte ihn Jemand, glaubt der Verf. durch die Art der Auffassung der Leistungen seines Vorgängers sich hinlänglich geschützt zu haben. Die fernere Darstellung der Schicksale unserer Geburtshilfe wendet sich nun in ununterbrochener Ordnung dem deutschen Vaterlande zu, nachdem noch die Berirungen S a c o m b e's in Frankreich, die italiänischen Geburtshelfer B a l l e und A s d r u b a l i, und das Beginnen einer Geburtshilfe in Rußland (M o h r e n h e i m) erwähnt sind. In Deutschland zeigte sich im Anfange des 19ten Jahrhunderts der Einfluß jener beiden Schulen von Wien und Göttingen: man neigte sich theils dem einen, theils

dem andern Pole zu, je nachdem das Geschick die Geburtshelfer diesem oder jenem Lehrer zugeführt hatte. Die größere Zahl war indessen den Dsiander'schen Grundsätzen ergeben, da diese doch mehr das Gepräge des ältern, schon vorhandenen Zustandes der Geburtshilfe an sich trugen, gleichsam nur eine Fortsetzung der in Deutschland längst angenommenen französischen (Levret'schen) Ansichten bildeten, während die Wiener Schule sich eine durchaus neue Bahn zu brechen suchte, und hier alle jene Hindernisse fand, welche sich überhaupt jeder neuen und durch keine Uebergangs-Periode gehörig vorbereiteten Reform entgegenstellen. Plötzlich vorgenommene Umgestaltungen in der Wissenschaft haben von jeher kräftigen Widerstand gefunden; das, was der Mensch einmahl besitzt, gibt er schwer auf, und nur ein verständig geleitetes Anreihen des Neuen an das Alte, wodurch Letzteres nur allmählich und kaum bemerkbar dem Ersteren als besser Erkanntem weichen muß, ist im Stande, den Eingang des Neuen zu erleichtern. Diesem Bestreben sich zu unterziehen, fehlte es aber nicht an Männern, und es mußte unter diesen zuvörderst der Vater des Berfs, Gl. von Siebold, genannt werden, welcher Dsiander und Boër durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte. Die Bemühungen Wigand's und W. S. Schmitt's um die Beförderung der Geburtshilfe sind rühmlichst erwähnt: Joh. P. Weidmann in Mainz hat die gebührende Würdigung erfahren, und in fortlaufender Reihe sind die neueren und meistens noch lebenden Geburtshelfer Deutschlands, Stein d. j., Jörg, Naegele, v. Froriep, d'Outrepont, Ritgen, Carus, Busch, Mende, Kluge, J. Fr. Dsiander, Hohl, Kilian, Michaelis u. s. w.

und ihre Verdienste um das Fach angeführt. In erfreulicher Gestalt tritt uns die Geburtshilfe des jetzigen Jahrhunderts entgegen, da sich sowohl der äußere als auch der innere Zustand dieser Wissenschaft zu einer solchen Höhe erhoben hat, welcher ihr nicht allein die Behauptung des einmahl erreichten Standpunctes für die Zukunft sichert, sondern sie auch bei dem fortgesetzten, sich überall kund gebenden regen Eifer ein weiteres Fortschreiten mit Zuversicht erwarten läßt. — Auf die Darstellung der deutschen Geburtshilfe läßt der Verf. den Zustand des Fachs in Frankreich folgen: die Verdienste eines Capuron's, Gardien, A. Dubois in Paris, so wie eines Lobstein und Flamant in Straßburg werden hervorgehoben, die Lachapelle in Paris wird rühmlichst erwähnt, und dankbar der von den Franzosen zuerst für geburtshilfliche Zwecke angewendeten Auscultation gedacht. Durch J. A. Stolz in Straßburg ward die künstliche Frühgeburt, lange schon Eigenthum der deutschen Geburtshelfer, auch in Frankreich eingeführt; durch ihn waren den der deutschen Sprache unkundigen Franzosen die deutschen Erfahrungen bekannt geworden, welche für die Annahme der Operationen den Ausschlag gaben. Möchte Frankreich endlich auch in der Weise des geburtshilflichen Unterrichts dem deutschen Nachbarstaate nacheifern: denn immer noch sind die Pforten der großartigen Maternité den jungen Aerzten verschlossen, und bei der großen Anzahl der Lehrern reicht die vor wenigen Jahren gegründete Anstalt an der École de médecine unmöglich aus, so wenig die vielen andern so genannten Amphitheatres einzelner Privatlehrer ihrer Beschränktheit wegen wahren Nutzen bringen können. Geben doch noch fortwährend Hebammen practischen Unterricht an

Studierende, wodurch sich der beste Beweis einer nicht genügenden Lehrmethode herausstellt. Die Errichtung einer großen Gebäranstalt, dem Zutritt der Studierenden geöffnet, kann allein dem ange deuteten Uebelstande abhelfen: nur dadurch wird von Neuem das Interesse und die Liebe für ein Fach in Frankreich geweckt werden, für welches jetzt nur solche Männer mit Erfolg wirken, die durch ein besonders günstiges Geschick vermöge ihrer Stellung in den Stand gesetzt sind, auf einem reichen Felde der Erfahrung Früchte zur Bereicherung und Erweiterung der Geburtshilfe einzusammeln. Es ist um so mehr zu wünschen, daß Frankreich in jener Beziehung sich seinen Nachbarstaaten würdig wieder anschließt, da die Wiege der Geburtshilfe auf französischem Boden stand, das Fach hier seine Hauptausbildung erhielt, und dasselbe noch nach der Hälfte des vorigen Jahrhunderts dort in einer Weise blühte, welche allen andern Ländern zum schönsten Vorbild und nachzuahmenden Beispiele diente. — In Großbritannien ist dagegen auf die beste Weise für den geburtshilflichen Unterricht gesorgt, und die namhaftesten Männer haben sich dem Fache zugewendet. Eine vom Verf. unternommene Schilderung der englischen Geburtshilfe läßt ihre Licht- und Schattenseiten deutlich hervortreten: die trefflichen Lehren Smellie's sind fortwährend als gültig anerkannt, und das vereinte Streben der englischen Geburtshelfer des neuen Jahrhunderts geht dahin, das Fach auf der einmahl erreichten Höhe zu erhalten: allein die verderblichen Lehren Osborn's haben ihren Einfluß nicht ganz verloren, und noch ist die Perforation bei den Engländern eine viel geübte Operationsmethode, wobei sie der Grundsatz leitet: es wird nicht darum perforirt, weil das Kind todt ist, sondern weil es unmöglich ist, die

Mutter auf eine andere Weise zu entbinden (Burns). Die Schriften der Londoner Geburtshelfer Merriman, Ramsbotham, Conquest, Power, Davis, Ryan, Ashwell, Waller, Lee, Rigby und Anderer zeigen zur Genüge, daß die reiche Fundgrube geburtshilfl. Erfahrungen, welche die Weltstadt bietet, ihren Geburtshelfern nicht ungenutzt sich eröffnet. Glasgow, Edinburgh und Dublin bleiben nicht zurück, überall sind vortreffliche Entbindungs-Anstalten: in Glasgow zeichnete sich der treffliche Burns, in Edinburgh lehrte James Hamilton, dessen Nachfolger J. Simpson, so wie Campbell, daselbst zu nennen ist, und in Dublin zeichnen sich Ivory Kennedy, Montgomery und Churchill aus. — Auch Holland bewahrt in der neuesten Zeit seinen alten Ruhm auf dem Gebiete der Geburtshilfe: die Namen eines Salomon, Brolik, Baart de la Failla, so wie der belgischen Geburtshelfer Anstiaux, Vanderzande und van Huevel sind Bürger. — In Italien wird der Geburtshilfe gleichfalls die größte Aufmerksamkeit gewidmet: es fehlt auch hier nicht an Männern, welche das Fach nach ihren besten Kräften zu fördern streben, und theils als tüchtige Lehrer, theils als gute Schriftsteller ihr Ziel zu erreichen bemüht sind. Der Besiß geburtshilflich-klinischer Anstalten muß in Bezug auf den Unterricht, und auf die Gelegenheit, Erfahrungen zu sammeln, rühmend anerkannt werden. — Weniger ist über Spanien und Portugal zu sagen: doch läßt der Umstand, daß Hebammen vier Jahre den Unterricht genießen müssen, auf die richtige Erkenntnis der Wichtigkeit der Geburtshilfe schließen. — Im Norden Europa's nimmt dagegen fortwährend die Geburtshilfe einen erfreulichen Aufschwung: Dänemark schreitet hier würdig voran, und die

Schule des M. Saxtorph in Copenhagen bewahrt ihren alten Ruhm. An Sylv. Saxtorph's Stelle, dem Nachfolger seines Vaters, ist G. L. Levy getreten: an der k. chirurg. Akademie ist Fenger thätig, so wie auch Ole Lund Bang sich im Gebiete der Geburtshilfe ausgezeichnet hat. In Schweden wirken Ceder schjö ld und Rekius, und in Rußland hat die Fürsorge der Kaiserinnen großartige Anstalten in das Leben gerufen, welche besonders die Bildung tauglicher Hebammen für die ganze Monarchie bezwecken. Doch fehlt es auch nicht den Aerzten an reichlicher Gelegenheit, sich in der Geburtshilfe auszubilden. In Dorpat lehrt P. Uso Walter das Fach, unterstützt durch eine neu gegründete Entbindungsanstalt. — Mit einer Schilderung der Geburtshilfe Amerikas, wo die Namen eines Dewees und Meigs glänzen, so wie mit einer Nachricht über die Bemühungen Clot Bey's, in Aegypten den Hebammen-Unterricht zu heben, schließt der Verf. sein Werk, dessen Inhalt er versucht hat, in kurzem Ueberblicke hier den Lesern dieser Anzeigen nach dem Zwecke derselben vorzuführen. Er kann nur den Wunsch hinzufügen, daß auch dieser zweite Band sich einer guten Aufnahme zu erfreuen haben möge: die unsägliche Arbeit und der wahrlich nicht mit Rosen bestreute Pfad, welchen der Verf. länger als zehn Jahre zur Vollendung seines Werks gewandelt, kann ihm nur dadurch vergolten werden, daß wenigstens der Tadel, welcher vielleicht Einzelnes treffen mag, nicht über das Ganze ausgesprochen werde. So gemißbraucht auch schon oft bei ähnlichen Gelegenheiten der alte Horatianische Ausspruch ward, so möchte ihn der Vf. doch zum Schluß dieser Anzeigen hier nochmals ausrufen: 'Si quid novisti rectius istis, Candidus imperti; si non, his utere mecum!' v. S.

B a s e l.

Druck und Verlag von J. S. Mast 1843. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. I. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth. Acht unpaginierte und 24 Seiten in groß Quart.

Vorliegende Mittheilungen versprechen sich würdig an die ähnlichen der Zürcherischen Gesellschaft anzureihen, von welchen diese Blätter schon zwei Bände angezeigt haben; obschon es vielleicht wünschenswerth wäre, wenn beide oder alle ähnliche schweizerische Vereine zu einem größeren Gesamtwerke zusammenträten, um ihre Leser nicht zu zersplittern oder diesen gar das Nämliche zweimahl zu bieten. Denn so ist z. B. der ganze Vorrath gegenwärtiger Inschriften wieder der Sammlung einverleibt worden, welche Hr Drelli unter dem Titel *Inscriptiones Helveticae* im zweiten Bande der Zürcherischen Mittheilungen hat erscheinen und auch in besonderen Abdrücken ausgehen lassen; und so schätzbar auch der Commentar ist, mit welchem sie hier Hr Roth begleitet hat, so bot diesem doch sein Gegenstand selbst zu geringe Nahrung dar, um unabhängig von demselben eine selbständige Bedeutung zu erlangen. Auch die neuesten Nachgrabungen und Entdeckungen auf der Stelle der alten Augusta Rauracorum, lesen wir S. 12, haben die Hoffnung, dereinst noch bedeutende monumenta literata aus der Erde hervorgehen zu sehen, nur noch mehr geschmahlert, und unter den ältern Denkmählern, die man hierher zu ziehen pflegte, hat Hrn Roths Kritik selbst noch aufräumen müssen; aus Grabsteinen und Töpferstempeln aber kann höchstens für keltische Namenskunde einiger Gewinn gezogen werden, und die wichtigste Be-

merkung, zu welcher der Verf. Gelegenheit gefunden hat, betrifft die legio I. Minervia, deren Spuren sich in diesen Gegenden unerwartet zu vermehren anfangen. Ihre sonst bekannten Standquartiere liegen am Niederrhein, und noch Grotefend in Verschs Centralmuseum rhein. Inschr. S. II, S. 70 glaubte Grabsteine, die von ihren Veteranen im südlichen Frankreich vorkommen, dadurch genügend zu erklären, daß er annahm, sie sei aus diesen Gegenden recrutiert worden; nach den bei Basel gefundenen Legionsziegeln inzwischen werden wir ihr für die spätere Kaiserzeit dort wohl einen dauernden Aufenthalt einräumen müssen, und höchst scharfsinnig setzt Hr Roth mit der Abkürzung L. P. M. R., die sich auf einigen jener Ziegel findet, die Münze des illyrischen Gegenkaisers Aureolus in Verbindung, auf welcher diese Legio prima Minervia als restituta vorkommt, und deren Echtheit Hr Grotefend hiernach wohl mit Unrecht bestritten hat. Außerdem hat derselbe nicht versäumt, die orthographischen Eigenthümlichkeiten dieser Inschriften gelehrt zu erläutern, wobei wir nur wünschten daß er sich S. 6 nicht hätte durch den Mangel sonstiger Beispiele abhalten lassen, illaeus für illius anzuerkennen; von Rauricus, daß er S. 7 bespricht, findet sich jetzt noch ein Fall auf dem 5ten der von Hrn Arneht in Wien herausgegebenen Militärdiplome S. 44, daß wenigstens Hr Drelli seiner Rubrik schweizerischer Denkmähler extra Helvetiam noch hätte einverleiben können.

R. Fr. S.

S a m b u r g,

bei Perthes = Besser und Mauke 1845. Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Rück-

sicht auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur. Herausgegeben von F. W. Dyppeheim. Bd. 28. Heft 3 u. 4. S. 289—576. Mit einer Beilage von 10 Seiten in Octav.

Ein durch die vorzügliche Darstellung ausgezeichnete Artikel: die chirurgische Anatomie der Schulter, des Oberarms und Ellenbogengelenks, von Dr. G. Koss, geht durch beide Hefte und eignet sich sehr wohl zu einer Probe von einer umfassenden Schrift gleichen Inhalts, wie sie Hr. Koss verheißt, — aber läßt seiner Natur nach nur eine Erwähnung zu. Gute Darstellungsgabe, überall schätzbar oder unschätzbar, bei descriptiven Abhandlungen unentbehrlich, ist gleichwohl auch bei Anatomen vielleicht nicht häufiger, als in Deutschland überhaupt. — Auch Prof. Dr. Seidlitz in Petersburg gibt hier (S. 378) wieder eine Probe von diesem seinem schönen Talente, ein medicinisches Problem, nämlich einen Fall von hartnäckigen Schmerzen mittheilend, deren nächste Ursache schwer zu bestimmen war: Gicht, Syphilis, Mercur waren im Spiele, ob aber einfach oder in binärer, oder ternärer Verbindung — ist gerade das Fragliche. Nach Curen aller Art starb Pat. in Gräfenberg.

Dr. Isenbeck daselbst hebt die günstige Wirkungsweise des Extr. opii sine narcotina (S. 516) hervor; es habe fast nur die guten Eigenschaften des Opiums; allein das Morphinum scheint berufen, die Opium-Präparate, bis auf wenige, in Ruhestand zu versetzen. 'In allen diesen Fällen (von Entzündungen) schien es mir, sagt Hr. Isenbeck S. 519, daß die Schmerzhaftigkeit des entzündeten Theils sich schneller verlor und der Kranke die Nächte ruhiger zubrachte und im Ganzen sich früher erholte.' Auch wir glauben, daß

man den Schmerz zu wenig beachte, daß derselbe keineswegs wegen seiner organischen Folgen genügend gefürchtet werde und daß die 'frühere Erholung' der beruhigten Kranken, die Verf. beobachtete, ein sehr rationelles Resultat sei. In den Händen von Empirikern freilich ist jedes Mittel gefährlich.

Die physicalische Untersuchungsweise der Brust bedarf zwar keiner Empfehlung mehr, dennoch ist der Fall einer geheilten Pleureisie (von Sankler erzählt S. 520) lesenswerth, indem man hier die Genesung gleichsam wachsen hören konnte.

Eine sehr angenehme Erscheinung bildet der clinische Bericht über das Stockholmer Seraphimenspital von H. Fuß; der Auszug ist so ausführlich, als das Werk in Deutschland selten und unzugänglich ist. Bei Meningitis hält Verfasser den Eintritt einer Paralysis des oberen Augenlides, selbst wenn im Allgemeinen Zeichen der Besserung erscheinen, für Vorboten des Todes. Apoplexie scheint ihm besonders bei Frauen von Herzkrankheiten abhängig; bei Männern scheinen gewisse Beschäftigungen die Disposition zu derselben zu entwickeln; so waren unter 9 apoplectischen Männern 5 Schuster, — was uns wegen ihrer Neigung zu psychischen Leiden beachtenswerth scheint. Der gewöhnlichen Behandlung wird das Compliment gemacht, daß erfahrungsmäßig die während 7—8 Tage nicht behandelten, dann aufgenommenen Landleute eben so glücklich durchkamen, als Andere. — Wenn freilich nicht die s. g. Haemorrhagia cerebri, sondern eine Substanzverletzung des Hirns die Hauptsache bei Apoplexie ist, so gewinnen die üblichen und vielleicht allein möglichen Mittel eine andere Bedeutung, und scheint es fast, als hätte die VS. bei weitem weniger Eile, als man glaubt,

indem sie nur die Reaction vermindern und die Resorption erhöhen kann. — Bei einer plötzlich nach Schreck und Laufen entstandenen Cyanose diagnosticiert Verfasser Ruptur einiger Trabeculae der rechten Kammer; Pat. genas. — Indes können wir Verfasser hier nicht durch alle Krankheits=Classen und Fälle begleiten.

Ueber den Typhus in Schottland von 1843 erhalten wir Auszüge aus Alison's und Cormack's Schriften. Letzterer beschreibt eine Form, welche mit der Febris flava die größten Analogien darbietet und schon früher in Edinburg (1817) und Dublin (1829) beobachtet wurde. — Wer einen der sich unklaren Contagionisten hören will, lese Monette über gelbes Fieber (S. 350).

Die medicinische Statistik, von der polizeilichen abhängig, konnte erst in der neueren Zeit zu einiger Bedeutung gelangen. Chassignal unterwirft in seinen 'Etudes' (S. 453) nicht weniger als 118,179 Sträflinge seiner Berechnung, um die Sterblichkeit der einzelnen Classen in Frankreichs Strafanstalten zu bestimmen. Es muß die freie Luft bewirken, daß die Galeerensclaven eine geringere Mortalität darbieten, als Männer gleichen Alters in den Zuchthäusern; dort starben 3,84, hier 5,09 gegen 1 der freien Population, und der Philanthrop wird wegen der großen Verschiedenheit, welche die Mortalität der einzelnen Anstalten zeigt (Brest, Toulon, Rochefort verhalten sich wie 100:136:167; Poissy und Gyßes wie 109:284!), auf Revision der Disciplin, der hygienischen Verhältnisse, oder auf Berücksichtigung dieser verschiedenen Verderblichkeit bei Bestimmung der Strafdauer antragen müssen.

England scheint mit Riesenschritten das nachzuholen, was es bisher auf dem Gebiete der öffent-

lichen Hygiene versäumte. Wir haben hier (S. 455) den ersten Bericht der Commission zur Untersuchung des Gesundheitszustandes bevölkerter Plätze vor uns; er bestätigt im Großen die Macht der natürlichen Einflüsse der Luft, des Lichts, des Wassers &c. — Wilde legt den Censur von 1841 in Irland seiner Beleuchtung der Bevölkerungsverhältnisse in medicinischer Hinsicht zum Grunde; allein die Resultate sind wegen der nachlässigsten Registratur in Büreaus und Hospitälern durchaus unzuverlässig. Farr's Arbeiten hingegen werden die medicinische Statistik Englands, die hier bereits als fünfter Jahresbericht erscheint (S. 475), unstreitig nach einem neuen Quinquennium schon zu einer gewissen Stabilität in ihren Ergebnissen bringen; Farr geht auf die Mortalität specieller Krankheiten ein, so daß mit der Zeit eine Parallele zwischen der Pathologie der verschiedenen Nationen gezogen werden kann, aus welcher die physiologischen und therapeutischen Eigenthümlichkeiten der Völker und die Salubrität ihrer Domicile im Großen zu entnehmen wären, — ein freilich mehr theoretischer, als direct practischer Gewinn.

Auß einer statistischen Arbeit des verstorbenen Torry über die Verein. Staaten ergibt sich das besondere Resultat, daß die Taubstummen unter den Weißen, die Blinden unter den Farbigen häufiger, die Irren gleich häufig seien. Bedenkt man, daß Blindheit weit öfter erworben ist, als Taubstummheit, so scheint die Natur der Weißen leichter fehl zu greifen, als die der Farbigen.

Eine traurige Notiz wird von der Verderblichkeit der Stahlschleiferei nach Holland's Statistik von Sheffield S. 485 gegeben; die jährliche Mortalität der Gabelschleifer verhält sich zur allgemeinen in England wie 475:160. Es folgt dann noch der Bericht der Londoner Irren-Commission,

welche alle Anstalten des Landes musternd, mit lobenswerther Freimüthigkeit alle Gebrechen der einzelnen, namentlich privaten Irren-Asyle hervorhebt. Es versteht sich wohl von selbst, daß bei dieser großartigen Revision alle Fragen des Irrenwesens zur Sprache kommen, die begreiflich nicht gerade gelöst, aber mit der klarsten Intelligenz beurtheilt werden. Beflagenswerth ist die an Geseklosigkeit streifende Manigfaltigkeit der Reglements, beflagenswerther die Stellung der Aerzte an manchen Anstalten; so hat das schöne Hanwell, wo, wie Marx sagte, 'durch die That bewiesen wird, was der Mensch über den Menschen durch das Menschliche vermag', einen eignen Gouverneur, der die Diener und selbst die Aerzte entlassen kann, Classification, Beschäftigung, Zerstreuung, Verwaltung controllirt und nur den inspicierenden Beamten (ebenfalls Laien) verantwortlich ist. Man wird unwillkürlich daran erinnert, daß selbst der Finger Gottes dem Aegypterkönig L—e in den Pelz setzte und das Zuviel und Zuwenig des Regierens gleiche Nachtheile habe.

Die Commission zählte 16821 arme Irre (aber in Wales ist Alles noch so verworren, daß hier die bestimmte Zahl nur den Werth der allgemeinen hat) und 4072 private. Die Population betrug 1844 in England:

N. 7,589,659	arme Irren 7159	= 1:1060	} = 1:1000
W. 7,945,962	— 8442	= 1:942	

in Wales:

N. 463 985	— 542	= 1:856	} = 1:775
W. 480 476	— 678	= 1:709	

Wir wollen noch hinzufügen, daß die Commission den Gedanken, es sei beim s. g. Zwang kein Unterschied zwischen Muskel- und Leder-Strängen, auf ihre Weise entwickle; aber schwerlich wird eine große Principienfrage bei uns so leicht in eine specielle

und formelle Lächerlichkeit ausarten, wie wir's im Streite der Anglicaner über Zwang und s. g. Nichtzwang erblicken.

Unter Zeitschriften sind scandinavische, holländische, ungarische berücksichtigt, und gewähren diese Auszüge manchen lesenswerthen Artikel, z. B. Töltenyi über Pandemien in den Pesther Jahrbüchern, Danielsen über die Leprosen, Kallevig über die Pneumonien im Reichshospital im norwegischen Magazin; doch gehen wir auf die Masse kleinerer Abhandlungen nicht ein.

Unter den Recensionen finden wir einige schwierige und tüchtige von Dr Alexander in Altona; so die von Kraus's etymologischem Lexicon, das den tüchtigsten Philologen zu schaffen machte, und von Häser's und Thierfelder's Bibliotheca epidemographica, denen eine sehr große Anzahl neuer Aditamenta angehängt ist.

Ueber Choulant's kranioskopische Vorlesungen denken wir weniger milde, als der Hr Rec. Choulant hat zwar nur das übliche Verschönerungs-Quantum einfließen lassen, das die Laien bei allen Darstellungen der Wirklichkeit zur Ergözung bedürfen; die angehängte Literatur aber, pro et contra, Wissenschaftliches und völlig Untaugliches nicht sondernd und natürlich nicht absolut vollständig scheint uns weder Laien noch Aerzten von Nutzen; indes soll unsere Abneigung gegen schwächliche Recensionen und gegen den verderbten Gegenstand, keinesweges Hr Ch. treffen, dessen Verdienste wir kennen.

Aus Frohbeen's Dissertation ersieht man die häufige Complication des Scorbut's mit der Syphilis im Petersburger Militär; — aber wir dürfen es schon Jedem überlassen, das Seinige aus obiger Zeitschrift zu entnehmen. Nathan.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

152. Stück.

Den 22. September 1845.

G ö t t i n g e n,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1844. Philosophische Vergleichung der Römischen, Preussischen und Französischen Civilgesetzgebung. IV und 180 Seiten in Octav.

Die Idee des unbekanntem Verfs, zur Vorbereitung für die immer mehr als Bedürfnis hervortretende Codification des bürgerlichen Rechts das römische, preussische und französische Civilrecht in seinen Grundansichten und Hauptbestimmungen mit einander zu vergleichen, verdient ohne Zweifel volle Billigung. Prüfet Alles und das Gute behaltet, ist besonders für den Gesetzgeber ein bedeutungsvoller Spruch, und der Einseitigkeit in dem Urtheil über Bestehendes, sowie der Uebereilung in der Herbeiführung einer Reform tritt eine, nicht bloß äußere, Vergleichung verschiedener positiver Rechte als besonders wirksames Gegenmittel in den Weg. Jeder Beitrag dazu ist daher dankend anzuerkennen, wenn er auch, wie der vorliegende,

nur theilweise den Anforderungen entspricht, welche an eine solche Arbeit gemacht werden können.

Die meistens aus einer Unkenntnis des einheimischen Rechts hervorgegangene und mit vornehmer Ignorierung desselben verbundene unbedingte Anpreisung des römischen Rechts findet zwar auch jetzt noch einzelne Vertreter; im Ganzen sieht aber doch auch die Mehrzahl der Romanisten ein, daß es eben so unzulässig als unmöglich ist, alle Rechtsverhältnisse der Gegenwart nach dem Schrot und Korn des römischen Rechts zu bemessen, und daß bei allen großen innern Vorzügen des römischen Rechtssystems es eine ganz andere Frage sei, ob dasselbe dem Bedürfnisse des deutschen Rechtslebens entspreche und ob nicht eine neue Civilgesetzgebung an die Stelle des, seit Jahrhunderten der selbständigen Entwicklung eines nationalen Rechts hindernd in den Weg tretenden, fremden Rechtsbuchs gesetzt werden müsse? wobei man sich über nichts mehr wundern kann, als daß oft gerade Diejenigen, die das positive Recht als ein Product der Volks-Individualität betrachtet wissen wollen, für die Verneinung der Codificationsfrage in die Schranken getreten sind. Manche Rechtsdisciplinen haben sich schon längst von den Fesseln des römischen Rechts befreit, und die Frage über die Nothwendigkeit einer dem Bedürfnis entsprechenden neuen Gesetzgebung ist hier durch die That entschieden. Dies gilt insbesondere vom Staatsrecht, für welches die Mehrzahl der Bundesstaaten in den neuern Verfassungs-Urkunden eine das Rechtsverhältnis zwischen Regierung und Unterthanen normierende Gesetzgebung erhalten hat, und noch mehr vom Criminalrecht, für welches die Anwendung der zum Theil fremden Rechtsquellen durch die von Jahr

zu Jahr sich mehrenden Strafgesetzbücher in immer engere Grenzen zurückgedrängt wird. Am wenigsten ist allerdings bis jetzt für das Privatrecht geschehen, indem die meisten deutschen Staaten noch einer neuen Civilgesetzgebung entgegen sehen. In einigen Ländern ist aber selbst in der Verfassungs-Urkunde eine darauf gerichtete Zusage enthalten, mit deren Erfüllung zum Theil auch schon der Anfang gemacht worden ist. An ein auch formellgemeinsames Civilgesetzbuch für ganz Deutschland ist aber freilich bei der gegenwärtigen politischen Gestaltung unseres Vaterlandes nicht zu denken.

Der Zweck, den der Vf. der vorliegenden Schrift verfolgte, war (Vorrede S. IV), darzuthun, 'daß das Privatrecht, der Ausdruck des Familienlebens und des rechtlichen Bewußtseins einer Nation, mehr oder weniger ein Ausfluß des öffentlichen Rechts, der Volksansichten und Sitten derselben sei und daß bei den großen Veränderungen im Staatsleben und bei den entstandenen neuen Rechtsverhältnissen und Instituten neue Civilgesetzbücher nothwendig seien.' In der Einleitung ist dieser an sich freilich nicht neue Gedanke weiter ausgeführt. Insbesondere sucht der Verf. von diesem Standpunct aus die Nothwendigkeit einer vollständigen Umarbeitung des preußischen allgemeinen Landrechts zu deducieren, und die Abfassung eines kurzen Civilgesetzbuches und eines besondern Codex des Handelsrechts als ein dringendes Bedürfnis der Zeit darzustellen, womit man gewis gern übereinstimmt. Wenn er aber glaubt, daß Preußen als Schöpfer und Gründer des deutschen Zollvereins und wegen seiner politischen Stellung in Deutschland, sowie wegen seiner Intelligenz und der größern Leistungen und Vorarbeiten in der Gesetzge-

bung allein unter den deutschen Staaten dazu berufen sei, ein deutsches National-Gesetzbuch zu schaffen, und daß alle Blicke in Deutschland vertrauensvoll auf Preußen gerichtet seien, so möchte die Allgemeinheit dieses Vertrauens doch von mancher Seite her bezweifelt und gegen die ganze, auf einem gewissen Eigendünkel und einer Selbstüberhebung beruhende, patriotische Phrase, welche schon oft genug und in verschiedenen Variationen aus preußischem Munde vernommen worden ist, in so fern Protest eingelegt werden, als sie für Preußen auf den Grund vermeintlich höherer Intelligenz ein Vorrecht in Anspruch nimmt und den übrigen deutschen Ländern zumuthet, die preußische Ausprägung des Deutschthums in Sitte und Recht zur allgemein giltigen zu erheben. Auch wird, wenn die mehrfach hervortretende Ansicht des Verfs über den wesentlichen Zusammenhang zwischen dem öffentlichen und Privatrecht eines Volks richtig ist, schon deshalb der Blick des übrigen Deutschlands so lange nicht vertrauensvoll auf Preußen gerichtet sein können, als es in der Entwicklung seiner Staatsverfassung nicht einen entschiedeneren, dem Rechtsbewußtsein der großen Mehrheit der deutschen Nation entsprechenden Weg betritt und in dieser Hinsicht selbst erst einen sichern und festen Boden gewinnt. Was aber die Gesetzgebung überhaupt betrifft, so hat sich Preußen durch die bisher erschienenen legislatorischen Producte, nach der in Deutschland herrschenden Ueberzeugung, noch keineswegs so entschieden zu der Rolle legitimiert, welche der patriotische Eifer des Verfs — denn wahrscheinlich ist er doch Preuße — ihm zugetheilt wissen will.

Gegen die von dem Verf. entwickelten Verschie-

denheiten des römischen, preussischen und französischen Rechts wäre mancherlei mit Grund einzuwenden. Die vergleichende Darstellung selbst zerfällt in einen allgemeinen und speciellen Theil. In jenem (S. 28 — 33) gibt der Verf. nur einige sehr kurze Bemerkungen über den verschiedenen Standpunct der drei Legislationen in Betreff der Lehre von den Gesetzen, von Personen und Sachen überhaupt, von Verträgen und Willenserklärungen und vom Besitze und der Verjährung. Der specielle Theil behandelt in drei Abschnitten oder Büchern das Personenrecht (S. 34—108), das Sachenrecht (S. 109—158) und das Obligationenrecht (S. 159 — 180).

Zachariä.

Z ü r i c h.

In Commission bei Meyer und Zeller 1844. Die Ruhr, als Epidemie und als Krankheit im Individuum, mit besonderer Rücksicht auf ihren epidemischen Verlauf im Egerithale während der Jahre 1841, 1842 und 1843, von J. M e r z, Arzt in Untereggeri. IV u. 101 S. in kl. Octav.

Der Verf., ein junger Arzt im Canton Zug, war ein Schüler Ringseis's in München. Als solcher, 'von den neuen Ideen seines Lehrers über Epidemien und ihre Aetiologie, man mag sagen bis zur Einseitigkeit, eingenommen', schickte er in diesem Büchlein Betrachtungen über die Epidemien überhaupt, über System der Epidemien und über epidemische Krankheitsursache den speciellern Kapiteln über die Ruhr als Epidemie, dann über die Ruhrepidemie

in Egeri, endlich über die Ruhr im Individuum voraus. Hätte der Verf. darauf aufmerksam gemacht, daß zwischen manchen Epidemien eine Verbindung existiere und zwar nicht allein zwischen den gleichartigen, sondern auch zwischen den durch Krankheitsitz ähnlichen, ferner daß gewisse Epidemien von gewissen sporadischen Krankheiten oft begleitet werden, so wäre dies eine Frucht bringende, interessante Betrachtung gewesen. Allein derselbe fängt höher an. Er sagt von den Epidemien überhaupt: 'Sie sind eine wohlgeordnete Hierarchie. An des großen Weltensfürsten (princeps Sydenh.) Wink und Willen hängt ein ganzes, großes, untergeordnetes Volk. Wie im Sternenreiche um die Sonne, so kreisen in stäts unwandelbaren (!) Bahnen um die Weltepidemie eine Menge Trabanten mit zentraler und peripherischer Bewegung ('quasi satellites' Stoll). (S. 17. Wenn Cholera epidemisch ist, zeigen sich vorher, nebenher, nachher bei Einigen Typhen, Cholerinen, Ruhren, Anginen; wenn Typhus, verschiedene katarrhalische, nervöse Krankheiten, Dysenterien, Wechselfieber, Anginen (Schönlein); wenn Pest, Dysenterien, Intermittens, typhose Fieber (Pesëbre)). Die einer Weltepidemie vorangehenden, mit ihr gleichzeitig verlaufenden und ihr nachfolgenden epidemischen Krankheiten sind nur verschiedene Intensitäts-Grade, Glieder desselben krankmachenden Processes. Jede minder entwickelte epidemische Krankheitsform hängt mit einer höheren Stufe und durch diese mit der weltepidemischen Akme zusammen (!) . . . Alles, was in dieser Welt aufeinander folgt, ist in einem bestimmten Zusammenhange. Die weit verbreitete Epidemie hat, wie alles Welthistorische, lange voraus-

gehende Bedingungen in der Vergangenheit, ausgedehnten Einfluß auf die Gegenwart und lange währende Folgen für die Zukunft. (Sehr richtig!). Die die Weltepidemie begleitenden Epidemien sind nur die Bedingungen, Wirkungen und Folgen derselben.' (Biel zu allgemein! Kann nicht eine Scharlachepidemie neben einer Cholera-, einer Influenza-Epidemie sein? und doch möchte selbst der Verfasser die eine nicht von der andern abzuleiten versuchen). Für sich führt Verf. an Hippokrates, Sydenham, Stoll, Ringseis. — Die Ruhr nun speciell betrachtend zählt Verf. zuerst die Epidemien auf, die seit dem 6ten Jahrhunderte bekannt geworden sind. Dann wird ihr Verhältniß zu den heftigeren Volkskrankheiten betrachtet: orientalische und hiesige Cholera (welche er für intensivere Ruhr zu halten geneigt ist), Typhus (dem sie voraus- und in den sie, zuweilen sogar durch ihr Contagium, übergeht, mit dem sie gleiche ursachliche Momente hat), sowohl der europäische als auch der westindische, als auch der orientalische (die Pest). Als Trabanten (Vor-, Mit- oder Nachläufer) werden aufgeführt, zum Theil durch Sydenham und Stoll genauer betrachtet, biliöse, biliös-rheumatische, rheumatische, rheumatisch-nervöse Fieber, überhaupt Katarrhale Fieber mit dem Charakter des herrschenden Krankheits-Genius, Anginen, Odontalgien, Diarrhöen, Blasenkatarrhen, Localrheumatismen aller Art, sogar Variolen und Friesel. — Die Ruhr epidemie in Egeri hat als Unterabtheilungen: Vorläufer und Begleiter, Aetiologie (doppelt: 1) 'durch spontane Genese oder infusorielle Bildung, hier Sumpfluft, oder 2) durch Weiterpflanzung vermittelt Samen oder contagiose Genese,' welche

letztere jedoch selbst im Individuum für viel zu selten erklärt wird, als daß durch sie die Ruhr epidemisch sich ausdehnen könnte), zuletzt Prognosis. — Die Ruhr im Individuum hat folgende Rubriken: Krankheitsbegriff ('katarthalische Halbenzündung irgend eines Darmtheiles, die aber auch zum höchsten Grade der Entzündung steigen, die auch typhos werden, die nach dem Charakter des Subjectes mit hyperarteriösem, mit hyperarteriös = bilösem, bilös = venösem, pituitös = lymphatischem, putridem, hektischem, phthisischem, erethischem oder torpidem Charakter einhergehen kann'), Symptomatologie, Aetiologie (spontane und contagiose Genese, letztere mit Gewisheit nur zweimahl beobachtet), Verlauf (7, 14, 28, 35, 42 Tage), Ausgänge (Genesung durch Schweiß und Harn, Phlyktänen um Mund und Nase bei galliger Ruhr, Diarrhoe, Blennorrhoe, Hydrosis, Induration selten, Darmphthisis einmahl, Ischias, rheumatische Affectionen, Typhus, Enteritis, Exulceration, Paralyse der Unterleibs-nerven), Section, Prognosis. — Die Therapie, welche in Diätetik und Medicamente zerfällt, macht den Beschluß, ist jedoch, so wie der ganze wesentlichste Abschnitt ('Ruhr im Individuum), nur eine Skizze, ohne Eigenthümlichkeit und ohne Berücksichtigung der Ansichten mancher wichtigen Autoritäten. Auf diese Weise zeichnet sich das Werkchen mehr aus als allgemein epidemiologisches, denn ein die Ruhr abhandelndes. W. Hy.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

153. 154. Stück.

Den 25. September 1845.

L o n d o n.

Printed for the Camden Society. Quart.

I. Three chapters of letters relating to the suppression of monasteries, edited from the originals in the british museum by Thomas Wright. 1843. XVI u. 304 S.

Eine Sammlung von 142 der wichtigsten Briefe und Urkunden für die kirchlichen Bewegungen und die Sittengeschichte der Geistlichkeit in England während des Zeitraums von 1528 bis 1555, denen, wo es erforderlich schien, erläuternde Noten beigegeben sind. Man ersieht aus ihnen, mit welcher Schnelligkeit der von Wolsey gegebene Anstoß zur Aufhebung einzelner Klöster sich verbreitete, in wie kurzer Zeit er die Säcularisation aller kleineren, dann auch der größeren Gotteshäuser zur Folge hatte. Gegen einen Heinrich VIII. mußte freilich jeder Widerstand der Prälaten, jeder Protest der Capitel sich so fruchtlos erzeigen, wie der Versuch, durch das Anerbieten einer Abfindungssumme das Fortbestehen des Klosters zu erwirken. Andererseits

spricht sich der glühende Dank von Klosterbrüdern, aus ihrem todten Zwangsleben erlöst zu sein, der unverhaltene Jubel über das Licht des Evangeliums, wie es, anfangs verstohlen, dann heller und immer heller im englischen Reiche leuchtete, in vielen Briefen aus. 'Prayse be to God, who of hys infinyte goodnes and mercye inestimable hath brought me owt of darcknes into lyght, and from deadly ignoraunce unto the quicke knowledge of troth' schreibt 1533 der zwei Jahre darauf zum Bischofsstuhle in St. David berufene William Barlow an den König.

Man begegnet hier den in einzelnen Klöstern aufgenommenen Inventarien, die zum Theil auf nichts weniger als auf Verwöhnung und Lebensgenuß der geistlichen Genossenschaft hinweisen, während sie an andern Orten einen Beleg für den Reichthum der Abteien abgeben; Berichten über Verhandlungen mit Mönchen, die sich gegen das an sie ergangene Ansinnen sträuben, über die Stimmung, welche sich (1535) bei Gelegenheit der Säkularisation der kleinen Klöster im Volke kund gab, einzelner Commissarien über die Einkünfte und sittliche Haltung der Bewohner von Abteien. 'We ffound,' schreibt John Bartelot an den Staatssecretär Cromwell (S. 60), 'we ffound the prior of the Crossid Fryers in London at that tyme beyng in bedde with his hoore, both nakyd, about XI of the clok in the for none, upon a Fryday.' Derartige Schilderungen vom zügellosen Leben der Klosterleute, sogar der Karthäuser, Erzählungen, daß Nonnen in verschiedenen Klöstern von Yorkshire Tränke einzunehmen pflegten ad prolem conceptum opprimendum, finden sich viele, wenn schon nicht alle Berichte mit so artigem Humor abgefaßt sind, wie der von Dr Layton

an Cromwell, in welchem er die Art und Weise beschreibt, wie er des Abtes zu Langdon (in Kent) hore, alias his gentle womman, im Kloster aufgegriffen habe. Dazwischen stößt man auf Klagen der Commissarien, daß einem Abte die Beseitigung der Schätze gelungen sei, noch ehe man das Kloster habe umstellen können, auf Relationen über die Vollziehung des Befehls der Aufhebung, über das an die noch bestehenden Klöster ergangene Verbot, Veräußerungen irgend einer Art vorzunehmen, Petitionen von Mönchen und Prälaten, daß man sie für ihre Person im Genusse der zeitlichen Güter lassen möge, Empfehlungen einzelner würdiger Mönche durch Bischöfe, Schreiben von Geistlichen, die in den Stand der Ehe getreten sind und sich wegen dieses Schrittes, dem heftigen Heinrich VIII. gegenüber, entschuldigen. Die bei Gelegenheit der Visitation der Klöster in Wales (S. 206 ff.) abgefaßten Berichte, enthalten zugleich merkwürdige Mittheilungen über die geistige Verdümpfung und die wunderbare Ignoranz der dortigen Mönche.

- II. A contemporary narrative of the proceedings against Dame Alice Kyteler, prosecuted for sorcery in 1324, by Richard de Ledrede, bishop of Ossory. Edited by Thomas Wright. 1843. XLII und 61 Seiten.

Dieser kleine, hiermit zum ersten Male veröffentlichte Bericht gewährt dem Leser nicht nur ein anschauliches Bild von dem bürgerlichen Leben Irlands unter der Regierung Eduards II., er gibt zugleich einen höchst wichtigen Beitrag für die Geschichte des Aberglaubens, der Hexenprocesse, hinsichtlich welcher in Bezug auf England der gelehrte Herausgeber in der Einleitung eine gedie-

gene Uebersicht zusammenstellt. Daß demselben bei dieser Gelegenheit der Proceß der Tempelherrn in London, York und Lincoln entgehen konnte, fällt um so mehr auf, als man in ihm, der nur wenige Jahre vor der hier, nach einer gleichzeitig abgefaßten Handschrift, mitgetheilten Erzählung Statt fand, den ganzen tollen Wahn zusammengedrängt findet. Die hier vorgetragene Begebenheit ereignete sich im Jahre 1324. Die höchst lebendige Darstellung in lateinischer Sprache führt uns zugleich den Zustand bodenloser Verwirrung vorüber, wie er damahls hinsichtlich des Gerichtswesens in Irland vorwaltete, den Troß, mit welchem Adel und Volk den Prälaten begegneten, die sich auch hier durch Consequenz in der einmahl gewonnenen Stellung zu behaupten wußten, endlich die für die ältere Geschichte höchst interessantesten Formen des gerichtlichen Verfahrens.

III. Chroniques de London, depuis l'an 44 Hen. III. jusqu'à l'an 17 Edw. III. Edited from a Ms. in the Cottonian library by George James Aungier. 1844. XXI und 112 Seiten.

Zur Verständigung dieser im nordfranzösischen Dialecte abgefaßten und aus der Mitte des 14. Jahrhunderts stammenden Chronik hat der Herausgeber sich der sorgfältigen Durchsicht mehrerer auf die Geschichte Londons bezüglichen Handschriften, namentlich des dem 12. Jahrhundert angehörenden liber de antiquis legibus unterzogen und die solchergestalt gewonnenen Belege und Erörterungen in Notizen hinzugesügt, welche an Umfang dem Text nicht nachstehen. Die Chronik umfaßt die letzten zwölf Jahre der an bürgerlichen Unruhen so reichen Regierung Heinrichs III., die Zeit

Eduards I., der das Gerichtswesen ordnete, für eine treue Beobachtung der Geseze sorgte und der Hauptstadt die von seinen Vorgängern entrissenen Freiheiten zurückgab, des zweiten Eduard, unter welchem die Bürgerschaft Londons noch ein Mahl ihre Privilegien der Willkür des Herrschers preisgegeben sah, endlich das erste Drittheil der Regierung Eduards III. In der Einleitung erörtert der Herausgeber auf übersichtliche Weise die Ausdehnung, welcher sich die Stadt, 'the lady of the kingdoms', in dem angegebenen Zeitraum erfreute, ihre Verwaltung und ihr Corporationswesen, so wie die Stellung, welche sie unter verschiedenen Verhältnissen der Krone gegenüber einnahm. Der ungenannte Chronist zählt nach den Regierungsjahren der Könige und beginnt jedes Jahr mit der Namhaftmachung der Mayors und Sheriffs der Hauptstadt. Seine Darstellung beschränkt sich keinesweges auf das Weichbild; sie verbreitet sich gleichzeitig über die Ereignisse, welche das Königreich im Allgemeinen betreffen, über die flandrischen Kriege, selbst über Begebenheiten im gelobten Lande, und während man einerseits, nach Art der meisten Chroniken, auf dürre Angaben von Todschlägen, Judenverfolgungen, Unwetter, Hinrichtungen zc. stößt, begegnet man andererseits lieblichen Erzählungen, bei denen der Verf. mit unverkennbarem Wohlgefallen verweilt. So gleich im Anfange die Erzählung von dem tragischen Ende der schönen Rosamunde, die der Chronist irrtümlich, statt an Heinrich II., an den dritten König dieses Namens knüpft; eine Erzählung, welche in ihrer Färbung, wie auch der Herausgeber in einer Anmerkung hervorhebt, offenbar aus einem Cyclus volksthümlicher Balladen hervorgegangen ist. Die schauerliche Art, wie die Königin

an der verhaßten Nebenbuhlerin Rache nimmt, das Dramatische des Vortrages, erinnert an mehr als eine englische Ballade. Dann heißt es: 'Lors comensa le roy a waymenter et graunt deol a demener pur la tresbele Rosamounde, q'il taunt ama en queor. 'Allas! dolente!' fist il, douce Rosamounde, si douce ne si bele creature ne fust unkes trovée.'

Mit dem Regierungsantritt von Eduard II. gewinnt die Chronik an Umfang, die aphoristischen Mittheilungen machen mehr einer geordneten Erzählung Platz, die von nun an für den Freund der englischen Geschichte einen hohen Grad von Wichtigkeit erhält. Doch wird das Verzeichniß der Mayors bei keinem Jahre als Ueberschrift vergessen und findet die Angabe jeder ungewöhnlichen Begebenheit, sollte sie auch nur mit zwei Worten eingeschaltet werden, ihr Unterkommen. Letzteres spricht sich schon in der Ueberschrift aus, die z. B. beim Antritt der Regierung Eduards III. also lautet: 'Ceux sont les nouns des meirs et viscountes en le temps Edward le Tierce né a Windesore, et autres mervēiles qe ount esté en le mesme temps.' Bei einzelnen Stellen findet man sich an den Ton von Froissart erinnert. So heißt es (S. 73), als im dreizehnten Jahre der Regierung Eduards III. William Montagu, Graf von Salisbury, und Robert von Dfforde gefangen nach Paris gebracht wurden: 'Et adonkes le roy de Fraunce a eux dit: "A, tretours, vous serrez pendus pur çeo qe vous ne pusetz amender le damage qe vostre roy et vous avetz fait en ma tere.'" "Sertis, sire, dit monsieur William Mountagu, vous avez le tort et nostre roy le verité, et çeo voille jeo prover vers qi qe le countredirra, cum leal chi-

valer ferra en estraunge tere.” Et adonke dit la royne de Fraunce jurra q’ele ne serra jammes lée ne joyeuse, si ils ne soyent vilement mis a mort. “Sire, dit le roy de Beame, çeo serreit mult graunt damage et folie de occyre tels seingnours; kar si il avigne qe le roy d’Engeltère entre autre foithe en vostre reaume de Fraunce et preigne ascun pere de vostre reaume, uncore put un aler en eschaunge pur un autre de nostre amis.” Die Kriege mit Frankreich sind mit ziemlicher Ausführlichkeit behandelt.

- IV. Three books of Polydore Vergil’s english history, comprising the reigns of Henry VI., Edward IV. and Richard III. From an early translation, preserved among the Mss of the old royal library in the british museum, edited by Sir Henry Ellis. 1844. XXXII und 244 Seiten.

Der zu Urbino in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geborene und auf der Hochschule zu Bologna gebildete Verf. gewann zuerst durch seinen 1498 in Venedig gedruckten Proverbiorum libellus, dann durch sein im Jahre darauf erschienenenes Werk de inventoribus rerum literarischen Ruf. Durch Alexander VI. als einer der Einsammler des s. g. Peterpfennigs nach England geschickt, erwarb er die Gunst von König Heinrich VII. und wurde von diesem mit einer Pfründe an der Kirche zu Langton in Leicestershire, dann auch zu Lincoln, begnadet. Eben damahls erhielt er vom Könige den Auftrag, eine Geschichte Englands zu schreiben, von welcher drei Bücher hier vorliegen. Später zeigte er sich besonders thätig, seinem Freunde Wolfsey den Cardinalsstul zu verschaffen. Seitdem

lebte er, mit Ausnahme einiger Jahre im Anfange der Regierung Heinrichs VIII., in Studien der englischen Geschichte versenkt, meistens in London, die schon früher geschlossene Freundschaft mit Erasmus pflegend und durch Monographien über verschiedene Gegenstände seine rastlose Thätigkeit beurlundend. 1534 wurde seine Geschichte Englands, aus 26 Büchern bestehend, zu Basel gedruckt; eine zweite Ausgabe erschien 1546 ebendasselbst und führte die Erzählung bis zum Jahre 1509 herab; eine dritte Ausgabe (Basel 1555), welche unlange nach seinem Tode veröffentlicht wurde, verbreitet sich in 27 Büchern bis zum Jahre 1538. 1551 begab sich der Verf., einer schon früher erhaltenen Erlaubnis von König Eduard VI. gemäß, ohne dadurch im Genusse seiner Pfründen verkürzt zu werden, nach seiner Vaterstadt Urbino, wo er vier Jahre darauf aus dem Leben ging.

Das Geschichtswerk des Verfs. unterlag in früher und später Zeit heftigem Tadel. Man verzieh ihm sein vernichtendes Urtheil über Gottfried von Monmouth nicht, nicht, daß er als Italiäner sich einer solchen Arbeit unterzogen. Es konnte nicht fehlen, daß er in der Zeit erbitterter Parteikämpfe den Gegenstand des Angriffs abgab, und bekannt ist das bittere Epigramm Owen's:

Virgilii duo sunt: alter Maro: Tu Polydore
Alter; Tu mendax, ille poeta fuit.

Man machte ihm namentlich den Vorwurf, daß er unzählige Handschriften verbrannt habe, damit durch diese die Unwahrheit seiner Erzählung nicht begründet werden möge, oder aber, daß er eine beträchtliche Menge werthvoller Codices heimlich nach Rom geschickt habe. Aber beide Angaben ermangeln nicht nur, wie der Herausgeber in der

Einleitung bemerkt, des Beweises, sondern auch aller Wahrscheinlichkeit.

Das Geschichtswerk von Polydor Bergil zeichnet sich durch innere Einheit, durch kräftige Sprache, durch scharfe und ungetrübte Charakteristik der am meisten hervortretenden Personen und durch Reinheit der Latinität aus. Das hier mitgetheilte Bruchstück ist eine in der zweiten Hälfte der Regierung Heinrichs VIII. angefertigte, freie aber wohlgelungene, Uebersetzung des größeren lateinischen Werkes.

V. Correspondence of Robert Dudley, earl of Leicester, during his government of the Low Countries in the years 1585 and 1586. Edited by John Bruce. 1844. L und 496 Seiten.

Diese Sammlung von Briefen Robert Dudleys aus der Zeit, da derselbe das Amt eines Oberbefehlshabers des von Elisabeth nach den Niederlanden gesandten Hilfsheeres, dann das eines Generalstatthalters ebendasselbst bekleidete, sind theils nach einem neuerdings aufgefundenen Copialbuche, theils nach den Originalen hiermit zum ersten Mahle abgedruckt. Die Motive, aus welchen die jungfräuliche Königin den bedrängten protestantischen Provinzen ihren offenen Schutz angedeihen ließ, sind zu bekannt, als daß sie einer Ausführung bedürften. Nur die Bemerkung sei hier noch hinzugefügt, daß dem Freunde und Günstlinge Elisabeths zugleich die Aufgabe ertheilt wurde, dem Verfahren der Generalstaaten durch seine Einwirkung eine größere Consequenz zu verleihen und die politische Richtung desselben zu leiten. Die Correspondenz hierüber zwischen dem Grafen von Leicester, der Königin, Lord Burghley, William Davi-

son, den Mitgliedern des Geheimen Rathes in London, Edward Norris, Walter Raleigh, Philipp Sydney &c. und vor allem dem Staatssecretair Walsingham, beginnt mit dem September 1585 und reicht bis zum November 1586. Dazwischen sind Memoiren, Berichte und Instructionen chronologisch eingeschaltet.

Elisabeth hatte bekanntlich die ihr angetragene Souverainetät der Niederlande abgelehnt; gleichwohl wünschte sie den entschiedensten Einfluß auf die Generalstaaten auszuüben. Das eben machte des Grafen Stellung von vorn herein zu einer schwierigen, wenn schon nicht zu verkennen steht, daß vorzugsweise sein haltloses, heftiges und herrschsüchtiges Wesen den von seiner Mission erwarteten Erfolg vereitelte. Daß er die von den Staaten ihm angetragene volle Regierungsgewalt, den bestimmten Vorschriften der Königin zuwider, annahm, bewirkte sein Zerwürfniß mit dem Hofe zu London und rief in Elisabeth den heftigsten Zorn hervor. Dieser Gegenstand bildet den hauptsächlichlichen Inhalt des hier mitgetheilten Schriftwechsels, der sich überdies über die Kriegsvorfälle in den Niederlanden, über Geist und Haltung der Söldner, über hervorragende Erscheinungen im spanischen Lager und unter den Abgeordneten der Provinzen, so wie über Ereignisse in Deutschland und Persönlichkeiten dortiger Fürsten verbreitet, deren Stellung für die Niederlande von Bedeutung sein mußte.

Einige kritische und erläuternde Noten sind dem Texte beigegeben, andere als Schluß angehängt.
Hav.

P a r i s.

En la imprenta de Fain y Thunot 1844. Ri-

mas ineditas de Don Inigo Lopez de Mendoza marques de Santillana, de Fernan Perez de Guzman señor de Batres, y de otros poetas del siglo XV, recogidas y anotadas por Eugenio de Ochoa. XXIII und 412 Seiten in Octav.

Der Herausgeber, welcher durch seine, vor einigen Jahren in Paris erschienene, Abhandlung über spanische Geschichtschreiber auch in Deutschland bekannt geworden ist, theilt uns in dem vorliegenden Werke einige noch nicht veröffentlichte spanische Dichtungen, namentlich von Don Inigo Lopez de Mendoza und von Fernan Perez de Guzman, mit. Handschriften aus dem funfzehnten Jahrhundert, welche auf der königlichen Bibliothek zu Paris aufbewahrt werden, liegen diesen Veröffentlichungen zum Grunde; jedoch nicht in der Art, daß der Herausgeber sich mit dem getreuen Abdrucke der Codices begnügt hätte. Er hat vielmehr nach Möglichkeit die für jene Zeit durchschnittlich geltende Orthographie angewandt und abweichende Lesarten von Wichtigkeit, welche sich bei der Collocation verschiedener Ausgaben herausstellten, in Noten mitgetheilt, welche zugleich kritische und historische Erläuterungen enthalten.

Wir begegnen hier zuerst den Dichtungen des Inigo Lopez de Mendoza, der, ein Sohn des Diego Hurtado de Mendoza, Admirals von Castilien, 1398 zu Carrion de los condes, einem Besizthum seines Vaters, geboren, vom Könige Juan II. zum Marques von Santillana erhoben und im Merz 1458 in der Kirche San Francisco zu Guadalajara bestattet wurde. Seiner hier mitgetheilten Comedieta de Ponza geht ein Sendschreiben a la muy noble señora doña Violante de Pradas, Gräfin von Modica und Cabrera, voraus, der er zugleich seine mehrfach durch den Druck

veröffentlichten Proverbios zuschickte. Bei dieser Gelegenheit spricht sich der Verf. über die Benennung aus, welche er seiner Dichtung gegeben hat. Yo comenzé, heißt es, una obra á la qual llamé Comedieta de Ponza, e tituléla deste nombre, por quanto los poetas fallaron tres maneras de nombres á aquellas cosas de que hablaron, es á saber: Tragedia, Sátira, Comedia. Tragedia es aquella que contiene en si caydas de grandes reys ó principes, cuyor nascimientos e vidas alegremente se comenzaron, e gran tiempo se continuaron, e despues tristemente cayeron. Sátira es aquella manera de hablar que tovo un poeta que se llamo Sátiro, el qual reprendió muy mucho los vicios e loó las virtudes. Comedia es dicha aquella cuyos comienzos son trabajosos e despues el medio e fin de sus dias alegre, gozoso e bien aventurado. Jene Seeschlacht, in welcher die Könige von Aragon und Navarra 25. August 1435 bei der an der Küste Neapels gelegenen Insel Ponza von den Genuesen überwältigt wurden, gibt den Gegenstand der an Allegorien und Citaten aus dem Alterthum reichen Comedieta ab.

Hierauf folgen siebenzehn Sonette, aus den sinnigsten Gedanken und zartesten Tönen gewoben, meistentheils Liebesklage und Liebeswonne enthaltend. Ref. kann nicht umhin, eins derselben, es ist das achte, hier unverkürzt mitzutheilen.

O dulce esguarde, vida e honor mia,
 Segunda Elena, templo del beldad,
 So cuya mano, mando e señoria
 Es el arbitrio mio e voluntad!

Yo soy tu prisionero, e sin porfia
 Fuiste señora de mi libertad,

E non te pienses fuya tu valia
 Nin me desplaga tal cautividad.

Verdat sea que amor gasta e destruye
 Las mis entrañas con fuego amoroso,
 E jamas la mi pena diminuye,

Nin punto fuelga, nin so en reposo,
 Mas vivo alegre con quien me refuye;
 Sento que muero e non so quexoso.

Die folgende Dichtung 'Las edades del mundo' verfaßte der Marqués von Santillana unstreitig in der zweiten Hälfte seines Lebens. Diese biblia en coplas, wie seine Zeitgenossen sie nannten, umfaßt in einzelnen Bildern die Ereignisse der Weltgeschichte von der frühesten Zeit bis auf die Tage von König Juan II. von Castilien, zu dessen Belehrung die Zusammenstellung dieser Verse erfolgte. Wie die s. g. alphonsinische Chronik mit der Trinität beginnt, so diese, aus 332 achtzeiligen Strophen bestehende, Dichtung mit den Schöpfungstagen. Die altbiblischen Erzählungen werden mit besonderer Muße behandelt. Erst in der 193sten Strophe gelangt der Leser zu der Geburt des Heilands, mit dessen Tode die siebente edad beginnt, welche uns die Geschichte der römischen Kaiser und Päpste vorüberführt, dann, bis auf Noah zurücksteigend, el fundamento de la poblacion de España und nun, mit geringer Unterbrechung, die hervorragenden Punkte der spanischen Geschichte bis auf den oben angegebenen Zeitpunkt bezeichnet.

Von fünf kleineren Poesien desselben Verfs verdienen der Infierno de los enamorados, die an Don Alfonso V. von Portugal gerichteten Coplas und das letzte Minnelied (Dezir de un enamorado), in welchem es heißt:

Es mejor por vos morir
 Que por las otras la vida
 Ver en palmas sostenida
 E para siempre vivir.

wegen der leichten Anmuth der Darstellung besondere Beachtung.

Hierauf folgen die zum ersten Mahle veröffentlichten Dichtungen von Fernan Perez Guzman, dem bekannten Verf. der Cronica de Don Juan II., der Setecientas coplas de bien vivir etc., der in der glücklichen Schlacht bei Higuera (1431) an der Seite seines Königs gegen die Mauren stritt, dann, als er wegen seiner herben Strenge dem Hofe gehässig wurde, sich in die Einsamkeit seines Schlosses zu Batres zurückzog. Wir begegnen hier zuerst seinen Loos de los claros varones de España, die sich in 408 achtzeiligen Strophen über die Thaten und Denkungsart großer Spanier von der ältesten Mythenzeit bis auf die Vernichtung Sagunts und von dem Lusitanier Viriatus und den westgothischen Königen bis zum funfzehnten Jahrhundert verbreiten, nicht ohne eingeschaltete Sittensprüche und Nutzenwendungen (amonestaciones), in denen der Vf. rücksichtslos seine Ueberszeugung ausspricht. Er selbst äußert sich darüber:

Mas si amigo es Platon,
 La verdad es mas amiga;
 A mi conviene que diga
 Verdad sin otra ficcion.

An diese Dichtung reihen sich 102 proverbios, jedes aus vier gereimten Zeilen bestehend, den Lesern, die sich an der Fülle spanischer Sprichwörter des Junkers aus der Mancha und seines Schildknappen ergötzt haben, eine erfreuliche Gabe, wenn man schon der gesunden, körnigen Derbheit, wie sie uns Cervantes gibt, hier nicht begegnet.

Den Schluß dieser Sammlung bilden 1) Vision

153. 154. St., den 25. September 1845. 1543

sobre la muerte del rey Don Alfonso, fecha por Diego de Castillo, 2) Loores al señor rey Don Alfonso (V. von Aragon), que hizo Juan de Andujar, 3) Dezir que hizo Juan Agraz de la muerte del conde de Niebla (des vor Gibraltar gefallenen Enrique de Guzman), 4) Missa de Amor, que hizo Suero de Ribera und 5) La nao de Amor, que hizo Juan de Dueñas.

Ein kurzes Glossar für veraltete Ausdrücke und Formen ist vom Herausgeber hinzugefügt.

B e r l i n,

bei A. Förstner. Die psychischen Krankheiten und die damit verwandten Zustände in Bezug auf die Rechtspflege. Vornämlich zum Gebrauch für Gerichtsarzte und Rechtsgelehrte. Von F. H. Hoffbauer, Dr und prakt. Arzte zu Bielefeld. XXII und 266 Seiten in Octav.

Der Verf. hat in seinem Buche ein Gebiet betreten, welches vielumfassend und schwer zu ergründen ist, dabei aber die menschlichen Interessen auf das innigste berührt. Wir können seine Arbeit als eine sehr gelungene bezeichnen: in klarer Darstellungsweise hat er uns die einzelnen Arten der Seelenkrankheiten vorgeführt, und trefflich sind die rechtlichen Wirkungen derselben auseinander gesetzt, wobei jedesmahl das Civilrechtliche, das Criminalrechtliche und das Polizeiliche berücksichtigt ist. Auch sind die Regeln zur Entwicklung des Leidens erschöpfend angegeben. — Die Einleitung bilden folgende Abschnitte: 1) kurze Andeutungen über den Stand des Menschen und dessen vornehmste Seelenvermögen, Verstand, Gemüth, Willen, Vernunft, Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung; 2) der Mensch in seinen Beziehungen zum Staate; 3) den psychischen Zustand eines Menschen behufs der Rechtspflege zu untersuchen

und zu beurtheilen, gebührt nur dem Arzte; 4) die ärztlich-psychologischen Untersuchungen und Beurtheilungen behufs der Rechtspflege können das Civil-, Criminal- und Polizeirecht betreffen; 5) Leitende Grundsätze und zu beobachtende allgemeine Regeln bei den ärztlich-psychologischen Untersuchungen, und Beurtheilungen behufs der Rechtspflege. — Dann folgt der erste Theil, welcher die eigentlichen psychischen Krankheiten zum Gegenstande hat, und zwar unter folgenden Rubriken, die wir hier um so mehr anführen, da des Vf's Eintheilungsweise aus denselben hervorgeht: 1) Die Krankheiten des Verstandes, und zwar die Verrücktheit und der Blödsinn. 2) Die Krankheiten des Gemüths: der Wahnsinn und die Melancholie. 3) Die Krankheiten des Willens: die Tobsucht und die Willenlosigkeit. — Der zweite Theil faßt die besonderen Zustände der Seele in sich, welche mit den dauernden Seelenstörungen, mit den eigentlichen psychischen Krankheiten mehr oder minder in Verwandtschaft stehen, und die theils auf körperlichen Krankheiten theils auf organischen Fehlern beruhen, und theils durch besondere Stimmungen des Seelenorgans vorübergehend veranlaßt werden. Der Vf. handelt hier ab: das Nachtwandeln, die Schlaftrunkenheit, das Delirium, die Trunkenheit, die Trunksucht, die Affecte, den Hunger, die Gelüste der Schwangeren, den Geschlechtstrieb, die Brandstiftungslust und die Taubstummheit. — Einen besondern Werth erhält die Schrift noch durch die mitgetheilte, aber gewählte Literatur, so wie es sich der Vf. auch angelegen sein ließ, überall die nöthigen Beispiele mit einzuflechten, wodurch der practische Werth der Arbeit erhöht wird. Wir nehmen daher keinen Anstand, das Buch Jedem, der sich im Gebiete der gerichtlichen Medicin bewegen muß, recht dringend zu empfehlen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

155. Stück.

Den 27. September 1845.

B e r l i n .

Verlag von Simon Schropp und Comp. 1842.
Vollständiger historisch-geographischer Atlas des
deutschen Landes und Volkes von Joh. Valerius
Kutschkeit. Erstes Heft.

So sehr wir uns von dem Nutzen durchdrungen
fühlen, den historische Karten für den Laien so-
wohl als für den Forscher haben, ja für so noth-
wendig wir dieselben erkennen, da nur durch sie
Klarheit und Uebersicht gewonnen werden kann, so
streng müssen wir jedoch auch die Forderung stel-
len, daß nur mit der schärfsten Kritik und mit
Benutzung aller Hilfsmittel, welche überhaupt sich
bieten, die Hand an ihren Entwurf gelegt werde.
Diesen Ansprüchen zu genügen ist allerdings eine
schwere Aufgabe, die der Einzelne allenfalls nur
dann zu lösen vermag, wenn er seine Forschung
auf ein bestimmt begrenztes nicht zu großes Ge-
biet beschränkt. Und auf diesem Gebiete muß er
ganz heimisch sein, er muß mit seiner Geschichte
innig vertraut sein, er muß die genaueste Orts-

kenntnis haben, er muß die Sprache des Volkes kennen u. Nur so ausgerüstet wird er im Stande sein, etwas Tüchtiges zu Tage zu fördern, und ein Werk zu liefern, welches, wenn auch gerade nicht vollkommen, doch einen bleibenden Werth behalten und eine sichere Grundlage zu weiteren Forschungen bieten wird. Nur erst dann, wenn auf diese Weise die Geschichte von ganz Deutschland erforscht ist, wird es möglich sein, aus diesem Einzelnen ein Ganzes zu formen und einen historischen Atlas von Deutschland zu entwerfen, den man mit Vertrauen zur Hand nehmen darf. Bis dahin ist jedes Bemühen eines Einzelnen, das Ganze zu umfassen, ein eitles Bemühen. Wohl haben schon viele Gegenden wackere Bearbeiter gefunden, aber mindestens eben so viele liegen mehr und minder noch wüst und harren noch ihres Bebauers. Man wird uns v. Spruners Atlas entgegen halten. Wohl, wir erkennen Spruners Verdienste gern an, wir gestehen gern zu, daß derselbe alles geleistet hat, was man von ihm billig verlangen konnte, aber sein Werk kann doch vor einer strengen Kritik nicht allenthalben bestehen. Wir sind weit entfernt, v. Spruner hiermit einen Vorwurf zu machen; daß seine Arbeit Mängel, sogar große Mängel hat, lag nicht in seinem Willen, vielmehr liegen die Ursachen in der Sache selbst begründet, und es wäre wunderbar, wenn er seine Vorarbeiter bedeutend überflügelt haben würde. Kurz, unsere Ueberzeugung ist, daß ein solches großartiges Werk nie und nimmer aus den Forschungen eines Einzelnen, sondern nur aus der Compilation der Arbeiten vieler entstehen kann, entstehen darf und entstehen soll.

Wir hielten es für nöthig dieses vorauszuschicken. Jetzt zur Sache selbst.

Hr Kutscheit gibt uns in dem ersten Hefte fünf Blätter, welche das nördliche und westliche Deutschland umfassen, und zwar mit einem Vorworte. In diesem sagt er: 'Indem ich in den vorliegenden fünf Blättern das erste Hefte eines, so weit es in meinen Kräften steht, vollständigen Kartenwerkes zur Geschichte des deutschen Landes und Volkes dem geschichteliebenden Publicum übergebe, weiß ich sehr wohl, daß die vielleicht größere Hälfte der Käufer eine umfangreichere und den behandelten Gegenstand erschöpfendere Einleitung wünschen wird, als ich dieselbe zu schreiben im Sinne habe. Die Einsichtigen (?) aber werden mir bald einräumen, daß mir keine andere Wahl blieb (?); denn, wenn ich in dieser Einleitung erschöpfend sein wollte, wenn ich von jedem Gau-, Orts- u. s. w. Namen, wie es dann doch hätte geschehen müssen, eine urkundliche Rechenschaft ablegen wollte, so würde die Einleitung zu einem mehrere Bände umfassenden Werke angewachsen sein, dessen Abfassung leicht eben so viele Jahre in Anspruch nehmen möchte, als die Anfertigung der Zeichnungen selbst. Und dazu würde es mir nicht an der Zeit allein gemangelt haben. Ein großer Theil der Namen ist unmittelbar aus der Urkunde oder Chronik auf die Karte gewandert, und das nochmalige Aufsuchen derselben in den betreffenden Schriftdenkmahlen wäre im glücklichen Falle nur zeitraubend (!) für die Vollendung der folgenden Karten gewesen und hätte somit die Herausgabe des ganzen Werkes verzögert. Indes, wenn mich Gott bei Gesundheit und Kräften erhält, soll eine ungefähr drei Bände starke vergleichende Geographie Deutschlands und der von Germanen colonisirten Länder den Mangel einer ausführlichen Einleitung vollständig und zeitig genug ersetzen.'

Wir haben diese Stelle absichtlich Wort für Wort abgeschrieben, weil Hr Kutschkeit darin über seine Arbeit selbst den Stab bricht. Wie, war denn das Erscheinen der Karten so außerordentlich dringend? Ist denn das Uebertragen der Namen in die Karten eine so einfache mechanische Arbeit, daß nie ein Zweifel sich darüber erheben kann, nie ein weiteres Forschen und Prüfen nothwendig wird? Sind denn alle Verhältnisse der ältesten Zeit so positiv, daß man sie ohne Weiteres auf die Karte übertragen kann, oder sind nicht vielmehr viele so dunkel, so unsicher und schwankend, daß man bei einiger Gewissenhaftigkeit Anstand nehmen muß, sie auf der Karte zu fixieren? Glaubt denn vielleicht der Verfasser, daß man so geradezu seine Autorität anerkennen, ihm eine päpstliche Unfehlbarkeit zugestehen und nicht auch nach dem Warum fragen dürfe? Wem wird es einfallen, darauf mit einem Ja! zu antworten? Schon allein das Untergehen, einen jeden Ortsnamen, wie ihn die Urkunden geben, richtig bestimmen zu wollen, ist eine kühne Vermessenheit, und das Geständnis des Verfs, daß er die Namen unmittelbar aus den Urkunden auf die Karten übertragen habe, so daß er die Quelle, woraus er geschöpft, nicht mehr angeben könne, ist mehr als naiv; wir halten dieses sogar für unmöglich. Bei einem solchen Verfahren kann von einer Kritik nirgends mehr die Rede sein. Unserer Ansicht nach gibt es keine andere Verfahrungsweise, als daß man vorerst vollständig sammelt, dann strenge prüft und sichtet, und erst bei der Ausführung der gewonnenen Resultate diese auf die Karte überträgt. Hr Kutschkeit hat dagegen gerade umgekehrt verfahren und Hypothesen auf seine Karten gezaubert, für welche er die Be- weise uns ewig schuldig bleiben wird.

So sagt Hr Kutschelt in seinem Vorwort: 'Ganz besonders möchten vielleicht die Gränzbestimmungen des münsterschen Frieslandes und des Bisthums Paderborn gegen Mainz hin auffallen. Ueber das erstere verweise ich an v. Ledeburs obengenannte Schrift (die fünf münsterschen Gaue und die sieben Seelände Frieslande) und über letzteres an die vita Meinwerchi.' Betrachten wir nun die Karte über die paderbornische Diöces, (Friesland liegt dem Felde unserer Forschungen zu fern), so müssen wir allerdings erstaunen, denn wir sehen da, wie die paderbornischen Grenzen weit in die durch eben so zahlreiche als unzweifelhafte Zeugnisse festgestellte mainzische Diöcese eingreifen; beinahe der ganze Leingau, der ganze sächsische Hessengau, beinahe der ganze nördliche Strich des fränkischen Hessengaus, ja sogar noch ein Theil des Oberlahngaus, Alles wird brevi manu mit einem Pinselstriche Paderborn unterworfen, und das mit einer ganz allgemeinen Verweisung auf die vita Meinwerchi. Wir haben aber darin nirgends den Beweis finden können, und Niemand wird ihn darin finden. Hr Kutschelt spricht zwar vom Bisthum Paderborn, aber er versteht darunter nichts anderes als die paderbornische Diöces. Doch gibt dieses eine Erklärung an die Hand. Hr Kutschelt mag die weltlichen Besitzungen mit dem Diöcesan-Gebiet verwechselt haben, obgleich auch dann seine Grenze noch viel zu weit ausgreift.

Ähnliche, wenn auch kleinere Uebergriffe lassen sich noch mehrere nachweisen.

Obgleich Hr Kutschelt für seinen Atlas möglichste Vollständigkeit in Anspruch nimmt, so ist diese doch keineswegs zu finden. Er gibt sogar viel weniger als die bereits vorhandenen älteren Karten — die Sprunerschen nicht ausgenommen —

enthalten, wie schon eine nur flüchtige Vergleichung mit denselben ergibt. Man nehme jeden beliebigen Punct. Uns fällt gerade die Gegend zwischen Wiesbaden und Mainz ins Auge. Da fehlen Birsburg, Scherstein, Waldassa, Altavilla, Hatherheim, Moskebuch, Mechtildhusen, Wikera, Massenheim, Birgestadt, Norenstat und sogar das alte Castellum.

Gern wollen wir ihm glauben, daß er keinen Ort aufgenommen, welchen er nicht urkundlich gefunden habe. Aber wohin ein Uebertragen solcher Namen nach der Weise des Hrn Kutscheit führt, davon geben auch die Karten manche erbauliche Belege. So überträgt er z. B. ein in der vita Meinwerci vorkommendes Karalasthorp unbedenklich auf Karlsdorf bei Hofgeismar, im hess. Sachsen über, ungeachtet dieses eine neue erst 1686 durch den Landgrafen Carl von Hessen gegründete und deshalb auch nach ihm genannte französische Colonie ist. Ferner sehen wir auf demselben Blatte der Stadt Rinteln gegenüber, die er mit dem nirgends urkundlich vorkommenden Namen Ringeldus (soll heißen Ringelcluß) belegt, eine völlig unbekante Lutburg; wir sehen an der Werra die erst im 13. Jahrhundert vorkommende Stadt Wizenhausen unter der niemahls sich findenden alten Form Wizehusun; das alte Wuodenesberg nennt die Karte dagegen unter der neuesten Form Gudenberg; das nicht fern davon liegende Neuenburg (novum castrum) nennt er nach der heutigen Volkssprache Numburg, das alte Hassala an der Kinzig heißt bei ihm Haselte &c. Diese Beispiele haben wir nur ohne Suchen herausgegriffen; es ließen sich dieselben noch bedeutend vermehren.

Daß Hr Kutscheit sich zum Ziele gesteckt hat, in seinen Karten das ganze Mittelalter, von der Zeit der Gauverfassung bis in das 15te Jahrhun-

dert, zu umfassen, ist ein deutliches Zeugnis, wie wenig er diese Aufgabe begriffen, wie wenig er eine Idee von der Größe eines solchen Unternehmens hat, eines Unternehmens, das auch bei dem reichsten Material und der umfassendsten Kenntnis, für eine einzelne Kraft, und würde es auch die Kraft eines Herkules sein, dennoch zu groß sein würde.

Was endlich noch die geographische Lage der einzelnen Orte betrifft, so ist auch diese auf eine höchst tadelnswerthe Weise vernachlässigt. Alle Verhältnisse sind verschoben, so daß Orte, welche dicht zusammen liegen, oft Meilen weit auseinander gerückt sind.

Wir könnten leicht noch mehr anführen, glauben aber schon mehr als genug gesagt zu haben, um jeden Unbefangenen zu überzeugen, daß Hr Kutscheit in keiner Weise zu einem solchen Unternehmen berufen und sein Versuch ein völlig verunglückter sei. Mit derartigen Arbeiten wird der historischen Wissenschaft nicht gedient, und wir können nur bedauern, daß die schöne äußere Ausstattung des Werkes keinem würdigern Gegenstande zugewendet worden ist.

L.

P a r i s.

Guide 1843. Voyage autour du Monde sur la frégate la Vénus pendant les années 1836 — 1839, publié par ordre du Roi — par Abel du Petit-Thouars, Capitaine de vaisseau etc. Relation. Avec une Carte générale du Monde. Tome IV. 178 Seiten in Octav.

Der vorliegende Band enthält nur Zusätze und die so genannten Pièces justificatives zu der Reisebeschreibung in drei Bänden, welche wir bereits

in St. 175 und 176 des Jahrgangs 1842 dieser Blätter angezeigt haben. Da der Name des Befehlshabers, jetzt Admirals, du Petit Thouars, seitdem durch die traurige Rolle, welche er in der Tahiti-Angelegenheit hat spielen müssen, eine besondere Berühmtheit erlangt hat, so ist es wohl nicht unpassend, hier nochmahls darauf hinzuweisen, daß der Admiral in jener Reisebeschreibung (S. 1757 unserer Anzeige) die erste Veranlassung zu den Ereignissen erzählt, welche ursprünglich höchst unbedeutend, durch das vergrößemde Echo, welches sie in den französischen Cammern fanden, nach und nach eine so hohe Bedeutung erhalten haben, und daß derselbe auch in dem vorliegenden Bande einige auf jene Vorgänge bezügliche Actenstücke mittheilt, welche zur richtigen Beurtheilung des endlich sehr ernsthaft gewordenen Possenspiels in der Südsee von Erheblichkeit sind. Interessant ist es, hier zu lesen, wie damahls noch die Franzosen über die Königin Pomare und über die englischen Missionare auf Tahiti ganz unbefangen anerkennend urtheilten, nicht ahnend, welche miserebele Rolle sie bald ihnen gegenüber spielen sollten. So heißt es z. B. in einem Berichte, den der französische Capitain Mauruc in Valparaiso dem Admiral über die Societäts-Inseln erstattet, u. a., nachdem der Verf. von den Menschenopfern gesprochen, welche vor der Verbreitung des Christenthums auf diesen Inseln in Gebrauch gewesen: Nous omettons les détails qui accompagnaient cette cérémonie et celle qui parfois la suivait, la punition ou la vengeance que l'adultère entraînait, celle appliquée au vol, les rites d'une association particulière dont le but était une débauche affreuse et dont les femmes qui en faisaient partie étaient tenues, sous peine d'en

être chassées en cas de refus, de se faire avorter aussitôt qu'elles avaient l'assurance d'être enceintes, etc. Mais nous ferons remarquer qu'il n'est pas aujourd'hui un seul individu qui n'ait en horreur presque tous ces usages anciens. Les missionnaires protestants anglais, à qui l'on est redevable de ces résultats, n'ont eu besoin pour y parvenir que d'un peu d'adresse et de beaucoup de patience etc. — Die Königin Pomare wird als eine Frau von festem Willen geschildert, der Furcht, selbst den englischen Missionaren gegenüber, fremd sei. — Nie habe man die auf der Insel etablirten Franzosen (obwohl man daselbst von Frankreich nur eine äußerst niedrige Vorstellung habe, indem Viele glaubten, daß dieß Reich nicht größer und bevölkerter sei, als die Insel Tahiti) die geringste Verfolgung leiden lassen bis auf die Angelegenheit der beiden Missionaren (François Caret, vice-préfet apostolique und Louis-Jacques Laval, missionnaire apostolique, die beiden katholischen Priester, welche von den Gambien-Inseln aus nach Tahiti kamen, dort aber nicht aufgenommen wurden, was bekanntlich den Admiral Dü Petit Thouars zu den ersten Reclamationen gegen die Königin veranlaßte, zu welchen, was nicht zu übersehen, der amerikanische Consul auf Tahiti in der leidenschaftlichsten Weise aufhekte (Vergl. dessen Briefe an den französischen Generalconsul in Chile S. 46 ff.), übrigens eine Angelegenheit, die nur religiöser Art sei (affaire toute de religion), denn nicht als Franzosen, sondern als 'Novateurs' seien sie verwiesen. — Man braucht mit diesem officiellen Bericht und mit dem, was der Admiral in seiner Reisebeschreibung (Bd. II. Cap. 15) selbst über diese Angelegenheit sagt, nur dasjenige zusammenzuhaltten, was die französische

Presse und die Opposition in den Cammern später darüber raisonnirt hat, um sich zu überzeugen, daß das eigentliche Motiv der Franzosen, sich in den Angelegenheiten der Südseevölker, mit denen sie vorher so gut wie nichts zu schaffen gehabt, auf so ungeschickte Weise, wie sie es gethan, einzumischen, kein anderes gewesen, als dasjenige, welches sie neuerdings auch eine so kostspielige Gesandtschaft nach China, wohin sie gar keinen Handel haben, zur Anknüpfung eines besondern Handelstractats hat ausrüsten lassen, nämlich die Eitelkeit allein, von dem Ansehen der dreifarbigen Flagge in allen Meeren der Welt sprechen zu können. Hiermit soll nicht geläugnet sein, daß Frankreich in dieser Angelegenheit auch das blinde Werkzeug einer Parthei gewesen, welche seit langer Zeit mit dem größten Entsetzen die Fortschritte der protestantischen Missionen in der Südsee gesehen hat. Daß dies der Fall gewesen, ist längst ausgemacht, doch ist es eben so gewiß, daß der freilich große Einfluß dieser Parthei für sich allein nicht im Stande gewesen wäre, die Franzosen zu den Opfern zu bewegen, welche sie der Verherrlichung ihrer Flagge in der Südsee gebracht haben. Wer sich übrigens von der Richtigkeit dieser Behauptungen noch genauer unterrichten will, der lese die höchst interessanten Berichte, welche unpartheiische Augenzeugen des Verfahrens der Franzosen auf den Societäts- und Sandwichinseln, die Officiere der United States Exploring Expedition darüber so eben in ihrem Narrative bekannt gemacht haben, und vergleiche damit, um die Acten in dieser Sache vollständig zu besitzen, die Beschreibung der Artémise, desjenigen französischen Kriegsschiffes, welches zunächst nach der Venus die Südsee besuchte, um den 'günstigen Eindruck', den diese daselbst zuerst gemacht hatte,

zu befestigen und zu verstärken. Wir müssen es als ein glückliches Ereignis bezeichnen, daß gegenwärtig fast zu gleicher Zeit drei wichtige Werke, das vorliegende Buch, die United States Exploring Expedition und die Campagne de Circumnavigation de la frégate l'Artémise erscheinen, welche ganz dazu geeignet sind selbst den Deutschen darauf aufmerksam zu machen, daß 'bei der gegenwärtigen hohen Ausbildung der Kunst oceanischer Schifffahrt eine kleine Nation auf einer Insel im Südmeer weit größere Bedeutung gewinnen kann, als zahlreiche Völkerschaften eines continentalen Reiches.' Drei mächtige Nationen concurrirten gegenwärtig um die Herrschaft in der Südsee, Briten, Amerikaner und Franzosen. Die ersteren sind seit Cook's Zeiten bis vor kurzem in unbestrittenem ruhigen Genuß der Herrschaft in derselben gewesen, nach und nach aber sind die Amerikaner daselbst ihre gefährlichen Rivale geworden, und daß diese die ganze Wichtigkeit der Südsee erkannt haben, beweist ihre neuerliche, großartige, hier schon öfter angeführte Untersuchungs-Expedition. Die Franzosen haben sich natürlich endlich auch eingefunden. Diese nun werden freilich nach ihrem ersten ebenso geräuschvollen als unglücklichen Debüt wohl bald wieder von dieser Schaubühne abtreten und mit ihnen ihre Missionen, welche sie im Schlepptau gehabt; ob aber die Briten oder die Anglo-Amerikaner daselbst die Oberhand erhalten werden, das ist eben so schwer zu errathen, wie es leicht ist zu prophezeihen, daß in der Südsee (bei unseren Antipoden und an der Nordwestküste von Amerika) einst und vielleicht in nicht ferner Zukunft der Kampf um die Herrschaft der Meere sich entspinnen und ausgefochten werden wird. — Für uns Deutsche lassen sich aber vor der Hand zwei sehr

wichtige und uns wohl nothwendige Lehren aus der Taheiti-Angelegenheit, die bei uns leider so wenig populär geworden, ziehen, einmal, daß im fernen Südmeer sich ein auch für die Zukunft unserer Kirche höchst wichtiger Kampf entsponnen hat, und zweitens, daß es nutzlos, ja gefährlich ist, eine deutsche Flagge zu erstreben, wenn man keine deutschen Kaufleute, sondern statt ihrer nur Agenten und Commissionäre deutscher Fabrikanten will. Möchten deshalb unsere protestantischen Zeitungsredactoren und unsere deutschen 'industriellen Parlamente' statt immer und ewig nur Konge-Literatur und Zollvereinsblatt-Literatur zu studieren, doch auch endlich einmahl sich frischen Seewind um die Nase wehen lassen, wenn auch nur durch das Lesen der Beschreibungen der neueren Weltumseglungsreiser!

Wir kehren endlich zu unserem Buche zurück, welches außer den besprochenen Actenstücken deren noch folgende enthält: 1) Documente, bezüglich auf die i. J. 1836 in Ober-Californien stattgehabte Revolution, in spanischer Sprache und französischer Uebersetzung. 2) Vier Briefe von John Dunmore Lang an den Grafen Durham über die Colonisation von Neu-Seeland. 3) Statistische Uebersichten der Revenüen der Colonie von Neu-Süd-Wales und 4) eine Note über die Auswanderung der Boers in Süd-Afrika. Unter diesen Actenstücken möchten die unter 2) aufgeführten gegenwärtig wohl am interessantesten sein. Sie zeigen, wie die britische Regierung nicht Colonisationen unternimmt, sondern dies ihren Unterthanen überläßt und ihnen zu Hilfe kommt, wenn der Zeitpunkt eingetreten, wo das Wohl des Staats und das der Ansiedler es erheischt.

Die beigelegte große Weltkarte, welche die von

der Venus genommenen Course angibt und eine Copie der im Marindepot niedergelegten Uebersichtskarte ist, zeigt nicht die genaue und saubere Ausföhrung, welche man von einer solchen Karte wohl zu erwarten berechtigt ist. Wappäus.

S e n a ,

bei Friedrich Frommann 1845. Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes. Zwei Theile in Octav.

Der markirte Stil mit seinen springenden Uebergängen, mit seinen überraschenden Verknüpfungen und derben, oft überaus glücklichen Schlagwörtern, die ungeheure Belesenheit und Häufung der verschiedensten Potenzen, die alle, oft nicht ohne Zwang, unter einen gemeinsamen Zähler gebracht werden und durch die solchergestalt gewonnenen Resultate blenden, — das Alles läßt mit einiger Leichtigkeit den Mann erkennen, der diese Anemonen auf den Alpen Tyrols in sein historisches Herbarium legte.

Dieser alte Pilgermann mit seinem unverwüsthlichen Gedächtnisse, mit der Gabe des historischen Rechenmeisters, der sich darin gefällt, durch Zusammenstellung von geschichtlichen Bildern aus den verschiedensten Zeiten, über welche er mit spielender Leichtigkeit verfügt, ein nervenerschütterndes Facit für den Leser zu gewinnen, mit seiner zähen Kraft und zerschmetternden Ironie — er gleicht dem Baumeister, der mit Falkenaugen jeden Riß am Bau der Väter, jedes verschobene, überlastete Gebälk erspäht, jede kleine architectonische Verdeckung, hinter der sich eine falsche Anlage, oder faules Holz und zerbröckeltes Gemäuer verbirgt, mit scharfem Humor vor der Menge zerlegt; aber von Grund aus reconstruieren mag er nicht, und wo das Gebäude durch Reinheit der Verhältnisse imponiert, da wendet er sich ab

oder sucht den Grund in einem Spiele des Zufalls nachzuweisen. Die Art der Weisheit, welche der varenden man im Tragemundes-Liede im Lösen scharfsinniger Räthsel und Sprüche bewährt, weil er die Welt mit ihren Reichen und in ihrer Weise belauscht hat, findet man hier nicht. Es ist vielmehr das schneidende Wort des vielgewanderten grämlichen Alten, der, weil er häufig dem Junker mit dem Pferdefuße auf Kreuzwegen begegnet ist und dessen Stellung zu dem 'süßen Pöbel' erkannt hat, nun auch die Fährte desselben in dem Abdrucke jedes harmlosen Fußtrittes zu spüren glaubt. Der Alte vergißt, daß, so viel des Urgen sich ereignet, eben so wenig immer an eine mephistophelische Construction desselben gedacht werden darf. Er wittert vielmehr überall die Absicht, die scharfe Durchführung eines klaren Willens. Er fühlt sich nur dann behaglich, wenn er wie im Ingrimms dieses geheime Getriebe aufdeckt. Freilich überall tritt in diesem Felsenmeer von Sentenzen, Raisonnements und historischen Bruchstücken ein Stück Wahrheit an den Tag, und der Gegenstand der Besprechungen ist nicht ohne Feinheit so gewählt, daß irgendwo ein Anklang gefunden werden mußte. Nach einem lichten, klaren Ueberblicke, nach einem Zusammenlegen des Geschehenen und einem hieraus sich ergebenden Deuten sucht man eben so vergeblich, wie nach der Treue und dem heiligen Ernst des Sittenpredigers.

Moderne Begriffe über Legitimität und das fait accompli bilden gleich im Anfange einen Hauptgegenstand sarcastischer Erörterungen, denen zufolge wir so ziemlich alle Throne Europas von den Nachkommen wilder oder schlauer Eroberer oder glücklicher Bastardsöhne eingenommen sehen. Bei dieser Gelegenheit tritt eine Digression über die spanische Successionsfrage in den Vordergrund, und wenn der Vf. hier nicht umhin kann, die mit einer jeden Re-

action verbundenen Gefahren nach seiner Weise auszumahlen, so ist er doch eben so wenig geneigt, den 'optimistischen Hanswürsten der Bewegung' das Wort zu reden. Mit besonderer Vorliebe verweilt er bei grellen Schilderungen österreichischer Zustände, die, mit verbrauchten Anekdötchen und bon mots reichlich gewürzt, häufig bestimmt scheinen, dem benachbarten Baiern und seinem 'herrlichen alten Murrkopf Lilly' den gesuchten Relief zu bieten. Sie füllen fast beide Bände. Undank und abermahls Undank, Bruch geschworener Eide, Jesuitismus der Regierung, Spiel mit der starken Treue Tyrols und den Rechten Ungarns — das ist das wiederkehrende Thema, zu dessen Erläuterung von den Tagen Rudolphs I. bis auf Franz I. die Geschichte der Habsburger aufgerollt wird, um alle blutigen Catastrophen, des Zusammenhanges beraubt und als isoliert dastehende Thatsachen scheinbar entsetzliches Zeugnis ablegend, zusammenzustellen. Alle Blutzengen einer viele Jahrhunderte langen Herrschaft, alle, die um der Politik oder des Glaubens willen geduldet haben, werden vorgeladen, um ihre Aussagen gegen Habsburg und Habsburg=Lothringen abzugeben. Ob auch Maria Theresia hin und wieder mit einem ehrenden Epitheton bedacht wird, eine Ausnahme darf auch sie nicht bilden, und wir erfahren, daß sie es gewesen, welche zuerst an den Bestand und die Integrität Polens die Hand gelegt habe. Selbst die Pforte, deren 'Stupidität' auf mehr als einer Seite auseinander gesetzt wird, hat für die Erhaltung Polens geeifert, deren Nothwendigkeit nur der Hof zu Wien nie begriffen hat. Der Verf. versteht es, alle politischen Sympathien und Abneigungen unserer Zeit in's Gespräch zu ziehen, das schließlich in eine vernichtende Sentenz gegen Oesterreich ausläuft. Diesem allein ist die Erhaltung des osmanischen Staats in Europa

und zu gleicher Zeit die Entwicklung der Riesenmacht des Czarenreichs zuzuschreiben; Oesterreich allein hat die Selbstbefreiung der Griechen so lange hintertrieben und römischem Einflusse noch ein Mahl das Thor nach Deutschland erschlossen.

Wenn ein Gemälde dem Zuschauer immer nur in einer Beleuchtung geboten wird, welche die auf einen bestimmten Eindruck berechneten Gestalten scharf hervortreten läßt und den Zusammenhang derselben mit der Zeit und den Bedingungen, aus welcher und unter welchen sie erwachsen sind, verdeckt, so kann von einer Wahrheit der Auffassung schwerlich geredet werden. Hiernach überläßt Ref. dem Leser, wie weit der als Motto diesem Werke vorgesezte Ausspruch Ciceros: 'Prima est historiae lex, ne quid falsi dicere audeat' den Vf. treu und wahr geleitet hat, und in der Ueberzeugung, daß aus dem Vergleiche mit einer, von dem entgegengesetzten Standpuncte, dem des überschwenglichen Lobes, ausgehenden Schilderung österreichischer Regenten und Regierungsmaximen, die Wahrheit sich am einfachsten geltend machen werde, verweist er auf einzelne Schriften des Hrn v. Hormayr, namentlich auf dessen österreichischen Plutarch und die Geschichte Wiens. Freilich sagt d. Vf. der Anemonen (Th. II. S. 15): 'Niemand von einiger Bedeutung wagte sich bis zur Stunde noch an ein ehrliches, geistvolles Abbild der österreichischen Zustände, ohne in den Vorwurf leidenschaftlicher Gehässigkeit oder aber hündischer Lobhudelei zu verfallen.' Aber er selbst gefällt sich einige Seiten später in einer nicht unerwarteten Anerkennung des österreichischen Plutarch, dessen Vf. er mit liebevoller Mengstlichkeit von jeder Beschuldigung eines Widerspruches in der zu verschiedenen Zeiten angefertigten Zeichnung österreichischer Gegenstände in Schutz zu nehmen sucht.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

156. Stück.

Den 29. September 1845.

B o n n,

bei N. Marcus 1845. Quaestiones Protagoreae. Scripsit Joannes Frei, Turicensis. VIII und 200 Seiten in Octav.

Eine Erstlingschrift, welche auf Nachsicht Anspruch macht, weil sie von dem jungen Philologen, der hier seine auf der Universität gesammelten Kenntnisse zur Schau aufstellt, künftig reifere Früchte erwarten läßt. Seinen Stoff hat er gut inne, die Zeugnisse weiß er zu gebrauchen und durch sorgfältige Auslegung zu sichten. Wenn er noch nicht überall seinen Stoff nach einer guten Methode zu ordnen weiß; wenn er auf Einzelheiten bald zu viel, bald zu wenig Gewicht legt, so wird man deswegen kein ungünstiges Urtheil über ihn fällen wollen.

In den Untersuchungen über das Leben des Protagoras mußte besonders die Chronologie in Frage kommen. Der Verf. ist wohl auf die richtigen Ergebnisse gekommen, indem er sich an die sichersten Zeugnisse, an die Angaben des Platon vornehmlich

gehalten hat. Darnach war Protagoras etwas älter als Sokrates und Demokritos, ungefähr um 12 oder 20 Jahre. Die Erzählung, daß er Schüler des Demokritos gewesen sei, wird deswegen und auch aus Gründen, welche aus ihren Lehren entnommen sind, mit Recht verworfen. Dies Ergebnis ist jedoch nicht neu; schon Schleiermacher hat es kurz zu seiner Uebersetzung des Platon angegeben. Der Verf. hat es nun allerdings durch Zusammenstellung der Angaben der Alten ausführlicher erörtert, aber doch keinesweges zu einer völligen Sicherheit gebracht, ja nicht einmahl den Grad der Wahrscheinlichkeit erreicht, welcher wohl zu erreichen gewesen wäre. Daran sind hauptsächlich zwei Gründe Schuld. Zuerst leidet die Arbeit des Verfs überhaupt an der Sucht zu widerlegen, oft recht schwache Gegner, deren Gründe besser in der Dunkelheit geblieben wären, zuweilen aber auch stärkere Männer, wo es denn wohl geschieht, daß eben nur eine Meinung der andern entgegengesetzt wird. Durch diese Sucht zu widerlegen läßt sich nun der Verf. hinreißen, anstatt die Angaben der Alten zusammenzustellen und zu prüfen, die Rechnungen der Neuern von vorne an zur Untersuchung zu bringen. Dadurch ist dieser chronologische Theil seiner Arbeit zu einer unmäßigen Stärke angeschwollen (von S. 13—77), und er selbst ist genöthigt gewesen denselben Umstand wiederholt zu besprechen, ohne doch irgendwo eine klare Uebersicht über die entscheidenden Gründe seiner Rechnung zu geben. Der zweite Punct, welcher der Wahrscheinlichkeit seines Ergebnisses schadet, ist eine Folge seiner Jugend in solchen chronologischen Untersuchungen der alten Literaturgeschichte. Schwerlich weiß er das Schlüpfrige dieses Bodens genug zu schätzen. Die Zahlen des Apollodoros sind ein-

mahl verschrieben; sie können es öfters sein; wenn wir keine andere Angaben haben, müssen wir ihnen folgen, aber alsdann sollen wir uns die Unsicherheit unserer Rechnung auch nicht verhehlen. Was die Rechnung des Apollodoros überhaupt betrifft, so mag sie oft sehr unsichern Führern folgen, worüber wir selten etwas ausmachen können; für seine Angaben über den Protagoras, wenigstens über sein Lebensalter und die Dauer seines sophistischen Handwerks, ist er dem Platon gefolgt, und wir haben daher in ihm keinen neuen Gewährsmann. Außerdem legt der Vf. auf zwei Angaben großes Gewicht, daß nämlich Protagoras den Thuriern Gesetze geschrieben und daß Euripides im Trion auf seinen Tod angespielt haben soll. Beide Angaben gehören in die Classe der unzuverlässigen Sagen, von welchen wir ganze Reihen von Beispielen anzuführen haben. Wie viele Philosophen sollen Gesetze diesem oder jenem Staate geschrieben haben, aber ich glaube kaum, daß irgend eine dieser Angaben gut beglaubigt ist. Eben so unsicher sind die Ueberlieferungen über Anspielungen in den verlorenen Werken alter Dichter. Von solchen unsichern Angaben ist die Chronologie der alten Literaturgeschichte voll. Wer nicht alles Maß der Wahrscheinlichkeit in ihr verlieren will, der darf solche Dinge nur als Hilfsmittel neben andern Angaben gebrauchen, den Kern seiner Beweise muß er dagegen aus sichern Verhältnissen der Literaturgeschichte ziehen.

Die genaueren Zeitbestimmungen über den Protagoras sind besonders wichtig wegen seines Verhältnisses zum Demokritos, und ich habe es schon billigen müssen, daß der Verf. die Versuche zurückweist die Sophismen des Protagoras aus der Atomenlehre zu erklären; aber auch sonst bei der Be-

urtheilung der Sophisten für den Standpunct ihrer Zeit kommen sie in Frage. In diesem Puncte kann ich dem Urtheile des Verfs nicht beistimmen. Er sucht das Gewicht dieser Männer dadurch in das Licht zu stellen, daß er sie zu den großen Geistern zählt, qui sua ratione suoque ingenio totam quasi repraesentarint aetatem. Darin hat er die Zeitrechnung nicht genug beachtet. Diogenes von Apollonia, Archelaos, Philolaos und andere Pythagoreer, Empedokles, Zenon von Elea, Melissos, Sokrates, Demokritos waren Zeitgenossen der Sophisten, einige etwas älter, einige etwas jünger. Nicht ihre Zeit, sondern nur eine einseitige Richtung ihrer Zeit haben die Sophisten vertreten.

Der Verf. ist mit andern Schriftstellern der neuern Zeit der Meinung, Platon und Xenophon hätten diese großen Männer verleumdet. Aber über die philosophische Lehre des Protagoras wenigstens ist er außer Stande irgend einen bedeutenden Zug beizubringen, welcher nicht aus dem Platon entnommen wäre. Wenn in ihr sein Ruhm besteht, so verdankt er ihn dem Platon. Auch den Ruhm seiner Beredtsamkeit kann man sich nur aus Platonischen Nachahmungen veranschaulichen. Es sind fast allein seine grammatischen Lehren, die uns aus andern Quellen erhalten worden sind. Uebergehen wir vorläufig diese, so werden wir nicht sagen können, daß Platon das Bedeutende in der Wirksamkeit des Protagoras in den Schatten gestellt habe. Nur das könnte in Frage gestellt werden, ob Platon seine Philosophie richtig beurtheilt habe, indem er sie als eine entschiedene, ja verderbliche Einseitigkeit schilderte. Es scheint nicht, daß der Verf. durch seine Auseinandersetzung der Protagorischen Lehre dies darzuthun vermocht hätte. Wir wollen uns nicht daran stoßen, daß er dem

Protagoras viele von den Folgerungen beilegt, welche wohl nur Platon im Theätetos aus seinen Grundsätzen gezogen haben möchte, so ergibt sich doch aus allen diesen Sätzen nur eine Probe des Scharfsinns, der mit der Wahrheit spielt, weil er sie zu finden verzweifelt. S. 110 f., wo der Verf. die philosophischen Sätze des Protagoras zusammenrechnet, gesteht er zu, daß Protagoras alle Wahrheit der Dinge, alles Objective, geleugnet habe, nur, meint er, sei dessen Absicht dabei gewesen zu zeigen, daß man eine andere Wahrheit, als die gewöhnlich so genannte, zu suchen hätte; sie aber zu erforschen, das habe er Andern überlassen. Das ist seine Meinung; bewiesen hat er es nicht. Darauf legt er indessen auch nicht einmahl großes Gewicht; das Verdienst des Protagoras soll eine positive Bedeutung haben; es bestehe in seiner subjectiven Richtung, in welcher er den Menschen als das Maß aller Dinge erkenne, d. h. seinen Geist, den seiner selbst bewußten Geist. Nur schade, der seiner selbst bewußte Geist ist anfangs seiner selbst nicht mächtig; er kann sich selbst nicht mäßigen. *Mens vero simulac sui compos facta est, insolentia quadam quasi gestiens justos fines excessit.* Daher erkennt er sich nicht als allgemeinen Geist, sondern macht den individuellen Menschen zum Maße aller Dinge, ja nicht einmahl diesen, sondern die sinnliche Affectio des Augenblicks, die augenblickliche Bewegung, in welcher er so eben sich findet. Der Verf. verkennet nicht, daß damit die Allgemeinheit der Wahrheit schlechthin geleugnet, daß dadurch der unbeschränkte Sensualismus geltend gemacht wird; er nennt dies selbst eine Verirrung, welche auf einem verkehrten Princip beruhe. Es soll dies nur dadurch entschuldigt werden, daß fast alle Philosophen vor dem Sokrates

dem Sensualismus gehuldigt hätten. Doch nein, es fällt dem Verf. bei, daß dem nicht so gewesen; einige, (lieber möchten wir sagen, alle) hätten anders gedacht, aber sie hätten die entgegengesetzte Meinung nicht verdrängen können. Wir möchten fragen, welche philosophische Lehre das vermocht hätte. Der Verf. aber sieht nun das Verdienst der Sophisten darin, daß sie gezeigt hätten, wie auf dem bisherigen Wege die Wahrheit nicht gefunden werden könnte, indem sie auf der einen Seite, wie Protagoras, die Folgerungen der Herakleitischen, auf der andern Seite, wie Gorgias, die Folgerungen der Eleatischen Lehre zogen. Wir beschränken uns auf den Protagoras, finden aber, daß der Verf. selbst kurz vor der berührten Stelle das Verhältnis des Protagoras zu Herakleitos ganz anders und richtiger angegeben hatte. Da heißt es S. 110, die Lehre des Protagoras habe nur einen Theil, eine Seite der Herakleitischen Philosophie aufgefaßt, die Lehre von der ewigen Bewegung, die andere Seite aber, in welcher Herakleitos als Vorgänger des Sokrates anzusehen sei, die Lehre vom allgemeinen λόγος (dem übersinnlichen Grunde der Bewegung, setzen wir hinzu), habe sie übergangen. Also Protagoras zog nicht die Folgerungen der Herakleitischen Lehre, welche deutlich vor Augen lagen, sondern faßte sie nur einseitig auf. Aus der Lehre: Alles ist in Bewegung, fließt nicht die Folgerung: es ist nichts außer der Bewegung. Noch weniger fließt aus der Lehre, daß eine ewige Vernunft das Maß aller Dinge ist, die Folgerung, daß die sinnliche Affectio des Augenblicks das Maß aller Dinge. Beiläufig wollen wir erwähnen, daß der Verf. die Lehre des Protagoras mit Recht an den Herakleitos anschließend noch manche Einzelheiten derselben aus die-

sem hätte ableiten können. Auch den Begriff des Maßes hat er wohl von ihm entnommen, und die Lehre, daß Alles aus dem Zusammentreffen entgegengesetzter Bewegungen des Wahrnehmenden und des Wahrgenommenen hervorgehe, ist offenbar aus der Lehre des Herakleitos von dem Streite entgegengesetzter Bewegungen entsprungen.

Allein wir wollen nicht sagen, daß der Verf. ganz Unrecht hätte, wenn er meint, die sophistischen Lehren wären aus den frühern philosophischen Lehren hervorgegangen, nur sind sie nicht im Vertrauen auf sie und in der Folgerung aus ihnen, wie der Verf. meint, sondern in der Verzweiflung an ihnen entsprungen. Die frühern Philosophen hatten sämmtlich dem Nachdenken ihrer Vernunft vertraut, nach verschiedenen Richtungen forschend; als nun die Ergebnisse dieser verschiedenen Richtungen bei der größeren Gemeinschaft des Forschens in Griechenland, in dem Augenblicke als Athen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bildung geworden war, zusammenkamen, als man sah, wie verschieden sie waren, da verzweifelten Viele an der Vernunft, an der philosophischen Speculation und warfen sich in den Zweifel, wollten nur der sinnlichen Evidenz trauen oder mit den Wahrscheinlichkeiten der gemeinen Vorstellungsweise stimmen. Dies ist die Stimmung des Zeitalters, welches die Sophistik hervor- und zu Ehren brachte, während es in tiefem Geistern ein ernsteres Nachdenken über die Probleme der Wissenschaft zur Reife brachte. Weit gefehlt, daß die Sophisten von den Speculationen des Herakleitos und der Eleaten verführt worden wären, gebrauchten sie dieselben vielmehr nur eklektisch um ihren Zweifel und ihre Feindschaft gegen die Speculation zu rechtfertigen. So Protagoras, indem er die ewige

Bewegung des Herakleitos annahm, dagegen den ewigen Grund der Bewegung, das ewig lebendige Feuer oder die gemeinsame Vernunft aller Dinge, davon abschnitt und an deren Stelle den Menschen, d. h. wie Aristoteles einmahl sagt, das Thier, die Willkür der augenblicklich Meinenden setzte. Eben so Gorgias, wenn er erst mit den Eleaten zeigte, daß Alles Eins sein müßte, alsdann aber ihnen die gemeine Vorstellungsweise entgegenstellte, daß Alles eine Größe habe, mithin theilbar und nicht Eins sei. Man kann in solchen Lehren den natürlichen Widerstand des gesunden Menschenverstandes gegen einseitige Speculation erblicken, aber Tiefe des wissenschaftlichen Denkens oder der Gesinnung ihnen beizulegen, das heißt sich selbst teuschen.

Wie partiisch der Verf. den Protagoras beurtheilt, geht besonders aus seinen Betrachtungen S. 113 über den bekannten Zweifel desselben an dem Sein der Götter hervor. Dieser Zweifel soll nur der Ausdruck eines Geistes sein, welcher die falschen Götter verwarf und den wahren Gott suchte. Hat der Verf. vergessen, daß Protagoras den *κοινὸς λόγος* verwarf und nur die sinnliche Bewegung des Menschen anerkannte?

Eben so partiisch zeigt er sich in der Beurtheilung der sittlichen Grundsätze des Protagoras. Wir haben schon erwähnt, daß der Verf. manche Sätze im Theätet des Platon seinem Sophisten mit zu großer Sicherheit anzueignen scheint. Aber noch mehr findet dies in dem Gebrauche Statt, welchen er vom Protagoras desselben Schriftstellers macht.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

157. 158. Stück.

Den 2. October 1845.

B o n n.

Schluß der Anzeige: 'Quaestiones Protagoreae. Scripsit Joannes Frei, Turicensis.'

Die Consequenz des Protagoras gibt er S. 113 darüber ganz auf. Die Lehre vom *ἀδιόρορον* soll er daher erfunden haben (S. 114), doch kann dabei der Verf. selbst seinen Zweifel nicht unterdrücken. Aber ferner werden ihm aus derselben Quelle die Lehren über Scham und Gerechtigkeit, freilich mit Brandis, und sogar die Eintheilung der Tugend in *σωφροσύνη, δικαιοσύνη, ὁσιότης, ἀνδρία, σοφία* beigelegt, nur um die Ehrbarkeit und Untadelhaftigkeit seiner sittlichen Grundsätze loben zu können. Der Protagoras des Platon scheint mir nun nicht dazu angethan, um solche Folgerungen daraus ziehen zu können; aber gesetzt, Platon hätte alle die dort angegebenen Aeußerungen aus den Schriften des Protagoras selbst entnommen, würde daraus folgen, daß dies die Grundsätze des Protagoras gewesen wären? Mußte er alles glauben, was er in seinen rednerischen Ae-

bungen vorbrachte? Einen Mann, der die Kunst lehrte Unrecht zum Recht zu machen, der bewies, man könne keine Grundsätze haben, dem müßte man doch wirklich Gewalt anthun, wenn man ihm sittliche Grundsätze aufdrängen wollte. Die Kunst zu loben versteht der Verf. doch noch nicht recht; denn unstreitig ist es ein schlechtes Lob für einen solchen einflußreichen Philosophen, wie Protagoras sein soll, wenn seine Sitten auf Kosten seiner Consequenz gelobt werden.

Es ist ja gewis sehr schwer über die sittliche Gesinnung eines Menschen ein Urtheil zu fällen, besonders wenn uns so wenig über ihn bekannt ist, wie über den Protagoras; aber wenn uns menschliche Dinge ihrer wahren Bedeutung nach Antheil erregen, so können wir uns doch nicht enthalten, auch ihre Beweggründe zu untersuchen. Und nun werden wir nicht zweifeln können, daß es wenigstens einen sittlichen Leichtsinn verräth, wenn jemand so sich äußert, wie es Protagoras that, alle allgemein giltige Wahrheit verwerfend, den Menschen dreist nur an seine augenblickliche sinnliche Empfindung verweisend. War das zu seiner Zeit nothwendig? Viele seiner Zeitgenossen haben es nicht gethan. Wenn er besser als sie das Schwankende der damaligen Wissenschaft einsah, so war er darum noch nicht genöthigt nicht allein die damalige Wissenschaft, sondern die Wissenschaft überhaupt zu verleugnen. Wer dergleichen thut, der macht sich des Vorwises schuldig, und man wird auch in andern Dingen ihn des Vorwises für schuldig halten dürfen.

Seine grammatischen Lehren und ihre Anwendung auf die Erklärung der Dichter stimmen hiermit vollkommen überein. Wir wollen übrigens sein Verdienst um die erstern nicht leugnen. Er

unterschied zuerst die genera der Hauptworte und fand für sie gewisse beschränkte Regeln, auch machte er eine gewisse Eintheilung der Sätze, welche den modis der Zeitwörter zwar nicht genau entspricht, wie aber der Verf. S. 136 zeigt, schon von ihm zu deren Unterscheidung gebraucht wurde; endlich sind wir auch geneigt der glücklichen Interpretation K. Fr. Hermann's beizustimmen, nach welcher Protagoras auch einen Anfang in der Unterscheidung der tempora des Zeitworts gemacht haben würde, worüber der Verf. S. 133 noch Genaueres zu gewinnen sucht. Aber über die Anwendung, welche Protagoras von diesen grammatischen Unterscheidungen machte, können wir mit dem Verf. nicht übereinstimmen. Die Uebersetzungen sagen deutlich, daß er sie dazu gebrauchte, die alten Dichter, namentlich den Homer zu tadeln. Dieser hätte nicht *μῆνις* und *πήληξ* als foeminina, sondern als masculina gebrauchen sollen; das wären Solöcismen. Er hätte auch nicht *μῆνιν ἄειδε θεά* sagen, sondern statt des Imperativ's den Optativ gebrauchen sollen. Ueber beide freilich seltsam klingende Punkte geht der Verf. leicht hinweg. Sie passen aber ganz vortrefflich zu der Manier, in welcher auch Platon dem Protagoras einen voreiligen Tadel gegen das Gedicht des Simonides in den Mund legt. Weniger scheint es ihm darauf angekommen zu sein die Dichter zu erklären, als durch seinen Tadel zu zeigen, daß er klüger sei, als sie. Auch unser Zeitalter hat ja wohl Kritiker dieser Art gekannt und Grammatiker, welche die Sprache nicht verstehen, sondern meistern wollten, und zuweilen recht geistreiche. H. Ritter.

P a r i s.

Typographie de Firmin Didot frères. Docu-

ments historiques inédits tirés des collections manuscrites de la bibliothèque royale et des archives ou bibliothèques des départements publiés par Champollion Figeac. T. I. 1841. XXIX und 742. — T. II. 1843. 710 Seiten in Quart.

(Collection de documents inédits sur l'histoire de France. Mélanges historiques).

Schon im Jahre 1833 ging von Guizot, in dessen Händen sich damals die Leitung des öffentlichen Unterrichts in Frankreich befand, der Vorschlag aus, von allen auf die französische Geschichte bezüglichen ungedruckten Quellen ein möglichst genaues Verzeichniß entwerfen zu lassen. Der König genehmigte den Entwurf. Das comité des travaux historiques trat im Jahre darauf ins Leben, begann 1835 seine Thätigkeit mit einer Durchsicht der auf der bibliothèque royale befindlichen Documente — sie belausen sich, einer allgemeinen Schätzung zufolge, auf etwa eine Million — und im ganzen Königreiche hatte sich das Unternehmen der lebhaftesten Theilnahme zu erfreuen. 40,000 Documente wurden innerhalb der ersten drei Monate des genannten Jahres durchgesehen, wie der in der Vorrede des vorliegenden Werkes enthaltene Bericht des Herausgebers erörtert. Während der Dauer eines Jahres wurden gegen 100,000 Urkunden chronologisch geordnet und verzeichnet und zugleich eine lebhafte Correspondenz mit den Vorstehern der Archive in den Departements geführt. Das von Guizot begonnene Unternehmen wurde von Villemain, dann von Cousin mit gleichem Eifer fortgesetzt, und gegen Ende des Jahres 1840 war die Zahl der solcher-gestalt durchgesehenen Actenstücke auf nicht weniger als 202,350 gestiegen. Nun erhielt der Heraus-

geber die Anweisung, mit der Veröffentlichung der aufgefundenen Schätze zu beginnen und zwar in der Art, daß jeder ausgegebene Band in zwei Abtheilungen ein Mal die Berichte, Notizen und aufgenommenen Inventarien der mit der Untersuchung der Provinzialarchive beauftragten Gelehrten, sodann den wortgetreuen Abdruck einiger der wichtigsten Handschriften der bibliothèque royale und der Archive in den Departements enthalten solle.

Demzufolge begegnen wir in dem ersten Bande den bis zum Schlusse des Jahres 1839 aus den Departements eingelaufenen Berichten und Verzeichnissen. Daß die Departements in alphabetischer Ordnung auf einander folgen, erleichtert die Uebersicht. Bedarf es bei dieser Gelegenheit einer abermahligten Hinweisung auf den Nutzen der école des chartes *), so genüge die Bemerkung, daß in ihr die meisten Männer, welche mit dem Besuche der Provinzen zu dem genannten Zwecke beauftragt waren, die erforderlichen Kenntnisse erworben hatten. Aus den hier gegebenen Verzeichnissen sei Ref. verstattet, Einzelnes hervor zu heben.

Im Kloster Paraclet bei Nogent sur Seine fand man, wider Vermuthen, nichts von Bedeutung, als ein Verzeichnis der mit der Geliebten Abbeilards beginnenden Aebtissinnen, welches bis zu den Tagen der Revolution fortläuft und zur Berichtigung und Ergänzung des in der Gallia christiana bereits abgedruckten dient. Dagegen scheinen nachfolgende Handschriften nach ihrer hier in der Kürze gegebenen Bezeichnung eine wichtige Ausbeute zu verheißen. Das in dem Archive der Präfectur zu Marseille aufbewahrte livre d'or, welches in drei starken Bänden eine Menge von Originalurkunden in Bezug auf das Erzbisthum Arles enthält und

*) Man vgl. Jahrgang 1841 Stück 57 dieser Blätter.

ein ebendasselbst befindliches, bis auf 1141 zurückgehendes Chartularium (s. g. livre vert) des Bischofthums Marseille. Die auf dem Archive der dortigen Mairie vorgefundenen registres des délibérations de la commune de Marseille gehen bis auf das Jahr 1293 zurück und scheinen vorzugsweise geeignet, um über Handel und Verkehr der Stadt mit der gegenüberliegenden afrikanischen Küste interessante Aufschlüsse zu bieten. Dasselbe gilt, hinsichtlich der Albigenserkriege und des Verfahrens der geistlichen Glaubensgerichte im südlichen Frankreich, von den in der Stadtbibliothek zu Toulouse aufbewahrten Protocollen der Inquisitoren aus den Jahren 1245 bis 1253. Eine zu Béziers befindliche, im provençalischen Dialecte abgefaßte Geschichte dieser Stadt, unter dem Titel *Lo libre de memorias*, von dem im Anfange des vierzehnten Jahrhunderts zu Béziers geborenen Jacme (Jacques) Mascaro, die sich bis zum Jahre 1390 erstreckt, muß in sprachlicher und geschichtlicher Hinsicht gleichen Werth besitzen. Ein zu Grenoble entdecktes Chartularium des dortigen Bischofs St. Hugues gehört dem eilften Jahrhundert an und ist um so wichtiger, als die Geschichte der Dauphiné unter allen französischen Provinzen am wenigsten bearbeitet ist. In Nantes finden sich aus der Zeit vom 13. bis zum 16. Jahrhundert etwa 4000 Urkunden der Herzöge von Bretagne, von denen, trotz ihrer Wichtigkeit für die französische und englische Geschichte, in den bekannten Specialwerken von Morice und Robineau kaum der zehnte Theil benützt ist. Die hier namhaft gemachten Handschriften zu Avranches finden sich schon in dem früher in diesen Blättern *) besprochenen Werke von Ravaisson verzeichnet. Ein in

*) Jahrgang 1844. Stück 13.

Chalons sur Marne befindliches Chartularium der Abtei Saint-Nemi de Reims aus dem 14. Jahrhundert und ein ebendasselbst gefundener Codex aus dem 13. Jahrhundert mit dem Titel *libertates ecclesiae Remensis* waren bisher noch nicht bekannt. Dasselbe muß hinsichtlich einer Menge von Urkundensammlungen von Abteien des Hochstifts Rheims hervorgehoben werden. In Perpignan fand sich ein großer Reichthum an noch nicht veröffentlichten Urkunden aragonesischer Könige; in Epinal, hinter einer aus dem neunten Jahrhundert stammenden Handschrift der Sermonen des heiligen Augustinus, ein angelsächsisches Glossar der heiligen Schrift.

Auf diese Mittheilungen folgt, der oben namhaft gemachten Anweisung gemäß, der vollständige Abdruck einzelner Documente, von denen jedoch einige (z. B. das Capitular Karls des Großen, bei Perz, *mon. Germ. historica*) schon früher dem Publicum zugekommen sind. Einen bedeutenden Raum nehmen die *Pacta nauorum* aus den Jahren 1246, 1268 und 1270 ein. Es sind die Unterhandlungen Ludwigs des Heiligen mit den Republiken Venedig und Genua in Bezug auf die Ueberlassung von Galeeren bei Gelegenheit der Kreuzfahrten des Königs. Der Abdruck, welchen Leibnitz im ersten Theile seines *codex diplomaticus* von ihnen gab und der wiederum dem bei Dumont befindlichen Abdrucke zum Grunde liegt, ist so fehlerhaft, daß die vorliegende Veröffentlichung, mit erläuternden Noten über Schiffsausdrücke versehen, nur erwünscht sein kann. Doch sei hierbei nachfolgende Bemerkung gestattet. S. 605 wird in einer auf den obigen Gegenstand bezüglichen Unterhandlung vom Jahre 1246 *frater Rainaldus de Vicherio, preceptor milicie Templi*

in Francia namhaft gemacht, wobei die Note den Ausdruck 'preceptor' also erläutert: 'praecentor, premier chantre. Voir du Cange voce Praecentor.' Abgesehen davon, daß das Amt eines Präcentor in der Genossenschaft des Tempels, so viel Ref. weiß, überall nie vorkommt, begreift man kaum, wie die Benennung preceptor überraschen konnte; sie gehörte jedem Vorsteher eines Tempelhofes, wie, im Gegensatz zu ihm, der Vorsteher einer Ordensprovinz bekanntlich magnus preceptor oder prior hieß; sie wird überdies den meisten Templern beigelegt, die eines bestimmten Amtes in einer Comthurei zu warten haben. Der hier namhaft gemachte Präceptor aber ist kein anderer, als jener Renaud de Wichier aus der Champagne, der mit dem heiligen Ludwig der Kreuzfahrt nach Aegypten beiwohnte und nach dem Tode Wilhelms von Sonnac 1250 auf die Fürsprache des Königs zum Großmeister erkoren wurde. — In derselben Urkunde hat der Herausgeber hinter 'Johannem de Parisius' ein sic eingeschaltet, was um so auffallender ist, als in unzähligen Urkunden aus jener Zeit Parisius immer auf dieselbe Weise ohne Flexion gesetzt wird.

Die Anlage des zweiten Bandes ist ganz der des ersten entsprechend. In Chartres, einer Stadt, die sich seit der ältesten Zeit durch ihren Mariendienst auszeichnete, fand man einen prächtigen Pergamentcodex mit gespalteneu Columnen und farbigen Initialen, der ein Marienlied von etwa 8400 Versen enthält. Dieses, Les miracles de Nostre-Dame de Chartres genannt, ist eine in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts von Jehan Lemarchant verfaßte französische Uebersetzung einer ursprünglich lateinischen und dem Anfange des 11. Jahrhunderts angehörenden Dichtung, die jedoch

verloren gegangen ist. Was, abgesehen von der Sprache, diesem Gedichte einen besondern Werth verleiht, ist, daß in ihr mit dem Lobpreisen der heiligen Jungfrau zugleich die ältere Geschichte der Stadt Chartres verwebt ist. Von dem überraschenden Reichthum an historischen Schätzen, welche Lille birgt, mögen hier nur einzelne der vorzüglichsten Codices namhaft gemacht werden. Ein auf die Grafschaft Flandern bezügliches, im Anfange des 14. Jahrhunderts geschriebenes Chartularium, welches 632 Urkunden zwischen 1064 und 1306 enthält; ein anderes, dessen Abfassung gegen das Ende des 13. Jahrhunderts gesetzt wird und 266 Urkunden zwischen 1190 und 1294, ein drittes, aus derselben Zeit stammendes, welches 140 Urkunden zwischen 1187 und 1287 umfaßt. Sodann ein Chartularium von Namur mit 91, von Hennegau mit 200 und ein zweites mit 299, von Mecheln mit 76, von Valenciennes mit 19, von der Grafschaft Artois mit 287 Urkunden, die fast alle nur bis zum 14. Jahrhundert reichen. Ueberdies befindet sich ebendasselbst eine reiche Sammlung von Correspondenzen. Die bekannten Lettres de Louis XII. et du cardinal d'Amboise sind nach der dortigen Handschrift abgedruckt; dergleichen die 1839 von dem Abfasser dieses Berichts über das département du Nord herausgegebene Correspondance de l'empereur Maximilien I. et de Marguerite d'Autriche, welcher schon früher in diesen Blättern (Jahrgang 1844. St. 163) Erwähnung geschehen ist. Außerdem ein Verzeichniß der Gesamteinnahme von Flandern für den Zeitraum von 1379 bis 1385, vom Hennegau für die Zeit von 1350 bis 1684, von Tournai und dessen Gebiet mit geringer Unterbrechung für die Zeit von 1521 bis 1666.

In der uralten Benedictiner=Abtei Marchiennes (Département du Nord) fand sich eine Handschrift in Folio aus dem 13. Jahrhundert, welche auf 412 Seiten Bullen von Calixt II., Eugen III. und Alexander III., Urkunden von Carl dem Kahlen und König Lothar und zahlreiche Documente von Bischöfen, Grafen von Flandern, Hennegau, Valenciennes und Bermandois enthält und mit 24 Bildnissen von Päpsten, Kaisern, Königen, Bischöfen und Grafen geziert ist.

Unter den in der zweiten Abtheilung vollständig mitgetheilten Documenten begegnet man einer Schenkungsburkunde von Kaiser Heinrich V. zu Gunsten des Klosters St. Arnulph zu Metz vom Jahre 1116, die jedoch schon früher abgedruckt ist. Die Charta Ludovici VII. regis, qua Deo et militibus Templi molendinos, quos apud Rupellam habebat, donat (von 1139) ist, wenn Referent nicht irrt, so wohl durch Lobineau in dessen *histoire de Bretagne*, als in Dupuy's bekanntem Werke über die Tempelherrn veröffentlicht. Dagegen wird hier zum ersten Male eine Reihe von Verträgen bekannt gemacht, die in den Jahren 1270, 1278, 1312 und 1339 zwischen den Königen von Majorca, welche zugleich über die Grafschaften Roussillon und Gerdaigne so wie über die Herrschaft Montpellier geboten, einerseits und andererseits zwischen den maurischen Königen von Tunis, Algier und Marocco abgeschlossen wurden. Die auf der königlichen Bibliothek zu Paris befindlichen Urkunden sind theils in arabischer Sprache, theils im catalanischen Dialecte abgefaßt; neben verschiedenen Facsimiles ist die französische Uebersetzung hinzugefügt. Den größeren Theil dieses *texte de documents* nehmen *Lettres, mémoires, instructions et autres documents relatifs à la guerre du bien*

public von 1465 ein. Schließlich wird ein Briefwechsel Ludwigs XIV. mit J. B. Colbert und des Letzteren mit dem Cardinal Mazarin — vom Jahre 1659 bis 1674 sich erstreckend — mitgetheilt. Hav.

L e i p z i g.

Druck und Verlag von Karl Tauchnitz 1843.
Die Zustände der anglicanischen Kirche mit besonderer Berücksichtigung der Verfassung und des Cultus, dargestellt von Hermann F. Uhden. 242 Seiten in Octav.

Auf eine übersichtliche und höchst ansprechende Weise erhalten wir ein Bild der jetzigen englischen Kirche durch das Buch des Hrn Predigers Uhden, worin er die Resultate der Beobachtungen niedergelegt hat, die er auf seiner mit dem Hrn Hofprediger Sydow auf Veranlassung der preussischen Regierung gemachten Reise nach England gesammelt hat. Es ist eben die Staatskirche, the established Church of England and Ireland, welche hier geschildert wird, während die schottische Kirche und die Dissenters in England und Irland nur in der Kürze und hauptsächlich nach ihrem Verhältnisse zur Staatskirche berücksichtigt werden, ohne daß jedoch einer der Hauptpunkte, namentlich in Beziehung auf Tagesfragen, unbesprochen bliebe. Das Buch ist in acht Kapitel eingetheilt; es wird zuerst eine Charakteristik der anglicanischen Kirche gegeben, dann von dem Clerus und der Kirchenverfassung gehandelt, dann von den Parteien innerhalb der Kirche, dann von dem Common prayer-book, wobei die Einrichtung des Gottesdienstes beschrieben wird; hierauf werden Predigt und Seelsorge besprochen, ferner die äußern Mittel und der Neubau der Kirchen, das religiöse Leben und die Sitte, und zuletzt die

Stellung der Kirche zu den Dissenters, worauf noch einige Anhänge folgen, unter denen besonders der puseyitische Katechismus hervorzuhellen ist.

Klarheit und Genauigkeit zeichnet die Beschreibung factischer Zustände aus, und überall sind zu den statistischen Angaben die authentischen Quellen benützt; etwas weniger haben uns die Stellen angesprochen, wo der Vf. jene Zustände auf allgemeine Principien zurückzuführen sucht, indem dabei die leitenden Gedanken nicht immer einfach und bestimmt genug hervorzutreten scheinen. Es wird, indem die anglicanische Kirche durch das 'vorherrschende Bewußtsein ihrer Continuität als einer christlichen Kirche' charakterisiert wird, ihr als das gemeinschaftliche Merkmal des protestantischen Dissents die Ausbildung des voluntary principle gegenübergestellt, wornach eine unbedingte Freiwilligkeit in Beziehung auf die Verbindung des Einzelnen mit der Kirche gefordert werde. Hierbei hätten wir gern noch etwas genauer, als es geschehen ist, angegeben gesehen, wann und wo zuerst dieses voluntary principle in öffentlichen oder Privatschriften dieser kirchlichen Parteien bestimmt ausgesprochen ist, während der Gegensatz gegen die Staatskirche an einzelnen Punkten der Verfassung seine historische Veranlassung nahm. Etwas unbequem ist ferner, daß von den Verhältnissen der Dissenters an zwei Stellen, im 1sten und 8ten Kapitel, gesprochen werden mußte.

Als eine Hauptursache der Eigenthümlichkeit kirchlicher Zustände in England überhaupt wird mit Recht das ganz hervorragende Organisationstalent der Engländer bezeichnet, nur möchte es zweifelhaft erscheinen, ob die Ausbildung dieses Talents als eine Frucht der englischen Colonisation anzusehen sei (S. 34), oder nicht vielmehr diese letztere umgekehrt als eine Frucht des erstern, das dann in einheimischen geo-

graphischen und historischen Verhältnissen seine Ursache hätte. Dieses Organisationstalent der Engländer zeigt sich besonders auch bei gemeinsamer Berathung und gemeinschaftlicher Thätigkeit, in welcher Beziehung unsere freien Vereine gewiß sehr viel von jenen lernen können, welche namentlich, wie Udden sagt, dabei leicht Alles ausscheiden, was, wenn auch dem vorliegenden Zwecke verwandt, die Ausführung aufhalten würde. Unter Anderm gibt auch bei der völligen Oeffentlichkeit die Freiheit von persönlicher Empfindlichkeit von Seiten der Führer den Unternehmungen ihren Halt und die Energie des Fortschritts. So kommt es überall rascher und kräftiger zum Handeln, wobei allerdings eintreten mag, was ein englischer Schriftsteller behauptet: 'Anderwärts bilden die Vertheidiger eines Systems vielleicht nur eine Schule. In England müssen sie, weil wir durch die Constitution Politiker und nicht Systematiker sind, eine Partei bilden.'

Eine Relation über die auch anderweit bekannten kirchlichen Einrichtungen in England ist nicht dieses Orts; doch möchte es nicht unpassend sein, aus dem 6. Kapitel über die äußeren Mittel und den Neubau der Kirchen einzelne Punkte hervorzuheben. Manche anerkannte Bedürfnisse der Kirche finden bei uns bloß deshalb keine Befriedigung, weil es an den äußeren Mitteln fehlt, und es wird zweifelhaft gelassen, ob und wie weit der Staat sich zur Beihilfe veranlaßt fühlen soll. Die englische Kirche gilt für reich, obgleich dieser Reichthum mehr nur in der ungleichen Vertheilung der Mittel zu Tage kommt. Eine reiche Kirche aber scheint vor allen sich in Befriedigung äußerer Bedürfnisse selbst helfen zu können. Da ist es interessant, zu erfahren, wie dennoch der Staat immer seiner Kirche gern zu Hilfe gekommen ist, ja selbst den Dissenters zuweilen, welche freilich zum

Theil principiell alle Unterstützung vom Staate zurückweisen. Uhden zählt Folgendes auf (S. 131 ff.): Zuerst die so genannte Queen Anne's bounty, wornach seit der Zeit der Königin Anna diejenigen Einkünfte, welche früher der Papst, hernach die Krone vom englischen Kirchengut selbst zog, zur allmählichen Verbesserung der Einkünfte geringer Pfarreien verwandt werden. Ferner bewilligte im Jahr 1711 das Parlament den Bau von 50 neuen Kirchen für London und dessen Umgebungen. Seit 1809 wurden jährlich 100,000 Lst. zur Verbesserung schlechter Pfarrstellen 11 Jahr hindurch bewilligt. 1818 wurde eine Million zum Bau von Kirchen und Kapellen in volkreichen Districten ausgesetzt, wozu 1824 noch 500,000 Lst. hinzugefügt wurden. Seitdem freilich sind durch die Zunahme des Einflusses der Dissenters im Parlament dergleichen Bewilligungen zu Gunsten der Staatskirche schwieriger geworden. — So groß aber auch diese vom Staate gegebenen Summen sind, so werden sie doch durch das, was von Privatvereinen zu Gründung und Dotierung neuer Kirchen (church extension) geschieht, bei weitem überwogen, namentlich zeigen sich die Bischöfe thätig und freigebig, und es ist deutlich, wie die Reichthümer der Bischümer, sofern sie nur in Händen kirchlicher Männer sind, doch vorzugsweise eben zu Gunsten der Kirche verwandt werden. Der jetzige Bischof von London hatte bei seinem Amtsantritt ausgesprochen, daß London zunächst 50 neue Kirchen bedürfe, und im Jahre 1842 waren schon 42 davon consecriert. Allein für das Kirchspiel Bethnal Green in London beschloß eine Gesellschaft im Jahr 1839 die Gründung von 10 Kirchen, und in 3 Jahren waren 63,000 Lst. dazu unterschrieben. Eben so ward

in Manchester der Bau von 10 neuen Kirchen für 40,000 £st. beschlossen, und sogleich die Summe durch Subscription beigebracht. Mit solchen Leistungen können sich, selbst wenn man den Unterschied des Geldwerths in England überhaupt in Anschlag bringt, auch unsere gerühmtesten Vereine doch nicht messen. — Die Art und Weise, neue Kirchen zu gründen, ist verschieden; entweder bleiben die alten Parochialverhältnisse unberührt, und die neuen Kirchen werden bloß chapels of ease, die sich nur durch das Stiftungsvermögen und die Miete von Kirchstühlen erhalten, wobei man jedoch gemeiniglich die Hälfte der Plätze für die Armen frei läßt. Wo möglich aber sucht man die Pfarreien zu theilen, was dadurch erleichtert wird, daß den Gemeinden kein Veto-Recht zusteht, und daß der Widerspruch des zeitigen Incumbent und des Patrons gesetzlich beschränkt ist.

Sehen wir auf den Eindruck, den die Betrachtung der englischen Staatskirche nach der Uhdenschen Darstellung im Allgemeinen auf uns macht, so ist er durchaus ein günstiger zu nennen. Es wird dabei allerdings auch die Krisis, in welche diese Kirche gegenwärtig durch den Puseyismus gerathen ist, nicht übergangen. Dennoch scheint nicht, als ob die englische Kirche schon ihrer Auflösung einerseits nach dem Dissent, andererseits nach dem Katholicismus hin, entgegen ginge. Vielmehr mag die puseyitische Bewegung mehr ein Gährungsproceß sein, der das der englischen Kirche noch bewohnende falsch Katholische ausscheidet; denn der Puseyismus ist keineswegs eine Consequenz aus dem englischen Kirchenthum, sondern bildet gegen die Idee einer Staatskirche oder einer Landeskirche einen entschiedenen Gegensatz, und die hochkirchliche Partei unter-

scheidet sich von den Puseyiten fortwährend sowohl durch ihren Protest gegen den Romanismus als auch durch ihre Liebe für die gereinigte Lehre. So erklärt Uhden (S. 81) die Hinneigung oder Verwandtschaft des Puseyismus zum Romanismus für eine innerliche und wesentliche. 'Was immer noch in der englischen Kirche geblieben war an Verlaß auf irgend etwas Aeußerliches und Creatürliches, hat sich im Puseyismus zusammengefunden.'

Welche aber auch die Vorzüge der englischen Kirche sein mögen, so tritt doch auch das klar hervor, daß ihre Eigenthümlichkeiten so eng mit den politischen und nationalen Verhältnissen Englands zusammenhängen, daß an ein Uebertragen ihrer Institute auf andere, ganz verschiedene Nationalitäten, durchaus nicht zu denken ist, z. B. hängt es doch wesentlich von der politischen Verfassung eines Landes ab, welche Bedeutung die Idee des königlichen Supremats über die Kirche erhält. Ueberhaupt ist der Einfluß nationaler Unterschiede auf kirchliche Gestaltung, wo es die Disciplin, nicht die Lehre gilt, durchaus sorgfältig im Auge zu halten. Daß aber zuletzt das Heil des Ganzen doch wesentlich nicht von äußern Formen, sondern von der geistigen Tüchtigkeit der einzelnen Glieder ausgehen muß, lehrt die Geschichte der englischen Kirche deutlich, die mehr, als andere protestantische Kirchen, ihre ursprünglichen Einrichtungen festgehalten und doch dieselbe Schwankung des Verfalls und des Wiedererwachens des christlichen Lebens durchgemacht hat.

G. Wolde.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

159. Stück.

Den 4. October 1845.

K a r l s r u h e.

Druck und Verlag von Christian Theodor Groos.
Physiologie des Athmens, mit besonderer Rücksicht
auf die Ausscheidung der Kohlensäure. Nach ei-
genen Beobachtungen und Versuchen von Karl
Bierordt, Med. Dr. Mit einer Steindrucktafel.
XVI und 262 Seiten in Octav.

Der Beitrag zur Kenntniß der Gesetze der re-
spiratorischen Functionen, welchen wir in dieser Ar-
beit erhalten, ist ein sehr bedeutender und schätzens-
werther. Der Verf. hat sich eine genaue Ermitte-
lung der quantitativen Verhältnisse, in welchen
mehrere dieser Functionen zu einander stehen, zur
Aufgabe gemacht und darauf eine Theorie der Re-
spiration zu gründen sich bemüht. Wir haben hier
nicht ein Prunkstück mit mathematisch genauer Durch-
führung von Rechnungen, deren erste Elemente auf
willkürlichen Schätzungen beruhen, ein Mißbrau-
chen mathematischer Formen, wie es auf überra-
schende Weise neuerlich hier und da zu Tage ge-
kommen ist und nur dazu dienen kann, Mißtrauen

gegen die Anwendbarkeit solcher Formen auf die Physiologie zu erregen, sondern es zeigt sich fast durchaus Vorsicht und Tact in dieser Beziehung, so daß man die Schrift nicht lesen wird, ohne die Ueberzeugung zu erhalten, daß hier ein Fortschritt gethan sei. Ueber die Autorrechte des Verf. in Beziehung auf seine Theorie des Athmens verweisen wir auf S. VII der Vorrede: Die Respirationstheorie ist zum Theil in den Ansichten sehr vieler heutiger Physiologen schon enthalten! — Freilich ist das der allgemeine Gang der Entwicklung unserer Wissenschaft, in der kein wichtiger und Vielen zugänglicher Gegenstand ist, der nicht auch zahlreiche Bearbeiter hätte.

Ein Hauptgegenstand bei den Experimenten des Vfs war es, eine passende Methode zur Ansammlung der ausgehauchten Luft anzuwenden. Die Schwierigkeit, welche durch jede zu künstliche Vorrichtung entsteht, daß sich nicht häufig genug die Versuche wiederholen lassen, daß Assistenz dabei nöthig wird, dann die modificierenden Einflüsse, welche die Aufmerksamkeit selbst auf die Tiefe und Frequenz der Athmungen haben, mußten vermieden werden. Das Letztere erfordert Übung, das Erstere hat der Verf. so weit erreicht, daß er zu vielen Zeiten des Tages und im Ganzen mehrere hundert Mal seine in bestimmter Zeit respirierte Luft hat sammeln und dann untersuchen können. Beim Expirieren hat der Verf. ganz einfach ein Rohr mit den Lippen umschlossen und die Luft dadurch in sein Reservoir gehen lassen, ohne die Nase zu verschließen. Der Verf. behauptet, daß außer bei sehr heftigen Athembewegungen die Luft stets nur entweder durch die Nase oder den Mund gehe, beweist indessen eigentlich nur, daß bei intendiertem Athmen durch die Nase keine Luft durch

den Mund gehe. Darf man das so ohne Weiteres umkehren? Zumahl da das Athmen durch die Nase wohl eigentlich das Normalere ist! Ich sah zu meiner unangenehmen Ueberraschung (weil ich dadurch die Zuverlässigkeit von des Verfs Versuchen gefährdet glaubte) gleich beim ersten Versuche, daß wirklich die Voraussetzung nicht unbedingt richtig ist. Ich hielt eine Dunfeder dicht an ein Nasenloch und ein Blatt Papier so unterhalb der Nase mit einem Rande an die Oberlippe, daß die in den Mund und aus demselben strömende Luft jenes Federchen nicht afficieren konnte. Dennoch sah ich im Spiegel, daß das Federchen sich gleichzeitig mit In- und Expiration gegen die Nasenlöcher hin und von denselben ab bewegte. Dennoch können die Versuche des Verfs genau sein, denn als ich, statt jenes Blatt Papier zu nehmen, eine Glasröhre von etwa 2" im Lumen mit den Lippen umschloß und durch dieses athmete, bewegte sich das Federchen nicht mehr. Dies ist ohne Zweifel die Folge einer Anstrengung im weichen Gaumen, welche ich jedesmahl fühle, wenn ich durch den Mund athme und dabei die Lippen in solche Haltung bringe, als wollte ich eine Röhre damit umfassen. — Das Reservoir oder der Expirator (von 9200 Cub. Centim.) wird in $1\frac{1}{4}$ bis $1\frac{1}{2}$ durch 15 bis 22 Ausathmungen gefüllt, wenn der Vf. ganz ruhig athmet. Kap. II. Die Luft wurde über gesättigter Kochsalzlösung aufgefangen. Die ausgehauchte Kohlensäure wurde nach dem Volumen bestimmt, ähnlich der Prout'schen Methode (Schweigg. Journ. Bd. 15): Einfüllung des Gasgemenges in ein graduiertes Gefäß; Absorption der Kohlensäure; genaue Beobachtung der Lufttemperatur. Kap. III. Eine Bestimmung der ausgehauchten Wassermenge hat der Vf. noch vor. Der-

selbe zweifelt an der Richtigkeit von Valentin's Voraussetzung, daß sich die Luft in den Lungen mit Wasser sättige.

II. Abschn. Kap. I. Nach einigen Vorbemerkungen folgen Kap. II. die Beobachtungen selbst. Es sind 578 Bestimmungen der in bestimmter Zeit ausgehauchten Kohlensäure. Bei Versuch 1—227 ist nur das Verhältniß der Kohlensäure in dem Gasgemenge, bei den folgenden auch die absolute Quantität derselben bestimmt worden. Die Beobachtungen sind zu allen Zeiten des Tages und auch in der Nacht, mit Unterbrechung des Schlafes zu verschiedenen Zeiten angestellt worden. Es sind dabei außer der Stunde auch die Ungewöhnlichkeiten des Befindens und der Diät, die Pulsschläge und Athmungen in einer Minute, Thermometer und Barometerstand und sonstige meteorologische Elemente angegeben, von Versuch 228 an auch das Volum jeder Expiration durchschnittlich.

III. Abschn. Beobachtungen und Experimente über die Wirkung einiger äußern Einflüsse und körperlichen Functionen und Zustände auf die Respiration. Kap. I. Tageszeit. Es sind nicht unbekannt, etwa an die Umwälzung der Erde u. s. w. geknüpft Einflüsse, sondern Verschiedenes diese Umwälzung gewöhnlich regelmäßig begleitende, wovon hier die Rede ist: die Vertheilung von Arbeit und Ruhe, Essen u. s. w., so daß die Resultate nach der Lebensweise verschieden sein möchten. Es finden regelmäßige Schwankungen Statt, sowohl im Volum der einzelnen Expirationen als Zahl der Athemzüge, Pulsfrequenz, Quantität der Kohlensäure in einer Minute und Quantität der in 1' expirierten Luft. Es sind nur für die Tagesstunden von 9^h a. m. bis 7^h p. m. die Mittelwerthe berechnet, weil die Beobachtungen für die übrigen Stunden nicht zahl-

reich genug erschienen. Sämmtliche Functionen haben etwa um 9^h a. m. ihren Mittelwerth. Außer dem Volum der Expirationen haben sämmtliche Functionen bei dem Verf. um 2^h p. m. (eine Stunde nach dem Mittagessen) ihren höchsten Werth.

— Kap. II. Lufttemperatur. Der Verf. gruppiert seine sämmtlichen Beobachtungen in solche, die bei höherer, und solche, die bei niederer Temperatur angestellt wurden, so daß die mittlere Temperatur für die erstere 19°,40 C. und für die andere 8°,47 C. ist und findet den Mittelwerth der respiratorischen Functionen für die letztere sich höher herausstellen: Zahl und Tiefe der Expirationen nimmt zu und in noch stärkerem Verhältnis als die Quantität der in einer gewissen Zeit ausgehauchten Luft wächst die der ausgehauchten Kohlensäure, nämlich um 10, 9 pct. des Mittelwerthes. Aber freilich finden sich bei diesen Beobachtungen manche Bedenklichkeiten. Besonders schwierig ist es zu beurtheilen, welchen Werth Beobachtungen haben können, die bei sehr wechselnder Temperatur angestellt wurden, was im Winter nicht zu vermeiden ist. Der Vf. verhehlt sich diese Schwierigkeiten nicht.

Kap. III. Einfluß des Luftdruckes. Bei höheren Barometerständen vermehrt sich die Aushauchung der Kohlensäure. Aber mit den höheren Barometerständen fallen im Allgemeinen die tiefern Thermometerstände zusammen. Unter andern findet sich bei einer Gruppe von Beobachtungen bei den höchsten Barometerständen (deren Mittel 340'' P.) eine mittlere Temperatur von 7° C. Da diese niedrige Temperatur in demselben Sinne wirkt, so muß eine Correction durch Subtraction ihres Einflusses vorgenommen werden, ehe man den reinen Einfluß des Luftdruckes erhält. Hier ist nun von dem Verf. ein Fehler der Methode begangen, welcher

sich auch auf seine Bestimmung des Einflusses der Temperatur erstreckt, aber hier erst erwähnt werden konnte. Nehmen wir nämlich bei Betrachtung seiner beiden Temperaturgruppen im vorigen Kapitel schon als erwiesen an, daß die Barometerstände einen Einfluß haben, so ist auch dort eine Correction nöthig, denn die Gruppe der höhern Temperatur hat einen niedrigeren mittlern Barometerstand als die andere. Da diese Correction nicht vorgenommen ist, so bleibt die Annahme für den Einfluß der Temperatur zu bedeutend. Folglich ist die Correction, welche, auf diese Annahme gegründet, auf die Beurtheilung des Barometereinflusses angewandt wird, zu stark, und es wird der Barometereinfluß vom Verf. zu gering angegeben. Da nun dennoch ein solcher Einfluß sich zeigt, so ist um so sicherer, daß er statt findet. Indessen ist der ganze Fehler nicht groß, da der Unterschied des Barometermittels für die beiden Temperaturgruppen nur 0,78'' N. ist. Indessen ist es dem Verf. aufgefallen, daß gerade für die höchsten Barometerstände die Werthe der respiratorischen Functionen nach Anwendung der Reduction verhältnißmäßig gering sind. Wie schon bemerkt, treffen mit diesen besonders tiefe Thermometerstände, folglich auch besonders starke Wirkung der zu starken Reduction zusammen, woraus sich denn das Auffallende verliert. Der Verf. selbst weist darauf hin, daß dieses Resultat durch Anwendung der Correction entstanden, ohne aber in die Richtigkeit derselben Zweifel zu setzen. [Die Schwierigkeit, einen der beiden Factoren: Temperatur und Luftdruck abgesondert von dem andern zu beobachten, ließe sich dadurch heben, daß Jemand die Werthe seiner respiratorischen Functionen in verschiedenen Meereshöhen bei gleichen Temperaturen bestimmte. Wenn

übrigens unser Verf. nach seinen Beobachtungen für eine gewisse Schwankung des Barometers eine bestimmte Schwankung der Puls- und Respirationfrequenz berechnet, so ist der Werth dieses Resultates durch einen dem Verf. unbekanntem Factor beschränkt, welchen wir kürzlich kennen gelernt haben. Es ist nämlich höchst wahrscheinlich, daß bei raschem Falle des Barometers die Frequenzen erst steigen, daß sie aber bei langem Tiefstande wieder sinken u. s. w. Dieß Resultat würde sich aus Beobachtungen unter gewöhnlichen Verhältnissen nur bei einer großen Anzahl derselben ergeben können, es ist aber unverkennbar aus den Beobachtungen, welche mir die Herren Listing und v. Waltershausen von ihrem Aufenthalte auf der Casa Inglese (in etwa 9070' Höhe am Aetna bei einem mittleren Barometerstande von 540^{mm}) mitgetheilt haben. Der Aufenthalt dauerte 6 Wochen und die anfangs bedeutend gesteigerten Puls- und Respirationfrequenzen des erstern dieser beiden Naturforscher waren schon nach etwa 3 Wochen wieder auf das Maß zurückgekehrt, welches sie am Meeresufer gehabt hatten. Bei dem zweiten zeigen 20 Beobachtungen, durch die ersten 3 Wochen hindurch angestellt, noch keine Abnahme. Später soll einige Verlangsamung eingetreten sein. Mittel der 20 Beobachtungen für den Puls 87,5 (die sämtlichen Beobachtungen dauerten 43'), für die Respiration 20,6 (Dauer der 20 Beobachtungen 1^h 9') während die Frequenzen in Catania 61,16 und 12,5 nach dem Mittel aus 5 Beobachtungen gewesen waren, welche für den Puls 16' für die Respiration 15' dauerten]. Kap. IV. Verdauung. Verf. fand, daß das Steigen der respiratorischen Functionen um 2 Uhr p. m. mit seinem Mittagessen zusammenhing. Die Steigerung mehrerer

Functionen ist bedeutender, wenn kein Wein genossen wird, namentlich die relative Menge der Kohlensäure in der expirierten Luft. Kap. V. Körperliche Bewegung. Die Zahl der Respirationen bei einem Spaziergange von 1 St. 5 M. war um 355 mehr, als sie gleichzeitig in der Ruhe gewesen sein würde (845). Aber auch kurz nach der Bewegung ließ sich durch Anwendung des Apparates noch eine Erhöhung des Werthes der respiratorischen Functionen ermitteln. Verhältnisse kurz nach dem Erwachen.

IV. Abschnitt. Hier sind die wichtigen Untersuchungen des Verfs über die Veränderungen der absoluten und relativen Menge der ausgeschiedenen Kohlensäure, wenn sich die Frequenz oder Tiefe der Respirationen ändert. Der Vf. experimentierte mit beschleunigter und verlangsamter ja für 20" bis 1' unterdrückter Athmung und mit Respirationen von ungewöhnlicher Tiefe. Ueberall ist das Resultat, daß die Kohlensäureausscheidung zunimmt, wenn in gleicher Zeit mehr Luft aus und eingeführt wird, daß aber dieselbe nicht in gleichem Verhältnisse damit zunimmt, so daß die relative Menge der Kohlensäure in der ausgehauchten Luft abnimmt. Für Wiederholung der Versuche möchten wir vorschlagen, dieselben auch so anzustellen, daß nur auf die Zeit geachtet würde, in welcher der Behälter sich füllte, ohne zu berücksichtigen, ob Tiefe oder Frequenz oder Beides bei einer schnellern oder langsamern Füllung der veränderte Factor sei. Die arithmetischen Verhältnisse, welche der Verf. gefunden hat, müßten sich da eben so wohl bewähren. — Bei wiederholter Athmung eines und desselben Luftquantums nimmt die Kohlensäure darin zu. Daß sie bei weiterer Fortsetzung eines solchen Versuches wieder abnehmen sollte, scheint auch uns unbegreif-

lich. Nach dem kurzen Abschnitt V über die bei der Respiration abgeschiedenen Wasserquantitäten und dem Abschnitt VI über die Geschichte der Respirationstheorien folgt:

VII. Abschnitt. Die Respirationstheorie. K. I. Die Respiration ist eine Excretion, aber das eindringende O. dürfte durch Drydation des Proteins auch für die Ernährung gewisser Organe wichtig sein. Beziehung zur animalischen Wärme. Kap. II. Die Kohlensäureausscheidung schwankt auch im ruhigen Zustande (Maxima und Minima des Verfs), und die Bedingungen dazu sind außer den erörterten (Quantität des in die Lungen in bestimmter Zeit eingeführten Gases) auch die Verschiedenheiten des Gasgehaltes im Blute. Kap. III. Mehrere physikalische Momente sind bei der Respiration thätig. Die Diffusion der Gase in einander wirkt innerhalb des Luftraumes der Lunge [Ref. hat sich bemüht zu zeigen, daß die Stimmrihe bei dieser gegenseitigen Durchdringung der Gase auch eine Function habe. Müllers Arch. 1845. S. 296]. Die Diffusion durch Membranen. Einwendungen gegen Valentins Anwendung derselben. Die Diffusion in Flüssigkeiten. Die Aufnahme von O. in das Blut beruht nicht bloß hierauf, sondern auch auf chronischer Bindung desselben durch das Protein. Das Blut löst nur wenig O., während es mehr Kohlensäure löst, als es gewöhnlich enthält. Einfluß des Druckes auf die Gasabsorption. Kap. IV. Gewinnung einer Formel für den Einfluß, welchen die Anschwängerung der Luft in den Lungen mit Kohlensäure, auf die Ausscheidung derselben aus dem Blute hat. Kap. V. Die Kohlensäure wird aus den Lungen durch bloße Diffusion zu langsam entfernt, daher das Bedürfnis der Athembewegungen. Beweis, daß doch auch ohne dieselben sich

Kohlensäure aus der Lunge entfernt: der Verf. unterdrückt die Athembewegungen, während er den Mund an den Expirator bringt. Es findet sich etwas Kohlensäure in demselben. Kap. VI. Ueber den Einfluß des Kohlensäuregehaltes des Blutes und der Schnelligkeit der Circulation auf die Ausscheidung der Kohlensäure. Je mehr Kohlensäure das Blut enthält, desto mehr scheidet es nach physikalischen Gesetzen aus, so daß keine stärkere Athembewegungen dazu nöthig sind. Kap. VIII. 'Das Verhältnis, in welchem die Ausscheidung des kohlensauren und Stickgases sowie die Absorption des O. zu den in dem Blute überhaupt enthaltenen Gasen und oxydierbaren Stoffen steht, bestimmt die Differenz zwischen dem venösen und arteriellen Blute.' — Der Farbenwechsel des Blutes beruht nicht auf dem Ein- und Austreten gewisser Gasquantitäten, sondern auf dem Verhältnisse, in welchem dieselben im Blute vorhanden sind. Mulders Ansicht, daß die rothe Farbe des Arterienblutes auf Umlagerung verdichteten Faserstoffs um die Blutkörperchen beruhe, ist nicht probehaltig, da der Farbwechsel auch nach Entfernung des Faserstoffes bleibt. [Und müßte nicht, was im Kleinen geschieht, sich im Großen wiederholen, müßte nicht das Blut einer Vene durch organische Substanz hindurchscheinend auch dem arteriellen ähnlich an Farbe sein?] N. und Kohlensäure sind nur aufgelöst, als Excretionsstoffe im Blute. Die Proteinstoffe können viel O. aufnehmen, wenn sie Kohlensäure ausscheiden können. Ist davon schon zu viel im Blute, so geht das nicht mehr, und so kann ein Theil des O. im Blute aufgelöst bleiben. — Es findet sich eine starke Disharmonie zwischen den Angaben Magendies über die Verschiedenheit des Kohlensäuregehaltes der beiden Blutarten, Valen-

tins Annahme über die Blutquantität, welche in einer gewissen Zeit durch die Lungen geht, und den Thatsachen über die in dieser Zeit ausgeathmete Kohlensäure. Wenn man nach Magendie und Valentin rechnet, so müßten in einer Minute 1050 Cub. C. M. Kohlensäure ausgeathmet werden, während nur eben $\frac{1}{4}$ davon wirklich ausgeathmet wird.

Kap. IX. Benöthwerden des Blutes. Bildung der Kohlensäure. Die Organe bilden Kohlensäure und absorbieren O. neben dem übrigen Stoffwechsel. Die Kohlensäurebildung kann willkürlich gesteigert werden. Berf. hat z. B. 52' etwa 80 Mal in 1' respiriert und bei dem darauf folgenden normalen Athmen war doch die Kohlensäuremenge fast eben so stark, als sie ohne das Experiment gewesen sein würde.

Kap. X. Verhältniß der Respiration zur Körperwärme. Außer durch das O., was bei der Respiration eingeführt wird, kann sich Kohlensäure und Wasser auch durch O. bilden, welches in den Nahrungsmitteln enthalten ist. Es ist auch willkürlich, daß man von dem O., welches bei der Respiration in das Blut übergeht, gerade so viel zur Bildung von Kohlensäure berechnet als Kohlensäure ausgeathmet wird und nur den Rest auf die Wasserbildung. Verschiedene andere Zweifel. — Ueber die Wärmeverluste des Körpers auf verschiedenen Wegen. —

Kap. XI. Einfluß der Nahrungsmittel auf die Respiration. Auch andere Excretionen mehren sich während der Verdauung. Zugleich sind die Lymphgefäße stärker gefüllt (Herbst), und durch alles dieses wird der Ueberfüllung der Blutgefäße bei der Verdauung vorgebeugt. — Die so genannten Respirationsmittel darf man nicht als etwas auffassen, was den Körper gegen das O. vertheidige. Die Respiration passe sich den Bedürfnissen durch die vorhin erläuterten Mittel

an. Nach Aufnahme geistiger Getränke sinke ja die Bildung der Kohlensäure. — — Kap. XII. Von der Respiration hängt der Zustand aller Organe, so auch des Nervensystemes ab. Auf letzteres wirken durch die Nerven auch die übrigen Organe und die Lungen. Von daher ist die normale Thätigkeit des Nervensystemes für die Entfernung der Excrete bedingt.

Wir beschließen die Anzeige mit dem Wunsche, dem Verf. fernerhin auf diesem oder verwandten Gebieten zu begegnen. Bergmann.

B o n n ,

bei G. Weber 1844. Zeichenlehre der Geburtshülfe nach den Ergebnissen der Exploration von Dr. F. H. G. Birnbaum, Privat-Dozent bei der Universität und Hülfсарzt am geburtshülfflichen Klinikum zu Bonn. XXII und 521 S. in Octav.

Wenn in einer Wissenschaft einzelne Theile aus dem Ganzen herausgenommen und für sich bearbeitet werden können, so ist die Möglichkeit eines solchen Verfahrens der beste Beweis, daß die Doctrin selbst es schon zu einiger Vollkommenheit gebracht hat. Der Verf. vorstehenden Werkes hat gezeigt, daß die Geburtshilfe einer solchen Behandlung fähig sei: einen wichtigen Theil derselben hat er mit dem besten Erfolge in eine Monographie zusammengestellt, und so wieder ein lehrreiches Ganzes für sich geliefert. Dadurch aber, daß die Zeichenlehre in ihrer Vollständigkeit aufgefaßt wird, treten die einzelnen Erscheinungen zusammen zu einem bestimmten Kreise von Erscheinungen, welcher als eigenthümlich gestaltete Gruppe ein in sich abgegrenztes, in sich ruhendes Bild gewährt, und ist die ganze Reihe der Einzelercheinungen

einmal festgestaltet, hat sie eine bestimmte Form ihres Auftretens angenommen, so entsteht ein fest bestimmtes, ein für allemahl in sich ruhendes Verhältnis der einzelnen Erscheinungen zu einander, in welchem jede einzelne auf ein bestimmtes Verhältnis der anderen gegenüber hinweist. Erhöht wird die Arbeit des Wfs durch die freie Beobachtung der Natur, wozu ihm seine Stellung Gelegenheit gegeben, indem er nicht allein das Bonner geburtshilfliche Klinikum, sondern auch die Hebammenanstalt in Köln benutzen konnte. So konnte er Thatsachen sammeln, und nach Kräften benutzen: theoretische Ansichten sind in so weit, als sie sich unmittelbar an die Thatsachen anschließen, mit vorgetragen, wodurch eine durchgreifende Vereinigung rein empirischer Forschung mit dem philosophisch einigenden Geiste, welche für jede wahre wissenschaftliche Forschung so höchst nöthig ist, erzielt worden. — Wir können uns hier nur darauf beschränken, den reichhaltigen Inhalt des lehrreichen Buches anzugeben, aus welchem aber die Brauchbarkeit und der Nutzen desselben hinlänglich hervorgeht. Den ersten Theil bildet das Allgemeine der Zeichenlehre. In der ersten Abtheilung wird die Technik der geburtshilflichen Untersuchung mit besonderer Rücksicht auf die Erfassung einzelner Zeichen gelehrt. Die äußere und innere Manualuntersuchung, so wie die gemischte Untersuchung, die Beckenmessung, die Auscultation u. s. w. bilden die einzelnen Abschnitte. Dann folgen in einer zweiten Abtheilung die Zeichen der Jungfräulichkeit und des nicht schwangeren Zustandes. — Der zweite Theil ist der speciellen Zeichenlehre gewidmet. Die erste Abtheilung enthält die Zeichenlehre der Schwangerschaft, welche unter fünf Gruppen vorgetragen ist: 1) Zeichen an den Brüsten, 2) Zeichen an der

Form und Ausdehnung der Unterleibshöhle; 3) Zeichen an den äußeren Geschlechtstheilen, ihrer Umgebung und an der Scheide; 4) Zeichen aus der Entwicklung der Gebärmutter; 5) Zeichen an der Frucht und ihren Annexen. Die zweite Abtheilung bringt die Zeichen des Ueberganges aus der Schwangerschaft in die Geburt. Die dritte Abtheilung beschäftigt sich mit den Zeichen der Geburt, und zwar unter sieben Gruppen: 1) mit den Zeichen am Grunde und Körper; 2) am untern Abschnitte und Muttermunde; 3) an der Scheide, dem Damme und den Schaamtheilen; 4) an den Aeußerungen des Wehencharakters überhaupt; 5) mit den Zeichen aus den unterstützenden Hilfskräften; 6) an den Eitheilen und der Frucht, und 7) mit den Zeichen aus den in Folge dieser Thätigkeiten hervortretenden Ausflüssen. Die vierte Abtheilung hat endlich die Zeichen des Wochenbettes zum Gegenstande. — Gleich wichtig ist demnach das Buch für den Geburtshelfer, wie für den Arzt überhaupt, und besonders möchte dem gerichtlichen Arzte durch die Bearbeitung eines Gegenstandes, welcher diesem so häufig bei seinen abzugebenden Urtheilen vorkommt, ein wesentlicher Dienst geleistet sein. Bei dieser Gelegenheit machen wir auf eine frühere Schrift des Vf. aufmerksam: 'Die Veränderungen des Scheidentheils und des untern Abschnittes der Gebärmutter in den letzten Monaten der Schwangerschaft. Bonn, 1841.' Der Vf. hat hier gezeigt, daß die alte Stein'sche Lehre mit wenigen Beschränkungen ihren vollen gebührenden Platz in der Diagnostik als Ausdrucksweise des Grundgesetzes aller Veränderungen des Scheidentheils und der Gebärmutter immer noch behaupten müsse. Zugleich ist darauf hingewiesen, daß diese Stein'sche Norm nur als Ausdrucksweise

des Grundgesetzes aller Veränderungen gelten müsse, daß sie aber den verschiedenen Bedingungen ihres Zustandekommens im Einzelnen gemäß eben so ganz verschiedene Erscheinungsweisen im Einzelnen zeigen, und nach diesen umfassend gewürdigt werden müsse.

v. S.

L e i p z i g,

bei L. D. Weigel 1845. Die Entführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im Jahre 1623. Von Dr. Joh. Christian Felix Bähr. 46 Seiten in Octav.

Es war ein glücklicher Gedanke, die vorstehende Abhandlung, welche zunächst nur für das Serrapeum bestimmt war, durch einen besonderen Abdruck einem größeren Kreise von Lesern zugänglich zu machen. Sie hat einen doppelten Werth; einmal als reichhaltiger Beitrag für die politische und literarische Geschichte der ersten Decennien des siebzehnten Jahrhunderts, sodann als einer der stündlich sich häufenden und doch nie überhäuften Belege für das Verfahren blindergebener Diener Roms in jener Periode wie in der neuesten Zeit.

Ein gründliches Studium von bisher zum Theil noch nicht benutzten Quellen, über welche namentlich der gelehrte Wilken, als er seine Geschichte der Heidelberger Bibliothek schrieb, noch nicht gebieten konnte, gibt sich auf jeder Seite dieser Abhandlung kund; andrerseits hat der Vf. einen möglichst unparteiischen Standpunct eingenommen und unterscheidet sich dadurch wesentlich von Theiner, dessen, den nämlichen Gegenstand umfassende, Schrift, gelinde ausgedrückt, durchweg den Charakter der Apologie an sich trägt und, sobald die Interessen der römischen Kirche nicht unbedingt in den Vorder-

grund treten, eben so wenig von Kritik als von einer fleißigen Benutzung der zugänglichen Quellen zeugt. Die religiösen, oder wenn man will polemisch-kirchlichen Beweggründe, welche den siegreichen Maximilian zur Versenkung der Bibliothek von Heidelberg bewogen, sind schon früher mehrfach hervorgehoben. Neu sind die hier auseinandergesetzten politischen und finanziellen Rücksichten, welche die Uebersiedelung der Palatina nach Rom zur Folge hatten, die unumstößliche Beweisführung, daß längst vor der Einnahme Heidelbergs über die dortige Bibliothek, vermöge eines zwischen München und Rom getroffenen Einverständnisses, verfügt war. Die von Söttl aufgestellte Behauptung, daß ein Theil der Bücherschätze bei Gelegenheit der Erstürmung der Stadt durch die Soldaten vernichtet worden sei, wird bei eben dieser Gelegenheit zur Genüge widerlegt; desgleichen die zuerst von dem gelehrten Allatius erhobene, dann von Theiner nachgesprochene Klage über die Nachlässigkeit der pfälzischen Bibliothekare. In letzterer Beziehung wird dargelegt, daß, im Gegensatz zu dem laut gewordenen Tadel, das Eintragen der Handschriften in einen wohlgeordneten Catalog durch Sylburg und wahrscheinlich auch durch Gruter Statt gefunden hatte und daß, wenn die päpstlichen Commissarien die Bibliothek allerdings in einiger Unordnung vorfanden, der Grund hauptsächlich darin zu suchen ist, daß schon damahls eine Anzahl der werthvollsten Handschriften nach München geschafft war. Der Verf. berichtet hiernach über den Weg, welchen die mit dem Transport der Bücherschätze beauftragten Italiäner nach Rom einschlugen, und erzählt schließlich die späteren Schicksale der entwandten Codices.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

160. Stück.

Den 6. October 1845.

W i e n.

Verlag von Kaulfuß, Witwe Prandel u. Comp. 1844. Das Pest-Contagium in Egypten und seine Quellen, nebst einem Beitrage zum Absperr-System. Von Dr S. Fr. Reinhold Grohmann, Mitglied der med. Facultät zu Wien und mehrerer gel. Gesellschaften. XVIII und 257 Seiten in Octav.

Der Verf. lebte mehrere Jahre und zu verschiedenen Zeiten im Oriente, und nahm während dieser Zeit nicht bloß den thätigsten Antheil an der höchst bössartigen Pest-Epidemie zu Bucharest 1813, sondern begegnete dieser Krankheit auch häufig genug in ihrer sporadischen Form in den übrigen Ländern, so daß er wohl volles Fug und Recht hat, ein Wort über dieselbe zu den vielen hinzuzufügen. Zwei Punkte sind es aber vorzüglich, welche dem Vf. die Veranlassung zu seiner Schrift gegeben haben: einmahl soll das Contagium der Pest von neuem bewiesen werden gegen die Meinung einiger, besonders französischer Aerzte, welche

sogar so weit gehen, daß sie ein Pest-Contagium auf europäischem Boden für ein Hirngespinnst erklären. Die zweite Veranlassung liegt in der von den Epidemisten und Miasmaticern abweichenden Ansicht über die Entstehung der Pest. Während jene Parteien die Pest aus einem Miasma, oder einem epidemischen Agens nicht bloß zu Tage kommen, sondern sie auch durchweg immer nur mittelst der allgemeinen Einflüsse der Natur oder eines Miasma sich fortpflanzen lassen, während manche dieser Parteien, durch die unverkennbare Gegenwart eines Pest-Contagiums gezwungen, ein solches zwar annehmen, es jedoch erst als aus jenen allgemeinen Agentien in zweiter Instanz entwickelt, hinstellen, fühlt sich der Verf. genöthigt, diese Aetiologie, auf Pest und Contagien überhaupt angewendet, ganz zu verwerfen. Die Pest tritt in Aegypten gleich anfänglich als contagiöse auf, und entwickelt sich nicht aus epidemischen oder miasmatischen Einflüssen, sondern aus Localursachen, aus einem abgegrenzten eigenthümlichen Complex von Ursachen, der in und an dem Menschen in seiner Sphäre liegt. — Daß in Aegypten das Mutterland der Pest sei, von welchem aus sie sich verbreitet, wird zwar von der Mehrheit angenommen, doch aber auch von Einigen bezweifelt. Merkwürdiger Weise sind unter den Letztern solche Aerzte, welche längere Zeit hindurch in diesem Lande gelebt, und die Pest beobachtet haben, z. B. Wolmar und Büllard. Sie behaupten, die Seuche wandere immer erst von außen nach Aegypten. Allerdings kommt die Pest, sagt der Verf., nach Aegypten nicht selten in von außen reflectierten Strahlen, sie tritt auch dann bisweilen bössartiger, als gewöhnlich auf, auch erscheint sie zuweilen in von Aegypten entfernten Ländern, während in je-

nem Lande von einer Epidemie keine Spur ist: allein die daraus gezogene Folgerung ist doch zu voreilig. Die Beweise endemischer Abkunft für Aegypten sind zu schlagend, als daß man jener Meinung Raum geben könnte. Die in diesem Lande waltenden Thätigkeiten lassen sich besonders auf folgende vier zurückführen: 1) auf den senkrechten Sonnenstrahl, damit verbundene Licht- und Wärme-Entwicklung — 2) auf den Aus- und Rücktritt des Nils, nachdem er Monate lang weite Flächen überschwemmt — 3) auf den üppigen Bewesungsproceß einer reichen Pflanzen-Natur, der seine Gase den untern Luft-Schichten mittheilt — 4) auf die Südwinde. Es wird jedem einleuchtend sein, daß diese genannten Thätigkeiten ein Extrem von Ausbildung haben, daß sie schon dadurch auf alles Organische, und namentlich auf den Menschen mächtig in ihren Einflüssen sein müssen, daß aber eigentlich entschiedene Erfolge ganz besonders durch das Ineinandergreifen derselben bedingt werden. Dazu kommt nun ferner die äußere und politische Lage der Einwohner: bei ihnen waltet das System ungleichster Vertheilung, nur Reichthum und Armuth findet Statt, nur Herr und Knecht ist vorhanden, ja nicht einmahl Knecht, sondern der elendeste Slave. Diese Armen sind umringt von Jammer und Elend: ihre Wohnungen gleichen mehr Höhlen als menschlichen Gebäuden, sie sind ein natürliches Hygrometer für alle Witterungszustände: vor den Hütten liegen in den engen und krummen Gassen alle organischen Abfälle, thierische Excremente, faulende Thierkörper u. s. w. Entsprechend diesem Elende ist die Nahrung, stinkendes Wasser, faule alte Fische; und wenn es hoch kommt, Gemüse, Obst, Milch und Mehlspeisen ohne Fleisch. Was Wunder daher,

daß Organismen dieser Art der Gesamtheit so feindseliger allgemeiner Eindrücke nicht widerstehen können, und daß in dem Blute solcher Menschen unter diesem feindseligen Himmel ein animales Erzeugniß ausgebrütet werden kann, was auf andere Organismen übertragen, oder in demselben Organismus, der es ausgebrütet, die Pest erzeugt.

Die Untersuchungen des Verfs laufen dahin aus: 1) die Pest ist selbst in ihrem Vaterlande primordial contagiös. 2) Die Entstehung des Contagiums geht auf spontane Weise vor sich. Es ist kein Product, keine erst hervorgegangene zweite Instanz direct influirender äußerer Causalmomente. 3) Die Quellen des entstehenden Contagiums sind local, liegen in und an der organischen Sphäre selbst, und sind Reflexe der Art und Weise des Einwirkens organischer und psychischer Einflüsse. — Der Verf. bemüht sich nun sub I die Existenz des Contagiums in Aegypten nachzuweisen. In diesem Lande sind Wurzel, Baum und Frucht bei einander, während wir es in Europa allein mit dem Contagium, mit der Frucht zu thun haben. Nur verbirgt sich letzteres in dem Mutterlande mehr, als in Europa: in dem Acte seines Werdens gibt es Stufen größerer oder geringerer Vollkommenheit, ja es steckt oft nicht an, weil es nicht zur Vollendung gereicht. Die daraus entstehenden Pestfälle sind aber oft darnach milde, kaum zu erkennen, und daher zuweilen unter der Maske anderer Krankheitsformen erscheinend. Ferner umlagern die Pest Gallen-, Faul-, typhöse Fieber, aus denen sie oft wegen trüschender Ähnlichkeit mit ihnen schwer heraus zu erkennen sind. Endlich begründet die primordiale Bildung der Pest an und für sich selbst oft mitunter ein schweres Erkennen des Contagiums. Daß in Aegypten Con-

tagium das Fortpflanzungsmittel sei, beweist vor allem der Umstand, daß es dort sanctionierte Gewohnheit ist, nach der sich zur Zeit einer Pestepidemie die Kranken (Nicht=Aegyptier) abschließen. Diese Gewohnheit kann sich auf nichts anderes stützen, als auf eine unerschütterliche Ueberzeugung, die Pest stecke an. Es ist die Stimme des Volks, an welche appelliert werden muß. Die wahre Bürgschaft der Absperrung ist aber die Gewisheit, daß Derjenige, der sogar mitten unter aufgehäuften Pestkranken und Pestleichen sich vor Berührung alles dessen, was von außen (ausgenommen Luft, die nicht ansteckt) kommt, innerhalb der Absperrungen schützt, an der Pest nicht erkranken kann. Geschieht es dennoch, so liegt der Grund nur darin, daß der Verkehr von außen nach innen auch bei den einfachsten Bedürfnissen oft genug nicht immer absolut streng abgebrochen ist, wozu noch kommt, daß nicht selten das Mittel oder der Weg unentdeckt bleibt, auf dem und wodurch der Krankheitsstoff sich die Bahn in die Räume des Asyls brach. Ein anderes Argument bildet der Versuch der Inoculation mit Pest=Contagium, und diese ist gelungen, wenn auch nicht in allen Fällen. Zur fernerer Constatierung der Existenz eines Contagiums in Aegypten gilt noch ein Argument: dieses beruht auf dem eigenthümlichen Gepräge, was mit allen Fieber=Contagien, z. B. Pocken, Masern, Scharlach auch die Pest theilt. Die Pest=eruptionen, Bubonen, Carbunkeln und Petechien sind nämlich keine secundären Erscheinungen, sondern sie sind unter allen wesentlichen Pestphänomenen der Kern, oder das Centrum, um das sich alle übrigen drehen. Wenn sie sich auch örtlich in dem Haut=System (was jedoch nicht immer der Fall, sondern auch mitunter in den Centralorganen

Statt hat) zeigen; so sind sie doch eigentlich das Allgemeine und constituieren den ganzen Krankheitsproceß, von dessen Verlaufweise alle Fieber-Erscheinungen nach Qualität und Quantität erst abhängig sind. Die Pestformen selbst theilt der Vf. ganz naturgemäß in a) die blütenlose Pest, b) die Petechial-Pest, c) die Carbunkel- und d) Bubonen-Pest, welche letztere die mildeste Form ist. Zum Schluß der Contagiositäts-Argumente führt der Vf. noch an, daß die Pest nach einmahliger, völliger Durchseuchung des Organismus diesen zum zweitemahl nicht ansteckt. — II. Unabhängigkeit der Pest-Entstehung von epidemischen oder miasmatischen Agentien in directer Causal-Beziehung. Der Vf. führt in diesem Abschnitte den Beweis, daß weder epidemische Agentien noch Miasma in und durch sich und ihrer Qualität nach geeignet sind, in dem Organismus lebendige Fremdbildungen hervor zu bringen; sie stehen zu ferne, um ein neues Leben, wie das der Contagien, zu begründen. — III. Entstehung des Pest-Contagiums. Eine zeitweilige und niemahls ausgehende originäre oder Neu-Erzeugung ist eine unabweisliche Thatsache. Sie enthält das Geheimnis und das Räthsel des primitiven Entstehens der Pest, das bis jetzt noch nicht gelöst worden ist, dessen Enthüllung der Vf. in dem Nachstehenden versucht. Alle Elemente zu Neubildungen sind actu noch vorhanden, aus denen das Contagium auch in der Jetztzeit primordial entstehen kann. Die alten Quellen des Pestfahmens sind in Aegypten nicht versiecht, und die Gewisheit des noch jetzigen Neu-Entstehens gründet sich besonders auf den sporadischen Gang der Pest. Nur alle 12 bis 15 Jahre und darüber bricht einmahl eine vermeinte Pest-Epidemie aus. Jener ist perennierend, bleibend, und die Basis alles zeit-

weiligen, selteneren, üppigeren Ausblühens. Das sporadische Einerschreiten zeigt deutlich ein Schwanken zwischen Ansteckenwollen und seltenem Können. Das Contagium geht auf den Stufen seiner Herausbildung oft wieder unter, ehe es durch eine wahrhafte Ansteckung sich wieder verjüngen kann: es bilden sich mithin viele Embryonen, von denen nur wenige zur Vollendung gelangen. Wenn dieses sich Zeitigen in einem etwas erhöhteren Grade jährlich in den ägyptischen Sommermonaten geschieht, und bald wieder erlischt; so beweist dieses eben nur theils die Schwierigkeit, womit originäre Pest-Contagien = Bildungen zu Stande kommen, theils daß sie sich immer erneuern. Der primitiven Bildung des Pest-Contagiums liegen zwei Factoren zum Grunde, wovon der eine der allgemeine, der äußere, der endemische, der andere dagegen der positive, der organische Factor genannt werden mag. Beide erzeugen und vereinigen sich, um primordial Pest-Contagium zu zeigen. Der allgemein = endemische wird repräsentiert theils durch die grelle Hitze des Landes, die häufigen mit Abspannungen in schroffen Contrasten abwechselnden Spannungen der Atmosphäre, theils durch den eminenten Gegensatz von einer kurzen zwar, aber mit einer versengenden, austrocknenden Glut der Luft verknüpften Jahreszeit, und einer darauf folgenden langen feuchten und kühlen Atmosphäre. Dieser Factor tritt mit dem organischen, das Seminium anzeigenden Factor in einen innigen Connex, und diese Innigkeit beruht auf einem wahrhaften Ueberströmen von Thätigkeiten aus dem einen Gebiete in das andere. Eine Hauptquelle aber der Art und Weise, in welcher der Aegyptier in dem Haushalte seines Lebens organische und psychische Einflüsse auf sich einwirken läßt, ist das Extrem der

Armuth, das verabscheuungswürdigste Elend, aus dem allein die Pest als eine Ausgeburt der fürchterlichsten Gestalt hervorkommt. Man gehe hin auf die längs des Nils gelegenen Dörfer, und betrachte die Wohnungen des armen Arabers, und man wird alles in und an ihm psychisch und physisch vereinigt finden, was nur zum Verderben ausschlagen kann. Abgesehen davon, daß die Wohnungen halb über, halb unter der Erde gelegen, aus hygrometrischen und stinkenden Materialien aufgebaut, fast alles Lichts und eines freien Zuges der Luft entbehrend, von außen mit gährenden Misthaufen umgeben sind, abgesehen davon, daß der Inwohner, in alte, von einer lebendigen Welt durchdrungene Lumpen und Fellen gekleidet, kaum hat, wovon er sich nähren soll, und die Nahrung oft kaum eine menschliche zu nennen ist; abgesehen von allem diesem lebt er in diesen Hütten eingepfercht mit Frau und Kindern und dem lieben Vieh. Man trete ein in solche Wohnungen, und athme, wer es vermag, und wer nicht daran gewöhnt ist. Diese Hütten sind es, die in ihrem Innern, in ihrer entatmosphärten Luft das eigene Gift des Menschen verwahren, das unter der Erscheinung des Zoogens, des Reflexes eines unnatürlich thierisch-psychischen Lebens selbst, des Products organischer, noch mit Lebenswärme durchdrungener gasförmiger Ausscheidungen, in den Organismus den Pestkeim niederlegt, und das um so intensiver und specifischer wirkt, als Verzweiflung, Muthlosigkeit, Kummer und das Gefühl des Vernichtetseins die das Gift zubereitenden Mittel sind.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

161. 162. Stück.

Den 9. October 1845.

W i e n.

Schluß der Anzeige: 'Das Pest=Contagium in Egypten und seine Quellen, nebst einem Beitrage zum Absperr=System. Von Dr. F. Fr. Reinhold Grohmann, Mitglied der med. Fac. zu Wien und m. gel. Gesellschaften.'

Gut nur noch, daß dieses Loos in Unter=Ägypten nicht der Gesammtheit, sondern mehr vereinzelt Familien auf den Dörfern, den ärmsten und allerelendesten beschieden ist! Daher aber auch zum Theil der perennierend sporadische Gang der Pest, daher aber auch zum Theil das nur selten sich Ausbreiten derselben, wenn in manchen Jahren die extremen climatischen Naturthätigkeiten des Landes noch extremer hervortreten. Die originäre Pest, die sich unter den obwaltenden Umständen immer erneuert, ist mithin ein unter der Einwirkung des ägyptischen Himmelstriches innerhalb der Grenzen des thierisch=psychischen Haushalts local entstehendes Product, dem als zeugendes Princip ein Zoogen zu Grunde liegt, was theils aus den dortigen

endemisch = cosmisch = atmosphärischen Potenzen, theils aber, und dies ganz besonders in specifischer Richtung, aus organisch = psychischen Einflüssen, und namentlich aus der unnatürlichen Art und Weise ihrer Einwirkungen auf den Organismus herausgebildet wird. — Eine Nachschrift folgt, worin der Verf. die Schrift Simon's 'Pezzoni und Oppenheim, oder die Pest ist also doch contagiös und die Quarantainen also doch nothwendig' näher beleuchtet. Zweck ist dabei, manche Behauptungen des Verfs., welche schroff erscheinen mögen, mit denen Simon's zu vergleichen, um sie dadurch entweder zu befestigen, oder, falls die Sache dringlich erscheint, gegen bessere zu vertauschen. Dabei erfahren wir, daß, während Simon Cholera und gelbes Fieber auf das Feld der Contagiosität herüberzieht, der Verf. beide Krankheiten für aller Contagiosität entkleidet hinstellt. — Den Schluß des Werkes bildet der Beitrag zur Abwehr des Pest = Contagiums. Der Verf. hält es zuvörderst für keine Unmöglichkeit, eine Totalvernichtung der Pest herbeiführen zu können, so absurd dieses auch scheinen mag: die Ausführung selbst ist aber eine der schwierigsten Aufgaben, und wird mehr nur ein Wunsch bleiben, weil durchgreifende Reformen in der ganzen Lebens = und Denkweise des Menschen äußerst schwer Eingang finden. Zwar können von den Staatsbehörden dem allgemeinen durchgreifenden Glende Schranken gesetzt, die Mittel zum Erwerb und Ernährung vervielfältigt, und so der Armuth abgeholfen werden. Die Armen können bessere Wohnungen erhalten, für Reinlichkeit kann gesorgt werden, der Boden kann cultiviert, die Ueberschwemmung des Nils mehr geregelt, dem Zurückbleiben der Moräste gesteuert werden u. s. w. Jedoch werden diese Bemühungen

von nur oberflächlichen Erfolgen gekrönt sein, da die Individuen verlockt und getrieben werden von den Einflüssen der dortigen climatischen Verhältnisse, für sich selbst sich wenig geneigt zeigen werden, in ihre Familienkreise eine geordnetere und entsprechendere Lebensdiätetik einzuführen. Vermögen wir doch selbst in unseren civilisierteren Staaten mit keinem guten Beispiele voranzugehen, und so manchem contagiösen Uebel, was wir selbst verschulden, zu gebieten, ja eine Aftercivilisation ist sogar durch Häufung unregelter organischer und psychischer Einflüsse die Ursache manchen contagiösen Leidens, wovon wir bei einer auf echter Moralität und Erziehung gegründeten Civilisation frei bleiben würden. Der Verf. geht darauf zu den Schutzmitteln über, welche es außer dem Abschließen selbst geben möchte. Gegen die Inoculation erklärt er sich, wobei er Bülard's Aftercivilisation gedenkt, eine Art künstlichen Geschwürs, hervorgebracht durch das Einbringen in eine Schnittwunde in der Inguinalgegend oder im Grunde der Achselhöhle oder Kniekehle von Merc. sublimat. corrosiv., Calomel und Jod. Bülard sagt: 'Sedemahl, wenn die Wege der äußern Aufsaugung und die Lymphdrüsen auf endermatische Weise kräftig genug umgestimmt sein werden, um locale und allgemeine Störungen zu erzeugen, welche dem durch den Einfluß der Pest hervorgebrachten, gleich an Heftigkeit und analog sind, wird der Organismus diesem Einflusse unzugänglich geworden sein.' Einen vorübergehenden Ruf haben sich Fontanellen und Cauterien erworben, wie überhaupt es mit Schutzmitteln trostlos aussieht, wir haben nur das einzige: 'Fliehe die Pest, oder schließe dich von ihr ab.' Um dem Organismus — dem Contagium gegenüber positiv mehr Widerstand zu ver-

leihen, empfiehlt der Verf. kalte Waschungen, und wenn es die Witterung erlaubt, kalte Bäder. Ueber die zweckmäßigste Einrichtung der Contumaz-Anstalten gibt der Verf. weitere Regeln, indem er nachweist, daß das Abschließungssystem bis jetzt nur ein negativ-positives gewesen ist, d. h. man greift nicht selbst den Feind an, sondern man beliebt ihn zu erwarten, und erst dann, wenn es ihm gefällig ist, vorzudringen, ihm die Bajonette vorzuhalten. Noch spricht der Verf. über die Längen des Contagiums, und endet mit der Erläuterung des Punctes, wie die Gegenstände desinfectiert werden sollen. Er bemerkt dabei, daß den jetzigen Reinigungsmethoden eine baldige Reform bevorstehen dürfte. Büllard hat in neuerer Zeit zur Desinfection einen hohen Grad von Wärme empfohlen. In der That ist auch diesem Mittel das größte Vertrauen zu schenken, und wenn sich herausstellte, daß selbst ein minderer Wärme-Grad etwa von 40° R. zu entgiften im Stande wäre, so könnte davon sogar auch für Personen Gebrauch gemacht werden, um etwa der Haut anklebendes Contagium auf diese Weise zu entfernen. — Vorstehendes ist der Hauptinhalt des interessanten Buches, welches eine so wichtige Zeitfrage verdienter Maßen erörtert, und in der Literatur über den fraglichen Gegenstand eine würdige Stelle einnimmt, zumahl der Verf. aus eigener Anschauung geschrieben hat. v. S.

B r a u n s c h w e i g.

Hofbuchhandlung von Eduard Leibrock 1845.
Charakteristik Heinrichs des Jüngern, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg. Von Dr. Wilhelm Elster, Subconvector am Gymnasium zu Holzminden. 46 Seiten in Octav.

Die Charakteristik eines Mannes wie Herzog Heinrich der Jüngere ist keine geringe Aufgabe; ihr zu genügen, ist ein gründliches Durchdringen der politischen Verhältnisse Deutschlands während der ersten sechs Decennien des sechzehnten Jahrhunderts, eine genaue Kunde der damals vorwaltenden geistigen Bewegungen, des Lebens an Höfen, der Stellung, welche die Fürsten zu einander, zu ihrem nächsten häuslichen Kreise, zur Kirche, zu ihrem Adel und Clerus einnahmen, erforderlich. Und selbst wenn man diesen Forderungen nach Möglichkeit zu entsprechen sich befließigt — wer je erfahren hat, was es heißt, das geheime Gestalten des geistigen Lebens zu belauschen, in jedem Uebergange, jedem raschen Wechsel desselben den inneren Zusammenhang zu erkennen, zu bestimmen, wie aus Anschauungen, Erfahrungen, Einwirkungen jeder Art zu dieser oder jener Bildung des Seelenlebens die erste Farbe aufgetragen wurde — er wird fühlen, daß es eben so leicht ist, im Großen und Ganzen die Züge in einer gewissen Ähnlichkeit zu entwerfen, als gewagt, sie nach ihren zarten Anfängen und Ausläufen in Linien zu bringen. Ist nun aber der Gegenstand der Zeichnung, wie in Herzog Heinrich, eine verworrene, unklare Natur, im unausgesetzten Kampfe mit den geistigen Richtungen des Tages ringend, vom Sturm der Leidenschaften geschneit, rastlos, gleichzeitig vielen Zwecken nachstrebend, ohne für einen einzigen sein volles Dasein dranzusetzen, dann wächst die Schwierigkeit um so mehr, als selten mit Gewisheit zu ermitteln steht, wie weit der eingeschlagene Weg mit Bewußtsein verfolgt wird.

Man muß einräumen, daß Heinrich von seinen protestantischen Zeitgenossen häufig mit Unbilligkeit, selbst mit Härte beurtheilt wurde, daß auch die

aus Braunschweig über ihn laut gewordenen Stimmen nur mit Vorsicht gehört werden wollen, daß andrerseits die von Rom ausgehenden Lobeserhebungen nur eine höchst bedingte Anerkennung verdienen. Ein sichereres Mittel zu seiner Beurtheilung gewähren seine eigenen Schriften, die zahlreichen im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel aufbewahrten Correspondenzen, Ausschreiben und Anordnungen. Auf dieser Grundlage vornehmlich beruhen die Studien des Verfs., der durch Zusammenstellung einer Menge einzelner Züge und Aeußerungen das Mosaikbild Heinrichs zu entwerfen sich bemüht; eine Kunst, in welcher bekanntlich Ranke Unnachahmliches geleistet hat. Referent möchte das hier entworfene Bild eben so wenig ein verfehltes, als ein gelungenes nennen. Es ist eine saubere, mit Fleiß durchgeführte Zeichnung, welche unverkennbare Aehnlichkeit mit dem Vater des frommen Julius bietet, aber ohne die innerste Natur in markiert hervortretenden Zügen wieder zu geben. Aber auch so gebührt ihr ein würdiger Platz in der Gallerie der niedersächsischen Geschichte, abgesehen davon, daß der Werth dieser kleinen Monographie durch eine Menge von Mittheilungen aus der bisher noch nicht veröffentlichten Correspondenz Heinrichs des Jüngern gesteigert wird.

Ein heißes Temperament und großartige Thatkraft, eine Leidenschaftlichkeit, welche unter Umständen auch eines Carl V. nicht schont, eine, oft in Starrsinn ausartende, Festigkeit im Wollen, Glauben und Wissen, endlich der Mangel aller literarischen Bildung, das sind die Hauptelemente, aus denen der Verf. sein Bild componiert. Referent setzt ergänzend noch Folgendes hinzu: der Grundzug im Wesen Heinrichs ist Willkür; er verträgt keinen Widerspruch; er ist gegen sein Land,

seine Familie, seinen Kaiser, seine Verbündeten gleich absolut; mit großer Schärfe weiß er auch verwickelte Verhältnisse zu durchdringen, sobald Leidenschaft seinen Blick nicht verdunkelt; er hat das gesunde Urtheil, die Spürkraft des im Walde und Felde, zwischen Jagd- und Kriegsgenossen Aufgewachsenen; bedarf es des besonnenen Abwägens, trifft er nicht sofort den richtigen Faden des wirren Knäuels, so schlägt er drein, gleichgiltig, ob er zugleich mit dem Gegner den Freund niederstreckt. Eine feste Politik schwebt ihm nicht vor, weder in Bezug auf das Reich, dem gegenüber er Sold und Dienst Frankreichs annimmt, noch auf den Kaiser, dessen System der Verf. wohl nicht mit Recht ein schwankendes (S. 8) nennt, noch auf die Kirche oder sein Haus. Er sinnt nur für sich, selbst um den Nachfolger unbekümmert. Ein harter, störrischer Mann, der in Freude und Schmerz kein Maß kennt, dem jedes Säumen, auch wo die Umstände es gebieten, für Schwäche gilt, der seinem Gott mit demselben Troß vergilt, wie der Kirche oder den auf ihre Rechte sich berufenden Bürgern von Braunschweig.

Bei der Nachricht von dem Tode des einen Sohnes schneidet er die Klage mit einem Schlagworte scharfen Spottes ab; als in derselben Stunde der zweite Sohn verblutet, gibt er sich dem unbändigsten Schmerze hin. Treue für Rom ist es nicht, was ihn auf den Tod seines letzten Sohnes sinnen läßt; denn für die Pfaffen, wie er sich selbst äußert, möchte er sein Roß nicht satteln; aber dieser Julius wagt es, anders zu beten als der Vater; er verzeiht dem Sohn die Liebe für die Wissenschaft nicht, nicht die Treue und Innigkeit des Gemüths; es ist ihm unerträglich, daß ein Fürst von Braunschweig nicht schlank an allen Gliedern

sein soll, daß er sich lieber mit dem Lesen der heiligen Schrift, als mit Waffenstücken und dem Schlachtroß abgibt. Unverständlich ist die Aeußerung des Verfs (S. 7): 'Möchte auch an der Ungnade, welche der greise Herzog auf seinen einzig noch übrig gebliebenen Sohn Julius warf, der Letztere den größten Theil der Schuld tragen zc.' Eben so wenig schont Heinrich, so bald er der Mittel mächtig ist, der Agnaten in Lüneburg, oder des eigenen Bruders, von dessen Ständen er für sich die Huldigung verlangt. Haß gegen die edle Elisabeth erstickt in ihm die letzte Ritterlichkeit; er kann gegen die zarte, wehrlose Frau so hart sein wie gegen die Genossen des Markgrafen und die diesem anhängenden braunschweigischen Edlen.

Der Verf. hebt mit besonderem Nachdrucke hervor, daß Herzog Heinrich den Adel in die Grenzen der Bescheidenheit, in die Schranken des Unterthanenverbandes zurückgewiesen, daß er sich gegen das 'rebellische Junkerthum' fest gezeigt habe. Wer die Geschichte Niedersachsens in dem angegebenen Zeitraume kennt, weiß, wie sehr allerdings dieses Noth that, wie lange das Fürstenhaus dieser Aufgabe nachgerungen hatte und noch nachrungen mußte. Aber vergessen wir hinsichtlich Heinrichs nicht, daß er auch bei dieser Gelegenheit nicht nach festen Grundsätzen, sondern nach Laune und als absoluter Herr handelte, daß ihm Jeder als Rebell galt, der gegen des Herrn Ansprache sein eigenes Recht in die Wagschale zu legen den Muth besaß. Er war es, der die Edlen zum Anschlusse an die Bürger und an den Markgrafen trieb, indem er ihnen die durch Pfandschaft erworbenen Schlösser mit Gewalt entriß, ohne den Pfandschilling zu restituieren.

Am wenigsten aber möchte es dem Vf. gelungen

sein, Heinrichs Verhältnis zu seiner Gemahlin Maria, die höhrende Lüge, mit welcher er das Scheinbegräbniß Evas anordnen ließ, den tief einschneidenden Spott gegen eine Kirche, für deren Vorkämpfer er angesehen sein wollte, zu entschuldigen. Da gebührt es sich, daß Luther mit flammenden Worten wettet, und schwerlich möchte ein Leser dem Herzoge zum Schutze die Hand bieten, als auf dem Tage zu Regensburg die Stände des Reichs, katholische und evangelische, sich wie im Entsetzen von ihm abwandten. Denn wie auch einzelne Gesetze der Sittlichkeit zu verschiedenen Zeiten verschieden gedeutet sind, immer ist der Lüge, der gebrochenen Treue und trockenen Verhöhnung des Heiligen der Richterspruch gefolgt und hat sich am schärfsten in der Verachtung bei der Mitwelt und bei nachfolgenden Geschlechtern kund gegeben.

Hav.

S a l l e,

bei C. A. Schwetschke und Sohn 1844. Die Lehre von der Urzeugung. Ein Versuch von Johann August Hein. 181 Seiten in Octav.

Mit einer den Leser angenehm berührenden Wärme ergreift der Verf. seinen Gegenstand und beginnt, wie es scheint, die Prüfung ohne Vorurtheil. Nach einigen allgemeineren Betrachtungen wird zunächst die Frage untersucht: ob es directe Beobachtungen des Vorganges der Urzeugung gebe, und wird, nach Prüfung der dahin gedeuteten Beobachtungen, negiert.

[Es ist gewis sehr zweckmäßig, diese Frage voran zu stellen, da einige lebhaftere Vertheidiger der Urzeugung die wissenschaftliche Stellung der Sache gerade in dieser Beziehung sehr verkannt haben. Statt das

Gewicht der erstaunlichen Menge von Erfahrung über Fortpflanzung, welche durch alle Thierformen bewährt ist, anzuerkennen, hat man als Requisit zur Beseitigung der Hypothese von der Urzeugung aufgestellt, daß diese Fortpflanzung überall nachgewiesen werde. Freilich wird man sich bemühen, in manchen Fällen noch den Naturvorgängen, wo sie schwer zu errathen sind, auf die Spur zu kommen. Aber die Hypothese von der Urzeugung, auf keine directe Beobachtung gestützt, ist bis jetzt eine reine Negation der Hypothese von der Fortpflanzung, wenn sie sich auch hin und wieder auf positive Vernunftgründe stützen zu wollen scheint. — Zu den vom Vf. angeführten Beobachtungen, welche die Urzeugung betreffen sollten, fügen wir noch als neuesten Beitrag Beobachtungen von Nordmann, welche eine specielle Kritik noch nicht zulassen. Derselbe meint bei der Entwicklung von *Tergipes* gesehen zu haben, wie sich einzelne Dotterbestandtheile dieses Weichthieres ablösen und zu Schmarozern wurden. Vgl. *Bullet. de l'Ac. de Petersb. Classe phys. math. t. III. p. 269 sqq.*]

Der Verf. geht dann zu der Hauptfrage über: ob andere Gründe die Annahme der Urzeugung nöthig machen, d. h. also zur Prüfung der Schwierigkeiten, welche sich andern Erklärungen des Entstehens lebendiger Wesen in manchen Fällen in den Weg legen. Sind diese Schwierigkeiten der Art, daß man an ihrer Lösung verzweifeln muß? [Diese Schwierigkeiten, häufig übertrieben, haben sich in neuerer Zeit, wie bekannt, bedeutend vermindert. Und das ist ein Verdienst des Vertrauens auf die allgemeine Gültigkeit der Fortpflanzung, welche man deshalb wohl für eine mindestens recht nützliche Annahme wird gelten lassen müssen]. — Als

Vorfrage: Gibt es in jeder Form der Fortpflanzung einen Zustand des Keimes, in welchem derselbe des latenten Lebens fähig ist? Bei der Spaltzeugung könne etwas der Art nicht vorkommen [wobei denn aber zu bemerken ist, daß bei verschiedenen Organismen, bei welchen dieselbe vorkommt, die ausgebildete Form selbst im Scheintode auszdauern fähig ist]. Bei den Sprossen läßt sich die Sache nicht sicher entscheiden. Bei Pflanzenknospen ist die Möglichkeit langen latenten Lebens entschieden (Zwiebeln aus Mumien). Beweis derselben Möglichkeit für Sporen und Pflanzensamen. Hieraus wird ein allgemeines Gesetz gefolgert, und es kommt diese Fähigkeit auch dem befruchteten Ei zu, weil es ein Keim ist.

Daß Fortpflanzung vorkommt ist nun in solcher Ausdehnung nachgewiesen, auch unter den niedrigsten Formen der Organismen, daß man nicht mehr den Schluß aus Analogie auf Allgemeinheit derselben abweisen kann, weil die Organismen, deren Fortpflanzung feststeht, sich zu hoch über diejenigen erheben, bei welchen sie noch bezweifelt werden könne. — Verhältnis der Beschaffenheit eines Aufgusses zu den darin entstehenden Formen. — Ueber kleine in der Luft schwimmende Keime. — Entozoen in geschlossenen Höhlen: es sei nicht wahrscheinlich, daß eine und dieselbe Species, wie *Cysticercus cell.*, da sie in so verschiedenen Geweben vorkomme, überall durch Gleichheit der Bedingungen erzeugt sei. [Doch möchte sich ja wohl in diesen verschiedenen Organen mancherlei Uebereinstimmendes finden lassen]. — Einen der wichtigsten für die Urzeugung angewandten Gründe, das Vorkommen gewisser Organismen lediglich unter Bedingungen, welche man nicht eigentlich natürliche nennen kann, z. B. eines Pilzes nur auf Wein-

fässern, hält der Verf. für unzuverlässig, weil die Speciesbestimmung für diese Naturproducte noch nicht so bestimmt gegründet sei, um sicher behaupten zu können, daß ein solcher Pilz auf einem Weinfasse nicht eine Varietät eines auch sonst vorkommenden sei. Man könnte wohl noch hinzufügen, daß für solche Organismen die Behauptung, daß sie nur unter bestimmten genannten Verhältnissen vorkommen, und die, daß sie bis jetzt nur da gefunden worden sind, von sehr verschiedenem Werthe sind. So durchforscht sind diese Gebiete noch nicht. Und freilich mag ein Pflänzchen, welches besonders gut auf einem Weinfasse gedeiht, die Bedingungen seiner Existenz sonst nicht leicht finden, es mag selten sein in der Natur, und es liegt wohl nahe anzunehmen, daß es nur an wenig besuchten dunkeln feuchten Orten, in Höhlen u. s. w. vorkommt. Wie Wenige mögen das Nest des Hausperlings in Bäumen gefunden haben! und dennoch wird wohl nicht leicht Jemand glauben, daß dieser Vogel sich in menschlichen Wohnungen und Mauern durch Urzeugung entwickelt habe. — Ueber Fortpflanzung bei Pflanzen und bei Thieren. Zweifel an den Eierstöcken der Infusorien. In manchen Fällen ist die Existenz dieser Organe, wie sie Ehrenberg zu sehen glaubte, wohl überhaupt zweifelhaft, in andern wenigstens, ob sich nicht andere Keime als Eier darin bilden. — Die Blasenwürmer scheinen der Geschlechtstheile zu entbehren. Sie sind aber vielleicht gar nicht die vollendeten Formen in ihren Species, sondern Uebergangsbildungen. Eine Fortpflanzung haben sie aber dennoch. — Fortpflanzung von Helminthen. Helminthen in geschlossenen Höhlen. Formwechsel. Wanderungen und Durchbohrungen im Körper. Spuren solcher Durchboh-

rungen am Auge (Steenstrup, von Nordmann). Eindringen durch Blutgefäße!

Gibt es Krankheiten, welche man Thiere oder Pflanzen nennen kann, und wie erzeugen sich diese? Diese Organismen können nicht Krankheiten, sondern nur Krankheitsbedingungen sein. [Wenn nicht der Beweis geführt werden kann, daß die mit manchen Krankheiten regelmäßig beobachteten Parasiten sich durch Urzeugung bilden, so sind sie so wenig die Krankheit, als ein Messer und eine Schnittwunde gleichbedeutend sind. Sind sie aber auch im strengsten Sinne Product der Krankheit, durch Urzeugung gebildet, so sind sie doch immer nicht die Krankheit, sondern ein einzelnes Glied aus dem pathologischen Vorgange]. Bei manchen ansteckenden Krankheiten lassen sich Wirkung und Ursache noch nicht so scharf trennen. Aber zur Frage über die Urzeugung thun diese Keime nichts.

Gegen die Annahme der Urzeugung neben der sonstigen Fortpflanzung spricht die ungeheure Keimbildung gerade der Thiere, für welche man diese Annahme, wegen der einleuchtenden Schwierigkeiten der Erhaltung der Species, nöthig hielt. Das Gesetz geht ja durch die ganze Natur, daß die Thiere zahllose Keime bilden, bei denen es die Verhältnisse mit sich bringen, daß viele Individuen verloren gehen. — Ausdauer des Lebens von Keimen und entwickelten Geschöpfen. — Wanderungen der Helminthen durch verschiedene Organe und Vergleich derselben mit den Wanderungen anderer Thiere im Großen. Besonders wichtig, daß so manche höhere Thiere, namentlich Insecten, auch in gewissen Zuständen parasitisch leben, Larven ihren naturgemäßen Gang durch die Eingeweide anderer Thiere machen. — Möglichkeit der Ausdauer unter verschiedenen Bedingungen durch den

Formenwechsel. — Dann sucht der Vf. noch aus allgemeineren Gründen die Urzeugung unwahrscheinlich zu machen. Wir leugnen nicht, daß hier, wie auch von Andern in ähnlicher Richtung, manches Gute beigebracht worden ist. Doch bleibt die Hauptsache das fleißige Forschen über die Lebensweise der Helminthen u. s. w. Es kommt gar zu leicht, daß man, bei einer bestimmten Ansicht angelangt, auf die Gründe, welche dieselbe a priori wahrscheinlich machen, zu viel Gewicht legt, und es schleichen sich dann leicht manche unhaltbare mit ein, durch welche der eigentliche Werth einer Sache getrübt und die wissenschaftliche Discussion unbillig in die Breite gezogen wird. Wenn z. B. unser Verf. S. 162 sagt, daß die Verhältnisse an unserm Erdballe ganz andere als die gegenwärtigen sein mußten zu der Zeit, als die ungeheuren Gebilde fester Massen, die Erdkruste, die Gebirge entstanden, und daß man nicht annehmen könne, daß die Bedingungen zur Entstehung der lebendigen Welt, welche damahls gegeben waren, noch jetzt bestehen, so könnte man wohl erwidern, daß noch jetzt Bildung festen Landes in so imposanter Masse geschehe (vgl. z. B. Darwin Journ. of researches into the geology and natural history etc. London 1840), daß man eben darum auch in anderer Hinsicht wohl an der Abgeschlossenheit der irdischen Schöpfung zweifeln müsse. Dagegen würden wir denn freilich wieder einwenden, daß ein Zusammenhang zwischen dem einen und andern gar nicht zu begreifen sei. Große geologische Erscheinungen mußten der organischen Schöpfung lange vorher gegangen sein, sie mögen sie auch überdauern. Was hat die Kraft, welche das Festland von Südamerika u. s. w. beständig hebt, mit der Bildung von Infusorien und Pilzen

zu schaffen? Als organische Wesen entstanden, da mußte Festland, Flüsse und Meer vorhanden sein. Wie sie aber entstanden, welche Umstände das bewirkten, davon haben wir durchaus keine Ahnung. Aber es mußten ihrer viele zugleich entstehen, die Thiere setzen die Pflanzen voraus, u. s. w.

Schließlich ist noch von der Urzeugung in dem Sinne die Rede, daß sie neue Species erzeuge. Der Verf. hält sie für wahrscheinlich; doch ist über den Gegenstand, welcher seine empirische Basis vorzüglich in geologisch=paläontologischen Untersuchungen hat, nur wenig gesagt. Bergmann.

B a l e n c i e n n e s.

Imprimerie typographique et lithographique de A. Prignet 1844. Histoire ecclésiastique de la ville et comté de Valentienne par Sire Simon Le Boucq. Publiée et précédée d'une notice historique et bibliographique sur l'auteur par Arthur Dinaux. XI und 306 Seiten in Quart.

Der Verf. dieses Werkes wurde in der Mitte des Jahres 1591 zu Valenciennes geboren, woselbst seine Vorfahren zu den Geschlechtern gerechnet wurden und seit geraumer Zeit höhere bürgerliche Aemter bekleidet hatten. Antwerpen, wo er einen Theil seiner Sünlingsjahre verlebte, um den Handel zu erlernen, gewährte ihm die erwünschten Mittel zur vielseitigen Durchbildung seines Geistes. Kaum nach der Vaterstadt zurückgekehrt, wo ihm die Verwaltung des dortigen Kriegswesens übertragen wurde (surintendant de l'artillerie et des munitions de la ville), gab er eine kleine Abhandlung über die Alterthümer von Valenciennes in Druck (Bref recueil des antiquités de

Valentienne. 1619. Octav), welche ihm jedoch bald so wenig genügte, daß er jede Muße auf die Abfassung einer umfangreichen Geschichte seiner Heimath verwandte. Diese mühselige, auf der gewissenhaftesten Benutzung von Urkunden beruhende Arbeit war der Vollendung nahe, als der Jesuit Philipp d'Autreman 1639 eine *histoire de la ville et comté de Valenciennes* in einem Folio-bande zu Douai erscheinen ließ. Demzufolge unterblieb die Veröffentlichung des erstgenannten Werkes, was um so mehr zu beklagen war, als gerade der wichtigste Abschnitt der Geschichte von Valenciennes, die Zeit der calvinistischen Bewegungen, in der Darstellung des Jesuiten sich verstümmelt oder geradezu verfälscht zeigt. Beide, sowohl Le Boucq als d'Autreman, waren Anhänger der römischen Kirche; aber Ersterer erstreckte seine Untersuchungen über alle Ereignisse, welche seine Vaterstadt betrafen; Letzterer dagegen berührt den kirchengeschichtlichen Theil nur nebenbei.

Aus diesem Grunde erachtete man mit Recht für räthlich, den letztgenannten Abschnitt des Werkes von Le Boucq, welchen der Vf. überdies mit Bildwerken von Kirchen, Abteien und geistlichen Häusern jeder Art reich geziert hinterließ, treu nach der Handschrift, wenn auch nur in 300 Exemplaren, abdrucken zu lassen. Dieses mit Inschriften, vollständig abgedruckten Urkunden und gelehrten Deductionen hinlänglich versehene Werk, welches überall von der gewissenhaftesten Forschung seines Vfs Zeugnis ablegt, bietet dem Leser eine Menge sauberer Zeichnungen von Gotteshäusern, welche heut zu Tage zum Theil völlig verschwunden sind, zum Theil durch Renovationen ihren ursprünglichen Charakter verloren haben.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. Stück.

Den 11. October 1845.

L e i p z i g.

Weidmannsche Buchhandlung 1845. Parergon Plautinorum Terentianorumque volumen I. Scripsit Fridericus Ritschellius. XXXII und 638 Seiten in groß Octav.

Zehn Abhandlungen über Plautus und Terentius nebst einer gleichfalls die Geschichte der ältern römischen Poesie berührenden appendix über Suetonius Büchlein de viris illustribus, das Verhältniß der literarischen Ansätze des Hieronymus zu demselben, über Ficco Polentone, den angeblichen Vernichter des nur im einzigen Codex geretteten Abschnitts de poetis und de oratoribus, endlich Verbesserung der Verse des Porcius Licinius über Terentius im Suetonischen Werkchen. Parerga freilich, aber würdig des ἔργου, welches sie anbahnen sollen, eines ἔργου, dessen Vollendung die gesammte philologische Welt mit gespannter Erwartung und wahrer Sehnsucht entgegenfieht, da bis dahin die römische Grammatik und Metrik sich wird bescheiden müssen, in vielen Punkten wesent-

liche Lücken offen zu lassen, — der kritischen Resuscitation der Plautinischen Komödien selbst. An die völlig vernachlässigte Auslegung des Dichters wird man im Großen erst dann denken können. Daß nun jene schöne Aufgabe, eine der schwierigsten, aber lohnendsten der Philologie, in bessere Hände nicht kommen konnte, wissen wir längst, und wußten wir's nicht, diese inhaltreichen Abhandlungen würden es zur Genüge beweisen.

Es sind kürzlich folgende, theils literarhistorischen, theils kritischen Inhalts: *De Plauti poetae nominibus*, deren Resultat als sicher gelten kann, daß Plautus vollständig *T. Maccius Plautus* hieß und daß der angebliche Beiname *Asinius* nach mehrfachen Metamorphosen aus *Sarsinas* entstanden ist. Die zweite für die Chronologie der ältern römischen Dichter überhaupt erhebliche Abhandlung handelt *de aetate Plauti*. Die dritte und vierte, beide deutsch geschrieben, sind die umfangreichsten: über die erstere nachher; die vierte bespricht die Plautinischen *Didaskalien*, Theaterfeste, das Verhältnis der Dichter, Festgeber und Schauspiel-directoren. Die fünfte stellt die Aufführungszeit des *Trinummus* im letzten Decennium des Dichters fest. Die sechste spricht *de veteribus Plauti interpretibus*, die siebente *de Bacchidibus*. Die achte, für die Kritik des Plautus im Ganzen von großer Bedeutung, *de turbato scenarum ordine Mostellariae*, bestätigt und berichtigt die von frühern Kritikern vorgenommenen Umstellungen der Scenen jenes in völliger Zerrüttung überlieferten Stückes und erörtert eine große Anzahl schwieriger Stellen. Die nicht minder wichtige neunte Abhandlung zeigt am *Trinummus* die manigfach geübte Interpolation Plautinischer Stücke und liefert durch eine äußerst scharfsinnige

Behandlung vieler Stellen einen sehr werthvollen Beitrag zur Kritik des schönen Stückes. Den Beschluß macht die zehnte, die den in wenigen Handschriften erhaltenen, vom Donatus gekannten, von dem jetzigen sehr abweichenden Schluß der Terenzischen Andria aus dem Baue des Stückes und andern Gründen als echt nachweist.

Diese Reihe von verwandten, aber doch sehr manigfachen Aufsätzen läßt die eigenthümliche Art Ritschls recht klar überblicken. Man darf behaupten, daß sie sämmtlich wahre Muster gesunder philologischer Technik sind. Deshalb müssen sie jüngern Philologen schon der Methode wegen dringend anempfohlen werden. Seinen Stoff völlig beherrschend und auf das Gewandteste verarbeitend geht Ritschl nie anders als Schritt vor Schritt demonstrierend und Rechenschaft ablegend zu Werke. Keine Windung der oft complicierten Untersuchung, kein versuchter Ausweg wird dem Leser geschenkt. Nirgend einen Satz erschleichend verfährt Ritschl fast mathematisch, oft sehr fein rechnend und zählend. Da aber das Material der Untersuchung nicht selten knapp geboten und oft sehr spröder und zarter Art ist, so zeigt Ritschls seltenes Combinationstalent, worin Wenige es ihm gleich thun, sich in seiner ganzen Stärke. In abwägender Besonnenheit geht Ritschl vielleicht hin und wieder zu weit, da er Alles auf die Goldwaage legt. Aber Alles ist fertige Arbeit, von allen Enden durchdacht und gefäubert. Wo Ritschl trotzdem sich versieht, da liegt der Grund eben darin, daß er die Fäden des oft äußerst kunstreich angelegten oder zu dünn gesponnenen Gewebes gar zu fein eingeschlagen hat. So ist's ihm mit Polentone gegangen, dessen nun hinlänglich bekanntes Buch *de scriptoribus illustribus* S. 631 ff. die mit so sicherem Behagen aus-

gemahlten Hoffnungen von kostbaren Suetonischen Schätzen vollständig betrogen hat. Allein dennoch muß man sagen, daß Ritschl methodisch geirrt hat.

Soll ich an Ritschls Art etwas aussehn, so wäre das die allzu große Breite, eine Folge der zu weit gehenden Gründlichkeit, und die im Ganzen zu gewählte Diction, die, fast immer sonntäglich gepunkt, zu wenig den Hausrock blicken läßt. Bei den Meistern des Stils, F. A. Wolf und Gottfr. Hermann, behagt die grata negligentia, die ihres Orts ihr Recht hat. Größere Kürze und mehr Hervorheben des Wesentlichen würde den schönen Eindruck des Ganzen noch heben. Auch würde die Uebersichtlichkeit gewinnen, wenn Ritschl manche Versehn Andern, deren oft nur gelegentlich hingestellte Ansichten nicht aus dem Mittelpuncte Plautinischer Studien entsprangen, auf sich hätte beruhen lassen. Seine Gewissenhaftigkeit scheint hierin zu viel zu thun. Immer freilich besser als vornehmeres Ignorieren, das jetzt Mode wird, oder Dissimulation. Sonst sind Ritschls Abhandlungen auch dem Formellen nach wahre Cabinetstücke. Ich meine nicht bloß das echte Gepräge der Darstellung, die bei kleinen Flecken, wie p. 56 und sonst reprobare statt improbare (Madvig de Finn. p. 49), p. 461 und oft intrusus, p. 435 tempus praeterlapsum, p. XXII num — necne und dergleichen Minutien, echt römisch ist, sondern namentlich die förmlich künstlerische Anlage und sinnige Durchführung. Daher ist Alles, auch wo Ritschl die häßlichsten kritischen Probleme erörtert, lesbar, was man nicht eben vielen ähnlichen Arbeiten unserer Zeit nachrühmen kann.

Die meisten der oben genannten Abhandlungen waren der Hauptsache nach schon früher als Gelegenheitschriften oder im Rhein. Museum gedruckt

und waren so den Freunden der Plautinischen Muse als eine dankenswerthe Zahlung auf Abschlag längst bekannt und werth. Allein keine ist ohne namhafte Berichtigungen und Erweiterungen geblieben. Die umfassendste und wichtigste neue Abhandlung über die *fabulae Varronianae* des Plautus von S. 71 bis 245, ein *ἄγαλμα* combinatorischen Scharffsinns, verdient um so mehr in ihren Hauptresultaten eine genauere Mittheilung, je verschlungener die Pfade sind, die der Leser an Ritschls Hand durchzumachen hat, und je allgemeiner verbreitete falsche Traditionen von den Varronischen Stücken hier in allem Wesentlichen vollkommen überzeugend vernichtet werden. Wer Ritschls Resultate bestreiten wollte, müßte Buch gegen Buch schreiben. Es möchte das aber um so mißlicher sein, je gefeilter diese Aufsätze meist nach den *δευτεραι γραμματικαί* vorliegen. Kleinliche Einreden gegen Einzelnes und allerlei Bedenken bleiben solchen Leistungen gegenüber besser unterdrückt und werden für Privatmittheilung aufgespart. Ueber manche dunkle Fragen kann allein die Zeit und etwaige Entdeckungen aufklären. Man thut gut, über Manches die Entscheidung offen zu halten.

Unbedeutende Zweifel abgerechnet hat man seit langer Zeit allgemein angenommen, die bis auf die *Vidularia* erhaltenen 21 Stücke des Plautus seien identisch mit den vom M. Terent. Varro als echt und unbezweifelt ausgesonderten Stücken. Ritschl fragt zunächst, ob die Citate aus Plautinischen Stücken in den Büchern *de lingua latina* nicht etwa Einsprache thun und gelangt durch scharfsinnige Induction zu dem Resultate, daß jener Annahme von dieser Seite nichts Besonderes hinderlich in den Weg trete. Doch verrathen zwei Citate, wo Dichter und Stück bestimmt genannt

werden, daß Trüglische der Annahme: Astraba Plauti und Plautus in Parasito pigro. Um nun die aus allzu flüchtiger Prüfung des bekannten ziemlich fragmentarischen Berichts in Gellius Noctes Atticae III, 3 hervorgegangene gewöhnliche Ansicht aufs Vollständigste abweisen zu können, basiert Ritschl seine Auseinandersetzung auf eine schärfere Interpretation des Gellius, bei dem Manches zwischen den Zeilen zu lesen sei. Zu dem Ende setzt er S. 81 ff. das ganze Kapitel nach werthvollen Handschriften berichtigt her *). Dann

*) Ich könnte mit Varianten eines nicht werthlosen codex unserer Bibliothek dienen, der Herrn Lion unbekannt geblieben ist und überhaupt noch nirgend benutzt zu sein scheint. Er ist freilich jung, aus dem 15. Jahrh., in Deutschland geschrieben, stimmt aber in vielen Fällen den besten codd. Ritschls bei. Daneben fehlt es nicht an zahlreichen absonderlichen Lesarten, die allerdings zum größten Theile als verwerfliche Interpolationen des Schreibers erscheinen, der die nicht begriffenen Worte seines Codex so gut es sich thun ließ sich zurechtsetzte. Hier einige Proben: Zeile 3 Ritschl. non codicibus lelii statt indicibus. — 6. creditorum. Da der Schreiber darin einen genit. sah, so suchte er das Folgende so in Einklang zu bringen: sed ipsi Plauto moribusque ingenii eius atque linguae convenire. Hac enim sqq. — 9. quas a suis segregavit, quoniam procul dubio sue non erant; weil er zufällig dubiousue statt dubiousae fand, setzte er procul hinzu und änderte a ceteris in a suis. — 18. si vel] simul. — 20. ut de illius more] ut de illius Plauti ore. — 28. Ubi non desistebat esse nisi tamen nihil erat, dann Lücke von etwa 16 Buchstaben bis nisi (?) cum soli libet. Niemand wird darauf bauend conficieren: Non desistebat esse nisi quom nil erat. — 44. ubi historiam quaereremus horacii aretini (statt oraculi arietini). — 52. M. actii titi. — 59. lelius. — 63. resipiant stilum Plautinum] ipsi computate! — 69. ob quaerendum victum] ob querendum motum! Trotz dieser meist sehr thörichten Corruptelen ist er in manchen Fällen reiner als die von Ritschl gebrauchten

entwickelt er in sichern Zügen, wie allmählich sich das Bedürfnis herausstellen mußte, die ins Immense angeschwellte Komödienmasse des Lieblings der komischen Bühne mit kritischem Blicke zu mustern, und wie diese Aufgabe die bereits im 7. Jahrhundert frisch erwachte literarische Thätigkeit der eruditi auf sich lenken mußte. Als solche Gelehrte, die in manigfacher Art sich mit den Plautinischen Komödien beschäftigten, aber insgesammt doch eine Aufzählung derselben nicht unterlassen konnten, kennen wir aus Gellius den Aelius Stilo, Sedigitus, Servius Claudius, Aurelius Opilius, L. Attius, Manilius. Allein erst Varro war es möglich, auf den Studien der Vorgänger fußend, die Untersuchung, deren Hilfsmittel und ganze Methode Ritschl nach allgemeinen Gesichtspuncten und Spuren klar zu machen gesucht hat, ernster anzugreifen und einen giltigen Kanon aufzustellen.

Unter den Ursachen, woraus man die Häufung vieler Stücke auf Plautus zu erklären habe, stellt bekanntlich Gellius oben an, daß Vermengung mit den fabulae Plautianae eines sonsther unbekanntes Plautius die Schuld trage. Sodann, daß Plautus ältere Stücke anderer Komiker aufgefrischt und sie gleichsam mit seinem geistigen Stempel versehen habe. Für diesen Punct liegt ein sicheres Beispiel in der Uebearbeitung des Navianischen Colax vor, Prol. Eunuch. 25, worüber Ritschl S. 103 ff. sehr scharf und überzeugend spricht. Die Vermuthung, Plautus dürfte wohl auch zu Fabius Dossennus, den man fälschlich nicht als Palliatendichter gelten lasse, in gleichem Verhältnisse gestanden haben, nimmt die Vorrede S. XIV

Handschriften. Seine Benutzung für die zusammenhängende Kritik des Gellius ist zu wünschen.

wieder zurück. Wäre auch Fabius Person als Palliatendichter zu retten, immer bleibt jede weitere Herbeiziehung in diese Frage höchst bedenklich. Ueberhaupt will Ritschl mit Recht von dieser Vorstellung einen nicht zu weiten Gebrauch zur Erklärung der Masse Plautinischer Komödien gemacht wissen, zumahl nur Navius und Livius bestimmt als ältere Palliatendichter bekannt geworden sind; weshalb es allen Glauben übersteigt, daß man etwa sechzig Stücke als solche Plautinisierte ansehen sollte. Nach umsichtigster Erwägung aller Verhältnisse folgert Ritschl, Gellius habe die Mücke zum Elephanten gemacht, da Varro nur für eine mäßige Anzahl von Stücken dieses Auskommen getroffen habe, welches dann vom flüchtigen Gellius auf alle zweifelhaften Plautinae ausgedehnt worden sei. Statt *istae quae scriptae a Plauto non videntur et nomini ejus addicuntur*, sei quaedam, höchstens multae der richtige Ausdruck gewesen. (Unser Codex hat statt *istae* merkwürdig genug *Ite*, als ob eine bestimmte Zahl angegeben werden sollte: doch kann auf diese Mißdeutung eines Compendiums keinerlei Gewicht gelegt werden).

Als im siebenten Jahrhundert der Stadt die Lust am alten Lustspiel aus der Mitte des sechsten in Ermangelung bedeutender schöpferischer Talente erwachte, mochte man sich nicht eben ein Gewissen daraus machen, schlechtweg ältere Stücke auch minder bedeutender Verfasser Plautinisch zu taufen, um dadurch zu locken. Auch mögen oft die in den Händen der Schauspieler befindlichen Exemplare gar keinen Verfasser genannt haben: *comoedia Plautina* war der unschuldigste Collectivtitel. Die *commentarii magistratum* konnten nichts erweisen, da, auch wenn sie vorhanden waren, doch nicht immer der Name des Dichters genannt zu sein

brauchte. In diesen Verhältnissen sieht Ritschl die Hauptursache der so großen Anhäufung von fabulae Plautinae und macht anschaulich, wie Varro einerseits ziemlich mechanisch, andererseits sehr subjectiv verfahren mußte. 'Er nahm — S. 115. — die vollständigeren oder unvollständigeren Komödienlisten der ältern Literatoren vor, sah nach, welche Komödientitel in allen ohne Ausnahme als Plautinische verzeichnet standen, fand deren ein und zwanzig, und schied diese zuerst als besondere Masse von der Gesamtzahl aus.' Folglich galten diese in so fern als echt, als nirgend Zweifel an der Echtheit laut geworden waren oder Indicien von Fälschung sich zeigten. Einer theilweise zufälligen äußerlichen Einstimmigkeit verdanken wir die Rettung unserer 20 (21) Stücke, die sämmtlich ins letzte oder vorletzte Decennium des Dichters zu fallen scheinen. Diese gereiften Productionen des Meisters fanden sich in allen Verzeichnissen; weil sie dort standen, gingen sie in die Varronische Zahl über und so behaupteten sie durchs Mittelalter ihr Leben bis auf uns.

Natürlich konnte Varro sich mit diesem Ergebnis seiner Nachforschungen nicht begnügen, mußte vielmehr von hieraus die frühern Schöpfungen festzustellen suchen. Eine eindringende Auslegung des dilettantischen Berichts bei Gellius, den man bisher sehr mißverstanden hatte, ergibt die S. 121 aufgestellten Sätze: 'Die von Varro aus einer Masse von 130 als muthmaßlich echt Plautinisch ausgeschiedenen Stücke zerfallen in verschiedene Classen, welche sich nach dem Grade von Gewisheit oder Wahrscheinlichkeit, den das eingeschlagene Verfahren gewährte, dreifach abstufen. In die erste Classe kommen Amphitruo — Vidularia zu stehen, als die in allen Quellen dem Plautus beige-

legten: also nach ausschließlich objectivem Entscheidungsgrunde. Hieran reihen sich auf zweiter Stufe diejenigen Stücke, die, zwar in einer oder der andern Quelle, sei es als nichtplautinisch oder nicht als plautinisch bezeichnet, doch in den meisten oder einer erheblichen Mehrzahl standen, wenn nämlich dem Varro der Mangel an Einhelligkeit der Zeugen durch ausreichende Gegengründe aufgewogen zu werden schien. — Sonach bestimmten zur Aufnahme in die zweite Classe sowohl subjective als objective Entscheidungsgründe. Es blieb eine dritte Classe übrig für die gewiß sehr kleine Zahl von Stücken, die, als Plautinisch fast gar nicht bezeugt oder auch dem Plautus ganz abgesprochen, doch durch ihre, wie es dem Varro schien, einleuchtende Verwandtschaft in Sprache und Darstellung ihm die Anerkennung der Echtheit abnöthigten: so daß also hier ausschließlich subjective Entscheidungsgründe wirkten.

Nun ist es eine anziehende Aufgabe, auszumitteln, welche Stücke Varro zunächst in die zweite Classe gestellt hatte. Wie die erste Classe natürlich wegen Varros Urtheil sich auch ins Mittelalter rettete, so läßt sich erwarten, daß die zweite häufiger als die dritte in Ausführungen der Alten begegnet wird. Eine ansprechende Idee Nitsch's ist nun die, daß in dem bekannten Berichte des Servius: *Plautum alii dicunt viginti et unam fabulas scripsisse, alii quadraginta, alii centum* — die Bierzigzahl auf Varros Fortsetzung sich beziehen möge, so daß er außer den 21 noch 19 andere zunächst anerkannt hätte. (Freilich müßte man denn doch dem Servius einen sehr ungenauen Ausdruck nachsehen, wenn sein *alii* — *alii* auf verschiedene Ansätze desselben Forschers gehen

folle). Diese Zahl sucht nun Ritschl durch scharfe Erwägung der Probabilität zu erreichen. Leicht bringt er die Zahl auf dreißig, indem die nächsten Ansprüche auf Berücksichtigung geltend machen: Saturio, Addictus, Boeotia, Nervolaria, Fretum (? Feretrum Ritschl S. 130, unser Codex fretam; ob Feta?), Trigemi, Astraba, Parasitus piger, Parasitus medicus. Eine episodisch eingelegte treffliche Untersuchung über die Arten der Benennung Plautinischer Stücke — so wie S. 161 ff. über Doppeltitel schöne Aufschlüsse gegeben werden — lehrt, daß einige vom Attius verworfene Komödien in der That schon des Titels wegen für unplautinisch zu halten sind. Dagegen gewinnt Ritschl als weitere Theilnehmer an seiner Bierzigzahl Commorientes, Condalium, Gemini lenones, ohne daß er Anus und Bis compressa entschieden verwerfen könnte. Für das Weitere wird der Boden immer schwankender. Indem Ritschl auf öfteres Citieren Plautinischer Stücke ohne Spur des Verdachts bei Verrius Flaccus (Festus) und Varro achtet, gewinnt er ferner Feneratrix, Frivolaria, Sitellitergus, und die vierzig werden voll durch Fugitivi, Cacistio (?), Hortalus, Artemo.

Die mindestens doppelte Masse der von Varro nur sehr bedingt anerkannten Plautinischen Stücke ist nur noch zum kleinsten Theile nachweisbar. Neun zählt Ritschl S. 154 auf: Colax, Carbonaria, Acharistio, Bis compressa, Anus, Agroecus, Dyscolus, Phagon (?), Cornicula oder Cornicularia; wozu aus einmahliger Erwähnung kommen Calceolus und Baccaria (?); gleichfalls nur einmahl vom Priscian wird Lipargus (??) und Caecus aut Praedones citiert. Ueber diese vermag eine methodische Kritik nicht hinaus zu kom-

men. So hätten wir im Ganzen 53 Plautinische Stücke, so daß, da die Gesamtzahl auf 130 sich belief, uns von 77 Palliaten einer einzigen Gattung selbst die Spur des Namens abhanden gekommen ist.

An diese schöne Abhandlung schließen sich noch vier Excurse an, unter denen wir nur kurz auf den zweiten hinweisen, welcher den Inhalt der verschiedenen Schriften Varros über Plautus und die komische Bühne näher zu bestimmen sucht. Das erste Buch der quaestiones Plautinae erstreckte sich danach über die fabulae des Plautus, zugleich die Lebensumstände berührend: während eine vollständige Biographie in dem Lib. I. de poetis vorkam, auch ein Theil des Hauptstoffes in den Büchern de actionibus scenicis, d. i. einem didaskalischen Werke über die dramatischen Aufführungen, wiederkehren mußte. Das zweite Buch der quaestiones gab dann eine Sammlung glossematischer Ausdrücke aus Plautus mit Erklärungen, dergleichen Sammlungen Varro auch über Nævius, Ennius, Lucilius sich angelegt hatte. — Der dritte Excurs verfolgt das Fortleben des Plautus auf der Bühne nach Anleitung der Prologe, wobei denn namentlich der merkwürdige Prolog der Casina, deren erste Aufführung in die letzte Zeit des Dichters nach 567 u. c. gesetzt wird, genau behandelt wird. Durch scharfsinnige chronologische Combinationen wird der flos poetarum, der zur Zeit der ersten Aufführung dem Prologe zufolge blühte, nachgewiesen, sodann einige Hauptpunkte der römischen Theatergeschichte erörtert, woraus namentlich das Ergebnis hervorgeht, daß die Prologe zum Pönulus, zum Amphitruo und zu den Captivi ihrer jetzigen Gestalt nach in eine Zeit gehören, da das römische Publicum sich nicht mehr mit einer einfachen, nur durch eine Scheidewand

getheilten Cavea behalf, sondern schon auf Gradus und somit festen Sitzplätzen dem Schauspiel zusah. Also ins siebente Jahrhundert, in dessen Anfang die Lust am alten Meister durch verschiedene Umstände neu belebt wurde. In diese Zeit fallen dann auch die Prologe zur *Asinaria*, den *Menächmi*, dem *Mercator*, *Pseudolus*, *Trinummus*, *Truculentus*.

Hiermit darf ich meinen kurzen Bericht über das äußerst reichhaltige Werk schließen. Daß Ritschl seit langen Jahren seine schönen Kräfte im Wesentlichen auf die Lösung seiner Lebensaufgabe gerichtet hat, sospitator des Plautus zu werden, hat schon jetzt reiche Früchte getragen. Die schönste Anerkennung ist kürzlich dem trefflichen Forscher durch unsern Meister Gottfried Hermann zu Theil geworden, welcher die mit Bentleyscher Genialität durchgeführte Umgestaltung der *Bacchides*, wodurch das herrliche Stück eigentlich erst genießbar geworden ist, mit einer herzlichen Widmung an Ritschl begleitet hat. Ist das der reichste Lohn, der Ritschls bisherigen Bestrebungen gezollt werden konnte, so möge es ihm ein mächtiger Sporn werden, das *εργον* selbst nicht auf eine unbestimmte Zukunft zu verschieben. Ich erlaube mir Hermanns Schlussworte mir anzueignen: *Vale, et memento Plautum quum meis tum aliorum multorum votis a te efflagitari enixissime.* F. W. G.

D a r m s t a d t,

bei Wilhelm Leske 1845. Die Gallerie auf der Kieggersburg. Historischer Roman mit Urkunden. Von einem Steiermärker. Erster Theil. Die Burgfrau und das Erbfräulein. Mit 12 Kupfertafeln. XVIII u. 735. Zweiter Theil. Die Huldigung und die Verschwörung. Mit einem Titel-

Kupfer. 596. Dritter Theil. Der Hexenproceß. Mit einem Titeltkupfer. 535 Seiten in Octav.

Zur Beurtheilung dieses weitschichtigen Werkes werden wenige Worte genügen. Nach einer schon früher von Klöden in Bezug auf die Geschichte der brandenburgischen Marken beliebten Methode wird hier ein Stück aus der Geschichte angesehenener Adelsfamilien der Steiermark im siebzehnten Jahrhundert, mit dem Gewande der Novelle geschmückt, mit Poesie übergossen, mit einer nachschleppenden Last von Urkunden im Anhange versehen, dem Leser vorübergeführt. Dichtung und Wahrheit in so seltsamem Gemische und dergestalt mit einander verwachsen, daß erstere, von der Prosa der Protocolle und derber — um nicht zu sagen roher — Correspondenzen, von nüchternen genealogischen Beweisführungen und dem Canzleistil kaiserlicher Gerichtshöfe umklammert, Duft und Schimmer einbüßt, während letztere in der Garderobe alter und neuer Zeit so seltsam costumiert erscheint, daß man sie, bis auf die Urkunden, gern fahren läßt. Aber diese Urkunden? wird man fragen. Sie würden, geordnet, auf den zwanzigsten Theil ihres Volumens reducirt und mit kurzen, erläuternden Bemerkungen versehen, einen schätzbaren Beitrag für die Entwicklung socialer und kirchlicher Verhältnisse in der genannten Provinz des österreichischen Kaiserstaats abgeben. Wie sie aber dem Publicum vorliegen, möchten sie, außerhalb solcher Familien, die in ihnen erwünschte Belege für Alter und Inhalt ihrer Wappen suchen, schwerlich einen aufmerksamen Leser finden. Endlose Canzleischreiben, wie sich solche in jeder Registratur eines herrschaftlichen Gerichts vorfinden, ein Wust von inhaltbarmen Correspondenzen, deren Werth darin bestehen könnte, den Leser mit dem Stil des siebzehnten Jahrhunderts bekannt zu machen,

wenn ihm nicht überall Gelegenheit geboten wäre, auf bequemerem Wege dahin zu gelangen. Man glaubt, in die Hexenküche des Faust einzutreten, wenn man in jener Zeit Zigeunermädchen Poesien aus dem Gebiete moderner Romantik vortragen hört, die Gesellschaft auf der Riegersburg mit Strophen aus dem Parcival um sich wirft, Burgfrauen, Zosen und Lakaien die Chronik Ottocars und den Minnesang aus den Tagen der Stausen so gründlich kennen, wie der Ritter aus der Mancha seinen Amadis und Lancelot. Das Ganze bietet ein Seitenstück zu der 'Mesopotamischen Schäferei' Anton Ulrichs von Braunschweig-Wolfenbüttel; nur daß letztere, abgesehen von dem Grunde der Verklappung, in der Uramena und dem Tiridates die Personen am Euphrat und Tigris immer noch mehr ihrer Zeit accommodiert, als die Tafelrunde auf der Riegersburg dem Leben des siebzehnten Jahrhunderts entspricht.

Den ungenannten Verfasser zu errathen, möchte keine schwierige Aufgabe sein. Diese wiederkehrenden Hindeutungen auf das Morgenland, mit dessen politischem und bürgerlichem Leben, mit dessen Literatur und Glaubenssätzen sich der Verfasser hoch vertraut zeigt, das Herbeiziehen der Affassinen, die Sprüche aus dem Koran und die Verse persischer Dichter, welche in die in der That trefflichen Naturschilderungen der Steiermark hineingewebt sind, sodann die Vorliebe, mit welcher das Geschlecht der Purgstalle berücksichtigt und möglichst in den Vordergrund geschoben wird — das Alles und eine wiedergefundene Bekanntschaft in den Eigenthümlichkeiten des Stils, läßt in dem Verfasser einen Gelehrten erkennen, hinsichtlich dessen man die bittere Klage nicht zurückdrängen kann, daß er das Gebiet früherer Studien, deren Ausbeute eine Zierde der Bibliotheken abgiebt, mit diesem öden,

wirren, jeder Schönheit und fast aller Belehrung ermangelnden Steinfelde vertauscht hat.

B e r l i n ,

bei N. Förstner 1845. Wie ärztlich-psychologische Gutachten organisirt und ausgefertigt sein müssen, wenn sie den Zwecken des Richters entsprechen sollen. Zum Gebrauch für Gerichtsärzte und Rechtsgelehrte von S. H. Hoffbauer, Dr und prakt. Arzt zu Bielefeld. XII und 25 Seiten in Octav.

Eine recht brauchbare Anleitung zur Abfassung der psychologischen Gutachten, deren Ausfertigung für richterliche Zwecke oft recht schwer und mühsam ist. Der Vf., schon durch anderweitige gute Arbeiten auf ähnlichem Felde rühmlichst bekannt, hat auch hier die rein practische Seite seiner Wissenschaft aufgefaßt, und das ärztlich-psychologische Gutachten sowohl nach seiner Materie, welche in drei Glieder zerfällt, Bericht, eigentliche Untersuchung und Urtheil, als auch nach seiner Form näher dargestellt. Dem Mißbrauche, ärztliche Autoritäten bei der Abgabe des Gutachtens in Uebermaß zu citieren, hat der Vf. zu steuern gestrebt, und wir können ihm nur Recht geben, wenn er den Satz ausspricht, der Sachverständige soll das von ihm verlangte Urtheil nicht auf das Ansehen Anderer basieren, sondern auf seine eigenen Ansichten, auf seine volle Ueberzeugung. Nur in denjenigen Fällen sind Autoritäten statthast, wo die Meinungen über den fraglichen Punct in der abstracten psychisch-gerichtlichen Lehre von anerkannt intelligenten Männern verschieden ausgesprochen sind: der Begutachter darf hier alsdann einen Gewährsmann in der Gestalt eines Citats anführen, um seiner eigenen Meinung, wie er sie in seinem Gutachten dem Richter offen dargelegt hat, mehr Gewicht zu geben, doch dürfen hier nie die Gründe fehlen, worauf der genannte Gewährsmann seine Ansicht oder sein Urtheil stützt. — Das Schriftchen verdient die beste Empfehlung.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

164. Stück.

Den 13. October 1845.

L o n d o n ,

bei Richard Bentley 1845. Memoirs of the reign of king George the third. By Horace Walpole, youngest son of Sir Robert Walpole, earl of Oxford. Now first published from the original Mss. Edited, with notes, by Sir Denis le Marchant. T. I. XXII und 422. T. II. XI und 456 Seiten in Octav.

Letters of Horace Walpole, earl of Oxford, to Sir Horace Mann, his Britannic Majesty's resident at the court of Florence, from 1760 to 1785. Now first published from the original Mss. T. I. (1843) 402. T. II. (1844) 400. T. III. XIX und 393. T. IV. XV und 457 Seiten in Octav.

Das Manuscript der obengenannten Memoiren gelangte mit einer Menge verschiedenartiger Schriften in den Besitz des letzten Grafen von Waldegrave und wurde von diesem dem jüngst verstorbenen Lord Holland übergeben, der sich allerdings die Bekanntmachung dieser werthvollen Denkwür-

digkeiten vorsehte, jedoch durch seine amtliche Thätigkeit an der Ausführung des Planes verhindert wurde. Nach seinem Tode ging die Handschrift in den Besitz von Lord Guston, jetzigem Herzoge von Grafton, über, auf dessen Wunsch der Herausgeber die Veröffentlichung übernahm.

Diese Memoiren, welche die Zeit der ersten zwölf Jahre der Regierung Georgs III. umfassen, bilden gewissermaßen den Schlußstein der historischen Werke von Horace Walpole und bieten für die Partekämpfe der Whigs und Jacobiten und für die Geschichte der Gestaltung der Königsmacht in England nicht unwichtige Beiträge. Man findet in ihnen nicht sowohl eine in ihren einzelnen Theilen verwebte, zusammenhängende Erzählung, als eine Beleuchtung der Höhepunkte und zwar weniger der Ereignisse von Bedeutung, als der Menschen, welche solche förderten oder herbeiführten. Sonach ist, nächst einem lebendigen Eingehen in parlamentarische Verhandlungen, die biographische Seite die vorherrschende. Intriguen am Hofe, namentlich die gegen Pitt angesponnenen, werden in ihren geheimsten Quellen und Richtungen verfolgt und aufgedeckt. In anderweitigen Hofgeschichten ist kein Mangel; aber nie findet man sie in dem indecenten und kleinlichen Stile von Versailles vorgetragen, vielmehr ist immer eine gewisse Würde, ein strenger sittlicher Ernst selbst über diesen Gegenstand gebreitet. Die Darstellung ist markig, kurz, schneidend; es tritt kein Staatsmann von Bedeutung auf, über den nicht eine pikante Aeußerung fiele. Durch eine kleine Anekdote, durch einen einzigen charakteristischen Zug weiß der Verf. seinem Bilde Leben einzuhauchen. In dieser Beziehung darf man ihn nicht mit Bibra vergleichen, der sich fast immer mit einem Häußlein bunt zu-

sammengewürfelter Geschichtchen begnügt. Walpole versteht es, den ihm vorliegenden Gegenstand in eine gedrängte Schilderung zu fassen, welche uns die innerste Natur desselben enthüllt. Als Beleg hierzu führt Ref. die (Th. I. S. 419) gegebene Charakteristik der Gräfin von Northumberland an: 'The Countess of Northumberland was a jovial heap of contradictions. The blood of all the Percies and Seymours swelled in her veins and in her fancy; while her person was more vulgar than anything but her conversation, which was larded indiscriminately with stories of her ancestors and her footmen. Show, and crowds, and junketting, were her endless pursuits. She was familiar with the mob, while stifled with diamonds; and yet was attentive to the most minute privileges of her rank, while almost shaking hands with a cobbler. Nothing was more mean than her assiduity about the king and the Queen; and yet, though indirectly reprimanded by the latter, she persisted in following her Majesty to the theatres with a longer retinue of domestics than waited on the Queen herself. She had revived the drummers and pipers and obsolete minstrels of her family; and her own countenance as the tail of such a procession, gave it all the air of an antiquated pageant or mumming. She was mischievous under the appearance of frankness; generous and friendly without delicacy or sentiment.' Auswärtige Ereignisse werden selten in die Darstellung hineingezogen. Unübertrefflich sind die Schilderungen der Parteien, z. B. beim Jahre 1765 (Th. II. S. 93). Eine bei weitem nicht nach Verdienst gewürdigte Aeußerung über die Tories findet sich Th. I. S. 244, und lautet also:

In truth, all the sensible Tories I ever knew were either Jacobites or became Whigs; those that remained Tories remained fools.' Der Vf. bemüht sich, in der Beurtheilung seiner Zeitgenossen jede Persönlichkeit zurückzudrängen, und häufig gelingt ihm dieses. Er spricht mit großer Unbefangenheit über sich selbst, wenn er in den engeren Kreis des politischen Lebens von England hineingezogen wird.

Der Herausgeber versichert, für den wortgetreuen Abdruck der Handschrift Sorge getragen und nur einige derbe Schilderungen und zwei bis drei Stellen, welche dem Charakter von keinesweges einflußreichen Personen zu nahe treten, ausgelassen zu haben. Den Notizen, welche der Verf. selbst seinem Werke beigegeben, hat der Herausgeber noch einige erläuternde oder berichtigende hinzugefügt. Doch sind ihm bei dieser Gelegenheit einzelne kleine Verstöße entgangen. So liest man z. B. von der Capitulation von Kloster Severn und von dem count la Lippe. Verstöße, welche indessen eben so wenig stören, als wenn (Th. I. S. 147) die biographischen Denkmähe von Barnhagen v. G. citirt werden.

Es kann sein, sagt der Vf. in der Einleitung, daß die Kenntniß dessen, was ich erlebte, der Nachwelt nicht völlig ohne Werth ist, obwohl ich der Meinung bin, daß nur wenige Menschen aus der Geschichte etwas lernen, daß vergangene Zeiten selten den gegenwärtigen so sehr gleichen, um auf diese angewandt werden zu können, daß, selbst wenn dieses der Fall ist, der Charakter der handelnden Personen zu verschieden ist und daß endlich Denen, welche sich mit dem Studium der Geschichte befassen, höchst selten eine Stelle in dem politischen Drama angewiesen ist. Er wiederholt,

daß er nur Memoiren, keinesweges eine Geschichte schreibe, und hofft deshalb auf Nachsicht, wenn sein Urtheil nicht immer gleich lauten, seine Ansichten sich im Laufe der Zeit als umgestaltet zeigen sollten. Er nimmt keinen Anstand, zu gestehen, daß Leidenschaftlichkeit, von der er sich nicht immer frei fühle, hierauf eingewirkt haben möge. Trotz der hieraus hervorgehenden Dissonanzen, verschmäht er jede Umarbeitung, weil es ihm in dem Augenblicke, als er seine Gedanken niederschrieb, stets um Wahrheit zu thun gewesen sei. Die Skizzen sollen original bleiben; Memoiren über Menschen, die viele Fehler hatten, und niedergeschrieben von einem Manne, der gleichfalls an ihnen nicht arm war.

Referent versucht es, in dem Nachfolgenden einen Auszug dieser Memoiren zu geben, die selbst da, wo ihr Urtheil mitunter zu scharf erscheint — z. B. hinsichtlich des Königs — nicht ohne Werth sind.

Georg III. bestieg den englischen Thron unter den glücklichsten Ausichten. Weil er in England geboren war, sah man ihn nicht mit den Vorurtheilen an, wie seine beiden nächsten Vorgänger in der Regierung. Keine mächtigen Parteien standen damahls erbittert einander gegenüber; die Verwaltung war stark und wohl geordnet, und ob auch der König die glücklich begonnenen Eroberungen fortsetzen, oder mit weiser Mäßigung der Welt den Frieden wiedergeben wollte — immer konnte er auf eine Billigung seines Verfahrens von Seiten des Volkes rechnen. Georg III. zeigte sich, so weit man seine eigenste Natur ergründen konnte, wohlwollend und human. Mochte es immerhin Methode sein, Jedermann etwas Verbindliches zu sagen, so paßte es doch andrerseits zu seinem leidenschaftslosen Wesen. Was bei ihm als Kind für Hart-

näckigkeit galt, nannte man bei ihm als König Festigkeit. Energie war ihm eben so fremd als Lust an selbständiger Thätigkeit. Er war mit treuem Fleiße allen Vorschriften seiner Mutter und Lord Bute's nachgekommen, aber darüber hinaus ging er nie; was jenseits der gestellten Aufgabe lag, kümmerte ihn nicht.

Trotz des Tages von Torgau, den Friedrich II. so glorreich über Daun erstritt, sprach sich in England überall das Verlangen nach Beendigung des Krieges aus. Dahin hatte besonders Lord Hardwicke's Pamphlet 'Considerations on the German war' gewirkt. Beide Häuser äußerten ihre Unzufriedenheit über die beträchtliche Zahlung von Subsidien nach Deutschland, und jedes Mitglied des Geheimen Rath's sträubte sich, die Forderung von 400,000 Pfund, welche man dem Landgrafen als Schadensersatz für sein verheertes Land zugesagt hatte, vor den Abgeordneten zur Sprache zu bringen. Nun erfolgte der Wechsel des Ministeriums. Der König erklärte, er habe zwei Staatssecreteare, von denen der Eine nichts thun könne (Lord Holderneß) und der Andere nichts thun wolle (Pitt); er bedürfe aber eines Mannes, der handeln könne und wolle. Hiermit bezeichnete er Lord Bute. Der Sturz von Holderneß war sonach unvermeidlich. Pitt war schwächlich und überdies mußte das erste unglückliche Ereignis im Kriege dazu dienen, ihn seiner Popularität zu berauben. Aber Bute zeigte sich zu ungeduldig, um eines dieser Momente abzuwarten; er wollte sich die Ehre nicht entreißen lassen, einen für England vortheilhaften Frieden abzuschließen.

Georg III. hing mit Liebe an der blühenden Lady Sarah Lenox, der Schwester des Herzogs von Richmond. Es geht aus vielen Anzeichen hervor,

daß ihm der Gedanke nicht fern stand, Sarah zu sich auf den Thron zu erheben. Dem glaubten Lord Bute und besonders die verwittwete Prinzessin von Wales mit aller Macht entgegenarbeiten zu müssen; sie kannten die Gewalt von Sarah über das Herz des Königs und fürchteten, daß sie durch deren Erhebung ihres Einflusses auf die Regierung verlustig gehen würden. Deshalb sandte die Prinzessin von Wales den Obersten Graeme nach Deutschland, um über die Töchter der kleinen protestantischen Fürsten zu berichten. Auf Schönheit, oder gar auf Talent zu sehen, war ihm am wenigsten zur Bedingung gemacht. So wurde die Prinzessin von Mecklenburg erkoren, und so sehr hing der König vom Willen seiner Mutter ab, daß er sich ohne Widerspruch in die von ihr getroffene Wahl fügte. Glaubte damahls der Hof, daß der König Lady Sarah nur zu seiner mistress haben machen wollen, so ist der Verf. seinerseits von der Ueberzeugung durchdrungen, daß der König nur an Ehe gedacht habe. Charlotte von Mecklenburg had been educated in that strict sourse of piety, which in Germany reaches to superstition. Sie hatte einen guten Verstand, viel Wohlwollen, in ihrem ganzen Benehmen Anmuth. Sie war eine feine Kennerin der Musik, welche sie practisch ausübte. Einfluß gewann sie nie, wohl aber die ungeschmälerte Liebe des Königs.

Der Hochmuth Spaniens, das jetzt entschieden für Frankreich in die Schranken trat und in einer stolzen Note verlangte, daß England seine Niederlassungen auf dem spanischen Gebiete an der Bai von Honduras aufgebe und Theilnahme an der Fischerei von Newfoundland gestatte, konnte, wie der Verf. sagt, nur von der Indolenz der englischen Minister — bis auf Pitt — übertroffen

werden. Lehterer antwortete, wie die Würde der Krone, welcher er diene, es erheische; aber die Rache der Krone schließ in andern Händen. Als Pitt seinen Willen gebunden, sein Volk beschimpft sah und daß ein Gehehlen seinen Namen geschändet haben würde, nahm er seinen Abschied. Es ist schwer zu sagen, ob Frankreich, Spanien oder Lord Bute — denn allen dreien stand Pitt im Wege — sich am meisten über diesen Schritt freute. Das Volk, dessen Idol der Ausgeschiedene war, zeigte sich voll Unwillen, wie vom Blicke getroffen.

Dieses Ereigniß und der Grund, aus welchem es hervorging, die Frage über Krieg und Frieden, wurde im Parlamente mit ungewöhnlicher Hefigkeit und großem Aufwande an Talent von beiden Seiten discutirt. Wir begegnen hier einer prächtigen Erzählung mit fast dramatischer Haltung; bei dieser Gelegenheit fühlt sich der Vf. als Engländer im Mittelpuncte seines politischen Lebens. Stark und kühn sprach Pitt für die Fortsetzung des Krieges in Deutschland. Er wies darauf hin, daß Prinz Ferdinand had been the saviour of Europe, and had shattered the whole military power of that military monarchy, France; er bewies, daß America had been conquered in Germany. Gegen ihn wettete Fox und das ganze Ministerium, welches den Augenblick festhalten zu müssen glaubte, in welchem der Vertrag mit Preußen ablief. Dazu kam, daß man in England die Theilnahme an dem siebenjährigen Kriege nur zu sehr als einen Act lediglich des Kurfürsten von Hannover ansah.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

165. 166. Stück.

Den 16. October 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Memoirs by Horace Walpole, published by Sir Denis le Marchant.

Letters of Horace Walpole.'

Beim Schlusse der Mittheilung der hierüber gehaltenen Reden im Parlament sagt der Vf.: 'The debates of a free nation, arrived at the summit of its glory, may be worthy the attention of future times. Our descendants will see what their ancestors were in arms and eloquence, and what liberty they enjoyed of discussing their own interests. Grant, heaven, they may not read it with a sigh; reading it in bondage and ignominy!'

Während die Gegner Pitts diesem durch Satiren und Pamphlete die Liebe des Volkes zu nehmen trachteten, kam plötzlich die Nachricht vom Abschlusse des Bourbonnschen Familienpacts nach England. Pitt hatte diese Wendung der Dinge scharfen Blicks vorausgesehen, Lord Bute sie gefürchtet und eben deshalb durch Einlenken zum

Frieden ihr vorzubeugen gesucht. Jetzt war das Ministerium dennoch zum Kriege gegen Spanien gezwungen. Es gehörte dazu eine große Ueberwindung, denn Bute bedurfte des Friedens, um in seiner Stellung zu erstarken. In dieser Gestaltung der Politik fand Pitt seine volle Rechtfertigung; aber eben das vergaben ihm seine Gegner nie.

Bewegungen neuer Art erfaßten damals Irland. Englands Handelseifersucht drückte schwer auf dem Lande und führte einer allgemeinen Verarmung entgegen. Ueberdies setzten gerade hier die untersten Stände ihren Stolz in eine gewisse Unthätigkeit. *To labour no more than noblemen, was a sort of nobility; and ignorance of a happier fate was happiness;* man hielt auf alte Volkslieder und traditionelle Genealogien, während sich Dummheit und Armuth auf das Land lagerten. Nur bei der protestantischen Bevölkerung zeigte sich Thätigkeit und deshalb Opposition und Ringen nach Unabhängigkeit. Gegen die in Begründung von Manufacturen und Urbarmachung des Bodens bestehende Geschäftigkeit der Protestanten richtete sich der Haß der von Priestern geheheten Katholiken. Frankreich schürte die Gluth. Es mußten englische Regimenter nach Irland übersetzen, um die Ruhe wieder herzustellen.

Hinsichtlich des siebenjährigen Krieges siegte endlich Lord Bute. Er wagte es, wie der Vf. sagt, den Namen eines Königs, welcher den Ruhm des ersten Feldherrn in Europa gewonnen hatte, aus der Liste der englischen pensioners zu streichen. Seitdem Bute durch die Entfagung des Herzogs von Newcastle auch der Form nach an die Spitze des Ministeriums getreten war, kannte sein Uebermuth keine Schranken. Dafür wurde er von dem mit Schärfe und Gewandtheit redigierten North

Briton unerbittlich gezüchtigt, namentlich durch den kaustischen John Wilkes und Churchill. Besonders galt ihr Wiß dem Bestreben des Principalministers, selbst unter wenig vortheilhaften Bedingungen einen Frieden abzuschließen, weil er dadurch jedenfalls das Werk Pitts zu zertrümmern hoffte. Bedurfte er dazu vor allen Dingen des Beistandes von Fox, so konnte nicht fehlen, daß er durch Bevorzugung des Letzteren die Erbitterung der Partei der Tories gegen sich rege machte. Nun begann das Friedenswerk, dem der nicht unbedeutende Anhang des Herzogs von Cumberland mit Nachdruck entgegenwirkte. Mit der höchsten Spannung blickte man auf die Eröffnung des Parlaments und den Weg, welchen Pitt bei dieser Gelegenheit einschlagen werde. Schon jubelte Bute, weil sein großer Gegner durch Krankheit am Erscheinen gehindert schien. Da wurde Pitt auf den Armen seiner Diener in's Oberhaus getragen und vor der Barre niedergesetzt, von wo er durch Hilfe von Freunden zu seinem Sitze gelangte. Es war ein feierlicher Augenblick, als der in Wolle Eingehüllte, den Tod auf den Lippen, das Wort nahm und den Wunsch äußerte, daß die Grundzüge der Friedensunterhandlungen einem Comité vorgelegt werden möchten. Drittehalb Stunden dauerte seine Rede, welche er, mit Erlaubnis des Hauses, zum Theil sitzend hielt, die Stellung Englands, seine Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft im Verhältnisse zu Frankreich erörternd. Sobald er geendet hatte, erheischte seine Erschöpfung, daß er fortgetragen wurde. Dadurch allein wurde es Fox möglich, den Sieg zu erringen. Dank wurde ihm dafür von Lord Bute, der unlange darnach aus dem Geheimen Rath ausschied, nicht zu Theil.

Bei dieser Gelegenheit gibt der Verf. (Th. I.

S. 266 ff.) eine scharfe, aber gewiß nicht ungerichte Schilderung von Bute, die man mit nicht geringerem Interesse lesen wird, als die unlange darauf sich findende Erzählung über die Folgen der geharnischten Artikel, welche John Wilkes im North Briton veröffentlichte, und die sich bis zum Ende des ersten Bandes hindurchzieht.

Bei Veranlassung der Vermählung des Erbprinzen von Braunschweig mit der Prinzessin Auguste begegnen wir einer anziehenden Beschreibung von dem Benehmen des mit unverstellter Freude vom englischen Volke empfangenen jungen Helden, eine Beschreibung, die in einem der später zu besprechenden Briefe an Horace Mann (Th. I. S. 182 ff.) ihre Ergänzung findet.

Der zweite Theil der Memoiren beginnt mit dem Jahre 1764 und erstreckt sich bis zur Mitte Aprils 1767. Mittheilungen über Parlamentsdebatten, Umtriebe der Parteien, des Königs Krankheit und die Entstehung der Regency-bill, sodann und vor allen Dingen der Anfang der Bewegungen in den Colonien von Nordamerika sind der Inhalt desselben. Beim Schlusse des Jahres 1765 slicht der Verf. einige Bemerkungen ein, die er während seines Aufenthaltes in Frankreich zu machen Gelegenheit fand. Sie bilden einen eigenthümlichen Contrast zu den überschwänglichen Schilderungen eines Capesigue, der in dieser derben ironischen Charakteristik seinen deliciofen Louis von Frankreich schwerlich wiedererkennen wird. Ludwig XV., heißt es, hatte einigen Verstand und gerade so viel Humanität, als sich mit völliger Indolenz verträgt; vermöge des ersteren begriff er nur solche Uebelstände, die ihm unmittelbar vor Augen gerückt wurden, vermöge der letzteren qualte er sich nie mit Untersuchungen über das Elend seines

Volk's. Unbekannte Gesichter waren ihm verhasst, ohne daß er deshalb altbekannte Diener geliebt hätte. Ehrgeiz und Ruhmsucht waren ihm völlig fremd; gegen die Königin konnte er zärtlich sein, gegen Maitressen war er allezeit verschwenderisch. Vortrefflich ist die Zeichnung des Herzogs von Choiseul. 'It could not, schließt der patriotische Verf. diese Bemerkungen, but be a singular satisfaction to me to find in so adverse a nation so few men whose abilities were formidable.'

Sind die Memoiren Walpole's von vorn herein für die Deffentlichkeit bestimmt, so läßt sich das selbe keinesweges von den an einen Freund geschriebenen Briefen — 449 an der Zahl — sagen. Hätte es Walpole, wie er in der Einleitung zu den ersteren glaubt, gelingen können, sich völlig frei von Persönlichkeiten zu halten, so hätte in dem schließlichen Urtheile über Personen und Zustände in beiden Werken eine größere Uebereinstimmung herrschen müssen. Aber freilich sind die Briefe Erguß augenblicklicher Stimmung und Auffassung, die Memoiren ein Resumé derselben, das Resultat der in einer Reihe von Jahren gewonnenen Ansichten. Die gleich im Anfange entworfene wohlwollende Schilderung von Georg III. weicht sehr von der in den Memoiren enthaltenen ab, in denen der König häufig einer bitteren Beurtheilung unterzogen wird. Darin stimmen jedoch beide überein, daß eine gewisse Kälte sich in den Zügen und dem ganzen Wesen desselben ausgesprochen habe und daß es ihm schwer gefallen sei, sich aus der Abhängigkeit von solchen Menschen loszureißen, denen er ein Mahl sein Vertrauen geschenkt hatte. In dieser Beziehung fühlt sich der Briefsteller gedrungen, mit dem Bemerken, daß häufig

ein ganzes Stück der Geschichte durch ein Bonmot treulich abgespiegelt werde, den Ausspruch einer Dame mitzutheilen: 'It is a great question, what the king is to burn in his chamber, whether Scotch-coal (Bute), Newcastle-coal (Herzog von Newcastle), or Pitt-coal.'

Beide Werke geben, als die Anschauungen eines hochstehenden und scharfblickenden Engländers, die wichtigsten Beiträge für einen interessanten Zeitraum der englischen Geschichte ab.

Die Briefe enthalten Mittheilungen leichter und ernster Art, wie sie der Freund dem Freunde zukommen zu lassen pflegt, Hofgeschichten, Ländeleien, geistreiche Bemerkungen über Staatsmänner von Gewicht (*dramatis personae*), tiefsinnige Aeußerungen über politische Zustände, Beschreibungen von Hoffesten, Gemälde Derer, welche auf der ministeriellen oder parlamentarischen Bühne Londons vorüberschreiten, städtische Neuigkeiten, Beförderungen, Urtheile über neuerdings erschienene Schriften und Anfragen wegen italiänischer Werke und neuaufgefundener Antiquitäten. Walpole selbst schreibt seinem Freunde: 'Our correspondence is a register of events and aeras, a chronicle of wars and revolutions in ministries.' Und ein Wechsel im Ministerium, heißt es bei einer andern Gelegenheit, bedeutet in England nichts Geringeres, als was anderswo eine blutige Revolution ist.

Mit den späteren Jahrgängen gewinnen die Briefe an Tiefe; die feinen Sarcasmen bleiben, die Frische der Jugendkraft geht nicht verloren, aber zu beiden gesellt sich jene Reife der Beobachtung und des Urtheils, wie sie allein das Alter gewährt. Nur selten umschleiern Unmuth und Trübsinn den klaren Blick.

Die Correspondenz umfaßt den Zeitraum vom

November 1760 bis zum Junius 1786. Anfangs spricht sich bei jeder Gelegenheit die höchste Achtung vor the great commoner (Pitt) aus; späterhin begegnet man häufig Anschuldigungen von rücksichtslosem Verfahren. Ueber die Absetzung Peters III. schreibt Walpole im August 1762: 'Katharina von Zerbst hat ihren Gemahl mit genialer Kaltblütigkeit vom Throne gestoßen. Eine solche honnette Schamlosigkeit der modernen Majestät ist unvergleichlich! Diese nordische Athalia ist modest genug, Jedermann für einen ähnlichen Waldmenschen zu halten, wie ihre Russen, denen sie erzählen kann, daß der Kaiser am Schlagflusse gestorben sei. Geschichten der Art verleihen gewissen Erzählungen der Annalisten des Mittelalters Glaubwürdigkeit und Tacitus recovers his character by the edition of Petersburgh. Und nun schleicht diese Semiramis des Nordens weinend hinter dem Sarge ihres Gemahls her und beklagt in lamentabeln Manifesten dessen Tod, daß man in der That glauben sollte, Peter der Große habe nie daran gedacht, die Russen lesen zu lehren.' — Die verschiedenartigsten Gefühle bestürmen den Wf., der bald mit kräftiger Hand den Schleier von der Zukunft hinweg zu ziehen sucht, bald 'ein Embargo auf seine Prophezeihungen legt,' beim bevorstehenden Abschlusse des Friedens mit Frankreich. 'Ruhe und Sicherheit für einen längeren Zeitraum können wir nur dadurch erwarten, daß wir uns weder des glücklichen Erfolges im Kriege überheben, noch auch mit Ungeduld nach dem Frieden haschen; Frankreich bedarf des letzteren, aber es fragt sich, ob es ihn wirklich wünscht.' Bald darauf fügt er hinzu: 'Ich fühle, daß ich ein schlechter Philosoph bin und von dem Wetter der Stunde abhängе. Der Ruhm meines Vaterlandes schwellt mir die

Brust; aber was sagt Ruhm gegen Glück! Und Glück bringt nur der Friede.' Aber sobald von den Hubertsburger Tractaten die Rede ist, die den Engländer nicht unmittelbar als solchen betreffen, läßt er den Humor frei walten und freut sich, daß Friedrich II. dreien Kaiserinnen entronnen ist, von denen die Eine nicht eben zart mit dem Leben gekrönter Häupter umzuspringen pflegt. 'Für ein solches Weib die Apologie zu schreiben, fügt er hinzu, kann sich nur für einen Voltaire gebühren.' 'Die Welt, heißt es an einer andern Stelle (Th. II. S. 63), ist für den denkenden Menschen eine Komödie, für den fühlenden eine Tragödie; jeder Clodius des Tages wirft gern den Mantel eines Cato um.'

Mit der Zeit, bis zu welcher der zweite Band der oben genannten Memoiren sich erstreckt, beginnen die reichhaltigen Mittheilungen über die parlamentarischen Verhandlungen hinsichtlich Amerikas. 'Lord Chatham sagte, Amerika sei in Deutschland erobert; ich aber fürchte, daß England einst in Amerika oder in Bengalen erobert werden wird.' Betrachtungen der Art wechseln mit wichtigen Berichten über den Aufenthalt des Königs von Dänemark in London, mit Bemerkungen über den Sturz Struensee's, über die Theilung Polens und die tiefe Gesunkenheit des Hofes von Versailles, mit Mittheilungen über die Einleitungen des Processes gegen den nimmermüden Wilkes. 'Merkwürdig, dieser Mensch wird im Gefängnisse zum Parlamentsmitgliede und dann zum Alderman in London erkoren. Seine Anhänger verlassen ihn, stellen ihn bloß, betriegen ihn — und er wird Sheriff von London; hätte man ihn aufgeknüpft, so würde er, glaube ich, König von England geworden sein.' Der Verf. lobt Lord North wegen sei-

ner Thätigkeit und Kenntnisse, aber er fügt zugleich die schmerzliche Bemerkung bei, daß überall in England der Ehrgeiz für das Vaterland durch den persönlichen Ehrgeiz verdrängt werde.

‘Welche Zeiten! ruft er aus. England setzt Nabobs in Ostindien ab; Rußland schickt eine Flotte vom Nordpol gegen Constantinopel, und Spanien und Frankreich rüsten wegen Besetzung der Falklandsinseln. Jede dieser Parteien bedarf zwölf Monate, um zu dem Orte ihrer Bestimmung zu gelangen, und abermahls zwölf Monate, um zu Hause zu erfahren, was sie ausgerichtet hat. Das ging allenfalls zur Zeit der Patriarchen, die 8 bis 900 Jahre lebten und deshalb immerhin 18 bis 20 Monate auf Bescheid warten durften, aber für unsern postdiluvianischen Zuschnitt ist es lächerlich. Wir werden noch erleben, daß man für den Hundstern und den großen Bären Kriege führt.’

Bei Gelegenheit eines Urtheils über die Richtung der aristokratischen Jugend in England heißt es: ‘Was man bon ton nennt, ist gewöhnlich die Weise von Menschen, denen noch nie Gelegenheit geboten war, in eine gute Gesellschaft zu kommen. Interessant ist die Erzählung von der Anklage von Lord Elive, ‘dem gottgeborenen Heroß (the heaven-born hero), der wie Schnee so rein dasteht und den selbst Macchiavell frei sprechen würde, weil sein Leitstern die supreme policy war.’

Von Seite 271 des zweiten Bandes an gibt Amerika den Hauptinhalt fast aller Briefe ab. Der Vf. findet die Forderungen der Colonien keinesweges durchweg unbillig; aber bei dem ersten Gewaltstreich derselben regt sich in ihm der Stolz des Engländers. ‘If the Americans, schreibt er, provoke us, we will sail forth in our Bucen-taur and cuckold them with their spouse the

Atlantic.' Aber bald stellt er bedenklich die Frage, ob England den Verlust Amerikas, oder aber einen langwierigen Krieg werde ertragen können; er liebt die Freiheit zu sehr, als daß er die Sympathie für die Colonisten schwinden lassen könnte, bei denen er so viele 'Köpfe und Herzen' findet. 'Siegt England, klagt er, so ist's um englische und amerikanische Freiheit geschehen; siegen die Colonien, so ist unser Handel hin; schreitet man zu Unterhandlungen, so wird Amerika uns das Geschehene nie vergeben. Welche unsinnige Politik hat alle die geleitet, welche den Namen der Souverainetät höher stellten, als den der Allianz, und auf erzwungene Subsidien mehr Gewicht legten, als auf den goldnen Ocean des Handels!' In Washington sieht er die Eigenschaften eines Fabius und Camillus vereint.

Je rascher der Kampf jenseits des Oceans seiner Entscheidung entgegengeht, um so rascher folgen sich die Briefe Walpole's an seinen Freund in Florenz. Der Schmerz, sein Vaterland gebeugt, um Frieden betteln zu sehen, drückt ihn tief darnieder; selbst dem Engländer scheint in der Aussicht auf einen Krieg mit Frankreich kein Ersatz für den Verlust Amerikas zu liegen, das nicht länger eine Commende der alten Welt abgeben will. Nun erfolgt der Tod von Lord Chatham. In dem Augenblicke, als er sein Auge geschlossen hatte, begriff ganz England, daß allein der von ihm so bitter gekränkte Mann hätte Rettung bringen können. Man wird dem Brieffsteller nicht verargen, wenn er sich in gereizter Stimmung über Hof, Tories und Geistlichkeit ausläßt, deren Borspiegelungen und Bestechungen es gelungen war, die Meinung zu verbreiten, daß das England überziehende Unwetter nur durch die Opposition herauf

beschworen sei; er fürchtet den unglücklichen Ausgang des Krieges kaum mehr, als den glücklichen, weil letzterer ein despotisches und unfähiges Ministerium zu einer unerträglichen Insolenz verführen werde. 'Wer wie ich, schließt ein Brief, hart vor dem Grabe steht und dann noch auf irdisches Glück speculieren will, gleicht dem Schuldner Hogarths, der im Gefangenhause über einem Plan zur Tilgung von Staatsschulden brütet.'

Daß Irland die Zeit des Kampfes benutzte und dem Verlangen nach freiem Handel durch Aufstellung von 40,000 Bewaffneten Nachdruck gab, führt den Vf. zu einem Ausspruche, dessen Wahrheit erst in der neuesten Zeit Anerkennung finden sollte. Er sagt (Th. III. S. 186): 'If we are not cured of our American visions at last, I hope we have learnt wisdom enough to perceive that prerogative is the weakest of all chimeras when opposed by free men in arms; it has cost us the diadem of the Colonies, as it did James II those of three kingdoms; and therefore I trust we shall have more sense in Ireland.' Die letzte Hoffnung Walpole's beruhte nur noch auf dem Wechsel eines Ministeriums, das fortwährend 'mit der Zuverlässigkeit eines Zigeunerweibes' die baldigste Wiedereroberung Amerikas prophezeigte; und the fluctuation im Unterhause schien auf die Erfüllung dieser Hoffnung hinzudeuten. Je rascher die politische Inflammation im Staatskörper Englands um sich griff, um so sorgfamer befragte er den Puls des Kranken. Aber alle Symptome täuschten, die Ereignisse gestalteten sich anders, als er gehofft und gefürchtet hatte, und 'this is an age of abortions!' ruft er voll Unwillen aus. Er glaubt von der einen Seite in Amerika den jugendfrischen

Erben der altersmüden Europa zu erblicken, und andererseits wähnt er den Ausspruch Buffons, daß europäische Thiere jenseits des atlantischen Oceans ausarten, in den Bewohnern der Colonien bewährt zu finden. Aber jedenfalls, meint er, hat Europa schwere Schulden an die neue Welt abzuführen, weil es, auf dem Grunde der verdienstvollen Erfindung der Schifffahrt und des Schießpulvers, jene entvölkerte und ausplünderte. Im Jammer über die Gesunkenheit seines Vaterlandes fühlt sich der Brieffsteller durch die Ueberzeugung gehoben, daß wenigstens die Beredtsamkeit — er hat von Charles Fox und dem jüngeren Pitt gesprochen — aus England nicht gewichen sei. Aus solchen Erscheinungen schöpft er neuen Lebensmuth.

Nun erfolgt (März 1782) die Umgestaltung des Ministeriums, dann die Ernennung des zwei und zwanzigjährigen Pitt zum Staatssecretair; Lord Eliott (sic) 'being as firm as his rocks' spottet aller Angriffe der Feinde, Holland verliert sein gewürzreiches Ceylon, Englands Flotte erneuert seinen Ruhm in den Gewässern Westindiens und die Friedensunterhandlungen nehmen ihren Anfang. Aber Walpole hat es verlernt, mit dem früheren Hoffen ins Leben zu blicken. 'Wir schwätzen und schreiben von Freiheit, sagt er (Th. IV. S. 99), und berauben den Hindu seines Eigenthums; der Kaiser hebt Klöster auf und demüthigt den Papst; die Czarin predigt Toleranz und beschützt Jesuiten; und beide philosophische Herrscher besprechen die Theilung Constantinopels, nachdem sie das Leben von einer halben Million ihrer Unterthanen drangeseht haben.' 'In one age, religion commits massacres; in another, philosophy. Oh! what a farce are humain affairs!' So viel Wahrheit immerhin in diesen Worten liegt, so ergibt sich

165. 166. St., den 16. October 1845. 1661

doch aus den letzten funfzig Briefen des betagten Walpole, daß er grau in grau mahlt und daß er von jener Schwäche des Alters nicht frei ist, von der er selbst sagt (Th. IV. S. 194): — a common foible with elderly men, who seem to think that every thing was in perfection when they entered the world, and could not be altered but for the worse.' Hav.

H e i d e l b e r g .

Akademische Verlagshandlung von J. C. B. Mohr 1844. Beiträge zur Geologie der Gegend um Heidelberg. Von Gustav Leonhard, Doctor der Philosophie, Privatdocent an der Universität zu Heidelberg 2c. 52 Seiten in Octav. Mit zwei colorirten Steindrucktafeln.

Das badensche Land ist nicht nur ein wahrhaft geseegnetes und höchst schönes, sondern auch ein an Naturmerkwürdigkeiten überaus reiches. Der wandernde, nicht auf Eisenbahnen der Natur entfliehende Forscher, wird an der Bergstraße wie am Schwarzwalde, zumahl durch die große Manigfaltigkeit des Felsgebäudes gefesselt, dessen Gezimmer durch die zahlreichen, gegen den Rhein geöffneten Thäler, in den lehrreichsten Durchschnitten aufgeschlossen erscheint. Vorliegende kleine Schrift liefert schätzbare Beiträge zur näheren Kunde der geognostischen Verhältnisse desjenigen Theils jenes Gebirgszuges, der dem Neckardurchbruch angehört, oder ihm nahe liegt.

Mit Recht widmet der Verf. dem Granite besondere Aufmerksamkeit; denn wenn gleich diese Gebirgsart auf den lange usurpierten Vorzug, für die älteste Masse der Erdrinde zu gelten, gegenwärtig verzichten muß, so kann doch dem Granite

durch keine neuere Erfahrung die hohe Bedeutung für den Bau der Gebirge, wie für die Bildung des lockeren Bodens, und dadurch für Alles was der Boden trägt, streitig gemacht werden. Sowohl in der Gegend von Heidelberg, als auch an mehreren anderen Punkten des Gebirges der Bergstraße, steigt der Granit in großen Massen aus der Tiefe empor. Aber der dortige Gebirgsgranit ist wohl zu unterscheiden von zwei verschiedenen Granit = Arten, welche gangförmig in jenem vorkommen, und von denen der jüngere nicht allein den Gebirgsgranit, sondern auch den älteren Ganggranit durchsetzt. Die nahe Gegend von Heidelberg stellt diese Verhältnisse ausgezeichnet zur Schau; und sehr lehrreich sind die von dem Verf. darüber mitgetheilten, von Abbildungen begleiteten, genauen Beobachtungen. Besondere Beachtung verdient die Bemerkung: daß die Emportreibung des jüngeren Ganggranites in eine Periode vor der Ablagerung des Todt = Liegenden und bunten Sandsteins fällt, indem nirgends, wo diese Gebilde den Gebirgsgranit bedecken, und derselbe von Gängen des jüngeren Granites durchsetzt wird, ein Fortsetzen desselben in jene neptunischen Gesteine wahrgenommen wird.

Auch der Syenit erscheint an der Bergstraße in bedeutenden Massen und manigfaltigen Abänderungen. Im Birkenauer Thale wird er an mehreren Stellen von Granitgängen durchsetzt. In dem ausgezeichneten porphyrartigen Syenit der Gegend von Hemsbach setzt ein Gang eines feinkörnigen, jüngeren Syenites auf.

Der Feldsteinporphyr ist die dritte, von dem Verf. erörterte, plutonische Gebirgsart der Gegend um Heidelberg, die ebenfalls in manigfaltigen Varietäten auftritt. Daß der Porphyr der

Bergstraße sich aus dem Gneuse und dem Granite erhebt, läßt sich nicht wohl bezweifeln; aber nicht für eben so ausgemacht möchte Referent es halten, daß der Porphyr bei Handschuchsheim und an der Glashütte den bunten Sandstein durchbricht, welches wenigstens mit sicheren Erfahrungen über das Alter des Feldsteinporphyrs in anderen Gegenden von Deutschland im Widerspruche steht, und namentlich bei den ähnlichen Porphyren des Schwarzwaldes entschieden nicht angenommen werden kann. Referent würde es daher für erwünscht halten, wenn der thätige Verf. nicht abgeneigt wäre, diesem Gegenstande, der von ihm bereits in seiner Preisschrift über die Gegend von Schriesheim berührt worden, seine prüfende Aufmerksamkeit auf's Neue zuzuwenden. Uebrigens darf nicht unerwähnt bleiben, daß die Porphyre der Bergstraße, nach der Bemerkung des Verfs, wahrscheinlich nicht von gleichem Alter sind. Auch am Schwarzwalde ist die Verschiedenheit des älteren Feldstein- oder Curitporphyrs und jüngeren, zur Bildung des Todt=Liegenden in genauer Beziehung stehenden Thonsteinporphyrs, der nur zuweilen die petrographische Beschaffenheit des ersteren annimmt, nicht zu verkennen.

Eine zweite Abtheilung der vorliegenden Schrift handelt von den neptunischen Gebilden der Umgegend von Heidelberg: von dem rothen Todt=Liegenden und Zechstein, dem bunten Sandstein, Muschelkalk, Keuper und Lias. Verzeichnisse von den in diesen Flözgebilden sich findenden Petrefacten, erhöhen den Werth jener Mittheilungen.

B r ü s s e l.

Nouveaux Mémoires de l'académie royale des

sciences et belles lettres de Bruxelles. Tom. 15, 1842.
Tom. 16, 1843.

(Mathematische und physikalische Abhandlungen.)

Im 15. Bande: Mémoire sur les solutions singulières des équations différentielles, par M. Timmermans. — Nouveau catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes par Quetelet. — Im 16. Bande: Sur la différence des longitudes des observatoires royaux de Greenwich et de Bruxelles, déterminée au moyen de chronomètres; par M. Sheepshanks et Quetelet. — Mémoire sur les oscillations diurnes du baromètre par M. Crabay. — Mémoire sur les phénomènes que présente une masse liquide libre et soustraite à l'action de la pesanteur, par J. Plateau. Der Grundgedanke dieser interessanten Abhandlung ist folgender. Die Gestalt, welche eine Flüssigkeit in Folge der auf sie wirkenden Molekularkräfte annimmt, kann nur selten beobachtet werden, weil die Wirkung dieser Kräfte durch die weit stärkere der Anziehungskraft verdeckt wird. So sieht man nur bei kleinen Massen, die Flüssigkeiten auf Unterlagen, gegen welche sie keine große Verwandtschaft haben, sich kugelförmig gestalten. Könnte man nun auch bei größeren Massen auf ähnliche Weise den Einfluß der Schwere neutralisieren, so würde man an solchen interessante Versuche über die Gestalt, die sie unter dem Einfluß anderer Kräfte annehmen, anstellen können. Dies erreicht nun Hr Plateau auf eine sehr einfache Weise. Da die fettigen Oele größeres specifisches Gewicht als Alkohol und geringeres als Wasser haben, so kann man eine Mischung von Wasser und Alkohol herstellen, die genau dasselbe specifische Gewicht hat, wie ein bestimmtes fettiges Oel. Bringt man also das Oel in eine solche Mischung, so ist die Wirkung der Schwere aufgehoben, und da sich das Oel nicht mit der umgebenden Flüssigkeit vermischt, so wird es also die Gestalt annehmen, welche irgend andere auf dasselbe einwirkende Kräfte hervorbringen. Stellt man diesen Versuch mit den vom Vf. ausführlich angegebenen Vorsichtsmaßregeln an, so bildet das Oel in der erwähnten Mischung eine vollkommene Kugel, wie dies vermöge der Molekularanziehung der Fall sein muß. An dieser Kugel lassen sich dann, wie der Verf. zeigt, die Einwirkungen der Centrifugalkraft sehr bequem nachweisen, wobei sich mancherlei merkwürdige Erscheinungen ergeben. Der Vf. verspricht noch eine zweite Abhandlung über diesen Gegenstand.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

167. Stück.

Den 18. October 1845.

B r a u n s c h w e i g,

bei Friedrich Vieweg und Sohn 1842 — 1843.
Pouillet's Lehrbuch der Physik und Meteorologie für deutsche Verhältnisse frei bearbeitet von Dr. Joh. Müller, Lehrer der Physik und Mathematik an der Realschule zu Gießen. In zwei Bänden. Mit gegen 1000 in den Text eingedruckten Holzschnitten.

Es ist gerade ein volles Jahrhundert, daß des Abbé Nollet so bekannt gewordene *Leçons de physique expérimentale* durch die gebildete europäische Welt ihre Wanderung zu machen begannen — die allgemein verbreitete Amsterdamer Ausgabe datiert von 1745 — und in unsern Tagen scheint das Werk seines Landsmanns, des Physikers Pouillet, eine ähnliche Mission übernehmen zu wollen. Wie verschieden auch zwei Bearbeitungen der Physik sein müssen, zwischen denen ein solcher Zeitraum liegt, so wird man hier deren Zusammenstellung bei näherer Vergleichung doch in mehr als einer Rücksicht gerechtfertigt finden. Beide Werke suchen den

Gebildeten unter ihren Zeitgenossen ein zugleich übersichtliches und im Wesentlichen erschöpfendes Bild der Wissenschaft in ihrem letzten Stadium zu geben; beide Verfasser mit dem den französischen Gelehrten eigenthümlichen Tacte in geschickter Auswahl des Stoffes und Darstellung desselben. Man wende nicht ein, daß die unermesslichen Fortschritte der Naturlehre seit einem Jahrhundert jede Vergleichung der an seinen Grenzen liegenden Werke abweisen: wie groß auch die Massen der interessantesten Entdeckungen sein mögen, die seit Nollet's Zeiten die Physik bereichert haben; immer ist sie noch im Streben zur eigentlichen Wissenschaft begriffen: noch immer beschäftigt, Material zu sammeln und zu ordnen und höhere Standpunkte der Einigung für eine Manigfaltigkeit zerstreuter Erscheinungen aufzufinden. Was aber die Aehnlichkeit der hier verglichenen Werke besonders begründet, das ist ihre ganz auf Anschauung, auf Thatsachen begründete experimentelle Seite; das Gewicht wird vor Allem auf die Naturerscheinung, auf den Versuch gelegt, derselbe sorgfältig geschildert, durch Zeichnung erläutert und dann in Absicht der aus ihm zu ziehenden Folgerungen und Anwendungen ausdrücklich besprochen; bei Nollet mit behaglicher Geschwägigkeit und Breite, bei Pouillet kürzer, weil die Masse dazu drängt.

Freilich haben wir in dem oben angezeigten Werke nicht eigentlich Pouillet's Lehrbuch, sondern dessen deutsche Bearbeitung vor uns; was man aber dem Original Gutes nachsagen kann, darf reichlich auch von dieser gelten und mehr noch. Denn der Bearbeiter, Hr Dr Müller, hat die schwachen Seiten desselben mit eben so gründlicher Sachkenntnis als anerkennungswerthem Geschick zu verstärken gewußt, indem er theils Besseres an

die Stelle gesetzt, theils bedeutende Lücken ausgefüllt. Es könnte nun allerdings, nachdem das Werk schon seit einigen Jahren dem Publicum vorliegt und — wie man aus dem raschen Absatz erkennt — schon in die Hände vieler Tausende übergegangen ist, eben so verspätet als überflüssig erscheinen, an diesem Orte noch ausdrücklich darüber berichten zu wollen. Und doch hält Referent eine Besprechung des Buchs in einer Beziehung noch keinesweges zu spät, vielmehr erst jetzt zeitig und angemessen: nämlich in Hinsicht auf seine Brauchbarkeit beim öffentlichen Unterricht, nachdem er selbst es zu solcher Absicht benutzt hat.

Nun erscheint Ref. als die einzig zweckmäßige Methode des physikalischen Unterrichts, daß das Experiment — und zwar in möglichster Einfachheit — in den Vordergrund gestellt und die Ermittlung des Naturgesetzes auf dessen genaue Beobachtung gegründet werde. Die entscheidende Thatsache muß also an die Spitze der Untersuchung, nicht als Demonstration einer theoretischen Speculation an's Ende, gestellt werden, und dieser Forderung genügt das Lehrbuch durchaus. Ueberall sehen wir hier vor Allem die Mittel, welche zur Darstellung der Erscheinungen führen, in Abbildung und Beschreibung auf's Sorgfältigste geschildert, während die meisten andern Lehrbücher gewöhnlich nur ganz allgemeine und unbestimmte Andeutungen der Versuche geben. Nicht genug können aber gerade in dieser Beziehung die in den Text aufgenommenen, mit seltener Kunst ausgeführten, Holzschnitte gerühmt werden: die Nettigkeit ihrer Ausführung und die Sauberkeit des Drucks verdienen volle Bewunderung und erhöhen den Werth des Buchs ungemein, wie Jeder uns zugeben wird, der z. B. die Abbildung der Con-

struction des Wagebalkens (S. 67) oder der Dampfmaschine (S. 303) im ersten, oder die trefflichen Zeichnungen zur Optik im zweiten Theile näher betrachtet. Alles ist mit einer solchen Deutlichkeit versinnlicht und beschrieben, daß der Leser bei einiger Gewandtheit sich leicht in den geschilderten Versuch finden und mit dem nöthigen Apparat ihn ausführen können wird. Nur an wenigen Stellen vermißt man die nähere Angabe der Bedingungen des Gelingens, häufig sehr unerheblich scheinender Vorsichtsmaßregeln, von deren Beobachtung gleichwohl der Erfolg des Experiments größtentheils abhängt. Dagegen finden wir an andern Orten eine Ausführlichkeit in der Schilderung — namentlich von Instrumenten — die für den Zweck des Buchs fast zu weit geht, indem sie zu einer förmlichen Anweisung für den Mechaniker wird, wie z. B. die Beschreibung der Atwood'schen Fallmaschine.

Die im Buche vorkommenden mathematischen Betrachtungen beschränken sich mit Recht auf die Beihilfe der Elemente, um seinen Inhalt möglichst Vielen zugänglich zu machen. Dadurch, daß hier im Ganzen das rechte Maß getroffen ist, wird das Werk namentlich für den höheren Schulunterricht brauchbar. Die Behandlung vereinigt Kürze mit Klarheit; so z. B. bei der Entwicklung des Fallgesetzes, der Kepler'schen Gesetze, der optischen Formeln. An einigen Orten, wo ein nur durch Hilfe der höheren Mathematik streng abzuleitender Ausdruck mitgetheilt wird, hätte demselben auf elementarem Wege vielleicht näher geleitet werden sollen; so z. B. dem Werthe der Schwingungszeit des Pendels durch Beziehung auf die geneigte Ebene, mit dem Zusatz des Factors π als Ergebnis höherer Untersuchungen. Was aber nach des Ref. Urtheil dem Buche zu ganz besonderm Ruhme ge-

reicht, ist sein Bestreben außer dem Calcül wo es der Gegenstand irgend zuläßt auch die geometrische Darstellung zu Hilfe zu rufen, wodurch manche Partien, die in dem Rufe ganz besonderer Schwierigkeit und Verwickelung stehen, mit oft überraschender Einfachheit und Deutlichkeit in's Licht gestellt werden. Dahin gehört namentlich die treffliche Erörterung der Beugungserscheinungen, die einen Jeden, der sich mit der analytischen Behandlung dieses Gegenstandes befaßt hat, von den großen Vortheilen der geometrischen Versinnlichung desselben überzeugen muß. Hier, wie bei andern Gelegenheiten, kann der Lehrer beim Unterricht sich der ungemein sauber und deutlich ausgeführten Holzschnitte des Buchs bedienen, indem er dasselbe unter seinen Zuhörern zirkulieren läßt, um die Kreidezeichnung an der Wandtafel zu ergänzen und für die einzelnen Voraussetzungen zu specialisieren. Ref. wenigstens hat solche Benutzung des Buchs in einigen Exemplaren für die Zwecke seines Unterrichts sehr brauchbar gefunden, und glaubt daher, dieselbe auch Andern empfehlen zu dürfen.

Es darf übrigens nicht unerwähnt bleiben, daß das Werk einen großen Theil seiner Vorzüge nicht sowohl dem Verfasser des Originals, als vielmehr dessen deutschem Bearbeiter verdankt. Dahin gehört die vollständige Entwicklung und genügende Erläuterung der mathematischen Formeln und namentlich die nähere Begründung der Lehrsätze der Mechanik. Neben andern Abweichungen in der Darstellung der Wärmelehre (z. B. in Betreff der Ausdehnung der Gase) begegnen wir einer längern Einschaltung über Dampfmaschinen und ihre Anwendung zu Locomotiven und Dampfschiffen, deren Ausführlichkeit Herr Müller entschuldigen zu müssen glaubt, jeder Leser aber bei der Bedeu-

tung des Gegenstandes unstreitig nur willkommen heißen wird.

Die Lehre vom Magnetismus ist durch eine möglichst elementare Darstellung der Grundzüge der berühmten Gauß'schen Arbeiten bereichert, welche das französische Werk merkwürdigerweise ganz ignoriert. Gewiß wäre es zweckmäßig gewesen, eben so bei dem Kapitel über Akustik die Weber'schen Untersuchungen über Wellenbewegung mit dem Texte des Originals näher zu verflechten, da auch diese deutsche Arbeit den Franzosen ziemlich unbekannt geblieben zu sein scheint.

Anderere bedeutende Umarbeitungen haben die Lehre vom Galvanismus und ganz besonders die vom Lichte erfahren, wo in der Darstellung der Beugungsphänomene, der Polarisation und doppelten Brechung, die Verdienste des deutschen Bearbeiters in wahrhaft glänzender Weise hervortreten; es ist unmöglich, die Wellentheorie der Optik einfacher und anschaulicher entwickelt zu sehen. Auch der Schluß des Pouillet'schen Lehrbuchs, die Meteorologie, hat bei seiner Uebertragung eine gänzliche Umgestaltung erleiden müssen, so daß wir in dieser, bei Lichte betrachtet, statt einer Uebersetzung des fremden vielmehr ein zum größeren Theil durchaus selbständiges Werk erhalten haben, dem jenes mehr oder weniger zur Grundlage dient.

A. L.

S e n a ,

bei Friedr. Mauke 1845. Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der Volkskrankheiten. Von Dr. H. Häser, außerord. Professor der Medicin zu Jena u. s. w. XXXVIII und 924 S. in Octav.

Seitdem Sprengel sein unsterbliches Werk herausgegeben, ist zwar die Literatur mit so man-

chen geschichtlich = medicinischen Schriften vermehrt worden, allein in keiner Weise ward die genannte Arbeit übertroffen, ja kaum an Trefflichkeit und innerm Gehalte erreicht. Hecker's vorzügliches Werk, welches mit des großen Hallischen Gelehrten Buche wohl in die Schranken hätte treten können, ist leider unvollendet geblieben, und es steht kaum zu erwarten, daß der Verf. die unvollendet gebliebene Arbeit wieder aufnehmen werde. Um so freudiger begrüßen wir das vorstehende gänzlich vollendete Lehrbuch der Geschichte der Medicin, der Feder eines Gelehrten entlossen, welcher durch seine vorhergegangenen Werke bereits gezeigt hat, daß die Wissenschaft nur Ausgezeichnetes von ihm erwarten konnte. Mit bewunderungswürdigem Fleiße hat der Verf. das Quellenstudium betrieben, und zuvörderst gestrebt, die geschichtlichen Thatsachen auf das Reinste darzustellen. Nach des Verfs eigener Angabe hat er besonders die Geschichte der arabischen Medicin, hauptsächlich das von Rhazes und Abulcasis Ausgehende, durchaus neu bearbeitet. Dasselbe ist mit der mittelaltrigen Medicin des Abendlandes geschehen, für deren Darstellung er die wichtigsten Schriftsteller der eifrigsten Nachforschung unterworfen hat. Ebenso ist die fernere Geschichte der Medicin seit Harvey durchgängig auf dem sorgfältigsten Studium der Quellen aufgebaut, obschon der Verf. den Vorarbeiten von Spieß und B. Gble wesentliche Unterstützung verdankte. 'Die neuere und neueste Geschichte unserer Wissenschaft, sagt der Verf., bildet jedenfalls den wichtigsten Theil derselben, und gerade dieser Zeitpunkt ist bisher mehr als mancher andere vernachlässigt worden. Ich bin redlich bemüht gewesen, zur Ausfüllung dieser Lücke beizutragen, aber ich habe auch im vollsten Maße

die Schwierigkeiten empfunden, mit denen die historische Darstellung neuerer Begebenheiten verbunden ist. Der hauptsächlichste Grund dieser Schwierigkeit liegt darin, daß wir selbst für diese neueste Periode zu den Mithandelnden gehören, und deshalb dem Schauspieler gleichen, welcher durch die allzugroße Nähe seiner Genossen, durch den grellen Glanz der Beleuchtung und des von allen Seiten ihn umgebenden Flitterstaates, durch den Anblick der versammelten Zuschauer geblendet, wenig geeignet ist, die Thätigkeit seiner Gefährten und seine eigene, so wie den Werth der ganzen Handlung richtig zu beurtheilen. Es kann nicht fehlen, daß sich deshalb vorzüglich für die Schilderung der neuesten Ereignisse ein subjectiver Standpunct geltend macht; so sehr man aber diesen zu tadeln pflegt, so unvermeidlich ist es doch, daß selbst die vollkommenste geschichtliche Darstellung nicht sowohl die Ereignisse selbst, als vielmehr den Eindruck wieder gebe, den dieselben auf den Erzähler machten.' Neben der Geschichte der Medicin im engeren Sinne sind aber auch ihre Hilswissenschaften, so wie die der Philosophie nicht unberücksichtigt geblieben, obgleich, da es darauf ankam, die Schicksale der practischen Medicin zu schildern, in die specielle Geschichte jener Doctrinen nicht eingegangen ist. Einzelne dieser Fächer sind bereits auch von Andern, z. B. von B. Gble, Kopp und Gd. v. Siebold (Geschichte der Anatomie und Physiologie, der Chemie und Geburtshilfe), bearbeitet, und was die Geschichte der Philosophie betrifft, so hat der Verf. in seiner Schrift selbst nachgewiesen, daß der an sich unleugbare Einfluß auf die practische Heilkunde bei Weitem nicht immer so groß war, als zuweilen angenommen wird. Dagegen hat der Verf. die Geschichte der Epidemien mit in

den Kreis seiner Darstellungen gezogen, da die Geschichte der Volkskrankheiten mit der der medicinischen Schulen und Systeme in sehr enger Verbindung steht. Auch bietet das Thun, und noch häufiger das Lassen der Aerzte den Volkskrankheiten gegenüber einen richtigen, obschon häufig ziemlich beschämenden Maßstab für die ärztliche Bildung des jedesmaligen Zeitalters. — Ein anderer Hauptpunct, welchen der Verf. scharf in das Auge faßte, war die zweckmäßige Anordnung des Inhalts. Ihm lag am Herzen, daß seine Arbeit vorzugsweise jüngeren Aerzten als Führerin bei dem Studium der Geschichte ihrer Wissenschaft dienen möge. Es kam daher vor Allem darauf an, zu entscheiden, was wichtig sei, was nicht, und die Darstellung des Ersteren in angemessener, einfacher Form zu versuchen. Vieles, was zum näheren Verständnisse dient, ist in den Anmerkungen aufgenommen, und hier sind besonders biographische und literarische Notizen mitgetheilt. — Wir haben in Vorstehendem den Gang und die Weise darzulegen versucht, nach welchen der Vf. seinen Gegenstand bearbeitet hat. Wollten wir aber nun auf die Ausführung selbst eingehen, so würde unsere Anzeige leicht zu einer Ausdehnung anschwellen, welche sich mit dem Zwecke dieser Blätter nicht verträgt. Dagegen können wir es uns nicht versagen, in ganz allgemeinen Umrissen die Reihenfolge der Darstellung selbst zu geben, um den Leser in den Stand zu setzen, die dem Vf. eigenthümliche Weise, welche er bei seiner Arbeit befolgt hat, zu beurtheilen. Er hat die Geschichte in 5 Perioden getheilt, und in jeder wieder mehrere Abschnitte angenommen.

I. Periode. Vom Ursprunge der Medicin bis zu den Anfängen ihrer wissenschaftlichen Bearbeitung bei den Griechen. Von den Urzeiten bis Hippo-

Krates, 400 v. Chr. (Mythisches Zeitalter). Der Zustand der Heilkunde bei den ältesten Völkern, Ursprung der griechischen Medicin und die Volkskrankheiten dieser Periode bilden hier drei Abschnitte. — II. Von den Anfängen der wissenschaftlichen Bearbeitung der Medicin bei den Griechen bis zu ihrer höchsten theoretischen Ausbildung im Alterthume. Von Hippokrates bis auf Galen (400 v. Chr. bis 200 n. Chr.). Hier kommen in Betracht: Hippokrates, seine Nachfolger, die Schulen der Dogmatiker, der Peripatetiker und der Empiriker; der Uebergang der griechischen Medicin nach Rom, die Schule der Methodiker, die Bearbeitung der Heilkunde und Naturwissenschaften außer den Schulen (Celsus, Plinius u. s. w.), die Schule der Pneumatiker und Eklektiker, endlich wieder die Volkskrankheiten dieser Periode. — III. Von der Begründung der Galenischen Theorie bis zur Wiederherstellung der griechischen Medicin im 16. Jahrhundert. Von Galen bis Vesalius (200 n. Chr. bis 1500). Unterabschnitte bilden hier: Galenus, Zustand der Heilkunde nach Galen bis zum Fall der alexandrinischen Schule, Zustand der griechischen Heilkunde bis zum Untergang des griechischen Kaiserthums, die römische Medicinalverfassung unter den Kaisern, die Thierheilkunde des Alterthums, Bearbeitung der Heilkunde durch die Araber, Geschichte der Medicin im Abendlande während des Mittelalters bis zur Gründung der ersten Universitäten, von da bis zu den ersten Anfängen der Wiederbelebung der Anatomie (Friedrich II. bis Mundini 1224), erste Spuren der kritischen Bearbeitung der Wissenschaften und der Heilkunde im 14. Jahrhundert, die Volkskrankheiten. — IV. Von der Wiederherstellung der griechischen Medicin

bis zur Entdeckung des Kreislaufs des Blutes (von Vesalius bis Harvey 1628). Abschnitte: Das 15. Jahrhundert; Anfänge der allgemeinen Reformation der Wissenschaften und der Heilkunde, die Anatomie des 16. Jahrhunderts; die vorzüglichsten practischen Schriftsteller des 16. Säculums, Anfeindungen und Verbesserungen der Galenischen Theorie, die Reformatoren (Paracelsus u. van Helmont), die Chirurgie und Geburtshilfe desselben Jahrhunderts, die Volkskrankheiten. — V. Von der Entdeckung des Kreislaufs des Blutes bis auf die Gegenwart. In besonderen Abschnitten werden hier vorgetragen: die Entdeckung des Kreislaufs des Blutes und ihre Folgen, die practische Heilkunde im 17. Jahrh., Bearbeitung derselben im Geiste der Hippokratischen Medicin (Sydenham), Bearbeitung und Umgestaltung der iatromechanischen Theorie durch die Hippokratische Praxis (Boerhaave, Fr. Hoffmann, Stahl u. s. w.), die Irritabilitätslehre, der Vitalismus, Bearbeitung der Naturwissenschaften seit Haller bis auf die Gegenwart, die Philosophie im 19. Jahrhundert, höchste Steigerung der Theorie des Vitalismus in den Lehren Mesmer's und Hahnemann's, Bearbeitung der empirischen Fächer der Medicin seit Haller bis auf die Gegenwart so wie die Ausbildung der übrigen Fächer der pract. Heilkunde während dieser Periode. Als 43. Abschnitt schließt die Darstellung der Volkskrankheiten dieser Periode, deren Ende im Werke die Cholera bildet. — Ein sehr ausführliches Namenregister ist dem Buche beigegeben. Möge dasselbe eine recht weite Verbreitung erhalten: denn in der That, die eines solchen Lehrbuchs Bedürftigen sind nicht allein auf den Bänken der Hörsäle zu suchen.

P a r i s ,

bei A. F. Didot 1842. Scholia Graeca in Aristophanem cum prolegomenis grammaticorum, varietate lectionis optimorum codicum integra, ceterorum selecta, annotatione criticorum item selecta, cui sua quaedam inseruit Fr. Dübner. Accedit index nominum et rerum ex Aristophane et scholiis nostra opera collectus, indices scriptorum et verborum in scholiis expositorum. XXXI und 726 S. Lexikonformat.

So unentbehrlich die Scholien zum Aristophanes für das Verständniß des Dichters und so wichtig sie überhaupt dem Philologen sind, so schwer fiel es doch bisher, ihrer habhaft zu werden. Außer der großen Beck-Dindorffschen Sammelausgabe war nur die in England erschienene Bekkersche mit ihrem peinlich engen Drucke für einen hohen Preis zu haben. Dabei entbehrt sie fast aller Nachweisungen und der Verlässigkeit. Die drei Bände umfassende Oxford'sche Ausgabe W. Dindorffs würde allen Wünschen auch unserer philologischen Landsleute genügt haben, wenn nicht der hohe Preis sie für gar Viele zu einem noli me tangere machte. Für jeden Kritiker war sie indes unumgänglich nothwendig, da Dindorf zuerst die Quellen der verschiedenen Scholien genau erforscht und dieselben nach den kostbarsten Hilfsmitteln wesentlich verbessert und bereichert hat. Deshalb verdient der verehrte Herausgeber dieser wohlfeilen und dabei weit bequemern Ausgabe den Dank aller Philologen, deren Vielen erst jetzt eine so reichhaltige Quelle antiker Gelehrsamkeit geöffnet ist.

Dübner hat die verschiedenen Scholien gleich im Texte durch Zeichen zweckmäßig gesondert; man

findet sich beim Gebrauch des Buchs recht leicht in diese Einrichtung hinein. In den Anmerkungen sind Dindorfs Noten in einem genügenden Auszuge gegeben: die Lesarten des Rav. und Ven. sind vollständig, die der übrigen codd. fast vollständig mitgetheilt: von den übrigen Hilfsmitteln ist gleichfalls hinreichender Gebrauch gemacht. Zu den gelehnern Stücken hat Dübner aus Pariser Handschriften einiges Neue gewonnen, wie z. B. die *membranae Brunckii* für die Argumente benutzt sind. Für die Scholien zur *Lysistrata* bot eine Abschrift des Cl. Puteanus ein werthvolles Hilfsmittel, einige unedierte Bemerkungen zum *Plutus* die Papiere von Bast. Zu Dindorfs und Andrer Noten hat Dübner oft Eigenes zugethan, aber von Hemsterhuis Bemerkungen zum *Plutus* mit Recht ein gutes Theil gestrichen. Die Noten zu den Scholien der *Lysistrata* und der *Thesmophoriazusen* sind ganz neu von Dübner gearbeitet. Voran geht Dindorfs gehaltreiche Vorrede über Composition und Quellen der Scholien und die Schriften der alten Grammatiker über die Komödie, die hier noch um einige Stücke aus *Cramerii Anecdota* bereichert erscheinen.

Mehrfacher Gebrauch der Oxford und der Pariser Ausgabe hat mich belehrt, daß jene auch bei minutiösen Untersuchungen durch diese entbehrlich geworden ist. Die Brauchbarkeit der letztern wird nicht wenig erhöht durch einen mit fast unglaublichem Fleiße und größter Sorgfalt angelegten *index nominum et rerum*; auf ihn folgt *index scriptorum* und *graecus*. Die Reichhaltigkeit dieser *indices* mag man aus dem äußern Umfange ermessen: sie füllen den compressen, aber gefälligen Druck von S. 619 — 726. Weiterer Empfeh-

lung wird dieses nützliche unter der umsichtigen Leitung unsers trefflichen Dübner auf das Befriedigendste ausgeführte Unternehmen nicht bedürfen. Auf Einzelheiten einzugehen ist nicht dieses Orts.
F. W. S.

Paris.

Traité de la chaleur considérée dans ses applications, par E. Péclet. Deuxième édition entièrement refondue. Zwei Bände in Quart, nebst einem Bande Kupfertafeln in Querfolio.

Diese zweite Ausgabe enthält im Vergleich zur ersten so viel Neues, daß sie als ein ganz neues Werk anzusehen ist. Der erste Band beginnt im ersten Kapitel mit der Auseinandersetzung der physikalischen Eigenschaften der Wärme, die indessen Manches zu wünschen übrig läßt. Das zweite Kapitel handelt von der Verbrennung und dem Brennmaterial. Das dritte und vierte Kapitel enthält Untersuchungen über die Bewegung gasförmiger Körper, welche durch den Druck und die Wärme erzeugt wird. Hieran schließt sich die Untersuchung über den Bau der Schornsteine (cheminées) im fünften Kapitel, auch die folgenden drei Kapitel beziehen sich auf die Heizung, auf die Einrichtung verschiedener Oefen und Aehnliches. Der Verfasser unterscheidet hierauf vier Arten von Verdampfung, welchen er eben so viel einzelne Kapitel widmet, die Verdampfung im engeren Sinne oder die Erzeugung von Dämpfen, welche als bewegende Kraft oder als Träger der Wärme benutzt werden sollen, die Destillation oder Erzeugung von Dämpfen, welche condensiert und gesammelt werden, die Abdampfung oder die Verdampfung, durch welche man eine Flüssigkeit,

ohne sie zu sammeln, von einer andern trennen will, und endlich das Austrocknen oder die Verdampfung, durch welche ein fester Körper von einer damit verbundenen Flüssigkeit befreit werden soll. Das neunte Kapitel, mit welchem der erste Band schließt, ist der Verdampfung im engeren Sinne gewidmet und behandelt besonders die Einrichtung der Dampfkessel, die Sicherheitsapparate, die Defen und was sonst zu den Dampfkesseln gehört.

Die drei ersten Kapitel des zweiten Bandes behandeln, wie schon bemerkt, die Destillation, die Abdampfung und die Apparate zum Trocknen. Im dreizehnten Kapitel werden die verschiedenen Mittel die Luft zu erwärmen sehr ausführlich behandelt, also die verschiedenen Arten von Defen, die Luftheizung, die Heizung durch Dämpfe und durch warmes Wasser bei niederem und hohem Drucke. Hieran schließen sich im vierzehnten Kap. die Untersuchungen über die Erwärmung der Flüssigkeiten, namentlich die Erwärmung des Wassers in Badeanstalten, ferner über die Apparate zum Auslaugen und die Apparate zum Kochen, besonders für große Anstalten, zum Brodbacken u. s. w. und über die Erwärmung fester Körper im fünfzehnten Kapitel. Das sechszehnte Kapitel behandelt die Theorie der Abkühlung der Körper, wobei gelegentlich über die künstliche Eisbildung und die Construction der Eiskeller. Das siebenzehnte und letzte Kapitel enthält die wichtige Untersuchung über die Heizung und Luftreinigung bewohnter Räume, und zwar zuerst die Behandlung der allgemeinen Grundsätze über die Luftmenge, welche zur Respiration erforderlich ist — der Verfasser rechnet für einen Menschen auf die Stunde sechs Cubikmeter Luft —, über die Wärme, welche

durch die Respiration erzeugt wird u. s. w. Dann geht der Verfasser ins Einzelne über und untersucht, welche Arten der Heizung und der Luftreinigung die vortheilhaftesten sind, nach den verschiedenen Bedingungen, welche bei Privatwohnungen und öffentlichen Gebäuden vorkommen. Bei Kirchen sind selten besondere Vorrichtungen zur Luftreinigung nöthig, weil sie in der Regel sehr hoch sind, und daher ein viel größeres Luftvolumen enthalten, als zur Respiration nöthig ist, und weil außerdem durch die Thüren und Fensterspalten beständig viel frische Luft zuströmt. Doch fehlt es nicht an Beispielen, daß bei außerordentlichen Gelegenheiten auch in den Kirchen die Luft untauglich zur Respiration werden kann. Als einen solchen Fall führt der Verf. die Leichenfeier des Herzogs von Orleans an, wo mehr als 6000 Menschen in der Kirche Notre-Dame versammelt, die Fenster durch Decorationen verschlossen waren und außerdem eine große Menge Lichter brannten. In wenigen Augenblicken war die Temperatur unerträglich, so daß mehrere Menschen ohnmächtig wurden. Besonders dringt der Verf. auf eine geregelte Ventilation der Hospitäler, wo sie am nothwendigsten und bis jetzt am meisten vernachlässigt ist. Er verlangt, daß die Ventilation ununterbrochen zu allen Jahreszeiten, Tag und Nacht, fortgeht und zwar so eingerichtet ist, daß auf jedes Bett stündlich 10 bis 15 Cubikmeter Luft gerechnet werden, nöthigenfalls aber dieses Volumen auch verdoppelt werden kann. In gleichem Sinn spricht er über die Gefängnisse und schließt mit Betrachtungen über die Heizung und Luftreinigung der Werkstätten, besonders die, wegen der darin betriebenen Arbeiten, ungesund sind.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

168. Stück.

Den 20. October 1845.

G i n s i e d e l n,

bei Gebrüder Karl und Nicolaus Benziger. Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Erste Lieferung 1843. Zweite Lieferung 1844, oder Erster Band. XL und 431 Seiten in Octav.

Aus Veranlassung eines, bei der Gründung der 'Allgemeinen geschichtsforschenden Gesellschaft der Schweiz', und seitdem wiederholt, von ihrem damaligen Vorstande, Joh. Caspar Zellweger, ausgedrückten Wunsches, bildete sich im Laufe des Jahres 1843, in den fünf Cantonen der inneren Schweiz ein Verein von Freunden der Geschichte und Alterthumskunde, theils um in Verbindung mit der erstgenannten historischen Gesellschaft dieselbe in Förderung ihrer allgemeineren Zwecke zu unterstützen, theils um selbständig im engeren Kreise den Aeußerungen des besonderen Lebens auf dem kirchlichen und bürgerlichen Gebiete nachzuforschen. Der fünförtliche Verein hat schon im ersten Jahre

seines Daseins durch erfreuliche Leistungen seine Wirksamkeit bekrundet, und auf die erste Lieferung bald eine zweite folgen lassen, die, wie ihre Vorgängerin, gewiß bei Vielen den Wunsch angeregt, es möchte diese höchst interessante Zeitschrift ohne Unterbrechung fortgesetzt werden.

Das 'Vorwort' aus der gelehrten Feder von Kopp ist nicht nur deshalb der Beachtung werth, weil es über Zweck und Aufgabe des Vereins, über die Richtung seiner Bestrebungen, über dessen Mittel und Hoffnungen Bericht erstattet, und wichtige Winke für Geschichtsfreunde enthält, sondern auch weil es Andeutungen und Ausführungen über die in der ersten Lieferung abgedruckten urkundlichen Belege gibt, wodurch der Leser eine klare Einsicht in weltliche und geistliche Zustände erhält, — und dasselbe, von dieser Seite betrachtet, für eine historische Abhandlung gelten darf, die einen mehr als gelegentlichen Werth hat, und des scharfsinnigen Forschers würdig ist.

In dieser, auch ihrer Ausstattung nach, gefälligen Zeitschrift werden bisher ungedruckte Urkunden, mindestens bis ins 14. Jahrhundert, vollständig mitgetheilt. Auszüge aus Urkunden, oder so genannte Regesten, wo solche wünschenswerth erscheinen, werden, um jedem Uebelstande vorzubeugen, in der Ursprache gegeben: ein Grundsatz, der allen Beifall verdient. Wie in den 'Urkunden zur Geschichte der eidgenössischen Bünde', so sind auch in gegenwärtiger Zeitschrift, zu mehrerer Beglaubigung der Richtigkeit aller der Briefe, deren Abdrucke die Einsicht der Urschrift zu Grunde liegt, jedesmahl durch beigesezte Striche die Zeilen des Pergaments bezeichnet.

Nicht bloß innerhalb der Landmarken der fünf Orte breitet sich das Feld der Forschung aus, son-

dern so weit das ehemahlige Bisthum Constanz in den Grenzen der jetzigen Eidgenossenschaft lag. Da, und namentlich in den durch die Reformation abgetrennten Theilen derselben, ruht über den früheren kirchlichen Zuständen noch großes Dunkel. — Wenn nämlich einerseits weltliche Häuser — unter andern die der Grafen von Riburg und Habsburg, noch bevor die Herzöge von Oesterreich den Reichthum beider in sich vereinigten, — einen keineswegs erschöpften Stoff zu erforschen bieten, so ist andererseits die Frage: Auf welche Weise bestand neben dem Umfange des weltlichen Gebietes die Eintheilung des Bisthums Constanz in Archidiaconate und Decanate? eine der Lösung würdige Aufgabe. Kurz, es sollen die älteren geistlichen und weltlichen Verhältnisse desjenigen Theiles des eidgenössischen Bodens, auf welchen der fünförtliche Verein seine Forschungen hauptsächlich richtet, urkundlich dargelegt werden.

Die Uebersicht des Inhaltes gegenwärtiger Zeitschrift wird hinreichen, um die Manigfaltigkeit desselben nach den verschiedenen Richtungen anzudeuten:

I. Reichsachen. Regesten der kaiserl. und königl. Urkunden des Staatsarchivs Lucern, über den Zeitraum von 840 — 1530. — Reichszoll zu Flüelen, mit einem Ueberblicke von Prof. Bannwart. — So geringfügig vielleicht dieser Gegenstand einem vorkommen mag, so war er es doch so wenig, daß in den hier abgedruckten Urkunden über denselben mehrere Reichsoberhäupter zu handeln Veranlassung fanden.

II. Kirchliche Sachen. 1241—1429. Dazu gehören: A. Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge gegen die Mongolen im XIII. Jahrhundert; (zunächst für d. Bisthum Constanz)

erläutert von Xaver Bernet. B. Urkundenlese aus dem Cistercienserkloster Frauenthal, von 1246 bis 1259. Vom Caplan Th. Stocker. C. Vermischtes. Sieben interessante Urkunden von 1138 bis 1512, deren erste ein 'Beitrag zur Geschichte der Kreuzzüge gegen Kaiser Friedrich II.' und zwei andere 'die zwei ältesten der bis dahin bekannten Ablassbriefe, den Mussegger Umgang in Lucern betreffend' sind.

III. Hofrechte, Stadtrechte, Burg- und Landrechte; Vogtei und Lehen; Bündnisse, Urfehden; Eidgenössisches und Oesterreichisches. 955 — 1395. Zu der zweiten Abtheilung dieser Rubrik gehören: A. 41 Urkunden zur Begründung der rechtlichen Verhältnisse Lucerns bis zum Ausgange der Murbachischen Herrschaft (mit 2 lithographierten Ansichten, die eine die Abtei Murbach im obern Elsaß bei ihrer Auflösung im Jahre 1764, die andere Ueberreste des Schlosses Hugstein bei Murbach im Jahre 1843 darstellend). B. Lucern unter Murbach; ein auf den vorigen und andern Urkunden gegründeter, rechtshistorischer Versuch vom Rathschreiber M. P. von Segesser. In dieser trefflichen Abhandlung wird zuerst als staatsrechtliche Grundlage des Ganzen die Stellung Murbachs im deutschen Reiche nach ihrer allgemein rechtlichen Bedeutung bezeichnet, alsdann das Verhältniß Lucerns zu Murbach entwickelt, und zwar einerseits dasjenige des Klosters als Corporation, andererseits dasjenige der Gotteshausleute. — C. Bruder Claus von Flüe und seine (zwar wohl nicht eigenhändige, aber mit seinem Siegel versehene und daher echte, hier durch Ueberdruck auf Stein in getreuem Nachbild wiedergegebene) Zuschrift an Constanz, vom 30. Januar 1482. Dieselbe ist eine Antwort auf

das vom Costnizer Magistrat an den Gottesmann gerichtete, hier ebenfalls mitgetheilte, bemerkenswerthe Schreiben, zu welchem ein leidiger Streithandel zwischen den Eidgenossen, welchen im J. 1460 Herzog Sigmund zur Erlangung des Friedens die Landgraffschaft Thurgau abgetreten, und der Stadt Constanz, welcher das Reich das Landgericht im Thurgau verpfändet hatte, Veranlassung gab. Die ganze Angelegenheit wird in einem Aufsatze des Archivars J. Schneller zur Erläuterung der Zuschrift des frommen Clausners und berühmten Friedensstifters auseinandergesetzt. D. Vermischtes. 12 interessante Urkunden, von 1261 — 1496.

IV. Liber Heremi. In einer Einleitung über dieses so genannte Einsidler-Buch handelt der Herausgeber desselben, der hochw. P. Gall Morel, Archivar in Einsideln, von dem Inhalt, dem Schicksale und der Ursprünglichkeit dieser Geschichtsquelle, die um so wichtiger ist, da sie die Hauptquelle von Heg. Tschudi's Chronik für das 11. und 12. Jahrhundert war, und das erste Buch dieser Chronik verloren ist. Das Mscrpt selbst ist von Tschudi's eigener Hand, und soll die Abschrift einer vor 1577 noch in Einsideln vorhandenen alten Handschrift sein. Dieses historische Denkmahl ist nun in der Sammlung des fünförtlichen Vereins vollständig abgedruckt. Dasselbe zerfällt in 1) Annales Einsidlenses majores, von 814 — 1226. 2) Annales Einsidlenses minores, von 814 — 1298. 3) Notae variae. Ergänzungen. 4) Dotationes Einsidlenses. Ein alphabetisches Verzeichniß aller ehemahligen, zum Theil noch jetzigen Besitzungen des Klosters Einsideln, mit Angabe wie jede derselben an das Stift gekommen. Schon in Hinsicht eines Theils der Geographie des Mittelalters ist dieses Verzeichniß von Belang. Die minder

bekanntem Ortsnamen sind vom Herausgeber näher bezeichnet. 5) Duo Necrologia Einsidlensia.

Den Werth der besprochenen Zeitschrift erhöhen die von Hrn Schneller gefertigten chronologischen Inhaltsverzeichnisse sämmtlicher Urkunden und Belege des ersten Bandes.

Das Gebiet der Alterthümer der fünf Orte in den Bereich der Zeitschrift zu ziehen, schwebte allerdings dem Ausschuss als sehr wünschenswerth vor; allein noch gestatteten die ungeprüften Kräfte des jungen Vereins kein Wagnis solcher Art. Inzwischen hat der Ausschuss mit etwas Anderm, jedoch Verwandtem, einen ersten Versuch gemacht: nämlich die Facsimiles zweier Urkunden des 13. Jahrhunderts, einer schlecht geschriebenen lateinischen, und einer schönen deutschen, geben zu lassen. Die Nützlichkeit derartiger Proben leuchtet von selbst ein.

Die vorliegende Zeitschrift ist so zweckmäßig angelegt und enthält so viel Wichtiges, daß sie nicht bloß eidgenössischen, sondern auch auswärtigen, vorzüglich deutschen Geschichtsforschern sehr willkommen, ja in mancher Hinsicht unentbehrlich sein durfte. Denn, was der große Römer von den Wissenschaften, die sich auf die menschliche Bildung beziehen, gesagt, gilt auch von den eidgenössischen Geschichten in ihrem Verhältnis zur deutschen Reichsgeschichte: *'habent quoddam commune vinculum, et quasi cognatione quadam inter se continentur.'*

Daß diese wichtige Unternehmung, wenn es ihr nicht an der nöthigen Unterstützung gebricht, werde fortgesetzt und zum guten Ende gebracht werden, läßt sich um so eher erwarten, als talentvolle, durch Beharrlichkeit und Vaterlandsliebe ausgezeichnete Männer sich mit derselben eifrig befassen. *'So möge denn (um mit dem wackeren Kopp zu reden), mit dem Segen von Oben und durch*

das Wohlwollen edler Geschichtsfreunde, unter der pflegenden Hand des Vereins, die gestreute Saat sich allmählich zu gedeihlichem Leben erquicken und endlich heranreifen zu hundertfältiger Frucht!'

H—s—y.

Dresden und Leipzig.

Arnoldische Buchhandlung 1845. Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meissen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Dr. Friedr. Wilh. Litzmann, königl. sächs. Geh. Archivar und Ritter des Civil-Verdienstordens. Erster Band. 25¼ Bogen in Octav.

Die Quellen für die Lebens- und Regierungsgeschichte des Markgrafen Heinrich des Erlauchten fließen, wie der Verf. in der Vorrede sagt, zu dürftig, als daß jene Lebendigkeit und Ausführlichkeit des Bildes gewonnen werden könnte, wodurch die Darstellung des Einzelnen nicht weniger als der Blick auf das Ganze in die Tiefe zu dringen und anzuziehen vermag. — Reichlicherer Stoff hat sich zu einer Schilderung des Kreises gefunden, der diesen Fürsten berührt hat, und von ihm berührt worden ist: Zustände, Verhältnisse, Art der Zeit. Damit allein beschäftigt sich dieser erste Band.

Durch Beschränkung auf das Gebiet des Markgrafen Heinrich des Erlauchten und auf dessen Zeit (das wichtige 13. Jahrhundert, in welchem auch Deutschland seine bedeutendste Umbildung erhielt) konnte die Darstellung schärfer und bestimmter werden, als sie in andern Büchern erscheint, welche ganz Deutschland und das ganze Mittelalter umfassen. — Unter den Quellen des Verfs nehmen die Urkunden die erste Stelle ein, und die ausge-

dehnte und fleißige Benützung eines reichen Urkundenvorrathes, zunächst des königl. sächsischen Staatsarchives, gibt seinem Werke den größten Werth. Außerdem werden aber auch die Rechtsfazungen, besonders Stadtrechte und Statuten, und die Chroniken als Quellen benutzt. In der Vorrede sind diese Quellen hinlänglich bezeichnet, so wie darin auch die Zeitrechnung (der Jahresanfang am 25. Merz, resp. 25. Dec. oder 1. Jan.) besprochen wird.

In dem Werke selbst behandelt der Verf. nach einer kurzen Einleitung zunächst die Landeshoheit: Verhältnis zu Kaiser und Reich — Verhältnisse der Fürsten zu Dynasten und Stiftern im Allgemeinen — Uebersicht der Grafen und Herren — Burggraffschaften im Allgemeinen — Burggrafschaft Meissen — 14 Burggraffschaften, Dohna, Altenburg u. s. w. — Verhältnis zwischen den Markgrafen und den Stiftern überhaupt — Stift Meissen — St. Merseburg — St. Naumburg — Reichsvogteien und einzelne Reichsgüter — Bögte von Weida, Plauen und Gera — Erfurt — Mühlhausen — Nordhausen — Herzogthum Sachsen — Rechte des Erzb. von Mainz in Thüringen — Empfangene Lehen von Stiftern. — — Das Land: Meissen und Osterland — Pleisnerland, Altenburg, Zwickau, Kemnitz — Thüringen — Pfalzgrafschaft Sachsen. — — Hofhaltung. Verwaltungsbeamte: Landrichter — Vogt, Schultheiß, Willicus — Frohnboten, Bedelle — Bergbeamte, Forstbeamte, Verpachtung der Aemter.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

169. 170. Stück.

Den 23. October 1845.

Dresden und Leipzig.

Schluß der Anzeige: 'Geschichte Heinrichs des Erlauchten, Markgrafen zu Meissen und im Osterlande, und Darstellung der Zustände in seinen Landen. Von Dr. Friedr. Wilh. Litzmann. Erster Bd.'

Recht und Rechtspflege: Das Landding: seine Bestimmung — Landdingstellen — Competenz des L. — Theilnahme am L. — Einrichtung des L. — Verfall des L. — Andere Gerichtsstellen: Hofgericht — Bezirksgerichte — Gerichte ohne Bezirk — Patrimonialgerichte. — Gerichtswesen im Allgemeinen. — Recht der Gerichtsgefälle. — Einrichtungen der Gerichte — Gerichtliches Verfahren. — Quellen und Ausbildung des Rechts. — Geist der Rechte. — Einzelne Rechtspuncte: Eigenthum — Allode — Lehnverhältnis — Unsicherheit der Rechtspflege, Rechtszustand. — Finanzen: Betrag der fürstlichen Einkünfte — Fürstliche Güter — Leistungen der Unterthanen — Zölle. — Regalien: Bergwerke, Münze, Jagd

und Nutzung der Wälder und Gewässer, Straßerecht. — Kriegswesen: die Ritter und die Schlösser — Kriegsdienst der Ministerialen, der Städte, der Landleute; Söldner — Einrichtungen und Kunst des Krieges. — Die Dienstmänner. — Der Adel. — Stände. Exemtionen. — Kirche und Klöster: Weltliche und geistliche Gewalt über Kirchen und Klöster — Geistliche Regierung — Innere Verfassung der Stifter und Klöster — Seelsorge — Vermögen und Einkünfte der Kirchen und Klöster — Leben in den Klöstern — Zahl und Bestand der Klöster und der Stifter: Mönchsklöster; Frauenklöster; Bestand — einzelne Orden — klösterlicher Sinn — der geistliche Stand. — Die Städte: Verfassung der städtischen Behörden — Verhältniß der Städte zu dem Fürsten — Bewohner der Städte — Recht zur Theilnahme am Stadtrathe — Trennung oder Vereinigung der Rechtspflege und der Verwaltung in der Stadtbehörde — Einsetzung der städtischen Behörden — Wechsel der Rathsglieder; mehrere Rätze — Innungen, Bannmeile — Privilegien einzelner Städte — Zustand der Städte — der Bürgerstand. — Die Bauern: Freiheit — Entstehung der Gutsherrschaft — Persönliche Unfreiheit — Rechtsverhältnisse und Leistungen der Bauern — Zustand der Bauern; einzelne Classen. — Volkstämme: Slaven, Franken, Schwaben, Flamländer. — Die Juden.

Aus dieser Uebersicht erkennt man den reichen Inhalt der fleißigen Arbeit, durch welche der Vf. die Kenntniß der Zustände und Rechtsverhältnisse des Mittelalters, insonderheit des wichtigen 13. Jahrhunderts wesentlich gefördert hat, obgleich es ihm noch nicht gelungen ist, wie es nicht gelingen konnte, jene verwickelten Verhältnisse überall zu

entwirren, und alle Dunkelheiten aufzuhellen. Die Schwierigkeit der Erforschung und einer systematischen Feststellung ist hier zunächst bedingt durch den Charakter der Zeit. Ueber diesen Charakter der Zeit spricht der Verf. sich in der Einleitung aus. Er findet, daß im Mittelalter 1) mehr als in andern Zeiten Jeder so viel nimmt, als er kann, weil damahls Gesetz und Obrigkeit ohnmächtiger und die Waagschale widerstreitender Elemente weniger im Gleichgewichte war. 2) Die damahligen öffentlichen Verhältnisse waren nicht nach einem Principe gestaltet, sondern nach den Umständen und zwar nach verschiedenartigen Umständen und nach den Interessen der Gewaltigen. 3) Die Bildung der Verhältnisse ermangelte der Folgerichtigkeit. 4) Es herrschte Mangel an Bestimmtheit, Geschlossenheit und Abrundung der Rechte und Verhältnisse. 5) Gährung ist für das Mittelalter charakteristisch: aus Ungewißheit der Rechtsverhältnisse floß Streit. — Dieser Charakter des Mittelalters ist besonders im 13. Jahrhundert ausgeprägt. — In Beziehung auf die Landeshoheit sagt der Verf.: Jene Unbestimmtheit und Verworrenheit, und wieder das Drängen nach Begründung neuer Formen unter Zugreifen und Ohnmacht, worin der Hauptzug des 13. Jahrhunderts enthalten ist, bilden in Deutschland den entscheidenden Punct für die Ausbildung fürstlicher Landeshoheit, die dem verwirrenden, weil von echtem Staatsprincip entblößtem Lehnssysteme entkeimt, jetzt unter Verhältnissen sich entwickelte, welche die Rechte der Könige kraftlos machte. — Das Gesagte wird mit Beispielen belegt.

Die Art dieser Blätter verstattet nicht eine tiefer eingehende Betrachtung und ausführlichere Besprechung der einzelnen Abschnitte des lehrreichen Werkes, obgleich manches Neue und Interessante

ausgehoben, Einiges hinzugefügt, Anderes berichtigt werden könnte. So groß auch die Zahl der benutzten, und häufig hier zum ersten Male benutzten Urkunden ist, so werden sich doch noch solche finden lassen, die auf wesentliche Punkte ein neues Licht werfen. Ferner ist durch eine einzelne Urkunde die Entscheidung mancher wichtigen Frage noch nicht gegeben; erst durch Vergleichung mehrerer ist nicht selten die nöthige Sicherheit zu gewinnen. Auch ist ungeachtet der Beschränkung auf das Land und die Zeit, worin ein deutscher Fürst des Mittelalters lebte und wirkte, die Verschiedenheit der Verhältnisse der einzelnen Städte und Landschaften doch noch so groß, daß dadurch die klare Darstellung eines Gesamtbildes sehr erschwert wird. — Nur einige Bemerkungen seien mir vergönnt über Stellen, welche ich beim ersten Durchlesen des Buches angestrichen hatte, meistens, weil mir da die Sachen in promptu waren, in Beziehung auf die Stadt Nordhausen. S. 69. 71. 84 u. a. Landgraf Hermann von Thüringen erhielt im J. 1200 von K. Otto (und schon vorher von K. Philipp) nicht die Landeshoheit über die Städte Mühlhausen und Nordhausen (auch Saalfeld), sondern nur die Schutzherrschaft und die Ausübung der nutzbaren königlichen Rechte des Gerichtes, des Zolles und der Münze (das Schultheissen- und Vogteirecht): die Stadt blieb eine königliche Stadt. Jenes Verhältniß zu dem Landgrafen Hermann wurde zwar bald wieder aufgelöst, aber seine Nachfolger, in den früheren Zeiten abwechselnd mit andern Fürsten, auch benachbarten Grafen, traten durch königliche Verleihung, auch durch Verpfändung, wieder in dasselbe ein; am längsten behaupteten sich aber darin die Markgrafen von Meissen und die sächsischen Herzoge

(und Kurfürsten) des meißnischen Hauses (als Landgrafen von Thüringen). Alle mit solchen Rechten in einer Stadt beliebigen Fürsten (und Grafen) suchten dieselben möglichst auszubeuten und zur Landeshoheit zu erheben. Dagegen strebte der im 13. und 14. Jahrhunderte sich ausbildende Stadtrath eine möglichst ausgedehnte Wirksamkeit und Selbständigkeit zu erlangen. Der Erfolg dieser Bestrebungen und der daraus entstehenden Kämpfe war in den verschiedenen Städten verschieden: Erfurt erlag den Fürsten, Mühlhausen wurde frei im 14. Jahrhundert, dem Stadtrathe zu Nordhausen gelang die Beschränkung des Wirkungskreises des Reichschultheißen und Reichsvogtes daselbst, zu meist bei Verpfändungen jener Rechte an ihn und die Stadt selbst von Seiten geldbedürftiger Fürsten (und Grafen), aber erst 1715 erhielt er jene in den Händen mächtiger Fürsten der städtischen Freiheit so gefährlichen Rechte auf die Dauer und mit kaiserlicher Bestätigung. — — S. 92. Der Zusatz: 'und noch sehr viele andre' (et alii quam plures) nach den Namen der Zeugen in Urkunden hat als stehende Formel keine Beweiskraft für eine große Zahl Anwesender. — S. 97. Der Name eines Schreibers (scriptor) steht wohl nur deshalb vor den Namen vornehmer Zeugen (Laien), weil jener ein Geistlicher war. — S. 106. Der Unterschied der Aemter eines Vogts, Schultheißen und Willicus möchte wenigstens in einzelnen Fällen zu constatieren sein, und diese Amtstitel wurden wohl häufig nur aus Sorglosigkeit oder Unkunde vertauscht. — S. 108. Das nordhäusische Schultheißenbuch enthält außer dem Stadtrechte den Zollbrief oder die Zollrolle, weil der Schultheiß die Einkünfte des so genannten Zolles erhob. — S. 109. Das Schultheißenamt und das Vogt-

teiamt in Nordhausen waren wenigstens in spätern Zeiten wesentlich von einander verschieden und getrennt: der Schultheiß, längere Zeit von den Landgrafen von Thüringen zc. gesetzt, stand dem bürgerlichen Gerichte vor, der Vogt, lange von den Grafen von Honstein bestellt, dem peinlichen. Dabei übte schon früh der Stadtrath eine fast selbständige Gerichtsbarkeit. — Für den villicus möchte ich die Bezeichnung Hofmeier vorschlagen und villicatio Meieramt nennen. — S. 127. 157. Zu bemerken die Bezeichnung eines Gerichtsplazes durch das Beiwort roth. — S. 165. Der Ausdruck 'kampfbare Wunden' ist wohl nicht ein Beweis für gerichtlichen Zweikampf: kampfir wunden heißen in einem späteren nordhäußischen Statut (D. I, 4) die bedeutenden, bußwürdigen Wunden. — S. 166. Die Probe des glühenden Eisens kommt vor in dem alten mühlhäußischen Rechtsbuche (meines Abdrucks S. 10), so wie der gerichtliche Zweikampf (S. 6). — S. 170. Dieses mühlhäußische Rechtsbuch (liber juris) sollte wohl nicht mit dem Namen 'Statuten' bezeichnet werden; es entspricht mehr dem 2. Theile des nordhäußischen Schultheißebuches, dem 'Stadtrecht'. — S. 171. Nicht bloß die nordhäuß. Statutensammlung von 1308, sondern auch die ältere hätte erwähnt werden sollen. — S. 173. Das citierte Statut III ist aus jener älteren Sammlung A genommen; in der von 1308 (B) ist es §. 53. — S. 193. Die Abgaben, welche in Nordhausen unter dem Namen 'Zoll' (es war ein Geleits- oder Schutzzgeld) theils an die Münze, theils an das Gericht gegeben wurden, waren Einkünfte des Schultheißenamtes. Der Schultheiß erhielt einen Antheil dieser von ihm erhobenen Einkünfte, der Fürst, welcher das Schultheißenrecht besaß, das

Meiste. — S. 204 steht zwei Mal der Druckfehler *telones* statt *teloneo*. — S. 232. Das Schloß Klettenberg lag eigentlich nicht in der Grafschaft Honstein, sondern es fiel sammt der Herrschaft Klettenberg nach dem Aussterben der Klettenbergischen Grafen an die Grafen von Honstein. — S. 240. Die königlichen Städte wurden von den Bürgern besetzt auf Befehl oder mit Erlaubnis des Königs. Kaiser Friedrich II. befreite bei der Gründung der Reichspropstei oder des Domstifts zum heil. Kreuz in Nordhausen 1220 die Stiftsherren von den Beiträgen zur Befestigung der Stadt wie von andern städtischen Leistungen und Pflichten. — S. 295. Aus dem nordhäuſ. Statut A. 161 geht nicht hervor, daß Vorladung vor ein geistliches Gericht im Allgemeinen Sache der Pfarrer gewesen sei; die öffentliche Bekanntmachung einer solchen Vorladung geschah durch sie in der Kirche. — Durch jenes strenge Gesetz wollten die nordhäuſischen Bürger Vorladungen vor fremde geistliche Gerichte hindern. — Die Scholares der geistlichen Schulen waren junge Geislliche, welche schon die unteren ordines hatten. — S. 315. Das Kloster (Neuwerk) am Frauenberge zu Nordhausen war ein Cistercienser Nonnenkloster, kein Mannskloster. — S. 346 f. Daß Geschlechter zur Verwaltung des Stadtreiments in Nordhausen (bis 1375) bevorrechtet waren, steht fest. Diese Geschlechter bildeten einen Stadtadel (Patricier), der vorzugsweise mit dem Namen Bürger (*burgenses* = *Burgmannen*) bezeichnet wurde. Die Glieder dieser Familien galten für Nachkommen der von König Heinrich I. in die Stadt verpflanzten Mannen vom Lande, und gerade von Nordhausen, welchen Ort K. Heinrich, wie er 929 sagt, erblich besaß, ist jene Meinung nicht ohne Wahr-

scheinlichkeit. Sie hießen im 14. Jahrhundert in Nordhausen (im Gegensatze der 'gemeinen Leute') 'die gefreundeten Bürger', 'die reichen Geschlechter', 'die den Geschlechtern von Sippe wegen angehören', auch guter hande lute (Güter habende Leute), weil sie selbst oder ihre Angehörigen außer der Stadt noch Landgüter besaßen. — Wir finden die burgenses schon im Anfange des 13. Jahrhunderts, zuerst unter und mit dem Schultheißen und Bogt, dann, wie es scheint, in einer gewissen Selbstständigkeit (auch mit einem Stadtsiegel, 'sigillum civitatis', daß sie auch sig. burgensium und sig. nostrum nennen) als ein Collegium, eine Behörde. So bildete sich der Rath oder vielmehr die abwechselnden (seit dem 14. Jahrhundert 3) Rätthe, welche 1277 aus 12 Rathleuten (consules), 1299 ff. aus 2 Rathsmeystern (magistri consulum) und 16 Rathleuten bestanden; später wurde die Zahl der Rathspersonen noch größer. — Schon in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts begann der Kampf der Handwerker (hantworchten) und Zünfte oder Gilden gegen die Geschlechter, welche 1375 gänzlich unterlagen.

Hier breche ich ab und schliesse die Anzeige, indem ich das gute und sehr brauchbare Buch allen Denen zu einem fleißigen Gebrauche empfehle, welche sich für solche Studien und deren Resultate interessieren, und indem ich dem Hn Verf. für die manigfache Belehrung und Anregung, welche sein Werk mir gewährt hat, herzlich danke.

E. G. Förstemann in Nordhausen.

B i r k e n f e l d.

1844. Kurze Darstellung der Verhandlungen über die Vereinigung der Lutheraner und Refor-

mirten im Großherzoglich Oldenburgschen Fürstenthum Birkenfeld. Im Auftrage des Großherzogl. Consistoriums zu Birkenfeld verfaßt vom Regieungssassessor Dr Kunde. 136 Seiten in Octav.

Daß in unseren Tagen eine Union geschlossen wird, und zwar in einem Lande, das, von unierten Kirchen längst eng eingeschlossen, bislang dieser Entwicklung noch fremd geblieben war, ist allen evangelischen Kirchenparteien, wie verschieden sie es auch beurtheilen, eine für Theologie und Jurisprudenz wichtige Erscheinung. Diese Anzeige wünscht, für das Kirchenrecht auf dieselbe aufmerksam zu machen, als auf ein neues Beispiel einer wichtigen kirchlichen Verfassungsveränderung. Die Beschränktheit des Kreises, in welchem diese sich vollzogen hat, kann hierbei ihre genauere Betrachtung erleichtern, ohne ihre innere Bedeutung zu schmälern. Sie hängt lediglich von dem Wie der Vereinigung ab, und dies Wie darf im vorliegenden Falle auch Denen erfreulich sein, welche sonst Unionen nicht billigen. Denn wenn man einer viel besprochenen solchen Verschmelzung mit Recht vorgeworfen hat, sie sei mehr gemacht als geworden und nun werde ihr das Werden hinterdrein schwer: so zeigt sich hier vielmehr durchaus natürliche, ruhige Entwicklung, von der Staatsgewalt zwar in würdiger Weise geschützt und geleitet, doch ohne irgendwelchen Eingriff in ihren eigenthümlichen Gang.

Schon seit 1817 befand sich Birkenfeld inmitten der preussischen Union und ihrer Kämpfe, seit 1819 und 1821 waren auch Rheinbaiern und Baden uniert; die Ausdehnung dieser Bewegungen auf das oldenburgische Gebiet lag daher nahe. Eine Anregung dazu gaben zuerst 1827 die dortigen Reformierten, welche, ein Neuntel der protestantischen Bevölkerung, fast alle im Amte Nohfelden wohn-

ten und hier den Lutherischen an Zahl gleichkamen. Nun ist die Beobachtung der nächsten Schritte interessant, durch welche die nothwendige Basis des ganzen Vorganges, die Gesamtmeinung der evangelischen Laien erforscht und später zu principgemäßer Mitwirkung bei der Union herangezogen wird, — in einer Kirche, die anscheinend gerade so wenig lebendige Gemeindeverfassung hatte, als die lutherische überhaupt, seit voller Entwicklung des fürstlichen Episcopatrechtes und der Consistorialregierung, behalten zu haben pflegt. Zwar läßt vorliegende Darstellung die einschlagenden besondern Verhältnisse von Birkenfeld unberührt; doch erlaubt die Stellung des *jus in sacra*, noch nach der Union, einen wahrscheinlichen Schluß.

Die Pfarrer wurden beauftragt, nach ertheilter Kanzelbelehrung, von ihren Gemeinden (später von sämmtlichen erschienenen, erwachsenen Gemeindegliedern) deren Meinung zu erfragen; woraus jedoch damahls sowohl, als 10 Jahre später, ein für die Union ungünstiges Resultat sich ergab. Das zweite Mal hatten zwar auch die Lutheraner des Amtes Mohfelden den Antrag unteistützt; allein rein lutherische Kirchspiele des Landes waren noch dagegen. Endlich wurde, auf neue Anregung einer kleinen lutherischen Gemeinde des genannten Amtes, im Jahre 1840 die obige Maßregel wiederholt, durch eine von der Kanzel zu verlesende Consistorialvermahnung eingeleitet und als eigentliche Abstimmung gestaltet. Hier nun lehnte von den 14. evangelischen Kirchspielen des Landes nur noch ein einziges rein lutherisches die Vereinigung ab (ohne sich aber später von den Verhandlungen und Beschlüssen darüber auszuschließen), neun hingegen sprachen sich einstimmig für dieselbe aus, und in den vier übrigen waren $\frac{1}{3}$ der

Stimmen dafür. Das Consistorium trug also auf eine Synode an, und der Großherzog berief dazu, am 26. Febr. 1841 sämmtliche evangelische Geistliche des Fürstenthums und aus jedem Kirchspiel, nach Verschiedenheit seiner Größe, einen oder zwei Laien, wozu das Consistorium als solches und ein weltlicher landesherrlicher Präsident kommen sollte. Die entsprechenden Wahlen der Gemeindevertreter enthalten aber leider eine anscheinende Inconsequenz; indem sie nicht von den als Träger des kirchlichen Gesamtbewußtseins zuvor anerkannten erwachsenen Gemeindegliedern, sondern von den Kirchenvorstehern und evangelischen Ortsvorstehern, unter Leitung der Aemter, also von Personen vorgenommen wurden, welche keineswegs nach kirchlicher Qualifikation ihre Stellung erhalten. Woher es denn auch wohl gekommen ist, daß, bei völliger Freiheit der Eligibilität, die Mehrzahl der Gewählten aus Kirchenjuraten und Staatsdienern bestand. — Am 16. Aug. 1841 ward die Synode feierlich eröffnet; wobei der Superintendent des Fürstenthums von deren kirchlicher, der fürstliche Commissar von ihrer weltlichen Stellung sprach. Letzterer reserviert seinem Herrn das Episcopatrecht in seiner positiven Gestaltung; die Versammlung soll nur berathen; dießmahl über die Frage, ob die Union eine Gewissensbeschwerung werden könne, entweder im Ganzen, oder in speciellen Puncten eines den Abgeordneten zuvor mitgetheilten consistorialen Entwurfs der Unionsurkunde. Die fünfjährigen Berathungen hierüber, durch eine Synodalcommission redigiert, wurden am 7. Jan. 1842 dem Großherzoge eingereicht; worauf ein sehr klar gedachtes und belehrendes Rescript die ihnen entsprechende Umarbeitung des Entwurfs dem Consistorium auftrug. Im Wesentlichen war derselbe

angenommen; doch sollte er, welcher zuvor fast zu einer Kirchenordnung ausgedehnt war, auf die eigentlichen Vereinigungspuncte beschränkt, sowie der bislang vernachlässigte Unterschied von jus in sacra und circa sacra dabei beachtet werden. So entstand die am 28. Mai 1843 publicierte Unionsurkunde.

Im Dogma schließt sie sich der rheinbaierischen an, indem sie als Lehrnorm allein die heil. Schrift annimmt, daneben aber gewissenhafte Berücksichtigung der Augsburger Confession fordert. Abweichend hiervon hatte der Entwurf, nach Analogie der badischen Unionsformel, auch den übrigen symbolischen Schriften ihr normatives Ansehn gelassen, soweit in ihnen die reine Grundlage des Protestantismus zu finden sei; das vorerwähnte Rescript aber läßt das, 'weil die Herstellung einer wirklichen Harmonie — hier nicht zu erreichen stehe', — hinweg. Geringeren Einfluß hat die Vereinigung auf die Verfassung der Kirche gewonnen, nur daß die berathende Synode, wie sie dießmahl construiert war, dem Kirchenorganismus bleibend eingefügt ist; worin eine glückliche Uebergangsformation von dem unthätigen Regiertwerden der heutigen evangelischen Gemeinden zu derjenigen corporativen Selbstständigkeit gefunden scheint, welche ihnen vom Standpuncte der Wissenschaft so sehr zu wünschen wäre. — Unklar ist die Stellung des bei der Disciplin thätigen Kirchenvorstandes (S. 109), welcher dem Presbyterium der Reformierten verwandt scheint. Ueberhaupt zeigt sich die Gemeindeverfassung nicht deutlich; — was aber allerdings außer den angekündigten Grenzen der Darstellung liegt.

Wie sich diese als eine 'kurze' gibt, so scheint sie hauptsächlich nur die mitgetheilten Actenstücke, welche den bei Weitem größeren Theil der Schrift einnehmen, erläutern zu wollen. Je mehr sie sich

169.170. St., den 23. October 1845. 1701

aber durch klare Einfachheit und die bei Unionsangelegenheiten beiderseits so leicht vergessene Ruhe in Mittheilung der positiven Anknüpfungspuncte auszeichnet, desto lebhafter erregt sie den Wunsch, daß jene Grenzen überschritten und insbesondere die Synodalverhandlungen vom August 1841 nicht bloß in ihren Resultaten, sondern auch in ihrem Gange mitgetheilt sein möchten.

Dr D. Mejer.

L o n d o n,

bei John W. Parker 1844. Travels in the Track of the Ten Thousand Greeks; being a geographical and descriptive Account of the Expedition of Cyrus and of the Retreat of the Ten Thousand Greeks, as related by Xenophon. By William F. Ainsworth, F. G. S., F. R. G. S., Surgeon to the late Euphrates Expedition etc. XV and 248 Pag. Post Octavo, with Map. 7s. 6d.

So viel auch in der neueren Zeit über den Zug der zehntausend Griechen nach Xenophons Berichte geschrieben worden, so ist doch noch nicht Alles so befriedigend aufgeklärt, daß wir nicht jede bessere Belehrung darüber mit Dank aufnehmen sollten. Um so erfreulicher ist es, daß sich ein Mann diese Aufgabe stellte, welcher nicht bloß die Erläuterungen seiner Vorgänger zusammentrug, sondern die meisten Gegenden, durch welche der Zug ging, aus eigener Anschauung kannte, wovon seine Assyria, Babylonia, and Chaldea und seine Travels and Researches in Asia Minor, Mesopotamia, Chaldea, and Armenia in zwei Bänden zeugen. Während seiner Anstellung bei der Euphrat-Expedition von 1835 bis 1837 durchforschte er das nördliche Syrien und den Euphrat, an welchem das Heer des jüngern Kyros

dem Vf. zufolge von dem kleinen Flusse Daradax bei dem heutigen Balis bis Thapsakos zur rechten, bis Kunaxa aber zur linken Seite hinunterzog; auf der Rückkehr von Bagdad 1837 bereisete er den Tigris und die Gegend von Nineveh, durch welche die griechischen Hilfsvölker ihren Rückzug nahmen, sowie er Bithynien, Paphlagonien und Pontus im Herbst 1839, Mesopotamien im Winter 1840, und einen Theil des obern Tigris bis Esli Mösul im nächstfolgenden Sommer, die Gebirgspässe von Kurdistan, den Niphates oder All Tagh, und die Hochlande Armeniens im Herbst desselben Jahres besuchte. So konnte er den Zug der Griechen, welchen er nach der auch von dem Major Kennell und andern Engländern benutzten Uebersetzung der Anabase von Spelman Buch für Buch verfolgt, nur da, wo es nöthig schien, den Text der Ausgaben von Hutchinson und Long zu Rathe ziehend, fast überall aus eigener Kunde der durchwanderten Gegenden erläutern, und wo ihn diese verließ, kamen ihm die Entdeckungen von Hamilton, Arundel und Andern zu Hilfe. Einige Gegenden, wie der Lauf des Tigris und die Umgebungen Mösuls, sind zwar neuerdings noch besser erforscht; aber unser Vf. war der erste Europäer, der das Glück hatte, die Bergpässe von Kurdistan am Tigris zu Lande zu durchkreuzen. Durch sorgfältige Benutzung der Belehrungen, welche ihm die Forschungen anderer Reisenden boten, wurde er in den Stand gesetzt, seinem Buche eine Karte beizufügen, auf welcher der ganze Hin- und Rückzug der zehntausend Griechen mit möglichst großer Genauigkeit bezeichnet, und Xenophons geographische Angaben auf neuere Benennungen zurückgeführt werden konnten. Nur auf den Berghöhen Armeniens verließ ihn, weil seine Reise nur die westlichern Gegenden Armeniens berührte, jede genauere Kunde,

so daß er bis an den Punct, wo das zurückziehende Heer beim ersten Anblicke des Pontus mit demselben Jubel See! See! rief, wie des Columbus Begleitung Land! Land! als sie das westindische Eiland ansichtig wurde, zu bloßen Vermuthungen seine Zuflucht nehmen mußte. Wie Xenophon, theilte er sein Werk in sieben Bücher, ohne jedoch die beiden ersten Kapitel des sechsten Buches nach dessen eigener Bestimmung mit den neuern Ausgaben an das Ende des fünften Buches zu setzen, sowie er nicht bemerkte, daß Lib. II. c. 1. §. 12. nicht der erst später zum Anführer erwählte Xenophon, sondern Theopompos aus Athen der Redende war. Wenn er am Ende des ersten Kapitels im dritten Buche den Kleonor einen Orchomenier nennt, aber bei Agias den Beisatz, daß er ein Arkadier gewesen sei, wegläßt, so ist das den übrigen Bestimmungen ganz gemäß, da bei keinem der hinterlistig Getödteten die Heimath genannt ist. Wo Xenophon von längst bekannten Orten spricht, begnügt sich unser Vf. nicht mit einer Schilderung ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit, sondern führt auch alles in der Kürze an, was er aus früherer Zeit darüber berichtet fand. Denjenigen aber, welchen die Geschichte von Nineveh und M ósul interessirt, verweist er auf seine Travels Vol. II. c. 33., so wie er sich auch bei den Ruinen von Larissa oder Resen in der Nachbarschaft von Nineveh und von Mespylä oder M ósul und anderwärts auf seine Researches zurückbezieht, und zuweilen auch frühere Irrthümer berichtigt. Beim Uebergange über den Amanus verweist er auf sein Memoir im dritten Bande der Transactions of the Royal Geographical Society of London. Wenn er bei seinen historischen Erläuterungen der Städte in Kleinasien den griechischen Sagen aus der mythischen Zeit einen zu großen Glauben schenkt, können wir das

seiner Rechtgläubigkeit nicht verargen; mehr vielleicht, wenn er in der Voraussetzung, Xenophon habe bei seinem Feldzuge, wie ein neuerer Reisender, ein Tagebuch geführt, auf dessen Unfehlbarkeit in den Berichten über weit entfernte Gegenden, welche er unter allerlei Hindernissen und Schwierigkeiten durchzog, mehr bauet, als in den Aeußerungen über später bereisete und mehr bekannte Gegenden in geringerer Entfernung, wie wenn Xenophon bei der Fahrt von Sinope nach Herakleia die Mündungen der Flüsse gesehen zu haben versichert, welche er schon auf der Fahrt von Kothora nach Sinope gesehen haben mußte. Gleichwohl können wir den Bemerkungen, wodurch der Verf. am Schlusse des ersten Anhangs seines Buches die große Verschiedenheit zwischen den Angaben des Strabo und Xenophon über die Entfernung Babylons von Thapsakos zu erklären sucht, unsern Beifall nicht versagen. Im Anhange liefert der Verf. zuerst die astronomischen Bestimmungen einzelner Dörter, welche die zehntausend Griechen auf ihrem Hin- und Rückzuge berührten, und aller derjenigen Punkte, nach welchen er selbst seine Karte construierte; dann die chronologischen Data der Hauptbegebenheiten beider Züge nach den Bestimmungen des Majors Kennell; hierauf ein geographisches Verzeichniß aller Dörter, welche die Griechen durchzogen, nach ihren alten und neuern Benennungen, nebst den Entfernungen von einander nach Tagemärschen, Parasangen und geographischen Meilen, und mit den Citaten der Stellen, in welchen davon bei den alten Classikern und neuern Schriftstellern die Rede ist, und mit beständiger Hinweisung auf die Seite, auf welcher unser Verf. davon spricht.

G. F. Grotefend.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

171. Stück.

Den 25. October 1845.

B e r l i n.

Verlag von Hermann Schulze 1844. Germania. Enthaltend: sprachwissenschaftliche und geschichtliche Abhandlungen, Abdrücke und Erläuterungen kleiner Stücke altdeutscher Sprache und Poesie, Nachrichten von altdeutschen Handschriften, Mittheilungen aus lebenden deutschen Mundarten, einzelne Sprachbemerkungen, Beiträge zur deutschen Litterargeschichte, und Uebersichten der deutschen Sprachlitteratur seit 1834. Von der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Sechster Band. Mit Beiträgen von Förstemann, Freydorff, Höfer, Kallenbach, Kläden, Klein, Kuhn, Ledebur, Lütcke, Maßmann, Park, Schmidt, Schulz, Tamms, Tiedt, Zelle, Zeune, Sinnow und dem Herausgeber. — Auch unter dem Titel: Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft

für deutsche Sprache und Alterthums-
kunde u. s. w. 322 Seiten in Octav.

Da wir in der Anzeige des fünften Bandes der Germania (Gött. gel. Anz. Jahrg. 1844. St. 44) die Mittheilungen der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde im Allgemeinen besprochen haben, so beschränken wir uns darauf eine kurze Uebersicht von dem zu geben, was der vorliegende sechste Band enthält. — Im Ganzen finden wir hier 24 theils längere, theils kürzere Beiträge der Art, wie sie der Titel andeutet, von welchen zunächst mehrere Abdrücke von unbekanntem oder minder bekannten literarischen Denkmahlen hervorzuheben sind. S. 52—72 gibt H. Park Mittheilungen aus einer niederdeutschen Handschrift des Reisebuchs zum heil. Lande von Ludolf von Suchen aus Westphalen, welcher seine Reise in den dreißiger Jahren des vierzehnten Jahrhunderts vollendete. Die Beschreibung dieser Reise ist auch hochdeutsch in dem Reisebuch des heil. Landes (Frankf. a. M. 1609) enthalten. Diese hochdeutsche Abfassung ist, wie angegeben wird, aus dem Lateinischen übertragen und verhält sich zu der niederdeutschen, von welcher hier Proben gegeben werden, wie eine weitere Ausföhrung zu dem ersten Entwurfe. Der Herausgeber vermuthet daher, daß Ludolf von Suchen seine Reise, ehe er sie lateinisch ausarbeitete, niederdeutsch entwarf, und daß dieser erste Entwurf sich in der Wolfenbütteler Handschrift, aus welcher die Mittheilungen genommen sind, erhalten habe. Die mitgetheilten Stücke sind ein willkommenener Beitrag zur Kenntniß der niederdeutschen Sprache und dürften auch für den Historiker nicht ohne Interesse sein. Ref. hebt in dieser Hinsicht besonders die Schilderung der Eroberung der

Stadt Akris (S. 57—67) hervor. — Ferner erscheint hier unter dem Titel: van deme greven van Hollant ein Klaggedicht auf den Tod des Grafen Wilhelm III. von Holland († 1337) in niederrheinischer Mundart (S. 251—271), welches von der Hagen aus der Berliner Handschrift des Tristan mit einer Uebersicht über den sonstigen Inhalt dieser Handschrift herausgegeben hat. Das Gedicht zieht durch eine gewisse Wärme an, erhebt sich aber sonst nicht sehr über die gewöhnlichen Poesien des vierzehnten Jahrhunderts, mit welchen es auch die Einmischung allegorischer Personen gemein hat. — Sehr interessant sind die Mittheilungen von L. Tieck über Göthes älteste Lieder Sammlung (S. 272—288). Eine Sammlung, welche unter dem Titel 'neue Lieder in Melodien gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf' zu Leipzig 1770 in Quart erschien, enthält 20 Gedichte des jungen Göthe, welche hier in einem getreuen Abdrucke wiedergegeben sind. Von diesen Gedichten war bisher fast die Hälfte ganz unbekannt; andere finden sich mehr oder weniger verändert in den Ausgaben von Göthes Werken wieder.

Hieran möge sich die Anzeige von zwei übersetzten Literaturstücken reihen. — A. Zeune gibt S. 28—43 das Gedicht von der Zerstörung der Burg Hohenzollern (im Jahre 1423) in erneuerter Schreibart mit einigen Erläuterungen wieder, welches der Freiherr von Lasberg im Jahre 1842 unter dem Titel 'ein schoen alt Lied von Grave Friß von Solre dem Dettinger und der Belagerung von Hohen Solre' bekannt gemacht hat. — S. 144—154 finden wir eine Uebersetzung des schwedischen Volksbuches von Judas Ischarioth von K. Tamm, wobei die wich-

tigsten Abweichungen der bekannten Bearbeitung derselben Legende von Abraham a St. Clara bemerkt sind.

S. 289—308 ist die von v. d. Hagen in der Berliner Akademie (29. Jul. 1844) gehaltene Vorlesung über die Quellen der Faustsage abgedruckt, in welcher der Verf. besonders auf ein älteres 1588 zu Lübeck erschienenenes Volksbuch von Faust aufmerksam macht, welches dem bekannten Buche von A. S. Widmann zum Grunde liegt und wahrscheinlich auch hochdeutsch vorhanden war. — Außerdem enthält dieser Band noch folgende literarhistorische Abhandlungen: Ueber ein altfranzösisches Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen von Binnow S. 157—180; eine Uebersicht des Inhalts der von Fr. Michel 1839 herausgegebenen *chanson des Saxons* mit Bemerkungen über die Auffassung der Carlsage in diesem Gedichte. — Ferner: eine Inhaltsübersicht über die lateinische Komödie des Valentin Andreä, *Turbo* betitelt (gedruckt Straßburg 1616), von Lütcke (S. 73—94), mit Erläuterungen der rothwelschen Ausdrücke, welche in dem ersten Interscenium dieses Schauspiels vorkommen. — Ueber den Dichter Daniel Schönemann von Klein S. 111—130: Nachrichten von dem Leben und den Werken dieses Dichters (geboren zu Greifswalde 1695, gest. 1737), der zu seiner Zeit einen großen Ruf als Improvisator erlangte, dessen Poesieen jetzt aber nur noch ein literarhistorisches Interesse gewähren.

Indem wir manches Andere, was dieser Band darbietet, übergehen müssen, erwähnen wir noch folgende kleinere Abhandlungen: Zur Erklärung zweier Stellen in den Gedichten Walthers von der Vogelweide von Klein

(S. 238 — 243). Der Verf. dieser Abhandlung will die beiden Stellen in Walthers Gedichten: 'wol dir sper kriuz unde dorn' S. 15, 3. 18 und 'sîn lip wart mit scharpfen dornen gar versêret' 37, 6 nicht mit W. Grimm (Christusbilder S. 44) auf die Geißelung Christi, sondern auf die Dornenkrone beziehen. Wenn gleich bei der zweiten Stelle diese Deutung auf den ersten Blick zulässig scheinen könnte, so hat doch W. Grimm jetzt eben (in Haupts Ztschr. für deutsches Alterth. 5, 381—384) seine Erklärung weiter begründet, so daß er doch wohl Recht behalten möchte, die erste hat derselbe auch auf die Dornenkrone bezogen. — S. 244—250 gibt A. Kuhn eine etymologische Erläuterung des dunkeln Namens *Dstara*, welche nicht minder wahrscheinlich ist, als die Erklärung, welche derselbe in Haupts Zeitschrift (2, 231) von dem Namen des Gottes *Zio* bekannt gemacht hat. Der Verfasser stellt den Namen dieser deutschen Göttin mit der Sanskritwurzel *vas* zusammen, deren ursprünglichster Begriff der des Leuchtens ist. Mit derselben Wurzel ist das griechische *ἠώς*, *ἔως*, *ἑστία* und das lateinische *Vesta*, *aurora* zusammen zu halten. Das deutsche Wort *Dst* bezeichnet darnach die Himmelsgegend, von welcher das Licht ausgeht, die daher vorzugsweise die leuchtende genannt zu werden verdient. *Dstara* dürfte also die Göttin der hellern Jahreszeit sein, die nach dem trüben und dunkeln Winter eintritt, was recht gut damit stimmt, daß das Osterfest, wie manche Volksgebräuche noch jetzt beweisen, früher neben der christlichen Bedeutung auch zugleich als ein Freudenfest über die Wiederkehr der Sonne und den Frühlingsanfang gefeiert wurde. — Als eine andere Bereicherung der deutschen Mythologie dürften wir die Mitthei-

lungen von Schulz, Ledebur, Zeune über den pagus Diedesi, Diadesisi, Dadesisi in der Lausitz ansehen, welchen Dietmar von Merseburg (Perz monum. V, 780. 842) erwähnt, wenn nur nachzuweisen stände, daß dieser Ortsname mit den Idisi einen Zusammenhang hat, was uns nicht wahrscheinlich ist. — S. 95 — 106 macht H. Hoefler auf die apologetischen oder Beispiels-sprichwörter im Niederdeutschen aufmerksam. Daß niederdeutsche Volk besitzt (wie das englische) eine Reihe von Sprichwörtern, die die Eigenthümlichkeit haben, daß der Spruch irgend einer Person in den Mund gelegt und dabei eine Handlung erzählt wird, die oft im Contrast mit dem Sprichworte steht oder überhaupt demselben etwas Komisches gibt. Mehrere derselben deuten augenscheinlich auf wirkliche Begebenheiten, sie sind verkürzte Anekdoten; andere lassen, da die Sprüche auch Thieren in den Mund gelegt werden, auf Thierfabeln schließen. Die Sammlung von Sprüchen, welche hier mitgetheilt ist, wird sich wahrscheinlich noch um ein ziemliches vermehren lassen; wenigstens erinnert sich Ref. mehrere solcher apologetischer Sprichwörter auch in Niedersachsen gehört zu haben *).

Noch müssen wir den Geschichtsabriß der deutschen mittelalterlichen Baukunst von Kallenbach (S. 184 — 198) erwähnen. Der Verfasser dieses sehr lehrreichen Aufsatzes untersucht mit gediegener Sachkenntnis, die sich auf eigene Anschauung der Kunstdenkmähler gründet, die allmähliche Ausbildung und Umgestaltung der Kirchenbauten von 1100 bis 1600 nach den vorzüg-

*) In dem Sprichworte II. No 47 ist statt wörmel wörmern (d. i. Würmen) zu lesen.

lichsten unterscheidenden Merkmalen, welche die einzelnen Perioden charakterisieren. Wir bedauern nur, daß seine Darstellung für denjenigen, welcher sich mit der mittelalterlichen Kunst nicht so vertraut gemacht hat, zu kurz ist, und wünschen daß es ihm gefallen möge, diesen Geschichtsabriß in eine ausführliche Geschichte der deutschen Baukunst zu verwandeln.

P a r i s.

Librairie de Charles Gosselin 1843. L'histoire et plaisante cronicque du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des Belles Cousines, sans autre nom nommer, publiée d'après les manuscrits de la bibliothèque royale par J. Marie Guichard. XXI und 297 Seiten in Octav.

Die im Jahre 1459 von Anton de La Sale verfaßte Geschichte des petit Jehan de Saintré und der dame des Belles Cousines gehört zu den werthvollsten französischen Romanen des funfzehnten Jahrhunderts. Die Anlage des Romans ist sehr einfach. Er enthält die Geschichte der treuen und loyalen Liebe, welche die beiden genannten Personen, die beide an dem französischen Hofe lebten, sechzehn Jahre hindurch vor aller Welt geheim hielten, bis endlich die Untreue der Dame die Veranlassung dazu gab, daß sie bekannt wurde. Schon als der kleine Jehan noch Page des Königs war, begab er sich in den Dienst der Dame, die ihn bei ihren geheimen Zusammenkünften mit ihm zu Allem ermunterte, wodurch ein Ritter sich Ehre erwirbt, und ihn bei seinen Unternehmungen reichlich unterstützte. Jehan zeichnete sich in einer Reihe von Einzelkämpfen aus, die er bloß um

der Ehre willen gegen andere Ritter unternimmt, und erwirbt sich auch großen Ruhm durch seinen Antheil an dem Kriege, welchen die deutschen Ritter gegen die Sarazenen (so werden hier die heidnischen Preußen genannt) führten. Durch Tapferkeit, Freigebigkeit und feines Benehmen wird er der Liebling des Hofes und einer der angesehensten und beliebtesten Ritter Frankreichs.

Hiernach gehört diese Erzählung nicht sowohl zu der ältern Classe der Ritterromane, welche den Helden sich in wilden Abenteuern, in Kämpfen gegen Riesen und Drachen umhertreiben lassen; sie copiert vielmehr das gewöhnliche ritterliche Leben, dessen äußern Glanz sie zu verherrlichen sucht. Unser Roman hat aber daneben noch eine didaktische Tendenz. Anton de La Sale (geboren 1398), welcher dieses Werk seinem Zöglinge Johann von Anjou gewidmet hat, wollte, wie auch der Herausgeber bemerkt, in seinem Helden das Muster eines Ritters ohne Tadel aufstellen und versäumt deshalb auch nicht gute Lehren in seine Erzählung zu verflechten. So warnt z. B. die Dame den jungen Jehan vor den sieben Todsünden und ermuntert ihn zur Tugend und Frömmigkeit, wobei der Verfasser seine Belesenheit in der Bibel und in den Werken der alten Griechen und Römer zeigt. Der Held seines Romanes ist eine historische Person. Jehan de Saintré, Senechal von Anjou, war einer der tapfersten Ritter Frankreichs, der sich im vierzehnten Jahrhundert in den Kriegen gegen die Engländer auszeichnete und den 25. October 1368 starb. Die Dame des Belles Cousines gehört allem Anscheine nach, da sie (S. 75) die Herren von Anjou, Berry und Burgund 'messigneurs mes beaulx oncles' nennt, zur königlichen Familie: doch haben die Versuche ihren Na-

men ausfindig zu machen noch zu keinem genügenden Resultate geführt.

Für die jetzige Zeit hat der Roman einen bedeutenden Werth dadurch, daß er eine ergiebige Quelle für die Sittengeschichte des funfzehnten Jahrhunderts ist. Der Verfasser gefällt sich darin die Sitten und Gebräuche des französischen Hofes, die damahls gewöhnlichen Waffen, Kleider und Speisen, den Hergang und das Ceremoniel bei ritterlichen Aufzügen und Kampfspielen bis in das kleinste Detail ausführlich zu schildern, und wir dürfen nicht zweifeln, daß diese Schilderungen aus dem wirklichen Leben genommen sind, wenn gleich die erzählten Begebenheiten größtentheils erdichtet sein mögen. — Die Darstellung zieht durch eine einfache und ungesuchte Naivetät an.

Die Geschichte des Jean de Saintré ist in Frankreich bis auf die neueste Zeit vielfach gelesen. Auf die erste Ausgabe, die 1517 erschien, folgten im sechzehnten Jahrhundert noch fünf andere. Im Jahre 1724 wurde er von Gueulette wieder herausgegeben, und noch im Jahre 1830 erschien eine wiewohl ungenaue Ausgabe bei Didot. Einen Auszug gab der Graf von Tressan in seinem *corps d'extraits de romans de chevalerie*, 1782 t. 3, veränderte aber die Erzählung nach dem Geschmacke seiner Zeit so sehr, daß sie dem Originale sehr unähnlich geworden ist. Die vorliegende, mit einem kurzen Glossar versehene Ausgabe ist nach den drei Handschriften der königlichen Bibliothek zu Paris mit Vergleichung des ersten Druckes veranstaltet und dadurch correcter geworden als die frühern, wenn gleich der Herausgeber die Abweichungen nicht immer angibt, die er sich nach der Vorrede S. XXIX. XXX von der dem Texte zum Grunde liegenden Handschrift erlaubt hat.

C o r f u.

1844. Ἐκ τῆς τυπογραφίας τῆς κυβερνήσεως: Διάλεξις περὶ τῆς ἐν Κερκύρα Μενεκρατείου ἐπιγραφῆς ὑπὸ Χριστοφόρου Φιλήτα I. Δ. 35 S. in Octav.

Die in Nr. 98 unserer Blätter besprochene Korcyrische Inschrift ist, wie ich erst später erfahren habe, bereits von mehrfachen Seiten behandelt worden. Das Londoner classical Museum 1844, IV. p. 44 berichtet von einem Vortrage des Dr Hawtrey, dessen Restitution mit der meinigen im Ganzen zusammentrifft, nur daß B. 3 ἑκαστον setzt, wo ich ἅπαντας vorgezogen habe; B. 5 αὐτός, wo ich αὐτοῖ; B. 6 mit dem Steine κασιγνέτιοι πονέει. Hawtrey setzt die Inschrift gar über Pisistratos Zeit hinaus, während im classischen Museum die Echtheit der Inschrift angezweifelt und dieselbe als Product eines italiänischen Antiquars verdächtigt wird. Das setzt Begriffe von italiänischer Philologie voraus, die uns allzu rosenfarben vorkommen wollen. Die italiänische Kritik des famoso grecista hat sich vollgiltig am ersten Zeichen der Inschrift erprobt: ex ungue leonem. Im class. Mus. wird Gewicht gelegt auf *OT*, wofür man in einer so alten Inschrift *O* erwarte. Allein gerade *OT* hat sich auch sonst auf Steinschriften vor Cukleides gefunden, und man scheint hier und da früh angefangen zu haben, um *O* nicht für drei Laute *o*, *ω*, *ov* zu brauchen, letztern Laut besonders zu bezeichnen. Ferner scheine die Verfassung von Korcyra in so früher Zeit nicht so ausschließlich demokratisch gewesen zu sein, als es die stete Wiederholung des δᾶμος glauben mache. Allein so gern ich zugebe, daß Hawtrey's Ansatz der Zeit zu hoch ist, so muß doch bemerkt werden,

daß der Demos von Korkyra in Folge des bedeutenden Seerwesens sich weit früher aufschwang und mächtig ward als es in andern dorischen Staaten der Fall war, s. Müllers Dorier II, 147. Mag über die Zeit der Inschrift geurtheilt werden wie man will, an der Echtheit kann jetzt um so weniger Zweifel sein, als die oben angegebene Abhandlung genaue Nachrichten über die Auffindung mittheilt und nicht ohne Geschick und Einsicht die Arbeit des P. Secchi einer Kritik unterwirft. Ich verdanke einen Auszug derselben der Gefälligkeit meines Freundes Dr H. Keil in Florenz.

Im October 1843 stieß man beim Graben in der Vorstadt *Γαριτζα* auf alte Gräber mit Aschengefäßen. Auch fand man auf einer *βάσις παραλληλόγραμμος* eine aus Stein gehauene liegende Löwin mit dem alten Epigramm. Man hält jenen Ort für die alte Begräbnißstelle, welche Xenophon Hell. VI, 2, 20 erwähnt. Die Verse laufen rings um die Basis herum. Herr Philetas vergleicht dann die archaische Schrift mit andern gleichartigen Inschriften: das Zeichen Δ im Anfange faßt er ganz richtig gegen Secchi als Ornament und liest *Νιοῦ Τλασίαφο*. Das Alter bestimmt er dahin, daß die Inschrift nicht jünger als 403 oder etwa 380 v. Chr. sein könne: wegen des *πρόξενος* könne sie nicht über die Perserkriege hinausreichen, in deren Zeit sie etwa fallen möge. Auch das Digamma in *πρόξενφος* erklärt er mit Hilfe der äolischen Form *ξέννος*. Der vierte Vers gewinnt am Ende ein paar halbverblichene Buchstaben *φοσ* (oder *ν? μ?*) *ρ* (*α?*) und *ο*, die Philetas zu einer nicht glaublichen Restitution benutzt: *ᾠλετο δαμοσίων δέκα γῶς προσιὰς ἐνιαυτούς*. Dagegen bestätigt er im

fünften Verse die Lesart $\alpha\nu\tau\text{ΟΙ Γ}[ΑΙΑ]\Sigma$, wo Secchi ganz falsch ergänzt hatte.

Ein Anhang gibt die herrliche in Argos gefundene und von Georgios Chrysoberges bekannt gemachte Unterschrift der von den Argivern dem Nikokreon von Kypros errichteten Ehrenstatue für das Erz

Ἦρα ὄν εἰς ἔροτιν πέριπεν ἄεθλα νέοις.

Denn so ist der vom Herausgeber sehr falsch gelesene Schluß zu schreiben, wie das richtig von L. Ross geschehen ist, der in Gerhard's Archäol. 3tg 1844. S. 348 die für die Geschichte der kypri-schen Könige nicht unwichtige Inschrift gelehrt commentiert hat.

F. W. S.

Samburg und Gotha,

bei Perthes 1844. Die Lehre von der Trinität in ihrer historischen Entwicklung von Georg August Meier. Erster Band. XVII und 308 S. Zweiter Band. VIII und 237 Seiten in Octav.

Eine monographische Behandlung des Dogmas von der Trinität hat deshalb etwas so Anziehendes, weil dieses Dogma nicht isoliert, sondern nur in seinem Zusammenhange mit der ganzen Lehre von Gott behandelt werden kann. Welcher Aufwand von Scharfsinn, welche Summe geistiger Arbeit hat sich, seitdem in der christlichen Kirche Dogmen entstanden, um diesen Glaubenssatz zusammenzufinden, anfangs um ihn auszubilden, sodann um ihn zu deuten und zu verstehen, endlich um ihn zu zerstören oder neu zu begründen, so daß in der That dieses Dogma in den verschiedenen Zeiten der Kirche zugleich der Maßstab ist für christliche Wissenschaft überhaupt. Die altkirchlichen Symbole erkennen nur in der Lehre vom Vater, Sohn und Geist den eigentlichen Inhalt

des Kirchenglaubens; Häresien kommen nur in Bezug auf dieses Dogma vor; noch bei Abälard ist Theologie geradezu gleichbedeutend mit Lehre von der Trinität.

Die neueste Zeit hat schon außer der vorliegenden eine sehr ausführliche historische Behandlung dieses Dogmas gebracht durch Hr Dr von Baur, deren früher in diesen Blättern gegebene Charakteristik nichts so erwünscht bezeichnen mußte, als eine Lösung derselben Aufgabe von einem unbefangenen Standpuncte. Denn gerade die Unbefangenheit mußte an der Baur'schen Arbeit am dringendsten vermißt werden, die bei aller Tüchtigkeit des Studiums und bei einem nicht geringen Aufgebot von Scharfsinn, sich in Voraus auf den Standpunct eines dem Christenthume so wenig befreundeten philosophischen Systems stellte, und die ganze Dogmenentwicklung in dessen Kategorien einzwängte. Hr Licentiat Meier (gegenwärtig Privatdocent in Halle) ist zu seiner Arbeit nicht erst durch die Baur'sche Schrift veranlaßt; seine Vorstudien waren größtentheils schon vollendet, ehe jene Schrift erschien; eben so wenig läßt er sich auf eine durchgehende Polemik dagegen ein; aber die Arbeit selbst, die ganze Behandlung ist ein Protest gegen jene Methode; denn bei nicht minderer Achtung vor speculativem Eindringen in den Sinn des kirchlichen Dogmas findet sich in der vorliegenden Arbeit eine Objectivität, eine wirkliche Hingabe an den Stoff, die ihre eigentliche Leistung darin sucht, den Fortschritten des Dogmas nachzuforschen, wie sie die Geschichte gibt, und nicht, wie sie die vorgefaßte Ansicht irgend eines speculativen Systems zu construieren für gut hält. Von einer so genannten Entwicklung des Begriffs durch seine Momente, indem das Dogma bis zu einer gewissen Zeit sich objectiv, dann subjectiv entwickelt, und etwa bei He-

gel seine Ausgleichung gefunden habe, von einem in Voraus fertig gemachten Schematismus, dem dann die Einzelheiten, wie die Geschichte sie darbietet, sich fügen müssen, ist hier nirgends die Rede; die christlichen Denker aller Jahrhunderte sind hier nicht etwa bloße Stationen, auf welchen der trinitarische Begriff sich in den Sprüngen seiner Selbstentfaltung niedergelassen habe; sondern mit Hingebung an die Sache selbst wird den Wendungen nachgeforscht, welche sich in der dogmenbildenden Thätigkeit der Kirche beobachten lassen.

Die Arbeit des Hn Verfs setzt die v. Baur'sche Behandlung in so fern gewissermaßen voraus, als sie darauf verzichtet, überall den Stoff im Einzelnen herbeizuführen, und durch ausführlichere Excerpte vorzulegen. Nur das eigentlich Wesentliche und Charakteristische wird aus den Quellen mitgetheilt. Dagegen ist die Behandlung des Verfs dann eine Verarbeitung des Stoffes, eine Bewältigung desselben durch Raisonnement, wobei eben so entschieden der Zusammenhang der jedesmahligen Auffassung mit den engern christlichen Sätzen nachgewiesen, als das Ganze einer eindringlichen speculativen Analyse unterworfen wird. Der Standpunct der Behandlung ist deshalb nicht sowohl für Denjenigen berechnet, der mit der Geschichte des Dogmas noch völlig unbekannt ist, als vielmehr für Solche, die des Stoffes schon einigermaßen Herr sind, aber eine tiefere Verarbeitung, einen durchdringenden Blick in den Zusammenhang der geschichtlichen Entwicklung wünschen. Gewis ist dieser Standpunct des Verfassers der dem Bedürfnis der Gegenwart durchaus entsprechende; bei den Anstrengungen der jetzigen Theologie, über das Wesentliche des Trinitätsdogmas zu einem Abschluß zu gelangen, dürfte eben diese eindringliche Auseinanderlegung der bisherigen Leistungen auf dem theologischen

und philosophischen Gebiete die willkommenste Gabe sein. Die Behandlung und Kritik, die der Verfasser der jedesmahligen Auffassung des Dogmas zu Theil werden läßt, muß geistreich, d. h. im guten Sinne des Wortes, heißen. Das Interesse für Speculation tritt dabei jedesmahl hervor, aber, wie schon angegeben ist, nicht nach den Decreten einer bestimmten, abgeschlossenen Schule, sondern, wie sich überhaupt die Speculation in der neuesten Gegenwart nach Abwerfung des letzten nach Alleinherrschaft ringenden Systems gestaltet, voraussetzungsfrei, aber mit Aneignung des namentlich dialektischen Gewinnes, der auch aus jenem System als bleibendes Resultat betrachtet werden muß. Selbst weitere Züge, worin sich eine Vertrautheit mit der Höhe jekiger Bildung in streng wissenschaftlichen, wie auch künstlerischen Leistungen zeigt, werden nicht selten zu glücklichen Vergleichen, zu scharfen treffenden Bemerkungen benutzt, wie denn überhaupt Stil und Darstellung des Verfassers, fern von aller Zerflossenheit und Breite, einen körnigen, ansprechenden Charakter tragen. Um den Reichthum des hier dargebotenen Inhalts überschauen zu lassen, möge eine kurze Angabe der Periodeneintheilung genügen.'

Der Verf. stellt sehr einfach und übersichtlich 3 Perioden auf, entsprechend der alten, mittleren und neueren Zeit. Eine Inconsequenz scheint dadurch zu Stande zu kommen, daß er als Ende der ersten Periode Johann von Damaskus ansetzt, dagegen als Anfang der zweiten, Augustin. Indessen bei genauerer Bekanntschaft mit der Stellung Augustins zu der frühern und spätern Dogmenentwicklung erscheint diese Anordnung als durchaus angemessen. Es liegt in der That in Augustins Fassung der Trinitätslehre ein so wesentlicher Unterschied von der Athanasianisch griechischen Form vor, daß nur mit

ihm der Beginn der eigentlich lateinischen Behandlung dieses Dogmas gemacht werden konnte; das durchaus lateinische filioque als Ergebnis Augustinischer Speculation ist Beweis dafür, indem erst so alle Erinnerungen an das stets in der griechischen Kirche beibehaltene Subordinationsverhältniß, das auch bei Athanas nicht durchaus fehlt, in der abendländischen Auffassung verwischt werden.

Alle an der Arbeit des Hn Verfs schon bemerkten Vorzüge treten am schärfsten im zweiten Bande, in der Behandlung des Dogmas seit der Reformation hervor, und in so größerem Maße, als sich die Darstellung mehr der Gegenwart nähert. Namentlich die Versuche zur Lösung der trinitarischen Aufgabe in der Gegenwart, seit Restauration der theologischen Speculation durch Schleiermacher, erhalten hier eine so lichtvolle Darlegung und Zusammenstellung, daß kein Theolog, der sich über die gegenwärtigen Erscheinungen auf dem Gebiete der kirchlichen Wissenschaft klar werden will, der Mittheilung des Vfs entbehren, oder auch nur ein leichteres Hilfsmittel zur Orientierung auf diesem Gebiete finden kann. Anziehend ist namentlich die Nachweisung, wie gegenwärtig unsere dogmatischen Meister, die mehr oder minder durch Schleiermacher angeregt sind, dennoch einstimmig, wenn auch auf verschiedene Weise, von dessen mehr negativen Resultaten zu größerem Anschluß an das kirchliche Dogma, eingelenkt haben.

Von dem Hn Vf. darf bei seinem augenscheinlichen Talent für Speculation, und zwar dieselbe nicht im Sinne der neuesten, aber doch schon im Abzuge begriffenen Schule genommen, so wie bei seiner gründlichen Kenntniß der historischen Entwicklung des kirchlichen Lehrbegriffs, für christliche Wissenschaft nur Treffliches erwartet werden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

172. Stück.

Den 27. October 1845.

B r a u n s c h w e i g,

bei G. Westermann 1844. Dionis Chryso-
stomi opera graece. E recensione Adolphi
Emperii. XXIII und 831 S. in gr. Octav.

Wenige Wochen nach Vollendung dieser neuen
Recension des Dio Chrysostomus endete unerwartet
das schöne Leben des Herausgebers. Was ein Alter
sich wünschte, *φιλοσιν καλλείποιμι θανόν ἄλ-
γεα καὶ σπονάχας*, das ist Emperius vollaus zu
Theil geworden. Ich löse jetzt in wehmüthiger
Erinnerung das letzte meinem unvergeßlichen Freunde
gegebene Versprechen, von dem bedeutendsten Werke
des Trefflichen in diesen Blättern einen kurzen Be-
richt zu erstatten.

Dio Chrysostomus war Emperius' alte Liebe.
Durch den zufälligen Umstand, daß er ein Exem-
plar der Reiskeschen Ausgabe von seinem Vater
geerbt hatte, auf Dio geführt, pflegte er schon auf
der Universität in Leipzig und Göttingen den Stoff
zu kritischen Arbeiten, welche früh Emperius Lieb-
lingsbeschäftigung bildeten, neben den Rednern am

liebsten aus Dio zu nehmen. Fast ohne alle weitere Hilfsmittel, als welche die sehr unzureichende Reiske'sche Ausgabe bot, wußte Emperius Scharfsinn und Divinationsgabe doch vielen corrupten Stellen sichere oder probable Hilfe zu schaffen. Er hatte sich in die Art seines ihm sehr lieb gewordenen Freundes so hineinstudiert, daß er dadurch jenen Mangel großentheils ersetzte. Ich kann versichern, daß, wenn ein Unfall den Dio plötzlich vertilgt hätte, Emperius im Stande gewesen sein würde, ihn wenigstens zum Theil ziemlich zu restituieren. Die ersten Proben seiner Dionischen Studien legte er in den 1830 erschienenen *Observationes criticae* vor. Da diese sehr beifällig von den bedeutendsten Gelehrten aufgenommen waren, folgten allmählich mehrere gelegentliche kleine Schriften, namentlich die vortreffliche Abhandlung über die dem Favorinus mit wichtigen Gründen zugewiesene *oratio Corinthiaca*; außerdem mehrfache Recensionen über neuere Leistungen für Dio. An eine Herausgabe des ganzen Dio, wozu es durchaus nachhaltiger Hilfsmittel bedurfte, konnte Emperius durchaus nicht denken, und er dachte um so weniger daran, als es hieß, L. Dindorf in Leipzig und nachher J. Geel in Leiden seien damit beschäftigt. Gerade der letztgenannte vorzügliche Mann ist es aber, der Emperius zur Herausgabe dringend aufgefordert und ihn dabei aufs Kräftigste in liberalster Weise unterstützt hat. In äußerst rascher Zeit hat Emperius die Recension des Textes der achtzig Reden und Aufsätze zu Ende geführt. Allein wenn irgend ein Herausgeber eines alten Schriftstellers, so ist er wohl gerüstet und bedächtig überlegt ans Werk geschritten. Dieses Werk ist der Ertrag langjähriger, mit rastlosem Eifer und seltener Liebe zur Sache gepflegter

Studien. Um seine Bedeutsamkeit zu würdigen und das unscheinbare Werk nicht nach gewöhnlichem Maßstabe, den man wohl an rein kritische Arbeiten zu legen pflegt, die jetzt oft genug handwerksmäßig gemacht werden, zu beurtheilen, müssen wir unsern Lesern vorerst sagen, wie es mit Dio vor dieser Ausgabe stand.

So hoch das Alterthum seinen Chrysoström stellte, so wenig ist dieser für seine Zeit bedeutende Schriftsteller in neuern Zeiten nach Gebühr geschätzt. Er ist nachweislich weit weniger gelesen worden von Philologen und Historikern als der Troß späterer Sophisten und Rhetoren, so sehr er den Vorzug vor Vielen verdient hätte. Ein Hauptgrund dieser Zurücksetzung liegt unverkennbar in dem heillosen Zustande der uns erhaltenen Schriften und in dem Mangel einer lesbaren Ausgabe. Denn die Abschriften des Dio, über deren Corruptel schon im Alterthume Klagen verlauten, sind von den mittelalterlichen Copisten unglaublich entstellt worden: den Herausgebern hat aber der böse Zufall gerade die schlechtesten Handschriften in die Hände geführt. Nur drei Ausgaben zählt man vor der vorliegenden, die princeps des Turrisanus, Venedig 1551; die von Fed. Morellus, Paris 1623 und die Reiske'sche, Leipzig 1784. Denn eine angebliche Mediolanensis per Dionysium Paravisinum, die 1476 gedruckt sein soll, muß bis auf glaubwürdigere Nachweisung für apokryphisch gelten; und der von Neophytus Dukas 1810 zu Wien besorgte Abdruck ist wenigstens in Deutschland völlig unbekannt geblieben. Die von Turrisanus aus einem jungen codex Venetus Marcianus (s. praef. Emperii p. XVI) gezogene Vulgate hatte durch die ungenaue Benennung besserer Pariser codices in der Ausgabe

des der schwierigen Aufgabe keineswegs gewachsenen Morellus nicht im Ganzen und Wesentlichen gewonnen. Der geniale Reiske hat freilich ohne alle handschriftliche Mittel mit Hilfe seines auch hier bewundernswürdigen Scharfsinns unzählige Schäden durchschaut und zuerst geheilt: allein die erst nach seinem Tode von seiner gelehrten Wittve besorgte Ausgabe schreckte minder herzhaftere Leser leicht schon durch die widersinnige Interpunction und die Fehlerhaftigkeit des Drucks zurück.

Nun hat freilich die Verwilderung des Textes, die der Conjecturalcritik so weiten Spielraum bot und so reiche Erndte verhieß, von jeher tüchtige Philologen angelockt, sich an ihm zu versuchen, und es ist nicht zu leugnen, daß sie tüchtig vorgearbeitet haben. Obenan J. Casaubonus, dessen diatribe, von Reiske im Auszuge seiner Ausgabe einverleibt, eine Zierde der Morellischen Arbeit bildet: ihm reihen sich würdig H. Valesius und der Engländer Selden an: unter den Bearbeitern einzelner Reden zeichnet sich der tüchtige Hellenist Laur. Rhodomanus, dessen Ausgabe des *Ἰωάννης* (orat. XI) Emperius nicht ohne manigfachen Gewinn zu Rathe gezogen hat. In neuern Zeiten hat, außer dem nicht zu verachtenden J. B. Köhler, Fr. Jacobs seit langen Jahren ämsig für Dio gesorgt, und ihm verdankt der Text eine große Menge der glücklichsten Verbesserungen. Neben ihn darf man nur Geel stellen, der in seiner Ausgabe des *Ὀλυμπικός* für Kritik und die ganz verwahrloste Hermeneutik das Bedeutendste gethan hat. Doch sind auch andere jüngere Gelehrte nicht ohne Glück für Dio thätig gewesen, wie der früh verstorbene Jul. Pflugk, dessen zahlreiche, oft glücklich kühne Versuche zur Herstellung des Textes, größtentheils handschriftlich vom

Prof. Marquardt zu Danzig Emperius anvertraut, in der Ausgabe aufs Gewissenhafteste benutzt sind, wie das Hr Marquardt selbst in einem erst nach Emperius Tode eingetroffenen Briefe dankend anerkannt hat; sodann R. Unger, Görlitz, Bagnet, dessen gelehrter Commentar zur achten Rede Emperius freilich nicht zur Hand war, so daß die Vorschläge dieses Gelehrten nur nach Anführungen Andreer benutzt werden konnten. Da Emperius dies in der Vorrede ausgesprochen hatte, so schickte Hr Prof. Roulez zu Gent, der auch schon früher einige Proben von Handschriften abgetreten hatte, Emperius jene Schrift zu. Sie ist aber erst nach dem Tode eingetroffen, und da sie nun nebst einigen andern Schriften in meine Hände gekommen ist, so sage ich dafür Herrn Roulez hier meinen Dank. — Nach diesen Anstrengungen hätte Dio wohl längst einen Herausgeber gefunden — Niebuhr selbst ging einst mit diesem Plane um —, wäre er nicht einmahl zu umfangreich und hätte er sich andrerseits ohne langjährige Vertrautheit und ohne bedeutende handschriftliche Subsídien bewältigen lassen.

In beiden Rücksichten konnte man Dio keinen geeigneteren Herausgeber wünschen. Seine Berechtigung zur Lösung der wahrlich schweren Aufgabe hatte Emperius längst bewiesen: für Herbeischaffung des erforderlichen kritischen Materials hat er selbst mit bedeutenden Opfern und hat Geel mit der seltensten Liberalität Sorge getragen. Geel ist das Werk in kurzer, aber herzlichster Widmung geweiht. Berichten wir zunächst über die zur Verbesserung des Textes benutzten Hilfsmittel und deren Geltung.

Da Dio auch im Mittelalter fortwährend in Ansehen stand, so ist die Zahl der Handschriften groß,

obschon die wenigsten über das 15. Jahrhundert hinaufgehen und die meisten nicht die ganze Sammlung umfassen. Die Vorrede p. VIII sqq. gibt ein genaues Verzeichniß aller bekannten codices, deren Mehrzahl in italiänischen Bibliotheken liegt. Emperius unterscheidet dort zwei Classen von Handschriften, deren bessere auf einem sehr alten in Uncialen geschriebenen Stammcodex beruhe und wozu von den vollständig verglichenen der Geel angehörige Meermannianus (M) zähle, sodann der älteste von allen im Vatican (V) und der Pariser C, der zum Theil eine Abschrift des besten aller codd., Palatinus 117 in Rom, sei. Die zweite Classe gehe meist von Florenz aus: weit geringer im Ganzen biete sie doch oft Besseres als die erste Classe. Einige codd. schwanken zwischen beiden.

Die Hoffnung, welche Emperius im Vorwort zur ersten Hälfte des Bandes aussprach, nachträglich über die italiänischen, namentlich Römischen Handschriften Genaueres berichten zu können, ist durch Cobets und dessen Freunde Gefälligkeit im vollsten Maße erfüllt worden. Leider konnte nur der geringere Theil der werthvollen Collationen für den Text selbst benutzt werden: die reichen additamenta p. 794—829 umfassen orat. I—XXXII. und müssen daher bei kritischem Gebrauch immer zu Rathe gezogen werden. Unter allen codd. erkennt Emperius nun dem Vat. H den ersten Platz zu, obgleich der von Cobet fast vollständig verglichene Palatinus (P) ihm nahe steht. Hiernach hat Emperius auch sein Urtheil über den Werth der Hilfsmittel modificieren müssen, vgl. S. 829. Er unterscheidet unter den bessern codd. zwei Classen: zur geringern rechnet er VM, zur bessern HPC und zum Theil Y. Da aber diese Handschriften nicht alle Reden enthalten, so hat die

Kritik nicht überall dieselben Voraussetzungen: auch trifft es sich, daß einzelne Reden in den bessern codd. aus viel schlechterer Quelle abgeleitet sind. Gehen die Zeugen der ersten Familie auseinander, so können nur innere Gründe über die Lesart entscheiden. Allein auch jetzt kann der Kritiker der schlechtern codd. nicht entbehren, macht auch die durchgreifendere Interpolation derselben große Behutsamkeit nothwendig.

Der Text des Dio ist durch umsichtige Benutzung der Quellen und mit Hilfe der Conjecturalkritik nunmehr ein durchweg neuer, eigentlich erst lesbarer geworden, so daß über Dios oft falsch beurtheilten Stil erst jetzt ein richtiges Urtheil sich fällen läßt. Dem Texte sind die handschriftlichen Lesarten so wie die Vorschläge der Kritiker sehr übersichtlich untergelegt: über die gewählten Abkürzungen belehrt eine tabula siglorum. Drei appendices machen den Schluß des Bandes: die erste enthält das angeblich Dionische *ἐγκώμιον κόμης*, welches Emperius als vollständig gelten läßt, ohne Geels Meinung beitreten zu können, es sei wirklich ein Werk des Dio. Vielmehr meint er, daß der eifrige Bewunderer des Dio, Synesius, diese Diatribe gefertigt habe, um ihr sein encomium calvitiae entgegen zu stellen. Auch hat Emperius eine interessante Beobachtung praef. p. VII ausgesprochen, daß die oft im Texte des Dio störenden wäßrigen Paraphrasen eigener Gedanken Versuche eines Nachahmers seien und zwar keines andern als des Synesius, der zu seiner Uebung jene Stellen beige geschrieben habe, die dann später aus Versehen in den Text selbst geriethen. Synesius eigne Aeußerungen, über dessen Verhältniß zum Dio Theod. Metochita p. 141 sqq. einsichtsvoll spricht, begünstigen diese Hypothese. Em-

perius hat den Dio von einer ansehnlichen Menge solcher Flicker befreit. — Die zweite appendix bringt fünf unbedeutende und schwerlich mit Recht auf Dios Namen gesetzte Briefe, die Cobet aus einem codex Ottobonianus abgeschrieben hat. Derselbe theilte die in der dritten appendix vorgelegten scholia e cod. Urbinate mit, genug, um das Urtheil zu rechtfertigen: ipsa scholia perfructilia esse et scholiastam corruptis admodum Dionis exemplis usum esse.

Zahllose Conjecturen der Kritiker sind durch die codd. bestätigt worden: von Emperius eignen Vermuthungen mehr als die Hälfte. So ist z. B. auch der von Emperius in der Gratulationschrift an G. Hermann (Braunschweig 1840) geführte Beweis, daß or. 77 und 78 *περὶ φθόρου* in eine Rede zu verbinden seien, durch die Handschriften äußerlich gewiß geworden. Allein die bornierte Kritik oder lieber Unkritik, die nur gelten läßt was auf Fellen oder Papier geschrieben steht, würde trotz der trefflichen Handschriften auch jetzt am Dio zu Schanden werden: ein *Σ* ist nicht darunter, ob zum Glück oder Unglück? läßt sich zweifeln. Emperius hat mit sicherer Hand so viel Conjecturen in den Text gesetzt, daß dieser ohne großen Aufenthalt gelesen werden kann und man nicht immer still stehen und in die Noten zu flüchten hat. Dies Verfahren ist durchaus das verständigste. Auch der aufmerksame kritische Leser wird verhältnißmäßig selten anstoßen und wo er, da bieten die Noten Probables; selten wird man so heillosen Stellen begegnen, wo nicht ein annehmlicher Versuch gemacht wäre, den Text lesbar zu machen.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. 174. Stück.

Den 30. October 1845.

Braunschweig.

Schluß der Anzeige: 'Dionis Chrysostomi opera graece. E recensione Adolphi Emperii.'

Emperius eigne Emendationen, die nachher in codd. sich fanden, sind von dem bescheidenen Verf. nur dann erwähnt, wenn sie bereits früher öffentlich mitgetheilt waren; dasselbe Verfahren hat er auch da beobachtet, wo er später erfuhr, daß schon Andere auf dieselbe Emendation gerathen waren. Wenige wirklich nutzbare Beiträge Anderer scheinen ihm entgangen zu sein: or. IV, 77 ist das aus C aufgenommene *ἀνανῆσαι* statt *ἀνανεῦσαι* auch von Lobbeck Parall. p. 43 vorgeschlagen. Dennoch glaube ich, daß hier, wie öfter, C von einem kundigen Corrector überarbeitet ist. Den Ausdruck *ἀνανεῦσαι ἀπὸ τινος* führt Baguet zu or. VIII. p. 17 in gleicher Bedeutung an aus Arrian. Epictet. II, 26, 3 *ἀπὸ τοῦ ψεύδους ἀνανεῦσαι*, und schon Casaubonus ad Persii sat. III, 34. erkannte darin eine stoische Formel. — Die Anführungen der

alten Schriftsteller, die Dioneische Stellen anziehen, sind nicht ganz vollständig, auch nicht genau. Namentlich hat Emperius die im Florilegium des Stobäus erhaltenen Stellen nicht nach Gaisford untersucht, weshalb seine Angaben z. B. p. 145. 348 und sonst nicht richtig sind. Aus der append. Flor. p. 408. Lips. hätte sich or. 32, 3 das richtige *τοῖσαντες*, welches schon Casaubonus errathen hatte, bestätigen lassen u. s. w.

Ist es nun eine Lust, die anziehenden Gedanken des gehaltvollen Redners ohne große Mühe verfolgen und ihn genießen zu können, so hat doch Dio jetzt namentlich durch Emperius Schuld einen Reiz weniger. Es ist so aufgeräumt, daß näher liegende Verbesserungen selten übrig gelassen sind: die tiefern Verderbnisse werden entweder nie, aus Handschriften sicherlich nicht, oder nur von der Zeit geheilt werden. Aus den erst später eingetroffenen Collationen würde Manches nachzubessern sein, hätte nicht Emperius selbst die Grundte gehalten. Bei wiederholtem Lesen des Dio in der neuen Ausgabe sind Unterzeichnetem mancherlei Muthmaßungen unter die Hand gekommen, ohne daß er darauf ausgegangen wäre. Emperius würden sie alle vorgelegt sein: hier genügt es, einige wenige der Prüfung Anderer anheim zu stellen, wäre es auch nur zum Beweise, daß das Urtheil über den Werth des Werkes auf Kenntniß desselben beruht.

In der or. Tarsica II, 51. p. 491 sagt Dio, es gebe würdigere Gegenstände des Wettstreits für einen Staat als *περὶ δόξης καὶ πρωτείων*. Jene könne Niemand dem der sie einmahl habe nehmen, *ἀλλ' αἰεὶ ἐστὶν ἐπ' αὐτῷ καὶ ἰδιώτης ἢ καὶ πολίτης*. Geel schreibt *εἰλώτης*, Emperius *οἰκέτης*. Beiden ist entgangen, daß der Zweck des Redners nothwendig Erwähnung des Staats

im Ganzen heischt; Dio sagt: wirkliche Tüchtigkeit bleibt unangefochten und ist stets Eigenthum seines Inhabers, sei er ein Einzelner oder sei es der Staat. Es ist πόλις zu schreiben. Vergl. or. IV, 5 ἐν τοῖς Ἑλλήσιν οὐδένα οὔτ' ἄνδρα οὔτε πόλιν. XXXI, 7 Καὶ πόλις πᾶσα καὶ ἰδιώτης ἀσφαλέστερον διάγει. Vor allen den ganz ähnlichen Gedanken XLIV, 12 τὴν ἀληθῆ ἐλευθερίαν καὶ ἔργῳ περιγιγνομένην τοῖς ἀνθρώποις καὶ ἄνῆρ καὶ πόλις ἐκάστη παρ' αὐτῆς λαμβάνει. — In der or. Rhodiaca 79 sagt Dio, indem er das unwürdige Verstümmeln alter Ehrenstatuen bekämpft, man dürfe sich nicht damit entschuldigen, daß die damit Geehrten lange genug im Besitze dieser Ehre geblieben seien. Hättet ihr, fährt er fort, ihnen wirkliche reelle Vortheile gewährt, so wäre das Abschaffen derselben eher zu entschuldigen, weil sie doch lange Zeit den Nutzen daraus gezogen hätten: ἄλλως τε εἰ μὲν ἀτέλειαν ἢ χρήματα ἢ γῆν ἢ τοιοῦτόν τι δεδωκότες ἀφηρεῖσθε, μᾶλλον ἂν ἴσως ἡδικοῦντο οἱ μετὰ ταῦτα εἰληφότες· ὁ γὰρ χρόνον τινὰ κατασχὼν τὰ τοιαῦτα ὠφέληται τι καὶ προεἴληφεν. Die Kritiker haben verschieden emendirt: in μετὰ, daß sie nicht angetastet haben, liegt aber offenbar der Fehler: ich schreibe γέρα; ändert man dann μᾶλλον in ἤτιτον, so ist der Gedanke untadelhaft. — Or. XIII, 19. Οἱ ἂν ἐκτανῶς κίθαρίσωσι Παλλάδα περσέπολιν δεινὰν ἢ τῷ ποδὶ βῶσι πρὸς τὴν λύραν. Beziehung auf Aristophanes suchte Geel auch in den letztern Worten, ohne Grund. Da CP τῷ πόδε bieten, so ist der Dualis herzustellen und wahrscheinlich hatte Dio auch hier einen Dichter vor Augen, der etwa sagte:

Τῷ πόδε βῶτε πρὸς λύραν.

Damit vergleiche man das lakonische Volkslied bei Lucian. de salt. 10. Πόρω παῖδες πόδα μετάβατε καὶ κωμάξατε βέλτιον; und über die Structur βαίνειν πόδα Eur. El. 94. 1173 u. a. — In der ersten Rede περὶ δόξης §. 11. p. 702 sagt Dio, die φιλόπαιδες priesen sich wohl recht glücklich den φιλόδοξοι gegenüber, ὅταν αὐτοὶ μὲν ὄρουγας ζητῶσιν ἢ ἀλεκτρούνα ἢ ἀηδόμιον, τοῖς δὲ ὀρῶσιν ἀνάγκην οὔσαν ἀμοιβαίαν πῶλον ζητεῖν ἢ τῶν Ὀλυμπίαοι νενικηκότων τινὰ πέντε μισθοῦσθαι ταλάντων. Der Gedanke verlangt den ὄρουγας gegenüber ausdrückliche Bezeichnung eines kostbaren, schwer und mit großem Aufwand herbeizuschaffenden Renners. Die Kritiker haben sehr verschiedene Versuche gemacht, der Stelle zu helfen: den besten Emperius, der in ἀμοιβαίαν ein Epitheton zu πῶλον sucht, etwa Νισαίαν. Ich glaube mit Ἀμυκλαίαν das Richtige zu treffen. Der Ausdruck, wahrscheinlich dichterisch, ist vom berühmten Κύλλαρος des ἱππόδαμος Polydeukes entlehnt, vgl. Virg. Georg. III, 88. Talis Amyclaei domitus Pollucis habenis Cyllarus. — In der Corinthiaca 13. p. 524 scheint Geels und Emperius Bemühungen es gelungen, den Gedanken ziemlich scharf herausgestellt zu haben. Des Letzten παρακαλῶ halte ich für probabel: καὶ τρίτην ἐπὶ δισσαῖς χάρισι τὴν θεοπιωδὸν Σίβυλλαν παρακαλῶ, τιμῇ δὲ οἱ θεοῦ φωνὴν λαχοῦσα ἄδει μάλ' α μέρ' α κτλ. Nur kann man schwerlich unter den δισσαὶ χάριτες Apollon und Helios verstehen, sondern mit Geel den μῦθος und λόγος, wovon der Verfasser eben sagt: τὸ μὲν οὖν τοῦ μύθου τε καὶ τοῦ λόγου τῆδ' ἐπηρ' ἰσχυρῶς. Wenn Geel aber Worte eines Dichters zu vernehmen glaubt, so zweifle ich: τιμῇ δὲ οἱ θεοῦ κτλ.,

wenn unverderbt, scheint vielmehr auf das anzuspieren, was die Sibylle von sich selbst im Eingange ihrer Orakel gerühmt hatte. Auch in *τριτην ἐπὶ δισοαῖς χάρισιν* ist nicht sowohl eine poetische Floskel zu suchen, als vielmehr ein gezielter Ausdruck des Redekünstlers (Favorinus) selbst, der eine fast sprichwörtliche Wendung *διπλῆ χάρις* so gewendet und gesteigert hat, daß sie an die drei Charitinnen erinnern sollte. Jene Wendung ist bisher von den Erklärern übersehen: Beispiele sind Plat. Protag. 310, A. *Διπλῆ ἂν εἴη ἡ χάρις*, wo Sokrates ohne die fast sprichwörtliche Geltung der Worte ledern antworten würde. Soph. Trach. 618 sq. "Ἐπειθ' ὅπως ἂν ἡ χάρις κείνου τέ σοι Κάρμου συνελθοῦσ' ἐξ ἀπλῆς διπλῆ φανῆ. Rhes. 163. Παντὶ γὰρ προσκείμενον Κέρδος πρὸς ἔργω τὴν χάριν τίκτει διπλῆν.

An Dichterstellen, offen und versteckten, ist auch in Dios echten Reden kein Mangel. Manche davon sind erst von Geel und Emperius als solche erkannt, einzelne auch ihnen entgangen. So gleich or. I, 63. *Οὐδὲ ἐκείνο ἀληθές φασιν, ὅτι δὴ περιῆει μόνος ἄνευ στρατιᾶς*, welches Worte Pindars sind Nem. I, 34. — Or. LXII, 5 vom Sardanapallus: *ὑπήκουεν αὐτῷ πάντα τὰ ἔθνη τὰ νεμόμενα τὴν ἑτέραν ἡπειρον μέχρι τῶν ἀοικήτων τῆς γῆς λεγομένων βασιλείας δὲ οὐδὲν ἦν αὐτῷ προσῆκον, οὐ μᾶλλον ἢ τῶν σηπομένων τινὶ νεκρῶν βουλευέσθαι μὲν γὰρ ἢ δικάζειν ἢ στρατηγεῖν οὔτε ἐβούλετο οὔτε ἐδύνατο.* Hier schwebte wohl dem Dio die köstliche Schilderung des Minus bei Phoenix Colophon. II, 7 sqq. vor: *Οὐ μνηστήρης, οὐ δικασπόλος κείνος, Οὐ λεωλογεῖν ἱμάνθαν', οὐκ ἀμυθῶσαι.* — Or. XXXVI, 35 beschuldigt Dio die spätern, nicht *ἐκ θείας*

ἐπιπνοίας erfüllten Dichter, sie hätten von den Brettern herab versucht eigne τελευταὶ zu verbreiten: τῷ ὄντι βακχείων τινὰς σικηνὰς ἀκαλύπτους πηξάμενοι ἐν τισι τραγικαῖς τριόδοις. Dichterversteher erkannte Emperius: ich vermuthete, Dio schöpfte aus einem Epigramme, und die Worte lauteten:

βακχείων ἀκαλύπτους
πηξάμενοι σικηνὰς ἐν τραγικαῖς τριόδοις. —

Or. LXXX, 9. Εἴ τινας κόρας χαλεποὶ πατέρες, ὡς ὁ τῶν ποιητῶν λόγος, χαλκίων περιβόλων ἐφρούρησαν εἰρηκταῖς — könnte Dio aus Simonides Danae geschöpft haben oder aus Pindar: χαλκίων περιβόλων ἐφρούρησεν εἰρηκταῖς. — Die XII, 4 von Emperius abgesonderten Verse scheinen eher aus einer Euripideischen Tragödie als aus einem Lyriker: der Schwan singt seinen letzten Gesang und lockt die andern Vögel doch nicht

πρὸς ὄχθην ποταμοῦ τινος ἢ λειμῶνα
πλατύν
ἢ καθαρὰν ἠϊόνα λίμνης
ἢ τινα σμικρὰν εὐθαλῆ ποταμίαν νηοῖδα. —

Ebenda 30 sagt Dio, die auf die ἀυτόχθονες folgenden Menschen (οἱ προϊόντες) zogen ihre Nahrung καρπῶν τε αὐτομάτων καὶ πύας οὐ σκληρᾶς ἅμα δρόσω γλυκείᾳ καὶ νάμασι νυμφῶν ποτίμοις. Hier hat Geel Olymp. p. 71 bemerkt, daß Dio um so sicherer aus Sappho oder einem andern Lyriker geschöpft haben müsse, je unerklärlicher sonst die Erwähnung der νύμφαι sein würde. — Aus einer schwer zu errathenden Tragödie, einem Detäischen Herakles, stammt or. LXXVIII, 44. ὁ ποιητὴς φησὶν·

ποῖ μεταστρέφουσ' ὧ κακοῖ

κἀνάξιοι σποράς τᾶς ἐμαῖς,
 Αἰτωλίδος ἀγάλματα ματρὸς; —

Or. XXXIII, 63. Ὁ κωμικὸς καὶ τοῦτον (der sich μέγροι τῶν παρειῶν geschoren) ἐκέλευσε κατακαίειν ἐπὶ φαλήτων συγκίνων ἑκκαίδεκα. Emperius hat übersehen, daß Meineke comm. poett. I, 469 die Worte dem Cupolis, vielleicht in den *Ἀῆμοι*, beigelegt hat. — Einige andere Stellen aus Dichtern fordern eine umständlichere Erörterung: hier sei nur noch an zwei Verse in der Korinthischen Rede erinnert: einmahl §. 22. *Ἄνδρες δικασταί, ἅπαντά φασι δεῖν προσδοκᾶν ἐν τῷ μακρῷ χρόνῳ*, welche Stelle wohl lautete: *Ἄπαντα προσδοκητὰ τῷ μακρῷ χρόνῳ*; und sodann §. 45. *Τοῦτον (τὸν νεκρὸν) εἶ σοι φίλον, ἔλκε καὶ σπάρρατε καὶ κέντρον*, scheint ein Choliamb zu Grunde zu liegen: *Τοῦτον μὲν ἔλκε καὶ σπάρρασσε καὶ κέντρον*.

Noch auf einen Punct will ich aufmerksam machen. Diess sehr zahlreiche Anführungen Homerischer Verse verdienen eine sorgfältigere Prüfung, als ihnen von den bisherigen Kritikern zu Theil geworden ist. Denn irre ich nicht, so befolgt er eine bestimmte Recension des Dichters. Ich hebe einige Proben heraus: or. VII, 146 citiert er aus II. 16, 180 *τὸν ἔτικτε χορῶ καλῇ Πολυδώρῃ*, während dort *Πολυκάστῃ* ohne Variante gelesen wird. Or. I, 11 wird aus II. 2, 206 angeführt: *ᾧ ἔδωκε Κρόνου παῖς ἀγκυλομήτεω Σκῆπτρόν τ' ἠδὲ θέμιστας ἵνα σφίσι βουλευῆσιν*. Den zweiten Vers lassen die meisten Bücher der Ilias weg, wie ihn die Scholiasten und Eustathius gleichfalls nicht vorfanden. Mag er aus 9, 99 hierher verschlagen sein, Dio hätte Spiznern die richtige Lesart *βουλευῆσιν* geben können,

während man mit Barnes Nachhilfe des alten *ἵνα σφίσι βασιλεύῃ, σφίσιν ἐμβασιλεύῃ* sich abgefunden hat. — Or. XI, 151 wird aus II. φ, 279. — die Nachweisung ist hier wie sonst hin und wieder unterlassen — angeführt: *ὡς μὲ ὄφελ' Ἐκπωρ κείναι, ὅς ἐνθάδε τέτραφ' ἄριστος,* während bei Homer *γ' ἔτραφ'* steht. Senes wird wirklich von Kritikern gelesen sein, wie es in derselben Bedeutung vom Simmias bei Ezeches Chill. VII, 705 gesetzt ist: *τῶν ὤμων ἐφύπερθεν ἐνστρεφίων κύνειον κράς Τέτραφει.* — Or. VII, 83 wird aus Odys. 17, 455 sqq. mit bedeutender Abweichung angezogen: *οὔτι μοι ἔλγης Σίτου ἀπάρξασθαι πολλῶν κατὰ οἶκον ἐόντων.* Die Odyssee dagegen *Σίτου ἀποπροελὼν δόμεναι· τὰ δὲ πολλὰ πάρεστιν.* Uebrigens las Dio Aristarch's *ἄλλα*, woraus aber nichts weiter für seinen Text im Ganzen zu folgern ist, da Kallistratos *ἄλλα* ohne Nachfolge geblieben zu sein scheint. — Or. I, 50 lautet Odys. 17, 222 *αἰτίζων ἀκόλους, οὐκ ἄορας, οὐδὲ λιβητας.* Das reicht hin, um auf Dios Homerische Stellen die Aufmerksamkeit der Kritiker hinzuweisen. Möglich, daß sich ermitteln läßt, welches Kritikers Text er vor Augen gehabt hat.

Von Seiten des Verlegers ist das Werk sehr vorzüglich ausgestattet worden. Text wie Noten thun dem Auge wohl, so klein die in den Lettern gebrauchte Schrift ist. Für Correctheit des Druckes hatte Emperius vollen Grund Herrn Prof. Westermann in Leipzig zu danken. Im Texte selbst bin ich auf wenige meist unerhebliche Druckfehler, selten auf falsche Accente gestossen. Dahin gehören VI, 8, 3 *ὀρῶτες* st. *ὀρῶντες*; VII, 87, 1 *ποιαῦτα* st. *τοιαῦτα*; 119, 7 *Χιος* st. *Χίος*; auch in der Note; XI, 35, 10 *δ' ἐλώρια* st. *δὲ ἐλώρια*;

65, 3 τῆς st. τῆς; 119, 4 τὰ st. τὸ; XII, 34, 7 ὁμοίων; XV, 11, 14 ἀπάσας; XVII, 19, 6 τοῦτων; XXI, 8, 5 φροσίζουσιν; XXIII, 8, 2 ἀνδρειον; XXXI, 50, 12 ἀμβισβηγήσειεν; XXXII, 37, 8 ἡδονάς; 47, 8 ἐργάζονται st. ἐργάζονται; XXXIV, 27, 12 δυνήσασθε st. δυνήσασθαι, s. not.; XXXVI, 13, 6 Ὀδυσσοείαν; 17, 5 νεῶ st. νεώ; XXXIX, 4, 5 ἰσοτιμώτεροι st. ἰσοτιμότεροι und πλείονες st. πλείονος; LIII, 4, 2 Ὀδυσσοείαν; LV, 11, 5 Λαμίαν st. Λάμιαν; LXI, 7, 7 und 8, 6 und 15, 3 Χρησις st. Χρυσή; LXXIV, 15, 10 in den Noten ἀγοαί st. ἀγοαί. Tilgt man diese kleinen Versehen, so wird der Text selbst völlig fehlerfrei sein.

Emperius beabsichtigte sehr bald einen zweiten Band nachfolgen zu lassen. Dieser sollte eine vita Dionis so wie die aus dem Alterthume uns erhaltenen vom Dio handelnden Schriften des Philostratus, Synesius u. a. umfassen; ferner Nachrichten über Dios Schriften und deren Schicksale; den kritischen und exegetischen Commentar mit Inhaltsanzeigen und Einleitungen, wo dergleichen erforderlich schienen; endlich die nöthigen Indices. Wäre dem Theuern noch ein halbes Jahr zu leben beschieden gewesen, so würde das Ganze ausgearbeitet worden sein. In seinem Nachlasse hat sich der größte und weit wichtigste Theil des Commentars vollständig zum Druck vorbereitet gefunden. Erinere ich mich recht, so ist Emperius in der 36 Rede stehen geblieben. Was sich gefunden hat, ist in Geels Händen, der allein im Stande ist, das Fehlende würdig zu ergänzen. Ich hoffe sehr bald dem gelehrten Publicum die erfreuliche Gewisheit geben zu können, daß der verehrte Mann sich entschlossen habe, der Wissenschaft und dem Bestor-

benen, den auch Er lieb gehabt hat, diesen Dienst zu erzeigen. F. W. S.

Breslau und Dppeln,

bei Barth und Comp. 1844. Forstliches Gotta-Album. Mit Gotta's Bildniß, Facsimile und der Ansicht seines Wohnhauses zu Tharand. Mit Beiträgen von Adam, Becker u. s. w. Redigirt von von Pannewitz, Königl. Preuß. Oberforstmeister. 320 Seiten in gr. Octav prachtvoll gedruckt.

Bei der siebenten Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Altenburg im Jahre 1843 erschien in seinem 80sten Lebensjahre auch der ehrwürdige Greis und hochverdiente Veteran der Forstwissenschaft, der Königl. sächsische Ober-Forstrath, Heinrich Gotta, aus Tharand. Die Versammlung, zum Theil aus Männern bestehend, die ihre forstliche Bildung durch mündlichen oder schriftlichen Unterricht ihm zu verdanken hatten, beschloßen einmüthig: ihn zu ihrem Ehren-Präsidenten zu wählen; am funfzigjährigen Jubiläums-Tage seines Lehramts achtzig Eichen in der Nähe von Tharand zu pflanzen und ihm ein Album zu widmen, worin seine dankbaren Schüler ein Blatt mit irgend einem forstlichen Gegenstande beschrieben. So ist dies Buch, zunächst wohl nur für die Freunde bestimmt, jedoch auch in den Buchhandel gerathen, entstanden.

Als eine Gabe der Pietät angesehen, die einem hochverdienten Manne an einem solchen Tage und unter solchen Umständen, in der freudigsten Aufregung, dargebracht worden, würde die Kritik ein ehrfurchtsvolles Schweigen über sie beobachten müssen, wäre sie nicht, wie gesagt, öffentlich zur Schau gestellt, enthielte sie nicht Ingredienzen, die, wie

sich das im Voraus von solchen Opfernenden erwarten läßt, verdienten, dem forstmännischen Publicum auch vorgesezt zu werden, und wären wir, leider! nicht veranlaßt, den herrlichen weißen Blättern nunmehr auch ein schwarzes hinzuzufügen. — Cotta, der hochverdiente Greis, ist nicht mehr; er starb am 25. October 1844, also nicht lange, nachdem er diesen Tribut der Dankbarkeit vom In- und Auslande empfangen, in seinem 81. Lebensjahre! — Uns aber, die wir so glücklich gewesen sind, ihn auch persönlich gekannt zu haben, und die wir in diesen Blättern ein paar Schriften von ihm angezeigt haben, uns sei es auch erlaubt, ihm in eben diesen Blättern einen kleinen Denkstein zu sezen, sie tragen ja das Andenken so vieler um Kunst und Wissenschaft Verdienter! — Die Inschrift auf diesen Denkstein wollen wir größtentheils aus dem vorliegenden Werke entlehnen.

Heinrich Cotta ward im Jahre 1763 am 30. October zu Zillbach, einem einsamen Jagd- hause im Amte Meiningen, im fürstl. Eisenachschen, geboren; das Haus ist nachher abgebrochen; ein Stein bewahrt seine Stelle. Sein Vater war daselbst anfangs Unterförster, dann Förster, Oberförster, Wildmeister und zulezt Oberforstmeister und Mitglied der Cammer in Weimar. Hier lebte er bis zum Jahre 1783, worauf er zwei Jahre lang die Universität Jena besuchte, um Cameral-Wissenschaften und Mathematik zu studieren. Aus Liebe zu den Naturwissenschaften sammelte er auch Steine und häufte sie im väterlichen Hause auf; und dies (oder wie er sich selber in der von ihm verfaßten und in der Zeitschrift 'Sylvan' aufgenommenen Lebensbeschreibung ausdrückt) ein Stein gab seiner ganzen, künftigen Laufbahn die Richtung. Als nämlich einstmahls der Cammer-Rath Appelius in

Eisenach, ein großer Kenner und Liebhaber der Mineralogie, bei einem Besuche im älterlichen Hause, jene Steinhausen durchsah und darunter ein Mineral bemerkte, das als einheimisch in der dasigen Gegend nicht bekannt war, was aber der junge Cotta, dem Nichts entging, entdeckt hatte, interessirte er sich sehr für den jungen Mineralogen und veranlaßte, daß ihm die Vermessung zc. einer ausgedehnten Flur bei Fischbach aufgetragen ward. — Das Geschäft war weitläufig und dauerte mehrere Jahre; es fanden sich viele junge Leute (Säger) ein um das Vermessen zu erlernen; sie gingen mit nach Zillbach, um im Winter das Gemessene berechnen zc. zu helfen, und erhielten dafür von dem jungen Cotta Unterricht in Mathematik, Forstwissenschaft und Sägerei.

Dies der Anlaß zur Errichtung der Privat-Forstlehranstalt zu Zillbach im Jahre 1785—1786.

Als der Großherzog von Weimar einstmahl im Jahre 1789 die Zillbacher zc. Forsten besuchte, folgte ihm Cotta zu Fuße, stolperte und fiel. — Dieser Fall veranlaßte seine erste Anstellung im öffentlichen Dienste; der Großherzog ernannte ihn unterm 12. Dec. 1789 zum Forstläufer mit einem Gehalte von 12 Rthlr.

Im Frühjahr 1795 ward die Forstlehranstalt in Zillbach, nach Cotta's Plan, förmlich vom Großherzoge genehmigt, in das fürstliche Jagdschloß zu Zillbach verlegt, mit einem forstbotanischen Garten versehen und vom Herzoge auch anderweit unterstützt; Cotta blieb dabei Lehrer auch nachdem er im Jahre 1801 zum Forstmeister in Eisenach und zum Mitgliede des daselbst bestellten Forstcollegiums ernannt wurde.

Im Jahre 1810 erhielt Cotta den Ruf nach Sachsen und legte im Jahre 1811 mit Königl.

Unterstützung, eine Privat-Forstlehranstalt zu Tharand an. Diese Anstalt ward im Jahre 1816 zu einer Königlich erhoben und im Jahre 1829 mit einer landwirthschaftlichen verbunden; und diese Anstalt ist es, aus der unter Cotta's Leitung so viele treffliche Forst- und Landwirthe Deutschlands und des Auslandes hervorgegangen und die den Anlaß zur Erscheinung so vieler lehrreicher Schriften gegeben hat!

Wir wollen das Vorzüglichste von Cotta's Leistungen hervorheben.

Unter seiner und seines ältesten Sohnes Leitung wurden die sächsischen Forsten bis zum Jahre 1831 vollständig vermessen und eingerichtet. — Die Art dieser Vermessung und Einrichtung ist auf dem Blatte dieses Albums, betitelt: Ueber die Entwicklung des Taxationswesens in Sachsen, von seinem Sohne sehr anziehend dargestellt. Man sieht daraus mit Vergnügen, wie man allmählich immer zum Einfachen vorgeschritten. Wir werden weiter unten wieder darauf zurück kommen, machen aber die Leser im Voraus, theils in wissenschaftlicher, theils in historischer Hinsicht darauf aufmerksam.

Die vorzüglichsten, besonders erschienenen Werke Cotta's, kleinere Aufsätze in Journalen und Zeitschriften unberücksichtigt gelassen, sind folgende:

Zuerst erschien im Jahre 1804 seine Systematische Anleitung zur Taxation der Waldungen und im Jahre 1806 seine Naturbeobachtungen über die Bewegung und Function des Saftes in den Gewächsen, mit vorzüglicher Hinsicht auf Holzpflanzen. — Sodann, nach seiner Berufung nach Sachsen, im Jahre 1815, der Abriß einer Anweisung zur Vermessung, Beschreibung, Schätzung und forstwirthschaftlichen Eintheilung der Waldungen, und ein Jahr darauf: Tafeln zur Bestimmung des

Inhalts und Werthes unverarbeiteter Hölzer 2c. — Werke, die mit einander und mit dem obschwebenden Taxationsgeschäfte im Königreiche Sachsen in Verbindung stehen. Das letzte dieser beiden ist im 151. Stücke des Jahrg. 1817 dieser Blätter angezeigt worden.

Die Regulierung des Forstbetriebes lehrte das Bedürfnis des Waldanbaues kennen. Es erschien daher im Jahre 1817 seine Anweisung zum Waldbau, unstreitig eins seiner lehrreichsten Werke. Es ist im 183. Stücke des eben angezogenen Jahrgangs dieser Blätter ebenfalls angezeigt und nach Verdienst gewürdiget worden. Man findet darin insbesondere die Lehre von der s. g. Mittelwaldswirthschaft mit einer (mathematischen) Gründlichkeit abgehandelt, die man vorher nicht kannte, durch die Eigenthümlichkeit des Landes, das wenige Laubholz-Hochwälder aufzuweisen hat, gewissermaßen aber herbeigeführt.

Die fortschreitende Betriebs- und Abgaben-Regulierung im Königreiche rief im Jahre 1818 die Anweisung zur Waldwerthberechnung; im folgenden Jahre die Tafeln zur Bestimmung des Inhalts und Zuwachses der vorzüglichsten deutschen Holzarten; im Jahre 1820 die Anweisung zur Forsteinrichtung und Forstertragsbestimmung und im Jahre 1821 die Hilfstafeln für Forstwirthe und Forsttaxatoren hervor.

Nun erschien im Jahre 1822 die vielbesprochene Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbau oder die Baumfeldwirthschaft und ein Nachtrag zu den Tafeln zur Bestimmung des Inhalts runder Hölzer und endlich im Jahre 1832 sein Grundriß der Forstwissenschaft.

Ueberblickt man die Bildungsgeschichte Cotta's und seine practische Laufbahn und verbindet damit

seine wissenschaftlichen Leistungen, so wird man gewahr, wie die letzteren aus der ersteren hervorgegangen.

Cotta war von Haus aus Mathematiker und Cameralist d. h. nach neuerem Ausdrucke National-Deconomist und Financier. Die Naturwissenschaften, insbesondere Mineralogie und Botanik, trieb er aus Liebhaberei und weil ihn sein richtiger Blick lehrte, daß in ihnen die Forstwissenschaft eigentlich wurzelte, nebenbei mit Glück: als er in Jena studierte, war die innige Beziehung dieser Wissenschaften zur Cameralistik noch nicht vollständig erkannt. — Nach dem Königreiche Sachsen berufen, erhielten seine bisherigen, größtentheils rein-wissenschaftlichen Leistungen eine bestimmte, practische Richtung: die schon erwähnte große Aufgabe: die Königlichen Forsten zu vermessen, zu kartieren und hinsichtlich ihres Betriebes und ihrer Abgaben zu regulieren. Dazu waren Aufstellung von Grundsätzen, Entwürfe von Instructionen und Anleitungen für die Hilfsarbeiter zc. erforderlich; man kann die Werke, die auf das Forsttaxationswesen Bezug haben (und das sind die meisten), als aus jenen Instructionen und Anleitungen zc. hervorgegangen, ansehen, sie sind eben diese Instructionen zc. nur in Bücherform gebracht.

Sein Waldbau ist im Grunde eben dieser Quelle entsprungen. Es konnte nicht fehlen, daß die im 7jährigen Kriege und nachher durch die ungemaine Betriebsamkeit der Einwohner Sachsens sehr in Anspruch genommenen Forsten aller Orten das Bedürfnis des Anbaues verriethen, wäre es nicht schon ohnehin die nothwendige Bedingung einer regelmäßigen und nachhaltigen Bewirthschaftung der Forsten, daß der Wiederanbau Hand in Hand mit ihr gehe. — Mit der Anleitung zur Taxation der

Forsten mußte also nothwendig auch eine Anleitung zu ihrem Anbaue verbunden werden; und da dieser Anbau beim Mittelwalde größtentheils auf natürlichem Wege bewirkt wird, so entsprang hieraus die treffliche Vorschrift zur Bewirthschaftung des s. g. Oberholzes, deren wir oben erwähnt haben.

Die pflanzenphysiologische Abhandlung über die Saftbewegung hat bei ihrem Erscheinen ungemeines Glück gemacht; sie ist vielfältig angezogen worden, und ihr Werth muß anerkannt werden, wenn auch späterhin andere Ansichten über diesen, noch längst nicht abgeschlossenen Gegenstand, geltend gemacht worden sind.

Offenbar als ein Fortschritt, als eine Erweiterung der Grenzen der Wissenschaft, muß der Vorschlag zur Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue angesehen werden: derselbe Boden sollte, abwechselnd, Getreide und Bäume tragen.

Die Idee ist an und für sich großartig und vielleicht durch die theoretische Ansicht vom nothwendigen Fruchtwechsel und durch Verallgemeinerung einzelner Erfahrungen entstanden. — Aber Gotta ist hierin am wenigsten glücklich gewesen. Denn obwohl eine solche Verbindung im südlichen Deutschland, bei der s. g. Hackewalds-Wirthschaft schon seit uralten Zeiten und hinsichtlich der Huth und Weide bei den Pflanzwäldern und bei der s. g. Kopfholzzucht, vieler Orten, nicht minder lange, wirklich Statt findet; so hat doch Gotta's Idee, so wie er sie ausgedrückt hat, unseres Wissens, nirgends Anklang gefunden. Sie ist nicht ausgeführt, wie seine Taxationen; und dürfen wir unsere Meinung darüber aussprechen, so kann sie auch, wegen der ganz verschiedenen Natur der Benützung des Bodens als Ackerland und als Wald, nie im Großen ausgeführt werden.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

175. Stück.

Den 1. November 1845.

Breslau und Oppeln.

Schluß der Anzeige: 'Forstliches Cotta-Album. Mit Beiträgen von Adam, Becker u. s. w. Redigirt von v. Pannewitz.'

Das größte Verdienst indessen hat Cotta, nach unserem Bedünken, sich durch die Einrichtung des Taxationswesens im Königreiche Sachsen und durch das dabei factisch, wenn gleich auch nicht formell, an die Spitze gestellte Princip, erworben.

Früher, bei dem Aufkommen des Taxationswesens in Deutschland, wurde, wenn ein Wald taxirt werden sollte, der ganze Wald mit allen seinen verschiedenen Beständen und Blößen in Arbeit genommen; der ganze Wald wickelte sich auf der angenommenen Umtriebszeit, z. B. 120 Jahre, wie auf einer Walze ab und präsentierte einer jeder Epoche, einem jeden Zeitalter diejenigen Erträge, die der Taxator aus wissenschaftlicher Nachvollkommenheit (s. v. v.) ihnen nach einem so langen Zeitraume zuerkannt hatte.

Bald ward man aber gewahr, daß ein solches Verfahren mindestens eine große Anmaßung war;

die alte, störrische Natur ließ sich in ihrem Gange, im Voraus keine Gesetze vorschreiben; sie stieß gewöhnlich mit ganz abweichenden Erfolgen alle Voraussetzungen in den unendlich langen Tabellen über den Haufen, beschämte den Forstpropheten und veranlaßte nicht selten eine abermahlige (eben so unsichere) Taxation.

Man fing also nun an, nachdem der Wald in aliquote Theile der ganzen Umtriebs-Periode, etwa von 20 oder 30 Jahren, zerlegt worden war, die Ertragsermittlung auf den ältesten dieser Theile zu beschränken, doch zu Zeiten auch noch wohl auf den nächstfolgenden, mit Berücksichtigung der Zufälligkeiten zc. aus dem übrigen Waldrest, auszudehnen.

Aber auch dies Verfahren, obwohl offenbar richtiger, entsprach der wirklichen Entwicklung des Waldes nicht; die Erfolge waren in den meisten Fällen ganz andere, als die schärfsten Zuwachsberechnungen oder die sorgfältigst zusammengesetzten Erfahrungstafeln (künstliche, ideale Waldbilder) vorher bestimmten.

Was hat nun Gotta gethan?

Er hat zwar allerdings noch einen Abgabefuß, gestützt auf Rechnung (und das geht am Ende auch wohl nicht anders) für die wirklich haubaren Bestände ermittelt, aber er hat die Zeit, für welche ein solcher Abgabefuß nach dem letzteren Verfahren festgesetzt wurde, halbirt; aus einem 20- (oder 30-) jährigen Abgabefuß einen zehnjährigen gemacht und nun (und das ist die Hauptsache) angeordnet, daß nach Ablauf dieser 10 Jahre eine Revision des ganzen Waldes und der ganzen Waldwirthschaft zu dem Ende vorgenommen werde, um zu sehen:

in wie weit die wirkliche Abgabe, die wirkliche Waldnutzung, mit der projectierten übereingestimmt und in wie weit der wirkliche Waldzustand

eine Aenderung oder eine Fortsetzung der bisherigen Nutzung gebiete?

Das ist ein großer Schritt vorwärts; damit ist, nach des Ref. Bedünken, dem wahren und einzigen Waldnutzungs-Princip factisch bedeutend näher gerückt; man wird in Zukunft vielleicht noch weiter gehen und den 10jährigen Zeitraum in einen 5jährigen verwandeln.

Denn was ist mit diesem Verfahren, mit dieser Beschränkung berechneter Waldnutzungen, eigentlich ausgesprochen? Nichts mehr und nichts weniger, als:

Die Productionsfähigkeit eines Waldes (oder, recht allgemein ausgedrückt, die Massenentwicklung eines organischen Körpers, denn der Wald ist ein organischer Körper, bei welchem die Bäume zc. die einzelnen Organe bilden) läßt sich nicht durch Rechnung, gestützt auf ein einziges Datum, nämlich: auf die Volumenvermehrung einzelner Bäume, sondern sicherer durch Erfahrung, d. h. durch Zuzerziehung aller auf die Entwicklung des Waldes Einfluß habenden inneren und äußeren Umstände, ermitteln.

Dazu bedarf es aber in der That nicht solcher überaus feinen mikroskopischen Beobachtungen des vorhandenen Zuwachses einzelner Bäume und eben solcher feinen, analytischen Berechnungen des künftigen Zuwachses, die nothwendig falsch sein müssen, einmahl, weil sie von dem Kleinen auf das Große schließen, und dann etwas Gewisses auf etwas Ungewisses übertragen, sondern nur der Einsammlung richtiger Erfahrungen über die Entwicklung eines gegebenen Waldes nach allen darauf Einfluß habenden Potenzen!

Und das hat Gotta gethan, wenn auch nicht förmlich und ausdrücklich ausgesprochen, und dadurch hat er sich ein unendliches Verdienst um die Wald-

wirthschaft erworben; denn nach einem solchen Vorgange, nach einem solchen in der Wirklichkeit wahrhaft aufgestellten Beispiele, werden die Verwaltungen endlich wohl einmahl von dem Taxationsfieber zurückkommen und sich große Geldsummen, den Forstleuten aber großes Kopfbrechen und mühselige Aufrechterhaltung eines auf schwankender Basis ruhenden Abgabefalles ersparen.

Ueber das Entstehen der Aufsätze, die dies Album bilden, haben wir bereits am Eingange das Nöthige bemerkt. Mit gebührender Berücksichtigung ihres Ursprungs wollen wir nur von einigen mehr, als ihre Ueberschrift, anführen:

1) Die Würdigung der Wälder von v. Pannewitz. — Eine gute Schilderung der Wälder nach ihrem Einflusse auf den Haushalt der Natur und der Menschen. 2) Subjective Ansicht über die Verhandlungen bei den Sectionsversammlungen der Forstwirth von Adam. 3) Ueber den Einfluß des Küstenclimas auf das Gedeihen einiger Holzarten, vom Prof. Becker in Rostock. 4) Die Rothbuchenpflanzung von v. Berg. Vorzüglich in Bezug auf den Harz. 5) Ueber den Zustand der Nadelholzforsten in den Königl. sächsischen Staatswaldungen, von v. Berlepsch. — Interessant! Gibt gute Aufschlüsse über den physischen und Größen = zc. Zustand dieser Hauptbestandtheile der Königl. Forsten. 6) Dem edlen Gotta! Ein Gedicht von John Booth, dem großen Pflanzenzüchter bei Hamburg. 7) Ueber die Entwicklung des Taxationswesens in Sachsen. Von W. Gotta, dem ältesten Sohne des Gefeierten. — Der bereits oben erwähnte überaus lehrreiche Aufsatz! Durch ihn bekommt man eine klare Ansicht von der, dem Gottaischen Taxationsverfahren im Königreiche Sachsen untergelegten Idee! Zugleich ein historisches Datum über die

Geschichte des Taxationswesens in Sachsen. Der, nach dem siebenjährigen Kriege zur Wiederaufhellung der ruinierten Forsten aus dem Braunschweigischen herbeigerufene Oberforst- und Jägermeister v. Laßberg war der Erste, der die sächsischen Forsten vermaß und taxierte. — Es ist erfreulich zu sehen, wie der Harz zu dieser Zeit seine Schüler, die von Laßberg, von Lange, von Zanthier u. in alle Welt sandte, um die harzische Forstwirthschaft in fremden Gegenden zu begründen. 8) Verfahren bei dem Borfen des Eichenholzes im Reviere Braunrode von Derke. 9) Versuche über den Ertrag der Nadelstreu in Kiefernwaldungen. Practisch wichtig. 10) Dem Herrn Oberforstrath Cotta in dankbarer Erinnerung von Grebe. 11) Das Sinnbild, Gedicht von Dr Herbst. 12) Dankesworte von v. Holleben. 13) Ueber Hilfsplantagen, von Demselben. — Die günstigen Einflüsse eines freien Standes auf das Wachsthum junger Nadelholzpflanzen werden hervorgehoben und das Ausjäten (Durchforsten), hier Hilfskultur genannt, zu dichten Saaten und Pflanzungen von 10—15 Jahren wird empfohlen und beschrieben, mit Bezug auf 1 Rudolstädter Acker = 1, 112 preuß. Morgen à 180 □ R. — Alles gut! Aber man kann die Frage nicht abweisen: warum wird denn so dicht gesäet und gepflanzt, daß man nachher ausjäten muß? Mit der einen Hand gibt man, mit der andern nimmt man; es scheint, man könne sich den Austausch ersparen. 14) Das Stufenroden betreffend von v. Hopfgarten. — Pflanzungen in der Nähe alter Eichenstufen sollen leider, weil die Wurzeln der jungen Pflanzen in die hohlen Räume der faulenden Eichenwurzeln gerathen. 15) Poesie des Waldbaues von König. 16) Befestigungswerk der Wälder vom Forstrath König. — Diese Befestigungswerke be-

stehen in Anpflanzungen von Bäumen an Wegen, auf Räuaden zc. als Schutzwehren der Anfälle auf die Wälder selber. 17) Worte der Erinnerung an Altenburgs Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe von v. Leuchtenberg. 18) Die Erziehung der Eiche in den Elbforsten der Provinz Magdeburg von v. Meieringk mit einem Nachtrage von v. Pannewitz über ähnliche Erziehung in Schlesien. — Einer der ausführlichsten Aufsätze, der sich vorzüglich über die Frage von Vorbenutzung des Bodens durch Ackerkultur verbreitet. 19) Beschreibung des Pflanzengartens im Grünhainer Reviere von Müller. Saatkämpfe von Laub- und Nadelholz werden Pflanzengärten genannt. 20) Beschreibung des Geyerschen Forstreviers im Amtsbezirk Wolfenstein von Pernitzsch. 21) Forstliches Testament eines alten Forstbesizers vom Grafen v. Reichenbach. — Kiefern sollen nur angesäet, nicht angepflanzt werden. 22) Der forstliche Egoismus von Salzmann. — Auch einer der größern Aufsätze, der die Benutzung der manigfaltigen Walderzeugnisse zum allgemeinen Besten empfiehlt. 23) Die Industrie der vier im Herzogthum Altenburg gelegenen Walddörfer: Kloster Lausnitz, Herrnsdorf, Weissenborn und Trutenhain in Betreff der Verarbeitung und resp. Verwerthung der weichen und harten Nußhölzer, von v. Schmeßung. — Eine erfreuliche Beschreibung der vielen kleinen Holzgewerbe, die in den genannten 4 Dörfern getrieben werden und wodurch das Holz außerordentlich hoch ausgebracht, eine Menge von Familien ernährt und viel Geld aus dem Auslande herbeigezogen wird. — Uebermahlß ein Beleg zu der ausgezeichneten Gewerbsthätigkeit der Obersachsen, die ein rohes Material manigfaltig zu bearbeiten und sich selbst Vortheile zu verschaffen versteht, die

anderer Orten wohl Fremden überlassen werden.

24) Die Durchforstung, in specie die frühzeitige von Schulke. Das jetzt so viel besprochene Thema über die zweckmäßigste Ausjätung der Wälder! — Man soll früh anfangen, insbesondere bei Fichten; Cotta soll sich hierüber nicht recht klar ausgesprochen haben.

25) Ueber die Durchforstungen, besonders im Büchen-Hochwalde und über räumlichen Baumbestand von v. Seebach. — Rechtfertigung eines frühen Anhiebes von Büchen-Hochwäldern durch den ungemeinen Gewinn an Zuwachs in der Dicke und Darstellung der Anwendung dieser Erfahrung auf den Betrieb junger Büchen-Hochwälder am Sollinge im Königreiche Hannover unter dem Namen 'modificierter Büchen-Hochwaldsbetrieb' ursprünglich durch Holzangel geboten. — Nicht bloß practisch und ländlich, sondern auch wissenschaftlich und allgemein höchst beachtungswerth.

26) Bemerkungen über die Waldwirthschaft und das Verhalten der wichtigsten Holzarten auf dem Ural-Gebirge, verglichen mit denen des Nowgorodischen Gouvernements von Lepelhoff, gräf. Stroganoff'schem Oberförster und Lehrer der Forstwissenschaft in St. Petersburg. — Unstreitig einer der lehrreichsten Aufsätze nicht bloß in forststatistischer, sondern auch in metallurgischer und agrarischer Hinsicht und in Hinsicht auf den innern Culturzustand Rußlands überhaupt! — Wir können nicht unterlassen, Einiges daraus mitzutheilen; überzeugt, daß diese Mittheilungen aus einem Lande, von dem man so wenig erfährt und dem man das Wenige gleichsam abstehlen muß, nicht unwillkommen sein werden.

Der Verf. beschreibt die forstlichen Verhältnisse von zwei Gütern des Grafen Stroganoff: Bilimbaw'sky am Ural, im Gouvernement Perm, und

Mariino, im Gouvernement Nowgorod, 70 Werste von St. Petersburg und 2000 Werste von dem ersteren entfernt, belegen. — In allen Stroganoffschen Besitzungen gibt es fünf große Güter-Areale, auf welchen mehr als 200,000 Pud Eisen zu unzählig vielen Sortimenten verarbeitet werden, und außerdem 60,000 Bauern, theils bei den Hüttenwerken, theils beim Ackerbau beschäftigt, die die Waldungen frei benutzen. Hieraus kann man auf die Holzverschwendung schließen. — In dem Reviere Bilimbäwsky werden jährlich in zwei Hochöfen gegen 350,000 Pud Gußeisen aus Brauneisenstein geschmolzen. Dabei sind 2000 Bauern beschäftigt, welche alle das Holz für ihren Haushalt unentgeltlich bekommen. — Der jährliche Bedarf an Holz in diesem Reviere ist:

- a) 58,120 Klöße von 2 bis 10 Saschen (1 Sasche = 7 Fuß engl.) lang und $1\frac{1}{2}$ bis 12 Werscheck (1 Werscheck = 7 Zoll engl.) im Durchmesser.
- b) 17,588 Klafter Brennholz à 1 Cub. Sasche (also 343^c Raumgehalt = $2\frac{55}{144}$ Klafter à 144^c) also in runder Summe etwa 40,000 Klafter à 144^c. Dazu kommt:
- c) die Zahl der Klöße zum Schiffbau, die Fluß-Schiffe nämlich, auf denen die Eisenwaaren von den gräflichen Hütten am Ural nach Nischni-Nowgorod geschifft werden, werden dort bei ihrer Ankunft verkauft, auseinander genommen und alle Jahr wieder neu gebaut. Der gesammte Holzverbrauch an Klößen steigt dadurch auf 67,626 Stück.

Das für die Bergwerke in Bilimbäwsky von 900 Bauern aufgearbeitete Holz wird im Herbst und Winter verkohlt und auf Schneewegen nach den Hütten gebracht. Die durch Köhlerei entwaldeten

Flächen bleiben uncultiviert. — Die stehen gebliebenen einzelnen Bäume, die benachbarten Bestände und die früheren natürlichen Samen = Abfälle in dem niedergehauenen Walde, die nun Luft bekommen, ersetzen die künstliche Kultur — Ein Bezirk der gräfl. Stroganoff'schen Besitzungen am Ural enthält gegen 100,000 Desätinen Wald (1 Desätine = $3834\frac{3}{4}$ franzöf. Quadr. = Loisen = 5,7 rheinl. Morgen v. d. Br.), welche eine beinahe zusammenhängende Fläche bilden; nur hier und da findet man ein Dorf oder ein einzelnes Haus im kaum durchdringlichen Forste. — Während in diesem Urwalde 1000 und aber 1000 Stämme verfaulen und den Boden befruchten, liegt in einer Entfernung von 40 Werste ein anderer Bezirk, wo sich wieder unübersehbare Flächen von zusammenhängenden Aeckern und Wiesen über Berg und Thal erstrecken, worauf unzählige kleine Dörfer, aber kein Wald zu sehen ist und wo der Holz = mangel sehr bald fühlbar werden wird.

Die Ackerwirthschaft der Bauern ist folgende: Sie suchen sich eine zu Ackerfeld oder Wiesen brauchbare Fläche aus und umzäunen sie; hauen das ganze Holz nieder, benutzen, was sie davon brauchen können; das Uebrige legen sie, nachdem es ausgetrocknet, in große Haufen zusammen, und verbrennen es, wobei oft gefährliche Waldbrände entstehen. Im nächsten Jahre erscheint auf dem gereinigten und mit Asche überstreuten Boden, ein reichlicher Graswuchs, und die Fläche wird so lange als Wiese benutzt, bis die übrig gebliebenen Stüken faul und mürbe sind, so, daß sie ohne große Schwierigkeiten herausgerodet werden können. Dann wird die Wiese umgepflügt und zur Erziehung verschiedener landwirthschaftlichen Gewächse benutzt. — Verliert der Acker seine

natürliche Fruchtbarkeit, welches zu Zeiten schon nach 4 Jahren geschieht, so wird sie ihrem Schicksale überlassen, und eine andere Waldfläche in gleiche Benutzung genommen. Zeigt sich aber der Boden viele Jahre fruchtbar und ist das Haus des Besitzers in seinem alten Wohnorte baufällig, so vergrößert er im Walde seine Ackerfläche und baut sich dort ein neues Haus u. s. w. Ein auf diese Weise an vielen Punkten angegriffener Wald, gleicht auf der Bestandes = Karte einem Stücke einer vom Borkenkäfer zerfressenen Nadelholzzrinde, und bei einem solchen Walde durchblättert man umsonst die dicken, deutschen Taxationschriften, Rath und Hilfe zu finden: man muß seinen eignen Weg einschlagen.

Das Gut Mariino im Nowgorodischen Gouvernement ist 9200 Desätinen groß und hat 2359 Desätinen Wald.

Die vorzüglichsten Holzarten auf beiden Besitzungen sind: die Kiefer, die Fichte, die Lerche, die Weißtanne, die Zirbelnuß = Kiefer, die Birke, die Linde, die Ulme, die Eller, der Spitzahorn, der Vogelbeerbaum, die Espe, die Traubekirsche, mehrere Weiden, der Mehlbeerbaum, der Haselstrauch u. s. w. — Die Büche und der deutsche Ahorn (*Acer Pseudo-Platanus*) und die Esche kommen nirgend und die Eiche nur auf dem Gute Mariino und zwar nur einzeln und kümmerlich vor.

Ueber das Wachsthum zc. einiger dieser Holzarten bemerkt der Verf. Folgendes:

1) Von der Kiefer (*Pinus sylvestris*, russisch Sosna) werden zwei Varietäten unterschieden: die eine mit feineren Jahrsringen, röthlichem Holze und dünner Rinde, dauert an die 40 Jahre; die andere mit gerade entgegengesetzten Eigenschaften

dauert nur 25 Jahre. Sie wird beinahe 200 Jahre alt und erreicht am Ural auf Granit und Syenit eine Höhe von 16 Saſchen (126 Fuß) und eine Stärke von 9—11 Werſcheß (63—77 Zoll) im Durchmesser.

- 2) Die Fichte (*P. abies* L., ruffiſch Jelva) iſt weniger geſchätzt, als die Kiefer. Sie erreicht an den Vorbergen des Urals eine Stärke von 30 Werſcheß ($17\frac{1}{2}$ Fuß (?)) im Durchmesser.
- 3) Die Weißtanne (*P. picea* L., ruffiſch Pichta) wächst in Vermischung mit der Fichte, gelangt aber nicht zu einer ausgezeichneten Größe und wird ſchon in 50 Jahren rothſaal.
- 4) Die Lerche (*P. larix*, ruffiſch Listuaniza) wird der Dauerhaftigkeit ihres Holzes wegen ſehr geſchätzt. Dieſe Dauerhaftigkeit verhält ſich, erfahrungsmäßig, zu der von der Kiefer und Fichte, wie 30:25:15. Sie erſcheint immer nur einzeln und erreicht bei 200jährigem Alter am Ural eine Höhe von 20 Saſchen (= 140') und eine Stärke von 24 Werſcheß (= 14' (?)).
- 5) Die Zirbelkiefer (*P. cembra*) wächst ſporadiſch; zwiſchen 58° und 62° N. B. erreicht ſie ihre höchſte Vollkommenheit, eine Höhe von 19 Saſchen und eine Stärke von 40 Werſcheß. (Sollte dieſ nicht ein Schreibfehler ſein?)
- 6) Von der Birke (*Betula*) gibt es zwei Arten. *B. alba* L. und *B. odorata* Reum. Sie erreicht in Rußland eine in Deutschland nicht gekannte Stärke, zumahl im gemiſchten Stande, bei 100jährigem Alter z. B. eine Höhe von 15 Saſchen (105') und eine Stärke von 10 Werſcheß (5' 10") im Durchmesser. Dabei iſt ſie ganz gerade und geſund und ſchlägt biß

zum 60 Jahre (in welchem Alter sie bei uns nicht selten abzusterven pflegt) wieder aus. Sie dient in Rußland zu dem manigfaltigsten und ausgedehntesten Gebrauche. Nach der Berechnung des Verfassers z. B. werden an Birkenbesen in den russischen Dampfbädern alljährlich zwei und ein halb tausend Millionen verbraucht, wozu vielleicht eintausend Millionen Birken ihre Reiser hergeben müssen und $\frac{1}{3}$ dieser Zahl gefällt wird.

- 7) Die Espe (*Populus tremula*) erreicht eine Höhe von 13 Saschen und eine Stärke von 10 bis 12 Werscheck im Durchmesser. Sie wird manigfaltig zu Geräthen, aber auch als Bauholz zc. gebraucht zc.

Wenn man diese Angaben liest, glaubt man sich in die Anfänge der Civilisation, wo der Mensch mit der rohen Natur kämpft, sich Platz macht und ohne Rücksicht Alles um sich her vernichtet, versetzt und erstaunt zugleich über die ungeheuren Privatbesitzungen, in einem Lande, wo der Mensch nur als Vermögens-Nummer, als ein Product zum Verbrauch gilt! — Solche Besitzungen trifft man doch nur in slavischen Ländern an! — Ihre Größe bringt ihre Nichtachtung hervor. Der Verfasser sagt: Viele große Güterbesitzer leben in den Städten und haben ihre Güter nie gesehen. Ihre Verwalter können machen was sie wollen. Sie verkaufen ganze Waldstrecken an Unternehmer, die reich werden (und wahrscheinlich die Verwalter auch!).

Der riesenhafte Wuchs mehrerer Bäume, namentlich derer mit harzigen und bitteren Säften, setzt ebenfalls in Erstaunen. — Freilich hat jedes Clima und jeder Boden ein Maximum seiner Erzeugnisse; aber die Sache verdiente doch eine nähere Nachforschung.

Wir fahren nun in der Aufführung der Blätter des Albums fort:

27) Betrachtung über die im Jahre 1819 vom Oberforstrath Cotta aufgestellte Idee der Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue; von Thiersch. — Aufforderung zu Versuchen über die Ausführbarkeit zc. dieser Idee. — 28) Ueber die zweckmäßige Erziehung und Fortpflanzung gemischter Bestände in den norddeutschen Gebirgsforsten, hauptsächlich Buche, Tanne und Fichte; von demselben. — Zweckmäßige Vorschläge und Vorschriften. 29) Cotta's Lob, ein Gedicht von von Wangenheim. 30) Das Forstwesen im Jahre 1944 von v. Wedekind. — Wahrheit und Dichtung! Darstellung des Forstwesens vor 100 Jahren und nach 100 Jahren, von 1844 an; also, dürfen wir ein Bild aus dem Forstwesen entlehnen, eine Zuwachsberechnung der Wissenschaft zc. gestützt auf das, was bisher in derselben geleistet. — Freilich muß man an ein Fortschreiten glauben, aber der Erfolg ist sowohl beim Geistigen, als beim Materiellen öfter ein anderer, als man bisweilen glaubt. — 31) Ueber die Umwandlungen im Braunstwender Forstreviere aus Mittelwald in Hochwald, insbesondere über die Nachzucht und den Anbau der Rothbüche; von Wienecke. — Unter den hier aufgeführten und bekannten Methoden zur Umwandlung vermißt Ref. das Absenken der Stockaus schläge, namentlich der Büchen; eine zwar etwas kostbare, aber unfehlbare und schnelle Methode. Dagegen werden die Vortheile einer frühen Freistellung junger Büchenaufwüchse und einer geringen Bedeckung der Bücheln bei der Ausfaat mit Erde, hervorgehoben. — Das erstere Verfahren wird von mehreren Seiten gerne gesehen werden; und wäre daher zu wünschen gewesen, daß

der Herr Verfasser die äußeren Verhältnisse näher angegeben hätte. 32) Reflexionen eines alten practischen Forstmannes; von einem Ungenannten. — Empfehlung von Cotta's Baumsfeldwirthschaft.

Das sind die forstlichen Denkprüche, die in Cotta's Album geschrieben stehen; sie athmen alle die Empfindungen der Dankbarkeit für empfangenen Unterricht, sei es mündlich oder schriftlich, und darin, in Verbreitung gründlicher Lehre, besteht Cotta's Hauptverdienst! Die Gouvernements blieben in Anerkennung dieses Verdienstes nicht zurück: Cotta, der Oberforstrath und Director der Forstlehranstalt in Tharand und der Forstvermessung im Königreiche Sachsen, das wirkliche und Ehren-Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften u. s. w. schied von Altenburg als Comthur des königl. sächsischen Civil-Verdienst-Ordens und des großherzogl. weimarschen Hausordens vom weißen Falken und als Ritter des königl. preussischen rothen Adler-Ordens dritter Classe.

Zum Schlusse noch einige Nachrichten über das Alter der Cotta'schen Familie, so wie sie von ihm selber in dem oben angezogenen Jahrgange des Sylvan gegeben worden sind:

Ueber die vor mehr als 2000 Jahren schon bekannten Cotta's könnte ich aus der Geschichte der Römer vielerlei mittheilen. Otto der Große verpflanzte dieses bei dem Verfalle des römischen Reichs und auch während der stürmischen Völkerzüge nicht untergegangene Geschlecht bei einem Römerzuge nach Thüringen, ertheilte ihm den deutschen Reichsadel und verlieh ihm das nach demselben benannte Cottendorf zum Stammgute. Im Jahre 1420 erneuerte Kaiser Sigismund den Cotta'schen Adelsbrief unter ausdrücklicher Erwähnung

des alten römischen Geschlechts der Cotta's und des demselben von Kaiser Otto ertheilten Adelsbriefes und vermehrte die Insignien des Wappens, weil dieses Geschlecht dem Reiche treue Dienste gegen die Venediger und mehr der Feinde, bewiesen. Späterhin haben die Cotta's über 200 Jahre hindurch in Eisenach gelebt, und bekanntlich war Ursula Cotta unseres Luthers wohlthätige Pflegerin während seines vierjährigen Aufenthalts auf der Schule zu Eisenach.'

Sanft ruhe die Asche eines hochverdienten Nachkommen eines so alten und so verdienten Geschlechts!

Wir bemerken nur noch, daß in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom vorigen Jahre Nr. 322. und in der in Leipzig erscheinenden s. g. illustrierten Zeitung vom 8. Februar 1845 eine Biographie von Cotta und am letzteren Orte auch eine Abbildung von ihm selbst und seiner Grabstätte enthalten ist.

O r f o r d,

bei Parker 1845. *Anecdota Sydenhamiana: Medical Notes and Observations of Thomas Sydenham.* VIII und 80 Seiten in Octav.

Der verdienstvolle Herausgeber der Werke Sydenham's, W. A. Greenhill (s. diese Blätter 1845. St. 68) bietet den Bewunderern jenes großen Arztes eine Nachlese bisher ungedruckter Bemerkungen desselben aus einem Manuscripte in der Bodleianischen Bibliothek in Oxford, das ohne Namen und Datum wahrscheinlich aus dem Ende des 17ten Jahrhunderts stammt.

Das Manuscript beginnt mit den Worten: 'Extracts of Sydenham's Physick Books and some

good Letters on Various Subjects', und der Schreiber versichert mit Sydenham bekannt gewesen zu sein und die Bemerkungen zum Theil nach dessen mündlichen Angaben in den Jahren 1682 u. 1683 und zum Theil nach dessen schriftlichen Noten vom Jahre 1670 verfaßt zu haben. Ihre Echtheit wird, wie der Herausgeber bemerkt, durch ihre innere, absichtlose Uebereinstimmung mit den anerkannt Sydenham'schen Werken verbürgt.

Der Inhalt ist folgender: de pthisi; de paroxysmo nephritico; de apoplexia; de abortu; de mania; de ambustis; de arthritide; de colica hypochondriaca; de partu difficili; de contusionibus; de pleuritide; de asthmate; de paralyysi; de crapula; de haemorrhoidibus apertis et coecis; de hydrope; de mensium fluxu immodico; de mensium suppressione; de variolis confluentibus; de methodo medendi morbos per accubitum junioris; de epilepsia puerorum; tinctura alexipharmaca.

Wie in der vom Herausgeber besorgten Ausgabe der Werke, so ist auch dieser Schrift ein alphabetischer Index der enthaltenen Mittel beigefügt.

Zur Probe der Schreibart wollen wir von dem 16ten Kapitel S. 62 den Anfang beifügen, nachdem der Autor bemerkt, daß er zu einer Frau gerufen worden sei, die an sehr schlimmer Cholera Morbus darniederlag: I orderd her to take a warm Cordial, and that a good draught of it, and her Husband to lie close to her Back naked, and her sonn of 12 years close to her Belly, and to lay on more Cloths and to warm her Leggs and Hands with hot Cloths. Dieses Mittel habe gründlich geholfen.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

176. Stück.

Den 3. November 1845.

L o n d o n ,

bei Longman 1844. An Apology for the Nerves: or, their influence and importance in Health and Disease. By Sir George Lefevre. XII und 363 Seiten in Octav.

Jede gute Sache gewinnt, wenn sie angegriffen oder entstellt worden, durch einen geschickten Vertheidiger; darum mögen sich die Nerven beim 'travelling Physician' *) für seine gewandte Apologie bedanken. Steigen und Fallen ist das Loos dieser Welt; wie es dem Menschen selbst ergeht, so wird auch sein Nervensystem bald erhoben, bald erniedrigt.

Wir erlebten es, daß nur das als positiv gelten sollte, was klar den Sinnen bewiesen und namentlich mit dem vergrößernden Glase geschaut und so ad oculos demonstriert werden konnte. Daß

*) Das zu London 1843 anonym erschienene unterhaltende Buch in 3 Bänden 'the life of a travelling Physician' floß aus der Feder unseres Verfassers.

Blut war dazu mehr geeignet als die eine geheime Kraft einschließenden Nerven; man bestritt ihren allgewaltigen Einfluß und bedrohte selbst den Sympathicus mit dem *consilio abeundi*. Ein Glück für sie, daß sie es ruhig abwarten können, bis sie wieder zu Ansehen gelangen und in ihren alten Rang vor dem Blute eingesetzt werden. Der Streit um die Priorität wird zwar den Märtyrern physiologischer Sätze, den Hunden und Fröschen, großes Herzeleid bereiten; allein Abwechslung muß sein, und was sollte aus dem Fortschritt und den Scribenten werden, wenn nicht gewisse Wahrheiten von Zeit zu Zeit bezweifelt und dann wieder zugegeben würden?

Vor dem Experiment an lebenden Thieren hat der Verf. keinen großen Respect. Er verkennt keineswegs dessen Nutzen zur Auffindung und Constatierung gewisser Vorgänge, wie z. B. zur Nachweisung des Kreislaufs, der Cur der Aneurysmen *ic.*; er hält es für ein zweckmäßiges Mittel, aber nie für den Zweck und eifert gegen solche Wiederholungen, die ohne Abnung der früheren Vornehmungen von Neulingen angestellt werden. Der Versuch, meint er, sei leicht, die Auffindung der Wahrheit schwer (*p. VI to reduce a matter to the test of experiment is much more easy than to reduce it to the test of truth*). Thierquälerei verabscheut er; die Beweise, welche dadurch gewonnen würden, seien höchst zweifelhaft. Wenn der bloße Stich einer Nadel einen Mann in Ohnmacht zu versetzen vermöge, so daß das Auge nicht zu sehen, das Ohr nicht zu hören, das Blut nicht zu fließen im Stande sei, wie könne das Thier gezwickt, gezwackt, zerschnitten ruhig die untersuchte Function zeigen? Nur Wenige seien

fähig daraus Schlußfolgerungen zu ziehen, und nur diesen sollte die Erlaubnis dazu ertheilt werden (361).

In seiner Entwicklung geht er nicht schulgerecht zu Werke; seine Neigung zu Streifpartien (rambles) hat sich auch seiner literarischen Muse bemächtigt. Er kommt vom Riß der Gallenblase auf den Mesmerismus, vom Weichselkopf auf eine Dorflocke. Unbefangen theilt er aus dem Ueberflusse des Erlebten und Durchdachten das ihm dienlich Scheinende mit.

Er rügt den auffallenden Wechsel und die nicht seltene retrograde Bewegung der Ansichten so wie den falschen Enthusiasmus der Jünger.

Das Wiederaufleben der Humoralpathologie setze den, welcher den Gang dieser sublunaren Welt kenne, so wenig in Erstaunen als die erwachende Vorliebe für die Einimpfung der Menschenblattern statt der Vaccination (1). Selbst die gemeine Beobachtung bedürfe einer gewissen Zeit zur Reife (199).

Als Armstrong sein Werk über die Fieber bekannt gemacht, hätten seine Schüler und die jüngere Generation der Aerzte dasselbe jubelnd als das Newton'sche System der Medicin begrüßt — einige Jahre später habe er es selbst umgeändert (2).

Die einfache naturgetreue Behandlungsweise verdiene vor der complicirten und gewagten den Vorzug; aber hier liege die Theorie mit der Praxis im Streite. Sein erfahrener Lehrer Rutherford in Edinburg habe in den klinischen Sälen wenige Studenten (66: who know so much, or think they know so much) um sich gehabt, weil sie ihn für kindisch und unthätig hielten, indem er mit einem Fußbade, einer Salzmixtur Krankheiten heilte, wo sie die activste Cur, besonders die stärkste Blutentziehung erwarteten. Sener habe

nie mehr als 8 — 12 Unzen Blut abgelassen, und dabei hätten sich die Kranken rasch und ohne Nachübel erholt. Vernünftiges Warten habe mehr Werth als übereiltes Handeln. Leider müsse man in der Privatpraxis, der Angehörigen wegen, mehr thun als wissenschaftlich zu verantworten sei. Besonders bestände man auf Blutentziehungen, damit nichts unversucht bliebe (168: that every thing was done that could have been done). Daß er selbst dieser Forderung nicht nachgab, zeigt unter andern S. 173 (vgl. 222. 235).

Beim Anpreisen des Reibens der Haut, als Hilfe bei manigfachen Uebeln, sagt er, daß die herrlichsten Mittel keine Geltung erlangten, wenn sie zu einfach erschienen (107).

Bewegung in freier Luft, das Wetter möge sein wie es wolle, sei das zweckmäßigste Sicherungsmittel der Gesundheit, dagegen deren größte Feinde Tafelexceffe, stark geheizte Stuben, langes Aufbleiben, Gesellschaften (147: the penalties of society).

Das Treiben der Homöopathen verachtet er, aber ihren gebietenden Einfluß auf die sorgfältige Diät der Kranken weiß er gehörig zu würdigen. Thäten die Kranken, bemerkt er (257), nur zur Hälfte für den Arzt, was sie für einen Homöopathen thun, sie könnten bald beide entbehren. — Der Phrenologie gesteht er, unter gewissen Beschränkungen eine wissenschaftliche Realität zu und erzählt einen interessanten Fall (62—65), den er mit Dr Spurzheim erlebt hat.

Zu seiner Angabe, daß der Mensch im Schlafe nicht unthätig sei, ja Manches zu thun vermöge, was ihm wachend nicht gelinge, könnte Ref. aus eigener Erfahrung merkwürdige Belege beifügen.

Nur einen ganz kürzlich erlebten Fall zu der Bemerkung S. 84: It has been asserted that men have solved problems in their sleep which puzzled them in their waking hours, and shouting out, Eureka! they have awaked. Der liebste Freund des Ref. hatte sich den ganzen Tag mit einer mathematischen Aufgabe herumgetragen, deren Lösung ihm nicht gelingen wollte (es war die richtige perspectivische Zeichnung einer ziemlich verwickelten Krystall-Form). In der Nacht träumte er davon und fand die richtige Lösung im Traume. Vor Freude darüber wachte er auf und hatte noch so viel Rückerinnerung des Geträumten, daß er die gefundene Lösung, die sich als ganz richtig erwies, recapitulieren und zu Papiere bringen konnte.

Wie Nichtwissen und Selbsttäuschung an einander grenzen und in dieser Hinsicht der Zweifel wach bleiben müsse, zeigt er öfters, so z. B. bei Denen, die behaupten, daß sie kein Auge schließen, während sie fest geschlafen hatten (78).

Unser Autor, der vieler Länder Städte gesehen und Sitte gelernt hat, verweilte als Practiker 14 Jahre in Petersburg, wo er oft mit deutschen Aerzten in collegialische Berührung kam. Was er über deutsche Medicin mittheilt, scheint größtentheils aus diesen Quellen geflossen zu sein.

Ueber german Therapeutics expectoriert er sich gerne, und er steht nicht an sie der englischen nachzusetzen (so z. B. 241). Mancher Vorwurf mag den treffen, der ihn verdient, mancher ist ungerrecht und abgeschmackt.

Im Widerspruche mit dem geduldigen und ausdauernden Nationalcharakter stehe die Sucht der deutschen Aerzte, beständig mit den Arzneien zu

wechsell, ohne einer Zeit zu lassen, der beabsichtigten Verordnung gemäß zu wirken (246).

Es herrsche eine Angst irgend eine Eruption von der Haut zu vertreiben, und stelle sich noch so spät eine Störung ein, so werde diese von jenem Thun abgeleitet (284).

Bei der Syphilis werde ein viel zu langer Schlummer des Contagium angenommen; Astley Cooper habe 2 Jahre als den äußersten Termin festgesetzt (313).

Kein Mittel gelte für unkräftig, das stärker wirke als destillirtes Wasser (272).

Die Arzneien lasse man jede Stunde nehmen, so daß der Ekel vor der einen Dose kaum überwunden sei, wenn die neue sich melde (296).

Mit dem den Geschmackssinn empörenden oleum jecoris Aselli plage man die Kinder, um ihre Scrofeln zu curieren (ebend.).

Wenn er aber hervorhebt, daß, um Schlaf zu veranlassen, zu kleine Gaben Opium gegeben würden (76), daß man im Fieber keinen Tropfen Milch erlaube (273), daß die Favoritblutentziehung die am Fuße sei (275), daß das Schröpfen selten und ungeschickt geschehe (ebend.), daß man China nicht als antispasmodicum und tonicum (276), und gegen Scharlach gleichmäßig (invariably 278) nach homöopathischen Grundsätzen Belladonna reiche, so gehören derartige Ausstellungen wie die Namen Gowland (Goulard? 284) und Dupuytren (322) unter die Errata, deren Verzeichniß dem Buche vordruckt ist.

Die griechische Stelle S. 163 hat, so wie sie dasteht, keinen Sinn; sie soll wohl heißen: *Οἱς γόνυ χλωρόν*, denen das Knie grün ist, d. h. bei denen, die noch jung sind, dum virent genua.

So viel zur allgemeinen Orientierung über die Auffassungs- und Darstellungsweise unseres Verfs, nun zur Sache selbst. Diese will jedoch gesucht sein, denn sie ist in pathologisch therapeutischen Erörterungen über die verschiedenartigsten Nervenaffectionen, namentlich über Kopfschmerz, Hysterie, Stichhusten, kaltes Fieber, Lähmung eingeschachtelt. Ref. sieht (169), daß seine Untersuchungen über die Lähmung dem Verf. nicht unbekannt geblieben.

Die Lectüre gewährt eine angenehme Manigfaltigkeit, indem die nothwendigsten Vordersätze aus der Physiologie mit kurzen Erläuterungen durch Fälle aus eigener und fremder Praxis verbunden und mit passenden Stellen aus Schriftstellern durchflochten sind. Man fühlt sich stets in guter Gesellschaft und läßt sich das Suchen nicht verdrießen.

Es sei seltsam, Nerven, Muskeln und Blut trennen zu wollen; in allen Vorgängen des Lebens arbeiteten sie gemeinschaftlich, ohne das Gleiche zu sein (10: they are not co-equals). Materie sei nicht Geist, Muskel nicht Wille, Blut nicht Leben, Gehirn nicht Gedanke; aber diese verhielten sich zum Leben wie Materie zu Geist.

Das Centralorgan des Kreislaufes, das Herz, existiere nicht ohne sein Ganglion. Das ganglion cardiacum sei der Anfang des Nervensystems (15).

Werde die Nervenkraft dem Blute entzogen, so büße es seine Vitalität ein (16).

Gehirn und Rückenmark hätten auf die Thätigkeit des Herzens einen wichtigen Einfluß (35).

Die Aeußerung der Reizbarkeit der Muskeln werde von den Nerven bestimmt (40).

Die Erzeugung der thierischen Wärme hänge größtentheils davon ab. Zwischen der frei werdenden Wärme und dem Gefühl derselben sei ein großer Unterschied (19).

So lange Nervenerrregung, Muth, Hoffnung zc. dauere, werde der bedeutendste Kältegrad ohne Nachtheil ertragen. Das hätten die russischen Soldaten in der Expedition nach Chiva bewiesen (21). Erst auf dem Rückzuge hätten sie an Scorbut gelitten (193). Beim Paradedienst erlügen sie jenem Einflusse. So wäre der dritte Theil eines Reiter-Regiments, das zum Amüsement des Großfürsten Constantin von Strelna nach Petersburg marschierte, in Nervenfieber verfallen (ebend.).

Das Nervensystem leite hauptsächlich Verdauung und Assimilation. Plötzliche Gemüthsbewegungen verursachten fast augenblicklich eine Veränderung in der Gefäßerscheinung und in dem Zustande der inneren Magenhaut, in der Absonderung und den Eigenschaften des Magensaftes. Galle, Milch und Fett hingen vom Nerveninflusse ab. Als Mirat beim Rückzuge aus Rußland von der Verschwörung in Neapel vernommen, wäre er plötzlich vom Kopf bis zu den Füßen gelbsüchtig geworden (46). Leidenschaft könne die Muttermilch in Gift umwandeln. So lange Swift geisteskräftig geblieben, wäre er dünn wie ein Hering gewesen, geisteschwach wäre er dick wie Falstaff geworden. Die Thränen bewiesen hinlänglich, daß Gemüthsbewegungen auf die Secretionen wirken.

Nerveneinfluß sei es, daß wenn die Mutter den entfernten Säugling schreien höre, die Milch in die Brust schieße und die Warzen sich aufrichten; daß wenn einer gähne, die Gesellschaft nachfolge, und daß wenn der Schauspieler seine Rolle gut spiele, die ganze Versammlung ergriffen werde.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

177. 178. Stück.

Den 6. November 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'An Apology for the Nerves: or, their influence and importance in Health and Disease. By Sir George Leffevre.'

Körperschmerz werde durch moralischen Eindruck gebannt (68). Kürzer oder länger beherrsche und controliere der Seeleneinfluß die physikalischen Kräfte (74).

In Westindien werde die schlecht behandelte Schiffsmannschaft von böartigen Fiebern hingerafft; die aber, welche sich einer freundlichen Behandlung von Seiten ihrer Officiere erfreuten, blieben weit mehr am Leben (193).

Von allen prophylaktischen Mitteln sei keines der moralischen Energie und dem Muth gleich zu stellen (217).

Die Sprache, dieses Prärogativ des Menschen, werde rein vom Nervensystem bedingt.

Das Blut schulde seine Lebenthätigkeit dem Nerveneinflusse (207).

Eine Gebärende, wenn auch noch so zart, die sich fast verblute (VIII: live having seemed to ebb away), stehe gesund wieder auf, während der Athlete dem Stich einer Stachelbeere in den Nerven erliege (334).

Wie erhalte man das Leben, wenn es in Folge des stärksten Blutverlustes zu erlöschen drohe? etwa durch Transfusion, wovon so viel geredet und womit so wenig geleistet werde? (29) nein, man nehme seine Zuflucht zum Nervensystem, daß es dem Herzen beistehe, so lange in seinem geschwächten Zustande auszuharren, bis Zeit gewonnen worden Nahrungsstoffe in neues Blut zu verwandeln. Marx.

B e r l i n ,

bei Nicolai 1845. Die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt gesammelt, in Verbindung mit Mehrern bearbeitet und herausgegeben von G. L. Berendt. Erster Band. Der Bernstein und die in ihm befindlichen Pflanzenreste der Vorwelt, bearbeitet von H. N. Goepfert und G. L. Berendt. Mit 7 lithographirten Tafeln. Ein Band in Folio von 126 Seiten.

Schon vor funfzehn Jahren erschien zu dem Werke, dessen erste Abtheilung zur Anzeige vorliegt, ein vorbereitendes Heft über die Insecten im Bernstein, worin der Umfang von des Herausgebers Sammlungen sich zeigte und die Absicht ausgesprochen ward, weitere Forschungen über jene organischen Einschlüsse anzustellen, welche, für die Geschichte des vaterländischen Bodens die wichtigsten Denkmähler, von der jüngern Tertiärepoche ein lebendiges Zeugnis ablegen. Der glückliche Wohnort des Herausgebers in Westpreußen, an der berühmtesten Bernsteinküste, hat ihm treffliche Materialien

verschafft, die Cabinette von Königsberg, Berlin, Dresden und Petersburg sind ihm zur Benutzung geöffnet worden, und seine Verbindung mit Goepfert für die Pflanzenreste, mit Koch, Germar und Andern für die in jedem Fall monographisch bearbeiteten Thierclassen verbürgt die gediegenste Methode. Der ersten Abtheilung sind Untersuchungen aus der Feder des Herausgebers über das Vorkommen des Bernsteins, seinen physischen Charakter und seine organischen Einschlüsse vorausgeschickt: das Uebrige ist Goepfert's Werk und enthält die botanischen Resultate dieses in den vorweltlichen Pflanzenschöpfungen erfahrenen Naturforschers vollständig.

Zuerst schildert Berendt die baltische Ebene als das einstmalige Vaterland des Bernsteinbaums, dessen Harz in den Sand- und Lehm-Schichten am Meeresgrunde und auf dem Festlande als Bernstein erhalten ist. Die ungeordneten Hügel, welche über einen großen Theil von Norddeutschland verbreitet sind und die Höhenpunkte verschütteter Flözmassen anzudeuten scheinen, sucht er nicht naturgemäß in ein nördliches System längs der Ostsee und in ein südliches zu scheiden. Ein baltischer Höhenzug bilde das Seeplateau von Ostpreußen (420'), die pommerellischen Hochlande, die sich fünf Meilen westsüdwestlich von Danzig zu 1022' erheben, und endige in Jütland; allein vergebens würde man in Vorpommern und Mecklenburg eine baltische Erhebungslinie als Verbindungsglied zwischen Preußen und dem Meridianrücken von Schleswig und Holstein auffuchen. Eben so wenig gibt es einen südlichen, oder, wie Berendt sagt, einen karpatischen Höhenzug, der Oberschlesiens Tarnowitzer Hügel (1070') mit der Lüneburger Haide in Beziehung stellte. Die Erhebung Lüneburgs gibt

Berendt bei dieser Darstellung zu gering an, nämlich zu 330', während der Haidhügel von Wilsede bei Soltau nach den auf Pape's Höhenkarte eingetragenen Ergebnissen der hannoverschen Landesvermessung 527 Pariser Fuß mißt. Alle diese höher gelegenen Provinzen der baltischen Ebene, Preußen, Schlesien, Lüneburg und die jütische Halbinsel stehen beziehungslos den tiefern Flächen gegenüber, und vergeblich ist das Bemühen, hier in kleinern Dimensionen die Symmetrie der Gebirgsketten wiederfinden zu wollen.

Das westpreussische Küstenland, in alter wie in heutiger Zeit eine reiche Fundgrube des Bernsteins, steigt unweit Danzig bei Redlau unmittelbar 200' aus der Ostsee auf, jedoch ohne anstehendes Gestein. Diese Gegenden sind nach Berendt sowohl Senkungen als Hebungen des Bodens unterworfen gewesen. Die letztern folgert er aus dem Vorkommen baltischer Erzeugnisse auf der Höhe des Landes, jedoch ohne bestimmtere Nachweisung: für die Senkungen vermissen ich den geologischen Beweis. Daß die electricischen Inseln der Griechen verschwunden sind, kann dafür nicht gelten und läßt vielfache Deutung zu. Von größerer Wichtigkeit sind die historischen Nachrichten, die kaum über die Niederlassung des deutschen Ordens, über das dreizehnte Jahrhundert hinausreichen. Seit dieser Zeit sind die Veränderungen der Küste sehr beträchtlich gewesen. Zum Theil deuten sie auf eine Hebung, zum Theil auf eine Senkung des Bodens: aber sie lassen auch andere Erklärungen zu. Hier Land bildend, dort zerstörend hat das Meer gleichsam spielend mit der sandigen Küste seine Fluthen getauscht. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts wurde vom See Grunde die frische Neherung aufgeworfen, indem an einer Reihe von drei

der Küste nahen Inseln die losen Dünen sich vereinigten. Im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert durchbrachen die Wogen diesen Landstreifen und erweiterten das frische Haß. 'Wo jetzt Seegrund ist, da waren undurchdringliche Forsten von Nadelholz, und wo einst große Schiffe vor Anker lagen, da thürmen jetzt Sandhügel sich auf'. Von Süden her hat ebenfalls die Weichsel erst in neuen Zeiten, in Folge der Eindeichung, ihr Delta ausgebildet. Indem sie fortfährt fruchtbare Alluvien zu schaffen, gräbt sie auch oftmahls für neue Wasserströme den festen Boden aus, wie für jenen, der 1800 Fuß breit im Jahre 1840 durch einen einzigen Eisgang entstand und jetzt die Festung Weichselmünde von der Mehrung trennt. So bestimmt sich ein großer Theil dieser Erscheinungen durch gewaltsame Einbrüche des Wassers erklären läßt, so kann man die Annahme einer Bodensenkung durch Veränderung gleicher Art, deren Causalnexuß nur minder deutlich vorliegt, nicht für gerechtfertigt ansehen. Zum wenigsten ist des Verßs Darstellung, um die ursächlichen Momente der historischen Küstenveränderung abzuwägen, nicht hinreichend geordnet. So folgt auf die Behauptung, daß der zwölfte Theil Ost- und der vierzigste Theil West-Preußens zu historischer Zeit mit Wasser bedeckt worden sei, sogleich die hiermit unzusammenhängende Bemerkung, daß die erwiesene Abnahme des Wassers eine in neuer Zeit erfolgte Bodensenkung andeute. Diese letztere Erscheinung, wäre sie nicht Folge künstlicher Entwässerung und erhöhter Bodencultur, würde doch vielmehr auf eine Erhebung des Landes hinweisen.

Für die Geschichte des Bernsteins ist es indessen ohne wesentliches Interesse, ob der Meeresgrund, in welchem er heutiges Tages eingeschlossen ist und

aus dem ihn die Fluthen an die Küste spülen, durch eine Senkung des Bodens oder durch Land zerstörende Einbrüche des Wassers entstanden ist. Nur so viel ist gewiß, daß der Bernstein, als Erzeugniß eines Baums aus der Familie der Coniferen, von einer Zeit herstammt, in welcher jener Meeresgrund zum Festlande gehörte. Die Massen, welche alljährlich und seit Jahrhunderten ohne merkliche Abnahme an der Nehrung und am Samlande nördlich von Königsberg angetrieben werden, sind so bedeutend, und die Strömungen, die sie herbeiführen, befolgen eine so regelmäßige Richtung, daß sie der Vorstellung, als wäre dieser Bernstein andern Küstengegenden abgespült und aus hohem Meere zurückgekommen, keinen Raum lassen. Diese Verhältnisse bilden die Grundlage von Berendt's Ansicht über die Entstehung und Verbreitung jenes so lange Zeit räthselhaft gebliebenen fossilen Harzes. Von jeher empfangen Samlands Weststrand und die Nordküste der frischen Nehrung den meisten Bernstein. Westliche Stürme bringen ihn am reichlichsten zum Samlande, nordöstliche zur Nehrung. Da nun in diesen beiden Richtungen gezogene Linien unter 55° N. Br. und 37° bis 38° D. L. zusammentreffen, so muß hier die Fundgrube des Bernsteins am Grunde der Ostsee gesucht werden. Hierher verlegt der Verf. jenes versunkene Inselland, welches, von Bernsteinwäldern bedeckt gewesen, so große Schätze von deren Harz im Boden übrig hat, daß die Loospülung desselben in langen Zeiträumen unverändert fort dauert. In den Samländer Stranderträgen zeigen funfzehnjährige Durchschnitte vom Jahre 1661 bis 1811 keinen beachtenswerthen Unterschied, und doch ist dieselbe Küste seit den ältesten Zeiten der Geschichte stets ausgebeutet worden.

Eine so auffallende und nicht wohl mit Deutlichkeit zu erklärende Regelmäßigkeit in der preussischen Bernsteinproduction verleitet den Verf. zu Folgerungen, die vor der Kritik nicht bestehen können. Er stellt sich jenen nordöstlich von der Nehrung gelegenen Meeresgrund als die einzige ursprüngliche Quelle seines Harzes vor. Nur die dort versunkenen Inseln haben nach seiner Ansicht den Bernsteinbaum besessen, und zwar deshalb, weil die Fundorte des Bernsteins im Binnenlande, und zwar zunächst in Lithauen, Polen, Schlesien, Sachsen, Mark, Mecklenburg und Holstein sich von hieraus fächerförmig ausbreiten. Wo aber die Radien zusammentreffen, sollte da nicht der gemeinsame Ausgangspunct sein, fragt unser Verf., ohne zu berücksichtigen, daß die geographische Vertheilung der Gewächse so häufig auf einen graphischen Mittelpunct hinweist, von wo die allmähliche Ausbreitung einer Pflanze über den Erdboden ausgehend gedacht werden kann. Der Erfolg, meine ich, wäre ganz derselbe, ob die Bernsteinwälder sich so weit sporadisch ausdehnten, oder ob der Bernstein über jene Provinzen secundär verschwenmt worden ist. Keinen positiven Grund für die letztere Meinung weiß Berendt anzuführen, wohl aber hat er, um sie zu stützen, zwei Erscheinungen vermengt, die bei dieser Frage genau zu unterscheiden sind: das Vorkommen des Bernsteins in tertiären Gebilden und in Alluvionen. Der Bernstein des Binnenlandes ist großentheils in tertiären Formationen eingeschlossen, bei deren Bildung er herbeigeführt sein mußte: der wirklich von der Ostsee ausgeworfene Bernstein gehört hingegen in die Classe der heutigen Seealluvien und seine Lagerung, sein secundärer Fundort bietet daher keinen Vergleichungspunct mit dem Harze der Tertiärformation dar.

Die erratischen Blöcke liegen über dem Landbernstein (S. 12): der angespülte kann über den Blocken abgesetzt werden. Natürlicher und einfacher, als die Verallgemeinerung eines auf die Alluvien beschränkten Phänomens, wie sie Berendt im Auge hat, erscheint die Ansicht, daß die Ostsee den Bernstein aus tertiären Schichten löspült, d. h. aus denselben Formationen, in welchen das Binnenland ihn sporadisch aufweist. Wie sonderbar wäre es hingegen, wenn ein so geselliger Baum nur einige Inseln bewohnt haben sollte, obgleich das gegenüberliegende Festland zur Zeit seiner Vegetation schon vorhanden war. Denn Berendt nimmt selbst mit guten Gründen an, daß der Bernsteinbaum zur Flora der Braunkohle gehört, deren Ueberreste der baltischen Ebene nicht fremd sind. Außerdem hat man Bernstein gefunden in Sicilien, am schwarzen und kaspischen Meere, in Sibirien und, wie man sagt, in Hinterindien. Der russische von der Halbinsel Kanin und von der transturuchanskischen Tundra ist dem preussischen gleich. Hierher wenigstens kann er doch nicht secundär verschwemmt sein, und hier muß also der Verf. selbst ein zweites Vaterland der Bernsteinwälder annehmen. Das preussische Bernsteinland ist also nicht in dem Grade bevorzugt gewesen, eine endemische Vegetation zu besitzen und mit ihr ein merkwürdiges Erzeugnis vor dem Festlande voraus zu haben: sondern es ist nur eine reiche Fundgrube desselben, gleich wie die dänischen Inseln in der jetzigen Zeit die reichsten Erzeugungsländer für die Buche sind, deren Wälder von hieraus sporadisch über das westliche und südliche Europa sich verbreiten. Wie die Buche, vom Norden durch das Klima ausgeschlossen, nur das südwestliche Gestadeland Scandinaviens bewohnt, so ist auch in Schweden kein Bernstein, nicht bloß

weil südliche Strömungen in der Ostsee fehlen, sondern auch weil der Bernsteinbaum auf diesem spät emporgetauchten Continent niemahls vegetierte. Der Verf. scheint besonders durch die Art und Weise, wie der Bernstein in Tertiärgebilden vorkommt, zu seiner Ansicht von der Verschwemmung desselben bewogen zu sein. Für ihn ist eine Bernsteinader ein ehemahliger Küstensaum, wo die Wogenspitzen das Harz liniensförmig aufhäufeten, und selbst die Braunkohle, welche die Adern und Nester begleitet, betrachtet er als durch das Meer herbeigeführt. Aber andere Meeresproducte hat er darin nicht aufgefunden: dies zur Begründung der Hypothese nothwendige Glied fehlt. So wird denn wohl die Bernstein führende Braunkohle, eben so gut wie andere Kohlenlager, auch ferner als ein continentales Gebilde gelten müssen.

Sehr verdienstlich und reichhaltig ist die physische Beschreibung des Bernsteins von Berendt, welche den zweiten Abschnitt des Werks bildet. Er vergleicht die Secretion des *Pinites succinifer* Göpp. mit der von *Hymenaea*, welche das oft mit dem Bernstein verwechselte amerikanische Copalharz liefert. Das Harz der Borwelt ist von dem Brasiliens am sichersten durch die Insecten zu unterscheiden, die es einschließt. — Hierauf folgt die Charakteristik der über die Entstehung des Bernsteins belehrenden Formen, in denen er angetroffen wird: als Tropfen, Stangen, Platten u.s.w., je nachdem die Rinde von zarteren oder stärkern Zweigen und Stämmen ihn hervortrieb. An die Entstehungsweise reiht sich die Untersuchung über die Erhärtung, wie sie aus den verschiedenartigen Stellungen der eingeschlossenen Thiere zu schließen ist; sodann über die spätern Veränderungen, welche das Harz je nach den äußern Einflüssen durch Ver-

witterung erlitten hat oder durch die Medien, in denen es enthalten ist, und durch das Licht erfährt. Gründlich erörtert werden zuletzt die eingeschlossenen hohlen Räume, die bald von Luft bald von Wasser erfüllt sind.

Der dritte Abschnitt enthält gleichfalls vom Herausgeber die allgemeine Darstellung der Bernstein-einschlüsse. Er beginnt mit den Schwierigkeiten, die sich der Untersuchung entgegenstellen, und wie sie durch zweckmäßige Schleifungen zu überwinden sind. Den Charakter der Bernsteinflora schildert er (S. 45) in folgenden anschaulichen Zügen: von den Farnen und Cycadeen der ältern Perioden ist im Bernstein bereits fast jede Spur erloschen; die Vegetation ist viel complicierter geworden; Dikotyledonen bilden entschieden die Mehrzahl, Coniferen haben unter den Waldbäumen das Uebergewicht, Umentaceen sind ihnen beigemischt, als Unterholz scheinen Ericaceen vorzuwalten, so daß man hierdurch an die Schilderungen der Wälder in den Alleghanni's vom Prinzen von Wied erinnert werde. Vortrefflich ist die Darstellung vom Insectenleben im Bernsteinwalde, wie die Formen in das Gepräge der heutigen Fauna einstimmen, aber doch der Art nach verschieden sind, wie ihre Anzahl der heutigen wahrscheinlich gleich kommt, indem des Herausgebers Sammlung bereits über 800 Gliederthiere enthält. Aus den übrigen Thierclassen sind die Spuren unbedeutend. Haare von Säugethieren sind noch zweifelhaft, von Vögeln besitzt Berendt eine einzige eingeschlossene Feder, von andern Wirbelthieren bis jetzt keine Reste. Die Gliederthiere dagegen sind fast durch alle ihre Wald bewohnenden Ordnungen und Gruppen reich vertreten.

Unter den allgemeinen Ergebnissen der Unterfu-

chung ist das merkwürdigste, daß durchaus keine der gegenwärtigen Natur angehörigen Arten weder von Thieren noch Pflanzen im Bernstein eingeschlossen sind. Die entgegengesetzte Annahme, welche früherhin gegolten hat, beruhte nur auf Verwechslungen mit den Einschlüssen des Copalharzes. Jetzt aber steht es nach Berendt's Versicherung fest und geht in Hinsicht auf die Pflanzen aus Göppert's Untersuchungen klar hervor, daß die Fauna und Flora der Zeiten, in denen die Bernsteinwälder bestanden, bis in ihre letzten Glieder untergegangen sind. Dieses Ergebnis steht in einem eigenthümlichen Verhältnis theils zu den Untersuchungen über die Versteinerungen der Tertiärperiode, theils zu den dadurch neuerlich angeregten Streitigkeiten. Philippi, der so erfahrene als genaue Bearbeiter der Tertiär-Mollusken, erkennt unter ihnen eine bedeutende Anzahl von lebenden Formen der Gegenwart an. Ehrenberg geht, was die Polythalamier und Diatomeen betrifft, hierin bekanntlich noch viel weiter zum Flözgebirge zurück. Gegen diese Resultate der gediegensten, systematischen Forschung ist Agassiz aufgetreten und behauptet, daß, wo Identität zwischen fossilen Thieren der Tertiärperiode und lebenden Statt zu finden scheine, dies Folge unvollkommener Vergleichung sei. Es ist klar, daß eine solche Unvollkommenheit, wie sie hier nur vorausgesetzt wird, wenigstens in dem vorliegenden Falle nicht dem Forscher zur Last siele, sondern lediglich auf dem Zustande beruhen würde, in welchem fossile Naturkörper uns überkommen und zufolge ihrer Organisation erhalten sein konnten. Auf der andern Seite ist versichert worden, daß die tertiären Conchylien Siciliens nicht selten so vollkommen erhalten sind, daß nicht zu unterscheiden ist, ob sie frisch ausgegraben oder vom

Meere ausgeworfen wurden, d. h. ob sie in geologischen Zeitfern oder in der Gegenwart gelebt haben. Man kann inzwischen einwenden, daß allen fossilen Conchylien doch mindestens die Thiere fehlen, an welchen Species = Unterschiede sich finden würden. Die Möglichkeit hiervon läßt sich nicht abstreiten, wenigstens bis jetzt nicht, da die Naturgeschichte der Mollusken überhaupt bisher in weit höherm Grade Beschreibung der Schalen, als Erforschung der thierischen Organisation geblieben ist. Eben so verhält es sich in anderer Hinsicht mit Ehrenberg's kleinsten Organismen, wo die Artcharaktere, namentlich so fern sie in den Weichtheilen enthalten wären, vielleicht oftmahls wegen Durchsichtigkeit und Kleinheit des Gegenstandes sich der Anschauung wie gewisse Nebelflecke nothwendig entziehen müßten. Im Bernsteine nun aber ruhen aus der Tertiärperiode und zwar aus deren jüngern Bildungen zahlreiche Organismen in vollkommener Lebensgestalt, ausgerüstet mit allen Kennzeichen der Organisation und Entwicklung, in ihrer Anschaubarkeit jedes Petrefact unvergleichlich übertreffend. Sie allein gestatten eine völlig durchgeführte Vergleichung mit der lebenden Natur, deren Systematik nichts mehr vor ihnen voraus hat. Als Gliederthiere sind sie reichlich ausgestattet mit Unterscheidungsmerkmalen, die an der äußern Oberfläche des Körpers sich wahrnehmen lassen. Sie sind so groß und ansehnlich, daß die Anschauung ihrer Eigenthümlichkeiten sich mit verhältnismäßiger Leichtigkeit bemächtigt. Nun hier ist das Ergebnis, ausgesprochen von einer Reihe der kundigsten, zoologischen Monographen, daß sie lebenden Organismen zwar oft nahe verwandt und ähnlich, indessen sämmtlich als Arten unterschieden sind. Man kann daraus schließen, daß, je voll-

ständiger das Material sei, welches bei der Vergleichung der Tertiärschöpfung mit der jehigen vorliege, desto bestimmter sich die erstere abgetrennt und in allen Gliedern unterschieden zeige, oder man kann weiterblickend folgern, daß sie desto gewaltsamer vernichtet, nicht aber allmählich ausgestorben erscheine. So groß das Interesse sein würde, welches diesen und ähnlichen Schlüssen für die geologische Auffassung zukäme, so ist inzwischen andererseits einzuräumen, daß sie nicht völlig überzeugen. Sie bringen es bis zu Wahrscheinlichkeiten und nicht weiter. Auch fehlt es nicht ganz an Erfahrungen, welche die Ansichten Philippi's mit den Untersuchungen über die Bernsteinfauna leichter in Einklang bringen. Ich erinnere nur daran, daß man in zwei neben einander gestellten Vegetationsgebieten, z. B. von Neuholland und Europa, die sich doch ganz so zu einander verhalten, wie die auf einander gefolgten, organischen Schöpfungen der Tertiärzeit und Gegenwart, in gewissen Classen identische Arten findet, in andern hingegen nicht. Unter den Wassergewächsen, zumahl den monokotyledonischen, scheint in zwei Schöpfungsheerden eine identische Gestalt weit leichter Statt zu finden, als bei den dikotyledonischen Landpflanzen. Eine identische Gestalt kann entstehen, aber die Schöpfungsacte sind nicht minder getrennt: etwa wie verschiedene Mineralien dieselbe Krystallform besitzen, so können gewisse organische Formen sich in zwei der Zeit oder dem Raume nach entlegenen Schöpfungen wiederholen. So ist es vorstellbar, daß Mollusken und Polythalamier, die der Tertiärperiode angehörten, bei der Schöpfung, die den Menschen hervorbrachte, aufs Neue entstanden, Gliederthiere hingegen nicht.

Uebrigens wird erst die Zukunft lehren, ob die

Bestimmungen der Bernstein = Insecten in dieser scharfen Absonderung von der Jetztwelt vor der Kritik der Entomologen sämmtlich bestehen werden. Für jetzt ist nur über die Pflanzen zu urtheilen, und diese erscheinen in der That durchgreifend von der heutigen Vegetation verschieden. Göppert's Bearbeitung der Bernsteinflora, welche den vierten und fünften Abschnitt des Werks ausfüllt, verdient die größte Anerkennung. Es liegt inzwischen in der Natur solcher Arbeiten, daß die Bestimmungen nicht sämmtlich gelingen und daß viele Reste gleich unbekanntem Schriftzügen schwer oder gar nicht zu deuten sind. Die systematische Stellung jeder phanerogamischen Pflanze beruht auf der Blüte, die periodisch erscheint und daher zur Zeit des Untergangs seltener den erhaltenden Agentien sich darbot, während im thierischen Körper schon ein einzelner Knochen auf die Organisation des ganzen Leibes hinweist und überzeugenden Schlüssen Raum geben kann. Aus diesem Gesichtspuncte ist unter allen fossilen, dikotyledonischen Familien die der Coniferen die am sichersten umgrenzte, weil jede Zelle des Holzkörpers hier die Richtigkeit der Bestimmung verbürgt. Um so schwieriger aber ist die Nachweisung, zu welchen Familien andere Hölzer oder Blattüberreste gehören, je geringer die Ausbeute an anatomischen oder morphologischen Eigenthümlichkeiten bis jetzt sich darstellt und je weniger deren Bedeutung erkannt ist. Es muß daher bei den vegetabilischen Bernsteineinschlüssen eine zwiefache Aufgabe anerkannt und durchgeführt werden, einmahl die Bestimmung der einzelnen Reste zu versuchen und zweitens die absolut sicheren Bestimmungen von den relativ ungewisseren abzusondern.

Die Abbildungen, die für alle Pflanzenreste des

Bernsteins den Text erläutern, sind so vollkommen, daß der Kritik wohl ein Urtheil über die Deutung derselben zusteht, wenn es auch keinen andern Werth hat, wie Demjenigen zu dienen, der die Originale selbst vor Augen hat. Göppert's systematische Darstellung, dem natürlichen Systeme folgend, beginnt mit Früchten von Juglandites, welche theils glatt sind, wie das Putamen von *Carya*, theils runzelig, wie die Wallnuß. Die Bestimmung dieser Früchte rührt schon von Schweigger her, und, wiewohl die Zerstörung des Samens sie ungenügend erscheinen läßt, so beruht sie doch wegen der übereinstimmenden, äußern Form und wegen der unvollkommenen Scheidewände des Putamen auf Gründen hoher Wahrscheinlichkeit. Um so wichtiger scheint die Aufgabe, unter den übrigen Pflanzenresten anderweitige Organe dieser Bäume aufzuspüren. Dahin dürften meiner Ansicht zufolge zwei Blüten gehören, die von Göppert unter den Namen *Berendtia* und *Sendelia* als Corollifloren aufgestellt und abgebildet sind. Ich sehe keinen hinlänglichen Grund, diese beiden Blumen zu verschiedenen Gattungen oder Familien zu rechnen. Als Arten unterscheiden sie sich durch die Gestalt der blattartigen Blüthentheile: übrigens sind die Abbildungen höchst ähnlich, wiewohl gewisse Kennzeichen von *Berendtia* wegen unpassender Lage des Einschlusses bei *Sendelia* nicht wahrgenommen werden können. Beschränken wir uns indessen nur auf die deutlicher vor Augen liegende *Berendtia*, deren wichtigste Eigenthümlichkeit darin besteht, daß 5 Stamina den 5 blattartigen Theilen der Blüte opponiert sind, so scheint die Deutung Göppert's, der zwar die Familie nicht zu bezeichnen wagt, jedoch zunächst an die *Primulaceen* erinnert, kaum geeignet

zu befriedigen. Ich erkenne in den 5 blattartigen Theilen keine monopetalische Blumenkrone, sondern, wie namentlich die vergrößerte Figur andeutet, fünf im Quincunx gestellte, einem Discus inserierte, von einander abgesonderte Organe, die nach Habitus und Form dem Kelche einer apetalischen Blüte entsprechen. Aus diesem Grunde mußten die Staubgefäße ihrer normalen Stellung gemäß opponiert sein. Ferner scheinen diese auch nicht auf den Kelchblättern, oder, wie Göppert will, epipetalisch, sondern, wie jene, dem Discus inseriert zu sein. Es gibt keine monopetalische Familie, in welcher perigynische Discusinsertion der Staubgefäße verbunden wäre mit einer den Petalen opponierten Stellung derselben: nicht einmal ein ähnlicher Bau kommt vor, ausgenommen bei den Plumbagineen, die ich für apetalisch halte. Eben weil nicht nachzuweisen ist, daß die Staubgefäße von *Berendtia* epipetalisch sind, kann diese Blüte nicht mit einer Primulacee oder mit einer monopetalischen Blumenkrone überhaupt verglichen werden. Was ich für Discus ansehe, hält Göppert für Corollentubus: allein da die ganze Blüte so wohl erhalten ist, so würde auch ein wirklicher Tubus sich ganz anders ausnehmen, wie ihn die 22ste Figur der fünften Tafel darstellt. Für die apetalische Blüte spricht ferner die im Mangel des Pistills ausgedrückte Diclinie. Die Staubgefäße mit ihrem kurzen Filament und ihrer großen, oblongen, erst aufrechten, dann am Grunde gelösten Anthere stimmen mit mehreren Terebinthaceen überein, z. B. mit *Pistacia* und auch mit *Juglans*.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

179. Stück.

Den 8. November 1845.

B e r l i n.

Schluß der Anzeige: 'Die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt gesammelt, in Verbindung mit Mehrern bearbeitet und herausgegeben von G. L. Berendt. Erster Band. Der Bernstein und die in ihm befindlichen Pflanzenreste der Vorwelt, bearbeitet von H. R. Goepfert und G. L. Berendt.'

Nach dieser Deutung würde Berendtia folgenden Charakter zulassen: Flos ♂: calyx pentaphyllus, disco insertus (vulgo profunde quinquepartitus); corolla O; stamina 5 sepalis opposita, disco inserta; ovarium O. Nach diesem Charakter kann sie eine Juglandee sein, und weitem Untersuchungen bliebe es vorbehalten, die weibliche Blüte aufzufinden und bestimmter nachzuweisen, ob die Früchte von Juglandites, die übrigens nicht im Bernstein eingeschlossen, sondern nur mit ihm gefunden sind, mit den Blüten von Berendtia in der That gleichen Ursprung haben.

Sehr zweifelhaft ist ferner der schon früher als

Carpantholites von Göppert beschriebene Bernstein-
einschluß, von welchem er selbst vermuthet, daß
die so genannte Blumenkrone eine Capsel sein möge.
Zu dieser Ansicht neige ich mich ebenfalls, indem
die beiden für Antheren gehaltenen Gebilde entwe-
der für Placenten oder für die Buckel des in der
Mitte nach einwärts geschlagenen Carpophylls gel-
ten können. Ist der obere Fortsatz wirklich ein
stehen bleibender Griffel, so wäre diese Frucht viel-
leicht mit einer Rhodoree zu vergleichen. — Am
wenigsten kann ich mich mit der Bestimmung der
folgenden Pflanze einverstanden erklären, die Göp-
pert als *Enantioblastos viscoides* zu den Loranthaceen stellt. Ich halte sie für eine keimende Di-
kotyledone, vielleicht eine Conifere, wenn anders
die unter den beiden Kotyledonen an der Grenze
von Plumula und Radicula gelegenen Gebilde für
die Ueberreste der Samenschale gelten können. —
Hierauf folgen neun unter dem Namen *Dermatophyllites*
zusammengestellte Blätter, die zu den Ericaceen
gezählt worden sind. Mit der Blattform
der Rhodoreen stimmen sie gewis: ob sie deshalb
zu der Familie gehören, kann bezweifelt werden,
einmahl weil ähnliche Blätter in vielen andern
Pflanzengruppen vorkommen, ferner weil die aus-
gezeichnete, sternförmige Behaarung, die Göppert
an diesen Blättern nachweist, bei den Ericaceen un-
gewöhnlich ist, und endlich weil es wenigstens den
Anschein hat, daß der unter der Bezeichnung *Enan-
tiophyllites Sendelii*, jedoch unvollkommen abge-
bildete Zweig zu derselben Pflanze gehört, wie ei-
nige *Dermatophyllites* - Blätter. Bestätigt sich
diese Vermuthung, die durch eine Vergleichung des
in dem Dresdener Cabinet befindlichen und von
Göppert nicht gesehenen *Enantiophyllites* vielleicht
entschieden werden kann, so würde die Opposition

der Blätter einen neuen, den Rhodoreen fremdartigen Charakter für *Dermatophyllites* hinzufügen. Dieser Einwurfe ungeachtet halte ich die Idee Göppert's, die hierunter begriffenen Blätter vorläufig zu den *Ericen* zu bringen, aus einem pflanzengeographischen Grunde für gerechtfertigt. Denn die Familie der *Ericen* ist fast die einzige mit lederartigen, wintergrünen Blättern, welche in der Jetztwelt zu den Coniferen-Wäldern das Unterholz liefert, und gewis ist es denkbar, daß die *Ericen* der Bernsteinflora eben durch die erwähnten Charaktere von den heutigen Rhodoreen Nordamerikas abweichen.

Ueberblicken wir nun die hiermit geschlossene Reihe der zu den drei höhern Abtheilungen der Dicotyledonen gebrachten Pflanzenreste des Bernsteins, so ergibt sich, daß kein einziger derselben als völlig abgeschlossen und über jeden Zweifel der Bestimmung sicher gestellt zu betrachten ist. Nur dies zu zeigen, war der Zweck meiner Einwurfe, indem ich weit entfernt bin, auch den eigenen Bestimmungen mehr als einen hypothetischen Werth beizumessen. Ganz anders stellen sich Göppert's Untersuchungen über die Monochlamideen der Bernsteinflora dar, deren Ergebnis als ein sicher erworbener Schatz für die Systematik der fossilen Gewächse zu begrüßen ist. Es gehören dahin namentlich: *Quercites* bestimmt nach vollständig erhaltenen männlichen Amenten, *Carpinites* eben so, ganz besonders aber die zahlreichen Coniferen. *Populites* und *Alnites* sind nur auf Blätter gegründet, die eben so wohl Eichenblätter gewesen sein können. Unter den Coniferen ist *Pinites succinifer* selbst der wichtigste, nach der anatomischen Structur des Holzes den beiden einheimischen Tannen am nächsten stehend, aber wohl unterschieden.

Als Bernstein erzeugender Baum ist er dargethan durch Intercellularräume, welche einen Bernsteinklumpen von allen Seiten einschließen und ihn folglich secerniert haben. Im Ganzen lassen sich außer den Piniten der Braunkohle unter den Bernsteineinschlüssen noch drei bis vier andere Fichten unterscheiden, allein diese verbrennen ohne Bernsteinengeruch und wuchsen daher mit dem Bernstein in Gesellschaft, ohne dieses Harz zu erzeugen. Auf das Sicherste festgestellt sind ferner nach Amenten, Zapfen und Nadeln die Gattungen Cupressites, Taxodites, Thuites mit 5 Arten, Juniperites, Taxites und Ephedrites. Monokotyledonen sind bis jetzt nicht aufgefunden, von Farnen ein einziges Fragment als Pecopteris beschrieben, unter den cellulösen Cryptogamen 5 Arten Muscites, 3 Jungermannites und zwei Pilze (Sporotrichites und Pezizites).

Es ist zu erwarten, daß durch eine so musterhafte Arbeit das Interesse für die Pflanzenreste des Bernsteins lebhaft angeregt werden wird, und wir dürfen weitern Entdeckungen und Bereicherungen entgegensehen. Es wird die Zeit kommen, wo die Flora der Tertiärwälder Preußens nicht viel minder vollständig zu überblicken ist, wie dieses Landes heutige, einförmige Kieferwaldung. Man wird immer tiefer in das Hauptergebnis der bisherigen Untersuchung eindringen, daß die Tertiärflora nicht weiter von der heutigen Pflanzenschöpfung absteht, als die Flora zweier Continente mit ähnlichem Klima von einander, und daß eine Reihe von unabhängigen Schöpfungsheerden sowohl neben als nacheinander auf dem Erdboden in's Dasein getreten ist. Aber immer muß der menschliche Blick abgewandt bleiben von dem weit denkwürdigern Zeitpunkte des Uebergangs, als das

Alte zu Grunde ging und aus unerforschlichen Tiefen der Zeugungskraft neue Organismen in einer todtten Natur, in verödeten Räumen Leben und Wohnung fanden. Dr Grisebach.

L o n d o n ,

bei Churchill 1843. Some Account of the African Remittent Fever, which occurred on board Her Majesty's Steamship Wilberforce, in the river Niger, and whilst engaged on service on the western coast of Africa; comprising an inquiry into the causes of disease in tropical Climates. By Morris Pritchett, M. D. VIII und 184 Seiten in Octav mit 2 Lithographien und 26 Tabellen.

Diese Blätter haben bereits (Jahrgang 1844. S. 2055 — 2061) eine medicinische Geschichte der im J. 1841 von den brittischen Dampfschiffen Albert, Wilberforce und Soudan unternommenen, verunglückten Nigereexpedition von J. D. Mc William, dem Arzte des Albert's, angezeigt: einen ferneren Beitrag zur Kenntniß des furchtbaren tropischen Fiebers, das die Schiffe zur Umkehr zwang, liefert in obiger Schrift der Arzt des Wilberforce, Dr Pritchett. Er erzählt die Ereignisse im Wesentlichen übereinstimmend mit William; nur beschränken sich seine Angaben mehr auf die Vorgänge am Bord des Schiffes, auf dem er sich befand, während sein Vorgänger als Oberarzt über die ganze Expedition berichtet.

Als der Wilberforce am 20sten August in die Mündung des Nigers steuerte, war er mit 62 Weißen und 44 Farbigen bemannt. Er hatte auf der Ueberfahrt nur 2 Fieberkranke gehabt, und so lange das Schiff in den Niederungen des Flusses

blieb, war die ganze Equipage gesund, obgleich das Wetter trüb, mit fast täglichen Regenschauern war. Die mittlere Temperatur des Augusts war 78° , das Max. 85° , das Minim. 73° . — Ende Augusts kam man vor Iddah, einer dem Anscheine nach sehr gesunden Gegend, im besten Wohlsein an: allein am 4ten September kam der erste Fieberkranke auf die Schiffslisten, und am 21sten hatte man, bei der Vereinigungsstelle der Ghadda mit dem Niger angelangt, gegen 30 weiße Kranke, 5 nicht gerechnet, die schon am 19ten von Iddah aus mit allen Kranken des Albert's auf dem Soudan stromabwärts gefahren waren, und sah sich genöthigt, da die Krankheit immer zunahm, umzukehren. Am 27sten kam man wieder in See und am ersten October nach Fernando Po. Hier blieb das Schiff bis zum 9ten, ging dann nach Prince's Island, St. Thomas und Anno Bon, wo es vom 27sten October bis zum 5ten November lag. In dieser ganzen Zeit währten die Fieber fort und erst, als man am 17ten in Ascension anlegte, war die Equipage gesund. Von den 62 Weißen waren nur 7 verschont geblieben, und die Zahl aller Fieberfälle (incl. der Recidiven) betrug 72, von denen 2 auf den August, 49 auf den September, 16 auf den October und 5 auf den November trafen, 12 Intermittentes und 60 Remittentes waren und nur 4 in Farbigen vorkamen. Der September, in welchem die Krankheit vorzüglich wüthete, war in den ersten paar Tagen regnerisch mit Donner und Blitz; zwischen den Stürmen war aber die Hitze groß. Von der Ankunft zu Iddah an aber bis zur Umkehr am 21ten war das Wetter hell und heiß, am letzten Tage 90° im Schatten. Als man sich dem Delta des Flusses näherte, kamen häufige Schauer, und die Hitze war

viel weniger drückend. Die mittlere Temperatur des Monats war 84° , das Max. 90° , das Minim. 72° . Die Sterblichkeit auf dem Wilberforce war bedeutend geringer als auf den beiden andern Schiffen; während der viel kleinere Soudan 12 und der Albert selbst 23 Todte zählte, verlor dieses Schiff nur 7 am Fieber, 6 Andere wurden invalid, und unser Landsmann der Botaniker Dr Theodor Vogel, welcher vom 19ten September an einen heftigen Fieberanfall zu überstehen hatte, wurde seinem Wunsche gemäß am ersten October, schon bedeutend gebessert, zu Fernando Po ausgeschifft. Er genas dort von seinem Fieber, wurde aber später von Ruhr befallen und starb am 16ten Dec.

Pritchett theilt eine größere Zahl Krankheitsgeschichten (44) mit als William, und wir sehen aus ihnen, daß außer Vogel noch 2 andere Deutsche, der Missionair Joh. Schön und der Geologe C. G. Roscher, Letzterer selbst zweimahl, vom Fieber befallen wurden. Nur dreien dieser Krankheitsgeschichten sind Sectionsberichte beigelegt, da die übrigen Verstorbenen wegen der Ueberfüllung des Schiffes mit Kranken nicht geöffnet werden konnten.

Besonders ausführlich geht der Verf. (p. 105 bis 154) auf die Ursachen der Epidemie und der Fieber heißer Climate überhaupt ein und sucht nachzuweisen, daß was wir Miasma nennen, nur ein Hirngespinnst sei und daß die tropischen Fieber nicht durch Ausdünstungen zersetzter Organismen u. s. w., sondern nur durch die Hitze und Feuchtigkeit entstanden. Die Hitze, meint er, beschränke die Thätigkeit der Lungen, die Feuchtigkeit die der Haut, es werde daher mehr Kohlensäure im Blute zurückgehalten als normal u. s. w. Wenn er aber auch nicht, wie Andere, üble Gerüche auf

und an dem Niger wahrnahm, wenn die Analyse des Flußwassers auch keinen Schwefelwasserstoff nachwies, und wenn auch an andern Orten, wie er durch zahlreiche Data erhärtet, hin und wieder bössartige Fieber vorkommen, ohne daß ihre miasmatische Quelle mit Bestimmtheit nachzuweisen wäre, so möchte dies Alles doch die Erfahrungen nicht entkräften, welche für die Existenz und Bedeutung der Miasmen sprechen. Als veranlassende Ursache des afrikanischen Fiebers betrachtet er hauptsächlich die Einwirkung der Sonnenstrahlen und sagt, er habe nur einen Mann gekannt, der sich der Sonne rücksichtslos preisgegeben und nicht an der Krankheit gelitten habe. Von Contagion fand er keine Spur. Bemerkenswerth scheint ihm, daß sich die Krankheit nicht verlor, als man den Niger verlassen hatte: doch nahm sie, wie aus den Listen erhellt, im October bedeutend ab, die Krankheit trat häufiger als Intermittens auf, und der Verf. selbst sagt, daß sich die Rückfälle vorzüglich dann einstellten, wenn das Schiff an den Küsten war.

Die Erscheinungen der Krankheit schildert er mit William ziemlich übereinstimmend: nur scheint er häufiger als dieser einen regelmäßigen Typus beobachtet zu haben, sah häufig Intermittens vorausgehen und Remittens nachfolgen und umgekehrt, und gewahrte vorzüglich eine Verschlechterung der Zufälle um den andern Tag. Uebrigens beschreibt auch er die einzelnen Fälle als sehr verschieden: bald begann das Leiden plötzlich, bald sehr allmählich, bald war die Gefäßaufregung stark, bald schien es an Kraft zu gehöriger Reaction zu gebrechen: bei allen Kranken fanden sich heftige Kopfschmerzen, muffitirende Delirien, Betäubung bald früher bald später und eine große Prostration der Kräfte meistens vom Anfange an.

Die Brust war nur in den Exacerbationen beklommen, schmerzhaft, der Bauch im Scrob. cord. und am Coecum oft empfindlich: galliges Erbrechen fand sich fast in allen Kranken, schwarzes selten, bald war Verstopfung, bald Durchfall zugegen. Die Albuginea des Auges und die Haut waren oft gelb gefärbt, Calor mordax häufig; viele Kranke litten an Harnverhaltung. Einen besondern diagnostischen Werth legt er auf die Beschaffenheit der Zunge, die zwar im Beginne des Leidens bald mehr bald minder stark belegt war, bei der Zunahme der Krankheit aber sich von der Mitte aus reinigte, glänzend wurde und ausah, als sei der Zwischenraum der angeschwollenen Papillen mit geronnenem Blute gefüllt, aber nicht abfärbte. Oft wurde diese Zunge plötzlich trocken, glasiert und braun, in wenigen Stunden hatte sie aber die frühere Beschaffenheit wieder.

Bei den Leichenöffnungen fand man nicht viel. Ein entzündlicher oder congestiver Zustand irgend einer Partie des Magens, bald der Cardia, bald des Pylorus, und Veränderungen ähnlicher Art am Coecum und von da ins Ileum oder Colon sich fortsetzend waren das Hauptsächlichste. Auch Vergrößerung und wahrscheinlich beginnende Verschwärung der Peyer'schen Drüsen wurde oft genug gefunden. Die Gallenblase war meistens ausgedehnt, und ihre Ductus schienen oft verstopft. Am häufigsten wich aber die Milz von ihrer Norm ab, war vergrößert und breiig.

Vom gelben Fieber Westindiens unterscheidet sich die Krankheit nach des Verfassers Meinung hauptsächlich in der Art, daß jenes Leiden in der Regel den entzündlichen Charakter mit großer Aufregung während des Anfalls trägt, während sich das afrikanische Fieber durch eine complete Er-

schöpfung der Nervenkraft auszeichnet, welche sich nur wieder erholt, um im nächsten Paroxysmus auf ähnliche Weise deprimiert zu werden.

Was die Behandlung anlangt, so stimmt auch in Bezug auf sie Pritchett mit William überein. Blutentziehungen fand er im Allgemeinen schädlich, dagegen leisteten im Beginne oft Emetica gute Dienste. Dann gab er Calomel ꝰj und darauf eine Dosis Ricinusöl und wo dies nicht ausreichte, selbst Ol. croton. und dgl., bis hinreichende Stühle erfolgten. Die Wirkung wurde in früheren Perioden der Krankheit durch Gaben von 5 — 10 gr. Calomel mit 3 — 4 gr. James = Pulver (Pulv. Jacobi veri) unterhalten, bis sich Salivation zeigte. Doch war diese nicht immer ein Zeichen günstigen Ausgangs. Locale Congestionen indicierten zuweilen topische Blutentleerung, häufiger Epispastica, Blasenpflaster und dgl. Die Reizbarkeit des Magens wurde durch Sodawasser, Selterswasser und dgl. gemindert. Um das brennende Gefühl auf der Haut zu tilgen, fand er nichts wirksamer, als die Kranken recht warm einzuwickeln und sie dabei so kühle Luft als möglich athmen zu lassen. Diuretica waren von Vortheil, vorzüglich nach der Höhe der Krankheit. Gewöhnlich gab man Spiritus aetheris nitrici; zuletzt Vin. colchici für sich oder mit Solut. morphii. Gegen das Ende der Epidemie reichte man in der Remission sogleich Chinin, und es schien sehr heilsam zu sein: früher aber leistete es nicht, was man von ihm hätte erwarten sollen. Die Diät mußte antiphlogistisch sein. Mehrere Versuche mit Warburg's vegetabilischen Fiebertropfen (wahrscheinlich einer Verbindung von Chinin mit Morphinum) bestätigten ihre hochgepriesenen Wirkungen eben nicht,

obgleich auch bei ihrem Gebrauch (neben andern Mitteln) manche Kranke genasen.

Die beiden Lithographien, mit denen das Buch geziert ist, geben eine niedliche Ansicht des Nigers bei Bockweh und eine kleine Karte seines Verlaufs von Rabba bis zur Mündung. Die 26 Tabellen aber liefern die Krankenlisten des Wilberforce vom 3ten August bis zum 30sten November, die Todten- und Invalidenverzeichnisse der 3 Schiffe, die am Bord des Wilberforce vom Julius 1841 bis zum Mai 1842 gemachten Thermometer- und Hygrometer-Beobachtungen und eine genaue Uebersicht der weißen Passagiere dieses Schiffes mit Bemerkungen über Alter, Vaterland, Stand, Habitus, Dienstzeit, früher überstandene Krankheiten und über den Grad und Ausgang ihres Fiebers.

Die ganze Schrift gibt ein recht deutliches und gut entworfenes Bild der geschilderten Epidemie, wenn man sich auch den Ansichten des Verfassers nicht immer befreunden kann. C. H. F.

Frankfurt a. M.

Verlag von H. J. Kessler 1845. Kurze Selbstbiographie des Dr Nicolaus Gottfried Eichhoff, weiland ersten Professors am Gymnasium zu Weilburg, und herzogl. Nassauischen Oberschulraths; mit einem Vor- und Nachworte herausgegeben von Dr Karl Eichhoff, Director des Gymnasiums und der Realschule in Duisburg. 32 Seiten in Octav.

Dieses Büchlein ist keines Auszuges fähig, da es fast ganz aus Thatfachen besteht, die uns in ihrer anspruchlosen Darstellung selbst nur als Skizze

einer erfahrungs- und segensreichen Thätigkeit entgegengetreten; aber um so mehr ist sein ganzer Inhalt einem Jeden zu empfehlen, der noch Belege für den ewig neuen Satz sucht oder bedarf, daß Menschen wie Anstalten nicht selten unter der Ungunst äußerer Umstände am kräftigsten gedeihen, und die Wege der göttlichen Vorsehung oft bei Weitem mehr auf dem Gewährenlassen beruhen, als es die menschliche Weisheit unserer Tage für sich einräumen will. *Crevit occulto velut arbor aevo*, schreibt der Verf. von der Anstalt, die namentlich durch sein und seines würdigen Collegen *Krebs* Verdienst in den trüben Zeiten der Fremdherrschaft und der darauf gefolgten provisorischen Zustände als eine leuchtende Stätte classischer Bildung für das ganze westliche Deutschland dastand; er hätte auch auf sich selbst die nächstvorhergehenden Worte des Dichters anwenden können: *utilem bello tulit saeva paupertas*; nur der *avitus apto cum lare fundus* trifft in so fern nicht zu, als ihm erst die Fremde den heimischen Heerd gewähren mußte, welchen ihm seine Vaterstadt Frankfurt später zu wiederholten Mahlen vergebens anbot. Welch ein rüstiger Streiter aber für sittliche und geistige Gediegenheit des jungen Geschlechts aus diesem Drucke der äußeren Lage hervorgegangen, und was die Schule, an der er wirkte, eben durch jenes Gewährenlassen von Oben — in welcher Hinsicht der Vf. des trefflichen Freiherrn von *Gagern* als damaligen Nassauischen Staatsministers dankbar gedenkt — geworden war, das hat Ref. als Schüler des Weilsburger Gymnasiums und persönlicher Zögling *Sichhoffs* in den Jahren 1815 bis 1820 zu lebendig an sich selbst erfahren, als daß er nicht 'der kleinen aber lie-

ben Gabe', welche der Herausgeber hier seinen Amts- und Berufsgenossen bietet, den vollen Werth beilegen sollte, welchen treue und wahre Blicke in die Werkstätte eines in seiner Sphäre ausgezeichneten Geistes für den Aehnlichstrebenden jederzeit haben müssen. Einzelne Züge aus seiner schulmännischen Wirksamkeit, die zur Ergänzung des hier Gesagten dienen können, hat der Berewigte bereits in seiner Geschichte des Weilburger Gymnasiums niedergelegt, mit welcher er im Jahre 1840 als vier und siebenzigjähriger Greis seine schriftstellerische Laufbahn beschloffen hat; im Ganzen aber werden selbst diese wenigen Blätter hinreichen, um jedem Leser den Eindruck eines der seltenen Menschen zu hinterlassen, die mit ihrem Berufe dergestalt verwachsen, daß ihr Leben als ein verkörpertes Ideal desselben gelten kann. Sollten wir noch Etwas wünschen, so wäre es, daß der Herausgeber noch mehre Beispiele seiner wenn auch mitunter etwas schroffen, doch immerhin kernhaften und treffenden Aeußerungen mitgetheilt hätte, woran in seinen vertrauten Briefen kein Mangel sein kann; in dieser Art finden wir nur ein einziges, das aber freilich auch so charakteristisch ist, daß wir nicht umhin können, es hier zum Schlusse selbst anzuführen: 'Gott wird mich — und das bitte ich — in seinem Himmel wieder zum Schulmeister machen, wenn es dort Lehrer gibt' — wer noch in dem Augenblicke, wo ihm eine ehrenvolle Pensionierung die Aussicht auf ein ruhiges und sorgenfreies Alter öffnete, keine höhere Seligkeit als seinen Lehrerberuf kannte, von dem bedarf es wohl keines weitem Zeugnisses, mit welcher Hingebung und wahrhaft schöpferischen Begeisterung er demselben in der Zeit seiner vollen

Manneskraft, wo Ref. ihn kennen lernte, obgelesen haben möge. K. Fr. H.

B r a u n s c h w e i g,

bei George Westermann 1845. Lyrical Beauties of Thomas Moore, Esq. Selected by Dr H. M. Melford. XII und 114 S. in Duodez.

Thomas Moore (geb. 1780 zu Dublin), der vortrefflichste englische Dichter der neuesten Zeit, ist fast gleich meisterhaft in seinen epischen, lyrischen und satirischen Dichtungen, und deshalb wird es schwer zu entscheiden sein, in welchen dieser drei Gattungen er sich am meisten auszeichnet. In Lalla Rookh finden wir die blendende Pracht, die Ueppigkeit und die Glut der Leidenschaften des Ostens, die erhabensten Gefühle und Gesinnungen, und die Unmuth, ja die Süßigkeit einer reichen, lebenskräftigen Phantasie, obgleich die eingemengte, das Ganze zusammenknüpfende Prosa, dem Totaleindrucke Abbruch thun möchte; in seinen Irish Melodies bietet er uns einen ungemein reizenden Liederkranz dar, bald wehmuthsvoll, bald erhebend und beseelend seinem unglücklichen Vaterlande gewoben; in den Oden, Balladen und Liedern entfaltet er Anacreon's eigenthümliche Lieblichkeit, und wer konnte diesen besser nachahmen, als der gepriesene Uebersetzer desselben? In seinen zahlreichen kleineren Dichtungen reißt uns die überaus schöne Auffassung und Ausführung der kleinsten, oft dem Anscheine nach, unbedeutendsten Momente, zur Bewunderung hin; so wie wir endlich in seinen satirischen Dichtungen über den feinsten Spott und den originellsten Humor erstaunen; und überall vermag er, wie es kein englischer Dichter versteht, die

gewiß nicht wohlklingende englische Sprache zu glätten, und dem Versbau Melodie auf die ungezwungenste Weise zu entlocken!

Aber Moore ist auch als Prosaist sehr achtungswerth: seine Lebensbeschreibungen, seine Geschichte von Irland u. a. m. vereinigen Einfachheit mit Correctheit. Sein Geschichtswerk wird auch in England gelesen, während die zahlreichen, mitunter guten Geschichtschreiber seines Vaterlandes dem Staube der Bibliotheken preisgegeben sind.

Das hier angezeigte Werkchen enthält 87 Gedichte, die wir aus seinen Irish Melodies, Odes of Nea, Odes of Anacreon, Ballads and Songs, National Airs, Sacred Songs und Glees entnommen haben.

Bei der Auswahl haben wir es an sorgfältigem Sichten, wenn wir so sagen dürfen, nicht fehlen lassen: wir waren einer Aeußerung Oliver Goldsmith's eingedenk, die uns W. Scott erzählt. Goldsmith gab Selections of English poetry heraus, und pflegte zu sagen: a man shows his judgment in these selections, and he may be often twenty years of his life cultivating that judgment. Wir würden uns daher freuen, wenn das Publicum fände, daß unsere Auswahl nicht zu tadeln ist, und bei derselben kein Zufall gewaltet, was man von vielen so genannten Beauties zu behaupten genöthigt ist.

In dem kleinen Vorworte in englischer Sprache haben wir die Haupteigenschaften Moore's skizziert und eine Liste seiner vollständigen Werke folgen lassen, so wie mehrere, Dertlichkeiten und andere Anspielungen erklärende Noten, aus dessen vollständigen Schriften gezogen, hinzugefügt.

Dem Herrn Verleger gebührt für die höchst zier-

liche Ausstattung, wie sie selten in Deutschland gesehen wird, unser größter Dank, den wir demselben hiermit freudig sagen. Mfrd.

P a r i s.

Germer Baillièrre 1842. Mémoire sur l'anatomie pathologique des tumeurs fibreuses de l'utérus et sur la possibilité d'extirper ces tumeurs lorsqu'elles sont encore contenues dans les parois de cet organe par J. R. Amussat. 72 Seiten in Octav.

Die fibrösen Geschwülste der Gebärmutter, welche man erst in der neueren Zeit von den Polypen genauer getrennt hat, entwickeln sich aus dem Fasergewebe des Uterus, sind daher von faseriger Structur, und sitzen mit einer breiten Basis auf, daher man die Operation für sehr schwer und gefährlich gehalten hat. Der Verf. zeigt durch ein paar Fälle, welche ihm vorgekommen, daß auch bei ihnen das operative Verfahren möglich sei, so bald man nur mit den Haken des Museux sie fixiert, und den Tumor nach und nach durch rotierende Bewegungen herabzubringen sucht. Ist die Geschwulst sehr groß, so muß sie mit dem Messer zertheilt werden, ja man könnte selbst da, wo der extirpierte Tumor auf natürlichem Wege nicht entfernt werden kann, zu einer Art von Kaiserschnitt seine Zuflucht nehmen. In wie fern die vom Verfasser gemachten Erfahrungen künftig als Grundsätze der Behandlung dienen können, müssen erst noch weitere Beobachtungen lehren.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

180. Stück.

Den 10. November 1845.

B e r l i n .

bei Dehmgke 1845. Zur gerichtsarztlichen Lehre von verheimlichter Schwangerschaft, Geburt und dem Tode neugeborner Kinder, erläutert durch Hundert den Akten entnommene medicinisch-gerichtliche Fälle, bearbeitet und zum Gebrauch für gerichtliche Aerzte, Wundärzte, Criminalisten und Richter eingerichtet von Dr. J. E. Cohen van Baren, K. Preuß. Medic.-Rathe und Mitglied des Med. Coll. des Großherzogthum Posen. XVIII und 446 Seiten in Octav.

Es gibt keinen Gegenstand, welcher in der gerichtsarztlichen Praxis so häufig dem Arzte zur Entscheidung vorgelegt wird, als der in dem Titel des vorstehenden Buches genannte. Bei keinem ist aber auch oft das Urtheil schwieriger, besonders wenn es sich um den Tod des neugebornen Kindes handelt. Der Verf. hat sich daher ein wahres Verdienst erworben, indem er wirklich vorgekommene gerichtliche Fälle dieser Art bekannt gemacht hat, und zwar in einer passenden Auswahl und

nach einer zweckmäßigen leicht übersichtlichen Auswahl. Der Umstand, daß gerichtliche Aerzte und Criminalisten häufig dadurch von dem Studium mancher wichtigen und interessanten Criminalfälle abgehalten werden, weil diese zu weitläufig erzählt sind, brachte den Verf. auf den Gedanken, die ihm zu Gebote stehenden Gutachten des Medicinal-Collegiums zu Posen in möglichst gedrängter Kürze bekannt zu machen, um jenen Uebelstand ermüdender Breite zu vermeiden. Auf diese Weise ist vorliegendes Buch entstanden, welches über alle Fälle, die nur irgend in dem angegebenen Kapitel der verheimlichten Schwangerschaft, Geburt und zweifelhafter Todesarten Neugeborner vorkommen können, Beispiele aufstellt. Dabei hat aber auch der Verf. jedem Abschnitte erläuternde Regeln vorausgeschickt, um sogleich die Hauptpunkte vor die Augen zu führen, worauf es bei der Beurtheilung und Beantwortung einer besondern zweifelhaften Frage ankommt. Wie reichhaltig die Schrift selbst ist, mag aus folgender Angabe der einzelnen Abschnitte selbst hervorgehen. — Der erste Abschnitt handelt von der Ermittlung der Reife und Lebensfähigkeit todtgefundener neugeborner Kinder: hier ist auch von der möglichen Bestimmung des Alters eines neugebornen todtgefundenen Kindes trotz vorgeschrittener Fäulnis die Rede. Interessant ist besonders der Fall einer zweifelhaft lebensfähigen Frühgeburt, welche in kauernder Stellung lebend geboren, vergraben, und wiederum ausgegraben worden, und erst am dritten Tag natürlichen Todes verstarb. — Der zweite Abschnitt ist dem Leben und Tode todtgefundener Neugeborner vor, in und nach der Geburt, so wie der Ermittlung durch die verschiedenen Lungenproben gewidmet. Er enthält allein 28 Fälle. — Der

dritte Abschnitt handelt von den Excoriationen, den Sugillationen und Extravasaten, behufs Ermittlung des Lebens Neugeborner vor, in und nach der Geburt. Vier Fälle sind als erläuternd mitgetheilt. — Im vierten Abschnitt spricht der Verf. von dem durch besondere Verhältnisse ermittelten Leben oder Tode Neugeborner, vor, in oder während und nach der Geburt, und zwar von den Kennzeichen verzögerter Geburt am Leichname der Kinder, vom Tode der Kinder vor der Geburt durch Verletzung des Unterleibes der Mutter, und vom Tode der Kinder durch zu frühe Trennung der Nachgeburt. — Der fünfte Abschnitt lehrt die Ermittlung der nach der Geburt eingetretenen Veranlassungen zum Tode Neugeborner, und zwar mit Berücksichtigung des natürlich erfolgten Todes. — Der sechste Abschnitt beschäftigt sich mit den zufällig mechanischen Verletzungen neugeborner Kinder und den zufälligen außerordentlichen Todesursachen. Er handelt demnach von den durch einen ungewöhnlichen Geburtsact veranlaßten mechanischen Verletzungen, besonders in Form der Extravasate über und unter dem Schädel, von den schweren Kopfverletzungen der Kinder bei den durch ungewöhnliche Stellungen der Gebärenden erfolgten Geburten, und von der Erdrösselung durch die Nabelschnur oder die Gebärmutter. — Der siebente Abschnitt hat die absichtlich gewaltsamen und mechanischen Verletzungen, und die gewaltsamen Todesarten, oder den eigentlichen Kindmord zum Gegenstande. Erörtert sind: die absolut lethalen Kopfverletzungen und die tödtlichen Extravasate neugeborner Kinder durch gewaltsame Beschädigungen; andere absolut lethale Verletzungen neugeborner Kinder; die gewaltsame Erwürgung oder Erdrösselung; die Erdrösselung durch Ziehen am

Halse des Kindes während der vierten Geburtsperiode; die Erstickung durch aufgehobenen Luftzutritt, durch Verstopfung des Mundes, und der Wafertod. — Der achte Abschnitt endlich gibt die Untersuchung fauler und zerstörter Kinderleichen und deren Gerippe. — Zwei Anhänge beschließen das Buch, von welchen der erste über die Möglichkeit von der Geburt auf dem Abtritte überrascht zu werden, und über das unbewusste Hinunterstürzen der neugeborenen Kinder in den Koth desselben, der zweite über den Fall neugeborner Kinder aus den Geburtstheilen heimlich und in ungewöhnlichen Stellungen gebärender unehlichen Schwängern handelt, wozu eine übersichtliche Tabelle gegeben ist. — Der Leser mag selbst entscheiden, wie viel des Interessanten und Wichtigen vom Verf. geboten ist: sein Unternehmen kann nur als ein nützlichcs bezeichnet werden, wofür ihm der Dank Derjenigen, für welche er laut dem Titel geschrieben hat, werden wird. — Der Gebrauch des Buchs wird durch zweckmäßige Inhaltsverzeichnisse, unter diesen auch ein alphabetisches, erleichtert.

v. S.

D r f o r d.

E typographico academico 1844. Ioannis Pearsoni, olim episcopi Cestriensis, adversaria Hesychiana. Tomus I. II. XXXV und 872 Seiten in groß Octav.

Johann Pearson, Bischof von Chester in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, als gelehrter Theolog und Hellenist wohl bekannt, hatte behufs neuer Ausgaben des Hesychius und Suidas reiche Sammlungen angelegt, aber ungenutzt hinterlassen. Die Noten zum Suidas sind von

Küster zu Rathe gezogen, derer zum Hesychius konnte Alberti leider nicht habhaft werden, sondern nur eine geringe Probe derselben mittheilen. In Albertis Händen würden die jetzt im Collegio St. Trinitatis zu Cambridge verwahrten drei Folio-bände von wesentlichem Nutzen gewesen sein, und auch ein jetziger Herausgeber des Lexikographen würde sich dadurch manigfach gefördert sehen. Wie sie vorliegen, sind sie eine rudis indigestaque moles, zu der die Gelehrten indes in schwierigen Fällen greifen werden, obschon sie sich gefast machen müssen, oft nur das längst von Andern Erkannte wieder zu finden, noch öfter mit leeren Händen heim zu kehren. Außer Verbesserungen des Textes bestehen diese Adversarien in Citaten der von Hesychius glossierten Stellen, Vergleichen anderer Grammatiker und mancherlei Collectaneen, z. B. index historicus, deorum, geographicus, proverbiorum, vocum glossematicarum secundum gentes et civitates Hesychio nominatas u. s. w. Diese Sammlungen würden brauchbarer sein, wenn nicht nach der jetzt verschollenen editio Hackiana citiert wäre. Etwas ausgearbeiteter ist p. 712 sqq. der Abschnitt: Voces Homericae emendatae quoties apud Hesychium corruptae sunt, wovon freilich das Meiste zu spät kommt. Angehängt sind noch Noten zum Harpokration und Pollux p. 834 sqq.

Eine interessante Beigabe liefert die Vorrede p. XXXIII sq. in R. Bentleii specimen emendationum, worunter einige gute Verbesserungen namhaft zu machen sind, z. B. 'Αριθάνων τῶν πολέμων schreibt Bentley: 'Αρειφάνων τῶν πολέμων, indem er den Irrthum auf Hesychius selbst schiebt. Die Glosse geht wohl auf Aesch. Eum. 873 zurück. 'Απεμέσω ματαίω schreibt er 'Απε-

μεσῶ· ἐμετιῶ, zum Theil mit Jf. Bossius. Die Verse des Phönixides s. v. *Λύνασαι σιωπᾶν* constituiert Bentley eben so wie Meineke Com. IV, 509. u. s. w.

Gerne stimmen wir dem trefflichen Gaisford bei, wenn er im Vorworte sagt: Neque frustra, etsi paullo quam par erat tardius, haec in lucem edita quis existimet: nam indignus erat ut tantus labor totque vigiliarum fructus incassum perirent. Nur hätten wir uns statt der beiden ansehnlichen, splendid gedruckten Bände mit einer mäßigen Auswahl des Brauchbarsten genügen lassen. Wenn aber Gaisford hinzusetzt: Deinde memorabili exemplo ostendendum erat, quantopere in scriptis veterum auctorum legendis pensitandisque elaborandum sit, si quis theologiae studiosus idem honoris culmen, in quod sudando evasit Pearsonus, attingere velit —, so hat das doch nur etwa im glücklichen Falle für junge englische Theologen practisches Interesse: die unsrigen — jam non sudant in graecis, da sie sich mit der Nothdurft ihrer κοινῆ leidlich abfinden, die ihnen schon weiter hilft.

F. W. S.

Z n a i m.

bei M. F. Hofmann 1845. Die Tempelherren in Mähren. Sagen, Untersuchungen, Geschichte. Mit einem Anhang über die wirklichen und vorgeblichen Besitzungen der Tempelherren in Böhmen. Von J. G. Horley. 242 S. in Octav.

Der Verf. ist nicht gesonnen, dem Publicum hiermit eine Geschichte der Tempelherrn in Mähren zu geben; er beschränkt sich vielmehr darauf, ein Mal die in Mähren verbreiteten Sagen über

Tempelherrn zu sammeln, und sodann die geschichtlichen Abhandlungen über das Dasein dieses Ordens in dem genannten Lande, namentlich das bekannte Werk von Graf, einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen. Nach der Meinung des Referenten ist die Lösung dieser zwiefachen Aufgabe dem Verf. nicht sonderlich gelungen.

Wir stoßen hier zuerst auf eine übersichtliche Erzählung von der Stiftung und dem Untergange des Ordens, an deren Schlusse es heißt: 'In Folge der wider Jacob von Molay, Weib den Großprior der Normandie, dann die Comthuren von Guienne und von der Normandie, Hugo von Peyraud und Benigne Coeur de Roi, eingeleiteten Inquisition u.' Diese Angabe muß dahin berichtet werden, daß die hier zu nennenden Großofficiere des Ordens, außer J. von Molay und dem richtig angegebenen Weib, keine andere waren, als der Großvisitator Hugo von Péraud und der Großprior über Guienne Gottfried von Gonaville. — Die sodann mitgetheilten Sagen haben keine Gemeinschaft mit jenen Erzählungen aus dem Munde des Volks, wie sie in ihrer Tiefe und Zartheit Jacob Grimm aufzufassen und festzuhalten versteht, sondern sie sind nach dem Muster von Musaeus zugeschnitten, mit dünner, moderner Romantik übergossen, oder in Reime geschieht, wodurch das Erkennen des geschichtlichen Kerns unmöglich gemacht wird.

Die hierauf folgenden 'Untersuchungen über die wirklichen und angeblichen Besitzungen der Tempelherrn in Mähren' führen eine Unzahl von alphabetisch geordneten Burgen, Klöstern, Kirchen, Dörfern und Gehöften auf, die, namentlich nach Angabe der Topographie Mährens von Schwon,

zu irgend einer Zeit als Eigenthum des Ordens angesehen sind und von denen der Verf., bis auf wenige, darzuthun sucht, daß sie niemahls im Besitze der Tempelherrn gewesen seien. Von manchen dieser Stätten heißt es, es werde die Vermuthung, daß sie templerisch gewesen, durch nichts bestätigt und durch nichts widerlegt; bei andern hält sich der Verf. selbst von diesem gewichtigen Ausspruche fern und überläßt dem geneigten Leser, sich für eine beliebige Ansicht zu entscheiden; wiederum bei andern Schlössern wird der Beweis, daß sie dem Orden nie gehört haben, durch die Nachweisung geführt, daß sie 25 Jahre nach Aufhebung des Letzteren erweislich Eigenthum des Landesherrn gewesen seien; oder aber der Verf. sagt, er glaube, daß die Burg vor dem 15ten Jahrhundert nicht existiert habe, oder, es sei unmöglich, daß sie Ordensgut gewesen sei. Ja, wir stoßen auf Sätze, wie den folgenden: 'Die Behauptung, daß Lettowitz den Tempelherrn gehört habe, verliert dadurch an Wahrscheinlichkeit, weil sie von Hoffer herrührt; sonst läßt sich weder etwas für noch wider dieselbe sagen.'

Wenn Citate wie *Georgii Torquarti series pontif.* oder *Burchardus de Seraplow, comes archiepisc. Magdebg. electus* — es ist der bekannte Burkard von Schrapelau gemeint — immerhin als Druckfehler angesehen werden könnten, so möchten doch Sätze wie 'So ungerne wir sich mit der Widerlegung eines Gegenstandes befassen zc.' nicht dahin gerechnet werden können.

Hay.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

181. 182. Stück.

Den 13. November 1845.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht. Deutsches Staats- und Bundesrecht. Von Dr. H. A. Zacharia, Professor der Rechte zu Göttingen. Erste Abtheilung. 1841. XVIII und 453 S. Zweite Abtheilung. 1842. X und 364 S. Dritte Abtheilung. 1845. XIV und 429 S. in Octav.

Der Unterz. hat es bisher versäumt, das Erscheinen des obigen Buches in diesen Blättern, der hergebrachten Sitte folgend, selbst zu erwähnen. Weder von der ersten noch von der zweiten, nun schon seit geraumer Zeit erschienenen, Abtheilung ist eine Anzeige gemacht worden; um so mehr wird aber auch, nachdem nunmehr das ganze Werk vollendet ist, eine Erwähnung als gerechtfertigt erscheinen.

Was den Verf. zur Bearbeitung des deutschen Staats- und Bundesrechts in der vorliegenden Weise und zu dessen Veröffentlichung bewogen hat, ist in der Vorrede zur ersten Abtheilung ausgesprochen. Daß der Verf. von der Möglichkeit der Begründung einer Theorie des gemeinen deutschen

Staatsrechts ausgegangen ist, versteht sich von selbst, obwohl für die practische Brauchbarkeit und die lebendigere Gestaltung des Systems eine sorgfältige Berücksichtigung der particularrechtlichen Bestimmungen und zwar sowohl der ältern Landesverfassungs- als der neuern Staatsgrundgesetze durchaus erforderlich erschien. Dabei hat sich der Unterzeichnete durchgängig von der Nothwendigkeit einer historischen Begründung der einzelnen Lehren leiten lassen und wenigstens diese meistens auch schon im ersten Theile, der Vieles nur grundrißartig andeutet, gegeben. Die für eben so nothwendig erachtete rationale Ableitung aus Begriff und Wesen des Staats, nach der jetzt allgemein herrschenden vernünftigen Auffassung desselben in der christlichen Welt, hat der Verf. der ursprünglichen Bestimmung des Buches zum Leitfaden bei Vorlesungen gemäß, dem lebendigen Worte überlassen zu müssen geglaubt. Eine Hauptaufgabe war es überall für den Unterzeichneten, die historischen Grundlagen des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland festzuhalten und hinsichtlich der Natur der Souverainetät der deutschen Fürsten sowohl, als in Betreff der landständischen Verfassungen, der Volksrechte überhaupt, des Verhältnisses der Gemeinden zum Staate, der Staatsdiener u. s. w., so wie auch in Betreff der Ausübung der einzelnen Regierungsrechte, — sich von Benutzung fremder, unpassender Analogien und der Folgerung aus den Grundprincipien ausländischer Staaten frei zu halten. Wie viel er durch das ganze Werk wirklich für die Wissenschaft und das heutige Staatsleben geleistet, in welcher Hinsicht er Lob, in welcher er Tadel verdiene, muß der Unterz. natürlich dem Urtheil Anderer, die dazu berufen sind, überlassen;

aber 'was der Verf. für Recht hielt, hat er, charakterlose Halbheit eben so sehr wie das Trachten nach dem Beifall der einen oder andern politischen Partei verschmähend, ungescheut ausgesprochen.' — Dies erklärte schon die Vorrede zur ersten Abtheilung. Der Unterz. wiederholt diesen Ausspruch zugleich für die 2te und 3te Abtheilung, und fühlt sich zugleich gedrungen, das Anerkenntnis auszusprechen, daß er sich auch auf diesem, anderswo vielleicht mißtrauisch überwachten, oder gar nur besonders concessionierten Lehrern überlassenen, Gebiete der Rechtswissenschaft der in keiner Weise beengten Lehrfreiheit der hiesigen Hochschule zu erfreuen hat und mit dem berühmtesten der Göttinger Publicisten (mit Pütter) sich glücklich preisen darf, 'in einem Lande zu leben, wo ein Jeder, der nur Wahrheit und Gerechtigkeit sucht, frei athmen, denken, lehren und schreiben kann!'

Der Unterz. unterläßt es, sich über das vorliegende System des deutschen Staats- und Bundesrechts, was die materielle Behandlung der einzelnen Lehren betrifft, ausführlicher zu verbreiten, und beschränkt sich hier darauf, kurz die äußere Anordnung desselben darzulegen.

Zunächst handelt eine Einleitung vom Staatsrecht überhaupt, dessen Begriff und Eintheilung, Umfang, Quellen, Hilfsmitteln, Geschichte der Bearbeitung, Literatur und Methode der Behandlung. Dann folgt der erste oder allgemeine Theil, welcher in zwei Kapiteln I. die Lehre vom Staate überhaupt, II. die geschichtliche Entwicklung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland, nebst den Quellen des deutschen Staatsrechts erörtert, also theils die rationalen, theils die historischen und positivrechtlichen Grundlagen des Lehrgebäudes zu

gewinnen sucht. Dabei hat es der Verf. weder auf ein s. g. allgemeines oder natürliches Staatsrecht in dem gewöhnlich damit verbundenen Begriffe, noch auf eine vollständige Entwicklung der antiquierten öffentlichen Verhältnisse in Deutschland, z. B. Darstellung des Reichsstaatsrechts u. s. w., abgesehen, indem Beides nicht in ein System des heutigen öffentlichen Rechts in Deutschland gehört; sondern nur denjenigen Anforderungen, welche vermöge der durchaus nothwendigen historisch = philosophischen Behandlung der Rechtswissenschaft auch an die Theorie des deutschen Staatsrechts gemacht werden müssen, sollte dadurch Genüge geschehen. Das erste Kapitel des allgemeinen Theils beschränkt sich daher darauf, Begriff und Wesen des Staats, Rechtsgrund der Staatsgewalt, deren wesentliche Eigenschaften und Bestandtheile, sowie die verschiedenen Beherrschungs = und Regierungsformen, endlich die auch für Deutschland wichtigen Begriffe vom zusammengesetzten Staat, vom Staatenbund und von den verschiedenen Unionsverhältnissen zu entwickeln. Das zweite Kapitel aber behandelt in drei Abtheilungen I. die Zeit des deutschen Reichs, II. die Auflösung desselben und den Rheinbund, III. die Errichtung des deutschen Bundes und die dadurch erfolgte neue Gestaltung des öffentlichen Rechtszustandes in Deutschland, wobei theils die Quellen der verschiedenen Perioden, theils manche noch in den jetzigen Rechtszustand eingreifende Rechtsfragen, über die Folgen der Auflösung des deutschen Reichs, über die Rheinbundsacte und das Verhältniß des deutschen Bundes zu den frühern Herrschafts = und Unionsverhältnissen ihre Erörterung finden mußten.

Der zweite Theil des Systems enthält die dogmatische Darstellung und zwar im

Ersten Abschnitt, das gemeine Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten; im

Zweiten Abschnitt, das deutsche Bundesrecht,

welches letztere der Verf. aus Gründen, deren Richtigkeit auch durch die Praxis der Lehrvorträge hinreichend bestätigt worden ist, nicht, wie es gewöhnlich geschieht, dem Staatsrecht der Bundesstaaten vorausgeschickt hat. Dabei ist der Umfang dieser beiden Abschnitte dergestalt begrenzt, daß das Staatsrecht der Bundesstaaten, die erste, die zweite und die erste Hälfte der dritten (immer einen Band bildenden) Abtheilung des ganzen Werks einnimmt, das deutsche Bundesrecht dagegen die zweite Hälfte der dritten Abtheilung ausfüllt. Das gemeine Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten zerfällt in zwei Kapitel. Erstes Kapitel: Verfassungsrecht; Zweites Kapitel: Regierungrecht. Jenes wird in dem ersten Bande zum Schluß gebracht und ist in folgender Weise geordnet: Erste Abtheil. Von der Verfassung der deutschen Bundesstaaten im Allgemeinen, worin von der Verschiedenheit der deutschen Staatsverfassungen, von der Entstehung, Abänderung und Aufhebung derselben und von den Garantien der deutschen Verfassungen gehandelt wird. Zweite Abtheil. Von der Verfassung der monarchischen Staaten Deutschlands und zwar Tit. I. Vom Staatsoberhaupt. Tit. II. Von den Unterthanen und vom Staatsgebiet. Tit. III. Von der landständischen Verfassung. Tit. IV. Von den Gemeinden. Die dritte Abtheil. handelt ausführlicher als alle frühern Systeme von der Verfassung der freien Städte.

Das Regierungrecht beginnt im zweiten

Bande und wird in vier Abtheilungen dargestellt.

Erste Abtheilung. Von der Ausübung der Regierung überhaupt und den dazu erforderlichen Organen, und zwar: Tit. I. Allgemeine Grundsätze über Ausübung der Staatsgewalt. Tit. II. Von der Organisation der Staatsbehörden und dem Verhältnis der Staatsdienerschaft in den deutschen Bundesstaaten.

Zweite Abtheilung. Von den verschiedenen nothwendigen Aeußerungen der Staatsgewalt oder den s. g. allgemeinen Regierungsrechten. Dazu gehört Tit. I. Die Lehre von der Gesetzgebung; Tit. II. Vom Oberaufsichtsrecht der Regierung. Tit. III. Von der vollziehenden Gewalt.

Dritte Abtheilung. Von der Ausübung der Staatsgewalt rücksichtlich ihrer verschiedenen Gegenstände, oder von den s. g. besondern Hoheitsrechten. In dieser Abtheilung wird in fünf Titeln gehandelt: I. Von den verschiedenen Gegenständen des Regierungsrechts im Allgemeinen. II. Von der Rechtspflege oder s. g. Justizhoheit. III. Von der Polizeihöheit des Staats, deren Darstellung den Schluß des 2ten Bandes bildet, worauf dann im dritten Bande unter Tit. IV. mit dem Finanz- oder Staatswirthschaftsrecht der Anfang gemacht wird. Diese umfassende Lehre zerfällt wieder in 5 Unterabtheilungen, nämlich: A. Von der Finanzhoheit im Allgemeinen; B. Von dem Staatsgut und dem Cammergut in den deutschen Bundesstaaten; C. Von den Staatsschulden; D. Von den Steuern; E. Von dem Zollrechte und dem Geleite. Dann folgt Tit. V. Die Lehre von der Militairhoheit.

Vierte Abtheilung. Von dem auswärtigen

181. 182. St., den 13. November 1845. 1815

Staatsrecht der deutschen Bundesstaaten, insbesondere den s. g. äußern Staatshoheitsrechten, wobei auch schließlich noch das Verhältnis des Staats zur Kirche seinen Platz findet. — Hieran reiht sich:

Zweiter Abschnitt. Das deutsche Bundesrecht,

welches in fünf Kapiteln abgehandelt wird, nämlich

Erstes Kapitel. Vom deutschen Bunde im Allgemeinen. (Begriff, Zweck, rechtliche Natur, Mitglieder und Bestandtheile, Begründung, Natur und Aufhebung der Bundesgenossenschaft).

Zweites Kapitel. Von der Bundesversammlung und den Bundesbeschlüssen; und zwar: Tit. I. Von der Organisation der Bundesversammlung und der Geschäftsordnung derselben; Tit. II. Von den Bundestagsgesandten und den Localverhältnissen der Bundesversammlung. Tit. III. Von den Bundesbeschlüssen, deren Abfassung, Wirkung und Vollziehung.

Drittes Kapitel. Die Rechtsverhältnisse des deutschen Bundes. Dieses ohne Zweifel wichtigste und umfassendste Kapitel des Bundesrechts hat der Verf. in zwei Abtheilungen zerlegt, wovon die erste die innern Verhältnisse, die zweite dagegen die äußern Verhältnisse des deutschen Bundes zum Gegenstand hat. Die erste Abtheilung umfaßt wieder vier Titel: Tit. I. Von der Kompetenzbestimmung in den innern, den Bund selbst betreffenden Verhältnissen. Tit. II. Von der Kompetenz des Bundes in den Verhältnissen der Bundesglieder zu einander. Tit. III. Kompetenz des Bundes in Betreff der Verfassungs- und Regierungs-Angelegenheiten einzelner Bundesstaaten. Tit. IV. Kompetenz des Bundes in Betreff der Angelegenheiten von Privat-

personen, Corporationen und ganzen Classen von Untertanen.

Viertes Kapitel. Die Militair- oder Kriegsverfassung des deutschen Bundes.

Fünftes Kapitel. Die Bundesmatrikel und die Bundescaffen.

Eine übersichtliche Nachweisung des Inhaltes der einzelnen Paragraphen ist jedem Bande vorausgeschickt. Zu leichterem Benützung des ganzen Werkes dient ein dem dritten Bande beigefügtes genaues alphabetisches Sachenregister und ein Register über die Quellen, wodurch man in den Stand gesetzt wird, auch diese, insbesondere z. B. alle Artikel der Bundes- und Wiener Schlußacte, in dem Systeme aufzufinden. Beide Register verdankt der Verf. der bereitwilligen Güte des Herrn Privatdocenten Dr D. Mejer und eines sehr fleißigen Zuhörers, des Herrn Stud. jur. Schwanert aus Braunschweig.

Zachariä.

S t u t t g a r t.

Verlag von Samuel Gottlieb Liesching 1845.
Die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche von Rudolf von Raumer. XVI und 430 S. in Octav.

Nach der Vorrede beabsichtigt der Verfasser in diesem Buche nicht sowohl einen Beitrag zur deutschen Grammatik zu liefern, als vielmehr am Inhalt der deutschen Sprache die große Umwandlung darzustellen, die das Wollen und Denken unseres Volkes durch die Einführung des Christenthums erfahren hat. Wie Hr v. Raumer seine Aufgabe gelöst hat, wird sich aus einer Uebersicht über den

Inhalt und die Anordnung seiner Schrift ergeben. — Das Werk zerfällt in drei Bücher, von welchen man die beiden ersten, wenigstens wenn man den Titel scharf auffaßt, hier nicht erwartet. Das erste Buch enthält unter der Ueberschrift: Die althochdeutschen Sprachdenkmähler und ihre weltgeschichtliche Bedeutung besonders eine vollständige Uebersicht über die sämmtlichen althochdeutschen Sprachdenkmähler mit Verzeichnung der Handschriften, in denen sie sich befinden, und der wichtigsten Ausgaben. Wenn nun gleich dieses Buch in Beziehung zu den folgenden Manchen nur als eine für den Verfasser unerläßliche Vorarbeit vorkommen möchte, so hängt sie doch mit dem Ganzen enger zusammen, als es auf den ersten Blick scheint. Es ergibt sich nämlich aus dieser Uebersicht über die althochdeutschen Sprachdenkmähler eine Anschauung von der Thätigkeit der deutschen Geistlichkeit vom siebenten bis zum elften Jahrhundert für die Verbreitung des Christenthums in dem deutschen Volke, und es läßt sich darnach auch die wissenschaftliche Bildung der damaligen Zeit einigermaßen beurtheilen. Selbst aus dem Verzeichniß der zahlreichen althochdeutschen Glossen läßt sich doch erkennen, welche Schriften, theologische sowohl als profane, hauptsächlich gelesen wurden. Freilich würde es dem Zwecke des Buches wohl genügt haben, wenn der Verf. nur die Resultate dieser Zusammenstellung mitgetheilt hätte, aber sie wird desungeachtet Vielen, die sich mit der althochdeutschen Literatur näher bekannt zu machen wünschen, um so willkommener sein, da ein solcher literarhistorischer Ueberblick sich in dieser Vollständigkeit zugleich mit Berücksichtigung der neuesten Ausgaben anderswo nicht findet.

Das zweite Buch gibt unter dem Titel: 'ge-

schichtliche Darstellung, auf welche Art sich das Christenthum der althochdeutschen Sprache bemächtigt hat, eine übersichtliche Geschichte der Einführung und Erhaltung des Christenthums unter den hochdeutschen Stämmen. Es enthält sowohl die Hauptzüge der Bekehrungsgeschichte, als auch eine Schilderung der allgemeinen und theologischen Bildung der Geistlichkeit im frühern Mittelalter, ihrer Wirksamkeit in der Gemeinde durch den der Jugend ertheilten Religionsunterricht, die Predigt, die Beichte und endlich Einiges über die Art wie das Christenthum auch von den Laien durch die häufig und dringend empfohlene Belehrung der Taufpathen fortgepflanzt wurde. Dieses Buch ist mit gründlicher Sachkenntnis verfaßt, wenn es auch mehr die Resultate der bisherigen Untersuchungen als eigene Forschungen enthält. Genau genommen bildet es wieder eine zweite Einleitung zu dem dritten Buche, welches die eigenste Arbeit des Verfs begreift. Diese ist eine systematisch nach den Hauptbegriffen des Christenthums geordnete sehr vollständige Zusammenstellung und Erläuterung aller christlichen Ausdrücke, welche in den althochdeutschen Sprachdenkmählern vorkommen, sowohl der aus fremden Sprachen entlehnten, als auch der eigenthümlich deutschen. Das Resultat derselben ist, daß in dem Zeitraume von dem siebenten bis zum elften Jahrhundert die Hauptbegriffe der christlichen Religion unserm Volke schon vertraut waren, und daß bei weitem die meisten und innerlichsten durch eigenthümlich deutsche Worte wiedergegeben wurden, während man die fremden Ausdrücke nur für das Aeußere der christlichen Einrichtungen beibehielt.

Wir dürfen diese nicht so glänzende, aber sehr belehrende und nützliche, mit Gelehrsamkeit, gro-

hem Fleiß und unverkennbarer Liebe zur Sache ausgeführte Schrift als einen erfreulichen Beitrag zur Geschichte der christlichen Kirche und zu einer allgemeinen Culturgeschichte des Mittelalters empfehlen, wenn wir auch nicht verhehlen dürfen, daß Viele von den fast zu sehr vereinzeltten Forschungen des Verfs mehr als ein brauchbares Material für umfassendere Untersuchungen anzusehen sind, und wenn wir auch wohl gewünscht hätten, daß derselbe die Resultate seiner Arbeit in einem weitem Umfange verfolgt hätte. Namentlich vermischen wir bei dieser Schrift eines. Wollte der Verfasser, wie er in der Vorrede es ausspricht, am Inhalt der deutschen Sprache die große Umwandlung darstellen, die das Wollen und Denken unsers Volkes durch die Einführung des Christenthums erfahren hat, so war es diesem Zwecke angemessen die Gesinnung und Bildung, welche die Deutschen durch das Christenthum bekamen, mit der altgermanischen Nationalbildung zusammen zu stellen, so weit sich diese aus unsern Quellen erkennen läßt. Erst dann nämlich läßt sich genau abmessen, wie tief das Christenthum in der alt-hochdeutschen Periode in das deutsche Volk eingedrungen war, wenn wir auch die vielfachen Ueberbleibsel des Heidenthums berücksichtigen, welche ungeachtet der Bemühungen der Geistlichen damals noch bestanden. Aus diesen geht aber hervor, daß sicherlich das Christenthum in jener Zeit noch nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, als man aus den althochdeutschen christlichen Denkmählern allein wohl schließen könnte, bei denen doch immer das zu bedenken ist, daß sie von Geistlichen, den Verkündigern der neuen Lehre herrühren.

Der Verf. hat sich auf einem Gebiete versucht, wo Theologie und Philologie sich begegnen, wo

jene mit Dank das annehmen wird, was ihr diese bietet, so wie sie auch bereits bei der Erforschung des deutschen Heidenthums das Gebiet mit in ihre Untersuchungen gezogen hat, wo Heidnische sich mit dem Christlichen berührt. Noch bleibt der deutschen Philologie eine dritte Aufgabe übrig, an den wichtigsten poetischen Denkmählern die eigenthümliche Auffassung des Christenthums im Mittelalter nachzuweisen. Zur Lösung dieser Aufgabe ist in der folgenden Schrift bereits ein musterhafter Anfang gemacht, deren Anzeige wir mit dieser verbinden:

M a r b u r g.

1845. Deutsche Alterthümer im Héliand als einkleidung der evangelischen geschichte. Beiträge zur erklärang des altsächsischen Héliand und zur innern geschichte der einföhrung des Christenthums in Deutschland von Dr. A. F. C. Vilmar. 70 S. in Quart.

Obgleich viele poetische Denkmähler unserer Vorzeit es wohl verdienen, daß der Gewinn, welcher sich aus ihnen für die Kenntniß unsers Alterthums ergibt, zusammengestellt würde, so zieht doch die altsächsische Evangelienharmonie in dieser Hinsicht schon wegen ihres Alters und ihres Umfanges besonders an. Der Verf. dieses vortrefflichen Gedichts hält sich allerdings in der Geschichte Christi im Ganzen treu an die Ueberlieferung des Evangeliums, aber aus der Mitte des sächsischen Volkes hervorgegangen und in den althergebrachten Kunstformen einer volksthümlichen Poesie sich bewegend konnte er nicht umhin in seine Darstellung fremder Zustände Manches aufzunehmen, was seiner Zeit und seiner Nation angehört, und das

hat er in einem solchen Grade gethan, daß die evangelische Erzählung unter seinen Händen entschieden ein deutsches Gepräge annimmt, wodurch das Gedicht eine eigenthümliche Lebendigkeit und für uns einen besondern Reiz erhält. Das Bestreben des Sängers ist darauf hinausgegangen die ganze Geschichte Christi, seine Thaten und sein Amt, die Verhältnisse des jüdischen Volkes, der Apostel und aller übrigen Personen der Uebersetzung des Evangeliums als deutsche Dinge aufzufassen und dadurch seinen Landsleuten näher zu bringen. Vorzüglich ist es in dieser Hinsicht charakteristisch, daß Christus nicht in seiner niedrigen menschlichen Erscheinung, sondern im vollsten Glanze irdischer Herrlichkeit geschildert wird, als ein König und Völkerherr, der von seinen getreuen Mannen begleitet das Land durchzieht, rath und richtet, weist und lehrt, hilft und heilt, kämpft und für die Seinen stirbt. Die Verfolgung Christi durch die Juden wird dagegen als eine Empörung gegen den Volkskönig und seine Getreuen aufgefaßt. Eine kurze Stelle, welche wir aus dem Gedichte nach Herrn Wilmar's Uebersetzung (S. 56) mittheilen, wird dem Leser eine nähere Anschauung davon geben. Die Bergpredigt Christi wird als eine Volksversammlung dargestellt, in welcher der Fürst das Recht weist. 'Die weisen Männer stehen um den Gottes Sohn, bereit und willig, mit Ernst auf seine Worte gespannt, sinnend und schweigend, was ihnen der Völker Herr, was der Waltende den Leuten verkündigen wollte. Da saß des Landes Hirte gegenüber seinen Mannen, wollte weise Worte in seiner Rede an die Versammelten lehren die Leute. Er saß da und schwieg, und sah sie an lange; er war ihnen hold in sei-

nem Sinne, der heilige Herr, mild in seinem Herzen; nun öffnete er den Mund, und weistete dem Volk das Recht.'

Bei einer solchen Einkleidung der evangelischen Geschichte ist es nun auch natürlich, daß der Heliand auch für die Kenntniß der damaligen Zustände des sächsischen Volkes nicht unwichtig ist. Die Belehrung, die sich in dieser Hinsicht aus dem Gedichte ergibt, ist doppelter Art. Sie besteht einmahl aus einzelnen Andeutungen, die wir als positive Zeugnisse für öffentliches und Privatleben, Sitte und Recht und selbst über das schon untergegangene Heidenthum *) ansehen können. Vorzüglich aber belehrt das Gedicht über die damalige Gesinnung und Bildung des sächsischen Stammes. Eine höchst lebendige Naturanschauung, ein entschiedener Wille und ein kräftiger Sinn, stark in Liebe und Haß, Freude an der Heimath und gemüthlicher Geselligkeit, an Grundbesitz und Vermögen überhaupt, Hochschätzung edeler Abkunft, Stammestreue und Verwandtenliebe, ein frisches gemeinsames Volksleben, Liebe und Treue gegen den angestammten Fürsten, Lust an Krieg und Kampf, — das sind die Hauptzüge sächsischer Gesinnung und Bildung, welche sich an vielen Stellen des Gedichtes klar und anschaulich aussprechen.

Alles dieses ist von dem Verfasser mit gewohnter Gründlichkeit erörtert, wodurch denn zugleich

*) Ueber den im Heliand (4, 13. 15, 17) vorkommenden ursprünglich heidnischen Ausdruck *metod* (der Messende, Ordnende) bemerkt der Verfasser (S. 9) scharfsinnig, daß er ursprünglich wohl von Donar, dem Gott, der die Grenzen mißt und bestimmt, gegolten habe. Nicht so wahrscheinlich ist mir die Beziehung dieses Namens auf Wuotan.

181. 182. St., den 13. November 1845. 1823

das Verständniß des Gedichts um ein Bedeutendes vorgerückt ist. Die Untersuchung war hier um so schwieriger, da sie nicht bloß, wie es sonst bei historischen Forschungen der Fall ist, auf die Zusammenstellung einzelner bestimmter Angaben sich gründet, sondern weil es hier theils auf das richtige Verständniß des Gedichts im Ganzen, theils aber auf die genaueste Erklärung einzelner Ausdrücke ankam, zu deren Erläuterung eine solche Belesenheit im Heliand gehört, wie sie Herr Wilmar bereits in andern Werken gezeigt hat. W. M.

S a l l e.

Verlag von R. Mühlmann 1845. Dr. Martin Luther's Glaubenslehre, aus und in den Quellen dargestellt von Wilh. Beste, Lehrer an der westlichen Bezirksschule zu Braunschweig und ordentlichem Mitgliede der historisch-theologischen Gesellschaft zu Leipzig. 286 Seiten in Octav.

Eine sehr willkommene Gabe ist dieses Werk des Fleißes, wofür jeder Verehrer Luthers dem Verfasser gewiß Dank weiß. Nach der gewöhnlichen Eintheilung unserer Dogmatik in Prolegomena, Theologie, Anthropologie, Soteriologie und Eschatologie finden sich in 71 Paragraphen die Aussprüche Luthers über die betreffenden Glaubenslehren in seinen eigenen Worten zusammengestellt mit Angabe des Orts, an dem sich jeder derselben findet, durchgehends nach der Walch'schen Ausgabe. Jedem Paragraphen hat der Verfasser ganz kurz und präcis die einzelnen Sätze, zu deren Beleg die Aussprüche Luthers dienen, in kleinerer Schrift vorausgeschickt, so daß damit zugleich angedeutet wird, wie sich jene Aussprüche,

wo sie im Gegensatze mit einander zu stehen scheinen, vermitteln. Mit der größten Bequemlichkeit kann man also durch dieses Buch erfahren, wie sich Luther über die einzelnen Sätze unserer evangelischen Glaubenslehre ausgesprochen hat, und so wird diese Arbeit vielfach als lutherische Notensammlung zu verschiedenen Zwecken gebraucht werden. Dies wird freilich auch ihr vorzüglichster Nutzen sein; denn zu einem vollständigen dogmengeschichtlichen Verständniß der christlichen Ueberzeugungen Luthers würde eine historische Darstellung seines ganzen Entwicklungsganges nach der Entstehungsgeschichte seiner einzelnen Schriften erforderlich sein, und durch diese Beziehungen, namentlich auf die jedesmahl hervortretenden Gegensätze, würde erst das Gewicht jedes einzelnen Ausspruchs richtig bestimmt, da Luther, nicht systematisierend, sondern in steter lebendiger Thätigkeit begriffen, bald diese, bald jene Seite der Wahrheit dem zu bestreitenden Irrthum gegenüber mehr hervorhob. Diese Nachweisung lag aber natürlich außerhalb der Absicht unsers Verfassers, und somit wäre es ein Mißbrauch seines Buchs, wollte man mit Hilfe desselben einzelne Aussprüche Luthers mit Vernachlässigung ihrer historischen Stellung einseitig hervorheben. Ueberwiegend aber wird der Nutzen sein, wenn man alle mit großer Unparteilichkeit neben einander gestellten Sätze gegenseitig abwägt und durch sie zu jener historischen Betrachtung der Schriften Luthers, aus denen sie genommen sind, veranlaßt wird.

G. Wolde.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. Stück.

Den 15. November 1845.

L y o n u n d P a r i s .

Librairie catholique de Perisse frères 1843.
Histoire de l'éclectisme Alexandrin,
considéré dans sa lutte avec le christianisme.
Par Mr. l'Abbé J. — M. Prat. 2 Bde Octav.

Die katholische Buchhandlung, in welcher die Schrift erschienen ist, läßt erwarten, daß der Gegenstand in katholischem Gesichtspuncte gefaßt worden. Daraus würde aber noch nicht folgen, daß die Untersuchungen der Protestanten in so ungünstigem Lichte angesehen werden mußten, wie es wirklich geschieht, wenn der Verf. z. B. I. S. 35 sagt, daß man in ihren Gründen zu deutlich die Absicht bemerke, den Kirchenvätern zu widersprechen. Eine natürliche Folge dieser parteisüchtigen Vorurtheile gegen protestantische Schriftsteller ist, daß ihre Forschungen nur in sehr mangelhafter Weise benutzt worden sind, namentlich gilt dies von den neuern deutschen Schriftstellern über Geschichte der Kirche und der Philosophie. Der Vf. hat sich dadurch unstreitig sehr wichtiger Hilfsmit-

tel beraubt; doch würde dieß sein Buch nicht unbrauchbar machen, wenn er die Quellen seiner Geschichte fleißig und mit Umsicht zu benutzen gewußt hätte. Dieß ist aber nicht der Fall gewesen. Der Verf. legt darauf Gewicht eine exacte Geschichte des alexandrinischen Eklekticismus zu schreiben (I. S. 177); er thut es, indem er Mosheim grober und leidenschaftlicher Verfälschung der Geschichte anklagt (*aimant mieux débiter des sottises, que de ne pas calomnier l'Eglise*; vergl. p. 179); aber von exacter Untersuchung ist bei ihm keine Spur zu finden, indem er die ersten Quellen nur selten genau angesehen zu haben scheint, dagegen von allen Seiten mit einer wüsten Belesenheit herbeizieht, was für den gemeinen Sinn der Menge seine Freunde in das beste, seine Gegner in das gehässigste Licht setzt. Man vergleiche nur, wie er in den Kaisern Trajan und Marc Aurel die gemeinsten und lasterhaftesten Menschen findet, weil sie den Verfolgungen gegen die Christen keinen Einhalt thaten. Nicht ohne Absicht sage ich, für den gemeinen Sinn der Menge, denn eine feinere Untersuchung über practische oder theoretische Beweggründe ist seine Sache nicht; er entschuldigt und verurtheilt nur nach dem Anschein, welchen die Dinge für die Masse seiner religiösen Partei haben. Ohne ahnden zu lassen, daß es doch nicht Jedermanns Sache ist seine alte, wenn auch abergläubische Religion aufzugeben, daß auch philosophische Gründe für die Philosopheme einer frühern Zeit sprechen möchten, sieht er in den philosophischen Gegnern des Christenthums und in den keckerischen Secten, welche dem Eklekticismus sich nähern, nur eine Verschwörung gegen die Wahrheit, welche durch List das zu erreichen dachte, was der Gewalt mislungen war. Von der Weise,

wie die hier aufgestapelte, von Citaten strotzende Gelehrsamkeit des Verfs zusammengekommen ist, möge hier als Beispiel stehen, daß der Verf. ganz ohne Arg angibt, er habe die Darstellung der Lehre des Plotinos, welche er mittheilt, aus Tennemann's Grundriß der Geschichte der Philosophie, von Cousin übersetzt, entnommen. Es ist das Beste an diesem Buche, daß es an keiner Stelle verleugnet, was es ist.

Einigen Antheil möchte es ihm zuwenden, daß es allem Anscheine nach in einer weitem Verbindung mit dem Streite steht, welcher kürzlich zwischen dem Clerus und dem gelehrten Unterrichtswesen in Frankreich ausgebrochen ist. Die eklektische Philosophie der alexandrinischen Schule hat in Frankreich neuerdings die Untersuchungen der Gelehrten in sehr reichlichem Maße beschäftigt. Außer dem Verf. hat Jul. Simon eine Geschichte der alexandrinischen Schule geschrieben, Matter's bekanntes Werk über denselben Gegenstand hat eine zweite Auflage erlebt, und seit 1841 hat die Section der moralischen und politischen Wissenschaften des Instituts einen Conkurs über ihn eröffnet, welcher nach dem Berichte von Barthelemy St. Hilaire (compte rendu. Juin 1844) reiche Früchte getragen hat. Hieran hat nun ohne Zweifel einen Antheil, daß auch die neueste philosophische Schule in Frankreich den Namen der eklektischen führt. Jener Conkurs schien zu ihrer Verherrlichung dienen zu sollen. Der Abbé Prat möchte wohl die Absicht gehabt haben ihr in voraus entgegen zu arbeiten. Wenigstens greift seine Schrift die neuere Philosophie und ihre Häupter an vielen Stellen bald offener, bald verdeckter an. Es ist unser Amt nicht über die Parteien dieses Streites hier zu entscheiden; aber das dürfen wir

sagen, daß Werke wie das vorliegende ihrer Partei wenig Ehre machen. Wenn ich dasselbe mit dem vorerwähnten Berichte St. Hilaire's vergleiche, so finde ich, daß es weit hinter dem Geiste und der Gelehrsamkeit der Gegner zurücksteht. Die ultramontane Partei in Frankreich hat sich in neuerer Zeit wieder sehr thätig auf dem Felde der Literatur gezeigt; was aber von ihren Werken in meine Hände gekommen ist, z. B. kürzlich wieder Thomassy's Schrift über Gerson, zeigt nur, daß sie den gelehrten Ruhm der alten Mönchsorden in Frankreich wieder herzustellen noch nicht im Stande ist.

H. Ritter.

H a m b u r g,

bei Perthes = Besser und Mauke 1845. Zeitschrift für die gesammte Medicin, mit besonderer Rücksicht auf Hospitalpraxis und ausländische Literatur. Herausgegeben von F. W. Dypenheim. Band 29. XVI und 576 Seiten in Octav. (Hrn Prof. Syme gewidmet).

So abschreckend der Cretin auch sein kann, so anziehend ist der Cretinismus als Object der öffentlichen Moral. Auf dem Abendberg geht die Morgenröthe des Bewußtseins für manchen sonst verlorenen Cretinen auf, und dies Thema: Der Cretinismus und der Abendberg, von einem Ungenannten (S. 1 — 37) verdiente die liebevolle Behandlung, die es hier fand. Dieser Abhandlung wäre die größte Verbreitung zu wünschen, obgleich sie für den puren Arzt keine neuen Gesichtspuncte darbietet, und abgesehen von der reichhaltigen Literatur durch Guggenbühl's Bericht anticipiert ist. Wenn irgendwo, sagen wir mit dem Hrn Verf., so gilt es hier auszuhalten in Glaube, Liebe, Hoff-

nung — und die Zeit sollte einen Beweis geben, daß sie nicht Alles nach dem Gewichte des materiellen Gewinns mißt.

Sehr klein erscheinen dagegen die freilich glücklichen Curen, die Hr Dr Fleckles vom Carlsbader Waßer mittheilt (S. 100). Es sind 2 Fälle von Pancreatitis chronica, welche nach den Erscheinungen im Leben allerdings diesen Namen verdienen. Im 2ten wird freilich eine beginnende Induration des Magens angenommen, die uns durch nichts erwiesen scheint und vielleicht nur durch Section erweisbar wäre. Die Abhandlung läßt formell und materiell viel zu wünschen übrig.

Mit größter Umsicht hingegen und im gemessenen, edlen Schritte ergeht sich Hr Prof. Wernher in Gießen über die varicösen Geschwüre, ihre Ursachen, Natur und Cur (S. 145 — 182). Wir bewundern das schöne Lehrtalent, die Gründlichkeit und Klarheit des Verfs, der seine Ansicht mit seltener Consequenz darlegt. Die bisherige, für die Praxis nachtheilige Theorie, meint er, habe diese Geschwüre aus Atonie abgeleitet, aber sie beruhen auf einer Circulationsstörung: Erweiterung der Venen, Exsudat von Serum, Lymphe, Blut, chronisch entzündliche Entartung des Zellgewebes und der Haut. Die Cur habe die Circulation zu regulieren (die Erweiterung der Venen zu heben), die chron. Entzündung zu dämpfen, für gute Narbenbildung und Nachcur zu sorgen. Die Varicosität der Venen u. genügt nun allerdings, wie Verf. zeigt, zur Herstellung einer auch practisch genügenden, durch des Vfs Erfahrung erprobten Theorie; dennoch würden wir auf das dyscrasische Moment auch bei dieser Art von Verschwärung mehr Gewicht legen, da Verf. selbst einräumt, daß zuweilen Phlebitis chron., oder die Ursache derselben:

Blutalteration im Spiele sei, da er zuweilen Knoten wie von Elephantiasis am Rande des Geschwürs sich bilden sah und da die Unterdrückung dieser Excretionen auch üble Reactionen hervorrufen kann. Möchte man aber auch Einzelnes bezweifeln, z. B. daß die ganze linke Seite der untern Körperhälfte mehr zu venösen Stockungen geneigt sei, weil nur die linke, nicht die rechte Vena iliaca sich in der Art mit der Arterie gleichen Namens kreuze, daß jeder Stoß der Pulsquelle auf die Vene wirkt und den Rückfluß des Blutes um ein Weniges zurückhält (S. 163), so hat die Leistung dennoch die genannten Vorzüge und eignet sich sehr wohl dazu, die herrschende Verwirrung zu heben und den Heilplänen eine bessere, rationale Basis zu geben.

Eine Punctio vesicae wegen Blasen-Haemorrhoiden, von Dr Krause (S. 234), interessiert durch Wiederaufbruch und endliche Heilung der Stichstelle, eine exsudative Pleuresie, welche das Herz dislocierte, durch spontane Perforation des Thorax und Heilung unter Scoliose. (Von Dr Müller kurz skizziert S. 240 — 1) Fälle der Art reden der Paracentesis thoracis das gewichtigste Wort.

Wie aber noch in den dunkelsten Schächten ein weiser, schaffender Geist zu erforschen ist, so ließen sich auch Dr Eichhorn's (Veracruz) Notizen über die Cholera (S. 289), die er zu New-Orleans, Tampico beobachtete und durch trockene Hitze (Ziegelsteine u.) heilte, zum Studium empfehlen; doch stehen wir nicht für das Resultat.

Hr Dr Weber in Hannover setzt dann (S. 293) seine Bemerkungen über die Wirkungen einiger Arzneimittel (Antimon, Arsenik, Gold, Mercur)

aufs Gemüth und Sensorium fort; aber außer im Titel ist nur von den bekannten nervösen oder sympathischen Wirkungen die Rede, die wir so wenig als Delirium für Irresein, für eigentliche psychische Einflüsse gelten lassen können, — will man nicht allen Ingestis noch eine besondere psychische Einwirkung beilegen; ist etwa dem von Colik Gepeinigten, sei sie durch was immer erzeugt, besser zu Muth als dem von Tart. emeticus?

Auch die neuen Reiseberichte von Dr Stricker (S. 403) bedauern wir nur Denen empfehlen zu können, die sich mit einigen Namen und Zahlen von schweizerischen und italiänischen Hospitälern zu begnügen entschlossen sind. — Beachtenswerth aber sind die Fälle von Eclampsia parturientium, welche Herr Dr Albers in Hamburg mittheilt (S. 449). Wiederholen sie auch nur die bekannten Erscheinungen und Erfolge der Antiphlogose, so sind sie doch gut genug beobachtet und erzählt, um bei der Seltenheit des üblen Uebels durchaus willkommen zu sein.

Eine glückliche Wirkung der Aqua picis bei Haemorrhoidal-Lichen sah Hr Dr M. Jaffé (S. 540); die frühere Hartnäckigkeit des Falles scheint allerdings zu Gunsten dieses Acre zu sprechen, das hier diuretisch wirkte. Derselbe legt einige gute Worte für das Zincum valerianicum ein; es thut uns leid, weniger glücklich als Verf. mit beiden Mitteln gewesen zu sein. Ersteres afficiert den Magen merklich und schien uns ein Eczem an Händen und Armen zu bewirken, letzteres versagte jeden Dienst in einem freilich exquisiten Fall von Hysterie, während wir leichtere Anfälle nicht füglich als Proben ansehen dürften.

Dies sind die Original-Mittheilungen des Bandes; von den Auszügen würden die Titel schon

unsere Grenzen überschreiten, und wir deuten daher nur auf einige der wichtigeren hin. Ueber Sigaud's *Climat et maladies du Brésil* liegt ein ausführlicher Bericht (S. 38—88) vor. Sigaud scheint eine genügende europäische Erfahrung mitgebracht zu haben, um die Eigenthümlichkeiten des großen Brasiliens in medicinischer Hinsicht bestimmt aufzufassen, und man macht an seinem Werke eine angenehme Bekanntschaft. Dasselbe gilt für Adelmann's 'krankhafte Zustände der Oberkieferhöhle' (Dorpat 1844) und Täsche (Beiträge zur plastischen Chirurgie, Mitau 1844), der Dieffenbach's Weisen verbessern will! (S. 187 u. 212). Condie's Kinderkrankheiten finden beim Hrn Referent. (Hohnbaum) die vollkommenste Anerkennung. Ueber Cholera infantum, ein in Philadelphia so vorherrschendes Uebel, daß Condie vom Entwöhnen der Kinder in den Sommermonaten abräth, sind (S. 310) nähere Angaben gemacht; doch liegt das Räthselhafte des Uebels vielleicht in dem Namen, oder der Classification desselben, indem es nach Ursachen, Verlauf und anatomischen Charakteren zur Enteritis mucosa zu gehören oder eine Art der Tabes infant. zu bilden scheint. Vielleicht ist hier auch ein hereditärer Einfluß im Spiele; indes sucht Verf. die Quellen mehr in der großen Lufttemperatur, Lüftungsverhältnissen etc. Eben so scheinen die Salaamconvulsionen (Grusfrämpfe), die Condie als ein Baumeln des Kopfes von hinten nach vorn bezeichnet (andre etwas anders), nur eine partielle Chorea zu sein; der Beobachtungen sind wenige; relativ viele Fälle endeten in Blödsinn. — Chapman, nach Ref. (Mansfeld) der berühmteste Literat seines Landes (Pennsylv.), bespricht 'the more important diseases of the thoracic and abdominal viscera' nach eigner zu

beachtender Erfahrung und interessiert besonders bei den Bauchleiden: Duodenal=Dyspepsie, Verstopfung, wo die seltensten Fälle gesammelt sind. — Verheyen's 'deux cas d'albuminurie' bei Pferden (S. 348) sind dankenswerth, namentlich weil die vergleichende Pathologie noch durchaus im Urgeu liegt. Marc d'Espine gibt von der 'mortalité gènèvoise' die nackten Data; Ducpetiaux de la mortalité à Bruxelles wird von der fast unübertroffenen Sterblichkeit in Brüssel so schmerzlich, als der Heilkünstler es nur soll, ergriffen. S. 482: 'Wir confiscieren schlechte Speisen und privilegieren Verderbniß des pabulum vitae in jenen Gebäuden, die auf Kosten der Gesundheit ihren hohen Zins tragen.' Noch übler scheint es mit den Behausungen der arbeitenden Classe in New-York bestellt, nach Griscom (the sanitary condition etc.). 'Ich könnte nicht zu hoch auftragen, selbst wenn ichs wollte', sagt er in Betreff des Wasser-, Luft- und Lichtmangels, der Ansammlung von Nephritis u. 'Daher auch die Verbreitung von Fiebern unter der gleich armen, gleich beengten Population, Fieber, die einen endemischen Charakter zeigen, oft den besseren Häusern vorbeigehen, oder selbst nur die Keller suchen, die Häuser darüber schonen.' Schlimm ist es, daß nach einem allgemeineren Resultat physisches und morales Elend gleichen Schritt hält. In Brüssel liefern gewisse Classen 73, 83, selbst 99 p. C. uneheliche Kinder.

Auf die Sammlungen und Gesellschaftsschriften, namentlich die besseren oder in Deutschland seltenen, wendet die Redaction offenbar mit Recht eine besondere Sorgfalt; denn obgleich sie leicht für Jeden etwas enthalten, sind sie doch kaum einem Einzelnen zugänglich. Der vorliegende Band bringt:

die Memoiren der französischen Militärärzte Vol. 54, 55; sie sind meistens reich an seltenen, tüchtigen, chirurgischen, climatologischen zc. Beobachtungen und geben ein treffliches Zeugniß vom wissenschaftlichen Standpunct der franz. Militär-Medicin; so z. B. Turnari über afrikan. Ophthalmie (S. 220), Haspel's, Sourdain's zc. Abhandlungen über Leberabscesse (S. 518) zc. Dem norwegischen Magazin (S. 355), in der Hand eines berühmten Dermatologen, sind besonders die Beobachtungen über die nordische Lepra eigen; wie es scheint berühren sich auch hier die Extreme, indem die Haut, ihren Lebensgesetzen folgend, sowohl durch Hitze als Kälte, oder vielleicht durch die Uebergänge der Temperatur, erlahmt und erkrankt. — Das Journal der Lissaboner Societät (Tom. 17 u. 18) gewährt materiell allerdings wenig; die Societät ist vorherrschend mit sich und den inländischen oder localen Interessen beschäftigt; aber welchem gebildeten Arzte wären nicht auch letztere wissenschaftlich! — Die Verhandlungen der Londoner Societät verdienen allerdings ihre Weltberühmtheit, und der 9te Band, 2ter Reihe (S. 379) gehört zu den besseren. Kühne Chirurgie bezeichnet ihn wie die frühesten; anatomische Pathologie stammt gleichsam aus der jüngsten Vergangenheit, der Franzosenherrschaft; — Mikroskopie und Chemie, gegenwärtig deutsche Disciplinen, geben dem Bande die moderne Weihe.

Das holländische Archiv, von Heije, III. Th., 38 u. 48 Stück, geht langsam und sicher einher, durch Streben für Verbesserung des Medicinalwesens, des Unterrichts, der Literatur diesmahl ganz besonders charakterisirt; vom Brüsseler Journal, Jahrgang 1844, hingegen erhalten wir mehr Bräue als Brocken, mehr Titel als Mittel, und wäre zu wünschen, daß, im Falle spätere Jahrgänge eine gleiche

Bearbeitung zweckmäßig erscheinen ließen, den Ueberschriften ein möglichst kleiner Raum angewiesen würde, wie wir's bei der sonstigen Concentration der Zeitschrift wohl gewohnt sind.

Die nur recensierten, mehr bibliographisch behandelten Schriften (Nr. 52 — 106, worunter Nr. 89 bis 106 Groninger Dissertationen) enthalten vom Ausland einiges, vom Inland aber manches Ausgezeichnete; z. B. Zahn's, Mulder's Chemie, Geiger's Botanik, Weller's Heilquellen, Brück's Driburg, Krahmer's Silber, Rau's Regenbogenhaut, Marx' Afesios, Wendt's Gicht u., aber erlauben hier kein näheres Eingehen.

Wir haben noch die Journal = Artikel zu erwähnen, welchen die Rubriken: Erfahrungen und Vermischtes bestimmt sind. Erstere, dießmahl zur Anatomie, Chirurgie, Materia med. gehörend, berühren offenbar die starken Seiten oder ergiebigsten Quellen des Auslandes und lassen bei der großen Masse von Zeitschriften eine zwar schwere, doch gute Wahl zu. Auch bringen sie ohne allen Zweifel manches durchaus Unentbehrliche; — allein ein der Hamburger Zeitschrift eigenthümlicher Vorzug scheint uns nur das 'Vermischte', aus aller Welt Zusammengeholt zu sein, wo Centurien von Journal = Artikeln, oft überseeischen Ursprungs, auf einem Bogen — begreiflich nur skizzirt — erscheinen. Man vergleiche z. B. die Massen S. 273 bis 288. An größeren Artikeln desselben Abschnittes sind zu bemerken: die neuesten pharmakologischen Erfahrungen und Beobachtungen, die Hr Prof. Otto in Copenhagen, aus den Jahren 1843, 1844 ursprünglich in der Bibliothek for Laeger recht gut zusammenstellte, und das Protocoll über die Leichenöffnung des Königs von Schweden aus der Hygiea.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1845. Die vereinigten Staaten von Nordamerika von Friedrich von Raumer. Th. I. XXIV und 552. Th. II. XII und 540 Seiten in Octav.

Ein großer Theil des ersten Bandes dieses vorliegenden Werkes wird von einer historischen Uebersicht eingenommen, die mit einer Schilderung der natürlichen Beschaffenheit des Landes beginnt, zu den Entdeckungen und ersten Ansiedelungen übergeht, hierauf die politische Entwicklung und Durchbildung der Provinzen, ihren Kampf mit dem Mutterlande, die Verfassung der Gesamtrepublik und die der einzelnen Staaten erläutert und endlich die Zeiten der Präsidentschaft von Washington, Adams und Jefferson bespricht.

Hat der Leser hierdurch eine bestimmte historische Grundlage für die richtige Auffassung jetziger Verhältnisse gewonnen, was um so nöthiger war, als letztere meistens aus völlig anderen Bedingungen hervorgegangen sind, als die der europäischen Staaten, so führt ihm der Verf. die Gestaltungen des dortigen Lebens einzeln oder gruppenweise vorüber, überall beflissen, in seinen Beschreibungen, Erläuterungen und Discussionen den rein objectiven Standpunct nach Möglichkeit zu behaupten. So gewiß auf diesem Wege die Darstellung an Frische verliert, indem an die Stelle der raschen, lebendigen Schilderung des primitiven Eindrucks auf das Gefühl des Reisenden, ein ruhiges Abwägen der Licht- und Schattenseiten, statt scharfer, gewandt entworfener Umriffe manigfacher Anschauungen, ein schrittweises Erörtern und vielseitiges Prüfen des nämlichen Gegenstandes tritt, so läßt sich doch nicht leugnen, daß eben dadurch die Annäherung zur Wahrheit außerordentlich erleichtert wird. Und ge-

rade hinsichtlich der Vereinigten Staaten thut dieses über Alles Noth! Oder sollte man etwa in die in der Vorrede dieses Werkes ausgesprochene Klage über die vielen schiefen und ungesunden, häufig einander widersprechenden Urtheile nicht einstimmen, welche flüchtige Reisende, die keinen andern Maßstab für die Kritik als die eingewohnten europäischen Zustände besitzen, über das öffentliche und häusliche Leben in den Vereinigten Staaten fällen? Der Vf. gesteht, daß, im Gegensatz zu den Voraussetzungen von Freunden, seine Bewunderung und Liebe für Nordamerika nach der Selbstschauung noch gestiegen sei, und er hält es deshalb um so mehr für seine Pflicht, auch die minder liebenswürdigen Erscheinungen nicht zu verheimlichen oder zu bemänteln. Wem es um wahre Belehrung zu thun ist, wer nicht lediglich nach pikanten Neuigkeiten hascht, oder nur eine Bestätigung seiner eigenen, durch den Zufall gebildeten Ansichten will, muß dem Vf. für dieses Verfahren dankbar sein. Aber der großen Menge der Leser, die ein fertiges Bild mit Unterschrift verlangen, um der Mühe überhoben zu sein, aus den reichhaltigen Mittheilungen sich selbst ein Urtheil zu bilden, ist es allerdings unbequem.

Wir begegnen hier nach einander einer Reihe der eigentlichen Lebensfragen der Vereinigten Staaten, durch deren Auseinandersetzung die innere Entwicklung der Republik in der neuesten Zeit vor uns aufgerollt wird. Den Anfang derselben macht die Sklavenfrage, deren historische, rechtliche und philosophische Erörterung immerhin auch bei jeder andern beliebigen Gelegenheit ihre Stelle hätte finden können, hier aber zur richtigen Auffassung des hochwichtigen Gegenstandes schwerlich ganz übergangen werden durfte. Die Stimme der Freunde der Emancipation findet hier eine gleiche

Beachtung wie die der Gegner derselben, und indem der Verf. aus den auf diesen Gegenstand bezüglichen gesetzlichen Bestimmungen, den hierüber in Wort und Schrift gepflogenen Unterhandlungen und den während der Reise sich ihm aufdrängenden Ansichten ein faßliches Resumé gibt und dieses durch statistische Nachweisungen in Bezug auf das Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung in Sklavenstaaten und freien Staaten bereichert, bietet er dem Leser Gelegenheit, das eigene Urtheil zu begründen oder zu erweitern. Erst nachdem dieses geschehen, spricht er die eigene Meinung dahin aus: 'So wie ich in der Abschaffung des inneren Sklavenhandels das erste große Mittel zu einer wesentlichen Verbesserung der Verhältnisse erblickte, so betrachte ich als das zweite keinesweges eine plötzlich erzwungene, in Wahrheit unmögliche politische Gleichstellung der Neger und der Weißen; sondern eine an manchen Orten bereits begonnene, allmähliche und freiwillige Ueberlassung von Grundeigenthum. So anstößig es auch klingen mag, scheint mir die Einführung einer Art von Schollenpflichtigkeit, von *glebae adscriptio*, als eine Maßregel, welche in den Sklavenstaaten materielle und politische Sprünge vermeidet, einen besseren Zustand in sich schließt und zu einem noch besseren vorbereitet. Es bleibt der ehemahlige Sklave dann kein bloßes sachliches Besitzthum ohne Anerkennung oder Achtung seiner Persönlichkeit, sondern er fußt auf sicherem Grunde und Boden; er bleibt nicht eine bewegliche, nach Belieben einzeln wie das Vieh zu verkaufende Waare, sondern ihm wird die Möglichkeit des Erwerbs und des Eigenthums eröffnet; ja der schollenpflichtige Mensch ist in vielen Beziehungen besser daran, als der maschinenpflichtige.'

An diese Frage reiht sich die verwandte, mit der-

selben Vielseitigkeit erwogene, über die Stellung der Indianer und der Eingewanderten in den einzelnen Provinzen. In Bezug auf die Zukunft, welche sich den Letzteren in der neuen Welt erschließt, heißt es: 'Jeder Auswanderer muß Muth des Charakters besitzen, er muß auf große Anstrengungen und bittere Entsayungen gefaßt sein; wenn er diese aber mit gesundem Leibe und kräftiger Seele übersteht, und sich in die neuen Zustände zu finden weiß, werden reiche Früchte fast nie ausbleiben, er wird sich in der Regel besser befinden, als zuvor in der Heimath.' Hierauf geht der Vf. zu der Bevölkerung, dem Ackerbau, den Manufacturen, dem Handel und den beiden dienenden großartigen Anlagen über, bespricht die in unseren Tagen manchem gerechten Tadel unterzogenen Banken, die Abgaben und Finanzen, den Zolltarif, Heer, Landwehr und Flotte, Gefängnisse, Armenwesen, milde Stiftungen, Polizei und Verwaltung.

Diese eben so anziehenden als lehrreichen Untersuchungen werden in dem zweiten Bande wieder aufgenommen. Die politischen und religiösen Bewegungen, welche sich in dem jungen, an Kraft überfließenden Staate kund geben, die höheren und niederen Bildungsanstalten, die Stellung, welche Literatur und Kunst, Religion und Kirche daselbst einnehmen, werden in eigenen Abhandlungen an uns vorübergeführt. Die Auseinandersetzung der auswärtigen Verhältnisse der Vereinigten Staaten führt zu einer reichhaltigen Discussion über das Staatsrecht und öffentliche Leben daselbst. Schließlich erhalten wir als Anhang einen aus Reisebriefen ausgezogenen Bericht über die Richtung der Wanderung und die Ereignisse auf derselben.

Dieser gedrängten Angabe des Inhalts sei Ref. verstattet noch nachfolgende kurze Bemerkungen hinzuzufügen. Der Aufenthalt des Vfs in den Verei-

nigten Staaten war ein gemessener, der nicht allein die eigene Anschauung in allen Provinzen nicht gestattete — nur Ohio ist in einer selbständigen Digression behandelt — sondern auch für solche Landschaften, in denen sich der Reisende vorzugsweise aufhielt, ein vorangegangenes ernstliches Studium erheischte, um in dem Gegebenen sofort die geschichtliche Durchbildung desselben vor Augen zu haben und durch Bekanntschaft mit der Ansicht von Geschichtschreibern und früheren Reisenden in einen Kreis bekannter Verhältnisse einzutreten. Wir erkennen demnach in diesem Werke die Forschungen des Historikers, der, mit der Literatur des ihm vorliegenden Gegenstandes wohl vertraut, und geübt im Auffassen historischer Gestaltungen, durch Untersuchungen an Ort und Stelle seine Ansichten stützt und consolidiert. Der Vf. versteht es, eine glückliche Mitte zwischen gelehrten, mit tiefsinniger Speculation und gründlich trockenen Untersuchungen gefüllten Reisetwerken und den mit eleganter Leichtigkeit an uns vorüberstreifenden Lebensbildern zu halten, wie letztere von Frauen u. Männern der Mode uns so reichlich vorliegen. Die, welche den Werth eines Buches nach dem gelehrten Anstriche desselben abzuschätzen pflegen, werden sich mit den hier nicht karglich gebotenen Citaten zufrieden zeigen; wer aber nur für das Confect der Touristen-Literatur Geschmack hat, sei versichert, daß ihm zum Nachtschiff auch hier ein Stückchen desselben gereicht werde. Auch verworrene Materien weiß der Vf. anschaulich zu ordnen, durch Ungezwungenheit in der Darstellung und durch gefälliges Einsflechten von Reflexionen und Parallelen, namentlich in Bezug auf Deutschland, zu würzen. Dadurch entgeht der Leser der Abspannung, die sich so leicht da einstellt, wo ein unermüdlicher Mentor ihn mit seinen immerhin wohlbegründeten Raisonnements fortwährend schult und zuzieht.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

184. Stück.

Den 17. November 1845.

L o n d o n ,

beiz Fellowes 1845. The life and correspondence of Thomas Arnold, late head-master of Rugby School and regius professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penrhyn Stanley. Fifth edition. T. I. XXIII und 440. T. II. XVI und 448 Seiten in Octav.

Der Verf. dieser Biographie, welche der Hauptsache nach aus Correspondenzen geschöpft ist, die zum Theil unverkürzt wiedergegeben sind, enthält sich sorgfältig jedes eigenen Urtheils über den Gegenstand seiner Erzählung. Er will, daß sich dem Leser aus den Aeußerungen und der Handlungsweise des Verstorbenen der Charakter desselben schlicht und voll entfalte. Er greift in dieser Beziehung nie vor; er begnügt sich mit Andeutungen und weiß Thatsachen und Worte für die Beleuchtung so glücklich zusammenzustellen, daß jedem Dritten die Auffassung des Gesamtbildes erleichtert wird. He was, heißt es in der Vorrede, one

of a class whose whole being, intellectual, moral and spiritual, is like the cloud of the poet,

‘Which moveth altogether, if it move at all,’ and whose character, therefore, is far better expressed by their own words and deeds, than by the representation of others. Der Vf. fühlt, daß nur auf diesem Wege eine Zeichnung gewonnen werden kann, die auch Denen, welche das geheimste Leben des Verstorbenen erfaßt hatten, nicht störend entgegentritt, nicht als ein matter Schatten des geliebten Gegenstandes erscheint.

Eine Menge kleiner und sinnig zusammengefaßter Züge mahlen die Jugendzeit Arnolds aus und führen uns in die stille Abgeschlossenheit des häuslichen Lebens. Ueberall drängt sich uns die Einwirkung des öffentlichen Lebens von England auch auf das Gemüth und die sittliche Richtung des Knaben auf. Wie in dem vorliegenden Werke im Allgemeinen ein reicher Schatz für den Pädagogen niedergelegt ist, so stößt man andrerseits auf gediegene Mittheilungen über das Schulwesen Englands, und in den Correspondenzen auf eine Menge trefflicher Urtheile über damahls erschienene Werke auf dem Gebiete der Philologie, Geschichte und Theologie. Von besonderer Wichtigkeit aber sind die hier gegebenen Beiträge für die richtige Auffassung der kirchlichen Bewegungen Englands in der neuesten Zeit und zwar, wie sich erwarten läßt, vornehmlich in Bezug auf die Anhänger von Newman, der einst die durch Arnolds Abgang entstandene Vacanz in dem Corpus Christi College zu Oxford besetzt hatte. Kurz, so reich sich uns die Literatur Englands an gediegenen biographischen Werken zeigt, so wenig kann man Bedenken tragen, daß obengenannte den besten derselben beizugesellen.

184. St., den 17. November 1845. 1843

Für die nachfolgende Anzeige genüge es, besonders die historische und pädagogische Richtung von Arnold hervorzuheben.

Der zu West Cowes auf der Insel Wight am 13. Junius 1795 geborene Thomas Arnold war das siebente Kind von William Arnold, der im Anfange des Jahres 1801 als collector of the customs auf der genannten Insel starb. Als achtjähriger Knabe besuchte er die Schule zu Warminster in Wiltshire, dann zu Winchester, woselbst er bis 1811 blieb. Eine besondere Vorliebe für Geschichte und Geographie gab sich schon frühzeitig in ihm zu erkennen, und Priestleys Vorlesungen über Historie, so wie die Werke von Russell, Gibbon und Mitford, die er als Schüler zwei Mal durchlas, gaben, nächst dem Studium der Theologie, den liebsten Gegenstand seiner Beschäftigung ab. In Dxford, welches er mit zurückgelegtem sechzehnten Jahre besuchte, legte er den Grund zu seiner bleibenden Freundschaft mit Coleridge, dem er in dem Corpus Christi College begegnete, einer Studienanstalt, die für 20 fellows und 20 scholars — von denen damahls schon Viele das Baccalaureat erworben hatten — eingerichtet und bis auf die gentlemen commoners, deren jedoch nicht über 6 sein dürfen, keine independent members zählt. Zahlreiche Candidaten melden sich bei jeder entstandenen Vacanz, und eine strenge Prüfung geht der Aufnahme voran. Ein reger Wett-eifer beselte damahls die Mitglieder dieses College, welche alle laufenden Fragen des Tages im Gebiete der Politik, der Poesie, der Wissenschaften zum Gegenstande ihrer Discussionen machten. In einer solchen Umgebung bewegte sich Arnold mit Leichtigkeit, und die Schärfe seines Urtheils, die Festigkeit seines Charakters, die Gewandtheit und

der Humor, mit welchem er die kleinen literarischen und politischen Fehden zu leiten wußte, erwarben ihm die Liebe und Achtung seiner Genossen.

Arnold, welcher 1818 das Universitätsleben verlassen und unlange darauf sich vermählt hatte, beschäftigte sich nun eine geraume Zeit in Valeham bei Staines mit der Unterweisung und Erziehung von Jünglingen, indem er zugleich dem dortigen Pfarrer häufig Muthilfe im Kirchendienste leistete. Seine spärlichen Mußestunden gehörten der Philologie und Geschichte, und besonders nahm ihn die Anfertigung eines Lexicons zum Thucydides und die Herausgabe desselben Classikers mit lateinischen Noten in Anspruch. Seit er — es war im Jahre 1824 — zuerst mit Niebuhrs römischer Geschichte bekannt wurde, dem ersten deutschen Buche, welches er las, erschloß sich ihm eine neue, reiche Welt, nicht nur vermöge des Zaubers, den Niebuhrs tiefstinnige Forschungen über ihn ausübten, sondern auch in Folge des Eifers, mit welchem er von nun an mit der deutschen Literatur bekannt zu werden trachtete. Arnold hatte sich geraume Zeit mit der Abfassung einer römischen Geschichte von den Zeiten der Gracchen bis auf Trajan beschäftigt; aber er verwarf die eigene Arbeit, seitdem er Niebuhrs Werk gelesen, von dem er sagt: 'It is a work of such extraordinary ability and learning, that it opened wide before my eyes the extent of my own ignorance.' Es war nicht Verzagtheit, was ihn so handeln ließ; aber er fühlte, daß seine Kenntnisse an Schwere, sein Blick an Schärfe zunehmen müsse, wenn er dem großen Deutschen würdig zur Seite stehen sollte. Um so ernster schritt er in seinen Studien fort, und als er 1827 Rom besuchte, war es Bunsen, der Nachfolger im Amte Niebuhrs, der ihn zur

184. St., den 17. November 1845. 1845

Wiederaufnahme seiner Forschungen über die römische Geschichte bewog. Beschäftigungen dieser Art drängten jedoch in ihm die Theologie nicht in den Hintergrund, wie namentlich die 1828 erfolgte Herausgabe des ersten Bandes seiner zu Laleham niedergeschriebenen Sermons zeigt.

Im Jahre 1827 hatte Arnold die head-master-ship zu Rugby durch Wahl erhalten. Seitdem war seine Thätigkeit als Lehrer und Erzieher nicht mehr auf eine kleine Zahl von Schülern beschränkt, sondern das Directorium einer öffentlichen, stark besuchten Schule lag in seiner Hand und bot ihm die erwünschte Gelegenheit, seiner schon in Laleham bewährten Lehrmethode in einem großen Kreise Geltung zu verschaffen. Das mit der Ueberschrift *School life at Rugby* versehene dritte Kapitel gibt in Beziehung hierauf eben so lehrreiche als interessante Mittheilungen. In der Zeit, als Arnold sein Schulamt in Rugby übernahm, trat die Nothwendigkeit immer entschiedener hervor, das Unterrichtswesen in England nach den Anforderungen des Tages umzugestalten und namentlich dem bis dahin ausschließlich betriebenen Erlernen der alten Sprachen andere Zweige des Unterrichts beizugesellen. Dabei galt es, den äußeren und inneren Schwierigkeiten, die sich gerade in England einem Abweichen von der bisher befolgten Weise entgegenstellen mußten, mit Muth, Einsicht und Ausdauer zu begegnen. Arnold wollte vor allen Dingen das Princip christlicher Erziehung zum Grunde gelegt wissen. Es war seine innigste Ueberzeugung, daß die Hauptaufgabe des Schulmannes, gleich der des Pfarrers, in der Seelsorge bestehe. *His education, sagt der Vf., was not based upon religion, but was itself religious.* Erwägt man, daß in England die Schüler im gewissen Grade

eine selbständige Genossenschaft bilden, in welcher die Stimme des Commilitonen häufig mehr Gewicht hat, als die des Lehrers, so wird man die Schwierigkeiten ermessen, mit welchen Arnold zu kämpfen hatte, wenn er seinem System Geltung verschaffen wollte. Die Methode im Unterricht anbelangend, so ging Arnold, im Gegensatz zu vielen damals laut werdenden Stimmen, von der Ueberzeugung aus, daß das Studium der Sprachen, namentlich des Griechischen und Lateinischen, für die Durchbildung des jugendlichen Geistes wie geschaffen sei. Aber andererseits war er der erste Engländer, welcher in einer öffentlichen Schule das Durchdringen der Classiker von Seiten der Politik, Geschichte und Philosophie dem rein sprachlichen Verfahren zur Seite stellte und außer den lebenden Sprachen auch der neuern Geschichte und den mathematischen Wissenschaften ihren Platz im Lehrkursus anwies.

Durch seine Stellung als Dirigent der Schule zu Rugby trat Arnold in das öffentliche Leben ein. Ueberall zeigt sich seine Richtung als eine praktische; er war tief durchdrungen von der Wahrheit der Worte Bacon's: 'In this world, God only and the angels may be spectators'. Deshalb suchte er auf dem Wege der Schrift, weit über den nächsten Kreis seiner amtlichen Thätigkeit hinaus, zu wirken; es war ihm ein unabweisbares Bedürfnis, die in ihm ringenden Gedanken nach außen hervortreten zu lassen. Wenn er den Thucydides herausgab, so geschah es nicht, wie er in der Vorrede sich selbst darüber ausspricht, um eitle Untersuchungen über ferne Zeiten und ein untergegangenes Staatsleben anzustellen, sondern um dem Staatsmann und Bürger einen treuen Spiegel gegenwärtiger Zustände entgegen zu halten; bei

der Abfassung der römischen Geschichte leitete ihn die Ueberzeugung, daß keiner dieselbe so richtig aufzufassen vermöge, als der unter dem Geseße aufgewachsene, mit dem Ringen politischer Parteien wohl bekannte Bürger Englands. Er war von der Ueberzeugung durchdrungen, daß nur ein Whig = Ministerium seinem Vaterlande frommen könne, trug aber andrerseits kein Bedenken, sich dahin auszusprechen, daß political truths are not, like moral truths, to be held as absolutely certain; nor ever wholly identical with the professions or practice of any party or individual.

Das Studium der Geschichte galt Arnold nur als ein Suchen nach Wahrheit. Er verlangte von einem geschichtlichen Werke eine treue Darlegung dessen, was Menschen dachten, was sie liebten, was sie haßten. Er selbst fühlte auf eine schmerzliche Weise, wie viel leichter ihm die Auffassung des politischen, als des philosophischen und biographischen Theils der Geschichte werde. Der griechischen Geschichte widmete er sich mit ungleich mehr Vorliebe als der römischen, obwohl er vornehmlich der letzteren seine schriftstellerische Thätigkeit zuwandte. Hierauf mochte das Vorbild Niebuhrs und die Aufmunterung Bunsens, an welchem er mit hingebender Liebe hing, in gleichem Grade einwirken, als die Ueberzeugung, daß die Geschichte Roms gewissermaßen die Geschichte der Welt in sich schließe und daß er in den Römern ein Volk vor sich habe, welches sich vor allen andern durch Achtung von dem Geseße und Liebe zu den heimischen Institutionen auszeichnete. Den Hauptgegenstand seiner Studien aber gab fortwährend ein Werk über Christian politics, or church and state ab. Und während er solchergestalt allen Pflichten seiner amtlichen Stellung mit der höchsten Ge-

wissenschaftigkeit entsprach und die spärlichen Muße-
stunden ausschließlich auf seine gelehrten Arbeiten
zu verwenden schien, tauchte in England keine
Frage von Bedeutung im Gebiete der Politik oder
des kirchlichen Lebens auf, an der er nicht, wie
seine hier mitgetheilten Briefe und einzelne, theils
unabhängig (z. B. the principles of church re-
form), theils in Zeitschriften und encyclopädischen
Werken erschienenen Abhandlungen erhärten, das
lebendigste Interesse genommen hätte. 'I sympa-
thized', schreibt er im März 1831 an Bunsen,
fully with the Revolution in July, but if this
detestable warlike spirit gets head amongst the
French people, I hope, and earnestly believe,
that we shall see another and more effectual
coalition of 1815 to put it down. Nothing
can be more opposite than Liberalism and Bo-
napartism; and, I fear, the mass of the French
people are more thirsting to renew the old
career of spoliation and conquest than to estab-
lish or promote true liberty; "for who loves
that, must first be wise and good." My hope
is that, whatever domestic abuses may exist,
Germany will never forget the glorious strug-
gle of 1813, and will know that the tread of
a Frenchman on the right bank of the Rhine
is the worst of all pollutions to her soil. And
I trust and think, that the general feeling in
England is strong on this point, and that the
whole power of the nation would be heartily
put forth to strangle in the birth the first
symptoms of Napoleonism.'

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

185. 186. Stück.

Den 20. November 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'The life and correspondence of Thomas Arnold, late head-master of Rugby School and regius professor of modern history in the university of Oxford. By Arthur Penrhyn Stanley.'

In einem vier Jahre später abgefaßten Schreiben an Bunsen spricht er mit Begeisterung über dessen hymnologische Arbeiten und über den wunderbaren Reichthum, welchen Deutschland an Kirchenliedern besitzt; er versucht es, manche derselben, die ihm besonders ins Herz gedrungen sind, als 'Seele, du mußt munter werden' oder 'Der Mond ist aufgegangen' oder 'O Ewigkeit, o Ewigkeit' ins Englische zu übersetzen. Das Urtheil, welches Arnold 1836 gegen Bunsen über ein Werk fällt, welches damals in Deutschland auf wahrhaft unerhörte Weise die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich lenkte, möge bei dieser Gelegenheit hier noch mitgetheilt werden. Es lautet also (II. S. 61):
What a strange work Strauss' Leben Jesu

appears to me, judging of it from the notices in the *Studien und Kritiken*. It seems to me to show the ill effects of that division of labour which prevails so much amongst the learned men of Germany. Strauss writes about history and myths, without appearing to have studied the question, but having heard that some pretended histories are mythical, he borrows this notion as an engine to help him out of Christianity. But the idea of men writing mythic histories between the time of Livy and Tacitus, and of St. Paul mistaking such for realities!'

Im Jahre 1835 erhielt Arnold durch Spring Rice, welcher damals das Amt eines Chancellor of the Exchequer bekleidete, den Antrag das office of a fellowship in dem Senat der neuerdings errichteten Universität zu London zu übernehmen. Weder die hiermit verknüpften Geschäfte und Streitigkeiten, noch wiederholte Reisen in seinem Vaterlande und nach dem Continente, unterbrachen seine Studien über Thucydides, dessen Ausgabe eine abermahlige Auflage erlebte, und für die römische Geschichte.

1841 wurde an Arnold durch Lord Melbourne die durch den Tod von Nares erledigte Professur der neueren Geschichte an der Universität zu Oxford angeboten. Somit ging das geheimste Hoffen seines Lebens in Erfüllung. Mit welchen Erwartungen andererseits die Hochschule den gefeierten Gelehrten in ihrer Mitte aufnahm, ergibt sich aus dem ungewöhnlich zahlreichen Auditorium, vor welchem er seine Inauguralrede hielt. Glühend für seine Wissenschaft, freudiger Pläne voll für ein in mehrfacher Beziehung zu regenerierendes Leben der Universität, in Wort und That ein ganzer Mensch,

185. 186. St., den 20. November 1845. 1851

konnte ihm die ungetheilte Liebe der academischen Jugend nicht fehlen. Es war seine Absicht, in einer Reihe von Vorlesungen die Geschichte der Civilisation Englands vorzutragen, und zwar völlig nach Analogie des bekannten Werkes von Guizot. Nebenbei sollten die bedeutendsten Erscheinungen des Mittelalters und der neuern Zeit in biographischen Skizzen den Zuhörern vorübergeführt werden. Inmitten dieser Studien raffte ihn am 12. Junius 1842 der Tod hinweg. Ein nur kurzes Unwohlsein ging seinem Scheiden voran; noch am Morgen vor dem letzten Tage seines Lebens hatte er Jünglinge aus Ranke's Geschichte der römischen Päpste examinirt. — Sechs Bände Sermons, seine 'Fragmente über Kirche und Staat', die Herausgabe des Thucydides in drei Bänden, die Geschichte Roms in drei Bänden (1838, 1840, 1842), die leider mit dem Ende des zweiten punischen Krieges abbricht, und 'die Einleitung in die neuere Geschichte' (1842) zeugen, außer einer großen Menge von Abhandlungen, die entweder selbständig erschienen, oder sich in Zeitschriften zerstreut finden, von seiner literarischen Thätigkeit.

Schließlich sei Referent verstattet, aus einem im Appendix des zweiten Bandes mitgetheilten Tagebuche Arnolds folgenden interessanten Passus mitzutheilen. Er gilt als Erwiederung auf die Behauptung Guizots, daß Frankreich an der Spitze der europäischen Civilisation stehe. 'Foreigners say that our insular situation cramps and narrows our minds; and this is not mere nonsense either. If we were not physically a very active people, our disunion from the Continent would make us pretty nearly as bad as the Chinese. Now it is very true that by our distinctness we have gained very much —

more than foreigners can understand. A thorough English gentleman — Christian, manly and enlightened — is more, I believe, than Guizot or Sismondi could comprehend; it is a finer specimen of human nature than any other country, I believe, could furnish. Hav.

L o n d o n.

Edward Moxon, Dover Street 1844. Remarks on Mr. J. P. Collier's and Mr. C. Knight's Editions of Shakespeare by the Rev. Alexander Dyce. VIII und 299 Seiten in Octav.

Hr Dyce, der als Herausgeber mehrerer älteren englischen Dramatiker bekannt ist, gibt in diesem Werke sein Urtheil ab über die von Collier und Knight besorgten Ausgaben Shakspeares, die in England sowohl als in andern Ländern vielen Beifall und große Verbreitung gefunden haben. Sein Urtheil weicht von dem des größeren Publicums sehr ab; denn er mißbilligt den von Collier und Knight eingeschlagenen Weg ganz entschieden, und unternimmt es zu zeigen, daß von ihnen der Text des Shakspeare nicht verbessert, wie man bisher geglaubt, sondern um Vieles verschlechtert sei. Zu diesem Zwecke geht er die Shakspeare'schen Dramen durch und sucht die Irrthümer der Herausgeber an den einzelnen Stellen nachzuweisen. Wir können in dieser Anzeige auf das Einzelne nicht eingehen, sondern nur im Allgemeinen andeuten, welcher Art diese Irrthümer sein sollen.

Die meisten Angriffe sind gegen Collier gerichtet: es wird ihm vorgeworfen, daß er die Lesarten der alten Quart- und Folioausgaben mit großer Hartnäckigkeit festgehalten habe, wo der Sinn eine Aenderung verlange; daß er, um sie zu schützen,

zu höchst gezwungenen Erklärungen seine Zuflucht genommen und der Sprache Gewalt angethan habe. — Bekanntlich ist der Text in den meisten früheren Ausgaben durch Conjecturen entstellt, und man muß daher jedenfalls die Vorsicht anerkennen, mit der Collier zu Werke gegangen ist, um willkürliche Aenderungen zu vermeiden. Er hat alle Quart- und Folioausgaben auf das sorgfältigste verglichen, und manche treffliche alte Lesart wieder hergestellt, die man vor ihm entweder ganz übersehen oder mit Unrecht verworfen hatte. Nun ist freilich zuzugeben, daß Collier in seinem Bestreben das Alte in Schutz zu nehmen etwas zu weit gegangen ist. Die alten Ausgaben enthalten viele offenbare Fehler, und wenn schon in solchen Stücken, die wir sowohl in Quart- als in Folioausgaben besitzen, Conjecturen hier und da gestattet werden müssen, so ist dieß noch weit häufiger der Fall in denen, die nur in Folioausgaben auf uns gekommen sind. Wenn die alten Lesarten durchaus keinen Sinn geben, so verwirft sie natürlich auch Collier; allein zuweilen vertheidigt er sie, wenn sie zwar durch Spitzfindigkeiten allensfalls erklärt werden können, aber nicht recht in den Zusammenhang passen und den Gedanken unklar machen, oder uns zwingen einen Ausdruck gelten zu lassen, der weder eigenthümlich Shakspeareisch ist noch sich sonst in der alten Sprache nachweisen läßt. Jedoch Fälle der Art sind keineswegs häufig; in der Mehrzahl der Fälle, wo Hr Dyce eine Aenderung für nöthig hält, Collier aber die alte Lesart bewahrt, wird Jedermann dem Letzteren Recht geben; zuweilen setzt Hr Dyce eine ganz profaische Wendung an die Stelle eines schönen, poetischen Ausdrucks, der zwar kühn und ungewöhnlich, aber doch echt Shakspeareisch ist. — Hr

Dyce tadelt ferner in Colliers Ausgabe die Anordnung der Verse, die sich meistens streng an die in den alten Ausgaben gegebene anschließt. Er ist der Ansicht, daß Steevens und andere Herausgeber allerdings mit Unrecht die Shakspeare'schen Verse ganz regelrecht zu machen gesucht hätten, daß aber solche Willkürlichkeiten, wie sie Collier Shakspeare zuschreibe, unerhört seien; er dulde dreizehn- und vierzehnsilbige Verse, er lasse oft mehrere unvollständige Verse auf einander folgen (ein einzelner dürfe wohl vorkommen), er schreibe häufig als Vers, was offenbar Prosa sei, u. dgl. mehr. Hr Dyce ist, wie es scheint, eben so wenig fähig, den Shakspeare'schen Vers richtig zu beurtheilen, als Steevens es war, und erhielten wir je von ihm eine Ausgabe Shakspeare's, so würden darin gewis auf jeder Seite Aenderungen gemacht sein, um in die Verse Gleichmäßigkeit zu bringen. Shakspeare hat den Blank-Vers eben dadurch weiter ausgebildet, daß er ihm größere Manigfaltigkeit und eine freiere Bewegung gegeben, und die getadelten Willkürlichkeiten sind meistens Schönheiten. Das hat Collier in seiner History of English dramatic poetry to the time of Shakspeare, zur Genüge gezeigt, und er verfährt in seiner Ausgabe Shakspeare's mit Recht dieser Ansicht gemäß.

Hr Dyce bemüht sich außerdem darzuthun, daß Collier die ältere englische Sprache zu wenig kenne, um im Stande zu sein, Shakspeare zu erklären; er erläutert mehrere Ausdrücke, die Collier nicht recht verstanden hat, durch eine Menge von Stellen aus älteren Dramatikern, und sucht uns zu zeigen, wie sehr er selbst in der älteren Literatur bewandert ist. Diese Bemerkungen über den älteren Sprachgebrauch sind recht schätzbar; aber es ist

185. 186. St., den 20. November 1845. 1855

höchst unbillig, Collier, der sich seit dreißig Jahren unermüdlich mit der älteren englischen Literatur beschäftigt hat, deshalb Unkenntnis der älteren Sprache vorzuwerfen, weil ihm einige veraltete Redensarten entgangen sind. Wie viele Ausdrücke hat Collier dafür in Shakspeare erläutert, die man früher nicht verstand; und wäre es nicht sein Bestreben gewesen, sich bei der Erklärung so kurz als möglich zu fassen, so hätte es ihm nicht schwer fallen können, eine Menge von Beispielen zur Erläuterung veralteter Ausdrücke anzuführen.

Was Hr Dyce sonst noch an Colliers Ausgabe zu tadeln findet, ist zu unbedeutend, als daß es eine Erwähnung verdiente. Es ist klar, daß es Hr Dyce weniger um die Sache zu thun ist, als darum, Colliers Verdienste herab zu setzen; er hebt sehr viele Kleinigkeiten hervor und bespricht nur wenige wichtige Stellen; die vielen trefflichen Verbesserungen des Textes, die wir Collier verdanken, erwähnt er gar nicht; er hätte wenigstens die außerordentliche Sorgfalt, mit der Collier alle alten Ausgaben verglichen hat, anerkennen sollen, aber, davon weit entfernt, macht er seinem Ingrim, der eine besondere uns unbekannte Ursache haben mag, in rohen Ausdrücken Lust, wie: all but nonsense, — flagrant nonsense, — prodigious absurdity, — very short of insanity. Nur das von Collier mit dem größten Fleiße geschriebene 'Leben Shakspeares' kann er nicht umhin als eine gute Arbeit gelten zu lassen.

Auf Knight nimmt Hr Dyce weniger Rücksicht als auf Collier, und er behandelt ihn meistens glimpflicher. Die zwei von Knight besorgten Ausgaben Shakspeares sind recht verdienstlich. Den Text hat er nach denselben Principien als Collier revidiert, jedoch hat er nicht so sorgfältig, als die-

fer, die alten Ausgaben verglichen und über sie berichtet. Im Einzelnen weicht er oft von Collier ab, indem er bald die alte Lesart festhält, wo Collier sie verwirft, bald sich eine Conjectur erlaubt, wo Collier den alten Ausgaben treu bleibt. Im Ganzen ist der von Collier gegebene Text vorzuziehen. Hr Dyce hätte in Bezug auf die Feststellung des Textes bei Knight viel mehr zu tadeln finden können, als bei Collier. Was den Vers anbetrifft, so gestattet Knight dieselben Freiheiten als Collier. Auf die Erklärung hat Knight großen Fleiß verwandt, aber es fehlt ihm eine genaue Kenntniß des älteren Sprachgebrauchs; denn er hat erst vor einigen Jahren angefangen, aus der älteren Literatur ein besonderes Studium zu machen. Auch in diesem Punkte hätte Hr Dyce Knight eher tadeln dürfen als Collier.

Ref. bemerkt noch, daß Tieck's kritische Anmerkungen zum Macbeth, die Knight erwähnt und zum Theil lobt, von Hr Dyce sehr scharf beurtheilt werden. Er sagt S. 192: That Tieck, a man of fine genius, can fully enter into the spirit of Shakespeare's works, is not to be doubted for a moment; but that he is utterly incompetent to write verbal criticism on the meanest, far less on the greatest of English poets, is most clearly shewn by every one of those remarks on the present play, which Mr. Knight has transplanted into his notes. — Gifford was indignant at the follies of the bygone editors of Shakespeare; but what would he have felt, had he lived to see one of the poets greatest tragedies illustrated by an importation of nonsense from Germany!

Seiner Beurtheilung der neuesten Ausgaben Shakspeares hat Hr Dyce einige Bemerkungen

185. 186. St., den 20. November 1845. 1857

über Giffords Ausgabe von Ben Jonsons Dramen beigelegt, die zum Theil gute Erläuterungen von veralteten Ausdrücken enthalten, welche Gifford nicht richtig erklärt hat. Th. M.

L o n d o n .

James Bohn 1842. A Description of some ancient Monuments, with Inscriptions, still existing in Lydia and Phrygia, several of which are supposed to be Tombs of the early Kings. Illustrated with Plates, from Sketches made on the Spot, by John Robert Stuart, Esq. Member of the Royal Asiatic Society. 17 Seiten in groß Folio.

Auf einer Reise von Smyrna nach Constantino-
pel im Frühjahr 1837 benutzte Hr Stuart die erwünschte Gelegenheit, von einem ihm früher schon befreundeten armenischen Handelsmanne begleitet zu werden, zur genauern Erforschung äußerst merkwürdiger Denkmähler des Alterthums in wenig besuchten Gegenden, deren Zeichnungen sieben-
zehn Kupfertafeln in so großem Formate wieder-
geben, daß es der Verf. gerathen fand, sie nur mit einer kurzen Erläuterung auf eben so vielen Seiten zu begleiten. Man braucht aber nur den Inhalt der Kupfertafeln anzugeben, um deren hohen Werth zu erkennen. Die erste Tafel liefert das uralte steinerne Bild der Niobe auf dem Berge Sipylus, die zweite eine in den Felsen dieses Ber-
ges eingehauene Grabkammer, die dritte drei Sculpturen in Haut-Relief an einem weißen Mar-
morfelsen bei dem Badeorte Humam zwischen Ghiuldiz und Sirghié, die vierte das steinerne Grabgewölbe in einem Walde bei Afsghan-Khiu, die fünfte eine Felsenpartie bei Kurkh, die einem

sitzenden Affen ähnlich sieht, die sechste des Aga's Haus in Gombet=li über einem Felsengrabe, dessen Schönheit den Verf. bewog, dessen Abbildung auf der sechzehnten Tafel zum Titeltupfer zu bestimmen. Nahe dabei war ein altphrygisches Grabmahl, welches die siebente Tafel liefert; zwei andere fand der Verf. außer dem berühmten Midas=Grabmahl im Thale von Dogan=lu, dessen Eingang von Südwesten die achte Tafel zeigt. Beide Grabmäler sind theils einzeln, theils sammt den Felsen, auf welchen sie eingehauen sind, auf der neunten und zehnten, dreizehnten und vierzehnten Tafel abgebildet, während das Midas=Grab die elfte, und ein kleiner in den Felsen gehauener dorischer Tempel die zwölfte Tafel füllt. Dazu fügt die funfzehnte Tafel noch ein Felsengrab bei Yapul=dâk, und die siebenzehnte sieben phrygische Inschriften der Denkmähler in der Ebene von Dogan=lu.

Folgen wir dem Reisenden von Orte zu Orte, so kommen wir zuerst nach Manessia oder Magnesia am Sipylus mit der uralten Abbildung der Niobe in Stein, die sich dadurch noch ziemlich erhalten hat, weil sie in einer Nische des hohen und steilen Felsenberges ausgehauen ist. Das Bild der sitzenden Niobe, welches schon der Sänger der letzten Rhapsodie der Iliade XXIV, 614 kannte, gehört offenbar einer Zeit an, in welcher man den Figuren noch keine freie Bewegung gab. Des Pausanias Beschreibung I, 21. vgl. VIII, 2 verräth aber, daß er es nicht in solcher Nähe betrachtete, als Hr Stuart, welcher die Mühe des Hinaufkletterns nicht scheuete. In der höchst einfachen, aber mühsamen Ausföhrung der in zwei Theile getheilten Grabkammer des Marmorfelsen ohne Inschriften und Verzierungen

185. 186. St., den 20. November 1845. 1859

erkennt dieser ein königliches Grabgewölbe aus der frühesten Zeit. Jünger sind die Sculpturen eines kleinen Badeortes Humam, in dessen zahllosen Altären und Grabmählern unser Verf. Spuren einer Zerstörung durch das Erdbeben unter Tiberius zu bemerken glaubte. Drei Nischen gleichen durch ihre Verzierungen dreien Ehrenpforten, in deren mittlerer ein Jüngling mit phrygischer Mütze oder vielmehr in lydischer Tracht von zweien Hunden begleitet erscheint, von welchen der eine zu ihm aufblickt, der andere aber den Kopf zur Erde bückt. In der rechten Nische geht eine Frau unter eines Baumes Beschirmung ins Bad, in der linken wird ein Todter betrauert, zu welchem ein Jüngling vom Himmel herabgekommen scheint. In die lydischen Königsgräber am Gygäischen See, wußte unser Vf. keinen Eingang zu finden; aber in Ghordiz copierte er verschiedene Inschriften, deren zwei den alten Namen der Stadt Julia Gordus verriethen. Des Räuberhauptmanns Kleon festen Aufenthalt Kallydion, wovon Strabo XII, 8, 9 spricht, fand er bei dem benachbarten Dorfe Khyadjik wieder, so wie den Namen Blauadus nicht nur auf einer Münze, sondern auch auf einem Grabsteine zu Solyman=li unweit Ghiobek. Den alten Namen von Ushak, wo die größten türkischen Tapeten verfertigt werden, konnte er nicht entdecken, aber in Ghiediz das alte Gadi nicht verkennen, obgleich dieser Ort acht englische Meilen vom Hermus entfernt liegt. Im Dorfe Chav=der sah er die weiterstreuten Ruinen der Stadt Azani, in Kiutaieh eine Inschrift mit dem Namen Cotyaium. Von hieraus wollte er Dogan=lu besuchen, verirrte sich aber südlich nach Dogan=lar, von wo ihn der Aga zu einem merkwürdigen Grabgewölbe aus

hohem Alterthume führte. Unter anderem, was der Vf. durch seine Verirrung zu sehen bekam, schien ihm am merkwürdigsten der Felsen, welcher einem sitzenden Affen gleicht. Nach vielen Umwegen durch einsame Gegenden, wohin nach der Versicherung der vorgefundenen Bewohner noch kein Europäer gekommen war, gelangte er nach eines Uga's Hause, welches über dem schönen Felsen-grabe des Titelpfers auf Säulen erbauet ist.

Referent ist nicht geneigt, den Namen Solon, welchen Hr Stuart in einer der einfach ausgehauenen Kammern dieses Felsengraves las, mit ihm auf einen Nachkommen des Gesetzgebers zu beziehen; aber die Sculpturen der einem Tempel gleich verzierten Außenseite scheinen irgend etwas Religiöses anzudeuten. Ob der Schild im Giebel, zu dessen beiden Seiten ein Adler steht, auf den Omphalos des pythischen Drakels deute, bleibe dahin gestellt; aber zu den Seiten der gehenkelten Base an der Vorderwand könnte wohl der rück-schreitende Löwe und die vorschreitende Löwin eine Beziehung auf das darunter befindliche Sonnenhaupt zur Rechten und die Buckelkuh zur Linken haben, da des Berfs Annahme eines Buckelochsen nicht nothwendig, und die des Medusenhauptes sogar irrig scheint. Das phrygische Grabmahl in der Nähe eines Fichten- und Eichenwaldes bei Gombet=li enthielt in seinem Innern, in welches man durch eine obere Oeffnung blicken konnte, weder Inschriften, noch Verzierungen; aber die Außenseite stellte ein zierlich aufgebautes Haus nach phrygischer Bauart mit verschlossenem Eingange vor. Bei einem Derwischgrabe fand der Berf. zwar eine Marmorplatte mit einer Inschrift, die das einstige Dasein einer Stadt verrieth, aber deren Namen nicht angab. Als er endlich das

185. 186. St., den 20. November 1845. 1861

Thal von Dogan=lu erreichte, stieß er sogleich auf ein Felsengrab, dessen Inneres nicht aufzufinden war, dessen Aeußeres aber griechischen Geschmack mit dem phrygischen verband. Die äußere Verzierung des berühmten Midasgrabes vergleicht er mit einer Tapetenwand. Ein anderes altphrygisches Grabmahl auf der Westseite von Dogan=lu zeigt im Giebel zwei verschlossene Thüren, deren Stellen auf einem Grabmahle in Yapul=dâk zwei Pferde einnehmen. Unter den vielfachen Todtenkammern der benachbarten Felsen sind auch christliche, mit dem Kreuze bezeichnet, so wie sich eine christliche Capelle mit Spuren von Heiligenbildern und allerlei Emblemen in bemahltem Stuck daselbst befindet. Merkwürdiger ist jedoch ein Felsengrab in Form eines kleinen dorischen Tempels mit einzelnen Spuren kurzer griechischer Inschriften. Vielleicht ist auch auf unserm Verfs Inschriftentafel Nr. 4 ABASILAIKIO [*axio*] eine dorisch-griechische Inschrift, ob sie gleich neben einer phrygischen Nr. 5 und einer Figur in altpersischer Tracht eingegraben sein soll. Wenigstens weicht sie von allen phrygischen Inschriften nicht nur durch den Mangel eines Worttheilers, sondern auch durch den Gebrauch eines Lambda, das sich in keiner phrygischen Inschrift findet, und durch eine Gestalt des Sigma ab, welcher nur das Sigma der Midasinschrift gleicht.

Es ist bekannt, daß Osann die Midasinschrift als die erweislich älteste griechische zu erklären versuchte, und sie um des darin befindlichen Namens des Midas willen früher eingegraben glaubte, als die zur rechten Seite des Denkmahles von unten nach oben eingehauene Inschrift. Allein nicht nur das S, sondern auch das K und Δ verräth ihr späteres Eingraben oberhalb des Denkmahles, und

da ein gleiches A sich in keiner andern Inschrift zeigt, würde man sie sogar für die jüngste von allen erklären müssen, wenn nicht das S und K in Nr. 6 und 7 noch jünger zu sein schiene. Während die Seiteninschrift dieses Denkmahles so deutlich ist, daß sie kaum falsch gelesen werden konnte, ist die obere beim Mangel des Sonnenlichtes schwer zu erkennen, und deshalb früher minder vollständig und richtig copiert. Bei Hn Stuart lautet sie ΑΤΕΣ. ΑΡΚΙΑΕΦΑΙΣ. ΑΚΕΝΑΝΟΙ'ΑΦΟΣ. ΜΙΑΛΙΑΦΑΡΤΑΕΙ. ΦΑΝΑΚΤΕΙ. ΕΛΑΕΣ. womit die Seiteninschrift ΒΑΒΑ. ΜΕΜΕΦΑΙΣ. ΙΠΟΙΤΑΦΟΣ. ΚΦΙΣΑΝ. ΑΦΕΖΟΣ. ΣΙΚΕΜΕΜΑΝ. ΕΛΑΕΣ. zwar nur im letzten Worte übereinstimmt, aber doch auch in den drei ersten Worten ähnliche Nominative gemein hat, deren erster sich als phrygischer Vorname verräth. Die Endungen des zweiten und dritten Wortes sind in beiden Inschriften gleich, und daß das dritte Wort ein Appellativ sei, lehret weniger die Inschrift Nr. 5, welche mit jener Seiteninschrift völlig gleich lautet, nur daß sie *Αναραγασσον* für *Σικεμεμαν* schreibt, als die Inschriften eines andern Denkmahles Nr. 7, worauf Texier seinen Namen eingegraben hat; denn darin kehrt das Wort ΑΚΕΝΑΝΟΓΑΦΟΣ zweimahl nach einem andern Namen wieder. Die Inschriften dieses Denkmahles sind, wie die zwei- und dreizeiligen Nr. 5 und 6, *Βουστροφηδόν* geschrieben, und zwar läßt die Kürze der obersten Zeile vermuthen, daß die untern Zeilen früher zu lesen seien, so wie vielleicht auch das Wort ΝΕΠΕΡΤΟΣ an der Schwelle des Tempels die von oben nach unten verkehrt zu lesende Inschrift ΑΤΑΝΙΣΕΝ. ΚΥΡΣΑΝΕΣΟΝ. ΤΑ beschließt. Unter dem Giebel liest man ΦΡΕΚΥΝ. ΤΕΛΑΤΟΣ. ΣΟΣΤΥΤΥΤΕΡ.

185. 186. St., den 20. November 1845. 1863

ΑΕΜΝΟΣ. ΑΚΕΝΑΝΟΓΑΦΟΣ, oberhalb des Siebels zur Rechten rückwärts ΜΑΤΕΡΑΝ. ΑΡΕΣΑΣΤΙΝ, zur Linken ΒΟΝΟΚ. ΑΚΕΝΑΝΟΓΑΦΟ[Σ]. Über über dem Denkmale liest man zuerst von der Linken zur Rechten ΖΟΣΕΣ*Τ. ΜΑΤΕΡΕΖ. ΕΦΕΤΕΚΣΕΤΙΖ. ΟΦΕΦΙΝ. ΟΝΟΜΑΝ. ΔΑΨΙΤ. ΗΔ, und dann von der Rechten zur Linken ΚΕΔΟΚΕΣ. ΦΕΝΑΨΤΥΝ. ΑΨΤΑΣ. ΜΑΤΕΡΕΖ. In diesen Inschriften erkennt man leicht einen europäischen, besonders griechischen, Sprachcharakter, aber dabei so viel Eigenthümliches, daß deren Deutung aus einer schon bekannten Sprache schwer wird. G. F. Grotefend.

L ü b i n g e n.

Von der, im Verlag der H. Laupp'schen Buchhandlung erschienenen

Neuen Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts von C. R. Köstlin, Dr u. Prof. d. R. hat der Unterz. schon in Nr. 47 des jetzigen Jahrgangs dieser Blätter, in so weit das Werk damahls vorlag, eine Anzeige gemacht. Gegenwärtig liegt nun der inzwischen erschienene Schluß der ganzen Arbeit vor. Unter Bezugnahme auf das schon ausgesprochene Urtheil und resp. dessen Ausdehnung auf diese Schluß-Abtheilung (welche die Seitenzahlen 639 — 935 umfaßt und auch die Inhalts-Übersicht über das ganze System liefert), sei nur bemerkt, daß darin das Dritte Kapitel des ganzen Systems: 'Die verbrecherische Handlung und die Strafe' vom Verf. in drei Abschnitte zerlegt wird, wovon der erste: 'Das Gesetz und die gesetzwidrige Handlung', der zweite: 'Die Strafe', der dritte: 'Die Anwendung der Strafe auf das Verbrechen' zum Gegenstand hat. Ohne

dabei das ganze Fachwerk des Systems zu zergliedern, will Referent nur hervorheben, daß im ersten Abschnitt die Bedeutung des Gesetzes und des Gewohnheitsrechts in strafrechtlicher Hinsicht, die 'criminalistische Nichtverantwortlichkeit der geistig Unreife', die Bedeutung des Moments der Gefährlichkeit der Handlung bei der Bestrafung der Verbrechen, ferner die Lehre von der Nothwehr, von der Bestrafung der im Auslande verübten Verbrechen, von der rückwirkenden Kraft und der Auslegung der Strafgesetze u. s. w. erörtert wird. Der zweite Abschnitt des dritten Kapitels behandelt den Begriff, den Zweck und das Princip der Strafe und dabei dasjenige, womit die meisten Systeme (auch des positiven Strafrechts) beginnen, nämlich eine kritische Darstellung der verschiedenen Strafrechtstheorien. Im dritten Abschnitt finden wir das 'Verhältnis der Strafe zum Verbrechen' insbesondere die Lehre von der Strafzumessung und von der Concurrenz der Verbrechen, endlich von den Gründen, welche die Strafe aufheben: Tod, Verjährung und Begnadigung. In einer Schlußbemerkung wird vom Verf. als zweiter Theil des Systems die Darstellung der einzelnen Verbrechens- und Strafarten zugesagt und dafür die Zweckmäßigkeit einer in das System verflochtenen Darstellung des positiven Rechts anerkannt, was Referent nach den früher gegen die Methode des Verfassers gemachten Ausstellungen nur billigen kann, und wobei man bedauern muß, daß der Verfasser nicht schon bei dieser ersten Abtheilung zu der Ueberzeugung gelangt war, wie eine solche Verbindung auch für den allgemeinen Theil des Strafrechts nothwendig und eine wesentliche Verschiedenheit zwischen ihm und dem s. g. besondern Theile in dieser Hinsicht nicht anzuerkennen ist.

Referent ist auch jetzt noch der Ansicht, daß die Arbeit des Verfs zu den beachtenswerthesten Erscheinungen auf dem Gebiete der neuesten criminalistischen Literatur gehört, so viel man auch gegen die Grundlage des ganzen Systems und viele daraus gezogene Consequenzen einzuwenden haben mag. Zu bedauern ist aber schließlich die ungleiche Behandlung der Lehren, was den Umfang der Darstellung betrifft, indem besonders mehrere zum letzten Kapitel gehörige Materien sehr kurz behandelt sind. Man möchte meinen, der Verf. habe mehr und mehr die Geduld verloren und sei so hastig wie möglich zum Schluß geeilt.

Zachariä.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

187. Stück.

Den 22. November 1845.

K ö l n.

Verlag von F. C. Eisen 1843. Chirurgia forensis specialis oder gerichtsarztliche Beurtheilung der an den verschiedenen Theilen des menschlichen Körpers vorkommenden Verletzungen. Von B. Brach, Dr. und königl. preuß. Kreisphysicus zu Alttenkirchen. XIV und 444 Seiten in Octav.

Wenn seit Bohn's classischem Werke de renunciatione vulnerum, welches bereits 1689 erschien, kein eigenes Werk, der forensischen Chirurgie gewidmet, erschien, so kann es nicht anders als sehr verdienstlich angesehen werden, daß einmal wieder der Gegenstand von dem neuesten Standpuncte der Chirurgie aus bearbeitet und dabei auch gründlich gesichtet wurde. Zwar sind in allen Lehrbüchern der gerichtlichen Medicin auch die chirurgischen Lehrsätze, welche auf die Rechtspflege Bezug haben, überall mit berücksichtigt, oder bei Gelegenheit einzelner gerichtlichen Fälle vereinzelt abgehandelt worden: allein es sind doch hier und da die in den Compendien enthaltenen chirurgischen

Lehren hinter den Fortschritten der Chirurgie neuester Zeit zurückgeblieben, eine Erscheinung, die leicht erklärlich ist, wenn man bedenkt, daß die Lehrer der gerichtlichen Medicin nicht immer practische Chirurgen sind, und noch seltener die Lehrer der Chirurgie die gerichtliche Medicin mit Vorliebe umfassen. Der Verf. hat es daher unternommen, diese Lücke durch vorstehendes Werk auszufüllen, und wir können seine Arbeit nur als eine gelungene bezeichnen, die von den gerichtlichen Aerzten und Rechtsgelehrten mit dem größten Nutzen gebraucht werden kann. Mit großem Fleiße hat der Verf. Alles benutzt, was eine gewählte Literatur ihm darbieten konnte: das Neueste ist überall angeführt, und auf die Werke der besten Chirurgen Rücksicht genommen. Seinem Vorsatze gemäß, nur eine specielle *Chirurgia forensis* zu schreiben, beginnt er auch gleich mit den Kopfverletzungen, und nur mit wenigen Worten bezeichnet er in der Einleitung seine hinsichtlich der Eintheilung der Verletzungen befolgten Grundsätze. In dieser Hinsicht werde hier bemerkt, daß der Verf. wieder zu der alten Eintheilung von *Bohn* zurückgekehrt ist, nach welchem anzunehmen sind: *vulnera per se* und *per accidens lethalia*. Die *per se lethalia* zerfallen in *vulnera absolute* und in *vulnera ut plurimum lethalia*. 'Fügte man, sagt der Verf., dieser Eintheilung noch die *Ploucquet'schen* individuell-tödlichen Verletzungen als die 3te Unterabtheilung unter die *per se lethalen* Verletzungen hinzu, welche *Bohn* zum Theil noch mit den *ut plurimum lethalen* confundiert; so hätten wir eine Classification, welche größtentheils Stich halten und besser sein möchte, als alle später aufgestellten'; und wahrlich er hat so Unrecht nicht. Auch können wir es dem Verf. nicht verdenken, daß er seine

187. St., den 22. November 1845. 1867

Arbeit gleich mit dem Speciellen begonnen hat: die Medicina forensis erfordert nun einmahl Specialia, die Darstellung dieser lehtern muß aber zeigen, daß auch die Generalia in der besten Ordnung sind. Wir wollen aber hoffen, der Verf. gibt uns dieselben auch noch, wozu er wenigstens in der Einleitung einige Hoffnung macht. Nur durch Männer, welche die gerichtsarztliche Praxis auch wirklich ausüben, daher das, was sie bedarf, aus Erfahrung kennen, kann die Medicina forensis erfolgreich bearbeitet werden: geschieht dieses nun, wie in vorstehendem Buche, mit einzelnen Abschnitten derselben, so kann die Wissenschaft selbst nur dadurch gewinnen, leicht reihen sich dann die einzelnen Lehren aneinander, und vereinigen sich zu einem harmonischen Ganzen. — Im Uebrigen sind sämmtliche Verletzungen des menschlichen Körpers vollständig in obigem Werke abgehandelt, und lassen nichts Wesentliches vermissen. Nur die Verletzungen der Neugeborenen sind absichtlich meist übergangen, indem sie zweckmäßiger im Verein mit den übrigen Todesarten der Neugeborenen vorge-
tragen werden. v. S.

S e n a,

bei Frommann 1845. Handbuch der mathematischen Analysis, von Dr. Oskar Schlömilch, Privatdozent an der Universität zu Sena. Erster Theil: Algebraische Analysis. Auch unter dem besonderen Titel: Handbuch der algebraischen Analysis. Mit zwei Kupfertafeln. 348 S. in Octav.

Der Verfasser hat, wie er in der Vorrede bemerkt, bei Ausarbeitung dieser Schrift sich den Zweck gesetzt eine Vermittelung herzustellen zwischen der älteren Behandlungsweise der Analysis und der

neueren, wie sie namentlich zuerst von Cauchy eingeführt worden ist. Der älteren Behandlungsweise gibt er in einer Hinsicht den Vorzug, indem in ihr ein heuristischer Gedankengang vorwaltet, dagegen vermißt er die Strenge, während Cauchys Darstellung bei größter Strenge an sehr gekünstelter Anordnung und Mangel des Lebens der Erfindung leidet. Stimmen wir in dieser Kritik mit dem Verf. überein, so können wir doch nicht sagen, daß ihm die angestrebte Vermittelung gelungen sei, wir haben im Gegentheil so wenig von einer solchen bemerkt, daß wir das Streben des Verfs., eine solche zu erzielen, ohne seine ausdrückliche Versicherung, nicht errathen haben würden. Man darf gewiß diese Schrift, ohne ihr zu nahe zu treten, als eine Nachbildung des Cauchyschen cours d'analyse bezeichnen, und wenn der Verf., gewiß mit Recht, von letzterem Werke sagt, man bemerke auf jeder Seite, daß die Wissenschaft auf diesem Wege nicht entstanden sei, so gilt dies wohl nicht weniger von seiner eigenen Darstellung, die mitunter, wie z. B. bei der Entwicklung des binomischen Lehrsatzes, sogar noch viel künstlicher als die Cauchysche ist.

In einem Versuche die ältere und neuere Behandlungsweise der Analysis zu vermitteln, dürfte man wohl Etwas über Combinationslehre erwarten, während im ganzen Buche keine Rede davon ist, eine Unterlassung, die sich denn auch an manchen Stellen empfindlich rächt. So z. B. entwickelt der Verf. das Binomium $(1+x)^m$ für die ersten ganzen positiven Werthe von m und bemerkt nur, daß unter den Coefficienten das Gesetz zu walten scheint (S. 138), daß der erste $= 1$, der zweite $= m$, der dritte $= \frac{m \cdot m-1}{1 \cdot 2}$ u. s. w.

ist, während die einfachste combinatorische Betrachtung hier gleich das allgemeine Gesetz an die Hand gibt, kann man dies einen wissenschaftlichen heuristischen Gang nennen?

Eine Schrift, welche Cauchy's Strenge mit einer natürlichen Behandlungsweise verbande, wäre gewiß eine sehr wesentliche Bereicherung der mathematischen Literatur, der Vf. scheint uns jedoch, wir wiederholen es mit Bedauern, die Aufgabe nicht gelöst zu haben, wir glauben sogar und wollen es an einigen Beispielen nachzuweisen suchen, daß er da, wo er von Cauchy's Darstellung abgewichen ist, nicht immer ganz glücklich war. Gibt man dagegen den Anspruch an diese Vermittelung auf, so kann man die Arbeit des Verf., besonders der Reichhaltigkeit wegen, eine sehr gute nennen.

Cauchy hat eine Definition der Stetigkeit gegeben, auf die er selbst sehr vielen Werth legt, die jedoch den Verf. nicht angesprochen haben muß, er wählt eine andere. Wenn eine Function, sagt er (S. 39), für $x = a$ den Werth A und für $x = b$ den Werth B annimmt, so heißt sie stetig, wenn der Uebergang von A zu B so geschehen ist, daß die Function vorher alle Zwischenstufen d. h. alle Werthe durchlaufen hat, welche zwischen A und B eingeschaltet werden können, unstetig dagegen wird sie genannt, wenn der Uebergang von A nach B in einem Sprunge ohne Durchlaufen der Zwischenstufen geschehen ist. Nun ist diese Definition schon in so fern schief, als sie nicht ausdrückt, daß die stetige Function bei dem Uebergange von A zu B auch Werthe annehmen kann, welche nicht zwischen A und B liegen, unrichtig aber ist sie, weil eine Function bei dem Uebergange von A zu B wirklich alle Zwischenstufen durchlaufen kann, ohne darum eine continuierliche

zu sein. Der Verf. hätte dies leicht an dem Beispiele bemerken können, welches er zu Erläuterung der Stetigkeit anwendet. Er sagt nämlich: Ertheilt Jemand in einer Kunst Unterricht, die Stunde zu einem Thaler, so hat er am Ende einer solchen Unterrichtsstunde sein Vermögen vermehrt, aber nach einem stetigen Durchgange durch alle Zwischenstufen, denn in der halben Stunde hatte er einen halben Thaler, in $\frac{3}{4}$ Stunden $\frac{3}{4}$ Thaler u. s. w. verdient. Dies ist ganz richtig, allein man denke sich nur den Fall, es ertheile Jemand eine Viertelstunde Unterricht für einen halben Thaler, pausiere dann eine halbe Stunde und ertheile in der letzten Viertelstunde wieder Unterricht für einen halben Thaler. Will man hier den Gewinnst als eine Function der Zeit darstellen, so erhält man offenbar eine discontinuierliche Function. Allein man halte nun diesen Fall mit der Definition des Verfs zusammen. Hier ist A Null und B = 1 (Thaler). Die Function durchläuft alle Zwischenstufen, die zwischen A und B eingeschaltet werden können, indem sie in der ersten Viertelstunde alle Werthe von 0 bis $\frac{1}{2}$, in der letzten alle Werthe von $\frac{1}{2}$ bis 1 durchläuft, sie müßte also eine stetige genannt werden, was gewiß nicht die Ansicht des Verfs ist. Hieraus folgt von selbst, daß auch die analytische Regel, welche der Verf. zur Erkennung der Stetigkeit angibt, nicht anwendbar ist.

Bei dem Satze, daß eine Reihe, deren Glieder unbegrenzt abnehmen, immer convergiert, wenn die Glieder abwechselnde Zeichen haben, fehlt die eigentliche Spitze des Beweises. Der Verf. zeigt nämlich nur (S. 117), daß die Summe einer solchen Reihe zwischen zwei endlichen Grenzen liegt, und folgert hieraus, daß sie convergiert; allein dies

würde auch von der Reihe $1 - 1 + 1 - 1 \dots$ gelten, er hätte vielmehr, wie es Cauchy thut, hervorheben müssen, daß der Rest immer zwischen zwei Grenzen enthalten ist, die beide gegen Null convergieren.

Einen unerlaubten Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen macht der Verf. bei der Ableitung der Productenformeln (S. 258), welche sinus und cosinus ausdrücken, wiewohl er selbst an anderen Stellen diesen Fehler rügt. Für Leser, die das Buch zur Hand haben, wird folgende kurze Andeutung genügen. Der Verf. findet zunächst Producte, in welchen die Größe m vorkommt, und sagt nun: da diese Formeln für jeden noch so großen Werth von m gelten, so kann man m unendlich groß setzen. Hierdurch erhält er dann die gewünschten Ausdrücke für sinus und cosinus. Allein die Entwicklung beruht auf dem früher bewiesenen Satze, daß sich jede ganze rationale Function von x in einfache Factoren zerlegen läßt, und da der Beweis nur für den Fall gilt, wenn die Function aus einer endlichen Anzahl Glieder besteht, so darf man auch nicht ohne Weiteres m unendlich groß setzen.

Von manchen einzelnen Bemerkungen, die Ref. bei Durchlesung der Schrift gemacht hat, mag noch die hervorgehoben werden, daß der Unterschied zwischen algebraischen und transcendenten Functionen nicht genügend bestimmt ist (S. 13), indem zu ersteren diejenigen Functionen gerechnet werden, in welchen mit der darin enthaltenen veränderlichen Größe bloß algebraische Operationen vorgenommen werden, zu letzteren dagegen diejenigen, in welchen die veränderliche transcendenten Operationen unterworfen wird. Allein eine nach Potenzen von x fortge-

hende unendliche Reihe ist ja auch in den meisten Fällen eine transcendente Function, während nur algebraische Operationen an x vollzogen werden; der Verf. hat zu bemerken vergessen, daß bei den algebraischen Functionen nur eine endliche Zahl algebraischer Operationen an der Veränderlichen vollzogen wird.

Die zwei letzten Kapitel behandeln die Kettenbrüche, einen Gegenstand, welcher in den Lehrbüchern der Analysis meistens sehr wenig oder gar nicht berührt wird, den aber der Verf. mit besonderer Aufmerksamkeit bearbeitet hat. Da die Untersuchung über Convergenz und Divergenz der Kettenbrüche noch so wenig Bearbeiter gefunden hat, so ist das, was Vf. in §. 64 hierüber sagt, dankbar aufzunehmen, wiewohl das von ihm angegebene Kennzeichen der Convergenz nur eine sehr beschränkte Anwendung zuläßt. Convergente Kettenbrüche nennt übrigens der Verf. nur solche, bei welchen sich sowohl die Näherungsbrüche gerader als ungerader Ordnung einer und derselben Grenze nähern. Solche dagegen, bei welchen die Näherungsbrüche gerader Ordnung sich einer anderen Grenze nähern, als die ungerader Ordnung, nennt er divergente. Nun kann man es freilich mit Namen halten wie man will, wenn aber der Verf. solche divergente Kettenbrüche, wo die Näherungsbrüche jedenfalls nicht über einen gewissen Werth hinausgehen, gänzlich aus der Analysis verbannt, so kann ihm Ref. nicht beistimmen. Es kommt ja nicht immer darauf an zu wissen, welchen Werth eine Größe hat, sondern nur, innerhalb welcher Grenzen dieser Werth eingeschlossen ist, diese Grenzen würden sich aber angeben lassen, wenn die Größe durch einen solchen divergenten Kettenbruch ausgedrückt wäre, und damit wäre

häufig genug geschehen. Eine ähnliche Bemerkung ließe sich auch bei den Reihen machen.

In dem letzten Kapitel zeigt der Vf., wie man eine Reihe von der Form

$$\frac{1}{f\alpha} - \frac{1}{f(\alpha+1)} + \frac{1}{f(\alpha+2)} \dots$$

in einen Kettenbruch verwandeln kann. Der Kettenbruch, welchen er findet, ist derselbe, welchen auch Euler (Introd. in analys. infin. §. 369) gefunden hat, nur mit dem Unterschiede, daß Euler durch einen natürlichen heuristischen Gedankengang dazu gelangt, während unser Verf. künstliche Umbildungen anwendet. Aber gerade dieser Umstand hat ihn verhindert, die wesentlichste Eigenschaft dieser Kettenbrüche zu bemerken, und in die Versuchung gebracht, eine Menge der interessantesten analytischen Formeln, wie z. B. den bekannten Brounkerschen Kettenbruch, welcher das Verhältniß der Peripherie zum Durchmesser angibt, als unbrauchbare Ausdrücke aus der Analysis zu verweisen. Er glaubt nämlich, es sei bei solchen Kettenbrüchen, auch wenn sie aus einer convergierenden Reihe entspringen, noch eine besondere Untersuchung über ihre Convergenz erforderlich, und wo daher sein früher gegebenes Kennzeichen der Convergenz nicht ausreicht, hält er diese Convergenz für zweifelhaft. Allein die wesentlichste Eigenschaft dieser Kettenbrüche besteht gerade darin, daß die Näherungswerte immer schrittweise der Reihe entsprechen, so daß der nte Näherungswert auch genau der Summe der n ersten Glieder der Reihe gleich ist und mithin, so bald die Reihe convergiert, dies auch ohne Weiteres vom Kettenbruche gilt. Damit ist zugleich Alles, was der Verf. über die willkürliche Weglas-

sung des Restes sagt, gänzlich beseitigt. Wäre er, wie Euler, davon ausgegangen, daß jeder Kettenbruch sich in eine Reihe auflösen läßt, und hätte dann rückwärts die Reihe in einen Kettenbruch verwandelt, so hätte ihm diese Eigenschaft gar nicht entgehen können, die sich übrigens auch leicht aus seiner eigenen Darstellung ableiten läßt.

Auch Manches was der Verf. in der Vorrede berührt, könnte Stoff zu Erörterungen geben, die jedoch hier zu weit führen würden. Ref. begnügt sich zu bemerken, daß ihm trotz wiederholten aufmerksamen Lesens, dasjenige, was der Verf. zur Rechtfertigung der Formel

$$1 = \text{Lim.} \left(1 - \frac{1}{m}\right) \left(1 - \frac{2}{m}\right) \dots$$

gegen den bekannten Einwurf sagt, durchaus unverständlich geblieben ist. Dieser Einwurf, welchen der Vf. als ein bloßes Mißverständnis bezeichnet, ist übrigens keinesweges zuerst von Liouville erhoben worden, schon Lagrange (Leçons sur le calc. des fonct. Lec. 18) hat ihn als einen wohl begründeten hervorgehoben. Stern.

W i e n,

bei Heubner 1845. Seelenheilkunde gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handbuch für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter von Dr. Jos. Nic. Säger, ordentl. Professor der Philosophie zu Innsbruck, Inhaber zc. Mitglied zc. VIII und 362 Seiten in Octav.

Man scheint in der Psychiatrie überall des Suchens nach den ferneren, inneren Ursachen der Seelenstörungen müde zu werden, oder die Unzulänglichkeit der materiellen Heilmittel zu lebhaft zu

empfinden. So wenigstens erklären wir uns die vielfache Rückkehr der Irrenärzte zu einem bereits verlassenem, nämlich dem psychischen Standpunct, von welchem die Philosophen sich freilich nie befreit hatten. Dieser Standpunct ist gleichwohl nur das Stadium prodromorum der Wissenschaft: man hält sich, wie bei den Geschwüren, an den äußerlichsten, oberflächlichsten Erscheinungen, isoliert diese zu einem zwar nur im Begriffe existirenden *Ens sui generis*, gewinnt eine Masse von Formen ohne nothwendigen inneren Zusammenhang und wendet endlich directe Heilmittel: Salben an, bald kühlende, bald äzende.

Wer diese psychische Theorie einerseits und andererseits die empirische Psychologie kennt, hat den Geist, die Form und die Tendenz des vorliegenden Handbuchs inne, das die normalen und krankhaften Erscheinungen der Seele, die Geschichte ihrer Auffassungen, die Erfordernisse des Irrenarztes und der Irrenanstalt allerdings recht überblicklich, compendiös darstellt und durch die Klarheit der Form zum Theil für die Unklarheit der Objecte entschädigt. Auch ist es die psychische Cur, welcher Vf. mehr Land und mehr Recht verschaffen möchte: eine Cur, die stets zur Unwürde und Grausamkeit geführt hat; der Eine ließ den Irren plötzlich unter die Decke des Zimmers emporschneellen, der Andere ihn durch eine Fallthüre in Wasser stürzen, der Dritte ließ ihn douchen, und der Vierte wollte ihn durch Teuschung heilen, — während Milde, Zwanglosigkeit, strenge Wahrheit gegen den Irren Producte der materiellsten Zeiten und Dörter sind.

Wir unseres Theils verwerfen die psychische Theorie sowohl ihrer Unwissenschaftlichkeit, als ihrer practischen Gebrechen wegen und werden auch

nicht durch das Zugeständnis der 'Wechselwirkung des Leibes und der Seele' (S. 37) und durch die Andeutung der erforderlichen materiellen Mittel beschwichtigt, müssen indes den Hrn Verf. von seinem Standpunct aus beurtheilen.

Nachdem Verf. den Einfluß der Ansichten von der Wesenheit der Seele bezeichnet, nennt er den menschlichen Geist 'eine beschränkte übersinnliche Substanz (?), welche den Thatsachen des Bewußtseins zum Grunde liegt, die wohl der Organe des Leibes bedarf, aber dieselben freithätig gebraucht und sich unabhängig (?) von diesen in ihren geistigen Functionen bestimmt' (S. 4). Woraus wenigstens das folgt, daß eine solche Substanz, oder vielmehr eine Darstellung des Geistes als solcher für den Arzt höchst indifferent ist, indem sie sich unseren Griffen (und Begriffen) entzieht und ihren, nicht unseren Bestimmungen folgt. Von den willkürlich gebrauchten Organen aus ist ihr, der unabhängigen, ja sicher nicht beizukommen, und in der That haben Anatomie und Physiologie, auch die Krisen, als ebenfalls organische Proceffe keinen Werth für Verf.

Auch für den Richter scheint uns die Ueberzeugung, daß das Irrsein auf einem organischen unwilligen Proceffe beruhe, von zu großer Wichtigkeit, als daß wir mit der Art, wie sich jene Ueberzeugung aus Verfs Handbuch ausdrängt, einverstanden sein könnten.

Eigenthümlich am Werke ist aber wohl nur die Eintheilung der Seelenthätigkeiten in die der Vergegenwärtigung und des Strebens. Erstere ist eine unmittelbare = Wahrnehmung, oder reproducirte = Vorstellung. Die Wahrnehmung betrifft einen sinnlichen Gegenstand =

Anschaung, oder einen übersinnlichen = Idee; sie ist Empfindung (Sinnesindruck u.) oder Gefühl (Gemüthsveränderung). Die Vorstellung ist Bild (eine einzelne) oder Begriff; jenem liegt die Reproductionskraft (Gedächtnis und Einbildungskraft), diesem die Denkkraft zum Grunde. So combinirt Verf. Bergegenwärtigung das Denken und Fühlen; das Streben aber ist frei oder unfrei (animalische Triebe).

Dieser Eintheilung folgend beschreibt Verf. die einzelnen Seelenkräfte, gibt eine gute, kurze Geschichte der Psychiatrie (S. 37 — 114), dann eine allgemeine psychische Pathologie (Bild des Irren, Aufgabe des Arztes, Diagnose des Irreseins, Aetiologie, Verlauf, Prognose, psychische Cur, Requisite der Irrenanstalt (S. 115 — 236), und dann die specielle Pathologie. Außer verschiedenen, nicht gerade eine Seelenkrankheit constituierenden Gebrechen, z. B. des Sinnes, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, finden wir als wesentliche Gattungen: Krankheiten des Gemüths: Melancholie mit ihren besonderen Formen und mit vielfachen Complicationen (Melancholie mit Depression des Willens, mit Manie, Narrheit, Wahnsinn, (S. 264), Blödsinn, allgemeine Zerrüttung; — später wieder Wahnsinn mit Melancholie (S. 297) —); Krankheiten der Einbildungskraft: Wahnsinn mit seinen Formen und Complicationen, der Denkkraft: Blödsinn, Verwirrtheit, Narrheit.

Diese Gattungen haufen gleichsam nur im Kopfe des Leidenden, sind indes weitläufig behandelt, während die des Strebens (S. 343), die als Sthenie des Triebes (Lobsucht) und als Astenie

— wofür der Termin, techn. fehlt, aufgeführt werden, zu kurz für ihre große practische, juridische Wichtigkeit gehalten sind, indem von den 3 Modificationen der Tobsucht: Mordwuth, geile Wuth, Tanzwuth, besonders die erstere für Psychologen, Arzt, Seelsorger und Richter durchaus nicht genügend erörtert wird. Gerade hier macht sich der Mangel an literarischen Nachweisen am meisten bemerklich. Nathan.

D o r p a t,

bei Heinrich Laakmann 1845. Landrath Wrangell's Chronik von Esthland, nebst angehängten Esthländischen Capitulations-Puncten und Rystädter Friedensschluß. In Druck gegeben von Dr. C. J. U. Paucker. XIV und 234 S. in Octav.

Nur der jüngere Theil dieser bis zum Jahre 1726 sich erstreckenden Chronik ist von dem 1655 in Reval geborenen Otto Fabian von Wrangell verfaßt, dessen Bildung nicht weniger durch einen längeren Aufenthalt auf der Hochschule zu Leipzig, als durch persönliche Anschauung verschiedener europäischer Staaten und namentlich durch einen mehrjährigen Dienst im französischen Heere gefördert war. Der ältere Theil der Chronik, und zwar bis zum Jahre 1695, ist der Auszug eines umfassenden, noch nicht durch den Druck veröffentlichten Werkes des durch Carl XI. von Schweden in den Adelsstand erhobenen Adam Friedrich von Fischbach. Der Herausgeber ist mit Recht in keiner Hinsicht von der Orthographie der Handschrift abgewichen. Daß durch ihn dem Texte in großer Zahl Erläuterungen, Nachweisungen und kleine Berichtigungen in Noten beigegeben sind, verdient

mit Dank hervorgehoben zu werden. Die jeder Frische und lebendigen Anschauung ermangelnde Erzählung gewinnt nicht eher einigen historischen Werth, als bis sie in's achtzehnte Jahrhundert übergeht. Aber auch in ihren letzten Theilen begegnet der Leser meistens nur vereinzelt dastehenden äußeren Thatsachen. Der Entwicklung der inneren Verhältnisse Esthlands wendet sich der Verfasser nur nebenbei zu, obwohl gerade die Zeit, welche er als Mann an sich vorübergehen ließ, für die Gestaltung des staatlichen Lebens der Provinz von der höchsten Wichtigkeit ist. Die Aufzählung von 'Krieges-Armaturen und numereusen Armeen', die Beherrschung der 'Groß Czaarischen Majestät', die Namhaftmachung von 'persischen Ambassadeurs' am Hofe Peters I., oder von 'Courieren mit importanten briewen', die aus Astrachan in St. Petersburg anlangen, beschäftigt den Erzähler ernsthafter, als die wesentlich veränderte politische Stellung seines Vaterlandes.

Die angehängten Actenstücke anbelangend, so ist der Friedensschluß von Nyssädt bekanntlich schon früher durch den Druck veröffentlicht; die am 29. September 1710 zwischen Pattsul und dem russischen General Bauer verabredeten 'Accords=Puncte' in Betreff der Uebergabe von Stadt und Festung Reval bieten weniger Interesse, als die am nämlichen Tage des genannten Jahres mit Rußland geschlossene Capitulation der esthländischen Ritterschaft, und die im russischen und deutschen Text wiedergegebene Confirmation der Landesprivilegien (1. Merz 1712). Vermöge beider Documente erhalten die Privilegien, Rechte, Gerichte, Gebräuche, christliche Landes-Gewohnheiten, und 'das freye öffentliche Evangelische exercitium religionis' von

Seiten Peters I., für alle Zeit die feierlichste Bestätigung. Hätte man damals an eine den Nachkommen bevorstehende Beschränkung der deutschen Sprache denken können, man würde nicht verfehlt haben, auch ihrer besonders zu gedenken. Nur daß auch hier für die treue Erfüllung kaiserlicher Zusage die Garantien gesetzt haben würden.

P a r i s.

1840. *Resumé des leçons d'analyse données à l'école polytechnique.* Par M. Navier, suivi des notes, par M. J. Liouville. Cours de première année, 364 Seiten, cours de deuxième année, 346 Seiten in Octav.

Wiewohl dieses Werk nichts eigentlich Neues enthält, so ist es doch, wegen der Klarheit der Darstellung und der Reichhaltigkeit, als ein schätzbarer Zuwachs der mathematischen Literatur zu bezeichnen. Es hat in der Anlage viel Ähnlichkeit mit dem bekannten Elementarwerke Lacroix's und kann gewissermaßen als eine neue gründlichere Bearbeitung desselben betrachtet werden. Schade daß es viel Druckfehler enthält, wiewohl zwei treffliche Mathematiker, Herr Liouville und Herr Catalan die Correctur besorgt haben. Die Noten sind nicht erheblich, meistens dem Journal des Mathématiques entlehnt; nach einer Vorbemerkung beabsichtigt Herr Liouville später einen besonderen Supplementband herauszugeben. Stern.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

188. Stück.

Den 24. November 1845.

G ö t t i n g e n ,

bei Vandenhoeck und Ruprecht 1845. Ueber das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte von Dr. Wilhelm Stephan, Privatdocenten des Rechts zu Göttingen. IV u. 100 Seiten.

Von den sieben Kapiteln dieses Buches beleuchtet das erste die drei Ansichten, welche dem Naturrechte oder der Rechtsphilosophie entgegengetreten sind, wenn es versuchte, seine Lehren dem Leben anzubieten. Das zweite, dritte und siebente beschäftigt sich damit, zunächst in dem positiven Rechte selbst die Prämissen aufzuzeigen, welche auf die Bedeutsamkeit des Naturrechts für die Wissenschaft und Praxis schließen lassen, weiterhin dessen eigentliches Verhältniß zu jenem ersteren in seinen Hauptzügen anzugeben, nachdem zuvor im vierten, fünften, und sechsten Kapitel die Grundlagen des Naturrechts, seine Aufgabe, seine Methode durch die Bestimmung seines Verhältnisses zur Ethik festgestellt worden. Insbesondere galt

es, das Vorurtheil zu bekämpfen, daß das Naturrecht neben dem positiven Rechte eine gar unpractische Wissenschaft sei — ein Vorurtheil, welches ihm hier und dort in den Weg tritt, und an welchem hauptsächlich diejenige Behandlung des N. R. die Schuld trägt, welcher in neuerer Zeit die s. g. historische Methode sich entgegengestemmt hat. In der Gestalt aber, in welcher diese letztere sich ankündigt, als Gegnerin einer philosophischen Auffassung und Behandlung des Rechts, wird sie im zweiten Kapitel beredet, doch nicht die eigenen Waffen gegen sich selbst zu richten. Gerade um seiner Starrheit willen und seines Reizes für die historische Forschung bot sich dort das römische Recht dar mit den trefflichen Ansichten seiner Gründer von einem natürlichen Rechte (deren Darstellung indessen abweicht von der von Savigny'schen im System des heut. Röm. R. Band I. Beil. I.) und deren Einflüsse auf die Fortbildung des Civilrechts. Was die practische Anwendbarkeit des N. R. in den Gerichtshöfen betrifft, so waren frühere gründliche Juristen (u. A. Höpfner u. Thibaut) darüber hinaus, diese zu bezweifeln. Und dieselbe Ueberzeugung ist es, welche diese Schrift zu begründen sucht, daß nämlich dasselbe bei weitem nicht allein einen regulativen Werth besitzt für die Gesetzgebung, und einen methodischen für die Behandlung des Studiums der positiven geltenden Rechte — wiewohl schon diese unbezweifelte Wahrheit ein hinreichend trefflicher Grund sein würde, es in Ehren zu halten, — sondern daß es in sehr bestimmter Weise als positives geltendes Recht anzusehen ist, indem es die Gründe enthält, welche bestehenden Staatseinrichtungen und Verordnungen Achtung gebieten ('denn die Macht allein vermag wohl zu zwingen, doch nicht zu verpflichten'); geltend,

sofern es die äußersten Grenzen der Staatsgewalt aufzeigt; geltend, wenn das Gesetz mit seinen Analogien den practischen Juristen verläßt, wie es schon im Privatrecht, mehr noch und mit größerer Gefahr im Staatsrecht, und vollends im Völkerverkehre begegnet; geltend, dem Gesetze gegenüber, auf dem Wege einer Praxis und Gewohnheit, deren Ansehen ausdrücklich an die Bedingung geknüpft ist, daß sie der Vernunft nicht widerstreite.

Eine solche Wissenschaft, welche auf practische Geltung Anspruch macht, muß gleich feste und festere Grundlagen haben, als das positive Recht. Ihre Principien liegen in der Ethik — eine Gewisheit, deren wissenschaftliche Begründung zuerst Schleiermacher geliefert hat. Daher muß das N. R. über die Ethik zuvor im Klaren sein. Die Construction derselben, welche das fünfte und sechste Kapitel kurz andeutet, ist die Herbart's. Von einigen Abweichungen ist ebendasselbst Rechenschaft gegeben. Die ursprünglichen Ideen des Rechts und der Billigkeit und die abgeleiteten Ideen der Rechtsgesellschaft und des Lohnsystems sind dem Naturrechte eigenthümlich zugewiesen. Hiermit ist nicht gesagt, daß es sich in seinen Entwicklungen blind zu stellen habe gegen die übrigen. Vielmehr folgt es dem Muster anderer Wissenschaften, welche ihre Gegenstände von allen Seiten beleuchten, um sich nicht in eine schiefe Betrachtung der einen und andern zu vertiefen. Es versteht sich von selbst, daß schon die erste Auffassung des Staates nach seinem Begriffe und seiner Idee, so wie die dem Naturrecht zukommende Berücksichtigung des wirklichen Lebens es mit sich bringt, die mannigfaltigen Berührungspuncte des Rechts- und Lohnsystems mit dem, Verwaltungs- und Cultursysteme ins

Auge zu fassen. Wenn nun auf den letztern Blättern der Schrift beiläufig auch auf einen solchen Unterschied des N. R. von der Philosophie des positiven Rechts hingedeutet wird, welcher in der größern Manigfaltigkeit der Gesichtspuncte der letzteren zu suchen sei; so ist damit dies gemeint, daß dieselbe, sofern sie eine eigenthümliche wissenschaftliche Stellung einnehmen wollte, sich mit ihrer analytischen Methode dem Naturrecht und der Politik, welche letztere zur vollkommenen Realisirung des Verwaltungs- und Cultursystems die Mittel aufzuzeigen hat, gemeinschaftlich zur Seite stellt. Indessen hat sich das N. R. so wenig als die Politik auf ein bloß synthetisches Verfahren zu beschränken: ihnen beiden kommt es zu, an den geschichtlichen Rechts- und Staats-Entwickelungen ihre Lehren anschaulich zu machen. — Wenn es dagegen heißt: 'die Untersuchung und Feststellung des Staatszweckes (mittelfst Anwendung der abgeleiteten ethischen Ideen auf den Staat) sei die Aufgabe des Naturrechts, und mit dem Resultate derselben habe die Politik die ihrige zu beginnen', so hätte freilich deutlicher bemerkt sein müssen, daß hier eine solche Politik gemeint sei, welche es verschmähe, sich gleich dem Naturrecht einer wissenschaftlichen Ethik genau anzuschließen.

Die Gedankenreihe ist nicht aufgezeigt worden, welche von der Aufstellung der Ideen des Rechts und der Billigkeit und deren Anwendung auf die Staatseinrichtungen — hinüberführt zu der Beurtheilung des berührten Gegensatzes zwischen einem s. g. historischen und philosophischen Standpuncte. Denn eine unbefangene Betrachtung zeigt sogleich, daß diejenigen, welche man nöthigt, sich zu dem letztern zu bekennen, durchaus keinen Grund haben, mit denen zu streiten, welche lehren, daß

die Wissenschaft von den sittlich nothwendigen Fortschritten der Gesetzgebungen nicht unbedingt mit Gesetzeskraft im Leben sich geltend zu machen habe, dem Bestehenden den Krieg ankündigend: denn der Friede ist vielmehr die erste Mahnung des philosophischen Naturrechts; oder mit denen, welche dem N. N., oder, wie es beliebt, der 'rationalistischen' Rechtslehre jede practische Geltung absprechen: denn sie sind auf die Mangelhaftigkeit und Unzulänglichkeit der empirischen Rechte zu verweisen, und auf das Gebiet der Fälle, deren Beurtheilung von vorn herein das positive Recht dem arbitrium des Richters überläßt. Beide Standpunkte haben ihre Wahrheit, in so weit sie darin übereinstimmen, daß mit den Weisungen der philosophischen Rechtslehre auch die geschichtlich hergebrachten Zustände zu vergleichen sind. Beide erfahren sie den Vorwurf der Halbheit und Unbrauchbarkeit, so bald sie einander zu verdrängen trachten. Hier überspannte Forderungen ohne Grund und Gehalt, ohne Verbindung mit dem Leben, sondern ihm Verderben drohend — dort ein Blick in das Leben zwar, aber ohne höhere Regung, und sich weidend an der Stabilität der socialen Einrichtungen — an diesen Zügen erkennt sie dann die Geschichte. Zum Ueberflusse bemerkt auch Stahl in der neuen Ausgabe seiner Rechts- und Staatslehre, daß deren frühere Bezeichnung 'nach historischer Ansicht' keine erschöpfende sei: vielmehr sei 'das Höchste, was die menschliche Wissenschaft zu leisten vermöge, eine Rechts- und Staatslehre auf philosophischer Grundlage'. Aus was für Gründen indessen der von Stahl selbst gegebenen eine andere vorzuziehen sein wird, darüber finden sich die Nachweisungen im vierten Kapitel, welches jedoch, wie das Ganze bestimmt,

zunächst die Anknüpfungspuncte mündlicher Vorträge zu bieten, dem Leser in weitem Kreise überläßt, die Namen der Rechtsphilosophen, deren Grundprincipien dort kurz beurtheilt sind, größtentheils zwischen den Zeilen aufzusuchen.

Schließlich bitte ich um einige Nachsicht für die folgenden leider! zu spät bemerkten Druckfehler. S. 9. Z. 13 st. 'Staaten', l. den Staat; S. 16. Z. 7 v. u. st. 'Bedeutung' l. Andeutung; S. 76. Z. 5 st. 'gemieden' l. gebildet. W. Stephan.

Die Landenge von Panamá.

Paris,

bei Ch. Gosselin 1844. L'Isthme de Panama, Examen historique et géographique des différentes directions suivant lesquelles on pourrait le percer et des moyens à y employer; suivi d'un aperçu sur l'isthme de Suez, par Michel Chevalier. 182 Seiten in Octav. Mit einer Karte.

Guatemala.

Imprenta de la Paz 1845. Memoria historica sobre el Canal de Nicaragua, seguida de algunas observaciones inéditas de Mr. J. Baily sobre el mismo asunto. Escrita por Alejandro Marure, Catedrático de Derecho natural y de Gentes en la P. Universidad de San Carlos de Guatemala. 47 Seiten in Octav. Mit einer Karte.

Das Project der Colonisierung der Landenge von Panama, fast so alt wie die Entdeckung der Neuen Welt selbst, fängt an auch bei uns ein populäres Thema zu werden. Sogar unsere politischen La-

geblätter, welche sonst doch im Begreifen großartiger Dinge mit großer Zukunft meist ohne Ausnahme mit Blindheit geschlagen sind und nur für die ordinärste Mittelmäßigkeit sich zu begeistern und Begeisterung zu erzeugen wissen, fangen an, von der Bedeutung zu sprechen, die ein Canal durch die Landenge von Panama für den Welt-handel haben würde, und die Ausführbarkeit einer solchen Unternehmung zu erwägen — natürlich in ihrer Art. — Deshalb mag es wohl nicht unpassend sein, für Diejenigen, welche sich eine nähere Einsicht in diese für die Richtung und die Entwicklung des Welthandels allerdings höchst wichtige Angelegenheit verschaffen wollen, dabei jedoch nicht in der Lage sind ihre Belehrung aus den Quellen zu schöpfen, auf eine Schrift aufmerksam zu machen, welche wie die vorliegende von dem bekannten Michel Chevalier, den bezeichneten Gegenstand in populärer aber doch gründlicher Weise erörtert.

Wie bei allen Fragen über die Geographie und Geschichte des neuen Continents, so muß man auch hier, um sich völlig zu orientieren, auf die Werke M. von Humboldts zurückgehen. In dem Versuche über den politischen Zustand des Königreichs Neu-Spanien (Th. I. B. I. Kap. 2., B. V. Kap. 12) und in der Reise in die Aequinoctial-Gegenden des Neuen Continents (Th. V. B. IX. Kap. 26) findet sich noch immer die vollständigste und gründlichste Erörterung über die Projecte, welche bisher zur Herstellung einer Schiffahrtsverbindung zwischen dem atlantischen und dem stillen Meere mittelst der Durchbrechung des Isthmus von Panama gemacht worden, und alle neueren Arbeiten über diesen Gegenstand, selbst die officiellen Denkschriften darüber, gründen sich auf Hrn v. Humboldt's

Untersuchungen. Was die neueren Arbeiten über diesen Gegenstand vor der Humboldt'schen voraus haben, besteht, außer einigen wenigen, theils nicht erheblichen, theils wenig zuverlässigen Berichtigungen und Zusätzen zur Beschreibung der in Frage kommenden Localitäten, allein in den Nachrichten über die Schritte, welche in neuerer Zeit zur Verwirklichung des uralten Project's versucht worden. Auch die vorliegende kleine Schrift von M. Chevalier, welche unter allen neueren ihr Thema am umfassendsten und am unbefangenen behandelt, ist, obgleich der Verf. sich das nicht merken läßt, wesentlich nur eine Wiederholung der Humboldt'schen Erörterungen, hat dabei jedoch das Verdienst, die ganze Angelegenheit, welche Hr. v. Humboldt nur gelegentlich behandelt, dadurch übersichtlicher und faßlicher dargestellt zu haben, daß sie die zu ihrem Verständniß nothwendige geographische und statistische Belehrung mit herbeizieht, und eignet sich deshalb und wegen fleißiger Berücksichtigung dessen, was in neuerer Zeit über das erwähnte Project verhandelt worden, am meisten, auch den mit der Geographie und Statistik Amerikas weniger Vertrauten eine genügende Einsicht in eine Unternehmung zu gewähren, deren glückliche Ausführung ohne Frage von welthistorischem Einflusse sein würde. Wir legen deshalb die Schrift Chevaliers der kurzen nachfolgenden Darstellung zu Grunde und berücksichtigen dabei von den zahlreichen übrigen neueren Schriften über denselben Gegenstand vornehmlich nur die des Professors Marure, weil sie am ausführlichsten Aufschluß über die Bemühungen gibt, welche bis in die neueste Zeit gemacht sind, denjenigen Canal zur Ausführung zu bringen, der gegenwärtig als der empfehlenswertheste erscheint.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

189. 190. Stück.

Den 27. November 1845.

Paris und Guatemala.

Fortsetzung der Anzeige: 'Die Landenge von Panama.'

Um sich zuerst einen richtigen Begriff zu machen, einerseits von dem Nutzen einer Durchbrechung der Landenge, welche die beiden continentalen Theile der neuen Welt verbindet, andererseits von den Anforderungen, welchen ein solches Unternehmen zu entsprechen habe, um die möglich größten Vortheile zu gewähren, muß man sich vergegenwärtigen, daß die Staaten der alten und der neuen Welt in einer Beziehung zwar gleichmäßig, in vielfacher Hinsicht aber sehr ungleich dabei interessiert sind. Für Europa würde die Durchbrechung des Dammes, welcher sich in dem Isthmus von Panama (im weiteren Sinne, von 5° bis 18° N. Br.) zwischen dem atlantischen Meere und der Südsee darstellt, den Verkehr erleichtern und abkürzen: mit der Westküste von Amerika (Chile vielleicht ausgenommen), den Inseln der Südsee und den nördlichen Stationen der Südseefischer, dem östlichen

Australien, nach Japan, den russischen Besitzungen an der Küste von Asien und N. Amerika und, wie wohl nur bedingt, nach den nördlichen Häfen Sibiriens. Dieselben Vortheile würden demjenigen Volke Amerikas daraus erwachsen, welches bis jetzt allein an dem Welthandel Theil nimmt, nämlich den Bewohnern der Vereinigten Staaten, jedoch noch in viel größerem Maße als den Europäern, theils weil sie dem Canal näher wären, theils weil die Letzteren durch Canalisirung der Landenge von Suez (die aller Wahrscheinlichkeit nach noch vor der von Panama ausgeführt werden möchte, und über welche auch Hr Chevalier im 11ten Kapitel seiner Schrift interessante Untersuchungen mittheilt) schon einen Theil der eben aufgezählten Vortheile erreichten, ohne daß die Vereinigten Staaten dadurch wesentlich gewinnen. Hiernach also liegt schon der größere Vortheil auf der Seite der Nordamerikaner. Bei weitem mehr aber springt dieser noch in die Augen, wenn man bedenkt, wie außerordentlich wichtig dieser Canal für ihren Verkehr mit der Westküste von Nordamerika sein würde, von der sie gegenwärtig auf dem Seewege durch eine Reise um das Cap Horn und zu Lande durch die unzugänglichen Rocky Mountains und die wüsten Ebenen auf dem rechten Ufer des Mississippi und am Missouri getrennt sind, welche selbst den tollkühnen amerikanischen Grenzlern bis jetzt noch ein unübersteigliches Hinderniß in ihrem Vorrücken gegen Westen und damit ihrem directen Verkehr mit der Südsee und den gegenüberstehenden Küsten Asiens in den Weg gestellt haben. Berücksichtigen wir endlich die übrigen Staaten Amerikas, so sind vorzüglich und vor allen dabei interessiert die Staaten von Centralamerika selbst, welche erst durch die Durchbrechung der Landenge in den Kreis des

großen Weltverkehrs hineingezogen werden können, darnach die Staaten an der Westküste von Amerika, Ecuador, Peru, Bolivia, Chile, und endlich Neu-Granada und Mexico, deren Gebiete von dem atlantischen und dem stillen Meere bespült werden, deren gegenüberliegende Küsten aber gegenwärtig wegen der überaus schwierigen Landverbindung von einander weiter getrennt sind, als wenn das ganze atlantische Meer dazwischen läge. Hiernach stellt es sich also schon heraus, daß das Interesse der verschiedenen bei der Canalisirung der Landenge von Panama beteiligten Nationen dem Maße nach äußerst verschieden ist, weit größer aber tritt noch endlich dieser Unterschied hervor, wenn man erwägt, daß auch die Mittel, diese verschiedenen Interessen zu befriedigen, nicht dieselben sind. Für Europa, dessen Interesse hier mit dem des eigentlichen Welthandels ganz zusammenfällt, können sich die aufgezählten Vortheile nur realisieren durch einen Canal, der großen Kauffahrern, wie sie jetzt allein mit Vortheil in dem Welthandel gebraucht werden, Schiffen von 500 bis 600 Tonnen Gehalt, die Durchfahrt gestattet ohne sie zum Umladen oder zum Abtackeln zu zwingen. Für die Vereinigten Staaten, Mexico, Neu-Granada, Ecuador und Peru wird ein außerordentlicher Vortheil schon erreicht durch einen Canal für kleinere Schiffe bis zu 200 Tonnen oder durch eine Eisenbahn, für die Staaten des Isthmus selber würden diese beiden letzteren Communicationsmittel, obgleich sie wesentlich nur als Beförderungsmittel des Binnenhandels anzusehen wären, schon allein und vollkommen die Ansprüche, welche sie in ihrem nächsten Interesse zu machen haben, befriedigen. Demnach würde die Canalisirung der Landenge von Panama nur dann eine welthistorische

Bedeutung erlangen, wenn ein Canal hergestellt werden könnte, der großen Schiffen die ungehinderte Durchfahrt gewährte (wozu er auf der Wasserlinie wenigstens 100 Fuß Breite und eine Tiefe von 20 Fuß haben müßte) und der außerdem, was sehr wesentlich ist, an solchen Punkten mündete, die wenigstens ganz in der Nähe einer großen Flotte von großen Schiffen sichere Häfen gewährten. Dies sind die Bedingungen, unter welchen Europa bei diesem Projecte interessiert ist und unter welchen allein, was zur Ausführung wahrscheinlich nothwendig sein wird, europäische Regierungen sich dabei betheiligen können. Daß die Ausführung eines solchen Canals möglich ist, scheint erwiesen, es ist nur die Frage, ob derselbe, bei dem gegenwärtigen Zustande des Welthandels, einmahl ausgeführt, sich rentieren würde, und das ist nicht so ausgemacht, wie Viele glauben, im Gegentheil ist wohl gewis, daß eine Gesellschaft, die auf gute Verzinsung des Anlagecapitals rechnet, ein solches Werk nicht unternehmen können, daß vielmehr die Ausführung nur dann zu erwarten steht, wenn die Regierungen der großen Handelsstaaten, deren Völker aus derselben den Gewinn ziehen würden, sich der Sache bemächtigten. Ihnen würden die Opfer indirect wieder ersetzt werden durch den Aufschwung, der dem Welthandel aus dieser Erleichterung des Verkehrs erwachsen würde.

Die Localitäten, welche man bis jetzt zur Anlage eines Canals vorgeschlagen hat, sind folgende:

1) die Landenge von Tehuantepec (Br. 16°—18°) zwischen den Quellen des Rio Chimalapa und des Rio del Passo, der sich in den Rio Guasacualco ergießt. Breite des Isthmus in gerader Linie zwischen den beiden Meeren 29½ geogr. Meilen (15 auf 1° des Aequators). Schon Ferdi-

nand Cortez nennt diesen Isthmus in einem seiner Briefe an Carl V., datiert aus der Villa Segura de la Frontera vom 30. October 1520, das Geheimniß der Meerenge.

2) Der Isthmus von Honduras (Br. 14° bis 16°) zwischen dem Hafen von Guatemala und der Bai von Honduras. Breite 27 geogr. Meilen.

3) Die Landenge von Nicaragua (Br. 10° bis 12°) zwischen der Ausmündung des Rio San Juan und dem Golf von Papagayo. Der große See von Nicaragua, welcher durch den schönen Fluß von San Juan mit dem Antillen-Meere in Verbindung steht, nähert sich der Südsee bis auf eine Entfernung von ungefähr $3\frac{1}{2}$ geogr. Meilen. (Die Linie, welche Hr Bailey im Jahre 1838 für den Canal ausgesucht und nivelliert hat, ist, die Krümmungen der zu benutzenden Flüsse eingerechnet, 28403 varas lang (auf der Karte sind yards angegeben *)), der höchste Punct auf dieser Linie — la Cumbre de la Palma — auf welcher nur wenig anstehendes festes Gestein von geringer Dichtigkeit, wie Kalkstein, gefunden wurde, liegt in einer Höhe von 615 engl. Fuß oder 187^m 45 über dem Niveau der Südsee und 487 Fuß oder 148^m 43 über dem des Sees von Nicaragua, welcher demnach 39 Meter über der Südsee liegt. Die Cumbre de la Palma, die Wasserscheide zwischen dem atlantischen Meere und der Südsee, liegt auf der nivellierten Linie in 6730 Var. Entfernung von der Südsee, der Abfall dahin ist anfangs schnell, auf den ersten 905 Var. um 459 Fuß, auf den dann folgenden 925 Var. um 116 Fuß, so daß für die noch übrige Strecke von 4900 Var.

*) Nach Stephens mißt die von Hrn Bailey gebrauchte Vara $22\frac{1}{2}$ engl. Zoll.

bis zum Meere nur eine Senkung von 40 Fuß übrig bleibt. — Observaciones de Mr. Juan Baily p. 41—43, von welchen die Angaben von Stephens, Incidents of travel in Central America etc. Vol. I. p. 407 ff., aus denen Chevalier geschöpft hat, um ein Weniges abzuweichen).

4) Die eigentliche Landenge von Panama (Br. $8^{\circ} 15' - 9^{\circ} 36'$). Breite von der Stadt Panama bis nach Chagres, $8\frac{3}{4}$ geogr. Meilen.

5) Die Landenge von Darien zwischen dem Rio Napipi, Nebenfluß des Rio Utrato und dem Rio Cupica (Br. $6^{\circ} 40' - 7^{\circ} 12'$).

6) Die Landenge zwischen dem Rio Utrato und dem Rio San Juan del Choco (Br. $4^{\circ} 58' - 5^{\circ} 20'$), zwischen welchen schon eine für kleine Canoes schiffbare Wasserstraße, der Canal der Raspadura bestehen soll, den ein Mönch, der Pfarrer von Novita, durch die Indianer seines Kirchspiels im Jahre 1783 graben ließ, dessen Existenz jedoch neuerdings geleugnet worden (Capt. Ch. Stuart Cochrane, Journ. of a residence and travels in Columbia. London 1825. Vol. II. p. 449).

Von diesen sechs Linien eignen sich nach den bisher ausgeführten Untersuchungen die Linien 2, 5 und 6 durchaus nicht zur Herstellung eines Canals für oceanische Schiffahrt, wie das Interesse des Welthandels ihn erheischt. Es bliebe folglich nur noch die Wahl unter den Linien 1, 3 und 4. Unter diesen zog früher die erstere, die Landenge von Tehuantepec, welche den ehemahligen Intendenzen von Vera-Cruz und Daraca des Königreichs Neu-Spanien und welche gegenwärtig dem Gebiete der Republik Mexico angehört, die Aufmerksamkeit vorzugsweise auf sich. Wir haben schon erwähnt, daß die spanische Regierung schon

im Jahre 1520 auf die Wichtigkeit dieser Landenge aufmerksam gemacht wurde. Erst gegen Ende des vorigen Jahrhunderts jedoch entschloß sie sich, dieselbe genauer untersuchen zu lassen. Diese Untersuchung wurde ausgeführt von den Ingenieuren Don Augustin Cramer und Don Miguel de Correal, deren Arbeiten in das Archiv von Mexico kamen, wo Hr. von Humboldt sie aufgefunden und studiert hat. Ihr Bericht lautet sehr günstig für die Ausführbarkeit eines Canals, ist jedoch in wichtigen dabei in Frage kommenden Punkten sehr mangelhaft, so daß nach der Trennung Mexicos vom Mutterlande, als die neue Regierung wiederum das alte Project aufnahm, eine neue Untersuchung des Terrains angestellt werden mußte, mit welcher der General Don Juan Urbegozo beauftragt wurde. In Folge dieser neuen Untersuchung (über welche sich ein ausführlicher Bericht in Mühlensfordt's Mexico Bd. II. S. 100 ff. findet) hat die mexicanische Regierung das Project einer völligen Canalisation aufgegeben und dagegen die Herstellung einer besseren Verbindung zwischen den beiden Océanen mittelst Correction der Flußbetten des Guasacualco und des Ghimalapa, Befahrung derselben durch Dampfschiffe und durch Anlage einer Eisenbahn zwischen diesen beiden Flüssen beschlossen. Schon vor zwei Jahren wurde die Ausführung dieses Projects dem Don Juan Garay übertragen. Ob aber die Arbeiten dazu wirklich begannen, ist uns nicht bekannt, jedenfalls ist bei dem gegenwärtigen Zustande der Republik auf eine baldige Ausführung des angenommenen Plans nicht zu hoffen.

Demnach ist gegenwärtig die Wahl unter den zur Ausführung eines oceanischen Canals geeigneten Localitäten nur noch auf zwei beschränkt, auf

die Landenge von Nicaragua und auf die von Panama, welche beide auch gegenwärtig von deren respectiven Regierungen empfohlen und angeboten werden. Beide Linien bieten außerordentlich viel Einladendes dar, haben jedoch auch jede ihre eigenthümlichen Schwierigkeiten, die noch nicht so genau untersucht sind, daß man nach strengem gegenseitigen Abwägen sich definitiv für die eine oder die andere entscheiden könnte. Um von der letzteren, der von Panama, für die namentlich in Europa sich viele Stimmen erhoben haben, zuerst zu sprechen, so müssen wir zuvörderst bemerken, daß auf diese Linie schon deshalb vorzugsweise die Aufmerksamkeit gelenkt werden muß, weil zur Zeit der Spanier die Landenge von Panama am meisten zum Verkehr zwischen dem Antillenmeer und der Südsee benutzt wurde. Ueber diesen Isthmus zog Francisco Pizarro mit seiner kleinen Armee, mit der er die reichen Länder der Inkas eroberte, und bis zur Mitte des 18. Jahrhunderts blieb Panama der Stapelplatz für die Schätze der westlichen Länder Süd-Amerikas, welche nach der Hauptstadt des Mutterlandes ihren Weg nahmen. Die für den beabsichtigten Canal vorgeschlagene Linie liegt auf einem Gebiete, welches gegenwärtig, nachdem die im J. 1840 constituirte Republica del Istmo nach kurzer Zeit ihre Selbständigkeit wieder aufgegeben hat, wieder zu der Republik von Neu-Granada gehört. Die Regierung dieser Republik hat sich von ihrem ersten Entstehen an lebhaft für die Ausführung eines Canals durch die Landenge von Panama interessiert. Schon im Jahre 1828 und 1829 ließ Bolivar zu dem Ende die Landenge durch einen englischen Ingenieur, Hn Lloyd, und einen schwedischen Genie-Officier, Hn Falmark, untersuchen. (Ihr Bericht fin-

189. 190. St., den 27. November 1845. 1897

det sich in den Transactions of the Roy. Society 1830. p. 59). Obgleich dieser Bericht günstig für die Eröffnung einer bequemen Verbindungsstraße zwischen den beiden Meeren lautete, indem die Untersuchungen bestätigten, daß zwischen Chagres und Panama die Scheidelinie sich nur zu einer geringen Höhe erhebt, nach Lloyd und Falmark zu 633, 32 engl. Fuß über die mittlere Fluthöhe zu Panama und zu 629, 8 über die zu Chagres, so verstrichen doch mehr als zehn Jahre, ehe wieder ernstlich an den Isthmus-Canal gedacht wurde. Erst vor drei Jahren schickte eine französische Gesellschaft (Société franco-grenadine), deren Chef auf Guadaloupe wohnen und welcher seit geraumer Zeit das Privilegium zu Eröffnung einer Communication zwischen Panama und dem Antillenmeer ertheilt worden, einen Ingenieur, Hrn Morel, und einen Agenten, Hrn Salomon, um die Untersuchungen der beiden eben genannten Ingenieure wieder aufzunehmen und die passendste Linie für einen Canal aufzusuchen. Sie fanden dafür die orographischen Verhältnisse des Terrains zwischen Panama und Chagres überaus günstig, bestätigten jedoch die Schwierigkeiten, welche in dem sehr ungesunden Klima der Landenge liegen, und ließen Zweifel darüber, ob zu allen Jahreszeiten daselbst hinlänglich Wasser zur Speisung des projectierten Canals zu erhalten sein würde. Leider aber hat sich seitdem schon ergeben, daß Hr Morel sich in seinen Messungen sehr geirrt und die Terrainschwierigkeiten viel zu gering angegeben habe, und nimmt man hiezu noch, daß es da, wo der Canal in die Südsee münden würde, gänzlich an einem guten Hafen fehlt, da Panama nur eine schlechte Rhede darbietet, so muß man vor der Hand auch wohl auf die baldige Verwirklichung des projectier-

ten Panama = Canals verzichten *), wenn gleich in neuester Zeit ein sehr gewichtiges Zeugnis, das des Herrn Wheelwright, ehemahligen obersten Agenten der englischen Dampfschiffahrtscompagnie der Südsee, der zwanzig Jahre in jenen Gegenden gelebt hat und während dieser Zeit vielfach den Isthmus passiert ist, sich für den Panama = Canal ausgesprochen hat (Observations on the Isthmus of Panama, London 1844). Hr Wheelwright zieht auch die Landenge von Panama der von Nicaragua vor, wir müssen aber gestehen, daß seine Gründe uns nicht überzeugt haben und daß es uns fast geschienen, daß Hr Wheelwright eben durch seine genaue Bekanntschaft mit der Landenge von Panama etwas partiisch für diese geworden. Zwar wollen wir nicht leugnen, daß auch die Ausführung eines Nicaragua = Canals wirkliche großartige Schwierigkeiten zu überwinden haben würde. Sie liegen in den physischen und vielleicht noch mehr in den politischen Verhältnissen des Landes, welches er zu durchschneiden hätte. Doch jene, zu denen man hier auch das wahrhaft paradiesische Clima, die üppige Fruchtbarkeit des Bodens rechnen muß, — die sogar bei dem Amerikaner Stephens, dem kühnen Entdecker der alten Baudenkmäler in Central = Amerika, der Aegypten, Arabien, Palästina und einen großen Theil der neuen Welt durchwandert hat, einen Zweifel erregten, ob selbst die rastlose Energie der Anglo = Amerikaner, nach einem solchen Aufenthalt versetzt, so vielen Verführungen würden widerstehen können? **) —

*) Man scheint auch in Frankreich darauf verzichtet zu haben, da in Paris, wie jetzt eben die Zeitungen melden, sich eine Gesellschaft für die Eisenbahn quer durch den Isthmus von Panama constituirt hat.

**) Incidents of Travel. V. II. p. 17. 'Here was per-

189. 190. St., den 27. November 1845. 1899

sind nicht unüberwindlich, und an der Besserung der politischen Verhältnisse darf man nicht verzweifeln. Es würde uns viel zu weit führen, wollten wir hier die physische Beschaffenheit dieses Landes erörtern, wir müssen deswegen verweisen auf M. von Humboldt, der Th. V. S. 279 seiner Reise die Ueberzeugung ausspricht, daß die gleichen Arbeiten, welche unter der spanischen Regierung die Riesenwerke zur Verminderung der Wassermassen der Seen im Thale von Mexico zu Stande gebracht haben, hinreichend zur Durchschneidung der Landenge von Nicaragua sein würden, ferner auf Stephens, der die von Bailey angestellten Untersuchungen bekannt gemacht hat, und auf Chevalier, der nach diesen Vorgängern die in Frage kommende Gegend sehr aufmerksam behandelt hat. Alle stimmen darin überein, daß diese Linie vor der andern vorgeschlagenen wesentliche Vorzüge hat. Das Terrain stellt der Anlage eines Canals für große Seeschiffe — dem Saledonischen Canal ähnlich, der 18500 Toisen ($4\frac{1}{2}$ geogr. M.) Länge, 110 engl. Fuß Breite auf der Wasserfläche, 50 Fuß Breite der Grundlinie und 20 Fuß Tiefe hat und bei seinen 40 Fuß breiten und 170 Fuß langen Schleusen, Schiffen von mehr als 500 Tonnen und Fregatten von 32 Kanonen die Durchfahrt gewährt — mindestens keine größeren Schwierigkeiten entgegen als das des Isthmus von Panama, an den beiden Mündungen des Canals finden sich sichere

petual summer; no winter ever came to drive the inhabitants shivering to their fires; but still it may be questioned, whether, with the same scenery and climate, wants few and easily supplied, luxuriating in the open air and by the side of this lovely lake, even the descendants of the Anglo-Saxon race would not lose their energy and industrie'.

und geräumige Häfen, das Klima ist der Art, daß europäische Arbeiter keinen gefährlichen Krankheiten ausgesetzt sein würden, endlich ist die Gegend dicht genug bevölkert, daß ein großer Theil der erforderlichen Arbeiter aus der einheimischen Bevölkerung genommen werden könnte, was bei Arbeiten im heißen Klima ein großer Vortheil ist. Aus diesen Gründen darf man wohl annehmen, daß für die Zukunft der Landenge von Nicaragua vorzugsweise die Aufmerksamkeit zugewendet sein wird, und deshalb wollen wir hier, vornehmlich nach der Schrift des Prof. Marure in Guatemala, noch Einiges über die Bemühungen und die Pläne hinzufügen, welche bisher gemacht worden, das Project eines Nicaragua=Canals für oceanische Schifffahrt der Realisirung näher zu bringen.

Das erste Nivellement des Isthmus von Nicaragua wurde, obgleich schon im Jahre 1527 der Hof von Madrid eine genaue Untersuchung dieser Gegend befohlen und obgleich schon 1534 die Provinz von Nicaragua die Regierung auf deren günstige Verhältnisse zur Anlage eines Canals aufmerksam gemacht hatte, doch erst im J. 1780 auf Befehl des spanischen Gouvernements durch den Ingenieur D. Manuel Galisteo ausgeführt. Das Resultat dieser Untersuchung wurde erst nach dem Abfall Central=Americas vom Mutterlande bekannt, als Hr Thompson, politischer Agent Gr. Britanniens bei der Regierung von Guatemala, die Arbeit Galisteo's in dem Archive von Guatemala auffand und bekannt machte*). Deshalb war man, als Hr Manuel Antonio de la Cerda, der nachmalige Chef des Staats von Nicaragua,

*) G. A. Thompson, Narrative of an official visit to Guatemala. Lond. 1829.

189. 190. St., den 27. November 1845. 1901

im J. 1823 in der Asamblea Nacional Constituyente die Canalisierung des Isthmus von Nicaragua zur Sprache brachte und die Versammlung dafür zu entusiastmieren wußte, ganz ohne genauere Kenntniß des Terrains und folglich genöthigt eine neue Untersuchung desselben anzuordnen. Doch so enthusiastisch der Congress v. J. 1825 auch dem Vorschlag de la Cerda's beigestimmt hatte, so kam man doch erst nach 13 Jahren dahin, die beschlossenen Untersuchungen wirklich anfangen zu lassen. Man gewann dafür einen half-pay Officier der britischen Marine, Hrn Bailey, der sein Nivellement an der Küste der Südsee anfang und dasselbe während zweier Jahre der angestrengtesten Arbeit bis auf einen unwichtigen Theil des Flusses von San Juan de Nicaragua fortgeführt hatte, als die unterdes ausgebrochenen Bürgerkriege ihn zur Unterbrechung desselben zwangen. Während seiner Arbeiten war der Föderativstaat von Centro-Amerika, von dem Hr Bailey beauftragt war, zu Grunde gegangen, wodurch nicht allein Hr Bailey um den ganzen Lohn seiner schweren Arbeit kam, sondern auch an deren Bekanntmachung verhindert wurde. Erst Hr Stephens, der Hrn Bailey zu Granada (in Nicaragua) im J. 1840 traf und dem der Letztere seine Zeichnungen und Karten mittheilte, hat zuerst in seinem 'Central-America, Chiapas and Yucatan' die Hauptresultate dieser Untersuchung bekannt gemacht (die nach dieser Quelle auch von Hrn Chevalier mitgetheilt sind) und erst im J. 1843 hat Hr Bailey die Mittel erhalten, seine Arbeiten dem Publicum in einer eigenen Abhandlung (Apuntamientos sobre el canal proyectado en Nicaragua) vorzulegen, aus welcher Hr Marure Auszüge mittheilt und welche im vorigen Jahre auf Veranlassung des Herrn

Castellon, bevollmächtigten Ministers des Staates von Nicaragua beim Cabinet der Tuilerien, in französischer Uebersetzung zu Paris erschienen ist. Ungeachtet aber erst so in neuester Zeit durch diese Arbeit Bailey's eine genauere Einsicht in die Ausführbarkeit des projectierten Canals gewonnen werden konnte, so fanden sich doch schon vorher zahlreiche Competenten für das Privilegium des Canalbaues. Gleich nachdem der Congreso federal durch Decret vom 16. Juniuß 1825 'la abertura de un canal en el Estado de Nicaragua para la navegacion de buques del mayor porte posible' beschlossen hatte, im J. 1826, fanden sich Commissionäre mehrerer ausländischer Handelshäuser ein, um Anerbieten zur Ausführung dieses Project's zu machen. Die Republik unterhandelte namentlich mit Herrn Bailey, (demselben, der später das Nivellement des Isthmus ausführte) Agenten des englischen Hauses Barclay, Herring und Comp., und mit einem Herrn Beneski, Agenten eines Hauses Aron und Palmer in New-York, und entschied sich aus Gründen, die eben kein günstiges Licht auf die Weisheit der centro-amerikanischen Staatsmänner werfen, für das Anerbieten des Herrn Beneski. Dieser erhielt das Privilegium des Canalbaues, konnte davon aber später keinen Gebrauch machen, weil das Haus, für welches er angeblich unterhandelt hatte, gar nicht existierte und weil seine Bemühungen, nach Erlangung des durch die unsinnigsten Versprechungen erkauften Privilegiums eine Actiengesellschaft zur Ausführung des Project's in den Vereinigten Staaten und in England zu Stande zu bringen, vollständig scheiterten. — Der unglückliche Ausgang dieser ersten Unternehmung, bei welcher das Gouvenement sich so fatal compromittiert hatte, und die Bürgerkriege, welche gegen Ende des Jahrs

189. 190. St., den 27. November 1845. 1903

1826 das Land zu erschüttern anfangen, bewirkten, daß das Canalproject bis zum Jahr 1829 gänzlich in Vergessenheit gerieth. Um diese Zeit fand sich dafür ein neuer Unternehmer und zwar in der Person des Königs von Holland, der bei dem Unternehmen sich zugleich mit einem großen Theil seines Privatvermögens und als Protector einer Actiengesellschaft zu interessiren beabsichtigte. Auch gediehen die Unterhandlungen durch den General Verveer, holländischen Minister bei der Gran Dieta de Panamá so weit, daß im J. 1830 der Congreß von Centro = Amerika in seiner Sitzung vom 21. Oct. seine Zustimmung zur Ratification des darüber abgeschlossenen Vertrags ertheilte. Da dies ganze Unternehmen durch die unterdes ausgebrochene belgische Revolution, welche den König von Holland zwang, seine Aufmerksamkeit von dem Flusse San Juan de Nicaragua auf die Mündung der Schelde hinzulenken, gänzlich gestört wurde, so führen wir aus dem darüber geschlossenen Vertrage auch nur ein paar Stellen an, die geeignet sind, auf den Gesichtspunct, von welchem das Volk von Centro = Amerika die besprochene Unternehmung betrachtet, einiges Licht zu werfen. Zuerst erklärt der Congreß feierlich, 'daß der eigentliche Zweck der Vereinigung beider Oceane durch den Isthmus von Nicaragua sei und unwiederrusslich bleiben solle, daß dies große und wichtige Werk im liberalsten und philanthropischsten Sinne diene der Prosperität aller Nationen und zum Vortheile ihrer Schifffahrt, ihres Handels und ihrer Industrie so wie auch den Fortschritten der Wissenschaften, der Künste und der Civilisation: Alles ohne irgend ein Privilegium mit der einzigen Ausnahme der Vortheile, welche für die Ausführung des Unternehmens zu concedieren wären.' Der Congreß bewilligte ferner das nöthige

Terrain, das Fällen von Bauholz, Zollfreiheit für die Einfuhr der erforderlichen Maschinen, jede Art von Exemptionen zu Gunsten der Arbeiter, besonders der fremden, welche unter den unmittelbaren Schutz (*salvanguardia*) der Autoritäten der Republik gestellt werden sollten. Sowohl die Zahlung des Anlagecapitals als die der Interessen, deren Maximum auf 10% fixiert war, wurde von der Republik garantiert (!). Doch sollte das angefangene Werk unter keiner Bedingung unterbrochen werden dürfen, und das ganze Risiko der Unternehmung sollte allein die bauende Gesellschaft tragen. Am Ufer des Canals sollte eine einzige Hansestadt (*Ciudad anséatico*, soll wohl so viel als Freihafen heißen) angelegt werden, zu deren Vortheil ein wahres Privilegium ertheilt werden sollte, wodurch ihr gewährt würden: Exemption von allen Abgaben und Contributionen, Freiheit des Cultus, Geschworengerichte und Municipalregiment für alle öconomischen u. gubernativen Angelegenheiten u. s. w.

Nach diesem abermahligen Scheitern des Project's blieb die Sache wieder liegen, bis eine Schrift des Dr. Juan José Uycinena über diese Unternehmung den Enthusiasmus der Centro-Amerikaner abermahls dafür aufregte. Hr. Uycinena hatte ausgerechnet, 'daß der Betrag des Handels, der durch den Canal seinen Weg nehmen würde, wenigstens 240 Mill. Pesos (etwa 300 Mill. Thlr. Courant) betragen würde und daß daraus die Republik ein jährliches Einkommen von 7,200,000 Pes. ziehen könne, wenn sie auch nur $2\frac{1}{2}$ bis 3% Zoll nähme, einen Zoll, der niedriger wäre, als der der Amerikaner auf dem Erie-Canal, und der den Schiffen im Vergleich mit den Kosten der Umschiffung des Cap Horn oder des Cap der guten Hoffnung noch einen bedeutenden Vortheil gewähre.'

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

191. Stück.

Den 29. November 1845.

Paris und Guatemala.

Schluß der Anzeige: 'Die Landenge von Panama.'

Darauf beweist derselbe, von dem Axiom ausgehend: 'daß jede Sache, welche von einer Regierung ausgeführt worden, von jeder anderen gleichfalls ausgeführt werden könne, wenn sie sich in gleichen Umständen befände und gleiche Mittel hätte', daß Centro-Amerika (die damalige Bundes-Republik) den Canal von Nicaragua ausführen könne, weil es sich in denselben Verhältnissen befinde wie der Staat von New-York beim Anfange des Erie-Canals, d. h. in Armuth und Schulden (in penuria y atraso). Centro-Amerika müsse dieselben Mittel ergreifen, welche jener Staat in ähnlichen Umständen ergriffen hätte (d. h. englisches Geld leihen und die Zinsen nicht bezahlen), so werde es dasselbe Resultat erlangen. Diese geistreichen Gründe überzeugten die Executivgewalt von Centro-Amerika so vollkommen, daß sie unverweilt den Herrn Bailey

damit beauftragte, die ersten Schritte zur Ausführung des Project's zu thun, nämlich das Terrain der Landenge, den See von Nicaragua und den Fluß San Juan genau zu untersuchen, und so haben wir der patriotischen Idee, obgleich sie leider nicht vollständig verwirklicht werden konnte, doch so viel zu verdanken, daß die werthvolle Arbeit des Hrn Bailey, von der wir schon gesprochen haben, ausgeführt wurde. Wir haben ebenfalls schon erwähnt, daß die Untersuchungen des Hrn Bailey vor ihrer völligen Beendigung unterbrochen wurden durch die politischen Umwälzungen, welche damahls der Republik von Centro-Amerika ein Ende machten. Gegenwärtig bilden die beiden ehemahls zu Centro-Amerika gehörenden Bundesstaaten Nicaragua und Costa Rica, deren Gebiete bei der projectierten Canal-Anlage in Betracht kommen, für sich bestehende Republiken. Diese politische Umwälzung hat in so fern keine Veränderung in die fragliche Canal-Anlage gebracht, als die genannten beiden neuen Staaten seit ihrer Constitution auf's eifrigste bemüht gewesen sind, die von der Central-Republik entworfenen Projecte zur Verwirklichung zu bringen. Der am französischen Hofe accreditierte Minister der Republik von Nicaragua hat sich gerade in neuester Zeit wieder die größte Mühe gegeben, die öffentliche Meinung in Europa und namentlich in Frankreich, dem Eldorado der Actiengesellschaftsunternehmer, für den Canalbau von Nicaragua zu gewinnen, so daß man nicht daran zweifeln darf, daß etwaige auswärtige Unternehmer das Privilegium des Baues von den beiden amerikanischen Regierungen unter den günstigsten Bedingungen erhalten würden. Dies will freilich wenig sagen bei Ländern, die, wie die hier in Betracht kommenden, tief in Schulden

stecken, wo auf politische Ruhe gar nicht zu rechnen, und wo, wie die letzten Jahre gezeigt haben, die brutalste Tyrannei leicht die Oberhand gewinnt, nicht durch die Macht der Bajonette, sondern durch die, auch in civilisierteren Staaten vorhandene, Macht der geschmeichelten Dummheit der großen Majorität, die im Namen der Freiheit Alles auszurotten droht, was die Vorfahren dem Lande an europäischer Civilisation gebracht haben.

Bergegenwärtigen wir uns nun nach allem Diesem den wahren Stand der hier besprochenen Angelegenheit, so müssen wir wohl zu der Erkenntnis gelangen, daß die nahe Eröffnung eines Canals zur Verbindung des Antillenmeers mit der Südsee noch nicht bevorsteht. Selbst die Macht des Associationsgeistes unserer Zeit, von dem man alles Mögliche und Unmögliche erwartet, wird nicht vermögen, ein Werk auszurichten, dessen Zeit noch nicht gekommen. Die Verbindung der beiden Oceane mittelst eines Canals für oceanische Schifffahrt, d. h. die Verwirklichung der Jahrhunderte lang vergeblich gesuchten westlichen Durchfahrt, würde in der That von welthistorischem Einfluß auf den Verkehr der Völker sein, allein ein Werk von welthistorischer Bedeutung läßt sich auch nicht nach Belieben, auf Speculation, ausführen. Als Christoph Columbus auf seiner Fahrt 'zum Osten auf dem Wege gen Westen' eine neue Welt fand, durch deren Entdeckung für die Menschen 'die Werke der Schöpfung gleichsam verdoppelt wurden', erndteten zunächst die seefahrenden Nationen Europas die Früchte der nautischen und geographischen Bildung, welche sie sich durch die Arbeit von Jahrhunderten erworben hatten. — Das spanische Amerika hat noch nichts gethan, was ihm einen Anspruch gäbe auf die reichen Früchte, die ihm aus der Durch-

brechung der Landenge erwachsen würden. So lange die Staaten, welche vorzüglich und zunächst bei der Canalisirung des Isthmus betheiligt sind, namentlich Mexico, Neu-Granada, Ecuador und Peru, sich nicht erhoben haben aus dem Sumpfe der Barbarei, in welchen sie seit der zur unglücklichen Zeit geschehenen Zerreißung des Bandes mit ihrem Mutterlande, versunken sind, so lange kann ihnen durch fremde Actiengesellschaften nicht geholfen werden. Wenn die genannten Länder sich erst zu der Culturstufe, zu dem Wohlstand erhoben haben, zu welchem sie durch ihre überaus glücklichen physischen Verhältnisse berufen sind, wenn sie selbst erst etwas geleistet haben zur Fortbildung der Civilisation, die sie bis jetzt nur als erborgtes, fremdes, europäisches Gut besitzen, wenn blühende Reiche an der Westküste und im Centrum von Amerika es der Mühe werth machen, einige hundert Millionen Thaler für einen directeren Verkehr mit ihnen auszugeben, — dann wird der Damm, den die Natur zwischen den beiden Oceanen aufgerichtet hat, fallen, ohne daß exaltierte Congressse die übermenschliche Großartigkeit eines solchen Unternehmens ausposaunen und Broschüren zur Anwerbung von Projectenmachern schreiben lassen. Soll das große Werk, bei welchem allerdings auch Europa, obgleich gegenwärtig noch viel weniger als man oft behauptet hat, interessiert ist, vor der Zeit zu Stande kommen, so kann das nur durch die Munificenz der Nationen geschehen, die in der Meinung der hispano-amerikanischen Republiken auf der Stufenleiter der politischen Entwicklung weit unter ihnen stehen und so oft wegen ihrer politischen Unmündigkeit von ihnen bemitleidet werden. Nur wenn die seefahrenden Nationen Europa's, England und Frankreich an der Spitze,

im großartigen Bunde das Werk unternehmen, nur wenn eine europäische Nation — und dazu ist wohl allein Frankreich fähig, da das allen Amerikanern gemeinsame Mißtrauen gegen die Briten, es diesen nicht gestatten würde — uneigennützig die genaue Untersuchung des ganzen Isthmus von 70 bis 180 N. Br. übernehme, nur dann wäre eine baldige Ausführung dieses Unternehmens zu erwarten, eines Unternehmens, auf dessen Ausführung unser Jahrhundert stolz sein könnte, welches auch, einmahl ausgeführt, den europäischen Nationen die materiellen Früchte bringen würde, wenn gleich nicht durch den zu erwartenden Transitozoll, denn dieser würde ohne Zweifel für längere Zeit kaum niedrige Zinsen für das Anlagecapital bringen können.

Auf dies Resultat kommt auch im Wesentlichen Hr Chevalier, der sein Buch sogar vornehmlich in der Absicht geschrieben zu haben scheint, die Regierungen von Frankreich, Gr. Britannien und den Vereinigten Staaten für diese Unternehmung zu interessiren und sie zunächst zur Untersuchung des Terrains zu veranlassen. Eine Untersuchung, wie sie für ein solches Werk nöthig ist, kann aber der politischen und physischen Verhältnisse jener Länder wegen keine Privatgesellschaft ausführen, es gehört dazu ein förmliches Heer von Pionieren, Ingenieuren und militärisch organisierten Arbeitern, die auf den liberalen und energischen Schutz ihres Vaterlandes müssen rechnen können. Es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß gegenwärtig die in Frage kommenden Regierungen ein solches französisches Heer zulassen würden, ob aber die französische Regierung Neigung und Mittel hat eine solche wahrhaft großartige rein wissenschaftliche Expedition vorzunehmen, das ist eine andere Frage, und so

mit müssen wir denn zu der Einsicht gelangen, daß in Wahrheit das Project des Isthmus = Canals für oceanische Schifffahrt im Wesentlichen noch so steht wie zur Zeit der spanischen Herrschaft über Amerika, d. h. vor der Hand muß man sich glücklich schätzen, wenn Alles, was seit Cortez Zeiten über dieses Thema geredet und geschrieben worden, nur die Frucht bringt, daß endlich einmahl die Untersuchung vorgenommen werde, die nothwendig jedem richtigen Urtheil über die Sache voran gehen muß.

Wappaus.

Prag.

Verlag von Friedrich Ehrlich 1845. *Lepidosiren paradoxa*. Monographie von Dr. Joseph Hyrtl, Professor der Anatomie an der Universität zu Prag, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften. Mit fünf Kupfertafeln. Aus den Abhandlungen der k. böhm. Gesellschaft der Wissenschaften (V. Folge, Band 3). 64 Seiten in Quart.

Die Kenntniß der Sirenoiden macht rasche Fortschritte. Das erste Heft des Jahres 1845 von Müllers Archiv liefert neue Beobachtungen über eine afrikanische, vermuthlich mit *L. annectens* identische Species, und in vorliegendem Werke erhalten wir eine Untersuchung eines vollständigen Exemplars von *L. paradoxa*, welche noch an Werth gewinnt dadurch, daß dem Verf. auch das Skelett, welches Bischoff untersuchte, zu Gebote stand. Letzteres ist 7" — 8" länger als das neu untersuchte, und zu dieser Größenverschiedenheit kommen einige andere, ebenfalls als Altersverschiedenheiten aufgefaßt. Darunter ist, in Beziehung auf die an Peters's Exemplaren beobachteten Nie-

menfäden, besonders interessant, daß sich an Hyrtl's neuem Exemplar der respiratorische Kiemenapparat nicht ganz so reduciert fand, als an dem von Bischoff untersuchten, während er allerdings keine Kiemenfäden angibt. Findet nämlich bei einer und derselben Species (*L. parad.*) noch bei bedeutender Entwicklung des Körpers eine Reduction in dieser Hinsicht Statt, so mag sie auch in noch jüngerm Zustande Kiemenfäden haben. — Auch in Beziehung auf die Nares perviae so wie in mehreren andern nähern sich *L. parad.* und *annect.*, denn Hyrtl bestätigt Bischoffs Befund, und Peters findet dasselbe wie Hyrtl, nämlich die Species von *Quellimane* und die amerikanische haben die Nasenhöhlen durch zwei Oeffnungen jederseits mit der Mundschleimhaut in Verbindung, innerhalb der Oberlippe, vor den Zähnen.

Nach einer Beschreibung der äußern Form, Schuppen, Schleimcanäle folgt das Skelett. Die Beschreibung ist wegen der vorhandenen Bischoff'schen Abhandlung kurz. Indessen ist hier ein morphologisch wichtiger Punkt zu erwähnen. Die von Bischoff und Hyrtl so genannten Rippen vereinigen sich nach hinten zu Dornen, so daß ich früher die auch von Stannius (*Lehrb. der vgl. Anat. von v. Siebold und St. 2te Abtheilung, S. 7. Anmerkung 4*) geäußerte Ansicht hatte, es seien dies nicht eigentlich Rippen, sondern untere Wirbelstücke. Hyrtl aber erwähnt paarige Knochenplatten, welche an der Unterfläche in der Chordalscheide des Bischoff'schen Exemplares sich finden, und nimmt diese ohne Weiteres für die untern Wirbeltheile.

Die Bogentheile durchdringen mit ihrer Basis die Chordalscheide, so daß sie an der Chorda selbst festhängen. Zieht man die Chorda heraus, so fin-

det man die Eindrücke der Bogenschenkelinsertionen etwas alternierend gestellt, so daß der linke Schenkel eines Bogens immer etwas weiter nach vorn steht, als der zu ihm gehörige rechte. Was Bischoff Jochbein nannte, sollte eher Superciliar-knochen sein. [Ich möchte doch die Deutung als Frontale vorziehen, wobei es unentschieden bleiben mag, ob ein eigentliches Stirnbein, oder ein posterius, wie Owen will, oder ein Frontale propr. mit posterius, wie Peters deutet, während es nach Owens Abbildung mir eher die Stelle des Front. anterius zu haben schien, wie auch Köstlin fand, vergl. diese Anzeigen 1845. S. 188]. — Eine Naht im Zwischenkiefer an Bischoffs Exempl. ist zufällig, wie auch Owen vermuthete, und eben so die Knickung dieses Knochens.

Dann eine Beschreibung der Muskeln. — Verdauungswerkzeuge. Wenig gekrümmter Darm ohne Magenerweiterung. Eine Art von Mesenterium, welches dem Darm aber keine Gefäße zuleitet, befestigt den vordern Theil des Darmes an die rechte Bauchwand. Dann folgt ein freies Stück und dann der hintere, durch ein ähnliches Mesenterium an die linke Bauchwand gebundene Theil, dessen letztes Ende auch ein von der Chorda kommendes, gefäßhaltiges Mesenterium erhält. Außerdem ist theilweise der Darm und andere Eingeweide durch faserige Blättchen, welche große Zellen zusammen setzen, befestigt. — Lippenknorpel [bei ihrem Zusammenhange eines-theils mit dem knorpeligen Binnenschädel, andern-theils mit dem im Unterkiefer liegenden Knorpel möchten sie kaum in die Kategorie der gewöhnlichen Lippenknorpel gehören]. Lippen. Zähne. Mundhöhle. Die Drüse, welche Bischoff hinter den Unterkieferzähnen zu finden glaubte, sei wohl nur eine Schleimhautwulst.

An der Stelle, welche man Magen nennen muß, liegt auf der Rückenseite ein gefäßreicher Körper im Bauchfellüberzuge dieses Darmtheiles. Er habe Arterien und Venen analog der Milz, doch spreche gegen seine Deutung als solche die weitere Erstreckung, indem er in die Spindel übergeht, um welche die Spiralklappe des Darmes läuft. Hyrtl hält das Organ für ein Wundernetz, wie er kürzlich auch eins in der Spiralklappe von *Acipenser Ruthenus* gefunden.

Nahe dem äußern Rande der Spiralklappe sind merkwürdige Schleimhautgruben, von deren Boden Zotten ausgehen, zum Theil so lang, daß sie eine Art von Pinsel bilden. — Leber. Gallenblase. Arterien des Darmes. Pfortader. — Keine kloakenartige Darmerweiterung. — Die Nahrung ist vegetabilisch. Die starke Kiefernbeiwaffnung erklärt sich aus den harten Schalen einer unbekanntn Frucht, welche der Magen enthielt.

Die Lungen sind groß und vorn so feinzellig wie bei *Ophidiern*, hinten wie bei *Batrachia anura*. Sie sind größtentheils unter einander verwachsen, ohne jedoch anders als durch einen gemeinschaftlichen Theil vorn zu communicieren. Letzterer hat vorn zwei Zipfel. Der rechte ist vorn zellenlos und hängt durch die Glottis rechts von der Mittellinie mit dem Schlunde zusammen. Knorpel vor der Glottis. Sphincter. Die Lungenarterien vom dritten Aortenbogen mit Hilfe des zweiten jederseits gebildet, sind im Verlaufe unsymmetrisch, die rechte läuft oben, die linke unten auf den Lungen. Kleine Körperarterien aus den pulmonales. Eine Lungenvene. — An den Kiemen fand Hyrtl noch einige Stellen mit Blättern besetzt, wo Bischoff keine fand. Vorn eine Nebekieme. Der dritte und vierte Bogen sind vollständig mit Kiemenblättchen besetzt, und dieselben

gehen sogar um die beiden Enden der Kiemen-
spalte herum.

Gefäßsystem. Herz. Pericardium. Die beiden Vorhöfe sind durch eine unvollständige und überhaupt nur nekartige Scheidewand getrennt. Die Ventrikel haben ebenfalls ein unvollkommenes Septum, und die freien Ränder beider Septa sind durch einen an beiden befestigten Knorpel in Verbindung, welcher in der Atrioventricularöffnung steckt und diese mit Hilfe ihres ventilartigen Randes, welcher sich bei der Systole der Cammer an den Knorpel legen muß, verschließen kann. Am Bulbus keine Klappen. Das Septum desselben, mit zwei spiraligen Falten anfangend, wie bei *Lep. annectens*.

Arterien. Drei Paar Aortenbogen. Der erste gibt Arterien und einen Ast zum Aorten-
fang. Der zweite einen Ast hierzu und einen zur Lungenarterie. Der dritte versorgt die wenigen Kiemenblätter des zweiten und dritten Kiemenbogens, gibt dem 4ten und 5ten einen absteigenden Ast und geht dann nach Anastomose mit dem zweiten Bogen in die Lungenarterie über. Das Blut aus den Kiemenblättern soll in die Jugulares gehen, was gar nicht mit Müllers Archiv 1845. tab. I stimmt. Bei den Aortenästen wird bemerkt, daß nur eine mesenterica und coeliaca vorhanden, während die Fischlurche 13 — 17 Intestinalarterien haben. **Venen.** 4 Hohlvenen, die beiden linken schon vor dem Eintritt in den Herzbeutel vereint. Communication zwischen den Venae renales advehentes und den Hohlvenen u.s.w.

Die Ovarien sind hohl, eine Deffnung wurde aber nur in dem Peritonealüberzuge gefunden. Oviducte in Trichter geöffnet, hinten durch eine gemeinschaftliche Deffnung zwischen den Ureteren auf dem hintern Rande der Harnblasenöffnung in

die Cloake mündend, in welche 4'' vor der Harnblase das Int. rectum eintritt.

Das Hirn ist asymmetrisch, sehr klein, nicht die Höhle füllend. Der hintere Theil liegt nach links, der vordere nach rechts. Vor dem Cerebellum ein ovales Mittelhirn, an dessen hinterm Umfange zwei Tuberkel hervortreten. Davor die zwei Hirnlappen. Keine Zirbel und keine Riechhügel [diese sind an Peters's Abbildung nur von unten bemerkbar, und die untere Fläche des Hirns bei Hyrtl's Exemplare war nicht gut conserviert]. Nur vier Paar Hirnnerven: Opticus, Olfactorius, Trigemini, welcher den Acusticus enthält, und Vagus, welcher den N. lateralis gibt und den Sympathicus ersetzt. Am Rückenmark einwurzelige Nerven. Eigenthümlichkeiten der beiden ersten. Vom Riechorgan war vorhin die Rede. An den kleinen Augen hat Hyrtl die vier Musculi recti dargestellt. Iris und Corp. cil. fehlen. Vom Seitenrande der Linse geht ein Faden zur Choroidea. Das Gehörorgan ohne alle Amphibienähnlichkeit.

Das Beigebrachte bietet, wie man sieht, des Merkwürdigen viel. Unbegreiflich scheint das Verhältnis der Kiemengefäße. Wenn man die Aeste, welche nach Hyrtl dem 4ten und 5ten Kiemenbogen Blut zuführen, für Kiemenvenen nähme, womit ihre Lage nach der Abbildung übereinstimmt, so bliebe doch unerklärt, wie Hyrtl statt der zuleitenden Gefäße Verbindungen mit der Jugularis gefunden hat.

Ueber die Stellung des Thiers. Wir können nicht ganz mit dem Verfasser übereinstimmen in Bezug auf die Verwandtschaft zwischen lungenartigen Anhangshöhlen der Kiemenhöhle und eigentlichen Lungen. Wir möchten hier noch nicht das entscheidendste Gewicht auf die Gefäßverbindun-

gen legen, welche allerdings auch verschieden sind, indem keine bekannte Lunge ihr vom Herzen empfangenes Blut an die Aorta gibt. Hierauf ist weniger Gewicht zu legen, so lange nicht die erste Entwicklung des Lungenvenensystems besser bekannt ist. Bilden sich die Lungenvenen als Gefäße, welche das Blut direct zum Herzen führen, sogleich mit dem ersten Auftreten der Lungen, so ist freilich auch dieser Unterschied ein radicaler. Aber die frühesten Zustände der Lungencirculation sind nicht genau bekannt. Gibt es einen ersten Zustand, in welchem das aus einem Aortenbogen kommende Blut der Lunge auch noch wieder dahin zurückkehrt, wie man fast vermuthen möchte, so verliert der Unterschied an Gewicht. Dagegen ist vorläufig doch noch die Entstehung des ganzen Gebildes als verschieden zu betrachten, indem eine Lunge vom Darmkanal, ein Lungensack an der Kiemenhöhle dagegen von dieser ausgeht und daher auch eine ganz andere Lage hat, außerhalb der eigentlichen Rumpfhöhle. So könnte man sogar von dem Vorkommen solcher Pseudolungen bei Fischen den entgegengesetzten Gebrauch machen: die Natur hat für die Fische ein eigenthümliches Luftathmungsorgan angewandt, und es wird dadurch um so unwahrscheinlicher, daß ein durch Lungen athmendes Thier ein Fisch genannt zu werden verdiene. Doch verliert eine solche Argumentation allen Werth, so bald man die Analogie der Lungen mit der Schwimmblase anerkennt, welche für gewöhnlich sehr dadurch verdunkelt wird, daß die Schwimmblase nur solche Gefäße hat, welche den Ernährungsgefäßen der Lunge entsprechen, und zugleich keine Luft von Außen aufnimmt. Man muß aber wohl zugeben, daß die Majorität der Gründe für die Fischnatur ist, obgleich der Grund, welchen Owen für entscheidend hielt, der Nichtzu-

sammenhang der Nasenhöhle mit der Mundschleimhaut, nicht mehr Stich hält. — Ueber die Stellung unter den Fischen. Ueber das Verhältniß der beiden Species. Man wird gesehen haben, daß sehr bedeutende Unterschiede jetzt wegfallen, zum Theil durch Vergleichung des citierten Aufsatzes in Müller's Archiv mit vorliegender Arbeit. Dennoch und ungeachtet der großen Ähnlichkeit beider Thiere in manchen Puncten des Baues, ist wohl noch nicht klar, ob sie zu einem Genus gehören.

Daß aber die Arbeit unsers Verfs sich den trefflichen Schriften, welche wir schon über Lepidostien besitzen, würdig anschließt, braucht wohl kaum gesagt zu werden. Dem angemessen ist auch die Ausstattung des Werkes. Bergmann.

P r a g,

bei J. G. Calve 1845. Gedichte aus Böhmens Vorzeit, verdeutschte von Joseph Matthias Grafen von Thun. Mit einer Einleitung von J. P. Safarik und Anmerkungen von F. Palacky. VI und 183 Seiten in Octav.

Es ist hier nicht der Ort, auf den Kampf einzugehen, der sich in einzelnen Ländern slavisch-deutscher Bevölkerung zwischen beiden Nationalitäten erhoben hat; der slavischen, welche den gebieterischen Einfluß des deutschen Wesens als möglichst gering darstellen und die Mutter, welche durch Jahrhunderte ihren Geist weckte und nährte, wie eine zudringliche Fremde ausweisen möchte; der deutschen, welche die angeborene Kraft der ersteren nicht gelten lassen will und mit Mißbehagen auf die rasche Entwicklung derselben hinblickt. Ein Ringen der Art kann, wenn es nicht mit maßloser, die nächsten und gemeinsamen Interessen verkennender Leidenschaftlichkeit geschieht, der Ent-

wickelung und Läuterung des geistigen Lebens beider Theile nur förderlich sein. Ihm verdanken wir namentlich über Sprache und Recht, Geschichte, Mythologie und Alterthümer der Slaven jene unschätzbaren Forschungen der auf dem Titel genannten Dioskuren böhmischer Gelehrsamkeit; ihm die Veröffentlichung dieser trefflichen Poesien. 'Als mir das Glück wurde, sagt der Uebersetzer im Vorwort, diese Heiligthümer im Urtexte lesen und verstehen zu können, ergriff mich eine unnennbare Wehmuth, und lebhaft erwachte der Wunsch in mir, dieses Zeugniß nicht geahnter Cultur auch deutschen Augen, die sehen wollen, vorzulegen.' Und solchen deutschen Augen, die durch Parteihafß nicht so weit verblendet sind, um sich am Glanze des lauterer Goldes im Schachte des Nachbarn zu erfreuen, wird der Uebersetzer überall begegnen. Es gibt kein Volk, das nicht eine vom Vorgänger überlassene, oder von dem rascher geförderten Nachbar überkommene Bildung anzuerkennen hätte; keines, das nicht in dieser Beziehung geerbt und mitgetheilt hätte. Das solchergestalt Erworbene verleugnen, oder aber jedes selbständige Gewächs als den Sproß des geschenkten Stammes vindiciren zu wollen, zeugt in gleichem Grade von Engherzigkeit wie von einer völligen Unbekanntschaft mit dem Gange der Entwicklung der Völker.

Ueber die Auffindung dieser Gedichte, ihren Ursprung und ihre historische Gestaltung verbreitet sich Safarik in einer dem Vorworte sich anschließenden Einleitung. Wie weit die deutsche Uebersetzung den Sinn des beigedruckten Urtextes mit Treue wiedergegeben hat, vermag Referent nicht zu entscheiden. Wenn ihm in dieser Beziehung die Erklärung des ebengenannten Gelehrten genügt, daß dem 'begeisterten Dolmetsch das enge Anschmiegen an den Wortsinne des Originals und ein

treues Wiedergeben seiner Eigenthümlichkeit, so weit es bei der großen Verschiedenheit der Zeit und Sprache möglich, gelungen sei,' so kann er sich doch der Ansicht nicht erwehren, daß Gegenstand und Gang der Dichtung, so wie die Zeit ihrer Abfassung im Allgemeinen einen schwereren, markigeren, gedrängteren Ausdruck erheischten.

Die hier mitgetheilten altezechischen Gesänge verrathen eine auffallende Aehnlichkeit mit lettischen, serbischen und einzelnen russischen Dichtungen. Es sind dieselben Anschauungen der Natur und des Lebens, in ernste tiefe Töne gefaßt, dieselbe weiche Klage über die inmitten des warmen Lebens zur Leiche erstarrte Jugend — wie z. B. in der ergreifenden Dichtung 'Der Hirsch' überschrieben — daselbe Verständniß des Rauschens von Wald und Strom, der Sprache von Geier und Rabe, des leisen Flüsterns der Blumen. Gleich jenen zeugen sie von einem starken Nationalgefühl und, wie der Uebersetzer im Vorworte bemerkt, von einer größeren Bildungsstufe der Czechen, als die Angaben deutscher Chronisten annehmen lassen. Aber im Allgemeinen fehlt die Zartheit der serbischen Lieder, so wie die Tiefe und Reflexion der schottischen. Dagegen erinnern einzelne Dichtungen, z. B. das an den Wysseshrad, in der Mitte, die sie zwischen dem Minneliede und dem Volksliede einnehmen, an spanische Poesie.

In dieser trefflichen Sammlung steht das poesiearme, dem Bruchstücke einer versificierten Chronik ähnliche Gedicht Ludise und Lubor völlig vereinzelt; der Form und dem Inhalte nach möchte man daselbe der Ansicht Palacky's zuwider, für ungleich jünger halten, als das darauf folgende, Jaroslaw überschriebene. In den meisten dieser Dichtungen waltet die Klage vor, ein Zug schwe-

rer Melancholie. Nur selten begegnet man heitern Gedanken in so naiver Anmuth wie:

‘Wie würde reif des Feldes Saat,
 Wenn immer Frühling wäre?
 Im Garten wie der Apfel reif,
 Wenn immer Sommer wäre?
 Wie hätten Lehrenschober Frost,
 Wenn immer Herbst nur wäre?
 Wie bange müßt’ dem Mädchen sein,
 Wenn stets allein es wäre?’

Den Schluß der Uebersetzungen bildet das Minnelied König Wenzels I., welchem folgende Bemerkung Palacky's vorangeht: ‘Es ist dieses ein Bruchstück eines jener drei Lieder, wegen welcher Böhmens König Wenzel den deutschen Minnesängern zugezählt wird. Sind die deutschen Lieder (Manessische Sammlung) Originalien, dann wäre dieses böhmische eine Uebersetzung; doch die Bündigkeit dieses und die Weitschweifigkeit (!) jener läßt auf das Gegentheil schließen. Wahrscheinlich hat irgend ein Deutscher an des Königs Hofe dessen böhmische Lieder ins Deutsche übersetzt.’ Ohne mit dem Vf. über dessen Kritik deutschen Minnesangs zu rechten, die mindestens von einer gründlichen Unkenntnis desselben zeugt, und ohne hervorzuheben, daß, während die böhmische Dichtung Wenzels in ihrer Art isoliert dasteht, der Garten deutscher Poesie des Mittelalters eine unübersehbare Flora verwandter Art zeigt, stellt eine Vergleichung von Gehalt und Form beider Lieder so unverkennbar heraus, daß der böhmische Text nur eine nicht eben gelungene Nachahmung des prächtigen Sanges ist: ‘Uz hoher aventiure ein süzze werdeheit etc., daß es in dieser Beziehung kaum einer weiteren Untersuchung bedürfen wird. Hav.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

192. Stück.

Den 1. December 1845.

P a r i s,

bei Just Rouvier 1844. *Traité philosophique et clinique d'Ophthalmologie, basé sur les principes de la thérapeutique dynamique.* Par M. F. Rognetta. 724 Seiten in groß Octav.

Um eine Uebersicht des Werkes dem Leser dieser Blätter zu verschaffen, gibt Rec. ein Inhalts-Verzeichnis der in ihm abgehandelten Gegenstände, und knüpft daran zerstreute Bemerkungen. Er muß dasselbe aber selbst verfertigen; denn außer einer alphabetischen table des matières am Ende des Werkes und Columnentiteln findet sich im ganzen Buche nichts, was das Nachschlagen erleichtert. Auch an einer Vorrede fehlt es; und doch ist das vorliegende Buch wesentlich nur eine neue vermehrte Auflage des *Cours d'ophthalmologie* des Verf. Im ersten Abschnitte, welcher den Titel *Pathologie oculaire générale* führt, sind folgende Kapitel enthalten. Kap. 1. *Sources pathologiques oculaires.* Unter diesem sonderbaren Titel gibt der Verf. einige Bemerkungen über den

Consensus des Auges und des übrigen Körpers, und geht dann sofort ohne Verbindung und Zusammenhang über zum 2ten Kap. d. h. zu den Conditions dynamiques de l'oeil, und zum 3ten Kap., den Conditions mécanico-dynamiques de l'oeil, welche, so gut wie Kap. 4, Nature des maladies de l'oeil, dürftig und darum sehr entbehrlich sind. Interessanter ist schon Kap. 5, Médications ophthalmiques générales, in welchem er tadelnd die drei allgemeinen Heilmethoden durchgeht, die, laut ihm, in der 'Ophthalmologie angewendet werden', nämlich die so genannte tonische oder (!) excitierende, die hyposthenisierende oder antiphlogistische und die so genannte revulsive, und zuletzt die krankhaften Zustände in dynamische, in mechanische und in mechanisch-dynamische eintheilt. Kap. 6 handelt von den Médications ophthalmiques locales, oder den Collyres; denn unter Collyrien, behauptet er, verstehe man im Allgemeinen jedes, auf oder zwischen die Augenlider angewandte Mittel zur Heilung des Auges. Die allgemeinen Grundsätze ihrer Anwendungs- und Wirkungs-Art werden unter den Abtheilungen gasförmige, flüssige, weiche (d. h. Salben), trockene oder pulverförmige, metallische (diese wieder als Silber-, Quecksilber-, Kupfer-, Blei-, Zink-, Blausäure-, salzsaure Kali-Mittel), vegetabilische und animalische Collyrien recht brav geschildert. Den Beschluß dieses einleitenden Abschnittes, — welcher mithin, im Ganzen betrachtet, nur aus einzelnen Bruchstücken besteht — macht das Kap. 5 mit der Betrachtung der Brillen. — Der zweite Abschnitt umfaßt die Leiden des ganzen Augapfels und hat folgende Kapitel: Kap. 1. Schielen. (Enthält eine unparteiische historisch-kritische Darstellung der meisten Operations-Methoden). Kap. 2. Verlehn-

gen. Art. 1. Extraorbitale Quetschungen der Lider; Art. 2. Luxationen oder Ophthalmoptosis; Art. 3. Erschütterung des Auges: a) Lähmung der Retina, b) Luxationen der Krystalllinse, c) Zerreißen der Iris, d) Apoplexie des Auges oder Hämophthalmos; Art. 4. Extra-orbitale Wunden (mit Kolobom, Wunden der Nerven um die Orbita herum, Entzündung des Periorbital-Periosteum, Fracturen, und Emphysem der Lider); Art. 5. Intra-orbitale Wunden: a) Verletzungen des Periosteum, b) der Thränendrüse, c) des Sehnervs, d) der Augenmuskeln, e) Intra-orbitale Fracturen, die nicht in die Schädelhöhle dringen, f) dergleichen, welche dies thun; Art. 6. Unmittelbare Verwundungen des Augapfels: a) Nichtpenetrierende; b) Penetrierende; Art. 7. Fremde Körper und Verbrennungen; Art. 8. (sollte vermuthlich Kap. 3 heißen, da der Inhalt desselben nicht hierher paßt und die nächste Folge des Kap. es auch andeutet). Augenthierchen (Helminthiasis oculi). Kap. 3. (muß 4 heißen) Phlegmone des Auges (Ophthalmitis phlegmonosa). Kap. 5. Hydrophthalmie (handelt sämtliche Arten der Augenwassersucht, auch die der Chorioidea, in eins ab, deshalb nicht klar, und ungenügend. Weiter unten kommen jedoch die einzelnen Wassersuchten specieller in besonderen Kap. vor). Kap. 6. Atrophie oder Augen-Marasmus. Kap. 7. Myopie. Kap. 8. Presbyopie. Kap. 9. Diplopie. Kap. 10. Augen-Neuralgien. (In 3 besonderen §§ werden betrachtet die Neuralgien des R. ophthalmicus, die des R. maxillaris superior, die des Augapfels, welche letztere er ableugnet). Kap. 11. Krampfartige Leiden (Oscillationen, Nystagmus, Tetanus). Kap. 12. Ossificationen und Lithiasis. Kap. 13. Krebsartige Leiden: a) Markschwamm, b)

Skirrhoser Krebs, c) Krebsgeschwür, d) Schwammige Gebilde. Kap. 14. Exstirpation des Augapfels. (Hätte besser als ein Anhang, ein Exkursus da gestanden. Nach einigen anatomischen Bemerkungen folgen die Indicationen und Contraindicationen, dann das gewöhnliche operative Verfahren, dasjenige Dupuytren's und Bonnet's.) Kap. 15. Künstliches Auge. (Gleichfalls nicht geeignet, als besonderes Kapitel in der Reihe der Krankheiten zu stehen.) Kap. 16. Melanotische Leiden. Kap. 17. Angeborene Fehler der Augen. (Hier werden Anophthalmos, Cyclopie, Mikrophthalmos, fehlerhafte Lage der Augen, angeborene Verdunkelungen der Hornhaut, Mangel der Iris und Fehler der Augenlider kurz betrachtet.) — Der dritte Abschnitt führt die Ueberschrift: *Maladies des éléments constitutifs du globe oculaire.* Den Anfang machen — sonderbar genug! — 'Bemerkungen über die ophthalmodynamischen Heilmittel,' die viel zweckmäßiger im ersten Abschnitte gestanden hätten. Belladonna, Strychnin, Quecksilber, Antimonial-Mittel, Nitrum, Cicuta virosa, von welcher Wf. versichert, sie innerlich und äußerlich alle Tage gegen 'chronische Leiden der tiefen Gebilde des Auges' anzuwenden, (Ref. kann hierbei nicht umhin, seine Verwunderung darüber auszusprechen, daß es noch immer gelehrte Ärzte, namentlich aber nicht-deutsche, gibt, die auf solche Weise — um es platt, hier aber am rechten Orte so auszudrücken — Alles in einen Topf werfen. Was sind denn chronische Leiden der tiefen Gebilde! Gibt es denn ein Mittel gegen alle?! Und dennoch finden wir ähnliche Ausprüche, die das *qui bene distinguit, bene docet* Lügen strafen, in der Theorie und in der Praxis bei Franzosen und Engländern sehr häufig! Am Ende des Ar-

tikels kommen nun 'les affections', und werden zu des affections: sie sind chronische Chorioiditen, — jeglicher Art? — congestive Amblyopien, sub-phlogoses sourdes de la rétine, Pannus und alle Neuralgien des Auges und seiner Umgebungen). Digitalis, Taback, (— wer an 'hypersthenischen oder congestiven Augenkrankheiten, wer an chronischer Iritis, Chorioiditis, Pannus leidet, soll Taback rauchen oder mit einem Infusum die Augen waschen.' —) Kaffee als Contrastimulans, als 'cardiaco-vasculaire', Mutterkorn, als 'hyposthénisant', zu I bis mehreren Grammen täglich gegen Erethismus der Gefäßgebilde des Auges, (Chorioidea, Iris, Retina, Conjunctiva) Terpenthin, Campher, Eisen-Salze, Abführungs-Mittel — dies sind diejenigen Stoffe, welche hier nicht allein als Augenmittel, sondern ihrer allgemeinen Arzneiwirkung gemäß abgehandelt werden. Eine Abhandlung, welche wohl darin ihren Grund haben mag, daß Verf. unter seinen Titeln den eines Rédacteur en chef des Annales de Thérapeutique et de Toxicologie aufführt. Nach einigen allgemeinen Betrachtungen der anatomischen Verhältnisse der Conjunctiva folgen nun in Kap. I die acuten Conjunctivitides. In den einleitenden Bemerkungen finden sich allgemeine Behauptungen, die bei Lichte besehen, nicht probehaltig sind, und die der Verf. ein paar Zeilen weiterhin selbst zu demjenigen einschränkt, was Andere davon gehalten haben und was doch jene allgemeinen Sätze gerade bekämpfen sollten. Solcher Stellen kommen im Buche viele vor: ein Beweis, daß der Verf. sich häufig von seiner Streitslust zu gewagten Behauptungen hinreißen läßt, die er selbst nicht vertreten kann, — ein Fehler, den übrigens sehr viele französische Schriften haben.

Zuerst wird behauptet, die Entzündungen der Gewebe des Auges könnten nur dann 'individualisirt' werden, wenn sie chronisch sind. In einer (also jeder) Conjunctivitis acuta nähmen alle Membranen und Flüssigkeiten des Auges Theil. Gleich darauf heißt es aber: 'was dies beweiset, ist, daß die C. acutae auf das Aeußere sich zu beschränken scheinen, und man doch sehr oft Hypopyon, manchmahl Amaurose dabei bemerkt.' Dann heißt es weiter: 'alle Conjunctivites acutae sehen sich in ihrer ersten Periode gleich, so fern sie nur eine gewisse Intensität haben, und erfordern, einige kleine Verschiedenheiten ausgenommen, dieselbe Behandlung. Die skrofulose, rheumatische, gichtische, variolose, psorische, durch Verletzung entstandene u. s. w. Augenentzündung ohne Unterschied zeigen eine scharlachrothe Conjunctiva nebst Lichtscheu, und erfordern antiphlogistische Behandlung; erst, nachdem die Lichtscheu verschwunden, bekommt die Krankheit etwas Specificisches und muß sie durch Specifica bekämpft werden; sehr sonderbar ist es, zu sehen, wie gewisse so genannte Reformatoren eine Art von confédération conjunctivale aufgestellt haben, deren Grenzen, Charaktere und besonders geographische Form der Gefäß-Injection sie bestimmten' (!!). Die acute Conj. wird nun übrigens hier eben so eingetheilt wie in dem früheren Cours d'ophthalmologie des Wfs., nämlich in die C. franche oder essentielle, idiopathique (deren Behandlung er hier auf die antiphlogistische Methode reducirt, förmlich dasjenige widerrufend, was er in 'der ersten Ausgabe dieses Werkes' — d. h. in dem Cours d'O., — angegeben, daß nämlich außer jener noch die cauterisirende oder stimulierende und die gemischte revulsive Methode anzuwenden seien) mit den früheren 4

Lobsteinischen Graden, Taraxis, Epiphlogosis, Metaphlogosis und Hyperphlogosis, und in die C. purulentes, welche Kap. 2. bilden. Letztere zerfallen wieder in Art. 1. O. gonorrhoeica, Art. 2. D. der Neugeborenen, Art. 3. D. der Armeen. Nachdem dann in einem andern Kap. 2 (!) die Granulationen der Conjunctiva, d. h. Trachoma, Sykosis u. s. w., abgehandelt werden, so werden die chronischen Conjunctivitides betrachtet im Kap. 3. Art. 1. die mechanischen, deren der Verf. dreierlei aufzählt: a) durch Erweichung der Schleimhaut und deren Gefäßwände und daher rührende varicose Congestion entstandene, b) durch Nerven-Aufregung herbeigeführte (Conj. névrosthénique), welche Vf. nach Scarpa, Visfranc u. N. schildert, ohne sie selbst anzunehmen, die aber auch gar nicht hierher gehören würde, c) durch feste fremde Körper entstandene, d) durch gasartige (Conj. méphitique), z. B. Gas-Beleuchtung und Cloaken; Art. 2. die dynamischen: a) catarrhalische, b) skrofulose, c) durch Ausschläge erzeugte (dermatosique), unter welchem Namen sämtliche acute und sämtliche chronische, sogar die syphilitische zusammengefaßt, kurz, sehr dürftig und durch gewaltsames Streben nach Vereinfachung verwirrend dargestellt, alle folgender Behandlung preisgegeben werden: die acuten dem Blutlassen, den Quecksilber-Einreibungen, dem Waschen mit eau blanche, mit Sublimat, dem Deffnen und Caute-risieren vorhandener Pusteln mit Höllenstein, die chronischen, wenn skrofulos sich äußernd, den Anti-skrophulos, besonders der Belladonna, den Cata-plasmen und Blutegeln gegen Lichtscheu, hierauf der sol. argenti nitrici oder merc. subl. corr., nur bei heftiger Krankheit innerlich dem Kali jod-nicum, dem Chininum sulphuricum, den Eisen-

mitteln, den Seebädern, wenn dagegen auf die Lider beschränkt, den Fomentationen mit Hilfe der cataplasmes arrosés d'eau nitrée, der Quecksilber-, der Janin'schen Salbe, dem Höllensteine, Kupfervitriole. Hiermit schließt die Betrachtung der besonderen Conjunctivitides, und es folgen noch, zum Schlusse, allgemeine Bemerkungen über die chronischen. Hier erhebt sich der Verf. abermahls gegen die 'Augenärzte, welche sich in alle erdenkbaren Fäseleien gestürzt, abgeschmackte Zusammenstellungen und Gemenge von Arzneistoffen und Ideen gemacht haben, welche Vorurtheile gesäet haben gegen die Wirksamkeit der Kunst bei diesen Augenentzündungen.' Und wodurch Alles dies? 'Durch ihre Hypothesen von Humorismus, von Gicht, von Rheumatismus', von Haemorrhoiden, von Psora, von Blattern, von Scharlach, von Kachexie, von monatlicher Reinigung' u. s. w. Gottlob! daß Alles dies nun hiermit beseitigt ist! All dieser Quark, der in Deutschland den Leuten in die Augen geräth und den Aerzten Unruhe machte, ist zum Phantasiegebilde geworden, und nun allerdings die Augenheilkunde — nicht vereinfacht, nur französisiert!!! Kap. 4. Pannus. Kap. 5. Serose Chemosis oder Dedem der C. Kap. 6. Conjunctivitis alba dolens, nach Graves und Makenzie. Kap. 7. Verosis conjunctivae, die der Verf. von einer fehlerhaften Innervation derjenigen Zweige des N. Trigemini herleitet, welche die Conjunctiva und die Thränendrüse beleben. Kap. 8. Pterygion. Kap. 9. Geschwülste der C. a) Balg-Geschwülste; b) Hydatiden; c) Erectile C.; d) Melanose; e) Schwamm; f) Pinguecula; g) Entanthis (der Ähnlichkeit wegen hier betrachtet).

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

193. 194. Stück.

Den 4. December 1845.

P a r i s.

Schluß der Anzeige: 'Traité philosophique et clinique d'Ophthalmologie, basé sur les principes de la thérapeutique dynamique. Par M. F. Rognetta.'

Kap. 10. Allgemeiner Rückblick auf die Krankheiten der Conjunctiva. Dieses 'Résumé' ist nichts weniger, als ein solches: denn es werden darin abgehandelt theils Gegenstände, von denen schon die Rede war, nämlich die Entzündungen und Geschwülste der C., freilich in manchen anderen Beziehungen, jedoch in solchen, von denen oben auch die Rede hätte sein können und müssen, theils ganz neue Gegenstände, wie die Verletzungen der C., die ebenso in die obige Reihe gehörten. Als Kap. 11. folgen nun gleich unter dem Titel: Krankheiten der Cornea, allgemeine anatomische und physiologische Bemerkungen über diese Haut, als Kap. 12. die Entzündungen der Cornea, mit 4 Graden, Keratitis, Epikeratitis, Metakeratitis und Hyperkeratitis, als Kap. 13 die Eiterungen der C.

Kap. 14 bis 19 handeln vom Brande, von den Verdunkelungen, zu denen auch die Baricosität der G. gerechnet wird, als *opacité hématique*, von den Geschwüren, von den Fisteln, von den Geschwülsten, unter welchen verstanden werden das dunkle, das durchsichtige Staphylom, die Sarkome und Kysten. Den Schluß macht wieder ein allgemeiner Rückblick. Für den deutschen Augenarzt enthalten diese sämtlichen Kapitel nichts Neues. Die operativen Versuche gegen Leukome werden nur dürftig und absprechend wiedergegeben, Reisinger noch ferner als Erfinder der Keratoplastik hingestellt (vgl. Himly's Krankheiten der Augen II, 60), Walther's (Mühlbauer's 1840) Abschneiden einer Schicht der Cornea, gegen Malgaigne's Prätenfion-Gulz (Österreichische medicinische Wochenschrift 1842. Juni !!!) und englischen Ärzten zugesprochen (zufolge Hamilton im Lond. and Edinb. monthl. Journ. 1844), unter den Resolventien die kräftigsten, wie Kadmium sulphuricum, Kali hydriodicum, nicht erwähnt, die Behandlung der Geschwüre fast nur auf *Antiphlogistica* und Höllenstein reduciert u. s. w. — Nachdem nun die anatomischen und physiologischen Verhältnisse der *Sclerotica*, allein hier nicht als eigenes Kapitel, wie die der Cornea, dem Leser vorgeführt sind, läßt der Verf. in den Kap. 20 bis 22 folgen Entzündungen, Geschwülste, d. h. Staphylom (nichts Neues), Atrophie der *Sclerotica*. — Anatomische Bemerkungen leiten die Krankheiten der *Chorioidea* ein. Die Kap. 23 bis 26 führen die Ueberschriften: Entzündungen, (die er nur 'zur Bequemlichkeit des Studiums' isoliert betrachtet, was sie nie sein könnten, und, außer mit Blutlassen, mit Mutterkorn, 1 — 2 — 4 grm., infundiert mit 100 grm. heißen Wassers, täglich, ferner mit

schwefelsaurem Chinin, zu 50 centigram. bis 2 grm. täglich, behandelt), Geschwülste d. h. 'Hydropsie sous-sclérotidale und sous-rétiniennne', Atrophie der Chorioidea. — Nach anatomisch=physiologischen Betrachtungen der Iris kommen unter Kap. 27 'Veränderungen der Lage' die Art. 1. Vorfall, Art. 2. Ablösungen, Durchbohrungen, Abwesenheit derselben. Die 'Entzündungen' der Iris werden im Kap. 28 geschildert; allein richtiger die Entzündung; denn nur eine einzige Iritis erkennt Verf. an, welche zwar durch verschiedene, auch constitutionelle Krankheiten (— außer der idiopathischen nimmt er an die durch Gicht=Rheuma, Syphilis und Skrofeln, keine anderen) hervorgerufen werden, die aber nicht von ihnen eigenthümliche Charaktere bekommen kann. In mancher Beziehung stimmt er überein mit Himly, Weller, Tyrrell, welche z. B. den, die entzündete Iris umgebenden, Gefäßkreis nicht, je nach der Veranlassung der Krankheit, so oder so schildern, wie Beer und dessen Nachfolger thun. Mit Recht sagt er von den überfeinen Unterscheidungen, die er nicht einmahl bis nach Deutschland verfolgt, dem Hauptsitze-spitzfindiger Diagnosen, 'mögen diese oberflächlichen und tiefen, theilweisen und allgemeinen Phlogosen' (diese Iritides, Uveitides u. s. f., hätte er fortfahren können), 'wirklich existieren, so halte ich es doch nicht für nützlich der Praxis, sie besonders zu beschreiben ...'. Weiterhin heißt es wiederum mit Recht: 'man wird in der vorgängigen Beschreibung vielleicht vergeblich die physischen Unterscheidungszeichen der vier Varietäten der Iritis suchen. Ich muß es aber sagen, daß, was mehrere Schriftsteller hierüber geschrieben haben, ist mehr Uebertreibung, als Wirklichkeit Man hat als Zeichen der rheumatischen oder gichtischen

angegeben die Art der Verziehung der Pupille nach oben und innen, während man behauptet hat, bei der syphilitischen sei dieselbe horizontal-oblong oder nach oben und außen verzogen. Mir sind alle diese Zustände der Pupille vorgekommen, und ich habe mich davon überzeugt, daß an der Sache im Grunde nichts ist: diese Deformitäten sind rein zufällig und hängen ab von der Intensität und dem Orte der Gefäß-Injection.' Und so geht er auch andere so genannte Kriterien der verschiedenen Arten durch und findet wiederum, daß die Krankheitsursache die Form nicht bedingt. Besonders Mackenzie und v. Ammon werden als zu speciell getadelt, jedoch nicht auf eine würdige Weise. 'Par ce système spéculatif', heißt es S. 530, 'la nature n'est plus qu'un automate couvert d'un habit d'arlequin, sur lequel chaque oculiste vient raconter ses petites pièces de fantaisie.' Auch darin geht Verf. zu weit, daß er S. 527 sagt, sobald ein constitutionelles Leiden zugleich da sei, wäre eben weiter nichts da, als eine Complication der Augenkrankheit, und erfordere diese darum keine andere Behandlung, als eine jede andere Entzündung!! Auf solche Weise geht überhaupt an manchen Stellen des Buches das Gute verloren unter dem zu Vielen, was der Verf. aufstellt. Welcher deutsche Augenarzt möchte z. B. so weit gehen, wie der Verf. auf S. 531, wo er zu verstehen gibt, Iritis sei bei einem Skrofulösen, Gichtischen, Rheumatischen, Venerischen nur verschieden nach dem Grade der Heftigkeit und nach dem oberflächlichen oder tieferen ('parenchymatösen' oder 'corticalen') Sitze, alle diese Grundübel seien hypersthenisch, entzündlich, alle Iritides müßten also auch durch hyposthenisierende Mittel bekämpft werden! Letzteres ist allerdings richtig, in so fern es

die erste und wichtigste Indication ist; allein sollen wir darum die Antarthritica, die Antiscrophulosa u. s. w. als unnütz wegwerfen, da sie die Antiphlogistica doch wesentlich unterstützen, da sie endlich Recidive verhüten? Die von ihm angewandten Mittel sind nun übrigens, außer allgemeinem und topischem Blutlassen, Calomel, hierauf schwefelsaures Chinin mit Belladonna, auch wohl oder späterhin abwechselnd Nitrum; Belladonna als Augenwasser. Im Kap. 29 ist die Rede von der künstlichen Pupille. Sie wird, im Verhältnisse zu der ganzen Einrichtung des Buches, zu kurz abgefertigt. Allgemeine Indicationen, wesentliche Bedingungen und Verhältnisse, wichtige Bemerkungen (über die beste Art im Allgemeinen), die Operationen selbst in 4 Fällen, nämlich bei reiner Atresie der Pupille, bei einem Leukome, bei Synechia posterior, bei Synechia anterior, werden auf $8\frac{1}{2}$ Seiten abgefertigt. Zuletzt fügt er diesen 'klinischen' Bemerkungen auf 1 Seite ein 'Résumé dogmatique' an, weil man aus 'Gewohnheit wohl nicht damit zufrieden sein möchte, falls er nicht diesen Weg einschläge.' Fünf Haupt-Methoden werden dem Leser kurz vorgeführt, nämlich a) Déplacement de la pupille, oder 'Coreliohernie', d. h. Verziehung der Pupille nach einer hellen Stelle der Cornea, ἥλιος (!!), deren Erfindung er, mit völliger Uebergewandlung Himly's und Adams's, Gibson zuschreibt und dessen Nachfolgern Tyrrell und Guépin; b) Déplacement du globe de l'oeil, 'Kore-Strabotomie' (Cunier, Dieffenbach, Serres, Pétrequin und Rosas), die eigentlich nicht hierher gehört, indem Verf. darunter theils eine Verrückung des Augapfels behufs Veränderung der Sehaxe versteht, wenn der verdunkelte Mittelpunkt der Cornea das Eindringen der

Lichtstrahlen nicht gestattet, theils zufällig zugleich an einem blinden Schiel-Auge vorgenommene Schiel-Operation und Beer'sche (nicht Gib son's, wie es S. 538 heißt) Iridektomie; c) 'Corectomie', d) 'Corectomie', die man mit einander verbinden könne; e) 'Coredialysis', auf welche in Deutschland mit Unrecht viel gegeben werde, von der aber doch fremde Journale Wunder erzählten. Der ganze Gegenstand ist so cavalièremment behandelt, die vom Verf. empfohlenen und befolgten Methoden sind zum Theil so roh, daß man dies ganze Kapitel nicht als Richtschnur für den Anfänger empfehlen kann. Kap. 30. Neurosen der Iris: Art. 1. Idiopathische Mydriasis; Art. 2. Myosis oder Pupillar-Krampf; Art. 3. Schwanken der Iris. Kap. 31. Atrophie der Iris. Kap. 32. Geschwülste der Iris. — Krankheiten der Wasserhaut. Anatomisch=physiologische Bemerkungen; Kap. 33. Hydrocapsulitis; Kap. 34. Hypopyon; Kap. 35. Procidence vésiculaire (Hernia corneae); Kap. 36. Rückblick. — Das, 'Krankheiten der Krystalllinse' überschriebene Kap. 37 enthält das Anatomisch=Physiologische dieses Theiles. Hierauf folgen in Kap. 38 bis 39. Krystalloiditis (fast nur Walther aus der englischen Uebersetzung) und Cataracta (welche, bis auf das Operative, dasjenige erfüllt, was Vf. sich S. 569 vorgenommen, 'so kurz als möglich, aber doch vollständig zu sein'. Beim Operativen mit Recht auf Schilderung des gewöhnlichen Verfahrens sich beschränkend, sowohl bei der Reclination durch Sclero= und Keratomyris, als auch bei der Extraction mit oberem und mit unterem Hornhautschnitte, fehlt er darin, die Zerstückelung, als cristallotriptic, nur beim Abaissement oberflächlich zu beschreiben, manche Cautelen beim Operieren, Zufälle

während desselben zu übergehen, Anderes als Zusätze, verwirrt durcheinander anzugeben). Seine Reclination ist die laterale, nachdem die Kapsel cirkelförmig zerschnitten worden. — Kap. 40. Anatomisch-Physiologisches unter dem Namen Krankheiten des Glaskörpers. Kap. 41. Glaukom. — Kap. 42. Krankheiten der Retina. (Anatomisches). Kap. 43. Retinitis. Kap. 44. Amaurosis mit den 'Varietäten: der Natur nach, A. mechanica (nicht eigenthümlich), A. asthenica oder adynamica, A. hypersthenica d. h. durch schleichende Entzündung oder Congestion entstandene, zuweilen durch Hypertrophie zu mechanischer, drückender, werdende; dem Sitze nach A. constitutionalis, A. idiopathica oder globularis, A. orbitalis, A. neuropathica, A. encephalica, A. sympathica, d. h. von entfernten Organen her; nach der Intensität Amblyopie — der Form nach unterschieden als Hämipie, Diplopie, Dryopie oder Nyktalopie, Hämeralopie, Nyodesopsie, Ohruppie oder Pseudochromie' u. s. w., wovon es heißt: 'ces distinctions sont purement scolastiques', was jedoch, genau betrachtet, keinesweges der Fall ist, da für eine jede solche Form ein wesentlicher Grund vorhanden sein muß, der der Gegenstand besonderer Forschung und darauf basirender Behandlung sein muß und hoffentlich sein wird, 'und Amaurosis; endlich nach den Complicationen.' Die Behandlung der 3 Hauptarten wird kurz angegeben, die der speciellen gar nicht. Im Allgemeinen enthält das ganze Kap. nichts Neues. — Vierter Abschnitt führt den Titel: Krankheiten der Anhänge des Auges und enthält in Kap. 1. die Entzündung in der Augenhöhle, in Kap. 2. die Periostitis und Osteitis orbitales, in Kap. 3 die 'Orbitocèles oder

intra-orbitären Geschwülste.' Art. 1. Eiterige und fistulöse. Art. 2. Balg-Geschwülste. Art. 3. Lipomatose. Art. 4. Krebsige. a) Skirrh; b) Fungus periostei; c) Sarcoma ethmoidale oder Carnificatio ossis ethmoidei; d) Skirrh der Thränendrüse; e) Markschwamm oder Encephaloide. Art. 5. Blut-Geschwülste: α) Aneurysma art. ophthalmicae; β) Aneurysma per anastomosin des Zellgewebes; γ) Melanose; δ) Traumatische Blut-Geschwulst. Art. 6. Knochen-Geschwülste.

— Die nun folgenden Krankheiten der Augenlider sind: Kap. 4. Entropion, mit nur 6 Varietäten, nämlich durch Geschwülste, Narben, Trennung des Orbitalmuskels, Lähmung desselben, Exophthalmos, Erweichung des Tarsus, und mit 6 Heilmethoden, nämlich Kleben, Abschneiden der Schleimhaut, Adams's V-förmigem Ausschneiden aus dem Lide, Dieffenbach's Verpflanzung der Conjunctiva, Blepharoplastik und 'autoplastie par glissement' d. h. Säger'scher Verschiebung, die der Vf. aber Ribéri zuschreibt, endlich Abschneiden des ganzen oberen Lides, vom Verf. vorgeschlagen, wenn ein durch Narben etc. zerstörtes Lid und unfähig gemachter Aufhebemuskel die 'Autoplastie' unnütz machen sollten, da ein unthätiger Hautlappen keinen Ersatz darbieten kann. Hierauf ward Verf. durch einen Krebs-Fall Gerdy's geführt: die umliegenden Theile, Augenbraune und Wange rückten nach und nach von selbst in die Stelle des Lides (vgl. Rognetta Ann. d. Thérap. II. p. 58). Kap. 5. Entropion mit 4 Varietäten, nämlich durch Erschlaffung der Haut, durch Verkürzung der Conjunctiva, durch Hypertrophie des Muskels (S. 674), durch entzündliche Reizung Nervus facialis (S. 683). Die beschriebenen Heilmethoden sind: Kleben, Ausschneiden einer Hautfalte, auch wohl eines Muskel-

stückes, Crampton's Methode, und einige andere, mehr beiläufig erwähnte. Kap. 5. Lähmung des Orbicular = Muskels (Blepharoplegie). Kap. 6. Syphilis der Augenlider. Kap. 7. Trichiasis, Distichiasis. Kap. 8. Blepharoptosis. Kap. 9. Epicanthus. Blepharophimosis. Kap. 10. Ankyloblepharon. Symblepharon. Kap. 11. Geschwülste der Lider. Sie werden abgetheilt in: a) Entzündliche G., Abscesse (!), b) Anthracische Entzündungen, worunter auch Gerstenkorn und Negilops (!) gezählt werden, c) Psorophthalmie (!), d) Attonische G. α) Balg = G., β) Warzen; γ) Kalkige Concretionen; δ) Hypertrophien des Tarsus, worunter er sonderbarer Weise versteht die 'lésions' der Sebum = Drüsen und der Haarbälge, nebst Tylosis; e) Blut = G.; f) Krebsige G. Kap. 12. Madarosis. Blinzeln (sonderbarer Weise zusammengestellt, weil eine Art des letzteren von der ersteren herrühren kann.). Kap. 13. Krankheiten der Thränenwerkzeuge. Auf allgemeine Bemerkungen folgen: Art. 1. Thränendrüse: Abwesenheit, Ueberfluß der Thränen, Entzündung, Skirrh; Art. 2. Thränen = Punkte und Canälchen: Abwesenheit, Attonie, Atresie; Art. 3. Thränensack. Nasencanal: Entzündungen, Verstopfungen d. h. 'Thränensackgeschwulst und = Fistel' (Einheilen eines Röhrchens und Catheterisieren von unten werden verworfen).

Zuletzt des Rec. Meinung über das Werk im Allgemeinen! Der Verf., welcher schon durch die erste Auflage einen augenärztlichen Namen sich gemacht hatte, liefert in dieser zweiten ein Buch, welches die Mitte hält zwischen Handbuch und Lehrbuch, sowohl in Ansehung seines Umfanges, als auch in Ansehung der Schreibart. Es enthält fast alles dahin Gehörende. Die allgemeine,

rein anatomische, Eintheilung ist inconsequent und flüchtig ausgeführt. Die specielle ist vortrefflich, namentlich sehr übersichtlich durch Columnentitel, Ueberschriften und kleinere Titel, Paragraphen, Zahlen, Verschiedenheit des Druckes u. s. w., aber etwas verwirrt doch wieder dadurch, daß nicht alle Haupt=Sachen mit größeren, nicht alle Neben=Sachen mit kleineren Schriften gedruckt sind, und daß der Verf. es sich zu bequem gemacht hat, indem er die meisten, wenn nicht alle, Zusätze zur ersten Auflage, statt sie gehörigen Orts hier und da in den Text einzuschalten, ans Ende der Kapitel ziemlich durch einander ansügt. Der im Haupt=Texte lebende Geist ist würdig, einfach, klar, mit kurzen Worten treu beschreibend, er ist, ungeachtet der Verf. ein in Frankreich lebender Italiäner ist, durchweg deutsch. Fragt man aber: woher diese ungewöhnliche Richtung desselben?, so sucht man in der Dankbarkeit, ja, nur in der Erwähnung der Deutschen vergebens Aufschluß; denn der Deutschen geschieht, mit Ausnahme des französisch übersetzten Beer = Weller, kaum hier und da Erwähnung, und auch diese (B. und W.) werden wenig genannt. Die Quellen, die er häufig namhaft machte, wörtlich citierte, sind Mackenzie, Lawrence, Middlemore, Riberi, Scarpa und a. Engländer, Italiäner, seltener Franzosen. Im Neben=Texte, d. h. in Zusätzen, Noten u. dgl. spielen diese die Haupt=Rolle. Demungeachtet ist aber im ganzen Buche nicht eigentlich Literatur und wenig Geschichte. Die einzige Eigenthümlichkeit des Verfs ist das Streben, die Augenheilkunde zu vereinfachen. Als naturalisierter Franzose und als Broussais=Nasorist ist ihm dies natürlich. Abgesehen von der falschen Richtung, welche die blutentziehende Methode und die

193. 194. St., den 4. December 1845. 1939

contrastimulierende dem Buche häufig geben, und welche namentlich zur Verkennung der in der Constitution des kranken Körpers liegenden Ursache des Augenleidens häufig führt, ist dieses Streben höchst lobenswerth, wenn gleich nicht deutsch. Durch dies Streben geleitet, hat der Verf. z. B. das ganze Kap. der Augenentzündungen verbannt. (Hätte er dasselbe doch auch mit den Collectivkapiteln Cataracta und Amaurosis gethan!) Allein indem er zwar bei Conjunctivitis, Iritis zc. angab, daß diese häufig mit einander vorkämen, gab er niemahls an, welches das Krankheitsbild sei, wenn solche Gruppierung der Gicht, der Syphilis zc. ihren Ursprung verdankt hatte. Solche Unterschiede sind für ihn gar nicht da. Außerdem verleitet dies Streben der Vereinfachung den Verf. oft zu gehässigen Ausfällen gegen Personen und zu einer widerlichen Weiterschweifigkeit. Für Deutschlands augenärztliche Schriftsteller möchte das Buch als ein Wegweiser dienen können zur künftigen besseren Vereinfachung, dem deutschen Studenten und Practiker ist es, im Allgemeinen, entbehrlich.
W. Hy.

O r f o r d,

bei J. H. Parker 1844. ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΕΥΜΕΝΙΔΕΩΣ. Aeschyli Eumenides ad codicum manuscriptorum fidem recognovit et notis maximam partem criticis instruxit Gulielmus Linwood M. A. aedis Christi alumnus et reg. societ. Asiat. socius. Accedunt viri summe reverendi C. J. Blomfieldii S. T. P. notae manuscriptae et aliorum selectae. VIII und 198 Seiten in groß Octav.

Die Britten haben von jeher eine leicht erklär-

liche Vorliebe für Aeschylus gezeigt und sich fleißiger und erfolgreicher als andere mit Kritik und Erklärung des Dichters befaßt. Es ist gewiß nicht zufällig, sondern sehr charakteristisch, daß die Franzosen seit dem siècle de Louis XIV. durchaus gar nichts einigermaßen nennenswerthes für den Dichter geleistet haben: seit Turnebus, Muratus, Stephanus und Casaubonus, den auch um Aeschylus hochverdienten Heroen der französischen Philologie des XVI. Jahrhunderts, ist der Sinn für das Verständnis des gewaltigen Dichters den Franzosen abhanden gekommen. Man wird nicht irren, wenn man den geistesverwandten Shakespeare als den Vermittler jener Vorliebe der Engländer für Aeschylus ansieht. Nach Butlers großer Sammelausgabe sind eine Reihe von Gelehrten, die meist aus Porsons Schule hervorgegangen waren, für Aeschylus thätig gewesen: obenan Blomfield, dann Elmsley, Dobree, Scholesfield, Wordsworth, Griffiths und Andere. Diesen Männern eifern mit verschiedenem Glück in neuester Zeit Peile, Paley und der Herausgeber des oben genannten Dramas, Linwood, nach, ohne daß sie eine bestimmte Schulphysiognomie, wie die Porsonianer, verrathen.

Die Eumeniden Herrn Linwoods bestehen aus drei Massen: dem Text mit untergesetzten kritischen Noten, den darauf folgenden Scholien und endlich einer Auswahl von erklärenden Anmerkungen variorum. Die auf dem Titel erwähnten Noten von Blomfield sind theils in die kritischen, theils in die erklärenden Anmerkungen verstreut: sie sind durchaus nicht ausgearbeitet und ohne besondere Bedeutung: meist Collectaneen und Citate. Für den Text hat Blomfield seine Collationen bereitwillig überlassen, wodurch dann Linwoods Ausgabe einen eigenthümlichen Werth erhält. Wir finden hier

zuerst die genauen Vergleichen der drei aus Blomfields Agamemnon bekannten italiänischen Handschriften; außerdem sind der Mediceus und Parisinus an einzelnen Stellen nochmahls eingesehen und die Angaben danach berichtigt. Hierzu kommen manigfache handschriftliche Conjecturen älterer Gelehrten, namentlich Scaligers, Muratus, Pearsons, Casaubonus, Bigots, Askews, Musgraves, die Herr Linwood aus den Schätzen englischer Bibliotheken gesammelt hat. Auch dafür verdient er Dank, obschon des wirklich Guten darunter nicht gar viel ist.

Sene drei Handschriften, Florentinus, Venetus und Neapolitanus (Farnesianus) haben den kritischen Apparat allerdings vielfach bereichert, ohne daß freilich eine einzige der stärker verderbten Stellen des Textes aus ihnen unmittelbare Heilung erhalten hätte. Denn bei Licht besehen gehen alle drei auf eine vermuthlich nicht zu alte Quelle, freilich schwerlich den Mediceus oder dessen Archetypus, zurück, und nur in einzelnen Schreibfehlern und gröbern oder feinern Interpolationen treten sie auseinander. Interpoliert sind alle drei, am stärksten der Farnesianus unter den Händen des Triflinius, dem der Florentinus selbst, wie ich glaube, vorgelegen hat. Dieser und der Venetus lassen die Studien byzantinischer Metriker deutlich erkennen, mag nun Thomas Magister oder Moschopoulos der Verfasser der Revision sein, worüber die Scholien des Farnesianus, von denen Elmsley leider nur wenig Proben zum Agamemnon gegeben hat, Aufschluß geben werden. Bei dieser Beschaffenheit jener drei Zeugen ist es im Einzelnen unmöglich zu sagen, ob gute Lesarten, die ihnen eigen sind, für alte Ueberlieferung oder glückliche Besserung der Kritiker gelten müssen. Denn selbst

Triflinius hat manches verständig emendiert. Von wirklich brauchbaren Lesarten sind mir folgende vorgekommen: B. 23 ἀναστροφαί Fl. N. (ob auch V?) statt ἀναστροφή; der Med. führt mit ἀναστροφά auf dasselbe. B. 229 bietet N nur die in diesen Blättern 1842, I. S. 15 dem Aeschylus vindicierte Form κελύμασιν statt κελύσμασιν. B. 304 bestätigen Ven. N. προνέμοντας; 344 hat allein Flor. ἀλομένα, wie man mit Hermann geschrieben hat; 468 Ven. ὑπόδυσιν beachtenswerth; 606 hat der Flor. φρατέρων, N. φρατέρων. So verdrängte Triflinius die auch im Med. und Par. enthaltene richtige Form, worüber ich auf Meinekes hist. crit. com. p. 218 verweise; 608 bestätigen Flor. N Schüzens κελημένη, was Linwood getrost hätte gegen das schlechte κελημένον eintauschen sollen; 722 hat N mit Turnebus ὀρθουμένοις, wahrscheinlich richtig; 772 derselbe, wie Schütz, ἐν οἷς, wofür das thörichte ἐν ᾧ hinzugeben Mancher noch nicht sich hat entschließen können; 885 haben Ven. Flor. (N?) Pauws ἐπικραίνει, statt ἐπικρανεῖ, bestätigt; 911 N ποιᾶς richtig mit Pauw und Hermann; 925 πάντως Ven. mit Hermann. Das dürften alle unmittelbar brauchbaren Lesarten sein. Ob B. 50 εἶδόν ποτ' εἶδον statt ἤδη richtig ist, läßt sich bei der Lückenhaftigkeit der Stelle nicht bestimmen.

Das Verhältniß der ältern byzantinischen Revision zu der Triflinianischen tritt in sehr vielen Fällen deutlich hervor: wo N von Flor. und Ven. nicht abweicht, hält Triflinius sich an seinen Vorgänger. Es ist nicht ohne Nutzen und macht Freude, diesen Bemühungen eine Strecke weit nachzugehen. Alle drei haben B. 166 st. μυχόν merkwürdig genug σὸν οἶκον: das läßt glauben, daß in der Quelle die häufige Verschreibung μοιχόν sich fand: dar-

aus machte man οἶκον und um das μ nicht umkommen zu lassen, σὸν οἶκον. B. 218 ἐποπτεύει st. ἐποπτεύσει, offenbar in der Absicht, der Athene ein stehendes Amt beizulegen, wie πατρῶ' ἐποπτεύων κράτη. B. 249 ἀτίμας st. ἀτίτας, um die in dem geforderten Sinne auffallende Form durch eine selbstgemachte unerhörte zu ersetzen; 250 περιβλέπει st. περὶ βρέτει; 266 ἐποπτᾶ st. ἐπωπᾶ; 324 ὑπέλθοι st. ὑπέλθη nach byzantinischer Syntax; 337 ἐφ' αἵματος st. ὑφ' αἵματος; 416 ἄφωνον st. ἄφθογγον; 370 τέκνοις (τέχνοις V.) st. τόκοις; 372 στένω V, στένω Fl. N st. ξένω; 418 ν]όθνηίου βοτοῦ st. νεοθήλου βοτοῦ; 496 ἔπεται V, ἔπεται Fl. N st. ἐπέσται; 656 ἐργήγορον oder ἐργηγορόν alle drei nach Byzantinerweise, wie Agam. 337. erst Porson das von denselben Quellen gebotene ἐργήγορον verbannt hat; 871 ἁμαρτήματα st. ἀμπλακήματα (ἀπλακήματα) u. s. w. Man merkt leicht die Neigung zum Gewöhnlichen und Flachen, die diesen magistellis eigen war.

Der Venetus wird ins XIII., der Flor. ins XIV. Jahrhundert gesetzt. Solchen Angaben über griechische Handschriften ist niemahls zu trauen. Daß hier geirrt ist lehrt der Augenschein. Der Venetus ist aus dem Flor. abgeschrieben und zwar bevor letzterer von zweiter Hand corrigiert ward. B. 290 Flor. Ἀθηναίοις mit der Correctur Ἀθηναίας, V Ἀθηναίοις, N Ἀθηναίης, nach Homer. Der Schreibfehler im Flor. 317 ἐπὶ δὲ τῷ τότε θυμένῳ statt τεθυμένῳ hat im VN zur Folge gehabt τῷ τότε θυμουμένῳ, gleich wie B. 277 Flor. διδάσκων (mit später zugefügtem γε) statt γηράσκων in VN πάντα γε διδάσκων veranlaßt hat. Statt σέβουσαί γ' hat Flor. σέβο-

μαι, corrigiert σέβοιμεν, Ven. σέβ'ομαι γ' (sic), N σέβοιμέν γ'. Die Lücke B. 517 bezeichnet Flor. am Rande durch λείπει, später ward πέλει beigefügt, und so hat denn Triflinius vollständig geschrieben: *Εἴτ' οὖν διάκτορος* (so alle drei) *πέλει Τυρσηνική*. Im Flor. steht 816 statt *βίου τύχας ὀνησίμους* irrig *βίους τύχας ὀνησίμους*, aber *τύχας* wird am Rande als *περισσὸν πρὸς τὸ κῶλον τῆς ἀντιστροφῆς* erklärt, und so haben denn V N nur *βίους ὀνησίμους*. Auch hat der Ven. dieselbe Subscription wie Flor.: *Ἰδοῦ πάλιν γε τέρμα τῶν Εὐμενίδων*. Alle drei stimmen übrigens in größern Lücken überein, s. 532 bis 595 und 741 bis 767.

Wo N von Flor. Ven. abweicht, da liegt ohne Frage Triflinius Technik vor. B. 225 hat Fl. (V? erfährt man nicht, wie auch sonst mitunter die Angaben im Stich lassen) *κᾶκκυνηγέτης*, N platt genug *γ' ὡς κυνηγέτης*: 356 *δυσπαρήγοροι* Fl. V., aber N *δυσπαράγωγοι*. In B. 364 haben Fl. V. *τάξιν γ' ἔχουσα*. Triflinius machte deshalb in der Strophe einen am Rande ausdrücklich als solchen angegebenen Jambus: *καὶ δερκομένοισι καὶ δυσομμάτοις ὁμῶς*. B. 510 steht schon im Med. die alte Glosse *θερμοεργῶ* (Ven. *θυμοεργῶ*), wofür Triflinius das vom Scholiasten gleichfalls an Hand gegebene *θερμῶ* richtig herstellte, wie er B. 668 *προτροπαῖς* im Fl. V. gut in *προστροπαῖς* geändert hat. B. 899 ändert er das überlieferte *πάντα*, wie später Turnebus, in *πάντων*, während in jenem längst *παντᾶ* erkannt worden ist. Doch muß man zugestehen, daß Triflinius Kritik sich in mäßigen Grenzen gehalten hat.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

195. Stück.

Den 6. December 1845.

D r f o r d.

Schluß der Anzeige: 'Aeschyli Eumenides ad codd. manuscr. fidem recogn. et notis maximam partem criticis instruxit G. Linwood.'

Herr Linwood ist in der Wahl möglicher Lesarten mit Behutsamkeit und Einsicht verfahren: in der Regel schließt er sich an Hermann und Dindorf an, wie er denn überhaupt nicht zu den blinden Verehrern seiner berühmten Landsleute gehört. Sein Urtheil würde oft sicherer gegangen sein, wäre ihm die weitschichtige neuere Literatur unsers Stückes vollständig zur Hand gewesen. Er hat aber das Wenigste von dem gekannt, was seit Müllers Eumeniden deutscher Fleiß für dieses Stück zu leisten gestrebt hat. Eine die viele Spreu von dem Weizen sondernde, das Zerstreute mit Urtheil und Geschmaçk verarbeitende Ausgabe wäre gewiß an der Zeit, und zu unserer Freude stellt ein geistvoller deutscher Gelehrter eine solche in Aussicht. Herrn Linwoods Ausgabe hat ihren Werth für uns lediglich in den Lesarten der codd. und in einigen

beachtenswerthen Emendationen: die meisten Vorschläge des Herausgebers bedeuten nichts oder sind entschieden verwerflich. In grammatischen Bemerkungen verräth er nirgend sonderliche Studien und die nöthige Schärfe, wie z. B. zu B. 289 gesagt wird, nach den verba optandi stehe gewöhnlich ὡς, ὅπως u. s. w. mit dem Coniunctiv, doch auch manchmahl mit dem Optativ; wenn B. 214 mit Petersen geschrieben ist τὸ μὴδ' ἐπεσθαι μὴδ' ἐποπτεύειν κότῳ, so verräth das keine klare Einsicht in den Gebrauch der Negationen, gleichwie B. 827 das zurückgerufene οὐτ' ἄν ganz verkehrt dem folgenden ἢ κότον τιν' entsprechen soll, wogegen entschieden der Gedanke selbst Einsprache thut. Herr Linwood würde das gefühlt haben, wenn er οὐτε zweimahl gesetzt hätte.

Die beste Emendation hat B. 769 aufzuweisen, wo Herr Linwood sehr gut μὴ — κτίσητε δύσκηλον χθόνα statt des wohl nicht zu rechtfertigenden στήσητε gesetzt hat. Vielleicht ist auch B. 217 ἤσυχαιτέρα richtig, obschon ἡσυχαιτέραν bei genauer Erwägung des Gegensatzes sich rechtfertigt; B. 869 ὁ γε μὴν hat Schömanns Beifall gefunden, ich zweifle ob mit Recht; B. 935 wäre χάρας ἀπέχειν doch noch besser als das nachher gewünschte χωρὶς κατέχειν; 956 bedürfte βᾶτε δόμοι eines Zeugnisses; 960 τιμαῖς καὶ θυσῖαισι τύχαις τ' ἐρίσεται würde sich empfehlen, wenn man sähe, was neben τιμαί und θυσῖαι die τύχαι sollten. Auch ist die Aenderung der Strophe εὐφροني statt εὐθύφροني unnütz. Sehr schön hat Schömann in τύχαις εὐχαῖς erkannt: τιμαῖς καὶ θυσῖαις τε καὶ εὐχαῖς περιόσεται. Inzwischen würde mir noch besser gefallen: τιμαῖς καὶ θυσῖαισιν ἐν εὐχαῖς τ' ἐρίσεται.

Viel größer würde der Katalog verfehlter Con-

jecturen ausfallen, wollte ich mich nicht auf einiges Wenige beschränken. Ueber καλοῦνται (so viel als νομίζονται) B. 182 kann ich hinweggehen, da Herr Linwood selbst beifügt: verum omnino ampliandum censeo. Wie aber B. 212 φρουρουμένη, das Herr Linwood aus der Aldina angenommen hat, auf Klytämnestra gehen könne, verstehe ich nicht. Besser wäre es gewesen, im vorhergehenden Verse dem von den Handschriften gebotenen μόρσιμος sein Recht wieder zu verschaffen, während immer noch Turnebus μοροίμη im Texte steht. B. 376 ist ὑμᾶς δ' ὁμοίως geschrieben; statt δ' ὁμοίως, indem πᾶσι δ' ἐς κοινὸν λέγω, βρέτας τε τοῦμὸν τῷ δ' ἐφημένῳ ξένῳ so viel sein soll als πᾶσι λέγω, τοῖς τε ἄλλοις τῷ τε ξένῳ. Abgesehen von andern Gründen widerstrebt ja schon die logische Ordnung der Gedanken, da πᾶσι durch Drestes einerseits und die Furien andererseits erklärt werden mußte, nicht aber jene, die der Hauptgrund des θαῦμα der Athene sind, in der Gliederung übergangen sein dürften. Gerade weil sie die Hauptsache sind, wendet sich Athene direct anredend an sie, und darin liegt der Grund, daß die Structur vom schleppenden Dativ zum kräftigern Accusativ umbiegt. B. 399 will Linwood lesen τῶν σοφῶν γὰρ οὐ πέλει; als Frage; denn τῶν σοφῶν statt τῆς σοφίας sei hart und die drei codd. haben πέλη oder πέλει. Vielleicht finden Andere mehr Geschmack an jener Naivetät der Furien. B. 396 soll ebenfalls in δυοῖν παρόντων ἡμῖς λόγος πάρα die Wiederholung hart sein. Sie ist aber vom Dichter klar beabsichtigt und nöthig: περὶ ὄντων ist dagegen unmöglich. Es schießt sehr ab, wenn Herr Linwood sonst ähnliche Anstöße der Kritiker mit einem kurzen male abfertigt, wie 132 Schühens ἄγρος für das wiederholte πόνος, und wenn er

gar 526 allen Ernstes *ἔστι γὰρ δόμων ἐπέτης ὄδ' ἀνήρ καὶ δόμων ἐφέστιος ἐμῶν* in Schutz nimmt. B. 505 ist *παντόφουρά τ' ὄντ'* verfehlt, unnöthig 232 *προστειτριμμένου μύσους*, unnöthig 332 *ἄμμοιρος*, desgleichen 806 *πορών, ἐν ᾧ κτλ.* u. s. w.

Dies wird ausreichen, um Herrn Vinwoods Kritik im Allgemeinen zu charakterisieren. In der Annahme von Lücken folgt er meist Dindorf, wie 797, wo aller Grund dazu verschwindet, sobald man mit Ahrens "*ὄσ' ἄν*" statt "*ὄσῃν*" schreibt. Auch an Interpolationen glaubt er zu leicht mit Dindorf: einige Verse hat er gar zuerst für eingeschoben erklärt. Da es sich dabei um Stellen handelt, wo Unterz. etwas Besseres als die frühern Gelehrten geben zu können vermeint, so will er um so lieber dabei zum Schluß verweilen, je mehr die bisherige Besprechung ihn ermüdet hat. Die erste Stelle ist die berufene B. 103 sqq., an welcher sich seit Müller mindestens zehn Gelehrte versucht haben, aber mit so wenig Erfolg, daß fast Keiner von seinen Vorgängern etwas angenommen hat. Die Verse lauten bei Wellauer:

"Ὅρα δὲ πληγὰς τὰςδε καρδίας σέθεν·

εὐδουσα γὰρ φρὴν ὄμμασιν λαμπρύνεται,

ἐν ἡμέρᾳ δὲ μοῖρ' ἀπρόσκοπος βροτῶν.

Um mit Herrn Vinwood anzufangen, so liest er den ersten Vers ebenso, bezieht aber *πληγὰς τὰςδε* wunderlich auf die dem Chore von der Klytämnestra gemachten Vorwürfe, und vermuthet dann, daß der Vers vor B. 135 zu setzen sei, weil der Wechsel zwischen Singular und Plural, der freilich gleich B. 174 sq. wiederkehrt, mißfalle. Die beiden folgenden Verse seien unecht und ab aliquo priora explicandi caussa zugesetzt. Es wird sich zeigen, daß dieser aliquis der Dichter selbst war.

Hermann, der für *σέθεν* bekanntlich *ὄθεν*, für *βροτῶν* im dritten Verse *φροενῶν* liest, übersetzt die Stelle Opusc. V, 351 sq. so:

Adspicite volnus cordis unde sit mihi:
sopita somno mens enim clare videt,
nec sic diurna luce prospici datum.

Anderer Bedenken abgerechnet möchte der Gedanke, daß die Furien Nachts heller sehen als am Tage, auf keine Weise sich rechtfertigen lassen. Haben sie doch den Dreß Nachts wie Tags zugleich verfolgt. Auch der treffliche neueste Uebersetzer des Stückes faßt die Worte eben so: Wird doch im schlaf des geistes auge doppelt klar, Dess kraft im tagslicht wenig vorzuschau vermag. Daß würde doch auf keine Weise von diesen unsterblichen Töchtern der Nacht gesagt werden können. Die Versuche Andrer zu widerlegen ist eben so leicht als unnöthig: erwogen habe ich alle. Nur was mein Freund Bamberger conjectan. in poetas graecos (Braunschweig 1841) S. 4 über die Stelle bemerkt hat, darf ich nicht unbestritten lassen. Bamberger behauptet, alle Interpreten hätten fälschlich eine sententia generalis angenommen, da doch nur von den Furien die Rede sei. Dreßes sei ihnen am Tage entwischt: im Schlasfe von bösen Träumen gequält, hören sie den Schatten der Klytämnestra und glauben den Dreßes zu verfolgen. Klytämnestra sage: Conspicit cor tuum mea vulnera; dormientis enim mentis tuae acies est acutior; luce hominum fatum eadem non praevides. Ich will gar kein Gewicht darauf legen, daß *βροτῶν* in diesem Sinne äußerst matt sein würde: aber entschieden irrig ist die Annahme, Dreßes sei am Tage entkommen: sagen doch die Furien selbst B. 143 ὑπνω κραυγῆσι ἄγραν ὄλεσα. Auch könnte jener Vorwurf nur dann treffen, wenn die Furien

wirklich den Drestes nur Nachts gejagt hätten. Wo steht ferner im Texte *acutior*? Endlich irrt Bamberger, wenn er hier überhaupt an das Verfolgen des Drestes denkt, da Klytämnestra nur vom Erblicken ihrer Wunden spricht. Nur das hat Bamberger mit Recht erinnert, daß Hermanns *φρενῶν* keineswegs vom Scholiasten bestätigt wird, der vielmehr das lästige *βροτῶν* ignoriert und aus *εὐδουσα φρήν* in seine Deutung *φρενός* herüberzog.

Der Schatten der Klytämnestra steigt den vor dem Delphischen Tempel schlafenden Furien aus der Unterwelt auf, empört, daß die Rachegöttinnen den Drestes haben entkommen lassen. Sie sei im Schattenreich, und kein Gott zürne ihrem Mörder. In den obigen Versen spricht sie es aus, daß auch im Schlafe die Furien ihre Wunden sehen, und entschuldigt sich darauf gleichsam, daß sie zu den schlafenden Furien spricht: 'Und doch schaut dein Geist meine Wunden hier: denn trotz des Schlafes sieht hellen Auges dein Sinn.' Den letzten Vers hat allein Bellauer annähernd richtig gefaßt, indem er *μοῖρα πρόσκοπος* liest und übersetzt: *interdium autem ut acute cernant hominibus datum est*. Aber auch diese Auffassung krankt an demselben Gebrechen wie sämtliche Erklärungen der Gelehrten, da überhaupt in keinerlei Art von einem *πρόσκοπεῖν* hier die Rede sein kann. Aeschylus schrieb:

Ὅρα δὲ πληγὰς τὰσδε καρδία σέθεν

εὐδουσα γὰρ φρήν ὄμμασιν λαμπρύνεται,

ἐν ἡμέρᾳ δὲ μοῖρ' ἀκρόσκοπος βροτῶν.

'Du siehst meine Wunden im Geiste, weil du trotz des Schlafes hellen Auges bist; am Tageslichte aber ist's den Menschen beschieden, scharf zu sehen,' d. h. denn während die Menschen nur am Tage

wachenden Auges sehen, siehst du auch im Schlafe, wo es für andere Nacht ist. Brauchte auch Klytämnestra die Furien nicht den Menschen entgegenzusetzen, der Dichter fand es mit Recht zweckmäßig jenen Unterschied hervorzuheben, um seinen Zuschauern es klar zu machen, daß die Furien auch im Schlafe Klytämnestras Worte vernehmen. Nun ist es ganz im Sinne der vierkantigen Diction des Aeschylus, den nur zur Hebung des Gegensatzes dienenden Nebengedanken sprachlich in adversativer Beiordnung aufzutreten zu lassen. Es findet übrigens eigentlich ein doppelter Gegensatz Statt, zwischen den Furien und den Menschen, dem Schlafen und Wachen. Sprachlich genügte es, nur letztern ausdrücklich an die Spitze zu stellen, während dem *βροτῶν* keine Bezeichnung der Furien entspricht. Das ist deshalb unterlassen, weil ja die Furien angeredet werden, und so den natürlichen Gegensatz zu den *βροτοί* bilden. Eine stärkere Interpunction hinter *καρδία* würde den Gegensatz vollständig machen: *σέθεν εὐδουσα γὰρ φρόν ὄμμασιν λαμπρύνεται, ἐν ἡμέρα κτλ.*; allein dagegen ließe sich Manches erinnern. Ich glaube hoffen zu dürfen, daß auch Schömann seine Ansicht ändert, dem S. 200 Aeschylus nicht ganz wohlgethan zu haben schien, die Sentenz, wie Schömann sie auffaßte, hier anzubringen.

Kürzer kann eine zweite Athetese Herrn Vinwoods beseitigt werden. B. 455 sqq.

*Κρίνασα δ' ἀσιῶν τῶν ἐμῶν τὰ βέλτατα
ἤξω, διαίρειν τοῦτο πράγμα' ἐτητύμως,
ὄρκον περῶντας μηδὲν ἐκδικιον φρεσίν,*

Hier erklärt Vinwood den letzten, im Neapol. zufällig fehlenden Vers, für ab aliquo interpolatum qui sententiam in priori versu non satis bene

claudi existimarit, gibt aber zu, daß jener Unbekannte wohl den Vers so geschrieben habe: ὄρον πορόντας μηδὲν ἔνδικον φράσειν. Dieser aliquis muß ein verständiger Mann gewesen sein, wenn er merkte, daß unmöglich διαίρειν von ἤξω abhängig sein könnte, weil Athene ja vorhin erklärt hatte, sie könne den Handel nicht entscheiden; auch nicht von κρίνασα, wogegen die Wortstellung streitet. Allein ein Fehler liegt in unserm Texte, nur hat ihn Herr Vinwood nicht an rechter Stelle gesucht. Hermann hat erwiesen, daß die Handlung von B. 226 bis 536 auf der Akropolis, von 536 sqq. auf dem Areopag vorgeht. Nun kommt ἤξω so heraus, als ob Athene wieder auf die Akropolis kommen wolle, nachdem sie die Richter erwählt habe. Schömann freilich, dem dieser Uebelstand nicht entging, traut S. 182 dem Dichter diese kleine Ungenauigkeit zu. Allein auch hier hoffe ich den verehrten Mann zu überzeugen, daß Aeschylus schrieb:

Κρίνασα δ' ἀσπίων ἐμῶν τὰ βέλτατα

τὰξω διαίρειν τοῦτο πρῶγμ' ἐτητύμως κτλ., wodurch nicht bloß die Construction gewinnt, sondern auch von Neuem klar wird, daß man nicht vorsichtig genug sein kann, ehe man sich entschließt, einem Aeschylus Ungenauigkeiten zuzutrauen. Man vergleiche wegen τὰξω B. 608 sq. ὡς δηχθῆ λείως, "Ὅσπερ τέτακται τῆνδε κυρῶσαι δίην.

Ueber die notae variorum selectae, die Herrn Vinwoods Ausgabe schließen, läßt sich eben nichts sagen, als daß es notae variorum variae sind. Was er selbst eingestreut hat, beschränkt sich meist auf Angaben der Construction und dergleichen. Die deutsche Philologie kann und darf sich fortan nicht mehr bei so zufälligen und des künstlerischen Sinnes baaren notulae begnügen. Es ist eine

195. St., den 6. December 1845. 1953

ihrer Hauptaufgaben, eine methodisch strenge, gesunde Auslegung der alten Kunstwerke mit allem Eifer anzubauen. Es wäre sehr zu wünschen, daß namentlich die Erklärung des Meschylus mit Einsicht und Geschmacl̄ ernstlich angegriffen würde, da sich die neuern Leistungen doch mehr an einzelne Schwierigkeiten der Kritik oder Gregese gehalten haben. Freilich gehört dazu weit mehr als Manche geglaubt, deren übereilte Versuche ohne nachhaltigere Folgen geblieben sind. F. W. S.

L o n d o n ,

bei Henry Colburn 1845. The dispatches and letters of Vice Admiral Lord Viscount Nelson, with notes by Sir Nicholas Harris Nicolas. T. I. L und 509. T. II. XXVIII u. 495 Seiten in Octav.

Es konnte nicht fehlen, daß das Leben eines Mannes, an dessen Namen der Sieg sich knüpft, der bis zum Tode als Vorbild eines glühenden Patriotismus und der gewissenhaftesten Treue gegen König und Vaterland galt, vielfach den Gegenstand sorgfamer Nachforschungen abgab. Dahin gehört die Skizze, welche John M'Arthur in dem Naval Chronicle abdrucken ließ; die von Charnock 1802 veröffentlichten biographischen Memoiren, deren Hauptverdienst, der Abdruck einiger Briefe, dadurch geschmälert wird, daß letztere entstellt wiedergegeben sind; die von Harrison 1806 erschienene, unter unmittelbarer Mitwirkung von Lady Hamilton abgefaßte, Biographie, die, obgleich den Ansprüchen der Billigkeit nicht genügend, im Vergleich mit den Arbeiten von White und Churchill einen eben so hohen Werth behauptet, als sie dem gediegenen, mehrfach aufgelegten Werke von

Clarke und M'Arthur weit nachsteht. Dann folgte (1813) die Biographie von Robert Southey, das an Einzelheiten überaus reiche *Life of Nelson, by the Old Sailor* (1838) und schon früher (1814) eine in zwei Bänden herausgegebene Correspondenz zwischen dem Seehelden und Lady Hamilton.

Daß alle diese Mittheilungen für eine nach allen Seiten vollständige Schilderung Nelsons nicht ausreichen, daß die richtige Auffassung des Charakters und der Talente eines solchen Mannes sich entweder auf dessen Autobiographie, oder auf dessen in Briefen enthaltenen, von jeder geistigen Bewegung seines Daseins Zeugniß ablegenden Aeußerungen stützen müsse, wird der Ausführung nicht bedürfen. Um so erfreulicher ist die Veröffentlichung der vorliegenden Sammlung, deren Herausgeber von dem Grundsatz ausgeht, daß auch scheinbar unerhebliche Briefe eines großen Geistes ihr Scherflein zur richtigen Würdigung desselben beitragen, und deshalb auch die älteren Briefe Nelsons, denen allerdings der hohe historische Werth der späteren Correspondenz abgeht, in möglichst großer Anzahl an einander reiht. Eben auf diesem Wege, fügt er in der Vorrede hinzu, wird the beautiful simplicity and integrity of his private character entschiedener hervortreten, als in den zahllosen Eulogien auf den Sieger von Trafalgar, oder in der von Charnock, Clarke und M'Arthur veranstalteten Brieffammlung, die kein anderes Schreiben enthält, als was zum Belege des von den Herausgebern im voraus entworfenen Portraits dient. Nur einige solcher Schreiben, die sich ausschließlich auf öconomische Verhältnisse beziehen, sind, außer den Briefen an Lady Hamilton, dem Abdrucke hier entzogen, und letzterer ist, abgesehen von wenigen Aenderungen in Bezug auf die Orthographie,

mit gewissenhafter Treue nach den Originalen erfolgt.

Welche Theilnahme das vorliegende Werk in England gefunden hat, ergibt sich daraus, daß schon nach Jahresfrist eine zweite Auflage veranstaltet werden mußte, welche, außer mehreren in der ersten Ausgabe nicht enthaltenen Briefen, zum ersten Male die skizzierte Autobiographie Nelsons veröffentlicht.

Der erste Band beginnt mit der eben genannten Autobiographie und umfaßt, chronologisch geordnet, die Briefe, welche aus dem Zeitraum von 1777 bis zum Ende des Jahres 1794 datieren. Dieselben sind theils Privatschreiben an Verwandte und Freunde, zu welchen letzteren auch der Herzog von Clarence, nachmaliger König Wilhelm IV. gehört, und spiegeln in ungetrübter Klarheit das äußere und innere Leben Nelsons ab; theils officielle, an die nächsten Vorgesetzten, die Admiralität und den Staatssecretair gerichtete Mittheilungen über Ereignisse, welche die Flotte oder den Handel Englands betreffen. Die wenigen durch den Herausgeber hinzugefügten Noten beschränken sich darauf, das Verständniß einiger dunkeln Stellen durch historische Erörterungen zu erleichtern. Die Autobiographie (*Sketch of my life*), welche 1799 ursprünglich für the *Naval Chronicle* niedergeschrieben wurde, gibt eine gedrängte, streng objectiv gehaltene Uebersicht der Erlebnisse Nelsons bis zu dem genannten Jahre, schlicht und schmucklos, nicht ohne jenen Stolz, der aus dem Bewußtsein der Tüchtigkeit entspringt und der sich z. B. in den Worten äußert: 'I went to Naples, and, as his Sicilian Majesty is pleased to say, I reconquered his kingdom and placed him on his throne.'

Unter einer Menge von Schreiben, welche Nel-

son von Westindien aus an Freunde und Vorgesetzte richtet und aus denen nur der Seemann und Engländer spricht, begegnen wir einem von der höchsten Zartheit der Gesinnung zeugenden Briefe (1785), dem ersten in dieser Sammlung, welcher für Mrs Nisbet, seine nachmahlige Gemahlin, bestimmt ist. 'I declare solemnly, heißt es hier unter andern (Th. I. S. 140), that did I not conceive I had the full possession of your heart, no consideration should make me accept your hand.' Erst vier Wochen später theilt Nelson seinem Oheim und innigsten Freunde, William Suckling, diese Neigung mit, spricht von dem Wunsche einer baldigen Verbindung und bittet, weil er so arm sei wie Hiob, um eine Anleihe. Die mancherlei Unannehmlichkeiten, welche mit seiner Station in Ostindien verbunden sind, steigern in ihm die Sehnsucht nach dem geliebten Gegenstande; aber, schreibt er (1786) an Fanny: Duty is the great business of Seaofficer.' Er fühlt, daß das Sprichwort 'Abwesenheit und Salzwasser waschen die Liebe hinweg' auf ihn keine Anwendung finde. Zu seiner Fanny zuerst muß er von dem nahen Verhältnisse reden, in welches er zu dem seinem Commando untergebenen Prinzen William (Herzog von Clarence) getreten ist, von dem er sagt: 'As an individual I love him, as a Prince I honour and revere him.'

Mit dem Jahre 1793 stoßen wir, nachdem Nelson, der eine Zeitlang auf half pay gestanden hatte, in der Flotte von Lord Hood die Führung des Ugamemnon erhalten hatte, auf Mittheilungen über die Seeunternehmungen gegen Frankreich. Selbst zu seiner Fanny, mit der er seit dem Merz 1787 vermählt ist, spricht er nur über kriegerische Ereignisse. Er gibt sich gern

der Hoffnung hin, daß die Provence unter der Protection Englands eine isolierte Republik bilden werde, besonders seitdem Hood in den Hafen von Toulon eingelaufen ist. Dann folgt (Th. I., S. 341) eine treffliche Schilderung von der Räumung der genannten Hafenstadt und der Verbrennung der dortigen französischen Flotte. Sein Herz wird weich, wenn er von dem Morden der in die Stadt eingedrungenen Republicaner spricht. 'Such a scene was displayed, as would make the hardest heart feel' schreibt er dem Herzoge von Clarence. Umständlicher sind die mit dem Februar 1797 beginnenden Berichte über die Kämpfe um und auf Corsica, namentlich über die Einnahme von Bastia, welche Nelson mit 1200 Mann gegen einen fast viermahl so starken Feind gelang; dann über die Belagerung Calvi's, während welcher er unter Anderem an Admiral Hood schreibt: 'I got a little hurt this morning (12. Julius 1794), not much, as you may judge by my writing.' Aber dieser little hurt beraubt den Helden des rechten Auges, und nur seinem Freunde Suckling gesteht er, daß sein Auge völlig aus der Höhle herausgetrieben sei. 'One plan I pursue, heißt es in einem Briefe an Prinz William, never to employ a Doctor; Nature does all for me and Providence protects me.'

Den Jahren 1795 bis 1797 gehören die Briefe des zweiten Bandes an, die sich vornehmlich über die Kämpfe des Admirals Hotham im März und Julius mit der französischen Flotte verbreiten; über das Verfahren Nelsons, als er mit dem ihm untergebenen Geschwader an der genuesischen Küste in Gemeinschaft mit einem österreichischen Heeresheile operierte; über die Blokade von Livorno und die Einnahme von Porto Ferrajo und der

Insel Capraja (1796); über die Räumung Corsicas, die Schlacht von St. Vincent, das Bombardement von Cadix und die erfolglose Bestürmung von Santa Cruz auf Teneriffa im Jahre 1797. Es ist somit ein reiches Gemählde, welches vor uns aufgerollt wird und seltsam mit der gegen seine Gemahlin gemachten Aeußerung in dem ersten der hier abgedruckten Briefe contrastirt, daß, wenn es ihm je gelingen werde, 2000 Pfund zu erwerben, er an den Kauf eines bescheidenen Landhauses denken werde, das er für immer bewohnen möge. Und diese Aeußerung Nelsons geht nicht etwa aus einer momentanen Stimmung hervor; wir begegnen ihrer Grundlage in mehr als einem Schreiben trotz aller Hingebung für Seemannsleid und Seemannslust. Aber England bedurfte der kühnen Männerherzen mehr als je. Daß wußte Nelson, der deshalb den Traum von *some neat cottage* gern in den Hintergrund schob. 'Weder du noch einer meiner Freunde, schreibt er seiner Gemahlin einige Tage später, soll jemahls erröthen dürfen, weil ich meine Pflicht nicht gethan; I have pride in doing my duty well, and a self-approbation which if it is no so lucrative, yet perhaps affords more pleasing sensations.'

Wie der Falke von der Felshöhe nach Beute späht, so Nelson nach der französischen Flotte; jede zum Kampfe gebotene Gelegenheit garantiert ihm den Sieg. 'Die Franzosen, berichtet er an den Gouverneur des Hospitals zu Greenwich, erklären, sie seien zum Gefechte bereit, so bald wir ihnen um nicht mehr als zwei oder drei Schiffe überlegen seien; ich glaube schwerlich, daß sie solche Narren sein werden; aber wollte Gott, sie wären es!' Deshalb wiederholen sich in der Zeit, als er in der Bucht von Genua kreuzt, seine Klagen über

die Unentschlossenheit und das faumselige Verfahren der Oestreicher, mit denen zu cooperieren ihm aufgegeben ist. Nicht als ob er dem General de Vins nicht Gerechtigkeit widerfahren ließe, aber 'the politics of his Court so constantly tie his hands, that he cannot always do what he thinks proper.' Er behauptet, es sei Oestreich kein rechter Ernst mit dem Kriege, es komme ihm nur darauf an, wie einst Preußen, immer von Neuem englische Hilfs Gelder zu beziehen. 'Ich bin überzeugt, schreibt er an Suckling, daß jede Allianz Englands mit einer Landmacht nur eine Farce ist.'

Nun folgen in Italien Schlag auf Schlag die der Republik günstigen Ereignisse; Savoyen wird besetzt, Oestreichs Heer nach Tyrol zurückgeworfen, Livorno von Franzosen eingenommen, Corsica von Lord Elliot geräumt, und weder die einzelnen Siegesbotschaften, welche von Deutschland herüberdringen, noch die starke Ausdauer Wurmsers, können Nelsons gesunkene Hoffnungen in Bezug auf den Landkrieg beleben. Er sagt den Anschluß Spaniens an Frankreich mit Sicherheit voraus, er fürchtet dasselbe hinsichtlich Neapels und er sieht im Geiste sein England, von allen Verbündeten verlassen, allein den Kampf gegen die glückliche Republik fortsetzen. Um so sehnlicher verlangt ihn nach einem Begegnen mit dem Feinde. Das ward ihm zu Theil, seit er das Küstenmeer Italiens mit dem westlichsten Theile des Mittelmeeres vertauscht und sich darauf der Flotte des von ihm so innig verehrten Jervis angeschlossen hatte. Die Ehre des Tages von St. Vincent gebührt, nächst Jervis, der Entschlossenheit und Kaltblütigkeit Nelson's, welcher das Schwert, das Don Francisco Winthuyzen, als er sein Admiralschiff übergab, ihm eingehändigt hatte, der Stadt Norwich zum Geschenk machte. 'Der spanische Krieg, schreibt

er seiner Gemahlin, muß uns die Mittel zum Ankaufe eines kleinen Landsitzes schaffen.' Aber 'friedlich hinter dem Pfluge herzugehen' sollte ihm nicht beschieden werden. Jervis konnte des treuen Siegesgenossen nicht entbehren, welcher der Tüchtigkeit verdienter Gegner aus vollem Herzen Gerechtigkeit widerfahren läßt. Zu diesen gehört der Admiral Don Josef Mazaredo, welchem Nelson während der Blokade von Cadix (30. Mai 1797) mit ritterlicher Galanterie meldet (Th. II. S. 388): 'I embrace the opportunity of assuring you of my high esteem of your character. The 4th of June being the birthday of my Royal Master, Sir John Jervis intends firing a feu de joie, at eight o'clock in the evening; and has desired me to mention it to your Excellency, that the Ladies at Cadiz may not be alarmed by the firing.'

Einen besonders interessanten Abschnitt dieses zweiten Theils bilden die Mittheilungen über den Zug gegen Santa Cruz auf Teneriffa. 'Ich werde mir morgen Vorbeern oder Cypressen erkaufen', schreibt Nelson am Tage vor dem Sturm an Jervis, und in dem hiernach von ihm eingesandten amtlichen Verzeichnisse der Getödteten und Verwundeten stößt man auf die lakonisch genug gefaßte Zeile: 'Rear-Admiral Nelson, his right arm shot off.' Er scherzt gegen seine Gemahlin, daß das Landhaus dem einarmigen und einäugigen Nelson jetzt mehr als je Noth thue.

Dem Erscheinen der letzten Bände dieses trefflichen Werks hat man hoffentlich in Kürze entgegen zu sehen. Hav.

B e r i c h t i g u n g .

S. 1886. Zeile 4 von unten: Canalisierung statt Colonisierung.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

196. Stück.

Den 8. December 1845.

M a n n h e i m,

bei Bassermann 1846. Hebräisches Wurzelwörterbuch nebst drei Anhängen über die Bildung der Quadrilitern, Erklärung der Fremdwörter im Hebräischen, und über das Verhältniss des aegyptischen Sprachstammes zum semitischen, von Dr. Ernst Meier. Ueber 800 S. in Octav.

Der Verfasser stellt auf diesen 800 weitläufig gedruckten Seiten über die Bildung der hebräischen und überhaupt der semitischen Wurzeln folgende ganz neue Ansicht auf. Das Perfectum des einfachen Stammes (ehemahls Präteritum Qal genannt) sei ähnlich dem Perfectum des Sanskrits und der diesem verwandten Sprachen durch Wiederholung eines der Wurzellaute entstanden; die wirkliche Wurzel sei nämlich immer nur zweilautig z. B. חר, חל, חך; כח, כד; und indem von dieser entweder der erste oder der letzte Laut (Consonant) sich wiederhole um die Bedeutung des Perfects zu bilden, entstehe das was man jetzt mißbräuchlich die dreilautige Wurzel nenne. Der ver-

doppelte Laut vorn oder hinten sei indes durch sehr verschiedene und vielfache Uebergänge hindurchgegangen, so daß z. B. das bekannte כָּתַב unter Wiederholung des ersten Radicales aus כת entstanden sei, folglich כ mit ב wechsele, denn eigentlich solle es בָּתַב lauten; und so gebe es zwar wenige vornverdoppelte Perfectstämme [sonst dreilautige Wurzeln genannt], die S. 25—63. 601—614 aufgezählt werden, die allermeisten dagegen seien hinten verdoppelt S. 64—600; daneben sei noch eine Art einsylbiger Perfecta wie קָרַב S. 615—640, welche durch Zusammenziehung etwa eben so entstanden seien wie die lateinischen Perfecta lēgi , fēci u. s. w. Aus diesen höchsten Gesetzen seien nun nach Ursprung und Bedeutung alle Perfecta des einfachen Stammes, folglich die von Andern so genannten dreilautigen Wurzeln zu erklären; denn das Perfectum sei schlechthin die älteste Form der Sprache.

Um dieser so eben ihrem Wesen nach vollkommen im Sinne des Verfassers beschriebenen, wie gesagt, ganz neuen Ansicht Richtigkeit oder Unrichtigkeit zu erkennen, geht man am leichtesten zunächst von dem schon zuletzt angedeuteten Satze aus, daß das Perfectum nach der Grundansicht (oder wenn man lieber sagen will, nach dem Systeme) des Verfs die älteste Form, ja noch mehr, einmahl die einzige Form der Sprache gewesen sein müsse. Diesen Satz muß der Verf. vertreten, da er das Perfectum als eine erst durch Reduplication aus der Wurzel hervorgegangene Bildung annimmt und aus dieser Perfectbildung dann alle andern Formen der semitischen Sprache entstehen läßt. In der That spricht der Verf. auch wiederholt von dem hohen Alter der 'Perfectstämme'. Allein so bald man die Ansicht des Verfs in der Strenge nimmt, in

welcher sie, soll sie überhaupt Sinn haben, nothwendig zu fassen ist: so wird man auch sogleich ihre völlige Unhaltbarkeit ja Undenkbarkeit finden, vorausgesetzt daß man überhaupt etwas näher Wesen und Geschichte menschlicher Sprache verstehe. Denn man müßte sich denken, es habe eine Zeit gegeben, in welcher das Semitische bloß Perfecta bildete und in weiter nichts als in Perfecten redete: allein dies auch nur von irgend einer Sprache zu denken, ist ein Unding. Menschliche Sprache ist wesentlich Unterscheidung, also Hervorhebung der Gegensätze: hier kann also nie etwas Einzelnes z. B. das Perfectum, für sich allein gebildet oder gar eine geraume Zeit allein in Gebrauch gewesen sein; jedweder Begriff, den eine Sprache setzt, ist ohne sein Gegentheil undenkbar, jedwede Form also die sie dafür setzt, fordert durch sich selbst sogleich ihr Gegentheil. Keine Sprache in der Welt hat je ein Verbum ohne ein Nomen, ein Masculinum ohne Femininum oder umgekehrt, ein Perfectum ohne ein Imperfectum (Futurum) denken oder bilden können; dies liegt im Wesen der Sache, und wird durch alle Geschichte bestätigt. Der Verf. hätte also vor allem diese Grundlage seiner Ansicht sichern und beweisen müssen, daß das semitische Perfectum jemahls die einzige Form des Semitischen gewesen sei: allein dies hätte er eben am wenigsten daraus beweisen können, worauf er sonst seine ganze Beweiskraft stützt, aus dem sanskritischen Perfectum, dem das semitische hinsichtlich der Verdoppelung gleichgebildet gewesen sein soll; denn daß das sanskritische Perfectum jemahls auch nur die einzige Verbalform gewesen oder gar aus ihm alle übrigen Formen erst gebildet seien, ist eine Annahme, zu welcher wir wissen nicht ob der Verf. sich wirklich bekennen wolle.

Eine andere Grundlage, worauf der Verf. seine Ansicht bauet, ist die Meinung, die Wurzel müsse im Semitischen immer (wie der Unterz. sich in der wissenschaftlichen Kunstsprache auszudrücken pflegt) zweilautig gewesen sein, wie תר , תל ; כה , כד . Diese Meinung ist nun zwar schon vor dem Verf. aus andern Gründen vielfach behauptet worden; und daß manche Urwurzeln so kurz lauten konnten, leidet keinen Zweifel. Allein da der Verf. dieses ganze Gebiet recht eigentlich durcharbeiten wollte, so hätte er bei genauerem Zusehen doch wohl finden können, daß jene Meinung so ganz allgemein gefaßt sogleich falsch wird. Denn schon an sich leuchtet gar nicht ein, warum eine Wurzel ohne ihre ursprüngliche Einsylbigkeit zu verlieren nicht drei- oder gar vierlautig sein könne; Wurzeln wie $\gamma\rho\alpha\varphi$, scrib, scalp wird Jedermann nicht für 'Perfectstämme', sondern für wahre Wurzeln halten müssen, und warum soll was bei den sanskritischen Sprachen gilt nicht eben so wenigstens ursprünglich in allen Sprachen möglich gewesen sein? Man kann sich ja mit Recht denken, je schärfer und also auch je viellautiger die Wurzel ausgebildet wurde, desto bestimmter oder auch wohl desto geistiger wurde ihre Bedeutung; und warum soll denn eine semitische Lautansammlung wie k t á b oder k'tab nicht eben so gut reine Wurzel sein wie das gleichbedeutende $\gamma\rho\alpha\varphi$? Daß das Semitische dann in seiner eigenthümlichen Ausbildung solche drei Laute vorherrschend in zwei Sylben auseinanderfallen ließ, begründet gar keinen Einwand dagegen, wie der Verf. S. VII meint, aber nicht beweist: denn wie sich die Vocalausssprache im Besondern gestalte, ist Sache der Geschichte jeder Sprache; oder man müßte behaupten, daß franz. écrire sei, weil es zweisylbig laute, nicht aus scrib

hervorgegangen. Und somit wird der Beweis unmöglich sein, daß die semitischen Wurzeln nicht hätten auch drei = oder gar vier = bis fünf lautig sein können.

Wanken nun auf solche Weise schon die zwei Grundlagen, aus denen auch nur die Möglichkeit der Ansicht des Verf. sich erheben müßte: so könnten wir die weitem Widerlegungen seines ganzen Verfahrens in dieser Sache uns ersparen, und hätten doch nothdürftig der Frage bereits genug gethan. Doch wer es mit den Sachen und Personen gut meint, der thut mehr als die Nothdurst fordert; wir wollen also ferner einmahl annehmen, die Ansicht des Verf. über die Entstehung der semitischen 'Perfectstämme' sei wenigstens eine mögliche, folglich eine denkbare, so müssen wir gewiß sogleich weiter fragen, ob denn die Ausführung selbst der angenommenen Möglichkeit entspreche, oder ob auch nur eine äußere Scheinbarkeit für eine solche Möglichkeit rede? Sollte also das semitische Perfectum wie das der sanskritischen Sprachen durch Wiederholung eines Wurzellautes gebildet sein: so müßte sich doch irgend eine Aehnlichkeit zwischen den beiderseitigen Bildungen offenbaren. Wir wollen nun zugeben, daß die Verdoppelung im Semitischen auch hinten an der Wurzel sich hätte vollziehen können, obwohl sie in den sanskritischen Sprachen immer vorn eintritt; wir wollen ferner für das Semitische alle die übrigen Freiheiten zugeben, welche man aus gewissen Erscheinungen der Perfectbildung in den sanskritischen Sprachen ableiten könnte. Allein soll überhaupt, wie der Verf. durch sein ganzes Buch annimmt, das semitische Perfectum durch Wiederholung des einen oder des andern Wurzellautes gebildet sein, so müßte doch diese Lautwiederholung irgend wie

folgerichtig und vernehmbar sein, oder doch in irgend ein Gesetz sich fügen. Aber indem der Vf. annimmt und allerdings seinen Vorderfäßen zufolge annehmen muß, daß der wiederholte Laut sich beliebig in jeden andern Laut verändern könne und sich so verändert habe, so würde ja eben damit jedes Sprachgesetz aufhören und gerade das was vernehmbar sein sollte völlig unvernnehmbar werden. Wer wird sich ernstlich einbilden können, כִּתַּב stehe durch Wiederholung des ersten Lautes für כִּתְּבָהּ, גִּדָּה für גִּדְּגָה, עָרַם für עָרְעָר, oder כִּגְדָה durch Wiederholung des zweiten Lautes für כִּגְגָה? Wie wahre Wiederholung von Wurzellauten sich im Semitischen gestalten würde, wissen wir ja aus andern bekannten Bildungen: wo wäre hier auch nur entfernt eine ähnliche große Willkür wahrzunehmen?

Frägt man also, warum denn in aller Welt das was man bis dahin die dreilautige Wurzel nannte trotz der sogar äußerlichen Unwahrscheinlichkeit ein durch Wiederholung eines Wurzellautes gebildetes Perfectum sein solle? so hat der Verf. auf solche Frage streng genommen stets nur die eine Antwort: was man dreilautige Wurzel genannt habe, z. B. כִּתַּב, sei eben Perfectum und nicht Wurzel; es bedeute nicht 'schreiben', sondern 'er hat geschrieben'. Letzteres nun hat noch Niemand geleugnet: was aber den vom Verf. hierin für seine Grundansicht gefundenen Beweis betrifft, so reicht er nicht aus. Der Verf. schließt nämlich so: weil in Bildungen wie כִּתַּב nach der bisherigen Annahme kein äußerlich stark hervortretendes Zeichen des Perfects sich findet, so muß das Perfectum im Semitischen wie in den sanskritischen Sprachen durch Wiederholung eines Wurzellautes

gebildet sein. Sollte aber die Richtigkeit eines solchen Schlusses gelten, so müßte vor allem bewiesen werden, daß das Semitische sich in allen einzelnen Dingen vollkommen so wie die sanskritischen Sprachen ausgebildet habe. Allein eben dies widerlegt der Augenschein; und was von diesem Stoffe hierher gehört, ist Folgendes. Es ist eine vom Unterz. anderswo erklärte durchgängige Erscheinung, daß das Semitische, wenn es in der Wortbildung den Gegensatz zweier Begriffe ausdrücken will, dann die schon nach einer frühern Bildungsstufe fertige Form ohne alle weitere Fortbildung für den nächsten Begriff stehen läßt und nur den diesem entgegnetretenden Begriff durch eine neue Bildung ausdrückt. So bleibt das semitische Nomen wie es in der Stammbildung sich gestaltet hat ohne weiteres für den Begriff des Männlichen, und nur der Begriff des Weiblichen setzt sich ihm gegenüber in einer neuen äußerlich verschiedenen Bildung fest; hierüber ist selbst das Arabische, sonst im Allgemeinen die gebildetste unter den semitischen Sprachen, nicht hinausgegangen. Unstreitig stehen hier die sanskritischen Sprachen viel höher, indem sie auch das Männliche äußerlich bezeichnen und dadurch den innerlich vorliegenden Gegensatz nicht minder äußerlich an jedem der beiden Theile hervortreten lassen: allein wem wird es einfallen, danach zu meinen oder gar beweisen zu wollen, daß das Semitische ebenfalls eine äußere Bildung für das Männliche ausgeprägt habe? Nun ganz so ist es mit jenem semitischen Perfectum einfachen Stammes כָּתַב: es ist seiner Vocalausssprache zufolge (anders kann man sich die Sache gar nicht vorstellen) zunächst freilich nichts als Verbum im Gegensatze zum Nomen,

allein eben dieser Verbalstamm wird nun, so wie der Begriff und Gegensatz der beiden Grundzeiten hinzutritt, zugleich zum Stamme für das Perfectum als die nächste Grundzeit, und ihm gegenüber tritt erst das Imperfectum durch eine andere und bestimmtere Bildung, welche erst eine wahrhaft neue zu nennen ist und ohne deren Gegensatz allerdings auch die einfachere Bildung כָּתַב nicht als Perfectum gelten könnte. Was ist hier ein unmöglich denkbare? was läßt sich hier einwenden? Ja vielmehr läßt sich zeigen, daß in den sanskritischen Sprachen selbst etwas Ähnliches gewesen sei. Denn in diesen unterscheidet sich zwar der Indicativ vom Potentialis oder Optativ durch eine verschiedene Gestaltung der Personalzeichen, wie das semitische Perfectum anders gestaltete Personalzeichen hat als das Imperfectum: aber der Indicativ abgesehen von diesen Personalzeichen hat nicht wie der Potentialis ein besonderes Moduszeichen; folglich bleibt der reine Stamm für den Indicativ, und erst der Potentialis sondert sich äußerlich bestimmt von ihm ab. Kann es etwas aus dem Kreise der sanskritischen Sprachen selbst Ähnlicheres geben? kann man nicht auch so vollkommen begreifen, daß כָּתַב ohne alle weitere Bildung den Begriff des Perfects tragen konnte? Denn daß, wenn die menschliche Sprache einen Gegensatz hervorhebt, doch der eine Theil desselben dem Gedanken und also auch der Bildung näher liegen könne als der andere, daß das Männliche ihr näher liege als das Weibliche, das Perfectum näher als das Imperfectum und der Indicativ näher als der Potentialis, bedarf hier keines Beweises.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

197. 198. Stück.

Den 11. December 1845.

M a n n h e i m.

Schluß der Anzeige: 'Hebräisches Wurzelwörterbuch nebst drei Anhängen über die Bildung der Quadrilitern, Erklärung der Fremdwörter im Hebräischen, und über das Verhältniss des aegyptischen Sprachstammes zum semitischen, von Dr. Ernst Meier.'

Zwar will der Verf. nach S. 11 noch einen besondern Beweis für seine Meinung über die Entstehung der 'Perfectstämme' darin finden, daß die erste Sylbe in כַּחַם oder חַחַם einen langen Vocal habe (daher er châcâm schreibt); dieser lange Vocal sei nämlich Rest einer starken Verdoppelung, indem חַחַם für כַּכַּם und dieses für כַּחַחַם von der Wurzel כַּחַם stehe. Allein da diese Ansicht des langen Vocales in solchen Fällen auf einer völligen Verkennung der wahren Laute des Hebräischen beruhet, und da der Unterz. alles dahin Gehörige längst anderswo genügend erklärt hat: so muß er hier die Widerlegung davon übergehen.

Ueberhaupt ist schon mit dem bisher Erörterten

die innere und äußere Unmöglichkeit der Ansicht des Verf. über die Entstehung der semitischen Wurzeln hinlänglich dargelegt. Wenn man nun aber sieht, wie der Verf. auf diese grundlose Grundansicht seine Meinung über die Entstehung, ja über die Bedeutung jedes besondern Wortes bauet und das ganze Gebiet des semitischen oder vielmehr bloß hebräischen Wortschatzes in allen Einzelheiten nach dem ihm einmahl feststehenden Irrthume richten will: so kann man kaum anders als mit Bekümmerniß über eine solche Lage erfüllt werden. Denn wenn ein solcher Grundirrtum in einem Gebiete aufgestellt wird, welches von der Wissenschaft auch nur anfangsweise noch gar nicht näher erkannt ist, so würde man zwar das Bemühen ihn vollkommen durchzuführen entschuldigen, ja in gewisser Hinsicht nicht ungern sehen können, weil eben der Versuch der Durchführung eines Irrthums durch alles Einzelne früh oder spät zu seiner Erkenntnis und Widerlegung hinleiten muß. Allein im vorliegenden Gebiete sind bereits so viele völlig erwiesene und immer weiter erweisbare Wahrheiten von der Wissenschaft gewonnen, daß der Verf. nur durch deren Umgehung und Verkennung bei seiner vorgefaßten Meinung bleiben konnte.

Es kann daher auch nicht der Zweck dieser Beurtheilung sein, in das weitere Einzelne dem Verf. zu folgen: der Verf. hat es leicht bei jedem beliebigen hebräischen Worte laut und fast schreiend seine Abweichung von den Ansichten Anderer dem geduldigen Leser zu verkündigen: nur hätte er vor allem solchen lauten Reden über das Einzelne die Richtigkeit seiner Ansicht des Ganzen besser erforschen sollen. Und hielte der Verf. dabei sich innerhalb der nächsten ihm durch seinen Zweck gezogenen Grenzen, so daß er also nur seine Ansicht

über die Entstehung der hebräischen Wörter immer erklärte: so würde man dies beständige Verkündigen seiner Abweichung von Andern zwar unnötig geräuschvoll, aber doch nicht weiter sehr schädlich finden können. Wer kennt nicht den Reiz und die Leichtigkeit, aber auch die Gefahr und Unseligkeit der etymologischen Spielereien? Doch mögen diese noch ziemlich unschädlich sein, so lange sie nicht die Erkenntnis von der sichern Bedeutung eines Wortes trüben. Allein der Verf. sucht auch die Bedeutung manches Wortes nach seinem vorgefaßten etymologischen Systeme zu verändern, selbst da wo eine solche Bedeutung feststeht. So hatte die neuere Wissenschaft endlich sicher erkannt, daß das im A. T. sehr seltene Wort הָבַר in den beiden Stellen wo es zufällig vorkommt Hiob 19, 3. Jes. 3, 9 nichts als frech sein bedeuten könne: der Verf. des vorliegenden Werkes leitet aber von seiner vorgefaßten Meinung daß הָבַר als Perfectum von einem בַּר abstammen müsse, die vollkommen abweichende Bedeutung durchbohren ab, ja er will ausführlich beweisen, daß das Wort in der Stelle Hiob 19, 3 nichts als dies bedeuten könne. Der Beweis für diese 'einzig richtige Uebersetzung' ist nämlich der, auch das letzte Glied des vorigen Verses rede vom 'zermalmen.' Hier hätte nun zuvor gezeigt werden müssen, daß die beiden Verse wirklich vier sich vollkommen entsprechende Glieder ausmachen, welches bei gewissen Versen des Masorethischen Textes zwar möglich, aber keineswegs überall nothwendig ist. Allein der Sinn zeigt hier vielmehr ein wahres Fortschreiten der Gedanken von B. 2 zu B. 3; denn B. 3 ist vielmehr Antwort zu der B. 2 aufgeworfenen Frage, also etwas Neues in der Fortbewegung der Rede. Dazu steht B. 2 nicht 'zermal-

men' schlechthin, sondern 'mit Worten zermalmen'; und was soll das Durchbohren gar in der entsprechenden Stelle Jes. 3, 9? Es kann kein Heil bringen auf solche Weise an den durch geschichtlichen Augenschein feststehenden Wortbedeutungen zu rütteln.

Hätte der Verf. sich streng an seine Aufgabe gehalten und diese von den schon gesicherten Wahrheiten der Wissenschaft aus weiter zu erschöpfen gesucht: so würde er allerdings Vieles nicht so leicht gefunden haben, als er es jetzt genommen hat, aber hätte er dann auch nur Weniges so vollbracht, daß die Sachkenner daran ihre Befriedigung und die Guten eine reine Freude gehabt hätten, so würde er genug erreicht und genug gethan haben. Allein da er, wie oben gezeigt, das Gegentheil davon that, so konnten daraus leicht noch zwei andere Eigenschaften seines Werkes entstehen, welche der Unterz. zum Schlusse dieser Beurtheilung nicht umhin kann zu erwähnen.

Einmahl mischt der Verf. vieles von dem Gegenstande ferner Liegende oder ihm sogar ganz Fremde ein, als hätte er selbst dunkel gefühlt, daß er seinen eigenen Gegenstand nicht erschöpfe und die Leser daran allein kein Genüge finden würden. Es kann hier nicht der Ort sein dieses bunte Mancherlei zu prüfen; der Verf. behauptet z. B. und will ausführlich beweisen, daß die ägyptischen Hauptgötter ihrem Ursprunge und ihrem Namen nach semitisch seien; und freilich läßt sich mit etymologischen Spielereien Alles beweisen, wie längst bekannt.

Zweitens rächt sich die verkannte neuere Wissenschaft an dem Verf. darin, daß er etwas Bedeutendes zu thun glaubt, wenn er an einigen bekannten Werken, welche unleugbar die alttestamentliche

Wissenschaft viel gefördert haben, einzelne Versehen entdecken und laut ausrufen kann. Ein edler Geist sucht in dem wissenschaftlichen Werke eines Andern nur was wahrhaft tief gedacht und groß ausgeführt ist, was eine unleugbare Förderung der Wissenschaft enthält und für weitere Forschungen Sicherheit gewährt: findet er dieses darin und verdankt er ihm so eigne Anregung und Belehrung, so wird er einige Versehen, die er neben großen Vorzügen vielleicht mit Recht entdeckt, leicht entschuldigen und geräuschlos verbessern. Wer aber aus irgend einer Ursache unfähig ist die schon feststehenden Wahrheiten einer Wissenschaft sich lebendig anzueignen, während er doch sich großherrlich so stellen will, als ob er die Wissenschaft weiter gebracht und bedeutende Wahrheiten entdeckt habe: der klammert sich leicht an ein paar Neußerlichkeiten, worin er gewichtige Fehler entdeckt zu haben meint; aber der irre Sinn verführt ihn wohl sogar solche Meinungen Andern unterzuschreiben, an die sie nie dachten noch gedacht haben können. So bedenkt sich der Verf. nicht S. 202 dem Unterz. eine Neußerung unterzuschreiben, von der er mit klaren Worten das gerade Gegentheil sagt und welche zugleich Niemand außer dem Verf. bei einigem Nachdenken dem Unterz. zuschreiben würde *). Und doch will der Verf. laut der Vorrede zu seinem Werke die Verdienste der neuern semitischen Sprachwissenschaft nicht verkennen.

*) Der Vergleichung des hebr. **בְּנֵי** mit dem amhar. **agar** (Land), äth. **hagar** (Stadt), liegt die Beobachtung zu Grunde, daß eben so das arab. **بلد**, das aram. **בְּנֵי** und das pers. **شهر** vgl. sst. **xêtra** nicht ursprünglich Stadt bedeuten, daß Qähira auch Missr genannt wird u. s. w.

Möchte er bald begreifen, in welchen innern Widersprüchen und großen Irrthümern er sich in diesem großen Buche bewege. Die alttestamentliche Wissenschaft (denn mit andern Gebieten orientalischer Wissenschaft hat sich der Verf. allen Spuren dieser seiner Schrift zufolge nicht selbständig näher beschäftigt) steht freilich trotz dem daß sie aus vielen Ursachen sehr schwierig ist und dazu durch allerlei äußere Einflüsse leicht getrübt wird, gegenwärtig an sich schon auf einem sehr sichern Boden, welchen alle Bemühungen der die Wissenschaft weniger rein und stark liebenden Gelehrten, welche Farbe diese auch tragen und woher immer sie kommen mögen, nicht wieder zu zerstören im Stande sein werden, so lange sich der Kampf um die Wahrheiten selbst drehet. Hier sind nun einmahl schon eine Menge von klaren Einsichten und sichern Wahrheiten gegeben, welche man erst durchdringen und sich völlig aneignen muß, um mit Glück weiter schreiten und vielleicht neue bedeutende Wahrheiten entdecken zu können, welche zu umgehen aber nur entweder zur Wiederholung alter oder zur Bildung neuer Irrthümer führen kann. In so fern könnte denn der Unterz. leicht etwas Ueberflüssiges zu thun scheinen, wenn er ein Werk wie das vorliegende einer öffentlichen Beurtheilung unterzieht. In der That kann er auch nicht vorauswissen, ob der Verf. selbst diese Beurtheilung verstehen werde oder nicht. Aber jede richtige Beurtheilung eines neuen Buches, welches der Wissenschaft zu dienen den Schein hat, soll auch nicht eine Verhandlung mit dem Verfasser und dessen Person, sondern mit allen Unbefangenen und mit der Wissenschaft selbst sein. Nun aber stehen gegenwärtig viele Theologen, Juristen und Philosophen der alttestamentlichen Wissenschaft aus Grund-

197. 198. St., den 11. December 1845. 1975

sah als erklärte oder doch als leicht zu entdeckende Feinde gegenüber: gegen deren Thun und Treiben kann die echte Wissenschaft leicht auf ihrer Hut sein, so lange sie die weltliche Macht noch nicht völlig auf ihrer Seite haben; und wie der Unterz. gegen sie streite, ist bekannt. Das vorliegende Werk aber will aus der Wissenschaft sein; und so hat diese eine strengere Verpflichtung zuzusehen, ob es aus ihr sei oder nicht. Nur wenn die alttestamentliche und überhaupt die biblische Wissenschaft ihre eignen Schwellen rein erhält und jeder neuen Wahrheit, woher sie auch stamme, als einer neuen Stütze ihres Hauses willig und freudig entgegenkommend desto strenger jeden tiefer gehenden Irrthum, der vielleicht sogar bisweilen mit freundlicher Miene in sie eindringen will, von sich abweist, nicht aus irgend einer unklaren Abneigung, sondern aus deutlichen und nothwendigen Gründen der Sache, wird sie unter den vielen Gefahren, die gegenwärtig ihr Leben von allen Seiten bedrohen, sich aufrecht erhalten und ein Segen der Zukunft werden können.

Ewald.

L e i p z i g,

bei F. A. Brockhaus 1845. Correspondenz des Kaisers Karl V. Aus dem königlichen Archiv und der Bibliothèque de Bourgogne zu Brüssel mitgetheilt von Dr. Karl Lanz. Zweiter Band. Mit vier lithographirten Tafeln. XVI und 686 Seiten in Octav.

Ueber den Umfang und die Richtung dieses Werkes, den hohen historischen Werth desselben und die Treue und Emsigkeit, mit welcher der verdienstvolle Herausgeber die zahlreichen Correspondenzen ordnete und an einander reihete, ist in diesen Blät-

tern *) bereits bei Gelegenheit der Anzeige des ersten Bandes die Rede gewesen, und Referent bleibt nur noch übrig, den Inhalt des vorliegenden Bandes, welcher den Zeitraum von 1532 bis 1549 umfaßt, summarisch anzugeben. Berichte, Anfragen, Rathschläge in Bezug auf den Krieg und dessen Vorbereitungen mit Osmanen und mit Frankreich, Mittheilungen von Andrea Doria über dessen glückliche Unternehmungen zur See, Verhandlungen mit dem Papste und dessen Curie, mit deutschen Ständen wegen Anerkennung der Königswahl Ferdinands, Erörterungen über die verwickelten politischen Zustände Ungarns und über die Stellung Carls V. zu Heinrich VIII. von England vor und nach dem Ehescheidungsprocesse des Letzteren, Berichte aus und über Dänemark, welches der Kaiser nie aus den Augen ließ, um, wo möglich, auf die Wiedereinsetzung Christierns II. kräftig einzuwirken, Nachrichten über Wiedertäufer, finden sich neben zahlreichen Schreiben, welche sich nur auf Privatangelegenheiten des habsburgischen Hauses oder eines Dieners oder Klienten desselben beziehen. Sodann Unterhandlungen mit Polen, neuerdings angeknüpfte Verbindungen mit Rußland, Instructionen für die an den schwäbischen Bundestag geschickten kaiserlichen Commissarien, den an Zapolya abgeordneten Scepperus, so wie für den nach Constantinopel bestimmten Gesandten und des Letzteren Rapporte von dort, in denen über die Eifersucht, mit welcher die französische Gesandtschaft jeden Schritt des kaiserlichen Bevollmächtigten überwache, bittere Beschwerde geführt wird. Auch ein Bericht des Governador von Panama über die Eroberung Perus durch Pizarro fehlt nicht.

*) Jahrgang 1845. Stück 47.

Die Nachrichten von den Kämpfen und Einigungen mit Frankreich bieten, wenn sie sich schon in diesem Bande in geringerer Zahl als in dem vorhergehenden finden, und an Gehalt mit den für die nächsten Angehörigen Carls, oder andrerseits um als öffentliche Bulletins zu dienen, niedergeschriebenen Erzählungen über die Einnahme von Tunis nicht wetteifern können, ein manigfaches Interesse, und Referent verweist in dieser Hinsicht namentlich auf die Actenstücke, welche sich auf die 1541 erfolgte Verhaftung der französischen Gesandten Fregoso und Rincone beziehen. Die früher hervorgehobenen Klagen über Mangel an Geld von Seiten Carls häufen sich; sie gehen von den Hauptleuten aus, welche für den Kaiser werben oder dessen Fähnlein führen, von Gesandten, welche die Gründe auseinander setzen, aus denen sie mit ihrem kargen Gehalte die laufenden Ausgaben nicht bestreiten können, selbst von Mitgliedern des Reichscammergerichts, welche sich beschweren, daß die Besoldung ihnen vorenthalten werde. Den bedeutendsten Werth dieses Bandes aber möchte man in einer Menge wichtiger Briefe und Denkschriften suchen, die sich auf den Ausbruch und die Durchführung des schmalcaldischen Krieges, sowohl in Niedersachsen wie an der Mittelelbe, beziehen und über die Haft Johann Friedrichs, und mehr noch des Landgrafen viele detaillierte Aufschlüsse geben. Doch fühlt man sich überrascht, über den Doppelzug der protestantischen Verbündeten gegen Herzog Heinrich den Jüngeren verhältnißmäßig nur wenigen Mittheilungen zu begegnen.

Daß Verhältniß von Kaiser Carl V. zu den Protestanten anbelangend, so kann Referent nicht umhin, auf nachfolgende Einzelheiten aufmerksam zu machen. In der geheimen Instruction, welche

Matthias Held im October 1536 erhielt, als er im Begriff stand, sich zu König Ferdinand zu begeben, hebt Carl (S. 269) besonders hervor, daß der Hauptgrund der Zerrissenheit Deutschlands und damit der Ohnmacht desselben Frankreich gegenüber und des Mangels kaiserlicher Autorität in dem Zwiespalt des Glaubens zu suchen sei; das wisse Franz I. gar wohl und suche deshalb auf alle Weise eine Ausgleichung in Sachen der Religion zu hintertreiben; deshalb sei es erforderlich, wenn sich der Papst aus irgend einem Grunde der Zusammenberufung eines Concils widersetze, solches selbst gegen dessen bestimmt ausgesprochenen Willen zusammentreten zu lassen. Aus einem andern Schreiben (S. 287) Carls V. an die Königin Maria vom 18. Julius 1538, in welchem die bekannte Zusammenkunft mit König Franz zu Niguesmortes ausführlich beschrieben wird, ersehen wir, daß schon damals zwischen dem Cardinal von Lothringen, dem Connetabel von Frankreich, Granvella und dem Commendador Cobos eine Uebereinkunft wegen Beseitigung des beschwerlichen Protestantismus getroffen wurde. In einem an König Ferdinand gerichteten Schreiben vom 2. Februar 1547 sagt der Kaiser (S. 529): *Et congnois bien, quil est necessaire de exterminer ledit duc (Johann Friedrich von Sachsen) du tout, et aussi celui de Hessen (Landgraf Philipp), et que autrement lon ne pourra jamais reduyre ny pacifier ceste Germanye pour le service de dieu et votre auctorite et la myenne, et mettre en paix et tranquile ladite Germanye.* — S. 585 u. stoßen wir auf eine Menge von Erörterungen über das perfide Verfahren, dessen man sich in Halle gegen den Landgrafen bediente. Durch sie wird na-

197. 198. St., den 11. December 1845. 1979

mentlich die treffliche Darstellung dieses Gegenstandes durch Herrn von Rommel als die allein richtige erhärtet. Etwas Anderes ist es freilich, ob der hier gegebene Beweis von der Untreue der katholischen Partei, namentlich Granvella's, Denen genügen wird, welche in dieser Hinsicht bisher keine höhere Autorität kannten, als die des gelehrten, aber nicht immer unbefangenen von Bucholz. Für solche Leser, welche die Ergebnisse historischer Actenstücke ihren religiösen oder politischen Ansichten nur subministrieren und für den Werth der ersteren keinen andern Maßstab haben, als die Uebereinstimmung mit ihrer eigenen knappen Anschauung, wird auch die gediegene Erörterung, mit welcher Bernhardi (Periodische Blätter für die Mitglieder des Vereins für heftische Geschichte und Landeskunde. 1845. Nr. 3) jene auf die Gefangennehmung des Landgrafen bezüglichen Documente begleitet, keine Bedeutung haben.

Das S. 534 zc. abgedruckte Schreiben Justs von Cruningen ist wohl nicht im Februar 1545, sondern im Februar 1547 abgefaßt. Hav.

T u r i n,

bei Mussano 1843. *Idrologia minerale ossia Descrizione di tutte le Sorgenti d'Acque minerali note sinora negli Stati di S. M. il Re di Sardegna.* Corredata di alcune nozioni sulle acque minerali in genere, sulle acque minerali artificiali etc. Per Bernardino Bertini. Seconda edizione accresciuta, corretta e migliorata. XV und 347 Seiten in Octav.

W i e n,

bei Carl Gerold 1845. Die Mineralquellen des gesammten Oestreichischen Kaiserstaates in topographischer, historischer, physikalisch-chemischer und therapeutischer Beziehung. Dargestellt von Eduard Jos. Koch. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. VIII und 467 Seiten in Octav.

Wir stellen beide Schriften hier zusammen, da sie ähnliche Gegenstände auf ziemlich ähnliche Weise behandeln. Daß beide bereits in der zweiten Auflage erscheinen, mag als Beweis dienen, daß sie ihrem Zwecke, wenigstens einem Zeitbedürfnisse entsprechen.

Nr. I. Nach einer allgemeinen Einleitung über Geschichte, Ursprung, Eintheilung, Gehalt, Nutzen, medicinische Anwendungs- und Wirkungs- Art der Mineralquellen, werden die einzelnen Vorkommnisse derselben nach der alphabetischen Folge der politischen Eintheilungen und ihrer Provinzen beschrieben. Auf dem Festlande die von Alessandria, Aosta, Cuneo, Genova, Nizza, Novara, Savoia, Torino; auf der Insel Sardinien die von Cagliari und Sassari.

Bei allen werden die geographischen und statistischen Notizen, die Einrichtungen und Baulichkeiten so wie die chemischen Analysen aufgeführt. Im Ganzen sind es etwa 60, die als Heilquellen benutzt werden. Am wenigsten bekannt und untersucht sind die auf Sardinien. Hier findet sich eine Therme von 53° R.; es sind die aquas caldas (acque calde) di Fordongianus (Forum Trajani p. 296). Die Schrift zeichnet sich durch eine klare und bündige Behandlung so wie durch

eine kritische Benützung, auch der ausländischen, namentlich deutschen Literatur, aus. Unichtigkeiten sind uns beim Durchlesen derselben nicht aufgefallen. Bei Beschreibung der Säuerlinge von Courmayeur (Curia major) am Fuße des Montblanc in Savoyen wird angegeben (p. 148), daß diese Gegend mit dem unteren Wallis durch den Col ferré zusammenhinge (Confina dalla parte chiamata Col ferré col basso Valesè); dieser Bergpaß heißt aber Col Ferret.

Nr. II. Da der Gegenstand hier viel ausgedehnter ist, mußte auch diese Schrift einen verhältnißmäßig größeren Umfang als die vorige erhalten. In der ersten Abtheilung wird das Allgemeine sehr ausführlich abgehandelt (S. 1—102); in der zweiten werden die einzelnen Mineralquellen nach der politisch-geographischen Eintheilung beschrieben: A) 1) die des Erzherzogthums Oesterreich; 2) des Herzogthums Steyermark; 3) des Königreichs Syrien; 4) der gefürsteten Grafschaft Tyrol; 5) des Lombardisch-Venetianischen Königreichs; 6) des Königreichs Dalmatien; B) 1) des Königreichs Böhmen; 2) der Markgrafschaft Mähren; C) 1) des Königreichs Galizien; 2) des Königreichs Ungarn sammt den damit verbundenen Königreichen Slavonien und Croatien; 3) des Großfürstenthums Siebenbürgen.

Der Verf. hat das weitschichtige Material mit großem Fleiß zusammengebracht, und wenn man bedenkt, daß über 800 Ortschaften, wo Heilquellen sich finden oder benützt werden, aufgeführt und mehr oder weniger umständlich beschrieben werden, so wird man geneigt, einzelne Verstöße mit Nachsicht zu beurtheilen.

Im Ganzen jedoch ist diese Schrift mehr eine

lose Compilation, als eine selbständige, mit gleichförmiger Sorgfalt durchgeführte Arbeit zu nennen, und fast überall vermißt man kritische Beurtheilung in dem von Andern Entlehnten.

S. 22 heißt es: 'So erwähnt Dalmieu' wo? ist nicht angeführt. Wahrscheinlich ist es Dolomieu. Ebendasselbst wird citirt: Woodward, Essay towards a natural history of the Earth and terrestrial Bodies 1695; als wenn es einen Bergsort Bodies gäbe.

Von den warmen Schwefelquellen bei Caldiero in der Provinz Verona wird gesagt (S. 196): 'Sie waren schon den Römern bekannt und hießen Junoquellen (Fonti di Giunone)'; allein die Römer sprachen kein Neuitalänisch.

Von dem Säuerling bei dem Dorfe Krynica wird (S. 327) bemerkt: 'die Menge des in 24 Stunden zufließenden Wassers beträgt bei 300,000 Pfund'; hier ist wohl eine Null zu viel.

S. 338 heißt es: 'die vorherrschende Gebirgsart um Pöstény in Ungarn ist Kalkspath, auf der sich theilweise Glimmerschiefer lagert'; aber eine Gebirgsart 'Kalkspath' gibt es nicht.

Von den Thermalquellen zu Szklensó wird S. 359 eine Analyse von 8 verschiedenen dort sich findenden Quellen, deren Temperatur von 44° 6 R. bis 16° R. variiert, angegeben, und bei jeder hervorgehoben, daß in 16 Unzen Wasser 100 Cubitzoll kohlensaures Gas enthalten sei; jedoch die stärksten kalten Säuerlinge enthalten nicht so viel. Ob der Verf. unrichtig abgeschrieben oder sein Gewährsmann sich geirrt, vermögen wir nicht zu beurtheilen.

Von dem Thermalwasser im Wildbad Gastein

197. 198. St., den 11. December 1845. 1983

wird S. 138 angegeben, daß es ein specifisches Gewicht von 0,994 besitze, also leichter sei als eben so warmes reines destillirtes Wasser, welches eine Absurdität ist.

Ebendasselbst wird bis S. 140 auseinandergesetzt, daß an verborgene Bestandtheile oder geheimnißvolle Kräfte dieser Therme nicht zu denken wäre; daß sie (bei einem Gehalt von $2\frac{1}{2}$ Gran fester Theile in 16 Unzen Wasser) wesentlich nur die Wirkungen der gemeinen warmen Wasserbäder ausübten. Jedoch gleich nachher, wo von der nicht weit davon befindlichen Quelle zu St. Wolfgang in der Fusch die Rede ist, die bei einer Temperatur von 6° R. nur $1\frac{1}{2}$ Gran fester Theile in 16 Unzen enthält, werden die auffallendsten Heilungen von körperlichen Leiden zu ganzen Duzenden aufgezählt.

Uebrigens nicht nur hier, auch bei den meisten anderen, zum Theil ganz indifferenten Quellen wird nicht versäumt das Register ihrer Wirkungen gewissenhaft abzusingen, und so wiederholt sich denn diese medicinische Vitanei einige hundertmale in dem Buche. Marr.

L o n d o n,

bei James Madden et Comp., Leadenhall-Street 1844. Journal of a march from Delhi to Peshâwur and from thence to Cabul, with the mission of Lieut.-Colonel Sir C. M. Wade Kt. C. B. including travels in the Punjâb, a visit to Lahore and a narrative of operations in the Khyber Pass, undertaken in 1839. By Lieutenant William Barr, Bengal Horse

Artillery. XVI und 410 Seiten in Octav und 6 Lithographien.

Der interessanteste Theil dieses Werckens ist das zehnte Kapitel, welches die unter Anführung des Oberst = Lieutenants Wade in den Khyber = Pässen gegen die kühnen Khyberries unternommenen Operationen schildert. Daran lehnt sich der Marsch nach Cabul, so wie der Aufenthalt daselbst und dann des Verfassers Rückkehr von da nach Ferozepur, (vom 16. October bis 31. December 1839), welche kurze Zeit nach dem Einzuge Statt fand. Der Verfasser schildert klar und lebendig und gibt uns ein ziemliches Bild von dem Terrain, welches bestimmt war so kurze Zeit nach diesem siegreichen Einmarsch der Schauplatz eines Misgeschickes zu werden, welches selbst das des französischen Rückzugs aus Rußland in vielen Beziehungen überragt und seine genauere und zusammenhängende Darstellung noch erwartet. Min = der anziehend ist die erste Hälfte des vorliegenden Werks, des Verfassers Marsch von Delhi über Lahore nach Peshawur (vom 10. Januar bis 27. März 1839). Die vom Herrn Verf. selbst gezeichneten Illustrationen sind eine sehr angenehme Beigabe. Eine derselben gibt eine Abbildung eines auf einem hohen Felsen stehenden Topen — eine englische Meile von Lali = beg = ghurie in den Khyber = Pässen. Er scheint ziemlich erhalten, trägt aber auf seiner Spitze einen ihm aufgebauten Wacht = thurm der Khyberries, denen von dieser Höhe aus eine schöne und weite Aussicht für ihre nichts weniger als romantische aber sehr einträglich Um = schau eröffnet ist. Sonderbarer Weise erklärt der Hr Verf. diesen Topen für ein griechisches Grab.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

199. Stück.

Den 13. December 1845.

S a l l e.

Verlag von R. Mühlmann 1843. Der Staat in seinem Verhältniß zur Kirche. Von W. G. Gladstone. Nach der vierten Auflage des Originals. Eingeführt durch Dr. A. Tholuck. Uebersetzt von Julius Treuherz. XII und 579 Seiten in Octav.

Der Verfasser dieses Buches, Gladstone, bis vor nicht langer Zeit Mitglied des Ministeriums Peel, gehört nach U h d e n derjenigen Fraction der Hochkirchlichen in England an, welche dem Church and State principle huldigt, wornach der Staat als eine göttlich geordnete Erscheinung in der Menschheit, um religiös zu sein, eben so sehr sich zu einer bestimmten Kirche bekennen muß, als das Individuum nur in der Gemeinschaft mit einer solchen seine volle religiöse Befriedigung finden kann. Ihren Gegensatz findet diese Richtung einerseits gegen die evangelical party, welche zunächst das Individuum ins Auge faßt und den protestantischen Dissenters freundlicher ist, anderer-

seits aber gegen den Romanismus, welcher die Landeskirche einer auswärtigen Hierarchie unterwerfen möchte. Der Zweck des Gladstone'schen Buchs ist darnach die Vertheidigung der bestehenden Verbindung zwischen Staat und Kirche von England, und es ist hauptsächlich gegen die Ansicht gerichtet, daß für die Zwecke des Staats es indifferent sei, welchem Bekenntnis seine Bürger angehören, und daß er deshalb entweder jedes Bekenntnis gleichmäßig unterstützen oder alle sich selbst überlassen müsse.

Das Buch ist für die Gebildeten überhaupt geschrieben, und wie sehr in England nicht bloß Theologen, oder höchstens Philosophen und Staatsmänner, geneigt sind, gründlicherer und ausführlicherer Besprechung kirchlicher Fragen nachzugehen, bezeugen die zahlreichen Auflagen, welche dieses Buch schnell erlebt hat. Es ist nämlich nicht etwa die Arbeit eines Dilettanten, sondern mit großem Aufwande von Scharfsinn und historischer Gelehrsamkeit geschrieben. Der Gedankensfortschritt ist etwas schwerfällig, die Darstellung breiter und in verwickeltern Perioden, und wir vermissen die Präcision und Klarheit, die wir bei guten deutschen Behandlungen ähnlicher Fragen gewohnt sind. Dafür aber entschädigt uns der Ernst und die überall durchblickende Wärme des Interesse des Schriftstellers an seiner Sache. Sein Standpunct, von dem er sie betrachtet, ist der eines Staatsmanns, aber was in ihm den Wunsch einer innigen Verbindung von Kirche und Staat veranlaßt, ist ein tiefes religiöses Bedürfnis und eine feste christliche Ueberzeugung; sein Zweck ist die Förderung der als die wahre erkannten Religion durch die Hilfsmittel und das Ansehen des Staats, ohne jedoch durch Unterdrückung der Freiheit des Individuums den

Sich der Religiosität selbst zerstören zu wollen. Erfreulich ist die Offenheit und Unparteilichkeit, womit, obgleich das Buch sich einfach als Partei-schrift bekennt, Mängel und Vorzüge von beiden Seiten anerkannt werden; ferner die Besonnenheit, womit bei noch nicht klar entwickelten Zeitverhältnissen die Entscheidung schwebender Fragen noch zurückgehalten wird; namentlich aber die bescheidene richtige Werthschätzung äußerer Institutionen und der Maßregeln selbst, die empfohlen werden. So sagt der Verf. S. 576, nicht um auf die Gesetze, sondern um auf die Seelen zu wirken, schreibe er dies Buch. 'Die Richtung der Gedanken und Principien einer Nation kann durch Gesetzesbestimmungen nicht restauriert noch lange erhalten werden. Ein sittliches Uebel kann durch mechanische Heilmittel nicht gehoben werden. Rechtsveränderungen, selbst die besseren, erfordern und setzen, um wohlthätig zu sein, wenigstens ein gewisses Maß sittlicher Assimilation voraus, ein Verlangen nach dem, was bestimmt werden soll, als Basis für die gesetzliche Bestimmung, auf welche gegründet diese auf das Verlangen selbst wieder zurückwirken und dasselbige befestigen kann.' — So ist denn nirgends eine bloß in der Luft schwebende rein abstracte Speculation über Kirche und Staat, sondern überall die practische Anknüpfung an die factischen Verhältnisse und die Bekundung der genauesten Kenntniß der politischen und kirchlichen Landesgeschichte. — Dieser Eigenschaften wegen ist aus diesem Buche für die Behandlung ähnlicher Fragen, die unsere Gegenwart so lebhaft beschäftigen, gewiß sehr viel zu lernen. Dazu kommt, daß durch die Betrachtung derselben Fragen auf fremdem Gebiet, Umsicht und Unbefangenheit des Urtheils sehr gefördert werden muß. So ist

auch das Erscheinen der deutschen Uebersetzung durch-
aus erwünscht zu nennen. Obgleich Referent zu
einer Vergleichung mit dem Original keine Gele-
genheit hatte, so muß er doch nach dem Eindruck
der ganzen Lectüre die Uebersetzung für eine im
Allgemeinen wohl gelungene halten, indem manche
Schwierigkeiten, die dem leichten Fortschritt des
Lesens entgegenstehen, offenbar in der Weise des
Originals selbst ihren Grund haben.

Das Buch ist in 10 Kapitel eingetheilt, von
denen die fünf ersten (bis S. 279) die Theorie
der Verbindung zwischen Kirche und Staat ent-
halten, während die fünf letzten die Anwendung
und Prüfung jener Theorie nach der Geschichte
und den gegenwärtigen Verhältnissen der englischen
Kirche beabsichtigen. Die Eintheilung im Einzel-
nen ist nicht genau und logisch klar, und überall
durchdringt die theoretische und practische Betrach-
tung sich gegenseitig.

Der Verf. will beweisen, daß die Verbindung
von Kirche und Staat weit mehr im Interesse
des letzteren, als der ersteren liege (S. 4); denn
die Kirche, deren Fundament auf den heiligen
Bergen sei, würde, wenn sie auch aus dem Be-
reiche des Staats ausgeschlossen wäre, wie vor
Constantin, doch alle ihre Functionen erfüllen kön-
nen, während der Staat durch die Verwerfung
jener Verbindung einen Fluch auf sich herabrufen
und der Auflösung entgegengehen würde. — Die-
ses Zugeständnis von vorn herein, erscheint uns
sehr wichtig; denn wir folgern daraus, daß es eben
auf die Bedingungen jener Verbindung an-
kommen wird, ob die Kirche sie noch für wün-
schenswerth halten kann; und dies wird überall
nicht leicht sein können, wo eine bestimmte Kirche
die der Minorität in einem Lande ist. So erklärt

sich denn, wie bei gleichem religiösen Interesse Binet auf eine völlige Trennung dringen kann, während Gladstone die engste Verbindung wünscht; Jeder von Beiden hatte entgegengesetzte Verhältnisse seiner Kirche zu verschiedenen Ländern im Auge *).

Um nun zu beweisen, daß der Staat jener Verbindung bedarf, geht der Verf. davon aus, daß demselben eine substantielle Einheit, eine sittliche Persönlichkeit, ein Gewissen zukomme und sittliche Verantwortlichkeit. Deshalb aber müsse er auch Religion haben, auf welcher allein die Sittlichkeit ihre rechte Basis habe (S. 72); folglich aber habe er auch Religionspflichten, theils durch Gebet seine öffentlichen Handlungen zu weihen, theils durch alle gesetzlichen Mittel dafür zu sorgen, daß alle seine Mitglieder derselben Wohlthaten der Religion theilhaftig werden. Denn die Kräfte dieser Welt müssen den Zwecken der künftigen dienstbar gemacht werden. Hebe man den Zusammenhang zwischen Nationalleben und Religion auf, so werde das Staatswesen aus der Sphäre der Sittlichkeit in die einer Maschine herabgewürdigt (S. 534). Und keineswegs könne die Sorge des Staats für allgemeine Bildung die für religiöse ersetzen. Denn diese Wissensbildung müsse das Gleichgewicht der menschlichen Natur aufheben, und die Bedürfnisse des Menschen, seine Wünsche, seine Meinung von sich selbst erhöhen, ohne in gleichem Grade das höchste Princip zu

*) Und Gladstone selbst sagt (S. 306): Immer aber behält die Kirche ihre Unabhängigkeit dadurch, daß sie die Verbindung mit dem Staate, wenn sie ihr unerträglich wird, mit Opferung ihrer weltlichen Vortheile aufgeben kann. Der Staat kann nicht die unbegrenzte Fortdauer derselben dem widerstrebenden Genossen aufnöthigen.

unterstützen, welches seine Natur erneue; und in Folge davon werde er zur Erledigung seiner Pflichten weit weniger geeignet sein, als früher (S. 573). Daß aus Staatsmitteln zu wenig für religiöse Zwecke geschehe, wird deshalb lebhaft beklagt.

Im christlichen Staate aber sei die ihm obliegende Religionspflicht auf die Form der Kirche beschränkt; die Kirche also sei die Gesellschaft, mit welcher der Staat allein eine dauernde Verbindung zu schließen habe (S. 97). Als sittliche Persönlichkeit habe der Staat auch sittliche Wahl zu üben; unter den verschiedenen Religionsformen habe er also zu wählen, geleitet durch die Wahrheit. Und darnach entscheide sich derselbe für die Eine allgemeine und apostolische Kirche (S. 145). Daß aber auch diese sich in so viele Parteien gespalten, sei Folge der Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts, und dürfe nicht durch gleichmäßige Begünstigung aller Parteien vom Staate als normaler Zustand anerkannt werden, sondern er habe sich nach bester Einsicht für Eine zu entscheiden. Für diese Entscheidung aber sei die regierende Corporation competent (S. 231); sie habe nicht bloß das momentane Wollen der Einzelnen zu repräsentieren, sondern bilde ein eigenthümliches, von Gott zum Heil des Ganzen geordnetes Princip. Zur Regelung aber der vereinigten Thätigkeit der beiden mit einander verbundenen unabhängigen Corporationen, Kirche und Staat, sei eine Auctorität von gemischtem Charakter, weder rein kirchlich, noch rein bürgerlich, nothwendig (S. 301). Dies ist in England der König, der supreme governor der Kirche.

Nicht also dem Einzelnen soll die Wahl der Religion allein überlassen bleiben; an die Stelle der unbedingten Geltung des private judgment tritt

die der Auctorität. Diese Unterwerfung des Privaturtheils aber unter die öffentliche Auctorität soll durchaus eine freiwillige sein, aus bewußter Unterordnung der eignen Einsicht unter die der competenten Gemeinschaft, wornach wir dem quod semper, quod ubique, quod ab omnibus vor unsern eignen Schlüssen aus dem heiligen Text den Vorzug geben (S. 387). Aller Zwang ist zu verwerfen. Lediglich durch angemessene Mittel darf der Staat die Religion unterstützen, nur ermuntern, nicht befehlen, die Secten nur nicht begünstigen (S. 249). Die Duldung ist eine der schönsten Früchte der Reformation, und es wird ausführlich gezeigt, wie das Princip derselben geschichtlich allmählich immer mehr zur Herrschaft kam (S. 418—486).

Der Vorzug der englischen Kirche besteht nun nach dem Verf. eben darin, daß sie den Charakter der Einheit und Allgemeinheit bewahrt hat, indem sie Continuität und apostolische Succession festhielt. Hierbei war nun der gewichtigste Einwurf zu berücksichtigen, daß doch die Reformation nur durch Abbrechen von der bestehenden Auctorität, durch vorwiegende Thätigkeit des Privaturtheils möglich gewesen sei. So beschäftigt sich das ganze 7te Kapitel mit der Betrachtung der Reformation im Verhältnis zur Doctrin und Ausübung der freien Prüfung (S. 315—417). Es wird gezeigt, wie auch die lutherische Reformation immer auf die Auctorität der allgemeinen Kirche sich berufen, und nur die der römischen verworfen habe; durch Noth der Umstände sei sie aber immer mehr auf das Gebiet der Subjectivität gedrängt, und als Hauptursache dieses Uebels erscheint dem Verfasser der, wenn auch unverschuldete, Verlust des Episcopats. In England aber bewahrte durch gött-

liche Vorsehung die Reformation doch Einheit und Continuität der Kirche in ihrem apostolischen Amte; sie besitzt noch die von Gott eingesetzten erblichen Zeugnisse der Wahrheit, die durch eine ununterbrochene Reihe von Christus und seinen Aposteln an überliefert ist; die englische Reformation machte nur die englische Nation unabhängig von äußerer Herrschaft, keineswegs von der Uebereinstimmung der gesammten Kirche; auch ward das Individuum von physischem Zwang befreit, keineswegs aber die Religionsauctorität, welche das Gewissen bindet, aufgehoben (S. 354).

Hierin zeigt sich nun besonders die Einseitigkeit des Verf. als Anhängers der bischöflichen Kirche; es wird die Erhaltung der Wahrheit einzig gebunden an den ganz äußerlichen Besitz der bischöflichen Ordination in angeblich apostolischer Succession. Denn warum sollte sonst nicht der lutherische Lehrstand auf gleiche Continuität der Ueberlieferung Anspruch machen dürfen, wie der bischöfliche? Es muß aber durchaus der Werth der Continuität überhaupt beschränkt werden, gegenüber dem erneuten Anknüpfen an einen ursprünglichen Normalzustand. Es muß offen anerkannt werden, von den Strengkirchlichen hier und dort, daß in der Geschichte der Kirche, wie der Staaten, es Knotenpunkte gibt, an denen der regelmäßige Verlauf gleichsam durch eine höhere, göttliche Nothwendigkeit durchbrochen wird. Dazu freilich gaben nur große Uebelstände, große Ereignisse, außergewöhnliche Kraftbegabungen Recht und Veranlassung, und Rückkehr in den normalen Gang muß immer Tendenz der Geschichte bleiben, und Festhalten desselben die Regel bei Verpflichtung des Einzelnen. — Daß der Verf. dieses Eingeständnis verweigert, hat ihn, trotz der Begünstigung, die ihm die Geschichte der

englischen Kirche gibt, zu einer Spitzfindigkeit der Beweisführung genöthigt, die man geradezu sophistisch nennen kann, und die gar nicht zu der Offenheit und Besonnenheit seiner sonstigen Argumentation stimmt. Indem er nämlich nachzuweisen sucht, daß alle Schritte, wodurch die neue kirchliche Gestaltung gegründet wurde, auf regelmäßige Weise geschehen seien, kommt er S. 372 auf die Erneuerung des Supremateides im Jahre 1559. Nur ein Bischof, der von Ulandaff, leistete ihn. Gleichwohl soll nur eine Minorität den Supremat verworfen haben, nach folgender Rechnung: Von 26 Bischofsitzen seien damahls 11 durch Tod oder Flucht ihrer Inhaber vacant gewesen; von den übrigen 15 Bischöfen seien 6 als uncanonisch zu betrachten gewesen. Also nur 8 legitime Bischöfe haben den Supremat verworfen. Da nun die Königin vollkommen berechtigt gewesen, 17 neue, ihr ergebene Bischöfe zu ernennen, so würden diese mit dem von Ulandaff eine Majorität von 18 gegen 8 für den Supremat gebildet haben. So ist also die Reformation durchaus ohne Unterbrechung der gesetzlichen Continuität durchgeführt, mit Hilfe solcher Majorität innerhalb der competenten Corporation!!

Eine andere nicht minder große Schwierigkeit entsteht für die Beweisführung des Verfassers aus dem Umstande, daß historische Verhältnisse Völker von verschiedenem Bekenntnis zu einem Staate verbunden haben, wodurch die Einheit der Staatsreligion unmöglich gemacht wird, und die Begünstigung des einen Bekenntnisses durch Geldmittel und vorzugsweise Hinzuziehung ihrer Mitglieder zum Staatsdienste als Ungerechtigkeit erscheint. Zunächst hebt nun der Verf. hervor, daß solche widernatürliche Compositionen von Staaten durch-

aus als ein großer Uebelstand zu betrachten sind. So sagt er z. B. S. 493 von der Gleichstellung der verschiedenen Confessionen in Preußen: 'Der preußische Staat ist nicht eine natürliche, sondern eine künstliche Formation. Hier herrscht keine freie Expansion der Tendenzen der verschiedenen Bekenntnisse. Die eiserne Hand des Gesetzes hemmt eine freie Discussion.' Für sein eignes Vaterland aber sucht er das Problem dadurch zu lösen, daß er die unabhängige Verantwortlichkeit der Regierung für ihre Maßregeln zur Unterstützung der Religion hervorhebt, namentlich nach der Theorie, daß die Fonds des Staats keineswegs Eigenthum der Steuerzahlenden sind, die also von den Repräsentanten der Nation (von der Regierung) ohne Rücksicht auf die steuerzahlenden Individuen verwaltet werden (S. 176). Ferner aber gestattet er auch ausnahmsweise Abweichung von dem Princip der alleinigen Unterstützung der Nationalreligion, nämlich überall da, wo bestimmte Verträge zum Grunde liegen, wodurch ein abnormes Verhältnis Gegenstand des Rechts und der Treue geworden ist; *fieri non debuit, factum valet* (S. 506). So rechtfertigt er die Anomalie, daß die presbyterianische Kirche als Staatskirche für Schottland gelte, welches Verhältnis auch durch die anglicanische Majorität im Parlamente der schottischen Minorität gegenüber nicht verlezt werden dürfe. Ähnliches wird für die religiösen Verhältnisse der Colonien angeführt (S. 524). Aber rein äußerlich wird dies gefaßt, ganz von dem zufälligen Vorhandensein bindender Verträge ausgegangen. Denn Irland trotz des Verhältnisses von $\frac{7}{9}$ katholischer gegen $\frac{1}{9}$ anglicanischer Bevölkerung kann auf jene Berücksichtigung nicht Anspruch machen. Hier gilt also nur die Regel: die

Gesetzgebung hat richtigere Einsicht von der Religionswahrheit, als das irische Volk; sie muß daher dieselbe ihm darlegen zum eignen Heil, und dazu muß sie das Kircheneigenthum erhalten (S. 290). So sei z. B. auch die Bewilligung für das Maynooth = Collegium, das in der irrigen Voraussetzung, dadurch loyalere Priester zu erziehen, gegründet sei, fortwährend ein Stachel im Herzen des englischen Staats (S. 516), und deshalb die zu bewilligende Summe lediglich auf das zu beschränken, wofür durch die erste Gewährung (seit 1795) eine Art von Verjährungsrecht entstanden sei. — Uebrigens würde die Politik R. Peel's in Beziehung auf Irland seinem ehemahligen Collegen sehr leicht das entgegenstellen können, was dieser für ähnliche Verhältnisse selbst zugibt, wenn er S. 526 sagt: 'Unsere Colonien können nur durch Erhaltung der Zuneigung ihrer Einwohner regiert werden'; und dadurch wird kirchliche Unterstützung auch abweichender Confessionen nothwendig. Durch diese zu Gunsten der Staatsflugheit gemachten Concessionen wird das kirchliche Princip des Verfassers keineswegs aufgehoben, und in der That lassen sich ja die besten Theorien den historischen Verhältnissen, wie sie einmahl in Folge der allgemeinen Sündhaftigkeit des menschlichen Geschlechts geworden sind, immer nur unter den bedeutendsten Modificationen und in Hoffnung auf künftige größere Harmonie, anpassen.

Das hauptsächlichste Interesse jenes Gladstone'schen Buches liegt nun wohl darin, daß es vollständig darlegt, wie ein so bedeutendes Mitglied der anglicanischen Kirche von seinem Standpuncte aus über die betreffenden kirchlichen Fragen urtheilt. Deshalb hat Referent sich hauptsächlich

nur referierend verhalten, und ist nur darum von der Reihenfolge des Buches selbst abgewichen, weil sie zu wenig klar und streng geordnet war, um die Uebersicht zu befördern. G. Wolde.

H a n n o v e r,

bei Hahn 1845. Die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung über die ganze Erde von Heinr. Lüken. 246 Seiten in Octav.

Die biblische Lehre von dem einheitlichen Ursprunge des Menschengeschlechts als eine nothwendige Grundlage des Christenthums betrachtend, sucht der Verf. den ursprünglichen Zusammenhang des Menschengeschlechts sowohl vom historischen als ethnographischen Standpuncte aus zu erforschen, und nicht nur durch Ergründung der physischen und sprachlichen Eigenthümlichkeiten der menschlichen Stämme, sondern auch in den Sagen und der Urgeschichte der Völker ihrer Herkunft nachzuspüren. Dem Titel gemäß zerfällt das mit vielem Fleiße und ungewöhnlicher Belesenheit ausgearbeitete Werk in zwei Theile, in deren erstem gezeigt wird, daß aller Verschiedenheit in Gestalt und Sprache ungeachtet doch nur eine und dieselbe Menschengattung über die Erde verbreitet sei, im zweiten aber die Frage ihre Beantwortung findet, wie und von wo sich dieser Menschenstamm über die Erde ausgebreitet habe. Finden wir gleich das Menschengeschlecht in allen Theilen der Erde körperlich und geistig sehr verschieden, so zeigt es doch überall dieselben körperlichen und geistigen Vorzüge vor den Thieren; und wenn uns auch die Geschichte nicht sagen kann, wie und wodurch diese so verschiedenartig ausgebildet seien, so lassen sich doch die körperlichen Verschiedenheiten der menschlichen Racen leicht

aus der verschiedenartigen Einwirkung der örtlichen und climatischen Verhältnisse erklären. Weit schwieriger ist der Erweis der Ureinheit aller Sprachen, aber auch in so fern weniger nothwendig, als der noch lebenden Sprachen Ursprung einer Zeit angehört, in welcher das Menschengeschlecht schon weit umher zerstreuet war. So wie alle Geistesbildung, so mußte sich auch die Sprache nach der verschiedenen Lebensweise und geselligen Verbindung der Menschen sehr verschiedenartig ausbilden. So wenig sich jedoch eine Ureinheit aller Sprachen jemahls wird erweisen lassen, so gern wird man lesen, was der Verf. zu deren Erweise eben so unbefangen als mühsam gesammelt, und eben so klar auseinandergesetzt, als wissenschaftlich geordnet hat. Mit Recht legt er auf den grammatischen Charakter der Sprachen einen höhern Werth, als auf die meist zufällige Aehnlichkeit vieler Wörter in lexicallischer Hinsicht; aber gerade dieser ist so verschieden, daß es unmöglich scheint, eine Uebereinstimmung aller Sprachen vom ersten Ursprunge an zu erweisen. Noch weniger Geltung haben die Traditionen von dem Sündenfalle und der Sündfluth, welche der Verf. nicht für das Ergebnis aus einer naturgemäßen Entwicklung des menschlichen Verstandes, sondern für wichtige Reliquien aus der Urgeschichte des Menschengeschlechts erklärt. Die Sage von einer bessern Heimath und einem paradiesischen Leben der Vorwelt, woraus deren Nachkommen theils durch allmählichen Fortschritt und Ueberfüllung, theils durch plötzliche Ueberschwemmung und andere physische Ursachen verdrängt wurden, entwickelt sich bei einem rohen Volke nur gar zu leicht aus der Unbeholfenheit in seinem gegenwärtigen Zustande, gerade wie der Greis, weil er seines Lebens nicht mehr so froh werden kann, wie vormahls, die

Welt sich immer mehr verschlimmern sieht, und das Glück der durchlebten Jugend zurückwünscht. Freilich weiß der Verf., nachdem er die Zerstreung und Ausbreitung des Menschengeschlechts über die ganze Erde mit vieler Gelehrsamkeit durch alle fünf Erdtheile verfolgt hat, um die Gegend im Süden und Westen des caspischen Meeres als den Ausgangspunct aller Völker, und namentlich, wie es die Bibel fordert, das Land der Chaldäer als den ersten Wohnsitz des Menschengeschlechtes zu erweisen, die biblischen Nachrichten von dem Paradiese und der Sündfluth und von den zehn Urvätern zwischen beiden in den geschichtlichen Sagen und fabelhaften Chronologien der heidnischen Völker eben so geschickt wiederzufinden, als er die biblischen Data von der Sündfluth und der Verbreitung des Menschengeschlechts aus Asien durch geologische Thatsachen und die Herkunft der zahmen Thiere und Pflanzen bestätigt. Allein wohl zu berücksichtigen waren die hierher gehörigen Aufsätze im ersten Bande von Buttmann's Mythologus, nach welchen die ersten elf Kapitel der Genesis auch nur Mythen enthalten, deren einer S. 171 von den Urvätern vor der Sündfluth zwei verschiedene Linien mit sieben zusammenstimmenden Namen aufzählt. Wenn gleich der Verf. seine Schlußbetrachtungen mit den Worten eröffnet: 'Längst ist hoffentlich die Zeit vorüber, wo man dem Menschen ein stufenweises Fortschreiten von der thierischen Rohheit bis zur höchsten Cultur beilegte', und dann hinzufügt: 'Wir haben den Zustand der wilden Völker nicht als einen primitiven Zustand des Menschen, sondern als ein späteres Verkommen- und Ausgeartetsein desselben anzusehen'; so kann er doch nicht leugnen, daß allen gebildeten Bewohnern der Erde eine wildere, rohere Menschenart vorherging, welche nicht besser war,

als die rings um die gebildete Menschheit gelagerten Völker, die demnach nicht sowohl in Folge eines Verfalles, als nach Maßgabe ihres geringern Verkehrs mit Andern in desto größere Wildheit versunken scheinen, je weiter und schärfer sie vom Mittelpuncte des gebildeten Menschengeschlechts getrennt sind. Mag auch der Verfall des gesellschaftlichen Lebens einen Verfall der Sprache nach sich ziehen, und mag auch mit der geistigen Zerrüttung des Menschen zugleich ein körperliches Ausarten sich verbinden; so zeugen doch die Verschiedenheiten der Sprachen eben so wenig für einen Urverfall der Menschheit, als dieser allein die Abweichungen der Racen erzeugt hat. G. F. Grotefend.

P r a g.

1845. Die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik. Vortrag, gehalten in der ersten Versammlung deutscher und ausländischer Orientalisten von M. Steinschneider. 32 Seiten in Octav.

Dem Gebiete der neuhebräischen Sprache, mit welchem Namen passend alle etwa seit dem zweiten Jahrhunderte nach Chr. entstehenden Gestaltungen der hebräischen Sprache bezeichnet werden können, gehört eine sehr umfangreiche fast zwei Jahrtausende umfassende und über die Länder dreier Welttheile sich erstreckende Literatur an. Die Kenntniß dieser Sprache ist wie bekannt in gar vieler Hinsicht höchst wichtig, auch in linguistischer, und zwar nicht nur ihrer selbst wegen oder wegen ihres Zusammenhangs mit der Sprache des alten Testaments, sondern, und das will der Verf. vorzugsweise hervorheben, auch deshalb, weil sie uns dazu helfen kann, vielen anderen Sprachen, unter diesen solchen, von denen sonst nur wenige Spuren uns Kunde geben, näher zu kommen. Denn nicht reich-

ten die jüdischen Gelehrten aus mit dem sprachlichen Erbe aus der alten heiligen Sprache in wechselnder Umgebung und unter immer neuen Cultur-Verhältnissen, sie gingen bewußt oder unbewußt zu Lehen bei den Sprachen der Völker, unter welchen sie lebten; entnahmen ihnen eine Menge von Wörtern, die aus Fremdlingen zum Theil wenigstens bleibende Bestandtheile der neu sich gestaltenden Sprache wurden, mit ihr hinwanderten in immer andere Länder und hier wiederum mit den aus ihren Sprachen genommenen Elementen zusammen- geworfen und zusammengehalten wurden durch die auf ältere Werke und ihre Sprache sich stützende jüdische Literatur. Nachdem der Vf. auf die große Fülle von fremden Elementen in der neuhebräischen Sprache und auf die Literaturgebiete, die vor andern reich an ihnen sind, hingewiesen hat, gibt er von S. 19 an 'einige Bemerkungen über die vorzüglichsten einzelnen Sprachen, welche aus ihrem Sprachschätze der neuhebräischen Vorschüsse gemacht haben.' Nach einer der Geschichte der neuhebräischen Literatur entsprechenden Ordnung werden in Betracht gezogen die aramäische, persische, griechische (das S. 23 über תנכ״ך תנכ״ך Talmud Joma 10 a Gesagte ist nach meiner Meinung durchaus grundlos), lateinische, arabische, sodann die romanischen Sprachen, von denen die altfranzösische, wie Zunz schon früher bemerkt hat, eine erstaunlich große Anzahl von Wörtern der in den Talmud- und Bibel-Commentaren des Raschi und anderer Rabbinen des 12. u. 13. Jahrh. sich findenden Sprache geliehen hat, und endlich die deutsche. Es ist mit Dank anzuerkennen, daß der mit der neuhebräischen Literatur vertraute Vf. zuerst deutlicher durch seine kleine Schrift auf eine für die Linguistik überhaupt, besonders für die Erforschung der romanischen Sprachen im Mittelalter höchst wichtige und nicht geringe Ausbeute darbietende Erscheinung hingewiesen hat.

Bertheau.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

200. Stück.

Den 15. December 1845.

Literatur über die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands.

Stuttgart und Tübingen.

J. G. Cotta'scher Verlag 1845. Für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands. Ein Wort an ihre Schirmherrn und Freunde von Dr. Carl Ullmann (Geheimer Kirchenrath in Heidelberg). 80 Seiten in Octav.

Unter den immer störender und verwirrender werdenden Bewegungen und Kämpfen der Gegenwart auf dem kirchlichen Gebiete hat Schreiber dieses sich oftmahls erinnert, daß schon vor mehreren Jahren ein gelehrter Freund aus Ueberdruß an den störenden kirchlichen und theologischen Streitigkeiten an ihn schrieb, er wünsche, wie einst Nabillon und Montfaucon, in einer stillen Benedictinerzelle fern von dem Lärmgeräusch der Wissenschaft zu leben. Was wird dieser Freund jetzt sagen? Wie still war es noch damahls! Nur die Streitwagen des Rationalismus und Supranaturalismus hörte

man knarren und das eben im Abfahren. Seitdem aber dampft und schnaubt der Streit mitten in der Kirche, und ergreift auch die Ruhigsten und sonst Einigsten.

Wie jetzt Alles zu Wasser und zu Lande schneller und geräuschvoller sich bewegt, so auch die Bewegung und der Verkehr in der Kirche. Wahrlich, wenn irgend je, jetzt könnte auch der nervenfesteste evangelische Theolog in allem Ernste sich in eine Benedictinerclause — verwünschen. Aber was hilft's? Wer sich auch der Gegenwart und ihrer Unruhe um der Wissenschaft willen gern entziehen wollte, er könnte es nicht. Und wer auch wollte und könnte, dürfte er es? Unsere Universitäten stehen von Rechtswegen mitten im jungen strömenden Leben des Volkes. Die Benedictinergelehrsamkeit ist mit den protestantischen Universitäten überall vorüber. Die theologische Wissenschaft aber insbesondere ist aus dem Leben der Kirche geboren und hat in der Kirche ihr Leben und Ziel. Um ihre Aufgabe zu lösen, muß sie allezeit Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Theorie und Praxis, Schule und Kirche kräftig zusammenfassen. So ist's auch dem akademischen Theologen unvermeidlich und gesund, am hellen Tageslicht zu studieren, bei offenen Fenstern in die Kirche, in den frischen Luftzügen der Gegenwart. Das stärkt die geistigen Nerven, welche sonst erschlaffen. Also nur hinaus mit der theologischen Gelehrsamkeit in die offenen Hallen der Gegenwart und Zukunft der Kirche. Sprechen in den Tagesfragen der Kirche die Gelehrten und die Theologen nicht mit, so sprechen die Ungelehrten und die Politiker allein. Die bloßen Practiker haben in ungewöhnlichen, kritischen Zeiten nie geholfen, eben so wenig die bloßen Theoretiker; nur wo beide sich zusammen thun,

gibt es rechte Hilfe und Rettung. Und wenn die Besonnenen und Ruhigen aus der Stille der Studierstube nicht dazu treten, kommt die Gegenwart mit der Zukunft der Kirche in die Gewalt der Unbesonnenen, der Unruhigen, und der raisonnierenden Leute von Heute. Davor sei Gott!

Zu diesen Gedanken veranlaßte mich die vorliegende Schrift. Ihr Verfasser ist ein Kirchenhistoriker von Profession. Ein Kirchenhistoriker hat vor allen die Pflicht und das Recht, aus der Vergangenheit der Kirche die Gegenwart zu beurtheilen und die Zukunft zu berathen. Die alte *magistra vitae* ist, wie viel auch die Gegenwartstollen sagen: Du bist gewesen! doch noch nicht abgesetzt, und die *magistri* der Kirchengeschichte behalten ihre Auctorität auch in der Gegenwart für die Zukunft. Ist nicht die Geschichte überhaupt die rückwärtsgekehrte Prophetin?

Man braucht den Mann nicht erst zu loben, um seine Schrift Lesern und Thätern des Wortes zu empfehlen. Er ist Allen bekannt als ein gründlich Wissender, als ein ruhiger, besonnener Beurtheiler der Gegenwart und als ein herzlicher, treuer Freund seiner Nation und Kirche. Er ist in dieser Schrift kein Anderer, als in der über die Deutsch-Katholische Frage, welche wohl auch Gegner gern gelesen haben und gut thun zu beherzigen. Zwar schildert jetzt eben Jemand die Theologen, daß sie voreilig berathend in die religiösen Anregungen eingreifen, und fürchtet, daß sie dieselben systematisch verderben; jeder Andere freilich darf seine Drakel sprechen, besonders die absoluten Nationalliteraturhistoriker. Aber noch kein Wort von Dr. Ullmann ist voreilig und verderbend gewesen.

Man braucht in die geheimen Missionen und

Cabinettsgeheimnisse der Gegenwart nicht eingeweiht zu sein, um zu wissen, was unter uns vorgeht. Es ist am hellen Tage, daß in der evangelischen Kirche Deutschlands, wie überhaupt in der christlichen Kirche sich Großes vorbereitet und die Wehen einer neuen Geburt bereits eingetreten sind. Keinem ordentlichen Manne, welcher die Gegenwart betrachtet, geziemt jetzt eben nur, das Gegenwärtige zu beschauen, das Factum der Wirren zu berichten, zu loben oder zu beklagen oder Beides, sondern aus der Frage, was ist? zu der praktischen Frage zu kommen, was soll werden und was geschehen? Die Zeit steht nicht still, und so auch die Kirche in ihr nicht. Aber in jedem Augenblick der gegenwärtigen fieberhaften Krisis ist eine doppelte Zukunft möglich: die Zukunft neuen gesunden Lebens und die Zukunft des Todes. Da fragt nur der Theilnahmlose neugierig zusehend nach dem gleichgiltigen Futurum, was wird werden? Auch wer weiß, daß Gott Alles ordnet und vorhervorsehen hat, muß eben deshalb fragen, was gethan werden soll, und erkennt in der Gegenwart seine sittliche Aufgabe für die Zukunft. Eben aus diesem sittlichen Geiste ist die vorliegende Schrift hervorgegangen. Sie stellt die sorgliche Frage nach der Zukunft der evangelischen Kirche, zunächst der deutschen, welche im europäischen Herzen ihren Sitz hat. Aber mit dieser sorglichen Frage wendet sie sich an die evangelischen Fürsten, ihre Schirmherren nach altem Recht und Pflicht, — und an ihre Freunde im Volke. Denn nur jene mit diesen und diese mit jenen können die bessere Zukunft unserer Kirche sichern. Bloß von Oben herab geht es in solchen Dingen eben so wenig, als allein von Unten, am wenigsten von den gemischten Haufen aus in zufälligen Versammlungen, wo die Schwächer

regieren. Die Kirche, die Religion ist nie ein Werk confuser Volksmassen gewesen.

Der Verf. stellt eine sehr bestimmte Frage. Er geht davon aus, daß die großen wissenschaftlichen Probleme, welche jetzt alle Geister in unserem Volke bewegen, weder von einem Einzelnen noch mit einem Schlage gelöst werden können. Man müsse, sagt er ganz richtig, die Lösung der freien geschichtlichen Entwicklung überlassen. Die Frage aber sei, ob nicht inmitten dieses kritischen Processes, welcher zunächst der Schule und Literatur angehöre, das heilige Lebensinstitut der Kirche so gestellt werden könne, daß sie nicht von jeder wissenschaftlichen und religiösen, vielleicht selbst politischen (nam subest semper aliquid), Aufregung hin und her gerissen und in ihrer Existenz bedrohet werde?

Nothwendig ist dies gewis, wiewohl es Leute gibt, welche laufen wollen ohne festen Boden unter den Füßen, und fortschreiten ohne Beharrlichkeit und Sicherheit des Lebens, und die Aufgabe der Erkenntnis lösen zu können meinen ohne festen Standpunct und bleibende, festhaltige Objecte. Man kann die närrischen Luftwandler laufen lassen, aber man muß wissen, daß sie Narren sind, und muß die Nothwendigkeit einsehen, daß, wenn Kirche und Staat in jedem Augenblicke mit ihrer Existenz in Frage und Gefahr kommen, und diese Lebensfirmamente in jedem Moment von Jedem in seiner Einbildung neu angefangen werden, aller wirkliche, geordnete Lebensfortschritt aufhört.

Alle Verständigen stimmen hiermit überein. Alle wünschen und hoffen von der Zukunft eine solche Sicherheit der Kirche. Die Noth der Gegenwart dringt dahin mit zwingender Gewalt. Und da wir leider erfahren müssen, daß der deutschen evan-

gelischen Kirche jene Sicherheitsformen noch fehlen, um in vollster Bewegungsfreiheit der Geister fest und sicher zu bestehen, so ist eben die Aufgabe, in rechter Weise unserer Kirche die Fassung oder Verfassung zu geben, worauf sie ihrer wesentlichen Idee und nach angestammtem Rechte Anspruch hat.

Wir haben hier denselben Fall, wie im Staatsleben; und in der That auch dieselbe Aufgabe. Wie es hier unmöglich ist, dem bewegten Leben, dem Drängen und Treiben in Gegensätzen von links und rechts Ordnung, Maß und rechte Freiheit zu geben, ohne eine entsprechende Verfassung, welche aus fester, sicherer Mitte jede Lebenskraft in ihr rechtes Verhältnis zu anderen stellt, so auch in der Kirche. Auch darin haben Kirche und Staat viel Aehnliches in der Gegenwart, daß die Verfassungsaufgabe nur dadurch recht gelöst werden kann, daß Altes und Neues organisch mit einander verbunden und in diesem idealen Sinne historisch ineinander gebildet wird. Der Staat ist längst in der Lösung dieser Aufgabe begriffen, soll die Kirche zurückbleiben? Es wäre nicht nur ihr Schade, sondern auch des Staates Verderben, denn christlicher Staat und Kirche lassen nie von einander.

Indem wir dem Verf. vollkommen darin beistimmen, daß die nächste dringende Aufgabe der Kirche ihre Verfassung sei und zwar eine solche, welche elastisch genug sei, um alle Bewegungen, alle christlichen Freiheiten zu ertragen, und fest genug, um alle Unordnungen und Zerstörungen zu bändigen, tragen wir auch gern mit ihm die Schmach, von den rein Innerlichen Aeußerliche, von den still und vornehm Zuwartenden Ungeduldige und Voreilige, von den so genannten Charaktervollen im modernen Sinne, d. h. den Eigensinnigen und Extremen von

links und rechts Unentschiedene und Synkretisten gescholten zu werden. Daß so genannte juste milieu mag man verdammen, aber den Friedensgeist aus der ursprünglichen Mitte des Evangeliums lästert Niemand ungestraft. Man muß selbst nachlesen, wie klar und rein der Verfasser zur Wahrung vor Mißverständnissen eben diesen Standpunct, den wir bezeichnen haben, darstellt und rechtfertigt und damit die Bedenklichen und Zornigen von links und rechts überführt. Er spricht sodann S. 9 bestimmt und kurz aus, was er will und warum er die Schirmherren und Freunde der deutschen evangelischen Kirche bittet. Er fordert Erhöhung der inneren Kraft, Selbständigkeit und Würde der evangelischen Kirche, und erklärt, dies klare, nothwendige Ziel sei vornehmlich durch zweierlei zu erreichen. Das Erste ist die Begründung einer solchen Ordnung innerhalb einer jeden einzelnen Landeskirche, durch welche es ihr möglich wird, alle in ihr vorhandenen Kräfte in gesetzmäßiger Freiheit zu bethätigen, und zu ihrem Besten zu verwenden, bei der Entscheidung der durchgreifenden Fragen, die sie betreffen, selbst mitzuwirken und an der Feststellung ihrer inneren (warum nicht auch äußeren?) Einrichtungen thätigen Antheil zu haben. Das Zweite ist Herstellung einer solchen geregelten Verbindung zwischen den einzelnen deutsch-evangelischen Landeskirchen, durch welche sie untereinander in fördernde Wechselwirkung treten, in freier Verständigung und ohne daß die Selbständigkeit und Autonomie der einzelnen litte, eine annähernde Gleichförmigkeit in ihren Einrichtungen bewirken, ihre Zusammengehörigkeit und Gemeinschaft ausdrücken und ihren Bekennern das Bewußtsein verschaffen können, daß sie durch ihre Mitgliedschaft in der Landeskirche zugleich auch Mitglieder der einen und selbigen deutsch-evanqeli-

schen Kirche sind. Beides zusammen, keins ohne das Andere!

Dies ist wörtlich die Motion, die Bill, welche Hr Dr Ullmann hiermit in das kirchliche Parlament bringt und zwar an beide Häuser, das fürstliche Oberhaus, wo zum Glücke keine mittelaltrigen Bischöfe sitzen, und die fürstlichen Pfleger der Kirche allein das Wort führen, eben als solche, und das Unterhaus, worin alle evangelischen Laien, Geistliche und akademische Theologen zu Rath sitzen.

Unser Freund hat seine Motion in seiner bekannten klaren und reinlichen Schreibweise beredt entwickelt und begründet, indem er zuerst das Bedürfnis einer solchen Fortbildung der Kirche aus den vorhandenen Elementen nachzuweisen, sodann seinen Vorschlag selbst vollständig zu entwickeln, drittens die heilsamen Folgen einer solchen Fortbildung anschaulich zu machen, und endlich die Art der practischen Ausführung anzudeuten sucht.

Die Schrift ist zum Auszug zu kurz, auch zu gut. Jeder muß sie selbst lesen. Wir heben, indem wir unsere Zustimmung in allen Hauptsachen ausdrücklich bezeugen, nur Einiges hervor zur weiteren Besprechung.

Bei aller Anerkennung dessen, was jetzt besser in der deutschen evangelischen Kirche geworden ist, muß man doch dem Verf. zugeben, daß die deutlichsten Symptome krankhafter Zustände vorhanden sind. Aber es ist keine träge Krankheit. Sie hat sehr viel Acutes, und in den Krisen legt sich offen zu Tage, daß ihr Sitz der schon oft beklagte, aber von der Reformation her ererbte Mangel einer organischen Verfassung der Kirche ist. Nach dieser gewiß richtigen Diagnose kann man kein anderes Heilverfahren anrathen, als was der Vf. empfiehlt.

(Fortsetzung folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

201. 202. Stück.

Den 18. December 1845.

Fortsetzung der Literatur über die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands.

Weder die theologische Wissenschaft, die Theorie an sich, noch der Staat, sagt er, könne die Kirche heilen, sondern nur die Kirche sich selbst. Der Staat, der Fürst könne und dürfe aus wohl verstandenen Interesse am gesunden Leben des Volkes nur dazu thun, daß die Kirche freien Raum habe, sich aus sich selbst zu erneuern und zu gestalten. Umgekehrt ist's schon ein Axiom aller Politiker geworden, daß der Staat sich selber und durch sich selber zu heilen habe, nicht durch die Kirche. Zu der Neugestaltung der Kirche aus sich selbst gehört aber vor allen Dingen die Verfassungsbildung der einzelnen Landeskirchen. Also man gestatte der Kirche zu thun, was man jedem leiblichen Organismus gestattet, ihrem eigenen Bildungstrieb zu folgen! Ganz richtig bemerkt sodann der Vf., daß die Verfassungsbildung der Kirche eine

wahrhaft historische sein müsse, d. h. nicht aus Nichts, sondern aus den gegebenen Elementen. Die Aufgabe also ist, das eigenthümlich Lutherische Element der Consistorialverfassung mit dem eben so wesentlichen eigenthümlich reformierten Element der Presbyterial- und Synodalforn zu verbinden. Beide Verfassungsformen der evangelischen Kirche sind historisch gegeben und ausgebildet, aber meist jede für sich und einseitig, ja oft in gegenseitiger Ausschließung. Schon liegt ein großer Schatz von Erfahrungen vor, welcher beweist, daß die evangelische Kirche bei einseitiger Consistorialform in juristischer Geschäftsordnung an innerer frischer Lebensbewegung einbüßt und je länger je mehr in die rein staatliche Form übergeht, bei einseitiger Presbyterial- und Synodalforn aber der Beharrlichkeit, der regimentlichen Ordnung und der Herrschaft der Intelligenz verlustig geht. Tief im innersten Wesen unserer Kirche liegt mit der Idee der Union beider Confessionen auch der Trieb, beide evangelische Verfassungsformen mit einander organisch zu verbinden. So erst wird sie von dem mittelalterlichen so römischen, wie byzantinischen Katholicismus und der mittelalterlichen Sectendemagogie frei und dem apostolischen Vorbilde wahrhaft entsprechend. Also man säume nicht länger, der Kirche ihre volle Lebensform im Staate zu geben, es möchte das Leben sonst gewaltsam und zerstörend durchbrechen!

Nur vertrauenslose Gläubige und vertrocknete Practiker fürchten die Presbyterial- und Synodalforn; nur die Dränger und Treiber auf kirchliche Demagogie die Consistorialform. Aber eben dies weist auf den rechten Weg.

Allein, so fährt der Vf. fort, obwohl die Verfassungsbildung der besonderen Landeskirchen das

Nächste sei, was geschehen müsse, so liege doch, meint er, im Wesen der evangel. Kirche durchaus die Bestimmung, eine Gesamtkirche zu sein, eine solche wahrhaft katholische, in welcher die Verschiedenheit der Nationen, geschweige der politischen Territorien in einer und derselben Nation in der Art untergeordnet sei, daß sie das Bewußtsein der vollen kirchlichen Gesamtheit nicht stören oder gar aufheben dürfe.

Gewiß mit Recht sagt der Vf., daß unsere deutsche evangelische Kirche von Anfang an eine evangelische Kirche der gesammten deutschen Nation habe sein wollen. Unsere Confessionen vor der Spaltung in Lutheraner und Reformierte wollten der gesammten evangelischen deutschen Nation angehören. Leider kam nachher die unselige Trennung. Aber selbst die getrennten Confessionen wollten doch auf die particulären Landeskirchen nicht beschränkt sein, und verknüpften sogar mehrere Nationen mit einander. So verbindet die Augsb. Confession, auch als besondere luth. Formel, die schwedische und dänische Nationalkirche und andere auswärtige Landeskirchen mit der deutschen lutherischen. Gleiches gilt von der Helvetischen Confession und der Dortrechter in Betreff der reformierten Kirche. Späterhin gab es ein gemeinsames politisches kirchliches Band für die getrennten evangelischen Confessionen deutscher Nation in dem s. g. Corpus evangelicorum. Allein weder dies hat genügt und vorgehalten, wie man weiß, noch die Confessionseinheit. Jetzt, nachdem in dem Umschwunge der neueren Theologie und des ganzen nationalen Lebens die alten Bande theils gänzlich verloren gegangen, theils so geschwächt sind, daß z. B. das strenge Festhalten der Confessionen mehr entzweiet als bindet, ist das Bedürfnis dringender als je geworden, neue Formen der

deutschen evangelischen Gesamtkirche zu bilden. Wohlan! das Bedürfnis ist da, es spricht sich laut und still fast ganz allgemein aus. Was will man zögern, es zu befriedigen?

Unser Vf. wendet sich an die Fürsten und Freunde der deutschen evangelischen Kirche vertrauensvoll mit dem practischen Vorschlage, durch Berufung einer evangelischen Nationalsynode durch ihre natürlichen Verufer, die evangelischen deutschen Fürsten, eine solche Verbindung der einzelnen Landeskirchen zu bewirken, wobei jede Landeskirche ihre natürliche Selbständigkeit und Autonomie behalte, durch welche aber die gemeinsamen Grundlagen der deutschen evang. Kirche festgestellt und gewahrt würden. Er meint aber keine einmahlige Nationalsynode, sondern ein beständiges Institut der Art, welches die Aufgabe, die schwierige, nach und nach löse, und dafür Sorge trage, daß die erkann- ten gemeinsamen Grundlagen auch bewahrt wür- den. Zu dem Ende schlägt er vor, eine solche Syn- ode in regelmäßigen Zwischenräumen zu berufen.

Der Vf. bespricht noch andere Arten, diesen Zweck zu erreichen. Aber nur dieser Vorschlag erscheint ihm practisch und entspricht der gegenwärtigen Ord- nung der Dinge, so wie dem Bedürfnisse, in einem solchen Institute das Princip der evangelischen Kirche, innere lebendige Freiheit mit gesetzlicher Ordnung verbunden, auszudrücken.

Schon einem allgemein gefühlten Bedürfnisse das rechte Wort zu geben, die practische Aufgabe rich- tig zu stellen, ist ein Verdienst. Jeden deutschen evangelischen Christen muß schon der bloße Gedanke, klar und bestimmt ausgesprochen, erfreuen. Der Verf. zeigt aber nicht bloß, daß die Organisation

einer deutschen evangelischen Kirche allgemeines Bedürfnis sei, sondern auch, wie heilsam dieselbe für die ganze christliche Kirche unseres Volkes sein, und wie sie der evangel. Kirche der römischen gegenüber nicht nur eine würdigere, sondern auch zugleich friedlichere Stellung geben werde.

Fragt man nun den Vf., welches denn die gemeinsamen Grundlagen seien, mit deren Feststellung eine solche Nationalsynode sich zu beschäftigen habe, so gibt er auch hierauf eine genügende Antwort.

Wir verlangen, sagt er, keine neue Kirche, sondern den lebendigen Fortbau der durch die Reformation von Gottes Gnaden gegründeten; also auch keine neuen gemeinsamen Grundlagen, sondern die rechte Wiederbringung und klare Feststellung der alten, welche in der Reformation gegeben, aber mehr und weniger verdunkelt, unbewußt, ja streitig geworden sind. Kein neues Bekenntnis! In der gegenwärtigen Krisis können wir keins schaffen, sollen es auch nicht. Die Reformationsepoche und ihre Bekenntnisse sind noch nicht erschöpft, sondern noch lebendig genug, so daß es nur darauf ankommt, unbeschadet der berechtigten confessionen und theologischen Verschiedenheiten, das Gemeinsame darin recht klar und bestimmt hervorzuheben und neu auszudrücken auf kirchliche Weise. Auf die Principien kommt es an, auf das ewige Doppelprincip der gesammten evangel. Kirche aller Nationen und Geschlechter, daß allein das heilige Schriftwort in gesetzmäßiger Auslegung absolute Auctorität in der Kirche habe, und daß diesernach die Gerechtigkeit und Seligkeit allein aus dem lebendigen Glauben an den historischen Christus komme. Gleicherweise, meint er, würden sich die gemeinsamen Grundlagen in der Verfassung und im Gottesdienste erkennen und bestimmen lassen. Das sei die lösbare,

aber nicht heute und morgen, von Diesem und Jenem, sondern allein durch gemeinsame und treu fortgesetzte synodalische Arbeit zu lösende Aufgabe.

Zu diesem allen haben wir nichts hinzuzusetzen, als Folgendes:

Bei dem Vorschlage eines freien deutschen Nationalconcils der evangel. Kirche darf nicht vergessen werden, daß zur vollen Repräsentation der deutschen evangel. Kirche auf der allgemeinen Synode neben den practischen Geistlichen und den kirchlichen Laien auch die akademischen Theologen gehören. Diese bilden, wie jetzt die Sachen stehen, ein nothwendiges Mittelglied zwischen den Geistlichen und Laien. Würden sie überhaupt ausgeschlossen, oder nur nach beliebiger Auswahl unter den Facultäten berufen, so würde leicht auf der wissenschaftlichen Bank der Kirche ein Mißtrauen und Mißbehagen entstehen, welches dem Gedeihen des edlen Werkes von Anfange an hinderlich sein würde. Es sagt dies ein akademischer Theolog, aber nicht für sich und seinen Stand, sondern im Interesse der Kirche. Dies zur näheren Bestimmung der Allmannschen Motion. Zu ihrer Unterstützung aber fragen wir: Wenn die altlutherischen Gemeinden, sogar in ihrer Sectengestalt, neuerdings eine lebendige kirchliche Organisation ihres Gemeindegewesens, ihrer landeskirchlichen und nationalen Verbindung, erhalten haben und mit Recht, soll die evangelische Gesamtkirche unorganisiert oder halb und schlecht organisiert zurückbleiben? Soll sie sich auch sogar von der deutsch-katholischen Bewegung, welche ihren natürlichen Weg zur organischen Verfassung schon gefunden hat, überholen lassen? Man bedenke das wohl! Schreiten jene in der gesunden Organisation des kirchlichen Lebens voran, und überholen die evangelische Gesamtkirche, so werden sie man-

ches edle Glied aus dieser anziehen. Freie Luft und Licht zieht an, nicht bloß die Kranken, sondern auch die Gesunden.

Man wird aber dagegen sagen, solch ein großes Werk, wie die Organisation einer deutschen evangelischen Gesamtkirche und Generalsynode, sei zu wenig vorbereitet; man müsse die Kirche und Nation dazu erst heranbilden, Bedürfnis und Fertigkeit dazu erst allgemeiner verbreiten.

Die Fabel von dem, der auf dem Trockenen schwimmen lernen wollte, ist keine ganz hinreichende Instanz dagegen. Wir haben Schwimmschulen in kleinen Gewässern für nothwendig gehalten. Aber gibt es nicht auch Schwimmschulen an Meeresufern? Ullmann verlangt eben eine solche für die Kirche. Man teusche sich nicht! Das Beste ist immer an beiden Enden, im Kleinen und Großen, zugleich anzufangen. Man kann die Landeskirchen nicht gehörig organisieren, ohne zugleich die Nationalkirche zum vollkommenen Bewußtsein zu bringen.

Endlich aber wer kennt nicht den Jahrtausend alten, klugen Practicus, welcher von jeher bei allen idealen Vorschlägen vor allem zuerst nach dem Gelde, nach dem Kostenpunct fragt? Woher zumahl jetzt in der Wüste des zunehmenden Pauperismus Geld nehmen für das kostbare Werk der Nationalsynode? So fragt der collective Practicus an allen Orten. Aber wir fragen ihn wieder: Sollte das Werk wirklich so kostbar sein? Dem Verschwender ist alles zu wohlfeil, aber dem Kargen alles zu theuer. Wie? Bauen wir nicht kostbare steinerne Kirchen? Warum nicht die geistige? Haben wir nicht Geld und Gut genug selbst zu allem Luxus, der eben das Nothwendige nicht ist? Sparen wir hier und dort nur ein wenig, so wird es zu dem, was vor allem nothwendig ist, zu der

Gesundheitspflege des eigentlichen Herzens der Welt, der Kirche, an Geld nicht fehlen. — Oder fürchten wir uns vor dem Schreckbilde aus der Zeit der Arianischen Streitigkeiten, wo die Synodalreisen der Bischöfe das Staatsfuhrwerk zerrütteten und das Staatsgut verzehrten? Kein ordentlicher Mensch fürchtet sich vor Gespenstern. Und jenes Gespenst ist längst gebannt. Jene Zeit kehrt nimmer wieder. Dafür ist im guten und schlimmen Sinne hinreichend gesorgt.

Dr Ullmann steht mit seinen Wünschen und Vorschlägen nicht allein. Schon längst haben Andere dasselbe Verlangen gehabt und ausgesprochen. Er thut es nur auf die einfachste und zugleich umfassendste Weise.

Wie nothwendig es sei, die deutschprotestantische Kirchenverfassung aus den vorhandenen Elementen weiter fortzubilden, lehrt auch Dr Julius Müller in Halle in seiner Schrift:

Die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutsch = protestantischen Kirchenverfassung, Breslau im Verlag von Jos. May und Comp. 1845. 68 Seiten in Octav. Aus Hubers Janus 1845. Heft 8 besonders abgedruckt.

Also gerade die conservativen Theologen (denn das sind Ullmann und J. Müller beide) verlangen um der Erhaltung willen den Fortschritt. Wer zumahl, wie Dr Müller nahe an dem Herde der gefährlichen kirchlichen Krisen sitzt, weiß gleichsam aus erster Hand, daß nur der lebendige Fortschritt das Bestehende zu erhalten vermag, aber nur der Fortschritt des Bestehenden zu immer festem Bestand, nicht der Schritt von Nichts zu Nichts.

Man hat auch im Preussischen bereits angefangen, den Fortschritt zu machen, indem man dem angestammten synodalischem Erhaltungstrieb der evangelischen Kirche, jenem gesunden Trieb der Kirche, sich durch sich selbst zu erhalten, nachgegeben. Wir sagen es dreist, nur in der wohlgeordneten Synodalsform erhält und schreitet die Kirche wahrhaft fort. — Selbst in der bis dahin unsynodalischem östlichen preussischen Kirchenprovinz sind Synoden berufen worden und zusammen gewesen. — Aber was ist herausgekommen? Nicht, was zu erwarten und zu wünschen war, sagen Viele. Also sind die Synoden nicht die rechte Hilfe und sind umsonst gewesen. Wie? Soll der Anfang schon das volle Ende sein, das erste Kosten des Heilmittels schon die ganze Genesung aus langer Krankheit? Aber ist denn auch herausgekommen, was die Fürchtenden fürchteten? Nämlich, ein trauriges und recht evidentes Zeugnis mehr von der tiefen inneren Zerissenheit der Kirche, das würden die Synoden werden, weissagten die Fürchtenden. Der Erfolg aber hat die weissagende Angst und Furcht zu Schanden gemacht.

Dr Müller sagt, die Synoden haben laute Bekenntnisse gethan zu dem unerschütterlichen Fundament der evangelischen Kirche; die Negativen sind in der Minorität geblieben; der gesunde Kern der Kirche ist in aller Festigkeit zu Tage gekommen. Was will man mehr? Man verlangte ein vollständigeres, herzhafteres Bekenntnis zu dem vollen Inhalte unserer symbolischen Bücher. Ist damit gemeint ein Bekenntnis zu allen theologischen Bestimmungen in den symbolischen Büchern, so haben auch nach Dr Müller die preussischen Synoden einsichtsvoll gehandelt, daß sie ein solches nicht versucht haben. Es wäre auch in der That weder

möglich noch heilsam gewesen. Versteht man aber unter jenem vollständigen und herzhaften Bekenntnisse das Bekennen zu den Grundprincipien der evangelischen Kirche, das ist von der Majorität, ja hier und da ganz einmüthig geschehen. Aber selbst Dr Müller verlangt mehr. Die Synoden, meint er, hätten nicht bloß Ja sagen sollen, sondern auch Nein! Nein zu den die Principien unserer Kirche verneinenden Pronunciamentos vieler unkirchlicher Volksversammlungen. Man sollte, sagt er, diese Pronunciamentos nicht verbieten, und sich dadurch von der positiven Kirche frei lossagen lassen, was nicht bleiben wolle. Aber jene Regierenden sollen eben wissen und laut hören, daß die Kirche keine Selbstverneinung sei. Nur die pommersche und posensche Synode hätten in dieser Beziehung ihre Pflicht gethan, ihre Pflicht, zur Befestigung der Gemeinden Thesis und Antithesis klar und bestimmt auszusprechen. Man müsse zuvor im Glaubensgrunde der Kirche einig und sicher sein, ehe man an dem Verfassungswerke weiter bauen könne. Ganz recht! Aber wenn nun jenes Nein der Gegenpartei keine bloße Verneinung der Kirche, sondern zum Theil wenigstens ein Protest gegen ein unheilbares Extrem war; und wenn das antievang. gelische Treiben darin ein übereiltes, confuses, vages, vielköpfiges Gerede war, ins leere Allgemeine, was für eine Antithese soll gestellt werden? Wenn doch die Aufgabe war, mit einem Schlage zwei Extreme zu treffen, wie schwer ist dies? Gerade die Milderer und Mittlerer in der Kirche, von denen Dr Müller die Antithese am meisten verlangt, haben diese nachher zeitungsweise ausgesprochen. Die verschiedenen Pronunciamentos sind bekannt. Aber genügt auch nur eins? Ist es zweischneidig und treffend genug nach beiden Seiten?

Jedes fordert wieder genauere Erklärungen, weitere Bestimmungen. Was heißt z. B. die übermenschliche Auctorität der Schrift, was heißt von Christus zu Christo? und dgl. mehr. Kurz sollen die Antithesen sein, es sollen principielle Sätze sein in bestimmten polemischen Beziehungen. Aber eben darin liegt eine große Schwierigkeit, besonders wenn die Aufgabe ist, aus der gesunden Mitte einen Synodalbeschluss zu Stande zu bringen. Ref. kennt die pommersche und posensche Antithesen nicht. Treffen sie auch die hyperorthodoxe Verwirrung der Kirche? Die Polemik mit kurzem Dolch hat immer ihre Schwierigkeit. Die richtigste und befriedigendste Antithesis wird immer die sein, welche sich aus der aufgestellten Position von selbst versteht. Hier ist kein agumentum a silentio, welches gefährlich wäre. Gefährlicher ist eine verunglückte, unbefriedigende Antithese, und das Gefährlichste, dem ungelehrten Gerede in den unkirchlichen Volksversammlungen und dem Zeitungsgeschreibe von dem einen und dem anderen sectiererischen Extreme mehr Gewicht beizulegen, als sie haben. Kurz, Referent zieht in solchen Zeiten der leidenschaftlichen Krisis in der Kirche vor, positiv klar und einfach die Wahrheit auszusprechen in kirchlicher Weise auf der Kanzel, in der Gemeinde, und die Polemik der theol. Schule zu überlassen. Das ist der echte, älteste Kirchenstil des Bekenntnisses aus der lebendigen Mitte.

Dr Müller stellt in seiner Schrift eben nur die nächsten Aufgaben für die Fortbildung der deutschprotestantischen Kirchenverfassung. Das setzt entferntere voraus. Diese läßt der Verf. nur aus jenen errathen. Jene aber sind in der einen Hauptaufgabe zusammengefaßt, die beiden gleich wesentlichen Elemente der deutschen protestantischen

Kirche, die lutherische Consistorialform, welche die feste Basis der Kirchengewalt des protestant. Landesherrn in sich schließt, und die reformierte Presbyterialform mit einander organisch zu verbinden. Hierin liegt aber zunächst die Forderung, die Consistorialverfassung nicht aufzuheben, sondern als gutes Fundament zu bewahren, aber reiner, als bisher geschehen, auszubilden, sie von ihrem bisherigen politischkirchlichen, oder juristischtheologischen Mischwesen zu befreien, somit die Consistorien zu rein kirchlichen Behörden umzugestalten. Vollkommen wahr! Denn nur in dieser Gestalt können die Consistorien organisch mit der gleich wesentlichen Presbyterialform der Kirche zusammenwachsen. In der Presbyterialform aber liege das Element echt protestantischer Landes- und Provinzial-Synoden, d. h. solcher, welche aus frei gewählten und gleich berechtigten Geistlichen und Gemeindeältesten bestehen. Aber solch ein Institut wachse nicht über Nacht und stehe am Morgen schon fertig da. Naturgemäß gehe die Bildung eines solchen Instituts da, wo es eben noch nicht ist, von der localen kirchlichen Gemeinde aus, also der Einrichtung von Gemeindepresbyterien. Dies sei von dieser Seite nächste Aufgabe. — Alles dies erörtert der Verf. vorzugsweise in besonderer Beziehung auf sein preußisches Vaterland. Allein des Allgemeinen ist in dieser Erörterung so viel, daß die Schrift auch außer Preußen mit großem Nutzen und zu practischer Beherzigung gelesen zu werden verdient. Die Mißstände, welche aufgehoben werden müssen, und die historischen Elemente der lebendigen Fortbildung der kirchl. Verfassung sind überall wesentlich dieselben. Und wiewohl die Schrift vornehmlich darauf angelegt ist, die practische Seite der Aufgabe recht ins Licht zu stellen, so beruht

doch die practische Erörterung der Frage auf einer so tüchtigen Theorie über das Verhältnis von Kirche, Staat und Fürst, Kirchenregiment und Gemeinde, so wie auf einer so eleganten historischen Kenntniß der Sache, daß sie auch ein Gewinn ist für die Theorie der practischen Theologie. Außerdem ist des Vfs Gabe edler, anziehender und anregender Darstellung so allgemein anerkannt, daß wir die Schrift auch von dieser Seite nicht erst zu empfehlen brauchen.

Vergleichen wir sie in Beziehung auf ihren Hauptinhalt mit der Ullmannschen, so ist ihr Verhältnis dieses, daß sie, während sie den zweiten Theil des Ullmannschen Antrages, die entferntere Aufgabe einer allgemeinen deutschen Reichssynode, nicht berührt, aber nicht ausschließt, desto genauer den ersten Theil jenes Antrages, die Organisation der particularen evangelischen Landeskirchen in ihren nächsten Aufgaben in den besonderen Verhältnissen der preussischen Kirche, vornehmlich in den östlichen Provinzen der Monarchie, erörtert, und den Proceß einer solchen fortbildenden Organisation im Einzelnen zur klaren Anschauung bringt, wobei sie dann auch mehr, als die Ullmannsche Schrift, die Hindernisse und Einwürfe der abgeneigten Theoretiker und Practiker berücksichtigt.

Dr Müller berührt im Anfange seiner Schrift ein Factum aus der Reformationszeit, worüber wir noch ein Wort sagen müssen zur nothwendigen Abwehr Derjenigen, welche dasselbe etwa gebrauchen möchten, um durch historische Auctoritäten Ullmanns Antrag auf eine allgemeine deutsche Nationalsynode als unräthlich abzuweisen. Der Vf. sagt, daß, als jüngst im Preussischen die Synoden berufen wurden, damahls die Besorgnis nahe gelegen habe, es möchte in den Synoden die oft be-

klagte Zerrissenheit der deutschen protestantischen Kirche und Theologie ein förmlich ausgesprochenes und anerkanntes Factum werden — — dieselbe Besorgniß also, welche vor beinahe 300 Jahren und damahls gewiß mit vollem Rechte — den Präceptor Germaniae und den schwäbischen Reformator Brenz bewog, den Fürsten die projectierte Berufung einer allgemeinen Synode zur Ausgleichung der Spaltungen in der evangel. Kirche Deutschlands entschieden zu widerrathen. — Der Verf. spielt hiermit auf die theologischen Friedens- oder vielmehr Streitverhandlungen im evangel. Deutschland vom J. 1558 u. 1559 an, von welchen der selige Planck in s. Gesch. d. protest. Lehrbegriffs Bd. 6. S. 205 ff. genauer erzählt. Der theologische Tumult war damahls arg. Die evangelischen Fürsten wünschten Ruhe und Einheit in der Kirche, und der edle Herzog Christoph von Würtemberg glaubte mit vielen anderen Fürsten, das einzige Mittel sei ein allgemeines deutsches Concil der evangel. Kirche. Melancthon und Brenz riethen aber entschieden ab, 'weil, wie Brenz sagte, auf einer solchen Synode viele controversiae, so unter den Theologen noch verborgen stecken, auf der Synode sich erst aufdecken und die alten wie die neuen Hader größer werden würden; ferner weil man auch nicht wisse, welcher unter den Fürsten der Constantinus und welcher unter den Theologen Lutherus sein wolle.' — Daß man nun hieraus nicht schließt, also sei es mit solchen Generalsynoden überhaupt und auch jetzt nichts! Rein theologische Synoden zur Entscheidung theologischer Streitfragen taugen allerdings nie etwas; sie machen immer übel ärger. Solche Synoden will auch Dr Ullmann nicht, und kein verständiger Theolog kann sie anrathen. Aber aller Grund

zur Furcht und Besorgniß fällt weg, wenn die Synoden wirklich kirchliche sind und zwar wahre Synodalzusammenkünfte von frei gewählten Geistlichen und Laien zur Berathung practischer Lebensfragen der Kirche. Auf dem practischen Gebiete der Kirche sind auch die in den Schuldisputationen streitbarsten Theologen friedlich und vereinbar. Dabei aber soll nicht vergessen werden, daß jene beiden Reformatoren ausdrücklich erklärten, im Allgemeinen seien allgemeine Synoden zur Berathung des gemeinen Besten der gesammten Kirche 'gut und fast nöthig.'

Wir haben zwei Theologen über die Zukunft der deutschen evangelischen Kirche gehört, hören wir nun auch, was ein Laie, ein Doctor der Philosophie und der Rechte, dazu ein anerkannter Philolog und Archäolog, endlich ein hochgestellter und einem mächtigen protestantischen Fürsten Deutschlands nahestehender practischer Staatsmann, welcher aber für die Kirche das lebhafteste Interesse hat, und der Geschichte der Kirche wie der gegenwärtigen Zustände derselben auch im Auslande kundig ist, der Geheimerath Bunsen, darüber sagt in seiner Schrift:

Die Verfassung der Kirche der Zukunft. Practische Erläuterungen zu dem Briefwechsel über die deutsche Kirche, das Episcopat und Jerusalem. Mit Vorwort und vollständigem Briefwechsel. Hamburg, Agentur des rauhen Hauses. 1845. 453 Seiten in Octav.

Diese Schrift hat ein doppeltes Interesse für uns, ein persönliches und ein sachliches. Jenes in so fern, als ihr Verfasser in neueren und zum

Theil mißfällig aufgenommenen Versuchen kirchlicher Organisation als ein Haupt-Anreger und Planmacher genannt worden ist. Die Tagesliteratur hat allerlei ungünstige Gerüchte über ihn verbreitet, als wolle er in der deutschen evangelischen Kirche anglicanische Bischöfelei treiben, unsere Kirche anglicanisieren und, was weiß ich, am Ende auch romanisieren. Genauere Freunde des Verfs wußten, daß der Mann weder in Rom, noch in London sein protestantisches evangelisches und dabei echt deutsches Herz verloren habe. Allein einzelne mißgriffliche Aeußerungen, vielleicht auch Handlungen gestatteten mißliebige Deutungen und Consequenzen, welchen zumahl in kritisch aufgeregten Zeiten, wie die unsrige, auch der Vorsichtigste und Beste ausgesetzt ist, besonders wenn er ein öffentlicher Charakter ist und nun gar ein einflußreicher Diplomat! In dieser Beziehung muß Allen, denen der Vf. und dazu die Wahrheit und die Gerechtigkeit lieb und werth sind, diese Schrift sehr willkommen sein, weil sie des Vfs Ideen über Kirche und kirchliche Verfassung von Herzens Grunde und im vollen Zusammenhange darstellt. Ueber dies persönliche Verhältnis seiner Schrift spricht er in der Vorrede eben so offen als männlich. Aber mehr noch als die Vorrede wird ihn sein Briefwechsel mit dem berühmten Engländer Gladstone über die deutsche Kirche, das Episcopat und Jerusalem vom J. 1843, im englischen Original und zugleich in einer treuen Uebersetzung mitgetheilt, von dem Vorwurfe einer projectierten Anglicanisierung der deutschen evangelischen Kirche befreien.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

203. Stück.

Den 20. December 1845.

Schluß der Literatur über die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands.

Wer die Mängel und irrigen Grundlagen der englischen bischöflichen Kirche einem Engländer gegenüber so klar und unverholen aufdeckt, wie der Verf. thut; wer, wie er, sagen kann, die anglicanische Theorie von der absoluten Nothwendigkeit der apostolischen Succession der Bischöfe betrachte er als eine inselhafte Idiosynkrasie; wer ferner sagen kann, er würde es als eine verrätherische Handlung ansehen, (abgesehen davon, daß es unter allen Umständen in seinen Augen gottlos wäre,) wenn er nicht gelobte, alle Kräfte seiner Seele (so gering sie auch sein möchten) und den letzten Blutstropfen opfern zu wollen, um vor einem solchen (immer romanisierenden) Episcopate die Kirche der Nation zu bewahren, zu welcher zu gehören er stolz und hoffentlich auch dankbar sei; wer dann hinzufügen kann: 'Und offenbarte mir ein Engel vom Himmel, daß durch Einführung oder durch Anpreisung oder auch nur Begünstigung des Einführens eines solchen Episcopats in irgend einem Theile Deutschlands ich nicht

allein das deutsche Volk ruhmvoll und mächtig über alle Völker des Erdbodens machen, nein auch erheben könnte zum glücklichen Vorkämpfer gegen den Unglauben, den Pantheismus und den Atheismus des Tages, — ich thäte es nicht, so wahr mir Gott helfe Amen! Möglich, daß wir bestimmt sind unterzugehen, Kirche und Staat: aber gerettet können und dürfen wir nicht dadurch werden, daß wir Leben in Neuzerlichkeiten erstreben, — wer dies so wörtlich sagt mit der ganzen Energie seines Gemüthes, der hat das Stärkste gesagt, was ein Mensch sagen kann, und es gehört zur Ehrenhaftigkeit eines Christenmenschen, einem solchen Bekenntnisse, welches wie der Eid selber ist, zu vertrauen.

Aber wie stimmt nun mit diesem Bekenntnisse, gleichsam Programme, — der Verfassungsentwurf der Kirche der Zukunft, der Hauptinhalt der Schrift? Ist dieser wirklich echt deutschprotestantisch? Der Vf. legt darin sein ganzes christliches und theologisches Gedankensystem dar. Es ist gewis sehr interessant, eines solchen Mannes Gedanken über die Kirche, ihre Gegenwart und Zukunft im Zusammenhange kennen zu lernen. Man erwartet nichts Gewöhnliches, nichts Zünftiges, sondern etwas Eigenthümliches und Freies. Auch wenn seine Ideen eben nur Platonische Ideale wären. — Platonische Gedanken haben immer ihren theoretischen Werth, und in Zeiten, wo die materiellen Interessen vorwiegend zu werden drohen, und ein trümmerartiges Dasein die tiefere Einheit und Ganzheit des Lebens verbirgt, auch practische Bedeutung. Die practische Theologie, als Theorie, würde immer darauf achten müssen und, wir versichern es, von dem Vf. lernen können. — Aber der Vf. legt seinen Verfassungsentwurf für die nächste Zukunft der deutschen evangelischen Kirche auf die Tafel der Gegenwart, faßt denselben in bestimmtester Bezie-

hung auf die besondere preussische Landeskirche, und stellt ihn der Nation zur practischen Verhandlung und Ausführung. Dies gibt dieser Schrift ein besonderes sachliches und zwar unmittelbar practisches Interesse.

Was will der Verfasser? Aus der unbefriedigenden und unbefriedigten Gegenwart der Kirche ihre bessere, befriedigendere Zukunft — nicht weis-sagen, — sondern erbauen. Wirklich erbauen, nicht aus Nichts schaffen, sondern auf dem festen Grunde der Reformation, aus den gesunden Baustücken der Vergangenheit und Gegenwart will er den schon vorhandenen Bau nach einem richtigeren Riß vollständiger, haltbarer, schöner, kurz befriedigender umbauen und ausbauen. Nicht der Kirche in allen Beziehungen gilt sein Entwurf, sondern nur der Verfassung der Kirche, worunter er die sittliche Lebensordnung der sich selbst erhaltenden und regierenden evangelischen Gemeinde versteht, im Unterschiede von der Gottesdienstordnung (Liturgie), oder, wie er sagt, der Ordnung des Lebens der Gemeinde in Gott. Kirchliche Verfassung und Liturgie faßt er zusammen unter dem Begriff der Lebensordnung oder Verfassung der Kirche überhaupt, und stellt diese der Lehrordnung und dem theol. Lehrsystem der Kirche gegenüber. Lehre und Theologie hat, nach seiner Ansicht, namentlich die deutsche evangelische Kirche genug und übergenug; was ihr fehlt, um eben auch ihre Lehre und Theologie gesund zu erhalten, ist die echte evangelische Verfassung.

Ein wissenschaftlicher Mann, wie Dr Bunsen, begnügt sich nicht mit geistreichen Einfällen, genialen Blicken; er spricht aus einem bestimmten System von Gedanken, und urtheilt und organisiert nach Principien, nach einer zusammenhängenden Theorie.

Eine ziemlich ausführliche Theorie über das We-

sen der Kirche, ihren Organismus, ihre geschichtliche Entwicklung, so wie über ihr Verhältniß zum Staate, — geht dem Verfassungsentwurfe begründend voraus.

Die Grenze dieser Anzeige gestattet weder einen Auszug noch eine genauere Kritik dieser Theorie. In den Hauptgedanken, so wie in den Resultaten, bekennen wir uns mit dem Vf. einverstanden, während wir gegen die Begründung und Entwicklung mancherlei einzuwenden finden. Aber auch Andersdenkende werden die geistvollen Conceptionen in lebendiger Darstellung gern lesen.

Der theoretische Hauptgedanke des Vfs ist das allgemeine christliche Priestertum der Gemeinde, auf dem Grunde des schlechthin einzigen Hohenpriesterthums Christi, welcher sich selber als Opfer Gott dargebracht hat. Wie dieses Hohepriesterthum Christi alles vorbildliche jüdische und heidnische Priestertum aufgehoben hat, somit auch den eigentlichen Priesterstand, als solchen, so hat auch die Reformation, indem sie das allgemeine christliche Priestertum in Folge ihres formellen (soveraine Auctorität der heil. Schrift) und ihres materiellen Princips (Gerechtigkeit aus dem Glauben) geltend machte, die bloße Geistlichkeitskirche und damit das hierarchische Pfaffenthum des Mittelalters aufgehoben. Kraft der Idee des allgemeinen christlichen Priestertums hat die Reformation auch dem christlichen Staate die gebührende Selbständigkeit des volksstaatlichen Lebens zurückgegeben, den Staat von der Geistlichkeitskirche emancipiert, damit aber auch zugleich den wahren Unterschied zwischen dem geistlichen und weltlichen Regiment gesetzt.

Die Reformation hat indessen durch ihre richtige Lehrformel die wahre evangelische Kirchenbildung nur möglich gemacht. Wirklich kann diese erst werden durch eine organische kirchliche Verfas-

fung, d. h. durch eine solche, in welcher gleicherweise gesetzt und gehörig verbunden sind, erstlich in dem inneren kirchlichen Gemeindeleben das in allen gleiche christliche Priesterthum, und das unterscheidende, gleichfalls durch göttliches Recht bestehende, leitende geistliche Amt, (Lehramt); zweitens im Verhältnis der Kirche nach Außen die wesentliche Katholicität oder Allgemeinheit der Kirche und die nationale Verschiedenheit und Selbständigkeit im Staate. Das Princip der Reformation fordert hiernach eine durch das geistliche Amt innerlich gegliederte, kirchliche Gemeinschaft, worin aber Jeder an seinem Theile vermöge des allgemeinen Priesterthums bei gleicher eigener Verantwortlichkeit gleiches christliches Recht hat. Dasselbe fordert einen christlichen Staat, der in seiner Sphäre unabhängig von der Kirche und volksthümlich selbständig die Kirche in sich hat, aber nicht als gebundene Staatskirche, sondern als wahrhaft allgemeine katholisch freie Nationalkirche.

Der Vf. zeigt, daß alle bisherigen evangelischen Kirchenverfassungen mehr und weniger unbefriedigend und unhaltbar, und in so fern eben keine wahren evangelischen seien, weil sie das Princip der Reformation nicht rein und vollkommen darstellten.

Entweder nämlich seien sie auf die noch nicht ganz verschwundenen Reste der mittelalterlichen Geistlichkeitskirche gebauet, oder auf gänzliche Verneinung des in jener Geistlichkeitskirche übertriebenen Episcopats. Während die Einen eben nur eine Geistlichkeitskirche auf Kosten des allgemeinen Priesterthums der Gemeinde darstellten und in Gefahr kämen, die evangelische Kirche im theologischen oder priesterlichen Pfaffenthum untergehen zu lassen, wollten die Anderen den Mittelpunkt der Geistlichkeitskirche, den Episcopat, gänzlich aufgehoben wissen, an die Stelle desselben die

weltliche Dictatur sehend (Cäsaropapie oder milder die Consistorialform), oder die Dictatur der Gemeinde. Diese letztere Art der Protestation sowohl gegen die Staats- als Geistlichkeitskirche ist in ihrer extremen Ausführung der s. g. Independen- tismus. Es liegt am Tage, daß die eine Einsei- tigkeit mehr der lutherischen, auch anglicanischen Kirchenform eigen ist, die andere mehr der refor- mierten, presbyterianischen. Auch die halben Mit- telformen, wie die schwedische und nordamerik. Epi- scopalform, verwirft der Vf. Daß die nordameri- kanische Mengerei von Kirchenformen in dem gegen alle positive Religion indifferenten nordamerikani- schen Staate keine Gnade bei dem Verf. findet, versteht sich von selbst.

Gleichwohl erkennt er in den vorhandenen Ver- fassungen edle Bruchstücke der wahren Kirchenform, aber eben nur Bruchstücke, zerstreuet, ohne innere organische Verbindung. Es kommt also nur darauf an, wie bei den Chladnischen Klangfiguren den rech- ten Strich zu thun, daß die rechte Form entsteht, worin alle Elemente sich organisch und harmonisch zusammenschließen.

Der Vf. ist besonnen genug, bei seinem Verfas- sungsentwurfe nicht gleich die ganze evangelische Kirche ins Auge zu fassen, nicht einmahl die deut- sche evangelische Gesamtkirche berücksichtigt er, sondern nur die besondere preussische. Hier ist er auf bekannterem sicheren Boden. Allein während er sich mit seinen besonderen Vorschlägen nur an diese besondere Landeskirche wendet, hat er doch wohl die Hoffnung, daß wenn im Preussischen die Kirche der Zukunft sich gegenwärtig gemacht haben werde, dann auch die anderen deutschen Landeskir- chen nachfolgen würden. Aber die Organisation einer allgemeinen deutschen Nationalkirche, wie sie

Dr. Ullmann in Antrag gebracht hat, liegt wenigstens zunächst nicht in seinem Zwecke.

Der Verfassungsentwurf selbst ist nun dieser:

Nachdem der Vf. aus der Idee des allgemeinen Priesterthumes die drei, gleich wesentlichen Aemter in der Gemeinde, das Hirtenamt oder das Amt der Prediger und Seelsorger, dann das Amt der inneren Regierung der Gemeinde, welche christliche Zucht und Ordnung in der Gemeinde handhabt, — endlich das Amt der s. g. Helfer in der kirchlichen Armen-, Kranken-, Kinder- und Gefangenenpflege, zeigt er, daß diese drei Aemter Gemeindeämter seien, daß die oberste Rechtsperson in der Kirche die Gemeinde als solche sei, daß das erste Amt, obwohl vorzugsweise das geistliche, unmittelbar von Christo mit göttlichem Rechte eingesetzt, zur Gründung und Conservation der christlichen Gemeinde als solcher, doch nur an und in der Gemeinde sei, und zwar wesentlich in der Ortsgemeinde, und daß die beiden anderen Aemter zwar nicht unmittelbar göttlichen Rechtes seien, doch mittelbar durch das göttliche Recht der menschlichen Gesellschaft oder des Staates. Diese beiden Aemter, auch das zweite, eignen sich vorzugsweise für den Laienstand. Die Geistlichkeit als solche habe, meint er, kein Recht zur Regierung der Kirche, und sofern das Regierungsamt in der Gemeinde auch wesentlich mit dem Rechte zu thun habe und mit dem weltlichen Geschäft, sei es rathsam, das Regierungsamt vorzugsweise einem Weltlichen anzuvertrauen, weil die Erfahrung lehre, daß die Geistlichen immer einseitige und befangene Geschäftsmänner seien, und das Recht verdürben, indem sie sehr leicht Gefinnung und That, Sittlichkeit und Recht vermischten. Jeder kirchliche Beamte, obwohl zunächst von der Gemeinde berufen und geordnet, habe immer die zweifache Oberherrlichkeit anzuerkennen, die der Gemeinde und des Staates, jene nach Innen, diese nach Außen, welche beide von Gott seien.

In seinem Schema S. 271 ff. geht der Verf. davon aus, daß die kirchliche Oberherrlichkeit bei der vollen Kirchengemeinde sei in Gesetzgebung und Regierung. Diese volle Kirchengemeinde stelle sich nach unten dar, als Ortsgemeinde, nach oben als Landsgemeinde. Zwischen beiden liege die unabhängige Kirche des kirchlichen Kreises oder Sprengels, mit dem Bischof u. Kirchenrath in der Mitte.

Zuerst organisiert der Verfasser die Ortsgemeinde. Das Pfarramt und Regierungsamt schließt er zusammen in dem evangelischen Gemeindevorstand, dem Presbyterium,

welches, den Geistlichen an der Spitze, die Gemeinde regiert, außer dem Geistlichen theils durch Cooptation, theils durch freie Wahl gebildet. Außerdem aber hält der Verf. für wesentlich in der Ortsgemeinde die Diaconie und zwar rechnet er dazu im Allgemeinen einmahl die Pfarrvikare, Hilfspfarrer, dann die Volksschullehrer, endlich die Armen- und Krankenpfleger.

Nächst der Ortsgemeinde nach oben steht nun nach dem Vf. der bischöfliche Sprengel, äußerlich etwa dem gegenwärtigen landrätlichen Kreise in Preußen an Umfang entsprechend. Solcher bischöflichen Sprengel nimmt der Vf. in Preußen 60 an, jeden mit 10 Decanaten oder Superintendenturen zu 10 Pfarreien. Der bischöfliche Sprengel mit 100 Pfarreien hat zu seinem örtlichen Mittelpuncte eine ansehnliche evangelische Stadt, welche zugleich einen Mittelpunct des ganzen geistigen Volks- und Staatslebens bildet durch entsprechende Behörden und Anstalten. An der Spitze der Verwaltung des kirchlichen Sprengels steht der Bischof, immer zugleich Ortspfarrer am bischöflichen Sitz, aber in der Verwaltung seines Pfarramts durch einen Hilfspfarrer unterstützt. Ihm zur Seite steht ein Kirchenrath (gewissermaßen ein Kreisconsistorium), wesentlich bestehend aus zwei weltlichen Kirchenrätthen, welche vom Staate gebildete und geprüfte Geschäftsmänner sein und aus den Aeltesten oder aus der Kreissynode genommen werden sollen. Der eine besorgt die Verwaltungsgeschäfte, der andere die kirchliche Rechtspflege im Sprengel. — Man sieht, diese Organisation hebt das Consistorialelement nicht auf, aber sie reformiert es, in so fern nicht der Staat als solcher darin ist mit seinen juristischen Rätthen, sondern die Kirche mit ihrem intelligenten Laienstand, und der persönliche Bischof an der Spitze das Bürokratische der so genannten Collegien aufhebt. Neben dieser eigentlichen Behörde steht der große Rath des Sprengels, die eben nur beratthende, nicht verwaltende Kreissynode. Jene stehenden Rätthe werden vom Bischof gewählt oder vorgeschlagen und von der Regierung bestätigt. Der Bischof aber wird von der Synode entweder unbedingt gewählt oder bedingt durch Vorschlag von drei Superintendenten oder auch Pfarrern, so, daß im ersteren Falle die Regierung das unbedingte Ablehnungsrecht hat, im zweiten die freie Wahl unter dreien. Nun ist zwar durch seinen Rath und seine Synode der Bischof vielfach beschränkt; weder hat er in der Verwaltung des Sprengels, noch in den Berathungen der Synode ein Veto, sondern nur ein Verwahrungsrecht bei der

höheren Behörde, aber er steht als Präsident an der Spitze seines Rathes und der Synode, hat die Visitation seines Sprengels in der Art, daß er als allgemeiner Pfarrer und Seelsorger in seinem Sprengel überall predigen und seelsorgen kann, ohne in die Pfarrgerechtsame des Orts Pfarrers einzugreifen. (Wird dies möglich sein, und ist es rathsam?) Derselbe hat die Ordination der Geistlichen auf eigene Verantwortung, so daß er die Candidaten zwar nicht prüft, das geschieht von der kirchl. Behörde der Landesgemeinde, wohl aber abweisen und annehmen kann, wenn er will, freilich im ersteren Falle nicht ohne Entlassungsschein. Nicht so die Anstellung und Einführung des Orts Pfarrers; hier hat der Bischof nur das Recht des Einspruchs; die Entscheidung gehört vor ein höheres Verwaltungsforum. Die Kreissynode, welche sich jährlich unter dem Voritze des Bischofs versammelt, und aus 100 Geistlichen, nämlich außer dem Bischöfe, den übrigen 9 Decanen und 90 Pfarrern, und aus 122 Laien besteht, nämlich den beiden bischöfl. Kirchenrätthen, 100 Abgeordneten der Presbyterien und 10 Schullehrerdiakonen und 10 anderen Diakonen. Eigenthümlich ist hier dem Bf. die Aufnahme des Diakonats in die Synode und die Repräsentation des Volksschullehrerstandes. Gewis ein sehr richtiger und wichtiger Gedanke! Auf dieser Synode präsidiert der Bischof und hat neben sich einen von der Synodalgemeinde gewählten Kanzler (Scriba), der ein Geistlicher oder auch Presbyter sein kann. Ferner hat er einen Stellvertreter für das weltliche Ressort an einem seiner Rätthe, für die rein geistlichen Angelegenheiten an einem von der Synode gewählten Geistlichen. In allem, was die Kreisgemeinde als solche betrifft, ist die Synode unabhängig und selbständig, auch beschließend, aber nicht executierend und verwaltend. Weder die gesetzgebende, noch die richterliche Befugnis steht ihr zu. Diese gehört der Landesgemeinde oder Provinzialsynode. — Man wird in solchen Kreissynoden wohl schreiben. Aber der Bf. will den Sprengel in seiner Verwaltung so selbständig machen, daß er sagt, das Geschreibe hört auf, nämlich nach Oben! Ein süßes Wort für alle unter den Actenstößen seufzenden Superintendenten und Consistorialrätthe!

Die Organisation der Kirche steigt nun von der Kreisgemeinde auf zu der ganz analog gebildeten aber höheren und weiteren Landesgemeinde. Die preussische Nationalkirche zerfällt nach dem Bf. in sechs Landesgemeinden oder Kirchenprovinzen, Preußen (mit der Metropolis Königs-

berg), Brandenburg (Brandenburg), Pommern (Stettin), Schlesien (Liegnitz), Sachsen (Magdeburg), Westphalen (Minden), nach den sechs Regierungsbezirken und den darin liegenden rein evangelischen Hauptstädten. In dieser Landesgemeinde ist der geistliche Mittelpunkt der Metropolitanbischof, aber gebunden in seiner obersten kirchlichen Verwaltung durch einen stehenden Kirchenrath oder ein Consistorium von 4 weltlichen Rätthen. Mit diesem Kirchenrath verwaltet er das ihm vom Könige anvertraute Patronatrecht über alle Pfarren über 800 Thaler, während das über geringere Pfarren dem Kreisbischof zusteht, aber weder er noch die anderen Bischöfe stellen an ohne das Einspruchs- und Berufungsrecht der einzelnen Gemeinden. Und bei den rein königlichen Pfarren müssen dem Könige 3 Candidaten vorgeschlagen werden, unter denen der König ernennt. Diesem Metropolitan steht zu, außer 2 Abgeordneten der Facultät der Landesuniversität noch 2 andere geistliche Mitglieder aus der Synode zur Prüfungscommission der Candidaten zu wählen; zwei andere wählt die Synode. Diese aus 7 Mitgliedern bestehende Commission prüft, wobei aber der Bischof des Sprengels zu welchem der Candidat gehört, assistiert und Fragen und Aufgaben stellt. Von den Rätthen des Consistoriums haben 2 die Verwaltung der Landesgemeinde, 2 die Rechtspflege bei Amtsentsetzung, in den Ehegerichten u. s. w. Diese Rätthe ernennt der Fürst, aber aus den Mitgliedern der Kreis- oder Provinzialsynoden. Den Metropolitan wählt und ernennt der König aus den Bischöfen. Er hat keine anderen Rechte als jeder andere Bischof, nur daß er in der Synode seiner Provinz den Vorsitz führt und bei Stimmengleichheit entscheidet. Diese Provinzialsynode besteht aus den 10 Bischöfen der Provinz, den 10 Decanen seines besondern Sprengels, 2 Abgeordneten der theol. Facultät und 10 Abgeordneten aus den Pfarren der Kreisynode. Außer dieser geistlichen Bank ist auch auf der Synode der Provinz eine Laienbank, bestehend aus den beiden ältesten Landeskirchenrätthen, 20 Kirchenrätthen der übrigen Sprengel, 2 Abgeordneten der evangelischen Gymnasien und 20 Abgeordneten der Kreisynoden. Die Berathung ist gemeinschaftlich, aber bei der Abstimmung stimmen die Bischöfe besonders, und eben so die übrigen, entweder zusammen, oder die geistlichen und weltlichen jede Abtheilung für sich. Den weltlichen Mitgliedern steht ein Veto zu. Die Regierung bestätigt die Beschlüsse oder lehnt sie ab, verändert sie aber nicht.

Der neue Kirchenbau spitzt sich nach Oben zu in der so

genannten Reichskirche, der obersten Sphäre. Hier steht auf den Wunsch der Landesgemeinden vom Könige berufen, aber nicht stehend oder permanent, sondern *temporär*, — was vielleicht sehr weise ist, — die Reichssynode, bestehend aus den 60 Bischöfen des Reichs und 72 (12 aus jeder Provinz) gewählten Abgeordneten, theils geistlichen theils weltlichen Reichsälfesten. Diese Reichssynode ist wesentlich, wie die Provinzialsynode, organisiert; nur daß dort der Minister des Königs als königl. Amtsabgeordneter gegenwärtig ist, aber nicht mitberathend. Die königl. Verwaltungsbehörde hat in dieser Sphäre nur die politische Oberaufsicht des Königs und den Verkehr der Regierung mit den Provinzialsynoden zu verwalten. Neben dem Ministerium der geistlichen Angelegenheiten, wo aber kein Erzbischof sitzt, auch kein Hofbischof, steht ein oberster kirchlicher Revisionshof, welcher die Ehescheidungsprocesse revidiert und über die Entsetzung eines Bischofs in Folge eines königl. Auftrags oder einer Anklage von Seiten der Provinzialsynode entscheidet. Entsteht Klage über die Reinheit der Lehre auf der Hochschule, insbesondere in der theologischen Facultät, — denn die anderen Facultäten gehen die Kirche nichts an, so haben die Bischöfe die Anklage, die Provinzialsynode das Urtheil, aber die Regierung hat den Antrag. Die Anstellung der Professoren der Theologie gehört wesentlich der Staatsregierung. Diese wird dabei natürlich das Urtheil der Landeskirche erfragen, unmittelbar oder nach Offenkundigkeit. Der Bf. will die Lehrfreiheit in der philos. Facultät, wenigstens von der Kirche, unbeschränkt wissen. Hier sei allein der Staat richtend. Aber bei der theologischen Facultät habe die Kirche das Interesse, gegen Verderbungen der künftigen Lehrer der Kirche gesichert zu sein; es müsse also auch der Kirche das Anklagerecht zustehen. Die theologischen Professoren seien nicht infallibel, und nicht über alle Verantwortung erhaben. Der Bf. ist ein Feind ungerechter Anklage und Beschränkung der theol. Lehrfreiheit, daher er einen geordneten Rechtsgang in solchen Fällen vorschreibt. Fürchtet man nun gleichwohl, der Feind der absoluten Lehrfreiheit werde auch die bedingte mehr, als recht sei, beschränken, so antwortet der Bf. hierauf, namentlich S. 360 ff. so, daß Viele sich über seine Liberalität beschweren werden. Der Rationalismus im echt wissenschaftlichen Sinne, die Kritik, die Speculation haben an ihm einen sehr entschiedenen Verteidiger, aber natürlich nach dem Maße des positiven christlichen Princips. Für ihn aber ist das Christenthum weder System, noch speculative Wissenschaft, sondern Leben und Weltgeschichte. Wäre

es dies nicht, es müßte vor jeder Bewegung der Wissenschaft zittern. So aber hat es guten Stand und Wesen — trotz Kant, Schelling und Hegel. Vollkommen wahr aber ist, was der Verf. sagt, eben die freie Kritik habe dem Verständnisse der Schrift mehr genützt, als geschadet. 'Man fasse die Erscheinung nur geschichtlich als ein Ganzes auf, und es wird Jedem klar werden, daß Geistlichkeit, Gelehrte und Nation im Glauben an die Wahrheit und nicht im Unglauben diese Prüfung vorgenommen.'

Wer den Verfassungsentwurf so weit überdenkt, wird nicht ansehen, darin das Bild einer Kirche zu finden, worin eben so sehr Liebe und Freiheit, als fester Glaube und Gesetz herrschen, und auch die theologische Wissenschaft ihre gesetzliche Freiheit hat. So weit also nichts von Anglicanismus. Aber vielleicht ist diese so sehr gefürchtete Contrebande in Folgendem versteckt?

Der Vf. sagt, S. 279, die evangelische Kirche Deutschlands habe alle Elemente für die vollere und freiere Herstellung der drei wesentlichen Aemter der Kirche in sich. Wenn man nun frage, wie diese drei Aemter, organisch mit einander verbunden, in die Gemeinde eintreten sollen, so könne kein Zweifel sein, daß, wie nach protestantischem Grundsatz keine Einsetzung ohne Amt statthaft sei (*ne quis ordinetur sine titulo*), so auch kein kirchliches Amt sein dürfe ohne kirchliche Einsetzung, ohne öffentliche und liturgische Einsetzung vor der Gemeinde. Allein die Aemter, wie in sich ungleich, müßten auch auf verschiedene Weise eingesetzt werden. Das eigentlich geistliche Amt durch die Ordination nach deutscher evangelischer Weise. Diese sei, wie der Beruf ein und derselbe sei auf allen Stufen der geistlichen Beamtung, für alle geistlichen Aemter eine und dieselbe, nicht wiederholbar. — Also kein Anglicanismus, nach welchem eben, wie in der altkatholischen Geistlichkeitskirche die drei ordines des Episcopats, des priesterlichen Presbyteriats und Diakonats unterschieden werden. — Zu den übrigen, nicht geistlichen Aemtern der Kirche bedürfe es keiner Ordination, sondern eben nur der Einsegnung und Weihung, nach der Weise, wie z. B. die rheinisch-westphäl. Kirche schon die Einsetzung der Ältesten und Diakonen verwalte. Der Vf. will aber jedes kirchliche Amt, somit auch die Diakonie des Volksschullehrers in dieser Art eingesegnet wissen.

Er knüpft aber hieran die weitere Frage, wie die Bischöfe der neuen Kirche in die Wirklichkeit eintreten sollen, sofern sie eben mehr sind als ein leerer Titel? Ob durch

einen Cabinetsbefehl, oder durch einen ständischen Beschluß, oder durch Beschluß und Einsetzung der Provinzialsynode, oder durch fremde Weihen, — (etwa englische Ordination)?

Seine Antwort ist: Staat und Stände können keinen Bischof und kein bischöfliches Amt machen. Also nur die Kirche, aber nicht die Geistlichkeitskirche des Mittelalters, — kann aus sich selbst, kraft angeborenen, nicht tradierten Rechtes, das Amt der kirchlichen Regierung hervorgehen lassen. Die neue Kirche, sagt er, ward überhaupt nicht vom alten Kirchenrecht gemacht, sondern sie macht selbst das neue Kirchenrecht. Und zwar hat jede selbständige Landeskirche hierin gleiches Recht, gleiche Oberherrlichkeit, aber vermöge des allgemeinen Priesterthums, worin das geistliche Amt, somit auch das bischöfliche, als Basis des Gemeinderegiments schon gegeben sei durch Christi Anordnung selbst. Somit könne jede Kirche sich aus eigener Machtvollkommenheit Bischöfe geben. Allerdings aber, fährt er fort, ist die brüderliche Anerkennung einer evangelischen Landeskirche vdr allen andern ein wichtiger Gegenstand der höchsten geistlichen Staatsweisheit. Das bischöfliche Amt aber ist das geeignetste persönliche Organ eines brüderlichen Zusammenwirkens verschiedener Landeskirchen in der Idee der allgemeinen evangelischen, d. h. echtkatholischen Kirche. Allein, worauf schon der vortreffliche englische Geistliche, der kürzlich verstorbene Arnold, hingewiesen habe, nur auf dem Gebiete des allgemeinen Priesterthums, insbesondere der Liebe, nicht des altkanonischen Rechts, könne eine solche Verbrüderung bewirkt werden. Also kurz — wir bedürfen keiner anglicanischen Succession der bischöflichen Ordination, keines ökumenischen Concils der alten Geistlichkeitskirche, sondern eben nur der brüderlichen, der freien brüderlichen Liebe, einer brüderlichen Gemeinsamkeit, wie sie sich in den freien Vereinen der Missions- und Bibelgesellschaft darstelle, der herzlichen Theilnahme der Nahen und Fernen am Gebet der deutschen Gemeinde bei der Einsegnung der ersten Bischöfe. Dies wäre, ruft der Bf. aus, ein hörbarer Tritt des Geistes, ein sichtbarr Fortschritt des Reiches Gottes, eine neue Stunde am Tage der Weltgeschichte, kein Pfaffenbund, auch kein bloßer Fürstenbund, sondern der echt katholische Bund freier und gläubiger evangel. Völker. Er faßt dann dies alles S. 316 zusammen in den Worten: Die deutsche Kirche muß ihr Recht ansprechen und aussprechen und gegen jeden entgegenstehenden Rechtsanspruch mit evangelischer Würde und Freiheit be-

haupten. Wenn aber geschichtliche Bischöfe andern evangelischen Kirchen sich willig zeigen, den Bund der Einheit und Liebe zu besiegeln, und ihr Gebet mit dem der frei in die Christenheit eintretenden (aber sind wir Deutschen nicht schon mitten darin?) großen Gemeinde deutscher Zunge zu vereinigen, so wollen wir ihr Anerbieten mit Freuden annehmen und einen Tag christlicher Verbrüderung mit Dank gegen Gott feiern. —

Zuletzt fragt der Verfasser nach dem wahren Ausgangspunkt und Anfangspunct für diese Kirche der Zukunft in unserm Vaterlande.

Jeder Ausgangspunct sei gut, der ein lebendiger sei, ein wirkliches Lebenselement. Also weder das bloß geschichtliche, überlieferte, als solches; auch nicht die reine Verneinung desselben, auch nicht die abstrakte Idee! Sondern — im Bewußtsein unserer Mängel, — sollen wir Deutsche bei der Bildung der neuen freien Kirche ausgehen von dem großen, weltgeschichtlichen Gesamtgefühl kirchlichen Lebens in unserem evangelischen Volke. Man könne zugeben, daß dies nur in Trümmern, Bruchstücken unter uns ist. Aber andere Nationen und Kirchen sitzen auch unter Trümmern. Wir wissen es aber, jene nicht. Dies Wissen aber sei schon der Anfang der Weisheit. Ja noch mehr! Wir haben Zeichen, Keime der besseren Zukunft überall. Schon haben wir regsame Synoden, freie Vereine der christlichen Liebe, die neuen katholischen Gemeinden nicht zu vergessen, wachsende Einheit der theologischen Schulen, zunehmende Annäherung der Wissenschaft zum Leben, selbst aus dem Kampfe über die gemischten Ehen und das Bisthum in Jerusalem den Gewinn gegenseitiger Verständigung, und in dem allen den deutlichen Grundzug geistiger Freiheit und Innerlichkeit, und über dem allen in Preußen einen Fürsten, von welchem der Vf. laut bezeugt, 'daß unter allen, die er kenne und verehere, Niemand einen größeren Widerwillen gegen leere Aeußerlichkeiten und ausländische Formen des Volkslebens in sich trage, Niemand Freiheit auch auf dem kirchlichen Gebiete inniger ehre und wahrhaftiger wünsche.' Und zu allen diesen geistigen Kräften und Mächten fehlt dem Verf. auch der materielle *nervus rerum gerendarum* nicht, wenigstens im Preussischen nicht. Er zeigt S. 341—345, daß weder Noth, noch Recht sei, die Kosten für die neue Organisation von den Gemeinden zu fordern. Nach seiner Formel müsse der nationale Staat als solcher die Kosten hergeben. Gibt der preussische Staat der römischen Kirche eine

ewige Rente von wirklich 250000 Thlr., allein für die Diöcesanverwaltung und die Seminarien, so schuldet er der evangelischen Kirche nach dem Verhältnisse der Einwohnerzahl bei gleicher Gerechtigkeit eine ewige Rente von mehr als 400000 Thlr. Die rheinische Synode habe nachgewiesen, daß die evangelische Bevölkerung der Rheinlande auf $\frac{1}{3}$ von dem was dort die römische Kirche empfangt, Anspruch habe, aber nur $\frac{1}{9}$ bekomme. Die Verwaltung der schuldigen Rente gibt der Pf. dem Staate. Eingezogene und noch nicht eingezogene Stifter, meint er, müßten die geschichtliche Quelle der neuen Ausstattung sein, und wenigstens so viel müsse die evangelische Kirche für ihre Pfarrbedürfnisse fordern, daß kein Pfarrer zu Land und Stadt unter 500—700 Thlr. habe. — Das Geld ist also da, nur zum Theil verlegt und vergraben! —

Hier stehen wir am Ende unserer Anzeige. Was sollen wir sagen? Wir können nicht sagen, wir wollten, die schöne kirchliche Phantasie wäre wahr, denn bei aller verschiedenen Fassung im Einzelnen, müssen wir doch dem Verfasser in den Grundgedanken beistimmen, sondern das können wir nur sagen, wir wollten, sie wäre mehr als Platonische Phantasie, und der schöne Bau der zukünftigen Kirche würde recht bald angefangen! Im Bauen wird sich Manches anders gestalten, als im Riß. Aber wesentlich andere Fundamente und Bausteine werden sich schwerlich finden lassen. Der Entwurf wird viel Widerspruch, ja Widerstand finden, gerade je mehr seine Hauptgedanken aus dem guten Grund und Leben der Gegenwart hervorgegangen sind. Von vielen Seiten wird ihm widerstanden werden, von dem kirchlichen und politischen Philistertthum aller Art, von den neumodischen Genialen, von den Phantasten der freien Wissenschaft, welche jede organisierte Kirche fürchten und verneinen, von den Phantasten des Staates, welche außer demselben kein Lebensgebiet anerkennen, von den Phantasten des natürlichen Volkslebens und der natürlichen Religion, so wie der literarischen Religion von Göthe und Schiller und wie die Phantasten alle heißen mögen. Aber all dieser Widerspruch und selbst die Bekämpfung wird den einfachen klaren Gedanken nicht unterdrücken, sondern nur klarer und fester machen, daß die positive evangelische Kirche eine weltgeschichtliche Macht ist, welche nicht bloß von Luther und Zwingli her, sondern von Christo selbst eine Kraft des Gedankens und der That empfangen und bereits geschichtlich bezeugt hat, der nichts zu widerstehen vermag, und

der selbst widerwillig Alles dienen muß zur Vollendung ihres Werkes in der Menschheit.

Bergleichen wir noch einen Augenblick die Schrift von Dr Bunsen mit den beiden vorhergehenden, so ergibt sich, daß alle drei darin übereinstimmen, daß ein Neues, Besseres, Größeres mit der evangelischen Kirche werden müsse, aber aus dem Alten, aus dem alten festen Stamme, und zwar eine neue, kräftigere Lebensgestalt oder Verfassung. Was diese drei Schriften wollen, ist der Wunsch unzähliger evangelischer Christen. Die fordernden Stimmen mehren sich von Tage zu Tage. Und zwar lauter Stimmen der fortschreitenden Reformation — ohne allen revolutionären Ton. Hören und verstehen wir recht, — so ertönt aus allen mehr und weniger klar die zwiefache Forderung der Ullmannschen Schrift: Organisation der evangelischen Landeskirchen durch gehörige Verbindung der Consistorial- oder, was am Ende dasselbe ist, der bischöflichen Regimentsform und der Presbyterialform durch das Mittelglied wahrer Synoden, sodann Organisation einer evangelischen Gesamtkirche der deutschen Nation, auf dem Grunde gleichmäßig aber frei organisirter Landeskirchen.

Die große Sache, das schwere Werk will genau und gewissenhaft überlegt werden. Und so können wir im Einzelnen nur recht viele ausgearbeitete Phantasien, oder besser accurate Risse des neuen Baues wünschen, von wirklichen Künstlern. Daraus wird sich denn durch öffentliche Prüfung der brauchbarste und schönste gewiß herausfinden lassen. Gewiß darf die Zeit des wirklichen Baues nicht allzulang aufgeschoben werden. Die Thür wird sonst verschlossen, die Gnadenzeit verstreicht und ist unwiderbringlich. Aber auch keine Hast und Ungeduld! Die Bill wird noch viel verworfen, aber sie muß echt parlamentarisch immer wieder aufgelegt werden.

Machen wir in dieser Beziehung vor allem den geistigen Anfang damit, daß wir die öffentliche Meinung oder richtiger die Ueberzeugung unseres evangelischen deutschen Volkes (dies sind die lebendigen Steine) für den neuen Bau ganz gewinnen und immer heller und einhelliger machen, auf dem Wege freier mündlicher und schriftlicher Besprechung und Berathung. Hiermit darf nicht gesäumt werden, keinen Augenblick!

Lücke.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

204. Stück.

Den 22. December 1845.

L o n d o n ,

bei John Churchill 1845. Practical Observations and Suggestions in Medicine by Marshall Hall. XII und 360 Seiten in Octav.

In 53 Kapiteln werden die verschiedenartigsten Gegenstände, größtentheils medicinisch = practische, theils vom Verfasser selbst, theils von einigen seiner Freunde besprochen. Mehrere davon hatte er schon früher mitgetheilt. Es scheint ihm nicht gleichgiltig zu sein, daß das, was er sich selbst zuschreiben zu dürfen glaubt, auch von Andern so betrachtet und anerkannt werde. Wir wollen versuchen das Wesentliche rein referierend hervorzuheben. Eine Beurtheilung vom deutschen Standpuncte aus ist unthunlich, da unsere Litteratur dem Verfasser eine terra incognita geblieben.

Ueber H ö m o o p a t h i e und H y d r o p a t h i e. Die erste sei in Wahrheit die Kunst den Kranken zu amüsieren, während die Natur die Krankheit heilt. Die Anwendung des Wassers innerlich und äußerlich müsse wissenschaftlich auf dem Wege wei-

ter erlernt werden, den Currie vorgezeichnet. Eine Maschine vertraue man nur dem, der ihre Einrichtung kennt, und die complicirteste, den menschlichen Körper, sollte der dirigieren können, der von dem wunderbaren Bau und den Berrichtungen keine Ahnung hat? Die Menge freilich fragt wenig nach Wissenschaft und Weisheit, zumahl in Beziehung auf ärztliche Hilfeleistung, und darum pflegte Baillie seinen Zöglingen zu sagen: lernt eure Kunst gut und dann practisirt sie nach den Grundsätzen des Menschenverstandes.

Physiologie des Nervensystems. Rückenmarksstränge und Mark wären für ein und dasselbe gehalten worden; ihre volle und genaue Unterscheidung, ihre Trennung und Isolierung seien das Resultat seiner eigenen Arbeiten. Weder Legallois noch Charles Bell hätten gewußt, daß die Inspiration ein erregter, ein Reflexact sei.

Ueber den Nutzen einer Alkohol-Waschung in der Auszehrung. Beim Beginn der Lungenschwindsucht, um die Ablagerung und Erweichung der Tuberkeln zu verhüten, gäbe es kein besseres Mittel, als mit einer Mischung von einem Theil reinem Alkohol mit 3 Theilen Wasser zuerst lauwarm, dann von der Temperatur der Atmosphäre alle 5 Minuten die obere Partie der Brust zu waschen.

Motiv für Scarification des Zahnfleisches während der Dentition. Man dürfe nicht bloß an die Gefäßreizung, sondern man müsse auch an die vermehrte Nervenaction denken. Die Nerven, welche hauptsächlich litten, seien nicht die des Zahnfleisches, sondern die im Zahne. Darum sei die Scarification nicht an der durchbrechenden Spitze, sondern an der Wurzel vorzunehmen, und zwar unbedenklich oft wiederholt,

wenn nöthig. Das Durchschneiden des Zahnfleisches könne zugleich Statt finden. Derjenige Kinderarzt habe Glück, welcher beim schweren Durchbruch jeden Reiz, an den Zähnen, im Magen oder im Darmkanal rasch und kräftig entferne.

Ueber den Luftröhrenkrampf (stridulous convulsion) der Kinder. Klystiere von warmem Wasser leisteten treffliche Dienste. Bei diesem Uebel dürfe der Einfluß der Gemüthsbewegungen auf die kleinen Wesen nicht übersehen werden. Schnelles Erwecken aus dem Schlafe, das Austheilen von Klappsen durch ärgerliche Ammen veranlassen oft die Krampfanfälle. Erweiterung der Thymusdrüse sei nicht sowohl Ursache als Folge.

Ueber den Nutzen der Haarseile. Haarseile, zumahl breite, leisten mehr als Fontanelle; auch seien sie nicht so schmerzhaft. Wende man sie bei Lähmung am Rücken an, so dürften sie nicht unterhalb des wahrscheinlichen Sitzes des Leidens, sondern oberhalb desselben appliciert werden.

Ueber gekreuzte Einschnitte beim Schröpfen. Um Gegenreiz durch Schröpfköpfe zu bewirken, solle man die Schnepper kreuzweise anwenden und die Gläser nur einige Augenblicke, um wenig Blut zu erhalten. Entzündeten sich die Einschnitte, oder rufe man Entzündung absichtlich hervor, so habe man schwache Fontanelle. Das trockne Schröpfen in nervösen Fällen wirke wahrscheinlich auch auf die Einbildungskraft.

Ueber Behandlung der Seitenkrümmung des Rückgrats. Drei Anzeigen: Wiederherstellung der natürlichen Form, Ernährung und Kräftigung der schwachen, abgemagerten Muskeln, Aufrichtung des Befindens im Allgemeinen werden auseinandergesetzt. Das Studium des Werks des

verstorbenen Barclay on muscular motion wird empfohlen.

Ueber die Weisen, eine regulierte Temperatur und Feuchtigkeit im Krankenzimmer zu erhalten. Vorschläge für solche Räume, wo kein Arnott'scher Ofen. Krüge mit heißem Wasser als Ersatzmittel.

Ueber die Vorsichtsmaßregeln bei Tetanus und Hydrophobie. Anempfehlung einer gleichmäßigen Wärme und Feuchtigkeit, so wie Schutz vor Erschütterung des Körpers und der Seele.

Ausschließung der atmosphärischen Luft bei der Behandlung gewisser Krankheiten. Den Cataplasmen wird das Wort geredet.

Ueber den Nutzen der Klystiere von kaltem oder warmem Wasser. Um den Ausfluß der Galle zu bewerkstelligen, gäbe es kein wirksameres Mittel als wiederholte Klystiere von warmem Wasser.

Ueber Verhütung des Milch=Abscesses und des Milchsiebers. Ausleerung der Milchgänge durch Saugen von einem starken, gesunden Kinde, nicht von einem Erwachsenen, nicht durch Instrumente. Die Nahrung der Wöchnerin dürfe bloß in Gerstenwasser bestehen, und die Gedärme müßten ausgeleert werden.

Ueber Ursachen und Verhütung des Schlagflusses und der Lähmung. Es sei ein Fehler, meistens nur Blutentziehung und schwächende Mittel zu versuchen. Kleine Blutflecken an der Stirn habe er bloß unter 3 Umständen beobachtet, nämlich nach heftigem Erbrechen, nach den Anstrengungen der Geburt und nach einem epileptischen Anfall.

Stimmung als Krankheit (temper-disease). Die Sucht, Aufsehen zu erregen, wurde einmahl nicht unpassend ego-mania genannt. Schon

im Kindesalter werde sie beobachtet; (p. 90) a perversity, an insaniola, originating in bodily disorder or mental affection, and perpetuated by a morbid indulgence of temper and desire for sympathy and attention. Verstellung und Uebertreibung verlangen ihre eigene Diagnose.

Schwierigkeiten beim Studium des Nervensystems nach Legallois. Legallois's großes Talent und seltne Wahrhaftigkeit werden gerühmt, aber auch bemerkt, was ihm, nach des Verfassers Ansicht, fehlte.

Diagnose der Gesichtslähmung. Gehirn-Paralyse (Hemiplegie) zeige vermehrte, Rückenmarks-Paralyse (so die des nervus facialis), verminderte Irritabilität.

Ueber die Irritabilität der Muskeln in der Lähmung. Die gelähmten Muskeln hätten einen höheren Grad von Reizbarkeit als die der nicht afficierten Seite.

Ueber die Berrichtungen des Rückenmarks. Vertheidigung der eigenen Ansicht gegen Brereton.

Nervöses Hüftweh. Treffliche Dienste leiste jeden Abend vor Schlafengehen ein heißes Bad von 103° F. 15 Minuten lang.

Ueber die Circulation im herzlosen Fötus. Sie geschehe, wie Young und Astley Cooper behauptet, und abweichend von der Ansicht Houston's, durch die Kraft und Thätigkeit des Herzens des ganzen Fötus, der gleichzeitig vorhanden sei, und zwar durch die Capillargefäße der Placenta in die Nabelvene und durch sie in die Aorta. Es fände eine Seitenaction Statt.

Ueber Unfruchtbarkeit. Der Grund liege häufig in einem zu erregten oder trägen Zustande des Uterinsystems (Aphoria tonica und atonica).

Da die Armen an Kindern reich seien, so könnte Anstrengung bis zur Ermüdung und magere Kost als Mittel vorgeschlagen werden. — Eine Woche vor Eintritt der Catamenien und während sie zu fließen anfangen (wenn wahrscheinlich ein Bläschen berste), solle man ein starkes Kind wiederholt anlegen, um so eine Veränderung im Uterinsystem und Neigung zur Empfängnis zu veranlassen. I would propose, that the patient should sleep, for one week before and during each catamenial period, with an infant on her bosom (p. 157).

Ueber Prognose. In Wochenbettkrankheiten stelle sich öfters ein eigenthümlicher Schmerz in einer Seite des Nackens als schlimmes Zeichen ein.

Tuberkel unter der Haut. Das Ausschneiden geschehe unbedenklich und erfolgreich.

Wirkungen des Tabacks. Ein 19jähriger Süngling, des Rauchens ungewohnt, bekam nach einer halben Pfeife heftige Ohnmacht, Erbrechen, Kopfschmerz, erschwertes Athmen, Zusammenziehung der rechten, Erweiterung der linken Pupille.

Opiate bei Kindern. Mehr schädlich als nützlich.

Ueber Gesichtsgangrän bei Kindern. Das Uebel (Noma) erscheine am häufigsten im Winter und bei Mädchen.

Ueber ein brandiges Geschwür des Mundes. Irrigerweise dem Gebrauche des Calomels zugeschrieben. Zahnfleisch und Zunge waren durchaus nicht afficiert.

Durchbohrung des Magens und der Speiseröhre. Ein kleines Mädchen starb an Brustleiden. Erst am 5ten Tage nach dem Ableben wurde die Section gestattet. Ohne Zweifel waren die Durchlöcherungen Folgen der Wirkung des Magensaftes nach dem Tode.

Ueber Blattern und Scharlach. Bei einem Knaben, der 14mahl zu verschiedenen Zeiten vacciniert worden, zeigte sich kein Ausschlag und blieb er daher für das Blatterncontagium empfänglich. — Scharlach stellte sich unmittelbar nach beendigtem Verlaufe noch einmahl ein. Chlorine scheinne das Princip des Scharlachcontagiums zu zerstören.

Ueber Behandlung der chronischen Brustentzündung. Fortgesetzte Gegenreize leisteten am meisten; unter andern auch Senf auf Flanell, der aus warmem Wasser ausgerungen wurde, gestreut und mit Muslin bedeckt.

Ohrenschmerz durch Erkältung. Dämpfe aus einer Theekanne verschafften Erleichterung.

Gangraena senilis mit Silbersalpeter behandelt von J. Higginbottom. Dieses Uebel sei im Anfange begrenzt auf die Capillargefäße; wäre der Sitz tiefer, so könnte der Höllenstein keine solche Wirkung äußern.

Ueber Diagnose. How often do we see symptoms — the effects of a disease — treated as the disease; how often do we see the effects of our treatment even, mistaken for disease!

Heilung von Prolapsus uteri. Durch Ligaturen.

Cur des Gefäß-Naevus. Mit einer Nadel werde eine adhäsive Entzündung zu Wege gebracht, damit die Gefäße obliterieren.

Ueber den Einfluß der Seitenfriction beim Kreislauf. Eine schöne Darstellung fände sich in dem Werke von Poiseuille über den Kreislauf des Blutes.

Vorbeugung bei heimtückischen Ge-

hirnkrankheiten der Kinder. Größtentheils diätetische Rathschläge. Das beste Stärkungsmittel sei Aufenthalt in freier Luft und Bewegung ohne Ermüdung.

Ueber Behandlung plötzlicher Affectio-
nen des Kopfes bei Kindern. Blutentzie-
hung, Klystiere oder Brechmittel, kalte spirituöse
Waschungen, Gegenreize.

Frühe Symptome der Schwindsucht.
Athembeschwerden, trockner Husten, kalte Extre-
mitäten.

Tuberkel = Krankheit im Unterleibe.
Das weibliche Geschlecht sei ihm mehr unterwor-
fen als das männliche, und zwar vom 15ten bis
20sten Lebensjahre. Die Nasenspitze kalt und livid.

Unordnung des Darmkanals bei Kin-
dern. Nicht zu verwechseln mit dem vorigen
Zustande.

Nöthige Vorsicht in der Diagnose.
Einige practische Winke.

Ueber die Wirkungen der Darmreizung.
Ähnlichkeit mit phrenitis, peritonitis, pleuritis,
Herzleiden. Nicht selten fände eine Reihenfolge
dieser Affectioenen Statt, und dann werde irriger-
weise von Metastase geredet. Bei der Diagnose
solcher Fälle sei festzuhalten, daß sie plötzlich ein-
treten, während die Entzündung allmählich sich
entwickelt; auch beschränke sich letztere in der Re-
gel auf ein Organ. Kräftige Darmausleerung,
Anodyna, leichte Nahrungsmittel führten am ra-
schesten zum Ziel.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht

der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

205. 206. Stück.

Den 25. December 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Practical Observations and Suggestions in Medicine by Marshall Hall.'

Ueber das Sinken der Kräfte. Im kindlichen Alter sei damit eine Reizbarkeit der Stimmung verbunden. Typhus, Enteritis, Ruhr und Cholera zeigten das Sinken deutlich.

Ueber innere Organe befallende Sicht. Es seien dies Fälle einer eigenen Reflexaction. Das Wesentliche bestehe in einer localen Affection, zusammenhängend mit einer allgemeinen Unordnung des Körpers und namentlich der chylopoetischen Organe.

Chronische Entzündung des Kehlkopfs. Die Kranke, 53 Jahre alt, wurde geheilt durch die Laryngotomie und die Anwendung des Quecksilbers innerlich und besonders äußerlich.

Diagnose bei Laryngitis. Das Aufschnupfen (snuff up) sei nicht möglich.

Ueber Behandlung gelähmter Glieder von W. F. Barlow. Unwillkürliche Contract-

tionen seien zu veranlassen, um die Ernährung der schwindenden Glieder zu unterhalten.

Ueber das Verhältniß des Rückenmarks zum Gebärmutter von Tyler Smith. When the spinal marrow and its excitator and motor nerves are in a state of great excitability, gentle manipulation of the os uteri may produce greater results than actual rupture of the organ at other times (p. 358).

Ueber den Gebrauch des Mutterkorns gegen Leucorrhoe. Der Fluß hörte unmittelbar auf, als 1 Scrupel, angebrüht mit kochendem Wasser, mit dem kalt gewordenen Wasser in Substanz gegeben wurde. Marx.

L o n d o n,

bei J. Madden und Comp. 1845. Travels in Lúristán and Arabistán by the Baron C(lement) A(ugustus) de Bode. Vol. I. XX und 404 S. Vol. II. XII und 400 Seiten in Octav.

So bescheiden das unserm Niebuhr entlehnte Motto des Bfs lautet, so bescheiden ist der ganze Titel dieses für die Kunde des inneren Asiens wichtigen Werkes, welches außer der mit zwei Karten und funfzehn Kupfertafeln ausgestatteten Reise durch das südwestliche Persien auch einen Anhang mit Bemerkungen über den Marsch Timur's von Löster oder Schüshter nach Kaléh Sefid, und Alexander des Großen von Susa nach Persepolis enthält. Die Veranlassung zu der Reise gab der Wunsch, die Ruinen von Persepolis zu sehen, zu deren schnellerer Erreichung der Verf. von seinem Aufenthalte in Teherán aus mit der Post reisete. Wir würden daher wenig Merkwürdiges erfahren

haben, wenn nicht zu derselben Zeit der Moétemid oder Gouverneur von Isfahán Manúcher = Khan im Begriff gewesen wäre, die ihm unterworfenen Provinzen Lúristán und Arabistán oder Khúzistán unter militärischer Begleitung zu durchziehen. Die Einladung, ihn auf diesem Zuge zu begleiten, nahm zwar unser Verf., als er ihn in Isfahán besuchte, nicht an, weil er den schon lange ersehnten Besuch von Persepolis und Pasargada nicht gern aufgeben wollte; aber er versprach, ihn wenigstens auf der Rückkehr nach Teherán in Shúsh-ter zu besuchen, um bei einer so günstigen Gelegenheit die noch wenig bekannten Gegenden, zu durchreisen, welche dem Auge des Beobachters jetzt zwar meistens einen traurigen Anblick darbieten, aber in den noch erhaltenen Resten alter Bauten eine höhere Bildung in früherer Zeit verrathen. Auf diese Weise reisete der Verf., nachdem er, um das gegen sechzig Farsangs oder 225 englische Meilen von Teherán entfernte Isfahán in Zeit von fünf Tagen zu erreichen, selbst die Nacht zum Theil zu Hilfe genommen, und, ohne die in ein geheimnißvolles Dunkel gehüllten Bewohner des Dorfes Kum-rúd, noch die Ruinen der Stadt Sinsine genauer zu erforschen, von Kashán aus, die Beschwerden einer Winterreise um Weihnachten des Jahres 1840 nicht achtend, den kürzern Weg über die mit tiefem Schnee bedeckten Berge gewählt hatte, zwar noch bis Shiráz auf einem Wege von 73 Farsangs mit der Post, aber nachher die 68 Farsangs bis Behbehán mit eigenen Pferden, mit welchen ihn der Gouverneur von Fars, der Prinz Ferhard = Mirza, versah. Von Behbehán nach Shúsh-ter legte er wegen eines Umweges bei Mál-Amír 50 und noch 10 bis Dizfúl, dann von da wieder 50 bis

Khorremabád und 64 bis Teherán zurück; und da er von Isfahán nach einem kurzen Aufenthalte bei seinem alten Freunde M. Eugène Boré mit dem ersten Januar des Jahres 1841 abgereiset, und am letzten Februar in Teherán wieder angekommen war, so brachte er auf einer Reise von 1235 englischen Meilen nur 67 Tage zu, von welchen die Reise selbst nur 46 Tage wegnahm, weil 21 Tage dem Aufenthalte in Isfahán, Persopolis und Shiráz, und dem Besuche der Umgebenden von Behbehán, Mál-Amír und Dizfúl gewidmet wurden. Auf der Straße nach Shiráz begleitete ihn sein Freund Boré von Isfahán bis über die Ruinen von des Rustam's Palaste hinaus, von wo man die schönste Aussicht in die umliegende Gegend weit umher genießt. In der sternhellen Nacht vom ersten bis zum zweiten Januar beobachtete er auf dem Wege von Mayár, der ersten Station von Isfahán, aus nach Yezdehast außer vielen Sternschnuppen eine in der Luft zerplatzende Feuerkugel, so wie er acht Tage zuvor bei seiner Abreise von Teherán ein starkes Gewitter erlebte; aber die Ebene von Murgáb erreichte er bei so warmer und angenehmer Witterung, daß er daselbst die Arabier, deren Zelt das Titelfupfer des ersten Bandes darstellt, im Freien sitzend fand. Die Ebene von Murgáb durchstreifte er in allen Richtungen; weil aber das Meiste davon schon längst bekannt ist, so mag hier nur bemerkt werden, daß er am Eingange der Karavanserai zwei kufische Inschriften copierte, welche weit besser erhalten sind, als die später copierten Inschriften auf den vier Seiten eines schwarzen Steines bei Khorremabád. Etliche Jahre früher soll ein katholischer Missionar der Propaganda, Pater Giovanni in Isfahán, unter den Marmortafeln

bei des Kyros Grabe eine mit hieroglyphischen Figuren gefunden haben, von welcher der Vf., weil er erst nach seiner Rückkehr in Teherán davon hörte, nur das anzugeben vermag, was ihm der Vater aus dem Gedächtnisse vorzeichnete und beschrieb, demzufolge das Millin'sche Denkmahl oder auch Nr. 1 im Second Memoir on Babylon by C. J. Rich (Lond. 1818) damit vergleichbar scheint.

Vom Grabmahle des Kyros reifete der Verf. in südwestlicher Richtung, welche zuletzt, wie es des Plinius Nachricht fordert, rein westlich ward, nach den Königsgräbern in Nakhsh-Rustam, deren vier sind, wie drei im Felsenberge Rahmed bei Takhti-Jemshid. Am ersten dieser Gräber, welches Sir R. Ker-Porter so umständlich beschrieben hat, ließ sich unser Vf. sechzig Fuß hoch hinaufziehen, um dessen Inneres in Augenschein zu nehmen, wo er sich in einen der Sarkophage hineinlegte, um einige Minuten eben da zu ruhen, wo einst der große König der Könige seine ewige Ruhe fand. Er ließ sich auch am Grabe mit den Keilinschriften des Darius hinaufziehen, scheute sich jedoch, nachdem er die ziemliche Verschiedenheit der beiden Gräber in ihrem Inneren erforscht hatte, das gefahrenvolle Unternehmen bei den übrigen Gräbern zu wiederholen, um nicht ein gleiches Schicksal mit den unglücklichen Aeltern des Darius, welche zu Tode stürzten, zu theilen. Auch die Burg Istakhr erstieg er, doch nicht so eine andere Anhöhe Kúhi-Sharek, auf deren Spitze noch untersuchte Ruinen liegen. In Persepolis untersuchte er die unterirdischen Canäle, ohne deren eigentlichen Zweck zu ergründen. Mehr auf besondere Gebräuche und Ausfagen früherer Schriftsteller achtend, als sich bei mühsamen Copierungen

von Keilinschriften verweilend, bemerkt er, daß der Säulen in Persepolis, deren immer weniger werden, einst 72 gewesen sein sollen, um des Zenshid Thron zu stützen, so wie zur Zeit des ersten Gesetzgebers Husheng 72 Königreiche der Welt bekannt gewesen seien, und daß, so wie auch Herodotus 72 Völker als den persischen Königen unterworfen aufzähle, der Parsen Religionsbuch, *Yzeschne* oder *Yagna* genannt, in 72 Kapitel getheilt gewesen sei, und deren Gürtel oder *Kosti* noch immer aus 72 Fäden geflochten werde. Aus der Art, wie die Gebern bei der Schließung eines Vertrages, mittelst eines Gides, ihres Gürtels beide Enden in einem Kreise zusammenfassen und einen Theil derselben hinunterflattern lassen, erkläre sich die ähnliche Darstellung der Könige in den Bildwerken von *Takhti = Rustam*, *Nakshi = Rejeb* und *Nakshi = Rustam*. In der Beschreibung des Basreliefs, auf welchem der persische König vor dem Feueraltare stehend abgebildet ist, bemerkt er gegen Lassen's Zweifel in der allgem. Encycl. unter *Persepolis*, daß unterhalb der Sonnenkugel die Krümmung des Mondes sichtbar sei, so wie auch an der Seitenwand zur Linken des Sarkophags, wo verschiedene Figuren mit langen Speeren abgebildet seien, das Zeichen des Mondes über dem Haupte der Figur im mittleren Raume sich zeige. Der Vf. findet darin eine Beziehung auf den Wasserquell im Berge *Rahmed*, welcher dem *Amshapand Khordad* geheiligt sei. Die achtzehn Thierfiguren oberhalb des untern Theiles des Bildwerks, die ihre Schwänze den Hunden gleich aufwärts gekrümmt haben, erklärt er für Löwen, ob er gleich späterhin selbst bemerkt, daß *Zoroasters* Gesetz den Löwen zu den unreinen Thieren zähle, der erst seit der Einführung der muhamedischen

Religion ein Lieblingssymbol der Perser geworden sei.

Von Shiráz aus wählte der Vf. nicht immer den gewöhnlichen oder kürzesten, sondern meistens den am wenigsten besuchten Weg. Darum wandte er sich von Kázerún, welches er am 19. Januar nach vielen Beschwerden durch den Tages zuvor gefallenen Schnee spät Abends erreichte, und theils in Folge eines Erdbebens, theils durch die Verheerungen des Krieges sehr zerstört fand, nordwärts durch die Trümmer von Shapúr in das Herz des Mamaseni-Districts. Shapúr's Bildwerke mit Aufmerksamkeit zu untersuchen, erlaubte ihm die Gile seiner Begleiter nicht, welche sich nicht zu lange dem kalten Winde aussetzen wollten; er fand jedoch in dem schönsten Basrelief, welches Shapúr's Triumph über den Kaiser Valerianus darstellt, den besiegten Fürsten zu jung für einen Greis von ungefähr siebenzig Jahren. Beim Eintritt in die Mamaseni-Berge besuchte er eine natürliche Höhle, in deren Eingange ein colossales Bild zerstückelt lag, und bei dem Springquell des Flusses Behram, welcher dem Shapúrbache gleich mit Binsen sehr überwachsen ist, zeichnete er ein Felsen-Basrelief ab, welches von früheren Reisenden nur Kämpfer gekannt zu haben scheint. Es stellt den König Behram zwischen vier Figuren mit weitgefallenen Beinkleidern, deren zwei zur Linken altperssische Hüte, und zwei zur Rechten die Mütze der Ufsakiden tragen, auf einem Throne sitzend dar. Die beiden erstern Figuren erscheinen bärtig und frei, das Schwert zur Erde gerichtet; die beiden letzteren bartlos und flehend die Hände zum König erhoben: Behram selbst ist kenntlich durch die zweigehörnte Tiare seines Hauptes, von welcher breite Bänder über die Schultern flattern,

und durch das gekräufelte Haar der Sassanidenkönige. Oberhalb des persischen Meerbusens im fernern Westen, zwischen Behbehán und dem Flusse Kurdistán sollen weit umher zerstreute Trümmer einer Stadt sein, unter welchen Sir John Macdonald Kinneir eine Steintafel mit Keilschrift fand; aus der Sassanidenzeit hat sich aber Vieles noch besser erhalten. Bis zu der sehr verfallenen Stadt Fahliyán war das ganze Feld, wie mit einem Teppiche, von Narcissen bedeckt, deren Duft sich überall hin verbreitete; so fruchtbar und wasserreich jedoch der Boden ist, erscheint der Mamaseni-District, Schulistán genannt, nur wenig angebauet. Das Geschlecht der Lurs, von welchem Lúristán benannt ist, gehört mit den Leks und Kurds zu den Urbewohnern der Berggegenden im südlichen Persien, und theilt sich in drei Stämme, die Mamaseni, Khogilú u. Bakhtiyari. Unter dem Räubervolke der Mamaseni sind die tapfersten und mächtigsten die Rustemi, aber die stolzesten die Bekesh, weil der berühmteste Räuberhauptmann Beli-Khan aus diesem Stamme war: weniger gelten die Dushmenziyari und Soï. Von den Khogilú sind die Bovi allein so stark, als alle Mamaseni, über viertausend Familien; die Borahmed rechnet man zu dreitausend, wie die Tengehi oder Taïbi, und die Rúi zu zweitausend, wie die Bakhmeï. Die zuletztgenannten betrachtet man als das wildeste Volk aller Bergbewohner in Fars; aber die Rúi als die besten Reiter unter den Khogilú, wie die Rustemi unter den Mamaseni.

Von dem westlich gelegenen Behbehán reisete der Vf. wieder mehr nordwärts, als der General Macdonald Kinneir vor ihm, um in den Behmii-Bergen einige noch nicht besuchte Ruinen

und Bildwerke mit Inschriften der ältern Zeit kennen zu lernen. Die Ueberreste einer alten Stadt, welche er in der Nähe eines Dorfes Kaï-Káús fand, schienen ihm aus der Zeit der Sassaniden, etliche andere Gebäude, welche er zunächst antraf, noch neuer zu sein. Was der Major Rawlinson von einem Orte des Bakhtiyari-Districts Manjanik berichtet, erzählte man dem Verf. von Táshún, einem von der Benennung des Feuers atash benannten Orte, der in seinen überallhin zerstreuten Ruinen die Spuren einer alten Stadt zeigt, wo nach der Sage der Einwohner Abraham durch Nimrod in einen Feuerofen geworfen ward. Merkwürdiger Weise führt ein Dorf nicht fern von beiden Orten gelegen den Namen Ur, welchen nach der heiligen Schrift der Geburtsort Abraham's hatte, und 16 Farsangs westlich von Behbehán liegt ein Dorf gleiches Namens Dehi-Ur, wo ein alter Prophet begraben sein soll, unter welchem der Vf. nach Gen. XI, 28 Abraham's Bruder Haran versteht. In dem hohen Gebirge bei Tenghi-Saúlek zeichnete der Vf. die Basreliefs und Inschriften auf zweien Seiten eines schwarzen Steines mit gelben Streifen von 30 bis 40 Fuß Höhe und 80 bis 90 Fuß im Umfange aus der Sassanidenzeit ab; aber alles ist so schlecht erhalten, daß man nur die Hauptfiguren, eine Göttin, nach des Vfs Vermuthung Mylitta oder Anaítis, welcher ein Priester ihre Verehrer zuführt, mit ziemlicher Deutlichkeit erkennt. Weit besser erhalten ist nicht weit davon das Bildwerk eines kleineren Steines, das einen galoppierenden Reiter mit gestreckter Lanze, einem Frauenzimmer gleich, zu Pferde sitzend darstellt, hinter welchem ein Zwerg einen Stein nachwirft, während ein anderer, zu dessen Füßen ein Todter liegt, einen Bo-

gen zu spannen scheint. Eine Inschrift war nicht dabei, und auf der Weiterreise zeigten andere Ruinen bloße Steinhäufen von geringem Interesse. Daher setzte der Vf. in die Erzählung von anderweitigen Inschriften zu wenig Vertrauen, um ihrentwegen einen großen Umweg zu machen. Doch fand er ein altes Gebäude mit drei runden Thorbogen aus der Sassanidenzeit, welcher auch die andern Ruinen, die er selbst sah oder auch der Major Rawlinson vor ihm fand, anzugehören schienen, einer Abzeichnung würdig. Größere Merkwürdigkeiten bot ihm der nördlichste Punct auf dieser Reise bei Mál-Amír, welches er am ersten Februar erreichte. Vom Oberhaupte der Bakhtiyari daselbst weniger freundlich empfangen, als er bis dahin von allen aufgenommen war, entsagte er der westlichen Reise nach Shúshter, und suchte in entgegengesetzter Richtung auf dem nächsten Wege Isfahán zu erreichen. Da er aber schon nach der ersten Tagereise dem Moétemid begegnete, ließ er sich durch dessen Vorstellungen von den Schwierigkeiten einer Winterreise auf dem von ihm eingeschlagenen Wege zur Rückkehr nach Mál-Amír bewegen, wobei er die Streitkräfte der persischen Oberhäupter in ihrem größten Prunke kennen lernte. So bald deren Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, beeilte er sich, die Höhlen von Shikásti = Salmán (Salomo's = Schlucht) zu besuchen, um die Keilinschrift der dortigen Bildwerke abzuzeichnen; er fand aber die Zeichen so eng an einander eingemeißelt und so sehr verwittert, daß er den Versuch, sie zu copieren, bald aufgab. Er wollte darauf nach Shúshán nordwärts in die Berge gehen; aber auch dieses mußte er wegen Mangel an guten Pferden aufgeben. In der Ebene von Mál-Amír fand er indessen noch andere merkwürdige

Denkmähler des Alterthums in einigen Höhlen mit verschiedenen Bildwerken betender Männer und Frauen und einer acht bis zehn Fuß langen Keilinschrift von 33 Zeilen, welche gleichfalls durch die Masse so verwittert war, daß er sie nicht zu copieren vermochte. Weit umher zerstreute Quadersteine zeigten das einstige Dasein einer Stadt. Nach der Erzählung eines Bakhtiyari-Chefs sollen auch eine Tagereise westlich von Shúshán und zwei von Shúshter entfernt in einer Höhle Bildwerke mit einer langen Inschrift sein. Aus der Ebene bei Mál-Amír führen zwei gepflasterte Straßen über die Berge nach Isfahán, Saddchi-Atabeg genannt: die ältere derselben hält der Vf. für die so genannte Leiter oder Stufenstraße, in deren Gegend Alexander die Urier bezwang.

Nach Shúshter wählte der Vf. von den beiden dahin führenden Straßen diejenige, welche Major Rawlinson noch nicht beschrieben hatte, wiewohl dieser Weg über die Berge nichts besonders Bemerkenswerthes darbot. Auf der dem ersten Bande beigegebenen Karte hat er neben seiner eigenen Reiseroute von Kázerún bis Shúshter auch die des Generals Macdonald Kinneir verzeichnet, welche nur von Fahliyán bis Behbehán dieselbe war. Dem zweiten Bande ist die Karte der Reiseroute von Shúshter bis Búrújird durch Klein-Lúristán, beigegeben, und außerdem eine schöne Karte der beiden Thäler, welche der Múrgáb oder Medus und Kúm Firúz oder Araxes durchfließen, bevor sie sich südwestlich von Persepolis im Bend-Amír vereinigen. Von Shúshter reisete der Vf. zuerst westlich nach Dizfúl, von wo er südwärts die Ruinen des alten Susa bei Shúsh mit dem Grabmahle des Propheten Daniel besuchte, den Rückweg nach Teherán aber in gerader Richtung über die hohe

Bergkette nordwärts antrat. Shúshter war früher eine sehr bevölkerte Hauptstadt in Khúzistán, aber seit den Verheerungen der Cholera in den Jahren 1831 u. 1832 stehen viele Häuser leer, weil eine bedeutende Anzahl von Familien nach der jetzigen Hauptstadt Dizfúl gezogen ist, wo jedoch eben so, wie in Shúshter, die Einwohner wegen der unausstehlichen Hitze im Sommer mehr als irgendwo in Persien an den Augen leiden. Der Fluß, der von Dizfúl nach Shúsh fließt, nach unserm Verf. der Copratas der Alten, ist kleiner, als der Kúrren oder Pasitigris bei Shúshter, fließt jedoch eben so schnell, und hat noch aus der Zeit der Sassaniden eine Brücke von 22 Bogen. Der Boden von Shúsh ist sehr uneben und mit zahllosen Erdhügeln bedeckt, an deren einem eine länglich weiße Marmortafel mit einer Keilinschrift von drei und dreißig Zeilen liegt. Viele andere Marmorsteine verbirgt das dichte Gras und schwanke Rohr: drei weiße Marmorblöcke, das Capital einer Säule mit Lotusblättern verziert, eine Tafel mit Keilschrift, und ein Basrelief, worauf eine menschliche Figur mit zweien Löwen abgebildet war, fand der Verf. an der Westseite des Gebäudes, welches man als Grabmahl des Propheten Daniel bezeichnet, da wo es an das linke Ufer des Shapur oder Shoverflusses stößt, welches der Guläus der Alten zu sein scheint. Im Grabmahle selbst ward ein schwarzer, etliche Pfund schwerer, Stein gezeigt, welchem man die wundervolle Kraft zuschrieb, die Mütter fruchtbar zu machen, welche ihn unter gewissen Gebeten an die Brust drücken. Er enthält zwar Inschriften, scheint aber ein Aërolith zu sein: er wird um so sorgfältiger von den Arabiern bewacht, weil man glaubt, der Versuch eines Europäers ihn fortzuschaffen, habe die Pest

ins Land gebracht. Es ist bekannt, daß die Einwohner von Shúsh den von Gordon aufgefundenen Steinblock mit hieroglyphischen Figuren und Keilschrift als einen Talisman betrachteten, und ihn daher lieber in den Fluß warfen, als sie hörten, der König von Persien habe ihn fortzuführen erlaubt. Warum aber der Verf. keine der so leicht zu copierenden und für das Studium der Keilschrift so wichtigen Inschriften abzeichnete, erfahren wir nicht. Er gibt nur zu verstehen, daß man jede seiner Bewegungen beobachtet habe, so oft er irgend einen Stein anrührte oder ihm nahe kam. Vor fast dreißig Jahren brachte jedoch schon der Capitain des Schiffes Persia, Henry Austin, einen Backstein mit sechszeiliger Keilschrift nach New-York, welchen er der Pilgerschaft zum Grabe des Propheten Daniel verdankte. Ehe der Vf. in Khorremabád einzog, wohin er wieder einen andern Weg wählte, als der Major Rawlinson, ohne wegen des regnichten Wetters besondere Beobachtungen zu machen, copierte er die kufischen Inschriften eines vierseitigen schwarzen Steines am Fuße eines Hügel's, deren Buchstaben jedoch zum Theil unkenntlich geworden waren. Von Khorremabád liefert er die Beschreibung mit den Worten Rawlinson's, aber eine Ansicht der Stadt und Umgegend nach eigener Zeichnung. Was er von da bis Teherán bemerkt, wohin er von Búrújird die östlichste dreier Straßen darum wählte, weil sie ihm noch unbekannt war, hat nur geringes Interesse: wichtiger sind die angehängten Bemerkungen über die Märsche von Timur und Alexander dem Großen durch die ihm bekannt gewordenen Gegenden. Nur wird er unter Anderem auch in der Bestimmung von des Kyros Grabmale irre, weil er bei Plinius das Volk Pasargadae VI,

26. (*Πασσαργάδαι* bei Dionys. Perieg. 1069, von Avienus 1271 nicht besonders nennenswerth erachtet) mit der Magierburg Passagardae VI, 29 verwechselt. G. F. Grotefend.

L o n d o n ,

bei Richard Bentley 1844. Diaries and correspondence of James Harris, first earl of Malmesbury; containing an account of his missions to the courts of Madrid, Frederick the Great, Catherine the Second and the Hague; and his special missions to Berlin, Brunswick, and the French Republic. Edited by his Grandson, the third earl. T. I. XVIII und 542. T. II. 510. T. III. 599. T. IV. 454 Seiten in Octav.

James Harris, dessen Vater, Mitglied des Parlaments und der nächste Freund Händels, durch Abhandlungen auf dem Gebiete der Philosophie und Grammatik einen Namen erworben hatte, war 21. April 1746 zu Salisbury geboren. Im Jahre 1765 verließ er die Hochschule zu Oxford, um seine Studien in Leyden fortzusetzen, bereifte hierauf einen Theil des Continents, wurde 1768 der englischen Gesandtschaft in Madrid als Secretair beigegeben und wußte hier 1770, da er als chargé d'affaire einstweilen die Stelle des Gesandten versah, den wegen der Falklandsinseln ausgebrochenen Hader mit solcher Gewandtheit auszugleichen, daß er im vier und zwanzigsten Lebensjahre zum Minister am Hofe Friedrichs II. ernannt wurde. 1777 begab er sich in gleicher Eigenschaft an den Hof Katharinas II., wo sein Einfluß, namentlich in Folge der mit Potemkin geschlossenen Freundschaft, ein höchst bedeutender wurde, bis ihn 1782 Rück-

sichten auf seine Gesundheit zwangen, Rußland zu verlassen. Hierauf übernahm er die Gesandtschaft im Haag, wurde (1788) zum Baron Malmesbury ernannt und erhielt 1793 durch Pitt die Mission nach Berlin, um einem Bruche Friedrich Wilhelms II., — who with the dishonesty and weakness which characterized most public actions of his life — hinsichtlich der Tractaten mit England und einem Anschließen desselben an das revolutionaire Frankreich vorzubeugen. Es gelang ihm damahls, einen neuen Vertrag von Seiten Preußens und Hollands mit England zum Abschlusse zu bringen. Im Jahre 1794 wurde ihm die Bewerbung um die Hand der Prinzessin Caroline von Braunschweig für den Prinzen von Wales übertragen. 1796 und 1797 befand sich Malmesbury in Paris und Visle, um wegen des Friedens mit der Republik Frankreich zu unterhandeln. Unlange darnach fühlte er sich durch seine geschwächte Gesundheit gezwungen, aus dem Staatsdienste zu scheiden, nachdem er zum Grafen ernannt war. Doch blieb er auch jetzt im Besitze des vollen Vertrauens von Pitt und dem Herzoge von Portland. Seitdem lebte er abwechselnd in London und auf seinem Landhause, mit dem unvergeßlichen Canning und den Lords Granville und Palmerston in Freundschaft verbunden. 75 Jahr alt starb Malmesbury 20. November 1820 im ungeschwächten Besitze geistiger Kräfte.

Die Aufzeichnungen eines solchen Mannes, der fast dreißig Jahre im englischen Staatsdienste verlebte und die darauf folgenden funfzehn Jahre in freundschaftlichen oder politischen Verbindungen mit den angesehensten Staatsmännern seiner Zeit stand, müssen allerdings des Belehrenden viel enthalten. Beharrlichkeit, Furchtlosigkeit und ein hoher Grad

von Menschenkenntnis zeichneten, wie der Herausgeber sagt, den Vf. in seinem öffentlichen Leben aus; das Urtheil aber, welches Talleyrand gegen Letzteren über den Verstorbenen fällt und in welchem er ihn le plus habile ministre de son temps nennt, ist schwerlich ganz frei von jener verbindlichen Phraseologie, die der Diplomat nach Befinden der Umstände seinen Aeußerungen einzuweben pflegte. — Die religiöse Richtung von Malmesbury spricht sich gar schön in dem Tagebuche (Self-controlling Journal) aus, aus welchem der Großsohn in der Einleitung leider nur den nachfolgenden Passus mittheilt: 'Thou hast completed thy seventy-fourth year, having been permitted to live longer than any of thy ancestors as far back as 1606. — Thy existence has been without any great misfortune, and without any acute disease, and has been one for which thou ought'st to be extremely grateful. Be so, in praise and thanks-giving towards the Supreme Being, and by preparing thyself to employ the remnant of it wisely and discreetly. Thy next step will, probably, be the last. Strive not to delay the period of its arrival, nor lament at its near approach; be content to join thy parent Earth calmly, and with becoming resignation.'

Vergleichen wir die vorliegenden Briefe mit den früher in diesen Blättern besprochenen von Lord Walpole, so ergibt sich, abgesehen davon, daß der Eine als Privatmann und nicht unmittelbar betheiligter Zuschauer der Begebenheiten, der Andere als Staatsdiener und in directer Theilnahme an den politischen Wirren schrieb, ein auffallender Contrast in der Persönlichkeit beider.

(Schluß folgt.)

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

207. Stück.

Den 27. December 1845.

L o n d o n.

Schluß der Anzeige: 'Diaries and correspondence of James Harris.'

Malmesbury hat nichts von der starken politischen Haltung, dem großartigen Ueberblicke der Verhältnisse, dem kräftigen Ausdrucke Walpole's, der jede Erscheinung mit dem ihr gebührenden Namen bezeichnet. Wo Letzterer sich in Wort und That als den freien Mann zeigt, dem ausschließlich Ueberzeugung als Norm gilt, erkennen wir in dem Vf. der vorliegenden Briefe den glatten, gewandten Diplomaten, der selten wegen einer Phrase in Verlegenheit geräth, dem es nicht immer darauf ankommt, seine bestimmte, ehrliche Ansicht über einen Gegenstand auszusprechen; er ist ganz Geschäftsmann; Menschen und Verhältnisse sieht er fast nur durch das Glas seiner amtlichen Stellung. Walpole schleudert als Mann und als Engländer einer Katharina II. den Fluch der Verachtung entgegen. Malmesbury ist mit der Kaiserin nicht unzufrieden; er würde sie verehren, wenn es ihm gelingen

könnte, sie zum Bunde mit England zu bewegen; er ist ein Freund von Potemkin und kann dem in Warschau gebietenden Repnin seine Hochachtung nicht versagen, obwohl er nebenbei auch von Poniatowski mit Liebe spricht. Aber diese Hochachtung ist keine andere, als die der Brieffsteller jedem einflussreichen Manne als solchem zollt. Nur über Friedrich II., der jeden Engländer seine Abneigung gegen Georg III. empfinden ließ, hören wir ihn ohne den angeborenen Respect gegen gekrönte Häupter reden; um Weniges milder spricht er über dessen Nachfolger, während Friedrich Wilhelm III. dem unbilligsten Urtheile (Th. IV. S. 356) unterzogen wird.

Wir begegnen hier weitläufigen Auseinandersetzungen kleiner Intriguen, die, wenn sie abgelaufen sind, keine Spur von ihrem Dasein zurücklassen. Die Erhebung eines neuen Favoriten durch Katharina II. ist für den Vf. eine Sache von der höchsten Bedeutung. Die Diarien, welche zum Theil die Aufzeichnung täglicher Beschäftigungen, selbst des Frühstücks und des Spazierengehens, geben, hätten billig nur in Abkürzung mitgetheilt werden sollen; eine Menge unbedeutender Briefe und alltäglicher Reiseberichte wären besser ungedruckt geblieben.

Wenden wir uns nun zum Inhalt dieser vier Bände diaries and correspondence, so ist derselbe in zehn chronologisch geordnete Abtheilungen mit nachfolgenden Ueberschriften untergebracht.

1) Berlin und Warschau, 1767 u. 1768. Bemerkungen über einige neuerschienene Werke, wobei namentlich manche Urtheile, welche Friedrich II. in seinen mémoires de Brandenbourg über das innere Leben Englands fällt, als völlig ungegründet dargestellt werden. In den Kritiken über

Friedrich II. heißt es: 'In manchen Dingen ist der König verschwenderisch, z. B. im Aufbau und in der Ausschmückung von Schlössern, die eben nicht von Geschmack zeugen; fast geizig zeigt er sich in Bezug auf die Besoldung seiner nächsten Dienerschaft und auf Hoffeste, hinsichtlich deren er sogar die Zahl der zu verwendenden Wachlichter genau vorschreibt und die Vertheilung des Lichts selbst besorgt. Er lobt die präcise und energische Conversation des Königs, über dessen Weise und Eigenthümlichkeit kleine, meist bekannte, Anekdoten in großer Zahl eingeschaltet sind. Er könne, klagt er schließlich, die despotische Lust Preußens nicht vertragen. War sie etwa rauher als die im Wohnzimmer eines Potemkin? — Hierauf folgt die Beschreibung einer Reise nach Warschau und des Aufenthalts daselbst zu einer Zeit, als weniger der König denn Fürst Repnin über die Republik gebot. Artige Beiträge für die Charakteristik von Poniatowski, Radzivil und Czartoriski.

2) Spanien. 1768—1770. Der Bericht über die Reise von Paris nach Bayonne und von dort über Pampeluna nach Madrid steht an Dürftigkeit der Beschreibung der letztgenannten Hauptstadt und der in ihrer Nähe liegenden königlichen Residenzen nicht nach. Von größerem Interesse als die allgemein gehaltenen Urtheile über Carl III. und den Prinzen von Asturien ist der mit Belegstücken versehene Bericht über die zwischen England und Spanien wegen der Falklandsinseln entstandenen Streitigkeiten.

3) Berlin. Vom 1. Merz 1772 bis August 1776. Die hier gebotenen Mittheilungen bestehen, mit wenigen Ausnahmen, in Depeschen des Gesandten an Lord Suffolk, damaligen Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten. Diese amt-

lichen Schreiben, die jedoch selten unverkürzt hier geboten werden, betreffen hauptsächlich die Angelegenheiten Polens. Erscheinungen des preussischen Staatslebens werden auch dieses Mal einem mißliebigen Urtheile unterzogen.

4) Rußland. Vom December 1777 bis September 1783. Amtliche Schreiben an die Lords Suffolk und Stormont und an Charles Fox in Bezug auf den an Malmeßbury ertheilten Auftrag, zu erforschen, wie weit der Hof von St. Petersburg geneigt sein dürfte, auf ein Bündniß zum Schutz und Trutz mit England einzugehen. Dazu kommen später die aus dem Abschlusse der bewaffneten Neutralität hervorgehenden Remonstrationen und Erörterungen. Außer den hierauf bezüglichen Depeschen, welche manche wichtige Beiträge für die Geschichte der bewaffneten Neutralität enthalten, begegnet man Schilderungen von Katharina II., dem Hof- und Volksleben in Rußland, dortigen Großen und Günstlingen der Kaiserin.

5) Haag. 1784 bis 1787. Hier war des Gesandten Aufgabe, der englischen Partei, d. h. dem Hause Dranien, das Uebergewicht über die zu Frankreich sich hinneigende Partei der Patrioten zu verschaffen. Außer den Berichten über diesen Gegenstand enthalten die vom Haag datierten Depeschen viele, wenn auch nicht neue Mittheilungen über Entstehung und Zweck des deutschen Fürstenbundes.

6) Berlin. Vom Ausgange des Jahres 1793 bis dahin 1794. Der Zweck der Mission von Malmeßbury nach Berlin ist schon oben angegeben. Auch dieser Abschnitt ist nicht arm an minutiösen Aufzeichnungen über schöne Frauen, welche auf Friedrich Wilhelm II. Einfluß ausübten. Kurze Charakteristiken von Lucchesini, Bischofswerder, Haugwitz,

von welchem Letzteren es heißt, daß er durch gefällige Manieren ersetze, was ihm an Erfahrungen und Kenntnissen abgehe, von den Grafen Finck und Alvensleben, die beide als perfectly insignificant bezeichnet werden, von Möllendorf, der als ein Mensch von Charakter und unbescholtenem Rufe und unbedingt als der erste Mann am Hofe bezeichnet wird.

7) Braunschweig. 1794. Hinsichtlich der Auffassung der in den Vordergrund tretenden Personen möchte Ref. diesen Abschnitt als den gelungensten im vorliegenden Werke hervorheben. Die Schilderung, welche eine braunschweigische Hofdame dem Gesandten über die Persönlichkeit der Prinzessin Caroline gibt, ist eben so scharf als richtig, wie die Folgezeit nur zu sehr bewährt hat.

8) Paris. Weil Pitt das Jahr 1796 für geeignet hielt, den Krieg mit der Republik zu beendigen, erfolgte die Sendung Malmesbury's nach Paris. Man weiß, wie wenig dieser Versuch der Diplomatie frommte. 'If we have escaped the guillotine here, how shall we escape the Tower in England?' schreibt der Gesandte an George Canning.

9) Lisle. 1797. Ein abermahliges und nicht weniger unfruchtbarer Versuch zum Frieden mit Frankreich.

Der vierte Band enthält Tagebücher, die in England geführt, Briefe, welche dort abgefaßt sind und begreift den Zeitraum von 1801 bis 1807. Hav.

Frankfurt am Main,

bei Ferdinand Boselli 1845. Das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes. Eine historisch publicistische Monographie von Dr. Ph. Fr. Wilhelm Freiherrn von Leonhardi, Großh. Hess. Legationsrathe, Königl. Bayerischem Kammerjunker u. s. w. Zweiter Band. XV und 546 Seiten in Octav.

Die Lehre von der rechtlichen Erledigung der Streitigkeiten zwischen Bundesgliedern ist derjenige Theil des deutschen Bundesrechts, welcher verhältnißmäßig noch am meisten wissenschaftlich bearbeitet worden ist, was sich theils aus der hohen practischen Wichtigkeit des Gegenstandes, theils daraus erklärt, daß es als ein in politischer Hinsicht weniger bedenkliches Feld des deutschen öffentlichen Rechts, nach der Beschaffenheit seiner primären und subsidiären Quellen, am meisten zu einer wissenschaftlichen Entwicklung als geeignet betrachtet wurde. Die wissenschaftliche Erörterung einzelner wichtiger Fragen, zum Theil auch schon die Zusammenstellung der Quellen, verdanken wir insbesondere den Beiträgen von Hefster und den Abhandlungen von v. Dresch; als eine umfassende, durch sorgfältige Zusammenstellung eines reichhaltigen Materials und genaue Rücksichtnahme auf die bisherige practische Wirksamkeit des Instituts höchst brauchbare, historisch-publicistische Monographie hat aber die im Jahr 1838 in Frankf. a. M. erschienene Schrift des jüngern Freiherrn v. Leonhardi (Sohnes des langjährigen Gesandten der 16ten Stimme) mit dem Titel: 'Das Austrägal-Verfahren des deutschen Bundes' die verdiente Anerkennung gefunden. Ausgehend von der Nothwendigkeit einer historischen Behandlung der Sache gab der Verf. in dieser Schrift zunächst eine geschichtliche Entwicklung des Instituts der Austräge in Deutschland bis zur Errichtung des deutschen Bundes, und in einer zweiten Abtheilung die Darstellung des Austrägalverfahrens des deutschen Bundes selbst und der darüber vorhandenen gesetzlichen Bestimmungen, nebst genauer Relation über die einzelnen, durch die Bundesversammlung an ein Austrägalgericht gebrachten Fälle,

und zwar auch derjenigen, welche in Folge des Art. 30 der W. Schlußacte anhängig gemacht worden sind. Von dieser Schrift hat nun der Verf. als Fortsetzung derselben den vor uns liegenden zweiten Band veröffentlicht, welcher die Zeit vom 1. Septbr. 1837 bis 1. Jan. 1845 in Betreff des benutzten Materials begreift und sich ganz an die Ordnung des ersten Bandes anschließt, wobei der Verf. durch Verweisungen, übersichtliche Recapitulation des Inhaltes des ersten Theiles und eine genaue, zugleich auf diesen verweisende, Inhaltsanzeige, welche sämtliche Rubriken der frühern Darstellung wiederholt, für die leichtere Benutzung dieses Buches Sorge getragen hat. Auch enthält dieser 2te Theil mehrere ergänzende Nachträge, besonders in dem legislativen Theile. Zu der historischen Einleitung ist nichts hinzugekommen; die Literatur ist durch einige Zusätze vervollständigt, und über verschiedene, besonders die Anwendung des Art. 30 betreffende, doctrinelle Fragen (S. 16—18) Nachweisung gegeben, wobei des Ref. Bearbeitung des deutschen Bundesrechts eben so wenig berücksichtigt werden konnte, als in diesem die vorliegende Fortsetzung des Werkes des Verf. Ein umfassenderer Nachtrag zum §. VIII betrifft das im Jahre 1834 errichtete Bundesschiedsgericht, welches freilich bis jetzt noch gar nicht wirksam ins Leben getreten ist, da die Bundesregierungen weder bei Streitigkeiten zwischen ihnen selbst noch bei Differenzen mit den Ständen davon Gebrauch gemacht haben und der Fall, wo von einer Ständeversammlung die Bundesversammlung angegangen wurde, die Einleitung des schiedsrichterlichen Verfahrens zu veranlassen, nämlich das im Jahr 1838 angebrachte Gesuch der Kurhessischen Stände, in Betreff der Differenzen

über die s. g. rothenburger Quart, nur einen, die Verwendung ablehnenden Bescheid der B. B. im Gefolge gehabt hat. Die Abstimmungen hierüber, wovon mehrere für die Einsicht in die ganze Bedeutung des Instituts wichtig sind, werden S. 27 f. auszugsweise vom Verf. mitgetheilt. Wünschenswerth wäre es aber, auch aus den Eingaben der Stände, welche die Competenz des Bundes zu begründen suchten (vergl. Ref. Staatsr. III, S. 335, Note ***), etwas zu erfahren, da die Ausführungen von dieser Seite in doctrineller Beziehung eben so viel Gewicht haben können, als die Abstimmungen der Bundesglieder. Daß übrigens der Bescheid ablehnend ausfiel, wofür auch die, gerechten Anforderungen der Stände am geneigtesten sich zeigenden, Stimmen sich aussprechen mußten, war nach Lage der Sache gewiß vollkommen gerechtfertigt. Nur bedarf es zugleich keines besondern Scharffsinns, um zu der Einsicht zu gelangen, daß das Bundesschiedsgericht auch für die Zukunft ein todtgebornes Kind bleiben wird, wenn nicht die erst bei der Berathung des Entwurfes hineingebrachte rein facultative Natur des Instituts im Verhältniß von Regierung und Ständen zu einander eine Beschränkung erhält. Bis dahin werden wahrscheinlich die von 3 zu 3 Jahren errichteten Listen der Schiedsmänner, welche der Verf. auch für die verflossenen Triennien im Anhang S. 534 f. mittheilt, völlig unbenuzt bleiben und die zeitigen Spruchmänner sich nur über die ihnen durch die Ernennung erzeigte Ehre zu freuen haben. — Die neuen seit 1838 hinzugekommenen gesetzlichen Bestimmungen, welche sich in diesem 2ten Bande finden, betreffen die Bildung von Aulsträgal-Senaten bei den obersten Gerichtshöfen der deutschen Bundesstaaten (B. Beschl. v. 19. Octbr. 1838), ferner die Zu-

läufigkeit der Wiedereinsetzung in den vorigen Stand wegen Fristversäumnisse, die Vertheilung der Beweislast in Fällen des Art. 30 der Wiener Schl. Acte und die Beweiskraft der bei der Bundesversammlung abgegebenen Erklärungen der betheiligten Regierungen vor dem Gerichtshof (B. Beschl. v. 15. Sept. 1842), endlich die Einrichtung einer richterlichen Instanz bei Beschwerden der mediatisirten Fürsten, Grafen und Reichsritter (ebenfalls durch Beschl. v. 15. Septbr. 1842). Die dem letzten Beschlusse vorausgegangenen, verschiedene Vorschläge enthaltenden Abstimmungen werden vom Verf. im Wesentlichen aus den Protocollen der B. V. mitgetheilt. Eine dabei entstandene Incidentfrage, ob dieser Beschluß nicht eine neue organische Einrichtung enthalte, oder eine Abänderung der Bundesgrundgesetze beziele, und deshalb nicht bloß mit Stimmenmehrheit gefaßt werden könne? wird aber nur kurz berührt, was Ref. bedauert, da ihm der Inhalt dieser Abstimmungen von besonderem Interesse zu sein scheint. Da freilich der Gegenstand derselben streng genommen unabhängig von der Einrichtung selbst ist, so kann man dem Verf. gerade keinen Vorwurf aus dieser Unterlassung machen.

Den bei weitem größten Theil des Buches nimmt auch in dem vorliegenden zweiten Bande (hier S. 71—524) die Mittheilung der einzelnen durch die B. V. an ein Austrägal-Gericht gebrachten Fälle ein. Unter den Sachen, welche in Folge des Art. XI der B. Acte und des Art. XXI der W. Schlußacte anhängig gemacht wurden, nehmen zunächst die Streitigkeiten über das Kurtriersche Schuldenwesen den größten Raum ein. Das, viele verschiedene Punkte umfassende, Erkenntnis des Oberappellationsgerichts zu Gelle v. 8. Juni 1838, wodurch die höchst verwickelte Schulden-

Auseinandersetzung zwischen dem Herzogthum Nassau und der Krone Preußen, sowie der mitbetheiligten freien Stadt Frankfurt reguliert worden ist, nimmt nebst den sehr gründlichen und ausführlichen Entscheidungsgründen fast 100 sehr eng gedruckte Seiten ein. — Eine andere, ganz interessante, durch Erkenntnisse des badischen Oberhofgerichts zu Mannheim v. 20. und 22. Decbr. 1838 entschiedene Aussträgal-Sache betrifft den Streit der beiden lippeschen Häuser über das Amt Blomberg und die s. g. Brackische Erbschaft, wobei Lippe Detmold den Sieg davon getragen hat (S. 224—276). Besonders interessante Punkte bieten ferner die Urtheile des Obertribunals zu Stuttgart v. Novbr. 1837 dar, welche das Schulden- und Pensionswesen der beiden Rheinkreise betreffen, und worin z. B. (S. 298 f.) die Rechtsgültigkeit des von Preußen und Hessen=Cassel unter einseitiger Loszählung von ihren Pflichten als Glieder des deutschen Reichs mit Frankreich abgeschlossene Separatfriede in Betracht kam. Mit vollem Recht ist dahin entschieden worden: 'daß die kurhessische Regierung wegen des von Hessen=Cassel im Jahr 1795 abgeschlossenen Separatfriedens sich der Verbindlichkeit nicht entziehen könne, die von dem Oberrhein=Kreise über das Ordinarium von 2½ Simplis von 1796 bis 1799 ausgeschriebenen Römermonate zu bezahlen und an der Tilgung der in dieser Periode aufgenommenen Schuldcapitalien Theil zu nehmen, vielmehr zur Nachzahlung jener rückständigen Römermonate sammt Zinsen zu fünf vom Hundert je von der Verfallzeit an und zur Theilnahme an den gedachten Kreis schulden verbunden sei.' Andere bis zum Jahr 1845 erledigte Aussträgalsachen, worüber der Verf. die erforderlichen actenmäßigen Mittheilungen macht, sind die Beschwerde Kurhessens wider Baiern und S. Wei-

mar, geistliche und weltliche Stiftungen in Fulda betreffend (S. 353 f.), und die neue Vertheilung der Schulden und Lasten des vormaligen Kurstaats Mainz. — Hieran schließen sich die in Folge des Art. 30 der Wiener Schlußacte anhängig gemachten Fälle (S. 416 f.), welche hier nicht einzeln aufgezählt werden sollen. Als nützliche Zugabe findet man im Anhang I eine Tabelle sämtlicher beim Bunde vorgekommenen Austrägalfälle S. 526 f. mit Bemerkungen S. 530. II. Eine Uebersicht der dermaligen dritten obersten Justizstellen der deutschen Bundesglieder, aus denen die Austrägal-Instanz zu wählen ist (S. 531 f.). IV. Tabellen über die seit 1835 ernannten Spruchmänner für das Bundesschiedsgericht, welche vorhin schon erwähnt wurden.

Dem Verf. gebührt Dank dafür, daß er sich der mühevollen Arbeit einer weitem Zusammenstellung des das Austrägal-Verfahren des deutschen Bundes betreffenden Materials unterzogen hat und der bescheidene Lohn, welchen er in Anspruch nimmt, daß ihm eine spätere Zeit das Zeugnis geben möge, nichts Unwesentliches zu einer vollständigen Darstellung des Austrägalverfahrens beigetragen zu haben, wird ihm im vollen Maaße zu Theil werden.

Bei dieser Gelegenheit will Ref. noch auf eine andere, dem gelehrten Publicum wenig oder gar nicht bekannte Bearbeitung einer wichtigen Abtheilung des Bundesrechts aufmerksam machen, nämlich auf den in Frankf. a. M. Juli 1835 gedruckten

Versuch einer Entwicklung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes. Als Manuscript für die hohen deutschen Regierungen. Von W. Fr. Ph. Freiherrn v. Leonhardy*), beider Rechte Doctor. VIII und 313 S.,

*) Ob dies der Verfasser des Austrägalverfahrens sei,

worin in einer ersten Abth. eine kurze geschichtliche Darstellung der Kriegsverfassung Deutschlands von den ältesten Zeiten bis zur Errichtung des deutschen Bundes gegeben, in der 2ten Abth. aber die Kriegsverfassung des deutschen Bundes nach den bis Ende Juni 1835 vom Bunde gegebenen Bestimmungen, mit sorgfältiger und diplomatisch genauer Benützung des wesentlichen Inhalts der darüber stattgehabten Verhandlungen dargestellt wird. Die Arbeit darf noch jetzt als eine genügende Zusammenstellung der Verhandlungen und Bestimmungen über die Kriegsverfassung des D. B. betrachtet werden, da die wichtigsten seit 1822 eingetretenen Modificationen in die Jahre 1830—1832 fallen, später aber (seit 1837) nur die natürlich fehlenden Verhandlungen und Bestimmungen über die neu zu errichtenden Bundesfestungen (Ulm und Rastadt) hinzugekommen sind. Zachariä.

G a s s e l,

bei Bohné 1845. Karl Schomburg. Briefwechsel und Nachlaß nebst biographischen Andeutungen, herausgegeben von Dr Karl Bernhardi.

Die Geschichte der bewegten Lage unseres deutschen Vaterlandes in der neueren Zeit nennt für Hessen den Namen Karl Schomburg's zu oft, als daß es noch nöthig wäre, auf den Mann weiter aufmerksam zu machen, dessen Lebensgeschichte uns hier vorliegt. Schon allein die Berichte über die ständischen Verhandlungen während des vorigen Decenniums, die schnell, von einem Blatte in das andere übergehend, ihren Weg durch ganz Deutschland machten, würden vollkommen jener Mühe überheben.

vermag Ref. augenblicklich nicht zu entscheiden. Zweifelhast wird es wegen der abweichenden Schreibart des Familiennamens und wegen der veränderten Ordnung der im Uebrigen gleichen Anfangsbuchstaben der Vornamen.

Der Herausgeber hat sich bei Zusammenstellung des angezeigten Werkes darauf beschränkt, einzelne Lebensabschnitte, die sich als besonders wichtige herausstellen, bemerklich zu machen, und durch kurze Andeutungen und hie und da durch eben so kurze Einleitungen und Erläuterungen die Uebergänge zu vermitteln, und das Verständniß zu erleichtern. Sonst hat er Schomburg in allen Zeiten und allen Lagen seines Lebens in seinen Briefen, die sich in feltner Vollständigkeit erhalten haben müssen, selbst das Wort führen lassen. Nicht jeder Biograph ist einer solchen Entsagung fähig; auch die besten suchen sich nebenbei gar zu gern als Schriftsteller bemerklich zu machen, und manches Wort, manche Redensart wird anscheinend über den Helden zusammengestellt, während es im Grunde nur geschah um den Autor mit zu tragen.

Dadurch nun daß Schomburg eigentlich selbst der Darsteller seines Lebens ist — denn wenigstens neun Behntheile des Werks füllen seine eignen Briefe, — tritt dessen Individualität auch um so schärfer hervor, und um so wahrer mußte das Bild um deswillen werden, weil kein einziges der Documente, welche den Farbenton dazu lieferten, ursprünglich für Deffentlichkeit und allgemeine Mittheilung bestimmt war. Es tritt uns ein Charakter entgegen, wie er, in dieser Zusammensetzung, wohl selten gefunden wird. Denkt man an die bedeutenden Aemter, welche Schomburg bekleidet hat, — Bürgermeister einer Haupt- und Residenzstadt in schwierigen, aufgeregten Zeiten; Präsident einer Ständeversammlung, die ein getrübttes Verhältnis zwischen Unterthanen und Regenten, was sich in hundert Puncten darlegte, auszugleichen hatte, — so wird unwillkürlich gewis mehr als Einer geneigt gewesen sein, sich im Geiste den Mann zwar als einen durchaus braven, rechtlichen und wohlwollen-

den, noch mehr aber als einen solchen Charakter vorzustellen, in welchem der practische Geschäftsmann mit Zurückdrängung aller übrigen Neigungen, Gefühle und Rücksichten merklich überwiegend gewesen sein müsse. Ein solches Bild würde aber entschieden falsch sein.

Schomburg war geboren am 11. Oct. 1791, und verlebte seine ersten Jahre in kleineren hessischen Landstädtchen, die ihren Bewohnern zugleich alle Reize des Landlebens bieten. Schon in seinen früheren Knabenjahren zeigte sich bei ihm eine leichte Anlage zur Schwärmerei; dies äußerte sich in einem stillen beschaulichen Wesen, was es liebte sich in sich selbst zurückzuziehen, oder ernster und feierlicher über solche Eindrücke zu reden, die der Knabe sonst weniger beachtet, oder sich doch nicht in anderm Tone darüber mittheilt, wie über alle täglichen Erlebnisse. Dieser süße Hang wächst in der Regel mit den Jahren und wird dann oft in seiner Frucht dem, der ihn pflegt, giftig. Ein solches Gemüth wird sich bald Ideale schaffen, an denen es hängt, und eine Vergleichung derselben mit irdischen Zuständen kann nicht ausbleiben. Schrofne Abstände sind dann die Resultate, und Grübeln, warum es so sei, die nächste Folge. Dann entsteht Zerrissenheit im Innern, und wenn auch nicht immer aus dem Idealisten ein vollkommener Zweifler wird, so wächst doch in der Regel von Tage zu Tage seine Unzufriedenheit und der Widerwille, sich practisch in das Getriebe der tief unter seinem Horizonte liegenden menschlichen Verhältnisse einzumischen; — bald vermag er es nicht mehr auch wenn er wollte, denn was erst nur Vernachlässigung war, rächt sich selbst und wird wahre Unfähigkeit. Schon so wird der, welcher nirgend hier auf dieser Erde zu Hause ist, sich allenthalben und in jeder Lage unglücklich fühlen; am schnellsten und am fürchterlichsten nur vollendet

sich sein Schicksal, wenn jener Hang zur Schwärmererei auf das Feld der Religion übertragen wird, was doch, wenn er überhaupt vorhanden ist, wohl nicht ausbleiben kann! Wir finden es nicht in statistischen Angaben, wie viele Tausende alljährlich also untergehen!

Der beste Beweis für den ungewöhnlichen Charakter Schomburgs ist, daß er, obwohl anscheinend in seinem Innern alle Anlagen vorhanden waren jene Stufenleiter durchzumachen, sich nie hat von solchen Neigungen beherrschen lassen, die ihn hindern konnten, der zugänglichste und hingebendste Mensch unter Menschen zu sein. Wir finden in seinen Briefen wohl oft jene allgemeine Unzufriedenheit, die rein aus dem Innern kommt, und über die man sich keine Auskunft geben kann, weil sie nicht durch äußere Umstände bedingt ist; oder jenen Hang zur idealen Anschauung und Mittheilung; oder endlich auch die Gewißheit, daß er oft im Innern lange über die Verbindung des Irdischen mit dem Göttlichen, über Vorsehung und Weltregierung u. dgl., nachdachte. Aber es sind auch nur Anflänge davon, und die glücklichsten Familien- und Freundschaftsverbindungen beweisen es, daß seine Gedanken und Neigungen nie dieser Welt entfremdet wurden. So dient Alles das, was sich in Schomburgs Charakter vom Idealisten findet, nur dazu, um ihn noch liebenswürdiger zu machen, und um ihn hoch über so viele Geschäftsmänner zu heben, die gar zu leicht durch ihre täglich wiederkehrenden Geschäfte einer nüchternen Pedanterie verfallen, oder Erholung in den materiellsten Genüssen suchen.

Aber neben jenen Neigungen zog Schomburg das practische Leben nicht weniger an, und stets war er wach, wenn dieses Anforderungen an ihn stellte. Selten sind wohl bürgerliche Verhältnisse und wechselseitige Beziehungen der verschiedenen Stände im Staate so billig beurtheilt, wie von Schomburg, und selten

werden wir wohl einen Charakter finden, der mit sich über das so klar und einig war, was er in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen nach Recht und Pflicht zu thun habe! Einen fortlaufenden Beleg hierzu liefert vorzüglich die Correspondenz seit 1822, dem Jahre, wo ihm das Bürgermeisteramt der Stadt Cassel angetragen wurde. Mit der größten Gewissenhaftigkeit unterrichtete er sich zuvor über alle die Zustände, welche dieselbe historisch durchgemacht, so wie über die Rechte, die folgewise daraus geflossen waren. Das Ergebnis verglich er dann mit der Gegenwart, und daraus bildete er sich endlich die Ansicht eines Ziels für seine Verpflichtungen in seiner neuen Stellung, die er nie verändert hat, und der er von Anfang an mit ununterbrochener Ausdauer in allen Verwickelungen seines bewegten Lebens gefolgt ist. Wir bedauern nur, daß es unmöglich ist, in diesen Blättern Auszüge aus den Briefen zu geben, welche diesen Punct näher erörtern.

Die uns mitgetheilten Briefe Schomburgs sind entweder gerichtet an Mitglieder seiner Familie, oder an den Gutsbesitzer Ferdinand Breithaupt, mit welchem er von den frühesten Jugendjahren an durch eine seltene Freundschaft verbunden war. Derselbe mußte auch Schomburg, als er zum Besuche bei ihm in Mihla war, am 4. Julius 1840 die Augen zudrücken.

Wir können das Buch in jeder Hinsicht als ein bedeutendes empfehlen. Da sich Schomburg über so manche Verhältnisse ausspricht, welche zu den Tagesfragen gehören, und Mittheilungen darüber aus dem reichen Schatze seiner practischen Erfahrungen macht, z. B. über Jugendunterricht, Volksschulen überhaupt und deren Leitung, Gemeindeverfassung und Verwaltung von Gemeindegütern, milden Stiftungen, ständische Verhältnisse u. dgl. — so wird auch der, welcher nur Belehrung sucht, von dem angezeigten Werke nicht ohne die größte Anerkennung scheiden.

G ö t t i n g i s c h e g e l e h r t e A n z e i g e n

unter der Aufsicht
der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften.

208. Stück.

Den 29. December 1845.

P r a g.

Verlag von Friedrich Ehrlich 1845. Vergleichend anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere. Von Joseph Hyrtl, Dr. der M. u. Ch., Prof. der An. an der Univ. zu Prag u. s. w. 139 Seiten in Folio. M. 9 Kpfert.

Auß frühern Mittheilungen unsers Verfs war es schon bekannt, wie derselbe seine anatomische Thätigkeit auch den Gehörwerkzeugen zugewandt habe und namentlich in den letztern Jahren sich mit der Anfertigung und dem Studium von Labyrinthausgüssen beschäftigte, welche eine reiche Frucht verhießen. In der That war es wohl sehr zu wünschen, daß Anatomie und Physik sich hier einmal zu begegnen versuchten, und Hyrtl's Untersuchungen sind ein Schritt, mit welchem die Anatomie der Physik entgegen kommt. Wie bald es der Physik möglich sein wird, sich des Stoffes in ihrer Weise zu bemächtigen? läßt sich nicht sagen. Hier haben wir die genauen Formen der von Kno-

chen umgebenen Höhlen, welche von so bedeutender Wirkung auf Brechung, Leitung, Concentration u. s. w. der Schallwellen sein müssen, aus deren Einrichtung wir die Möglichkeit der Perception nicht bloß eines Tones, sondern mehrerer neben einander, und nicht bloß der Höhe und Tiefe derselben, sondern auch ihres Timbre begreifen sollen. Wir haben hier Beobachtungen, Messungen über diese Höhlen bei einer bedeutenden Anzahl von Thieren, und der Verf. hat die Injectionsmethode so vervollkommenet, daß er diese Kenntniß leicht noch weiter ausdehnen kann.

Doch beschränken sich die Mittheilungen des Vfs durchaus nicht auf diesen Theil der Gehörwerkzeuge, sondern wir erhalten in den drei Abtheilungen des Werkes auch eine große Masse von Beobachtungen über die Paukenhöhle und die Gehörknöchelchen.

Eines Auszuges sind dieselben nicht fähig, überall gedrängte, doch deutliche anatomische Beschreibung nebst schönen Abbildungen. Bei der Paukenhöhle kommen zur Sprache die Knochen, welche zu ihrer Bildung beitragen, die Anhangshöhlen, die Formen der Wandungen, die Blutgefäße u. s. w., und der Verf. beschränkt sich darauf, dasjenige mitzutheilen, was ihn seine Untersuchungen zuerst gelehrt haben, von Andern noch nicht beschrieben war. In einzelnen §§. kommen die Beobachtungen über die Trommelhöhle der Affen, Lori und Maki, Chiropteren, Insectivoren, Carnivoren und Palmipedia, Ruminanten und Solipeden, Pachydermen, Beutler, Rager, über Paukenblase und accessorisches Paukenfell der Springmäuse, Paukenhöhle der Edentaten und Cetaceen. Bei Lemur macao und albifrons fand sich die eigenthümliche Einrichtung, daß der Annulus tympani die Bulla

ossea gar nicht berührt, sondern, am Schläfenbein angewachsen, frei in die Blase hineinragt. Bei *Chrysochloris* das einzige Beispiel einer Communication der Trommelhöhlen unter einander, indem beide mit der Höhle des Keilbeinkörpers zusammenhängen.

In einem besondern §. ist von Osteophyten der Paukenhöhle die Rede, welche so regelmäßig, selbst in ihrer Stellung, bei gewissen Thieren vorkommen, daß man sie als normal betrachten muß. Sie fangen schon im ersten Lebensjahre an sich zu bilden, sind u. a. bedeutend beim Löwen, klein beim Tiger, fehlen bei mehreren andern Felis. — Pampashase. *Bathyergus*. — Von sehr auffallender Bildung bei der Giraffe.

§. 15. Blutgefäße der Paukenhöhle. Steigbügelarterie. Das Vorkommen eines kleinen Gefäßes zwischen den Schenkeln des Steigbügels ist sehr allgemein, aber bei manchen Thieren ist es sehr klein. Beschreibung seiner Verbindungen beim Menschen, wo Hyrtl schon früher einige Male ein etwas stärkeres Gefäß fand. (Vgl. österr. med. Jahrb. N. Folge. Bd. 11. St. 3.). Eine eigentliche Carotis, wie Otto wollte, ist dieses Gefäß nirgends, auch wo es sehr entwickelt vorkommt. Bei *Plecotus auritus* ist es unter andern ein Zweig der Carotis, welcher in eine ethmoidalis und eine meningeae zerfällt und den erstern Ast durch den Stapes sendet. Beim Igel spaltet sich eine sogenannte Carotis interna dicht am Stapes in einen starken und schwachen Ast, deren ersterer durch den Stapes läuft. Aber der kleinere verhält sich als Carotis interna, während der größere einen Theil des Gebietes der Carotis externa usurpiert. — Andere Insectivoren. — Nager.

Ueber Verhältnisse, welche die Schalleitung durch

die Luft der Trommelhöhle auf das Schneckenfenster beeinträchtigen: Kleinheit und Richtung desselben, Richtung namentlich gegen eine mehr oder weniger von der eigentlichen Trommelhöhle getrennte Höhle.

Eine Rivinische Oeffnung des Trommelfelles existiere weder im Menschen noch irgend einem Säugethiere.

Gehörknöchelchen. Zahl und Verschmelzungen derselben. Verschmelzung von Hammer und Ambos z. B. sehr stark bei Bathyergus. Bei Echidna. — Ambos und Stapes: Edentaten, Muntjac, Tapir. — Stapes und Fenestra: nur bei Cetaceen. — Der eigenthümliche Knochen, welcher nach Rudolphi bei Chrysochloris am Hammer sitzen sollte, ist bloß das unmäßig lange Caput mallei. Formen des Malleus. Bestätigung von Hagenbach's besonderem mit dem Hammer der Säugethiere in Verbindung stehenden Knöchelchen, welches bei manchen einheimischen Thieren in der Jugend erkennbar ist und den process. Folii mit dem Paukenbeine verbindet. — Der Hammer sitzt in einer Spalte der mittlern Lamelle des Trommelfelles. Vervollständigung des Annul. tymp. durch den langen Fortsatz des Hammers in verschiedenen Graden. — Incus. — Stapes; mit einem besondern §. über seine Mißbildungen, wobei schöne Beiträge zu den Mißbildungen des Gehörorgans überhaupt geliefert, auch gleichzeitige Monstrositäten des Gefäßsystemes beschrieben werden. Morphologisch wichtig, als Andeutung der Abstammung des Stapes, könnte es sein, daß derselbe, bei einer Verschließung des Fensters hier gar nicht mit dem Felsenbeine zusammenhing, aber durch einen Fortsatz der hintern Trommelhöhlenwand an dieser befestigt war. Bei einem Kalbe

war die Platte des Stapes an den hintern Umfang des Fensters angewachsen, und der hintere Schenkel, ohne Verbindung mit ihr, hier ebenfalls an das Felsenbein befestigt.

Labyrinth. Hyrtl besitzt 183 Präparate aus allen Säugethiergenera. Nachträge zu seiner Injectionsmethode. Varietäten des Labyrinthes beim Menschen. Altersverschiedenheiten. — Drei Canäle haben alle Säugethiere. — Die menschlichen Canales semicirculares sind verhältnißmäßig zu ihrer Länge die weitesten. — Die absolut stärksten hat der Elephant, die relativ zur Körpergröße stärksten Igel und Blindmaus, die schwächsten Walfische. Die Phokken ohne äußere Ohren haben sie sehr entwickelt, die Otarien klein. Aber in andern Fällen finden sie sich gleich entwickelt bei Species eines Genus, deren eine sehr große, deren andere kleine Ohren hat. Die pflanzenfressenden Wale haben sie viel bedeutender als die echten. — Anschwellungen in den Canälen. — Formen ihres Querschnittes; weichen z. B. sehr von der Cirkelform ab bei einem Canale des Walros und dem gemeinschaftlichen Stücke des oberen und hinteren Canales von Hippopotamus, Elephas, Rhinoceros, so daß der Querschnitt eine dünne Spalte darstellt. — Die Messungen sind mit einem sehr feinen Meßcirkel angestellt worden. — Große Verschiedenheit in der Art der Curven und ihren Amplituden. Seitliche Biegungen. — Die Winkel, unter welchen die Ebenen, in welchen die einzelnen Canäle liegen, einander schneiden, sind nicht constant. Der Winkel zwischen der Ebene des oberen und hinteren Canales variiert bei verschiedenen Thieren von 80° bis 140° . Andere Verschiedenheiten der relativen Lagerung: Herabsteigen des äußeren Ganges im

Verhältniß zum hinteren, namentlich bei *Felis Leo* u. s. w. — Ueberall hat jeder Schenkel am einen Ende eine Ampulle, am andern nicht. Die Ampullen sind relativ größer bei feinen Canälen. Die Ampullen liegen überall an denselben Schenkeln der Bogengänge; sie sind unter sich meist fast gleich groß.

Schnecke. Größe. Zahl der Windungen durch ein eigenes Instrument gemessen, so daß die Zahl der ganzen Windungen genannt und dann die Amplitudo des Nestes in Graden ausgedrückt wird. So ist die Schnecke von *Coelogenys Paca* viermahl $+ 309^{\circ}$, die von *Manatus* einmahl $+ 143^{\circ}$ gewunden. Die unvollkommenen Schnecken von *Ornithorhynchus* und *Echidna* nur um 85° und 190° . *Echidna* ist das einzige Säugethier, dem das Schneckenfenster fehlt; der Elephant hat es. — Größenverhältnisse der Windungen unter einander. — Höhe und Richtung der Axe. — Verhältnisse der Scala untereinander. — Anheftungsweise der *Lamina spiralis*; beim menschlichen Embryo. — Die *Aquaeductus* enthalten stets Venen. — *Vestibulum*. — Physiologische Bemerkungen.

Die Ausstattung des Werkes darf man schön nennen. Bergmann.

G e n f,

bei C. Carey, editeur, und Kessmann, libraire 1843. *Lexicon Thucydideum*, confecit E. A. Bétant, Genevensis. Vol. I. A — Θ. IV und 470 Seiten in Octav.

Da Ref. annehmen darf, daß dieses Unternehmen bisher dem größeren Theile des deutschen Publicums eben so wenig wie ihm selbst bekannt geworden ist, so will er sich durch die zwei Jahre, die zwischen seinem Datum und dem heutigen liegen,

nicht abhalten lassen, darauf aufmerksam zu machen, obgleich ein so langer Zwischenraum für die endliche Vollendung, ohne welche ein Wörterbuch nur geringen Werth hat, eine schlechte Gewähr leistet. Aber die Arbeit, an welcher der Zueignung zufolge auch unserem gelehrten Landsmanne Poppo einiges Verdienst gebührt, ist gut und sorgfältig; die Stellen, wo jedes Wort vorkommt, im Zusammenhange mitgetheilt, und die einzelnen Bedeutungen mit Geschick abgestuft; ja, wo etwas darauf ankommt, auch die verschiedenen Constructionen desselben Wortes geschieden, wie z. B. unter ἐλπίζω: sperare, exspectare a) cum fut. infinitivi, b) cum aoristo sequ. ἄν, c) cum aor. sine ἄν, d) cum praesente, e) cum perfecto — cum relativo, ita ut infin. e prioribus repetatur — cum simpl. acc. sperare — item cum dat. confidere — pass. sperari u. s. w. Auch daß die gewöhnlichsten Partikeln, wie γάρ, γέ, δέ, δὲ nicht aufgenommen sind, wollen wir nicht misbilligen, wenn gleich der Grund, welchen der Verf. dafür in der Vorrede angibt, uns bei der Schwerfälligkeit seines Stils nicht ganz klar geworden ist: si articulos, pronomina, particulas quasdam, quoties occurrunt, huc addidissem, hic non fuisset Thucydideorum vocabulorum significationem continens liber, sed verius Thucydidea verborum conjungendorum ratio; neque id mihi in proposito fuit; nam non intelligo quomodo possit ad ordinem literarum σύνταξιν disponi — soll denn ein solches Lexikon ein Hilfsbuch zum Verständnis einzelner Wörter, oder nicht vielmehr eine vollständige Uebersicht des bei einem bestimmten Schriftsteller niedergelegten Sprachschazes sein? Doch wie gesagt, einzelne Wörter von ganz allgemeinem und immer wiederkehrendem Gebrauche kön-

nen immerhin fehlen, wenn nur bestimmt angegeben ist, welche der Verf. ausgelassen hat, so daß man wenigstens darauf rechnen kann, alle übrigen mit allen ihren Stellen zu finden; sollen wir etwas rügen, so ist es vielmehr dieses, daß manche specielle Ausdrücke fehlen, die, wenn sie auch in den gangbaren Texten nicht vorkommen, doch als Varianten zu berücksichtigen gewesen wären, ja wohl gar von alten Grammatikern ausdrücklich als thucydideisch erwähnt sind. Daß wir damit keine Forderung stellen, die dem Maßstabe des Verfs fremd wäre, zeigt, daß er selbst bei vielen seiner einzelnen Beispiele die abweichenden Lesarten in Klammern beigefügt hat; so p. 264 zu VIII. 102: *διώκοντες*, vulgo *διώκειν*, oder p. 404 zu VI. 32: *ἐπέκεστο*, nonnulli codd. *ἐπέκεστο*: aber warum fehlt nun z. B. aus IV. 92 *ἀναγώνιστος*, was wenigstens als Vulgatlesart statt *ἀν-ανταγώνιστος* in vielen Ausgaben steht? oder gar *ἀνακοινῶσαι* und *ἀναχοῆσθαι*, von welchen ersteres Moeris p. 20, letzteres Suidas I, p. 202 aus Thucydides citiert, wenn gleich ihre Spur aus unseren Handschriften verschwunden ist? Oder entschlösse sich der Verf. vielleicht am Schlusse des Ganzen nach Art des Drellischen Glossarium Platonium eine allgemeine Zusammenstellung aller aus Thucydides bei alten Grammatikern erwähnten und erklärten Wörter zu geben, worauf er demahlen überall keine Rücksicht genommen hat? Das wäre jedenfalls sehr erwünscht und würde leicht auch manchen Käufer anlocken, der sonst eine Arbeit, wie die hier vorliegende, lieber selbst macht, als für jeden der drei oder vier Bände, deren es zur Vollendung des Ganzen bedürfen wird, fünf Thaler bezahlt.

K. Fr. H.

öttingische Anzeigen von gelehrten Sachen

volume: 1845

by unknown author

Göttingen; 1845

Terms and Conditions

The Goettingen State and University Library provides access to digitized documents strictly

for noncommercial educational, research and private purposes and makes no warranty with

regard to their use for other purposes. Some of our collections are protected by copyright.

Publication and/or broadcast in any form (including electronic) requires prior written permission from the Goettingen State- and University Library.

Each copy of any part of this document must contain there Terms and Conditions. With the

usage of the library's online system to access or download a digitized document you accept

there Terms and Conditions.

Reproductions of material on the web site may not be made for or donated to other repositories, nor may be further reproduced without written permission from the Goettingen

State- and University Library

For reproduction requests and permissions, please contact us. If citing materials, please give proper attribution of the source.

Contact:

Niedersaechsische Staats- und Universitaetsbibliothek

Digitalisierungszentrum

37070 Goettingen

Germany

Email: gdz@sub.uni-goettingen.de

Register

über die

Göttingischen gelehrten Anzeigen

vom Jahre 1845.

Erste Abtheilung.

Register

der

Werke und Aufsätze

deren Verfasser sich genannt haben oder bekannt
geworden sind.

Géographie d'Ismaël A bou' l F édâ en arabe
publiée d'après deux manuscrits etc. par Char-
les Schier 599.

Adam, subjective Ansicht üb. die Verhandlungen....
der Forstwirthe (1748).

S. M' Adam, s. Th. Whyte.

Addison on pneumonia and its consequences
(1331).

C. G. Addison, the knights Templars. Second
edit. 1345.

Anm. Nachr. vor den Zahlen verweist auf die Nach-
richten von der G. A. Universität u. s. w. —
In C^o eingeschlossene Zahlen bedeuten, daß die Schrift,
hinter der sie stehen, nicht als einzelnes Buch angezeigt,
sondern in einem größeren Werke zu finden ist.

- G. F. B. **Abelmann**, Untersuchungen über krankhafte Zustände der Oberkieferhöhle 1433. (1832).
- Juan **Agraz**, Dezir de la muerte del conde de Niebla (1543).
- William F. **Ainsworth**, Travels in the Track of the Ten Thousand Greeks; being an Account of the Expedition of Cyrus and of the retreat of the 10000 Greeks 1701.
- George Biddell **Airy**, f. Magnetical and meteorological Observations etc.
- ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΕΥΜΕΝΙΑΕΣ**. Aeschyli Eumenides ad codd. mscr. fidem recognovit et notis maxim. part. crit. instruxit Gulielmus **Linwood**. Acced. . . . C. J. Blomfieldii notae mscr. et alior. selectae 1939.
- Albers**, Fälle von Eclampsia parturientium (1831).
- Antonio **Alcala-Galiano**, f. Romancero castellano.
- Alison u. Gormack** üb. d. Typhus in Schottland von 1843 (1517).
- Lettres du card. d'Amboise, f. Lettres.
- J. R. **Amussat**, Mémoire sur l'anatomie pathologique des tumeurs fibreuses de l'utérus et sur la possibilité d'extirper ces tumeurs etc. 1800.
- Valentin Andreä**, f. Lütcke.
- T. **Arbousset** et F. **Daumas**, relation d'un voyage d'exploration au nord-est de la Colonie du Cap de Bonne-Espérance en 1836. 1421.
- Viscount **D'Archiac** and Edouard de **Verneuil**, on the Fossils of the Older Deposits in the Renish Provinces etc. (147).
- Aristophanes**, f. Scholia Graeca in Aristophanem.

Aristophanis grammatici fragmentum Parisinum illustravit August. Nauck 1319.

Urtt, aphoristische Bemerkungen über einige Augenkrankheiten (330).

Robert Armstrong, the Influence of Climate and other Agents on the human Constitution, with reference to the Causes and Prevention of Disease among Seamen: with observations on fever in general, and an account of the epidemic fever of Jamaica 889.

Joseph Arneth, s. zwölf römische Militärdiplome.

Thomas Arnold, s. Arthur Penrhyn Stanley.

Urppe, über eine merkwürdige Veränderung des Morphins durch Schwefelsäure. Nachr. 108.

George James Aungier, s. Chroniques de London.

Gottfr. Daniel Auwers, erhielt die 4te Classe des Guelfen-Ordens. Nachr. 1.

Robert Alfred Cloyne Austen, on the Geology of the South-east of Devonshire (148).

Babrii fabulae Aesopeae. Carolus Lachmannus et amici emendarunt. Ceterorum poetar. choliambi ab Aug. Meinekio coll. et emend. 1361. B. f. iambicae CXXIII nunc primum editae. Joh. Fr. Boissonade etc. recens., lat. convert., annotavit 1; s. auch: Dübner.

Joh. Christian Felix Bähr, Geschichte der Römischen Literatur. Dritte Ausgabe. Bd. 1. 2, 1230. — Die Entführung der Heidelberger Bibliothek nach Rom im J. 1623. 1599. — Ueber den Ursprung der Vitae excellentium imperatorum (345).

J. Baily, f. Alejandro Marure.

Bannwart, Reichszoll zu Flüelen (1683).

J. C. Cohen von Baren, zur gerichtsarztlichen Lehre von verheimlichter Schwangerschaft, Geburt und dem Tode neugeborner Kinder u. s. w. 1801.

G. H. Barlow, account of observations on patients whose urine was albuminous (1330).

— S. auch: Guy's Hospital Reports.

Oeuvres de Barnave etc. par M. Béranger de la Drome. T. I—IV. 158.

William Barr, Journal of a march from Delhi to Peshâwur and from thence to Cabul, with the mission of . . . C. M. Wade . . . including travels in the Punjâb, a visit to Lahore and a narrative of operations in the Khyber Pass etc. 1983.

L. Barra, topographische und statistische Schilderung von Ahmednuggur (1119).

Barthez et Rilliet, traité clinique et pratique des Maladies des Enfants. T. I—III. (1035).

Bartsch, Geschichte einer Drillingsgeburt (128).

M. Baumgarten, Liturgie und Predigt. Ein theologischer Tractat 473.

Theodor. Carol. Matthaeus von Baumhauer, disputatio literaria, qua examinatur, quam vim Sophistae habuerint Athenis ad aetatis suae disciplinam mores ac studia immutanda 788.

Lewis C. Beck, f. Natural History.

Becker, über den Einfluß des Küstenclimas auf das Gedeihen einiger Holzarten (1748).

Beer, über einige Mittel zur Beförderung des practischen Studiums epidemischer Krankheiten (123). — S. auch: Knolz.

- C. W. Bell, über eine Epidemie in Teheran, im J. 1842 (1224).
- Fr. W. Beneke, Beantwortung der Preisaufgabe: Erklärung der Mißgeburten aus Krankheiten des Embryo, erhält das Accessit. Nachr. 2.
- J. Bennett, s. Th. Horsfield.
- Berchtold, histoire du Canton de Fribourg 513.
- G. L. Berendt, die im Bernstein befindlichen organischen Reste der Vorwelt gesammelt u. s. w. 1ster B. unter dem Tit.: Der Bernstein u. die in ihm befindlichen Pflanzenreste der Vorwelt, bearbeitet von H. R. Goepfert und G. L. Berendt 1770.
- Bérenger de la Drome, s. Oeuvres de Barnave.
- von Berg, die Rothbuchenpflanzung (1748).
- Th. Bergk, s. F. W. Schneidewin.
- von Berlepsch, über den Zustand der Nadelholzforsten in den königl. sächs. Staatswaldungen (1748).
- Kaver Bernet, Beiträge zur Geschichte der Kreuzzüge gegen die Mongolen im 13. Jahrh. (1683).
- Karl Bernhardi, s. Karl Schomburg.
- v. Berres, über Contagien, mit Bezug auf Bulards Theorie von der Pest-Infektion (119).
- Arn. Ad. Berthold, zum Hofrath ernannt. Nachr. 1. — Lehrbuch der Zoologie 233. — Seitliche Zwitterbildung (Hermaphroditismus lateralis) beim Menschen (1309). — Vorlesung über verschiedene neue oder seltene Reptilien aus Neu-Granada und Crustaceen aus China. Nachr. 37. — Vorles. über den Heerwurm oder Wurmdrachen, welcher aus den Maden der Trauermücke . . . besteht. Nachr. 65.
- Bernardino Bertini, Idrologia minerale, ossia Descrizione di tutte le Sorgenti d'acque mi-

nerali note sinora negli Stati del Re di Sardegna II. ediz. 1797.

Wilh. Beste, Dr Martin Luther's Glaubenslehre 1823.

E. A. Bétant, Lexicon Thucydideum. Vol. I. 2086.

Comte Beugnot, f. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.

E. L. Birkett, f. Guy's Hospital Reports.

F. H. G. Birnbaum, Zeichenlehre der Geburtshülfe nach den Ergebnissen der Exploration 1596.

— Die Veränderungen des Scheidentheils und des untern Abschnittes der Gebärmutter in den letzten Monaten der Schwangerschaft 1598.

Blanqui, voyage en Bulgarie pendant l'année 1841. 1311.

Blazina, über Bildung der Gelenkmäuse (330).

Blosfeld, über einen seltenen Fall von plötzlichem Tode (1029).

Bloxam, Fall von Verschwärung der Vena jugularis, welche mit einem Absceß communicierte (1223).

Joh. Jac. Blumer, das Thal Glarus unter Seckingen und Desterreich und seine Befreiung (1272).

C(lement) A(ugustus) de Bode, travels in Lúristán and Arabistán. Vol. I. II. 2050.

Boeneck, Beschreibung der Pariser Heilanstalten u. Curmethoden für Venerische (1029).

Joh. Friedrich Böhmer, f. Regesta Imperii etc.

Joh. Fr. Boissonade, f. Babrii fabul. iamb.

F. Boll, über die Volkssprache der nordwestlichen Slavenstämme (374. 375).

Bonnafont, Géographie médicale d'Alger et de ses environs 545.

John Booth, ein Gedicht (1748).

Simon Le Boucq, histoire ecclésiastique de la ville et comté de Valentienne. Publiée et précédée d'une notice historique et bibliographique sur l'auteur par Arthur Dinaux 1623.

J. S. Bowerbank, on the London and Plastic Clay Formations of the Isle of Wight (142). — On the Siliceous Bodies of the Chalk, Greensands and Oolites (143).

John Eddowes Bowman, Notes on a small Patch of Silurian Rocks to the West of Abergele on the Northern Coast of Denbighshire (143).

B. Brach, Chirurgia forensis specialis oder gerichtsarztliche Beurtheilung der an den verschiedenen Theilen des menschl. Körpers vorkommenden Verletzungen 1865.

Carl Briegleb zum ordentlichen Professor in der juristischen Facultät ernannt 881.

B. C. Brodie, Fall, wo ein fremder Körper im rechten Bronchus saß (1224).

C. Broussais, über die méningites cérébro-spinales in franzöf. Garnisonen in den J. 1837—1842 (1030).

Brown, Forbes, Hunter, Berichte über die Krankheiten unter verschiedenen Regimentern der Garnisonen des westlichen Indiens (1119).

Rob. Brown, s. Th. Horsfield.

F. H. Browne, s. Guy's Hospital Reports.

John Bruce, s. Correspondence of Rob. Dudley.

Anton Theobald Brück, das Bad Driburg in seinen Heilwirkungen dargestellt für practische Aerzte 552.

John Buddle, on Subsidences produced by working Beds of Coal (142). — On the Great

Fault called the Horse in the Forest of Dean Coal-Field (144).

Buffon, s. P. Flourens.

Bunsen, die Verfassung der Kirche der Zukunft. Practische Erläuterungen zu dem Briefwechsel üb. die deutsche Kirche, das Episcopat in Jerusalem 2023.

Joh. Rud. Burckhardt, s. lat. Statut der deutschen Colonien u.

Frederick Burr, Sketch of the Geology of Aden, on the Coast of Arabia (149).

D. W. S. Busch, das Geschlechtsleben des Weibes in physiologischer, pathologischer und therapeutischer Hinsicht. Fünfter B. 1110.

Mois Businger, historisch dramatischer Sonetten-Cyclus über die wichtigsten Momente der Vorzeit 703.

Albert-Camesina, s. zwölf römische Militärdiplome.

Canstatt, Pathologie (1032).

Canzler, Fall einer geheilten Pleuresie (1516).

Capefigue, Louis XV. et la société du XVIIIe siècle. T. I—IV. 811.

Sinnius Capito, s. Martin Herz.

C. G. Carus, vom gegenwärtigen Stande der wissenschaftlich begründeten Cranioscopie 825.

Georg Cassander, das Zeitalter Hildebrands (Gregors VII.) für u. gegen ihn 1039.

Salvador Bermudez de Castro, Antonio Perez. Estudios historicos 740.

S. Cavallari, s. Sartorius v. Waltershausen.

Cejka, Sforbut-Epidemie im Provinzialstrafhause zu Prag im Monat Mai u. Junius 1843 (328).

Κωνσταντίνου Ἀλ. Χαντσερῆ Ἑλληνικὸς νέος Παρνασσὸς ἢ ἀπάνθισμα τῶν ἐκλεκτοτέρων ποιήσεων τῆς ἀναγεννηθείσης Ἑλλάδος 1001.

Chapman, the more important diseases of the thoracic and abdominal viscera (1832).

Fr. v. Charrière, über den Ursprung u. f. w. des Klosters Romainmotier (1355).

Chassinal, Études (1517).

Michel Chevalier, l'Isthme de Panama, Examen historique et géographique des différentes directions suivant lesquelles on pourrait le percer etc. 1886.

N. Chevers, inquiry into certain of the causes of death after injuries and surgical operations in London hospitals (1324).

J. Cheyne über partiellē Irresein (1031).

M. Chodnew, Oligoflas aus Finnland (1391).

Cicero, Briefwechsel mit M. Brutus, f. C. Fr. Hermann.

D. Clayton, über eine hysterische Affection des Stimmapparates (1223).

J. Clendinning, über die arzneilichen Wirkungen der indischen Cannabis sativa (1223).

Cloyne-Austen, f. unter A.

E. Cock, f. Guy's Hospital Reports.

Colbert, Briefwechsel (1579).

J. P. Collier, f. Alex. Dyce.

Comarmond, über die Begräbnisarten der alten und neuen Völker (342). — Ueber das Alter der Conglomerate in den Flußbetten oder Anschwemmungen des südlichen Frankreichs (342).

Condie, Kinderkrankheiten (1832).

J. W. H. Conradi, über das medicinisch-klinische Institut in dem akademischen Hospitale zu Göttingen und die damit verbundene ambulator-

rische Klinik 81. — Ueber die in des Hippokrates Büchern von epidemischen Krankheiten geschilderten Fieber mit besonderer Rücksicht auf die von Litré geäußerte Meinung von denselben (1309). — Vorlesung: Bemerkungen über die Werlhofsche Blutsfleckenkrankheit und Willan's Purpura urticans. Nachr. 113.

Cormack, s. Alison.

Otto von Corvin = Wiersbicki, Taschenbuch für Jäger und Naturfreunde 1401.

W. Cotta, über die Entwicklung des Taxationswesens in Sachsen (1748).

Crahay, mémoire sur les oscillations diurnes du baromètre (1664).

Paul de Croonendael, Etat ancien du comté de Namur (232).

W. Crowfoot, Verschwärung der Lungenarterie bei einem Lungenabsceß (1223).

Ezermak, über die Saftbewegung in den Pflanzenzellen (118). — Ueber den Biß giftiger Schlangen (126).

J. Dalrymple, über die sog. Verknochung von Balggeschwülsten (1224).

Charles Darwin, on the Distribution of the Erratic Boulders and on the Contemporaneous Unstratified Deposits of South America (148).

G. B. Depping, s. Romancero castellano. Derke, Verfahren bei dem Borfen des Eichenholzes im Reviere Braunrode (1749).

Diego de Castillo, Vision sobre la muerte del rey Don Alfonso (1542).

Franz Ed. Christ. Dietrich, altnordisches Lesebuch etc. 38.

Arthur Dinaux, s. Simon Le Boucq.

Dionis Chrysostomi opera graece. E recens.
Ad. Emperii 1721.

Dlaugh, über Endocarditis mit Bezugnahme auf einen Fall von Entzündung der halbmondförmigen Klappen der Arteria pulmonalis (126).

Freih. von Dobeneck, systematische Zusammenstellung der geltenden allgemeinen Bestimmungen für die protestantische Kirche im Königreiche Bayern 271.

Dobler, Schilderung der Abdominal-Typhus Epidemien vom J. 1838 in Wien (125).

Bérenger de la Drome, s. Barnave.

Viro venerab. etc. Friderico Jacobs annos octoginta etc. transactos gratulatur Frider. Dübner. Insunt animadversiones criticae de Babrii *μυθίαμβοις* I. — G. auch: Scholia Graeca in Aristophanem.

Ducpetiaux, de la mortalité à Bruxelles (1833)

Correspondence of Robert Dudley, earl of Leicester, during his government of the Low Countries in the years 1585. 1586. Edited by John Bruce 1537.

H. Duncan, über die warmen Quellen im Konkan (1118).

Martin von Dunin, s. F. Pohl.

St. Clair Duport, de la Production des Métaux précieux au Mexique, considérée dans ses Rapports avec la Géologie, la Métallurgie et l'Economie politique 1441.

Alex. Dyce, Remarks on Mr. J. P. Collier's and Mr. C. Knight's Editions of Shakespeare 1852.

G. Ehrenberg, s. G. Rose.

Karl Eichhoff, s. Nic. Gottfr. Eichhoff.

Nicol. Gottfr. Eichhoff, kurze Selbstbiographie
... herausgeg. von Dr Karl Eichhoff 1795.

Eichhorn, Notizen über die Cholera (1830).

Sir Henry Ellis, s. Three books of Polydore
Vergil's engl. hist.

Wilh. Elster, Charakteristik Heinrichs des Jün-
gern, Herzogs zu Braunschweig und Lüneburg
1612.

Ludw. Emerichy, Beantwortung der Preisauf-
gabe über den Satz Fichte's: 'wer nach Aucto-
rität handelt, handelt gewissenlos', erhält den
Preis. Nachr. 2.

Ebenezer Emmons, s. Natural History.

Adolphus Emperius, s. Dionis Chrysost.
opera.

Th. Chr. Fr. Enslin, alphabet. Verzeichniß der
in ält. u. neuerer Zeit, insbes. vom J. 1750—
1823 in Deutschland im Forst- u. Jagdwesen,
in der Fischerei und im Vogelfange herausgeg.
Schriften 1139.

J. C. Erichsen, über congestive Pneumonie nach
chirurgischen Operationen, Krankheiten u. Ver-
letzungen (1222).

Heinr. Escher, über das Verhältnis von Zofingen
zu dem Grafen zu Froburg (1280).

Marc d'Espine, de la mortalité génèvoise (1833).

Eusebii Pamphili episc. Caesar. eclogae pro-
pheticae. E cod. mscr. bibl. Caesar. Vindob.
nunc prim. edid. Thomas Gaisford etc.
33. — *ΕΥΣΕΒΙΟΥ ΤΟΥ ΠΑΜΦΙΛΟΥ*
ΕΥΑΓΓΕΛΙΚΗΣ ΠΡΟΠΑΡΑΣΚΕΤΗΣ
ΛΟΓΟΙ ΙΕ. Eusebii Pamphili evangeli-
cae praeparationis libri XV. Ad codd. mss.
recens. Thomas Gaisford. IV TT. 641.

Eydoux et Souleyet, Voyage autour du

Monde exécuté pendant les années 1836 et 1837 sur la Corvette la Bonite commandée par M. Vaillant Capit. de Vaisseau. Zoologie. T. I. P. I. 837.

Fallot, études cliniques (1030).

Fargeaud, note sur les anciennes températures terrestres (341). — L'ancienne et la nouvelle horloge astronomique de la cathédrale de Strasbourg (341).

v. Feuchtersleben, die Krankheitsconstitution Wiens im J. 1840 (122). — Die Frage vom Versehen der Schwangeren (128). — Der Krankheitscharakter des Jahres 1841 in Wien (130).

Champollion Figeac, s. Documents historiques etc.

Flechner, Geschichte einer Arsenikvergiftung u. s. w. (133).

Fleckle, 2 Fälle von Pancreatitis chronica (1829).

P. Flourens, Buffon. Histoire de ses travaux et de ses idées 677.

Gustavus Flügel, s. Haji Khalfa.

Folwarczyn, über die auf der 2ten Abtheilung des allgemeinen Krankenhauses im J. 1836 beobachtete Abdominal-Typhus-Epidemie (125).

Petrus Fontein, disputatio historico-antiquaria de provinciis Romanorum 1196.

Forbes, s. Brown.

George Forchhammer, a Letter etc. on some Changes of Level which have taken place in Denmark during the present period (141).

Carl Eduard Förstemann, s. Mart. Luthers Tischreden.

Descriptiones animalium, quas in itinere ad maris australis terras per annos 1772, 1773 et

- 1774 suscepto collegit, observavit et delineavit Joannes Reinoldus Forster. Nunc demum etc. curante Henrico Lichtenstein 760.
- Wilhelm Francke, erhielt die 4te Classe des Kön. Guelfen-Ordens. Nachr. 1.
- Jos. Franz S. Frank, der Augenglanz, ein Beitrag zur Diagnostik (126).
- Frankel, Skizzen über einige Irrenanstalten zu Paris (130).
- Fr. Th. Frank, der Rationalismus, seine Berechtigung und Bedeutung in der protestantisch-evangelischen Kirche überhaupt und insbesondere in der vereinigten Kirche der Pfalz. Eine durch das dritte Sendschreiben des Hrn Hofr. Dr Fr. Thiersch veranlaßte Erörterung 1037.
- A. A. Frari, della Peste et della publica amministrazione sanitaria 559.
- Joannes Frei, quaestiones Protagoreae 1561.
- H. Frey, zur Entwicklungsgeschichte des gemeinen Blutegels (Hirudo vulg. Nephelis vulg. Sav.) 273. — Ueber die Entwicklung der Gehörwerkzeuge der Mollusken 286.
- H. U. Frogley, zwei Fälle von Osteosarcom des Schenkels (1223).
- Fuchs, über die Vortheile, welche der griechischen und lateinischen Sprache aus der vergleichenden Sprachkunde erwachsen sind (343).
- Conr. Heinr. Fuchs, zum Hofrath ernannt. Nachr. 1.
- Wilh. Fuchs, die Venetianer Alpen. Ein Beitrag zur Kenntniß der Hochgebirge 1171.

Paul Gaimard, s. Xavier Marmier.

Thomas Gaisford, s. Eusebius.

Alcala-Galiano, s. Romancero castellano.

- Galileo Galilei, Opere. Prima edizione completa, condotta sugli autentici manoscritti palatini 1041.
- Agénor de Gasparin, intérêts généraux du protestantisme français 433.
- E. - H. Gaullieur, Etrennes nationales, faisant suite au Conservateur suisse, ou Mélanges helvétiques d'histoire, de biographie et de bibliographie 1415.
- G. Fr. Gauß, zum Geheimen Hofrath ernannt. Nachr. I. — Untersuchungen über Gegenstände der höheren Geodäsie (1310).
- Claudio Gay, Historia fisica y politica de Chile segun documentos etc. T. I. Historia 188.
- Otto von Gerlach, s. Martin Luthers Werke.
- Gibson, Skizze der Provinz Guzerat (1118). — Ueber Vegetation, Volk u. Krankheiten im Decan (1119).
- Joh. Carl Ludw. Gieseler, erhielt die 4te Classe des Kön. Guelphen-Ordens. Nachr. I.
- J. Gilder, s. Th. Whyte.
- Fréd. de Gingins-La-Sarraz, développement de l'indépendance du Haut-Vallais et conquête du Bas-Vallais (1278). — Ueber die deutschen Ansiedelungen in Piémont und die Strasse über den Simplon (1279). — La Trêve de Dieu dans la Transjurane (1279). — Bericht über das zu Romainmotier entdeckte Grabdenkmahl aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrh. (1353). — Ueber den Ursprung des Klosters Romainmotier (1353). — Vorerinnerung zu dem von ihm herausgegebenen Chartular (1353).
- W. G. Gladstone, der Staat in seinem Verhältnis zur Kirche. Nach der 4ten Auflage des Originals. Eingeführt durch Dr A. Tholuck. Uebers. von Jul. Treubert 1985.

G. R. Gleig, Memoirs of the Life of Warren Hastings, First Governor General of Bengal 536.

Glöckler, s. Voigt.

Rob. Gluk-Bloßheim, s. Charles Monnard.

H. R. Goepfert, s. G. L. Berendt.

Dr G. W. B. Goldschmidt zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt 177.

Carl August Gosselman, Resor i Södra-Amerika, åren 1836, 1837 och 1838. Första Delen 832.

Göthe's älteste Liedersammlung, s. L. Tieck.

v. Gözsy, über Anzeigen und Gegenanzeigen zu Dampfbädern (132).

Graf, Resultate der Steinzerhämmerung und der Auflösung der Blasensteine (128).

Grebe, dem Hrn Oberforstrath Cotta u. s. w. (1749).

Alexander Grebel, das Schloß und die Festung Rheinfels. Ein Beitrag zur Rheinischen Geschichte 629.

Wilh. Alex. Greenhill, s. Thom. Sydenham.

Gregor Illuminator, s. Bekehrung Armeniens.

Griscom, the sanitary condition etc. (1833).

J. Fr. Reinhold Grohmann, das Pest-Contagium in Egypten und seine Quellen, nebst einem Beitrage zum Absperre-System 1601.

Gruby, Resultate mikroskopisch-pathologischer Untersuchungen (119).

Guggenbühl, s. Maffei.

J. Marie Guichard, s. Ant. de la Sale.

Jules Guicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle 110.

G. Gulliver, über fettige Entartungen, besonders der Arterien (1223).

Hachberger, die erfolgreiche Anwendung der Mineralquellen zu Karlsbad bei Diabetes mellitus und insipidus (128).

Fr. H. v. d. Hagen, über die Quellen der Faustsage (1708). — S. auch: Der ungenährte graue Rock Christi. Germania.

كشف الظنون عن أسامى الكتب والفنون Lexicon bibliographicum et encyclopaedicum a Mustafa Ben Abdallah Katib Jelebi dicto et nomine Haji K halfa celebrato compositum.... edid. Gustav. Flügel. T. III. 869.

de Haldat, Recherches sur la puissance motrice et l'intensité des courants de l'électricité dynamique (341).

James Hall, f. Natural History.

Marshall Hall, practical Observations and Suggestions 2041.

Jos. Halla, über Krebsablagerungen (327).

Jos. Hamernik, einige Bemerkungen über die Obliteration des Anfangstückes der absteigenden Aorta (327).

William John Hamilton, and Hugh Edwin Strickland, On the Geology of the Western Part of Asia Minor (137).

Harlan, a Letter from Dr., on the Discovery of the Remains of the Basilosaurus or Zeuglodon (139).

Les études de Fréd.-César La Harpe et ses débats au barreau (1417).

James Harris, f. Malmesbury.

G. Hartenstein, die Grundbegriffe der ethischen Wissenschaften 1241.

H. Häser, Lehrbuch der Geschichte der Medicin und der Volkskrankheiten 1670.

Hassinger, Geschichte einer Hydrophobie (133).

Warren Hastings, f. G. R. Gleig.

Moriz Haupt, f. Konrad von Würzburg.

Joh. Friedr. Ludw. Hausmann, zum Geheimen Hofrath ernannt. Nachr. 1. — Beiträge zur Dryktographie von Syra 193. — Geologische Bemerkungen über die Gegend von Baden bei Rastadt (1309). — Bemerkungen über die Zusammensetzung des dunkeln Zundererzes. Nachr. 13.

John Hawhshaw, Description of the Fossil Trees found in the Excavations for the Manchester and Bolton Railway (142). — Further Observations on the Fossil Trees etc. (143).

G. S. Hefele, der Cardinal Ximenes und die kirchlichen Zustände Spaniens am Ende des 15. u. Anfange des 16. Jahrh. Insbesondere ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung der Inquisition 953.

Joh. Aug. Hein, die Lehre von der Urzeugung 1617.

Florian Heller, Anregung zur Förderung der pathologischen Chemie, nebst Grundideen eines pathologisch-chemischen Systems 121.

J. Henle u. H. Kölliker, über die Pacinischen Körperchen an den Nerven des Menschen und der Säugethiere 1393.

Samuel Henzi, oeuvres poétiques (1420).

Herbig, über die modificierte englische Krätze-Behandlung (133). — Wahrnehmung einer denkwürdigen chronischen Gehirnhöhlen-Wassersucht bei einem, mit dieser Krankheit bis zum 19. Mon. lebenden Kinde (133). — Wahrnehmung eines merkwürdigen Falles des Abstoßens u. Wiederersatzes des größeren Theiles der rechten Hälfte des Unterkiefers bei einem 5jähr. Knaben (133).

Herbst, das Sinnbild, Gedicht (1749).

Carl Friedr. Hermann, erhielt die 4te Classe des K. Guelphen-Ordens. Nachr. 1. — Vorles.: Zur

Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero u. M. Brutus 961.—
Vorles.: Ueber griechische Monatskunde und die
Ergebnisse ihrer neuesten Bereicherungen (1310).
— Nachtrag zu der Abhandlung über griech.
Monatsk. (1310). — Zur Rechtfertigung der
Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen
Cicero und M. Brutus. Erste Abtheil. (1310).
— Vindiciarum Brutinarum epimetrum. Nachr.
34. — Rede bei Gelegenheit der Preisverthei-
lung an die Studierenden. Nachr. 1.

Martin Hertz, Sinnius Capito. Eine abhand-
lung für geschichte der Röm. Grammatik 1113.

Hesychius, s. Joann. Pearsoni adversaria.

Hirschfeld, Umriffe der Phrenologie (1033).

Th. Hodgkin, über die anatomischen Charaktere
einiger Neubildungen (1224).

Carl Hoef, erhielt die 4te Classe des Kön. Guel-
phen-Ordens. Nachr. 1. — Arnold Hermann
Ludw. Heeren, eine Gedächtnisrede (1310).

Wilh. Hoef, Anton Ulrich u. Elisabeth Christine
von Braunschw.=Lüneb.=Wolfenb. Eine durch
archivalische Actenstücke begründete Darstellung
ihres Uebertritts zur röm. Kirche 1178.

H. Hoef, über die apologischen oder Beispiels-
sprichwörter im Niederdeutschen (1710).

J. H. Hoffbauer, die psychischen Krankheiten u.
die damit verwandten Zustände in Bezug auf
die Rechtspflege 1543. — Wie ärztlich-psycholo-
gische Gutachten organisirt und ausgefertigt sein
müssen, wenn sie den Zwecken des Richters ent-
sprechen sollen 1640.

v. Hofmannsthal, Naturheilung eines Bein-
frases am Oberkniefer (133).

von Holleben, Dankesworte (1749). — Ueber
Hilfskulturen (1749).

J. Honegger, Conrad Dtt, eine biographische Skizze 679.

von Hopfgarten, das Stufenroden (1749).

J. G. Horky, die Tempelherren in Mähren. Sagen, Untersuchungen, Geschichte u. s. w. 1806.

Plantae javanicae rariores, descriptae iconibusque illustratae, quas in Java legit etc. Th. Horsfield. Descriptiones et characteres plurimarum elaboravit J. Bennett; observationes structuram et affinitates praesertim respicientes passim adjecit Rob. Brown 682.

J. J. Hottinger, s. Charles Monnard.

St. Hugues, Bisch., Chartularium (1574).

H. von Humboldt, s. G. Rose.

H. Hunt, über den Mundkreß (Cancrum oris) (1223).

Hunter, s. Brown.

The history of Hydur Naik, otherwise styled Shums ul Moolk etc.: written by Meer Hussein Ali Khan Kirmani. Translated from an original Persian manusc. etc. by Col. W. Miles 79.

H. Huß, clinischer Bericht über das Stockholmer Seraphimen-Spital (1516).

K. Chr. Hüter, die Embryothlasis oder Zusammenziehung und Ausziehung der todten Leibesfrucht in die geburtshülflichen Operationen eingeführt u. s. w. 1344.

Anton Hyn, Beitrag zur österreichischen Strafrechts-Geschichte 645.

Joseph Hyrtl, Lepidosiren paradoxa. Monographie 1910. — Vergleichend anatomische Untersuchungen über das innere Gehörorgan des Menschen und der Säugethiere 2081.

Taffé, glückliche Wirkung der Aqua picis bei Hämorrhoidal-Lichen (1831).

Georg Säger, s. Maffei.

Jos. Nic. Säger, Seelenheilkunde gestützt auf psychologische Grundsätze. Ein Handb. für Psychologen, Aerzte, Seelsorger und Richter 1874.

P. Albert Säger, Tirol und der baierisch-französische Einfall im Jahre 1703. 348.

Saksch, Beitrag zur Würdigung der bei der Blut-circulation obwaltenden physikalischen Verhältnisse (327). — Ueber Blutvergiftung durch Harnresorption (329). — Beitrag zur Lehre vom perforirenden Magengeschwüre (331).

L. J. F. Janssen, Een romeinsche tegel voorzien van Latijnsch cursiefschrift, gevonden in de nabijheid van Nijmegen 799.

Säsche, Beiträge zur plastischen Chirurgie (1832).

Gregor Illuminator, s. Bekehrung Armeniens.

H. Vence Jones, über die im St. George Hospital befindliche Sammlung von Harnsteinen (1223). — Ueber die Gegenwart von Zucker im Blute Diabetischer (1224).

Joh. Konrad Jrmischer, Grundzüge der übereinstimmenden und der unterscheidenden Lehren der römisch-katholischen u. der evangelisch-protestantischen Kirche u. s. w. 873.

Jsenbeck, Wirkungsweise des Extr. opii sine narcotina (1515).

Juan de Andujar, Loores al señor rey Don Alfonso (1543).

Juan de Dueñas, la nao de Amor (1543).

N. H. Julius, Beiträge zur Britischen Irrenheilkunde u. s. w. 721.

N. M. Julius, s. Samuel Luke und Sohn Thurnam.

- Kallenbach, Geschichtsabriß der deutschen mittelalterlichen Baukunst (1710).
- Karls V. Correspondenz mitgetheilt von Karl Lanz. Th. I. 467. Th. II. 1975.
- G. S. B. Karsten zum auswärtigen Mitgliede der K. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. Nachr. 116.
- James E. De Kay, Zoology of New-York, or the New-York Fauna; comprising etc. Part I. Mammalia 1386.
- Georg Aug. Ehrn. Kestner zum Correspondenten der K. Gesellschaft der Wissenschaften ernannt. Nachr. 116.
- Theodor Kind, neugriechische Anthologie. Original u. Uebersetzung 1001.
- W. King, digestive solution of the oesophagus (1328). — On a faeculent discharge at the umbilicus from communication with the diverticulum ilei (1335).
- Kirschleger, Notice sur la végétation comparée du Jura, des Vosges et de la Forêt-Noire (338). — Statistique végétale de Strasbourg (339).
- Kiwisch Ritt. von Rotterau, s. v. Rotterau.
- Klein, über den Dichter Daniel Schönemann (1708). — Zur Erklärung zweier Stellen in den Gedichten Walthers von der Vogelweide (1708).
- Klencke, Störungen des Sprachorgans u. neue physiolog. Abhandlungen (1032).
- Lh. Kliefoth, Theorie des Kultus der evangelischen Kirche 41.
- G. von dem Knesebeck, Geschichte der churhanoverschen Truppen in Gibraltar, Minorca und Ostindien 1481.
- C. Knight, s. Alex. Dyce.

Jos. Joh. Knolz, Jahresbericht über die Leistungen der Medicinal-Verwaltung u. Gesetzgebung in der Provinz Oesterreich unter der Enns v. J. 1843 u. f. w. Neueste Folge. Erster B. 1081. — Vortrag über die Pest (124). — Ueber die Bedeutung der medicin. Systeme (130). — Ueber Gretinismus (130). — S. auch: Sammlung der Sanitäts-Verordnungen u. f. w. — Knolz u. Beer, Uebersicht der Witterungs- u. Krankheits-Constitution Wiens in den Jahren 1838 u. 1839 (122).

W. Knop, s. G. Schnedermann.

Eduard Jos. Koch, die Mineralquellen des gesammten Oestreichischen Kaiserstaates in topographischer, historischer u. f. w. Beziehung. 2te Aufl. 1980.

D. Kohlrausch, Physiologie und Chemie in ihrer gegenseitigen Stellung beleuchtet durch eine Kritik von Liebig's Thierchemie 507.

A. Kölliker, die Selbständigkeit und Abhängigkeit des sympathischen Nervensystemes durch anatomische Beobachtungen bewiesen 1217. — S. auch J. Henle.

N. Komonen, Einseit aus Orrijärvi in Finnland (1393). — Bemerkungen zu den Analysen des Uwarowits u. des Leuchtenbergits (1393).

König, Poesie des Waldbaues (1749). — Befestigungswerk der Wälder (1749).

Konrad von Würzburg, Engelhard, eine Erzählung, mit Anmerkungen von Moriz Haupt 548.

E. Kopp, Considérations sur la différence qui existe entre la force élastique de la vapeur et l'électro-magnétisme dans leur application comme forces motrices (341).

- C. R. Köstlin, neue Revision der Grundbegriffe des Criminalrechts 457. 1863.
- Otto Köstlin, der Bau des knöchernen Kopfes in den vier Klassen der Wirbelthiere 177.
- Kraft, über den diagnostischen Werth des Schmerzes bei Entzündungen (328).
- Wilh. Theod. Kraut, zum Hofrath ernannt. Nachr. I.
- Krause, Punctio vesicae wegen Blasen-Hämorrhoiden (1830).
- August Krohn, anatomisch physiologische Beobachtungen über die Sagitta bipunctata 175.
- Julius Krone, Frà Dolcino und die Patarener, historische Episode aus den piemontesischen Religionskriegen 307.
- H. Kuhn, Erläuterung des dunkeln Namens Ostara (1709).
- Kupffer, des observatoires magnétiques de la Russie (341).
- S. Kutorga, zwei neue Orthis-Arten aus dem Silurischen Kalksteine bei Pawlowsk und Pulkowa (1391).
- Joh. Valerius Kutschait, vollständiger historisch-geographischer Atlas des deutschen Landes und Volkes 1545.

Carolus Lachmannus, f. Babrii fabulae.

- W. Lange, Anwendung der Geburtszange als Lageverbesserungswerkzeug bei Kopflagen, nebst Bemerkungen über Gesichtslagen (329. 330).
- C. S. M. Langenbeck, erhielt das Commandeurkreuz 2ter Klasse des K. Guelphen-Ordens. Nachr. I.
- Karl Lanz, f. Karls V. Correspondenz.
- Larche, Annales de Neuchatel (1418).
- C. P. Laurop, Handbuch der Forst- und Jagdliteratur. Vom J. 1829—1843. 1132.

Ledebur, s. Schulz.

George Lefevre, an Apology for the Nerves: or, their influence and importance in Health and Disease 1761. — The life of a travelling Physician 1761.

Jehan Lemarchand, les miracles de Nostre-Dame de Chartres (1576).

Gustav Leonhard, Beiträge zur Geologie der Gegend um Heidelberg 1661.

K. L. v. Leonhard, Geologie oder Naturgeschichte der Erde, auf allgemein faßliche Weise abgehandelt. Auch unt. d. Tit.: Populäre Vorlesungen über Geologie. B. 1—5. 1201.

Ph. Fr. Wilh. Freih. von Leonhardi, das Austrägalverfahren des Deutschen Bundes. Zweiter B. 2069.

W. Fr. Ph. v. Leonhardy, Versuch einer Entwicklung der Kriegsverfassung des deutschen Bundes. Als Manuscript etc. 2075.

Jacobus Lessabeus, Abhandlung über den Hennegau (232).

von Leuchtenberg, Worte der Erinnerung etc. (1750).

Rudolph Leuckart, Beantwortung der Preisaufgabe: Erklärung der Mißgeburten aus Krankheiten des Embryo, erhält den Preis. Nachr. 2.

J. C. W. Lever, observations on pelvic tumors obstructing parturition (1322). — Cases of puerperal convulsions (1336).

Lewald, über Platon und Aristoteles Ansicht von der Sprache (343).

Earl of Leycester, s. Correspond. of R. Dudley.

Henric. Lichtenstein, s. Joan. Reinold. Forster.

Liebig, Thierchemie, s. D. Koblrausch.

Bruno Lindner, Predigten, gehalten in der Universitätskirche zu Leipzig 198.

Gulielmus Linwood, s. *ΑΙΣΧΥΛΟΥ ΕΥ-
ΜΕΝΙΑΕΣ*.

J. Liouville, s. Navier.

G. C. F. Lisch, über die wendischen Burgen Ko-
stock u. Kiffin (375). — Geschichte der Johan-
niter-Comthureien Nemerow u. Gardow (375).
— S. auch: Jahrbücher.

H. Liston, Excirpation einer erektilen Geschwulst
in der Kniekehle (1223). — Ueber Hydrocele
cystica (1224).

G. A. Lloyd, über die Gegenwart von Sperma-
tozoen in der Flüssigkeit der Hydrocele (1224).

William Edmond Logan, on the Characters
of the Beds of Clay immediately below the
Coal-Seams of South Wales, and on the oc-
currence of Boulders of Coal in the Pennant
Grit of that district (149).

Wilhelm Löhe, s. Agende für christliche Gemein-
den 2c.

Don Inigo Lopez de Mendoza, Rimas, recogidas y anotadas por Eugenio de Ochoa 1538.

Percival Lord, über den Zustand der Medicin un-
ter den Anwohnern des Indus (1119).

Löschner, Resultate der Anwendung des Hefler-
schen electromagnetischen Apparates (328). —
Bericht über die Masernepidemie in Prag, von
Mitte Junius 1843 bis Ende März 1844 (332).

Lettres de Louis XII. etc., s. Lettres.

G. Ehrn. Friedr. Lücke, erhielt die 4te Classe des
Kön. Guelfen-Ordens. Nachr. 1. — Die freien
Bereine. Ein nothwendiges Kapitel in der theo-
logischen Moral (335. 336). — Ist das Kirch-
lich? eine Anfrage an die Kenner u. Lehrer des
protest. Kirchenrechts (336). — S. auch: Bier-
teljahrschrift.

Ludwig XIV. Briefwechsel (1579).

Joh. Bapt. Lüst, Liturgik, oder wissenschaftliche Darstellung des katholischen Cultus. Iter Band: Allgemeine Liturgik 767.

S. Luke, Fälle von eingeklemmten Brüchen, die 'en masse' reducirt wurden (1223).

Heinr. Lücken, die Einheit des Menschengeschlechts und dessen Ausbreitung über die ganze Erde 1996.

Lütcke, Inhaltsübersicht über die lat. Komödie des Valentin Andread, *T u r b o* betitelt (1708).

Martin Luthers Werke. Vollständige Auswahl seiner Hauptschriften. Mit historischen Erläuterungen u. s. w., herausg. von Otto von Gerlach. Erste Abtheil. Martin Luthers reformatorische Schriften. 10 Bdchen 915. — Tischreden oder Colloquia so er in vielen Jahren gegen gelahrten Leuten, auch fremden Gästen u. seinen Tischgesellen geführt, nach den Hauptstücken unserer christl. Lehre zusammengetragen. Nach Aurifabers erster Ausg. u. s. w. herausgeg. u. erläutert von Dr Carl Eduard Förstemann. Erste Abtheil. 918. — S. auch: Wilh. Beste.

Charles Lyell, remarks on some Fossil and Recent Shells etc. (140).

Henry Maclauchlan, Notes to accompany some Fossils etc. in Pembrokeshire (149).

Macrizi's Geschichte der Copten, aus den Handschriften zu Gotha u. Wien, nebst Uebersetzung u. Anmerkungen von H. Ferd. Wüstenfeld 601.

Maffei u. Kösch, neue Untersuchungen über den Kretinismus, oder die Entart. des Menschen in ihren verschiedenen Graden u. Formen. Erster B., auch unt. d. Tit.: Untersuchungen üb. den Kretinism. in Württemb. von Dr Kösch. Mit

Anmerk. v. Guggenbühl u. einem Vorw. v. Georg Säger. Zweiter B., auch unt. d. Tit.: Der Kretinismus in den norischen Alpen von Dr. Maffei 1207.

Jacques Maissiat, Etudes de Physique animale 985.

Diaries and correspondence of James Harris, first earl of Malmesbury; containing an account of his missions etc. Edited by his Grandson, the third earl. T. I—IV. 2062.

K. Mann, Was thut unserer Kirche noth? u. s. w. 710.

Correspondance de Marguerite d'Autriche, s. Correspondance.

Xavier Marmier, Littérature Islandaise. Auch unter dem Titel: Voyage en Islande et au Groënland executé pendant les années 1835 et 1836 sur la corvette la Recherche etc. publié par ordre du roi sous la direction de M. Paul Gaimard 995.

G. W. Maron, Anleitung für Privatwald-Eigenthümer zur eigenen Ermittlung des nachhaltigen Material-Ertrages einer Forst, so wie zur eigenen Bewirthschaftung derselben u. s. w. Zweite Ausgabe 165.

Martignier, les derniers sires de Grandson (1419).

J. B. Martin, Description of Bones of the Mammoth found in the deep sea of the British Channel and German Ocean (142).

Lorenzo Martini, s. Platone.

Alejandro Marure, Memoria historica sobre el Canal de Nicaragua, seguida de algunas observaciones inéditas de Mr. J. Baily etc. 1886.

C. Fr. H. Marx, erhielt die 4te Classe des Kön. Guelphen-Ordens. Nachr. 1. — Ueber die Ab-

- nahme der Krankheiten durch die Zunahme der Civilisation (1309).
- Jacme Mascaro, lo libre de memorias (1574).
- Masch, s. Werlauff.
- William W. Mather, s. Natural History.
- G. A. Matile, Monuments de l'Histoire de Neuchatel 134.
- L. F. Alfred Maury, les fées du moyen-âge, recherches sur leur origine, leur histoire et leurs attributs etc. 1184.
- Mauthner, skizzirte practische Bemerkungen über die entzündlichen Brustleiden der Kinder (134).
- Correspondance de l'empereur Maximilien I. etc., s. Correspondance.
- Mazarin, Briefwechsel (1579).
- Jul. W. L. Mehliß, Beantwortung der Preisaufgabe: Vergleichung der platonischen Republik mit der christl. Lehre vom Reiche Gottes u. erhält den Preis. Nachr. 2.
- Ernst Meier, Hebräisches Wurzelwörterbuch nebst drei Anhängen über die Bildung der Quadrilitern, Erklärung der Fremdwörter im Hebr., und über das Verhältniß des aegypt. Sprachstammes zum semitischen 1961.
- Ge. Aug. Meier, die Lehre von der Trinität. 2 Bde. 1716.
- von Meieringß, die Erziehung der Eiche in den Elbsforsten der Provinz Magdeb. (1750).
- Augustus Meinekius, s. Babrii fabulae.
- H. M. Melford, Handbuch der Italienischen Umgangssprache, nebst einer Uebersicht der Geschichte der Ital. Literatur etc. 2te Ausg. 426. — S. auch: Thom. Moore.
- Jos. Mendham, Memoirs of the Council of Trent (673). — S. auch: Gabr. Paleotto.

- A. F. C. Mengert, ist die evangelisch=lutherische Kirche eine neue Kirche oder die alte? 1116.
 Dr Merklein, s. Göttingen 1) D.
- S. Merz, die Ruhr, als Epidemie u. als Krankheit im Individuum u. s. w. 1525.
- C. Meyer, Lehrbuch der Geometrie für Gymnasien. 2 Thle. 2te u. 3te Aufl. 66.
- C. S. Meyer, über den ausgezeichneten Nutzen der Arnica bei paralytischer Urinverhaltung (131).
- Heinr. Aug. Wilh. Meyer, kritisch exegetischer Kommentar über das Neue Testament. Achte Abtheil., den Brief an die Epheser umfassend 209.
- Rem. Meyer, die Waldstätte vor dem ewigen Bunde von 1291 u. ihr Verhältniß zum Hause Habsburg 1119.
- W. Miles, s. Hussein.
- Gen. Miller, Memoirs in the service of the Rep. of Peru 696.
- Pierre Millet, petite chronique de Genève (1420).
- Chr. Wilh. Mitscherlich, erhielt das Ritterkreuz des Kön. Guelphen=Ordens. Nachr. I.
- Charles Monnard et Louis Vulliemin, histoire de la Confédération Suisse, par Jean de Muller, Robert Gloutz-Blotzheim et J. J. Hottinger, traduite de l'allemand avec des notes nouvelles et continuée jusqu' à nos jours. Tome quatorzième 897.
- Monette, über gelbes Fieber (1517).
- Thomas Moore, lyrical Beauties. Selected by H. M. Melford 1798.
- P. Gall Morel, s. Liber Heremi.
- Ab. von Muchar, Geschichte des Herzogthums Steiermark. Erster Theil 1096.
- Eduard Mühlensfordt, Versuch einer getreuen Schilderung der Republik Mejiko u. s. w. Iter B. Ueberblick über das Land im Allgemeinen.

2ter B. Beschreibung der einzelnen Landestheile
291.

Müller, Beschreibung des Pflanzengartens im
Grünhainer Reviere (1750).

Müller, exsudative Pleuresie, welche das Herz
dislocierte (1830).

Foocke Hoissen Müller, Elemente der Arithmetik
und Algebra in System, Commentar und An-
wendungen als Lehr- und Übungsbuch für die
mittleren Classen u. s. w. 775.

Joh. Müller, s. Pouillet.

Joh. v. Müller, s. Charles Monnard.

Jos. Müller, Albanien, Rumelien und die öster-
reichisch-montenegrinische Gränze, oder statistisch-
topographische Darstellung der Paschalik's Sku-
tari, Prisrend u. s. w. 1310.

Joseph Müller, systematische Darstellung des Me-
dicinal-Wesens in den deutsch-illyrischen, böhm-
isch-galizischen und italienischen Provinzen des
österreichischen Kaiserstaats u. s. w. 430.

Julius Müller, die nächsten Aufgaben für die
Fortbildung der deutsch-protestantischen Kirchen-
verfassung 2016.

Assessor Dr W. Müller, zum außerordentlichen
Professor in der philosophischen Facultät ernannt
177.

Münter, Aufschluß einer wichtigen Entdeckung,
welche wesentlichen Einfluß auf die Physiologie
hat (1032).

Roderick Impey Murchison, s. Adam Sedg-
wick.

J. Murray, über die Berge von Mahabuleshwur
(1118. 1119).

Näf-Dberteuffer, s. Urkunden.

Augustus Nauck, f. Aristophanis grammatici fragmentum.

Navier, résumé des leçons données à l'école polytechnique. Suivi des notes par M. J. Liouville. Cours de première et de deuxième année 1880.

Abu Zakariya Yahya el-Nawawi, كتاب تهذيب الاسماء The Biographical Dictionary of illustrious Men chiefly at the beginning of Islamism. Now first edited etc. by Ferdin. Wüstenfeld. P. I—VII. 794.

Admiral Lord Viscount Nelson, dispatches and letters; with notes by Sir Nicholas Harris Nicolas. T. I. II. 1953.

N. S. Neuenhaus, Predigten zur Erkenntniß christlichen Glaubens 1092.

Hermann Neumann, das letzte Menschenpaar. Gedicht 352.

Nicholas Harris Nicolas, f. Nelson.

Nolte, Dr. med., schenkt surinamische Naturproducte. Nachr. 35.

Notwald, über die Anwendung neuer Heilmittel im Allgemeinen u. insbes. chemischer (130. 131).

Theodorus Obbarius, f. Aurel. Prudentius.

Herm. Oberdieck, erhält den Preis für die beste Predigt über I Cor. XII. 4—11. Nachr. 2.

Oberteuffer, f. Urkunden.

Eugenio de Ochoa, f. Don Inigo Lopez de Mendoza und F. Perez.

Onderka, Beiträge zur Kenntniß der Sanitätsverhältnisse in Steiermark (130).

F. W. Oppenheim, f. Zeitschrift für die gesammte Medicin.

J. Dppolzer, Erfahrungen über die Kehlkopfverengerung (327). — Bemerkungen über die granulirte Leber (Kokitansky) (332).

Alexander v. Dferſky, über das Ruſſ. Rieſen-Goldgeſchiebe (1392). — Chemiſche Analyſe des Bittersalzes vom Kaukaſus (1392). — Bemerkungen über das Dttrelith (1392). — Bemerkk. über einige farbigen Steine des Altaigebirges u. Nachricht über eine neue Lagerſtätte von Milchquarz in Ruſſl. (1393).

Conrad Dtt, Geſchichte der letzten Kämpfe Napoleons 680. S. auch: J. Honegger.

Heinrich Dtte, Ubriß einer kirchlichen Kunſt=Archäologie des Mittelalters, mit excluſivlicher Berücksichtigung der deutschen Lande. Zweite Auſg. 372.

Dtto, Krankheitsfälle (1029).

Richard Owen, Description of some Fossil Remains of Chaeropotamus, Palaeotherium, Anoplotherium and Dichobunes, from the Eocene Formation, Isle of Wight (138). — Observations on the Fossils representing the Thylacotherium Prevostii, Val. etc. and on the Phascolotherium Bucklandi (138. 139). — Observations on the Basilosaurus of Dr. Harlan (Zeuglodon cetoides, Owen) (139). — Description of a Tooth and Part of the Skeleton of the Glyptodon clavipes etc. (139). — A Description of some of the Soft Parts, with the Integument, of the Hind-fin of the Ichthyosaurus etc. (143). — Descript. of the Fossil Remains of a Mammal (Hyracotherium leporinum) and of a Bird (Lithornis vulturinus) from the London Clay (143). — Descript. of some Ophidiolites (Palaeophis toliapicus) from the London Clay at Sheppey

etc. (143). — On the Teeth of Species of the Genus Labyrinthodon (Mastodonsaurus of Jaeger) etc. (149). — Descript. of the Remains of a Bird, Tortoise and Lizard from the Chalk of Kent (148).

P. Palacky, *s.* Gedichte aus Böhmens Vorzeit.

Gabriel Paleotto, *Acta Concilii Tridentini, anno MDLXII et MDLXIII usque in finem concilii etc. Nunc primum in lucem vindicata etc.* Ed. Joseph. Mendham 672. — *Archiepiscopale Bononiense* 673. — *Doctrina Christiana* 673.

Panck, über eine Keuchhustenepidemie im Alexandrinischen Waisenhause zu Moskau (1029).

von Pannewitz, *s.* Forstliches Cotta-Album. — Die Würdigung der Wälder (1748). — Ueber die Erziehung der Eiche in Schlesien (1750).

P. Park, Mittheilungen aus einer niederdeutschen Handschr. des Reisebuchs zum heil. Lande von Ludolf von Suchen (1706).

P. Pasquali, Erörterungen eines medicinischen Dogma des berühmten Lud. Mercatus de morbo gallico (132).

G. S. A. Paucker, *s.* Wrangell's Chronik von Esthland.

Th. Pavie, *Fragments du Mahabharata traduits en Français sur le texte sanscrit de Calcutta* 613.

Joannis Pearsoni . . . adversaria Hesychiana. T. I. II. 1804.

E. Pécelet, *traité de la chaleur considérée dans ses applications. Deuxième édition* 1678.

Rafael Peregrino (Raphaël-le-Pelerin), *s.* Antonio Perez.

Las sentencias doradas de Antonio Perez (758).

S. auch: de Castro.

Fernan Perez de Guzman etc., Rimas, recogidas y anotadas por Eug. de Ochoa 1538.

Vernitzsch, Beschreibung des Geyerschen Forstreviers etc. (1750).

Christian Ad. Pescheck, Geschichte der Gegenreformation in Böhmen. Bd. I. Vorgeschichte bis 1621. 313.

C. F. Peters, s. Sartor. v. Waltershausen.
Abel du Petit-Thouars, s. Voyage autour du Monde.

W. Pfeil, kritisches Repertorium der Forstwissenschaft u. ihrer Hilfswissenschaften (1139).

F. Pfister, 2 Feldzüge aus dem Kriege von Morea am Ende des 17. Jahrhunderts 495 (vgl. 640).

Sigismund Eduard Pföbner, s. Edgar Duinet.
Χριστόφορ. Φιλήτας, διάλεξις περὶ τῆς ἐν Κερκύρα Μενεκρατείου ἐπιγραφῆς 1714.

Philip, treatise on protracted indigestion (1030).

Pichler, eine totale Verknöcherung der halbmond-förmigen Klappen der Aorta (126).

J. Plateau, mémoire sur les phénomènes que présente une masse liquide libre et soustraite à l'action de la pesanteur (1664).

Platon, oeuvres, précédés d'arguments et d'une esquisse sur la philosophie de Pl. par M. Schwalbé. Série 1. 2. 3. 1185. — Parménide, dialogue, traduit et expliqué par J. A. Schwalbé 1185. — Platone compendiato e commentato da Lorenzo Martini 881.

Parergon Plautinorum.. Vol. I., s. Frideric. Ritschelius.

Meischl, über die Rojatiner Mineralquelle u. s. w. in Ungarn (129).

- Plutarchi Vitae X oratorum, f. Arnold. Schaefer.
- F. Pohl, Martin v. Dunin, Erzbischof v. Gnesen und Posen. Eine biographische u. kirchenhistorische Skizze 542.
- A. Poland, report of cases of hernia (1330). — S. auch: Guy's Hospital Reports.
- G. R. Porter, the Progress of the Nation in its various and economical relations from the beginning of the nineteenth century to the present time. 3 Voll. 651.
- F. A. Pouchet, théorie positive de la fécondation des Mammifères, basée sur l'observation de toute la série animale 718.
- Pouillet, Lehrbuch der Physik und Meteorologie für deutsche Verhältnisse frei bearbeitet von Dr. Johann Müller. 2 Bde. 1665.
- J.-M. Prat, histoire de l'éclectisme Alexandrin, considéré dans sa lutte avec le christianisme 1825.
- Prince, la Muse de Platon. Développement de l'Hellénisme dans ses rapports avec l'idée de la science 879.
- Morris Pritchett, some Account of the African Remittent Fever. . . . on board Her Majesty's Steamship Wilberforce comprising an inquiry into the causes of disease in tropical Climates 1789.
- Quaestiones Protagoreae, f. Johannes Frei. Aurelii Prudentii Clementis Carmina. Recensuit et explicavit Theod. Obbarius 816.
- Puchelt, Benensystem (1032).
- Puibusque, histoire comparée des littératures espagnole et française (759).

- Wangenheim von Qualen, Uebersicht der Lagerungsverhältnisse der Gebirgsformationen des westl. Theils des Gouvernem. Drenburg (1390).
 Quetelet, nouveau catalogue des principales apparitions d'étoiles filantes (1664). — S. auch: Sheepshanks.
 Jules Quicherat, Procès de condamnation et de réhabilitation de Jeanne d'Arc dite la Pucelle. T. II. 110.
 Edgar Quinet, der Ultramontanismus oder die römische Kirche u. die neuere Gesellschaft. Aus dem Französ. übers. v. Sigism. Eduard Pföbner 920.

- Rafael Peregrino, s. Antonio Perez.
 Rameaux, des températures végétales (340).
 Friedr. von Raumer, die vereinigten Staaten von Nordamerika. Th. I. II. 1836.
 Rudolf von Raumer, die Einwirkung des Christenthums auf die Althochdeutsche Sprache. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Kirche 1816.
 von Reding, s. Urkunden.
 A. Régnier, s. G. W. T. Schuster.
 J. G. Reiche, zum Consistorialrathe ernannt. Nachr. I.
 von Reichenbach, forstliches Testament eines alten Forstbesizers (1750).
 Baron de Reiffenberg, s. Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur etc.
 Suero de Ribera, s. Suero.
 William Richardson, Observations on the Locality of the Hyracotherium (143. 144).
 Adolph Friedr. Riedel, s. Codex diplomaticus Brandenburgensis.
 Rilliet, s. Barthez.

Frideric. Ritschelius, Parergon Plautinorum Terentianorumque Volum. I. 1625.

Heinr. Ritter, Prorektor. Nachr. 34. — Geschichte der Philosophie. Achter Th. Auch unter dem Titel: Geschichte der christlichen Philosophie. Vierter Theil 761. — Ueber unsere Kenntniß der arabischen Philosophie u. besonders üb. die Philosophie der orthodoxen Araber (1310).

Cyprien Robert, les Slaves de Turquie serbes, monténégrins, albanais et bulgares; leurs ressources, leurs tendances et leurs progrès politiques 1311.

J. P. and W. P. Robertson, Letters on South-America; comprising Travels on the banks of the Paraná and Rio de la Plata. 3 Voll. 693. — Letters on Paraguay etc. (693). — Francias Reign of Terror (693).

G. Robinson, über den Zusammenhang, zwischen einem vermehrten Druck des Blutes in den Nierengefäßen u. der Gegenwart gewisser abnormer Substanzen in dem Urin (1222).

J. G. Rodak, Gedanken über 1 Cor. XI. 26. (336).

F. Rognetta, Traité philosophique et clinique d'Ophthalmologie, basé sur les principes de la thérapeutique dynamique 1921.

C. Roos, s. Sartorius v. Waltershausen. Rösch, s. Maffei.

Gustav Rose, mineralogisch-geognostische Reise nach dem Ural, dem Altai und dem Kaspiischen Meere. B. 2. Reise nach dem südlichen Ural u. dem Kasp. Meere, Uebersicht der Mineralien und Gebirgsarten des Ural. Auch unter dem Titel: Reise nach dem Ural u. s. w. ausgeführt von H. von Humboldt, G. Ehrenberg u. G. Rose 486.

- J. J. Rospatt, die politischen Parteien Griechenlands, ihre Stellung u. s. w. 73.
- P. Rossi, Cours d'économie politique. 2ème édit. 1450.
- Ludovicus Rossius, Inscriptiones Graecae ineditae. Fascic. III. 1161.
- G. Rosß, die chirurgische Anatomie der Schulter, des Oberarms u. Ellenbogengelenks (1515).
- K. L. Roth, s. Mittheilungen der Gesellschaft für vaterl. Alterth. in Basel.
- Riwisch Ritt. v. Rotterau, üb. primitiven Blasen-croup (328). — Spontane Verstopfung des dünnen Darms, bewirkt durch krampfhaftes Zusammenziehung desselben (332).
- J. C. G. Roulez, Mélanges de philologie, d'histoire et d'antiquités. Fascic. I—IV. 251. — Notice contenant des variantes et notes critiques sur Parthenius et Antoninus Liberalis (252). Note sur la mosaïque de Pompeji (253). Observations sur la nature des relations des peuples de l'ancienne Belgique, dits cliens dans César, avec d'autres peuples leurs protecteurs (253). Note sur une peinture Persane mentionnée par Themistius (253). Berichte über Entdeckungen römischer Alterthümer in Belgien (253). Sur les vases vulgairement appelés lacrymatoires (253). Sur quelques inscriptions de vases Romains (255). Sur la position des Divitenses (255). Recherches sur les associations politiques chez les Romains (255). Considérations sur la condition politique des cliens dans l'ancienne Rome (255). Correction d'un texte de Dion Chrysostome d'après un manuscrit du Vatican (255). Kritische Bemerkungen zu einigen Stellen des Cäsar de B. Gall. (255). Ueber ein Vasengemälde

der Sammlung Pizzati (255). Notice sur deux tombeaux découverts récemment à Monterone (257). Note sur quelques inscriptions latines (257). Explication d'une peinture de vase représentant un combat de coqs (257). Sur la fausseté de l'inscription latine relative à l'époque de la construction des grands chemins romains de la Belgique (258). Sur quelques tessères de gladiateurs (258). Note sur quelques inscriptions latines relatives à des magistrats rom. en Belgique (259). Notice sur deux peintures de vase à sujets nuptiaux (259). Mort d'Antiloque et de Memnon, Hercule chez Oenée, Borée enlevant Orithyie (259). Ueber eine Terracotta aus der Sammlung Pizzati, Aphrodite und Adonis vorstellend (260). Les avocats joués sur le théâtre à Rome (262). Sur une inscription grecque relative à un magistrat romain de la Belgique (263). Ueber den Dreifußraub des Herakles (263). Sur quelques monuments figurés de l'époque romaine, trouvés autrefois dans le Luxembourg (264). Notice sur un buste en bronze trouvé à Brunault (265). Vasenerklärungen: Abderos von den Rossen des Diomedes zerrissen (265). Hercule prenant conseil de Minerve, Hercule arrivé au terme de ses travaux (266). Erlegung des nemeischen Löwen durch Herakles (267). Achills Erziehung bei Chiron (267). Hydria der Sammlung Pizzati (268).

Runde, kurze Darstellung der Verhandlungen üb. die Vereinigung der Lutheraner u. Reformirten im Großherzogl. Oldenburg. Fürstenth. Birkenfeld 1697.

Ryba, über das Hordeolum, Chalazion und ei-

nige andere Geschwülste an den Augenlidern (331).

Karl Heinr. Sack, die Kirche von Schottland. Beiträge zu deren Geschichte und Beschreibung 1281.

J. P. Saffarik, s. Gedichte aus Böhmens Vorzeit.

Ant. de la Sale, histoire . . . du petit Jehan de Saintré et de la jeune dame des Belles Cousines . . . publiée . . . par J. Marie Guichard 1711.

Salzmann, der forstliche Egoismus (1750).

D. H. Sanders, das Volksleben der Neugriechen, dargestellt u. erklärt aus Liedern, Sprichwörtern, Kunstgedichten u. s. w., nebst einem Anhange von Musikbeilagen und 2 kritisch. Abhandlungen 1001.

W. Sartorius von Waltershausen, Atlas des Aetna, mit Beihülfe von S. Cavallari, C. F. Peters u. C. Roos. Ite Liefer. 1338.

Arnoldi Schaeferi commentatio de libro vitarum decem oratorum 638.

Charles Schier, s. Abou'l Féda.

K. Schimper, über den Bau der Cruciferenblüte (339).

F. Schleiermachers sämtliche Werke. Erste Abth. 8ter B. — Literarischer Nachlaß. Zur Theologie. 3ter B. Einleitung ins N. T. Aus Schl. handschriftl. Nachlasse u. s. w. herausgeg. v. G. Volde 240.

Oskar Schlömilch, Handbuch der mathematischen Analysis. Iter Th.: Algebraische Analysis. Auch unter d. besonderen Titel: Handbuch der algebraischen Analysis 1867.

von Schmelzung, die Industrie der vier altenburgischen Walddörfer . . . in Betreff der Verarbeitung . . . der . . . Nuzhölzer (1750).

F. W. Schmidt, die Ober=Donau=Strasse der Peutingerschen Tafel von Brigobanne bis Abusena 875.

Guil. Mauricii Schmidt, Diatribe in dithyrambum poetarumque dithyrambicorum reliquias 1121.

Hug. Schmitt, Heilung einer Mundhöhlenverwachsung (133).

G. Schnedermann und W. Knop, chemisch=physiologische Untersuchungen über die Flechten. Nachr. 97.

F. W. Schneidewin, Beiträge zur Kritik der Poetae Lyrici Graeci ed. Th. Bergk 105.

J. Schneller, zur Erläuterung der Zuschrift des Bruders Claus u. s. w. (1685).

Scholia Graeca in Aristophanem cum prolegomenis grammaticorum ed. Fr. Dübner 1676.

Karl Schomburg, Briefwechsel und Nachlaß, nebst biographischen Andeutungen, hersgg. von Dr Karl Bernhardi 2076.

G. F. Schönbein, üb. die Erzeugung des Ozons auf chemischem Wege 1158.

Daniel Schönmann, s. Klein.

Ghr. Theophil Schuch, politische und Kirchengeschichte von Ladenburg u. der Neckarpsalz 312.

J. G. L. Schulke, kritische Beleuchtung des Neuesten im Forst= und Jagdwesen und in der Forstwissenschaft. Ites Heft 933. — Mehrere kleinere Aufsätze forst= u. staatswirthschaftlichen Inhalts (934). — Die Durchforstung (1750).

Schulz, Ledebur, Zeune, über den pagus Diedesi, Diadesisi, Dadesisi (1710).

- C. W. F. Schuster, Wörterbuch der deutschen u. französischen Sprache, mit Rücksicht auf Begriffsbestimmung u. s. w. durchgesehen für das Französische von A. Régnier 840.
- Jac. Schück, über Convulsionen der Neugeborenen (332).
- J. A. Schwalbé, s. Platon.
- Herm. Aug. Schwanert, Beantwortung der Preisaufgabe: über die successio per universitatem, erhält den Preis. Nachr. 2.
- Schweighäuser, über gallisch=römische Alterthümer aus Rheinzabern (345. 346).
- Alexander Schweizer, die Glaubenslehre der Evangelisch-reformirten Kirche. Iter B. 562.
- P. Giampietro Secchi, Lezione sopra l'arcaica paleografia monumentale di Corinto e delle sue colonie, e illustrazione d'un antico epigramma Corcirese 981.
- Adam Sedgwick and Roderick Impey Murchison, on the Distribution and Classification of the older or Palaeozoic Deposits of the North of Germany and Belgium etc. (144).
- von Seebach, über die Durchforstungen . . . u. über räumlichen Baumbestand (1751).
- H. P. von Segesser, Lucern unter Murbach (1684).
- Joh. Karl Seidemann, Erläuterungen zur Reformationsgeschichte durch bisher unbekannte Urkunden 1077.
- Seidlitz, Krankheitsfall (1515).
- William H. Seward, s. Natural History.
- Shakespeare, s. Alex. Dyce.
- Daniel Sharpe, on the Geology of the Neighbourhood of Lisboa (139).

- A. Shaw, über den Einfluß der Rhachitis auf das Wachsthum des Schädels (1224).
- Sheepshanks et Quetelet, sur la différence des longitudes des observatoires royaux de Greenwich et de Bruxelles, déterminée au moyen de chronomètres (1664).
- Ed. Casp. Sac. von Siebold, erhielt die vierte Classe des Kön. Guelphen-Ordens. Nachr. I. — Versuch einer Geschichte der Geburtshülfe 1491.
- J. F. X. Sigaud, du Climat et des Maladies du Bresil, ou Statistique médicale de cet empire 701. (1832).
- Simon, Pezzoni und Oppenheim, oder die Pest ist also doch contagiös und die Quarantainen also doch nothwendig (1610).
- James Smith, on the relative Ages of the Tertiary and Posttertiary Deposits of the Basin of Clyde (141).
- Guillaume Soldan, Mémoire sur les Templiers et sur le culte spécial qui leur a été imputé (346).
- A. Sonnenburg, Leitfaden der gesammten Elementargeometrie, für höheren Schulunterricht bearbeitet 66.
- Souleyet, s. Eydoux et Soul.
- Spach, Mémoire sur la bataille d'Argentorat gagnée par Julien l'Apostat sur les Germains (345).
- J. Ph. Spitta, die vornehmsten Beziehungen der Seelsorge (336).
- Sporer, über Zweck und Organisation ärztlicher Vereine (130).
- Arthur Penrhyn Stanley, the life and correspondence of Thomas Arnold, late head-master of Rugby School etc. 5. edit. T. I. II. 1841.

- F. A. Staudenmaier, die christliche Dogmatik. 1ter u. 2ter B. 562.
- M. Steinschneider, die fremdsprachlichen Elemente im Neuhebräischen und ihre Benutzung für die Linguistik 1999.
- Wilh. Stephan, über das Verhältniß des Naturrechts zur Ethik und zum positiven Rechte 1881.
- Sterz, Bemerkungen über die epidemische Constitution des Sommers 1838 (125). — Ueber den bestehenden Krankheitsgenius u. dessen Begriffsbestimmung (126). — Bemerkungen über den Gebrauch von Carlsbad (128).
- Sterz sen., über die Wirkung der Dampfbäder, mit bes. Rücksicht auf das Sophienbad (131).
- John Rob. Stuart, a Description of some ancient Monuments, with Inscriptions, still existing in Lydia and Phrygia etc. with Plates etc. 1857.
- Th. Stocker, Urkundenlese aus dem Cistercienserkloster Frauenthal, v. 1246—1259 (1684).
- Stricker, Reiseberichte (1831).
- Hugh Edwin Strickland, Memoir descriptive of a Series of coloured Sections of the Cuttings of the Birmingham and Gloucester Railway (149). — S. auch: Will. J. Hamilton.
- E. E. Struve, f. Incerti auctoris versus heroici.
- Ludolf von Suchen, Reisebuch zum heil. Lande (1706).
- Suero de Ribera, Missa de Amor (1543).
- G. Süßkind, die Gebrechen und Heilmittel der protestantischen Kirche in Württemberg 709. — Der Organismus der protest. Kirche 709. 710.
- Thomae Sydenham Opera omnia. Edid. Guil.

Alex. Greenhill 681. — Anecdota Sydenhamiana 1759.

Ad. Sydow, die Schottische Kirchenfrage mit den darauf bezüglichen Documenten. Auch unt. d. Tit.: Beiträge zur Charakteristik der kirchlichen Dinge in Großbritannien. Erstes u. zweites Heft 1281.

C. Cornel. Tacitus de Germania. Recognovit, isagoge instruxit, commentario illustravit, et lectionis varietatem indicesque adjecit M. Weishaupt 705.

K. Lammß, s. Schwedisches Volksbuch.

Leplemhoff, über die Waldwirthschaft und das Verhalten der wichtigsten Holzarten auf dem Ural-Gebirge 2c. (1751).

Parergon . . . Terentianorum Vol. I., s. Frideric. Ritschelius.

W. Thalberg, s. Christian Witt.

Thiersch, über die . . von Gotta aufgestellte Idee der Verbindung des Feldbaues mit dem Waldbaue (1757). — Ueber die Erziehung u. Fortpflanzung gemischter Bestände in den norddeutschen Gebirgsforsten (1757).

Fr. Thiersch, s. Fr. Th. Frank.

M. Tholuck, s. W. G. Gladstone.

Edward Thornton, the history of the British Empire in India. Vol. I—V. 511.

Lexicon Thucydideum, s. E. A. Bétant.

Jos. Matthias Graf von Thun, s. Gedichte aus Böhmens Vorzeit.

John Thurnam's statistischer Bericht über das Quäker-Irrenhaus bei York — u. über einige andere ähnliche Anstalten (740).

J. Ch. Graham Tice, Absceß mit Ablagerung

- von Concretionen in den Bronchialdrüsen u. s. w. (1222).
- L. Tieck, üb. Göthe's älteste Liedersamml. (1707).
- Friedr. Tiedemann, von lebenden Würmern u. Insecten in den Geruchsorganen des Menschen 1200. Vgl. (1032).
- Timmermans, mémoire sur les solutions singulières des équations différentielles (1664).
- Friedr. Wilh. Tittmann, Geschichte Heinrich's des Erlauchten, Markgrafen zu Meissen . . . u. Darstellung der Zustände in seinen Landen. Iter B. 1687.
- Töltényi, vom Einflusse der vergleichenden Physiologie und Pathologie auf die Medicin (118). — Vom Einflusse der pathologischen Anatomie auf die Medicin (118). — Ueber das wissenschaftliche Princip der Naturlehre im Allgemeinen und ihrer einzelnen Zweige (119).
- John Torrey, s. Natural History.
- S. Lonnbee, Beobachtungen über Pathologie des Ohres (1224).
- Benjamin Travers, the Physiology of inflammation and the healing process 801.
- Joh. Heinr. Chr. Trefurt, Abhandlungen und Erfahrungen aus dem Gebiete der Geburtshülfe und der Weiber-Krankheiten. Ite Decade 393. — Ueber die Wendung des Kindes an einem Fusse, nebst Beschreibung eines Schlingenträgers (394). Bemerkk. zur Wendung auf den Kopf (399). Ueber die Wendung des Kindes auf den Fuss nach vergeblichem Zangengebrauch etc. (401). Von der Zerreiſſung der Beckenknochen-Verbindungen bei der Geburt (404). Zur Behandlung der Placenta praevia (405). Ueb. den Vorfall der Gebärmutter bei der Geburt (407).

Beiträge zur Retroversio uteri gravidi, nebst Beschreibung eines Falles etc. (408). Ueber die sogen. Ruptura uteri violenta (411). Beitrag zu den Blutgeschwülsten der äusseren Geschlechtstheile (413). Parallele zwischen der Perforation und der Kopfzerquetschung, nebst Beschreibung eines neuen Kopsquetschers (414).

Julius Treuherz, s. W. G. Gladstone.

J. J. von Eschudi, Untersuchungen über die Fauna Peruana auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838—1842. Ite Liefer. 912.

Samuel Lukes Einleitung zur Uebersetzung des Jacobischen Werkes üb. die Einrichtung u. Verwaltung von Irrenhäusern, übersetzt von N. M. Julius (740).

Hermann F. Uhden, die Zustände der anglicanischen Kirche u. s. w. 1579.

Carl Ullmann, für die Zukunft der evangelischen Kirche Deutschlands 2001.

W. G. S. Ulrich zum ordentlichen Mitgliede der K. Gesellsch. d. Wissensch. ernannt. Nachr. 115.

Lardner Vanuxem, s. Natural History. Three books of Polydore Vergil's english history, comprising the reigns of Henry VI., Edward IV. and Richard III. etc. edited by Sir Henry Ellis 1535.

Verheyen, deux cas d'albuminurie (1833).

Edouard de Verneuil, s. Viscount d'Archiac.

Karl Bierordt, Physiologie des Athmens, mit besonderer Rücksicht auf die Ausscheidung der Kohlensäure 1585.

G. T. Vigne, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo, the countries adjoining the mountain-course of the Indus, and the Himalaya, north of the Panjab etc. Vol. I. II. 2. edit. 223.

A. F. C. Vilmar, deutsche alterthümer im Héliand als einkleidung der evangelischen geschichte. Beiträge zur erklärang des altsächs. Héliand und zur innern geschichte der einföhrung des Christenthums in Deutschl. 1820. Voigt, Reichstagfahrt des Herzogs Ulrich, von Glöckler (376).

Louis Vulliemin, s. Charles Monnard.

C. M. Wade, s. William Barr.

Wagner (in Wien), zwei Krankengeschichten (133).

Rud. Wagner, zum Hofrath ernannt. Nachr. I.

Georg Waitz, deutsche Verfassungsgeschichte.

Bd. I. 851.

Horace Walpole, Memoirs of the reign of king George the third. Now first published

..... by Sir Denis le Marchant. T. I. II.

1641. — Letters to Sir Horace Mann....

1760 to 1785. T. I—IV. 1641.

Walther von der Vogelweide, s. Klein.

von Wangenheim, Cottas Lob, ein Gedicht (1757).

Assessor Dr S. G. Wappäus zum außerordentlichen Professor in der philosophischen Facultät ernannt 177.

Weber, über die Wirkungen einzelner Arzncien auf besondere Geisteskräfte (1028. 1830).

J. Webster, Paralyse ohne Verlust der Empfindung u. s. w. (1222). — Statistik des Bethlem Hospitals mit Bemerkk. üb. den Wahnsinn (1031. 1224).

von Wedekind, das Forstwesen im Jahre 1944 (1757).

M. Weishaupt; s. C. Corn. Tacitus.

Ch. Weiss, s. Collection de documents inédits sur l'hist. de France.

F. G. Welcker, kleine Schriften. Iter Th.: zur griech. Literaturgeschichte 1053. Namen (1058); über die unechten Lydiaka des Xanthos (1058); ein Stoff der alten Attischen Komödie (1058); über Sappho, Stesichoros und Alkaios (1058); über Linos und Epicharmos (1058); über einen Vers aus einer Iliupersis des Aeschylos bei Aristophanes (1058); über die späteren Thebaiden, auch die des Statius (1058); über die Zweikämpfe des Herakles bei Pisander, das ABG-Buch des Kallias in Form einer Tragödie, den Delphin des Arion u. die Kraniche des Ibykos, die Unechtheit der Rede des Lysias gegen den Sokratiker Aeschines, Heraklides Pontikos *περὶ πολιτειῶν*, Auszüge aus Recensionen (1058); üb. Archilochos (1060); über den Ursprung des Hirtenlieds (1060).

Werlauff, Biographie Sophias von Mecklenburg, übersetzt aus dem Dänischen von Masch (376).

Wernher, üb. die varicösen Geschwüre, ihre Ursachen, Natur u. Cur (1829).

F. C. Wey, s. Jahrbücher.

Th. Whyte, J. M'Adam u. J. Gilder, Berichte über epidemische Krankheiten in Kutch, Kattywar u. im Zillah v. Ahmedabad (1118).

Wienecke, über die Umwandlungen . . . aus Mittelwald in Hochwald zc. (1757).

K. Wieselner, gegenwärtige Zustände der evangelischen u. schottischen Kirche (336). — S. auch: Vierteljahrschrift.

Charles Wilkes, Narrative of the United States Exploring Expedition during the years 1838, 1839, 1840, 1841, 1842. Th. I—III. 841.

- D. Williams, Notice of the Discovery of a mass of Trap Rock in the Mountain Limestone of Bleadon Hill, in the County of Somerset (150).
- Th. Williams, allgemeine Pathologie (1030).—
On the pathologie of cells (1333).
- W. C. Williamson, on the Distribution of Organic Remains in the Strata of the Yorkshire Coast etc. (141).
- Wilson, über einen ungewöhnlich großen Gallenstein, der durch das Rectum ausgeleert wurde (1223).
- v. Wirer, über die Bekämpfung der Pest (123).
— Einige Beobachtungen über das epidemische Fieber des Jahres 1839 (126).— Fall von Krise bei einem Sterbenden, mit Bemerkungen üb. die 1841 herrschende Grippe-Epidemie (127).
— Fall von Bleivergiftung (127).— Therapeutische Versuche mit der Magneto-Electricität (128).— Die Fette in therapeutischer Hinsicht (128).— Ein Fall von Elephantiasis, geheilt durch Carlsbad (128).— Ueber die Wirkung der Mücken (129).
- Wisgrill, über die Anwendung der Electricität zu Heilzwecken (128).
- Christian Witt, über die Eigenthümlichkeit des Klima's der Wallachei u. Moldau u. die sogen. wallachische Seuche unter der zweiten russischen Armee während des letzten russischen Krieges, aus dem Russischen übers. v. W. Thalberg 889.
- Wittkugel, über die Grundgegensätze der Theologie in der Lehre vom Verhältnis Gottes zur Welt (336).
- W. C. Wittstein, über die Darstellung u. Prüfung chemischer und pharmaceutischer Präparate

- u. s. w.; mit einer Vorrede v. Dr J. M. Buchner sen. Ites Heft 150.
- Max Woher, die Entwicklung der deutschen Sprache vom vierten Jahrhundert her bis auf unsere Zeit 1239.
- F. Wöhler, zum Hofrath ernannt. Nachr. 1. — Zur Kenntniß des Aluminiums 353. — Neues Doppelsalz aus Quecksilberchlorid u. essigsaurem Kupferoxyd 358. — Analyse der Rutinsäure 358. — Untersuchungen über das Narcotin u. seine Zersetzungsproucte (1310). — Untersuchungen über das Chinon (1310). — S. auch: Göttingen 1.
- G. Wolde, Rückblicke auf die Generalversammlung des evangel. Vereins zur Gustav-Adolph-Stiftung u. s. w. im Septemb. 1844 (336). — S. auch: Schleiermacher.
- K. Wolff, die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland. Vom Standpunct der würtemb. Verhältnisse aus 709.
- Landrath Wrangell's Chronik von Esthland, nebst angehängten Esthländischen Capitulations-Puncten und Rystädter Friedensschluß. In Druck gegeben. von G. J. M. Paucker 1878.
- Thomas Wright, s. Three chapters of letters etc. A contemporary narrative etc.
- Wurstemberger, Buchegg, die reichsfreie Herrschaft, ihre Grafen u. Freiherrn und die Landgraffschaft Kleinburgund (530).
- Ferdinand Wüstenfeld, s. Abu Zakariya Yahya el-Nawawi. — S. auch: Macrizi.
- Young, üb. das Clima von Sattara (1119).

- H. A. Zachariä, Deutsches Staats- und Bundesrecht. 1te, 2te, 3te Abtheil. 1809.
- J. C. Zellweger, hatte im J. 1405 ein Trefsen bei Wolfshalden Statt oder nicht? (1277).
- Zeune, s. Schulz.
- M. Zeune, s. Gedicht.
- Zink, innere Einrichtung und bisherige Leistungen des gymnastisch-orthopädischen Institutes in Wien (128). — Ueber Tenotomie zu orthopädischen Zwecken (128).
- Zinnow, über ein altfranzösisches Gedicht aus dem Sagenkreise Karls des Großen (1708).
- K. Zittel, Zustände der evangelisch=protestantischen Kirche in Baden 710.
- Zöhrer, Impfversuche mit einer von Dr Reiter aus München erhaltenen regenerierten Schutzpockenlymphe (128).

Zweite Abtheilung.

Register

namenloser Schriften, vermischter Sammlungen oder gesammelter Schriften mehrerer Verfasser, auch einiger literarischen Nachrichten in dem Jahre 1845.

- Abhandlungen der Königlichen Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. B. 2. Von den Jahren 1842—44. 1309.
- Die 2 ältesten . . . Ablaßbriefe, den Mussegger Umgang in Lucern betreff. (1684).
- Acta Concilii Tridentini etc., s. Gabriel Paleotto.
- Agende für christliche Gemeinden des lutherischen Bekenntnisses. Hsggb. von Wilh. Löhe 363.
- Altnordisches Lesebuch, s. Franz Eduard Chr. Dietrich.
- Anecdota Sydenhamiana, s. Thom. Sydenham.
- Anemonen aus dem Tagebuche eines alten Pilgermannes 1557.
- Archiv für Schweizerische Geschichte, s. Gelehrte Gesellschaften.
- Staats- u. Cabinets-Minister von Arnswaldt, Anzeige seines Todes. Nachr. 115.
- Quelques autographes Suisses (1420).

Bedenken in Betreff der Kirchenbücher (336).

- Beitrag zur Geschichte der Kreuzzüge gegen Kaiser Friedrich II. (1684).
 Bekehrung Armeniens durch den heil. Gregor Illuminator 888.
 Friedrich Christian Bergmann, Anzeige seines Todes 457.
 Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache u., s. Gelehrte Gesellschaften.
 Ein Wort an die Bibelgesellschaften (336).
 Les bibliothèques de la Suisse (1420).
 Caroline Brandis, geb. Hausmann 193.
 Joachim Dieterich Brandis, Anzeige seines Todes. Nachr. 115.
 Briefwechsel Ludwigs des XIV. mit Colbert u. Colberts mit Mazarin (1579).

Camden Society 1529.

- Capitular Karls des Großen (1575).
 Charta Ludovici VII. regis etc. (1578).
 Chartularien (1353. 1577).
 Chartularium der Abtei St. Remi de Reims (1575).
 Chartularium des Bisch. St. Hugues (1574).
 Choliambendichter, griechische, s. Babrii fabulae Aesopeae.
 Chroniques de London, depuis l'an 44 Hen. III. jusqu'à l'an 17 Edw. III. Edited etc. by George James Aungier 1532.
 Bruder Claus von Flüe und seine Zuschrift an Constanz (1684).
 Codex Pomeraniae diplomaticus oder Sammlung der die Geschichte Pommerns und Rügens betreffenden Urkunden. Hsggb. von K. F. W. Hasselbach, S. G. F. Rosgarten u. Frd. Baron von Medem. B. 1. Viesr. 2. 997.—

Cod. diplomaticus Brandenburgensis. Sammlung der Urkunden zc. für die Geschichte der Mark Brandenburg zc. B. 4. Hsggb. von Ad. Fr. Riedel. Auch unter dem Titel: Geschichte der geistlichen Stiftungen, der adelichen Familien u. s. w. der Mark Brandenburg. Bearbeitet von... R. 153.

Collection de chroniques belges inédites 231.
— de documents inédits sur l'hist. de France. Première Série. Histoire politique. Papiers d'état du cardinal de Granvella publiés sous la direction de M. Ch. Weiss. T. V. 1484. Les Olim publiés par le comte de Beugnot. T. III. Prem. part. 1487. — S. auch: Mélanges historiques. — Documents historiques.

Congrès scientifique de France. T. I. II. 337.

Correspondance de l'empereur Maximilien I. et de Marguerite d'Autriche (1577).

Fürstliches Gotta-Album. . . . Mit Beiträgen von . . . Redigirt von von Pannewitz 1738.

Der Cretinismus und der Abendberg (1828).

Disputatio historica, Hannones esse veros Nervios, non vero Tornacenses (232).

Documents historiques inédits tirés des collections manuscrites de la bibl. royale et des archives ou biblioth. des départements publ. par Champollion Figeac. T. I. II. 1571.

Einsiedler-Buch, s. Liber Heremi.

Elisabeth Charlotte, Kurfürstin zu Brandenburg 112.

Etrennes nationales etc., f. Gaullier.
 Une expédition de Savoie en 1689 (1418).

Der Feldzug Zürcherischer Truppen nach dem
 Beltlin im J. 1620 (1280).

Die Gallerie auf der Riegersburg. Histor.
 Roman mit Urkunden. Von einem Steiermär-
 ker. 3 Thele. Auch unt. d. Tit.: Die Burgfrau
 u. das Erbfräulein. Die Huldigung u. die Ver-
 schwörung. Der Hexenproceß 1637.

Gedicht von der Zerstörung der Burg Hohenzol-
 lern, hsggb. von A. Zeune. — Gedichte
 aus Böhmens Vorzeit, verdeutscht von Joseph
 Matthias Graf von Thun. Mit einer Einleit.
 v. J. P. Safarik und Anmerkff. v. F. Palacky
 1917.

Germania. Enthalt. sprachwissensch. u. geschichtl.
 Abhandlungen ic. Von der Berlinischen Gesell-
 schaft für deutsche Sprache u. Alterthumskunde.
 Herausgeg. durch Friedr. Heinr. von der Ha-
 gen. Bd. 6. — Auch unter dem Titel: Neues
 Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deut-
 sche Sprache und Alterthumskunde 1705.

Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des hi-
 storischen Vereins der fünf Orte Lucern ic., f.
 Gelehrte Gesellschaften.

Gelehrte Gesellschaften: Göttingische, f. Göt-
 tingen, K. Gesellschaft der Wissenschaften. —
 Abhandlungen der K. Gesellschaft der Wis-
 senschaften zu Göttingen. Bd. 2. Von den
 Jahren 1842—44. 1309. — Archiv f. Schwei-
 zerische Geschichte, hrsgg. auf Veranstaltung
 der allgemeinen geschichtsforschenden Gesell-

schaft der Schweiz. Bd. 3. 1272. — Berlinische Gesellschaft für deutsche Sprache und Alterthumskunde, s. Germania. — Camden Society 1529. — Congrès scientifique de France. T. I. II. 337. — Der Geschichtsfreund. Mittheilungen des historischen Vereins der fünf Orte Lucern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug. Iter Bd. 1681. — Jahrbücher — — des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Alterthümer u., s. Jahrbücher. — Mémoires et documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse Romande. T. III. 2e livrais. 1352. — Nouveaux Mémoires de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. T. 15. 16. 1663. — Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel, s. Mittheilungen. — Transactions of the medical and physical Society of Bombay. Voll. 1 and 2. 1117. — Transactions of the Geological Society of London. Second Series. Vol. VI. 137. — Medico-chirurgical transactions published by the royal medical society of London. Vol. the 26th. 1221. — Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien, von Entstehung der Gesellschaft bis zum Schlusse des dritten Gesellschaftsjahres. Bd. 1. 2. 113. — Verhandlungen der Russisch-Kaiserl.-Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg 1390.

Göttingen. 1. Königl. Gesellschaft der Wissenschaften: A. Feier des 93. Stiftungstages. Nachr. 113. B. Jahresbericht vom Geh. Hofr. Hausmann. a. Das Directorium war Michaelis von dem Obermedicinalrath Langenbeck auf den Geheimen Hofrath Gauß übergegangen. Nachr. 113. b. Verzeichniß der im

Jahre 1845 verstorbenen hiesigen u. auswärtigen Mitglieder u. Correspondenten. Nachr. 113. c. Verzeichniß der neu ernannten hiesigen Mitglieder. Nachr. 115. d. Verzeichniß der erwählten auswärtigen Mitglieder u. Correspondenten. Nachr. 115. C. Verzeichniß der in den Versammlungen der Societät gehaltenen Vorlesungen: Hermann, 2te Vorlesung zur Rechtfertigung der Echtheit des erhaltenen Briefwechsels zwischen Cicero und M. Brutus 961. Berthold, über verschiedene neue oder seltene Reptilien aus Neu-Granada und Crustaceen aus China. Nachr. 37. Conradi, Bemerkungen über die Werlhofsche Blutsleckenkrankheit und Willans Purpura urticans. Nachr. 113. 129. D. Vorgelegt wurden: von dem Geh. Hofr. Hausmann: Beiträge zur Dryktographie von Syra 193. — von dem Hofr. Wagner: Dr H. Frey, zur Entwicklungsgeschichte des gemeinen Blutegels (*Hirudo vulg.* *Nepheleis vulg.* Sav.) 273. und: Ueber die Entwicklung der Gehörwerkzeuge der Mollusken 286. — von dem Hofrath Wöhler: 1) Zur Kenntniß des Aluminiums 353. 2) Neues Doppelsalz aus Quecksilberchlorid und essigsäurem Kupferoxyd 358. 3) Analyse der Rutinsäure 358. — von dem Professor Wüstenfeld: Macrizis Geschichte der Copten aus den Handschriften zu Gotha und Wien nebst Uebersetzung u. Anmerkungen 601. — von dem Hofr. Wöhler u. Dr Merklein: üb. die Bezoarsäure oder die Substanz der orientalischen Bezoare. Nachr. 3. — von dem Geheimen Hofr. Hausmann: über die Zusammensetzung des dunkeln Zundererzes. Nachr. 13. — von dem Hofr. Berthold: über den Heerwurm oder Wurmdrachen, welcher aus den Ma-

den der Trauermücke — *Sciara Thomae*, Meig. — besteht. Nachr. 65. — Durch den Hofrath Wöhler: 1) Chemisch-physiologische Untersuchungen über die Flechten; von Dr G. Schnedermann u. Dr W. Knop. Nachr. 97. 2) Ueber eine merkwürdige Veränderung des Morphins durch Schwefelsäure; von Dr Arppe. Nachr. 108. E. Haupt-Preisaufgaben. Für den November 1845 von der physicalischen Classe: Welche Stellung läßt sich dem sympathischen Nervensysteme durch anatomische, mikroskopische und durch pathologische Untersuchungen anweisen? — ist unbeantwortet geblieben. Nachr. 116. Für den November 1846 von der mathematischen Classe: Eine den hinlänglich bekannten Anforderungen, welche der gegenwärtige Stand der Wissenschaft an derartige Untersuchungen macht, genügende neue Bearbeitung der Theorie der Uranusbewegungen, — die Darlegung der Hauptmomente in einer angemessenen Ausführlichkeit Nachr. 118. Für den November 1847 von der historisch-philologischen Classe: Eine critische und quellenmäßige Geschichte der staatsrechtlichen Stellung der Juden unter römischer Herrschaft sowohl innerhalb als außerhalb Palästinas, von Pompejus dem Großen bis auf den Untergang des weströmischen Reiches. Nachr. 119. Für den November 1848 von der physicalischen Classe, daß die Natur des sogenannten krampfhaften Asthma's der Erwachsenen näher untersucht und insbesondere erörtert werde, in wiefern dasselbe wirklich als eine rein und ursprünglich nervöse Affection vorkommen könne, oder als ein mehr von anderen Affectionen abhängendes Leiden anzusehen, und wie es von anderen Arten des Asthma's oder überhaupt Krank-

heiten, die sich auch durch asthmatische Zufälle äußern, zu unterscheiden sei. Nachr. 120. F. Oekonomische Preisaufgaben. Für den November 1845: Eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntniß dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen sein dürfte, — ist unbeantwortet geblieben. Nachr. 116. Für den November 1846: Worin ist die hohe Fruchtbarkeit des Marschbodens an der Mündung der Ströme des nordwestlichen Deutschlands begründet? Nachr. 121. Für den November 1847 von neuem: Eine möglichst umfassende Erörterung des Einflusses, den die verschiedenen Beschaffenheiten des Bodens auf das Leben der den Culturgewächsen nachtheiligen Insecten und Würmer haben, nebst der Angabe des Nutzens, der aus der genaueren Kenntniß dieses Verhältnisses für Land- und Forstwirthschaft zu ziehen sein dürfte. G. Bei der Kön. Gesellschaft der Wissensch. in den Monaten Juli, August u. September 1845 eingegangene Druckschriften. Nachr. 122. 2. Universität: A. Bekanntmachung der Immatriculations-Commission 561. Nachr. 33. B. Verzeichnis der Vorlesungen für den Sommer 1845. 377; — für den Winter 18⁴⁵/₄₆. Nachr. 17. C. Feierlichkeiten: Preisvertheilung an die Studierenden, eröffnet mit einer Rede des Prof. Hermann. Nachr. 1. D. Oeffentliche gelehrte Anstalten: a. Medicinisch-klinisches Institut in dem akademischen Hospitale und die damit verbundene ambulatorische Klinik 81. b. Pathologische Samm-

lung 921. c. Naturhistorische Sammlungen. Nachr. 35. d. Zoologisches Museum. Nachr. 37. e. Königl. Bibliothek. Nachr. 49. Die Accessionen der Bibliothek seit dem Jahre 1844: Länder- u. Völkerkunde. Nachr. 55. 78. Geschichte u. deren Hilfswissenschaften. Nachr. 79. 81. 124. 141.— Arabische Typen für die Universität angeschafft 600.— Beiblatt der Götting. Gel. Anzeigen 1185.

Van deme greven van Hollant, ein Klagedicht, hsggb. von von der Hagen (1707).

Guys Hospital Reports, f. Reports etc.

Fr. Hildebrandt, Anzeige seines Todes. Nachr. 115.

Neues Jahrbuch der Berlinischen Gesellschaft für deutsche Sprache u. Alterthumskunde, f. Germania.

Jahrbücher und Jahresbericht des Vereins für mecklenburgische Geschichte u. Alterthümer. Herausgegeben von G. C. F. Lisch u. F. C. Wex. Neunter Jahrgang 374.

Incerti auctoris versus heroici de figuris et de prosodia fragmenta, edid. E. E. Struve (1236).

Inscriptiones Graecae ineditae etc., f. Lud. Rossius.

Zukunft der evangel. Kirche, f. Zukunft. Bedenken in Betreff der Kirchenbücher (336).

Three chapters of letters relating to the suppression of monasteries, edited from the originals in the british museum by Thomas Wright 1529.

- Lettres de Louis XII. et du cardinal d'Amboise (1577). — Lettres, mémoires etc. relatifs à la guerre du bien public (1578).
- Liber Heremi (Einsidler-Buch), herausg. v. P. Gall Morel (1685).
- Libertates ecclesiae Remensis (1575).
- Livre d'or in dem Archive der Präfectur zu Marseille (1573). — L. vert des Bisthums Marseille (1574).

- Magnetical and meteorological Observations made at the Royal Observatory, Greenwich, in the years 1840 and 1841: under the direction of George Biddell Airy 1471.
- Fragments du Mahabharata, f. Th. Pavie.
- Mélanges historiques 1572. — M. helvétiques etc., f. Gaullier.
- Mémoires et Documents publiés par la Société d'Histoire de la Suisse romande. T. III. 2e livrais. 1352. — Nouveaux M. de l'académie royale des sciences et belles lettres de Bruxelles. T. 15. 16. 1663.
- Memoirs of the reign of king George the third, f. Hor. Walpole.
- Zwölf römische Militärdiplome. Beschrieben von J. Arneth u. s. w. Auf Stein gezeichnet von Albert Camesina 419.
- Mittheilungen der Gesellschaft für vaterländische Alterthümer in Basel. I. Die römischen Inschriften des Kantons Basel von Dr. K. L. Roth 1513.
- G. L. Mollevaut, Anzeige seines Todes. Nachr. 115.
- Monuments pour servir à l'histoire des provinces de Namur, de Hainaut et de Luxem-

bourg recueillis etc. par le baron de Reiffenberg. T. I. 231.

A contemporary narrative of the proceedings against Dame Alice Kyteler, prosecuted for sorcery in 1324, by Richard de Ledrede etc. Edited by Thomas Wright 1531.
Natural History of New-York 1385.

Nolte, Dr. med., schießt surinamsche Naturproducte. Nachr. 35.

Pacta naulorum (1575).

Ἑλληνικὸς νέος Παρονασσὸς κ. τ. λ., ἴ. Κωνστ.
Ἀλ. Χαντσεροῦ Ἑλλ. ν. Π.

Pièces complémentaires pour l'histoire de Davel (1421).

Protocolle der Inquisitoren aus den Jahren 1245—1253 (1574).

Raude, kön. Förster, schießt Maden, Puppen und Insecten des Heerwurms. Nachr. 37.

Reflexionen eines alten practischen Forstmannes (1758).

Regesta Imperii inde ab anno MCCXLVI ad annum MCCCXIII.— Die Regesten des Kaiserreichs unter Heinrich Raspe etc. Neu bearbeitet von Joh. Friedr. Böhmer 1225.

Regesten der kaiserl. und königl. Urkunden des Staatsarchivs Lucern, über den Zeitraum von 840—1530 (1683).

Registres de délibérations de la commune de Marseille (1574).

Guy's Hospital Reports, second Series edited by G. H. Barlow, E. Cock, E. L. Birkett, F. H. Browne et A. Poland. Vol. I. 1321.

Der ungenährte graue Rock Christi: wie König Orendel von Trier ihn erwirbt, darin Frau Breiden und das heilige Grab gewinnt, und ihn nach Trier bringt. Altdeutsches Gedicht, aus der einzigen Handschrift, mit Vergleichung des alten Drucks, herausgeb. v. Friedr. Heinr. von der Hagen 781.

Romancero castellano, o' colleccion de antiguos romances populares de los Españoles, publicade con una introduccion y notas por G. B. Depping. Nueva edicion, con las notas de Don Antonio Alcalá-Galiano 554.

Sammlung der Sanitäts=Verordnungen für das Erzherzogthum Oesterreich unter der Enns u. s. w. Th. I. 2. od.: Bd. 8. 9. Herausgeb. von Jos. Joh. Knolz 430.

Schenkungsurkunde von Kaiser Heinrich V. u. s. w. (1578).

Aug. Wilh. von Schlegel, Anzeige seines Todes. Nachr. 115.

Statut, lateinisches, der deutschen Colonien im Thal von Formazza . . . v. J. 1487, nebst Nachträgen und einem Auszuge aus den Freiheitsbriefen der Thalgemeinde v. J. Rud. Burckhardt (1279).

Transactions of the medical and physical Society of Bombay; of the geological Society of London; Medico-chirurgical transactions, published by the royal medical

and chirurgical Society of London; s. Gelehrte Gesellschaften.

Urkunden (1085) — der Herzöge v. Bretagne (1574) — zur Begründung der rechtlichen Verhältnisse Lucerns bis zum Ausgange der Murbachischen Herrschaft (1684) — zur Beleuchtung der Thätigkeit der westphälischen Gerichte in der Eidgenossenschaft, mit Erläuterungen u. s. w. von v. Reding u. Näf-Obersteuffer (1280). — Sieben Urkunden von 1138 bis 1512 (1684). — S. auch: Mémoires etc.

Vergleichung, philosophische, der Römischen, Preussischen und Französischen Civilgesetzgebung 1521.

Verhandlungen der k. k. Gesellschaft der Aerzte zu Wien etc.; der Russisch-Kaiserl.-Mineralogischen Gesellschaft zu St. Petersburg; s. Gelehrte Gesellschaften.

Versuche üb. den Ertrag der Nadelstreu in Kieferwäldungen (1749).

Verträge zwischen den Königen von Majorca u. s. w. (1578).

Verzeichniß der mit der Geliebten Abelands beginnenden Aebtissinnen (1573).

Vierteljahrschrift für die praktische Heilkunde, herausgegeben von der medicinischen Facultät in Prag. Iter Jahrg. 1—3tes Quartal 325 — für Theologie u. Kirche u. s. w., herausgeb. von Lücke und K. Wieseler. Iter Bd. Ites Heft 334.

Quelques traits de la guerre de Villmergen (1421).

Schwedisches Volksbuch von Judas Sicharioth,
übers. von R. Lammé (1707).

Voyage autour du Monde sur la frégate la
Vénus etc. T. IV. 1551. — Voyage autour
du monde sur la corvette la Bonite etc.,
s. Eydoux et Soulayet. — Voy. en Is-
lande etc., s. Xavier Marmier.

Wedekind, Anzeige seines Todes, seiner
Preisaufrage u. seines Legates. Nachr. 113.

Zeitschrift für die gesammte Medicin,
mit besonderer Rücksicht auf Hospitalpraxis
und ausländische Literatur Bd. 28.
Heft 1. 2. 1027. — Bd. 28. Heft 3. 4. 1514.
— Bd. 29. 1828.

Zukunft der evangel. Kirche Deutschlands, Lite-
ratur über die, 2001.

Nachträge zum Register.

6. 7 nach 3. 20 ist hinzuzufügen: Salvador Bermudez, f. S. B. de Castro.
- 8 3. 2 l. 1979 ff. 1797.
- 9 nach 3. 1 ist hinzuzufügen: Bornträger, chemische Zerlegung des Zundererzes. Nachr. 14.
- 9 vor — 3 v. u. ist hinzuzufügen: J. A. Buchner sen., f. G. E. Wittstein.
- 19 — — 1 v. u. ist hinzuzuf.: K. F. W. Hasselbach, f. Codex Pomeraniae diplomaticus.
- 26 — — 1 ist hinzuzuf.: J. G. F. Kossegarten, f. Codex Pomeraniae diplomaticus.
- 27 nach — 1 ist hinzuzuf.: Richard de Ledrede, f. A contemporary narrative etc.
- 31 vor — 15 ist hinzuzuf.: Frd. Baron v. Medem, f. Codex Pomeraniae diplomaticus.
- 37 3. 5 v. u. nach 581 ist hinzuzuf.: G. auch: Sul. W. L. Mehliß.
-

Druckfehler und Berichtigungen

zu den Anzeigen.

- S. 149 3. 5 v. u. l. Strickland st.
Strickland.
- 170 — 9 — — — Paraboloid st.
Paralleloide.
- 171 — 6 l. Ellern = Schlagholz st.
Ellner = Schlagholz.
- 312 ist die Seitenzahl aus 212 in 312 zu
ändern.
- 330 3. 11 v. u. l. Keine st. eine.
- 333 — 20 — — — Tokologie st.
Topikologie.
- 363 — 2 — — — Löhe st. Löhn.
- 498 — 2 — — — hinter Verdorbenheit
ist der Turban einzu-
schalten.
- 499 — 12 — — — l. Gefittung st. Ge-
sinnung.
- 499 — 7 — — — Losung st. Lösung.
- 500 — 21 — — — eben st. aber.
- 500 — 8 — — — geistlichen statt
gräßlichen.
- 500 — 7 — — — Geweichten st.
Gardisten.

Σ.	500	3.	1	v.	u.	l.	Mahonen st. Mahr-
	—	501	—	8	—	—	nen. verrichtet st. ver-
	—	502	—	11	—	—	ruchtet. Ultramariner st.
	—	988	—	16	—	—	Ultramänner. Bewegung statt
	—	990	—	6	—	—	Bogenwindung. Boden st. Becken.
	—	1020	—	4	—	—	Hoffnungen statt
	—	1156	—	9	—	—	Träumen. vergnüglicher st.
	—	1321	—	18	—	—	vergänglichlicher. Barlow statt Bar-
	—	1886	—	4	—	—	law. Canalisierung st.
	—	2088	—	16	l.	l.	Colonisierung. ἐσέκειτο u. ἐπέκειτο st. ἐσέκεστο u. ἐπέκεστο.